Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1840.

Erster Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1840.

Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—182, Beilagen Nr. 1 und 2, literarische Anzeiger Nr. I—XIV.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1840.

Register.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 1. — 1. Januar 1840.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Alle Mitarbeiter haben neue Chiffren erhalten.

Die Journalistenschule.

Ein Brief von Jules Janin an die Verfasserin, Madame Emile de Girardin. *)

Sie haben mich eingeladen, der Vorlesung jenes neuen Lustspiels beizuwohnen, welches das Théâtre français einstimmig angenommen hat und das den Titel führt: „Die Schule der Journalisten". Ich nahm diese Einladung so an, wie Sie dieselbe ohne Zweifel gegeben haben, ohne irgend einen Nebengedanken. Alle Schriftsteller, welche, wie Sie, mit Muth und Ausdauer, besonders aber mit Talent kämpfen, besitzen meine Theilnahme. Ich hatte deshalb allen Grund zu glauben, Sie würden mir, da Sie wissen, daß ich zu Ihren Freunden gehöre, daß ich Ihrem Geiste, Ihrem Style, der Art, wie Sie in Prosa und Versen alles Das aussprechen, was Ihnen in den Sinn kommt, alle Gerechtigkeit widerfahren lasse, keineswegs einen öffentlichen Hinterhalt legen wollen, mir, dem Manne der Presse, dem Kinde der Presse, der ich für und durch dieselbe lebe, der sie liebt, wie man eine gute Amme liebt, und sie achtet, wie man eine Mutter achtet, mir, der ihr Alles verzeiht, selbst ihre Grausamkeiten, ihre Ungerechtigkeiten, ihre Verbrechen, und zwar wegen des Großen, des Nützlichen, des Ehrenvollen und des Schönen, das sie besitzt.

Ich war also einer der ersten in Ihren schönen Salons, die sich so ganz zum Vorlesen und zum vertraulichen Geplauder eignen; ich bewunderte ganz gemächlich diesen eleganten Luxus, diese Gemälde, diese Spiegel, diese Vergoldungen, diese so bequemen Stühle, die gar nicht da zu sein scheinen, um auf ihnen ein Werk vorlesen zu hören, wobei jeder bis ans Ende aufmerksam sein muß, den schönen Garten, der an Ihr Arbeitszimmer stößt, die eilfertigen und gut gekleideten Diener, mit einem Worte alle Details des wohlhabenden und geistreichen Lebens; ich versichere Sie, daß ich auch nicht einen Augenblick daran dachte, für eine beliebte Journalistin, die Sie sind, für eine mit Recht gern gelesene Feuilletonsschriftstellerin wäre Ihre Wohnung zu schön, wäre Ihre Dienerschaft zu zahlreich, wären Ihre Candelaber mit zu vielen Kerzen beladen und Ihre Meubles zu reich. Im Gegentheile, eben wegen meiner Liebe zu der großen und edeln Beschäftigung, die wir Beide treiben, und wegen meiner Achtung vor derselben ist es mir nie eingefallen, man könne es den Journallieblingen zum Vorwurfe machen, daß sie ebenso gut wohnten als die Wechselmäkler. Die ersten befördern die Circulation der Ideen, die letztern setzen nur Geld in Bewegung; die erstern leben von ihrem Geiste, die andern von ihrem Gelde. Wir werden es nicht mehr erlauben, daß man sich um das Vermögen eines Schriftstellers kümmere, daß man ihn frage, warum er nicht mit einer Frau und fünf bis sechs Kindern ein Dachstübchen bewohne; warum er sich's herausnehme einen Bedienten zu haben, eine Pendule, die ihm die Stunden vorspielt, einen Teppich, auf dem er herumgeht, ein junges schönes Weib zum Lieben, einen Wagen, der ihn aus der Menge hinwegträgt und in die Gesellschaft der Glücklichen und Reichen bringt; man ist schon längst darüber einig, daß die ganze Dichterarmuth, von der man spricht, zu einer Fiction geworden ist, die bei uns nicht mehr möglich ist, wo der Mensch sich nicht blos nach Dem schätzt, was er hat, sondern auch nach Dem, was er kann. Seitdem das Geld als Macht anerkannt worden ist, haben die größten Dichter

*) Das Lustspiel der Madame de Girardin: „Ecole des journalistes", hat so großes Aufsehen erregt und ist in den Zeitungen so häufig besprochen worden, daß wir es für zweckmäßig halten, hier den Brief mitzutheilen, den Jules Janin über dieses Stück an die Verfasserin gerichtet hat. D. Red.

der neuen Welt, Lord Byron, Walter Scott, Chateaubriand und Lamartine, blos aus Eitelkeit und aus Stolz viel Geld zu gewinnen gesucht.

Ich war also diesen Abend bei Ihnen, bewunderte Alles, erinnerte mich an Ihre ersten dichterischen Inspirationen, als Sie ein schönes blondes begeistertes Kind waren und Ihre schönen Verse unter der Kuppel des Pantheon auf dem Grabe des Generals Foy sprachen, und bedachte, nicht ohne Stolz auf unsere Kunst, wenn man so sagen darf, wie die Macht des Journals so groß sei, daß auch Sie, die Dichterin, endlich von jenen Höhen sich herabgelassen haben, um unsere Tagestribune zu besteigen, wo wir Ihnen Platz machten und von wo sich jeden Morgen Ihre beredte oder lachende Stimme hören ließ, und daß Sie allmälig ganz in das Journalleben eindrangen, welches das eigentliche Leben der poetischen Welt ist. Da sagte ich ganz leise zu mir: nein, es ist unmöglich! Man hat wieder einmal gelogen! Sie wird nicht undankbar gegen die Presse sein, die sie nährte; sie wird nicht mit Beschuldigungen und Schmähungen die gute, zwar etwas phantastische, im Grunde aber treue und ergebene Amme überhäufen, die sich allen Launen, allen Plaudereien, selbst dem Schmollen und oft auch der Grausamkeit dieses Kindes ihrer Wahl gefügt hat. Nein, es ist nicht wahr, nein, Alles, was man im voraus von diesem Lustspiele, von den Sarkasmen, von den Verwünschungen, von den Grausamkeiten sagt, es ist nicht wahr. Mein Vertrauen auf Sie, die Journalistin, war so groß, daß ich die Aufnahme, welche Ihr Werk bei den Herren Schauspielern vom Théâtre français gefunden, und die rührende Einstimmigkeit vergaß, mit welcher sie die „Ecole des journalistes" angenommen hatten. Wie! Nicht eine Stimme gegen Sie, nicht eine schwarze Kugel, nicht einmal die des Directors und die des königlichen Commissars! Wirklich die armen Journalisten müssen von Ihnen arg gemishandelt worden sein, da Sie eine so rührende und so seltene Einstimmigkeit bei diesen Schauspielern fanden, die nicht drei Monate leben würden, erzeigte ihnen die Presse nicht die Ehre, alle Tage von ihnen zu sprechen. Aber ich vergaß diese traurigen Andeutungen gern, da ich mit dem Wunsche gekommen war, Sie ruhig und gerecht zu finden inmitten aller Leidenschaften, die, ich gestehe es gern, wol Ihren Unwillen erregen konnten.

In diesen Gedanken und Erwartungen wurde ich bestärkt, als ich Ihren Salon allmälig sich mit den Männern füllen sah, welche die pariser Presse an ihre Spitze stellt und auf die sie mit Recht stolz ist. Es befanden sich an diesem Abende bei Ihnen Journalisten von jeder Stellung, von jeder Meinung und von jeder Vermögensstufe: der Politiker, der die geringsten Details der Constitution auswendig weiß, der mit der Feder in der Hand den Ereignissen in Europa folgt, der die Revolution von gestern erklärt und die des nächstfolgenden Tages voraussieht, der Mann mit kaltem Blute, der so viel Stürme vorüberziehen sah und mehr als irgend Jemand die Nichtigkeit der menschlichen Macht erkannt hat. Es war zugegen der philosophische Journalist, der Geschichtschreiber der Ideen, nicht der Ereignisse, der die Begebenheiten und die handelnden Menschen bei Seite läßt, um sich nur mit Denkern und Träumern zu beschäftigen. Es war zugegen der Kritiker, der sein Leben unter der Vertheidigung der alten Meisterwerke hinbringt und der alle Constitutionen in der Welt für die „Art poétique" von Despréaux oder für Shakspeare's „Sommernachtstraum" hingäbe. Es war zugegen der dichtende Journalist, der hier und da sein Lied ausstreut, damit es tiefer und weiter in die Menge eindringe, die nichts Anderes mehr lesen mag als das Journal. Es war zugegen der Romandichter, der den fliegenden Blättern das Drama anvertraut, das er den im Theater versammelten Massen nicht erzählen kann. Es war zugegen der sarkastische Journalist, der sich der Ironie und des Epigrammes bedient, wie andere sich des Raisonnements und des gesunden Verstandes bedienen. Sie waren fast alle zugegen, diese und jene, Sie ungerechnet, Sie unser Bruder, die Sie mit seltenem Glücke sich in allen diesen Zweigen der Kunst versucht haben und ernst waren, selbst wenn Sie scherzten. Wie konnte ich glauben, daß Sie mit den blauen Augen, mit der so weißen Hand, Sie mit der so milden und glücklichen Heiterkeit, mit Ihrem Geiste und Ihren schönen Versen uns ausdrücklich zu diesem poetischen Feste würden eingeladen haben, um uns allmälig zu erwürgen? Wissen Sie, daß dies gerade die Geschichte des Festes Domitian's ist? Er hatte alle Arten Schöngeister und große Herren in seinen Palast geladen und ihnen Plätze angewiesen an seiner Tafel, die mit dem unglaublichen Luxus beladen war, welchen Petronius schildert. Mit einem Male öffnete sich die Decke des Saales, welche den Himmel mit seinen Sternbildern vorstellte; ein feiner leichter Regen fiel auf die Gäste herab, es war Rosenwasser und die Gäste jubelten über die Freigebigkeit des Kaisers. Bald füllte sich der Saal mit den lieblichsten Wohlgerüchen, und schon riefen die Gäste, die genug hatten: Gnade! aber der Regen wurde immer dichter und stärker; die anfangs lieblichen Wohlgerüche betäubten die Köpfe der Anwesenden, und man mußte Einen nach dem Andern halbtodt aus dem Festsaale forttragen. So gedachten Sie mit Ihrer Anmuth, mit Ihrem Geiste, mit Ihrer Schönheit und Ihren schönen Versen gegen uns Journalisten zu verfahren.

Schon hatten Alle ihre Plätze eingenommen; auf den ersten Stühlen saßen geputzte Damen, die theils sehr hübsch, theils sehr geistreich waren, was fast ebenso viel ist. Von diesen Damen läßt sich sagen, was ich eben von den Literatoren sagte, die sich bei Ihnen eingefunden hatten; sie waren von allen Arten da: glückliche und verständige, mit völlig ausgebildetem Geiste, spottsüchtige und lachlustige, die pikanten und lebensvollen Feuilletons der Salons, die tausendmal mehr zu fürchten sind und gefürchtet werden als die unserigen, Feuilletons von Fleisch und Blut, die ihre vollen weißen Schultern zeigen und deren Sarkasmen immer von einem feinen Lächeln begleitet sind. Es waren Damen da, die Alles ansehen, ohne etwas davon zu verstehen, und die sich doch recht wohl amusirt hatten, als

sie endlich nicht das Lustspiel, das Sie vorlasen, aber die Komödie durchschauten, die im Saale gespielt wurde. Es waren zwei Damen von viel Geist und Erfindungsgabe da, deren Lustspiele selbst die Mars nicht zu spielen verschmäht und denen das Ihrige sehr zusagte, nicht blos Ihres Geistes wegen, sondern auch wegen der Malicen, die sich darin finden. Ihre Mutter war zugegen, die angenehmste Plauderin unserer Zeit, die liebenswürdige Romandichterin, die zuerst erkannte, wie sehr in Hinsicht der Galanterie und Liebe der Hof Ludwig's XIV. dem Hofe Ludwig's XV. glich. Auch mehre Dichter waren da, darunter der berühmte, der verkehrte, der seine schönsten Lieder für seine schlechtesten Dramen hingäbe, die zahlreich sind. Selbst große Herren waren da, Namen, die in unserer Geschichte eingetragen sind, aber, ich versichere Sie, meine schöne Kameradin, gerade vor diesen hätten Sie sich hüten sollen, unsern Stand und unser Gewerbe zu beschimpfen. Bedenken Sie, daß diese Männer, die alle ihre Vorrechte verloren haben, über welche die Gleichheit mit ihrem eisernen Streichmaße hingefahren ist, uns Schriftstellern nie verzeihen werden, daß wir uns vor ihre Sonne stellten. Bedenken Sie, daß es jetzt die Dichter, die Romanschriftsteller, die dramatischen Dichter, die berühmten Journalisten sind, welche Titel und Wappen haben. Auf diese wenden sich Aller Augen, wie sie eintreten; ihre Namen spricht der Kammerdiener mit Stolz aus, wenn er sie anmeldet. Man lasse zu gleicher Zeit einen Créqui und einen Chateaubriand eintreten, und man wird sehen, nach welchem sich sogleich alle Köpfe und alle Herzen wenden. Man melde den Herzog von Montmorenci und den Herrn v. Balzac, und man wird nach dem Herrn v. Balzac sehen. Diese Überlegenheit des Geistes ist constatirt, die Niederlage der Aristokratie wird von Allen, selbst von den Besiegten zugestanden; die Herzoge, die Marquis, die Grafen und Vicomtes machen dem Schriftsteller Platz, und Sie sind so unvorsichtig, in Gegenwart eben dieser Herren eine Komödie vorzulesen, in welcher Ihre Mitstreiter in dem periodischen Kampfe ohne Rücksicht und ohne Achtung behandelt werden! Lernen Sie Ihre Würde und die unserige besser achten! Wir wollen über uns lachen, wenn Sie es wünschen, aber wenn wir unter uns sind. Wir wollen einander harte Wahrheiten sagen, wenn es sein muß, aber unter vier Augen. Wer wir auch sein mögen, Dichter oder Journalisten, Kinder derselben Familie, wir wollen unser Nest nicht beschmuzen, wir wollen uns nicht zum Gespötte der Nachkommen jener fürstlichen Häuser machen, bei denen wir vor hundert Jahren keinen Zutritt gehabt haben würden, die sich aber gegenwärtig glücklich schätzen, wenn sie zu uns kommen dürfen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der chinesische Hogarth.

Die große Strenge, mit der die chinesische Regierung, wie man sagt auf Veranlassung des Todes eines Sohnes des dortigen Kaisers in Folge des Opiumrauchens, seit Anfang dieses Jahres den Handel mit diesem Gifte in Kanton verfolgt, ist sogar politisch wichtig geworden. Mit der größten Treue haben die Beamten jener Regierung in Kanton das mehr als 12 Millionen Piaster an Werth betragende, von den englischen und amerikanischen Kaufleuten gelieferte Opium gänzlich vernichtet, indem sie es in großen, mit Stein gefütterten Gräben mit Seewasser vermischten, darin auflösten und ablaufen ließen, und wir wollen zum Besten der Menschheit wünschen, daß es ihr auch gelingen möge, die verderblichere und jetzt weit gewinnreichere Opiumschmuggelei der eigenen Unterthanen zu hindern. Während so aber die Regierung durch äußere und politische Maßregeln jenem schädlichen Handel Grenzen zu setzen suchte, hat sie sich bemüht, zu gleichem Behufe, auf das Sittlichkeitsgefühl ihrer Unterthanen durch Rede, Schrift und Bild zu wirken.

Ein in Kanton lebender chinesischer Maler, Namens Singua, hat in sechs Blättern auf Reispapier eine Reihe Gemälde, in Holz geschnitten, über die schädlichen Wirkungen des Opiums herausgegeben, welche wol dem bekannten Leben eines Liederlichen von Hogarth an die Seite gestellt zu werden verdienen. Ein Nachstich dieser Bilder befindet sich in der englischen in Kanton erscheinenden Zeitschrift „Chinese repository", der ich folgende, vom Künstler selbst abgefaßte Beschreibung seines Werkes entlehne.

Der Sohn eines wohlhabenden vornehmen Mannes gelangt, da sein Vater, als er noch jung ist, stirbt, zum Genusse des ganzen Familienbesitzes. Der junge Mann, der keine Neigung zu Geschäften oder zu Büchern hat, ergibt sich dem Opiumrauchen und der Liederlichkeit. In kurzer Zeit ist sein ganzes Erbgut durchgebracht, und er hängt hinsichtlich seines täglichen Unterhaltes ganz von der Arbeit seiner Frau und seiner Kinder ab. Ihre Dürftigkeit und ihr Elend steigen aufs Höchste.

Erstes Bild. Dieses Bild zeigt einen jungen Mann in seiner Wohnung, reich gekleidet, in Fülle der Gesundheit und Jugendkraft. Eine prächtige ausländische Setzuhr steht auf einem Marmortische hinter ihm. Rechts sieht man eine Geldkiste voll Gold und Silber, links steht neben ihm sein Kammerdiener und in einer geringen Entfernung ein Mann, der stets damit beschäftigt ist, aus dem roh zum Verkaufe ins Haus gebrachten Opium den Rauchstoff zu bereiten.

Zweites Bild. Der Jüngling liegt mit der Pfeife im Munde auf einem prachtvollen Ruhebette, von Lustdirnen umgeben, unter denen zwei sehr junge sind, die Musik machen. Das Geld wird von ihm, rücksichtslos auf dessen Werth, mit vollen Händen ausgestreut.

Drittes Bild. Nachdem der junge Mann seiner Lust einige Zeit nachgehangen hat, wird seine Gier nach Opium unersättlich und sein Aussehn bleich und abgemagert. Die Schultern treten hervor, die Zähne sind vom Zahnfleisch entblößt, das Gesicht ist schwarz, er liegt träumend vom Morgen bis Abend und thut gar nichts mehr. In diesem Zustande sitzt er mürrisch auf einem schlechten Bette, Pfeife und den übrigen Rauchzubehör neben sich liegend. In diesem Augenblicke treten seine Frauen, oder seine Frau und ein Kebsweib herein, und die erste steht, da sie die Geldkiste leer findet, erstaunt und unwillig da, während die andere verwundert auf Das blickt, was sie auf dem Bette ausgebreitet schaut.

Viertes Bild. Seine Ländereien und seine Häuser sind nun alle verzehrt, sein Lager besteht aus einigen ungehobelten Bretern und einer zerrissenen Matratze, er hat keine Schuhe mehr an den Füßen und sitzt mit fast schreckenerregendem Antlitze vorwärts gebückt und mühselig Athem holend. Weib und Kind stehen vor ihm, verarmt, hungrig; jene hat zornig alle seine Rauchwerkzeuge auf den Fußboden geworfen, während das Knäblein, nichts Böses ahnend, die Händchen zusammenschlägt und über den Spaß lacht. Der Elende achtet auf beides nicht.

Fünftes Bild. Armuth und Noth sind noch höher gestiegen, während die Opiumgier stärker als je zuvor ist. In diesem Zustande sucht der Unglückliche einige Kupfermünzen zusammen, mit denen er nach einem der Rauchhäuser eilt, um

dort das aus der ausgerauchten Pfeife eines Andern Herausgekratzte zu rauchen und so seine unersättliche Begierde zu stillen.

Sechstes Bild. Der Unglückliche hat sein letztes Ziel erreicht, er ist blödsinnig. Er sitzt auf einem Bambusstuhle, den Opiumschmuz beständig schluckend, der so widerlich ist, daß er ihn nur mit Thee die Kehle hinabzuwaschen vermag. Frau und Kind sitzen neben ihm, Seidenstränge von Bambusrinden zu Knäulen wickelnd, wodurch sie einen jämmerlichen Tagelohn zu seinem und ihrem Unterhalte erwerben, womit sie sich das Leben von einem Tage zum andern fristen. 1.

Aus Italien.

Vor einer Reihe von Jahren hat Prof. Poli in der „Biblioteca italiana" (1826) seinen Landsleuten Bericht erstattet über die Schädellehre, wie sie damals von ihren Adepten gelehrt wurde. Seitdem hat auch an ihr die Zeit weiter gebildet, und eine viel bändereichere Literatur bietet jetzt den neuen Bearbeitern Stoff zu ihrer Anpreisung oder zum Angriffe auf sie. Mit Berücksichtigung dieses großen Materials hat der berühmte Arzt Frank, früher in Wilna und in Wien, der gegenwärtig in ehrenvoller Muße zu Como lebt, eine neue Darstellung der Phrenologie in der „Biblioteca italiana" gegeben, die, auf dem kritisch-ärztlichen Standpunkte stehend, nicht eben bestimmt scheint, der alten Lehre viel neue Schüler zu gewinnen. Frank erzählt in seiner Darstellung geschichtlich, welcher Aufnahme sich Gall's und Spurzheim's Doctrin zu erfreuen hatte, und verhehlt die Bedenken nicht, die vom ersten Bekanntwerden an den Glauben an ihre Allgültigkeit beschränkten. Für die Laien hätte das System darum mehr Imponirendes, weil den äußern Wahrnehmungen eine mit dem Rüstzeug anatomischer Gelehrsamkeit umschanzte Unterlage gegeben war, die stets eine zum Schweigen bringende Gewalt übt; denn welcher Nichtphysiolog wäre dreist genug zu widersprechen, wenn man durch die Windungen des Gehirnmarks ihm Erscheinungen demonstrirt, die mit einer Art von Stetigkeit vorkommen? Nur Leute, die vor den Namen und Scheiben des großen und des kleinen Gehirns sich nicht fürchten, sind Gegner, denen die Phrenologen nicht nachgehen, und Dr. Frank redet daher, wenn auch mit Rücksicht auf die Menge, von der er verstanden zu sein wünscht, als gelehrter Naturforscher von den innern Geheimnissen des menschlichen Baues, und setzt seine physiologische Weisheit der phrenologischen Weisheit entgegen. Seine Einwürfe gewinnen dadurch an Bedeutung, daß er den Grundsatz der Phrenologen in Ehren hält, demzufolge die Windungen der Gehirnmasse Bedeutung haben; aber nur alle die Schlüsse, die man auf die bisher angenommenen Bedeutungen baute, zieht er mit vielen Gründen in Zweifel. Er erinnert an Verletzungen dieser Gehirnmassen, wie sie bei schweren Kopfverletzungen gar nicht selten vorkommen, die gar keine Störungen der geistigen Functionen, welche man damit in Verbindung dachte, hervorbrachten, und erwähnt, daß durch apoplektische Zufälle eine geistige Unthätigkeit eintrat, während die Leichenöffnung doch eine völlig unverletzte Gehirnmasse nachwies. Frank leugnet, daß die Natur ihre Werkstatt für geistige und gemüthliche Thätigkeit auf die Oberfläche der Gehirnmasse verlege habe, wie nach der Annahme der Phrenologen vorausgesetzt scheine, um dadurch ihre Schädelbuckeln zu bedingen, sondern setze für sie, wie bei so vielen Erscheinungen der Natur, eine Thätigkeit in der Tiefe voraus, die um so eher verborgen bleiben wird, weil zwischen den Theilen der Gehirnmasse Verschiedenheit aufzufinden bis jetzt noch nicht gelingen wollte. Als ein Umstand, der für die Sätze der Phrenologie spräche, ist angeführt worden, daß Kranke, die lange an Kopfschmerz in der untern Stirngegend leiden, endlich das Gedächtniß verloren. Frank erinnert dagegen an die vielen Fälle, wo dieselbe Schwäche in Folge von Schmerzen an andern Stellen des Kopfes eintrat. Bemerkenswerth war das Beispiel des russischen Akademikers Trinius, des bekannten Botanikers, der in Folge von anhaltenden Schmerzen im Hinterkopfe alles Orts-, Namen- und Sachgedächtniß eingebüßt hatte. Frank hatte Gelegenheit, diese Erscheinung sehr genau zu beobachten, als er 1837 mit dem Kranken gleichzeitig in Dresden sich aufhielt. Viel zu sehr, meint Frank, habe man den Zusammenhang übersehen, der zwischen verschiedenen Theilen des Gehirns im Zustande der Verletzung und allen den Eingeweiden des Thorax, des Unterleibes rc., welche von jenen Gehirntheilen ihre Nerven ableiten, eintritt. Mit beiden Augen auf den Schädel gewendet, habe man sich nicht, oder sehr wenig um den übrigen Körper bekümmert und die Thätigkeiten des Gehirns weder im gesunden noch im kranken Zustande hinreichend beachtet.

Der fünfte Band der „Biografia degl' Italiani illustri nello scienze, lettere ed arti del secolo XVIII e de' contemporanei, compilata da letterati italiani di ogni provincia", das Prof. Emilio di Tipaldo herausgibt, ist erschienen (Venedig 1838) und bringt das Werk seinem Abschluß nahe. Die Auswahl der aufgenommenen Artikel war strenger als die Censur über ihre Form; man findet viel Belehrung über bedeutendere Personalitäten der Jetztzeit und der letzten Vergangenheit in dem Buche, aber leider! wie es bei Werken, die aus Beiträgen entstehen, vorzukommen pflegt, über die ausgezeichnetern häufig nicht ausreichende, während von den leicht zu Vermissenden des Gegebenen zu viel ist.

Von den angekündigten 90 Heften, die Bardi's Werk über die Galerie Pitti ausmachen sollen („Imperiale e Reale Galleria Pitti, illustrata per cura di *Luigi Bardi*", Florenz 1838) sind bis jetzt 33 ausgegeben, deren jeder in Florenz 5 Francs kostet. Die ausgezeichnetsten Kupferstecher Italiens und auch des Auslandes sind dafür beschäftigt.

Von Hammer's Verzeichniß der arabischen, persischen und türkischen Handschriften der Ambrosiana, das 340 Nummern aufführt, ist im Juniheste der „Biblioteca italiana" von 1839 beschlossen. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 2. —— 2. Januar 1840.

Die Journalistenschule.
(Fortsetzung aus Nr. 1.)

Endlich als Alles bereit, das Pult aufgeschlagen, jeder an seinem Platze und Alles ruhig war, öffnete sich die Thür Ihres Zimmers und Sie erschienen unter einem beifälligen Gemurmel wie eine geliebte lange erwartete Person. Sie waren an diesem Abende sehr schön, und wir haben Sie in der St.-Genoveva-Kirche gesehen, wir haben Sie gesehen, als Sie das alte Italien durchwanderten, wo die ältesten Gelehrten Liebessonette auf Sie machten und die Bibliothekare mit den Fremden noch heute von Ihnen sprechen. Aber ach! nach diesem ersten Glanze, den Sie um sich verbreiteten, als Sie anfingen den ersten Auftritt Ihres Lustspiels zu lesen, fühlte ich einen kalten Schauer durch meinen Körper rieseln, und ich fiel aus jenen schönen poetischen Zeiten in die traurige und jämmerliche Wirklichkeit der täglichen Kämpfe, Schmähungen und Beleidigungen herab. Wie, Sie, die begeisterte und begeisternde Dichterin, Sie stürzen sich in das schreckliche dichte Gedränge der periodischen Presse hinein! Wie, Sie, Sie, Delphine, heben auf schmuzigen Wegen allen diesen Unrath auf! Wie, Unglückliche, Sie wägen in Ihren weißen Händen diesen unreinen Staub ab! Wie, Sie, die Sie gewohnt sind auf den Höhen zu wandeln, steigen so tief herab und vertauschen die Sonne mit der Cloake! Wie, in dem schönen Stande des Journalisten, den Sie mit Liebe ergriffen, in dem Sie sich einen Namen machten, der Sie in directe Verbindung mit so vielen Geistern des Auslandes brachte, welche vorher von Ihnen nichts gehört hatten, Sie nicht einmal als Dichterin kannten, haben Sie nichts als das traurige Elend gesehen, das Sie uns da erzählen! Wie, von den beiden Seiten der Sache haben Sie nur die schmachvolle bemerkt! Sie haben das Gesicht abgewandt, um nicht die ganze Hochherzigkeit, das ganze Leben, die ganze Macht, das ganze Talent dieser furchtbaren Institution zu sehen! Wie, Sie suchten in den Tabagien und Kneipen, an den schauerlichen Örtern, wo sie sich verbergen, jene armen Teufel auf, die von Gift, von Schmähungen und Lügen leben, die aber eigentlich zu beklagen sind, jene culotteurs de pipes (die Pfeifen für Andere anrauchen, auch eine Beschäftigung in Paris), wie sie Alfons Karr in den „Wespen" („Les guèpes") nennt, die unschuldigen Insekten eines großen Körpers, der dahinwandert, ohne es zu wissen, daß er von ihnen gestochen wird! Suchen Sie doch lieber in der Mähne des Löwen die Laus, die sich da verbirgt! Das haben Sie in Ihrem Lustspiele gethan, Madame. Sie haben vor sich das lange Verzeichniß aller Journalisten dieser Welt, ein glorreiches und mächtiges Verzeichniß wie irgend eines; darauf lesen Sie alle jene erlauchten Emancipirten von 1789, welche auf die Geschicke Europas einwirkten: Mirabeau, Madame Roland, Bailly, Barnave, Lameth, und aus unsern Tagen den General Foy, Benjamin Constant, die beiden Bertin, welche das Journal zu seiner Höhe erhuben, Männer von seltenem Geiste und großem Muthe, denen man später erst volle Gerechtigkeit wird widerfahren lassen. Doch warum sie alle nennen, jene genialen Journalisten, welche die Welt gerettet, aufgeklärt, erweitert haben? Haben Sie nichts von dem Kampfe Chateaubriand's gehört, und kennen Sie etwas Schöneres auf der alten Rednerbühne als diesen Mann, der, allein gegen Alle, den Frieden, die Freiheit, den Glauben vertheidigt? Statt sie alle zu nennen, diese Schriftsteller, die Ehre ihres Vaterlandes und des Journals, nennen Sie mir den Mann von irgend einem Werthe, der nicht Journalist gewesen, der nicht Journalist ist oder später Journalist werden wird! Guizot, Barrot, Mauguin, Berryer sind Journalisten. Das Journal ist die Tribune, das Forum, das öffentliche Leben, die Stimme, die sich Allen vernehmlich macht; die Journale sind die Nationen, welche miteinander sich besprechen, das Journal ist die Gegenwart, welche die Zukunft herbeiruft. Ach, wie beklage ich Sie mit Ihrem edeln Geiste, daß Sie sich zu solchen traurigen und ohnmächtigen Declamationen hinreißen lassen! Ach, wie beklage ich Sie, daß Sie, weil Sie die Blicke zu tief hinabwenden, den wirklichen Anblick einer Macht ohne Gleichen in der Welt der Mächte einbüßen! Wie beklage ich Sie, daß Sie sich mit diesen elenden und schmachvollen Details beschäftigen und nicht das Ganze betrachten! Denn hier, ich muß es offen gestehen, meine Dichterin — und warum wäre ich zu Ihnen gekommen, sollte ich nicht aufrichtig sein? — haben Sie sich an den niedrigsten Theil gestellt. Sie sahen unter sich, nicht über, nicht neben sich. Sie haben uns, ich gestehe es, sehr geistreich und lebendig die Küche des Journals geschildert, — ich finde keinen bessern Ausdruck. Wer aber, ich bitte, wer geht, ehe er

an einer glänzenden Tafel, unter Blumen und Krystall, neben geschmückten Frauen Platz nimmt, in die schmuzigen übelriechenden Höhlen hinunter, wo die Saucen bereitet werden? Sie halten in der Hand ein Glas mit edelm Rebensafte, und denken nicht daran, daß ihn ein schmuziger Winzer mit den Füßen aus der Traube trat. Das Brot, das Sie essen, wurde durch den Schweiß eines häßlichen Bäckers benetzt, der sich die Hände in dem Teige wäscht. Man bringt kein Lustspiel zu Stande, wenn man so, einen Haken in der Hand, die materiellen Dinge umwühlt, um Einzelnheiten zu erzählen, die Niemand muthmaßt. Wenn ich Ihnen sagen könnte, was die kühnsten Feldherren, was die tapfersten Heere thun, ehe sie zur Schlacht gehen...; aber was liegt daran, wenn nur die Schlacht gewonnen wird? Wenn der Richter den Stuhl besteigt, in seiner Hand das Recht über Tod und Leben hält, was liegt mir daran, ob dieser Richter früh die Wäsche gewechselt hat? Die Komödie wäre zu leicht, wenn sie sich nur mit diesen äußern Formen beschäftigte, wenn sie die menschliche Seele gar nicht beachtete, wenn sie sich begnügte, die Runzeln im Gesichte zu zählen. Molière's „Tartufe" würde ohne Zweifel noch schrecklicher anzusehen sein, wenn der Dichter uns ihn nackt oder mit Aussatz und Geschwüren bedeckt zeigte. Molière hat ihn aber im Gegentheile als ein großer Dichter, der er ist, ehe er seinen Heuchler auf die Bühne bringt, vom Kopfe bis zu den Füßen durch Orgon kleiden lassen. Erst in unsern Tagen ist man auf den Einfall gekommen, den Charakter des Menschen durch seinen Anzug, die Sache durch die Form zu ersetzen.

Es war mir also unmöglich, trotz Ihrem Geiste, trotz der Leichtigkeit des Dialogs dem ersten Acte der „Journalistenschule" meinen Beifall zu geben. Dieser erste Act ist eine Orgie ohne Gleichen, ohne Wahrheit, und Sie haben da, ich weiß nicht welchen schlechten Roman des Hrn. v. Balzac schlecht nachgeahmt. Auch zugegeben, daß so wenig Geist und Talent dazu gehörte, ein Journal zu schreiben, wie Sie sagen, und Sie beweisen uns täglich das Gegentheil, so wissen Sie doch recht wohl, daß die Orgie ein sehr schlechter Zustand wäre, selbst um in ihm die „Petites affiches" zu redigiren; Sie wissen, daß man im Rausche keine, ich will nicht sagen beredte, auch nur einigermaßen verständige Seite schreibt. Sie gehören zu den Unserigen; kennen Sie denn viele Schriftsteller von der periodischen Presse, die ihr Leben, wie Sie uns dieselben in diesem ersten Acte zeigen, mit Essen, Trinken, mit dem Singen von Trinkliedern und unter gegenseitigen Beleidigungen und Beschimpfungen verbringen? So etwas geschieht nicht einmal in einer Gesellschaft von Lumpensammlern, von Spitzbuben. Welches Gewerbe man auch treiben möge, und wenn es das schändlichste ist, man hat zur Betreibung desselben eine Stunde der Arbeit, der Kaltblütigkeit, in der man auf sich selbst achtet. Der Mörder, der seinem Manne an der Straßenecke auflauert, hütet sich wol zu trinken; er wartet, ehe er sich berauscht, bis er Blut unter seinen Wein mischen kann. Das Freudenmädchen, das seine Kunden anlockt, ist nicht betrunken, ja, das arme Mädchen hat oft nichts gegessen. Warum wollen Sie und Hr. v. Balzac, daß allein der Mann, der ein Journal schreibt, zum Rausche gerade den Augenblick des Tages wähle, in welchem er seine Ruhe, seinen Styl, seinen Geist am meisten bedarf? In der kleinen Unterredung, die wir, Sie und ich, in Ihrem Salon nach dem zweiten Acte hatten, führten Sie als Beispiel von Ihrer Schilderung einen Mann von dem seltensten richtigsten Verstande, von dem trefflichsten und sichersten guten Geschmacke, einen großen Schriftsteller an, auf den Frankreich in bessern Zeiten stolz gewesen sein würde. Dieser Mann, sagten Sie, um Ihre beiden ersten Acte zu rechtfertigen, war betrunken, als er einen Journalartikel schrieb, der eines der schrecklichsten Capitel in der Zeitgeschichte bleiben wird. Ach, wie wenig kennen Sie diesen vortrefflichen Mann, wenn Sie jemals glauben konnten, er habe eine einzige Zeile geschrieben, sobald er der traurigen Leidenschaft anheimfiel, die ihn umbrachte! Im Gegentheile, er hatte eine so hohe Achtung vor der französischen Sprache, und seine Liebe zu der schönen Sprache war so groß, daß er jedesmal, wenn er schreiben sollte, was allerdings selten geschah, sich zu dieser schweren Aufgabe durch gänzliche Enthaltsamkeit vorbereitete. Hatte er einmal die Feder in der Hand, so trank er nur Wasser. Jener Artikel, den Sie meinen, der einer Monarchie den Gnadenstoß gab, wurde von meinem armen Freunde an einem Sonntage mit ganz ruhigem Kopfe geschrieben. Hätte er die Gewohnheit gehabt, minder streng gegen sich zu sein, wenn er schrieb, hätte er sich durch den Wein inspiriren lassen, so würde er dicke Bände hinterlassen haben, während er kaum einige Seiten hinterlassen hat; aber diese Seiten werden unsterblich sein.

Nein, Sie wissen es besser als irgend Jemand, der Wein hat nie begeistert; die Dichter selbst, wenn sie Bacchus und Amor feiern, besingen sie mit ruhigem Kopfe, nüchtern, früh am Morgen; kein Trinklied ist an der Tafel gedichtet worden. Wenn Boileau sagt: Horace a bu son soûl, so ist dies eine poetische Licenz, noch viel mehr, wenn im Rausche ein Journal geschrieben werden soll, das heißt eine Schrift, die durch alle Hände geht, die von Allen besprochen wird, die von allen Angelegenheiten des Landes handelt, von den größten wie von den kleinsten, die jede Leidenschaft, jede Eigenliebe, jede Eitelkeit, jedes Bedürfniß berührt, die Menschen und Dinge, Macht und Ruhm angreift. Nehmen Sie also aus Ihrem Lustspiele jede gemeine Punschbowle heraus, deren Flamme einen so traurigen Schatten auf Ihren Geist wirft! Entfernen Sie jenen ekelhaften Geruch von Speisen, jenes Geklirr von Gläsern, die man zerbricht, und von den Tellern, die man einander an den Kopf wirft! Die Correcturbogen dieser Herren sind auf diesem vom Wein befleckten Tafeltuche nicht an rechter Stelle; man schreibt kein Journal, während man sich auf Sophas herumwälzt, die von der Unmäßigkeit besudelt sind, vollends kein Journal, das den andern Tag das Ministerium ändern und Alles umstürzen soll. Selbst dies ist ein greller Widerspruch in Ihrem Lustspiele: während Sie uns zeigen, an

wie dünnen, an wie elenden Fäden das Journal hängt, lassen Sie durch diese Macht, die Sie so verächtlich darstellen, unglaubliche Wirkungen hervorbringen. Kaum ist am andern Morgen früh dieses Journal erschienen, das von betrunkenen Männern, mit überladenem Magen, mit vollem Bauche und leerem Kopfe geschrieben wurde, so löst sich das Ministerium auf, kommt der Thron in Gefahr, wird die Familie des Ministers untereinander geworfen und stürzt sich endlich der größte Künstler dieser Zeit aus dem Fenster hinab! Wie, alle diese Gefahren, alles dieses Unglück, diese Noth, alles dies wird binnen 24 Stunden durch *ein* Journal bewirkt, das solche Menschen schreiben! Wäre dies nur wahrscheinlich, so müßten wir das dümmste und feigste Volk in der Welt sein.

Dafür mache ich Ihnen mein aufrichtiges Compliment wegen mehrer mit Meisterhand entworfener Portraits, deren Originale man erkannte, obgleich sie nur andeutungsweise hingestellt sind, was einer der größten Reize des Lustspiels ist. Die Komödie gehört zu den etwas koketten Schönen, die den hellen Tag scheuen; es ist gut nicht Alles zu sagen, das Publicum liebt es zu errathen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Industrie bei Franzosen und Deutschen.

In der „Revue des deux mondes", anerkannterweise einem der besten literarischen Journale der Franzosen, setzt seit dem Juni 1839 Henri Blaze den Inhalt und Zusammenhang des zweiten Theils von Goethe's „Faust" auseinander. Mit der Nachweisung der dieser räthselvollen und erhabenen Dichtung zum Grunde liegenden Ideen verbindet er eine prosaische Übersetzung der Hauptscenen, die sich bis zum Schlusse des Werks erstreckt und im Ganzen den Sinn des Deutschen treu wiedergibt. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß er sowol durch diese Proben, als durch die eingeschalteten Entwickelungen des Geistes und Sinnes derselben sich ein namhaftes Verdienst um seine Landsleute erworben, und für den Deutschen bleibt es immer ein anziehendes Schauspiel, den Franzosen in die dunkelsten Abstractionen und Geheimnisse seiner großen Geister sich vertiefen zu sehen. Selbst wo das Bestreben, den eigentlichen Sinn zu erfassen, sich in das bilderreiche Gebiet mystischer Deuteleien verliert, bleibt es nach seinem Beweggrunde achtungswürdig, und ermangelt für die Folge nicht der Frucht, daß beide Völker sich tiefer begreifen und ehren lernen. In der gesammten Art der Darstellung Blaze's weht ein deutscher Hauch. Hören wir ihn die geheimnißvolle Tiefe des „Faust" preisen: „Il en est de ce livre comme d'un temple antique au fond d'un bois sacré: des bruits éclatants s'en échappent, les cymbales vibrent, les clairons sonnent, la voix des prêtresses en délire domine le choeur; l'étranger égaré, qui ne sait rien des mystères qu'on y célèbre, se trouble à ces accents inaccoutumés, pâlit et veut s'enfuir, tandis que l'initié, immobile et debout, écoute avec recueillement, le front appuyé contre le marbre du portique." Daß er in dem Drange nach Aufklärung nicht blos die eigene Forschung, sondern auch fremde Versuche zu Rathe zog, gereicht ihm gewiß nicht zum Tadel. Vielmehr kann als ein neuer Tribut, deutscher Wissenschaftlichkeit dargebracht, die unbedingte Hingebung des Franzosen an mehre der neuern Erklärungsversuche des „Faust" betrachtet werden. Denn was F. Deycks, C. W. Weber, H. C. Weiße u. A. in dieser Rücksicht geleistet haben, ist ihm sichtbar nicht unbekannt geblieben. Er hat die Schriften dieser Gelehrten nicht blos gelesen, sondern vielfach benutzt, ja ganze Ausführungen und Deutungen denselben entlehnt, bis auf Citate nnd Kleinigkeiten hin, ohne jemals namentlich derselben zu gedenken. Es mag wahr sein, daß in Frankreich der Begriff literarischen Eigenthums weiter ist als bei uns. Einige neue Bilder und Phrasen geben solchen Entlehnungen schnell ein anderes Ansehen; man verwebt fremdes und eigenes Gut zu einem neuen Ganzen, thut groß mit dem Erborgten und steht hoch und ansehnlich auf den Schultern der Vorgänger, freilich nicht immer auch fest. Dafür finden sich jedoch gefällige Lobredner, und so hat auch Blaze bereits den seinigen erhalten in den „Blättern zur Kunde der Literatur des Auslandes", 1839, Nr. 115 fg., der eine Menge von Ansichten des Franzosen mittheilt, welche wörtlich aus seinen deutschen Vorgängern entlehnt sind, ohne auch nur mit einem Worte dieses Umstandes zu gedenken. Diese gutmüthige Gläubigkeit des Deutschen an die französische Ehrlichkeit oder Feinheit hat diesmal wirklich etwas Komisches. Die Herrschaft der Industrie bahnt sich nun den Weg auch in das literarische Gebiet, und man wird in der That an den englischen Buchhändler erinnert, der einst eine französische Übersetzung von Milton's „Verlorenem Paradiese" als ein Original ins Englische zurück übersetzen und drucken ließ.

Daß der Franzose in seinem Rechte war, als er die deutschen Schriften über „Faust" las und benutzte, wird Niemand leugnen. Er konnte, wenn er billig und bescheiden sein wollte, erwähnen, daß er denselben Vieles, ja das Meiste verdankte, ohne deshalb von seiner Bedeutung und Würdigkeit bei dem verständigen Leser zu verlieren. Denn auch die Zwischenhändler haben in der Literatur ihr eigenes, unbestrittenes Verdienst. Sie vermitteln den geistigen Verkehr der Nationen, erweitern und erhöhen die Wirksamkeit des Schriftstellers selbst und bahnen so den Weg zu einer Weltliteratur. Aber ehrlich, rechtschaffen und zuverlässig muß jeder Handelsmann zu Werke gehen, wenn sein Geschäft gedeihen soll, und gewiß fällt am Ende der Trug nicht blos auf Die zurück, welche ihn übten, sondern auf Alle, die sich daran betheiligten. Goethe's „Faust" ist gerade unter allen deutschen Dichterwerken dasjenige, welches einem jeden Volke in einem andern Lichte erscheinen muß, je nachdem es zur Erkenntniß und Beurtheilung eine neue Seite desselben wählt, sich selbst mit andern, frischen Kräften an die Arbeit macht. Die merkwürdigsten Ergebnisse stehen hier in Aussicht, welche durch eine Vermengung, wie die oben gerügte, sämmtlich verloren oder doch geschmälert werden. Doch genug über die Sache! Zum Schluß noch eine Probe der Art, wie Blaze die deutschen Erklärungen zu den seinigen macht, dieses seltsamen Gedankenmosaik, aus tausend Bruchstücken und Spänchen eigener und fremder Grübeleien. Es sei eine Stelle des zweiten Aufsatzes (August 1839), wo der Grundbedeutung des „Faust" gedacht wird.

„Cependant, toute question de théologie mise à part, il est permis de douter que la morale y trouve son compte. Qu'est-ce, en effet, que Faust, sinon l'orgueil, le désespoir, la débauche des sens, l'ambition, le mensonge, la haine incessante de Dieu? Et tout cela aboutit à quoi? A la gloire des anges: étrange conclusion, et qui pourtant s'explique. Le mal, chez Faust, vient de Méphistophélès, on ne le peut nier; et d'ailleurs, ne trouve-t-il pas son châtiment dans cette vie, le mal qui *tend sans relâche vers un but qu'il ne peut atteindre* (das ruhelos zum Ziele strebt, ohne es zu erreichen)? Faust, après tout, est homme; il se trompe souvent et profondément; mais comme le Seigneur l'a dit dans le prologue, un vague instinct le porte vers le bien. Je l'avoue, chaque fois que la raison et le désir des sens sont aux prises, le désir l'emporte, mais non sans une lutte acharnée, non sans que la raison ait vaillamment combattu pour ses droits. Faust hait Méphistophélès, et du commencement à la fin, tous les moyens que le diable met en oeuvre lui répugnent. Puis son vaste amour pour la na-

ture ne nous est-il pas garant de ce pressentiment sublime de l'ordre et de la loi régulière qui ne l'abondonne jamais? En un mot, Faust est, comme Werther, un homme doué des plus riches dons de la nature, mais qui, dans ses rapports avec la vie morale, retombe au niveau des autres hommes et participe des faiblesses communes. Après tout, si l'on insistait sur ce point, nous dirions volontiers que Goethe n'a prétendu faire ni un sermon ni un bréviaire, mais un poéme large et profond comme la vie, sérieux et vrai comme la nature, et dans le plus haut sens de cette expression, un miroir où l'expérience du passé se réfléchit pour l'avenir."

Der ganz unfranzösische Zuschnitt dieser Stelle erregt gleich Bedenken; die deutschen Worte: „das ruhelos zum Ziele strebt, ohne es zu erreichen", thun es noch mehr. Lange glaubten wir, sie im „Faust" selbst suchen zu müssen. Endlich fanden sie sich in einer Stelle der „Andeutungen" von Deycks (Koblenz 1834), und da diese Stelle von Blaze fast Wort für Wort wiedergegeben worden ist, setzen wir sie her. Der deutsche Berichterstatter in den „Blättern zur Kunde der Literatur des Auslandes", 1839, Nr. 120, S. 479, hat auch hier wieder nichts gemerkt und die französische Weisheit treulich und unschuldig übersetzt.

Deycks, S. 134: „Auch die moralische Geißel schwebt schon über Faust und Mephistopheles. Der Letztere zwar zeigt auf den Pferdefuß und ist damit aller Rechtfertigung überhoben; aber Faust's Übermuth und Verzweiflung, Sinnenlust und Lüge, Gottesfeindschaft und Habsucht unterliegen der schärfsten Rüge. Und wo erhält er diese? — Nirgend. Alles gelingt, und zuletzt führen die lieben Engel, ja die durch ihn gemordete Unschuld, Gretchen, ihn zum Himmel, und im bunten Geklingel verhallt das ernste Rachewort. Auch dieser Vorwurf hat mehr Schein als Grund. Wer wird das Böse in Faust, die Hölle in dem Weltgeist (Ep. Joann. I. 2, 16) leugnen? Aber ist das Böse nicht schon dadurch selbst auf Erden gestraft, daß es ruhelos zum Ziele strebt, ohne es zu erreichen? Und zeigt uns das Weltwesen, wie es nun einmal ist, die Vergeltung deutlicher? — Aber womit beweist man Faust's gänzliche Sündhaftigkeit und Verworfenheit? — Er ist ein Mensch, irrt oft und schwer, aber „ein dunkler Drang", wie das Wort des Herrn im Prolog verkündet, führt ihn doch zum Rechten. Wenn Verstand und Sinnlichkeit in ihm kämpfen, siegt oft diese, aber jener behauptet doch sein Recht; Ernst und Geradsinn, Ehrlichkeit und Gerechtigkeit leuchten oft hervor; er haßt fortwährend den dämonischen Gehülfen, erträgt unwillig dessen Nähe, und eben Faust's Liebe zur Natur spricht dafür, daß die Ahndung höherer Regel und Ordnung ihn nie verläßt. Kurz, Faust ist ein Mensch von den reichsten Gaben, aber in Bezug auf das Sittliche steht er mit der Mehrzahl der wirklich Lebenden ungefähr auf gleicher Stufe, und Goethe hat ihn so wenig, als z. B. den Werther, darum sündigen lassen, damit Andere ihm darin nachfolgen. „Faust" ist keine Predigt, kein Musterbild der Beschauung, aber ein Gedicht, reich und tief wie das Leben, wahr und ernst wie die Natur, und im höchsten Sinne ein Spiegel der Warnung und Mahnung für Mit- und Nachwelt." 3.

Öffentlicher Unterricht in Smyrna in den europäisch-katholischen Colonien.

Vor zwanzig Jahren bestand in Smyrna fast gar kein Elementarunterricht; damals existirten drei, wenig besuchte Schulen, wovon die eine von der Kirche der Capuciner, die andere von jener der Soccolanen abhing und die dritte von einer höhern Stufe durch die ehrwürdigen Väter Lazaristen geleitet wurde. Letztere zählt gegenwärtig unter der geschickten Leitung des ehrwürdigen Geistlichen Le Pavec, der voll Eifer und Talent ist, 200 Zöglinge. Der darin ertheilte Unterricht umfaßt Religionslehre, französische Sprache, Arithmetik, Geschichte und die Anfangsgründe der Geometrie und des Lateinischen. Wenn man noch einige andere kleine, von besondern Lehrern dirigirte Schulen hinzuzählt, trifft man mehr als 300 Knaben von 8—12 Jahren, die einen bloßen Elementarunterricht empfangen. Drei durch Subscription unterhaltene und unter die Aufsicht des Paters Castelli, eines Exprofessors der Theologie in Bologna, gestellte Schulen ertheilen ungefähr 120 jungen Mädchen einen ihrem Geschlechte entsprechenden Unterricht. Es soll in Kürze ein neues Erziehungshaus für Mädchen mit einem ausgedehnteren Unterrichtsplane errichtet werden, dessen Leitung den Nonnen vom Orden des h. Vincenz von Paula, die von Frankreich kommen, anvertraut werden wird. Die Stadt Smyrna wird dieses Etablissement den Vätern Lazaristen verdanken, die fortwährend die edelsten Anstrengungen machen, um die Wohlthaten des Unterrichts in diesen Ländern zu verbreiten. Zwei andere Anstalten, wo ein umfassenderer Unterricht ertheilt wird, wurden, die eine von Simon Roux, die andere von dem Erzbischof Bonamy gegründet. Simon Roux, der älteste unter den Professoren des Landes, und bekannt dafür, gute Zöglinge gebildet zu haben, wurde zur Leitung einer anfänglich zu Bournabat unter dem Namen „Ecole spéciale de commerce" und jetzt zu Smyrna bestehenden Unterrichtsanstalt berufen. Der Unterricht umfaßt dort, außer der gelehrten griechischen Sprache, die verbreitetsten lebenden Sprachen, sowie alle Zweige einer guten, geordneten Erziehung. Der Erzbischof Bonamy hat seinen kurzen Aufenthalt in Smyrna durch die Gründung eines Etablissements bezeichnet, das eine schöne Zukunft verheißt. Die Anstalt, die er im Namen und auf Kosten des Erzbisthums gegründet hat, besitzt ungefähr 400 Zöglinge unter 16 Professoren. Wenn in Smyrna sich die Studien noch nicht auf die Höhe der Wissenschaften schwingen können, so liegt die Schuld an den Umständen und an dem Mangel literarischer und wissenschaftlicher Hülfsmittel; gleichwol schreitet dort mit jedem Tage die geistige Bildung mehr fort und gewinnt immer mehr Boden. 4.

Literarische Notizen.

Mit einer Einleitung von Ballanche versehen, erschienen Dichtungen von Sebastian Rhéal unter dem Titel: „Les chants du psalmiste", Oden, Hymnen und lyrische Klänge. Es befinden sich darunter: „Das Fest des Balsazar"; „An die Sophisten"; „An die Gläubigen"; „An Lamartine"; „An G. Sand" u. s. w. Es ist auffallend, welche mächtigen Fortschritte, nach so vielen sitten- und zügellosen Ausschweifungen, die religiöse Dichtkunst in Frankreich macht; denn nach den Überschriften zu urtheilen, ist der Inhalt dieser Dichtungen ohne Zweifel religiöser Art. So pfropft sich immer Extrem auf Extrem, weil jedes Extrem seiner selbst satt wird.

In der Ankündigung der neu erschienenen Schrift von Alphonse Karr: „Les guêpes", heißt es mit den eigenen Worten des Verfassers: „Diese kleinen Schriften werden den freimüthigen und unerbittlichen Ausdruck Dessen enthalten, was ich über die Menschen und Dinge denke, und von aller Selbstliebe, allem Parteieinfluß frei sein. Wir wollen miteinander über die vielen Leute lachen, welche gern für ernst gelten möchten, und uns belustigen, indem wir die Kleinheit der großen Männer und der großen Angelegenheiten abmessen. Es existirt kein Journal, welches wagen würde, diese kleinen Schriften abzudrucken." Man kann also auf sehr pikante Sachen gefaßt sein. Jeden Monat erscheint ein kleines Bändchen, für 1 Franc, bis ein Jahr und die Zahl von 12 Bändchen voll ist. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 3. — 3. Januar 1840.

Die Journalistenschule.

(Fortsetzung aus Nr. 2.)

Diese Vorwürfe, die ich Ihnen da wegen des ersten Acts mache, muß ich noch eindringlicher wegen des folgenden wiederholen. Nachdem Sie uns den Journalisten bei Andern gezeigt haben, wo er sich berauscht und die Gläser zerschlägt, führen Sie uns denselben in seiner Wohnung vor. Hier finde ich weder den eleganten Salon, in den ich eintrat, noch das in so gutem Stande erhaltene Arbeitszimmer, noch eines der reichen Details des anständigen Lebens; im Gegentheile bei dem Journalisten, den Sie uns zeigen, herrscht die Unordnung und der Schmuz. Es ist Mittag, der Bediente hat das Zimmer noch nicht gereinigt. Dies ist nicht einmal die ganze Unordnung dieses Menschen; er hat bei sich, um sich beherrschen, um sich jeden Augenblick beschimpfen zu lassen, eine entsetzliche Frau ohne Kopf, ohne Herz und Gesicht, einen wahren Teufel. Ist es wol ein Grund, weil es in unserm Gewerbe wie in jedem andern hier und da grauenvolles Elend gibt, mit dem man Mitleid haben muß, aus dieser beklagenswerthen Ausnahme eine allgemeine Beschuldigung zu machen? Sind Sie nicht recht grausam gewesen, weil Sie diese an Leib und Seele häßliche Tänzerin, welche den Mann mit ihrer ganzen Nichtigkeit und verletzten Eitelkeit belästigt, auf die Bühne brachten? Ist sie Ihres Zornes würdig? Verlohnt es die Mühe, daß die Komödie sich um sie kümmert? Nachdem Sie einmal die Beschuldigung ausgesprochen haben, schrieben Sie herrliche Verse, um auseinanderzusetzen, wie dieser Mann das Elend mit diesem Weibe erträgt, da er ihm nicht die Hälfte eines Vermögens geben kann, das er nicht besitzt. War es übrigens nicht schon genug, daß Sie dieses Elend zu einem beklagenswerthen machten, mußte es auch noch ein entehrendes sein? Wie können Sie ohne Beleidigung annehmen, daß ein solches Weib, das durch allen Theaterschmuz gezogen ist, einen edeln Geist zu beherrschen vermöge? Wie kann dieser Mann, der sich doch einigermaßen selbst achten muß, weil Sie zugestehen, daß er Talent besitze, jenem Weibe erlauben, am Ende seines Journals eine Familie zu beschimpfen, die er, der Schriftsteller, achtet, ein junges Mädchen, das er liebt, und ein großes Talent, das er mit Recht ehrt? Ach, wenn Sie wüßten, wie häßlich, wie traurig alle diese Details sind, welchen Schauder sie erregen; wenn Sie wüßten, wie ganz unmöglich es ist, daß ein Mann sich selbst gestehe, er sei ein Schuft, ein Verleumder, er sei niederträchtig und entehrt, so würden Sie sich beeilen alle diese Details zu entfernen, die, ich gestehe es mit Bedauern, des elenden Romans würdig sind, den Hr. v. Balzac geschrieben hat, um jene Macht zu vernichten, der er seinen ganzen Haß geweihet hat, die aber auf seine Schmähungen antwortete, wie ein Riese einem verzogenen Kinde antwortet, das ihm Beleidigungen und Schimpfworte zuruft. Madame, wenn man Ihr Talent und Ihren Geist hat, darf man Niemanden nachahmen, darf man nicht in obscuren Romanen, denen das Publicum ihr Recht hat widerfahren lassen, eingebildete Schilderungen, unmögliche Verbrechen und Schande suchen, die wir nicht kennen sollen. Wenn man beredte, fließende, zierliche Verse schreiben kann wie Sie, darf man sich nicht erlauben Kauderwelsch zusammenzureimen, besonders literarisches, das schmuzigste von allen. Man muß, wenn man Portraitmaler ist, zwischen Labruyère und Retif de la Bretonne, zwischen dem Salon und der Kneipe zu wählen wissen. Ohne hier die lächerliche Unterscheidung in literarische Marschälle, Capitaine, Lieutenants und Corporale zuzugeben, über die man drei Tage lang viel gelacht hat, muß man doch anerkennen, daß es in dem schöngeistigen Heere, das so reich an guten und schlechten Leidenschaften ist, Marketenderinnen und Troßbuben gibt. Mit diesen befaßt sich die Komödie nicht, ebenso wenig als der Roman; de minimis non curat praetor. Sie sprechen von dem schmachbeladenen, entehrten Journalisten; wissen Sie aber, daß Sie noch fern von der Wahrheit sind, wenn Sie wirklich die Absicht hatten, alle Insekten zu zählen, die unter dem literarischen Aussatze nisten? Warum zeigen Sie uns, wenn Sie so großen Muth haben, diese grauenvolle Wunde nicht in ihrer ganzen Häßlichkeit? Wissen Sie wol, Madame, daß die Helden Ihres Lustspiels, so schrecklich sie auch sind, nichts sind, wenn Sie durch dieses Beispiel die Schmach des Journals aufs Äußerste treiben und sich um den letzten Elenden kümmern wollen, der mit unreiner Hand diese gefürchtete Waffe anrührt? Wissen Sie, daß es in Paris Schriftsteller gibt, die für zehn Thaler, die Summe steht fest, gegen Jeden, den man ihnen bezeichnet, Schmähungen drucken lassen, welche selbst die Halle nicht

kennt? Sie lassen von diesem Manne drucken, er sei ein Dieb, ein Falsarius, ein Vatermörder, seine Frau habe sich an den Meistbietenden verkauft und seine Tochter sei eine öffentliche Dirne; und für diese vorausbezahlten zehn Thaler schickt ein solcher Literat dreihundert Exemplare seines Journals an dreihundert Freunde und Bekannte des Mannes, den man entehren will. Nennen Sie dies ein Journal, nennen Sie einen solchen Elenden einen Journalisten? dann wird man auch zugestehen müssen, daß sich im Bagno Pairs von Frankreich, Generalprocuratoren und Kirchenfürsten befinden; dann wird man sich scheuen müssen, die Hand einem Notar zu reichen, weil der abscheuliche Prytal ein Notar war. Ich will kein Wort weiter über Ihren zweiten Act sagen; Sie haben Unrecht daran gethan, daß Sie ihn auf groteske Weise endigen, indem Sie Verkäufer von Stiefelwichse, falschen Haaren u. s. w. interveniren lassen. Das ist ein durchaus nicht gefälliges Bild und gehört eher zur Posse als zum Lustspiele. Sie wissen es recht wohl, daß jene armen Teufel, die sich an die Öffentlichkeit wenden, um ihre ephemere Waare zu verkaufen, mehr zu bedauern als zu tadeln sind; Sie wissen, daß dieselben blos der Nothwendigkeit der Öffentlichkeit nachgeben, die leider die Nothwendigkeit des Handels geworden ist und noch vor dem Credite kommt. Was Ihre andere Beschuldigung betrifft, daß Ihr Journalist zu schnell arbeite, so ist, wie mir scheint, und ich hoffe, Sie werden meiner Meinung sein, Ihre Beschuldigung sehr wenig begründet. Ein Journalist ist ein Mann, der improvisirt, ein gewandter Schriftsteller, der mit allen Schwierigkeiten der Sprache spielt, ein Schöngeist, der zu den Versammelten spricht wie ein Advocat zu seinen Richtern, alle Tage, zu jeder Stunde, der etwas von Allem sagt, wie der Advocat. Ein Journal ist ein ephemeres Werk; ist das Wort, das ungesucht hingeworfen wird, nur elegant und treffend, klar und bezeichnend, so genügt es; das Publicum verlangt von dem Journale nicht die Eigenschaften eines Buches, ebenso wenig wie es zum Beispiel von Chaix d'Est-Ange, wenn er vor einer ergriffenen Jury spricht, eine Rede verlangt, wie sie der römische Redner für Milo oder für den Dichter Archias verfaßte.

Das hindert jedoch nicht, daß man selbst in den Spalten des Journals, die im Fluge der Feder und der Gedanken hingeschrieben werden, bewundernswerthe, kraftvolle und geistreiche Stellen findet, aus denen große Kunst und hohe Begeisterung hervorleuchten. Welches Unrecht finden Sie darin, daß eine Nation wie die französische, die freigebig ist bis zur Verschwendung, jeden Tag auf diese Weise ihre Kraft, ihren Geist, ihren Muth vergeudet? Im Gegentheil, ich halte es für ehrenvoll, an diesem unermüdlichen Hingeben der edelsten Geisteskräfte Theil zu nehmen und sie zu benutzen, wie wir es Alle thun, ohne Reue und selbst ohne Erkenntlichkeit. Die Verschwender thun Niemanden Schaden außer sich selbst, und deshalb schätzt, deshalb liebt man sie, so lange sie von Niemanden borgen. Wer ein Buch schreibt, wer sich geschickt in seine kleinliche Persönlichkeit verschanzt, wer an seinem persönlichen Ruhme bauet und mit Muße alle Materialien dazu ordnet, damit sie von weitem und in ihrem besten Lichte gesehen werden, ist oft ein Egoist. Der Tagesschriftsteller dagegen, der jeden Morgen seinen Geist dem ersten besten entgegenwirft, ohne zu rufen: Vorgesehen! Aufgeschaut! ohne Jemanden seinen Namen zu nennen, außer Denen, die ihn umbringen wollen; er, der endlos, ohne Maß und Ziel seinen Geist und seine Leidenschaft, seine Schönheit, seine Jugend und seine Liebe hingibt, ist wol und allerdings ein Narr, aber er verdient gewiß auch eines Jeden Theilnahme und Aller Achtung.

Es ist also ausgemachte Sache, daß der Geist in Ihren beiden ersten Acten durch jene unglücklichen Details, ich hätte fast gesagt, jene Ungerechtigkeiten, verunziert ist, und Sie werden mir um so lieber glauben, da ich Ihnen sogleich, indem ich jener traurigen Erzählung folge, beweisen will, daß die Komödie Ihnen dabei entgeht. Gegen Ihren Willen gerathen Sie in das Drama, in jenes Ding ohne Namen, das Sie von Grund der Seele verachten. Dieser Unfall war aber bei der traurigen Art, wie Sie die Literaten und Literatur beurtheilen, unvermeidlich. Man lacht nicht lange über Das, was gehässig ist; niemals darf man über das Gemeine und Schlechte lachen. Diese Elenden, die Sie uns gezeigt haben, jene Betrunkenen, jener, der sich in den zerrissenen Shawl seiner Tänzerin hüllt, müssen aus Ihrem Stücke verschwinden; Sie fühlen die Nothwendigkeit selbst. Sie besitzen zu viel Geist und Takt, als daß Sie jemals daran gedacht hätten, ein fünfactiges Lustspiel mit solchen elenden Menschen zu verfassen; im dritten Acte führen Sie uns in die Familie jenes Ministers ein, den Jedermann bei dem Vorlesen Ihres Lustspieles mit Namen nannte.

Ich brauche es Ihnen nicht zu sagen, daß dieser Mann die Ehre der Presse unserer Zeit und ihre evidenteste, ihre gewaltigste Manifestation ist. An dem Tage, als sich dieser Mann selbst zum Präsidenten des Conseils ernannte, an diesem Tage gewann die französische Presse ihre Schlacht von Austerlitz. Sie wissen es ebenso gut als ich, was dieser allmächtige Redner vermag, Sie kennen die Gewandtheit dieses seltenen Genies und wie er sich in den schwierigsten Stellungen zu halten wußte; Sie wissen, mit welchen seltsamen und entsetzlichen Verleumdungen das Leben dieses Mannes heimgesucht worden ist, welche gräßliche Wunden die Presse diesem ihrem edeln Sohne beigebracht hat. Was Sie aber nicht zu wissen scheinen, Madame, ist, daß der Verstand dieses Mannes, dessen Vertheidigung Sie übernehmen, ihn vor der Verzweiflung bewahrte, in die Sie ihn verfallen wähnen; daß ihm die vollkommene Kenntniß der pariser Presse, jener launenhaften Macht, aus der er selbst hervorgegangen ist, den Muth gab, alle diese Ungerechtigkeiten und Launen zu ertragen. Er weiß recht wohl, daß die Volksgunst das unbeständigste und wankendste Glück ist; er weiß recht wohl, daß das Schaukelspiel, das man Constitution nennt, Die, welche sich desselben bedienen, bald in den Himmel hebt, bald in die Tiefe wirft, und wenn der heutige Tag seinen unerwarteten Sieg hat, der nächste vielleicht eine Niederlage

bringt. Dieser Mann, mit welchem sich Ihr Lustspiel vielleicht zu viel beschäftigt, ist ein so großer Staatsmann nur deshalb geworden und geblieben, weil er wirklich allen Muth eines Staatsmannes besaß. In einer so hohen Stellung nun ist der gewöhnlichste Muth der: ohne sich darum zu kümmern, die Schmähungen, die Sarkasmen, die Ungerechtigkeiten, die blutigen Grausamkeiten der periodischen Presse zu ertragen; bei allem ihrem wüthigen Geschrei ruhig zu bleiben; dem Parteienhasse eine heitere Stirn entgegenzuhalten, der gedruckten Emeute jeden Tages Trotz zu bieten und sie zu verachten. Deshalb, Madame, ist dieser Mann so mächtig, deshalb ist er noch immer „möglich", weil jene Schmähungen ihn nicht erreichen, weil sein Geist inmitten diesen Beschimpfungen und Gewaltthätigkeiten ruhig blieb. Wäre er nur einen Schritt zurückgewichen, als man ihn einen Dieb und Verräther nannte, als man seine Familie und seine junge Frau insultirte, hätte er sich durch diese Angriffe seiner guten Amme, der Presse, beunruhigen lassen, wo würde er jetzt sein? Niemand in dem ganzen Frankreich, das auf ihn sieht, würde daran gedacht haben, seine Vertheidigung zu übernehmen, nicht einmal Sie.

Ich weiß nicht, ob der Mann, von dem wir sprechen, Ihre beredte Vertheidigung annehmen wird; er gehört zu den Männern, die sich allein zu schützen wissen, und er hat es bewiesen. Da jedoch hier die Anspielung keine wesentliche Bedingung des Dramas ist, so erlauben Sie mir, Ihnen aufrichtig und ohne Rückhalt wegen dieses dritten Actes Glück zu wünschen, wo Sie Ihren Haß gegen die Journale einigermaßen ruhen lassen. Dieses Aufgeben der Declamation hat Ihnen Glück gebracht, und ich kenne nichts Dramatischeres als jene ganze Stelle, wo die junge Frau in der Verzweiflung, in Folge einer anonymen Lüge, sich einbildet, ihre Mutter sei wirklich die erste Maitresse ihres Mannes gewesen. Wie beredt, wie rührend, wie geistvoll sind Sie da! Wie findet man da ganz die Dichterin aus Ihrer schönen Zeit wieder, als Sie in Ihre keusche Poesie noch nicht jene entsetzlichen Persönlichkeiten und schrecklichen Verwünschungen gemischt hatten! Die Scene zwischen der Mutter und Tochter gehört zu den schönsten; Beide sagen einander trefflich, was sie einander sagen müssen, und wahrhaftig diese junge Frau ist rührend in ihrem so durch infame Zeilen gestörten Glücke. In dem Hasse gegen dergleichen stimmen wir überein, und nur darin weichen wir voneinander ab, daß Sie Den einen Journalisten nennen, den ich einen Giftmischer nenne, daß Sie das ein Journal nennen, was ich, im Namen aller Journalisten Frankreichs, ein gemeines niederträchtiges Libell nenne. Beim Himmel! die französische Sprache ist ausgebildet genug, und Sie handhaben sie zu gut, als daß Sie über die Bedeutung der Ausdrücke, über den Sinn der Worte in Zweifel sein könnten. Ein Journalist ist ein Journalist, wie ein königlicher Procurator ein königlicher Procurator ist; ein Libell ist ein Libell, wie eine Lüge eine Lüge ist. Seit wann brauchen jene anonymen Schändlichkeiten gedruckt zu werden, um zu verwunden? Nehmen Sie an, die Journale wären noch nicht erfunden, und lassen Sie durch eine unbekannte Hand der jungen Frau jene entsetzlichen Angaben schreiben, welche jenes Journal druckt, und Sie werden dasselbe Resultat haben, Ihr Drama wird dasselbe sein, ebenso erschütternd, ebenso schrecklich. Wenn Sie gerecht, wenn Sie wahr sein wollen, so nennen Sie Ihr Drama: „Der anonyme Brief"; mit welchem Rechte nennen Sie es die „Journalistenschule"?

Ja, Madame, noch einmal, das ganze Ende des dritten Actes ist sehr schön; die Poesie darin ist ernst, man spürt eine gewisse Indignation, und wenn Sie blos zeigen wollten, was Verleumdung ist, sie mag gedruckt sein oder nicht, einen verantwortlichen Herausgeber haben oder nicht, so haben Sie ein sehr schönes Drama geliefert.

(Der Beschluß folgt.)

Armin Fürst der Cherusker und Befreier Deutschlands vom römischen Joche im neunten Jahre nach Christi Geburt. Von H. F. Maßmann. Lemgo, Meyer. 1839. Gr. 8. 16 Gr.

Herr Maßmann hat, was man auch gegen seine Art und Weise zu schreiben und seinen Geschmack für literarische Kleinlichkeiten sagen mag und nicht ohne Grund wiederholt gesagt hat, ein gründliches Wissen und ein rastloses Streben und Forschen, um zu immer größerer Gründlichkeit und Einsicht in deutscher Sprache und Sitte, deutschem Recht und Glauben und deutscher Landeskunde zu gelangen. Außer der obengenannten Schrift erschien von ihm bei demselben Verleger fast gleichzeitig eine kleine lateinische Schrift: „Arminius, Cheruscorum dux ac decus, liberator Germaniae. Ex collectis veterum locis etc.", welche mit musterhaftem Fleiße die Quellen über denselben Gegenstand nicht nur zusammenstellt, sondern auch deren Text berichtigt. Beide sind dem großen Gedanken seines Freundes, des Künstlers Bandel gewidmet, ein Arminiusdenkmal auf dem Teutberge bei Detmold zu errichten, in dessen Nähe nach Clostermeier's glücklicher und gründlicher Forschung die Hermannsschlacht gegen Varus unzweifelhaft geschlagen worden ist. Die Errichtung dieses Denkmals beschäftigt dermalen Geistreiche und Witzige, Redliche und Gründliche, das Vaterland Liebende und — leider muß man hinzusetzen — Geringschätzende. Die Maßmann'sche Schrift enthält eine sehr gute Vorrede, welche den Zweck des Werks nachweist. Hrn. Maßmann's Absicht war, für die deutsche Jugend und überhaupt für das Volk ein Lesebuch zu schreiben, in welchem mit einfachen, klaren Worten diese große Thatsache, die Befreiung Deutschlands von römischer Cultur, erzählt und an das Herz gelegt würde. Für eine gewisse Classe des Volks möchte dieser Zweck auch erreicht scheinen; ob aber ein anderer Theil an dem schwerfälligen, noch dazu mit Reflexionen ziemlich beladenen Chronikenstyl, welchen Hr. Maßmann so gern nachahmt, ein Behagen finden werde, lassen wir dahingestellt. Es thut uns immer sehr weh, wenn wir ein redliches, unwankbares Bestreben, tüchtige vaterländische Gesinnung zu verbreiten, nicht durch die rechten Mittel unterstützt sehen. So gut Hr. Maßmann den trüben, ernsten Ton — den Mono-Ton — anstimmt, so gut könnte er gewiß einen andern, frischern, jugendfrohern, weniger schulmeisterlichen anstimmen. Wie herrlich würde es sein, wenn alle unsere, von höhern und edlern Idealen — die freilich von der Gegenwart, wie einst die kunstreichsten Heiligenbilder der Kirchen, bald spottend, bald gewaltsam in die Rumpelkammer geworfen worden sind — beseelten, des Wortes mächtigen Männer die kräftige, kühne Sprache des Selbstvertrauens, des Vertrauens auf die tiefe innere Wahrheit der Sache, der sie unveränderlich ergeben bleiben, fern von

jeder ausfodernden Keckheit, mit überzeugender und hinreißender Beredtsamkeit führten! Aber die Zeit ist verschwunden, in welcher sie gebildet wurden, in welcher sie ihr Volk und Vaterland tief und innig lieben lernten und lernen konnten, der Muth ist gebrochen und nur die Erinnerung ist geblieben, welche das gepreßte Herz mit einer unverhohlenen Wehmuth hervorruft, um sich treu zu bleiben, wo es kaum mehr hoffen kann. Der freie und frohe Sinn der Jugend ist in Heimlichkeit, Verrath an dem Höchsten, dem Gewissen und der Sittenreinheit, in Verschwörungs-, Meuterei-, Empörungs-, ja in Mordlust gewandelt; er ist aus seinen Angeln gehoben und wird es bleiben, bis irgend eine schwere Prüfung unsers Vaterlandes ihn wieder einrichtet.

Möge diese Schrift wenigstens in dem noch unverdorbenern Theile der Jugend und des Volks verbreitet und gelesen werden! Möge sie das Arminsdenkmal in die Herzen der Söhne und Töchter unsers Vaterlandes prägen und dem Römer und Romanen eine ewige Warnungssäule werden. Einst wird ein Hermann aufstehen, der nach dem Osten, dem wir, wie durch Stourdza's und Kotzebue's Bemühungen offenkundig geworden ist, unsern dermaligen Culturgang verdanken, sein dräuendes Schwert schwingt, und dann wird auch Deutschland wieder mit frohem Gemüth frei und leicht aufathmen; denn die trübe und ernste, häufig höhnische, spöttische und indifferente Stimmung unsers Volks ist, wie die üble Laune immer, ein Beweis, daß ihm nicht recht wohl sei!

Wir wünschen, daß alle Jugendfreunde des Hrn. Verf. seinen freundlichen Gruß, den er ihnen im Vorwort zu dieser Schrift zuruft, empfangen und selbst lesen, und daß sie mit uns zur Verbreitung dieser nützlichen Schrift in das Volk jeder seines Orts das Ihre beitragen wollen. Wir haben so wenig populaire Schriften, die dem Volke seine tiefe historische Bedeutung und seine Wichtigkeit für die Cultur der Menschheit an das Herz legen, und diese Schrift hat jedenfalls, trotz der angedeuteten Mängel, diesen schönen Gehalt. 6.

Zur russischen Literatur.

Das Interesse, welches die russischen Literaten für die Geschichte und Sprachkunde Asiens äußern, gewinnt immer mehr an Umfang. Der Mönch Jakinf, der sich eine Zeit lang in der geistlich-russischen Mission, die beständig in Peking unterhalten wird, befunden hat und durch mehre geschichtliche Werke über China und Mittelasien bekannt ist, hat in Petersburg im asiatischen Departement des auswärtigen Ministeriums einen Cursus der chinesischen Sprache begonnen. Vorzugsweise nehmen an demselben die Zöglinge des orientalischen Instituts Theil, welche sich für die Mission in China vorbereiten. — Baron Chaudoir, als ausgezeichneter Schriftsteller und Sammler bekannt, arbeitet gegenwärtig an einem Werke über die chinesische, japanische und koreische Münzkunde, das in russischer und französischer Sprache zugleich erscheinen und mit 28 Kupfertafeln geziert sein wird. Neben ihm hat der Akademiker Frähn besonders seine Thätigkeit der Münzkunde Asiens zugewandt. — Hr. von Hagemeister, der sich gleichfalls schon durch mehre andere Schriften bekannt gemacht hat, hat vor einiger Zeit eine Schrift „Über die Verhältnisse des europäischen Handels zur Türkei und zu Persien" herausgegeben. Sie ist ein Ergebniß der Reisen, welche derselbe im Auftrage des Generalgouverneurs Grafen Woronzow nach der Türkei und nach Persien unternommen hat, um sich über die dortigen Handelsverhältnisse zu unterrichten. Man findet hier zwar eine vollständige Darstellung der mannichfachen Handelsconjuncturen, vermißt aber daneben ethnographische Mittheilungen, die von dem Verf. um so erwünschter gewesen wären, als derselbe sich als kenntnißreicher Beobachter zeigt. — Der erste Theil einer „Geschichte von Sibirien", welcher die Jahre 1585—1742 umfaßt, ist von Slowzow in Moskau erschienen. Die russischen Zeitschriften rühmen, daß der Verf., dem außer den gedruckten Quellen viele handschriftliche Materialien zu Gebote standen, mit Umsicht und vielem Geschick bei der Bearbeitung verfahren sei. — Durch das „Armenisch-russische Wörterbuch", das Alexander Chodubaschew in Moskau in zwei Theilen hat erscheinen lassen und dem das in Venedig gedruckte armenische Lexikon zum Grunde liegt, ist dem Studium des Armenischen in Rußland ein bedeutender Vorschub geleistet worden. — Einen bedeutenden Zuwachs an orientalischen Büchern und Manuscripten hat die Akademie der Wissenschaften in Petersburg neuerdings aus dem Nachlasse des wirklichen Staatsraths, Baron von Canstadt, erhalten. Der Kaiser hat zu dem Ankaufe derselben 40,000 Rubel angewiesen und sie dem asiatischen Museum der Akademie einverleiben lassen.

Dem berühmten Geschichtschreiber Rußlands, Karamsin, wird auf Veranlassung der Regierung in seiner Vaterstadt Simbirsk ein Denkmal errichtet. Zur vollständigen Deckung der Kosten hat der frühere Minister des Innern, Geheimrath Bludow, eine Abbildung des Denkmals und der Basreliefs desselben in Kupfer stechen lassen. Es sind 10,000 Exemplare des Kupferstichs abgezogen worden, die zu fünf Rubel bezahlt werden. — Unbeachtet starb in Moskau im April 1838 der Historiker Wenelin, der früher durch seine Forschungen über die Bulgaren so große Aufmerksamkeit auf sich zog, daß er von der russischen Akademie eigens nach der Bulgarei gesandt wurde, um bulgarische Handschriften aufzusuchen. Er fand manches Schätzbare; was er aber von seinen Forschungen veröffentlicht hat, ist mit vielen willkürlichen und unhaltbaren Ansichten vermischt, denn er gehörte noch zu den Gelehrten, welche die Etymologie und den Gleichklang der Wörter ihren geschichtlichen Forschungen zum Grunde legen, und hat daher Vieles als Slawisch gestempelt, nur aus dem Grunde, weil es einen an slawische Wörter erinnernden Namen trägt. Er hat auch eine bulgarische Grammatik herausgegeben.

Einen eifrigen Förderer hat die russische Literatur an dem Buchhändler Wilhelm Gräff verloren, der am 26. Oct. 1839 starb. Er wurde 1781 im ehemaligen Schwedisch-Pommern geboren, wo sein Vater Prediger war, kam 1802 nach Petersburg und gründete hier 1807 eine Buchhandlung, die er durch seine Umsicht und Thätigkeit nach und nach zu einer der angesehensten und umfangreichsten in ganz Rußland erhob. Sein Geschäftslocal bestand aus 16 Sälen, und seit dem Bestehen seiner Handlung hat er 45 Kataloge deutscher, 38 französischer und 22 lateinischer Werke drucken lassen. Insbesondere war die Handlung in Rücksicht auf ausländische Literaturen ausgezeichnet und durch ihn wurden die seltensten und theuersten Werke des Auslandes bezogen. Lange Jahre hindurch beauftragte ihn die Akademie mit dem Verkauf der von ihr herausgegebenen Werke, ebenso war er Commissionnair der öffentlichen kaiserlichen Bibliothek. Seine Handlung wird fortbestehen.

Aus der Zahl der neuern geschichtlichen Werke mag hier noch eine „Geschichte der Kaiserin Katharina II." von Lefort (Moskau 1838, 5 Thle.) erwähnt sein. Es verdient dies Werk besonders wegen der vielen Materialien, die es über die Zeitverhältnisse dieser Kaiserin beibringt, Beachtung; eine durchgeführte Darstellung der Regierungsweise der großen Kaiserin ist es nicht. — Ein anderes Werk ist von dem Professor Sreznewsky in Charkow 1838 unter dem Titel: „Die Vorzeit der Zaporoger" erschienen, das neben einer Geschichte und einer Darstellung der republikanischen Verfassung dieses Volkes auch Sagen, Volkslieder u. dergl. enthält.

Eine auch für die Musiker des Auslandes interessante Sammlung von Compositionen russischer und in Rußland lebender Componisten hat der durch seine beliebte Oper „Das Leben für den Zar" bekannte M. J. Glinka begonnen. Man begegnet hier den Namen eines Grafen Wielhorskj, Fürsten Odojewskj, Rieswoj, Strujskj u. A. 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 4. —— 4. Januar 1840.

Die Journalistenschule.

(Beschluß aus Nr. 3.)

Ich komme nun zu dem letzten Theile unserer Anklage. Haben Sie, Madame, einen großen Fehler Ihres Werkes in dramatischer Hinsicht bemerkt? Dieses Bühnenstück, das zu gleicher Zeit ein Lustspiel und ein Drama ist, bestehe, ohne daß Sie es wissen, aus drei ganz verschiedenen und scharf getrennten Theilen. Wir haben zuerst die Komödie des betrunkenen Journalisten und die Komödie des durch eine Tänzerin beherrschten —, zwei traurige Komödien; dann, als Ihre gemachte Lustigkeit erschöpft ist, fallen Sie in das Drama und erzählen uns mit einer gewaltigen Wärme und Energie die beklagenswerthe Geschichte jener durch einen Journalartikel auf immer entehrten und gestörten Familie. Nach diesem Drama gehen Sie zu einem andern Drama über. Sie führen noch ein Opfer des Journals vor; nach dem Staatsmanne kommt der Künstler, damit dem Tageswehrwolfe keiner entgehe und zur Verspeisung ihm keiner fehle. In einem guten Lustspiele ist dies ein Fehler; man muß zwischen dem Lachen und den Thränen, zwischen dem Unwillen und der Ironie zu wählen wissen. Sie wollen ein Lustspiel schreiben, schreiben wir also ein Lustspiel; Sie wollen ein Drama dichten, dichten wir ein Drama; Sie wollen, daß das Journal einen Minister an Leib und Seele, mit Gut und Ehre verschlinge, lassen wir also den Minister verspeisen; Sie wollen ihm lebendig einen großen Künstler vorwerfen, nun wohl, zerstückeln wir diesen großen Künstler. Aber wir wollen die Thränen und das Lachen nicht untereinander mischen, wir wollen diese Hinrichtungen nicht alle an einem Tage vornehmen, wir wollen wenigstens einen kleinen Cadaver für den morgenden Hunger aufsparen.

Dennoch will ich Ihr zweites Drama, Ihr zweites Opfer, Ihren Künstler gesondert annehmen. Dieser, sagen Sie, der größte Maler seiner Zeit, der gewaltigste und leidenschaftlichste Geschichtschreiber des Kaiserruhmes, ein Mann, der die Soldaten der großen Armee so gut kannte als der Kaiser Napoleon selbst, er ist gestorben, überwunden, erdrückt, insultirt, ermordet durch das Jounal. Das sagen Sie, und um Ihre Behauptung zu beweisen, zeigen Sie uns statt jenes großen Genies, das so stark und gewaltig sein sollte, das seine Palette trug wie Murat seinen Waffenschmuck, einen schwachköpfigen Greis, einen Tropf, der über seinen verdunkelten Ruhm weint. Dieser Mann läuft umher und jammert über die Journale, als wäre das Journal der Ruhm, als könnte das Journal die erloschene Phantasie wiederanfachen, als könnte es dem Herzen das Leben, dem Blicke das Feuer, dem Gedanken die Thätigkeit wiedergeben! Da wären die Journale mächtiger als selbst der liebe Gott. Sehen Sie nicht, Madame, daß Sie diesem Greise alle Würde des Alters nehmen, indem Sie ihn in diese unselige Journalmonomanie stürzen? Welche Achtung sollen wir Andern vor diesem Manne haben, der die Meisterwerke seines gereiften Alters so sehr verachtet, daß er im sechzigsten Jahre um das Lob des Journals bettelt? Soll der Künstler nicht ebenso wohl wie jeder andere Mensch ein Alter der Ruhe haben? Verlangen Sie, daß die öffentliche Meinung dem Manne, der durchaus noch produciren will, wenn ihm die Kraft dazu gebricht, dieselben Lobsprüche ertheile wie dem Talente, das sich in seiner ganzen Kraft äußert? Wirklich, Sie sind zu gutmüthig, und ich fürchte, das Publicum wird weder Ihr Mitleiden noch Ihre Nachsicht theilen. Im Gegentheile, das Publicum, jenes tausendköpfige reißende Thier, ist grausam und unbarmherzig; es spielt mit seinen großen Männern, es spielt mit seinen großen Künstlern wie das Kind mit seinen Spielsächelchen, die dasselbe beim ersten Einfalle zerbricht. Wie sollen wir uns für diesen alten Mann interessiren, der um Lobsprüche bettelt in einer Nation wie die unserige, wo, auf der ganzen socialen Stufenleiter, der Götze von gestern niemals der Götze von morgen ist, wo man Den, welchen man am Morgen für groß hält, am Abende kaum eines Blickes würdigt? Diese pariser Welt ist ein entsetzlicher Schlund! Er verschlingt in Masse und einzeln, ohne je gesättiget zu werden, Alles, was Ruhm heißt, Talent, Schönheit, Jugend, Muth, Beredtsamkeit und selbst die Tugend. Er ist taub wie der Stier des Phalaris; er besitzt alle kleine Leidenschaften der Frauen, hängt sich um ein Nichts an und zerreißt mit Freude das Band, das ihn mit Liebe fesselte. Wie, Sie schreiben eine Komödie, um uns zu beweisen, man dürfe nicht aufhören die Künstler vor ihrem Tode zu loben! Haben Sie bedacht, welche Ausdehnung dieses Paradoxon nehmen könnte? Sie vertreiben aus der Kunst und aus der Welt das

Einzige, was sie noch einigermaßen schützt, die Wahrheit der Massen. Sagen Sie doch der Stimme, die nicht mehr singen kann: Singe noch! Sagen Sie dem Gesichte mit Runzeln und weißem Haar: Komm zu uns mit Blumen bekränzt! Sagen Sie zu dem kindisch gewordenen Prinzen Condé: Führe uns zur Schlacht! Sagen Sie zu Pascal, der wahnwitzig ist: Vollende dein großes Buch über die Wahrheit der Religion! Es ist vorbei; ebenso gut könnten Sie um Mitternacht, weiß und nachdenkend, gleich einem Phantome auf den Gottesacker des Père Lachaise gehen und allen den großen Geistern, allen jenen unbeschreiblichen Schönheiten, allen jenen seltenen Talenten, welche jener kleine Raum enthält, zurufen: Stehet auf und folget mir! Nein, Sie werden jene traurige Neigung des Menschen nicht ändern, der nun einmal so gern zertrümmert, was er in Liebe verehrt hat. Sie werden nie jenen schrecklichen Egoismus einer ganzen Nation verbannen, welche ihre genialen Männer schmähet, wie die Wollüstlinge die Schönheit der Frauen schmähen, und unter uns, ich muß Ihnen, auf die Gefahr hin, der Gegenstand einer schönen Tirade zu werden, gestehen, ich finde darin gar kein so großes Unrecht, daß der Mann von Genie, wenn er erschöpft ist, einem Andern Platz mache, denn es handelt sich hier um das Interesse und Vergnügen Aller. Und dann, kann sich ein Mann beklagen, der zwanzig Jahre lang, wie der in Rede stehende große Künstler, der fortwährende Gegenstand der einstimmigsten Lobpreisungen Europas gewesen ist, dessen Name von dem Ruhme glänzte, den die Nachwelt gibt? Was würde dieser Mann gethan haben, hätte er das glorreiche Elend so vieler Künstler zu ertragen gehabt, die noch größer sind als er, und die nichts von ihrem Ruhme wußten, nicht einmal als sie starben? Was hatte Gros, um bei Ihrem Beispiele zu bleiben, denn er ist es, dessen Geschichte Sie in Ihrem zweiten Drama erzählen, was hatte er Frankreich vorzuwerfen? Frankreich hatte ihn berühmt gemacht vor allen, reich wie einen Fürsten und geehrter als einen Fürsten; er hatte ein Heer von Zöglingen, die sein Gefolge bildeten; er hatte alle Ehren des Kaiserreichs und der Restauration erhalten; der Kaiser hatte ihn zum Offizier seiner Orden gemacht, weil er seine Schlachten gemalt; wegen der Kuppel von St.-Genoveva erhob ihn der König von Frankreich zum Baron. Jeder gab diesem Künstler, was er geben konnte: Vermögen, Ruhm, Ordensbänder, Titel. Gewiß, wie das Genie zu bezahlen ist, so wurde dieses bezahlt. Und was thut Gros? Er gehorcht dem menschlichen Zustande, er wird alt. Statt da sich in seinen Ruhm einzuhüllen wie sein berühmter Freund, der Baron Gérard, als er in Ruhe und Frieden seinen Ruhm, seinen Reichthum und die Freundschaft genießen konnte, wie Gérard, als er sich blos zu zeigen brauchte, um mit der tiefsten Ehrfurcht begrüßt zu werden, fiel es dem Unklugen ein, sich noch einmal in die Ausstellung zu wagen, einen Hercules zu entwerfen, das Portrait des Arztes Clot Bey zu malen, der halb Franzose und halb Ägypter ist! Was sollte das Publicum thun? Konnte es sich anbetend auf die Knie werfen vor diesen Bildern, auf denen sich die letzten Strahlen des erloschenen Genies zeigen? Das Publicum ging, ohne sich viel um den großen Namen zu kümmern, mit dem jene Gemälde bezeichnet waren, vorüber und sagte: Es ist Schade! Die Journale, die eigentlich doch weiter nichts sagen, als was das Publicum sagt, thaten, was dieses that, sie sagten: Es ist Schade! Sie haben es mit Vorsicht, mit Achtung, mit Mitleiden gesagt. Die grausamsten selbst sprachen kein Wort. Und konnte man ehrlicherweise anders handeln? Beschimpfte man nicht das Portrait Napoleon Bonaparte's, wenn man das Portrait Clot Bey's bewunderte? Beschimpfte man nicht die Pestkranken von Jaffa, wenn man den Hercules bewunderte? War es nicht, aus Achtung vor der ruhmreichen Vergangenheit des Herrn Gros, eine Pflicht, ihm zu sagen, daß er diesmal fehlgegriffen?

Hätte Gros wenigstens nur noch einige Zeit gewartet! Wenn er nicht, wie es alle schwachen Geister thun, den traurigen Augenblicken einer unüberwindlichen Langweile nachgegeben hätte, die sie in den Abgrund hinabtreibt; wenn er hätte einfach glücklich sein wollen als verständiger Mann, welcher sich gemächlich an allen vier Jahreszeiten erfreut, der die Blumen und das Grün des Frühlings, die warme Sonne des Sommers, die Früchte des Herbstes, die Gesänge, die leichten Tänze, die Festgelage und die alten Weine des Winters benutzt; wenn er sein Ohr und seine Kunst den Versen des Dichters, den Melodien des Orchesters, den Dramen, die im Theater gespielt werden, der vertraulichen Plauderei am häuslichen Herde hätte leihen wollen; wenn er mit aufmerksamem Blicke Denen hätte folgen wollen, die neu in die Laufbahn eintraten, deren Ziel er erreicht hatte, den schönen jungen Personen, den braunen und blonden Frühlingen, die nicht mehr verlangen als das Lächeln des Greises; mit einem Worte, wenn der Ruhmgekrönte, der Geachtete hätte leben und das letzte Glück des Alters genießen wollen, das den Tod erwartet, ohne ihn herbeizuwünschen oder zu fürchten, so würde dieser Mann, den Sie so unglücklich nennen, einen der schönsten Tage seines Lebens gehabt haben. Er würde unter der Elite Frankreichs der Eröffnung des neuen Versailles beigewohnt haben. Der König wäre in Person gekommen, um Gros an der Schwelle des Palastes Ludwig's XIV. zu empfangen, und der alte Maler würde, auf den Monarchen gestützt, in der großen Schlachtengalerie im schönsten Lichte jene Kaiserschlachten, jene mit dem Pinsel gewonnenen Siege, jene heroischen Riesen haben bewundern können, die bewaffnet aus seinem Geiste hervorgegangen sind. Er würde noch einmal jene Infanterie mit wehenden Fahnen haben marschiren sehen; er würde von neuem das Gerassel der Schwadronen gehört haben, jenes Wetter zu Pferde, wie die Schrift sagt. Er würde besonders mit dem leidenschaftlichen Enthusiasmus seiner zwanzig Jahre seinen Soldaten, seinen Helden, seinem Gotte, seinem Freunde, Napoleon Bonaparte haben folgen können. Dann hätte er, zu dem Könige gewendet, sagen können wie der alte Simeon: „Sire, seid gesegnet, daß Ihr den Staub entfernt, der meine Gemälde und

meinen Ruhm bedeckte! Jetzt, da meine armen Augen Jaffa, Abukir, Eilau wiedergesehen haben, kann ich sterben!" denn an diesem Tage wäre er vielleicht gestorben, mitten im Triumphe, und die große Armee hätte Trauer angelegt um ihren großen Maler und ganz Frankreich hätte ihn beweint. Welcher Unterschied, großer Gott, für Gros, vor Freude in Versailles, in der Schlachtengalerie zu sterben, als vor Langweile allein zu sterben in einer stinkenden Lache ohne Wasser!

Wenn Sie gerecht sein wollen, so legen Sie diesen Tod nicht den Journalen zur Last; es ist ein Selbstmord wie alle andern, an denen der Stolz einen kleinen und der Wahnsinn einen großen Antheil hat. Wollte ich solche alberne und beklagenswerthe Todesfälle anführen gleich dem des Herrn Gros, deren Ursache Niemand angeben kann, es würde an Beispielen sicherlich nicht fehlen, ich würde sie unter Jungen und unter Alten finden. Escousse zählte nicht 25 Jahre, als er sich nach einem glänzenden Triumphe auf der Bühne ermordete; vor kurzem hat sich Nourrit umgebracht, und Gott sei Dank! es hat weder dem Einen noch dem Andern an Lobeserhebungen aller Art in allen Pressen der Welt gefehlt. Auger, der immerwährende Secretair der französischen Akademie und, was mehr ist, ein ausgezeichneter Journalist, ging eines Abends *aus*, um sich unter dem Pont des arts zu ersäufen. Die Journale haben nichts dabei zu thun, wo der Priester nichts thun kann, und hieße er Fénélon oder Bossuet. Glauben Sie mir, die Journale haben noch Niemanden um das Leben gebracht, ja noch mehr, sie haben nicht einen einzigen Ruhm zertrümmert, denn sie kommen erst nach dem gesunden Sinne des Publicums. Was man auch thun, was man auch sagen möge, ein guter Vers ist ein guter Vers, ein gutes Gemälde ein gutes Gemälde, ein ehrlicher Mann ein ehrlicher Mann. Wenn die öffentliche Meinung der Gnade und Ungnade dieser in der Luft schwebenden Urtheile und Aussprüche übergeben wäre, — die Sie betrüben, dann müßte man über die menschliche Gesellschaft verzweifeln. Es mögen Ungerechtigkeiten in der öffentlichen Meinung vorkommen, es zweifelt Niemand daran. Die Ungerechtigkeit dringt in alles Menschliche ein; ist es aber, weil an Calas ein Justizmord begangen wurde, ein Grund, alle Richter und alle Gerichtshöfe abzuschaffen? Noch ist ein Grund anzuführen: die Öffentlichkeit ist eine unumgängliche Bedingung der constitutionellen Freiheit. Man kann thun, was man will, man wird den doppelten Debatten der Tribune und des Journals nicht entgehen. Man nehme also alle Vortheile und alle Unannehmlichkeiten dieser neuen Macht an. Der tugendhafteste Bürger der Stadt Athen, Aristides, der durch den Ostracismus verbannt wurde, weil man es müde war, ihn den Gerechten nennen zu hören, huldigte selbst dem Ostracismus, indem er, auf das Verlangen eines Bürgers, selbst mit für seine Verbannung stimmte.

Unter uns, fürchten Sie nicht, daß Sie, während Sie mit so viel Sorgfalt und Geist ein Lustspiel nicht blos gegen die Presse, sondern gegen alle kleinen Ausfälle schreiben, die sie sich gegen die vorstechenden Männer der Zeit erlaubt, einen Pflasterstein aufheben, um eine Mücke zu tödten? Sind es die kleinen Bosheiten, die Sie so sehr beunruhigen, werth, daß man sich darüber beunruhige? Wäre es nicht besser, wenn sie, statt in Zorn zu gerathen gegen den Witzbold, den Armen bemitleideten, der vielleicht Angstschweiß vergießt, um ein wenig Gift und Galle zu finden und damit die großen Geister, die seltenen Talente, die trefflichen Tugenden unserer Zeit zu bespritzen? Hat der König Ludwig Philipp, der am meisten geschmähete Mann in seinem Lande, die zehn Jahre, welche die Geschichte die unglücklichen Jahre nennen wird, weniger ruhmvoll durchschritten? Darf man nicht stolz darauf sein in solcher Gesellschaft geschmäht zu werden? Also üben Sie Nachsicht, besänftigen Sie Ihren Zorn, und legen Sie den Dingen nicht mehr Wichtigkeit bei, als sie haben. Bedenken Sie, daß das öffentliche Leben und der Ruhm ihre Reize haben und deshalb auch die davon unzertrennlichen Unannehmlichkeiten hinnehmen müssen. Wollen Sie gelobt sein, so erwarten Sie auch scharfen Tadel; der Tadel ist immer der Begleiter des Lobes. Dem großen Cäsar folgten, als man ihn im Triumphe einhertrug, Diener, die ihm zuriefen, er sei kahlköpfig. Achilles war unverwundbar, außer an der Ferse, und an der Ferse werden auch heute noch die großen Männer gestochen; deshalb ist es auch so leicht, das Reptil zu zertreten, wie man merkt, daß es verwundet. Mit einem Worte, in dem constitutionnellen Leben, so wie es ist, muß man wählen: Allen oder nur sich selbst angehören, ein Staatsmann sein oder Tuch verkaufen, eine schöne Frau, Dichterin, von Allen beneidet sein, oder mit Fischen handeln und die Strümpfe des Mannes stopfen. Jedem seinen Ruhm und jedem auch sein Leid! Dieser das Lob und die Witzeleien des Journals, jener die Freundschaft und die Klatschereien der Nachbarinnen! Zwischen beiden muß gewählt werden.

Nach Dem, was ich Ihnen weitläufig auseinandergesetzt habe, werden Sie wol überzeugt sein, daß Ihr fünfter Act, der sich mit dem Selbstmorde des Künstlers endigt, sehr blutig ist, selbst für ein Drama. Selbst angenommen, das Factum sei wahr, so sind Sie doch auf eine jener unwahrscheinlichen Wahrheiten gerathen, welche die Kunst verschmäht. Das ist Schade, denn der Monolog Ihres Malers vor dem Tode ist, meiner Ansicht nach, sehr schön; aber, lieber Gott, wie können Sie ein Lustspiel ein Stück nennen, das sich mit dem Selbstmorde eines Menschen endiget! Und glauben Sie denn, das Publicum werde bei einer so gräßlichen Katastrophe ruhig bleiben, wenn Sie viermal hintereinander rufen: Die Journale! Die Journale! Die Journale! Die Journale! Sie wissen, wie sehr ich Ihr Talent schätze, ich muß Ihnen aber offen sagen, Ihr Lustspiel ist kein Lustspiel, Ihr Drama ist kein Drama. Das Publicum wird über den komischen Theil Ihres Werkes nicht lachen, weil diese literarischen Sitten wenig interessiren, weil das Publicum sie nicht kennt und sich sehr wenig darum kümmert, wie das Journal zu Stande kommt, wenn es nur sein Journal hat. Sie haben vor nicht langer Zeit ein Lustspiel

von Casimir Delavigne: „Die Popularität", durchfallen sehen, in welchem nur von Journalen und Journalisten die Rede war.

Madame, wenn Sie diesen Brief mit eben der Aufmerksamkeit lesen, mit welcher ich ihn schrieb, so werden Sie darin hoffentlich die unverstellte Trauer eines Mannes finden, der vor allen den Stand liebt und ehrt, den er sich wählte, der ihn vor allen groß und schön findet, und der ihm seine ganze Arbeit und sein ganzes Leben widmet. Ich überlasse meine Person oft den Angriffen, aber wenn auch der Journalismus ruhig bleibt, werde ich doch nie unempfindlich sein und schweigen, sobald man das Journal angreift, zumal wenn der Angriff von einer Schriftstellerin von Ihrer Schönheit, Ihrem Talente und Ihrem Geiste ausgeht. Jules Janin.

Nachschrift. Ich erfahre soeben, daß der königliche Commissar bei dem Théâtre français die Aufführung der „Journalistenschule" untersagt hat.

Die Besica-Bai.

Fast kein Zeitungsblatt kann jetzt gedruckt werden ohne der Besica-Bai zu erwähnen; und doch sucht man diese Bai bis jetzt auf den berühmtesten Karten vergebens. Die seit Chevalier's Buche so oft wiederholten Karten der Ebene von Troas, der eine Aufnahme von Cassos von 1786 zum Grunde lag, haben von ihr, nach seinem Beispiele, keine Andeutung, und was noch mehr auffallen kann, selbst die genauer als viele andere Karten gearbeitete der europäischen Türkei vom östreichischen Generalquartiermeisterstabe (Wien 1829), die Kleinasien (Blatt 19), freilich in zu kleinem Maßstabe, gibt, hat sie völlig unerwähnt gelassen. Nach genauen Angaben der französischen Seeoffiziere sind die Karten gearbeitet, welche Choiseul-Gouffier's „Voyage pittoresque", und namentlich dem zweiten Theile beigegeben sind; aber obgleich die 19. Tafel dieses Werks ziemlich genau den Ankergrund entlang der Küste anzeigt, so hält es doch schwer, aus der dort gegebenen Bildung der Küsten sich die Lage der jetzt so viel besprochenen Flottenstation herauszufinden. Nur die einzige Karte über das trojanische Gebiet, die Barker-Webb zuerst im XXII. Bande der „Bibliotheca italiana" bekannt machte und die auch der deutschen Übersetzung der Webb'schen Schrift (Weimar 1822) beigegeben war, gibt eine richtige Conturzeichnung dieser Bai, die man von dem daranstoßenden Beschik-tepé benannt hat. Sie bewährt dadurch aufs neue ihre Genauigkeit, die sich jetzt, wo die Dampfschiffahrt die Erforschung jener Gegenden so sehr erleichtert, schon wiederholt erprobt hat. Steile Klippen umbanden bis zu der westlichen Spitze, welche diese Bai auf der einen Seite einschließt, die asiatische Küste, die vom sigäischen Vorgebirge an und dem Tumulus des Achilles bei Giaour-kevi bis zum Cap Troja diesen Charakter der Unzugänglichkeit behält, unweit dessen aber östlich der Kanal, der vom Flüßchen bei Bascha-Ciflik sich absenkt, mit dem Flüßchen, das Plinius als schiffbar bezeichnete, vereinigt, nicht fern vom Tumulus des Peneleus ins Meer mündet. Beschik-Tepe ist der Name der paar Häuser, die auf Cap Troja sich finden. Die östliche Endspitze der Bai bildet Koum Burnu, Cap Achäum, auf Choiseul-Gouffier's Karte unter Agamia Promontorium schwer zu erkennen! Die Bai, den Südwestwinden offen, bietet keinen sehr sichern Aufenthalt für Flotten, wie die Erfahrung erwiesen hat; andere Mangelhaftigkeiten der Lage ungerechnet. Alexandria Troas Trümmer liegen etwa vier englische Meilen von der östlichsten Grenze ihres Umfangs. Alles das bestätigt Barker-Webb's Karte, die von Augenzeugen, und darunter von sehr intelligenten französischen Seeoffizieren geprüft, sich bis auf Einzelnheiten genau erwies, die man in Karten jener Gegenden nie zu finden gewohnt war. Man bemerkt, daß ihr Zeichner mit der Einsicht eines Geologen die Unbefangenheit eines Geometers verband, der von antiquarischen Systemen keine Notiz nimmt. Und doch hat man ihr den Glauben verweigert und neuerdings in den Schriften über Troas sich wieder zu Lechevalier gewandt, dessen mangelhafte philologischen Grundlagen durch die Basis von Webb's antiquarischem Systeme, durch Spohn's Buch „De agro Trojano" fortwährend als Neubau bloßgelegt, stets sich als ungenügend erweisen, und dessen Karte so wenig stichhaltend ist, als seine Angaben über die Quellen von Bunar-Baschi. 8.

Literarische Notizen.

In Paris erscheint gegenwärtig eine „Galerie populaire des contemporains illustres", unter der Direction eines „homme de rien", jede Lieferung von 36 Seiten und mit Portraits von Challamel zum Preise von 5 Sous. Erschienen sind bereits die Lieferungen: Soult, Thiers, Chateaubriand, Laffitte, Guizot, Lamartine; jede Woche erscheint eine Lieferung.

Abermals eine Geschichte der französischen Revolution! Sie erscheint unter dem Titel: „Histoire populaire de la révolution française de 1789 à 1830", von Hrn. Cabet. Das Ganze erscheint in 64 Lieferungen, jede zu 32 Seiten, wöchentlich eine. 24 Lieferungen sind bereits vollendet. 5.

Bibliographie.

Beitrag zur Belehrung meiner Mitbürger und Landesleute über die Hannoversche Verfassungsangelegenheit. Von ****. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 6 Gr.

Bericht über die Versammlung teutscher Naturforscher und Ärzte abgehalten in Freiburg im September 1838 unter der Geschäftsführung der Professoren Dr. G. F. Wucherer u. Dr. F. S. Leuckart. Verfaßt von F. S. Leuckart. Gr. 8. Freiburg, Emmerling. 16 Gr.

Romantische Bilder der Gegenwart. 2ter Theil. — Auch u. d. T.: Töchter der Zeit. Eine Novelle von W. Elias. Nebst 2 Liedern. 8. Halle, Anton. 1840. 1 Thlr. 8 Gr.

Erinnerungsblätter. Eine Sammlung von Erzählungen und Novellen. Herausgegeben von A. Schumacher und B. Jäkle. 2. u. 3. Bändchen. — Auch u. den T.: Das Duell. Erzählung von B. Jäkle. — Das Vokalquartett. Humoristisches Lebensbild von J. H. Mirani. 8. Wien. 1 Thlr.

Franz (Agnes). — Führungen. Bilder aus dem Gebiete des Herzens und der Welt. Gr. 12. Essen, Bädeker. 1840. 16 Gr.

Guhrauer (G. E.). — Kur-Mainz in der Epoche von 1672. 2 Theile. Gr. 8. Hamburg, F. Perthes. 3 Thlr. 20 Gr.

Huber. — Die englischen Universitäten. Eine Vorarbeit zur englischen Literaturgeschichte. 2ter Band. Gr. 8. Cassel, Krieger. 1840. 3 Thlr.

Käfer's (B.) Gedichte. Gr. 8. Grätz, Damian und Sorge. 21 Gr.

Rabelais (Meister Franz) der Arzeney Doctoren Gargantua und Pantagruel aus dem Französischen verdeutscht, mit Einleitung und Anmerkungen, den Varianten des zweyten Buchs von 1533, auch einem noch unbekannten Gargantua herausgegeben durch G. Regis. 2ter Theil. Anmerkungen. 1ste Abth. Mit dem Kärtchen der Umgegend der Stadt Chinon. Breit gr. 8. Leipzig, Barth. 6 Thlr. 12 Gr.

Realis. — Heraldische Blumen. Geschichte und Sage. Gr. 12. Wien, Rohrmann. 1840. 18 Gr.

Schön (J.). — Die Staatswissenschaft. Geschichtsphilosophisch begründet. 2te durchaus umgearbeitete Auflage. Gr. 8. Breslau, Korn. 1840. 1 Thlr. 12 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 5. —— 5. Januar 1840.

Winterstudien und Sommerstreifereien in Canada. Ein Tagebuch von Mrs. Jameson. Aus dem Englischen übersetzt von A. W. Drei Bände. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1839. Gr. 12. 4 Thlr.

Ref. hat sich nie recht entschließen können, der Schriftstellerei der Damen mehr als eine flüchtige Aufmerksamkeit zu widmen, und glaubt dabei nichts verloren zu haben. Gleichsam zu seiner Beschämung mußte Mrs. Jameson ihn wiederholt fesseln. Er *hatte das Glück, sie kurz vor ihrer hier beschriebenen Reise nach Canada in Deutschland zu sehen.* Ihre Gesichtszüge *allein* würden ihn bestimmt haben, ihre Schriftzüge kennen zu lernen. In beiden herrscht *eine* übereinstimmende Klarheit, eine zarte Bestimmtheit, ein gewisses Etwas, das wir Adel nennen möchten, wenn dieses Wort nicht einen Nebenbegriff hätte, der nichts weniger als Edles bezeichnet, sondern vielmehr etwas Apartes. Und gerade dieses Aparte liegt nicht in der großen Eigenthümlichkeit dieser ausgezeichneten Frau. *Nirgend setzt* sie sich auf den Isolirstuhl; ihr Inneres treibt sie zum Menschen und diesen findet sie in ihrem grünen Vaterlande (Irland), in Deutschland, in Italien, in Canada, ja sie findet ihn unter den sogenannten Wilden dieses Landes, den Indianern, ohne ihn lange zu suchen.

Fassen wir vor allen Dingen das vorliegende Werk aus dem Gesichtspunkte der Humanität auf, so ist es von so größerer Bedeutung und Wichtigkeit, weil es theils die hohe Bildungsstufe der Verfasserin in das glänzendste Licht stellt, theils beispiellos in der englischen ältern und neuern Literatur erscheint, theils endlich Licht in Verhältnisse einer Provinz und ihrer Bewohner wirft, welches selbst der staatskluge und wohlmeinende Bericht des Grafen Durham nicht aufzustecken vermocht hat.

Die Verfasserin, bekannt durch mehre gelungene Kinder- und Jugendschriften, beschritt durch ihr „Diary of an ennuyée" die Bahn des Ruhms, welche sie durch die Analyse der weiblichen Charaktere im Shakspeare und das gegenwärtige Werk mit immer größerer Sicherheit verfolgte. Gerüstet mit der glücklichsten Anlage für Malerei und Musik, verweilte sie längere Zeit in Italien und bildete hier *beide* in sich zu einem hohen Grade von Vollkommenheit. In Deutschland wendete sie mit ungemeiner Vorliebe ihren Geist auf die Literatur unsers Volks, sie fand deren Verwandtschaft mit sich selbst schnell und sicher heraus, und wir dürfen mit Zuversicht behaupten, daß Mrs. Jameson ungleich mehr eine Deutsche als eine Engländerin sei. Tiefes und wahres Gemüth, echte zarte Weiblichkeit sicherten ihr eine solche Anzahl schätzbarer Freundschaften in diesem Lande, deren keine Ausländerin sich je erfreute. Aber sie war auch der Gegenstand der Aufmerksamkeit ausgezeichneter Männer, die ihren hohen Geist, ihre vortreffliche Bildung und ihr richtiges Urtheil würdigen lernten.

Nur ungern verließ sie Deutschland, entsprechend dem wiederholten Wunsche ihres Gatten, welcher damals Vicekanzler des englischen Gouvernements der Provinz Obercanada war und in Toronto wohnte, ihm dorthin zu folgen. Leider finden wir in ihrem Tagebuche Spuren, daß sie nicht in allen Beziehungen glücklich zu nennen ist. Allein um so entschiedener und kräftiger wendete sich ihre Seele auch dort der geistigen Gemeinschaft mit allem Edeln und Humanen zu, desto lebhafter beschäftigte sie sich besonders mit der deutschen Literatur, desto eifriger suchte sie das Land und dessen Bewohner zu durchforschen. Sie fand, was sie suchte: sie suchte und fand Menschen und Freunde, sie fand eine unermeßlich reiche und schöne Natur in einer ihr unbekannten Ausprägung und ward innig überzeugt, daß dieses schöne Land in ihrem Vaterlande hinlänglich unbekannt und deshalb falsch behandelt, ja zu Grunde gerichtet werde.

Übersehen darf man nicht, daß das Tagebuch dieser Reise für eine englische Freundin bestimmt war. Manches darin kann daher, sofern es Deutschland und deutsche Literatur berührt, gebildeten Deutschen als nicht neu, nicht originell erscheinen; allein trefflich wiedergegeben wird es Jeder finden und, ohne zu ermüden, die herzliche Anerkennung deutscher Geistestiefe bei der Fremden, der Engländerin lesen. Sie räumt der Bildung unsers Vaterlandes unverkennbar den Vorzug ein. Und doch bewegte sie sich hier nur in den sogenannten höhern Kreisen. Sie kennt unsere Sagen, unser Volkslied und Alles, was eben unsere tiefere gemüthliche Richtung von Alters her bekundet, noch nicht. Wie wird sie staunen, wenn sie mit Grimm und Andern in die Tiefen deutscher Sprache und Literatur steigt, was, wie wir vernehmen, demnächst ge-

schehen dürfte, da sie Deutschland später vorzugsweise zum Lande ihres Aufenthalts zu machen gedenkt.

Mrs. Jameson kam im December 1837 nach Toronto. Die Reise von Neuyork dahin bot alle Schrecknisse einer Herbstreise durch den unwegsamen Staat Neuyork. Es empfing sie in Toronto eine Wohnung, welche nicht einmal die nöthige Wärme, geschweige die gewohnten Comforts bot. Die zarte Frau litt körperlich unsäglich, aber dennoch riß sich ihr Geist empor; sie wußte durch geistreiche Beschäftigungen sich über ihre Lage und Leiden zu erheben. Aber wie schön ist dies Alles erzählt, wie anspruchslos, wie vorwurfslos! Ihre deutschen Classiker und vor Allem Goethe erregen ihr Gemüth. Tief ergriffen ist sie von Öhlenschläger's „Correggio". Sie dringt in Goethe's „Tasso", „Iphigenie" und „Clavigo" tief ein, und weiß deren Schönheiten und Eigenthümlichkeiten klar nebeneinanderzustellen. Mit inniger Theilnahme verweilt sie bei Eckermann's „Gesprächen mit Goethe", und verfolgt mit sichtbarer Freude diese schöne Darlegung der humanen Größe dieses Mannes. Grillparzer und Müllner regen sie zu trefflichen, wenn auch noch etwas einseitigen Urtheilen an. Überhaupt hat sie eine Vorliebe für dramatische Kunst und Dichtung. Sie lernte in Wien in frühern Jahren drei treffliche deutsche Schauspielerinnen, und unter ihnen Madame Arneth, die als Fräulein Adamberger berühmte Braut Theodor Körner's, kennen und führt diese Damen, und besonders speciell die letztere als Beweis an, daß dramatische Künstlerinnen einen unbescholtenen Ruf selbst auf der höchsten Höhe der Kunst und einen schönen Charakter bewahren können.

Die Streitfrage ist schon oft aufgestellt und oft bestritten worden; ich bin aber geneigt, die Meinung zu behaupten, welche ich schon irgendwo ausgesprochen habe, daß in dem Berufe der Schauspielerin nichts liegt, was mit der Achtung, die den Frauen zukommt, unvereinbar wäre, oder mit der Ausbildung jeder weiblichen Tugend, wie mit der Ausübung jeder Pflicht des Privatlebens. Ich habe mit Leuten gesprochen, welche anders denken und doch fortfahren, das Theater als ein Vergnügen zu besuchen und als eine Quelle geistigen Genusses und der Ausbildung, und dieses halte ich für einen Abfall von Grundsätzen — welcher an und für sich unrecht ist und auch obendrein eine Veranlassung zum Unrecht. Die Liebe zu dramatischen Vorstellungen, zur Nachahmung liegt in den Elementen der menschlichen Natur. Wir finden dieselben in Kindern, in den Wilden, in allen Zeitaltern, bei allen Nationen. Wir können es nicht ändern, es ist nun einmal so. Daß die Stellung einer Schauspielerin bisweilen eine falsche ist, ja vielleicht selbst eine gefahrvolle für ein weibliches Wesen, das ist nicht die Schuld des Berufs, sondern die Wirkung der öffentlichen Meinung über diesen Beruf. Wenn die Mode oder das conventionnelle Gesetz oder die öffentliche Meinung etwas für unschicklich erklärt — was sie nicht als unrecht beweisen kann —, wenn sie beschimpft, was sie zugibt, befördert, was sie verdammt, und sich dann doch darüber entzückt! Ist es da ein Wunder, wenn aus jenen unsinnigen, barbarischen Inconsequenzen eine ganze Schar von Misbräuchen und Misgriffen entsteht? Was die Ansicht betrifft, daß das Bühnenspiel als Profession nicht mit weiblicher Tugend und Sittlichkeit zusammen bestehen könne, so ist dieselbe nicht allein eine Beleidigung für die achtungswerthen Frauen, welche die Bühne geziert haben und noch zieren, sondern auch für das ganze Menschengeschlecht; ich erröthe darüber aus Empörung u. s. w.

Wir haben diese Stelle ausgehoben, weil sie die kräftige und einfache Gesinnung, die sittliche Sicherheit und die Stellung genau bezeichnet, welche durch jene beiden die Verfasserin auf der Lebensbühne bisher so ehrenvoll eingenommen und behauptet hat. Diese Selbstemancipation einer begabten Frau gegenüber der Schwachheit nicht nur ihres, sondern beider Geschlechter verleitet Mrs. Jameson mehrfach zu einem Anfluge von Idealismus, den sie durch ihr Leben und Sein repräsentirt, der aber unmöglich weniger oder anders begabte Frauen gut kleiden möchte. Genau genommen, hängt Das, was sie über Bühnenkünstlerinnen und deren Tugend und Sittlichkeit ausspricht, mit einer andern Klage derselben zusammen, die sie gegen die Gesellschaft und besonders gegen deren Vertreter im Staate, die Männer, erhebt und die der Misbrauch des zweiten Geschlechts und die Gleichgültigkeit der Männer gegen eigene und weibliche Tugend betrifft. Wären wir im Stande, mit der gehörigen Zartheit diesen Gegenstand einer, ihre sittliche Unabhängigkeit über alles stellenden Frau gegenüber zu behandeln, so möchten wir ihr vor Allem das Bild der Zeiten vorhalten, um zu zeigen, daß zu allen Zeiten, bei allen Völkern, in den mannichfachsten Formen und gesetzlichen oder gebräuchlichen Einrichtungen, sobald ein gewisser Grad von Civilisation beschritten war, das Verhältniß der Geschlechter durch den Trieb zu sinnlicher Vereinigung und nicht durch die ideale Tugend der Enthaltsamkeit bestimmt worden sei. Das germanische und christliche Princip ist noch das sittsamste, weil es die freie Willensbestimmung der Frau rechtlich anerkennt und überhaupt die Selbstbestimmung zum Guten und Schönen als Norm aufstellt. Aber damit ist auch Alles gethan, wenn man der natürlichen Freiheit nicht Zwang anthun will.

Ferner möchten wir an die so sehr verschiedene Menschennatur erinnern. Dem Einen wird die Tugend leicht, der Andere kann in der Sittsamkeit und Enthaltsamkeit keine Tugend finden, blos weil er nicht im Stande ist, sie zu üben und dabei ehrlich genug ist, dies zu gestehen.

Endlich sind die künstlichen Verhältnisse civilisirter und sehr bevölkerter Staaten ein Haupthinderniß bei Bewahrung der Unschuld beider Geschlechter. Ob ursprünglich das männliche oder das weibliche Geschlecht die Verführung bewirkt habe, ist bekanntlich ein großes psychologisches Problem, über das wir Moses Buch 1, Cap. 3 nachlesen müssen.

So sind auch hier die Elemente in der menschlichen Natur, und es kann nicht anders sein, als es ist; genug, daß das Sittengesetz die Sünde verdammt und sie gleichsam ins Verborgene verweist. Inwiefern der Wilde diese Sünde vermeide, hat uns die Verf. mit den anziehendsten Farben geschildert. Sie führt damit selbst den Beweis, daß der Naturzustand der Menschen die Gebrechen des civilisirten Lebens nicht kenne, mit ihnen aber auch Das entbehre, was wir so sehr lieben und die Verf. selbst so hoch stellt, die feinere geistige Entwickelung und Bildung. Sie setzt selbst ihre Ansichten hierüber und weibliche Erziehung nebeneinander.

Von den Engländerinnen, welche auf der Stufe der Er-

ziehung und der persönlichen Schönheit stehen —, konnte ich nicht sprechen; nicht etwa, weil ich noch keine gesehen hatte, welche Anmuth der Person und der Talente mit der Fähigkeit zu lieben und mit der Energie des Charakters vereinigte, um Prüfungen bestehen und Entbehrungen ertragen zu können, sondern weil in den Frauen, wie sie jetzt erzogen werden, man eine Abhängigkeit von Localneigungen findet, einen Mangel an heiterer Unabhängigkeit, eine gehegte physische Zartheit, eine Schwäche des Temperaments, welche man, vielleicht um dem Stolze der Männer zu schmeicheln (!), als (für) eine wesentliche Zugabe der weiblichen Anmuth hält, was gewiß ein Vorurtheil ist, und durch diese Eigenschaften werden sie untauglich für ein Leben, was außerdem sehr reizend sein könnte, nämlich das thätige Leben außer dem Hause, welches die Frau theilen und für das sie sich interessiren muß (?) *); ingleichen für die Beschäftigungen der innern Wirthschaft, welche man in England für unwürdig hält; denn eine Frau, welche weder für sich noch für Andere alle Dienstleistungen des Haushaltes vollbringen kann, darf hier (nach Canada) nicht herkommen. Wenn ich aber Männer höre, welche erklären, daß sie es nicht ertragen können, Frauen essen zu sehen, und wenn Andere von der strotzenden Gesundheit und der Körperstärke der jungen Mädchen sprechen, als sei dieselbe gemein und roh u. s. w., so wundere ich mich nicht mehr über die unsinnigen Affectationen meines eigenen Geschlechts u. s. w.

Hierin ist so viel Schönes und Wahres bei so vielem Ungerechten enthalten, daß man sich nur darüber wundern kann, wie eine so hochgebildete Frau so vieles Unrecht in den Familien- und socialen Verhältnissen den Männern beimessen könne. Es ist bekannt genug, daß das Verweichlichungs- und Verzärtlichungssystem in der körperlichen und geistigen Erziehung vor hundert Jahren und darüber von Frauen und zwar von englischen Frauen ausgegangen ist, und man muß seine Literatur schlecht kennen, wenn man einen andern Ursprung derselben auffinden will. Dieser Unsinn ist noch fashionable in England, und leider ist er auf dem Continent aus einfältiger Nachäfferei mehr und mehr einheimisch geworden, sodaß wir selbst in bürgerlichen Haushaltungen unserer deutschen Mittelstädte die alternden Mütter noch hart arbeiten sehen, während Jungfer und Fräulein Tochter mit müßiggeherischen Stickereien und feinen unnützen und kostspieligen Nähereien im Fenstersitz sich beschäftigen und ihren oft sehr verderblichen Träumereien und Koketterien nachhangen. Vornehme erziehen ihre Töchter deshalb so weichlich, um sie leicht in ihren Willen zu zwingen, wenn es Convenienzheirathen ꝛc. gibt, und der Geringere äfft immer den Vornehmen nach. Hätte Mrs. Jameson den „Titan“ und überhaupt mehr von Jean Paul gelesen, sie würde über alle diese Dinge gerechter, d. h. männlicher denken und reden. Nicht weil die Männer herrschen und die Frauen dienen (Mos. a. a. O. V. 16), ist Alles so verkehrt, sondern weil die Frauen auch da herrschen wollen, wo sie es nicht verstehen. „Einer sei König!“

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Dann müßten die Männer auch mit kochen, waschen u. s. w.; denn das Verhältniß muß wechselseitig sein, sonst entsteht eine weibliche Superiorität, von der wir Deutschen ein unaussprechliches Wort gebrauchen.

Das Königreich Yvetot.

Au noble pays de Caux
Y a quatre Abbayes royaux
Six Prieurez conventuaux
Et six Barons de grand arroy
Trois Comtes deux Ducs un Roi.

An den Namen der kleinen Stadt Yvetot in der Normandie knüpft sich eines der sonderbarsten publicistischen Räthsel des Mittelalters. Die Besitzer dieser Stadt führten im 14. und 15. Jahrhundert, ja noch später, den Königstitel, nahmen alle Souverainetätsrechte in Anspruch und bewirkten zu verschiedenen Malen, daß ihre gänzliche Unabhängigkeit von der Krone Frankreich mehr oder minder ausdrücklich anerkannt wurde. Der erste der Herren von Yvetot, welcher erweislichermaßen die königliche Würde ansprach, ist Johann, geboren um die Mitte des 14. Jahrhunderts. In einer Urkunde vom 11. Jan. 1380 nennt er sich: Von Gottes Gnaden Herr von Yvetot; in spätern Documenten heißt er bald Fürst, bald König, und der letztere Titel wird ihm auch in einem Urtheile des hohen normännischen Gerichtshofes, des Echiquier, von 1392 gegeben. Sein Sohn Martin begleitete Karl VI. auf einem Zuge nach Flandern, verwahrte sich aber förmlich, daß er nicht verpflichtet sei dem Aufgebote des Königs von Frankreich zu folgen, und daß es nur sein guter Wille sei, wenn er ihm Kriegshülfe leiste. Martin sah sich bald darauf genöthigt sein verschuldetes Königreich an den Grafen Ribedieur für 14,000 Goldthaler zu verkaufen; in dem von Karl VI. am 21. August 1401 ratificirten Kaufcontracte nennt er sich Fürst, seine Herrschaft aber Königreich. Nach der Niederlage der Franzosen bei Azincourt wurde die Herrschaft Yvetot durch den König von England confiscirt und einem Ritter Holland als Äquivalent einer ihm versprochenen Rente von 800 Livres zu Lehn gegeben; aber der Ausspruch von Sachverständigen erwies, daß sie in Folge der von dem Könige von England vorbehaltenen Hoheitsrechte, denen sie früher nicht unterworfen gewesen, nur noch 448 Livres eintrage. Nach der Vertreibung der Engländer aus Frankreich wurde Yvetot an die Erben des Grafen v. Ribedieux zurückgegeben, die es an den Ritter Chenu, Capitain von Honfleur, verkauften. Dieser erhielt 1461 ein Patent von Ludwig XI., worin ihm alle Privilegien, Rechte und Freiheiten, deren die Herrn von Yvetot vor der englischen Invasion genossen hatten, zugesichert wurden. Zur Ermittelung der durch diesen königlichen Brief anerkannten Rechte wurden am 13. April desselben Jahres die Aussagen von 37 hochbejahrten Zeugen zu Protokoll genommen, die einstimmig dahin lauteten, daß die Herrschaft Yvetot frei gewesen sei von der Pflicht der Huldigung, der Lehnstreue und von jeder andern Servitut. Einige der Zeugen sprachen sich noch bestimmter dahin aus, daß die Gerichtsbarkeit von Yvetot in keinem Stücke der königlichen Gerichtsbarkeit unterthan sei; daß Yvetot dem Könige von Frankreich keine Steuern und Subsidien schuldig sei; daß die Herren von Yvetot Begnadigungsrecht übten und Münze prägten; daß eines Tages der französische König, nachdem er das Gebiet von Yvetot betreten, gesagt habe, daß jetzt kein König in Frankreich sei. Ludwig XI. bestätigte alle aus dieser Untersuchung hervorgehenden Rechte durch eine Urkunde, in welcher er den Herrn von Yvetot Fürst nennt. Die Söhne und Nachfolger des Käufers von Yvetot, Jacques und Perrot Chenu, sowie des Letztern Sohn, Jean, führten beständig den Titel König. In den Zusätzen zu der Geschichte Monstrelet's heißt es, daß der König von Yvetot am 26. Juli 1500 zu Lyon gestorben sei. Ein Patent Franz' I. von 1544 bestätigte den Herren von Yvetot das Privilegium der höchsten Gerichtsbarkeit, fand aber bei dem Parlamente von Rouen hartnäckigen Widerstand und wurde von demselben nur

mit gewissen Modificationen einregistrirt. Heinrich II., Karl IX. und Heinrich III. erkannten bei verschiedenen Veranlassungen an, daß die Bewohner von Yvetot nur ihrem Herrn steuerpflichtig seien, und es läßt sich durch richterliche Aussprüche nachweisen, daß dieses Privilegium bis 1725 in Kraft bestand; ja, noch beim Ausbruche der Revolution von 1789 genossen die Bürger der Stadt Yvetot, nicht aber die Bewohner ihres Gebiets, einer beinahe völligen Steuerfreiheit. Der Name: König von Yvetot, findet sich in öffentlichen Urkunden bis zur Regierungszeit Heinrich's II. und wird dann gänzlich durch den Titel Fürst verdrängt.

Er war jedoch zur Zeit Heinrich's IV. noch nicht ganz vergessen, denn man liest, daß dieser bei der Krönung der Königin Maria von Medici dem Ceremonienmeister sagte: „Ich will, daß man meinem kleinen Könige von Yvetot einen ehrenvollen Platz anweise, wie er seinem Stande und seinem Range gebührt."

Der Ursprung und die Bedeutung des Königstitels von Yvetot hat mehre Geschichtsforscher beschäftigt, aber es ist ihnen nicht gelungen etwas Befriedigendes darüber aufzufinden. Das Resultat ihrer Untersuchungen sind nur Sagen oder Conjecturen, deren einige indessen verdienen angeführt zu werden. Zwei Chronikschreiber aus dem letzten Jahrzehnd des 15. Jahrhunderts, Nikolaus Gilles und Robert Gagnin, erzählen: Am Hofe Klotar's I. lebte Ritter Gauthier, Herr von Yvetot, der sich durch seine vielfachen Dienste und seine großen Tugenden die ausgezeichnete Gunst des Königs erworben hatte. Aber der Neid der Höflinge war rastlos bemüht ihm die Gnade seines königlichen Herrn zu rauben, und Klotar wurde endlich durch unaufhörliche Verleumdungen und Lügen dahin gebracht, daß er schwur, er wolle Herrn Gauthier tödten. Dieser, von dem Zorne des Königs unterrichtet, beschloß demselben aus dem Wege zu gehen; er verließ den Hof und das Land und kämpfte zehn Jahre lang in der Fremde gegen die Feinde des christlichen Glaubens. In der Hoffnung, daß sich der Zorn des Königs gelegt habe, kehrte er endlich über Rom, wo er vom Papste Agapet Geleitsbriefe und Fürsprachschreiben an Klotar erhielt, nach Frankreich zurück. Es war am Charfreitage und zur Meßzeit, als Herr Gauthier in Soissons, der Residenz des Königs, ankam, und da er hörte, daß Klotar in der Kirche sei, so ging er gerades Weges ihn dort aufzusuchen, beugte sein Knie vor ihm und bat ihn um Gnade. Aber der König zog sein Schwert und stach den Ritter nieder. Der Papst Agapet, als er diese That erfuhr, drohte dem Könige mit Bann und Interdict, wenn er den tempelschänderischen Mord Gauthier's nicht wieder gut mache, und um das Haupt der Kirche zu beschwichtigen, erhob Klotar die Herrschaft Yvetot zum selbständigen Königreiche für die Nachkommen des getödteten Ritters.

Es ist unnöthig, die Unwahrscheinlichkeiten dieser Erzählung und die sonst gegen ihre Wahrheit sprechenden Gründe hervorzuheben; gleichwol beruht sie unstreitig auf einer lange im Munde des Volks lebenden Tradition, denn von den Zeugen, welche 1461 zur Ermittelung der alten Privilegien von Yvetot abgehört wurden, sagen mehre aus: daß es der allgemeine Glaube im Lande sei, und daß sie von ihren Vätern gehört haben, daß jene Freiheiten der Herrschaft Yvetot wegen einer Gewaltthat verliehen seien, die ein König von Frankreich gegen einen Herrn von Yvetot begangen.

Ein Geschichtsforscher des vorigen Jahrhunderts nimmt an, daß die Privilegien der Herrschaft Yvetot ursprünglich daher rühren, daß diese, durch besondere Umstände begünstigt, die Allodialfreiheit von Anfang an behauptet habe. Aber diese Vermuthung zerfällt in sich selbst, denn es ist historisch erweislich, daß Yvetot im 11. und 12. Jahrhunderte den Herzogen der Normandie lehnspflichtig war. Erst im 13. Jahrhunderte geben die Urkunden der Herrschaft Yvetot das Prädicat feodum liberum, und man hat daraus gefolgert, daß vielleicht Heinrich II., König von England und Herzog der Normandie, die Dienste der Herren von Yvetot dadurch belohnt habe, daß er ihnen die Lehnspflicht erlassen. Indessen diese Conjectur, wenn man sie auch ohne specielle historische Begründung zugibt, läßt den Königstitel der Herren von Yvetot unerklärt. Vertot vermuthet, daß derselbe wol von Karl V. oder Karl VI. verliehen sein könne, und fügt die räthselhaften Worte hinzu: es würde gefährlich sein, die Gründe errathen zu wollen. Ein anderer Historiker sieht darin eine bloße Usurpation, wie sie im Mittelalter in Bezug auf untergeordnete Titel allerdings oft vorgekommen ist, die sich aber schwerlich der Eigenthümer einer unbedeutenden Herrschaft hinsichtlich des Königstitels erlaubt haben würde.

Ein Benedictiner endlich stellt folgende Vermuthung auf, die wenigstens das Verdienst des Scharfsinns hat und über deren sonstigen Werth ich den Leser selbst urtheilen lasse. „Man weiß", sagt er, „daß Johann Baliol, der entthronte König von Schottland, im Anfange des 14. Jahrhunderts sein Leben in der Normandie beschlossen hat. Hat ihm nicht vielleicht die Herrschaft Yvetot gehört?" Der Hr. v. Maulevrier wurde nur deshalb nach und nach Graf genannt, weil seine Herrschaft lange Zeit den Grafen von Savoyen gehört hatte. Wäre es nicht möglich, daß Johann Baliol von seinem Aufenthalte in Yvetot spottweise der König von Yvetot genannt worden, wie man im folgenden Jahrhunderte Karl VII. den kleinen König von Bourges hieß? 9.

Literarische Notizen.

Unter den jüngsten dichterischen Hervorbringungen in Frankreich sind zu bemerken: „Les cent fables", von A. C. Dubois-Halban, und „Le cri du coeur", moralische und religiöse Dichtungen von Demselben. Ferner von Antoni Deschamps, bereits bekannt durch seine „Dernières paroles", ein Band Dichtungen unter dem Titel: „Résignation", wie es heißt, eine Ergänzung der „Dernières paroles"; die Dichtungen des jungen Autors werden ihres Reichthums an kräftigen Gedanken, ihrer anmuthigen Melancholie und der ungezwungenen Behandlung der Verse wegen gerühmt. Unter den neuen Romanen sind zu nennen: „L'abbesse de Castro", von de Stendhal, Verf. von „Rouge et noir", ferner: „La neuvaine de la chandeleur", von Nodier, und „L'abbé Olivier", von Clémence Robert. Als Sittenbuch und Neujahrgeschenk wird empfohlen: „Dix ans de la vie d'une jeune fille", von Mde. Camille Bodin, mit 10 lithographirten Bildern.

Neulich erschien eine „Description des oiseaux" mit einer Einleitung über die Kunst, Vögel auszustopfen und aufzubewahren. Die Classification ist nach Cuvier, der zu Grunde gelegte Text von Buffon, jedoch durchgesehen, verbessert und eingeleitet von Achille Comte, Prof. der Naturgeschichte an der Akademie zu Paris. Die Zeichnungen, an der Zahl 150 und colorirt, sind von Victor Adam und haben, wie ein französisches Journal sagt, fast das Aussehen von Aquarellen. Preis 20 Francs. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 6. —— 6. Januar 1840.

Winterstudien und Sommerstreifereien in Canada. Ein Tagebuch von Mrs. Jameson. Aus dem Englischen von A. W. Drei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 5.)

Die Rückerinnerung an Madame Arneth bereichert unsere Literatur mit einigen trefflichen Notizen über Körner's Liebe zu ihr. Er hatte bekanntlich für Anna Krüger und Antoinette Adamberger den „Grünen Domino" geschrieben. Antoinette war krank und ihre Genesung verzögerte die Aufführung des Stücks. Körner war noch nicht bei Antoinetten eingeführt, und ihn schien damals die Schönheit der Anna zu fesseln. Zur ersten Probe erwartete man endlich die Genesene; sie kam zu einem Aufruhr, in welchem die Schauspieler sich über das wiederholte Verbot der Aufführung der „Maria Stuart" eben befanden. Die verstorbene Kaiserin, Maria Therese Karoline von Neapel, hatte die Streitscene zwischen Elisabeth und Maria so anstößig und ehrenrührig für gekrönte Häupter, vorzüglich die weiblichen gefunden, daß sie den Kaiser Franz zu dem Verbote der Aufführung des Stücks bestimmt hatte, und dieser verweigerte jetzt die Zurücknahme unter dem Vorwande, daß er der Kaiserin deshalb ein Versprechen gegeben habe. Auch Antoinetten ward, als sie erschien, ihre Meinung abgefragt. Körner stand schweigend und indignirt seitwärts.

Was mich betrifft — antwortete Antoinette —, so kann ich nur sagen, daß, wenn ich einer geliebten Person oder irgend Jemanden ein Versprechen gegeben hätte, so würde ich es halten, so lange als ich lebte, und der Tod dieser Person würde dieses Versprechen nicht weniger bindend, ja wol noch bindender für mich machen, und wo möglich noch heiliger.

Körner sagte nichts mehr, aber seine Aufmerksamkeit war gefesselt und, wie er später selbst erzählte, von diesem Augenblick an liebte er sie.

Uns scheint diese Anekdote und klägliche Äußerung beiweitem weniger den höchst edeln Charakter der Geliebten Körner's zu bezeichnen, als ihr Benehmen nach Körner's Tode und Das, was sie für immer von der Bühne trieb. Ein halbes Jahr nach seinem Tode nämlich, der dem des Max Piccolomini sehr ähnlich war, zwang man Antoinetten die Rolle der Thekla zu spielen. Man erwartete große Effecte; sie ward ohnmächtig von der Bühne getragen. Diese Grausamkeit bestimmte sie das Theater zu verlassen, was ihr vier Jahre später durch die Bewerbung des viel ältern Herrn Arneth möglich ward.

Aber man muß diesen kleinen Roman lesen, um die Person lieb zu gewinnen, die darin eine Rolle spielt.

Überraschend schön ist das Urtheil der Verf. über Schiller's „Don Carlos" (Bd. 2, S. 50). Sie nennt dieses Stück eins der schönsten Dramen in der Welt. In ihrer schönen Hinneigung zum Idealen hält sie den Charakter des Marquis Posa für möglich, für eine schöne Anticipation. „Wenn Schiller groß genug war, ihn zu erfinden, sollte die Menschheit nicht groß genug sein, um denselben zu verwirklichen?" Wahrlich, ein schöner Glaube an die Menschheit!

Ist es denn ein bloßes Ideal, welches, während ich lese, mich bis zum Zittern, Beben, Erglühen und Aufjauchzen bewegt, und welches von der Bühne herab meine Augen mit köstlichen Thränen füllt? Ist das ein bloßes Ideal, was alle unsere Sympathien im stärksten, höchsten Grade anregt? Ich glaube, jede Frau möchte wol einen Posa lieben, ich wenigstens, wenn ich lieben könnte, so würde es ein Posa sein, den ich mir erwählte.

Ja, gewiß! Das würde Mrs. Jameson; und sicher gibt es Tausende und aber Tausende ihres Geschlechts, die eine solche ideale Liebe der eines — Fürsten vorziehen würden. Nur Schade, daß sich der vollkommene Gegenstand, den diese Liebe meint, nie finden wird; denn der Dichter hat es ja nur mit dem Ideellguten, Schönen und Wahren zu thun, nicht mit den menschlichen Schwachheiten, die er völlig ignorirt. Daß es Staatsmänner mit den idealsten Ansichten gebe und gegeben habe, zeigt uns die Geschichte aller Zeiten; aber damit ist noch nicht entschieden, ob sie als Männer liebenswürdig und einer unschuldigen Liebe werth waren. Wie, wenn Graf Mirabeau als Staatsmann in Schiller's Marquis Posa Zug für Zug wiederzufinden wäre? Oder hätte der ritterliche, sich selbst bis ans Ende getreue Patriot, der Marquis Lafayette dem Dichter gesessen? Oder Lucian Bonaparte? Oder hätten diese Alle und noch Andere ihr Bestes zu dem Charakter des Posa hergegeben? und wäre selbst etwas von Washington beigemischt? Ein Kind der Zeit ist dieser Charakter, und wie Ref. glaubt, so hat Schiller mit den im „Don Carlos" aufgestellten Contrasten seinem Volke und dessen Herrschern einen Spiegel vorgehalten und die Zukunft Spaniens an die widernatürliche Macht und abso-

luten Herrscherprincipien Philipp's II. und seinen durch den Vater und dessen Handlungen gegen ihn selbst bereits in seinen Rechtsbegriffen verworrenen Sohn gekettet und verwiesen; dies ist vielleicht die stille Lösung des Gleichnisses.

Man hat behauptet, der Charakter der Elisabeth sei nicht gehörig ausgeführt und nicht leicht zu verstehen, ja der Dichter habe ihn in ein Geheimniß hüllen wollen. Mrs. Jameson ist anderer Meinung.

Ich glaube, Schiller beabsichtigte nichts mit ihr, als was er offen darlegte; hier ist keine Maske, weder bewußt noch unbewußt; in solch einer Seele ist die Liebe zu Don Carlos kein Gefühl, das bekämpft werden muß, sondern es wird ganz aus ihrem Herzen herausgedrängt als etwas, das nicht gedacht werden, nicht existiren darf, und deshalb auch aufhört zu existiren. Es bleibt nur noch ein zärtliches, ganz reines Interesse an dem Glücke und dem Schicksale des Don Carlos, doch dieses ist Alles. Sie will weder sich selbst noch uns durch tugendhafte Worte irre leiten. Die wolkenlose, durchsichtige, krystallene Reinheit dieses Charakters ist der größte Reiz desselben. Man wird zwar sagen, daß, wenn wir den ganzen Charakter sehen, wenn wirklich nichts in demselben verschleiert wäre, so sei er seicht. Das ist nicht der Fall; aber wie das ganz klare Wasser scheint er seichter, als er ist. Die Seele einer Frau, welche ganz rein und einfach und wahr ist, würde auch diese Täuschung hervorbringen. Wir sehen auf einmal bis auf den Grund herab, gleichviel ob derselbe aus schimmerndem Kiesel oder aus Goldsand besteht, und wir sehen nicht eher die wahre Tiefe, als bis wir sie messen, und indem wir selbst den Grund verlieren, fühlen oder erkennen wir erst, daß diese Tiefe tiefer ist, als wir vermuthen.

Man muß über die klaren Tiefen der Seen des Lorenzostromes hinweggeglitten sein wie unsere Verf., um dieses schöne Gleichniß ganz zu verstehen. Man muß seine eigene Tiefe und Wahrheit erkannt haben, um so wie sie auf den Grund eines weiblichen Herzens sehen zu können.

Beneidenswerth ist das Talent der Verf. besonders dann, wenn sie die Feder statt des Pinsels gebraucht, um Naturwunder zu schildern, deren Canada und besonders das obere einen unermeßlichen Schatz in seinen Strömen und Seen besitzt. Ermüdet von dem ewigen Einerlei des tiefen, unwandelbaren Winters und der Verödung, in welchem sie ihre Tage in Toronto zubringt, reißt sie sich heraus, um mit einem jungen Beamten den Niagarafall zu besuchen. Man denke sich einen Winter, dessen Ernst die zarte Frau fast den ganzen Tag über ins Bett verweist, der, ungeachtet große Haufen von Klötzen die ganze Nacht hindurch im Kamin brennen, die Tinte auf dem Tische neben ihrem Bett zum Frieren bringt u. s. w., einen drei Fuß hohen Schnee, den ungeheuern Ontariosee, an welchem Toronto liegt, zum großen Theil gefroren, und Mrs. Jameson in Pelzen und wollenen Decken eingehüllt durch das menschenleere Land mit einem jungen Manne auf einem Schlitten dahinfliegen, den Ontariosee halb umkreisen, wieder über eine gefrorene Bucht gleiten, zwei Tage lang dem Nebel und Frost trotzend, Nachts umgeworfen und gezwungen werden, eine halbe Stunde weit über Schneewehen eine kaum sichtbare Spur zu verfolgen, um Hülfe herbeizuschaffen, und man macht sich eine Vorstellung von dem Muthe und der Seelenstärke dieser Dame. Aber sie prahlt damit nicht; sie erzählt das Alles so anmuthig und natürlich, wie andere kaum weit gleichgültigere Begebenheiten. So erreicht sie die Fälle, diese Wunder der Natur, diese höchsten Gegenstände ihrer Wünsche und Einbildungskraft, und findet sich — getäuscht.

Die Wirklichkeit hat meiner Seele eine Illusion entrückt, welche viel prächtiger war als die Sache selbst. Ich habe keine Worte für meine gänzlich getäuschte Erwartung; doch bin ich weit entfernt, zu behaupten, daß Alles, was ich bisher vom Niagara gelesen und gehört habe, falsch oder übertrieben gewesen — sowie, daß jeder Ausdruck des Erstaunens, des Enthusiasmus und Entzückens Affectation und Übertreibung sei. Nein, es muß an mir liegen. Terni und einige schweizer Wasserfälle haben mich tausendmal mehr ergriffen, wie sie von ihren Bergen herabhüpften, als die Größe des Niagara. Ich könnte mich schlagen! Doch was kann das helfen! Wenn ich noch tausend Jahre leben sollte, so lange als der Niagara selbst, ich kann ihn doch nicht wieder zum ersten Male sehen. Es ist etwas verloren, was nie wieder ersetzt werden kann. Was ist aus meinen Sinnen und aus meiner Seele geworden? Ich bin nicht mehr dieselbe Anna, ich bin verwandelt, ich bin übersetzt, ich bin das Haupt eines Esels, eine Erdscholle, ein hölzerner Löffel, ein fettes Unkraut, dem Ufer der Lethe entsprossen, ein Stock, ein Stein, eine Versteinerung — denn ich habe den Niagara gesehen, das Wunder der Wunder, und nichts dabei empfunden, als eine getäuschte Erwartung, die keine Worte beschreiben können.

Und nun die Beschreibung Dessen, was sie sah! Man wird unwillkürlich zu dem Gefühle verleitet, daß man selbst dankbarer das Gesehene und dabei Genossene aufgenommen haben würde, so verwöhnt ist die Verf. durch ihre Vorstellung. Aber herrlich ist die Schilderung! Man sieht den starren Winter um das stürzende, schäumende, donnernde, grüne Element.

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Galerie weiblicher Nationalbilder. Herausgegeben von Fanny Tarnow. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1838. 8. 2 Thlr. 18 Gr.

Der Zusatz: „herausgegeben", läßt mehr Angeeignetes als Eigenthümliches erwarten, und jedenfalls dürfen wir diejenigen Erzählungen, in denen die Nationalität der Franzosen und Spanier repräsentirt werden soll, mit gutem Gewissen als geschickte Umarbeitungen wahrscheinlich französisch geschriebener Originale bezeichnen. Wie dem nun aber auch sein mag, wie viel einer fremden Hand, wie viel der rühmlichst bekannten und allgemein geachteten Herausgeberin angehören dürfte, wir mögen uns immerhin dieser Mittheilungen erfreuen. Es belebt sie ein zarter, feinsinniger Geist, der bienenartig gerade das Duftigste aus dem weiblichen Fühlen und Denken der in diesen Bänden repräsentirten Nationen zu saugen versteht. Fanny Tarnow bietet uns vorläufig eine Reihe anziehender Bilder aus Deutschland, Schweden, Frankreich und Rußland. Einige darunter sind bloße Skizzen, z. B. „Bettina und Rahel", eine zuverlässig der Feder der Herausgeberin entsprungene Parallele dieser beiden eigenthümlichen Persönlichkeiten. Gerade diese Skizze müssen wir jedoch als eine der schwächern Beiträge bezeichnen, wie denn meistentheils das Weib zwar ganz richtig fühlen und ahnen kann, doch selten mit gleichem Erfolg es unternehmen wird, die Zugeständnisse ihres, so zu sagen, Herzensverstandes kritisch zurechtzulegen.

Die eigentlichen Erzählungen, welche zuweilen der gerundeten Novellenform sich nähern, sind nicht alle von gleichem Werth. Unter die gelungensten zählen wir „Duschinka" im ersten, und „Ein Besuch in Frugården" im zweiten Theile. Beide gehören wahrscheinlich der Herausgeberin ganz zu eigen, und haben das miteinander gemein, daß sie die tiefsten Freuden

und Schmerzen zweier edler Frauen mit einer Zartheit, einer Innigkeit und Kenntniß des weiblichen Herzens ohne allen prunkenden Aufwand großer Mittel schildern, die uns die Verf. ebenso werth machen, als für die Schicksale der betreffenden Personen Theilnahme erwecken. In „Duschinka" ist es eine russische Fürstin, die eine unauslöschliche Neigung zu ihrem Hauslehrer, Herrn von St.-Aubin faßt und Jahre lang in dem Wahne fortlebt, St.-Aubin erwidere ihre Liebe, während doch der junge Mann die Tochter der Fürstin, Duschinka, allein liebt und von dieser mit gleicher Inbrunst wieder geliebt wird. Die Seltsamkeit der Verhältnisse, bedingt durch die russische Lebensart und durch die Stellung St.-Aubin's im Hause des Fürsten, läßt nun weder Mutter noch Tochter über die wahre Neigung des jungen Mannes klar werden; jede glaubt sich getäuscht, jede erblickt in der andern eine Nebenbuhlerin, bis ein Zufall den Ausschlag gibt und die sterbende Fürstin, welche klarer sieht als ihre Tochter, noch mit der angenehmen Täuschung, sie werde dennoch geliebt, verscheiden läßt. Der „Besuch in Frugärden" schildert die Schicksale einer schwedischen Gräfin, die, frühzeitig mit einem Manne verbunden, dessen Treue nur sehr kurze Zeit währte, sich durch Lebenslust und Jugend zu einem Fehltritte verführen ließ. Folge desselben ist eine Sonderung von ihrem bisherigen Gatten, worauf die reizende Frau in abgeschlossener Einsamkeit auf dem Lande nur ihrer geistigen Ausbildung lebt. Die Geschichte ihres Fehltritts hat in den höchsten Cirkeln viel Aufsehen erregt und Erzählungen der wunderlichsten Art laufen noch nach Jahren von dem verführerischen, zweideutigen Charakter der Gräfin um. Dadurch neugierig gemacht, weiß sich Baron Axel, ein unerfahrener, tugendhafter, edler junger Mann, den Zutritt zu der Gräfin zu verschaffen, wird aber von ihrer wunderlieblichen Erscheinung so überrascht, daß er albern genug gesteht, nur Neugier habe ihn zu ihr geführt. Entrüstet wird er nun nach Gebühr von der Gräfin abgewiesen, doch wächst jetzt sein Muth, und was ihm anfangs zum Unheil ausschlagen zu wollen schien, wird sein Glück. Er liebt die Gräfin und dringt in sie, mit ihr zu entfliehen. Besonnen stellt ihm diese alle Möglichkeiten vor, die in der Zukunft einen solchen Schritt bereuen lassen könnten, da sie um Vieles älter; allein Axel beharrt auf seinem Vorsatze und die Verbindung der Geliebten erfolgt, ungekannt, ungeahnt vor der Welt. Höchst glücklich vergehen viele Jahre, Axel liebt treu die Gräfin, diese kann ohne Axel nicht mehr leben. Dennoch ahnt sie eine baldige Trennung, da Axel's Familie mit Gewalt eine gesetzliche Verbindung des Barons zu bewerkstelligen sucht. Sie schreibt an ihn und fodert ihn auf, sich zu entscheiden. Axel antwortet schwankend und so hält denn die Gräfin seine Liebe für erloschen. Sie gibt ihm ihr Wort zurück, Axel vermählt sich. Allein bald fühlt er den großen Abstand zwischen seiner Gattin und der ehemaligen Geliebten; er sucht aufs neue ein Verhältniß mit ihr anzuknüpfen, schreibt ihr Briefe, doch Alles umsonst. Die Gräfin welkt dem Grabe entgegen, Axel wird schwermüthig, und als auch sein letzter entscheidender Brief unerbrochen zurückkommt, nimmt er sich das Leben. Dies der Inhalt dieser anziehenden Erzählung, bei deren Charakteristik wir weitläufiger waren, weil gerade in ihr die zartesten Saiten des tief und oft heimlich empfindenden Frauenherzens mit der größten Geschicklichkeit berührt sind. Die Briefe der Gräfin an Axel möchten wir jedem Mädchen, jedem Manne zur Lecture empfehlen, denn sie enthalten in einfachster Sprache Alles, was ein liebendes Weib dem geliebten Manne sagen kann, wenn es fürchten muß, daß eine Zeit eintreten könne, wo durch verlockende Gestalten die erste Neigung an Kraft, an innerer Weihe verlieren dürfte.

Die übrigen vier Bilder erwähnen wir nur kurz. Alle sind werthvoll und enthüllen in verschiedener Weise die guten und schlimmen Eigenschaften der Weiblichkeit; da es uns aber scheinen will, als hätte in ihnen die Herausgeberin bereits fertige Bilder nur über-, manchmal wol auch untermalt, halten wir ein genaueres Eingehen in dieselben für überflüssig. Am meisten haben uns unter der Rubrik „Frankreich" „Elisabeth und Margarethe" und in „Spanien" „Die Marquise von Spinola" angesprochen. Dort werden die Schicksale zweier Frauen zur Zeit der Hugenottenverfolgungen geschildert, hier wird die zügellose Eifersucht einer spanischen Dame gezeichnet, die, um den Gegenstand ihrer Liebe allein zu besitzen, mit eigener Hand ihre Nebenbuhlerin ermordet.

Aufgefallen an sämmtlichen Erzählungen ist uns das plötzliche Abbrechen derselben gegen das Ende hin. Man ist meist noch voller Erwartung, was wol geschehen werde: da sind wir auf einmal am Schlusse. Zugegeben, daß in der Wirklichkeit auch die verwickeltesten Verhältnisse auf ähnliche Weise abbrechen, in der Kunst können wir meistentheils keinen Gebrauch von so plötzlicher Lösung machen, indem der Zweck aller Dichtung darauf hinausläuft, am Ende auch die erschütterndsten Ereignisse beruhigend ausklingen zu lassen. Oft genügen dazu wenige Worte, und diese von der Herausgeberin zu fodern, hielten wir uns um so mehr berechtigt, als sie Besonnenheit und Kunstgeschmack genug besitzt, um hier die schicklichsten Wendungen, die besänftigendsten Worte zu finden.

2. Benjamin Israeli, oder fünf Jahre auf den Galeeren. Sittenroman aus der neuern Zeit von S. Zirndorfer. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Küchler. 1839. 8. 2 Thlr.

Herr Zirndorfer debutirt mit diesem Buche auf der literarischen Schaubühne, deshalb dürfen wir nicht gar streng mit ihm verfahren, obwol es jetzt stellenweise auch Sitte wird, erst auftretende Talente entweder gleich mausetodt zu schlagen, oder, glaubt man damit irgend einen Zweck zu erreichen, sie auf der Stelle unter die Götter und zwar unmittelbar neben Jupiter zu setzen. Wir haben jetzt schon einige solche Jupiterchen, kleine Kerlchen, die mit den Blitzen um sich herfegen, als wären es Strohwische, und, beliebt es ihnen zu donnern, doch nur ein paar lyrische Triller schlagen, die nicht einmal den Lerchenton nachahmen können, höchstens in das eintönige Pfeifen der Sperlinge verfallen. Doch zurück zu unserm Debutanten! Er verdient uns weder erschlagen noch vergöttert zu werden; darum treffe ihn ein menschliches Schicksal!

Herr Zirndorfer gesteht in der etwas bombastisch geschriebenen Vorrede, daß er den Stoff zu seinem Romane aus Criminalacten geschöpft habe. Der Stoff ist französisch, die Franzosen haben ihn bei Zeiten ebenfalls benutzt, und davon hat denn auch Hr. Zirndorfer wieder Nutzen gezogen. Dennoch mögen wir sein Product als ein Original betrachten. Da nun aber die Fabel ihm nicht recht selbst zugehört, die französische Lebendigkeit wol auch zum Theil angeeignet sein mag, so bleibt zuletzt freilich nicht so sehr viel übrig; denn Poesie ist just nicht in dem Buche zu finden. Dagegen wollen wir ihm gern ein glückliches Combinationstalent zugestehen und seinen Stoff insofern loben, als er rasch fließt und also Niemand sehr belästigt. Mit der Charakteristik sieht es schon schlimmer aus. Hier haben wir blos das Äußerliche, das Oberflächliche. Wir sehen die Figuren ihre Mienen zurechtlegen, sich an- und ausziehen, und was dergleichen mehr ist; der eigentliche Kern aber, die Seele des Charakters, die sich nicht beschreiben läßt, sondern nur im Aussprechen klar wird, diese mangelt noch.

Sonst ist das Buch interessant zu lesen. Sein Inhalt ist folgender: Benjamin Israeli begeht aus Leichtsinn eine Fälschung, dafür muß er fünf Jahre auf die Galeeren. Nach seiner Befreiung will Niemand mehr mit ihm Umgang haben; er wird deshalb von seinen Verwandten nach Paris geschickt, wo er unter dem Namen Joël bei dem Banquier Danville als Buchhalter ein Unterkommen findet. Hier verliebt sich dessen Tochter, Eugenie, in den ehemaligen Galeerensträfling. Eifersucht und Rachsucht nichtswürdiger Wüstlinge suchen das Verhältniß zu stören, und Joël's ehemaliger Gefährte auf der Galeere, ein durchtriebener, gewissenloser Schuft, erkennt Benjamin wieder und verräth ihn. Natürlich kann aus der beabsichtigten Verbindung Eugeniens mit Benjamin nunmehr nichts werden, obwol eine gegenseitige nächtliche Vertraulichkeit die Liebenden

das Glück der Liebe ahnen läßt. Benjamin muß nun große Trübsale erleiden, die übrigen gehen meist zu Grunde. Sittenlosigkeit und bodenlose pariser Verderbniß geben einen sehr pikanten Hintergrund ab und nach mancherlei Verfolgungen gelangt Benjamin zu einer leidlichen Existenz.

3. **Der Roman des Harems.** Ein Cyklus orientalischer Erzählungen. Aus dem Englischen der Miß Pardoe von W. Alexis und J. Neumark. Drei Theile. Berlin, Liebmann u. Comp. 1840. 8. 2 Thlr. 18 Gr.

Diese Erzählungen, so gelungen wir sie in ihrer Art nennen müssen, dürften doch nicht jedem Leser zusagen. Es gehört wenigstens ein eigenthümlicher Geschmack dazu, sich vollkommen mit dieser morgenländischen Erzählungsmanier zu befreunden. Im Märchen, dünkt uns, nimmt sich diese Manier beiweitem besser aus, in der Erzählung, mag sie sonst auch noch so abenteuerlich verlaufen, vertragen wir Deutschen, um Geschmack daran finden zu können, eine andere Formgebung. Dennoch verdient dieser Kranz orientalisch anmuthiger Geschichten recht viel gelesen zu werden, wäre es auch blos der außerordentlich gelungenen Sittenschilderungen und des echt orientalischen Colorits wegen, gegen das nirgend verstoßen ist. Vortheilhafter wäre es wol gewesen, wenn die fleißigen Übersetzer das häufige Einschalten türkischer Redensarten bei der Bearbeitung etwas gemildert hätten. Die Leser verlören nichts dabei, während sich gewiß die meisten daran stoßen werden, da es wirklich bei der Lecture sehr störend ist. Über die einzelnen Erzählungen, die arabeskenartig und also fast in Form von „Tausend und einer Nacht" den eigentlichen Roman umrahmen, schweigen wir. Manche sind sehr reizend und mit lustigem Humor erzählt, z. B. die Geschichte von den „sieben Thürmen", andere interessiren weniger. Auch recht artige Lieder kommen in dem Buche vor, so gleich eins zu Anfange, das wir seiner Kürze und Zartheit wegen abschreiben:

Das Lied der griechischen Sklavin.

Freud' ist ein Vogel!
Ergreif' ihn, wenn er hüpft,
Denn hebt er seine Schwingen,
Ist er auch schon entschlüpft.
Froh tönt sein Singen hin,
Die Stimme sonniger Tage —
Doch — Vogel, Waldesgrün
Vergehn mit einem Schlage.

Freud' ist ein Blümchen!
Pflück's ab in seinem Blühn,
Denn schnell schließt es die Blätter,
Wenn rauhe Lüfte ziehn.
Es streut gar süßen Duft,
Die Zierde sonniger Tage —
Doch — Blümchen, Frühlingsluft
Vergeh'n mit einem Schlage.

Freud' ist ein Kind!
Umarm's, wenn's fröhlich ist,
Weil bald die frische Lippe
Des Grabes Moder küßt.
Der Wahrheit gleicht sein Blick,
Ein Bild der sonnigen Tage —
Doch — Blick und Frühlingsglück
Vergeh'n mit einem Schlage!

Die Übersetzung ist durchaus gelungen und gibt alle Nuancen der wunderlichen orientalischen Diction trefflich wieder. 10.

Die heilige Dorothea. Dichtung und Wahrheit aus dem Kirchenleben in Ungarn. Leipzig, Einhorn. 1839. 8. 1 Thlr.

Eine Geschichte unserer Tage, wenn auch nicht von der Bedeutsamkeit des Bretschneider'schen „Freiherrn von Sandau", doch gar nicht uninteressant und namentlich jetzt, wo die ungarischen Stände im November 1839 ihre Religionsbeschwerden in so kräftiger und bestimmter Sprache auf dem Reichstage veröffentlicht haben. Der Roman ist sehr einfach. Ein ungarischer Premierlieutenant, reformirter Confession, verliebt sich in Doris von Bartalan, die Tochter eines wohlhabenden katholischen Gutsbesitzers, den die Geistlichkeit noch in ihren Banden hält. Das fromme, liebende Mädchen erhört ihn, die Mutter begünstigt die Liebe, ebenso der Arzt, ihr Hausfreund, Bartalan bekümmert sich lange nicht um die Sache, bis ihn der Dechant des Orts und der Bischof, die vergeblich gesucht haben den Premierlieutenant Serényi zu bekehren, bestimmen, entschiedenen Einspruch zu thun. Dies geschieht nach dem Tode der Mutter, Doris stirbt am gebrochenen Herzen, und Serényi voll wüthenden Schmerzes sucht Vergessenheit in lebendiger Theilnahme an den Reichstagsangelegenheiten seines Vaterlandes. An diese Ereignisse sind nun theils in Gesprächsform, theils in Auszügen aus den Tagebüchern des Kaplans Alexis, der gern aus dem geistlichen Stande austreten möchte und über seine verfehlte Bestimmung die rührendsten Klagen erhebt, Betrachtungen über die wichtigsten Punkte des ungarischen Kirchenlebens angeknüpft. Ein Bischof, ein feiner und gelassener Herr, ein weit beredterer Dechant, beide aber voll katholischer Vorurtheile, ein menschenfreundlicher Arzt, den die Geistlichen als einen liberalen Schutzredner der Protestanten unter den Katholiken bezeichnen, endlich Serényi selbst und der genannte Alexis sind die Hauptpersonen der Gespräche, die in der ersten Zeit mit Milde und Mäßigung, ja unter heiterm Scherz geführt werden, wie solche Besprechungen auch in andern Ländern unter den verschiedenen Confessionsverwandten vor dem kölnischen Ereignisse stattgefunden haben. Später aber tritt die Schroffheit mehr hervor, der Satz, daß die Kirche dem Staate nicht unterworfen sei, daß die Philosophie nicht in die katholische Kirche gehöre und ähnliche Dogmen werden von den Geistlichen vertheidigt, den ersten Rang aber nehmen auch hier die Streitfragen über die Reverse, oder die religiöse Erziehung der zu erzeugenden Kinder ein, deren Abstellung die ungarischen Stände auf dem letzten und auf dem gegenwärtigen Reichstage mit allem Rechte verlangt haben.

Den Titel „Die heilige Dorothea" hat das Buch nach einem Gemälde der heiligen Dorothea, als welche sich Doris hatte malen lassen und wozu Serényi eine Legende dichtete. 11.

Notiz.

Einige Verse des Nibelungenliedes in das Griechische übersetzt.

Der verstorbene Passow, ganz hingegeben den Dichtern des Alterthums, neben ihnen nur etwa denen der neuern Jahrhunderte huldigend, sträubte sich lange gegen die altdeutschen Dichtungen. Endlich ließ er sich bewegen das Nibelungenlied zu lesen, und nun war er voll Begeisterung für dasselbe. Diese führte ihn auch zu dem Versuche, etwas daraus ins Griechische zu übersetzen, um zu sehen, wie dieser Geist sich in der hochgebildeten griechischen Sprache ausnehme. So entstanden die folgenden Verse. (Vers 1145 fg. nach der von Hagen'schen Ausgabe.)

Ὡς δ᾽ ὑπεὶρ ἄστρων φαεσίμβροτος ἤϊε Μήνη,
φέγγος ἀποστίλβουσα καθάρσιον ἐκ νεφελάων,
τῇ ἰκέλη πάσῃσι μετέπρεπε θηλυτέρῃσιν,
πολλοῖς δ᾽ ἰφθίμοισι μετ᾽ ἀνδράσι θυμὸς ἰάνθη.

Vers 9629 fg.:

Κῦδος δ᾽ ἡρώων νεκρὸν πέσεν ἐν κονίῃσιν,
καὶ πάντες στείνοντο γόοισι καὶ ἄλγεσι λαοί.
λῦπαι εἴρυμα γένοντο μετ᾽ εἰλαπίνας βασιλῆος·
καὶ γὰρ ἀεὶ φιλέεσκε πόθος πόνῳ ἐκτελέσασθαι.

14.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 7. —— 7. Januar 1840.

Winterstudien und Sommerstreifereien in Canada. Ein Tagebuch von Mrs. Jameson. Aus dem Englischen von A. W. Drei Bände.

(Beschluß aus Nr. 6.)

Kaum war der Frühling erwacht, so entschloß sich Mrs. Jameson zu einer Reise nach dem Westen bis zu den Katarakten von St.-Maria. Sie nahm ihren Weg über Niagara, sah den Fall zum zweiten Male, schwelgte in der warmen Frühlingssonne der erwachten, üppigen Natur und — schweigt von ihrer frühern Täuschung; denn sie scheint völlig befriedigt. Aber so viele Schilderungen wir auch von den Fällen des Niagara kennen, keine erreicht auch nur entfernt diese! Keine hat die poetische, tiefe Empfindung, welche dem Gegenstande und jedem einzelnen Theile entspricht, so getreu und wahr auszudrücken vermocht, keine das wahrhaft Malerische, das Landschaftliche so tief erfaßt.

Kaum war ich allein, so eilte ich zum Tafelfelsen; die Wassermasse war reichlicher und stärker als im Winter, der Sprühregen stieg höher und fiel in dichtem Schaum herab, und hinter diesen vollendeten Dampfsäulen schienen unter ambra und karmoisinrothen Wolken die letzten Strahlen des Abendroths in glänzender Pracht. Auf der andern Seite rückte die Nacht schnell heran, und Alles war bald in schwarzes und undurchdringliches Dunkel gehüllt, ein unbewegliches Gebiet des Schattens. Es war sehr schön und auch sehr furchtbar! Denn nun war es spät und ich stand hier in unzähligen Träumereien verloren; kein menschliches Wesen war in meiner Nähe, kein Licht, als das, welches von dem stürzenden wirbelnden Schaum ausging, und troß dem tiefen beständigen Donnern des Wasserfalls herrschte eine solche Stille, daß ich mein eigenes Herz konnte klopfen hören; — oder vertrat vielleicht hier das Gefühl die Stelle des Gehörs? So wandelte ich durch buschige düstere Fußpfade, vom Sprühregen durchnäßt, heimwärts, oder vielmehr dem Hause sehr ermüdet zu.

— — — — — — —

Heute machte ich mit Oberst Delakres eine sehr hübsche Spazierfahrt längs dem Wege oberhalb des Wasserfalls. Da breitete sich der Fluß wie ein großer See aus, dann wurde er wieder eng, dann kochte und schäumte er und legt in seinem Laufe 18 (englische) Meilen in der Stunde zurück, bis er über den Cresceutfelsen gleich einem smaragdgrünen Tuche herabgeworfen wird und die silbernen Wolken vom Sprühregen in den klaren blauen Himmel hinaufschickt. Das frische reiche Grün der Laubwälder sticht gegen die dunkeln Tannenwälder sehr ab und erhöht so die Schönheit des ganzen Schauspiels. Ich sehnte mich mehr als je nach Denen, die ich am mehrsten liebe! nach irgend Jemand, der dieses Entzücken der Bewunderung und der Freude mit mir theilte, ohne daß ich in der Nothwendigkeit gewesen wäre, zu sprechen; denn was sind denn Worte? Sie sagen Nichts, enthüllen Nichts und helfen zu Nichts! So aber sank Alles in mein eigenes Herz hinab, um dort ruhig aufbewahrt zu werden.

Wir hätten Lust, die steigende Bewunderung unserer für die Naturschönheiten so ausgezeichnet empfänglichen Reisenden mit ihren eigenen Worten noch weiter zu beschreiben, wenn der Raum es nicht verböte und wir dem Leser des Ganzen vorgreifen dürften. Die kleinen Katarakten oder Stromschnellen oberhalb des Falls hinterließen ihrer Phantasie gleich schöne Eindrücke, welche, wie sie sagt, „man zu gleicher Zeit empfängt, nämlich den Eindruck des Erhabenen und Furchtbaren und den des Eleganten und Anmuthigen. Sie gleichen einem spielenden Tiger. Ich konnte meine Augen nicht abwenden, ich war wie bezaubert.

Nachdem sie mit vollen Zügen dieses Wunder der Welt genossen, geht sie über Niagara und Buffalo am Eriesee auf einem canadischen Postwagen nach dem Westen von Obercanada, setzt nach Detroit in Michigan über und schifft von hier über den Huronsee nach der Zauberinsel Michilimackinak (Mackinaw) und dem Sault St.-Maria, welcher den Obernsee (Lac superior) mit dem Huronsee verbindet. Die Zauber eines amerikanischen Sommers mit seiner kraftvollen Vegetation, die Pracht dieser Seen, welche der grüne, klare Lorenzstrom verbindet, zu schildern, dazu möchten wenige Federn so geeignet sein als die der Verf., wenigstens lasen wir weder in ältern noch neuern Beschreibungen etwas Ähnliches, und recht klar ward uns, wie dürftig das Talent des Hrn. Cooper für solche Naturschilderungen ist. Es gehört dazu eine künstlerische Ausbildung.

Tief und schmerzlich zugleich empfinden wir mit der Verf. diese Schönheiten. England hat dieses herrliche und reiche Land von Frankreich gewonnen und durch einen völligen Unverstand in der Bewirthschaftung und Verwaltung verdorben. Eine unglückliche weiße Bevölkerung von Branntweinsäufern, selbst den nicht minder starken Trinkern der Vereinigten Staaten als Sinnbild der Roheit und Viehheit zum Gespött, vertritt, geleitet von einer Handvoll englischer Beamten, die nur zu oft gewechselt werden, keine Kenntnisse für die Landesverwaltung mitbringen und wegen ihres kurzen Aufenthalts keine erlangen mögen, hier die Civilisation Europas und ringt ei-

nem Haufen Wilder, die sie allmälig durch Mittheilung des Branntweingiftes entnervt und vertilgt hat, einen über alle Begriffe fruchtbaren und schönen Boden ab, um ihn hier und da nothdürftig zu cultiviren. Dieses Obercanada, welches nicht nur Bauholz liefern, welches England mit Mehl und Früchten aller Art überschütten könnte, welches wegen seiner Nähe am Mutterlande die reichste Fundgrube für die Armuth Irlands und Schottlands sein würde, hat auf einem Flächenraume von ungemessener Größe, unter einem milden Himmel, bei den äußersten Vortheilen der Ströme und Seen 300,000 Seelen als Bevölkerung aufzuweisen, von welcher zwei Drittel roher, viehischer und dümmer sind und deshalb elender leben als der elendeste Bauer in Irland.

Wenn ein Mann, selbst ein Staatsmann ein Land bereist, welches von der Regierung stiefmütterlich oder ungeschickt behandelt wurde, so sucht er nach den Motiven dieser Misgriffe mehr als nach den Folgen. Die Engländer mußten erst durch die Empörung dieser Provinzen aufmerksam werden, daß ihre Verwaltung derselben nichts werth sei, und selbst der Bericht des geistreichen und staatsweisen Durham scheint in der Hauptsache verfehlt, indem er unsers Dafürhaltens zwar die Misgriffe der Colonialverwaltung bezeichnet, aber eine richtige Kenntniß der Bevölkerung, welche die Colonie bewohnt, nicht enthält. Weit vorzüglicher scheinen uns in dieser Beziehung die Beobachtungen unserer Verf. Sie sah die Menschen, drang ins Volk, beschäftigte sich mit diesem in seinem alltäglichen Verkehr und gewann die Überzeugung, daß Regierung und Parlament des Mutterlandes seit der Erwerbung dieser Colonie bis auf die neuesten Zeiten eine Reihe von Thorheiten in deren Behandlung begangen haben, welche zu dem unseligen Resultat der Unzufriedenheit führen mußten.

So ist in dem ungeheuern Lande für den innern Verkehr so gut wie nichts geschehen, keine Straße angelegt, kein Postenlauf regulirt, kein Kanal gebaut u. s. w., sodaß mithin aller Fleiß der sparsamen Bevölkerung unbelohnt bleibt. Alle Einrichtungen der Colonialpolitik sind von der Art, daß sie es schwierig und unvortheilhaft für Ausländer machen, in dieser Provinz Ländereien zu kaufen und zu besitzen, und selbst für britische Unterthanen sind die Bedingungen nicht so günstig als in den Vereinigten Staaten. Man fürchtet die Ansiedelung der Fremden, weil sie Principien einführen könnten, die der britischen Constitution (denn dieser ist die von Canada nachgebildet) feindlich sein möchten. Und doch gesteht man ein, daß Hände und Capitalien das sind, was dem Lande fehlt. Auch hier wird von der alleinseligmachenden Kirche aller Besitz der Mittel zur Cultur mit gewohnter Habsucht angesprochen. Man kann sich über Benutzung der reichen, für den Cultus ausgesetzten Ländereien nicht vereinigen, weil alle Religionsparteien Antheil haben wollen und jene sich dagegen auflehnt; daher geschieht so gut wie nichts, wenigstens nicht das Nöthigste. So wiederholt sich hier das schauderhafte Spiel der englischen Kirche in Irland. Der Unterricht und die Seelsorge sind daher in gleich jämmerlichem Zustande und von den 62 Mitgliedern des House of assembly von Obercanada kann der geringste Theil seinen Namen schreiben. Das Hauptgebrechen der Verfassung aber ist, daß alle, selbst die im Sinne der Regierung gefaßten Beschlüsse der Gesetzgebung von der Regierung des Mutterlandes bestätigt werden müssen, und daß diese aus Unkenntniß der Bedürfnisse der Colonie sie entweder verwirft oder verstümmelt, oder gar gänzlich vernachlässigt und nie erledigt. Der Gouverneur, welcher der verantwortliche Minister des Königs ist, ist mithin keine vom Volke der Provinz ausgehende Behörde, noch demselben oder seinen Deputirten verantwortlich, und darin unterscheidet sich die Verwaltung dieses Landes wesentlich von der des Mutterlandes, und es möchte damit der Keim der Unzufriedenheit für immer gegeben sein.

Bei dem Allen zeigen einzelne Etablissements, welche mit hinreichenden Mitteln unternommen wurden, was aus dieser Provinz werden könnte, wenn man die Einwanderung begünstigte. Wundern darf man sich unter diesen Umständen nicht, wenn die Freiheit der benachbarten Vereinigten Staaten und die Selbständigkeit der Verwaltung von den aufgeklärtern Eingeborenen Canadas als das einzige Mittel zur Wohlfahrt dieser Provinz betrachtet wird.

Mrs. Jameson durchstreifte die Provinz von Niagara bis an den St.-Clarisee, ausdrücklich die Strapazen nicht achtend auf unwegsamen, bodenlosen Straßen in schlechten Wagen zu reisen; denn nur so konnte sie das Land und seine Bewohner kennen lernen.

Es wundert mich — sagt sie —, daß einige unserer großen Speculationsmänner und Geldbesitzer in England nicht hier speculiren, anstatt Geld nach den Vereinigten Staaten zu senden; — oder vielmehr, ich verwundere mich nicht darüber, seitdem ich gesehen habe, was ich sehe. Ich wünschte aber, daß das Gouvernement irgend etwas unternehmen möge, um die allgemein herrschende Ansicht zu verwischen, als würden diese Provinzen von den Mächtigen des alten Landes mit Mistrauen und Gleichgültigkeit betrachtet, irgend etwas, um Vertrauen in die Staatsmänner und Staatsmaßregeln hervorzurufen, ohne welches kein Unternehmen, kein Gedeihen und keine Eisenbahnen stattfinden werden.

Wie viel besser kennt die ostindische Compagnie ihre Interessen als die Regierung Ihrer britischen Majestät! Es ist sicher, ohne Gefahr, diese Colonie zu verlieren, würde deren größere Bevölkerung nicht sein; aber wenn die staatsklugen Engländer die Mittel ersönnen, sie so weise zu regieren, wie selbst das Mutterland nicht regiert ist, es würde sie ihnen Niemand streitig machen, am wenigsten die Colonisten selbst. Einer ihrer geistreichsten Staatsmänner definirte die Kunst, gut zu regieren, durch das Bestreben, die Regierung entbehrlich zu machen. Kein Regierungsgrundsatz paßt besser hierher als dieser.

Äußerst anziehend sind die Schilderungen der einzelnen bedeutenden und gelungenen Colonisationsversuche, Eriedale, das Waldschloß und Talbotland. Besonders groß erscheint der Charakter des Lord Talbot, welcher Jugend, Stand, Aussichten — genug Alles der Idee opferte, ein großes Stück Land hier zu colonisiren. Riesenhafte Anstrengungen, unbeschreibliche Entbehrungen und ein eiserner

Wille ließen ihn den Zweck erreichen, und nun steht er am Abend seines Lebens — ein entlaubter Baum. In die Beschreibung dieser Oasen menschlicher Wohlfahrt in jenem Lande webt die Verf. allerliebste Bemerkungen und Anekdoten über kleinere Bestrebungen und scheußliche Verirrungen. Endlich erreicht sie den jungen nordamerikanischen Staat Michigan und dessen reizend gelegene Hauptstadt Detroit, und von hier aus beginnt ihre Reise reizend zu werden. Sie hat es weniger mit der Noth und der Trunkenheit in Obercanada zu thun. Ihre Reise geht zu den Agenten und Missionnairen unter den Wilden. Der amerikanische Agent für die Wilden in Michilimackinak hat eine liebenswürdige Gattin von indianischer Abstammung; deren Schwester ist Gattin des Missionnair Mac Murray am Sault St.-Maria. Eben versammeln sich die Wilden, um die jährlichen Geschenke der britischen Regierung zum Dank für früher derselben geleistete Kriegsdienste zu holen. Die Manitoolininsel im Huronsee ist der Sammelplatz, den sie ebenfalls aufsuchte. Mrs. Jameson knüpfte mit den Wilden die besten Verhältnisse an. Sie gewannen Zutrauen zu ihr und sie zu ihnen. Sie blickte tief und richtig in das Leben dieser naturschönen Menschen. Kein Menschenstamm in seinem Naturzustande hat mehr Ähnlichkeit mit den alten Germanen in den deutschen Urwäldern als diese Indianer. Sehr richtig findet unsere Verf. den Grund aus, weshalb diese Wilden sich nicht fortbilden und zu einer Civilisation gelangen können. Sie haben tausend schöne Geschicklichkeiten, aber die tausendjährige Cultur und Manufactur der Europäer überschwemmt sie mit allen Artikeln zu so wohlfeilen Preisen, daß sie es vorziehen, diese zu kaufen, als ihre eigenen Manufacte zu vervollkommnen. Daher bleiben sie stehen, ja sie werden von den Europäern unterdrückt und verdorben und alle Versuche, sie zu civilisiren, aus Jägern und Fischern Hirten und Ackerleute zu machen, scheitern. Sich selbst überlassen, waren diese Indianer als Ackerbauer weit vorgeschritten.

Mit Bedauern blickt die edle Frau auf die Geschichte dieser Stämme. Große Männer, gewaltige Krieger, voll der Idee, ihr Volk von den Fremden zu befreien, standen unter ihnen auf, und besonders ist der Name Pontiac in Michigan und den angrenzenden Seen und ihren Küsten ein berühmter, sodaß selbst eine Stadt in Michigan von ihm genannt ist.

Pontiac ist der auserwählte Held dieser Regionen und wird in allen Geschichten von Detroit, selbst wenn Detroit einst eine große Hauptstadt im Westen geworden ist, eine ebenso glänzende Rolle spielen, als Caractacus und Arminius in der römischen Geschichte. Die englischen Zeitgenossen nennen ihn König und Kaiser der Indianer, es gibt aber durchaus keine solche Herrscherstelle unter diesen Völkern. Pontiac war blos ein Anführer im Kriege, der auf die gewöhnliche Weise gewählt wurde; doch übte er mehr als gewöhnlichen Einfluß aus, nicht durch bloße Tapferkeit — die allgemeine Tugend der Wilden — aber (sondern, but?) durch Talente höherer Art, durch eine Kraft der Reflexion und Combination, welche man selten in dem Charakter eines rothen Kriegers findet. Pontiac war ein Mann von Genie und würde seine Nebenmenschen unter allen Umständen und in allen Ländern beherrscht haben. Er entwarf ein Project gleich dem, welches Tecumseh 50 Jahr später (zu Napoleon's Zeit, woher er auch der Napoleon der Indianer genannt wird) hegte. Er vereinigte alle die nordwestlichen Stämme der Chippewas, Ottowas und Pottowattomies in einem großen Bündniß gegen die Briten, „die Hunde in rothen Röcken", wie sie sie nannten, und hätte beinahe den Umsturz unserer Macht verursacht.

Die Verf. widmet der in Sagen erhaltenen Geschichte dieses Krieges die möglichste Aufmerksamkeit und man lernt daraus, daß die Verfassung der Indianer, ihre Fürsten oder Häuptlinge, ihr Adel u. s. w. ganz denen der alten Germanen gleichen, und daß man die Verfassung der germanischen Stämme mit Recht in neuester Zeit bei den Indianern studirt habe. Obgleich die Verf. selbst davon nichts zu wissen scheint, so ist doch Das, was sie gibt, ebenso schätzenswerth und vielleicht um so schätzenswerther, als Vergleichung sie nicht zu Ähnlichkeitsflickereien hat verleiten können.

Aber man denke sich eine einfache, noch junge Frau, ohne alle männliche und weibliche Begleitung durch ganz Obercanada über den Huronensee und von da nach dem Sault St.-Maria reisen, Freunde, die sie zärtlich lieb gewannen, finden und fast beständig mit Indianern und deren Abkömmlingen verkehren! Kann man sich wundern, daß eine so muthige Dame es nicht gewagt findet, mit einem jungen Indianer die Katarakten oder rapids (Stromschnellen) von St.-Maria auf einem Canoe aus Baumrinde hinabzugleiten und sich nicht genug des wonnigen Gefühls dieses gefahrvollen Unternehmens freuen kann! Wird man sich wundern, daß sie mit der Mutter der obengedachten beiden Frauen, einer Indianerin, der Witwe eines Häuptlings der Chippewä, in eine Vertraulichkeit geräth, die — wir sagen es mit der vollsten Überzeugung — ihrer Bildung und ihrer Humanität gleichsam den Stempel aufdrückt!

Vergebens würde es sein, dies Alles und die malerische Rückreise durch die 30,000 Inseln an der englischen Küste des Huronensees, den Verkehr mit Wilden und Weißen nachzuschildern. Dieser Theil der Sommerstreifereien ist über alle Vorstellung reizend. Eine englische, feingebildete Dame, die im Spiegel des klaren Sees jeden Morgen ihre Toilette macht und Alles so natürlich und einfach erzählt, daß man vor Freude aufjauchzen möchte, eine solche Frau unter diesen englischen, verweichlichten und nervenschwachen fashionables zu wissen, die aus der Überzeugung, daß das Weib in der Gesellschaft eine falsche Stellung habe, sich von allem Vorurtheil losreißt, alle thörichte Furcht aufgibt und kühn ihrem Geschlecht zur Emancipation vorangeht — eine solche Frau muß etwas Außerordentliches bedeuten und leisten, und ihr müssen wir Männer ohne Murren huldigen.

Wir schließen diese mangelhafte Darstellung nicht nur mit einer herzlichen Freudenbezeigung, daß nicht alle Frauen so selbständig zu sein und zu werden eine Anlage haben — denn welcher Mann möchte einer solchen Frau genügen — sondern auch mit dem Wunsche, bald mehr von ihr, insbesondere die Fortsetzung ihres Tagebuchs wäh-

rend ihres Aufenthalts in Canada bis Ende vorigen Jahres zu lesen.

Die Übersetzung ist, einige kleine Anglicismen abgerechnet, elegant, oft angenehm nachlässig, die äußere Ausstattung nicht vernachlässigt, doch fehlt es nicht an Druckfehlern, die aus Unbekanntschaft des Correctors mit der Geographie entstanden sind. Den Lesern rathen wir, das Buch nicht ohne Landkarte zu lesen, was auch der Corrector hätte thun sollen. 6.

Correspondenznachrichten.

München, 22. Dec. 1839.

Am Schlusse des Jahres ziemt sich wol ein Rückblick auf die im Laufe desselben gewonnenen Schätze. Den Reichthum an Lebensrechten und Freiheiten, an Licht und Lehre, an Fortschritten in Haus-, Land- und Staatswirthschaft, den uns das letzte Jahr zugeführt, werden wol andere Federn, oder auch die nächstdem zusammentretenden Stände schildern; lassen Sie uns dafür einen Blick auf die erfreulichste Seite unsers Lebens, auf die Kunst, werfen und überschauen, welche neue Krystalle angeschossen.

Die Architektur hat uns eine neue Straße mit vielen öffentlichen Gebäuden hingestellt. Es ist unbedenklich ein Misgriff, öffentliche Gebäude in Reih und Glied zu stellen wie Wohnhäuser; ebenso gut könnte man eine Reihe Generale in Fronte stellen wollen. Inzwischen stehen sie da und geben der Stadt ein neues glänzendes Ansehen. Wer von Nürnberg oder Regensburg einfährt, der sieht zuerst ein neues Universitätsgebäude, das im Laufe des nächsten Jahres bezogen werden wird, ein weibliches-, ein Priestererziehungshaus, ein Salinendirectionsgebäude, die vollendete Ludwigskirche, Bibliothek, Damenstift u. s. w., eine architektonische Gesammtheit, die mit Allem, was Verwandtes hier geschehen, wol einmal gründlich vom wissenschaftlichen Standpunkte aus beleuchtet werden sollte, da das im Allgemeinen herrschende unbestimmte und unbefriedigte Gefühl Belehrung verlangt. Während Prof. Gärtner auf dieser Seite die Stadt erweitert hat, that Geheimer Oberbaurath v. Klenze dasselbe mit dem Schloß, dem er einen ganzen neuen Flügel mit großen festlichen Räumen ansetzte. An der Basilika St. Bonifacii baute deren Baumeister Ziebland so weit fort, daß der ganze äußere Theil als vollendet zu betrachten ist, und fing auch bereits das daran stoßende Kloster und das Ausstellungsgebäude an. Am meisten Sympathien fand die im altdeutschen Styl erbaute Marienkirche in der Vorstadt Au, vom nun verstorbenen Baurath Ohlmüller, die in der That ganz neue Wirkungen der Architektur offenbart und vielleicht Epoche in unserer Kunst macht. Gibt man der allgemeinen Stimme Gehör, so wird man sich bei neuen Aufgaben nicht mehr zu weit von der vertrauten Sprache vaterländischer Kunst entfernen. Privatwohnungen sind nur sehr wenige gebaut worden und die beabsichtigten Anlagen von Sommer- oder Landhäusern vor der Stadt haben noch keinen Anklang gefunden. Hier gilt es, daß Einer den Muth hat, den sterilen flachen Kiesboden in fruchtbares und anmuthiges Gartenland umzuwandeln, obschon mehr zu wünschen ist, daß jeglicher neue Anbau der Art das andere Isarufer mit gesundem Boden und weiter schöner Aussicht wählen möchte.

Die Sculptur hat freilich unter Schwanthaler's Krankheit sehr gelitten. Dennoch sind die Marmorstatuen für das Giebelfeld des neuen Ausstellungsgebäudes, die das deutsche Kunstleben unter König Ludwig, oder unter dem Schutze Bavarias vorstellen, ferner die letzten Statuen zur Hermannsschlacht für das östliche Giebelfeld der Walhalla, ferner die Götterstatuen für den Herzog von Nassau, endlich ein großer Fries, die Kreuzzüge darstellend und für den Hohenstaufensaal im neuen Schloß am Hofgarten bestimmt, in seinem Atelier vollendet worden. In der Gießerei von Stiglmaier wurden nicht nur zwei neue, für den großen Thronsaal bestimmte Kolossalstatuen in Erz ausgeführt und vergoldet, sondern auch die eherne Reiterstatue Maximilian's in allen Theilen zu Stande gebracht und auf dem ihr bestimmten Platze aufgestellt. Dazu muß man auch der vier großen Statuen vor der Bibliothek, Thucydides, Homer, Aristoteles und Hippokrates von Sanguinetti und Meyer gedenken.

Die Malerei hat den bedeutendsten Zuwachs erhalten: das jüngste Gericht von Cornelius und mit ihm fast alle übrigen Gemälde der Ludwigskirche sind beendigt und haben nur die schwere Aufgabe erhalten, zwischen unglückseliger bunter Bemalung der architektonischen Einfassungen zu bestehen. Schnorr ist mit den Geschichten Rudolf's von Habsburg, vier großen enkaustischen Gemälden im neuesten Schloßbau, fertig geworden und hat bereits wieder von denen des Barbarossa den größern Theil, nämlich vier größere Bilder, durch seine Gehülfen unter- und übermalen lassen und damit unserer Stadt eine neue herrliche, allgemein ansprechende Zierde gegeben. Von den Arbeiten von H. Heß für die Basilika ist noch nichts sichtbar, da die Feuchtigkeit der noch ganz neuen Wände des Gebäudes bisher am Frescomalen hinderte. Zimmermann hat in der Pinakothek die Abtheilung des kunstgeschichtlichen Cyklus, die die deutsche Kunst umfaßt, bis auf wenige Felder zu Stande gebracht, Hiltensperger vier große Gemälde aus der „Odyssee" im Erdgeschosse des Schlosses am Hofgarten und Rottmann mehre große griechische Landschaften, die — anfänglich für die Arcaden des Hofgartens bestimmt — nun, da sich die Enkaustik (in der sie gemalt sind) im Freien nicht bewährt hat, eine andere Bestimmung erhalten werden. Am untern Fronton des Schauspielhauses ist ein großes Frescobild, Apoll und die Musen, von Nilson erschienen, und das Haus selbst hat ein buntes Kleid bekommen. Inzwischen ist man, je weiter nach unten, je sparsamer mit den Farben umgegangen, sodaß eigentlich nur Kopf und Kragen in blauen, grünen, gelben, rothen Flecken schimmern, was sich auf schneegrauem Himmel im Sonnenlicht ganz heiter und festlich ausnimmt, sodaß man dadurch auf ein System der Polychromie für Gebäude geführt werden könnte, wenn man sonst Lust hätte, durch die Natur und durch unmittelbaren Sinneneindruck sich leiten zu lassen. Auch der Gruppen der Rossebändiger am Postgebäude von Hiltensperger darf Erwähnung geschehen, obschon sie nur kleine Räume einfassen. Der Kunstverein hat weniger Bedeutendes als im verflossenen Jahre angekauft, und wir müssen in dieser Beziehung uns mit den Rheinländern trösten, die den Ruhm des guten Weines haben, diesen selbst aber erst im Auslande trinken können.

Endlich ist noch ein Ergebniß des diesjährigen Kunstlebens nennenswerth, das freilich auf Markt und Straßen nicht in die Augen fällt, nichtsdestoweniger aber Bedeutung hat. In kleinern Städten, auch im Norden selbst in größern, ist Zusammenleben gleichartiger Menschen leicht; bei uns erschwert es die Sitte, die Jeden selbständig isolirt, sehr. Deshalb fehlte es auch unserm Künstlerleben an jener compacten Einheit der Geselligkeit, ohne die man sich ein solches gar nicht denken kann. Sei es nun in Folge norddeutscher, ja vielleicht gar dänischer Einflüsse — denn viele Dänen leben hier —, oder habe es sonst einen Grund — kurz, schon zu Anfang des Jahres trat man in engere Kreise zu gemüthlicher Fröhlichkeit zusammen; im Laufe des Sommers vereinigten mehre Feste die Künstler im Freien, und endlich bei eintretendem Winter sieht man sie für dichterische, musikalische und jeder Art erheiternde Zwecke in großer Anzahl bis zu Zwei und Dreihundert versammelt. Eine angenehmere, anregendere und befriedigendere Form der Geselligkeit kann man sich kaum denken, zumal in solcher Masse der größere Theil, durch Geist und Talente ausgezeichnet, schon in der bloßen Erscheinung anspricht. Gegenwärtig ist die ganze jüngere Künstlerschaft mit der Durchführung des Plans beschäftigt, im Carneval die Zeit des Kaiser Maximilian's I., Dürer's und Hans Sachsens in einem großen Zuge und Banket darzustellen, für welches letztere der sehr geräumige Rathhaussaal zu Gebote steht. Alles ist durch den Gedanken an eine ganz vollkommene Darstellung belebt und wir gehen einem seltenen Schauspiel entgegen. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 8. — 8. Januar 1840.

Echo. Zeitschrift für Literatur, Kunst und Leben in Italien. Siebenter Jahrgang. Mailand, 1839.

Alles was Nationen untereinander vermittelt und befreundet, was wechselseitige Erkenntniß und Gerechtigkeit zwischen ihnen befördert, ist in unsern Tagen allgemeinen Friedens und allgemeiner Entwickelung ein Gegenstand von hoher Wichtigkeit. Die humane Politik der Regierungen, welche in Freundschaft und Bundesgenossenschaft vereinigt sind, strebt dieses Verhältniß auch zwischen den Völkern täglich fester zu begründen; Handel und Verkehr empfangen immer größere Belebung, gewinnen weitern Spielraum, Reisen werden täglich häufiger und leichter; jedoch würde alles dies nur einseitig und mangelhaft bleiben, wenn nicht auch Kunst und Literatur vermittelnd einwirkten und die Nationen auch in den höhern Gebieten des Geschmacks und der Geistesbildung zu verbinden wüßten. In den großen, glänzenden Bahnen dieses Bemühens findet sich Gedräng' und Eifer genug; zwischen England, Frankreich und Deutschland ist der geistige Austausch lebhaft, Annäherung und Würdigung sind immerfort thätig, der Erfolg in manchem Betracht überschwänglich. Aber es gibt in solchem Bestreben stillere Kreise, deren Erfüllung bisher, gerade weil sie näher und nothwendiger gefodert ist, weniger Glanz abwirft und daher allzu sehr versäumt bleibt. Wir rechnen dahin vorzüglich die Vermittelung derjenigen Volksthümlichkeiten, die durch Sprache und sonstige Abweichung getrennt, gleichwol politisch verknüpft und daher auf ein gemeinsames Leben angewiesen sind.

Östreich hat in diesem Betreff einen hohen, aber auch schwierigen Beruf zu erfüllen. Deutsche, slawische und romanische Völkerschaften sind hier zu vermitteln. Der Natur der Sache nach ist das deutsche Element dasjenige, welches verbinden und ausgleichen muß. In Böhmen hat sich an der deutschen Sprach- und Geistesbildung die altböhmische neu entzündet und die gedeihlichsten Wirkungen sind daraus hervorgegangen, die noch immer weiter greifen und über welche wir auch von Goethe so anerkennende als förderliche Worte haben. In Ungarn haben sich viele nationale Bestrebungen erhoben, in denen die deutsche Einwirkung unverkennbar ist. Schwieriger stellen sich die Verhältnisse in Italien, wo eine herrliche, reiche Sprache und eine ebenso herrliche, reiche Literatur dem deutschen Elemente sogleich entgegentreten. Dennoch gelingt im Stillen manche Annäherung, und zu gegenseitigem großen Vortheile.

Einen ausgezeichneten Platz in diesen löblichen Bestrebungen nimmt die Zeitschrift ein, welche wir hier anzeigen. Eine deutsche literarische Zeitschrift in Mailand ist schon an und für sich ein Phänomen, das unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Der Gründer und Beschützer derselben ist der in der mailändischen Staatsverwaltung hochgestellte und rühmlich bekannte Graf Karl von Pachta, der seine streng loyale Denkart mit echter Menschenfreundlichkeit zu verbinden weiß, wie wir in den Memoiren von Andryane bezeugt finden, und dessen zweckmäßiger Eifer und edler Sinn seit vielen Jahren sich immer in gleicher Weise bethätigt hat. Die Zeitschrift umfaßt, mit Ausnahme der Politik, alle Interessen des Tages, besonders aber die Kunst und Literatur Italiens, die Alterthümer und Geschichten des Landes, daneben Erzählungen, Gedichte, Reiseschilderungen u. s. w. Die Einrichtung ist geschickt und den Verhältnissen angemessen; alle Monat erscheint ein Heft, worin einige Hauptartikel, belehrende oder unterhaltende — und immer urschriftliche, nie entlehnte — voranstehen, dann aber Notizenblätter folgen, die wöchentlich ausgegeben werden und die den unmittelbaren Tagessachen gewidmet sind, dem Theater, den Kunstnachrichten, auch allerlei sonstigen ernsthaften und scherzvollen Bemerkungen, wie die Fülle des nächsten Lebens sie darbietet. In den Theater- und Kunstberichten finden wir ein gediegenes und feines Urtheil, wie wir es oft unsern Tagesblättern in Deutschland wünschen dürften. Von ernsterm und allgemeinem Interesse sind die gründlichen, von Czörnig mitgetheilten Nachrichten über den Elementar- und Gymnasialunterricht in der Lombardei, wodurch wir eine hohe Vorstellung von der Sorgfalt der östreichischen Regierung für diesen wichtigen Zweig der Volksbildung empfangen, sowie von dem thatsächlichen guten Erfolge, der bereits wohlthätig empfunden wird, und späterhin nur immer fruchtbarer werden muß. Wie lebendig auch unsere deutschen Literaturinteressen in dieser Zeitschrift angesprochen werden, dafür können wir als Beispiel den lesenswerthen Aufsatz im Maihefte anführen, wo die Quelle der Bürger'schen Ballade: „Der Kaiser und der Abt", in der Sammlung von Novellen

des Florentiners Franco Sacchetti (geb. um 1335) nachgewiesen wird. Unsere Leser danken es uns gewiß, wenn wir die ursprüngliche Erzählung hier mittheilen.

Messer Bernabò, Herr von Mailand, befiehlt einem Abte, ihn über vier unmögliche Dinge aufzuklären; ein Müller, gekleidet in die Gewänder des Abtes, thut es an seiner statt; dieser bleibt Abt und der Abt wird Müller.

Messer Bernabò, Herr von Mailand, dem ein Müller mit schönen Vernunftgründen zu antworten verstand, beschenkte ihn mit großen Gütern. Dieser Herr war zu seinen Zeiten mehr als ein anderer Herr gefürchtet; und obgleich er sich grausam zeigte, so hatte er in seiner Grausamkeit doch zugleich einen großen Theil Gerechtigkeit. Zu den zahlreichen Fällen, die sich mit ihm ereigneten, gehört auch folgender, wie er einen reichen Abt, der zwei ihm anvertraute fürstliche Doggen so schlecht pflegen ließ, daß sie räudig wurden, zu einer Strafe von vier Goldgulden verurtheilte. Deshalb begann der Abt um Barmherzigkeit zu bitten; der Herr aber gab ihm zur Antwort: Wenn du mir vier Sachen klar machst, so will ich dir gänzlich verzeihen, und diese Sachen sind folgende: ich will, daß du mir sagst, wie weit es von hier zum Himmel sei? wie viel Wasser das Meer habe? was man in der Hölle treibe? und was meine Person werth sei? Kaum hatte dies der Abt gehört, so fing er an zu seufzen, er schien aus dem Regen in die Traufe gekommen; um aber den Zorn des Fürsten zu beschwichtigen und Zeit zu gewinnen, bat er, ihm eine Frist anzuberaumen, wann er solche hohe Dinge zu beantworten habe? Der Herr sprach: Gleich den folgenden Tag! und mit diesen Worten beurlaubte er ihn. Der Abt ging in Gedanken versunken und ganz melancholisch heim in seine Abtei, schnaubend wie ein Pferd, das sich vor irgend etwas scheut; auf dem Wege begegnete ihm sein Müller, der, ihn so betrübt sehend, also begann: Herr, was fehlt Euch, was geht Euch so zu Herzen? u. s. w.

(Nun geht es so fort, ganz wie es Bürger in seiner Ballade erzählt) des nächsten Morgens erscheint der verkleidete und vermummte Müller, die Hand vor das Gesicht haltend, bei dem Fürsten und beginnt:

„Ihr fragt mich, wie weit es von der Erde zum Himmel sei? Alles wohl erwogen, fand ich 36,450,072 und eine halbe Meile und 22 Schritt!" Da sagte der Herr: „„Du hast das haarklein gesehen, aber wie beweisest du es?"" Er antwortete: „Laßt es ausmessen und findet Ihr's anders, so laßt mich bei der Kehle aufhängen. — Zweitens fragt Ihr, wie viel es Wasser im Meere gebe? Das zu entdecken, hat mich harte Müh' gekostet, weil es eine Sache ist, die nicht fest steht und immer neues Wasser zuströmt; aber zuletzt hab' ich doch gefunden, daß im Meere 25,982 Millionen Tonnen, 7 Juber, 12 Krüge und 2 Becher sich vorfinden!" Da sprach der Herr: „„Wie sagst du?"" Jener antwortete: „Ich habe gesehen, so gut ich konnte; glaubt Ihr's nicht, so laßt Scheffel kommen und meßt es aus; findet Ihr's nicht, wie ich behaupte, so laßt mich viertheilen! — Drittens wollt Ihr wissen, wie's in der Hölle zugeht? In der Hölle schneidet, viertheilt, zerreißt und henkt man nicht mehr und nicht weniger, als wie Ihr es hier thut!" (In inferno si taglia, si squarta, araffia e impicca, nè più nè meno come fate qui voi.) „„Was hast du dafür für einen Grund?"" Jener antwortete: „Ich schwatzte mit Einem, der dort gewesen ist und von dem auch der Florentiner Dante Alles gehört hat, was er von der Hölle erzählt; aber der gute Mann ist gestorben; wollt Ihr's nicht glauben, so schickt nach ihm! — Viertens fragt Ihr, was Euere Person werth sei; und ich sage, daß sie 29 Silberlinge gilt. Als Messer Bernabò dies hörte, wurde er ganz wüthig und schrie: „„Hundesohn, daß dich der Ritten schänd! (Mo ti nasca il vermocan!) bin ich so wenig, daß ich nicht mehr als ein Scherben werth gelte!"" Jener antwortete, doch nicht ohne große Furcht: „Signor, hört den Grund: Ihr wißt, daß unser Herr Jesus Christus um 30 Silberlinge verkauft wurde, daher glaube ich, daß Ihr um einen Silberling weniger gelten mögt!" — Als der Herr solches hörte, bildete er sich wol ein, daß dies der Abt nicht sein könne, betrachtete ihn genau, und da er ihm weit klüger als der Abt vorkam, rief er: „„Du bist nicht der Abt!"" Jedermann kann sich die Furcht des Müllers denken; er fiel auf die Knie und bat mit aufgehobenen Händen um Gnade; er erzählte, wie er nur der Müller des Abtes wäre und wie Alles zugegangen. Da sprach zu ihm Messer Bernabò: „„Da jener dich einmal selbst zum Abt gemacht, so sollst du's in Gottes Namen bleiben, ich will dich als solchen bestätigen und von diesem Augenblicke an bist du der Abt und der Andere ist Müller; du nimmst die Einkünfte der Abtei und jener die der Mühle!"" Und so geschah's und blieb es auch, so lange der Fürst lebte.

Wir können dieser wohlgeordneten, ihre mannichfachen guten Zwecke redlich erfüllenden, und in ihrem stillen Wirken wahrhaft bedeutsamen Zeitschrift nur dauernden Fortbestand und neben ihrem örtlichen Gedeihen auch günstige Verbreitung in Deutschland wünschen! *)

B. v. E.

Die Bevölkerung des preußischen Staats nach dem Ergebnisse der zu Ende des Jahres 1837 amtlich aufgenommenen Nachrichten in staatswirthschaftlicher, gewerblicher und sittlicher Beziehung dargestellt von J. G. Hoffmann. Berlin, Nicolai. 1839. Gr. 4. 3 Thlr.

Eine solche systematisch geordnete Zusammenstellung amtlicher Nachrichten, wie vorliegende, ist sehr verdienstlich, indem sie dem Statistiker ein wichtiges Material darbietet und auch dem gebildeten Theil der Zeitungsleser nicht blos die Zahlen, welche die mannichfaltigen Aufnahmen von statistischen Tabellen liefern, vor Augen stellt, sondern ihnen auch eine Anleitung gibt, diese Zahlen zweckmäßig zu gebrauchen, um im Stande zu sein, verständige Urtheile über den Zustand der Staaten zu fällen. Eine vollständige Statistik des preußischen Staats zu schreiben, hindert den Verf. sein vorgerücktes Alter. Er begnügt sich daher damit, Bruchstücke davon zu geben. Es ist ein solches vor einem Jahre in Bezug auf das Geldwesen **) geschehen, weil die Zeitverhältnisse eben damals eine besondere Theilnahme für diesen Gegenstand in Deutschland anregten: jetzt aber haben die von drei zu drei Jahren im preußischen Staate aufzunehmenden Tabellen ihm Veranlassung gegeben, die Bevölkerung nach den Beziehungen zu betrachten, welche daraus hervorgehen. Die neueste dieser Aufnahmen wurde nämlich zu Ende des Jahres 1837 vollzogen und ihr Ergebniß konnte während des Jahres 1838 durchgesehen, berichtigt, ergänzt und so zusammengestellt werden, wie es in dieser Schrift erscheint. Übersichten der Bodenfläche und Bevölkerung des preußischen Staats sind auf den Grund der statistischen Tabellen von den Jahren 1817, 1819 und 1831 mit steigender Vollständigkeit veröffentlicht worden. Die hier vorliegende Schrift unterscheidet sich durch ausführliche Betrachtungen über diejenigen staatswirthschaftlichen, gewerblichen und sittlichen Verhältnisse, zu deren Beurtheilung die gedachten Tabellen hinreichendes Material enthalten. Diese Betrachtungen bilden den Haupttheil derselben.

*) Die Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur von Brockhaus und Avenarius in Leipzig und Paris liefert diese Zeitschrift von 1840 an zum Preise von 6 Thlr. 16 Gr., zu welchem dieselbe von allen Buchhandlungen bezogen werden kann. D. Red.

**) „Die Lehre vom Gelde als Anleitung zu gründlichen Urtheilen über das Geldwesen mit besonderer Beziehung auf den preußischen Staat" u. s. w. (Berlin 1838).

Der Verf. konnte und wollte nicht mehr geben, als sein Material, die zu Ende des Jahres 1837 und früher für das statistische Bureau zu Berlin amtlich aufgenommenen Tabellen, mit zweckmäßiger Zuverlässigkeit zu geben gestattete. Diese Tabellen konnten aber alles Dasjenige nicht enthalten, dessen Aufnahme andere Mittel an Muße, Befugniß, Bildung und positiven Kenntnissen erfodert, als bei der bestehenden Landesverfassung und bei dem zeitigen Culturzustande der großen Masse der Einwohner wirklich dazu verwendbar waren. Die Zuverlässigkeit aller Aufnahmen von statistischen Nachrichten wird wesentlich durch die Culturstufe bestimmt, worauf sich die große Masse Derjenigen befindet, von welchen die Nachrichten eingezogen werden. Wie reich an Kenntnissen und Erfahrungen, und wie gewissenhaft in der Ausübung ihres Berufs auch die Oberbehörden sein mögen, von welchen in vorletzter und letzter Instanz die Prüfung der eingesammelten Nachrichten abhängt: so kann doch nie vermieden werden, daß alle diejenigen Angaben sehr mangelhaft ausfallen, zu deren richtiger Darstellung noch nicht hinreichend verbreitete Kenntnisse erfodert werden, oder wobei Eigennutz, Mistrauen oder Parteilichkeit auf das Geständniß einwirken, welches Corporationen oder Privatpersonen abgefodert wird. Nicht wenige Nachrichten werden in Preußen zur Zeit noch gar nicht eingefodert, weil es noch immer mehr als zweifelhaft bleibt, daß sie mit hinreichender Zuverlässigkeit erhalten werden könnten.

Trotzdem werden Freunde der Statistik in dieser Schrift eine reiche Ausbeute finden. Wir stimmen dem Hrn. Verfasser völlig bei, wenn er (S. 39) sagt: „Das leibliche und geistige Wohlbefinden eines Volks beruht wesentlich einerseits auf der Stufe des Wohlstandes und der Bildung, welche die große Masse desselben bereits erreichte; und andererseits auf der Sorgfalt der Regierung und der Zweckmäßigkeit ihrer Anordnungen." „Das geistige Wohlsein der Völker setzt ein leibliches so nothwendig voraus, daß der Gegensatz zwischen materiellen und geistigen Interessen in der höhern Staatskunst ein leeres Wortspiel wird. Auch in den wohlhabendsten Staaten des neuern Europas fehlt noch sehr viel dazu, daß die große Masse der Nation in Nahrung, Wohnung und Kleidung, in Abwechselung von Arbeit und Erholung, in Sicherheit, Bequemlichkeit und Annehmlichkeit ihres Familienlebens, denjenigen Umfang von materiellen Gütern und davon abhängendem leiblichen Wohlsein und frohem Muthe besitze, welcher wesentlich erfodert wird, um ihr zu demjenigen Maße von Leibeskräften, Gewandtheit und Ausdauer, von Aufmerksamkeit, Einsicht, Pflicht- und Billigkeitsgefühl zu verhelfen, dessen Erreichung jeder verständige Mensch ihr zur Förderung der allgemeinen Wohlfahrt und selbst der seinigen wünschen muß.

Selten wird hinreichend gewürdigt, wie viel Staat und Regierung an Sicherheit und Kraft dadurch gewinnen, daß die große Mehrheit des Volks einer Belehrung durch Wort und Schrift empfänglich wird. Solche Empfänglichkeit wird zunächst hervorgebracht durch verständigen Unterricht im Auffassen der gesprochenen Worte, Lesen, Schreiben und Rechnen; und es wird hierdurch schon der Schule möglich, Überzeugungen zu gründen und Betrachtungen zu wecken, woraus das Gefühl für Pflicht und Recht, das Erkennen des Nothwendigen, Nützlichen und Anständigen und das Vertrauen auf Gott und Menschen hervorgeht. Ein höherer Unterricht soll diejenigen Kenntnisse und Fertigkeiten verschaffen, wodurch ein Anspruch darauf gegründet wird, den gebildeten Ständen anzugehören. Eine dritte Stufe besteht endlich in einer wissenschaftlichen Richtung des allgemeinen Unterrichts. Hierdurch sind die Begriffe von Elementar-, Mittel- und Gelehrtenschulen gegeben. In den meisten Fällen kann leicht und sicher erkannt werden, zu welcher dieser drei Classen eine Schule gehört; aber die Foderungen an den Menschen steigen mit den Fortschritten der Bildung: einem Zeitalter und einem Volke kann als unentbehrlicher Unterricht für Alle erscheinen, was ein anderes Zeitalter und ein anderes Volk nur seinen gebildeten Ständen vorbehält. Sehr viele Kenntnisse sind seit 50 Jahren ein Gemeingut der mittlern Classen der Gesellschaft geworden, welche sonst nur das Eigenthum der Gelehrten waren. Überdies müssen bei der Mannichfaltigkeit der Lebensverhältnisse und Anfoderungen nothwendig auch Unterrichtsanstalten bestehen, welche den Übergang von einer Classe zur andern bilden. Daß dies in Preußen schon in einem hohen Grade der Fall, ist allgemein bekannt.

Bemerkenswerth ist, daß die drei Regierungsbezirke der Provinz Sachsen sich vor allen andern Theilen des preußischen Staats durch eine beinahe ganz allgemeine Benutzung der öffentlichen Schulen auszeichnen. Von 100 Kindern zwischen dem Anfange des 6. und dem Ende des 14. Lebensjahres besuchen hier 93—94 wirklich gleichzeitig die Schulen: das ist Alles, was erwartet werden kann, wenn erwogen wird, daß für die Bildung durch Privatunterricht und für Verhinderung durch langwierige Kränklichkeit und besondere häusliche Verhältnisse doch immer einiger Abzug stattfinden wird. Die zunächst angrenzenden Landestheile, die Provinz Brandenburg einerseits, Nieder- und Mittelschlesien andererseits stehen Sachsen hierin am nächsten, indem daselbst noch zwischen 85 und 90 unter 100 Kindern die öffentlichen Schulen besuchen. Berlin mußte jedoch bei dieser Berechnung von der Provinz Brandenburg ausgeschieden werden: Privatunterricht wird hier in solchem Umfang benutzt, daß, ungeachtet der rühmlichen Sorgfalt der Stadtgemeinde und des großen Aufwandes derselben für öffentliche Schulanstalten zur Befriedigung des Bedürfnisses jeder Einwohnerclasse, doch nicht ganz drei Fünftheile aller Kinder im schulfähigen Alter die öffentlichen Schulen besuchen. An Brandenburg einerseits schließt sich der Regierungsbezirk Stettin und an Mittelschlesien andererseits Oberschlesien an: in beiden besuchen sehr nahe fünf Sechstheile der schulpflichtigen Kinder wirklich öffentliche Schulen.

Es kann nicht befremden, daß der Schulunterricht weniger allgemein benutzt wird in schwach bevölkerten Landestheilen, wo die große Masse des Volks mehrentheils noch in großer Dürftigkeit lebt, und wo die preußische Regierung zum Theil erst in den neuesten Zeiten wirksam werden konnte. Am stärksten treffen alle diese Hindernisse zusammen im Regierungsbezirk Bromberg; besser gestaltet sich schon der dichter bevölkerte Regierungsbezirk Marienwerder. Von 100 schulfähigen Kindern besuchen öffentliche Schulen im Regierungsbezirk Bromberg 54, in dem von Posen 66 und in dem von Marienwerder 69. Der Regierungsbezirk Danzig unterscheidet sich weniger von Marienwerder in Bezug auf den Schulbesuch, als es seine ansehnlichen Städte Danzig und Elbing und der wohlhabende Landstrich zwischen beiden erwarten lassen; aber die Kreise Berend und Karthaus und der größte Theil der Kreise Stargard und Neustadt sind in solchem Maße schwach bewohnt und gewerblos, daß der Durchschnitt für das Ganze des Schulbesuchs sich nur auf sieben Zehntheile der schulpflichtigen Kinder stellt. Ungeachtet auch ein sehr großer Theil von Hinterpommern fast ebenso schwach bevölkert und arm an lohnender Gewerbsamkeit ist, so wird es doch auch durch eine stärkere Benutzung der öffentlichen Unterrichtsanstalten kenntlich, als dieser Landestheil schon seit beinahe zwei Jahrhunderten dem preußischen Staat angehört: der Schulbesuch umfaßt hier beinahe drei Viertheile der schulfähigen Kinder. Der Regierungsbezirk Stralsund ist zwar erst seit 22 Jahren an den preußischen Staat übergegangen, aber seine Wohlhabenheit und überhaupt seine gewerblichen und geschichtlichen Verhältnisse ließen wol vorzügliche Anstalten für den allgemeinen Unterricht erwarten; um so mehr erscheint es unerklärlich, daß hier von 100 schulfähigen Kindern nur 62 die öffentlichen Schulen besuchen.

Dem ersten Anscheine nach sollten in den westlichen Provinzen die drei Regierungsbezirke Düsseldorf, Köln und Aachen sich ebenso sehr durch eine stärkere Benutzung der öffentlichen Unterrichtsanstalten auszeichnen, als sie durch eine dichte und wohlhabende Bevölkerung und den Reichthum ihrer Gewerbthätigkeit ausgezeichnet sind; allein die Richtung, welche diese

genommen hat, scheint es vorzüglich zu verschulden, daß sie in Bezug auf den Schulbesuch in einer Reihe mit dem in jeder andern Beziehung so ganz unähnlichen Ostpreußen stehen. Nur der Misbrauch, welchen die Fabrikation von der wohlfeilen Arbeit der Kinder macht, kann es veranlassen, daß hier kaum sieben Neuntheile aller schulfähigen Kinder die Schule besuchen. Dieser Misbrauch ist leider zu einer Art Nothwendigkeit geworden, um die Mitbewerbung der Fabrikländer auszuhalten, welche denselben bereits länger und vielleicht auch stärker treiben. Obwol nicht minder dicht bevölkert, aber mehr zum Betriebe der Bodencultur hingezogen, stehen die Regierungsbezirke Koblenz und Trier dennoch höher in Bezug auf den Schulbesuch: jener schließt sich mit 91 Schulbesuchenden auf 100 Schulfähige zunächst an die Provinz Sachsen; und dieser, obwol so viele rauhe Gebirgsgegenden einschließend und in seinen frühern Verhältnissen den Fortschritten einer allgemeinen Geistesbildung zum Theil kaum zugänglich, hat doch bereits 81 Schulbesuchende auf 100 Schulfähige. In der Provinz Westfalen besteht ebenso ein gemischtes Verhältniß im Schulbesuche, wie es sich in der Gewerbthätigkeit gestaltet. Die Regierungsbezirke Arnsberg und Minden stehen in Bezug auf den Schulbesuch ziemlich in der Mitte zwischen den Regierungsbezirken Koblenz und Düsseldorf, sind aber auch fast zu gleichen Theilen aus Fabrikländern und aus Landstrecken, worin der Landbau überwiegt, zusammengesetzt. Auch in dem Regierungsbezirk Münster besteht ein solches mittleres Verhältniß, ohne daß Gründe dafür sich bestimmt herausstellten.

Das Interesse des allgemeinen Unterrichts wird in jeder Provinz durch ein Schulcollegium und in jeder Regierung durch besondere Schulräthe wahrgenommen. Durch Seminarien wird für die Bildung der Schulmänner, für die verschiedenen Stufen des Unterrichts, in einem weiten Umfange gesorgt. Endlich gehört auch die besondere Aufsicht über den Elementarunterricht zu den wesentlichsten Pflichten einerseits der Vorstände der Ortsgemeinden und andererseits der Geistlichkeit der im preußischen Staate öffentlich aufgenommenen Religionsparteien.

Als Anhang dieses statistisch lehrreichen Werks folgt ein vollständiges Verzeichniß der einzelnen landräthlichen Kreise und der Städte in denselben, mit Angabe der Bodenfläche, der Einwohnerzahl und des Viehstandes. Dieses Verzeichniß soll einmal zur Erläuterung eines großen Theils der vorstehenden Betrachtungen, sodann als ein Repertorium zum Nachschlagen für Geschäftsmänner dienen, welche sich schnell für einzelne Städte, Kreise oder Regierungsbezirke von den staatswirthschaftlich besonders wichtigen Verhältnissen unterrichten wollen. 13.

Literarische Notizen.

Eine interessante Neuigkeit sind die „Oeuvres complètes de *Rutebeuf*, trouvère du XIIIme siècle", gesammelt und zum ersten Male herausgegeben von dem rühmlichst bekannten Gelehrten Achille Jubinal. Rutebeuf nimmt unter den Dichtern des 13. Jahrhunderts einen der obersten Plätze ein, obgleich seine Dichtungen sechs Jahrhunderte lang nur im Manuscript existirten. Achille Jubinal gab ferner heraus: „Nouveau recueil de contes, dits, fabliaux et autres pièces inédites des XIIIme, XIVme et XVme siècles", als Fortsetzung der Sammlungen von Legrand d'Aussy, Barbazan und Méon. Der erste Band ist bereits erschienen. Der Herausgeber hat zugleich manche Aufklärungen über dunkle Stellen in Chroniken und einzelne Gebräuche gegeben, welche das Werk für den Geschichtsforscher des Mittelalters höchst interessant erscheinen lassen.

Unter dem Titel: „Le petit et le grand monde" gab Mad. H. Tannay ein Werkchen in zwei Bänden heraus, worin sie in einzelnen Artikeln die verschiedenen Classen der gegenwärtigen Gesellschaft schildert, doch mit der Absicht, auf ihre sittliche Verbesserung, besonders die der niedern Stände hinzuwirken. Man rühmt an diesem Buche die Lebhaftigkeit und Mannichfaltigkeit der Erfindungen, die seelenvolle Erzählung und die natürliche, dem Zwecke immer entsprechende Schreibart. 5.

Bibliographie.

An die evangelische Geistlichkeit Deutschlands, insbesondere des Herzogthums Sachsen-Altenburg. Gr. 8. Leipzig, Engelmann. 8 Gr.

Bahrs, K., Novellen. 3 Theile. 8. Leipzig, Engelmann. 2 Thlr. 12 Gr.

Bullingers, H., Reformationsgeschichte nach dem Autographon herausgegeben auf Veranstaltung der vaterländisch-historischen Gesellschaft in Zürich von J. J. Hottinger und H. H. Vögeli. 3ter Band. Gr. 8. Frauenfeld, Beyel. 1 Thlr. 12 Gr.

Die Geheimnisse des Spielbergs. Denkwürdigkeiten eines östreichischen Staatsgefangenen, sein Proceß u. s. w. 5ter, 6ter Band. — Auch u. d. T.: Weihe zum Spielberg. Aufenthalt des nachmaligen östreichischen Staatsgefangenen *Andryane* in Genf. Verkehr mit den italienischen Flüchtlingen und Geschwornen, und seine Aufnahme in die revolutionäre Propaganda. Vorläufer zu den „Geheimnissen des Spielbergs." 2 Bände. 8. Leipzig, Ph. Reclam jun. 2 Thlr.

Günther, J. D. H., Vollständiges Taschen-Wörterbuch der Jägersprache für Jäger und Jagdfreunde. 8. Jena, Mauke. 16 Gr.

Kurtz, H., Dichtungen. 8. Pforzheim, Dennig, Finck u. Comp. 1839. 1 Thlr. 6 Gr.

Kurz, H., Handbuch der poetischen Nationalliteratur der Deutschen von Haller bis auf die neueste Zeit. Vollständige Sammlung von Musterstücken aus allen Dichtern und Dichtungsformen, nebst Angabe der frühern Lesarten, biographischen Notizen und literarisch-ästhetischem Kommentar. 1ste Abth.: Haller bis Göthe. Schmal gr. 4. Zürich, Meyer u. Zeller. 1 Thlr. 18 Gr.

Lochner, Geschichte des Mittelalters. 2ter Band. Vom Ende der Kreuzzüge bis zum Ende des Basler Concils. Gr. 8. Nürnberg, F. N. Campe. 2 Thlr. 16 Gr.

Mack, M. J., Ueber die Einsegnung gemischter Ehen. Ein theologisches Votum. Gr. 8. Tübingen, Laupp. 7 Gr.

Peters, A., Gesänge der Liebe. Gr. 12. Dresden, Walther. 1 Thlr. 12 Gr.

Schiller's, Fr. v., sämmtliche Werke vollständig in allen Beziehungen erklärt von Dr. Schlegel. Mit Schiller's Büste und Facsimile. 8. Leipzig, Poler. 12 Gr.

Tegner, E., Sämmtliche Gedichte. Aus dem Schwedischen von G. Mohnike. 3 Theile. — Auch u. d. T.: Kleinere Gedichte. Aus dem Schwedischen. 2 Theile. — Die Frithjofs Sage. Aus dem Schwedischen. 4te verbesserte Auflage. Gr. 8. Leipzig, Cnobloch. 3 Thlr. 12 Gr.

— — Die Nachtmahlskinder. Aus dem Schwedischen von G. Mohnike. 8. Ebendas. 4 Gr.

Esaias Tegnérs Leben gezeichnet von Franz Michael Franzén. Nebst einer Einleitung Tegnérs zu seinem Frithjof. Aus dem Schwedischen von G. Mohnike. Zu Tegnérs Sämmtlichen Gedichten. Gr. 8. Ebendas. 9 Gr.

Medicinische Unterhaltungs-Bibliothek oder Collectiv-Blätter von heiterem und ernstem Colorite für alte und junge Ärzte. 4tes Bändchen. Mit dem Bildnisse Joh. Chr. Reil's. Gr. 8. Leipzig, Engelmann. 18 Gr.

Der Volksvertreter; jambisch in zwölf Betrachtungen. 8. Karlsruhe, Groos. 1839. 12 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 9. —— 9. Januar 1840.

Jugendleben und Wanderbilder. Nachlaß von Johanna Schopenhauer. Herausgegeben von ihrer Tochter. Zwei Bände. Braunschweig, Westermann. 1839. 8. 4 Thlr.

An diesem Buche haben wir nur zu bedauern, daß es in Folge des unerwarteten Todes der hochbejahrten Verfasserin unvollendet geblieben ist. Es hat daher auch nur der erste Band eigentlichen Werth für uns, da in diesem die liebenswürdige Verf. mit einer immer seltener werdenden Bescheidenheit eine Schilderung ihres Jugendlebens, der damaligen Sitten und mancher eigenthümlichen Zustände gibt, die für jeden Gebildeten von Werth sein müssen. Johanna Schopenhauer erlangte überdies, ohne es eigentlich zu wollen, einen ziemlich bedeutenden Einfluß bei dem höher gebildeten Publicum durch ihre gelungenen Darstellungen aus dem Leben der vornehmen Gesellschaft. Sie wurde unmittelbar nach ihrem Auftreten als Schriftstellerin ein begünstigter Liebling des Publicums und blieb es eine Reihe von Jahren, bis in neuerer Zeit der Geschmack mit so manchem Andern einer völligen Umwandelung unterlag und neu auftauchende, rascher auffassende Talente die anspruchslosen Producte der gereiften Frau nach und nach in den Hintergrund drängten. Sie selbst hat wol nie die Abnahme ihrer Popularität schmerzlich empfunden. Die Kreise, in denen sie sich bewegte, waren reich genug an geistiger Frische und Anregung, um sie die Bewegungen der literarischen Welt vergessen zu lassen, die nur in leisen Schwingungen sie berührten. Je ungetrübter aber dadurch ihr Gesichtskreis blieb, desto ruhiger konnte sie gegen das Ende ihres Lebens zurückkehren in die Tage der Jugend, um aus der Vergangenheit alles Das sich zu vergegenwärtigen, was von früh herein in ihrem Geiste die erst später reifenden Keime zu einem productiven Schriftstellerleben legte.

Von diesem Gesichtspunkte aus wünscht Johanna Schopenhauer selbst diese kunstlos zusammengestellten Eröffnungen über ihr Leben betrachtet zu sehen. Sie spricht sich offen über ihre Stellung zum Publicum aus, und was sie bei dieser Gelegenheit über die Wuth, Biographien Verstorbener zu schreiben, im Allgemeinen sagt, halten wir für so wahr und beherzigenswerth, daß wir kein Bedenken tragen, diese Worte hier folgen zu lassen, um so mehr, als sich in ihnen zugleich der ganze ehrliche Charakter der Schriftstellerin zu erkennen gibt.

Ich muß gestehen — sagt Johanna Schopenhauer —, ich wünsche durch diese meine Selbstbekenntnisse jenen oberflächlichen Biographien zu entgehen, die, bei seinem Erlöschen, jedem nur einigermaßen bekannten Schriftstellerleben drohen und mit Hülfe einiger von indiscreten Freunden und Bekannten leicht zu erhaltenden Briefen, Notizen und Anekdoten sich schnell zusammenbringen lassen, wenngleich die Verfasser derselben während der Lebenszeit des Gegenstandes ihrer Bemühungen in keiner Art von Berührung mit demselben jemals gestanden. Wahrscheinlich beabsichtigen sie nur zur Verewigung seines Namens beizutragen, mir aber erscheinen diese Herren wie Leichenfrauen, welche in Ausübung ihres Amtes den Todten, dessen Wiederbelebung nicht in ihrer Macht steht, wenigstens zum letzten Mal mit traurigem Flitterstaat aufputzen, ehe er völlig dem Dunkel des Grabes anheimfällt. Und wer, so lange Sonne und Mond ihm noch leuchten, möchte nicht Alles anwenden, um, wenn seine Zeit vorüber ist, solchen Händen sich zu entziehen?

Nach diesem kleinen Ausfall gegen eine nicht zu billigende Sitte unserer Zeit sagt die Verf. grade heraus, was sie geben will und kann, was sie von sich selbst hält, was sie ist und was man nicht von ihr erwarten soll. Auch dies geschieht wieder mit einer erfreulichen Anspruchslosigkeit, und das Bild, was sie dabei von sich selbst entwirft, mag wol jeden Leser für sie einnehmen.

So will ich denn versuchen, mit leichten aber sichern Zügen ein Sittengemälde meiner Zeit, in ihrem Fortschreiten mit mir, zu entwerfen; jener alten ehrlichen Zeit, deren Gebräuche und Lebensweise uns jetzt so fern zu liegen scheinen, als wären sie durch Jahrhunderte von uns getrennt, obgleich seit ihrem völligen Erlöschen kaum funfzig Jahre vorübergezogen sind. Übrigens bitte ich nicht zu viel von mir zu erwarten, aber auch nicht zu viel von mir zu befürchten, denn ich verspreche mein Möglichstes zu versuchen, um die gefährlichste aller Klippen, die der Langweiligkeit, zu vermeiden..... Wahrheit will ich geben, reine, unverfälschte Wahrheit, ohne jede Beimischung von Dichtung, aber mit Auswahl, ohne auf eine ausführliche Darstellung aller Ereignisse meines Lebens einzugehen, die doch nur für die Wenigen einiges Interesse haben können, welche persönlichen Antheil an mir nehmen. Mit meinen Herzensangelegenheiten will ich die Welt ganz verschonen; behaupten, ich habe deren nie gehabt, wäre ebenso nutzlos als albern, denn wer würde es mir auf mein Wort glauben? Es war damit eben wie gewöhnlich das alte Lied:

> Ä bisserl Liäb und ä bisserl Treu,
> Un ä bisserl Falschheit war och mit dabei.....

Übrigens bin ich nach dem Zeugnisse Derer, die mich persönlich kennen, eine heitere, anspruchlose alte Frau, der man im gesel-

ligen Umgange die Schriftstellerin gar nicht anmerkt. Und darauf bilde ich mir etwas ein.

Wir können bezeugen, daß die Verf. hierin die Wahrheit gesagt hat, und daß sie anderweit davon abgewichen, haben wir keine Ursache zu vermuthen. Ihre Schilderungen tragen alle das Gepräge der Wahrheit, selbst die Geschwätzigkeit, welche dem Alter gewöhnlich eigen ist, haben wir fast nirgend entdecken können, wenn auch ein gewisses Behagen im Ausmalen oft unbedeutender Dinge sich nicht wegleugnen und die Feder einer alternden Dame erkennen läßt. Was außer dem Kreise häuslicher Familienthätigkeit liegt und überhaupt dem Gesichtspunkte entzogen ist, innerhalb welchem das Auge einer Frau sich gern bewegt, das hat die Verf. lebendig aufgefaßt und, ohne es auf glänzende Färbung abzusehen, höchst anschaulich und anziehend geschildert. Dahin rechnen wir vor Allem das eigenthümliche Leben und Treiben in ihrer Vaterstadt Danzig, welche damals noch in der vollen Opulenz ihres freistädtischen Stolzes glänzte. Die bedeutende Bildung, welche in den reichen Kaufmannsfamilien Danzigs heimisch war, der, wenn auch altfränkische Luxus, der ihren Häusern Glanz und Ansehen verlieh, mußte in einem fast grotesken Widerspruche stehen zu der bodenlosen Armuth und der an die vollkommenste Barbarei grenzenden Uncultur der aus dem Innern Polens von Zeit zu Zeit in Danzig ankommenden Schimkys — Leibeigene, denen die Leitung der zahlreichen Kornschiffe anvertraut wurde, die alljährig mit Beginn des Frühjahres die Weichsel hinab nach Danzig schwammen. Wir bezweifeln, daß heutzutage noch derselbe lebhafte Verkehr Polens mit Danzig stattfindet, obwol wir gern zugeben, daß auch jetzt noch der polnische Bauer dem Schimky an Roheit wenig nachstehen wird. Da wol nur einer geringen Anzahl von den Lesern dieser Blätter das damalige Leben Danzigs und namentlich der originelle Verkehr dieser Stadt mit diesen Schimkys bekannt geworden sein wird, geben wir einen gedrängten Auszug von der sehr gelungenen Schilderung unserer Verfasserin.

Sobald der Frühling mit unglaublicher Schnelligkeit erwacht, schwellen tief in Polen die Gewässer, und die selbst für die sehr flach gehenden polnischen Fahrzeuge oft zu seichte Weichsel wird gegen Ende des Maimonats kräftig genug, um auf ihrem Rücken die goldenen Gaben der Ceres in meine Vaterstadt zu tragen, die mit vollem Recht in früherer Zeit die Kornkammer von Europa genannt wurde. Die kleinen, längs der langen Brücke auf der Mottlau vor Anker liegenden Seeschiffe, auf welchen, wie auf den Retourchaisen in Frankfurt, der Ort ihrer nächsten Bestimmung auf schwarzen Tafeln zu lesen ist: „will's Gott, nach Königsberg", „will's Gott, nach Petersburg", „will's Gott, nach Memel", sie alle schließen vor der seltsamen Flotte sich gedrängter aneinander, welche nun die Mottlau bedeckt und einen höchst wunderbaren Anblick gewährt. — Schiffe sind die schlecht zusammengezimmerten Fahrzeuge eigentlich nicht, aus welchen jene Flotte besteht, sie scheinen so unbequem und zerbrechlich, daß man kaum begreift, wie sie den weiten Weg glücklich zurücklegen konnten, ohne unterzugehen; auch werden sie am Ende ihrer Laufbahn zerschlagen, das Holz wird verkauft und die Mannschaft mag zusehen, wie sie durch Moor, Haide und unwegsame Urwälder zu Fuße wieder nach Hause gelangt. Am füglichsten wären diese Fahrzeuge einem kleinen Flosse vergleichbar, nur sind sie weniger breit, laufen an beiden Enden in Form eines Kahnes etwas spitz zu und sind ringsum mit einem ziemlich niedrigen Bord versehen. Eine Hütte am Ende derselben bildet die Kajüte für den Oberaufseher; ohne Mast und Segel werden sie durch ein ziemlich unförmliches Steuer regiert und durch mehr als hundert rüstige Arme dicht hintereinander auf ihren Bänken sitzender und taktmäßig rudernder Schimkys stromabwärts geführt. Den ganzen übrigen Raum nimmt die Ladung von Weizen oder Roggen ein, so hoch als möglich aufgethürmt liegt sie ganz offen da, ohne den geringsten Schutz gegen Wind, Wetter und Nässe.

In besonders fruchtbaren und wasserreichen Jahren, als vor der ersten Theilung Polens der Kornhandel noch gleichsam ein Monopol meiner Vaterstadt war, sah man oft den ziemlich breiten Strom mit mühsam aneinander sich fortschiebenden Fahrzeugen über und über bedeckt. Wäre es möglich gewesen, einen auf diesen Anblick ganz unvorbereiteten Fremden plötzlich auf die lange Brücke zu stellen, er hätte glauben müssen, auf eine der damals kaum entdeckten Südseeinseln, mitten unter die Kanoes der Wilden gerathen zu sein, so durchaus uneuropäisch sahen die Schimkys und die ganze Flotte noch jetzt aus. Daß dergleichen in einem übrigens civilisirten Lande, so nahe an Deutschland, noch existirt, scheint unglaublich; ein Galeerensklave in Toulon ist, im Vergleich mit einem Schimky, ein Dandy. Trotz ihrem wilden Aussehen haben sie doch nichts Unförmliches oder Widerwärtiges, diese starkknochigen, mulattenartig gebräunten hagern Gestalten; ein wohlbeleibter, behaglicher Schimky wäre eine Idee außerhalb dem Gebiete der Möglichkeit. Bis auf den nationellen, von Regen und Sonne gelb gebleichten Zwickelbart ist der Kopf durchaus kahl geschoren und mit einem großen selbstfabricirten Strohhut oder einer flachen Pelzmütze bedeckt; Hals, Nacken und Brust sind entblößt. Die übrige Bekleidung besteht in Pantalons und einem mit einem Strick um den Leib gegürteten Kittel, beides vom allergröbsten ungebleichten Linnen. Hölzerne, mit starken eisernen Nägeln dicht beschlagene Schuhe, die sie unter den übrigens nackten Fuß binden, müssen oft die Stiefel ersetzen. Das wirklich gräßliche Getöse, das diese Chaussure auf den granitenen Pflastersteinen hervorbrachte, wenn eine etwas zahlreiche Gesellschaft von Schimkys die Straße heraufkam, jagte uns Kinder allemal aus dem Beischlag (ein umfriedeter Platz vor der Wohnung) ins Haus, und selbst als ich schon ziemlich erwachsen war, wagte ich mich nur mit bänglichem Herzklopfen in ihre Nähe. Ich fürchtete mich vor den wilden Gestalten, die doch Niemanden etwas zu Leide thaten; nie habe ich vernommen, daß ein Schimky des Diebstahls oder eines ähnlichen Verbrechens beschuldigt worden wäre.

Sie waren Leibeigene und sind außerhalb des preußischen Staates es wol größtentheils noch. Ihr Leben wurde kaum so hoch gehalten wie das eines Hundes oder Pferdes. Der Edelmann, der aus Versehen oder im Zorn einen von ihnen erschlug, zahlte ohne weitere gerichtliche Procedur zehn Thaler Strafe, und damit war die Sache abgethan und vergessen. Und doch gibt es kein zufriedeneres, ich könnte sagen, kein fröhlicheres Völkchen als diese Leibeigenen mitten in ihrer tiefen Armuth, sie, die nie vermissen, was sie nie besaßen, ja wol kaum dem Namen nach kannten..... Wie sie im Winter daheim es halten, weiß ich nicht, den Sommer über ist ihr Leben fast ganz das eines Wilden. Tag und Nacht unter freiem Himmel, liegen sie am Ufer des Stromes neben den ungeheuern, beinahe haushoch aufgethürmten Weizenhaufen, die zu bewachen und fleißig umzustechen, um sie, bis sie eingespeichert werden, vor dem Verderben zu bewahren, jetzt ihre Beschäftigung ist. Ein sehr consistenter Brei von Erbsen oder Buchweizen, den sie in ihrem an einer quer über zwei Kreuzhölzer gelegten Stange hängenden kolossalen Kessel sich selbst kochen, ist einen wie den andern Tag ihre Nahrung. Hat eine solche Tischgesellschaft ein paar Talglichter erbeutet, um den magern Brei damit zu würzen, so ist das Mahl köstlich. Da sitzen sie dann zur Mittagszeit, dicht aneinander gedrängt, in wirklich malerischen Grup-

pen, um ihre dampfenden Kessel, handhaben ihre großen hölzernen Löffel, die auch einen ihrer sehr beliebten Handelsartikel ausmachen, und schöpfen, schlucken und schnattern, ohne Maß und Ziel .....

Ein tüchtiger Schluck Kornbranntwein geht freilich noch über Talglicht, aber wenn dieses Mittelding zwischen Kind und Affe auch etwas benebelt ist, so bleibt es doch gutmüthig; es prügelt sich, verträgt sich wieder und von Mord und Todtschlag ist nie die Rede. Freilich fehlt ihnen die gewöhnliche Veranlassung zu Hader und Zwist, Weiber und Mädchen, deren Begleitung der Edelmann nicht zugibt. Zuweilen kommt, in einer durch den Branntweingeist etwas exaltirten Stimmung, ein Paar von ihnen auf den Einfall, sich außerordentlich galant und höflich zu becomplimentiren. Im Bestreben, einander das Knie zu umfassen, berühren sie mit der Stirn fast den Boden, küssen einander die Hände, umarmen sich nach der allgemeinen polnischen Sitte, die selbst unter Damen damals noch gebräuchlich war, indem jeder von ihnen den Kopf so weit als möglich über die Schulter seines Freundes hinüberbeugt, um seinem Nacken einen Kuß aufzudrücken.

(Der Beschluß folgt.)

Geschichte Roms in seinem Übergange von der monarchischen zur republikanischen Verfassung, oder Pompejus, Cäsar, Cicero und ihre Zeitgenossen. Nach Geschlechtern und mit genealogischen Tabellen. Von W. Drumann. Vierter Theil. Königsberg, Bornträger. 1838. Gr. 8. 3 Thlr.

In erfreulicher Geschwindigkeit nähert sich das vorliegende Werk eines höchst achtbaren Geschichtschreibers seinem Ende und trägt fortwährend auf jeder Seite das Gepräge des sorgsamsten Fleißes, der umsichtigen Kritik und der warmen Theilnahme an den Gegenständen und Personen, welche die Darstellung umfaßt. Da wir die Eigenthümlichkeiten der Drumann'schen Arbeit in unsern frühern Berichten *) genauer angegeben haben, so glauben wir eine nochmalige Erwähnung derselben nicht nöthig zu haben und können uns gleich zu dem Inhalte des vorliegenden vierten Theiles wenden. Zufolge der ersten Ankündigung sollte dies der letzte sein, allein die Reichhaltigkeit des Stoffes und die vom Hrn. Verf. gewählte Anordnung haben ihn, wie wir bereits voraussahen, nicht mit diesem vierten Theile können abschließen lassen. Es steht also noch ein fünfter zu erwarten, der insofern von besonderer Wichtigkeit sein wird, weil für ihn noch die Charakteristik einer der auf dem Titel genannten Hauptpersonen, Cicero's, übrig gelassen ist.

Die in diesem Theile besonders geschilderten Römer sind M. Junius Brutus, der sogenannte „Befreier", Licinius Crassus der Reiche, Lucullus, C. Octavius und Cnejus Pompejus, dessen Biographie die Hälfte des vorliegenden Theiles einnimmt. Im Leben des Brutus muß allerdings Manches aus dem zweiten Theile ergänzt werden, wie sich denn auch hier, wie in andern Abschnitten, zahlreiche Verweisungen auf die frühern Theile finden, ein Übelstand, der der Brauchbarkeit des Buches selbst bei Denen Eintrag gethan hat, die sich gerade nicht zu den bequemen und arbeitsscheuen Leuten zu rechnen brauchen. So muß, um nur Einiges von dem Wichtigsten hervorzuheben, im Leben des Octavius in Beziehung auf die Verhältnisse des Antonius und namentlich über die Ereignisse vor und in der Schlacht bei Actium auf die Biographie des Antonius im ersten Theile zurückgegangen werden und die Erzählung des Bürgerkriegs zwischen Cäsar und Pompejus gewinnt das rechte Licht erst durch die Vergleichung mit den hierhergehörigen Stellen im dritten Theile, ja es macht einen sonderbaren Eindruck, nach der so ausführlichen Biographie des Pompejus den wichtigsten Abschnitt seines Lebens und das Ende desselben in zusammengedrängter Erzählung auf fünf Seiten dargestellt zu sehen. Dasselbe gilt nun außerdem von vielen andern, minder hervorstechenden Begebenheiten. Kommen wir nun aber wieder auf Brutus, so finden wir hier eine sehr richtige Charakteristik dieses Mannes, aus der wir bei der Wichtigkeit, welche Brutus' Name bei den Republikanern aller Zeiten erlangt hat, einige Stellen mit Hrn. Drumann's Worten hersetzen wollen.

*) Vgl. Nr. 221 u. 222 d. Bl. f. 1835, Nr. 303 u. 304 f. 1836 und Nr. 318 u. 319 f. 1838. D. Red.

„Die Natur hatte ihn mit einem sehr starken und treuen Gedächtniß ausgestattet, sodaß ihm bei jeder Gelegenheit erlernte fremde Gedanken zu Gebote standen, und doch überwog die Einbildungskraft in ihm alle andern. Das Unsichtbare umgaukelte ihn in ihren Träumen, ein Gemisch von Volksreligion und Philosophie; es sollte ihm die Räthsel des Lebens lösen, Dem, was er Tugend nannte, den Sieg verschaffen, und diese Hoffnung wurde nicht erfüllt. Immer mehr erweiterte sich die Kluft zwischen der Wirklichkeit und seinen Idealen; das Misgeschick verwandelte seinen Ernst in Trübsinn; die Einsamkeit der Nacht, in welcher er ohne eine sichere Grundlage des Glaubens und Erkennens Aufschluß suchte über die Wirren des Tages, versenkte ihn immer tiefer in Grübeleien; in der Überspannung mit krankhaft gereizten Nerven sah er Erscheinungen, er wurde zuletzt an der Tugend irre, warf Alles von sich und starb in einer furchtbaren Gemüthsverfassung. — Bei dem Mangel an Urtheil, an Menschen- und Weltkenntniß wurde er von den Ereignissen stets überrascht; sie stimmten nicht zu seinen Erwartungen und Philosophemen, ihre innere Nothwendigkeit, der Zustand und die Bedürfnisse des Reichs wurden nicht von ihm begriffen; daher konnte man ihn einem Bunde gewinnen, welcher die Entwickelung der Dinge plötzlich hemmte. Unfähig die Geister zu prüfen und die Verhältnisse zu würdigen, erschlug er den größten der Römer und nannte Cassius den letzten, auf seinen Betrieb verschonte man nach dem Tyrannenmord Antonius; er hielt es für möglich, ihn umzustimmen; durch Antonius aus Rom entfernt, wollte er durch ihn erfahren, ob dort keine Gefahr für ihn sei. Die Stadt war nach seiner Meinung so reich an Gutgesinnten unter den Optimaten und an Freunden der Freiheit unter dem Volke, daß er nach dem ersten Dolchstoß eine allgemeine Schildserhebung im Senat erwartete; gänzlich rathlos, besprach er sich nach dem Morde mit seinen Anhängern, und in diesen Versammlungen galt vor Allem das Wort einer Frau, seiner Mutter Servilia."

Im Leben des Crassus sind ausführliche Darstellungen des Sklavenkrieges in Italien und des unglücklichen Feldzuges gegen die Parther enthalten. Die sorgsame Bearbeitung solcher Begebenheiten ist überhaupt ein besonderer Vorzug des Drumann'schen Buches und macht es, trotz der unbequemen Einrichtung, zu einem Hauptwerke unter den neuern Schriften über römische Geschichte. Sehr lebendig ist der parthische Krieg geschildert, zu dem nicht die Habsucht allein, sondern auch der Ehrgeiz und der Wunsch, sein greises Haupt mit Lorbern, die glänzender wären als die des Cäsar und Pompejus, zu kränzen, den Crassus bestimmten. Seine unvorsichtige Kriegführung, seine Verblendung über die parthische Macht, der Kampf in der unübersehbaren Sandebene abwärts vom Euphrat, wo römischer Heldenmuth vergeblich stritt, und darauf in der Gegend von Carrä — alles Dies wird mit großer Anschaulichkeit, wie sie auch andern Schlachtenbeschreibungen des Verfassers, z. B. im Seekriege zwischen Octavian und Sextus Pompejus, eigen ist, erzählt und dabei manches Falsche in historischer und topographischer Hinsicht berichtiget. Die ganze Biographie aber bestätigt die Bemerkung des Verfassers, daß die Natur dem Crassus nicht den Stempel der Größe aufgedrückt hatte, daß er nur auf fremden Flügeln sich zu erheben vermochte und daß auch dann sein Blick nur nach Gold gespäht habe. Da nun Sachen und Menschen für ihn nur ein Gegenstand der Berechnung waren, so gingen auch die Menschen kalt an ihm vorüber, und da sie

in ihm nicht die geistige Stärke fanden, welche in Zeiten der Reibungen und Umwälzungen Anhänger verschafft, so wurden sie auch durch nichts für ihn begeistert.

Einen weit mildern, sanftern und durch wissenschaftliche Bildung veredelten Charakter führt uns Hr. Drumann in Licinius Lucullus vor. Auch hier sind es vorzugsweise die kriegerischen Thaten, welche geschildert werden, die Feldzüge gegen Mithridates und Tigranes, in welchen Lucullus sich einen bedeutenden Feldherrnruhm erwarb, durch Menschenfreundlichkeit die Besiegten zu gewinnen und die Provinzialen in Asien durch Gerechtigkeit an das Interesse Roms zu fesseln bedacht war. Um den verdienten Lohn seiner Anstrengungen brachten ihn die Intriguen der Hauptstadt, welche unter seinem Heere Meuterei stifteten und ihn nach einem achtjährigen Feldherrnleben als unfähig zu diesem Amte darstellten. Für Pompejus, seinen Nachfolger, blieb nur wenig zu thun übrig, denn die besten Truppen und Flotten des Mithridates waren vernichtet und der römische Soldat hatte die Überzeugung gewonnen, daß er auch jenseit des Halys und Euphrat über Massen von Barbaren siegen könnte. Aber der Schein war gegen Lucullus, die Kriegszucht war (ohne seine Schuld) verschwunden, das Heer aufgelöst und durch die Niederlage des Triarius bei Zela hatte die Sache des Mithridates einigen Aufschwung erhalten und der König einen Theil seiner verlorenen Länder wiedergewonnen. Lucullus kehrte als ein Opfer der Meuterei und der Ränke, denen ein Stärkerer freilich nicht erlegen sein würde, nach Rom zurück und mußte hier drei Jahre in der Stadt verweilen, ehe er den so wohl verdienten Triumph feiern konnte, der ihm auf Pompejus' Anstiften (denn ihn kränkte es, daß Lucullus siegreich einziehen sollte) unter allerhand nichtigen Vorwänden vorenthalten wurde. Von der Zeit an lebte er mehr dem Vergnügen als den Geschäften. Aber Hr. Drumann erweiset, daß er keineswegs in gänzliche Unthätigkeit versunken sei (S. 163), und zeigt in Beziehung auf die Lucullische, zum Sprüchwort gewordene Schlemmerei, daß Lucullus, der allerdings in den letzten Jahren seines Lebens sich in würdigerer Weise den Wissenschaften hätte zuwenden können, in dieser Zeit nur genießen wollte, um sich für frühere Entbehrungen, für vielfache Demüthigungen zu entschädigen und im Taumel der Freude die Ohnmacht seiner Partei, der senatorischen, zu vergessen.

Die Biographie des Octavius erhält, wie wir bereits bemerkten, ihr volles Licht durch die Vergleichung mit der des Antonius im ersten Theile des Drumann'schen Werkes. Hieran schließt sich eine genaue Vereinigung aller einzelnen Stellen, die auf Octavius' Privatleben Bezug haben. Von besonderer Wichtigkeit aber sind die Betrachtungen über seinen Charakter als Mensch (S. 292—298). Seine Seele erfüllte ein glühender Ehrgeiz, der ihm keine Rast gönnte und der keine Nebenbuhler duldete, bis er der Erste war; nicht einmal sein Verstand war stärker als seine Leidenschaft, er hielt ihr nur das Gleichgewicht. In seiner Brust bewachte und verbarg er die Flamme der Leidenschaft; er verstellte sich mit außerordentlicher Menschenkenntniß, Gewandtheit, Vorsicht und treffender Beurtheilung der Umstände, das Glück krönte den Erfolg unglaublicher Anstrengungen und setzte ihn in den Besitz einer Macht, für deren Erwerbung er Unzählige als Opfer hatte fallen lassen und seine Feinde ohne Schonung aus dem Wege räumte. Nach dem Tode des Antonius wurde er mild und man ist daher wol zu dem Schlusse berechtigt, daß nur die Politik, die Rücksicht auf Antonius und auf die öffentliche Meinung ihn früher zu Grausamkeiten bestimmte, nicht daß sich als Kaiser seine Gesinnung verändert habe. Denn an Veranlassungen zur Strenge fehlte es ihm auch als Imperator nicht. Octavius zeigt sich durchaus als einen vollendeten Staatsmann, der sich von Cäsar's Privaterben zum Reichserben emporzuschwingen verstand und der gerade in der Art und Weise, wie er die großen Männer, die ihn im Krieg und Frieden umgaben, zu brauchen wußte, eine große und seltene Befähigung zum Herrscher beurkundet hat. „Jeder Zweifel", sagt unser Verf., „an der Selbständigkeit Octavian's muß schon bei seinen ersten Schritten verschwinden: gab er in Apollonia dem Agrippa Gehör, so war es um ihn geschehen; stets folgte er in wichtigen Dingen seiner eigenen Einsicht, und der Rath des Klügsten betraf nur die Vollziehung seiner Beschlüsse." Was über einzelne Eigenschaften seines Privatlebens, sein Verhältniß zum weiblichen Geschlechte, seine wissenschaftlichen Bestrebungen u. dgl. gesagt ist, müssen wir jetzt übergehen, sowie die, wie es uns scheint, mit besonderer Liebe ausgeführte Schilderung seiner Schwester Octavia, der „unter den Römerinnen jenes Jahrhunderts, welche die Geschichte erwähnt, unbedingt der erste Preis gebührt, denn man entdeckt in ihr einen Bund zwischen männlicher Stärke und weiblicher Zartheit, zwischen rein menschlichen Tugenden und der Größe des Römervolks" (S. 244). Auf neuere Beurtheilungen des Octavian hat Hr. Drumann nicht Rücksicht genommen; konnte derselbe nach seinem Plane auch nicht alle berücksichtigen, so durfte doch J. W. Loebell's treffliche Abhandlung über August's Principat im fünften Jahrgange des Raumer'schen „Historischen Taschenbuches" nicht unerwähnt bleiben. Die bekannten Worte, welche Octavian am Schlusse seines Lebens an seine Freunde richtete, hat Hr. Drumann passend erklärt (S. 293), um so mehr hätten wir gewünscht, daß auch dieselben von sprachlicher Seite die Bestätigung erhalten hätten, welche Fr. Jacobs in seinen „Vermischten Schriften" (S. 360—362) ihr mit seinem gewöhnlichen richtigen Takte gegeben hat.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

In unserer industriellen und handelsthätigen Zeit ist ein Werk wie das zu Paris in zwei Bänden erschienene „Dictionnaire du commerce et des marchandises", der Aufmerksamkeit des Publicums wohl zu empfehlen. Mac-Culloch's bekanntes „Dictionary of commerce" hat bei diesem Unternehmen als Ausgangspunkt gedient, obgleich alle Artikel des französischen Werkes auf eine durchaus unabhängige Weise gearbeitet und in der That auch viel klarer und meist auch eindringlicher gehalten sind. Die verschiedenen Zweige der Fabrikation, die Künste und Handwerke, die Erzeugnisse des Bodens oder der Manufacturen sind alle vom Standpunkte des Manufacturisten und des Handels von unterrichteten Geschäftsleuten, in der Chemie erfahrenen Gelehrten und ausgezeichneten Ingenieurs geschrieben worden. So haben die Herren Pelouze, Mitglied des Instituts, und Payen, der die Aussicht hat, es zu werden, eine große Anzahl Chemie betreffender Artikel geliefert. In demselben Fache arbeiten auch für dies Wörterbuch die Herren Chevalier und Dubrunfaut, welcher letztere bereits über den bei Manufacturen anzuwendenden Theil der Chemie geschrieben hat. Ein trefflicher Bronzenfabrikant, Hr. Denière, hat den Artikel über Bronzearbeiten besorgt. Legentil, Mitglied der Kammer, schrieb über die Kattune, Battiste u. s. w.; Bontemps, Vorsteher der Glashütte zu Choisy-le-Roi, über die Glasmacherkunst und über Töpferwaaren; Hr. Robet der Ältere über Indigo, Zucker, Tarif, Transit ꝛc. Einer von den obern Postbeamten, Hr. Dubost, lieferte in seinem Artikel über die Posten eine interessante Geschichte des Postwesens seit Ludwig XI. voll allerlei neuen Verwaltungsfacten. Über viele fremde Handelsstädte schrieben die französischen Consuln, welche dort residiren. Die Handelsgeographie ist überhaupt in diesem Werke vortrefflich bestellt. Die reichhaltigen Angaben, welche Mac-Culloch's Werk enthält, sind hier trefflich benutzt und geordnet und mit vielen neuen vermehrt. Besonders hervorzuheben sind die Artikel London, Liverpool, Nantes; über Rio Janeiro schrieb Horace Say, über Lyon Hr. Kaufmann, über Marseille L. Reybaud, über Neuyork und Neuorleans Parisot, über Havanna de la Sagra, der gelehrte Geschichtschreiber der Insel Cuba. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 10. — 10. Januar 1840.

Jugendleben und Wanderbilder. Nachlaß von Johanna Schopenhauer. Herausgegeben von ihrer Tochter. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 9.)

Neben solchen anziehenden Schilderungen, die von einer glücklichen Auffassung nationeller Eigenthümlichkeiten und einem leichten Eindringen in das Leben des Volkes zeugen, weiß die Verf. mit gleichem Geschick und Geschmack Bilder sowol von dem städtischen Leben in Danzig, als auch von dem Gebahren im Kreise der damaligen Familien zu entwerfen. Hier entstehen unter ihrer Hand die hübschesten Portraits von den mannichfachsten Persönlichkeiten, wie sie ihrem Jugendleben nahe traten. Daß sich Unwichtiges auch hier mit dem Bedeutendern kreuzt, ist natürlich, und ebenso wenig dürfen wir uns wundern, wenn das Erstere überwiegend erscheint. Aber man folgt der behaglich Schildernden gern in jene glücklich beschränkten Cirkel, man hört sie mit einem Gefühl des Wohlbehagens von dem treuen Diener ihres Vaters, dem ehrlichen Adam, erzählen, von dem pedantisch-koketten Buchhalter Moser, von ihrem Lehrer und liebevollen Leiter, dem Engländer Jameson, und manchen andern Personen, die pflegend, bildend, zuweilen wol auch hindernd, dem lebhaften Mädchen zur Seite standen. Den meisten Einfluß auf das erst spät erwachende Schriftstellertalent Johanna's hatte wol der schon erwähnte Jameson, der frühzeitig des Mädchens Anlagen zu wecken, alle Kräfte in ihm zu entwickeln suchte. Nicht weniger aber trug vielleicht zu dieser spätern Laufbahn Johanna's eigener Vater bei, durch die strenge, ja man möchte sagen, lieblose Weigerung, seiner Tochter früh sich bekundendes Talent für die Malerei einer kunstmäßigen Ausbildung anzuvertrauen. Was dem Mädchen durch gewaltsames Niederhalten dieses Talentes verloren ging, das suchte sich später, nur auf anderem Wege, Bahn zu brechen, und was der Pinsel so frühzeitig nicht darstellen durfte, dafür fand die Feder den geeigneten Ausdruck, wenn auch um dieselbe Zeit ihrer Lieblingsneigung Gelegenheit zur Ausbildung gegeben wurde. Die erste Veranlassung zum Zeichnen erhielt Johanna durch den damals berühmten Kupferstecher Chodowiecky, bei dessen Mutter Johanna den ersten französischen Unterricht empfing. Ihren spätern Eifer für Kunst und Literatur aber verdankte sie zumeist dem gastfreien Hause ihres zwar strengen, aber trefflichen Vaters. Dieser, in seiner Stellung als wohlhabender, vielgereister und kenntnißreicher Kaufmann, der zugleich ein achtunggebietendes Amt als Senator bekleidete, sah es gern, wenn ausgezeichnete Fremde sein Haus besuchten. Er selbst lud jeden namhaften Reisenden zu sich, unterhielt sich mit ihm und hatte nichts dagegen, wenn der Überraschte auch seiner in der Ferne gedenken wollte. War nun auch dazumal namentlich die Literatur weniger mobil als heutzutage und machte diese am wenigsten rasche „Weltfahrten", so kam doch von Zeit zu Zeit eine Notabilität nach Danzig, die dann von Johanna mit Ehrfurcht angestaunt wurde. Von einigen solchen Besuchen entwirft die Verf. ganz artige Bilder, von denen wir gern ein oder das andere hier einschöben, wenn uns ihre Länge nicht davon zurückhielt.

Statt dessen erlauben wir uns, da wir es ja mit der Selbstbiographie einer Dame zu thun haben, die gewiß bei ihren Schwestern zahlreiche Leser finden wird, zu deren besserer Empfehlung bei dem schönen Geschlecht einige Stellen zu excerpiren, die sich mit der Mode damaliger Zeit beschäftigen, diesem ewigen Proteus, der nicht müde wird, seine Gestalt tausendmal zu verwandeln, und heut ästhetisch schön, morgen fratzenhaft häßlich von einem Lande zum andern eilt. Daß die Verf. nicht in der Zeit eleganter Kleiderformen ihre Jugend verlebte, bedarf keiner Erwähnung, die Art und Weise aber, wie man das Gegebene ländlich sittlich auch noch zu verunstalten wußte, kann einigermaßen immer einen Beitrag zur Sittengeschichte abgeben. Ein Ballcostum aus den siebziger und achtziger Jahren hatte, laut Johanna's Beschreibung, folgendes Aussehen:

Ein ungeheurer, mit Drahtgestelle und Roßhaar unterbauter, mit großen Massen von Federn, Blumen, Bändern gekrönter Haarthurm setzte über meinem Haupte meiner Länge wenigstens eine Elle zu; die weißen, kaum mehr als zolldicken Stelzchen unter den mit goldgestickten Schleifen gezierten Ballschuhen suchten dagegen am andern Ende meiner kleinen Person dieses Misverhältniß auszugleichen; obschon sie die Höhe des Kopfputzes beiweitem nicht erreichen konnten, waren sie doch hoch genug, um mich fast nur mit den Fußspitzen den Boden berühren zu lassen. Ein aus dicht aneinander gefügten Fischbeinstäbchen zusammengesetzter Harnisch, fest und steif genug, um einer Flintenkugel zu widerstehen, trieb gewaltsam Arme und Schultern zurück, die Brust heraus und schnürte über den Hüften die Taille zur Wespenform ein. Das Vernünftigste an

diesem, jede freie Bewegung hemmenden Corset war ein ziemlich starker eiserner Bügel, der den Druck desselben von der Brust abhielt. Nun der Reifrock! und über diesem der mit Falbeln und allerhand unbeschreiblichen Kinkerlitzchen fast bis ans Kinn hinauf garnirte seidene Rock, und darüber noch das mit einer langen Schleppe versehene Kleid vom nämlichen Stoffe. Dieses ging vorn weit auseinander und war zu beiden Seiten ebenso garnirt wie der Rock; Hals und Brust wurden freier getragen, als man es jetzt schicklich finden würde, ein großer Strauß von künstlichen Blumen vollendete den Putz. Die Ärmel reichten bis an den Elbogen und waren bis zu den Schultern hinauf mit Blonden und Band reich garnirt. Doch war dies nur die Tracht junger Mädchen, unsere Mamas trugen prächtige Engageanten von Blonden oder köstlichen Spitzen, so hießen die kleinen, Schleppkleidern ähnlichen Manschetten, die man noch an Portraits jener Zeit bewundern kann.... Eine sonderbare Mode hatte bei unsern eleganten Damen allgemeinen Eingang gefunden, die so abgeschmackt war, daß ich die Möglichkeit ihrer Existenz bezweifeln würde, hätte das längliche platte, im Deckel mit einem Spiegel versehene Döschen von Perlmutter mir nicht oft zum Spielzeuge gedient, das alle Damen immer, und auch meine Mutter, zur Hand hatten, um daraus, im Fall eine Musche unberufen ihren Platz verließe, die dadurch entstehende Lücke gleich wieder ausfüllen zu können. Diese aus schwarzem, sogenannten englischen Pflaster geschlagenen, winzig kleinen volle und halbe Monde, Sternchen und Herzchen sollten, mit Auswahl und Geschmack im Gesicht angebracht, die Reize desselben erhöhen, den Ausdruck des Mienenspiels beleben. Eine Reihe kleinster, bis zu etwas größern steigender Monde, im äußern Augenwinkel, diente dazu, die Augen größer scheinen zu lassen und ihren Glanz zu erhöhen; ein paar Sternchen im Mundwinkel sollten dem Lächeln etwas bezaubernd Schalkhaftes geben, eine am rechten Orte auf der Wange angebrachte Musche auf ein Grübchen in derselben deuten. Es gab auch Muschen in etwas größerm Format, Sonnen, Täubchen, Liebesgötterchen sogar. Diese hießen vorzugsweise Assassins, vermuthlich wegen ihrer mörderischen Wirkung auf die Herzen.

Von den politischen Stürmen, die um jene Zeit zum ersten Male die Selbständigkeit Polens zu vernichten begannen, gibt die Verf. ebenfalls recht anschauliche Schilderungen, insofern Danzig, als freie Hansestadt, durch die Besitznahme der umliegenden Provinzen von Seiten Preußens mit darein verwickelt wurde und dadurch später seinen reichsstädtischen Glanz wie auch zum größten Theile seinen Wohlstand verlor. Bald darauf verheirathete sich Johanna an den Banquier Schopenhauer und ging sogleich mit ihm auf Reisen. Die kleinen Skizzen, welche die Verf. von diesem ihrem ersten Ausfluge in die Welt entwirft, sind, ohne auf Tiefe Anspruch machen zu wollen, interessant und ergötzlich, namentlich eine Reise durch Westfalen, das damals dieser Schilderung zufolge noch eine halbe Wüste gewesen sein muß. Mit dieser Reise schließt der erste Band, der zweite enthält größtentheils nur Auszüge aus Reisetagebüchern, welche die Tochter der plötzlich Verstorbenen ganz, wie sie vorlagen, zusammenstellte und in chronologischer Ordnung aufeinander folgen ließ. Die meisten dieser Bilder und Reiseskizzen sind unbedeutend und können nur für die Freunde der Verstorbenen als Reliquien Werth haben. Doch nehmen wir davon die höchst ergreifende Schilderung des Kriegsgetümmels in dem Jahre 1806 aus, das die Verf. kurz nach ihrer Ankunft in Weimar mit erlebte, wohin sie nach dem Tode ihres Gatten sich zurückgezogen hatte.

Hier nun begann für Johanna erst die productive Thätigkeit ihres gebildeten, reichen Geistes. Der Cirkel, den sie sehr bald um sich versammelte, sah die berühmtesten Persönlichkeiten als tägliche Gäste, und es ist sehr zu bedauern, daß wir grade über diese Epoche, wo Goethe noch in voller Kraft wirkte, so gar nichts Näheres erfahren. Johanna wäre vor vielen Andern befähigt gewesen, uns eine Menge jener kleinen charakteristischen Züge aus dem Leben der damaligen literarischen Berühmtheiten aufzubewahren, die so unerlaßlich sind zum vollkommenen Verständniß bedeutender Menschen. Sie besaß Liebe, Humanität, Pietät und hinlängliche Anmuth der Darstellung, um hier die glücklichste Wahl treffen zu können. Nie würde sie Geheimnisse entweiht, nie ehrfurchtgebietende Namen beschmuzt haben durch indiscrete Mittheilungen, wie dies von andern Seiten in den letztvergangenen Jahren so vielfach geschehen ist.

Ein innig freundschaftliches Verhältniß entspann sich bald zwischen Johanna und Fernow, wozu ihre Neigung zur Malerei die erste Veranlassung gab, und als nun Fernow starb, gaben wieder äußere Umstände den ersten Impuls zu einem schriftstellerischen Versuche, indem Johanna durch die Cotta'sche Buchhandlung veranlaßt wurde, das Leben Fernow's zu schreiben. Die rege Theilnahme und unbestrittene Anerkennung, welche dies mit aller Liebe und Unparteilichkeit eines kunstverständigen Frauengemüthes durchgeführte Werk bei den Zeitgenossen fand, ermunterte die Verf. auch zu andern Darstellungen, und so folgte denn außer der für ihre Zeit höchst unterrichtenden „Reise durch England und Schottland" jene Reihe von Romanen, die vor vielen andern ihres Gleichen den schätzenswerthen Vorzug haben, daß sie nicht blos auf müßige Unterhaltung abzwecken, sondern in gefälliger Form, in edler Sprache vornehmlich eine Enthüllung der geheimsten Falten des weiblichen Herzens versuchen.

Sonst geben uns über das literarische Leben Johanna's die vorliegenden „Wanderbilder" nur einzelne dürftige Andeutungen. Ein paar Briefe, einige kleine Skizzen, während einer Badesaison in Karlsbad entworfen, zwar aus verschiedenen Jahren, deuten nur an und lassen den innigen Verkehr der Verf. mit den bedeutendsten Persönlichkeiten mehr errathen, als daß sie bestimmte Hinweisungen darauf gäben.

Schließlich müssen wir noch der sehr glücklichen Beschreibung der vier Portraits von G. v. Kügelgen, Goethe, Wieland, Schiller und Herder gedenken, die hier aus einer frühern Schrift als Anhang wiederabgedruckt worden sind. 10.

Geschichte Roms in seinem Übergange von der monarchischen zur republikanischen Verfassung rc. Von W. Drumann. Vierter Theil.

(Beschluß aus Nr. 9.)

Es bleibt noch übrig von Pompejus zu sprechen, einem Manne, den die größere Lesewelt nur ein geringeres Interesse zuzuwenden pflegt. Und es ist auch nicht zu leugnen, daß dies Urtheil hier nicht ganz ungerecht sei. Pompejus' Name wird allerdings oft in den letzten Zeiten der römischen Republik ge-

[illegible], wo sich die senatorische Partei bald mit [illegible] brüstete, [illegible] ihn fallen ließ, ja die Geschichte Roms [illegible] und der Welt knüpft sich einige Jahre lang an seinen [illegible] und der Welt ihn sogar zu Epochen benutzt, aber [illegible] Namen, Plinius hat [illegible] Kind des Glücks, selbst mit [illegible] darum hat er, ein verzo-[illegible] dem Beinamen des Großen sich nicht die Ansprüche auf die [illegible] Berühmtheit bei der Nach-welt erwerben können, welche [illegible] selbst ein Catilina und Clodius sich erhalten haben. [illegible] gebührete in einem Werke, wie das Drumann'sche ist, [illegible] eine besonders ausführliche Erwähnung und Schilderung [illegible], der wir manche belehrende Episoden, vor allen die [illegible] cilicischen Kämpfe, die Raubzüge der cilicischen [illegible] und die Geschichte seines Sohnes Sextus Pompejus, [illegible]. In anmuthiger Weise wird gleich zu Anfang Ci-[illegible] und Pompejus' Verhältniß, die sich im Lager des Con-[illegible] Pompejus Strabo, im Feldzuge gegen die Italer, be-[illegible], also geschildert: „Sie hatten in ihren Anlagen, Be-[illegible] und Hoffnungen wenig gemein, nicht mehr als das [illegible] und das Schwert, der Friede und der Krieg, das Dun-[illegible] und der Glanz; schüchtern erhob der Sohn eines unbekann-[illegible] Mannes den Blick zu dem Sohne des Consuls und Ober-[illegible] mit dem bangen Zweifel, ob persönliches Verdienst [illegible] emportragen werde in die Reihe der Ersten, in welcher je-[illegible] geboren war, und dennoch trafen sie auf ihren Lebenswe-[illegible] stets zusammen; der Held bedurfte die Verwendung des [illegible], der Redner den Schutz des Helden, ihre Schicksale [illegible] so innig verbunden, daß der Eine den Andern nie von [illegible] stieß, ohne selbst zu sinken." Darauf setzt die gründlich [illegible] Geschichte seiner Schilderhebung für Sulla, die An-[illegible] des außerordentlichen Glückes, welches den Jüngling be-[illegible], als er sich hergab, in Sicilien, Afrika und Spanien [illegible] ein adolescentulus carnifex, wie sich Valerius Maximus [illegible], die Feinde des Sulla zu unterdrücken. Er erzwingt [illegible] den Triumph gegen Sulla's Willen, befehligt die Sulla-[illegible] gegen Lepidus und Brutus, und obgleich die siegende Par-[illegible] jetzt sich nach Ruhe sehnte, so weigert er sich sein Heer zu entlassen, indem er sich berufen glaubt, die Republik gegen Sertorius in Spanien zu vertheidigen. Sein Antheil an die-[illegible] Kriege wird genau erörtert und gezeigt, wie es ihm gelang, als großer Held und als Friedensbringer zu gelten, während doch gerade der Krieg mit Sertorius ganz geeignet war, ihn von einer Überschätzung seiner Kräfte zu heilen und ihn nicht darin zu bestärken. Pompejus strebte schon damals, wie in seinem ganzen Leben, nach eitler Ehre, er haschte nach dem Nächsten und Höchsten, ohne daß sich ein eigentlicher Plan in seinem Handeln zeigte, und war voll Verlangen nach dem Ver-botenen. Aber er nahm es nicht selbst, sondern er wirkte da-hin, oder wußte es zu erzwingen, daß man es ihm antrug; dann galt es für um so größer, man mußte ihm danken, daß er sich fügte, und der Schein war gerettet.

Nach einer Abwesenheit von sechs Jahren kam Pompejus nach Rom zurück, die Menge vergötterte ihn, er selbst aber, ein Sohn des Krieges und aus Sulla's Schule her-vorgegangen, war dem Leben in der Curie und auf dem [illegible]rum fremd geworden; denn seine Trophäen und Triumphe [illegible]ten nicht in das staatsbürgerliche Leben, darum fürchtete ihn [illegible] Partei der Optimaten, Einzelne beneideten ihn. Er selbst, [illegible] Ehre und Schmeichelei wollte, war dieser bei seinen Trup-[illegible]gewiß, die er auch aus diesem Grunde nicht entließ (die [illegible]rengung der Banden des Spartacus war nur ein Vor-[illegible]), und verdarb es dadurch mit der Aristokratie. Seine [illegible]rungen vor dem Volke gegen die Beschränkung der Tri-[illegible] und gegen die Rechtspflege des Senats, sein Benehmen [illegible] Census auf dem Forum erwerben ihm von neuem den [illegible] der Menge, er wird Consul, er triumphirt, das Ga-[illegible] Gesetz überträgt ihm den Seeräuberkrieg, das Manili-[illegible] die Führung des Krieges gegen den Mithridates. [illegible]führliche Beschreibung dieser Kämpfe, die Aufhellung [illegible]er historischer und geographischer Dunkelheiten und die angemessene Darstellung geben dem Drumann'schen Werke einen neuen Vorzug. Daß nach fast allen Zeugnissen der Alten die Macht des Mithridates gebrochen war, ehe Pompejus den Kriegsschauplatz betrat, weiset Hr. Drumann sehr gründlich nach (S. 451 fg.); viele schätzbare Einzelheiten zu erwähnen, gestattet uns der Raum nicht. Dasselbe gilt auch von der Be-schreibung des Triumphes, den Pompejus über den Mithridates und die Seeräuber feierte, und die vielen Kostbarkeiten, die da-bei ausgelegt wurden und von unserm Verf. sorgfältig ver-zeichnet worden sind.

Die Geschichte des Pompejus in den folgenden zehn Jah-ren bis zum Ausbruche des Bürgerkriegs führt den Leser in das Getreibe der Parteien, welche Rom damals zerrütteten. Die Hauptsachen, die Schließung des Triumvirats, die Händel zwischen Clodius und Cicero, die Verbannung und Rück-kehr des Letztern, die planmäßigen Schritte Cäsar's und die Verblendung der römischen Aristokratie und des Pompejus, sind selbst den nur oberflächlichen Kennern der römischen Ge-schichte bekannt, in Hrn. Drumann's Buche finden sie nun die geschickte Entwickelung aller der Fäden, durch welche die Parteien miteinander zusammenhingen, in weiser Benutzung aller hieher gehörigen Stellen. Dadurch ist die Combina-tion sehr erleichtert worden und Niemand braucht zu fürch-ten, daß er hier bloße Hypothesen finden werde. Wir nen-nen blos die Verhandlungen über den ägyptischen König Ptolemäus Auletes und die richtige Auffassung der Händel zwi-schen Milo und Clodius. Pompejus' Benehmen in dieser Zeit erscheint ganz so, wie es Hr. Drumann in der mit vieler Prä-cision geschriebenen Charakteristik (S. 543—551) aus vielen einzelnen Zügen zusammengefaßt hat. Selbstsucht, Eitelkeit, Kälte und Verstellung sind vorherrschende Eigenschaften. Er verlangte Liebe und Bewunderung, man sollte ihn als einen Retter und Wohlthäter verehren. Dennoch beugte er Recht und Gesetz, auch die eigenen Gesetze. Er beförderte Meutereien, führte Bewaffnete nach Rom, verhinderte und erzwang die Wahlen, untergrub das Ansehen des Senats und der Magi-strate und ermuthigte seine Anhänger zu ähnlichen Versuchen. Weder der Einzelne noch die Parteien konnten auf ihn rechnen, wenn ihre Interessen nicht mehr die seinigen waren, er nannte Hochverrath die Handlungen Anderer, die er sich selbst erlaubt hatte, und doch fehlte es ihm an Klugheit und Gewandtheit, um sich in solchen Widersprüchen, zu denen ihn namentlich seine Eitelkeit veranlaßte, zu behaupten und mit consequenter Durch-führung seinen Willen fortwährend über das Gesetz zu stellen oder sich zum Oberherrn zu machen. Denn das Schwierige schreckte ihn zurück, nur das für den Augenblick Blendende und das Außerordentliche hatte Reiz für ihn, und da ihm so Alles vom Glück zugeworfen war, so dünkte er sich der Allgewaltige zu sein. Die Menge staunte ihn an, weil sich so viel Unge-wöhnliches in ihm vereinigte; aber die Güte, mit welcher er Andern entgegenkam, gewann ihm die Herzen nicht, weil sie immer Herablassung war. Die Nobilität stieß er durch Kälte und Verschlossenheit zurück, seine Gleichgültigkeit ver-wandelte sich in Bitterkeit und Hohn, wenn man ihm durch Bitterkeit beschwerlich wurde; seine lakonischen Antworten ver-wundeten um so mehr, da man wußte, daß er ohne Leiden-schaft war. Die Verstellung, sagt Hr. Drumann, war tief in seiner Eigenthümlichkeit, in dem Mangel an Kraft, das Höchste zu erstreben, welches er gleichwol begehrte, in dem Bewußtsein, daß er das Unrecht wollte, und in der Scheu auch vor dem leisesten Tadel, weil er für seinen Ruf fürchtete und sich nicht zu vertheidigen wußte. So maßte er sich auch im Felde oft fremdes Verdienst an und erlag endlich der Scheu, sich eine Blöße zu geben, in der letzten Schlacht seines Lebens.

Pompejus' Privatleben, sein Vermögen, seine Mäßigkeit und Enthaltsamkeit in sinnlichen Genüssen, seine wissenschaft-liche Bildung werden am Schlusse seiner Biographie geschildert. Seine Vorzüge und Mängel als Feldherr sind theils in der Erzählung seiner Kriege, theils in der zuletzt bezeichneten Stelle angeführt worden: er zeigte sich als ein vollkommener Sol-

hat in jeder Eigenschaft und Fertigkeit, deren der Krieger bedarf, er besaß Scharfblick und den raschen sichern Entschluß, aber ihm fehlte die Thatkraft, die sich nach allen Seiten mittheilt und die Unterfeldherren zur Mitwirkung heranzieht. Das Glück hatte ihn in hohem Grade verwöhnt und daher war, als er einen von Andern noch nicht gebneten Weg zum Triumphe betreten mußte, sein geistiges Vermögen nicht gestärkt und gewogen.

Nachdem wir im Allgemeinen die Vorzüge der Biographien, welche dieser Theil enthält, dargelegt haben, bleibt uns kein Raum für so viele vortreffliche Einzelnheiten übrig, deren Aufzählung freilich auch nicht in den Bereich dieser Blätter gehören kann. Wir beschränken uns also nur auf die Anzeige, daß sowol im Texte als in den Anmerkungen sich eine große Anzahl genealogischer und chronologischer Aufhellungen befinden, sowie Verbesserungen vieler Stellen aus Appian, Plutarch, Drosius, Frontinus und andern Taktikern, und daß die speciellen Verhältnisse mancher durch Cicero's Schriften wohl bekannten Personen, wie der Tribunen Milo und Sextius und des Dichters Archias, sehr ausführliche Berücksichtigung erhalten haben. Und hierbei dürfen wir auch nicht verschweigen, daß unsere frühere Bemerkung, als habe Hr. Drumann manche wichtige Schriften neuerer Philologen nicht benutzt oder angeführt, jetzt nicht mehr in diesem Umfange gilt; denn wir finden nicht allein Weichert's gelehrte Untersuchungen häufig genannt, sondern auch Rein's römisches Privatrecht und ähnliche Bücher. Bei der Schilderung der cilicischen Seeräuber konnte noch auf Manso's Geschichte derselben in seinen „Vermischten Aufsätzen" (Breslau 1821) verwiesen und bei der Geschichte des Pompejus zweier Schriften von Stinner gedacht werden: „Ciceronis de Cn. Pompejo Magno iudicia" (Breslau 1830), und: „Aequales de Cn. Pompejo Magno scriptores in disceptationem vocati. Pars I. Cicero" (Breslau 1837). Endlich hat Hr. Drumann, wie in den frühern Theilen so auch jetzt, sich angelegen sein lassen, einzelne unsichere Überlieferungen und märchenhafte Erzählungen als solche durch bestimmte Gründe zu bezeichnen, wie die Annahme, daß Cäsar der eigentliche Vater des Brutus gewesen sei (S. 16) und daß Crassus wegen seiner Reichthümer den Beinamen Dives erhalten habe, wogegen auf S. 110 gezeigt ist, daß schon seine Ahnen denselben geführt hatten. 11.

Deutsche Volksfeste im 19. Jahrhundert. Geschichte ihrer Entstehung und Beschreibung ihrer Feier. Herausgegeben von F. A. Reimann. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. 1839. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Niemand hat ein größeres Recht, über die deutschen Volksfeste zu schreiben, und eine größere Pflicht dazu als Hr. Reimann, denn er ist der thätige Mitarbeiter an dem verdienstvollen „Nekrolog der Deutschen", hat also mit dem todten Deutschlande bisher so viel zu thun gehabt, daß er zum Gegengewichte seiner Arbeit nun auch Deutschland von seiner lebenden, ja seiner lebendigsten Seite, der seiner Volksfeste, geschildert hat. Er hat seit Jahren an diesem Buche gesammelt und wirklich eine Menge Materialien zusammengebracht. Gesteht aber der Verf. ein, daß ein Volksfest nur aus Gemeinsinn, dieser nur aus Öffentlichkeit und gesetzmäßiger Freiheit hervorgehen kann; muß man ferner eingestehen, daß die Zahl und der Geist der wahren Volksfeste — nicht der treibhausartig gepflegten oder allerhöchst landesherrlich anbefohlenen — immer mehr schwindet: so läßt sich daraus eben kein sehr erfreulicher Schluß machen, stellt sich aber das Unternehmen doppelt verdienstlich heraus, das noch Vorhandene als einen Beitrag zur deutschen Sittengeschichte historisch zusammenzufassen und so vielleicht wieder zu neuem Eifer für die Volksfeste zu begeistern. Möge es gelingen, aber die Sache hat ihre großen Schwierigkeiten, und die größte, die höhern Stände zu etwas mehr als bloßem, gleichsam mitleidigem Besuche, zur wirklichen Theilnahme zu bringen. Das erfodert aber bedeutende Geldkosten, und an diesen ist mehr als ein solches Fest gescheitert. Unwillkürlich fällt uns dann das Schicksal eines hochfürstlichen Empfangs in den Versen ein: Ihr thatet Alles, was ihr schuldig wart! und sind noch Alles schuldig, was wir thaten!

Als Volksfeste hat der Verf. 1) solche aufgenommen, die eine geschichtliche Basis haben und von ganz Deutschland oder wenigstens einigen oder Einem Staate gefeiert werden; 2) von mehren oder Einer deutschen Stadt oder Dorfschaft; 3) kirchliche Feste, welche durch Hinzutreten mehrer Nebenumstände Volksfeste werden; 4) Gildenfeste; 5) Kinderfeste. Wo sich über die Entstehung nicht echt Historisches ermitteln ließ, und der Verf. hat sich die Sache nicht leicht gemacht, ist wenigstens eine Beschreibung des Festes gegeben. Volksfeste sind wie Sprüchwörter einer Nation, sie wollen erklärt sein. Feste, über welche nur wenige Materialien zu Gebote standen, sind in einem Anhange als Reminiscenzen behandelt worden; Feste, über welche nachher eine öffentliche Misbilligung und Ahndung erfolgte, wie Wartburgs- und Hambacherfeste, ganz weggelassen worden, sowie die Feierlichkeiten, welche zur Verherrlichung und zum Jubilargedächtniß eines ausgezeichneten Mannes, z. B. Gutenberg, Dürer, hier und da angestellt wurden. Ob Musikfeste zu den Volksfesten zu zählen sein möchten, finden wir nirgend beantwortet. Da auch das Frankleichnamsfest mit aufgenommen ist, so hätte der neuen Anordnung desselben in München, wenn diese nicht während des Druckes des Buches erfolgte, gedacht werden können. Da der Verf. jedenfalls fortsammelt, so machen wir ihn auch auf den tauchaer Jahrmarkt, der eine Art Volksfest für die Leipziger ist, und auf die großen nürnberger und bamberger Volksfeste aufmerksam. Bei diesen wie bei dem münchener war es auf Vergnügen für alle Classen der Gesellschaft abgesehen, waren Theater im Freien, Ritterstechen, Pferderennen, Productenausstellungen und treu copirte historische Costume, nebst Festwagen der benachbarten Dorfgemeinden und dergleichen. Sehr unterhaltend sind die Darstellungen des kölner Carneval, des strahlauer Fischzuges, des wiener Brigittenaufestes, nicht ohne Scharfsinn die Untersuchungen, welche der Verf. über die historische Grundlage des naumburger Hussitenfestes angestellt hat.

Wir haben uns aller Auszüge aus diesem zeitgemäßen und allgemeine Anerkennung verdienenden Werke enthalten, versichern aber den Leser, daß er es nicht ohne Befriedigung aus der Hand legen werde, und wünschen nur, daß recht viele Beiträge eine Erweiterung desselben in einer zweiten Auflage möglich machen mögen. 15.

Literarische Notiz.

Mollevaut, der französische Voß, hat abermals seine Übersetzungskunst gezeigt in seinen „Cent épigrammes de Martial, toutes traduites vers pour vers". Der Übersetzer bemüht sich wie Voß den Text Zeile für Zeile, möglichst auch Wort für Wort wiederzugeben, was um so verdienstlicher ist, da die französische Sprache bei der Wiedergabe fremder Werke mehr darauf eingerichtet ist, zu paraphrasiren als zu übersetzen. Er thut dies aber nicht aus bloßer Künstelei, sondern aus Princip und Überzeugung und von einem tiefern Grunde geleitet. Er sagt in der Vorrede: „Macht statt zwei Reimen drei oder vier, und das Epigramm wird dem süßen Weine gleichen, dem man einen oder zwei Theile Wasser beigemischt hat, in dem Krystallglase eines feinen Weinkenners." Besonders ist dem Übersetzer gelungen, die vielen derben Zweideutigkeiten des Originals geschickt zu umgehen, ohne den zu Grunde liegenden Gedanken unkenntlich zu machen. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 11. — 11. Januar 1840.

Die Taschenbücher für 1840.

Vierter und letzter Artikel.*)

12. Orpheus, musikalisches Taschenbuch, herausgegeben von August Schmidt.

„Orpheus" und „Iris", beide östreichische Fabrikate, sind unter den Taschenbüchern am pomphaftesten ausgestattet; „Orpheus" zumal zeichnet sich durch einen in Blau und Gold prunkenden, mit einem Basrelief verzierten Einbande, einen buntfarbigen Titel, herrliches Papier, schönen Druck, viele Musikbeilagen, gediegenen Goldschnitt, selbst durch ein zierliches Vorlegeschlößchen, oder wie man sonst das Ding nennen soll, vor seinen Mitbrüdern aus. Das Titelkupfer stellt Louis Spohr dar. Die Beiträge, selbst die novellistischen, haben alle etwas Musikalisches zur Grundlage, und die lyrischen sind schon als lyrische musikalischer Natur. Eingeleitet wird der Text durch eine kurze biographische Skizze: „Louis Spohr", worin dessen Verdienste als Componist und Virtuos gewürdigt werden. Unter den novellistischen Mittheilungen ist die von Leopold Schefer die merkwürdigste. Sie trägt den Titel: „Händel's Zorn und Flucht." Aufs einfachste zurückgeführt ist der Inhalt einzig der, daß Händel's „Messias" in London nicht gefallen hat, daß der Meister darüber in einen großmächtigen Zorn geräth und nach dem katholisch gläubigern Dublin geht, wo sein „Messias" außerordentlich gefällt. Die Novelle ist, wie man sieht, sehr einfach, und dabei doch ins Weite gehend und in Formlosigkeiten zerfließend, aber überreich an tiefsinnigen Gedanken über Musik und Musiker, die Händeln selbst, dem Doctor Papusch und dem alten Schweizer Heidegger, durch seine Häßlichkeit und unverwüstliche Jovialität bekannt, in den Mund gelegt sind. Händel's Zorn hat etwas Majestätisches. Leider liegt auch hier, wie immer bei Schefer, Alles unter- und durcheinander wie die kolossalen Elemente einer Urwelt, die noch keine Gliederung, keine Gestalt gewonnen haben. Dingelstedt schildert in seiner Novelle „Fluch und Segen in der Kunst", die Lebensschicksale und Gemüthsstürme einer ersten Sängerin; A. Schmidt tummelt sich in einer etwas wunderlichen, doch in ihren Grundgedanken viele Wahrheiten enthaltenden Phantasie: „Die Zaubergeige"; wie Joseph Haydn ein Meister der Composition und wie Tartini auf der Geige Meister ward, schildern uns E. Straube in seiner Novelle „Herr und Diener", die nicht ohne Interesse ist, und Auguste Wenrich in ihrer Novelle „Giuseppe Tartini"; endlich werden Gluck's Lebens- und Künstlerläufe in einer ziemlich umfassenden Darstellung erzählt, mit gerechter Würdigung der erhabenen und reformatorischen Stellung, welche Gluck in der Musik einnimmt, aber in einem allzu geschnörkelten und oft bombastischen Vortrage. Außerdem vieles Lyrische von Vogl, Frankl, O. L. B. Wolff, Franck, Seidl, worunter manches Ansprechende. Die Liedercompositionen sind von Konradin Kreutzer, Lindpaintner, H. Marschner, Mendelssohn-Bartholdi, Adolf Müller, L. Spohr und Wolfram.

13. Immergrün.

„Immergrün" zeichnet sich diesmal wie immer durch die Trefflichkeit seiner Bilderbeilagen aus. Die Stiche sind von Krapp, Poratzky, S. Langer, J. Eißner, Kovatsch, Armann und Rosmäßler nach interessanten Originalgemälden von Himessen, Ostade, Dow, Rembrandt, Screta, Pordenone, J. Both, welche sich in der k. k. Gemäldegalerie in Belvedere zu Wien befinden. Die Stiche sind zum Theil sehr gelungen. Der Text dieses Taschenbuchs geht den Weg des Textes aller wiener Taschenbücher, indem er meist mittelmäßige Novellen und unter vielen Gedichten einige gute enthält. „Vanina", Novelle von dem verstorbenen Blumenhagen, behandelt denselben Stoff, welchen Wachsmann in seinem Taschenbuche „Lilien" unter dem Titel „Sampiero di Ornano" bearbeitet hat, Wachsmann jedoch mit ungleich größerm Geschicke und sorgfältigerer Ausarbeitung. „Das böse Auge", geschichtliche Novelle von Franz Dingelstedt, behandelt den tragischen Ausgang Bertho's II., Abts von Fulda, welcher in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts an heiliger Stätte grauenvoll ermordet wurde. Der Verf. schöpfte, wie er selbst angibt, aus J. F. Schannat's „Historia Fuldensis" (Frankfurt 1729). Die Novelle ist mit ausdauernder fast zu convulsivischer Kraft vorgetragen. J. G. Seidl stellt in einer Novelle: „Die Verschlossenen", das Unglück dar, welches über zwei Eheleute kommt, die gegeneinander zu verschwiegen sind; Seidl ist als Lyriker anerkennenswerth, als Novellist weder

*) Vgl. den ersten bis dritten Artikel in Nr. 269, 270, 313, 314 u. 347 d. Bl. D. Red.

gut noch schlecht, ein entbehrlicher Prosaist. L. Storch schildert in seiner Novelle „Das Dichterloos" nicht ohne Wahrheit das Misgeschick einer jener aufgeregten Personen der Gegenwart, welche sich poetisches Talent anraisonniren, in aufgedunsener Eitelkeit nach literarischem Rufe und nebenbei nach einer glänzenden Stellung in der bürgerlichen Gemeinschaft streben, und zuletzt, enttäuscht, sich selbst verlieren und elend zu Grunde gehen. Die lyrische Partie des Taschenbuchs enthält Gedichte von Dingelstedt, Fitzinger, Saphir, Levitschnigg u. A. Seidl und Vogl fehlen natürlich auch hier nicht; sie sind in der wiener Taschenbuchsliteratur die Unvermeidlichen.

14. Gedenkemein.

Die Kupfer sind meist unter, die Novellen wenig über der Mittelmäßigkeit. Karoline Leonhardt-Lyser theilt ein gemüthliches Genrebild unter dem Titel „Arm und reich" mit und nimmt Gelegenheit, die Umgegend von Zittau, ihrer Vaterstadt, so viel wir wissen, den Touristen anzupreisen; sie behauptet sogar, daß sich mit der Ruine auf dem Oybin nichts, nicht einmal die heidelberger Schloßruine vergleichen lasse; Tarnowski's Novelle „Wirbirgo" ist reich an den Fechterstreichen und Finten der ordinairen Novellistik; Vogl's Novelle „Die beiden Venetianer" steht mit der genannten auf ziemlich gleicher Höhe novellistischer Elementarbildung; des Ritters v. Tschabuschnigg Badenovelle spielt in die seltsamen Contraste der modernen Gesellschaft, wo Gefühl und Herzlosigkeit, Natur und Unnatur einander schroff gegenüberstehen, nicht unglücklich hinüber; die aus dem Englischen des Leitch Ritchie übersetzte Novelle „Der Goldgräber" beweist, daß auch in England wie in Deutschland Novellen geschrieben werden können, welche die bloße Mittelmäßigkeit für oder gegen sich haben. Unter den Lyrikern prangen abermals Seidl und Vogl; G. Pfizer lieferte ein kümmerliches Gedicht: „Der falsche Zeuge", und Storch in seinen lyrischen Beiträgen beweist, daß man wol ein guter Novellist sein kann, ohne eigentlich Poet zu sein.

15. Aurora.

„Aurora", jetzt von Seidl, dem Unentfliehbaren, dem novellistischen Allüberall redigirt, tritt im Vergleich zu den frühern Jahrgängen um Vieles anständiger auf; doch sind die Kupferbeilagen immer noch ärmlich, die Figuren entweder verzeichnet, oder zu steif oder zu sentimental, und nur die Ansicht des Schlosses Aggstein in Niederöstreich, dessen historische Momente von S. 281 — 287 skizzirt werden, macht davon eine rühmliche Ausnahme. Unter den Novellen ist eigentlich keine weder durch Lob noch durch Tadel auszuzeichnen. Die Novelle „Der Fingerzeig" von Julie v. Großmann hat, wenn man will, etwas Originelles; eine polnische Edeldame wird ihres Söhnleins beraubt, und beißt, während des Acts der Beraubung, demselben in Verzweiflung und Zärtlichkeit die Spitze des kleinen Fingers ab; an diesem Makel wird später der Geraubte erkannt. Bacherer's Novelle: „Sommerliebe" verarbeitet sehr verbrauchte Elemente. Ein Künstler wird von einer jungen Gräfin geliebt; diese heirathet aber später einen Lord; der Künstler hat nun nichts weiter zu thun, als was die novellistischen Personen in solchen verzweifelten Fällen fast immer zu thun haben — er stirbt. Als die Gräfin zur Trauung fährt, kommt ihr ein Leichenzug entgegen — man begleitet soeben den Künstler zu Grabe. Gräfin Amalie und ein alter treuer Hund sterben ihm nach — drei gebrochene Herzen auf einmal! Selbst die gute Hundeseele konnte ihrem novellistischen Schicksale nicht entgehen. Die Novelle von A. Silas: „Der Schulmeister zu Gutenstein", ist etwas lesbar; die Erzählungen von A. Schmidt und F. W. Irsa: „Die Stufenleiter zum Verbrechen" und „Rosalia", wollen wenig bedeuten. J. G. Seidl's Scherzspiel „Die Müllerin von Mainz oder das Lobgedicht" dürfte als Füllstück den Bühnen zu empfehlen sein; es ist fließend versificirt und dialogisirt, erinnert aber, wie eine Copie an sein Original, an die versificirten Lustspiele Th. Körner's. Die lyrischen Beiträge sind von Waldow, Fitzinger, Hammer-Purgstall (ein Gedicht an Seidl), Castelli, Meta Communis, Weßsely, Perger und natürlich auch von Seidl und Vogl. Letztere Beide sind als Lyriker außerordentlich fleißig; es ist aber nicht der Fleiß, welcher den Lyriker macht.

16. Fortuna.

Ebenfalls ein wiener Taschenbuch, welches unter F. X. Told's Auspicien erscheint, und merkwürdigerweise ohne lyrische Beiträge. Die Kupfer bringen Frauengestalten zur Anschauung, die jedoch nicht zu den reizendsten gehören. Die Novellen, mit denen die ästhetische Kritik nichts zu schaffen hat, sind von Seidl, vom Ritter v. Gallenstein und von dem Herausgeber, der in seinen Beiträgen ein gutes Herz verräth und einige Moral in novellistischen Beweisführungen verarbeitet. In der Novelle „Schön Suschen von Pforzheim" schildert Told die bösen Folgen, welche der Ehebruch nach sich ziehen kann, und in der Novelle „Wohlthun trägt Zinsen" weist er nach, welche Interessen dem Sohne aus des Vaters Mildthätigkeit gegen Arme erwachsen dürften, wenn sich eben das Schicksal diese Novelle überall zum Muster nehmen wollte. Daß sich Told in seinen Novellen kurz zu fassen weiß, kann man eben nicht sagen.

17. Cyanen.

Man erlaube uns von den Bildern dieses wiener Taschenbuchs zu schweigen. Was an ihnen mangelhaft ist, wird von den Vorzügen des Textes, wenn hier überhaupt von Vorzügen die Rede sein könnte, nicht ausgeglichen oder gar gut gemacht. Die Novelle von Ludmilla Rose: „Marion Bonfleur", beginnt nicht ganz übel, geht aber später den Weg alles novellistischen Fleisches; es ist darin der Lebenslauf eines Herzogs, unter der Regentschaft Philipp's von Orleans erzählt, welcher zu den Etourdis gehörte, ein wüstes Leben führte und seine Geliebte und Mehre nebenbei zu Grunde richtete. Dieser Herzog Namenlos bekehrt sich gegen den Schluß der Novelle, ohne daß der Leser mit ihm selig wird. „Vetter Kirchhof", ein Genrebild von J. P. Lyser, trägt die Absicht vor der Stirn, humoristisch sein zu wollen;

ein Mädchen spricht darin von der „Recension der reinen Vernunft", wo sie „Kritik der reinen Vernunft", und von einem „Principal im Negligée", wo sie „das negirende Princip" sagen will. Ein Freiherr v. Fahnenberg theilt „Episodenkränze aus dem Leben Don Juan's von Östreich" mit, worin auch Cervantes auftritt, und Hanusch verklärt Fra Diavolo's Lebensbahn schrecklichen Andenkens in einer schauderhaft stylisirten Skizze. Einfacher stylisirt, aber gar zu einfach in der Erfindung ist M. Enk's Erzählung „Haß und Liebe", worin nachgewiesen werden soll, ob die Macht des Hasses größer als die Macht der Liebe, oder die der Liebe größer als die des Hasses sei, jedoch nicht nachgewiesen wird. Das kleine Trauerspiel „Herodes und Marianne", von Chr. Kuffner, worin auch der ewige Jude auftritt, ist als Composition verfehlt, enthält aber einzelne Stellen, welche von dramatischem Talente zeugen. Lyrisches lieferten unter Andern natürlich auch Seidl und Vogl, die lyrischen Hoflieferanten der wiener Taschenbuchsliteratur.

18. Iduna.

Dieser Däumling unter den Taschenbüchern, „edeln Frauen und Mädchen gewidmet", bringt auch diesmal, wie immer, jämmerliche Bilder, zwei Novellen von Julie v. Großmann und A. Patuzzi, und eine kleine Zugabe von Gedichten, an denen abermals der Name Seidl prangt. Trotz der mangelhaften Eigenschaften, woran „Iduna" so überflüssig reich ist, hat sie doch bereits den zwanzigsten Jahrgang erlebt. Unsere edeln Frauen und Jungfrauen scheinen anspruchslos genug zu sein, sie sich zu kaufen, oder da die Frauen überhaupt keine Bücher kaufen, sich schenken zu lassen.

19. Camellien.

Ein neuer ebenfalls östreichischer Almanach, vom Grafen Schirnding und C. A. E. Hennig herausgegeben. Der Prospect tritt etwas pomphaft auf und ist in einem ebenso bombastischen als verschnörkelten echt östreichischen Style abgefaßt. Dieser Almanach ist bestimmt, Organ und Mittelpunkt der poetischen Kräfte Böhmens zu werden, als ob es überhaupt möglich wäre, daß sich in einem Almanach, der immer nur Bruchstücke, Papierstreifen, einzelne Klänge statt eines vollkommenen harmonischen Satzes bringt, das poetische Blut eines ganzen Königreiches concentriren könne. Indeß das sind eben nur Redensarten, und die Herausgeber fühlen zuletzt selbst, daß dieses Vorhaben ihre Kräfte übersteigt; doch werde der Almanach — so trösten sie sich — auch in gegenwärtiger Gestalt nicht unwerth sein, auf der Toilette der eleganten Welt einen Platz zu finden. Dieser Trost, diese Tendenz sind abermals echt östreichisch; die prager Literatur ist eben nur ein Wiederabdruck der wiener, wenn auch hier und da die Linien ein wenig ernster und strenger gezogen sind. Die Herausgeber gestehen sich übrigens mit Freuden, daß der Almanach schon vor seinem Erscheinen einen „besonderen Anklang" gefunden habe, weshalb sie es auch für ihre angenehme Pflicht halten, „besondere Opfer" zu bringen. Diese Opfer bestehen darin, daß sie für die beste der in dem Jahrgange 1840 enthaltenen Novellen, außer dem festgesetzten Honorar, eine außerordentliche Prämie zahlen wollen, die in jedem Jahre für jede beste Novelle um 10 Dukaten Gold erhöht werden soll. Die Herren Käufer, nicht die Kritiker des Almanachs sollen hierüber entscheiden, weshalb jedem Exemplare ein Stimmzettel beigegeben ist. So viel über die Tendenz des Almanachs. Der Jahrgang 1840 tritt in recht eleganter Ausstattung vor das Publicum; an Druck, Papier, Umschlag und Titelvignette läßt sich nichts aussetzen, aber die Kupfer, abermals Frauengestalten zur Anschauung bringend, sind, um es mit dem passendsten, wenn auch nicht höflichsten Worte zu bezeichnen, größtentheils erbärmlich. Die Beiträge rühren, der Tendenz des Almanachs gemäß, von böhmischen Literaten her. Unter den Novellen ist keine von tieferer Bedeutung; an Virtuosität der Darstellung möchte noch die Novelle von J. Seidlitz: „Das zweite Gesicht", die hervorstechendste sein, obwol auch sie gar zu sentimental weinerlich schließt. Die lyrische Partie ist auch hier, wie in allen östreichischen Taschenbüchern, am vorzüglichsten ausgestattet. Nicht Gedankenreichthum, aber ein echt lyrischer Zug, eine reine und edle Auffassung, Gefühl für Natur und süße Melodie des Verses zeichnen die Mehrzahl der hier mitgetheilten lyrischen Gaben aus.

(Der Beschluß folgt.)

Aus Italien.

Ein gelehrter Italiener, Johann Colleoni, hat einen Roman geschrieben, der von der „Biblioteca italiana" in einer sehr feierlichen Anzeige gelobt wird. Aber schon der Titel: „Il milite romano. Racconto italico" (Mailand 1837—39), dürfte nicht viele Leser von der Sorte anziehen, die über einem Romane den Ruf des Nachtwächters und die Eßglocke vergessen und zwanzig Lügen in einem Athemzuge hersagen, um nur mit ihren tugendhaften Helden ein Paar Minuten länger zusammenzusein. Fünf dicke Octavbände pflegen auch nichts recht Einladendes zu haben. Daher dürfte das Buch wol nur auf pensionirte Beamte, gesetzt gewordene Hagestolzen u. s. w. rechnen dürfen, die es nicht verschmähen, selbst eine Landkarte bei ihrer Unterhaltung aufzuschlagen. Der Verf. versetzt nämlich seine Leser in das J. 1250, führt sie vom Ätna nach Rom, von Rom nach Sermione, das will sagen nach Catull's „Venusta Sirmio" am Gardasee, von dort nach Venedig u. s. w. und flicht Ezzelino und den Alten vom Berge in diesen Rahmen. Mit großer Sorgfalt soll der Verf. die Einzelnheiten der Zeit dargestellt haben und an der Malerei der Gestalten Fleiß, Genauigkeit und Kenntniß bewähren. Zuletzt doch verlorene Mühe! Leute mit Professorengesichtern, die solches Verdienst zu würdigen verstehen, lassen lieber das langweiligste Buch, im J. 1250 geschrieben, auf ihren Schreibtischen blicken, als einen Roman vom J. 1839, und thun gewiß auch besser daran, aus der Quelle sich ihre Erquickung zu schöpfen, als aus zweiter und dritter Hand sie zu beziehen. Warum schrieb Hr. Colleoni, wenn er diese Zeit so anschaulich vor sich sieht, nicht lieber ein Geschichtsbuch, als seinen römischen Ritter, denn so wird man nach dem Context den Milite del Campidoglio übersetzen müssen. Die italienische Literatur ist nicht zu reich an Beiträgen zur Sittengeschichte des 13. Jahrhunderts und alles Lob der „Biblioteca italiana" würde dann verdient sein!

Während der Zeit der Krönung Kaiser Ferdinand's als König der Lombardei war auch von einer Umgestaltung der „Biblioteca italiana" die Rede, die mit der Società italiana

in nähern Zusammenhang kommen sollte. Diese Veränderung ist noch nicht eingetreten. Sie bewegt sich noch im rosenrothen Kleide, thut immer noch galant; nur kann man sie trotz dieser Anzeichen nicht mehr für jung halten, denn aller kecke Muth und das Herzblut scheint ihr zu fehlen, und in den Reden vermißt man doch auch den Gehalt und die Reife des Alters. Es ist ein Leben in dieser Zeitschrift wie in den Mollusken, das mehr durch Ausscheidungen als durch Bewegung sich bemerkbar macht. Nur von ausländischen Werken und ausländischen Literaturerscheinungen erfährt man regelmäßig durch diese Hefte, gelegentlich auch wol von italienischem Bestreben. Und doch ist es nicht lange her, daß italienische Gelehrte bei einem feierlichen Anlasse nicht allein die Priorität sehr vieler Entdeckungen, wie billig, sondern auch eine Art von Primat im wissenschaftlichen Treiben in Anspruch nahmen. Was Niebuhr in der Aufregung einer bittern Stunde über die heutigen römischen und italienischen Gelehrten seinen Freunden aus Rom nach Deutschland schrieb, trifft daher theilweise mitten in den faulen Fleck der literarischen Gewissen und wie einen Weheruf über einer verschlafenen Stadt läßt ein Hr. L. Picchioni im Julihefte der diesjährigen „Biblioteca italiana" einige Stellen aus den „Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr" in guter Übersetzung erschallen. Hr. Picchioni hat seine Proben klug, aber etwas boshaft gewählt. Die Anerkennung, die er ausspricht, sieht der Grimmasse nicht unähnlich, die der Bursche eines italienischen Zahnarztes machte, der zur Empfehlung der Geschicklichkeit seines Meisters den Mund, so weit es ging, aufthat, die leeren Stellen zu zeigen, die des Meisters Hand ihm gelassen.

Der Assistent für das Lehrfach der Naturgeschichte an der Universität zu Pavia Dr. F. de Filippi beschäftigte sich seit einer Reihe von Jahren mit Untersuchungen über die Blutegel. Das Ergebniß seiner frühern Forschungen hat er vor einigen Jahren in der „Biblioteca italiana" bekannt gemacht; indessen waren die Secundae curae auch hier die belehrendsten. Mit der rühmlichen Offenheit, die in der Wissenschaft ziemt, berichtigt er in einer „Lettera del Dottore *de Filippi* al dottore M. Rusconi sopra l'anatomia e lo sviluppo delle clepsine" (Pavia 1839, mit zwei Kupfertafeln), die Irrthümer und Ungenauigkeiten seiner frühern Mittheilung, vielleicht zu künftigen dadurch wieder Stoff sammelnd. Dr. de Filippi wählte zu seinen Versuchen besonders Clepsinen, eine Art von Blutegeln, deren Eigenthümlichkeiten Savigny zuerst genauer bestimmt hat (Clepsina complanata, früher Hirudo complanata). Die anatomischen Besonderheiten, die der Verf. an ihnen gefunden zu haben glaubt, beruhen nämlich auf Versuchen, die ihn leicht noch mehr Abweichungen konnten finden lassen, als er angibt. Um eine directe und freie Verbindung zwischen dem Gefäßsysteme dieser Mollusken und deren Verdauungskanale, die er voraussetzt, nachzuweisen, brachte er Quecksilber oder eine gefärbte Flüssigkeit in die arbor gastrica, drückte mit den Fingern nach der entgegengesetzten Seite und erhielt dadurch freilich Erscheinungen, die eher eine innere Zerstörung als seine Verbindung beweisen möchten. Unangefochtener werden daher des sehr eifrig beobachtenden Verf. Bemerkungen über die Erzeugung dieser Thiere bleiben, die zu den beachtenswerthesten Räthseln des Naturreichs gehören. Die Clepsinen weichen dadurch von den Blutegeln ab, daß sie einzeln sich aus sich selbst befruchten und daß jedes Individuum ausreicht, um eine neue Generation in bestimmten Zeitabschnitten hervorzubringen, wie Rathke dasselbe an einigen Isopoden, Krebsthieren und Crustaceen bemerkt hatte. 2.

Literarische Notizen.

Der Verfasser des „Trevelyan" wird ebenso wenig müde, Scenen aus dem englischen Leben zu verarbeiten, als das Publicum müde zu werden scheint, sie zu lesen. Den Erfolg, den „Trevelyan" in Frankreich gehabt hat, verdankt der Verf. weder seinem Talente, das nicht eben sehr hervorstechend ist, noch der Fruchtbarkeit seiner Einbildungskraft. Wahrscheinlicher ist es, daß die Leser, von der gewaltsamen modernen französischen Romanliteratur erschöpft, an wahrern und einfachern Schilderungen Behagen zu finden beginnen, an Darstellungen des reellen Lebens, wie sie es selbst kennen; denn die melodramatischen Erschütterungen, womit die Lacroix, Gozlan u. A. das Publicum schüttelten, waren doch gar zu stark und auf die Dauer nicht auszuhalten. Gegenwärtig hat der Verf. des „Trevelyan" einen Roman „Emma" herausgegeben, der nicht uninteressant ist, obgleich er ein wenig an jener Kälte und Breite der Detaillirung leidet, wodurch die englischen Romane etwas monoton zu werden pflegen. Fast immer dieselben Begebenheiten, dieselben Umstände, welche das Grundgewebe bilden; die Vorurtheile der Aristokratie, die gesellschaftlichen Foderungen, im Kampfe begriffen mit den natürlichen Gefühlen — das ist der Haupteinschlag des Gewebes. Die Richtigkeit der Beobachtungen, die Kenntniß des menschlichen Herzens und die Anmuth des Vortrags sind jedoch Eigenschaften, welche den Leser auch an die Lecture des Romans „Emma" fesseln werden.

Neue Erscheinungen der französischen Presse sind: „Des principes ou philosophie première", von L. D. Crousse; „Recueil d'opuscules et de fragments en vers patois", aus sehr selten gewordenen Werken ausgezogen; „Archives législatives et administratives de la ville de Reims, collection de pièces inédites pouvant servir à l'histoire des institutions dans l'intérieur de la cité", von P. Varin (1ster Band); „Du monopole des professions lucratives en France, ou du privilége et de la vénalité des offices et de leur suppression moyennant indemnité", von Morel Fatio; „De la colonisation du nord de l'Afrique, nécessité d'une association nationale pour l'exploitation agricole et industrielle de l'Algérie", von Aristide Guilbert; „Dialogues et questions de droit", von Coulon, Advocaten am königl. Gerichtshofe zu Dijon; „Je ne veux plus mourir", von Anna Cecilia, ein Roman voll Herzlichkeit und Gefühl. Da jetzt in Frankreich alle neue Werke von einigem Umfange in Lieferungen ausgegeben werden, so ist es zwar seltsam, aber weiter nicht auffallend, daß sogar Wörterbücher wie Henschel's „Dictionnaire français-allemand et allemand-français", welches von der pariser Universität adoptirt ist und wovon bereits 4500 Exemplare abgesetzt wurden, in einer neuen Ausgabe in Lieferungen erscheinen soll, jede Woche eine von zwei Bogen zu 8 Sous. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 12. —— 12. Januar 1840.

Die Taschenbücher für 1840.

Vierter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 11.)

20. Des Bettlers Gabe.

Ohne glanzvolles Exterieur, ohne Kupferbeilagen, in der That dürftig ausgestattet wie die Gabe eines Bettlers, mischt sich dieses Taschenbuch in die Reihen seiner fashionabeln Genossen, die Deutschlands edeln Frauen und Jungfrauen am Toilettentische so zart ihre Aufwartung machen; vielmehr ist der russische Pelz, worin der Inhalt dieses Taschenbuchs einherschlottert, wenig geeignet, ihm die Sympathien der weiblichen Leser zu erwecken. Dennoch hat es bereits den sechsten Jahrgang erlebt. Fortlaufend berichtet uns ein kenntnißreicher Augenzeuge, Wilhelm Müller, in diesem Taschenbuche über russische Landessitten, welche allerdings ein Ensemble bilden, das der Cultur der übrigen europäischen Welt ziemlich fremdartig gegenübersteht; denn was man auch immer behaupten mag, die Russen als Nation sind nur halbe Europäer, Rußland bildet einen Welttheil für sich, welcher zwischen dem Orient und Occident den Übergang bildet, ohne einem von beiden zu gehören. Dieses Fremdartige in der russischen Nationalität, welche mehr Vegetation als Cultur ist, weiß W. Müller anschaulich hervorzuheben. An Anmuth des Styls fehlt es ihm allerdings, vielmehr ist eine gewisse Rauhheit in Styl und Darstellung bei ihm vorwaltend; es hat sich durch seinen längern Aufenthalt in Rußland etwas Scythisches an ihm herausgebildet, von rauher Schale, aber gesundem Kerne. Ein in unsern Salons abgetummelter Literat würde auch allerdings die Figuren nicht so naturgetreu aus dem Groben herauszuarbeiten wissen wie W. Müller; er würde dagegen zwar auch Manches verdrehen und nach seinem delicaten Geschmacke zurichten, zugleich aber durch manche feine Reflexionen die zartern Motive des russischen Volkslebens deutlicher hervortreten lassen. W. Müller ist zu wenig Künstler und Denker, zu viel Naturalist und Gefühlsmensch, welcher der bloßen Vegetation verfallen ist; auch wühlt er mit zu großer Vorliebe in den Nacht- und Schattenseiten des menschlichen Geschlechts, sodaß die Lectüre seiner Schriften nie ein wahrhaftes Behagen bietet. Diesmal beschreibt er uns die merkwürdige Völkermasse von Nischnei-Nowgorod. Wir hätten gewünscht, der Darsteller hätte uns nur Wahrheit gegeben, die reine Wahrheit und nichts als die Wahrheit, aber er gibt selbst an, daß seine Darstellung ein Zwittergeschöpf von Phantasie und Wahrheit sei, was übrigens dem kundigen Leser bald von selbst einleuchten wird. Jedenfalls waren die frühern Jahrgänge dieses Taschenbuchs reicher an interessanten Gestaltungen.

21. Phantasiegemälde von Ludwig Storch.

Ludwig Storch ist ein sehr fleißiger Novellist, der mit seinem schönen Talente fast zu verschwenderisch umgeht. Er speculirt auf ein großes Publicum und scheut sich daher nicht, statt der kräftigen Bouillon, die er, vermöge seines Talents, geben könnte, breite Bettelsuppen zu geben. Eine solche Bettelsuppe, worin übrigens hier und da eine Fettblase von Talent schwimmt, ist auch die Novelle „Kynosura", welche den Inhalt dieses Taschenbuchs bildet. Schon der Titel „Kynosura" ist sehr willkürlich gewählt und die Novelle überhaupt ein so großer Wust und Wulst von unnatürlichen Begebenheiten und Charakteren, daß ihr Inhalt nicht wohl in der Kürze zu erzählen ist. Die erste Hälfte enthält noch manche gute Raisonnements, die zweite verliert sich ganz und gar in die Irr- und Abwege der demoralisirten Romantik, wie sie jetzt gäng und gäbe ist. Die Hauptperson darin ist ein seltsames Wesen, Namens Marianna, ein Ungeheuer von Weibe, die ein deutscher Jüngling, ein Sterngucker, von ihr verzaubert, unter dem Namen Kynosura zum Leitstern seines Schicksals erwählt, bis er spät, aber zum Glücke doch nicht zu spät, seinen Irrthum erkennt. Diese liebenswürdige Dame findet auch eine Wollust darin, einen jungen schönen Neger, den sie ehemals geliebt, täglich mit einer fünfschwänzigen, durch Nägel und Nadeln verstärkten Peitsche zu geißeln u. s. w. Es ist seltsam, was unsere Novellisten den Nerven ihrer zarten Leserinnen Alles zumuthen! So viel ist gewiß, daß keine Dichtungsform ein so großes Maß Sünde auf sich geladen hat wie die Novelle und der Roman, und selbst geistreiche und gemüthliche Leute muthen ihr mehr Greuel, Wollust und Sünde zu, als ein gewöhnlicher Mensch vertragen kann.

22. Taschenbuch der Liebe und Freundschaft gewidmet.

Kaum ist Schütze, welcher dieses Taschenbuch seit 1811 redigirt, aus dem Reiche der Lebendigen geschieden, so ist auch bereits ein neuer Redacteur zur Hand; der fleißige und gewandte Novellist Ludwig Storch hat die Erb-

schaft übernommen. Ramberg mit seinen Miniaturbildern fehlt wesentlich diesem Taschenbuche; Sonderland in Düsseldorf ist als Ersatzmann für ihn eingetreten, und es ist wahr, daß es Sonderland ebenso wenig als Ramberg an Manier fehlt. Doch sind die Sonderland'schen Erfindungen nicht ohne Verdienst und Laune, obgleich uns selbst hier manches bekannte düsseldorfische Motiv, besonders in den Frauengesichtern, unangenehm auffällt. Die Gruppirung ist in der Regel lobenswerth. Mit Ausnahme des Titelblattes stellen die Bilder die vier Temperamente dar, und L. Storch hat dazu die versificirten Erläuterungen geschrieben. Unter den novellistischen Beiträgen zeichnet sich L. Storch's gemüthliche und rührende Erzählung „Der Knabe mit der Bibel" vortheilhaft aus, und es ist kaum zu begreifen, wie ein Novellist, der hier ein so gesundes Leben offenbart, sich solchen seltsamen Ausschweifungen hingeben kann, wie Storch in seiner kurz vorher besprochenen Novelle „Kynosura" gethan hat. Die beiden andern novellistischen Beiträge sind von Bernd v. Guseck und dem verstorbenen Herausgeber des Taschenbuchs, St. Schütze, die Gedichte von J. G. Seidl, C. v. Wachsmann, Hammer-Purgstall, St. Schütze und L. Storch, der jedoch mehr reimt als dichtet.

23. Almanach deutscher Volksmärchen. Von H. Kletke.

Nichts beweist für die Poesie, welche dem deutschen Volke inwohnt, mehr, als seine Märchendichtungen, die sich aus seinen gesündesten, wenn auch kindlichsten Zeiten herschreiben; in ihnen begegnen wir allen jenen Eigenschaften, welche uns als Volk auszeichnen, einem gemüthlichen Humor, selbst einem leidlichen Witz, einer gutmüthigen Phantasie, einer edeln Treuherzigkeit und Naivetät, einem großen Reichthume von Gefühlen und poetischen Anschauungen und einer sichern Grundlage von Sittlichkeit und praktischen Gedanken. Auch die Märchen gehören gewissermaßen in die Tendenzliteratur, die natürlich der jetzigen als entschiedenster Gegensatz gegenübersteht, man wollte darin moralische Lectionen ertheilen und Nutzanwendungen für ein gescheites und tüchtiges Leben aufstellen. Dies geschah nun im dichterischen Gewande; das Volk selbst war der Dichter, und das Volk ist überhaupt der größte Dichter, welcher je gelebt hat. Indeß hat es gegenwärtig seine poetische Spannkraft verloren; der Märchenglaube und mit ihm die Märchendichtung sind aus dem Volke verschwunden; letztere dagegen ist, wie die Dichtung überhaupt, in die Hände gebildeter Literaten übergegangen. Vorliegender Almanach von Volksmärchen liefert einen Beweis dafür. Die drei ersten Märchen verdankt der Herausgeber, wie er selbst in der Vorrede sagt, seinem Freunde Andreas Schumacher in Wien, der ihm dieselben in einem provinciellen Dialekte mittheilte, sodaß ihm kein weiteres Verdienst als das der Bearbeitung, die Übertragung ins Hochdeutsche daran zusteht. Ob Schumacher dabei Märchen, welche in einer süddeutschen Provinz erzählt werden, benutzt habe, wird nicht gesagt; jedenfalls ist das erste und vielleicht schönste Märchen: „Hansel fürcht' mich nicht", sehr frei behandelt und nicht ohne moderne Beimischungen, die indeß nicht stören, da sie mit so treuherziger Laune verarbeitet sind. Sonst ist außerordentlich viel Volksthümliches darin, und jene süddeutsche Schalkhaftigkeit, jene naive Persiflage, welche selbst in Raimund's rohen Compositionen eine anerkennenswerthe Lichtseite bilden. Der Schluß indeß ist durch eine echt wienerische, wenn auch ziemlich versteckte Zweideutigkeit gewürzt, welche den reinen Eindruck des Märchens stört. Die beiden Schumacher'schen Märchen: „Die Gänsehüterin" und „Hopfenhütel", stehen zwar dem ersten an drolliger Wirkung nach, sind aber reiner im Charakter des echten Volksmärchens gehalten und mit anziehender Naivetät vorgetragen; man spürt selbst aus dieser hochdeutschen Bearbeitung den schalkhaften süddeutschen Dialekt heraus. Die letzte Hälfte des Buches, die drei Märchen „Peter aus der Fremde", „Diebsfinger" und „Meister Daniel" enthaltend, ist in jeder Beziehung, laut der Vorrede, Eigenthum des Herausgebers. Diese letztgenannten Märchen haben nicht das Ursprüngliche der Schumacher'schen, doch sind sie nicht ohne Geschick und Darstellungstalent in Art und Weise des Volksmärchens hineingebildet und voller Erfindung. Jedenfalls ist in diesem „Märchenalmanach" eine größere Fülle von Poesie als in den meisten Taschenbüchern von gewöhnlichem Genre. Für Kinder eine gewiß empfehlenswerthe Lecture, haben sie auch Inhalt genug, um erwachsene Personen anzuziehen. Wir wünschen, daß es dem Verf. bei diesem Jahrgange wie bei den künftigen, die er uns verspricht, gelingen möge, „sich Diejenigen zu befreunden, die einen heitern Sinn, ein unbefangenes Gemüth in dem parteimachenden, befangenden Streite unserer Gegenwart bewahrt haben". Es sind dies Worte des Herausgebers selbst. Hosemann hat zu dem freundlichen Büchlein mehre recht charakteristische, selbst originelle Zeichnungen geliefert.

24. Herbstgabe.

Redactrice dieses anspruchslosen Taschenbuchs, welches seinen zweiten Jahrgang erlebt hat, ist Karoline Leonhardt-Lyser; von ihr sind auch die Novellen, von J. P. Lyser die Umrisse, von denen beim besten Willen nichts Gutes zu sagen ist. Die Novellen verrathen, was ihnen zum Verdienst gereicht, überall die weibliche Hand, sodaß Gemüth und Herz an ihnen immer wieder die Verwirrungen gut machen, welche Kopf und Verstand der Verf. in den dargestellten Verhältnissen angerichtet haben. Die Erzählungen führen die Titel: „Klotilde und Hanni", „Die Brüder" und „Rosa Taddei". Besonders in der letztern Novelle sind manche gute, selbst geistreiche Gedanken verarbeitet. Es wird darin der Lebenslauf einer deutschen Improvisatrice erzählt, welche an dem Widerstande der heimischen Gesellschaftsgrundsätze untergeht, und im Gegensatze dazu der glänzende Lebenslauf jener Rosa Taddei, welche durch ihre Improvisationen in Italien so großes Aufsehen erregte und Glück und Ehre vollauf genoß. Daß die Verf. bei der deutschen Improvisatrice an sich gedacht habe, läßt sich erwarten; aber Deutschland, das grübelnde, abwägende und combinirende, durch seinen treuen häuslichen Fleiß große und merkwürdige Deutschland wird nie eine Stätte der flüchtigen Improvisation, der Dichtungen aus dem Stegreife sein können.

25. Memorabilien der Zeit. Denkblätter der Liebe und Freundschaft.

Eine Sammlung von Sentenzen in Versen und Prosa aus einer großen Menge neuerer und älterer deutscher Schriftsteller und Poeten. Wir sind damit bereits überreich gesegnet. Für funfzig hier mitgetheilte Sentenzen könnten tausend andere gefunden werden, welche des Mittheilens ebenso oder in noch höherm Grade würdig sind. Die Auswahl erscheint durchaus als willkürlich. Wie die Schriftsteller und Sentenzen dem Zusammensteller zufällig unter die Hände gelaufen sind, so zufällig benutzt er die erstern und theilt er die letztern mit; an wirkliche Anordnung, an eine Einheit des Plans ist gar nicht zu denken.

26. Äsop.

Herausgeber dieses Taschenbuches „des Witzes, des Scherzes und der Unterhaltung" ist ein gewisser Schönherr, der, wie es in der Vorrede heißt — denn auch eine Vorrede wird uns nicht erspart —, mit seinem Buche erheiternd auf den Schwermüthigen, belehrend auf den Geist und bildend auf das Herz wirken will. Es gibt in Deutschland viele Leute von untergeordneter Bildung und verwahrlostem Geschmack, welche sich ein Notizenbuch anlegen und darin allerlei Kram sammeln, auf den sie bei ihrer schlechtgewählten Lecture stoßen: fade humoristische Gedichte, Anekdoten, Epigramme, Räthsel, spaßhafte Ankündigungen in Zeitungen u. s. f. Mögen sie sich solche Sammlungen anlegen, aber es unterlassen, sie in Druck zu geben, wie Schönherr hier gethan hat. Vieles scheint aus seiner eigenen jämmerlichen Feder herzurühren.

27. Angelina.

Ein neues schlesisches Taschenbuch, welches mit einem Stahlstich versehen ist und vier Novellen und Erzählungen von J. Krebs, L. Tarnowski und F. Schreiber enthält. Die anmuthigste Erzählung: „Die Bäuerin und die gnädige Frau", ist von François Robert und dem Französischen entlehnt. Die Originalerzählungen des Taschenbuchs sind zu bescheiden erzählt oder erfunden, um auf eine kritische Besprechung Anwartschaft zu haben.

28. Weihnachtsblüten.

Ein Almanach für die Jugend, welcher mit dem J. 1840 seinen dritten Jahrgang erlebt und von Gustav Plieninger herausgegeben wird. Der Almanach dürfte seinem Zwecke entsprechend sein. Die Stahlstiche sind nicht gerade ausgezeichnet, aber für einen Jugendalmanach fast noch zu gut, zu wenig bunt, ihre Bedeutung dem kindlichen Gemüthe zu wenig in die Augen springend. Der Text besteht aus frommen Gedichten und moralischen Erzählungen; hierunter „Ellen Cleveland, oder die junge Samariterin", Erzählung von Miß Johanna Strickland, und „Die Belagerung von Magdeburg", Erzählung von G. Nieritz. Nieritz hat für die Gemüthlichkeit, womit Erzählungen für die Jugend angefaßt sein wollen, einen glücklichen Takt; selbst auf den Styl verwendet er einen anerkennenswerthen Fleiß. Der Herausgeber läßt in seiner sonst nicht unglücklichen Erzählung: „Die Schlacht von Torgau", in der sandigen und bergiosen Neumark Bäche von Fels zu Fels stürzen und Felsen über die Schluchten hängen. Ref., als Eingeborener der Neumark, dankt für dies seiner vaterländischen Provinz gemachte Compliment, muß es aber in ihrem Namen der Wahrheit zu Liebe ablehnen.

29. Rheinisches Odeon. Herausgegeben von J. Hub und A. Schnezler.

Wir haben bereits in unserm zweiten Artikel einen frühern Jahrgang des „Rheinischen Odeon" den Taschenbüchern für 1840 eingeordnet; hier wollen wir noch den jüngsten Jahrgang dieses rheinischen Musenalmanachs, den Jahrgang 1840, in aller Kürze besprechen und unsern Artikel schließen. Das „Rheinische Odeon für 1840" steht dem frühern Jahrgange an Namhaftigkeit der Autoren, an Werth und Mannichfaltigkeit der Beiträge beiweitem nach. Freiligrath ist von der Redaction abgetreten, auch finden wir von ihm keine Beiträge, ebenso wenig die Namen Arndt, Bechstein, Grabbe, Reinick Rückert, Simrock, Stieglitz, Wolff u. s. w. Dagegen sind an namhaften Leuten hinzugetreten: J. Kerner, J. Mosen und Hoffmann von Fallersleben; ferner der bekannte K. G. Prätzel, der sich nur noch selten vernehmen läßt. Dagegen enthält der Jahrgang 1840 von sehr vielen unbedeutenden Dichtern sehr viel Unbedeutendes, und 419 Seiten voll lyrischer Gedichte, worunter verhältnißmäßig wenig gute, wollen gelesen sein! Ein wackeres deutsches Gemüth, ein ernster, gediegener Sinn und Liebe zur alten treuherzigen Sitte der Vorfahren wie zur Natur zeichnen indeß diese Gedichte aus und ertheilen ihnen einen Grundzug, den wir, wo wir ihn auch finden, mit freudigem Herzen anerkennen. Recht hübsche lyrische Klänge findet man von J. Kerner, Hoffmann von Fallersleben, Juliane Glaser, L. Wihl u. A., und von J. Mosen, Buchner und Schnezler politisch-satirische Gedichte, deren Aufnahme beweist, daß die rheinische Westscheide der preußischen Censur nicht illiberal zu nennen ist und manchen haarscharfen Gedanken auszusprechen und zu veröffentlichen erlaubt, den man an andern Censurstätten nicht so nachsichtig behandeln würde. Besonders gehört hierher das Gedicht „Halsgerichts-Ordnung", von Schnezler. 16.

Mahmud II. Padischah der Osmanen; sein Leben, seine Regierung und seine Reformen, nebst Blicken auf die nächste Gegenwart und die Zukunft des türkischen Reichs. Von Ernst Münch. Mit einem Portrait Mahmud's. Stuttgart, Krabbe. 1839. Gr. 8. 1 Thlr.

Daß die, durch den Tod Mahmud's noch schwieriger gewordene und näher gerückte Krisis im osmanischen Reiche, namentlich in dem Europas, nicht nur die Thätigkeit der Diplomatie beschäftige, sondern auch die allgemeine Aufmerksamkeit errege und verdiene, ist unzweifelhaft; und ebenso wahr mag es sein, daß die sogenannte orientalische Frage ohne gehörige Übersicht des Vergangenen und besonders der Schicksale und Strebnisse, sowie des Charakters und der Individualität Mahmud's nicht klar genug ins Auge gefaßt und beurtheilt werden könne. Es war daher allerdings auch eine zeitgemäße und dankbare Auffoderung dritter Personen an den Verf. der vorliegenden Schrift, das reiche Leben Mahmud's in einigen größern Umrissen zusammenzustellen, und man kann es ebenfalls nur passend finden, daß der Verf., der sich mit der

Geschichte des osmanischen Reichs, namentlich mit einzelnen Theilen derselben aus der neuesten Zeit, schon früher beschäftigt hatte, jener Auffoderung Genüge leistete. Ob dabei der ihm für die Ausführung vorgezeichnete enge Raum und der Wunsch, mit der Schrift bald vor das Publicum zu treten, der Ausführung selbst nicht nachtheilig geworden sein sollte, ohne daß es übrigens gerade nöthig gewesen wäre, sie äußerlich ausführlicher zu liefern, und ob die gedachten Umrisse nicht eher als flüchtige zu charakterisiren seien, bleibe hier dahingestellt. Über manche Partien im Leben Mahmud's, z. B. über sein Reformsystem und seine Reformen selbst, dürfte übrigens noch zur Zeit ein bestimmtes Urtheil nicht begründet sein, obschon man seinem Wollen im Allgemeinen Gerechtigkeit mag widerfahren lassen, ohne jedoch dadurch zuzugestehen, daß es nach Mittel und Zweck immer das rechte Wollen gewesen sei. In ähnlichem Sinne mag man denn nun auch einräumen, daß die vorliegende Schrift wol geeignet sei, über die letzten 30 Jahre der osmanischen Geschichte aufzuklären, und daß sie insofern auch die Grundlage für Beurtheilung und Würdigung der für das osmanische Reich, vornehmlich das in Europa, unvermeidlichen Katastrophe gewähren könne, obwol man im Einzelnen mit der Art der Ausführung nicht durchgängig einverstanden sein kann, da namentlich einzelne Theile ungleich bearbeitet sind. Der Verf. hat das Ganze in sechs Capitel getheilt und in denselben das Leben Mahmud's und seine Regierung zuerst bis zum Ausbruche der griechischen Revolution, dann von diesem bis zur Schlacht bei Navarin, hiernächst bis zum Frieden von Adrianopel, ferner in den innern und äußern Verhältnissen seit diesem Frieden bis zum Vertrage von Hunkiar-Skelessi, endlich bis zum Wiederausbruche des Kampfes mit Mohammed Ali und Mahmud's Tode betrachtet, während er noch in einem sechsten ihn selbst und seine Familie charakterisirt, die Schlacht bei Nisibi und ihre Folgen schildert und sodann das Ganze mit Schlußbetrachtungen schließt. Diese letztern sind jedenfalls über allen Calcul, und nicht einmal die Analogie ähnlicher Verwickelungen, wie nach dem Ausbruche der griechischen Revolution 1821, nach der Schlacht bei Navarin 1827, ferner in dem Jahre 1831 fg., kann hier ausreichen. Dagegen reicht Das, was aus dem eigentlichen historischen Theile des Lebens und der Regierung Mahmud's über ihn sich ergibt und was in der, freilich sehr ungenügenden Charakteristik desselben gesagt wird, jedenfalls aus, um sich gegen das ihm hier gegebene Prädicat groß zu erklären, man müßte sich denn wegen seiner, bei einem Türken immerhin außerordentlichen Vorurtheilsfreiheit, welche ihn unbezweifelt als eine hervorragende Persönlichkeit erscheinen läßt, dazu für berechtigt halten. Die griechische Revolution vom J. 1821—27 ist auf alle Fälle zu ausführlich behandelt, und ebenso wie, nach des Verf. Erklärung S. 132, eine ausführliche Schilderung des russisch-türkischen Kampfes von 1828 und 1829 außerhalb des Planes desselben lag, der „mehr der innern und der politischen Geschichte Mahmud's und seiner Regierung gewidmet ist", daher er sich denn auch mit einem kurzen Überblicke der wichtigsten Begebenheiten und Ergebnisse jenes Kampfes begnügte, mußte er sich auch in Ansehung der Darstellung der griechischen Revolution mehr beschränken. Dabei ist es ihm begegnet, daß, nachdem er diese Darstellung im zweiten Capitel nur bis ins Jahr 1827 fortgeführt, dann auf einmal im vierten Capitel nur gelegentlich der Angelegenheiten Griechenlands, der Anerkennung des neuen Staats und des Königs (welcher selbst doch erst 1832 erwählt ward), und im fünften Capitel, ebenfalls nur gelegentlich, der Regelung der Verhältnisse der Pforte mit Griechenland 1834 Erwähnung geschieht. Der Präsidentschaft des Grafen Kapodistrias und der spätern Verhandlungen in Betreff der eigentlichen Constituirung des Königreichs Griechenland und der Ernennung des Königs Otto wird nicht gedacht. Nun! — disjecti membra poetae! und — urceus exit! Übrigens müssen auch manche störende Druckfehler in den Eigennamen auf Rechnung der Schnelligkeit, womit der Verf. vor das Publicum zu treten wünschte, gesetzt werden. 17.

Bibliographie.

Genealogisch-historisch-statistischer Almanach. 17ter Jahrg., für das Jahr 1840. 16. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. 2 Thlr.

Auerbach, B., Dichter und Kaufmann. Ein Lebensgemälde. 2 Bände. 8. Stuttgart, Krabbe. 3 Thlr.

Babel. Herausgegeben von dem Literaten-Verein in Paris. Deutsch von O. L. B. Wolff. I. Serie. 1ster Band. 8. Leipzig, Weber. 1 Thlr.

Bechstein, L., Die Volkssagen, Mährchen und Legenden des Kaiserstaates Oesterreich. 1ster Band. (1stes Heft). 8. Leipzig, Polet. Subscr.-Pr. 4 Gr.

Bernhard, C., Lebensbilder aus Dänemark in Novellen und Erzählungen. 3ter Band. — Auch u. d. T.: Der Eilwagen. Und Ein Sprichwort. 8. Leipzig, Weber. 1 Thlr.

Altdeutsche Blätter von *M. Haupt* und *H. Hoffmann*. 2ten Bds. 3tes Heft. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 1839. 16 Gr.

Burns', R., Gedichte deutsch von W. Gerhard. Mit des Dichters Leben und erläuternden Bemerkungen. Gr. 12. Leipzig, Barth. 1 Thlr. 12 Gr.

Constantin, L. A., Bibliothekonomie oder Lehre von der Anordnung, Bewahrung und Verwaltung der Bibliotheken. Aus dem Französischen. Gr. 8. Leipzig, Weber. 1 Thlr. 8 Gr.

Damitz, K. von, Meine Feierstunden. Eine Sammlung von Gedichten, Räthseln, Charaden. Gr. 12. Köln, Renard. 1839. 16 Gr.

Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von A. H. L. Heeren und F. A. Ukert. (15te Lief. 1ste Abth.) Geschichte von Dänemark, von F. C. Dahlmann. 1ster Band. — Auch u. d. T.: Geschichte von Dänemark. Von F. C. Dahlmann. 1ster Band. Gr. 8. Hamburg, Fr. Perthes. Subscr.-Pr. für 2 Abth. 3 Thlr. 20 Gr.

Homberg, Tinette, Biographien berühmter Griechen, in genauer Verbindung mit der gleichzeitigen Geschichte Griechenlands dargestellt. Nebst ausführlichen Nachrichten über Erziehung, häusliches Leben, Stellung der Frauen, Sitten, Poesie, Kunst u. s. w. bei den Griechen. In 2 Bänden. 1ster Band: Ionier. Breit gr. 8. Coesfeld, Funke. 1 Thlr. 16 Gr.

Rheinisches Jahrbuch für Kunst und Poesie. Herausgegeben von F. Freiligrath, C. Matzerath und K. Simrock. 1ster Jahrg. Gr. 12. Köln a. Rh., Du-Mont Schauberg. 1 Thlr. 20 Gr.

Die öffentliche Meinung und der Pastor Stephan. Ein Fragment. Gr. 8. Dresden und Leipzig, Arnold. 12 Gr.

Menzel, W., Europa im Jahr 1840. Gr. 12. Stuttgart, Sonnewald. 1839. 1 Thlr.

Reinhold, W., Beurmann und die Pommern. Eine Noth- und Gegenwehr des mit frecher Bosheit verhöhnten Pommerlandes. Mit einem Glossar von Ed. Hellm. Freyberg. 8. Pasewalk, Freyberg. 1839. 8 Gr.

— —, Über die Anwendung der Musik in den Comödien der Alten. Ein Versuch. Zugleich als Beilage zu seiner Ausgabe des Terenz. 8. Pasewalk, Freiberg. 1839. 6 Gr.

Schubert, G. H. von, Reise in das Morgenland in den Jahren 1836 und 1837. 3ter und letzter Band. Mit 1 Karte und dem Grundrisse von Jerusalem. Gr. 8. Erlangen, Palm und Enke. 1839. 2 Thlr. 20 Gr.

Storch, L., Die Feuerschlange. Der Prophet Thüringens. 8. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1 Thlr. 6 Gr.

Venturini's, K., neue historische Schriften. 3ter Band enthält: Der nach constitutionellen Principien regierten Staaten zweiten und dritten Ranges neueste Geschichte. Ein Beitrag zur Chronik des neunzehnten Jahrhunderts. Gr. 8. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 2 Thlr. 12 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 13. —— 13. Januar 1840.

Albrecht Thaer. Sein Leben und Wirken als Arzt und Landwirth. Aus Thaer's Werken und literarischem Nachlasse dargestellt von Wilhelm Körte. Mit einem Bildnisse Thaer's. Leipzig, Brockhaus. 1839. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Die ausführliche Lebensbeschreibung eines Mannes, der sich so vielfache Verdienste erworben wie Thaer, dem die Erhebung des vor ihm aufgespeicherten landwirthschaftlichen Wissens zur wahren Wissenschaft vornehmlich zu verdanken ist, und der den Grund zur fernern Fortbildung dieser Wissenschaft hauptsächlich mit gelegt hat, schien schon seit längerer Zeit ein wahres Bedürfniß, da die nähern Lebensumstände dieses Mannes mit ihren vielfachen Phasen und interessanten Verschlingungen bis jetzt im Ganzen nur wenig, kaum den ihm Zunächststehenden genau bekannt waren und es doch seinen zahlreichen Verehrern und ihn hochachtenden, ja liebenden Schülern erwünscht sein mußte, sie kennen zu lernen. Doppelt wichtig und begehrt von letztern dürfte eine solche Biographie jetzt noch geworden sein, wo die Wissenschaft der Landwirthschaft sich auf erfreuliche Weise immer neue Bahnen bricht und sich stets mehrende Freunde erwirbt, wo man aber zu gleicher Zeit, dem Weltlauf fröhnend, die ausgezeichneten Leistungen des seltenen Mannes fort und fort mehr der Vergessenheit übergibt, ja, wo man sogar von mehren Seiten her die großen Verdienste desselben herabzuwürdigen und das von ihm gestiftete Gute zu verkleinern trachtet, obgleich man nicht im Stande ist, ihm nur von fern zu ähneln oder etwas Gleiches zu Stande zu bringen. Diese Erscheinungen müssen natürlich Denen, die den großen Einfluß, welchen Thaer auf die Vervollkommnung der Landwirthschaft ausgeübt, gehörig einsehen und würdigen, vielleicht sogar das Glück hatten, ihn persönlich in seiner Liebenswürdigkeit und nach dem Höhern strebenden Wirksamkeit kennen zu lernen, Denen ferner, welchen die heutigen Tages häufig vorkommende Anmaßung der jüngern Welt, Das, was ihre Vorfahren thaten, mit Geringschätzung zu betrachten, wenngleich sie nur darauf fortbaut und gleichsam davon noch zehrt, ein Greuel ist, im höchsten Grade unangenehm, ja empörend sein. Ref. bekennt gern, daß er zu diesen mit gehört, und daß er daher nicht geringe Freude empfand, als er die Ankündigung des angezeigten Werkes las. Endlich, rief er aus, ist ein Buch erschienen, nach dem du längst schon aufgesehen! und er griff um so begieriger darnach, als dessen Verf., der an dergleichen Arbeiten schon mehrmals mit Glück sich versucht, als der Bruder von Thaer's Schwiegersohn, dem Professor Körte auf Lüdersdorf, und demnach der Familie nahe stehend, bessere Gelegenheit als ein Anderer gehabt haben mußte, mit den nähern Lebensumständen des Verstorbenen genau bekannt zu werden. Die Erwartung, mit der er dasselbe zur Hand nahm, ward auch in der Hauptsache wohl erfüllt: er fand ein gut und unterhaltend geschriebenes Buch, das die Theilnahme des Lesers zu fesseln vermag und empfohlen zu werden verdient, auch von dem Charakter und den Lebensereignissen des Verewigten ein treues Abbild gibt; ganz zufrieden gestellt ist er jedoch nicht davon geworden. Indem wir nun nachstehend eine kurze Übersicht der Einrichtung und des Inhalts des angezeigten Buches nebst einigen darin mitgetheilten interessanten Thatsachen den Lesern d. Bl. vorlegen und einige Bemerkungen daran knüpfen, möchte dieses eben ausgesprochene allgemeine Urtheil über das Ganze am sichersten seine Bestätigung erhalten.

Aus der die Vorrede vertretenden Zueignung, die der Verf. an seine Schwägerin, die Frau Professor Körte, die Tochter Thaer's, gerichtet hat, erfahren wir, daß diese hauptsächlich die Veranlassung zu vorliegender Lebensdeschreibung gegeben und den Verf., als er, der Landwirthschaft unkundig, der von ihr an ihn ergangenen Auffoderung nachzukommen sich geweigert, mit den Worten dazu ermuntert hat:

> Lies des Vaters Werke, und sie werden dir die Bahn hell genug machen, welche du zu beschreiten hast. Deine Liebe für den Meister und sein großartiges Streben wird dich mit einem geistigen Anschauen seines Lebens und Wirkens trefflicher dazu ausstatten, als dich die Praktik des Landbaues selbst dazu befähigen möchte.

Hierin dürfte indessen die geehrte Frau, der wir übrigens recht herzlich dafür danken wollen, daß sie uns eine zuverlässige Lebensbeschreibung ihres Vaters verschafft hat, doch nur zum Theil Recht gehabt haben; denn wenn auch nicht zu leugnen ist, daß das edle Streben des Verewigten, die Wissenschaft des Landbaues zu heben, sein Scharfsinn, sein durchdringender Verstand (Geisteseigenschaften, die er im höchsten Grade besaß), seine Rechtlichkeit, sein Ringen nach Wahrheit und seine rastlosen

Bemühungen, allen Landbautreibenden, Großen wie Kleinen, Hohen wie Niedern nützlich und förderlich zu sein, klar und deutlich aus seinen Schriften zu erkennen sind und Hr. Körte die Beweise dafür sorgsam daraus hervorgesucht hat, so zeigt sich dabei doch merklich, daß ihm eine tiefere Kenntniß der Landwirthschaft abgeht, daß er erst durch das Lesen jener Schriften sich einigermaßen damit bekannt gemacht, aber doch nicht Alles richtig gefaßt und mit andern darauf Bezug habenden Schriften, ältern und neuern, überhaupt mit dem gesammten landwirthschaftlichen Wissen zu wenig vertraut, Manches zu einseitig daraus wiedergegeben, auch wol nicht ganz richtig zusammengestellt und gedeutet hat. Das Buch hätte jedenfalls gewonnen, wenn sein Verf. nicht blos ein Gelehrter, sondern zugleich auch Landwirth, und von dem schönen Feuer durchdrungen gewesen wäre, das auf den mit Sinn für die schaffende Natur und Völkerglück Begabten aus dem Betriebe des landwirthschaftlichen Gewerbes sich ergießt. Dem gerügten Umstande ist es auch wol zuzuschreiben, daß der Verf. sich veranlaßt gesehen hat, dem Texte mehre Noten zum Verständniß einiger gebrauchter wissenschaftlich landwirthschaftlicher Ausdrücke beizugeben, die gleichsam wie Selbststudien dastehen und nach des Ref. Ansicht nicht in ein Buch gehören, das doch hauptsächlich nur für mit der Landwirthschaft Vertraute und Befreundete geschrieben sein kann. Diesen muß es auffallend sein, erläutert zu sehen, was man unter extensiver und intensiver Wirthschaft, unter Stapel, unter Wechselwirthschaft, unter Brache, Dresch u. s. w. zu verstehen habe; um so mehr muß es ihnen auffallen, da sie, mit allen diesen Dingen längst bekannt, doch Manches an den gegebenen Erklärungen auszusetzen haben dürften. In einem zum Unterricht geschriebenen Werke wären dieselben an ihrem Orte gewesen, in einer Biographie aber nehmen sie sich seltsam aus, wenn sie nicht kritisch und vergleichend gegeben sind; liest eine solche Jemand, der dergleichen Ausdrücke nicht versteht, so mag er sich das Verständniß derselben zu verschaffen suchen; die Gelegenheit dazu ist leicht zu finden.

Nach der Zueignung folgt eine chronologische Übersicht sämmtlicher in dem Buche selbst angeführten Thatsachen. Diese ist um so dankenswerther, da dasselbe nicht in kleinere Capitel oder Zeitabschnitte abgetheilt ist und daher ohne eine solche das Nachschlagen oder nochmalige Aufsuchen von Einzelheiten sehr schwer sein würde. Die eigentliche Lebensbeschreibung zerfällt in zwei Haupttheile, von denen der erste mit der Überschrift: „Hanover", von S. 1—173 die Lebensumstände des Verewigten, so lange er Bürger der hanöverschen Staaten war, also von 1752—1804 schildert, und der zweite, mit der Überschrift: „Preußen", von S. 174—337 diejenigen darstellt, die sich nach seiner Übersiedelung in das Preußische bis an seinen Tod ereigneten. Der erste hat, so zweckmäßig es auch vielleicht der leichtern Übersicht wegen gewesen wäre, keine mit besondern Überschriften versehenen Unterabtheilungen, wenngleich sich solche von selbst ergeben; der zweite dagegen zerfällt wieder in kleinere Abtheilungen mit den besondern Überschriften: „Möglin", „Das Institut", „Staatsdienst", „Jubiläum", „Denkmal". Es scheint diese Einrichtung höchst zweckmäßig, weil es dadurch leicht möglich wurde, den Stoff übersichtlich zu vertheilen und das Zusammengehörige sich näher zu rücken. Den Schluß machen einige Beilagen, die manches Interessante enthalten und auf die wir späterhin zurückkommen werden, nachdem wir unsern Lesern eine kurze Übersicht des Wichtigsten aus dem Leben des vortrefflichen Mannes vorgelegt und einige Bemerkungen daran geknüpft haben.

Albrecht Daniel Thaer ward geboren zu Celle am 14. Mai 1752. Sein Vater war der Hofmedicus Johann Friedrich Thaer, ein zu seiner Zeit sehr geachteter Arzt aus Liebenwerda in der jetzt preußischen, sonst sächsischen Niederlausitz gebürtig; seine Mutter, Sophie Elisabeth, geborene Sasse aus Celle. Er hatte keinen Bruder, sondern nur noch drei jüngere Schwestern, die er sämmtlich überlebte. Er war ein schwaches kränkliches Kind, das der Vater selbst mehrmals verloren gab, und ward ein besonders lebhafter phantastischer Knabe, der schwärmerisch manchen Ideen nachhing, lieber mit Mädchen als mit Knaben spielte, und von seiner Mutter, die er sehr früh verlor, etwas verzogen und zu religiösen Schwärmereien angereizt wurde. Er machte in seinem zehnten Jahre Verse und darunter eine ganze Reihe auf die Geburt Christi. Später wollte ihm kein Vers wieder gelingen. Sein schlichter ernster Vater mochte um seine Bildung sich im Ganzen nur wenig bekümmern, er hielt ihm Lehrer, sandte ihn dann auf die Schule und glaubte, wie es so oft geschieht, damit das Seinige redlich gethan zu haben. Seinen ersten Informator hatte er sehr lieb, desto weniger seinen zweiten, einen elenden Tropf, wie er ihn nennt, einen scheinheiligen halleschen Waisenhäuser, der sich in sein Herz und seinen Kopf nicht zu finden wußte und ihm durch seinen abgeschmackten Unterricht darin die christliche Religion verleidete. Er freute sich von ihm befreit zu sein, als er in seinem dreizehnten Jahre auf die Gelehrtenschule seiner Vaterstadt kam, fand aber auch hier sich nicht angesprochen. Er verband sich mit mehren nicht regelmäßig lebenden jungen Männern, war ein fauler Besucher der eigentlichen Schulstunden, dagegen desto fleißiger in Privatstunden über Mathematik, Geschichte rc., und bekam durch Schuld seines Lehrers, des Pastors Bode, eine noch größere Abneigung gegen die christliche Religion, die noch dadurch wuchs, daß er von seinem Sprachlehrer Ferry, einem heimlichen esprit fort, in seinen Ansichten unterstützt und mit Voltaire's Schriften bekannt gemacht wurde, auch, nachdem er Englisch gelernt, die Werke der englischen Freigeister las. In diesem Geistes- und Gemüthszustande sollte er confirmirt werden; er wollte anfangs nicht dazu sich bequemen; allein die Liebe zu seinem Vater und die Überredungen seines Busenfreundes Ferry, kein öffentlich Spektakel zu geben, vermochten ihn endlich doch, sich dieser feierlichen Handlung zu unterwerfen, und dieselbe machte denn auch einen solchen Eindruck auf ihn, daß er von dem Dasein Gottes, der speciellen Vorsehung, der Fortdauer nach dem Tode und dem Werthe der Tu-

gend überzeugt wurde. Das eigentliche Christenthum blieb ihm aber eine Thorheit. Er gerieth immer mehr auf Abwege, hing sich, als die Seiler'sche Schauspielergesellschaft nach Celle kam, an die Komödianten, lernte von der Madame Koch tanzen, wäre lieber selbst Schauspieler geworden, wenn seine Jugend ihn nicht davon abgehalten hätte, trennte sich darüber von seinen bisherigen Schulkameraden und gerieth mit ihnen in Zwistigkeiten, die sogar zu einem Zweikampf Veranlassung gaben. Sein Vater bekümmerte sich nicht um seine Aufführung und bezahlte nach kleinen väterlichen Ermahnungen doch immer die Schulden, die er, trotz seines reichlich erhaltenen Taschengeldes, häufig machte, hauptsächlich für Ferry und um seiner Putzsucht zu fröhnen. So erreichte er das 16. Lebensjahr, ohne ein Wort Latein zu verstehen. Als er diesen Mangel entdeckte und die Nothwendigkeit, als Gelehrter diese Sprache zu verstehen, erkannte, gab er mit Bewilligung seines Vaters seine übrigen Schulstunden auf, nahm Privatunterricht im Lateinischen und brachte es in weniger als einem Jahre in wöchentlich vier Stunden so weit darin, daß er in dieser Sprache fertig schreiben konnte und späterhin mehrmals mit Beifall öffentlich sprach.

In seinem 18. Jahre, also 1770, ging er nach Göttingen, um Medicin zu studiren, und trieb daselbst den ersten Winter so eifrig die Anatomie, daß er am Tage den Zergliederungssaal beinahe gar nicht verließ. Übrigens war er ein saumseliger Collegienbesucher, aber desto fleißiger zu Hause, wobei ihm sein guter Kopf und seine Fertigkeit, Alles für sich aus Büchern zu lernen, trefflich zu statten kam. Schon im zweiten halben Jahre seines dasigen Aufenthalts fing er ganz gegen die Ordnung an, praktische Collegia zu hören, und erwarb sich dabei die Zuneigung des damaligen Lehrers der praktischen Medicin in Göttingen, des trefflichen Leibmedicus Schröder und nach dessen Tode 1772 die seines Nachfolgers Baldinger, des Letztern in so hohem Grade, daß er fast dessen Hausgenosse wurde, die Direction des Krankeninstituts von ihm übertragen erhielt und sogar dessen Frau und Kinder in die Cur bekam, wenn sie krank wurden. Er zeichnete sich gleich vom Anfange an als vorzüglich richtig und scharf beobachtender umsichtiger Arzt am Krankenbette aus, und erwarb sich dadurch so großes Zutrauen, daß er, noch Student, fast der beliebteste und gesuchteste Arzt in Göttingen wurde.

Von dem Studentencommers zog er sich daselbst bald zurück, er lebte nur mit einigen Freunden in einem vertrautern Cirkel. Unter diesen zeichnete sich vornehmlich Leisewitz, der Dichter des „Julius von Tarent", aus, mit dem er nur ein Herz und eine Seele war. Der unerschöpfliche Witz dieses Mannes versammelte alle sogenannten schönen und starken Geister um ihn, so sehr er ihnen auch auswich. Darunter waren mehre theoretische und praktische Religionsspötter. Thaer, so wenig er Christ war, konnte doch niemals Spott über Religion leiden und bemühte sich daher, sie mit Gründen zu widerlegen, die sie noch nicht gehört hatten. Um dies mit mehr Erfolg thun zu können, las er in der Bibliothek der Madame Baldinger, einer der bedeutendsten Frauen ihrer Zeit in Bezug auf Geist, Bildung und Charakter, die besten Schriften, die für und wider die Religion geschrieben waren. Sie selbst unterstützte ihn dabei und so ward er im Ganzen selbst überzeugt. Die Vorsehung bewirkte demnach durch den Umgang mit frechen Spöttern, was vielleicht der mit den besten und frömmsten Leuten nicht vermocht hätte. Thaer konnte sich jedoch in der Vorstellung der Religionslehren weder mit den orthodoxen noch mit den damals die Neuern genannten berliner Theologen vereinigen; er erschuf sich selbst ein neues System und brachte es flüchtig zu Papier. Dieses wurde wider seinen Willen abgeschrieben und durch Leisewitz in Lessing's Hände gebracht, der es, im Styl etwas umgeändert, in seinen Zusätzen zu den berühmten „Fragmenten" eines unbekannten Verfassers unter dem Titel: „Die Erziehung des Menschengeschlechts" 1777 im vierten „Beitrage zur Geschichte und Literatur" öffentlich bekannt machte, dabei aber den jugendlichen Autor, um ihn vor den Angriffen der Orthodoxen zu schützen, ebenso mit einem undurchdringlichen Dunkel umschirmte wie den Verfasser jener berühmten „Fragmente" selbst.

Es ist gewiß Allen, die an der Geschichte der deutschen Literatur Theil nehmen, nicht unlieb, den wirklichen Verf. jener geistreichen Schrift, die 1786 zu Berlin unter dem Titel: „Die Erziehung des Menschengeschlechts", auch noch besonders erschien, kennen zu lernen. Sie führt eigentlich den Gedanken durch, daß in allen positiven Religionen der Gang zu erblicken sei, nach welchem sich der menschliche Verstand jedes Orts einzig und allein entwickeln könne und noch ferner entwickeln solle; daß man aber über keine derselben lächeln oder zürnen dürfe. Zugleich ist sie aber auch ein glänzender Beweis von Thaer's ausgezeichneter Fähigkeit zum Selbstdenken und Forschen auf dem ganzen Gebiete des menschlichen Wissens. Fast gleichzeitig mit jenem Aufsatze schrieb er seine Dissertation zu Erlangung der medicinischen Doctorwürde. Dieselbe erschien den 16. Mai 1774 zu Göttingen unter dem Titel: „De actione systematis nervosi in febribus", und erregte nicht nur damals großes Aufsehen unter den gelehrten Ärzten des In- und Auslandes, sondern gilt auch noch jetzt als eine vorzügliche medicinische Schrift.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Dämmerungen. Erzählungen und Novellen von Ludwig Kossarski. Zwei Bändchen. Berlin, Barasch. 1840. 8. 2 Thlr.

Manche ziehen ein noch nicht trübes Dämmerlicht mit seinen mannichfachen Abstufungen dem vollen Tageslicht der Wahrheit und Schönheit vor. Für diese ist bestens in diesen Erzählungen gesorgt, von denen keine verwerflich ist, die meisten gut sind. Die von düsterer Färbung sind: „Vis à vis"; stumme Liebe bricht das Herz des Mädchens, als sie die Braut eines Andern werden soll. „Jakob Stainer", der berühmte Instrumentenbauer, wird wahnsinnig durch gereichtes Gift. In „Des Inspectors Tochter", worin die Zustände und Ideen auf hundert Jahre später weisen, wird Mord und Wahnsinn durch gemeine

Bosheit herbeigeführt. „Eine Entdeckung im Mond" bringt ebenfalls fixe Ideen und als Folge Selbstmord; letzterer wird durch die Verführung eines reizenden Mädchens, durch einen elenden Selbstling in der „Rabbinentochter" veranlaßt, durch das Spiel in „Coeur-Dame", durch Fanatismus in dem „Wahn". „Das Versprechen", welches unerfüllt blieb, gebiert unbewußt Blutschande und als deren Folge Geistesverrücktheit. „Stoff zu einem modernen Trauerspiel" geht in eine Selbsttäuschung aus, die allen Betheiligten zum Heile geräth. „Der Vormund" ist dem Stoff, der Handlung, wie der Figur nach ein guter alter Bekannter aus Lustspielen. „Die nächtliche Cur" dämmert doch etwas zu viel, wahrscheinlich der Decenz zu lieb. „Der Contract", ein wahres Ereigniß, zeigt in einem reich heimkehrenden Onkel aus der neuen Welt abermals einen alten Bekannten. „Der Traum", ein tragikomisches Abenteuer, in das Bereich der Ahnungen gehörend, schließt die Sammlung.

2. Muscheln am Strande. Eine Sammlung von Erzählungen von Heinrich Smidt. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1840. 8. 2 Thlr.

An Inhalt, Werth und Ton obigen nahe verwandt, nur daß sie meistens das Meer zum Vor- oder Hintergrund haben, das auch selten so weit entfernt ist, um nicht, ohne weit darnach zu gehen, Muscheln zu sammeln. Am ansprechendsten sind die „Dichterfreuden aus Wandsbeck", im besten Memoirenstyl, in denen uns Claudius und seine Rebecke recht lieb werden, wir in dem jungen Joh. Heinrich Voß den spätern berühmten Philologen und wackern Streiter erkennen, wo uns der Verkehr dieser und ihnen verwandter Geister, als Klopstock, Lessing, Campe, Mumsen u. A. anheimelt. „Das Gerichtssiegel", „Der Deutsche vor Algier", „Hochzeit und Verlobung", „Der Mord", „Morgen und Abend" sind unterhaltende Erzählungen, pikant und sentimental, düster und heiter, zu kurz, als daß die Rüge des zu schwach Motivirens auf sie anwendbar wäre. „Hymen auf der Flut" überrascht nicht angenehm durch den Ausgang. „Die stumme Liebe" hätte die Hochzeit auf dem festen Lande, nicht im Meeresgrunde finden sollen. „Der erste Schritt nach den Galeeren" ist lebhafter Natur, „Die Auswanderer" warnen gegen die Lockungen der Unterhändler, die aus schnödem Gewinn Deutsche über das Weltmeer führen, wo vielen, die ohne Körperkraft, ohne Geldmittel, blind den goldenen Verheißungen trauend, dahin gingen, ein jämmerliches Loos fiel. „Elbings Frauen" verbinden eine gefühlte Liebes- und Entsagungsgeschichte mit geschichtlichen Thatsachen.

3. Novelletten von F. Brunold. Prenzlau, Vincent. 1839. 8. 18 Gr.

Homöopathische Pülverchen von der Langweile für die Langweile verschrieben. Untreue schlägt ihren eigenen Herrn, das ist ungefähr der durchgreifende Bestandtheil der kleinen Erzählungen, die nur in dem Wenigen, was über Giesebrecht und den Musikdirector Löwe gesagt ist, Körper und Geschmack haben.

4. Der moderne Liebeshof. Skizzen und Novellen von S. Hänle. Bamberg, Literarisch-artistisches Institut. 1839. Gr. 8. 18 Gr.

Mit mehr Geist und besserer Schreibfähigkeit als oben wird dasselbe Thema abgehandelt, es werden die Gefahren, blind der Leidenschaft zu gehorchen, mit Beweisen belegt, einige schiefe Richtungen mit bitterm Humor durchgehechelt, wie denn überhaupt ein düsterer Nachthimmel auf diesen Erfindungen ruht, durch keinen Stern der Hoffnung, der Sühne aufgehellt.

5. Crayonsskizzen. Von Heinrich Scheffer. Erster Band. Marburg, Elwert. 1839. Gr. 12. 1 Thlr.

Eine feste Hand entwarf sie. Der Kopf, der sie dachte, hat nicht allein den Familiennamen mit Leopold Schefer gemein; geistreiche Ideen, eine Phantasie, die sich dem Düstern zuneigt, lebendige Darstellungsgabe sind auch diesem Schriftsteller eigen, seine Schreibart ist fließender als die des gerühmten Novellisten. „Die Chiotin" will in Smyrna Rächer, Befreier ihres Vaterlandes werben, sie täuscht sich in einem schönen Griechen, der nur die Wohlredenheit, gesellige Gewandtheit seiner Landsleute hat, aber auch ihre Eitelkeit, ihren Wankelmuth, und der obendrein feig ist. Sie begünstigt ihn zum Nachtheil eines Briten, der sein Volk nicht idealistisch, aber würdig repräsentirt. Die enttäuschte Chiotin verfällt in einen stillen Wahnsinn, Sir Richard segelt der Heimatsinsel zu, und da dies in Gesellschaft einer liebenswürdigen Landsmännin geschieht, können wir ihn als getröstet uns vorstellen. „Bojarenleben" beleuchtet grell, aber leider schwerlich unwahr den entsittlichten Zustand der höhern Stände in der Walachei, die das Wort jenes Franzosen vollkommen rechtfertigen, ils sont pourris, avant d'être mûrs.

6. Erlebnisse des Herzens. Liebesnovelletten von C. Ferrand. Berlin, Krause. 1839. Gr. 12. 1 Thlr.

Das Bittere wird hier zum schmerzlich Wehmüthigen, der Traum eines edeln fühlenden Herzens über das Wandelnde, Vergängliche, irdische Schöne, Gute und Große. 18.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 14. —— 14. Januar 1840.

Albrecht Thaer. Sein Leben und Wirken als Arzt und Landwirth. Aus Thaer's Werken und literarischem Nachlasse dargestellt von Wilhelm Körte.

(Fortsetzung aus Nr. 13.)

In seine Vaterstadt zurückgekommen, befand sich Thaer nach den glücklichen Verhältnissen in Göttingen in eine sehr unangenehme Lage versetzt. Der Ruf eines Freigeistes ging ihm voran, er ward mit Kälte und Mitleiden aufgenommen und sein Stolz, wol zu seinem Besten, sehr gedemüthigt. Er fühlte sich höchst unglücklich und wäre gern wieder nach Göttingen zurückgekehrt, da er zumal keinen vertrauten Freund in Celle hatte und der gesellschaftliche Ton daselbst ihm zuwider war. Die Umstände verhinderten jedoch die Ausführung seines Wunsches; man lernte ihn auch bald von einer bessern Seite kennen; einige glückliche Curen erwarben ihm Zutrauen und er wurde in kurzem ein sehr gesuchter und beliebter Arzt, besonders auch in der vornehmen Welt, die ihn sogar, damals für den strengen Kastengeist des hanöverschen Adels sehr viel, gern in ihre gesellschaftlichen Kreise aufnahm.*) Er wurde schon 1778 Stadtphysicus und Zuchthausarzt, 1780 Hofmedicus, zusammen mit einem fixen Gehalt von 400 Thlrn., und erhielt der äußern Anerkennung nicht wenig. Aber mitten in dieser ehrenvollen Auszeichnung fiel er in dem Umgange mit einer verheiratheten Frau, und nur seine innere moralische Kraft vermochte ihn sich loszuwinden und wieder auf die hohe Stufe der Sittlichkeit zu erheben, auf der wir ihn, keinen Finger breit weichend, bis an das Ende seines Lebens sehen.

*) Dabei drängte er sich aber nicht hinzu, oder buhlte etwa gar um die Gunst der Vornehmen; dies lag durchaus nicht in seinem Charakter. Er wollte im Gefühl seines Werths aufgesucht, nicht mit Herablassung, sondern als ein Ebenbürtiger behandelt sein. Nie vergab er sich in dieser Hinsicht etwas und mochte daher wol manchmal anstoßen. Hiervon gibt auch folgende Anekdote einen Beleg. Ein reicher Krämer seiner Vaterstadt ließ ihn einmal zu sich rufen und redete ihn mit folgenden Worten an: „Sie sollen ja ein überaus glücklicher Arzt sein, aber noch zu jung. Ehe ich Sie annehme, wollte ich Sie daher mir doch zuvor erst recht ansehen." Thaer stellte sich hierauf kerzengerade vor ihn hin und fragte, nachdem er eine Zeit lang gestanden: „Haben Sie mich nun hinlänglich von vorn gesehen? Nun so sehen Sie mich auch von hinten" — damit kehrte er sich um und schritt unaufhaltsam zur Thür hinaus.

Er hat über diese Periode desselben, sowie über seine Jugend- und Universitätsjahre ein höchst interessantes Document hinterlassen unter dem Titel: „Mein Lebenslauf und Bekenntnisse an Philippine." Diese Philippine war die Tochter des Vicepräsidenten am Oberappellationsgericht zu Celle, Georg Wilhelm v. Willich, mit welcher er sich kurz nach jenen ihr gemachten Bekenntnissen verlobte, in denen er ihr sich so wahr, offen und treu darstellt, wie es wol nicht leicht in einem solchen Verhältnisse geschehen mag. Man erkennt aus diesen Bekenntnissen, wie Hr. Körte sehr richtig bemerkt, das Innere eines wahrhaft redlichen, allem Guten und Rechten mit echter Sittlichkeit, aller Wahrheit mit Anstrengung nachstrebenden Jünglings und Mannes aufs vollkommenste und wird bei näherer Untersuchung unwiderstehlich zur Bewunderung und Liebe zu demselben hingezogen. Dennoch wünscht Rec., daß diese Bekenntnisse nicht so buchstäblich abgedruckt worden wären, wie es hier geschehen ist. Einige Auslassungen, besonders da, wo Thaer seiner Geliebten mit löblicher Offenheit seine Verirrungen gesteht, würden nach des Ref. Meinung schon um der Schwachen willen sehr zweckmäßig gewesen sein und, ohne die Wahrheit zu verletzen, jede Trübung des von dem edeln Manne entworfenen Bildes vermieden haben.

Den 19. April 1786 führte er seine Geliebte als Gattin heim und bezog im Sommer desselben Jahres mit ihr schon auf einige Wochen das ärmliche Häuschen in seinem neuerkauften Garten vor dem Thore seiner Vaterstadt, aus dem sich nach und nach mit Hinzuziehung mehrer anderer Grundstücke die Wirthschaft mit einem ganz neuen Gehöfte bildete, die bald durch ihre glücklichen Erfolge weit und breit berühmt wurde und Thaer zuerst als ausgezeichneten Landwirth bekannt machte. Sein Leben ließ nach seiner Verheirathung wirklich kaum noch etwas zu wünschen übrig; seine Ehe, an der Seite eines trefflichen, gemüthlichen, von Geist und Herzen gleich vorzüglichen und gebildeten Wesens, einer guten Mutter und braven Hausfrau, war überaus glücklich; sein ärztliches Wirken einträglich und segensreich, da er ein gesuchter, ein glücklicher und, wie Hofrath Himly 1824 einem Freunde schrieb, ein von seinen Kranken fast vergötterter Arzt war; aber sein Inneres fand dabei keine Befriedigung, und dies bestimmte ihn endlich, dem ärztlichen Be-

rufe gänzlich zu entsagen. Schon der Widerstreit zwischen Theorie und Praxis, der dabei seinem nach Wahrheit strebenden Geiste sich immer mehr herausstellte, und die Unmöglichkeit, seinem Verlangen, mit dem er die Tiefe der Theorie zu ergründen, die Lehre festzustellen strebte, zu genügen, machten ihm diesen Beruf immer mehr zuwider; vorzüglich wurde er jedoch veranlaßt, denselben immer mehr an die Seite zu setzen durch sein Mitgefühl am Krankenbette, das von jeher stark, mit den Jahren immer reizbarer wurde und ihm nicht selten völlige Abspannung mit sonderbaren phantastischen Zuständen zuzog. Diesen zu entgehen, trieb er anfangs Blumenzucht, später Gärtnerei im größern Maßstabe und endlich Ackerbau. Hatte die animalische Natur in ihrem krankhaften Zustande seine Kräfte erschöpft, so fand er bei der vegetabilischen Erholung und Aufheiterung. Bei der Blumenzucht stand seine Geliebte mit ihrem schönen Maler- und Zeichnentalent ihm förderlich zur Seite, indem sie die merkwürdigsten Aurikeln seiner Zucht und die Musterblätter seines Nelkenflors sauber malte und ihn dadurch in den Stand setzte, seine glücklichen Erfolge auch entferntern Blumisten vor die Augen zu bringen und mit ihnen in vortheilhaften Verkehr zu treten.

Nichts konnte Thaer halb thun, nichts ohne scharfes Nachdenken, ohne eifriges Streben nach möglicher Vervollkommnung unternehmen. So genügte ihm auch natürlich der gewöhnliche Ackerbaubetrieb in seiner Umgebung nicht; er ahnete, daß hier große Verbesserungen möglich seien, und suchte sich darüber durch Beobachtung, Nachdenken und Lesen landwirthschaftlicher Schriften zu belehren. In der damaligen deutschen Literatur über diesen Gegenstand fand er nicht, was er suchte, nämlich keine Angabe von Resultaten genauer Versuche und keine mit scharfen Berechnungen belegte Thatsachen; dies bot ihm die englische landwirthschaftliche Literatur in reichlicher Fülle dar, und da er wahrnahm, daß seine Landsleute mit diesem Schatze minder vertraut waren, als ihm wünschenswerth schien, hielt er es für nützlich, ihnen die Quintessenz des Besten, was er in den englischen Schriften fand, mit eigenen Bemerkungen versehen, vorzulegen. Auf diese Weise entstand sein Meisterwerk, die „Einleitung zur Kenntniß der englischen Landwirthschaft“, nach und nach in drei Bänden. Der Eindruck, welchen der erste 1798 erscheinende Band dieses Werkes auf alle lesende und einigermaßen denkende Landwirthe Deutschlands hervorbrachte, ist kaum beschreiblich. Wie Schuppen, kann man sagen, fiel es ihnen von den Augen; der Sinn für das Höhere, Bessere ward in ihnen erweckt; von dieser Zeit an läßt sich gewissermaßen das Erwachen des todten landwirthschaftlichen Wissens zu einer wahren lebenden und fruchtbringenden Wissenschaft datiren. Dieser mächtige, nicht zu ahnende Erfolg, überhaupt Thaer's große, von Unverständigen vielfach bespöttelte, von den Einsichtigen gern und willig anerkannte Leistungen in allen Theilen der Landwirthschaft, seine glühende Liebe für dieses Gewerbe (er hielt die segensreiche Fülle unabsehlicher, in höchster Cultur stehender Felder für die realste Schönheit), sein eifriges Streben, dasselbe von allen seinen Aufschwung hemmenden Fesseln zu befreien, seine Bemühungen, richtige Ansichten von der Wichtigkeit eines zweckmäßigen Fruchtwechsels zu verbreiten, die Einrichtung seiner schon oben erwähnten kleinen Wirthschaft vor den Thoren von Celle und die zufällige Entstehung des ersten deutschen landwirthschaftlichen Lehrinstituts daselbst am Schluß des vorigen Jahrhunderts hat Hr. Körte treu und erschöpfend zu schildern versucht. Das von ihm darüber Gesagte verdient von Denen nachgelesen zu werden, die Thaer's segensreiche Wirksamkeit ganz kennen lernen wollen; hier in einer Zeitschrift, die nicht für Landwirthe, sondern überhaupt nur für Solche bestimmt ist, welche an dem Gange der deutschen Literatur im Ganzen Theil nehmen, ist um so weniger der Ort, ausführlich darüber zu sprechen, als wir ohnedies schon über das vorliegende Werk, das allgemein Interessante daraus hervorhebend, zu weitläufig uns ausgelassen haben. Nur einige Bemerkungen mögen verstattet sein. So glücklich auch der Verf. im Ganzen mit seiner Schilderung dieses wichtigen Abschnitts in Thaer's Leben gewesen ist, so vermißt man doch eben hier bei ihm eine tiefere Kenntniß des landwirthschaftlichen Wesens ungern, man sieht, daß er Das, was er darüber zu sagen weiß, erst bei der Abfassung seines Buches aus Thaer's Werken selbst sich anlernte, und dies zu einiger Einseitigkeit und unrichtiger Würdigung des von Andern Geschehenen Veranlassung gegeben hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Java und die übrigen holländischen Colonien im indischen Archipelagus.

Ungeachtet der Wichtigkeit, welche die holländisch-ostindischen Besitzungen nicht allein wegen ihres Umfangs und ihrer Einwohnerzahl (9,360,000, wovon etwa 5 Millionen auf Java kommen), sondern noch weit mehr wegen ihrer außerordentlichen Hülfsquellen haben, sind dieselben doch in Europa wenig bekannt geworden. Die holländische Regierung, dem alten finstern Princip der Heimlichkeit getreu, beeilte sich wenig, der Welt Nachrichten über ihre Colonien mitzutheilen, und die fünf Jahre, welche Java sich in den Händen der Briten befand, haben über diese merkwürdige Insel vielleicht mehr Licht verbreitet als die ganzen 200 Jahre des holländischen Besitzes. Außer Dem, was durch sie bekannt geworden ist, verdienen unter den neuern Beiträgen, neben den erfreulichen Details, welche die „Leipziger Allgemeine Zeitung“ vor einigen Jahren mitgetheilt hat, die „Skizzen über die Inseln Java“ u. s. w. von Pfeyffer von Neueck besonders hervorgehoben zu werden, die durch Pirodz du Willard ins Französische übersetzt worden sind; denn die Staatsschriften, welche die holländische Regierung kurz vor dem Abfalle der Belgier erscheinen ließ, um diesen die Vortheile eines Colonialhandels im schönsten Lichte zu zeigen, sind wegen dieser Tendenz nicht zuverlässig.

Wol gegen kein Land der Tropengegenden ist die Natur verschwenderischer gewesen als gegen Java. Eine hohe Gebirgskette, welche die Insel von Westen nach Osten der Länge nach durchzieht, bietet in ihren verschiedenen Höhenregionen eine außerordentliche Mannichfaltigkeit von Pflanzen dar, und die Früchte der gemäßigten Zone werden hier dicht neben denen der heißen gefunden. Die lieblichen und fruchtbaren Thäler zwischen den Hügelketten werden von zahllosen Flüssen und Bächen bewässert, und ein beständiger Sommer reift das ganze Jahr

hindurch in ununterbrochener Folge die köstlichsten Früchte und duftigsten Blumen. Bei einem solchen Klima und einem Boden, der den ergiebigsten Ertrag liefert, ohne andere Mühe in Anspruch zu nehmen, als daß man ihn zum Säen ein wenig auflockere und die reifende Frucht vor den Vögeln schütze, ist der Javanese natürlich träg und das dolce far niente sein Glück; ja, man geht so weit zu behaupten, daß, wenn er auch gar nichts für die Bodencultur thäte, Das, was von selbst wächst, doch hinreichen würde, ihn zu ernähren. Doch darf man sich deshalb den Javanesen nicht verdummt und auf der untersten Stufe der Civilisation stehen geblieben denken. Denn lange bevor die Europäer das Vorgebirge der guten Hoffnung umsegelten, blühten auf dieser Insel Ackerbau und Handel, war Bantam ein wichtiger Marktplatz, an welchem Afrikaner, Araber, Chinesen und andere Asiaten zusammenströmten. Ja, es sind sogar in alten Baudenkmalen und Überresten der Sculptur Spuren einer frühen und hohen Cultur vorhanden, welche aber auf ein anderes Geschlecht als das gegenwärtige hinweisen, da dieses sie nicht einmal gegen die Verwüstungen der Zeit zu schützen vermocht hat. Wann jenes Geschlechte lebte, woher es kam, wohin es ging, ist ebenso ungewiß, wie, woher die Denkmale rühren, welche weiter östlich, auf den Inseln des stillen Oceans und in verschiedenen Theilen von Amerika die Verwunderung des Europäers erregen.

Die herrschende Religion auf der Insel ist die mohammedanische. Sie wurde durch die Bemühungen von Gunung Jalie, dem Sohne des regierenden Herrschers, eingeführt, der 1479 nach Arabien ging, um die Theologie der Mohammedaner zu studiren, und dann, mit einer Anzahl Priester zurückgekehrt, sämmtliche Bewohner der Insel mit Ausnahme einiger wenigen Gemeinden zum Islam bekehrte. Diese blieben allein dem Glauben und den Sitten der Vorfahren getreu, und die ungestörte Ruhe, in der sie über 300 Jahre gelassen wurden, zeigt, daß die Javanesen größere Toleranz besitzen, als sonst den Mohammedanern eigen zu sein pflegt. In der That ist die Kenntniß des Mohammedanismus bei diesen Insulanern nicht sehr tief; bei den meisten Priestern erstreckt sie sich nicht weiter, als daß sie einige Suras aus dem Koran nebst einigen Gebeten auswendig gelernt haben, die sie mechanisch herplappern. Schreiben und Lesen verstehen die Wenigern, und nur eine sehr geringe Zahl hat es bis zum Verständniß des Koran gebracht.

Die Moralität steht, bei dem Reiz, mit welchem die Natur den Menschen zum Sinnengenuß einladet, ziemlich niedrig unter Javas Bewohnern. Polygamie ist freilich selten, selbst unter den Vornehmern, aber dabei das eheliche Band vermöge der Leichtigkeit der Scheidung fast nichtig. Einer Einschränkung des Misbrauchs, der mit dieser getrieben wird, stehen hauptsächlich die geltenden Erbschaftsgesetze und das Besitzrecht im Wege. An der persönlichen Habe des vermeintlichen Vaters hat jedes Kind gleichen Antheil; Land gehört allein dem Fürsten, und wenn der Vater stirbt, haben seine Kinder auf das Gut nicht mehr Anspruch als Wildfremde. Grundstücke, die neulich in der Nähe von Batavia einigen Javanesen zu Erb und Eigen gegeben sind, haben in deren Familienleben eine merkliche Besserung hervorgebracht. Die Häufigkeit der Scheidungen findet besonders unter dem Volke statt, welches auf Java durch den besondern Namen Orang Kitjiel von Fürsten und Adligen unterschieden wird. Unter diesen ist es dagegen gewöhnlich, wenigstens bei der ersten Verheirathung, wo sie immer Frauen aus ebenbürtigen Familien nehmen, einen Ehecontract aufzusetzen, in welchem eine Scheidung außer in benannten Fällen durch schwere Strafen verpönt wird. Das Volk oder der Stand der Gemeinen steht hier übrigens in weit höherer Achtung als im ganzen übrigen Orient, und man rühmt an dem Adel von Java die Höflichkeit und Artigkeit, mit der er dem Geringsten aus demselben begegnet.

Im Allgemeinen gleicht der Javanese mehr dem Hindu als dem Malaien. Er ist geduldig, gelehrig, gastfreundschaftlich und gefühlvoll, treu seinem angestammten Herrscher und meist auch seinen eingegangenen Verpflichtungen; aber auch leichtgläubig, eifersüchtig und rachgierig. Die verderbliche Sitte des Opiumrauchens ist ganz allgemein. Die holländische Regierung weiß nicht, wie sie dem Übel begegnen soll; da sie eine auf das Opium gelegte hohe Eingangssteuer oder ein Einfuhrverbot bei der Küstenausdehnung des Landes nicht glaubt in Kraft setzen zu können, so ist bis jetzt gar nichts geschehen.

Der Wirkung des Opiums hat man lange Zeit auch den Zustand der Amoksparvers (Berserker) zugeschrieben, das sind Leute, die im Wahnsinn mit blankem Messer durch die Straßen rennen und Alles tödten oder verwunden, was ihnen in den Weg kommt. Wohlunterrichtete Augenzeugen versichern dagegen, nicht in der Berauschung durch Opium, sondern fast immer in Eifersucht, Rachsucht oder in der Verzweiflung eines auf der That ertappten Verbrechers habe diese Tollheit ihren Grund. Diejenigen, welche sich ihr hingäben, suchten dadurch, daß sie den Verrückten (Matta Glab, wörtlich „umnebelte Augen") spielten, sich Straflosigkeit für ein schweres Verbrechen zu verschaffen. Als Beweis hierfür wird von ihnen angeführt, daß von zehn Verbrechern, die auf Java vor Gericht kommen, neun immer Matta Glab oder Geistesabwesenheit zu ihrer Vertheidigung anführen. Seit der Aufhebung des Sklavenhandels ist diese Raserei jedoch in Batavia äußerst selten geworden. Früher waren es fast immer neueingefangene Sklaven, von denen dieselbe ausging, indem diese vor ihrem Tode so viele wie möglich von ihren Unterdrückern zu vernichten wünschten.

Chinesen wohnen an 100,000 auf Java und ihre Zahl nimmt beständig zu. Man rechnet überhaupt, daß jährlich über 7000 Chinesen im indischen Archipel sich niederlassen, mehr als ein Drittheil davon auf Java. Die meisten kommen aus Kanton und seiner Umgegend, lauter Männer; noch nie ist der Fall vorgekommen, daß ein chinesischer Ansiedler aus seiner Heimat eine Frau mitgebracht hätte. Ein solcher chinesischer Auswanderer ist eine merkwürdige Figur, mit der nur ein seine Laufbahn beginnender europäischer Jude eine Ähnlichkeit hat. Er verläßt sein Vaterland in der Absicht, ein Vermögen zu erwerben, das er in spätern Jahren zu ruhigem Genuß dahin zurückzubringen hofft. Seine Ausrüstung besteht in den Kleidern, die er auf seinem Leibe hat, einer leichten Matratze, um darauf zu schlafen, und einem Korbe trockener Früchte oder einer andern Kleinigkeit, die er nach seiner Landung sogleich zu versilbern sucht. Die Überfahrt, welche nach Java nicht mehr als 5 oder 6 Schillinge kostet, hat er in der Regel frei, indem die an dem Orte der Bestimmung befindlichen Chinesen selten oder nie Bedenken tragen, sie zu entrichten, um sich der Dienste ihres Landsmanns zu versichern. Arm und dürftig, wie diese Auswanderer sind, kommt es doch äußerst selten vor, daß Einer von ihnen nicht lesen und schreiben könnte, und darum findet man die Bücher der kleinen chinesischen Krämer zu Batavia mit einer Regelmäßigkeit geführt, wie die der größten Handlungshäuser in London oder Hamburg. Außerordentlich thätig, arbeitsam und erwerbsam sind diese Leute zugleich gewinnsüchtig und betrügen gewissenlos, wen sie können. Die Handwerke, namentlich das Zimmer-, Maurer- und Schmiedehandwerk, haben sie fast ganz an sich gerissen, da die Eingeborenen und Malaien wegen minderer Geschicklichkeit, die Europäer aber wegen ihrer Empfindlichkeit gegen das Klima nicht mit ihnen wetteifern können. Im Ackerbau und in der Gartenkunst thut es ihnen in den holländischen wie in den englischen Colonien selten Jemand gleich, und die Zuckerplantagen und Zuckermühlen auf Java befinden sich fast alle in ihren Händen, wie auch die Goldminen auf Borneo und die Zinnminen auf der Insel Banda ihnen gehören. Die Hauptquelle des Gewinns für sie ist jedoch die Leichtgläubigkeit und Einfalt des Javanesen. Gefällt diesem irgend ein Gegenstand, so ist er gewöhnlich mit der Ungeduld eines Kindes auf den Besitz erpicht. Der schlaue Chinese bietet ihm Credit, läßt sich, wenn der Zahlungstag kommt, geneigt finden gegen Hinzufügung von 50 Procent zu der Schuldsumme den Credit zu verlängern und

so fort, bis dieselbe endlich dem Werthe des Eigenthums des Schuldners gleichgekommen ist, das dann in die Hände des chinesischen Wucherers übergeht. Um diesem Unwesen zu steuern, läßt die holländische Regierung die Chinesen von den Eingeborenen getrennt wohnen; aber auch diese Maßregel wissen sie zu vereiteln, indem sie sich mit pernakans oder javanischen Frauen verbinden, die immer nur auf eine bestimmte Frist, von 1—7 Jahren heirathen. Selten würde ein Chinese verfehlen, ein ansehnliches Vermögen zu erwerben, träte die Spielwuth nicht dazwischen; in einer einzigen Nacht verliert er beim pho und topho, einem Spiel wie rouge et noir, oft wieder, was er Monate lang mühsam erworben hat.

Das gerade Gegentheil von der Verschmitztheit, Treulosigkeit und Unehrenhaftigkeit der Chinesen bieten die auf Java lebenden Mauren und Araber dar. Sie sind meist Goldarbeiter und Juweliere, und werden von den Javanesen wegen ihrer tiefern Kenntniß in der mohammedanischen Religion fast wie eine Art höherer Wesen angesehen. Die Achtung, welche sie zunächst wol aus diesem Grunde genießen, ist so allgemein, daß selbst unter den Europäern ihre Redlichkeit und Treue sprüchwörtlich geworden sind; und in der That tragen sie durch ihr Verhalten dazu bei, diese günstige Meinung zu rechtfertigen, da man sich keines Beispiels erinnert, daß ein Araber oder Maure sich einer verbrecherischen Handlung schuldig gemacht hätte. Die Zahl der Sklaven, früher so bedeutend, hat sich seit Abschaffung des Sklavenhandels sehr verringert und soll jetzt nicht über 20,000 betragen. Die Verbesserung der Lage der Eingeborenen hat König Wilhelm selbst zu einem Gegenstande seiner angelegentlichsten Sorge gemacht und die holländische Verwaltung der Insel sich überhaupt in den letzten Jahren merklich gebessert. Die Colonialregierung steht jetzt unter einer unmittelbareren Controle vom Mutterlande, Geistliche aller Glaubensbekenntnisse werden vom Staate besoldet, und es hat sich in Folge einer solchen gleichmäßigen Anerkennung aller ein Geist der Eintracht und Duldung verbreitet, wovon allenthalben die erfreulichsten Äußerungen vorkommen. Als vor einigen Jahren der katholische Pfarrer Wedding zu Batavia starb, folgten sämmtliche Geistliche der Stadt seiner Leiche und ein protestantischer Prediger hielt ihm die Grabrede. Ein anderer protestantischer Geistlicher setzte vor drei Jahren auf dem Todesbette einen katholischen Priester zum Vollstrecker seines Testaments und zum Vormund seiner Kinder ein. So groß ist das gegenseitige Vertrauen, daß für den Religionsunterricht, den die Geistlichen in den übrigens gemeinsamen Schulen den Kindern ihres Glaubensbekenntnisses besonders zu ertheilen ermächtigt sind, eine solche Trennung doch nie stattfindet. Dagegen hat die holländische Verwaltung auch ihre starken Schattenseiten; zu diesen gehören unter Anderm die verderblichen Monopole, Vernachlässigung des Ackerbaus, die nicht darauf Rücksicht nimmt, bei dem Inhaber eines Grundstücks selbst ein Interesse für Verbesserungen zu erwecken oder ein billiges Pachtsystem einzuführen, und endlich die Handelseifersucht, vermöge deren die Holländer sich fürchten, fremde, namentlich englische und amerikanische Schiffe zu freiem Handel in ihre Häfen zuzulassen. Daß die Unbekanntschaft über die statistischen Verhältnisse der Insel, namentlich über ihren auswärtigen Handel*), von dem bisher befolgten System der Heimlichkeit herrührt, ist im Eingange bereits angedeutet worden.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Neu erschien: „Il bandito“, Drama in 5 Acten, von dem Verf. des Dramas: „Gli stati di Blois.“ Auch in Italien versucht man sich noch zuweilen im Drama; in der That, man kann fast in aller Herren und, wie man jetzt fast hinzufügen muß, in aller Frauen Ländern, was die Pflege der dramatischen Dichtkunst betrifft, nur von mehr oder minder gelungenen Versuchen sprechen; der Gründe dazu gibt es mehr, als man hier in aller Kürze aufzählen könnte. Auch das angezeigte italienische Drama ist ein solcher Versuch, ein gutgemeinter, wenn auch kein ebenso gelungener. Dies der Inhalt: Der Graf Alfonso hat beschlossen, seine Tochter an den Grafen Ernesto d'Aliffe zu verheirathen, aber dieser zieht der Verlobten deren Begleiterin, die junge und schöne Luisa vor, die Schwester des Banditenchefs Corrado; Alfonso's Tochter ist aber ihrerseits durch die Kälte ihres Verlobten wenig betroffen; sie liebt ihn nicht, sie liebt vielmehr Corrado, den schönen Banditen. Alfonso geräth darüber, wie einem wohlmeinenden Vater geziemt, in Wuth, ruft seine Leute zusammen, läßt den Banditen ergreifen und wirft ihn in einen Kerker. Die beiden genannten jungen Weiber, die eine auf Antrieb der geschlechtlichen, die andere auf Antrieb geschwisterlicher Liebe, befreien Corrado aus seinem Gewahrsam. Des alten Grafen Zorn steigert sich nun, er flucht seiner Tochter und verstößt sie, wodurch sie genöthigt wird, ein Asyl anzunehmen, welches ihr der Graf d'Aliffe anbietet. Corrado ist ein Italiener, also eifersüchtig, er vermuthet das Schlimmste, geht dem Grafen Ernesto d'Aliffe zu Leibe und zwingt ihn, sich mit ihm zu schlagen. Corrado fällt und die Katastrophe ist da; es bleiben noch Viele übrig, deren Schicksal unerfüllt ist, aber was hilft es? Der Verfasser hat einmal vorgezeichnet, daß Corrado und der Vorhang mit ihm fallen sollen, und beide fallen wirklich. Der Dialog ist ziemlich leblos, die Scenenfolge wenig zusammenhängend; Corrado selbst hat nichts Großes noch Edles, was verführen könnte. Auch die übrigen Charaktere sind unbedeutend, bis auf Ernesto, der einiges Interesse erregt. Alles ist bleich und matt. Ein französisches Journal bemerkt hierzu: „Da es dem Verf. einmal gefallen hat, Elemente aus dem Räuberleben zu verarbeiten, so hätte er jene wilde Energie anwenden sollen, welche man in Schiller's „Räubern“ findet. Hat man einmal die Grenzen des gesetzlichen Lebens durchbrochen, so wird die Übertreibung ein nothwendiges Hülfsmittel. Unnatürliche Leidenschaften fesseln nur durch ihren Exceß. Der Verf. kennt das Theater nicht. Eine einzige Aufführung seines Stückes würde hinreichen, ihm zu zeigen, was er weiterhin zu thun und zu lassen hat.“

Demoiselle C. F. d'Aubigny gab heraus: „Essai sur la littérature italienne depuis la chute de l'empire romain jusqu'à nos jours.“ Eine flüchtige Übersicht, worin die vorzüglichern Schriftsteller Italiens ein wenig weitläufiger behandelt und in ihren Hauptwerken kurz analysirt sind; die unbedeutendern werden fast nur genannt. Da sich die Verfasserin die Grenzen so enge gesteckt hat, so hätte sie sich mehr auf allgemeine Betrachtungen über die verschiedenen Perioden der italienischen Literatur einlassen sollen, statt auf die Analyse einzelner Dichter und Werke; man erhält durchaus kein Gesammtbild der italienische Literatur überhaupt; ja, man erhält kaum Einzelbilder, da der enge Raum des Buches wie die flüchtige Manier der Verfasserin keine in das Wesen der Autoren und ihrer Werke tiefer eingehende Analyse erlaubten. Übrigens zeugen Urtheil und Styl von Geschmack; auch stützt sich die Verfasserin häufig auf die Urtheile bewährter Schriftsteller, die schon vor ihr denselben Gegenstand behandelten, z. B. auf die Urtheile Sismondi's. Einzelne Behauptungen der Verfasserin scheinen zu gewagt; so behauptet sie, daß Manzoni's trefflicher Roman „Die Verlobten“ mit geringerm Beifall in Frankreich aufgenommen worden sei als J. Grossi's mittelmäßiger Roman „Marco Visconti“. Das ist aber ein Irrthum. Manzoni's Roman wird in Frankreich in drei bis vier verschiedenen, freilich oft nur mittelmäßigen Übersetzungen gelesen. Einen gleich glücklichen Erfolg hat Grossi's Roman in Frankreich nicht gehabt. 5.

*) Man weiß indeß jetzt mit ziemlicher Gewißheit, daß der nach Japan keineswegs bedeutend und die Demüthigungen nicht werth ist, welche damit verknüpft sind.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 15. —— 15. Januar 1840.

Albrecht Thaer. Sein Leben und Wirken als Arzt und Landwirth. Aus Thaer's Werken und literarischem Nachlasse dargestellt von Wilhelm Körte.

(Fortsetzung aus Nr. 14.)

Thaer, ein scharfer Denker, fand, als er sich einmal mit Liebe dem landwirthschaftlichen Gewerbe widmete, gar bald, was demselben Noth thue, um es aus seinem allgemeinen Schlummer zu erwecken und auf eine höhere Stufe zu erheben. Er machte zuerst darauf mit Nachdruck aufmerksam, daß es einen doppelten Zweck habe, einen allgemeinen, der darauf hinausgehe, der menschlichen Gesellschaft die von ihm für sie hervorzubringenden Bedürfnisse in möglich größter Menge zu liefern; dann einen besondern, den eigentlichen Gewerbszweck, welcher darin besteht, daß der damit sich Befassende den möglich größten Reinertrag von einer gegebenen Fläche erhalte. Der Unterschied zwischen diesen beiden Zwecken war früher nicht gehörig erkannt worden, und dies hatte auf den Betrieb der Landwirthschaft dadurch nachtheilig eingewirkt, daß man denselben des Nachdenkens, der kaufmännischen Speculation nicht für werth gehalten und dies die bessern Köpfe davon abgeschreckt hatte. Der Glaube war verbreitet, der Ackerbau sei ein elendes Handwerk, das überall schon der bestehenden Örtlichkeit gemäß betrieben werde, keiner durchgreifenden Verbesserung fähig sei. Thaer zeigte das Gegentheil, und hierin besteht mit sein Hauptverdienst; er zeigte ferner, daß beide landwirthschaftliche Zwecke, besonders aber der letztere, den er für den wichtigsten erkannte, weil er, richtig verfolgt, nothwendig auch die Erreichung des erstern mit herbeiführen muß, nicht eher vollkommen zu erlangen wären, als bis der Ackerbau aller Fesseln ledig sei, daß Frohnen, Zehnten, Weideberechtigungen, kurz alle Beschränkungen, welche der freien Benutzung des Grundeigenthums ein Hinderniß in den Weg legen, den höchstmöglichen Ertrag davon nicht erringen lassen, daß die Landwirthschaft nicht eher eine hohe Stufe von Vollkommenheit im Allgemeinen erreichen könne, als bis einem jeden Grundbesitzer, dem großen wie dem kleinen diese freie Benutzung überall zustehe, und daß endlich, um in jedem Verhältniß der Erreichung des möglich größten Reinertrags gewiß zu werden, eine genaue sorgfältige Berechnung, die den Beitrag, welchen jeder einzelne Wirthschaftszweig dazu geliefert, bestimmt nachweise, unumgänglich nothwendig sei.

Daß Thaer die unbezweifelt richtige Ansicht aufstellte, der Gewerbszweck des Landwirths bestehe nicht in der möglich höchsten Production, sondern in dem möglich höchsten Gewinn, ist demselben von Mehren, die ihn nicht verstanden, übel ausgelegt worden, und namentlich hat Adam Müller den Satz aufgestellt, daß diese Ansicht die Moralität verletze. Daß Hr. Körte das Unsinnige in diesem Müller'schen Ausspruche darzulegen versucht, billigen wir; unbegreiflich aber ist es uns, wie er da, wo dieses geschieht, den Glauben hindurchblicken lassen kann, der Hofrath Schulze in Jena trete Adam Müller's Ansicht bei in dem Vortrage, den er in der ersten Versammlung der deutschen Landwirthe zu Dresden im Herbst 1837 über echte Wissenschaftlichkeit in der deutschen Landwirthschaft mit allgemeinem Beifall hielt. Schulze, dessen ganzes Wirken der Beförderung des allgemeinen Menschenwohls rastlos und mit edelm Eifer nachstrebt, tritt keineswegs der Ansicht Müller's bei, sondern sucht vielmehr Thaer gegen dessen Beschuldigungen zu vertheidigen. Nur dann, ist der aus seinen Worten dem Unbefangenen klar hervorgehende Sinn, würde Adam Müller's Vorwurf einigen Grund haben, wenn gefodert würde, der Landwirth solle blos einseitig mit Hintansetzung aller höhern menschlichen Interessen nach dem möglich größten Gewinn trachten. Dies verlangt Thaer aber keineswegs; wer das aus seinen Worten deutet, versteht ihn falsch. Der Landwirth muß als Gewerbsmann allerdings nach dem möglich höchsten Gewinn streben, er muß aber auch dabei zugleich darauf sehen, wie er ihn erreiche, und glücklicherweise ist er in der Lage, dies auf eine Art ins Werk zu setzen, die den Anfoderungen der höchsten Moral entspricht. Keinem Gewerbsmann ist es in dem Maße wie dem Landwirth, zumal dem größern, vergönnt, bei der Verfolgung seines Gewerbszweckes zugleich die höhern menschlichen Interessen zu wahren, Menschenwohl um sich zu verbreiten, auf die Bildung und Sittlichkeit seiner Untergebenen und Mitmenschen wohlthätig einzuwirken, die Religiosität zu befördern und so an die trübe Erwartungen erregende Gegenwart eine bessere Zukunft zu knüpfen. Derjenige nun, welcher mit dem Streben nach Gewinn diese schöne Wirksamkeit verbindet, besitzt die echte Wissenschaftlichkeit der Landwirthschaft. Der dagegen, welcher kalt, ohne Berücksichtigung seiner Mitmenschen nur

den größten Gewinn im Auge hat, selbst im glücklichsten Falle, nur Wissenschaft.

Wir eilen nunmehr flüchtig über Thaer's fernere Lebensumstände hinweg, um nicht zu weitläufig zu werden, und verweisen Die, welche sie näher kennen lernen wollen, an das Buch selbst, worin sie Theilnahme erweckend geschildert sind und nur bei der Behandlung des Reinlandwirthschaftlichen eine umfassendere und vielseitigere Kenntniß desselben zu wünschen wäre. Thaer's ausgezeichnete Leistungen erregten die Aufmerksamkeit des In- und Auslandes in hohem Grade und erwarben ihm zahlreiche Gönner und Freunde, vornehme und mächtige. Im J. 1796 wurde er zum Leibarzt des Königs von England und Kurfürsten von Hanover ernannt, 1797 trat er mit dem von John Sinclair gestifteten großartigen Board of agriculture in Verbindung, und schon in den ersten Jahren des gegenwärtigen Jahrhunderts suchte man ihn, wie stets die ausgezeichnetsten Männer, in die preußischen Staaten zu ziehen. Treu an seinem Vaterlande hängend, konnte er sich nicht eher dazu entschließen, als bis ihm der Aufenthalt darin durch die Besetzung und Mishandlung desselben von den Franzosen von 1803 an verkümmert worden war. Er ging, vom König von Preußen persönlich sehr begünstigt und zum Geheimen Kriegsrath ernannt, 1804 dahin ab, verkaufte sein Besitzthum in Celle, sowie das ohne Erbstandsgeld ihm in Erbpacht übergebene Grundstück von 400 Morgen Land im Oderbruche, und erkaufte dafür nach langer Wahl das am Rande der Höhe, nach dem Oderbruch zu liegende Rittergut Möglin bei Wriezen, das er schon den 30. Juni des genannten Jahres übernahm und wohin er mit seiner Familie und mehren Dienstboten Michaelis 1804 für immer zog. Die Übersiedelung war schwierig und mit manchem bedeutenden Verlust verknüpft, weil zu jener Zeit Reisen und Versendungen dieser Art noch nicht so schnell und sicher wie gegenwärtig auszuführen waren. Der zweite Transport seiner Sachen, den größten Theil seiner Schriften, Hefte (darunter vornehmlich seine gewissenhaft geführten lehrreichen ärztlichen Tagebücher), Auszüge, Briefe und ausgewählten Bücher enthaltend, ging ganz verloren, ein großer Verlust nicht nur für Thaer selbst, sondern für die gesammte gelehrte Welt. Er stellte in Möglin ein großartiges landwirthschaftliches Experiment auf, errichtete daselbst mit vielen Kosten ein landwirthschaftliches Lehrinstitut, aus dem von ihm, anfangs mit Einhof, seinem getreuen Gehülfen schon in Celle, der ihn von dort begleitet hatte, dann mit Crome und endlich mit Körte vereint, gebildet, mehre tüchtige, ihm mit Liebe ergebene Landwirthe hervorgegangen sind, folgte dem Ruf, im Staatsdienste zur bessern neuen agrarischen Gesetzgebung im preußischen Staate mitzuwirken, mit größter Gewissenhaftigkeit und Treue, widmete sich mit vorzüglichem Eifer und Erfolg von 1811 an der Schafzucht, gab seine trefflichen Werke: „Die rationelle Landwirthschaft" (4 Bände), seine „Landwirthschaftliche Gewerbslehre" und die „Möglinschen Annalen der Landwirthschaft", in denen seine trefflichen Abhandlungen über die Schafzucht vor Allem glänzen, neben noch mehren andern minder wichtigen heraus, wirkte, vielfach in Anspruch genommen, nach mehren Seiten hin, so weit es seine Kräfte verstatteten, kräftig und fördernd mit, und verschied endlich zu einem bessern Leben nach langen Leiden an den Folgen des Altersbrandes den 26. October 1828 nach seinem vollendeten 76. Jahre.

Bei der Bewirthschaftung von Möglin beging er anfangs offenbar den Misgriff, daß er, die Güte seines Bodens überschätzend, es unternahm, die Stallfütterung eines großen Rindviehstandes mit Klee, der bei ihm nicht sicher wuchs, durchzusetzen, wie es ihm in Celle gelungen war. Da dies unter den angezeigten Umständen nicht glücklich ausfiel, that er sich selbst in pecuniairer Hinsicht großen Schaden und brachte sich selbst bei den rein praktischen Landwirthen in einigen Miscredit. Überhaupt war wol nicht zu verkennen, daß ihm die Fähigkeit zur Selbstdirection einer großen Wirthschaft, die entweder besonders angeboren, oder von jüngern Jahren an gelernt werden muß, abging. Er wußte wohl, was und wie es geschehen sollte; aber es selbst zweckmäßig auszuführen, war ihm schwer, ja fast unmöglich. Schon seine, von unserm Verf. auch hervorgehobene Untüchtigkeit, einen für sich vortheilhaften Handel, sei es als Käufer oder Verkäufer abzuschließen, weil er jedesmal den Gegenpart zu verletzen glaubte, machte ihn untauglich zu einem Wirthschaftsdirector. Erst von 1811 an, wo er zur Schafzucht überging, auch seiner Wirthschaft eine darauf berechnete Einrichtung gab und demnach, obgleich die Grundsätze des Fruchtwechsels festhaltend, mehre Weideschläge anlegte, nahm seine Wirthschaftsführung eine günstigere Wendung, und zwar eine so günstige, daß alle seine frühern Geldverlegenheiten aufhörten, er zuletzt noch, was ihm mehr als irgend einem Andern zu gönnen war, wenn auch kein reicher, doch ein sehr wohlhabender Mann wurde und seinen Grundbesitz durch den Zukauf der Rittergüter Lüdersdorf mit Biesdorf vergrößern konnte. Was er überhaupt als Schafzüchter geleistet hat, ist außerordentlich. Wie er früher schon unverkennbar für die Wissenschaft der gesammten Landwirthschaft viel gethan hatte und deshalb nicht mit Unrecht der Vater der rationellen Landwirthschaft, d. h. desjenigen Betriebs der Landwirthschaft, der sich nicht an einseitig vorgeschriebene Regeln, die nicht überall passen können, bindet, sondern auf andere Wissenschaften, namentlich die Naturwissenschaften gestützt, sich in jedem besondern Falle durch Nachdenken die passende Regel selbst erfindet, genannt worden ist, so nun erhob er auch diesen besondern Zweig der Landwirthschaft zu einer wahren Wissenschaft. Vor ihm gab es keine, nach festen wissenschaftlichen Grundsätzen betriebene Schafzucht; er zeigte erst genau, was wirklich zu erreichen sei, machte auf die Gewalt aufmerksam, welche mittels einer zweckmäßigen Paarung weiblicher mit männlichen Thieren der Mensch auf die körperliche Gestalt und besondern Eigenschaften der Thiere auszuüben vermag, suchte bestimmte Regeln dafür aufzufinden, brachte in die bisher so schwankende und einer bezeichnenden Terminologie entbehrende Wollkenntniß einige Ordnung, leistete überhaupt bei der

Schafzucht entschieden mehr als der berühmte Bakewell und seine Nachfolger; er leistete deshalb mehr, weil er die Sache wirklich wissenschaftlich und zum allgemeinen Besten, nicht blos zu seinem eigenen Vortheil betrieb, daher seine Entdeckungen und sein Verfahren nicht in ein geheimnißvolles Dunkel wie jene Engländer hüllte, sondern öffentlich bekannt machte und sich freute, wenn er Nachfolger fand. Erst 1811 faßte er den Entschluß, eine feinwollige Schafheerde in Möglin aufzustellen, und der als ausgezeichneter Landwirth berühmte Amtsrath Koppe zu Wollup, der damals Wirthschaftsdirector unter Thaer in Möglin war, betrieb nicht nur die Ausführung dieses Entschlusses, sondern machte auch die ersten Ankäufe von Schafen, 120 Stück, in den besten Schäfereien Sachsens. Dieser Stamm wurde späterhin noch vermehrt durch ein Geschenk von 14 Stück ausgezeichnet schöner Mutterschafe, das ihm der Graf von Schönburg-Rochsburg als einen Dank für die von ihm verbreiteten richtigen Principien der höhern Schafzucht machte, und bis 1818 durch alljährliche Ankäufe von Märzschafen aus Sachsen. Daraus ging durch zweckmäßige Paarung und consequente Züchtung diese vortreffliche möglinsche Schafheerde hervor, deren Wolle nach wenigen Jahren für die beste erklärt wurde, die auf den berliner Wollmarkt kam und die zu erkaufen die Wollhändler sich drängten. In einem (S. 220) mitgetheilten Briefe, den er von Berlin aus zur Zeit eines Wollmarkts an seine geliebte Philippine geschrieben, erzählt er, sehr zufriedengestellt, daß man einstimmig anerkenne, er habe das Außerordentliche errungen, worauf kein Anderer Anspruch machen könne. Man ehre ihn deshalb ungemein; wenn er auf den Wollmarkt komme, stehen Alle mit dem Hut in der Hand, man nenne ihn nur den Wollmarktskönig und habe ihm als solchen auch sein Lebehoch an einer großen Tafel ausgebracht. Dieses geschah an der Table d'hôte im Gasthofe zur Stadt Rom, wo der Geheimerath F. A. Wolf, der große Philolog, zu essen pflegte, welcher an ebendemselben Tage auch folgenden Witz zum Besten gab: er erkenne in den meisten Gästen zwar Wohlhabende, aber offenbare Wollüstlinge, und es sei doch artig, daß diese Leute auch ihren eigenen Voltaire (Woll-Thaer) hätten!

Wie einträglich ihm seine Schäferei wurde, geht daraus hervor, daß er die Wolle davon mehrmals für 30—40 Thlr. pro Stein verkaufte, und 1826 durch eine Versteigerung von 194 Mutterschafen und 160 Böcken, von denen einer mit 510 Thlr. bezahlt wurde, 15,510 Thlr. löste. Diese Preise kamen ihm selbst zu hoch vor, und er ließ sich daher zu einer zweiten ähnlichen Versteigerung nicht wieder bereden, sondern verkaufte fernerhin nur nach festen Preisen ausgewählte Thiere für 20—200 Thlr. in Gold.

(Der Beschluß folgt.)

Java und die übrigen holländischen Colonien im indischen Archipelagus.

(Beschluß aus Nr. 14.)

Von den Producten der Insel Java sind die eßbaren Vogelnester hinlänglich bekannt, nicht so die eingemachten Enteneier, die einen nicht minder gesuchten Leckerbissen und einen an Wichtigkeit stets zunehmenden Ausfuhrartikel ausmachen. Durch die vielen Flüsse und stehenden Gewässer auf Java sind die Bewohner in Stand gesetzt, Enten in außerordentlich großer Zahl zu halten. Das eine Dorf Dawic hat deren allein über 10,000. Die Eier werden gesammelt und eingepökelt, wovon das Verfahren den Eingeborenen allein bekannt sein soll, da alle in dieser Hinsicht von Europäern und Chinesen gemachten Versuche fehlgeschlagen sind. Am meisten geschätzt werden die Eier von dunkelrother Farbe, die man, wie auch den eigenthümlichen Geschmack, einem Wurm (jerit) zuschreibt, mit dem die Javanesen die Enten füttern, sobald diese zu legen anfangen.

Die Molukken oder Gewürzinseln haben ihre besondere Regierung, welche zu der von Java etwa in einem Verhältnisse steht wie die Präsidentschaften Madras und Bombai zu der Oberbehörde in Kalkutta. Die Residenz ist Amboina, deren Bewohner physisch sowol wie moralisch weit über den Javanesen stehen. Sehr viele von ihnen sind Christen geworden, hauptsächlich durch das Verdienst des reformirten Geistlichen, Dr. Kam, der in seinen erleuchteten Bestrebungen von dem Grundsatze ausging, daß das Christenthum Denen, welche man erst bekehren wolle, und Denen, welche sich bereits in seinem Schoos befinden, nicht in gleicher Form geboten werden müsse. Den Erstern sollen anfangs nur einfache und allgemeine Wahrheiten gelehrt und die Mysterien des Glaubens ihnen langsam und allmälig enthüllt werden. Die Regierung, bei der diese seine Ansichten Eingang fanden, hat ihm eine besondere Kirche für die Neubekehrten eingeräumt, deren Gemeinde zahlreich und in stetem Wachsthum begriffen ist. Äußerlich unterscheiden sich die amboinaschen Christen dadurch von den Mohammedanern, daß sie statt des Turbans den Hut wie die Europäer tragen, weshalb in der gewöhnlichen Sprache ein Übertritt zum Christenthum durch die Redensart bezeichnet wird: „Er will einen Hut aufsetzen.“ Haupthandelsartikel für Amboina sind die Gewürznelken, deren jährlicher Ertrag im Durchschnitt auf 300,000 Pfund angegeben wird.

Was für Amboina die Gewürznelke, ist für Banda die Muskatnuß, die hier in solcher Fülle gedeiht, daß die ganze Insel ein Hain von Muskatnußbäumen zu sein scheint. Im Allgemeinen gleicht das äußere Aussehen dieses Baums dem eines europäischen Birnbaums, nur daß er noch beträchtlich höher wird. Nachdem die Blüte abgefallen ist, braucht die Nuß einige Monate, um zu reifen. Eine Schale von gelblich-grüner Farbe, in der sie sich eingeschlossen findet, macht sie äußerlich der wilden Kastanie ähnlich. Platzt jene, dann tritt mit der sogenannten Muskatblüte von glänzend rother Farbe die Nuß hervor. Nun nimmt man sie ab, was, obgleich der Muskatnußbaum das ganze Jahr hindurch trägt, gewöhnlich im August geschieht, der Zeit der eigentlichen oder Haupternte. Der durchschnittliche Ertrag eines jeden Baumes ist von 5—6 Pfund, doch geben manche wol 15—20 Pfund Nüsse. Hat man diese eingesammelt und sorgfältig von der Schale und der Muskatblüte gelöst, dann werden sie auf Hürden über Holzfeuer getrocknet. Dies währt wol zwei bis drei Monate und bedarf großer Aufmerksamkeit, da zu viel Hitze das Aroma der Nuß zerstören würde. Hierauf werden sie von einer innern sehr zähen und dicken Schale befreit, in eine Mischung von Kalk und Seewasser getaucht und so versandt. Die Muskatblüte wird nur an der Sonne getrocknet. Nöthigt schlechtes Wetter den Pflanzer sie wie die Nüsse auf Hürden über Feuer zu trocknen, dann verlieren sie Farbe und Geruch. Die Erzielung dieses Products gleicht in wirthschaftlicher Hinsicht ziemlich dem auf den Zuckerplantagen in Westindien befolgten System. Banda und die benachbarten Inseln waren, als sie 1621 endlich erobert wurden, fast ganz entvölkert, es fehlte an Händen zur Erzielung des so gesuchten Products und die holländisch-ostindische Compagnie machte aus den Nußwäldern deshalb einzelne Parks oder Parcellen, die sie an europäische Colonisten (Perkenniers genannt) umsonst vertheilte, mit der einzigen Bedingung, daß

sie den Ertrag ausschließlich an die Compagnie zu einem bestimmten Preise verkaufen sollten, wogegen die Compagnie sich noch anheischig machte, sie mit Reis zu dem Marktpreise von Batavia und mit Sklaven zu 40 Reichsthalern das Stück zu versehen. Die Folge dieses Systems war, daß die Perkenniers, Alles ihren Sklaven überlassend, sich selbst einem trägen und ausschweifenden Leben hingaben und auf die Parke, so viel sie nur irgend konnten, borgten. Die Aufhebung des Sklavenhandels verschlimmerte ihre Lage beträchtlich, die Parke verfielen gänzlich und die holländische Regierung erließ deshalb 1830 die Verordnung, daß alle schwereren Verbrecher unter den Eingeborenen Javas nach Banda gebracht werden und hier Zwangsarbeit in den Pflanzungen verrichten sollten. Den Reichthum einiger Perkenniers betreffend, worauf man sich berufen hat, um zu erweisen, daß das von der holländischen Compagnie eingeführte System nicht so fehlerhaft gewesen sei, so muß man bedenken, daß sie denselben nicht durch Bestellung ihrer Parke, sondern laut amtlichen Zeugnissen durch Schmuggelhandel erworben hatten; daher schreiben sich auch die zahllosen Verbote, Sklaven zu Seeleuten zu bilden. Banda würde wegen seiner Fruchtbarkeit, seiner günstigen Lage und seiner wohlgesicherten Rhede eine der vorzüglichsten holländischen Besitzungen ausmachen, würde es nicht mehr als jede andere von Erdbeben und vulkanischen Erschütterungen heimgesucht. Dieselben sind so furchtbar, daß man bereits im Ernst daran gedacht hat, die Colonie ganz aufzugeben.

Die Insel Ternate verspricht, nachdem das schändliche System der Beschränkung des Gewürzbaus aufgegeben worden ist, von großer Wichtigkeit werden zu wollen. Timor und Celebes sind noch lange nicht, was sie sein könnten, und obgleich sie beide gute Minen und einen sehr fruchtbaren Boden besitzen, äußerst vernachlässigt. Die Niederlassung zu Makassar auf Celebes würde sogar ganz aufgegeben worden sein, behielte man sie nicht wegen des Gewinns bei, den die dortige Trepongfischerei abwirft. Benkoolen auf Sumatra bringt auch wenig ein; doch hofft man, daß die in der Nähe dieser Niederlassung entdeckten Kohlenminen dem alten Handel der Stadt einen neuen Aufschwung geben werden. Da die holländische Regierung seit einiger Zeit angefangen hat, ihre bis dahin ausschließlich von der belgischen Frage in Anspruch genommene Aufmerksamkeit den Colonien zuzuwenden, so ist eine Commission niedergesetzt worden, um über alle holländischen Besitzungen im indischen Archipelagus den genauesten und vollständigsten statistischen Bericht zu entwerfen. 19.

Miscellen.

Die Teniers und Ostade der Alten.

Wenn man von Apelles, Zeuxis, Parrhasius, Timanthes und andern Malern der Alten liest, so denkt man immer nur an das Edle, Große, Schöne, Erhabene, Ideale, was sie in ihren Gemälden ausgeführt haben; man stellt sie alle im Geiste mit unsern Rafael, Correggio, Tizian u. A. auf eine Linie. Indessen die Griechen hatten neben diesen Meistern ihre Ostade, Teniers, Brauwer, Watteau, und wenn diese uns nicht so bekannt worden sind — dem Namen nach — wie jene, so liegt es an zufälligen Umständen, z. B. daran, daß die Werke eines Apelles oft in Auftrag eines Staates geliefert, von einem Fürsten bestellt wurden, mithin der Geschichte anheimfielen, wenn sie ihrer auch nur mit zwei Worten gedachte, während die Arbeiten der griechischen Teniers blos in den Händen der Liebhaber blieben. Die Namen und Verdienste von einigen sind aber doch auf uns gekommen. Plinius (XXXV, 37) führt uns einen Pyreicus vor, ein echter Holländer möchte man sagen. In der Kunst war er nur wenigen nachzusetzen, sagt der alte Römer; er malte nur niedrige Gegenstände, aber in diesen erwarb er sich den höchsten Ruhm. Und die niedrigen Gegenstände waren? Barbierstuben, Schusterwerkstätten, Küchenstücke, aber in der größten Vollendung, und seine kleinern Arbeiten wurden theuerer bezahlt als die größten von vielen andern. Die neidischen Kunstverwandten nannten ihn den Lumpenmaler (Rhyparographus); aber hat Plinius ihn recht geschildert, so malte er gemeine Gegenstände in der vollendetsten Wahrheit und Natur. Von einem Caricaturenmaler scheint Aristoteles, Aelian, Suidas, Plutarch zu sprechen; Pauson hieß er und eine Anekdote von ihm erzählt namentlich Aelian („Var. hist.", XIV, 15). Ein anderer, Calades, hat seinen Namen durch kleine Genrestücke des häuslichen Lebens auf uns vererbt (comicis tabellis sagt Plinius von ihm a. a. O.). In Caricaturen zeichnete sich namentlich ein Antiphilus aus (Plinius a. a. O.); seine Manier fand Nachahmer, und die Grillen desselben, wie seine Bilder hießen, weil das erste einen Schauspieler Gryllus in der Maske und Stellung auf der Bühne wiedergab, fanden allgemeinen Beifall. Die schönen Wandgemälde der Alten, welche noch jetzt in Pompeji bewundert werden, kamen erst unter August durch einen Maler Ludius in Aufnahme, aber sie allein würden darthun, daß die Alten, wenigstens in den spätern Perioden, jeden Gegenstand, der darstellungsfähig war, in das Gebiet der Malerei zogen. 20.

Der Schachspieler von Kempelen auf eine andere Manier.

Unter Ludwig XIV. lebte in Troyes ein Organist, dessen ganzes Sinnen und Trachten dahin ging, Geld zu gewinnen. Er baute ein Spinett mit drei Claviaturen, gab seine Orgelei auf, zog mit Frau und Kindern und dem Instrument fort, in der Absicht, sich darauf hören zu lassen. Raisin kündigte in einem langen Anschlagzettel Wunderwerke des Gehorsams der Mechanik auf dem neu erfundenen Instrumente an. Die Menge lief zu, bald auch die Kenner, alle wurden entzückt, und Niemand wußte, wie das alles zuging. Erst spielten der älteste kleine Raisin und seine Schwester Babet, jedes auf ihrem Clavier, zusammen ein Stück. Das dritte Clavier wiederholte dasselbe Note für Note, beide Kinder halten die Arme aufgehoben. Der Vater zog mit einem Schlüssel ein Rad an dem letztern Instrument auf, es rasselte und knarrte darin wie in einem Weberstuhl. Er veränderte dann den Platz, damit man die vollkommene Vereinzelung des Claviers sehen könne. Als Alles fertig war, redete er das Instrument an: „Spinett, mein Liebchen, spiele einmal die Courante von Lambert, den Branle der Herzoginnen, die Gigue von Gundron." Das gehorsame Spinett vollstreckte aufs pünktlichste den Befehl. Manchmal unterbrach es Raisin: „Halt ein, Spinett, einen Augenblick." Es hielt inne, und wie er befahl fortzufahren, so geschah auch dies, genau da anfangend, wo es aufhörte zu spielen. Ganz Paris beschäftigte sich mit dem kleinen Wunderwerk, es wurde hier und da sogar von Hexerei gemunkelt; Niemand konnte das verborgene Geheimniß enträthseln. Als Raisin sich ein Sümmchen von 20,000 Livres zusammengespielt hatte, wurde er mit dem Zauberspinett zu Ludwig XIV. gerufen, der die Erfindung bewunderte, und befahl bei der Königin es spielen zu lassen. Aber die Königin ergötzte sich nicht daran, sondern erschrak darüber. Der König befahl sogleich das Spinett zu öffnen, statt eines Teufels mit Hörnern, den die Königin erwartete, trat ein Kind von fünf Jahren schön wie ein Engel heraus, das die Befürchtung niederschlug. Es war der kleinste Raisin, der von ihren Majestäten geliebkost wurde. Der Reiz des Geheimnißvollen war verloren, allein nicht der Zulauf. Um den künstlichen Mechanismus zu sehen, drängten sich gar Viele hinzu, und da Raisin dramatische Belustigungen damit verband, hatte er nach wie vor ein großes Publicum. Das Concert machte den Anfang, dann tanzten Raisin's vier Kinder eine Sarabande und im Verein mit andern Kindern führten sie endlich ein kleines Stück auf. In der Folge wurde ein förmliches Kindertheater daraus, das sich Les comédiens de M. le Dauphin nannte, auf welchem Molière den berühmten Baron antraf. 31.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 16. —— 16. Januar 1840.

Albrecht Thaer. Sein Leben und Wirken als Arzt und Landwirth. Aus Thaer's Werken und literarischem Nachlasse dargestellt von Wilhelm Körte.

(Beschluß aus Nr. 15.)

Nicht so ersprießlich für Thaer ward, vom Anfang an wenigstens, sein in Möglin errichtetes landwirthschaftliches Lehrinstitut. Er beschleunigte dessen Anlage, um seinen eingegangenen Verpflichtungen nachzukommen, bald nach seiner Ankunft in Möglin, und fing den Bau eines zweckmäßigen Institutgebäudes, da es ihm an eigenem Capital fehlte, auf Actien an, deren nothwendige Anzahl bald gezeichnet wurde. Da kam unglücklicherweise der für Preußen so traurige Krieg 1806, dessen betrübten Ausgang Niemand geahnet hatte; in Folge seiner Drangsale konnten mehre Actionnairs ihre eingegangenen Verpflichtungen nicht einhalten, und dadurch gerieth Thaer natürlich in die peinlichsten Verlegenheiten, um so mehr, da die Kriegslasten auch auf der ganzen Wirthschaft schwer ruhten und deren Ertrag zum größten Theil aufzehrten. Es war für Thaer und Möglin eine schwere Zeit, die ihn mehrmals an den Abgrund führte, in der er aber seine Charakterstärke in hohem Grade bewährte. Er blieb, trotz alles auf ihn einstürmenden Ungemachs, so heiter, lebens- und geisteskräftig, daß Ref., der damals das Glück hatte, sein Schüler zu sein, nachdem er den ganzen Zusammenhang der Dinge kennen gelernt, nicht begreifen konnte, wie es ihm möglich geworden, diese Ruhe und Unverdrossenheit zu gewinnen. Zu verkennen war indessen nicht, daß ein gewisses gedrücktes Verhältniß über den sämmtlichen Gliedern der Familie waltete, das, nachdem Ref. den Grund davon erkannt, ihm, der sich zu ihnen mit besonderer Liebe und Anhänglichkeit hingezogen fühlte, den lebhaften Wunsch einflößte, hier helfen zu können, und ihn mit wahrer Wuth erfüllte, wenn er die hämischen Angriffe auf die möglinsche Lehranstalt las, die damals in mehren Zeitschriften, namentlich in den famösen „Feuerbränden" des Hrn. v. Cölln zu lesen waren. Es war, als wenn ein eigener Unstern über diesem Institute waltete. Der redliche Gehülfe und treue Freund Thaer's, der treffliche Einhof, ein rein kindlicher Mensch und tüchtiger Chemiker, der bei längerm Leben der Wissenschaft gewiß noch viel genutzt hätte, und der der ganzen Familie mit Rath, That und Trost, sich selbst aufopfernd, stets zur Seite stand, starb im Frühjahr 1808 am Nervenfieber, einer der härtesten Schläge, die damals Thaer treffen konnten; dennoch ermannte er sich, kaum sichtbar angegriffen, und war sogar fähig, einen Theil der Vorträge, die Einhof gehalten, fortzusetzen. Auch dessen Nachfolger, der Professor Crome, der zugleich sein Schwiegersohn ward, sollte bald einem gleichen Schicksal unterliegen, auch ihn raffte nach wenigen Jahren kräftigen Wirkens das Nervenfieber dahin, und erst sein dritter Gehülfe als Professor an dem Institute, Hr. Franz Körte, der die Witwe Crome ehelichte, war bestimmt, seinen Schwiegervater zu überleben und bis an dessen Ende ihn treulichst zu unterstützen, ihm auch die Redaction der „Möglinschen Annalen der Landwirthschaft" abzunehmen.

Alle diese geschilderten Unbilden lösten sich im Laufe der Zeit in ein günstigeres Verhältniß auf; das Institut, wie die Wirthschaft entwuchs dem auf ihm lastenden Druck, ersetzte, wenngleich durch den Befreiungskrieg noch einmal gestört, die frühern dabei erlittenen Verluste wieder, ward von dem Könige ansehnlich unterstützt, zu einer Akademie der Landwirthschaft erhoben, hat durch seine zahlreichen, zum Theil ausgezeichneten Schüler zur Verbreitung des bessern landwirthschaftlichen Wissens viel beigetragen und unter der Leitung des mit seinem Schwager Körte verbundenen dritten Sohnes des Verewigten eines noch immer gesegneten Fortgangs, hoffentlich dauernd, sich zu erfreuen. Es ist gewiß sehr tröstend, zu sehen, wie das wahrhaft Gute doch fast immer aus dem Sturm der Zeiten siegreich hervorgeht. Wir haben übrigens diesem, wie er Thaer's Unternehmungen in Möglin hart berührte, etwas Wesentliches zu verdanken, nämlich das frühere Erscheinen der „Rationellen Landwirthschaft", des besten bis dahin geschriebenen ausführlichen Lehrbuchs dieses Gewerbes, das nur eine Nation aufzuweisen hat, mit dem sein Verf. jedoch keineswegs, wie Einige meinen, die möglich höchste erreichbare Stufe des landwirthschaftlichen Wissens bezeichnen gewollt hat. Es sollte im Gegentheil nur die Bahn zu dessen Vervollkommnung zeigen, und er hätte es gern selbst noch zum Theil verbessert und umgearbeitet; denn nur nothgedrungen, um während jener traurigen Periode den Mangel zu decken, den die möglinsche Wirthschaft nicht zu decken vermocht, konnte er sich entschließen, das genannte Werk auf Subscription herauszugeben, an dem er schon in Celle zu arbeiten angefangen, das er seinen fes-

feinden Vorträgen zum Grunde legte, an dem er fortwährend besserte und das ihm dennoch nimmer ganz genügte. Überhaupt ward er nur schwer zufriedengestellt durch seine eigenen schriftstellerischen Werke, und diesem Umstande ist es mit zuzuschreiben, daß er als medicinischer Schriftsteller weniger geleistet hat; denn wenn er früher auch mehrmals die Absicht hatte, als solcher aufzutreten, so wurde er doch immer wieder durch die Besorgniß davon zurückgehalten, daß er durch einen möglicherweise verbreiteten Irrthum schaden könne, was im ärztlichen Fache ungleich mehr zu bedeuten habe als im landwirthschaftlichen.

Nehmen wir nun zusammen, was dieser gewiß außerordentliche Mann wirkte und leistete, was er erstrebte und beabsichtigte, wie viel treffliche Schüler er bildete, wie viel Freunde und Gönner er sich erwarb, so wird man es auch natürlich finden, daß man ihm noch bei Lebzeiten die Achtung, die er sich erworben, auf recht auffallende Weise an den Tag zu legen wünschte. Er wurde reich mit Ehrenzeichen geschmückt, in die namhaftesten Gelehrten- und Landwirthschaftsgesellschaften des In- und Auslandes aufgenommen, und den 16. Mai 1824, funfzig Jahre nach seiner Doctorpromotion, mit einem Jubelfeste erfreut, das seine angesehensten Freunde und Schüler in dem Badeorte Freienwalde veranstaltet hatten, und bei dem er reichlich beschenkt, mit Ordensdecorationen mehrer Staaten geschmückt, durch ehrende Schreiben hoher Personen erfreut, vielfach besungen und durch besondere Deputationen von mehren Seiten her die größte Hochachtung bewiesen erhielt. Alles dies ist in dem vorliegenden Buche auf recht anziehende Weise beschrieben und dabei einiger der Festgesänge gedacht, die dem Jubelgreise zu Ehren angestimmt worden waren, einer davon auch, das sogenannte „Jasonlied", das vorzüglich gefiel, in den Beilagen besonders abgedruckt.

Da über die Entstehung jener Festgesänge, zu denen selbst Goethe, und außer ihm Riemer, St. Schütze, Peucer, Fleischhauer und Mehre Beiträge lieferten, wie Ref. weiß, mancher Irrthum obwaltet und jeder Irrthum schädlich ist, dürfte eine Aufklärung desselben, die Ref. zufällig zu geben vermag, hier nicht am unrechten Orte sein, um so mehr, da sie vielleicht nicht ohne literarhistorisches Interesse ist.

Schon 1823, zur Zeit des von Thaer in Leipzig veranstalteten Schafzüchterconvents kam die Feier des erwähnten Jubiläums zur Sprache, und besonders foderte der Gutsbesitzer Schulze auf Heinrichsdorf bei Bahn in Pommern dazu auf. Er sprach darüber auch viel und umständlich mit einem andern frühern Schüler Thaer's, der diesem und seiner Familie mit besonderer Zuneigung ergeben war und sich daher auch vorzüglich lebhaft für dieses projectirte Fest interessirte. Dabei kam die Rede darauf, daß es würdig sei, auch von mehren vorzüglichen Dichtern Deutschlands besungen zu werden, und Letzterer, auf seine Bekanntschaften in Weimar bauend, übernahm es im Feuer für die Sache etwas voreilig, dafür Sorge zu tragen. Nicht müßig darin, wandte er sich, von Schulze nochmals brieflich aufgefodert, zeitig genug an mehre namhafte Dichter und war so glücklich, von den schon früher genannten bestimmte Zusicherungen zu erhalten, mußte aber einem Jeden zuvor einen Umriß von Dem geben, was Thaer geleistet habe und warum er ein Jubelfest verdiene; die Unbekanntschaft damit fand er auf eine ihn wahrhaft kränkende Weise groß. Goethe, der durch den Geheimen Hofrath Helbig in Weimar geneigt gemacht wurde, bei dieser Gelegenheit mit wirksam zu sein, erklärte sich darüber in seiner trockenen Weise ungefähr folgendermaßen:

> Ja, ich möchte gern diesem Ehrenmann, von dem ich schon viel gehört, in einem Gedicht meine Hochachtung beweisen; aber ich muß doch zuvor erst wissen, worin seine Verdienste eigentlich bestehen und was wir ihm zu verdanken haben.

Darauf entwarf der die Sache vornehmlich Betreibende eine ziemlich umständliche schriftliche Schilderung der ihm bekannten Lebensumstände und der vorzüglichsten Leistungen Thaer's, in welcher er vornehmlich hervorhob, daß derselbe von der Gärtnerei zum Ackerbau übergegangen sei und sich um die Verbreitung der Wechselwirthschaft sehr verdient gemacht habe. Dies hatte den naturkundigen und naturliebenden Goethe vorzugsweise angesprochen, und wie vortrefflich er es zu benutzen gewußt, zeigt das herrliche Gedicht:

> Wer müht sich wol im Garten dort
> Und mustert jedes Beet ꝛc.?

und die schöne Stelle darin, die jeder Landwirth über seine Stubenthür schreiben sollte:

> Nicht ruhen soll der Erdenkloß,
> Noch weniger der Mann.

Von der Entstehungsweise dieses Gedichts sagt indessen Goethe nichts; er läßt sich Band 4 seiner sämmtlichen Werke (Duodezausgabe von 1827, S. 188) nur folgendermaßen darüber aus:

> Bei Thaer's Jubelfest wollte ich, obschon abwesend, meinen aufrichtigen Antheil dem würdigen Manne zu beweisen nicht verfehlen.

Die aus Weimar ihm zugesagten Gedichte schienen dem eifrigen Besteller noch immer nicht hinlänglich, er wünschte noch in einigen andern seine besondern Ansichten ausgesprochen zu sehen und gewann dafür einen glücklichen Gelegenheitsdichter, den Pastor Saupe zu Großaga, dem wir denn auch das besprochene „Jasonlied" zu verdanken haben. Keineswegs ist der wirkliche Verf. desselben ein Schüler Thaer's, wie man nach einer Ref. vor kurzem gewordenen Anzeige vermuthet hat; auch ist selbiges keineswegs, wie man ebenfalls gewähnt, von Zelter, sondern vom Cantor Lägel in Gera in Musik gesetzt worden; jener hat blos das Goethe'sche Gedicht componirt.

In den genannten Beilagen findet man außer jenem „Jasonliede" noch mehre interessante Documente, z. B. den Beweis von Thaer's Autorschaft des besprochenen Fragments, dann den von ihm ausgearbeiteten Plan zu einer Landesmedicinalanstalt von 1794; einen französischen Brief des Herrn Girod an Thaer über Schafzucht; einen Aufsatz über Zweck, Einrichtung und Verfassung der Akademie des Landbaus zu Möglin; ein merkwürdiges Schreiben Thaer's an Leisewitz von 1775, worin er sich kunstsinnig über den „Julius von Tarent" ausspricht, und eine chronologische Übersicht der Aufnahme Thaer's in Akademien, landwirthschaftliche und andere Gesellschaften.

Wir fügten nun gern noch eine genaue Charakteristik Thaer's hinzu, wenn diese Anzeige nicht ohnedies schon zu

lang gerathen und jene Charakteristik nicht in dem angezeigten Buche von S. 325 an selbst zu lesen wäre. Es sei daher nur Einiges, was zur Vervollständigung des hier von dem Verewigten entworfenen Gemäldes zu gehören scheint, daraus mitgetheilt: Sein gutes weiches Herz verrieth sich leicht, auch bei geringer zufälliger Anregung. Was man jedoch ein gefälliges Wesen nennt, war ihm so wenig zu eigen, wie alle Sorten jener Liebenswürdigkeit, die nur auf der Oberfläche schwimmt und nicht aus dem eigensten Innern hervorblüht. Dagegen war er ein Menschenfreund im schönsten, vollsten Sinne des Wortes. Die Verbreitung allgemeinen Menschenwohls hielt er für die Hauptaufgabe des Lebens. Müßiges Treiben und Haarspalten war ihm zuwider, nur die gesunde Vernunft ihm Princip und Quell aller Theorie und Praxis. Poesie und Philosophie waren in ihm nicht activ, sondern nur passiv vorhanden; doch war er für ihre großen Einflüsse höchst empfänglich. Die wahre Schönheit suchte er in der Übereinstimmung aller Theile zum Zwecke des Ganzen. Er konnte nichts schön finden, was ganz zwecklos ist. Sein Scharfsinn war seine Genialität; nicht blos eine Eigenschaft seiner Seele, sondern vielmehr das Resultat, die Summe des richtigen Gleichgewichts seiner gesammten geistigen und sittlichen Anlagen. Seine unwandelbare Redlichkeit und unbedingte Gerechtigkeit, seine schlichte Treue in allem Verkehr, sowie seine energische Beharrlichkeit in allen Unternehmungen konnten sich nur bei einer so durchaus ruhigen gesunden Vernunft so schön vollenden und die ihm angeborene heftige physische Reizbarkeit überwinden. Diese brach jedoch bisweilen durch, besonders bei Widerspruch, zumal nicht gehörig motivirtem, den er gar nicht vertragen konnte und der ihn bisweilen, wenigstens für Augenblicke, sogar zu Ungerechtigkeiten zu verleiten vermochte, die er jedoch gewöhnlich bald selbst erkannte und wieder gut zu machen suchte. Im geselligen Leben, das er sehr liebte, war er, besonders in frühern Jahren, die Seele der Gesellschaften. Sein liebenswürdiger Charakter, seine schlichte Offenheit, sein harmloser Witz, seine Heiterkeit machten ihn überall willkommen.

Was seine Religiosität betrifft, deren schon mehrmals gedacht worden, so sagt der Verf. ganz richtig:

Der Christ blieb ihm im Herzen, der Glaube aber ward verbannt durch Schuld widersinnigen Unterrichts. Gott offenbarte sich ihm unmittelbar durch die Natur. Wenn ihm aber auch der christliche Glaube fremd blieb, so war doch die Hauptsumme der christlichen Lehre: „Liebe Gott über Alles und deinen Nächsten als dich selbst!" die Basis seines Lebens, Denkens und Handelns. Sein religiöser Sinn bildete sich nach innen aus, aber desto weniger nach außen für die Kirche.

Seine Witwe überlebte ihn noch einige Jahre, mit ihr von mehren Kindern noch zwei Töchter, davon eine unverheirathet, und drei wackere Söhne, alle wohl versorgt, zwei Landwirthe, einer Arzt in Berlin; der letzte, ein trefflicher Mensch von Geist und Herz, ist aber 1837, viel zu früh für seine Familie und seine Freunde, dem geliebten Vater in die Ewigkeit nachgefolgt. 21.

Correspondenznachrichten.

London, 24. Dec. 1839.

Bei den wenigen Spuren wahren Lebens auf dem Felde der hiesigen schönen Literatur ist eine neue Auflage von Black's (des Herausgebers der „Morning chronicle") vortrefflicher Übersetzung von Schlegel's „Geschichte der dramatischen Kunst", von besonderer Bedeutsamkeit. In einer dieser neuen Auflage beigegebenen Einleitung zeigt sich deutlich das Bedürfniß einer bessern Kritik als der hier gegenwärtig herrschenden, über welche sie sich mit großer Schärfe ausspricht. „Diese thätigen Geister", heißt es von den hiesigen Journalkritikern, „welche jetzt alle emsig beschäftigt sind, Alles, was ihnen vorkommt, zu kritisiren, welche eine Entscheidung fertig haben nach einer theilweisen Ansicht oder nach einer flüchtigen Analyse und welche glauben, analysiren heiße verstehen, veranlassen uns natürlich zu der Frage, ob sie einen bestimmten Begriff mit dem Ausdrucke Synthesis verbinden, sollen wir nicht annehmen, daß dieses Wort bei ihnen in völlige Vergessenheit gerathen sei." Nun, eigentliche Kritik enthält im Grunde die englische periodische Literatur meistens gar nicht. Das ungewöhnliche Geschäft der Reviewers — bis zu den Quarterlies hinauf — ist, Auszüge aus den neuen Werken und einige allgemeine Winke über dieselben zu geben, oder auch deren Inhalt in einen Aufsatz zusammenzuziehen; eine Sache, die bei der Masse der gewöhnlichen Erscheinungen allerdings ihren Nutzen hat. Wo aber einmal eine Kritik beabsichtigt ist, da wird denn freilich blos analysirt, anatomisirt, das heißt

> Wer will was Lebendig's erkennen und beschreiben,
> Sucht erst den Geist herauszutreiben,
> Dann hat er die Theile in seiner Hand,
> Fehlt leider! nur das geistige Band.

Es scheint hier durchaus die Erkenntniß zu fehlen, daß bei echten, namentlich poetischen Geisteswerken mit solcher blos partitiven Kritik gar nichts gethan ist, daß vielmehr die Aufgabe der Kritik darin besteht, ein Werk als ein Ganzes zu erfassen und uns seinen eigenthümlichen Organismus nach dessen eigenen Gesetzen zu entwickeln. Der Autor hat nach Erfassung des Ganzen auf die Ausführung des Einzelnen fortzugehen, der Kritiker von der Auffassung des Einzelnen zu der des Ganzen. Das Traurigste bei der englischen Kritik ist aber ihre unerhörte Parteilichkeit. Man weiß, wie sehr die englische Presse die Sklavin der politischen Parteien ist und ihr Talent um Sold prostituirt. Diese politische Parteilichkeit wird nun auf oft kaum glaubliche Weise auf die Literatur übertragen, sodaß man das Urtheil eines Journals über ein Werk meistens schon im voraus bestimmen kann. Endlich sind persönliche Nebenrücksichten hier häufiger als irgendwo. Ein solcher Zustand wäre trostlos, zeigte sich nicht seit einiger Zeit, daß man eben dieses allerdings fühlt. Dies zeigt sich auch besonders durch den hohen Werth, in welchem Schlegel's Werk steht, das wir sogar mitunter, wo von einem Fortschreiten zum Bessern die Rede war, fast wie eine Standarte haben erheben sehen. Nun möchte hier freilich auch einige Überschätzung stattfinden. Nichts wäre wünschenswerther, als daß die Grundsätze der Schlegel'schen Kritik sich hier geltend machten; nur ist Schlegel selbst keineswegs diesen Grundsätzen immer nachgekommen, und enthält die Geschichte zur dramatischen Kunst des Oberflächlichen Mehres, wie die unbegreiflich hohle Declamation über Calderon, wie selbst theilweise die berühmte Kritik Shakspeare's. Doch ist bei dieser Überschätzung auch zu erwägen, daß Lessing's kritische Schriften hier wenig bekannt sind und daher Vieles, was bei Schlegel eigentlich nur ein Abglanz Lessing's ist, oder weitere Ausführung von Dem, was Lessing begründete, Schlegel als ursprünglich eigenthümliches Verdienst beigemessen wird. Als ziemlich belustigend möchte es nur erscheinen, daß man seit einiger Zeit die weiland große kritische Autorität, den Doctor Johnson, von mehren Seiten mit Heftigkeit angreift. Johnson war sicher zu einem großen Kritiker ganz unbefähigt. Es fehlte ihm nicht nur an gründlicher Bildung, sondern an Blick für Alles, was nicht auf der Oberfläche des alltäglichen Lebens

liegt. Hiervon kann man sich schon aus seiner Vorrede zum „Hamlet" genügend überzeugen. Da aber dermalen Johnson, als Kritiker, bei Niemanden mehr Autorität hat, so ist ein solches Steinewerfen nach dem todten Löwen durchaus ungehörig. Jedenfalls sollte man ihn nach einem Schlegel'schen Grundsatze nach seiner Zeit beurtheilen. Johnson hatte wenigstens eine gute Eigenschaft, die der gegenwärtigen kritischen Generation zu sehr abgeht — Ehrlichkeit.

Von der Gräfin Blessington haben wir zwei neue Erzeugnisse, einen Roman „The governess" und ein Gedicht „The belle of the season", die also von den beiden Extremen der weiblichen fashionablen Welt handeln. Was nun das erste Werk betrifft, so wäre die englische Governeß, als solche, sicher ein vortreffliches Sujet für einen Roman. Für ein junges Mädchen von Erziehung muß das Abhängige einer solchen Stellung schon im höchsten Grade drückend sein, widerfährt ihr nicht von Seiten der Ältern eine rücksichtsvolle Behandlung. Diese Behandlung ist aber oft kalt und zurücksetzend, und nach ihren mühsamen und einförmigen Berufsarbeiten steht sie in dem Hause freudlos, freundlos und verlassen da, indem sie doch auch mit den untern Dienstboten keine Intimität haben kann. Diese Leiden können nun noch den schädlichsten Einfluß auf den moralischen Charakter eines jungen Mädchens haben; denn vergleicht sie das Unbelohnende ihrer Dienste mit deren Wichtigkeit, so können geistige Interessen leicht auch in ihren Augen ihren Werth gegen materielle verlieren. Durch diesen Streit geistiger und materieller Interessen, durch den Contrast des Zartesten und zugleich Unbeschützten und mehres der Art böte die Stellung einer Gouvernante sicher hinreichenden Stoff zu einem gehaltvollen Roman. Der Roman der Gräfin Blessington enthält aber nichts dieser oder ähnlicher Art. Miß Mordaunt, ein schönes und hochherziges Mädchen, die Tochter eines reichen Kaufmanns, der, durch seine Vorliebe für fashionable Gesellschaften zu Grunde gerichtet, nach seinem Tode fallirt hat, entschließt sich, lieber ihr Brot als Gouvernante zu suchen, als einer trefflichen, aber unbemittelten Tante zur Last zu fallen. Sie kommt zuerst in das Haus eines reichen Citizen (Kaufmanns in der Altstadt). Hier ist sie der Insolenz der Dienstboten, den Launen der verzogenen Kinder, der Geringschätzung von Gästen, besonders aber der Roheit der Hausfrau, einer ungebildeten, auf Fashion Anspruch machenden Frau ausgesetzt und muß endlich in Folge der groben Eifersucht derselben das Haus verlassen. Ihr nächstes Engagement ist bei einer reichen Dame, welche ästhetisch und ein feeder of lions (literarische Gönnerin) ist, an Roheit und Launenhaftigkeit aber der vorigen Herrin nichts nachgibt. Diese stirbt und Miß Mordaunt kommt zu einer adligen Familie, wo sie in Folge der (gegründeten) Eifersucht des Hausherrn auf sein junges Weib, in deren Intrigue sie für mit verwickelt gilt, fortmuß. Sie erhält dann eine Stelle bei einem Landedelmann, wo Essen und Trinken das Hauptgeschäft ist, sie aber bald, nichts Geringern als eines Diebstahls verdächtig, fortkommt. Durch das Ganze zieht sich nun ein Liebesverhältniß mit einem Lord Arminster und die unverschämten Nachstellungen eines brutalen reichen Creolen. Lord Arminster, der nun besonders nach dem endlichen Ausweis der Diebstahlsangelegenheit ihren Werth völlig erkennt, bietet ihr jetzt seine Hand an. Zu gleicher Zeit stirbt eine entfernte Verwandte und hinterläßt ihr ein Vermögen und Miß Mordaunt wird eine Lady. Hier ist nun wahrlich nicht die gewöhnliche Stellung der englischen Gouvernante dargestellt. Die Widerwärtigkeiten der Miß Mordaunt sind, wenn überhaupt möglich, so grober Art, daß, auf die gewöhnlichen Verhältnisse einer Gouvernante angewandt, sie nur zu den seltensten Ausnahmen gehören. Wir denken aber, daß auch nur ein einziger solcher Fälle, wie die erwähnten, fast durchaus unmöglich ist, geschweige denn eine ganze Reihe derselben. Die Verfasserin concentrirt ferner nicht genugsam unser Interesse auf die Heldin, was wol hauptsächlich durch eine weitere Entwickelung des innern Lebens derselben und die Schilderung der Wirkungen, welche die Verhältnisse auf ihr Gemüth haben, hätte geschehen müssen. Unser Interesse richtet sich daher hauptsächlich auf die einzelnen Begebenheiten und die Nebenpersonen. Hier ist aber alles so im höchsten Grade outrirt, daß das Ganze auf eine Reihe bloßer Possen hinausläuft. Dennoch zeigt sich viel Talent in dem Romane, und er wird schon seine Leser finden. „The belle of the season" ist ein Annual und empfiehlt sich vor Allem durch seinen prachtvollen Einband. Es enthält herrlich gearbeitete Kupfer nach dem Hofmaler Chalon, aber in einem Style, den wir außer Mode gekommen glaubten. Der junge weibliche Adel wird hier dargestellt in einer Anzahl von Mädchen mit hübschen, aber so ausdruckslosen Gesichtern, daß unsere ganze Aufmerksamkeit von ihren Kleidern und Bändern in Anspruch genommen wird; es sind, mit einem Worte, prachtvolle Bilder für ein Modejournal. Der Beitrag der Herausgeberin besteht in einem Gedichte, das allerdings hier und da pikante Stellen hat, obgleich es nichts enthält als die Geschichte einer adligen Schönen, die in der großen Welt auftritt, eine Anzahl von Flirtations hat und heirathet, eine Offenbarung der fashionablen Welt, zu der es wahrlich keiner Gräfin bedurft hätte. Bewunderungswürdig ist jedenfalls der literarische Fleiß der Gräfin, da sie außer diesen beiden Arbeiten auch zugleich eine Erzählung in dem „New monthly magazine" geliefert hat.

Unter den Annuals gibt es dieses Jahr eines, dessen Bekanntschaft ich dem Leser von ganzem Herzen wünsche. Hood, dieser Meister unserer Lachmuskeln, hat dieses Jahr statt seines „Comic annual" die Beschreibung einer Rheinreise, „Up the Rhine" betitelt, gegeben, und einem solchen Flutstrom von Humor, als durch diese Reise veranlaßt ist, bin ich seit Jahren nicht begegnet. Ich hätte gern ein Beispiel mitgetheilt, bin aber nicht im Stande, eine Wahl zu treffen, die bei der Fülle des Gegebenen äußerst schwierig, und übersetze Ihnen daher folgende ernste, einem vaterländischen Genius Tribut zollende Worte, die an ihrer Stelle um so eindrucksvoller sind, als sie das bis dahin ununterbrochene fortschallende Gelächter mit einem Male verstummen machen. Er sagt von dem kölner Dome: „Es ist ein Wunder der Kunst — eine prachtvolle Erklärung des Transscendentalismus. Nie, vielleicht gab es einen bessern Versuch — denn es ist nur ein Fragment — einen Tempel, wie ohne Hände gemacht, darzustellen. Ich spreche besonders von dem Innern. Der erste Eindruck beim Eintritt in das Gebäude ist die unvergleichliche Leichtigkeit. Um mit St.-Paul zu reden, es scheint nicht von der Erde irdisch, sondern vom Himmel himmlisch, als könnte es Flügel zu sich nehmen und sich aufwärts schwingen. Der Name des ersten Erbauers ist den Archiven der Stadt unbekannt, aber sicher ist er in irgend einem masonischen Documente des christlichen Glaubens in Goldlettern enrollirt. Der glorreiche Erbauer muß ein wahres Bewußtsein von der heiligen Natur seines Unternehmens gehabt haben. Die Baustoffe selbst scheinen ihren Materialismus verloren zu haben in seinen Händen und in Übereinstimmung mit dem großen Genius spiritualisirt zu sein durch seine inbrünstige Huldigung des göttlichen Geistes. Als ich die dünnen, schlanken Säulen hinaufschaute, welche wie Rohr von der Erde aufgeschossen und nachher versteinert worden zu sein scheinen — denn nur die Natur allein scheint fähig, so viel Leichtigkeit mit Dauerhaftigkeit zu verbinden —, ward mir fast, als hätte ich die Last des Fleisches abgeworfen und eine Neigung, mich aufwärts zu erheben. In dieser Hinsicht bot es einen auffallenden Contrast mit einem andern gothischen Gebäude dar, mit welchem ich bekannt bin. In der Westminsterabtei, deren solidere Architektur durch ein trübes, religiöses Licht sichtbar ist, fühlte ich mich von einer Furcht, ja von einem Trübsinn fast überwältigt. In Köln erhob sich der Zustand des Gemüthes über Heiterkeit. Erhaben, aufstrebend, freundlich, das Licht des Himmels reichlich zulassend durch bemaltes Glas, das alle Farben des ersten Versprechens enthält, und es scheinen von dem fernern Dache alle Hymnen widerzuhallen, nur nicht die furchtbare Hymne „Dies irae". Im Gegensatze zu dem Tempel religiöser Furcht möchte ich ihn nennen den Tempel frommer Hoffnung." 22.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 17. —— 17. Januar 1840.

Friedrich von Gentz.

1. Ausgewählte Schriften von Friedrich von Gentz. Herausgegeben von Wilderich Weick. Erster und zweiter Band. Stuttgart, Rieger u. Comp. 1836—37. Gr. 8. Preis für fünf Bände 6 Thlr. 16 Gr.
2. Schriften von Friedrich von Gentz. Ein Denkmal. Von Gustav Schlesier. Erster und zweiter Band. Manheim, Hoff. 1838. Gr. 8. 4 Thlr.

Der Name Friedrich Gentz, welcher in frühern Zeiten, als ein bei den wichtigsten europäischen und deutschen Verhandlungen betheiligter, vielfach genannt wurde, hat in den allerneuesten Zeiten wieder eine neue Celebrität erlangt dadurch, daß man einerseits seine Talente, seine Leistungen, seine Verdienste und seine Persönlichkeit mit den größten Lobsprüchen zu feiern, seinen Schriftstellerruhm neu aufzufrischen und ihm einen Ehrenplatz unter den ausgezeichneten Männern deutscher Nation anzuweisen und zu sichern eifrigst bemüht war, theils durch neue Ausgaben seiner Schriften, theils durch Beurtheilungen und Charakteristiken seines Wirkens und seiner Persönlichkeit; andererseits aber diese Bestrebungen auf bedeutenden, zum Theil wol sehr unerwarteten Widerspruch stießen, ein großer Theil der Ehrentitel des Ritters v. Gentz aufs heftigste bestritten und ihm nur ein sehr bedingtes und beschränktes Lob übrig gelassen wurde. Gentz ist auf solche Weise gleichsam die Personification von Tendenzen und Lebensansichten geworden und eine lebhafte Erörterung von politischen, moralischen und socialen Fragen hat sich an seinen Namen geknüpft, und bei der engen Verbindung, in welcher heutzutage alle Elemente des Lebens miteinander stehen, hat sich auch zum Theil ein literarisch-ästhetisches Interesse beigemischt. Jedenfalls wird der Ehrenplatz, der für Gentz als Schriftsteller in Anspruch genommen wird, es rechtfertigen, wenn in diesen Blättern, welche die Wechselwirkung von Literatur und Leben zu beobachten und zu veranschaulichen sich zu einer ihrer Hauptaufgaben machen, ein Mann besprochen wird, den schon die heftige Polemik, welche über ihn entbrannt ist, als eine der Aufmerksamkeit werthe, bedeutende Persönlichkeit bezeichnet.

Das Interesse, welches Gentz erweckt hat und erweckt, kann als ein dreifaches bezeichnet werden, sofern es sich auf ihn als Schriftsteller, als Politiker und als Charakter oder als Mensch richtet. Es begreift sich aber leicht, daß diese drei Beziehungen nicht auseinanderfallen können und daß nur ihre Einheit die ganze und wahre Bedeutung von Gentz's Wesen erschöpft. Die schriftstellerische Eigenthümlichkeit, der Styl im weitesten Sinne, kann nie ganz getrennt werden von dem Gehalte, von der Tendenz des Autors; die Farbe des Politikers muß auch den Styl des Publicisten influiren und färben; der Reformer, der Freund des Fortschritts muß schon als Solcher eine andere Sprache, selbst in der äußern Form reden, als der Conservative oder der Verfechter der Stabilität oder der Reaction, und im schriftstellerischen wie im politischen Charakter verleugnet sich der Mensch nach seiner intellectuellen, sittlichen und gemüthlichen Begabung und seiner Gesammtbildung nie ganz. Wir haben daher von Gentz, wenn wir sein Wesen richtig und bis zu einem gewissen Grade erschöpfend fassen wollen, alle drei Beziehungen und die Einheit derselben zu berücksichtigen, und so wenig wir uns schmeicheln, die einander zum Theil diametral entgegengesetzten Ansichten über diesen Mann auszugleichen und zu versöhnen, dem Streite über seinen Werth und seinen Charakter ein Ende zu machen, da nun einmal ganz verschiedene Lebensanschauungen, angewendet auf die Beurtheilung einzelner Persönlichkeiten, widersprechende Resultate geben müssen, wollen wir uns doch bestreben durch Unterscheidung der verschiedenen in Betracht kommenden Momente die hauptsächlich streitigen Punkte in ein klares Licht zu setzen und dem Urtheile festere Anhaltspunkte zu geben, ohne daß wir jedoch auf unsere eigene bestimmte Ansicht, die wir Niemand aufdrängen können und wollen, zu verzichten gemeint wären.

Zuerst einige Worte über die oben genannten Ausgaben der Gentz'schen Schriften. Nr. 1, wovon uns nur zwei Bände vorliegen (wir wissen nicht, ob weitere erschienen sind), enthält, ohne alle Einleitung und Vorrede des Herausgebers, die Gentz'sche Übersetzung von Burke's „Betrachtungen über die französische Revolution", und eine Reihe von politischen Abhandlungen über die politische Freiheit, über die Moralität in den Staatsrevolutionen, über die Declaration der (Menschen-) Rechte, Versuch einer Widerlegung der Apologie des Herrn Mackintosh, über die Nationalerziehung in Frankreich, über den Ursprung

und Charakter des Kriegs gegen die französische Revolution. Verglichen mit der kahlen Gestalt, in welcher hier ein Theil der Gentz'schen Schriften dem Publicum geboten wird — der Herausgeber hat nicht einmal für Correctheit des Drucks, noch weniger für Verbesserung einzelner auffallender Unrichtigkeiten in der Übersetzung des Burke'schen Werks Sorge getragen, und legt von den Grundsätzen, die ihn in der Auswahl leiteten, nirgend Rechenschaft ab — verdient Schlesier Dank, daß er bei seinem „Denkmal" es nicht an Fleiß und Mühe fehlen ließ, um durch eine Einleitung von funfzig Seiten zu den Schriften von Gentz, durch Bevorwortungen der einzelnen Abschnitte, durch reichliche historische Notizen und Überblicke, durch Reflexionen und erläuternde Winke aller Art den Leser auf den (seiner Ansicht nach) richtigen Standpunkt zur Auffassung und Würdigung des Ganzen und des Einzelnen zu stellen. Nur Schade, daß ihn sein begeisterter Eifer zu sehr übernahm und zu weit fortriß! Sein in Superlativen unerschöpflicher Enthusiasmus für seinen Helden, worin er Herrn Varnhagen v. Ense noch weit überbot, welcher mit gewandter Feder eine kurze Lebensskizze und Charakteristik von Gentz geschrieben und darin die reichlichsten und volltönendsten Lobsprüche auf den vieljährigen Correspondenten der Frau v. Varnhagen mit manchen, wie uns dünkt, nur schwach überzuckerten Pfefferkörnern gemischt hat, — sein Enthusiasmus hauptsächlich, aber allerdings auch schon Varnhagen's Parentation, weckte eine scharfe Opposition und gab Veranlassung zu einer unsanften Hinweisung auf die Blößen des so hoch Gepriesenen. Der Aufsatz der „Hallischen Jahrbücher" über Gentz und das Princip der Genußsucht, aus der Feder eines offenbar in die Verhältnisse von Gentz in frühern und spätern Zeiten eingeweihten Mannes, mochte Manchen unangenehm und widrig überraschen, und der Redacteur selbst sah sich genöthigt meuterische Äußerungen über die pedantische Bornirtheit, welche jenen Artikel dictirt, unter seiner eigenen Truppe zurück- und zurechtzuweisen. Das Befremdende, was dieser Artikel für Viele hatte, wird vielleicht theilweise gehoben durch die Erwägung, daß Gentz denn doch für das preußische Auge die Sünde an sich trägt, sich seinem Vaterlande entfremdet zu haben; und liegt nicht in dem Titel des Aufsatzes vielleicht ein Wink, daß man in ihm einen Abtrünnigen der Intelligenz, des freien Geistes erblickt? Bülau in den berliner „Jahrbüchern" nahm sich Gentz's, zwar nicht unbedingt, jedoch in vielen Beziehungen an, während Welcker im „Staatslexikon", unter Berufung theils auf die eigenen Geständnisse von Gentz in seinen Briefen, zumal denen an Rahel, theils auf die Angaben von Varnhagen, sowie durch Zusammenstellung der frühern Äußerungen und Behauptungen Gentz's mit seinen spätern Doctrinen, die Würde und Festigkeit seines Charakters in ein nichts weniger als vortheilhaftes Licht stellte, das Urtheil über die Redlichkeit seiner spätern Bestrebungen und Überzeugungen und über den Werth der von ihm verfochtenen Politik jedoch dem Leser überließ.

Doch wir kommen auf Schlesier's Urtheil über Gentz zurück. Hatte Varnhagen, auf den Epikuräischen Standpunkt des Ritters v. Gentz sich für eine Weile versetzend, von diesem Standpunkte aus sein Leben als eines der glücklichsten und glänzendsten gepriesen, das einem Manne mit solchen Lebensansprüchen und solcher Begabung zu Theil werden konnte, als das Ideal eines Lebens, in welchem geistiger und sinnlicher Genuß, der gröbern wie der feinsten Art zu einem üppigen Kranze sich vereinigte und der Becher der Lust, unaufhörlich geleert, immer von neuem wieder sich füllte — vielleicht nur etwas zu sehr außer Acht lassend, daß diesem glänzenden Genießen doch Etwas von Tantalischer Pein und Qual sich beimischte, indem der Gepriesene sich aus jenem Becher doch nie Zufriedenheit trank und in die prächtigsten und betäubendsten Orgien ihm immer das Gespenst und die Larve des Todes sich hineindrängte, daß er die Philosophie des Genusses sich doch nicht im eigentlichen Sinne angeeignet hatte, sofern er die Furcht nicht zu bemeistern vermochte —, so muthet dagegen Schlesier den Deutschen zu, in Gentz, nach objectivem und absolutem Maßstabe, einen wirklich großen Mann, eine Zierde der Nation, einen Heros, ja einen Gott zu bewundern und zu verehren, er spricht irgendwo von seinem Götterbilde! gewiß ein allzu überschwänglicher Ausdruck! Schlesier preist in ihm den ersten, beinah einzigen politischen Schriftsteller Deutschlands von erster Größe und von wirklicher, praktischer Bedeutung, neben dem ausgezeichnetsten literarischen Verdienste, und will ihm durch sein „Denkmal" die Anerkennung verschaffen, welche, einem solchen Genius, einer Zierde und einem Stolz der Nation, bisher versagt zu haben er den Deutschen mit Heftigkeit zum Vorwurfe macht. Aber nicht nur das nimmt er den Deutschen übel, daß sie den großen politischen Schriftsteller vergessen haben, sondern noch viel nachdrücklicher liest er Denjenigen, den Liberalen vorzüglich, den Text, welche das Andenken von Gentz mißachten, seine Tendenzen verwerfen, seinen Charakter geringschätzen und ihn gar als Apostaten brandmarken. Unerschöpflich ist Schlesier in Lobsprüchen über die schriftstellerischen Leistungen von Gentz, welche insgesammt Pracht- und Meisterstücke heißen, die er bald hinsichtlich der Form, bald hinsichtlich des Inhalts für unübertrefflich, unerreichbar erklärt, und bei denen er geneigt ist, wenn er etwa einmal zugeben zu müssen glaubt, daß der Inhalt Blößen gebe und nicht vollkommen befriedige, gerade das, daß eine schwierige, bedenkliche Aufgabe doch mit solcher Kunst gelöst worden sei, als ein neues, unermeßliches Verdienst zu rühmen. Kurz, nach manchen Stellen der Einleitung des Ganzen und der einzelnen Vorworte fühlt man sich versucht zu glauben: Schlesier sei ein ganz unbedingter Verehrer von Gentz, er schwöre auf alle seine Doctrinen und finde in seinem Systeme (falls ihm ein solches zuzuschreiben ist) ausschließlich das Heil des Vaterlandes. Gegen Stellen solcher Art stechen nun aber andere ziemlich auffallend und wunderlich ab; komisch z. B. nimmt es sich aus, wenn der Verfasser des „Denkmals" für den staatsmännischen Heros, von Gentz als von seinem „Schützlinge" spricht (freilich legt er diesen Ausdruck

den Gegnern in den Mund), was doch dem Respekt, den er vor dem Ritter hat und haben muß, gar zu nahe tritt; und auch sonst verwahrt er sich ziemlich stark dagegen, als wolle er Gentz's Ansichten und Bestrebungen durchaus vertreten. So sagt er z. B.:

> Wie schwer macht es Gentz oft selbst, der schwächern Seite zu begegnen, ohne doch der Größe zu nahe zu treten. Bald galt es das Urtheil gänzlich fallen zu lassen, bald die außerordentliche Freimüthigkeit und die Fülle großer Gesinnungen und Gedanken emporzuheben, und einen Autor, den wegen seiner spätern Stellung die Wuth der Parteien nur als einen illiberalen und servilen Reactionnair behandelt hat, in das Licht seiner Gesammtlaufbahn emporzurücken.

Hier hat Schlesier denn doch ziemlich viel, wol mehr, als er wollte und wußte, zugegeben; denn was heißt das, es habe gegolten, das Urtheil fallen zu lassen? Wol nichts Anderes als: es sei nicht thunlich gewesen ihn zu loben oder zu retten; und wenn nun ein Anderer, der nicht eben Lust und Drang empfand, der Panegyriker von Gentz zu werden, sich eine Ansicht, ein Urtheil über Gentz bilden will, so wird ein Solcher sich ganz und gar nicht bewogen finden, „das Urtheil fallen zu lassen". Ferner kann Schlesier unmöglich verkennen, daß er, indem er die Nothwendigkeit zugibt, den Ritter „in das Licht seiner Gesammtlaufbahn emporzurücken", damit die Anklagen und Vorwürfe der Gegner von Gentz und seinem spätern Wirken im Wesentlichen, wenn auch nicht dem Grade der Misbilligung nach, anerkennt; denn wenn er seinen Schützling durchaus vertheidigen und vertreten will, muß er auf den einzelnen angegriffenen Punkten den Feinden entgegentreten. Schlesier hat sich seine Aufgabe, Gentz zu feiern und zu verherrlichen, dadurch zu erleichtern gesucht, daß er Denen, welche nicht so wie er von Gentz begeistert und von seiner Vortrefflichkeit erfüllt sind, eine absolute Geringschätzung und Verdammung von seinem Talente, Geiste und Charakter in den Mund legt; gegen eine solche absolute Verachtung nun hat er allerdings ein leichtes Spiel, und indem er den maßlosesten, leidenschaftlichsten Tadel von der Person seines Protégé zurückweist, weiß er sich die Miene zu geben, ihn beinahe gegen allen Vorwurf vertheidigt zu haben.

Ehe wir den Charakter von Gentz's literarisch-politischen Leistungen und seine Gesinnungen und Tendenzen etwas näher prüfen, dürfte es angemessen sein, die Hauptmomente seines Lebens dem Leser in die Erinnerung zurückzurufen. Er war 1764 (ein Jahr nach dem für Preußens Existenz und Größe entscheidenden siebenjährigen Kriege) in Breslau geboren und stammte aus einer guten Familie. Sein Vater bekleidete einen höhern Staatsdienst. Er genoß in Breslau und Berlin einer sorgfältigen Erziehung, studirte in Königsberg unter Kant die Philosophie, wurde dann, nach Berlin zurückgekehrt, 1786 als Kriegsrath angestellt und stieg rasch bis zum Range eines Geheimenraths bei dem Generaldirectorium. Hier wurde er in die Kreise geistreicher Männer und Frauen hineingezogen, in welchen der raffinirteste aristokratisch-geniale Epikuräismus herrschte, deren innere Verdorbenheit und Fäulniß der Kritiker in den „Hallischen Jahrbüchern" schonungslos aufgedeckt hat. Hier machte Gentz großes Glück, dagegen aber misglückte der Versuch einer Häuslichkeit völlig. Neben seinen Genüssen beschäftigte sich Gentz aufs eifrigste mit politischer Schriftstellerei, für welche er ausgezeichnete Talente schon frühe entwickelte. Der französischen Revolution war er anfänglich günstig und ein großer Lobredner von ihr, aber von der Zeit seiner Bearbeitung der Burke'schen Schrift gegen dieselbe an trat er ihr bekämpfend und feindselig entgegen. Er gründete ein historisch-politisches Journal, gab verschiedene Abhandlungen heraus, übersetzte aus dem Französischen und Englischen, griff die Verwaltung Schlesiens durch den damals mächtigen Minister Grafen Hoym scharf an und ließ bei der Thronbesteigung König Friedrich Wilhelm's III. „ein Sendschreiben" an den jungen Monarchen erscheinen, worin er im Namen des preußischen Volks die Beschwerden und Wünsche der Nation beredt und geistreich vortrug. Aus dieser Schrift geht deutlich hervor, daß er, obgleich er die Grundsätze der französischen Revolution aufgegeben hatte, doch keineswegs ein Gegner der Freiheit geworden war. So wurde unbeschränkte Preßfreiheit (d. h. ohne alle Prohibitivmaßregeln) aufs entschiedenste von ihm gefodert. Vielleicht der Umstand, daß diese Schrift keine entschiedene Wirkung hervorbrachte, wie der Verfasser sie erwartet haben mochte, ohne Zweifel aber noch mehr sein großer Aufwand, seine Schulden und Geldverlegenheiten veranlaßten ihn, um welchen sich die fremden Gesandten, besonders Östreichs und Englands eifrigst bewarben, einem Rufe in östreichische Dienste zu folgen. Vorher machte er eine Reise nach England, wo Pitt, durch einen englisch geschriebenen Aufsatz von Gentz über die englischen Finanzen mit Bewunderung erfüllt, ihn aufs schmeichelhafteste aufnahm, ihn mit Gold überhäufte und ihm ein reiches Jahrgeld zusicherte. Im J. 1803 kam er nach Wien und wurde dort zuerst unter dem Grafen Stadion, dann von 1809 an unter dem Fürsten Metternich als Rath, später als Hofrath bei der Hof- und Staatskanzlei angestellt. Dem wiederholten Kampfe Östreichs gegen das Übergewicht Frankreichs, gegen den Despotismus und den Übermuth Napoleon's, bald verbündet mit andern Mächten, bald alleinstehend, den Beistand seines Talents und seiner Feder zu leihen, war jetzt eine Reihe von Jahren hindurch seine Aufgabe. Aus seiner Feder waren verschiedene nachdrückliche Manifeste und Proclamationen. In dem für Preußen so unglücklichen Jahre 1806 begab er sich, jedoch ohne amtlichen Charakter, in das preußische Hauptquartier, das er unmittelbar vor der verhängnißvollen Schlacht verließ. Er schrieb darüber den „Beitrag zur geheimen Geschichte des Anfangs des Krieges von 1806", worin er den Mangel an Umsicht, Einsicht, Sicherheit, Energie und Einheit bei den mit der Leitung der politischen und militairischen Angelegenheiten betrauten Personen mit Schärfe rügt, und daraus hauptsächlich die traurigen Resultate des Feldzugs ableitet. Diese Denkschrift kam, wahrscheinlich unmittelbar nachdem sie niedergeschrieben war, nach England, wo sie erst vor wenigen Jahren veröffentlicht wurde. So

gerecht der meiste darin ausgesprochene Tadel sein mag und so lehrreich dieser Aufsatz ist, so sehr man endlich berechtigt, ja genöthigt ist zu der Annahme, daß Gentz den Sieg der preußischen Waffen über die französischen aufrichtig wünschte (obwol er ihn keineswegs hoffte), so klingt doch, will uns dünken, durch den ganzen Aufsatz ein sehr leiser Ton von Schadenfreude hindurch — von Schadenfreude oder triumphirender Genugthuung darüber, daß der Staat, der seine Verdienste und Talente nicht genugsam gewürdigt, der ihn hatte ziehen lassen, unter verkehrter Leitung in solche Noth und Bedrängniß gerathen. Doch wir können uns täuschen, und vielleicht hat es Gentz einige Selbstverleugnung gekostet, die scharfe Schilderung der Blößen und Schwächen seiner Landsleute nach England zu schicken. Mit dem Sturze der Napoleonischen Herrschaft, gegen welche Gentz in jeder Weise thätig wirkte, begann für ihn ein neues Stadium politischen Wirkens, in welchem er wenig mehr eigentlich literarisch thätig war. In diese Periode fällt und den Charakter seiner jetzigen politischen Gesinnungen oder Bestrebungen bezeichnet der 1818 in den wiener „Jahrbüchern" erschienene Aufsatz: „Über die Preßfreiheit in England und über die Briefe des Junius", worin das System der vorbeugenden Gesetze, der Censur, als das zuträglichste verfochten wird. Der „Östreichische Beobachter" erschien unter Gentz's Auspicien. Er erlebte noch zu seinem Schrecken und Leidwesen die Revolution von 1830, welche ihm das vertrauliche Geständniß auspreßte, daß seine Rolle ausgespielt und die Frucht vierzigjähriger Arbeit wie verloren sei, doch gaben ihm kurz vor seinem Tode der Fall von Warschau und die sonstigen Verhältnisse wieder Hoffnung. Sein Tod, durch allgemeines Erlöschen der Kräfte, erfolgte im Juni 1832, nachdem seine Gesundheit und Kräfte sich kurz zuvor durch die Bäder von Ischl und Gastein wunderbar wieder verjüngt und er in einer starken Leidenschaft für eine berühmte Tänzerin eine Restauration seiner Jugend und ihrer Genußfähigkeit gefunden hatte. Wiederholt weist sein Biograph, Varnhagen, darauf hin, welche ungeheuere Hülfsquellen Gentz, der mit seinem Talente zu wuchern verstand, sich von den verschiedensten Seiten her eröffnet habe, wie ihm aber auch, einem umgekehrten Midas, alles Gold zwischen den Händen zerronnen sei, vermöge seiner unsinnigen Verschwendung, seiner exorbitanten und extravaganten, nach dem Reize des Absonderlichen und Fremdartigen strebenden Genußsucht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen.

„Le capitaine Pamphile" heißt ein neuer Roman von Alexander Dumas. Wir lassen hierüber einen französischen Kritiker sprechen, weil wir glauben, daß es von Nutzen ist, wenn man in Deutschland über einen gefeierten Namen wie Dumas französische Kritiker so absprechen hört, wie hier geschieht. Die Kritik lautet im Auszuge so: „Wir glauben in der That, daß sich Dumas vorgenommen hat, die neue französische Schule zu Grunde zu richten. Wie gelang es ihm mit der Regeneration des Theaters, welche er auch beabsichtigte? Er fiel aus dem Drama in das Melodrama und endlich gar in den „Caligula". O über dieses Vorsichhertragen geschichtlicher Kenntnisse, womit er nur Meisterwerke hervorbrachte, die eines Schülers der dritten Classe würdig sind! Und nun gar seine „Reiseeindrücke", welche für die großsprecherische Unverschämtheit des Autors und seine in den bekanntesten Weltgegenden gemachten Entdeckungen gewissermaßen sprüchwörtlich geworden sind! Jetzt ist der Roman an der Reihe, dieses zweibändige Ding in Octav mit gelbem Umschlage, das Favoritformular der neuen Schule, um einen Gedanken in die Welt zu setzen, eine Idee zu verkörpern, eine Theorie, ein System zu entwickeln oder auch nur um einer Anwandlung von phantastischer Laune genugzuthun. Nachdem sich A. Dumas wie so viele Andere des Romans bedient hat, scheint er jetzt gesonnen zu sein, sein Henker werden zu wollen. Er drückt ihm das Siegel der Langweile, der Dummheit und der möglichst denkbaren Albernheit auf. Wollt ihr irgend einen Freund von seiner Bewunderung für die großen Geister unserer Epoche heilen, so verschreibt ihm als Arzenei die Lecture der neuen Meisterwerke des Balzac und Dumas, welche die beiden Häuptlinge unserer sogenannten Literaturreform sind. Er wird dann über den eigentlichen Zweck dieser Leute urtheilen können, über die Tiefe ihrer Studien und den Werth ihrer Unverschämtheiten; er wird das schlaue Calcul dieser geschickten Handelsleute begreifen, welche mit Gewalt dem Publicum als Schriftsteller vom höchsten Verdienst aufgezwungen sind und noch heute von seiner Gutmüthigkeit und Leichtgläubigkeit Nutzen ziehen. Man weiß ja, daß die Zahl der Tölpel und Maulaffen groß ist und auf ihre Kosten lebt man vom literarischen Handwerk. Schade was um Kenntnisse und Wissen! Das bloße savoir faire bringt mehr ein und kostet weniger Mühe. Der Ruhm wird nach Thalern berechnet — so ist es Recht! Hr. von Balzac hat die gutmüthige Geschmacklosigkeit der Menge schon oft gemisbraucht, aber wer es als literarischer Roué am weitesten treibt, ist doch ohne Zweifel Hr. Dumas; er bildet sich sogar ein, unter den Humoristen einen der ersten Plätze einzunehmen. Wenn das pariser Publicum nicht allen gesunden Sinn, nicht alle Achtung vor sich selbst eingebüßt hat, so wird es über die neue Schule ein De profundis singen und zur Lecture der „Contes jaunes" und der „Contes de ma mère l'oie" zurückkehren." Nach dieser sehr heftigen Kritik macht der Berichterstatter noch einige Ausfälle auf die pariser Buchhändler, denen es zu sehr an Kenntnissen, Redlichkeit und Einsicht fehle, als daß dieser Mangel nicht verderblich auf die Literatur zurückwirken sollte. Den deutschen Buchhändlern werden nebenbei einige Schmeicheleien gesagt, die indeß doch immer nur eine Auswahl von Verlegern sich annehmen kann.

Unter den neuen französischen Romanen und belletristischen Erzeugnissen sind zu erwähnen: „Le marquis de Létorière", von Eugène Sue; „Le myosotis, petits contes et petits vers, par *Hégésippe Moreau*"; „La comédie de la mort, par *Théophile Gautier*". Auch ist das fünfactige Drama „Leo Burckart", von Gerard, gedruckt erschienen, mit Documenten und bisher noch ungedruckten Memoiren über die geheimen Gesellschaften versehen. Wenn man indeß aus der Auffassung des deutschen Lebens im Stücke selbst einen Schluß auf die Glaubwürdigkeit der beigegebenen Documente machen wollte, so dürfte das Vorurtheil eben kein günstiges sein. Von Jules A. David erschien: „Jacques Patru" (2 Bde.); von Guilbert de Moulagay: „Le chemin sans issue", und von Jules Sandeau und Arsène Houssaye: „Les revenants" (2 Bde.). 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 18. — 18. Januar 1840.

Friedrich von Gentz.

(Fortsetzung aus Nr. 17.)

Außer den im Vorbeigehen genannten Schriften und Abhandlungen hat Gentz noch verschiedene andere, namentlich die „Fragmente über das europäische Gleichgewicht" mit der energischen Vorrede, über deren stylistische Vortrefflichkeit der Verfasser selbst nach Jahren sich sehr naiv verwundert, sowie eine Menge Journalartikel und ohne Zweifel viele sonstige Aufsätze geschrieben, welche vielleicht nie der Öffentlichkeit anheimfallen. Schlesier hat aus seinen Briefen allein einen Band zusammengestellt. Allerdings verdient Gentz auch in der Literatur eingereiht und gewürdigt zu werden, obgleich er selbst, wenigstens in spätern Zeiten, nach literarischem Ruhme im engern Sinne nicht gelüstete, sondern immer nach einer politischen Wirkung strebte, wobei er aber, vermöge seines angeborenen und vielfach ausgebildeten Talents und seines feinen Geschmacks die Form für durchaus nicht gleichgültig hielt, sie in keiner Weise vernachlässigte, vielmehr immer den Inhalt und die Tendenz Dessen, was er vortrug, durch seine glänzende und kunstvolle Darstellung kräftig unterstützte, hob, und wie die Freunde und Günstigen, so auch bis auf einen gewissen Grad die Gegner fesselte und gewann. Schlesier beklagt sich sehr über die Apathie der Deutschen, daß sie einen so glänzenden, wie er glaubt: ihren größten Publicisten, wie überhaupt ihre politischen Schriftsteller nicht beachten, und beschwert sich, daß man auch dem glänzendsten Autor dieser Gattung die ihm gebührende Stelle mühsam erkämpfen müsse. Aber er sollte bedenken, daß auch Gentz selbst, welchem er diese Stelle erkämpfen zu müssen glaubt, gerade gegen die literarische Auszeichnung ziemlich gleichgültig muß gewesen sein, da er sich nie die Mühe nahm, seine schriftstellerischen Arbeiten zu sammeln, zu ordnen und herauszugeben, und wenigstens in der spätern Zeit nicht einmal mehr etwas Umfangreicheres schrieb, sondern seine Zeit und seine Kraft Journalartikeln widmete, bei welchen der Wunsch, die Literatur zu bereichern, gewiß sein letzter Gedanke war. Ein historisches Werk aus Gentz's Feder über die Ereignisse seit der französischen Revolution könnte gewiß etwas höchst Interessantes und Ausgezeichnetes sein, sowol vermöge seiner Kenntnisse, als seiner schriftstellerischen Talente, aber es existirt kein solches — auch von Memoiren hat man Nichts vernommen. Die Nichtachtung und Gleichgültigkeit wäre hiermit gegenseitig zwischen der Literatur und dem politischen Schriftsteller; und es ist auch nicht schwer sich zu erklären, warum Gentz auf die literarische Seite seiner Schriften weniger Gewicht legte. Einmal strebte er mit seinen politischen Schriften nach wirklicher politischer Geltung, nach Einfluß, Macht und Belohnung von einer Seite, deren Lächeln goldener war als das des Publicums; er hatte immer einen bestimmten, realen Zweck vor Augen, mochte nun dieser ein unmittelbar zu erreichender, oder ein mehr in der Ferne liegender sein; mochte er sich die Aufgabe setzen, die Gemüther des deutschen Volks gegen die übermüthige Fremdenherrschaft zu entflammen, oder Maßregeln in Beziehung auf die Presse anzubahnen. So sind Gentz's sämmtliche politische Schriften eigentlich Gelegenheitsschriften, theils durch besondere Ereignisse und deren Eindrücke auf ihn, theils durch Auffoderungen und Aufträge Anderer hervorgerufen; der Trieb, ein literarisches, historisches Kunstwerk, oder ein systematisches, philosophisches Werk zu produciren, lag nicht in ihm. Nur aus diesem Triebe aber, möchten wir behaupten, sei er nun mehr ein künstlerischer, ästhetischer, oder mehr ein philosophischer, gehen die eigentlich literarischen Werke hervor; denn das Hauptgesetz der Literatur ist Vollendung, Abrundung, Geschlossenheit, Schönheit.

Man werfe einen Blick auf die ausgezeichnetsten und berühmtesten politischen Schriftsteller Englands und Frankreichs, so wird man finden, daß sich ihr literarischer Ruhm hauptsächlich auf solche Compositionen gründet, die nicht aus einem ganz temporairen politischen Interesse hervorgingen, sondern welche ein Ereigniß oder eine Reihe von Ereignissen mit dem Blicke des politischen Historikers, obgleich von einem bestimmten Parteistandpunkte, auffaßten und darstellten, oder aus den historischen Erscheinungen Gesetze und Systeme abstrahirten, oder auch einzelne Thatsachen und Probleme generalisirten und zur philosophischen Betrachtung erhoben. Die Natur der Sache bringt es mit sich, daß nur Dasjenige, was den Stempel einer gewissen, über den Augenblick erhabenen Allgemeinheit oder Allgemeingültigkeit hat, oder wenigstens nach diesem Charakter strebt, als literarisches Product der Anerkennung und Bewunderung eines größern Publicums auf längere Zeit hinaus sich erfreuen kann und nicht blos

für die kleine Schar der Politiker und Historiker vom Fach eine Bedeutung behält, während die Gelegenheitsschriften, wären sie auch mit dem bewundernswürdigsten Geiste und Talente geschrieben, und so groß, so elektrisirend ihre Wirkung im Augenblicke sein mag, nach Verlauf einiger Zeit ein größeres Publicum nicht mehr interessiren können und für die Literatur so gut als untergehen, wenn schon sie vielleicht eine wahrhaft historische Bedeutung fortdauernd behalten. Der politische Gelegenheitsschriftsteller wird sogar häufig gerade durch Das den größten Effect im Augenblicke machen, was dem bleibenden Verdienste seiner Schriften Abbruch thut und schadet; die Appellation an Gefühle, Stimmungen, selbst Vorurtheile der Zeit werden zu mächtigen Waffen in seinem Munde, während sie vielleicht dem ruhigern Beurtheiler einer spätern Periode als Blößen und Schwächen erscheinen. Nur selbständige Werke, oder die sich wenigstens den Schein der Selbständigkeit zu geben wissen, nehmen mit vollem Rechte einen Platz in der Literatur in Anspruch; fast alle Schriften von Gentz aber tragen den Charakter der Polemik, mithin der Relativität an sich, sei es nun, daß er die Rolle des Opponenten und Angreifers, oder des Vertheidigers, des Anwalts spielte. Theils dies mochte er selbst fühlen und deswegen seine Schriften nicht zu einem Ganzen sammeln, theils aber mochte ihn hiervon auch das Bewußtsein abhalten, daß sich darin gar manche Widersprüche finden würden, wie er denn z. B. in dem „Sendschreiben" an den König von Preußen die Freiheit der Presse als ein Recht der Nation in Anspruch nahm, während er in dem Aufsatze über die englische Preßfreiheit das System der Censur vertheidigte; und Gentz war zu sehr Diplomat, um sich auf Erörterungen ohne Noth einzulassen, die immerhin etwas Penibles haben mußten und auch den Leichtgläubigsten schwerlich überzeugen konnten. Nicht seine Consequenz als Schriftsteller war es, was ihn seine glänzende Carrière hatte machen lassen, und so zog er, scheint es, vor, im Genusse der glänzenden und schmeichelnden Gegenwart zu schwelgen, und ihren unabweislichen Anfoderungen zu genügen, statt sich seiner literarischen Verdienste von früher her zu rühmen.

Es sei erlaubt, hier eine Bemerkung über die politischen Schriftsteller Deutschlands einzuschalten, über deren Schicksal — baldige Vergessenheit — Schlesier so bittere Klage führt. So sehr er den Satz verwirft, daß von einem politischen Leben bei unserer Nation bis heute noch gar nicht die Rede sein könne, wird er doch das zugeben: daß die politischen Schriftsteller Deutschlands eine ganz andere, und beiweitem unvortheilhaftere Stellung einnehmen als z. B. in England, Frankreich, Nordamerika, oder selbst Spanien. Und wenn, wie man neulich zu hören bekam, der ruhige und ungestörte Bestand der Verhältnisse in Deutschland bedingt ist durch die strenge Beibehaltung aller bisher verfügten Maßregeln, so ist auch keine Aussicht vorhanden, daß sich diese Stellung der politischen Schriftsteller so bald ändern werde. Wir haben in Deutschland keine freie Presse, und statt der Nationalversammlung des französischen und englischen Parlaments blos die Ständeversammlungen einzelner Staaten, und dazu noch nur in dem kleinern Theile Deutschlands. Wie nachtheilig diese hier nicht weiter auszuführenden Verhältnisse der Ausbildung politischer Schriftstellerei sein müssen, wird schon aus wenigen andeutenden Bemerkungen erhellen. Diejenige politische Doctrin, deren Anhänger im Besitze der politischen Macht sind und welcher gestattet ist, sich ungehemmt und frei auszusprechen, findet sich hierzu nicht eben veranlaßt, da den Gegnern nicht erlaubt ist sie zu publicistischen Kämpfen herauszufodern, und es ist auch ganz begreiflich, daß sie ohne Veranlassung keine Discussion anspinnt. Überdies kann man ziemlich allgemein die Beobachtung machen, daß in den höhern politischen Sphären in Deutschland die Männer ziemlich selten sind, welche mit der Literatur und namentlich der politischen sehr befreundet wären; nach ihren Ansichten wäre die Politik nicht eine freie, sondern eine streng zünftige Kunst, ein Monopol der Männer vom Fach und ihr tiefstes Geheimniß nur den im Besitze der Macht sich Befindenden offenbar. So betrachten sie gar leicht die außerhalb des Kreises der politischen Macht Stehenden, welche doch über Politik zu sprechen und zu schreiben wagen, als Schwärmer, Phantasten und Ideologen, als unpraktische Träumer, oder als Factiose. Hier wollen wir nur den Vorwurf der Ideologie etwas näher beleuchten. Es ist nicht zu bestreiten, daß die Doctrin, welche von der politischen Macht sich ausgeschlossen und manchmal nicht als Opposition, als heilsames Element des Lebens, sondern eher gerade feindselig behandelt sieht, vom realen Boden factisch verdrängt, hin und wieder eine allzu ideale Richtung einschlagen und durch starres Aufstellen von allgemeinen, philosophischen Principien sich zu schroff den historisch gegebenen, factischen Zuständen gegenüberstellen mag; es mag sein, daß bei dem Mangel an Öffentlichkeit ihnen die genauere Kenntniß von vielen Verhältnissen abgeht, welche die Besitzer der Macht für sich behalten; es mag sein, daß sie, wenn ein Wechsel des Regierungssystems in der Art wie in England auch bei uns möglich wäre, in ihrer Politik auch praktischer würden: aber wenn diese Verhältnisse auf sie einen ungünstigen Einfluß üben, so sind sie doch nicht die Einzigen, die darunter leiden, und der Mangel an Idealität und Philosophie, deren Übermaß jetzt ihnen vorgeworfen wird, dürfte wol noch von den Gegnern, die dermalen mit ihrem praktischen Sinne und Takte begnügt sind, schmerzlich empfunden werden. Unsern theoretischen Politikern fehlt der Ballast der praktischen Erfahrung, unsern Praktikern das ideelle, philosophische Interesse, und so misachten sie einander gegenseitig; die Letztern treten selten als Schriftsteller auf, und die Schriften der Erstern erscheinen dem Publicum im besten Falle als gutgemeinte aber hohle Professorenweisheit. Zwischen Theorie und Praxis klafft auf diesem Gebiete ein ungeheuerer Spalt, und es ist nicht zu verwundern, daß ein, anderswo so wichtiges Interesse, wenn man ihm den Lebensnerv unterbunden hat, nur noch in sehr schwachen Spuren sich

äußert und bethätigt. Soll nun Gentz für das deutsche Publicum ein Ersatz für die jetzt mangelnden politischen Schriftsteller, oder soll er das Muster sein, nach dem Die sich durchaus zu bilden hätten, welche das Feld der politischen Literatur anbauen wollen?

(Die Fortsetzung folgt.)

John Davidson.

Das letzte Opfer des Entdeckungseifers, der nach so vielen unglücklichen Versuchen Europäer immer wieder aufs neue durch die Wüste Sahara in das Innere von Afrika treibt, war der Engländer John Davidson, von dessen kühnen und muthigen Hoffnungen, unerschütterlichem Eifer, schweren physischen Leiden und Entbehrungen und zu früh erfolgtem Tode wir jetzt durch die von seiner Familie freilich nur für seine Freunde herausgegebenen „Notes taken during travels in Africa. By the late *John Davidson etc.*" genauer unterrichtet werden. Leider sind die Papiere, welche der unglückliche Reisende zur Zeit seiner Ermordung bei sich hatte, verloren gegangen, und damit nicht blos die Nachrichten von einer dreißigtägigen Reise durch die Wüste, sondern auch viele von denen, welche er während eines siebenmonatlichen Aufenthalts in Wab Nun, hart an der Grenze der Sahara, eingezogen hatte, unter einem Völkchen, das gewiß zu den merkwürdigsten der Erde gehört. Diese Unvollständigkeit des sonst so interessanten Reisetagebuchs hat wol die Familie des Reisenden bewogen, dasselbe dem größern Publicum vorzuenthalten.

Nachdem Hr. Davidson in Gibraltar drei Monate auf ein Schreiben von dem Hofe von Marokko gewartet und endlich ein solches von des Sultans eigener Hand erhalten hatte, worin derselbe ihn in den schmeichelhaftesten Ausdrücken einlud, seine Staaten und seine Residenz unverweilt zu besuchen, brach er im December 1835 von Gibraltar auf. Auf seinem Wege von Tanger landeinwärts wurde er durch Ruinen wie die von Stonehenge bei Salisbury überrascht; wichtiger aber sind die römischer und punischer Architektur, mit denen das nordwestliche Afrika, nach seinem Ausdrucke, wie kein anderes Land der Erde bedeckt ist. Unter denen, welche er auf seinem Wege bemerkte, befanden sich auch die Überreste eines Amphitheaters, etwas südlich von der Stadt Meshra el Koweid. Ein merkwürdiges Beispiel von dem Glückswechsel, dem der Mensch unter despotischer Verfassung unterworfen ist, stellt er an dem Statthalter von Mazagan auf. Derselbe war früher Fischer, hatte als solcher Gelegenheit, dem Kaiser, der sich damals noch in bedrängten Umständen befand, eine Summe Geldes zu leihen, und dieser machte ihn nach seiner Thronbesteigung für die Wohlthat zum Statthalter von Mazagan, eine Geschichte, welche an die von Darius und dem Griechen erinnert, der für ein dem persischen Edelmann zufällig in Ägypten gemachtes Geschenk von dem Könige später königlich belohnt wurde.

Was in der Hauptstadt, wo er sehr glänzend empfangen und mit Auszeichnung behandelt wurde, ihm vorzugsweise Achtung verschaffte, war sein Charakter als Arzt. Der erste Minister, bei dem er am Tage nach seiner Ankunft seine erste Audienz hatte, sprach mit ihm über nichts so viel und so angelegentlich als über medicinische und chirurgische Gegenstände, und zeigte selbst zu Davidson's Verwunderung für einen Marokkaner nicht unbedeutende Kenntnisse darin, indem er mit mehren medicinischen Hauptwerken sowie mit verschiedenen Heilmethoden fremder Länder bekannt war. Nach beendigter Audienz mußte der Reisende eine Diagnose über den Gesundheitszustand der beiden schwarzen Frauen des Premierministers anstellen. Doch blieb dieser Ruf nicht ohne Neid bei den dortigen Männern von Fach, und schon am folgenden Tage kam Hakun Bashi, der oberste Arzt der Stadt, zu ihm, um ihn einer Prüfung zu unterwerfen, die darin bestehen sollte, daß er ihn nach dem Namen und dem Gebrauch einer Menge mitgebrachter Blätter von Pflanzen und Bäumen fragen wollte. Der Engländer wußte den Alten jedoch bald zur Ruhe zu bringen. An diesem Tage wurden Hrn. Davidson auch auf Befehl des Sultans die, in den innern Hofräumen mit Soldaten angefüllten kaiserlichen Paläste, sowie die damit verbundenen Gärten, Wasserleitungen, Haine, Laubgänge und sonstige Anlagen gezeigt, ohne daß er jedoch von dem Herrscher selbst schon empfangen worden wäre. Dies geschah erst am folgenden Tage. Als der englische Reisende seine Anrede an den Sultan vollendet hatte, bat ihn dieser sogleich, ihm nach dem Puls zu fühlen, gab dann seinen Leuten Befehl, ihn in dem Garten umherzuführen, wo in den Gängen allenthalben Tische mit Backwerk, Früchten und Blumen für ihn aufgestellt waren. Körbe mit Früchten und Süßigkeiten wurden ihm aus dem Palaste auch in seine Wohnung zugesandt und ein besonderer Befehl erlassen, daß alles von ihm in der Stadt Ausgegebene ihm wiedererstattet werden solle; wer künftig noch Geld von ihm nähme, solle seine Hand verlieren, und wer ihn beleidige, dem sollten die Zähne ausgerissen werden. Das glänzendste Geschenk, welches Hr. Davidson von dem Kaiser erhielt, war ein schönes Pferd, das ihn indeß durch die Leichtigkeit, mit welcher sich Elektricität aus seinem Fell entwickelte, in einige Verlegenheit setzte. Es gibt hier aber noch eine weit merkwürdigere Art Pferde, von der unserm Reisenden selbst ein Exemplar zu Gesicht kam, „die Windtrinker der Wüste", wie sie genannt werden. Sie werden für die Straußenjagd gebraucht, können mit Windesschnelle ungeheuere Strecken zurücklegen und werden blos alle drei bis vier Tage einmal gefüttert. Sie erhalten dann einen großen Eimer voll Kameelmilch, die ihr einziges Futter ausmacht. Das Thier, welches Hr. Davidson sah, war von eisengrauer Farbe, hatte eher schwer als leicht gebaute Beine, aber einen sehr zierlichen Leib.

Am 17. Febr. 1836 verließ Hr. Davidson Marokko wieder, ungeachtet der inständigen Bitten des Sultans, dort zu bleiben und unter seinem Volke Heilkunde zu üben und zu lehren. Er nahm seine Richtung südlich in die Gebirge, um die Städte der Juden zu besuchen. An diesen fand er ein äußerst munteres und lebenslustiges Völkchen, das ihn mit vieler Gastfreundschaft aufnahm und durch Sittenfreiheit und gesellige Fröhlichkeit sich merklich von allen andern Juden unterschied. Von der Gegend, in welcher Leo Africanus die ausgedehnten Ruinen der alten Stadt Aghmat besuchte, spricht unser Reisende mit dem größten Entzücken, ungeachtet er dieselbe nur mitten im Winter sah. Lebensmittel waren im Überfluß vorhanden und von beispielloser Wohlfeilheit. Bei seiner Ankunft in der Stadt Trasermut wurden ihm zu seiner und seiner Begleiter Verpflegung 300 Stück Geflügel und 10 Schafe geliefert. Seine Absicht war, gerade über den Atlas zu gehen; allein in einer Höhe von 5000 Fuß fand er den Schnee schon so angehäuft, daß er seinen Plan ändern und zu den Städten der Juden zurückkehren mußte. Er sah bei dieser Gelegenheit, indem er sich der Küste zuwandte, Mogadore, wahrscheinlich in Folge ihres Verkehrs mit Europa die blühendste, reichste und civilisirteste Stadt des ganzen marokkanischen Reichs. Hrn. Davidson's Unternehmen wurde hier in dem ungünstigsten Lichte dargestellt, theils als bloße Auskundschaftung des Landes, theils als ein Versuch, sich persönlich durch Aufkauf von Gold in Sudan zu bereichern. Der Eintausch dieses Metalls geschieht dort bekanntlich meist gegen Salz, einen Artikel, der daselbst so hoch im Preise steht, daß für ein kaum zwei Fuß großes Stück ein Mensch gegeben wird. Der Reisende kaufte zu Mogadore für acht Thaler drei sogenannte Schlangensteine, wahrscheinlich Bezoare, die dort oft außerordentlich hoch bezahlt werden, indem man sich ihrer gegen den Biß giftiger Thiere und bei andern Verletzungen als eines Heilmittels bedient.

Über Agadir ging Hr. Davidson hierauf nach Wab Nun. Das Land, durch vier Reihen Kalksteinhügel gegen die Wüste geschützt, ist, nach seiner Beschreibung, vollständig angebaut und von großer Fruchtbarkeit. Getreide trägt hundertfältig, indem die meisten Körner vier Halme, manche auch wol fünf treiben. Die Bewohner sind ein schöner Menschenschlag, schlank

von Wuchs, nicht ganz schwarz, von lockigem Haar, schönen Augen und schönen Zähnen. Ihre magern aber schnellen Pferde reiten sie ohne Gebiß, blos mittels eines um Nase und Nacken gewundenen Stricks. Die Wohlhabendern besitzen auch gewöhnlich einige Wüstenpferde von der oben beschriebenen Art. Gegen die wenige Nahrung, von der diese Thiere bestehen, bildet die Lebensweise ihrer Herren einen auffallenden Contrast. Schlemmen und Nichtsthun sind hier zu Hause. Fünf Mal des Tags ißt man, die übrige Zeit bringt man mit Schlafen hin oder sitzt müßig vor der Hausthür. Während auf diese Weise der aristokratische Theil der Bewohner, die Grundbesitzer, die durch höhern Muth und Kühnheit zur Herrschaft über die übrigen gelangten, durch Völlerei und Trägheit sich zum Thiere entwürdigen, weder der Vergangenheit gedenkend, noch in die Zukunft blickend, ist der andere, niedere Theil der Bevölkerung der Sklaverei in ihrer abscheulichsten Gestalt unterworfen.

Als Hr. Davidson zu Wad Nun ankam, begann gerade die heiße, trockene Jahreszeit, die ungünstigste, um durch die Wüste zu reisen, und je weiter der Sommer vorrückte, desto mehr häuften sich die Schwierigkeiten des Unternehmens. Dazu kamen noch die ungünstigsten Nachrichten von Unruhen und innern Kriegen, die in den Ländern jenseit der Wüste ausgebrochen waren und in deren Folge die Kafilah, eine regelmäßig zwischen Wad Nun und Timbuktu gehende Karavane, auf ihrem Rückwege angefallen war und 13 Mann an Todten und viele Sklaven verloren hatte. Alles vereinigte sich demnach, den Aufbruch unsers Reisenden nach Timbuktu um einige Zeit zu verzögern. Dieser verlängerte Aufenthalt in Wad Nun war aber zugleich mit den größten Entbehrungen und physischen Qualen für ihn verknüpfe. Wenn er über unauslöschlichen Durst klagt und gesteht, daß er für einen einzigen Schluck Bier gern einen Thaler gegeben hätte, so finden wir dies von einem Europäer unter so glühender Sonne nur zu natürlich; wenn er aber hierzu auch noch die Qualen des Hungers duldete, oft mehre Tage lang ohne einen Bissen Nahrung zubrachte, so erscheint uns dies etwas unerklärlich nach Dem, was der Reisende zuvor über die Schlemmerei der Einwohner, sowie über die Fruchtbarkeit und die Hülfsquellen eines Landes mitgetheilt hat, in welchem man wol Güter mit einem Besitzstande von 40,000 Stück Vieh und 1000 Kameelen findet, welche letztere beständig in Karavanenzügen zwischen Wad Nun und Sudan unterwegs sind.

Hrn. Davidson's Tagebuch schließt noch während seines Aufenthalts zu Wad Nun. Die übrigen Nachrichten über seine fernere Reise und über seinen Tod sind seinen Briefen und denen des britischen Consuls Willshire zu Mogadore entnommen. Nach einem siebenmonatlichen Aufenthalte beschloß der Reisende endlich nicht länger zu zögern, sondern, ohne selbst die Rückkehr der Kafilah, welche im September erfolgen mußte, abzuwarten, mit einem erfahrenen Führer, der die Reise nach Timbuktu einstmals in 25 Tagen zurückgelegt hatte, durch die Wüste zu reiten. Allein den Galop des Maherry oder schnellen Dromedars vermag auf eine weite Strecke Niemand als nur der Eingeborene der Wüste auszuhalten. Hr. Davidson sah sich daher genöthigt sein Vorhaben aufzugeben, und wartete in Yeist, 40 Meilen südöstlich von Wad Nun, am Rande der Wüste auf die Kafilah, in deren Gefolge er am 17. Nov. wieder aufbrach. Anfangs scheint es jedoch nicht seine Absicht gewesen zu sein, die Karavane zu begleiten, sondern auf einem kürzern Wege über Arawan Timbuktu in 35 Tagen zu erreichen. Bald änderte er jedoch dieses Vorhaben und folgte der Kafilah auf ihrem ostwärts gerichteten Umwege. Am 18. Tage der Reise, vier oder fünf Tagemärsche jenseit Tatta, wurde er ausgeplündert, und 10 Tage später, als er noch nicht die Hälfte des Wegs nach Timbuktu zurückgelegt hatte, von einem wilden Haufen, der schon seit längerer Zeit seine Schritte belauert hatte, überfallen, niedergeschossen und seines Eigenthums beraubt. Dies geschah in dem Bezirke von Eguedea, 10 Tagereisen von Taudeny, also noch nicht auf dem halben Wege nach Timbuktu. Seinen Reisegefahrten, Abu Bekr, der aus Timbuktu gebürtig war, ließen die Räuber unverletzt von dannen ziehen; da aber auch von ihm jede weitere Spur verschwunden ist, so scheint er seine Heimat nicht lebend erreicht zu haben. 19.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 19. —— 19. Januar 1840.

Friedrich von Gentz.

(Fortsetzung aus Nr. 18.)

Wenn Gentz nach dem Obigen in der politischen Literatur nicht gerade durch Werke und Compositionen im höchsten Style sich eingebürgert hat, so verdienen darum doch seine Schriften in vielfacher Beziehung, vorerst abgesehen von ihrem Inhalte, Anerkennung und Bewunderung. Wir müßten zu ihrem Lobe in der Hauptsache nur schon oft Gesagtes, so ziemlich allgemein Anerkanntes wiederholen, und beziehen uns der Kürze halber auf Welcker's Urtheil, daß er in der Vortrefflichkeit der Darstellung bis jetzt unter allen deutschen Politikern unübertroffen, vielleicht unerreicht geblieben sei. In der That ist sein Styl, um mit einem Worte Viel zu sagen, classisch zu nennen, wegen seiner Klarheit, Kraft, Einfachheit und des harmonischen Flusses der gemessen fortschreitenden, aufs glücklichste und lebendigste ausgedrückten Gedanken. Gentz hatte sich, neben gründlichen classischen und philosophischen Studien, besonders in der Schule englischer Schriftsteller, eines Burke namentlich, gebildet und seine Darstellung ist durchaus ebenso entfernt von der sonst so oft Deutschen anhängenden Schwerfälligkeit, als von französischer zierlich und oberflächlich hingleitender Leichtfertigkeit. Sein Styl hat immer eine gemessene Würde, und auch wo er den Ton des Pathos, den Ton leidenschaftlichen Gefühls voller anschwellen läßt, verläßt ihn doch nie die Besonnenheit; es herrscht bei ihm nie der blinde Impuls, sondern künstlerische Meisterschaft. Diese Ruhe und Mäßigung, die er selbst den bittersten Gegnern entgegensetzte, diese vornehme Haltung und Sicherheit gab ihm natürlich in vielen Fällen schon einen großen Vortheil voraus; denn die Ruhe und Besonnenheit ist meist das Kriterium der Überlegenheit und des Bewußtseins davon. Wir verweisen in dieser Beziehung auf die Artikel gegen Görres. Diese scheinbare Mäßigung, deren Formen von Gentz nicht leicht aufgegeben wurden, diente jedoch in manchen Fällen dazu, sehr herben, strengen und extremen Behauptungen und Ansichten den Weg zu bahnen, und wenn er seine Abhandlungen mit der scheinbaren Unparteilichkeit eines Philosophen begann und dadurch das günstigste Vorurtheil des Lesers für sein unbestechliches, dem Leitstern der Wahrheit folgendes Urtheil gewann, so trat dann doch im Verlaufe der im voraus entschiedene Parteimann hervor, der durch Definitionen und Deductionen seine Parteiansicht philosophisch zu sanctioniren und sie aus allgemein gültigen Principien abzuleiten bemüht war. „Wo der Silberton — Freiheit erklingt, horcht jedes menschliche Ohr auf und jedes Herz wird rege. Ihre Stimme ist die Stimme der Natur." So beginnt seine Abhandlung über die politische Freiheit, welche, nicht auf concrete Fälle eingehend, sondern in allgemeinen Sätzen sich haltend, fast Nichts enthält, was nicht der wärmste Anhänger der Freiheit unterschreiben könnte, dabei aber doch, je nachdem man eine Anwendung davon in Praxi macht, einem sehr illiberalen Systeme zur Grundlage dienen kann.

Wenn wir nun von der Form zum Inhalte der Gentz'schen Schriften übergehen, hätten wir anzugeben, was die Hauptzüge seines politischen Systems gewesen, und wiefern dasselbe mit seiner Persönlichkeit, seinem Gesammtcharakter verflochten gewesen sei? Denn ein so ausgezeichneter Name wie der von Gentz kann gewiß nicht blos die Frucht von stylistischem Talente sein, sondern es muß angenommen werden, daß er, wo nicht der Erfinder, so doch der Vertreter von gewissen bedeutenden Ideen oder eines Systems von Ideen war. Dies aber wird von verschiedenen Seiten widersprochen. Entweder will man ihm keine Einheit und Consequenz in seiner Politik und seinen politischen Schriften zugestehen, oder macht man geltend, daß er während der Zeit seiner einflußreichsten Thätigkeit nur die ihm von außen her, von Andern gesetzten Aufgaben gelöst, nur seine Feder hergeliehen, daß er von Andern gefaßte Entschlüsse und Beschlüsse, keine eigene Ansichten, daß er keine lebendige Idee, sondern factische Zustände vertheidigt habe.

Vielfach ist dem Ritter v. Gentz sein Abfall von der Sache des politischen Fortschrittes zum Vorwurfe gemacht worden, dessen Verfechter er nicht nur in den ersten Zeiten der französischen Revolution, sondern auch noch damals war, als sein „Sendschreiben" an den König von Preußen erschien. In der That war es kaum anders möglich, als daß zu der Zeit, in welche Gentz's Jugend fiel, ein junger, geistvoller, strebender Mann von seiner Geburt und seinen Aussichten, der Sache des politischen Fortschrittes zugethan sein mußte, durch welchen auch allein in den damaligen Verhältnissen sein Emporkommen begünstigt wurde. Wenn er nicht durch Intriguen und

Unterthänigkeit steigen wollte, wozu doch die Jugend, zumal in solcher Zeit, meist wenig Lust hat, wenn er durch seinen Geist und sein Talent seine Carrière machen wollte, mußte er politisches Leben, politische Entwickelung, mußte er Gegensatz und Kampf wünschen. Und wenn er auch bald gegen die französische Revolution sich aussprach und die Ansichten Burke's zu den seinigen machte, so war hiermit immer noch die Liebe zur Freiheit, zum Fortschritte der politischen Entwickelung, sehr gut vereinbar; denn wer sich auch mit dem Maße von Freiheit begnügt, welches den Engländern zu jener Zeit ihre Constitution und ihre freie Presse gewährte, konnte gewiß wol noch liberal sein und heißen. Aber freilich ist es bei einem so plötzlichen Zurückkommen von einer mit Eifer und Wärme umfaßten Sache häufig der Fall, daß man, so sehr man anfangs noch das Haltbare und Gesunde der aufgegebenen Ansicht zu vertheidigen und beizubehalten sich die Miene gibt, um sich so vor sich selbst zu rechtfertigen, doch nach und nach immer mehr auf die entgegengesetzte Seite hinübersteuert, oder wol auch nachgerade, um bei den neuen Meinungsgenossen die Aufrichtigkeit der Conversion zu erhärten und den Verdacht, daß doch noch einige Reste von dem alten Gifte zurückgeblieben seien, zu entkräften, zur immer entschiedenern Verwerfung und Bekämpfung der ältern Überzeugung hingerissen wird. Bei Gentz kam nun dazu, daß er nach seiner Sinnesänderung von vornehmen und einflußreichen Personen, als ein ausgezeichnetes und nützliches Talent, sich sehr geschmeichelt und fetirt und gesucht sah, und bei den sich ihm jetzt eröffnenden Aussichten durfte er hoffen, neben der Erreichung seines Wunsches nach einer einflußreichen politischen Thätigkeit, auch die glänzendste Befriedigung seiner aristokratischen Gewohnheiten, seines Hangs zum vornehmen Leben und seiner Genußliebe zu erreichen. Inwieweit Gentz durch diese verschiedenen Momente bewußt oder unbewußt bestimmt wurde, möchte schwer mit Sicherheit zu ermitteln sein.

Epoche in seinem Leben machte sein Übertritt aus dem preußischen in den östreichischen Staatsdienst. Sein Biograph Varnhagen sagt geradezu, daß zunächst Geldverlegenheiten es gewesen seien, die ihn zu diesem Schritte bewogen. Das Geld ist freilich auch eine Macht in der Welt, indeß ist es doch nicht eben ruhmvoll, wenn ein so folgenreicher Schritt im Leben eines Politikers durch den Einfluß des Geldes motivirt wird. Jedenfalls gab er eine politisch unabhängigere, freiere Stellung gegen eine minder selbständige auf, und auch wenn er in seiner neuen Laufbahn Grundsätze zu vertheidigen hatte, welche wirklich seine Überzeugung waren, setzte er sich dem Argwohne aus, als vermiethe er nur seine treffliche Feder. Und selbst wenn er bei seinem Übertritte die Ansicht hatte, daß der Staat, dem er nunmehr seine Dienste widmete, das nationale Interesse Deutschlands, sowie das wahre Interesse Europas besser begreife und energischer verfechte, als derjenige, aus dessen Dienst er schied, so hat doch immer ein solches Aufgeben natürlicher und sittlicher Verhältnisse, wie das zum Vaterlande ist, zumal wenn Motive wie die eben bezeichneten dabei mitwirken, etwas Störendes für das Gefühl. Und zudem möchten wir sagen: für eine große politische Divinitionsgabe, für ein höheres, organisirendes, schöpferisches Talent Gentz's spricht es eben nicht, daß er in einer politisch schwangern Zeit sein Vaterland, das junge, zukunftvolle Königreich Preußen verließ und sich in dem ältern Östreich, mit seiner allerdings durch die Umstände und durch die bunte Zusammensetzung seiner Staaten gebotenen, ganz conservativen und im Grundprincipe stabilen Politik naturalisirte. Es war dies vielleicht, wenn man so will, ein Fehler der Intelligenz, und allerdings mag man, nachdem er einmal diesen bindenden, unwiderruflichen Schritt gethan, die vielfachen Vorwürfe, die ihm wegen seiner spätern Handlungsweise gemacht worden sind, als unstatthaft zurückweisen, sofern er durch jenen Einen Schritt sich die relative Nothwendigkeit seines spätern Handelns auferlegt hatte, und er die goldene Kette, die ihn hielt, zerreißen weder konnte noch wollte; aber dieser Mangel an politischem Instinct im Großen bei ausgezeichnetem Scharfsinne und Urtheile im Einzelnen fällt eben zusammen mit dem Mangel an der sittlichen Energie eines naturgemäßen, kernhaften, gesunden Charakters.

Zu Gunsten von Gentz muß indessen gesagt werden, daß, abgesehen von seinen etwaigen sonstigen Beweggründen, die Art und Richtung von politischer Thätigkeit, zu welcher er in seiner neuen Laufbahn berufen wurde, eine solche war, daß sie seine Talente würdig beschäftigte und zugleich mit einer wahrhaft nationalen und patriotischen Gesinnung vollkommen zusammenstimmte. Es war die Zeit der drückenden Präponderanz, des gewaltthätigen Übermuths und der Eroberungslust der längst nicht mehr eigentlich republikanischen Franzosen unter ihrem Dictator, ersten Consul und Kaiser Napoleon; wenn anfangs die Franken für ihre Freiheit und Selbständigkeit gekämpft hatten, so hatten doch ihre Kriege lange schon einen andern Charakter, den der Eroberung angenommen; und Deutschland nicht nur, sondern auch andere Länder haben die Erfahrung gemacht, welches Danaergeschenk die Freiheit aus den Händen der Franzosen war. Die Nationalität Deutschlands war schwer gefährdet, ein großer Theil des Reichs von Frankreich total abhängig, seinem furchtbaren Protectorate unterworfen; in jener Zeit war Östreich hauptsächlich der Hort der deutschen Nationalität und Unabhängigkeit geworden, setzte Östreich unermüdet und unerschöpft durch eine Reihe von Unfällen den Kampf gegen die Fremdherrschaft muthig fort, und nahm selbst keinen Anstand, in Manifesten und Proclamationen an die Gefühle des Volkes zu appelliren und seinen Krieg als Sache des Volkes darzustellen. Die Sammlung von Schlesier gibt das östreichische Manifest von 1809 und das von 1813, beide aus Gentz's Feder, worin die zwingenden Gründe zum Kriege kräftig und lichtvoll dargestellt sind, und deren letzteres besonders eine schwierige Aufgabe war, sofern Napoleon nunmehr der Schwiegersohn des Kaisers Franz II. war; daher mußte, mitten in der erbittertsten Aufregung Deutschlands gegen die französische Herrschaft,

immer noch eine gehaltene Sprache geführt werden. Sprach und schrieb hier Genz in einem anerkannt officiellen Charakter, so trat ein solcher wenigstens nicht nothwendig hervor in den anonym, und zwar in Petersburg 1806 erschienenen „Fragmenten aus der neuesten Geschichte des politischen Gleichgewichts in Europa" (obwol man vollkommen zu der Annahme berechtigt ist, daß er diese Schrift nicht ohne höhere Genehmigung geschrieben und herausgegeben), einem seiner ausgezeichnetsten Werke, worin die Sache, die er verfocht, der Aufruf an die Zeitgenossen, die Deutschen vor allen, sich aus einer schmählichen Versunkenheit, Kleinmüthigkeit und Gleichgültigkeit aufzuraffen und für Ehre, Freiheit, Recht, Nationalunabhängigkeit zu kämpfen, seines Talents vollkommen würdig war. Vergleicht man die ernsten und feurigen, die ermuthigenden und strafenden Worte jener Schrift mit vielen Behauptungen und Lehren seiner spätern Zeit, so könnte man freilich zweifelhaft werden, ob es ihm in diesem oder jenem Falle, ob es ihm überhaupt je mit einer Überzeugung wahrer, heiliger Ernst gewesen; aber doch irrt man schwerlich, wenn man annimmt, daß in der genannten Schrift das Wahrste und Edelste in seinem Wesen, was sonst vielfach getrübt, hinabgezogen und mit unreinen, häßlichen Elementen vermischt wurde, sich einmal in kräftiger Lauterkeit concentrirt, daß er hier zu einem idealern Bewußtsein sich emporgeschwungen, sich über seinen eigenen empirischen Charakter erhoben habe, kurz, daß er hier aus echter Inspiration, nicht unter der Leitung von Raisonnement und hemmenden Rücksichten geschrieben habe. Im J. 1830 schrieb er hierüber an Rahel:

Ich habe ganz vergessen, daß ich auch einmal ein Schriftsteller war, und seit zwanzig Jahren keine Zeile, die von mir gedruckt worden ist (die Congreßprotokolle ausgenommen!!), auch nur angesehen. Neulich aber las mir Jemand, der sehr gut liest, die Vorrede eines gewissen Buches: „Über das politische Gleichgewicht", vor, und da war ich ganz erstaunt, daß ich jemals so gut hatte schreiben können. Lesen Sie einmal, Spaßes halber, diese Vorrede, und sagen Sie selbst, ob das ein Styl war. Schlegel hat nur einzelne Seiten geschrieben, die sich in Hinsicht auf den Styl damit messen konnten.

Man kann dies Werk, namentlich die Vorrede, mit Fichte's „Reden an die deutsche Nation" vergleichen, und wenn beiden die energische, lichtvolle, ergreifende Sprache gemein ist, so zeichnet sich die Schrift des Politikers Gentz vor der des Philosophen Fichte durch ein gründlicheres, schärferes Eingehen auf die gegebenen Verhältnisse, ein praktischeres Urtheil aus, während freilich die „Reden" Fichte's die Unterlage eines durchaus gediegenen, männlichen Charakters hatten. Der Geist, welcher in dieser Schrift von Gentz weht, wird schon aus einigen wenigen Worten erkannt, die wir anführen wollen:

Mannichfaltige und große Verschuldungen luden allerdings die Regierungen auf sich; viel, sehr viel haben sie gethan, um sich selbst und uns zu Grunde zu richten; aber der größte, der entscheidendste Antheil an dem Werke der Verwüstung ist unser. Ihre Verirrungen wären weniger, und die, in welche sie geriethen, wären kürzer, leichter, heilbarer gewesen, wenn die tiefe Verblendung der Nationen, die Verkehrtheit des öffentlichen Geistes, die Erschlaffung aller echten Gefühle, die Herrschaft der niedrigsten Triebfedern, und um das Ganze mit einem Worte zu umfassen, die moralische Fäulniß der Welt nicht rund um sie her Alles vergiftet, zerfressen und aufgelöst hätte.

Noch eine helle Aussicht bleibt übrig, und diese, ein überschwenglicher Trost, kann keine Tücke des Schicksals verdunkeln. Die Starken, die Reinen, die Guten, wie gering auch ihre Anzahl sein mag, müssen fest und unzertrennlich zusammenhalten, müssen wechselsweise einander belehren und zusprechen und tragen und heben und begeistern. Ihr Bund ist die einzige Macht, die einzige unüberwundene Coalition, die heute noch der Waffengewalt trotzen, die Völker befreien und die Welt dauernd beruhigen kann.

Ihr, die Ihr im Schiffbruche der Zeit, von Tod und Trümmern umringt, aller Güter kostbarste und erste, einen freien umfassenden Geist, ein treues, lebendiges Herz, den Sinn für die Heiligthümer der Menschheit, den Muth, ihnen Alles zu opfern, und Glauben an die Zukunft gerettet, Ihr echte, feuerfeste, durch gemeine Trübsal unbesiegbare, in Geist und Wahrheit siegreiche Helden des Jahrhunderts, von der Menge verkannt, von aufgeblasenen Weltstürmern vielleicht zum Glücke verachtet oder gehaßt — vor Allen aber Ihr, an die zunächst diese Worte sich richten, des Vaterlands einsame Zierden, hochherzige, durch kein Unglück bezwungene, Eueres Namens würdige Deutsche! ermüdet, verzweifelt nur nicht! Der, welcher Euch auserkor, die Nachwelt mit der Gegenwart zu versöhnen, legte hartnäckige Kämpfe und furchtbare Prüfungen Euch auf. Alles (Unglück) werdet Ihr nicht blos mit Standhaftigkeit, sondern mit dem stolzen, begeisternden Bewußtsein unzerstörbarer Überlegenheit ertragen, wenn Ihr groß und stark genug seid, Euch selbst nie untreu zu werden. So lange Ihr aufrecht steht, ist Nichts ohne Hoffnung gefallen. In Euch steigt das scheinbar Gesunkene in erneuerter Herrlichkeit wieder auf, in Euch ist das scheinbar Verlorene schon vollständig wiedergefunden. Euer unmittelbarer Einfluß mag gehemmt, Euer Wirkungskreis mit engen Schranken umzogen, Euere Hand in Fesseln gelegt, Euer Mund gewaltsam geschlossen werden: dies Alles trifft nur Außenwerke Euerer Macht. Euer fester, unerschütterlicher Sinn, die anerkannte Unwandelbarkeit Euerer Grundsätze, Euere immerwährende stille Protestation gegen Alles, was frevelhafte Gewalt zu stiften oder zu rechtfertigen wähnt — das sind Euere unbesieglichen Waffen u. s. w.

So befremdlich Manchem diese Catonischen Worte, diese Klagen über die moralische Fäulniß, über die Herrschaft niedriger Triebfedern und die Erschlaffung aller echten Gefühle, dieser Aufruf an die Reinen, Starken und Guten, an die Männer von unwandelbarer Gesinnung und feuerfesten Grundsätzen im Munde eines Mannes erscheinen mögen, dem selbst seine eifrigsten Bewunderer die Prädicate der Felsenfestigkeit, des Heldenmuths und der makellosen Reinheit zu ertheilen Anstand nehmen würden: dennoch, wir wiederholen es, möchten wir Gentz darum nicht der Heuchelei zeihen; er schrieb dies im Aufschwung seiner besten, reinsten, durch die Noth und den Impuls der gewaltigen Zeit potenzirten Gefühle. Wol aber ist begreiflich, daß er in spätern Jahren, unter gänzlich veränderten Verhältnissen, als das Ziel, dessen Erreichung ihm damals so wünschenswerth, aber entfernt schien, in gewisser Art wirklich erreicht war, nicht mehr gern, oder nur mit einem Gefühle der Beschämung zu jenen begeisterten Ergüssen zurückkehrte, daß er sich nur noch an der Form, dem Style erfreute und seine Freundin auffoderte, nur „Spaßes halber" jene Vorrede zu lesen, um von der Größe seines stylistischen Talents sich zu überzeugen. Wie sehr es indessen bei manchen Deutschen in neuern Zeiten Mode geworden ist, Napoleon, den Unter-

drücker der Deutschen, und den Kampf Deutschlands gegen ihn aus einem ganz veränderten Gesichtspunkte zu betrachten und dem Nationalfeinde unsers Vaterlandes Gott mag wissen was für humane, weltbeglückende Absichten und Ideen zu leihen, an die ihm wol nie ein Gedanke kam, so lange er die Macht hatte; wie sehr im Verlaufe der Zeit das Urtheil sich jedenfalls ernüchtern und vielfach modificiren muß: von der Ansicht können und wollen wir uns nicht lossagen, daß das Streben, die Aufgabe, das System Gentz's in jener Periode: die Selbständigkeit Deutschlands, seine Unabhängigkeit von den Fremden wiederherzustellen, würdig, patriotisch und rühmenswerth gewesen, und daß er Grund gehabt habe, stolz zu sein auf den Haß, mit welchem ihn damals der mächtige Kaiser Napoleon verfolgte.

(Der Beschluß folgt.)

Die Ideen Napoleon's von dem Prinzen Napoleon Ludwig Bonaparte. Aus dem Französischen. Mit einer Einleitung von Franz Schulte. Köln, Kohnen. 1840. Gr. 8. 20 Gr.

Der Sohn der liebenswürdigen Hortensie Beauharnais und des Exkönigs von Holland ist durch seine Abenteuer in Strasburg und im Thurgau so bekannt, daß man sich in ihm den Erben der Ideen Napoleon's bis jetzt wol kaum zu denken im Stande war. Er hat indessen mit dieser Darlegung etwas geleistet, was jedenfalls besser ist als Das, was er bisher gethan; denn dieses war nicht geeignet, ihm ein wirkliches Vertrauen zuwege zu bringen. Wir zweifeln nicht, daß diese Schrift von einigem Effect gewesen, zumal bei Denen, die eine, vielleicht nicht immer zu tadelnde, Unbehaglichkeit in den politischen Systemen der Gegenwart finden. So viel ist gewiß, daß der Prinz die schwachen Seiten der Napoleon'schen Handlungen nicht verschwiegen hat, aber ebenso gewiß ist, daß es ihm nicht gelungen ist, die gerechten Vorwürfe, die ihnen gemacht worden sind, zu beseitigen. Bemitleiden muß man einen großen Mann, der es nicht verstand seinen Muth zu zähmen, der, Herr eines halben Welttheils, in sein kurzes Leben Das zusammendrängen wollte, was Jahrhunderte nicht an Civilisation durchzuführen vermögen, indem er Spanier und Deutsche, Polen und Dalmatier, Italiener und Franzosen gleichsam in einem Topfe kochen und gleichzeitig gar machen wollte; der, weil er auf einer hohen Stufe der Bildung stand, Frankreich und die Welt, die seinen Genius ahnete und ihm huldigte, fähig hielt zu derselben Höhe der Civilisation erhoben zu werden; der diese Civilisation für ein solches Gemeingut der Menschen hielt, wie es einst das Christenthum geworden war, ohne zu bedenken, daß selbst dieses sich bei allen europäischen Völkern idiotisch und sehr allmälig ausgebildet hat; der die Revolution Frankreichs mit ihren, gewiß trefflichen Ideen forttrug, indem er ihr Ordnung und Gesetz, Zaum und Zügel gab, aber ohne zu erwägen, daß in keinem Lande, sowie in Frankreich, eine Revolution vorhergegangen und die Völker gereinigt, die Interessen der Stände gewaltsam nivellirt und auf diese Art den Boden befähigt hatte, die neue Saat frisch und fröhlich zu treiben, und der endlich so wenig Begriff von Nationalitäten, Volksthümern, Sprachen und Sitten hatte, als er gewiß und wahrhaftig ein Corse und kein Franzose, ein Italiener und ein Römling war, in dessen Blute die Milch der Wölfin fortkochte. Dennoch war er nicht ohne Edelmuth, und es ist der schlechteste Egoismus nicht, wenn man das Gute, was man erkennt und will, bei der Macht dazu, ins Leben zu führen versucht. Seine Raschheit und Ungeduld aber grenzte an Thorheit, ja an Raserei, mußte zu Despotismus führen, hat dazu geführt, hat die Völker verwirrt und Napoleon, wie es geschehen mußte, gestürzt. Daß er ein Vorläufer einer bessern Zukunft gewesen, glauben wir zuversichtlich mit Vielen, und dem — Prinzen Napoleon Ludwig.

Hr. Dr. Schulte hat diese interessante Schrift mit einer Einleitung versehen, welche jeden Leser leicht und angenehm auf den richtigen Standpunkt der Beurtheilung erhebt. Die Zeit ist angebrochen und reift mehr und mehr, in welcher die Völker Den, dessen Druck sie so schwer fühlten und darum haßten, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Aber — was man der Schrift und deren Verfasser beigemessen hat — eine Revolution zu Gunsten des Prinzen Napoleon Ludwig-Bonaparte wird sie nicht — weder in Frankreich noch irgendwo — hervorrufen; sie wird nur dazu beitragen den Blick der Völker nach oben zu reinigen, besonders den der Franzosen. 6.

Notizen.

Papier aus Meerschilf.

An allen Küsten, von denen Islands bis zu jenen der Berberei, und um das ganze atlantische Meer von Grönland bis zur Insel Neujersey findet sich ein Schilf, das bis jetzt zu weiter keinem künstlichen Gebrauch als vielleicht zu Matten (daher bei den Engländern mat-reed genannt) gedient hat. Es ist die Arundo arenaria Lin., von den Engländern auch Beach grass oder Strandgras genannt. Weil der Flugsand, auf welchem es wächst, dadurch festgelagert ward, so werden von der englischen Regierung jährlich nicht unbeträchtliche Summen auf den Anbau dieser Pflanze verwendet, um die Vernichtung wichtiger Anker- und Hafenplätze zu verhüten. Jetzt hat dieselbe plötzlich eine andere, mehr künstliche Verwendung gefunden, indem daraus Papier und Pappe bereitet wird. Die Erfindung gebührt einem Hrn. Sanderson aus Dorchester. Das Papier soll stark, weich und glatt sein und Tinte trefflich vertragen. Auch die Pappe wird gelobt.

Der Nordamerikaner Montgomery, der 1838 im Auftrage seiner Regierung eine Reise nach Guatemala machte, gibt über die „heißen Seen" bei Aquachapa, im Staat S.-Salvador folgende Notiz. „Der größte von ihnen hält etwa 170 Fuß im Umfange. In allen ist das Wasser von lichtbrauner Farbe und sprudelt kochend und zischend in Blasen an drei bis vier Fuß empor. Der in dicken weißen Wolken aufsteigende Dampf nimmt die Luft umher in einem beträchtlichen Umkreise ein. Der Boden war in der Nähe dieser ewig siedenden Bassins so heiß, daß, wären unsere Füße nicht mit dem allerdicksten Schuhwerk bekleidet gewesen, wir es darauf nicht hätten aushalten können."

Die Bevölkerung von Centralamerika beträgt nach den Angaben des genannten Reisenden etwa zwei Millionen, von denen ein Viertel Weiße, 685,000 Indianer, wenige Schwarze und über 700,000 Ladinos sind, eine aus den drei andern Racen entstandene Mischung. Der Boden zum größten Theil noch unbesetzt, ist außerordentlich fruchtbar, das Klima, mit Ausnahme eines kleinen Küstenstriches köstlich. Ungeachtet sechs Monate beständig trockenes Wetter herrscht, entsteht doch keine Dürre wegen des Überflusses von Quellen, mit denen das Land bedeckt ist. Viele davon sind warm in Folge der vulkanischen Beschaffenheit mancher Gegenden. So von der Natur begünstigt, bringt Guatemala außer den ihm eigenthümlichen alle Früchte Europas und Westindiens in vollkommenster Güte hervor und besitzt zudem noch Gold- und Silberminen, welche jedoch bis jetzt nur wenig erforscht sind. 19.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 20. —— 20. Januar 1840.

Friedrich von Gentz.

(Beschluß aus Nr. 19.)

Gewiß, in jener Zeit hatte Gentz ein System, eine leitende Idee, eine spornende Aufgabe; ein mit Aufbietung aller Kraft zu erreichendes Ziel lag vor ihm da in der Zukunft und erhielt seinen Geist thätig und gespannt. Seine eigene Überzeugung, sein persönliches Interesse ging Hand in Hand mit der von ihm verfochtenen Sache. Aber sobald jenes Ziel im Wesentlichen erreicht war, veränderte sich auch die Rolle, die ganze Stimmung von Gentz. Merkwürdig ist, was er im November 1813 an seine Freundin Rahel schreibt:

Was die große Sache (den Krieg) betrifft, so verliert auch diese, eben weil es nun so gut geht, viel von ihrem dramatischen Interesse. Das Gemisch von Angst und Hoffnung hört auf, die Zukunft wird der Gegenstand regelmäßiger Calcule, der Hauptknoten ist gelöst, und es ist jetzt blos von Mehr oder Weniger, Früher oder Später die Rede.

Und im April 1814 von Wien:

Ich möchte Ihnen die Gestalt zeigen, welche meine Weltverachtung und mein Egoismus jetzt angenommen haben. Ich beschäftige mich, sobald ich nur die Feder wegwerfen darf, mit Nichts als mit der Einrichtung meiner Stuben, und studire ohne Unterlaß, wie ich mir nur immer mehr Geld zu Meubles, Parfums und jedem Raffinement des sogenannten Luxus verschaffen kann. Mein Appetit zum Essen ist leider dahin; in diesem Zweige treibe ich blos noch das Frühstück mit einigem Interesse.

Im Januar 1831 schreibt er:

Lecture und Studium bieten mir keine Ressource mehr dar; theils halten mich die currenten Geschäfte, die einen großen Theil meiner Zeit anfüllen (an einer andern Stelle spricht er von seinem steigenden Widerwillen gegen die öffentlichen Geschäfte, obgleich er keinen Augenblick aufgehört habe sie gewissenhaft zu betreiben), so wenig Freude ich auch daran finde, davon ab; theils halte ich es nicht mehr der Mühe werth, etwas Positives zu lernen, da es nichts Festes mehr gibt und ich rings um mich her nichts mehr erblicke, als, wie Werther sagt: „ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer". Speculative Meditationen aber und selbst die beste Poesie ziehen mich blos in melancholische Grillen, und würden mich zuletzt um das bischen Verstand bringen, das mir in meinem großen Bankrotte noch geblieben ist.

Im nämlichen Jahre:

Was ich in der ersten Periode des Tages, besonders in den Stunden von 10 — 8 Uhr leide, mag ich Ihnen nicht ausführlich beschreiben. Denken Sie sich nur — Sie begreifen es ja! — daß ich heute nicht eine einzige Depesche lesen oder schreiben kann, die mich nicht aufs peinlichste bewegte, mir nicht das Bild des allgemeinen Verfalls von einer oder der andern Seite anschaulich machte. Denken Sie sich dabei, daß auch Diejenigen, die so lange im Rufe leichtsinniger Optimisten standen, jetzt die schwärzesten aller Schwarzseher geworden sind und mir jeden Morgen zehnmal betheuert wird, daß alles unser Thun und Treiben vergeblich sei, daß uns nichts übrig bleibt als uns auf unsern nahen Tod vorzubereiten. Die obligate Lecture von zehn oder zwölf verdammten Journalen füllt die Zwischenräume meiner Geschäftsstunden aus und gibt mir vollends den Rest.

Aus diesen Geständnissen des blasirten, hoffnungslosen, Alles im trübsten Lichte sehenden Mannes geht wol unwidersprechlich hervor, daß er in der Zeit, wo er so schrieb, keine lebendige Idee, kein seinen Geist aufrechthaltendes, ihm Aufgaben setzendes System in sich trug; daß er alle Impulse zu seiner Thätigkeit von außen erhielt und ihnen ohne Interesse, ja mit Widerwillen folgte; und die Niedergeschlagenheit, die Hoffnungslosigkeit dieses berühmten Politikers, welche durch den Erfolg so gar nicht gerechtfertigt wurde, bildet einen merkwürdigen Contrast zu der nicht zu ertödtenden Siegeshoffnung, zu den unverwüstlichen Illusionen solcher Männer, welche eine, wenn auch noch so bedrängte Sache mit inniger Überzeugung umfassen. Es wäre ungerecht, Gentz in dieser Periode noch für einzelne Handlungen und Schriften verantwortlich zu machen; er war nicht mehr frei, er handelte nicht mehr nach einem eigenen, in ihm lebendigen Systeme. Von dem aus dieser Zeit herrührenden Aufsatze über die englische Preßfreiheit hätten die Freunde der freien Presse nur zu wünschen, daß dies das letzte Hinderniß sein möchte, das sich ihren Ansprüchen entgegenstellt, und daß, sobald diese Argumente — wenn dies Wort nicht zu viel sagt — widerlegt wären, sofort auch alle beschränkenden Maßregeln aufhören möchten!

Die angeführten Stellen aus den Briefen von Gentz führen uns endlich auch noch auf eine kurze Betrachtung und Würdigung seines Charakters als Mensch. Gegen einen pedantisch-strengen moralischen Maßstab protestiren natürlich seine Verehrer von vorn herein; aber wenn man ihm auch die Sünden der vornehmen und großen Welt nachsehen, wenn man diplomatisches Laviren in der Politik noch nicht für Untreue an der eigenen Überzeugung halten, wenn man das Annehmen von Geschenken und Pensionen von fremden Mächten als ein kluges Ausbeuten des Talents und Benutzung der Gunst der Umstände

gelten lassen und entschuldigen will: auch dann — kann wol Gentz vor irgend einem Gerichte bestehen, das nicht, um Einem bequem und gerecht zu sein, das System der Sittlichkeit geradezu umkehrt? Die Verehrer, die Lobredner von Gentz selbst haben hauptsächlich in seinen veröffentlichten Briefen die Waffen zu den Angriffen auf seinen Charakter und seinen moralischen Werth geliefert. Ob und inwieweit Gentz seiner Überzeugung ungetreu geworden, ob er gegen sie geschrieben und gehandelt habe? das wäre eine weitschichtige, schwerlich bis zur juridischen Evidenz zu entscheidende Frage, da zu seiner Vertheidigung immer neue, feine Distinctionen vorgebracht werden könnten und vielleicht Gentz selbst sich so zu täuschen wußte, daß er eine frühere Überzeugung, von der er später keinen Gebrauch mehr machte, in den Hintergrund seines Geistes zurücktreten ließ und bis auf einen gewissen Grad zu vergessen im Stande war. Aber um mit moralischer Gewißheit sich ein Urtheil über den Werth seines Lebens zu bilden, dazu genügen seine brieflichen Selbstbekenntnisse, treffend und geistreich geschrieben, und mit einer Offenherzigkeit, die an einem so geübten Politiker und Diplomaten in Erstaunen setzen könnte. Man hat ihm auch diese rückhaltslose Offenherzigkeit schon zum Verdienst anrechnen wollen, und freilich kann man sich darauf berufen, daß die edelsten Naturen in der Wahrheit wurzeln, daß auch Gentz diese Wahrheitsliebe sich bewahrt habe. Aber einmal wissen wir nicht, ob er nicht doch noch Manches verschwieg, nicht immer noch einen verschlossenen Winkel in seinem Herzen hatte, wiewol man sich freilich kaum vorstellen kann, welche demüthigendere Geständnisse ihm noch übrig hätten sein sollen nach Äußerungen wie folgende:

Reif bin ich freilich, aber auch wol überreif.

Ich bin durch Nichts entzückt, vielmehr sehr kalt, blasirt, höhnisch, von der Narrheit fast aller Andern und meiner eigenen — nicht Weisheit — aber Hellsichtigkeit, durch Tief- und Scharfsichtigkeit, mehr als es erlaubt ist, durchdrungen, und innerlich quasi teuflisch erfreut, daß die sogenannten großen Sachen zuletzt solch ein lächerliches Ende nehmen.

Das Vergangene kommt mir vor, als wenn es mir nicht gehört hätte; und vor der Zukunft habe ich ein wahres Grauen, hauptsächlich (außer ihrer Unverständlichkeit) weil sie an den Tod grenzt, womit ich mich, wie Sie wissen, nie gern beschäftige.

Ich glaube die Menschen und die Dinge nie so klar gesehen zu haben als jetzt. Und doch ist Alles leer, matt, abgespannt um mich her und in mir.

Glauben Sie mir, ich bin höllisch blasirt, habe so viel von der Welt gesehen und genossen, daß man mit Illusionen und Schaugepränge nichts mehr bei mir ausrichtet.

Ich weiß Alles; kein Mensch auf Erden weiß von der Zeitgeschichte, was ich davon weiß; denn in so tiefer Intimität mit so viel Hauptparteien und Hauptpersonen zugleich war Niemand und kann nicht leicht ein Anderer wieder sein. Es ist nur Schade, daß es für die Mit- und Nachwelt alles verloren ist, denn zum Sprechen bin ich zu verschlossen, zu diplomatisch, zu faul, zu blasirt und zu boshaft; zum Schreiben fehlt es mir an Zeit, Muth und besonders Jugend. Ich bin unendlich alt und schlecht geworden.

Sie scheinen zu glauben, ich bildete mir etwas darauf ein, weiser und schlechter geworden zu sein; ich führte das blos an, damit Sie nicht zu sehr über mich erschrecken sollten.

Diese Briefe schließen mit den Worten: „Was ist doch das Leben für ein abgeschmacktes Ding!" Hierin wird man allerdings häufig über Gentz's Offenherzigkeit erstaunen; aber ob diese Offenherzigkeit eine totale war, kann man bezweifeln, wenn man eine Äußerung von ihm liest wie folgende: „Ich bin zu rein und zu stolz, um ein Libell zu fürchten; meine Reputation ist gemacht, meine Verhältnisse sind gegründet, und überdies naht sich meine Laufbahn ihrem Ende." Sodann aber können wir diese Offenherzigkeit darum nicht sehr hoch anschlagen, weil sie einerseits an Schamlosigkeit — wir können keinen mildern Ausdruck wählen — grenzt, und andererseits eine raffinirte und unnatürliche Eitelkeit ist oder maskirt. Die beiden Correspondenten, geistreiche Leute gewiß! vergötterten sich gegenseitig als Extrawesen, wie keine andere mehr existirten, und jedes schmeichelte überdies sich selbst mit dem Wahne einer geistigen Vortrefflichkeit, die über die sittliche Sphäre und ihre Maßstäbe weit hinausliege. So schreibt Gentz an Rahel:

Es ist eigentlich ein unendlicher Misgriff gewesen, daß wir nicht zur Liebe gegeneinander — ich meine zur ordentlichen, vollständigen — gelangt sind. Es wäre zwischen uns ein Verhältniß ausgebrochen, dessen gleichen die Welt vielleicht nicht viele gehabt. Es war doch hauptsächlich Ihre Schuld; Sie standen höher, sahen freier und weiter als ich. Sie mußten, in Rücksicht auf meine, in verderbter Hülle unschuldig gebliebene Seele, alle gemeine Scheu bei Seite setzen und mir sogar Gewalt anthun, um mich ungeheuer glücklich zu machen.

In demselben Briefe gesteht er, daß es am Ende immer die niedrigste aller menschlichen Tücken, nämlich die Eitelkeit, das unsinnige Streben nach Schein sei, was Einen um allen wahren Genuß, um die ganze echte Realität des Daseins betrüge. Dann wieder:

Wissen Sie, Liebe, warum unser Verhältniß so groß und so vollkommen geworden ist? Indeß will ich es Ihnen sagen. Sie sind ein unendlich producirendes, ich bin ein unendlich empfangendes Wesen; Sie sind ein großer Mann; ich bin das erste aller Weiber, die je gelebt haben.

Dergleichen mag einem raffinirten und blasirten Geschmacke als der Culminationspunkt der Genialität vorkommen, aber ein unbefangener Geschmack wird es widerlich und abgeschmackt finden, und ein männlicher Geist würde sich durch solche Äußerungen und Gedanken zu erniedrigen, sich wegzuwerfen glauben. Es ist unglaublich, in welchen unnatürlichen, verschrobenen, verzwickten Gedanken, Ausdrücken, Bildern diese doch so hochbegabten Personen von feinster Weltbildung umtrieben, wie Gentz in Entzückung geräth über Ausdrücke wie „schöner Ekel" und dergleichen, und wie er sich nicht entblödet, gegen sie Verhältnisse nicht nur zu berühren, sondern ausführlich zu besprechen, die man in Briefen an eine Frau erwähnt zu finden staunen muß. Die Offenherzigkeit Gentz's ist die Folge einer totalen sittlichen Gleichgültigkeit und insofern gewiß nicht geeignet, ihm Achtung oder Nachsicht zu erwerben. Und diese sittliche Gleichgültigkeit war nicht einmal gepaart mit einer gewissen Stärke und consequenten Energie des Geistes und Willens, er brachte es nicht zum eigentlichen Systeme des freigeisterischen Wüstlings, sondern sie war Schwäche, Hingebung an jede Versuchung, an jede Laune des Augenblicks und jede Eitel-

keit. Er hatte, wie die vorher ausgehobenen Stellen zur Genüge zeigen, durchaus keinen Halt, keine idealere Tendenz, er hatte keine Zukunft in sich. So wenig er als Mensch unsere Achtung in Anspruch nehmen kann, so wenig kann man, auch wenn man von allen ethischen Anfoderungen absieht, wenn man das Leben eines Mannes ganz nach der Summe des Glückes schätzt, die er während desselben genossen, der Ansicht beitreten, daß das Leben von Gentz in seiner Art ein glückliches gewesen, daß er, als Epikuräer betrachtet, glücklich angefangen und glücklich geendet habe. Denn bei all den Gaben, womit das verschwenderische Glück ihn überhäufte, um die *ihn* vielleicht Tausende beneideten und an denen sich *seine* Eitelkeit vielleicht noch mehr weidete, als sich seine Genußsucht mittels derselben befriedigte, war er doch, wie man aus seinen Briefen und den sonstigen Nachrichten über sein Leben schließen darf, nie zufrieden und begnügt mit der Gegenwart und nie ohne Furcht und Sorge vor der Zukunft. Ein Gesammturtheil über seine Politik, über seine Ansichten von der Art und Weise, wie die Wohlfahrt und das Glück der Völker und Staaten gegründet, gefördert und gesichert werden müsse, und über die Leistungen und Handlungen, mit welchen er persönlich zur Realisirung dieser Ansichten mitwirkte, getrauen wir uns hier nicht zu fällen, aber darin glauben wir nicht zu irren, wenn wir aussprechen, daß seine Philosophie — seine ganze Weltanschauung, seine Ansicht vom Handeln und Genießen, von Sittlichkeit und Pflicht — eine schlechte und verwerfliche war, sofern sein von ihm selbst eingestandener Egoismus, der zu seiner Befriedigung unermeßlicher Mittel und Genüsse bedurfte, unmöglich allgemeines Princip werden konnte, ohne zum Ruin der Staaten zu führen, ihn selbst aber nicht einmal glücklich zu machen vermochte. Darf uns eine solche unselige Philosophie nicht einiges Mistrauen gegen die Politik einflößen, mit der sie doch wol ohne Zweifel in einigem Zusammenhange stand? 25.

Wanderbuch von Franz Dingelstedt. Leipzig, Einhorn. 1839. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Franz Dingelstedt ist ein Autor, der sich durch einige niedliche Gedichte und Erzählungen einen ganz hübschen Namen erworben hat; viele seiner Sachen sind schwach und unreif, namentlich sein „Frauenspiegel". Sein neuestes Buch ist das oben bezeichnete. Einen Fortschritt macht der Verf. damit nicht; denn es sind mehre Piecen schon in Journalen gedruckt, und sogenannte neue Sachen haben unverkennbare Ähnlichkeit mit frühern, z. B. „Der zweite Pfingsttag" ist im Geschmack der „Argonauten"; auch ist ein Ton des Raisonnirens und Referirens darin, der schon an Laube abgeschmackt genug erschienen ist. Wenn man auch nicht behaupten kann, daß Dingelstedt von Bewanderung der Laube'schen „Reisenovellen" dermaßen hingerissen sei, daß er sein „Wanderbuch" darnach zugeschnitten habe, so läßt sich doch eine gewisse Ähnlichkeit nicht verkennen; ich glaube aber, wenn Dingelstedt diese Reisenovellistik nicht gekannt hätte, er würde Besseres geliefert haben. Vielleicht will der Verf. selbst nicht leugnen, daß er hier nur flüchtig Hingeworfenes dem Publicum darbietet, welches nicht zufrieden ist, wenn er nicht fleißig hergibt. Indeß ich glaube, es zeigt wenig Achtung vor dem Publicum, wenn man so wenig bedeutende Sachen, wie z. B. die „Kunstausstellung", das „Literaturbild" und den „Trauernden Postillon" drucken läßt. Was die Mittheilungen aus Althanover betrifft, so scheinen uns dieselben nicht an der Zeit zu sein; man hat jetzt von Hanover andere Dinge zu sprechen als über ein paar Portraitmaler und über Kunstkritiker, die noch dazu außerhalb der Grenze ihrer Provinz fast unbekannt sind. In den zwei Nummern „Hanoversch-Münden" und „Hof-Geismar" moquirt sich der Verf. über die Kleinstädterei; wenn er nur mehr Witz dazu aufzuwenden hätte! Die Schulmeister und die Lieutenants sind es, gegen die er besonders heftig losgeht; indeß Schulmeister sind überall Schulmeister und Lieutenants überall Lieutenants. Noch Eins müssen wir rügen: Hr. Dingelstedt scheint ein Vergnügen daran zu haben, gegen die vielgelesensten Belletristen Deutschlands gewaltig loszuziehen, als gegen van der Velde, Wachsmann, Tromlitz, Blumenhagen, Clauren u. A.; dies ist um so thörichter, da es fast wie Misgunst aussieht, und da jeder der Genannten in seinen Erzählungen Vorzüge hat, die man bei Dingelstedt vergebens sucht. In der ersten Piece dieses Wanderbuchs: „Eine alte Novelle vom Weserstrom", ironisirt der Verf. das Novellenlesen, das Novellenschreiben und seine eigene jugendliche Persönlichkeit. Ich halte dieses sich selbst Ironisiren für ein gewagtes Spiel, was nur in einem reichen, tiefen, aufrichtigen, großen Gemüthe zur Erscheinung kommen und in demselben sogar liebenswürdig erscheinen kann; aber wenn es keinen tiefen Gehalt voraussetzen läßt, wenn es total forcirt ist und blos, um für pikant zu gelten, exercirt wird, so ist es eine schlechte Art von Beifallerzwingenwollen.

Aus einigen Beispielen wird der Leser ersehen, wie wir das meinen: der Wassernovellist spricht von der Wehrhaftmachung eines Ritters und sagt: „Ich bedaure zum ersten Male, daß ich die akademischen Vorlesungen deutscher Alterthümer so wenig benutzt habe. Wenn mir der Prof. Grimm den Stoff und Hr. v. Tromlitz die Farben lieferte, welch ein treffliches Bild könnt' ich dann geben!"

An einer andern Stelle beschreibt er ein Mädchen und sagt: „Es war noch sehr jung und wunderschön wie eine verwunschene Prinzessin; wenn mir Hr. Clauren oder ein anderer ausgezeichneter Portraiteur seinen Pinsel auf einen Augenblick leihen wollte, könnte ich ihr Bild mit leckern lockenden Fleischfarben hier abconterfeien. Ich habe aber mehr zu thun und große Eile." Weiter heißt es: „Wir wollen der Liebenden Abschied nicht weiter ausmalen, theils weil ich's nicht im Stande bin, theils weil auf den vorhergehenden Seiten schon so viele Worte und Küsse gewechselt sind, daß ich mich in die Seele meiner sittsamen Leserinnen hineinschäme, der moralischen Censur gar nicht zu gedenken."

Wenn ich die ganze erste Novelle, aus der die obigen Beispiele entlehnt sind, betrachte, so gehört sie wirklich in die Classe der ganz unreifen Früchte und unzeitigen Geburten. Der Verf. sagt zwar, die Gelehrten würden es ihm nicht verzeihen, daß er ohne psychologische Begründung, durch einen bloßen Schicksalscoup den Helden der Geschichte diabolisch umbringe; allein er könne nicht anders, insonderheit da er der Chronik folge. Wenn aber Hr. Dingelstedt der Chronik folgen muß, warum läßt er denn dieselbe uns nicht abdrucken, und verschont uns mit seiner superfeinen Zuthat?

Zu dem allen kommt, daß der Verfasser mit der größten Selbstgefälligkeit sich selbst überall in den Vorgrund drängt. Es ist doch wahrhaftig arg, zu erzählen: da war ich bei Hrn. v. Sternberg; da bekam ich einen Brief, auf dem ich „berühmter Schriftsteller" genannt wurde; da tobte Karl Unzelmann meinen Epilog; da sagte ein Postillon, ich hätte eine schöne weiße Hand; da war ich bei Stephan Schütze u. s. w.

Zu den guten Sachen in diesem „Wanderbuche" rechnen wir: „Boa Constrictor", aus Lewald's „Europa" schon bekannt, und „Göttingens letzter Jubel". 24.

Miscellen.

Als die Doctores juris bullati aufkamen, welche durch Erkaufung des Doctortitels vom Examen sich frei machten, wurden auf ihre Rechtsunkunde folgende Reime veröffentlicht:

> In Institutis — similes estis brutis;
> In Digestis — nihil potestis;
> In Codice — scitis modice;
> In Novellis — similes estis asellis,
> Et tamen creamini Doctores,
> O tempora, o mores!

Ebenso hatte der Magistertitel an seinem Werthe verloren gemäß der Klage eines Klosterpoeten aus dem 14. Jahrhundert:

> Jam sit Magister artium,
> Qui nescit quotas partium
> De vero fundamento.
> Habere nomen appetit,
> Rem vero nec curat, nec scit,
> Examine contemto.

Und in Rom fand man eine Grabschrift des Inhalts:

> Hic iacet Jodocus
> Qui fuit Romae coquus,
> Magister in artibus
> Et Doctor in partibus (orationis).
> De gratia speciali
> Mortuus est in Hospitali.

Thomasius in den „Juristischen Händeln" führt (nach v. Kreitmayer's Anmerk. ad Cod. Bav. jud. Cap. 5, §. 3, a.) einen Fall an, da einer bei finsterer Nacht eine Maulschelle bekommen und darüber Klage gestellt hat, mit dem Begehren, daß der Beleidiger, welchen Kläger nicht erkannt hatte, edictaliter möchte citirt werden. Bei der Universität zu Leipzig, wo er sich Raths erholte, gab man ihm den Bescheid: „Habt ihr eine Maulschelle bekommen, und wisset nicht, wer sie euch gegeben hat, so seid ihr solche zu behalten schuldig."

Im „Braunschweigischen Journale" (December 1791) stehen zwei Briefe eines Predigers, welcher Bedenken trug, einen jungen Bauer eher begraben zu lassen, bis das Pferd, welches ihn zu Boden schlug, die Todesstrafe erlitten hätte, damit keine Blutschuld aufs Dorf komme. Denn nach Mosaischen Gesetzen soll vergossenes Menschenblut auch an den Thieren gerächt werden. 25.

Bibliographie.

Albrecht, Ch., Lebensgeschichte des wegen politischer Vergehen zu fünfjähriger Festungsstrafe verurtheilten rc. Von ihm selbst auf der Veste Leuchtenberg geschrieben in Sieben Gesängen. Gr. 8. Leipzig, Schreck. 16 Gr.

Angely, L., Paris in Pommern, oder: Die seltsame Testaments-Klausel. Vaudeville-Posse in 1 Act und mit bekannten Melodieen versehen. 8. Berlin, Fernbach jun. 8 Gr.

Ausblicke. Eine Festgabe. 8. Zürich, Höhr. 1839. 5 Gr.

Die Badegäste zu Baden-Baden. Eine Federzeichnung aus dem Skizzenbuche eines Weltmannes. 1stes Heft: Die deutschen Gäste. Gr. 8. Carlsruhe, Creuzbauer. 1839. 15 Gr.

Die Bettelprobe, ein dramatisirter Schwank nach einer wahren Begebenheit. Mit einer Zueignung an das neunzehnte Jahrhundert und einem erläuternden Anhange von Athanasius Görres, Prof. der geistlichen Magie, Doktor der gelehrten Kunstgriffe des Mittelalters und Vorstandsmitglied der berühmten Gesellschaft zur Beförderung und Unterhaltung des Stockfischfanges. (Mit einem Bildnus geziert.) Gr. 8. M....., im Verlag der neu etablirten Buchh. zur Verbreitung des Talmuds. (Wiesbaden, Fischer.) 1839. 4 Gr.

Brennspiegel, Justus, Kritiken ungeborner Schriften, mit lithographirten Bildern, in zwanglosen Heften. 1stes Heft. Gr. 8. Leipzig, Pönicke u. Sohn. 12 Gr.

Buchner, A., Über die Einwohner Deutschlands im 2ten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung, namentlich über Sachsen und Bayern nach *Claudius Ptolemaeus*. Eine historische Abhandlung. Gr. 4. München. 1839. 22 Gr.

Ein Cabriolet voll Tivoli-Anekdoten, oder Secunden-Lachpillen für Rutschfahrten. 16. Wien, Mausberger. 1839. 19 Gr.

Cosmar, A., Dramatischer Salon. Almanach kleiner Bühnenspiele zur Unterhaltung in geselligen Kreisen. 2ter Jahrg. 16. Berlin, Morin. 1 Thlr. 16 Gr.

Döring, H., Die heilige Harfe. Eine Sammlung christlicher Lieder zur häuslichen Erbauung. Seitenstück zu Spitta's Psalter und Harfe. 8. Jena, Manke. 1839. 16 Gr.

Feuerbach, L., Über Philosophie und Christenthum, in Beziehung auf den der Hegel'schen Philosophie gemachten Vorwurf der Unchristlichkeit. Gr. 8. Mannheim. 1839. 12 Gr.

Fidicin, E., Die Gründung Berlins. Kritische Beleuchtung der Schrift: über die Entstehung, das Alter rc. der Städte Berlin und Cöln, von K. F. Klöden. Gr. 8. Berlin, Dümmler. 22 Gr.

Der Geizige und seine Tochter. Drama in zwei Akten. Nach dem Französischen des Bayard und Duport von L. Angely. Gr. 12. Berlin, Fernbach jun. 8 Gr.

Harfentöne aus der Hütte eines Einsamen am Rhein. 8. Freiburg i. Br., Wagner. 12 Gr.

Krug, Die europäische Trilogie. Oder Christenthum, Türkenthum und Papstthum am Schlusse des Jahres 1839. Ein welthistorisches Weihnachts-Programm. Gr. 8. Leipzig, Schreck. 1839. 6 Gr.

Lichnowsky, Fürst E. M., Geschichte des Hauses Habsburg. 4ter Theil. Vom Regierungsantritt Herzog Rudolfs bis zum Tode Herzog Albrecht des Dritten. Mit 3 Kupfertafeln. — Auch u. d. T.: Geschichte der Söhne Herzog Albrechts des Zweiten. Gr. 8. Wien, Schaumburg u. Comp. 1839. 3 Thlr. 8 Gr.

Lieblingsbücher in alten und neueren Geschichten, Sagen und Schwänken. Zur Ergötzlichkeit für alle Stände in eine Sammlung gebracht, auch hin und wieder mit dienlichen Bildern geziert durch Willibald Cornelius. 3ter, 4ter Theil: Münchhausen's Lügenchronik. (4 Abth.) Mit vielen Abbildungen. — Auch u. d. T.: Lügenchronik oder wunderbare Reisen zu Wasser und Lande, und lustige Abenteuer des Freiherrn v. *Münchhausen*, wie er dieselben bei der Flasche im Zirkel seiner Freunde selbst zu erzählen pflegt. Vollständig in 4 Abth. Gr. 12. Stuttgart, Scheible. 1839. 1 Thlr. 12 Gr.

Schlesische Lieder von C. D. Hoffmann und W. Blok. Mit Zeichnungen von Hosemann. 8. Berlin, Krause. 12 Gr.

Magikon. Archiv für Beobachtungen aus dem Gebiete der Geisterkunde und des magnetischen und magischen Lebens nebst andern Zugaben für Freunde des Innern als Fortsetzung der Blätter von Prevorst. Herausgegeben von J. Kerner. 1ster Jahrg. 1stes Heft. Gr. 8. Stuttgart, Ebner und Seubert. 12 Gr.

Staatsrecht der constitutionellen Monarchie. Ein Handbuch für Geschäftsmänner, studirende Jünglinge, und gebildete Bürger. Angefangen von Joh. Christ. Freiherrn von Aretin, und fortgesetzt von C. v. Rotteck. 2te Auflage, vermehrt und verbessert von C. von Rotteck. 3ter Band. Gr. 8. Leipzig, Volckmar. 1 Thlr. 3 Gr.

Oesterreichischer Theater-Almanach für das Theaterjahr 1839, 1ster Jahrg. herausgegeben von F. A. Werner und J. H. Grim. 8. Prag u. Wien. 1839. 1 Thlr. 6 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 21. —— 21. Januar 1840.

Gesichte eines Dorfpropheten.

Die nachstehenden Blätter sollen den Leser mit einem Seher bekannt machen, dessen Name noch niemals unter die Presse gekommen, noch sonst in einem größern Kreise genannt worden ist. Fast ein Jahrhundert nach seinem Tode tritt zum ersten Male eine Reliquie seines Andenkens in die Welt. Aber in einer Zeit, wo man das Gespenstische, die Functionen des Nervengeistes, die verschiedenen Sorten des Hellsehens und andere Dinge, die man sonst witzig, wiewol nicht ganz wahr, zum „*höhern Aberglauben*" schlug, nachgerade als Erscheinungen gelten läßt, deren nähere Untersuchung gleichsam von vorn angefangen hat, in einer solchergestalt neu forschenden Zeit kann es auch für einen neuen Propheten nicht an Interesse fehlen, wenigstens nicht an poetischem. Der Mönch von Czenstochau, der Meister Philipp Noel Olivarius, der Bruder Hermann von Lehnin haben sich aufgemacht, um neuerdings vor die Lesewelt zu treten: wohlan, ich füge „den Seher von Eichstetten" hinzu. Il n'y a qu'un Français de plus, möge man sagen; es handelt sich blos um einen Propheten weiter.

Zuvörderst muß ich mich dabei verwahren, daß die Sache weder auf eine Mystification noch einen Mittelweg zwischen Wahrheit und Dichtung hinausläuft, sondern lediglich und gewissenhaft auf die Wahrheit selbst, nichts als die Wahrheit, und die ganze Wahrheit so weit sie aufzutreiben war. Die Quellen dazu flossen freilich nur dürftig für den Verfasser des Manuscriptes, dem ich diese Einleitung voranschicke. Die Zeit des Sehers liegt um fast hundert Jahre hinter uns. Der Schauplatz, auf dem sich die Erinnerungen an ihn bewegen, ist ein eng eingezäunter Bezirk in dem altbadischen Theile des Breisgaus; die Dörfer Eichstetten, Bötzingen und Theningen, welche in dem Manuscripte genannt werden, waren zugehörige Orte des damaligen Oberamtes Emmendingen, ein Name, welcher sich eine Art von Bekanntschaft in der literarischen Welt erworben hat durch den Umstand, daß eine Schwester Goethe's an einen dortigen Oberamtmann verheirathet war. In Eichstetten hauste der Seher und hatte als irdischer Mensch Schwefelhölzchen feil; in dem nahen Bötzingen war das befreundete Haus, wo er oft und gern einsprach und vorzugsweise mit seinem Vertrauen freigebig war. Mag sein prophetisches Gemüth geahnt haben, daß aus dem zehnjährigen Büblein, das bei diesen vertraulichen Mittheilungen unterweilen mit zuhörte, dereinst ein kurfürstlicher geheimer Hofrath zu Karlsruhe und sein Historiograph werden sollte? Genug, es kam so. Theils aus eigenen Erinnerungen, theils aus Aufzeichnungen seiner Mutter schrieb dieser Historiograph die nachfolgenden Blätter zusammen, die mit dem Datum ihrer Entstehung versehen und durch seine Namensunterschrift bekräftigt sind. Er ist längst gestorben. Daß die Aufzeichnung wirklich von 1783 datirt, beglaubigt sich theils durch die noch fortlebende Familienüberlieferung, theils durch die Zeugnisse Solcher, welche schon um jene Zeit Abschriften davon genommen. Und auf dieser Gewähr ruht die eigenthümliche Bedeutung des Ganzen. Man wird finden, daß fast keine Prophezeiung von allen so markirt, so bezeichnend, so physiognomisch treffend heraustritt, als die inhaltsschweren Worte, welche die französische Revolution und ihren Schlußheros weissagen: es ist eine unschätzbare Folie für das Übrige, daß diese Worte nicht post eventum aufgezeichnet sind.

Der Aufzeichner selbst verstand sie nicht, während er sie niederschrieb. Das Loos der Kassandra scheint, in einer oder der andern Weise, sich an Alles zu knüpfen, was einer Zukunft vorgreift. Die von Frankreich kommende Weltumwälzung war um die Mitte des Jahrhunderts vorausgesagt, und Niemand, der sie verkündigen hörte, merkte Etwas davon! .... Doch es ist Zeit, unsern Chronisten selbst einzuführen; ich lasse ihn ganz mit seinen eigenen Worten sprechen.

Vor und in den siebzehnhundertundvierziger Jahren lebte in Eichstetten ein Mann von ungefähr siebenzig Jahren, dessen Vorhersagungen fast immer zutrafen oder noch zutreffen werden. Weil es ihm aber wie allen Propheten ging, so wurde er damals meistentheils ausgelacht, weswegen das Meiste in Vergessenheit kam, da es Niemand des Aufzeichnens werth achtete. Das nachwachsende Geschlecht in Eichstetten aber muß zu seinem Schaden lernen, daß man Prophezeiungen nicht geradezu wegwerfen solle, sondern erst den Erfolg abwarten, um zu prüfen, ob der Mann wirklich einen prophetischen Geist besitze oder nicht.

Unser Mann hieß Kunz, von Geburt ein Schweizer. Wer er oder seine Ältern waren, erfuhr man wenigstens öffentlich nicht. Er war aber besonders in der Heraldik sehr stark und rechnete oft ganze Stunden mit Wappen, wie ein Einnehmer mit Zahlen oder ein Algebraicus mit Buchstaben: sodann brachte er immer eine Prophezeiung heraus. Dies läßt vermuthen,

daß seine Ältern von keinem geringen Stande müssen gewesen sein. Er hatte eine Frau, Namens Grete, und eine verheirathete Tochter im Orte. Seine Handlung war en détail Schwefelhölzchen, Ellentaback, Branntwein u. s. w.

Nie hat man von ihm gehört, daß er Jemanden betrogen hätte, oder je zu viel getrunken. Ja, er ging fort, sobald man ihm seine Geheimnisse mit Wein ablocken wollte. Nur Personen, zu denen er ein besonderes Zutrauen hatte, vertraute er seine Geheimnisse an, worunter auch meine Mutter war. Als ein Kind von zehn Jahren war ich oft gegenwärtig. Auslachen und Spott ertrug er geduldig. Sobald man aber sagte, Das müsse ihm der Teufel gesagt haben, ging er mit nassen Augen hinweg. Dagegen war seine gewöhnliche Bekräftigung: „Ich sage und der Mann salt's!" *) Er hatte die Gabe, vorherzuwissen, wenn Jemand starb, wovon er viele Proben gab. Aber alle freiwillig. Sobald man deswegen in ihn drang, sagte er: „Die Zukunft vorauszuwissen, ist den meisten Menschen schädlich."

Einst saß er an einem Sonntag Vormittag, als man aus der Kirche ging, auf einer Bank vor seinem Hause an der Sonne. Auf einmal rief er:

„Gret', komm', schau' use."

„„Was witt'!?""

„Siehsch nüt?"

„„Jo, Chirchenlüt'.""

„Siehsch die mit de Mäntele?"

„„He, das sin d' Gerichtslüt'.""

„Siehsch denn nit, daß einem der Tod zu den Augen use luegt?"

Die Anwesenden lachten ihn aus, aber noch an selbigem Abend starb einer der Gerichtsleute Knall und Fall am Schlage.

Ein ander Mal mußte er einen pressanten Bericht in der Frohnde nach Emmendingen tragen. Im Heimweg kehrte er, Durstes halber, in Theningen im Wirthshause des Försters Limberger ein, der schon alt, aber noch sehr rasch war, und ließ sich einen Schoppen Wein geben. Indem er sich damit labte, fing der Förster an zu raisonniren: man wolle ihn scheeren, aber das leide er nicht, lieber wolle er zum Markgrafen und sich da beschweren. Kunz trank sein Glas aus, zahlte und sagte im Weggehen: „Herr Förster, wenn Ihr den Markgrafen noch sprechen wollt, so habt Ihr kaum noch acht Tage Zeit." Limberger kannte seinen Mann, erschrak, legte sich zu Bette und wäre bald vor Todesangst gestorben; bis kaum nach acht Tagen Zeit die Post ankam, der Herr Markgraf **) sei schnell gestorben, und in allen Kirchen geläutet wurde. Nun wußte Limberger, wie er es nehmen sollte, und war noch lange gesund nachher.

Im kalten Winter von Anno 1740 kam Kunz zu meiner Mutter, um ihr Einiges von seinem Krame zu verkaufen. Unter Anderm fragte er sie in meiner Gegenwart, dessen ich mich noch wohl erinnere: „Was steht Neues in der Zeitung?" Nichts, antwortete sie, als daß der Kaiser Karl VI. unpäßlich sei. Aber man lachte darüber, indem man sagte, die Zeitungen hätten gleich großen Lärm, wenn einem großen Herrn nur der Kopf ***) wehthue. Kunz erwiderte: „Ich sage, und der Mann salt's, diesmal ist's Ernst; der Kaiser hat kaum noch acht Tage zu leben. Und müssen diesen Winter noch zwei Kronen leer werden; — in einem Lande wird's ruhig zugehen, im andern nicht." Meine Mutter zeichnete diesen Tag mit der Kreide auf, und richtig war der achte Tag der Sterbetag Karl's VI., und die Kaiserin von Moskau und der König von Preußen folgten.*)

Sogar seinen eigenen Sterbetag sagte er zwei Jahre vorher und bezeichnete sein Grab mit einem Stabe, woran er ging; welches um so schwerer war, weil in Eichstetten die Todten nicht familienweise begraben, sondern der Reihe nach, wie sie sterben, Sarg an Sarg gelegt werden. Weswegen er zwei Jahre lang belacht wurde. Acht Tage vor seinem Sterbetage ging er zu dem Pfarrer Gebhardt und ersuchte ihn um öftern Besuch und Zuspruch. Gebhardt lachte ihn aus, mit der Satire: er müsse noch länger warten, oder er komme nicht auf den bezeichneten Platz; denn es fehlten noch viele Leichen bis dahin. Kunz erwiderte: „Gott ist Alles möglich." Binnen acht Tagen gab es so viele Leichen, daß die Reihe bis an den bezeichneten Platz voll war. Weil aber nach allen neugierigen Forschungen Kunz ganz gesund blieb, so ging Herr Pfarrer Gebhardt gegen Abend zu ihm, mehr aus Neugierde oder um ihm den Text über seinen Aberglauben zu lesen, als Zuspruchs halber. Um halb 8 Uhr ging der Pfarrer fort; um halb 10 Uhr wollte man Kunz, vor einer Menge Neugieriger, zu Bette führen, aber er war todt und steif, und erhielt das Grab, welches er bezeichnet hatte.

Kunzens älterer Nachbar war ein Schulmeister. Dieser wurde gefährlich krank, vergaß das Athemholen und war kalt und steif. Die anwesenden Bauern riefen Kunz nach dem Ortsgebrauche, um seinen todten Nachbar anziehen zu helfen. Kunz fragte dagegen, noch ehe er den alten Schulmeister gesehen hatte:

„Wer ist todt?"

„„Der alte Schulmeister.""

(Mit Kopfschütteln.) „Er ist nicht todt."

„„Wir kommen ja gerade von dort her: er ist so steif wie Holz.""

„Er kann unmöglich todt sein."

„„Ihr werdet es doch nicht besser wissen wollen?!""

„Ich sage, und der Mann salt's, der Schulmeister kann und darf nicht sterben, bis er mir zuerst zu Grabe gesungen hat."

Hierüber wurden die Bauern ungeduldig und gingen unter Zanken und Schelten fort. Als den andern Tag der Schreiner den Schulmeister in den Sarg legen wollte, gab derselbe Lebenszeichen von sich, wurde ins Bett gebracht, gehörig gepflegt und wieder gesund wie ein Fisch. Als nach einigen Jahren Kunz starb, so sang ihm wirklich der alte Schulmeister zum Grabe und lebte noch um einige Jahre nach ihm.

— — —

Im politischen Fache war Kunz nicht weniger merkwürdig, und Schade, daß Nichts von ihm aufgezeichnet wurde: es könnte in unsern Zeiten viel Aufschluß geben. Mit dem Franzosenkriege machte er sich immer viel zu schaffen, mehr als mit dem preußischen, wovon ich mich aber Nichts mehr sicher erinnern kann, als was er meiner Mutter meistens in meiner Gegenwart anvertraute, theils weil mir dieser Mann immer merkwürdig war, theils weil ich seine Aussage nachher oft wiederholen hörte.

Nach Kaiser Karl's VI. richtig eingetroffenem Ableben fragte ihn meine Mutter, da er doch des Kaisers Tod so richtig vorausgewußt hätte, ob er nicht auch sagen könne, wer Kaiser werde? Kunz: Etwas wol, aber nicht Alles. Meine Mutter fuhr fort: Jedermann glaube, des Kaisers Tochtermann, Herzog Franz von Lothringen werde erwählt werden. Kunz: Nein! ich habe wol gesehen, daß die Lerche dem Adler ins Nest genistet hat, aber dermalen hätte sie noch keinen Platz darinnen.

*) Salt = sagt. Ebenso trait = trägt, woher Getraide.

**) Karl Wilhelm, Markgraf zu Baden-Durlach, der am 12. Mai 1738 starb. Da er von 1709 an regiert hatte und sein Nachfolger, Karl Friedrich, derselbe ist, welcher 1811 als Großherzog starb, so kann kein Anderer gemeint sein.

***) Sehr bezeichnend für die Utilitätsansichten der Bauern, welche nämlich, da sie Arme und Beine zum Arbeiten brauchen und darnach den Werth dieser Glieder bemessen, den Kopf als einen Körpertheil ansehen, welchem ein „Wehethun" am wenigsten zu sagen habe.

*) Hier begeht der Chronist einen Irrthum. Kaiser Karl VI. starb am 20. Oct., die Czarin Anna Iwanowna am 28. Oct. 1740, Friedrich Wilhelm von Preußen aber schon am 31. Mai desselben Jahres. Sonst wurden 1740 und 1741 keine Throne leer, als die Dogenstühle von Venedig und Genua, und der päpstliche.

Wenn aber der Adler aus einem fremden Lande die französische Lilie zerknickt hat und nach Deutschland geflogen ist, und mit seinen Krallen dem deutschen Adler den stolzen Kopf abgerissen, und sich selbst an den Schwanz gebunden hat: dann wird mit der Unmöglichkeit unserer deutschen Kaisermacht auch die Macht von Östreich sinken. Aber da müssen noch gräßliche Dinge vorhergehen. Diesmal gibt es einen Kaiser ohne Land.*) Meine Mutter erwiderte: Das sei unmöglich, weil es ein Kurfürst werden müsse, die doch alle Land und Leute hätten. Kunz: Wenn Ihr nicht warten könnt, so müßt Ihr laufen. Als sie ihn wieder fragte, ob das lange gehen würde, und wer der Nachfolger des Kaisers ohne Land sei oder wäre, antwortete er: dermalen wisse er es selbst noch nicht, werde es aber bald erfahren, in einer kurzen Zeit, nnd wenn sie schweigen könne, so wolle er ihr mittheilen, was thunlich sei.

Noch ehe Kunz Wort hielt, hatte Hofrath Menzer ein Geschäft in Bötzingen und blieb in meiner Mutter Hause über Nacht. Über Tische fiel das Gespräch auf Kunz, und meine Mutter platzte mit seinem Versprechen heraus, weswegen die Neugierde den Amtmann reizte, den andern Tag in Eichstetten anzuhalten und Kunzen rufen zu lassen, aus dem er aber durch alle Unterhaltungskünste kein Wort herausbrachte. Kaum war Kunz entlassen, so war er da und machte meiner Mutter den Vorwurf: Er hätte nicht geglaubt, daß sie eine von den Schwätzerinnen sei, aber sie habe ihn doch bei seiner Obrigkeit verschwatzt. Er wisse jetzt Alles, hätte aber gute Lust, ihr Nichts mitzutheilen. Zur Strafe solle sie die Succession der Kaiser nicht wissen; überhaupt aber wolle er ihr aus Gefälligkeit nicht sagen, was ihm offenbaret worden sei **), bis Gott sein Volk erlösen und bessere Ordnung einzuführen gedenke.

Das römische Kaiserthum betreffend.***)

Werden von nun an Kaiser sein, aber ihre Gewalt und ihr Einfluß auf das römische Reich werden sich zusehends vermindern. Es werde ein Glied des deutschen Reiches nach dem andern sich losreißen, um von einem fremden, stärkern Arme sich desto empfindlicher züchtigen zu lassen. Auf den deutschen Kaiser werde einmal ein kriegerischer Tyrann treten. Der Kaiser des römischen Reichs werde sich in einen Kaiser seiner Erblande verwandeln; aber von diesem kaiserlichen Mantel werde das Schwert einen Lappen nach dem andern loshauen, bis Nichts mehr übrig bleibe als ein spanischer Kragen, aus dem endlich ein junger Adler aus seinem Neste ausfliegen und mit einer Taube sich vermählen, und den Ölzweig, den sie ihm bringt, zum Friedensbaume pflanzen werde. Hierbei machte er die weit ausgedehnte Beschreibung: Er hätte Erlaubniß erhalten, zuzuschauen, wie alle christlichen Religionen vor Gottes Thron die Musterung passirt hätten, um zu sehen, welcher eigentlich das Volk erlösen und Ordnung wieder herstellen solle. Schon seien die Meisten passirt gewesen, und man habe gezweifelt, ob noch Einer zu dem würdigen Geschäfte erfunden werde. So sei aufgetreten, der schlechtweg Friedrich heiße, da hätte der Zepter genickt und wäre der Befehl ergangen: Der ist's, der mein Volk erlösen und bessere Ordnung einführen soll; ziehet ihm den goldenen Harnisch an. Hierauf hätten ihm alle übrigen gehuldigt. Wer Der ist, sagle Kunz nicht näher; nur so drückte er sich einmal aus: Es werde zuvor viel Menschen- und Bruderblut von einem zweiten Tarquinius vergossen werden, ehe die bessern Zeiten kämen. Als er gefragt wurde, wer der Tarquinius gewesen wäre, erwiderte er: ein ehrgeiziger, blutdürstiger König zu Rom aus einer fremden Familie.

Von Volksgesinnungen

sagte er haarsträubende Sachen. Das Sittenverderben werde in gleichem Grade zunehmen. Wann aber das Weibsvolk den größten Staat mit Stroh mache, so sei die Änderung am nächsten. Bis dahin werde es immer schlimmer werden; Treue, Glauben und Rechtschaffenheit werden immer mehr abnehmen; man könne sich nie sicherer darauf verlassen, daß der Andere nicht Wort halten wolle, als wenn er am meisten Versicherungen ausstelle. Auf mündliche werde man ausgelacht, schriftliche gelten noch weniger, und gesiegelte gelten noch weniger als die ersten und seien die schlimmsten. Jedes werde das Andere übersehen und hofmeistern wollen. Fast Niemand, als Jugend und Leichtsinn, werden behaupten, daß es noch sichere Freundschaft gebe. Indessen werde man nur sich schätzen und alles Andere verachten, und zwar in verkehrter Ordnung, zum Exempel, die Tochter werde die Mutter, der Sohn den Vater, das Gesinde die Herrschaft meistern, bis kein Mensch wisse, wer Koch oder Keller sei. Das Ehrenzeichen der Weiber werde sich gänzlich verlieren und ihre Häuslichkeit und Unschuld werde verloren gehen. Statt am frühen Morgen aufzustehen und die Küche zu besorgen, werden sie den halben Tag im Bette verschlafen, um die halbe Nacht bei Tanz und Spiel und wohlriechenden Gecken desto länger wachen zu können. Im Sticken, in der Musik und in der Sternkunde werde man sie unterrichten, indessen lerne keine spinnen oder nähen. Bei genauer Untersuchung könnte man leicht unter einem seidenen Oberkleide ein zerlumptes, grobes Hemde finden. Und wenn sie mit Gewißheit eine Mondsinsterniß berechnen könnten, so wären sie dagegen nicht einmal im Stande, einen Küchenzettel zu machen. Zwar gebe es, und besonders anfangs, noch manche vornehme Frau, die es sich bequem machen könnte, wenn sie wollte, die aber Arbeitsamkeit und Häuslichkeit dem glänzenden Elende vorziehe. Eine solche werde unter dem Haufen der Nichtswürdigen und Thörinnen wie eine glänzende Sonne unter Irrwischen stehen.

Wenn nun das Verderben allenthalben eingewurzelt sei, dann werde Friedrich Schlechtweg kommen und wieder Ordnung einführen.

(Die Fortsetzung folgt.)

C. F. D. Schubart's gesammelte Schriften und Schicksale. Erster und zweiter Band. Stuttgart, Scheible. 1839. 8. 1 Thlr.

Nur mit Wehmuth kann man, zumal als Patriot, Schubart's gedenken. Was hätte er leisten und werden können, und wie wenig ist er geworden und hat er geleistet. Seine Zeit hatte nur wenige so reiche Geister wie ihn, und wie weit blieb er von der nöthigen Reife entfernt. Seine wesentliche Richtung war eine edle, und wie klein ist das Resultat seines Lebens gewesen, wie groß waren seine Verirrungen. Welche Kraft war ihm gegeben, und wie ist sie zerknickt und gebrochen, nicht ohne seine eigene Schuld. In seiner Anlage ein Held des Vaterlandes und der Freiheit, hat er den Vaterlands- und Freiheitsfreunden schöne Lieder, Gesänge, Ansprachen, aber nur ein klägliches Beispiel gegeben, kein begeisterndes Vorbild. Seinem Leben hat selbst das tragische Geschick nicht gefehlt, aber die Weise, wie er demselben entgegentrat, zerstört alle erhebende Wirkung. Liest man seine Selbstbiographie, so entzündet sich der Zorn gegen einen kleinen Despoten, der Zorn über die Schmach und Erniedrigung, welchen die deutsche Nation

*) Karl VII., Kurfürst von Baiern, der aus seinen Erblanden vertrieben wurde und bei den Franzosen um Existenzmittel einkommen mußte.

**) Hier ist dem Gedanken nach einzuschalten: „daß geschehen werde“. Der Gedanke ist offenbar der: was ihm von der Zwischenzeit offenbart worden, sei so düster, daß es eine Gefälligkeit sei, es nicht mitzutheilen.

***) Von dieser Überschrift an bis zu dem letzten Abschnitte scheinen vorzugsweise, und großentheils wörtlich, die später erwähnten Aufzeichnungen der Mutter des Verf. seiner Zusammenstellung zu Grunde zu liegen. Die Quelle für das Folgende wäre demnach noch um ein Gutes älter als 1743, vielleicht je nach Kunzens Mittheilungen gleichzeitig.

anheimgefallen war, aufs neue; allein trotzdem denkt man weniger Dessen, was die Tyrannei in dem Einzelnen erstickte, der Nation verdarb und raubte — unwillkürlich drängt weit mehr der Gedanke sich vor, daß der vom Despotismus Erdrückte und Gequälte den hochherzigen Märtyrer, den preiswürdigen Herold und Vorkämpfer besserer Zeiten und Zustände in sich selbst verdarb und der Tyrannei gegenüber die Würde des Mannes vergaß. Schubart beabsichtigte durch seine, psychologisch höchst interessante, Selbstbiographie, daß sie namentlich Jünglingen eine Warnung sein sollte — vor dem Abwenden von Gott, meint er im Sinne eines krankhaften, geistlosen und unmännlichen Pietismus, einer angekünstelten Theosophie. Dazu aber wird sie Jünglinge von nur irgend gesundem Geiste und Herzen nicht hinführen und verführen, wol aber predigt sie die Lehre für Alt und Jung, und insbesondere für unsere, von patriotischen Freiheitsgefühlen beseelte oder nicht beseelte und mit solchen nur spielende und rodomontirende Jugend, daß Kraft ohne Beherrschung eine trostlose Gabe, Leidenschaft ohne Zügel ein Fluch, der größte und schönste Geistesreichthum tönendes Erz ist, ohne Stärke des Willens, Festigkeit des Charakters, Reinheit der Sitten und Gesinnung und einfachen, wahren, lichthellen und gesunden religiösen Glauben; daß man dem Vaterlande und der Freiheit nichts nützt, wenn man noch so genial, aber ohne sittlichen Halt ist, daß Der ein Mann sein muß und sich den physischen Ausschweifungen der Sinnlichkeit, den geistigen einer frivolen Freigeisterei und Irreligiosität nicht hingeben darf, der etwas Rechts thun, etwas Rechts wirken, ein Patriot sein und als solcher fördern, helfen will. Durch dieses Alles soll freilich nicht in Abrede gestellt werden, daß Schubart Schönes und Preiswürdiges producirt habe. Seine „Chronik" namentlich ist eine reiche Goldgrube, nur wird bei den Mittheilungen daraus eine zweckmäßige und verständige Sichtung walten müssen. Von seinen Gedichten besitzen wir noch keine Ausgabe, wie sie zu wünschen ist, wie sie jetzt verheißen wird und wie Schubart sie verdient — er, der nach Bürger's richtigem Urtheile ein wahrer poetischer Vesuv war, ohne Gleichen bei irgend einem Volke, bis in sein Alter hinein.

Die beiden ersten uns vorliegenden Bände der Sammlung enthalten den Wiederabdruck seiner im Kerker geschriebenen Selbstbiographie und der Schilderung seines Charakters von seinem Sohne Ludwig Schubart. 26.

Wissenschaft in London.

Es gibt in London nicht weniger als 41 wissenschaftlichen, literarischen und verwandten Bestrebungen gewidmete Gesellschaften, welche sich periodisch während der Saison, die für die Mehrzahl derselben im November beginnt und im Juni sich endigt, versammeln und von den literarischen und wissenschaftlichen Instituten verschieden sind, wovon beinahe in jedem Districte sich eins befindet.

Die Royal society, die Mutter von allen, 1663 gegründet, umfaßt alle Theile der Naturwissenschaft, allein die verschiedenen Verzweigungen, die sich von ihr aus gebildet haben, sind so zahlreich, daß sie jetzt ihre Aufmerksamkeit nur den mehr abstracten Branchen derselben zuwendet.

Für das Studium der Alterthumswissenschaften gibt es zwei: die Society of antiquaries, 1717 für das Studium der Antiquitäten des Königreichs gegründet, und die Numismatic society, eine blühende Gesellschaft, welche, wie es ihr Name anzeigt, sich auf Münzen und Medaillen beschränkt.

Für Naturwissenschaften gibt es acht: die Linnéische Gesellschaft, sowol für botanische als zoologische Untersuchungen; für Zoologie zwei, nämlich die zoologische und die entomologische Gesellschaft; für Ackerbau und Botanik fünf: nämlich die Royal society of horticulture, die Horticultural, Royal botanical, Metropolitan und Botanical societies, welche sämmtlich, mit Ausnahme der letztern, periodische öffentliche Sitzungen halten.

Für Astronomie gibt es zwei: die Royal astronomical und Uranian societies, und für Gegenstände specieller Untersuchung in der Mathematik und Physik die Mathematical, Meteorological und Electorical society.

Die Society of arts, welche für die Aufmunterung der nützlichen Künste allein dasteht, wurde 1754 gegründet und die früher ihr zugetheilten Gegenstände werden jetzt von den Institutes of civil engineers and British architects und der Architectural society vertreten.

Die Geographical und Geological society befassen sich, wie es ihr Name anzeigt, mit dem Studium der äußerlichen Gestaltung der Erde.

Nur ein einziges Corps, die Royal society of literature, ist ausschließlich Gegenständen literarischer Untersuchung gewidmet.

Die Royal asiatic society bearbeitet das reiche und ausgedehnte Feld der Wissenschaft, Sprachen und Literatur des östlichen Continents.

Die Statistical society, die sich mit Thatsachen beschäftigt, umfaßt die Details aller Wissenschaften, wo Zahlen in Betracht kommen.

In den Royal, London and United Service institutions tragen die Vorlesungen einen gemischten Charakter an sich, der das große Gebiet der Literatur und Wissenschaft umfaßt.

Die English agricultural society, die ihren Gegenstand wissenschaftlich behandelt, kommt periodisch in London zusammen und die Camden society, obwol sie keine periodischen Zusammenkünfte hält, befördert durch ihre ausgewählten Mittheilungen die Literatur.

Mit Vorlesungen und praktischen Erörterungen über medicinische Gegenstände befassen sich acht, nämlich: das Royal medical-chirurgical, die London and the Westminster medical, die Physical, Hunterian, Harveian, Phrenological und Medico-botanical societies.

Auch gibt es drei Gesellschaften, die die schönen Künste pflegen: die Graphic, Artists' und Amateurs' societies.

Wenn man die Zahl der von diesen Gesellschaften gehaltenen Versammlungen auf 623 anschlägt und auf 35 Wochen vertheilt, so kommen 18 auf jede Woche oder drei auf jeden Abend während der Saison. Die Anzahl der Mitglieder wurde in der letzten Saison auf 17,000 veranschlagt, wovon aber viele mehr als einer Gesellschaft angehören. Das Gesammteinkommen oder die letztes Jahr für wissenschaftliche Zwecke erhobene Summe betrug gegen 41,000 Pf. St. und das diesen Gesellschaften angehörende Grundeigenthum wurde am letzten Juni zu 81,500 Pf. St. angenommen. Nur vier, nämlich die Royal, Antiquarian, Geological und Astronomical societies erhalten von der Regierung öffentliche Unterstützung, und nur eine einzige, die Geographical society, wird aus derselben Quelle zur Verfolgung ihrer Zwecke durch Privilegien unterstützt.

Im unmittelbaren Gebiete der Stadt London gibt es 12 Mechanics', Literary and Scientific institutions, welche gegen 4510 Mitglieder zählen und ein Einkommen von 7500 Pf. St. haben; ohne durch Zuschüsse von der Regierung unterstützt zu werden, beträgt die mittels freiwilliger Beiträge jährlich erhobene Summe für die Verbreitung wissenschaftlicher und literarischer Bildung nicht viel unter 50,000 Pf. St., als Zuschuß zu dem aus dem Grundeigenthum fließenden Einkommen von 80,000 Pf. St. Unabhängig hiervon gibt es noch viele Provinzial-Gesellschaften, die durch das ganze Königreich zerstreut sind und wovon einige ein sehr beträchtliches Einkommen haben. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 22. —— 22. Januar 1840.

Gesichte eines Dorfpropheten.

(Fortsetzung aus Nr. 21.)

Angelegenheiten hiesiger Gegend.

Anno 1740 handelte Kunz nach Freiburg, fiel aber in schlechte Hände, daß er statt Bezahlung nichts als Chicanen fand. Je mehr er dagegen Hülfe suchte, desto mehr fand er Unkosten und Verwickelungen. Endlich rief er öffentlich auf dem Markte aus: „Ihr guten Freiburger! wenn ihr wüßtet, was ich weiß, ihr würdet weniger finden Ursache zu haben, gegen die Landleute so hochmüthig zu sein!" Was wirst du alter Esel wissen? rief ein Soldat. Kunz antwortete: „Ich weiß doch so viel, daß, ehe sieben Jahre ins Land kommen, ist die Stadt Freiburg, auf die ihr euch so viel einbildet, eine Dornhecke, und Breisach wird ein Steinhaufen." Worauf er die Flucht ergreifen mußte.

Das Nämliche sagte zu der Zeit auch ein Bauer von Gundelfingen vorher: man hieß ihn nur den Handschuh-Friedlin. Dieser und Kunz machten in hiesiger Gegend einige Jahre lang gleiches Aufsehen, weil Niemand vorherwußte, welcher von Beiden die folgende Zeit bekräftigen oder widerlegen würde. Oft behaupteten Beide das Nämliche, oft das Gegentheil, nur mit dem Unterschiede: Kunz lief vor dem Weine davon, Handschuh-Friedlin aber prophezeite immer im Rausche. Sowie sich der Erste auf seinen Mann berief, so berief sich der Letzte auf sein „Protokoll", von dem Viele, die es gesehen, sagten: Es sei ein großes, altes, dickes Buch voll unverständlicher Schriften und Figuren, von denen leicht möglich wäre, daß sein Besitzer das Wenigste verstand, folglich wider Willen Einiges wahr und Mehres falsch sagen mußte, wenn auch das Buch lauter Wahrheiten enthielte. Dieses sogenannte Protokoll mußte endlich der Obrigkeit ausgeliefert werden, wo es von Vielen untersucht wurde. Nachher verlautete, die Jesuiten zu Freiburg hätten es an sich gebracht, worauf Niemand Weiteres davon hörte. Und weil die folgenden Zeiten Vieles widerlegten, was dieser gesagt hatte, so wurde Handschuh-Friedlin immer mehr vergessen, wovon es bei Kunzen gerade das Gegentheil war, da immer nachgefragt wurde, je mehr seine Verkündigungen zutrafen. Diese Erkundigungen waren vergeblich, weil die meisten Augen- und Ohrenzeugen todt waren, die jüngere Jugend aber nicht darauf geachtet hatte, indem nach Art der Bauern, so lange Kunz lebte, alle seine Verkündigungen bezweifelt wurden, und was sogleich eintraf, keinen großen Eindruck machte, sondern höchstens einige Tage zur Dorfneuigkeit diente, bis man wieder etwas Anderes hatte, und dieses aus der Quelle der Leute floß.

Als im östreichischen Successionskriege eine französische Armee durch das Kinzigthal zog, um Böhmen zu erobern, sagte meine Mutter zu Kunz, nun scheine es, als ob sich der Krieg in andere Länder ziehen wolle. Er lachte und sagte: Diesmal nur auf kurze Zeit. Die Franzosen wollen nur von ihrem Geschütze den Deutschen mittheilen, werden aber bald ohne solches an den weißen Stäben *) zurückkommen, aber nicht alle. Sodann wird es auf beiden Seiten des Rheins einen großen Jahrmarkt geben, von Basel bis nach Strasburg, wo man nichts als Blei, Pulver und Kugeln feil haben, aber wenig verkaufen wird. Dann wird sich der Krieg lange von uns fortziehen, aber unsäuberlich zurückkommen, wo man nicht lange feilhaben, aber geschwind verkaufen wird. Beide Zeiten werden sich ganz entgegengesetzt sein. Z. B. in der ersten wird Alles davonlaufen und flüchten wollen, wo kein Krieger zu sehen ist; in der letzten wird man ruhig zu Bette gehen, an keinen Krieger denken und Morgens wird der Ort voll Soldaten sein. Keine Gegend wird frei bleiben als die hiesige, doch leer wird's auch nicht abgehen. Aber es wird sein, wie wenn ein Güterwagen sich in ein Nebengäßchen verirrt: vorwärts kann er nicht, er muß also zurück. „Wenn aber meine lustige Landslüt', die Schwizer-Chraben, oben abe chömme, dann gehen der Katz' d' Hor' us."

Über den Preußenkrieg.

Wie nach dem Tode Kaiser Karl's VI. und des Königs Friedrich Wilhelm von Preußen der bisherige Kronprinz, nachherige König Friedrich II., der jetzige, rasch in Schlesien einfiel, indessen Baiern, Frankreich und Spanien von allen Seiten drohten, die Staaten Östreichs unter sich zu theilen, machte dieses in Vorderöstreich großes Aufsehen und der allgemeine Zorn fiel hauptsächlich auf Preußen, weil man den ganzen Zug für Naseweisheit oder Religionshaß hielt. Das gemeine Volk, welches damals Alles für Bigoterie und Religionshaß hielt, machte sogleich einen Religionskrieg daraus, denn man hörte in Kirchen und Wirthshäusern und überall nichts Anderes als: „Ketzer! sind eben Ketzer! man sollte sie alle todtschlagen!" welches für ein so gemischtes Land von Östreichern und Markgräfern, von Katholiken und Lutheranern eben keine liebliche Musik war. Es ging damals — und im siebenjährigen Kriege — so weit, daß die östreichischen Bauern schon die Häuser der badischen unter sich theilten, während die Markgräfer in gleichem Grade erbittert und mistrauisch wurden. Diesmal aber kam der bedenkliche Umstand hinzu, daß wegen einer ansteckenden Krankheit in Freiburg alle östreichischen Orte, folglich auch das zweiherrische Bötzingen, Soldaten einquartirt hatten, welches der gemeine Mann, weil sie nur in östreichischen Häusern waren, nach dem allgemeinen Geschrei nicht wohl anders nehmen konnte, als die Soldaten seien zur Unterstützung des Religionshasses. In dieser Verzweiflung gab meine Mutter Kunzen ihre Angst zu erkennen, und raisonnirte, so gut sie es konnte und verstund, oder von Andern hörte, über den jungen König Friedrich II., und daß er so unnöthige und gefährliche Händel anfange, die er doch nicht hinausführen könnte. Denn nach Allem behandelte man Friedrich, als ob man ihn schon im Sacke hätte und nur das Zuschnüren fehlte. Kunz lachte sie kaltblütig aus mit dem Troste: Sie solle sich nur keine grauen Haare wachsen lassen; das kleine Preußlein werde ihnen den A... schon tellern, daß

*) D. h. als (ausgewechselte) Gefangene.

sie froh sein würden, seiner los zu werden. (Welches denn auch die Bataille de Mollwiz zeigte.) Drei Kriege werde der König führen, meistens glücklich, daß ihn alle Welt für einen großen Helden und für ein Muster halten werde; wobei viel Blut vergossen werden müsse, meistens deutsches. Die Kriegskunst werde auf den höchsten Gipfel steigen, und der Soldaten so viele sein, daß man glauben sollte, alle Pflugscharen müßten sich in Schwerter verwandeln. Aber für uns habe es keine Gefahr mit diesem Kriege, denn sein Markstein stehe in Nürnberg.

Über die Hanoveraner drückte er sich also aus: Die Engländer haben einen jungen Schimmel im Wappen, ein lustiges Thier, das leicht ausschlägt. Den Franzosen wird es mehrmal vorreiten, und so geschwind kommt es nicht in den Stall. Im Franzosenkriege aber wird es bald darin sein.

Beim ersten schlesischen Kriege nahm sich meine Mutter, wie alle Weiber, der Partie der Königin von Ungarn an, und fand es unbillig, daß man ihr Alles nehmen wolle, weil sie eine Frau und keinen Mann hatte, oder allein sei. Kunz erwiderte: Sie solle sich darüber keine Grillen machen. Es scheine freilich nicht artig, zumal da ihr durch einen ledernen Brief *) Versicherung gegeben sein solle, ihren Vater zu beerben. Weil aber die Königin eine der schönsten Frauen sei, so möchten Viele sie blos sehen, besonders die Franzosen; — aber nicht einmal an den Unterrock dürften sie riechen. Nur der Preuß' werde ihr ein großes Stück vom Fürtuche wegschneiden; der Spaniol müsse schon mit einem kleinen Zipfel des Halstuchs vorlieb nehmen; der Franzos aber kriege Schläge genug, wenn er nur zu einem unerlaubten Griffe die Hand ausstrecke.

Im Franzosenkriege werde aber der Preuß' herhalten müssen. Erst werde er wie ein Neuntödter Vieles in seinen Magen schlucken, aber wenn er fett genug sei, so komme der Adler und rupfe ihm die Flügel wieder weg, und lähme ihm die Beine, daß er mit Mühe fortlaufen könne.

Der Franzosenkrieg

machte Kunzen viel zu schaffen; aber blos als Kind hörte ich's und vergaß Vieles, weil ich es nicht verstund. Ich kann also nur anführen was ich von meiner Mutter aufgezeichnet fand und was ich nachher von Andern wiederholen hörte.

Er sagte im Ganzen das Nämliche, was wir oben unter den Volksgesinnungen angeführt haben. Die Schuldenlast werde wie eine austrocknende Sonne für Frankreich sein, in der die Lilie verderben müsse. Darüber werden sie sich selbst in die Haare kommen, und werde mehr Blut vergossen werden als in manchem Kriege. Eine neue Einrichtung nach der andern werden sie ersinnen, um sich zu helfen, alle bei Todesstrafe, aber keine werde helfen oder bestehen. Endlich werde das Volk wieder unter ein Oberhaupt kommen, das sich selbst eine Krone aufsetze und mit lauter Krieg festbinde.

Das werde lange dauern, bis endlich Friedrich Schlechtweg erscheine: da werde auf dem Ochsenfelde im Elsaß der Proceß gemacht werden. Drei Tage werden die Krieger fechten und im Blute bis an die Lenden sich baden. Friedrich Schlechtweg mit dem kleinen Haufen seiner Getreuen werde sich an „á klis Bergle" **) stützen. In der ärgsten Schlacht werde er seinen Schild an einen Weidenbaum aufhängen, der auf der Stelle Rosen trage. Dann werde er sich so durchhauen, daß sich Niemand mehr gegen ihn getrauen werde, noch ihm Widerstand zu thun. Alsdann werde er wieder Recht und Ordnung einführen. „Und wer Das erlebt, der erlebt glückliche Zeiten!"

— — —

Bücher traf man bei Kunzen keine an, außer Bibel und Kalender. Schriftliches fand man auch nichts bei ihm, ob er wol im Schreiben erfahren war; denn er führte kein Handlungsbuch. Dagegen hatte er viel mit der Heraldik zu thun, überkreidelte oft den ganzen Tisch, und das so unverständlich, daß man davonlaufen oder darüber lachen mußte. Z. E.: Das ist das rothe Feld, und da das blaue, da das weiße u. s. w. Hier kommt der schwarze Löwe, dort der rothe; da der goldene Adler, da der weiße; da der Schimmel. Nun bestimmte er ihren Marsch durch alle Felder, die Kreuz und Quert; dann setzte er auf einmal die Kreide fest, und rief: Da werden sie einander tillern, und das rechtschaffen!

Woher Kunz seine Einsichten erhalten, erfuhr Niemand. Nach Art der Bauern waren die meisten Stimmen dafür, er hole sie in heiligen Nächten auf dem Kreuzwege, und wirklich bestellte man einmal zwei Wächter, auf ihn Acht zu geben, besonders am Abend von Festtagen. An einem Abend traf sich's, daß Kunz an seinem Stecken, vor Schlafenszeit, auf seinen vor dem Hause liegenden Weinberg (Mühlenberg genannt) wandelte. Die Wächter folgten ihm von ferne nach, ohne ihn aus dem Gesichte zu lassen. Er stieg fort, bis er auf einen freien Platz kam. Er lehnte sich nieder an seinen Stab, nahm den Hut ab und sah sich fleißig um. Auf einmal legte er Stab und Hut bei Seite, fiel betend und mit gefalteten Händen auf die Knie. Zugleich wurden die Wächter dergestalt mit Schaudern und Furcht befallen, daß sie in der Angst davonliefen und den andern Tag im Dorfe eine fürchterliche Beschreibung von ihrem Abenteuer machten, sodaß von nun an kein Mensch mehr auf Kunz lauerte.

Kunz wußte den andern Tag eine Menge Neuigkeiten vorauszusagen, und man behauptete, es sei diese Nacht gewesen, wo er gesehen, wie dem Friedrich Schlechtweg der goldene Harnisch angethan worden sei.

Verzeichnet den 21. März 1783.

Endertin.

So unser Manuscript. Und nun, mit Gunst, liebwerther Leser, was denkst du dazu?....... Den Grundstein, daß vor 1789 diese Fragmente aufgezeichnet wurden, in Ehren gehalten, — welcher Genius sprach aus diesem Manne? Er hat die französische Revolution, die Kriege Napoleon's, den Sturz des deutschen Kaiserthums, den halben Untergang Preußens, er hat Alles, was Jahrzehnde lang die Welt in ihren Angeln bewegte, vorausgewußt; er hat von weitem kommen sehen, was die meisten Staatsmänner der Zeit kaum verstanden, als es auf ihrer Schwelle stand. „Eine neue Einrichtung nach der andern werden sie ersinnen, um sich zu helfen, alle bei Todesstrafe, aber keine wird helfen oder bestehen." Es sind nur ein paar Worte, aber die französische Revolution ist im Lapidarstyl darin ausgehauen. Und der so sprach, war ein Dorfkrämer, der keine politischen Quellen hatte, als daß er vielleicht des Sonntags einmal den „Reichspostreiter" oder die „Schaffhauser Zeitung" unter die Hände bekam, und er sprach 30 Jahre vor den Ereignissen!

Man vergesse nicht, daß die Erinnerungen, welche uns vorliegen, nur dürftige Bruchstücke sind; der überragende Geist, welcher darin weht, tritt uns nur aus Trümmern entgegen. Und in diesem Wenigen liegt eine so räthselhafte Größe! Wollte man sie als das bloße Ergebniß politischer Combination erklären, so war dieser Mann größer als die glänzendsten Geister seines Zeitalters, und das Wunderbare an ihm wird gesteigert, anstatt erklärt zu sein. Die Erscheinung selbst bliebe unbegreiflich, nach wie vor; ja, die sogenannte „natürliche" Erklärung wäre außerordentlicher und unnatürlicher als die Annahme einer an-

*) Die pragmatische Sanction. Ledern = von Pergament.

**) Ein kleines Berglein, d. h. an eine Anhöhe, einen Hügel. Ob es eine elsässische Gegend gibt, welche im Munde des Volkes den Namen „Ochsenfeld" führt, ist mir unbekannt.

geborenen Sehergabe, einer Kraft, die wir nicht kennen, und die unsere Stubengelehrten, wo sie ihnen in den Weg kam, negirt haben, anstatt sie untersuchen zu wollen. Und wenn wir uns nun ganz einfach dächten, ein Seher dieser Art habe eben jenen innern Blick mit auf die Welt gebracht, den die Schotten „das zweite Gesicht" nennen, was wäre Unnatürliches daran? Es wäre eine Naturgabe, wie es die Zugabe eines sechsten Sinnes sein würde, und so unbegreiflich für uns, wie für den Blinden oder Tauben der fehlende Sinn von den fünfen, aber unnatürlich oder übernatürlich in keiner Weise. Die sonstigen geistigen Kräfte eines Sehers brauchen nicht mit emporgehoben zu werden: er mag Manches nur nebelhaft oder verschwimmend sehen; er mag in Anderes die Schranken seiner Einsicht hineintragen; aber was übrig bleibt, ist eine Erscheinung, welche Beachtung verdient und über deren Natur man ohne Zweifel längst besser unterrichtet wäre, wenn man sie vorurtheilslos einer Beachtung gewürdigt hätte.

(Der Beschluß folgt.)

Aus Italien.

Man möchte, wenn man auf die Geschichte von Florenz, seine kunst- und wissenschaftliche Blüte im Mittelalter sieht, dafür halten, daß auch der menschliche Geist, hinsichtlich seiner Fruchtbarkeit, der Menge und Güte seiner Erzeugnisse, wie der Boden unter klimatischen und localen Einflüssen steht. Man hat wol die Frage aufgeworfen, ob die monarchische oder die republikanische Verfassung der Entwicklung des Geistes förderlicher sei? und dieselbe verschieden beantwortet; aber die Verfassungen sind ja selbst nur das Erzeugniß des menschlichen Geistes und können daher nicht als wirkende Grundursache aufgestellt werden, mögen sie später auch als belebende oder hemmende Momente mit Recht in Betracht kommen. Wo der Geist wenig regsam und schöpferisch, wo überhaupt wenig Geist ist, da sind die Verfassungsformen einförmig, starr und stabil, unbequem und gewöhnlich drückend, wo aber Fülle des Geistes das genetische Erbtheil eines Volks ist, da äußert sie sich in allen Richtungen und Bahnen, in schöpferischen Gebilden jeder Art, da ruft sie in nie rastender Beweglichkeit mannichfache Staatsformen hervor, da erzeugt sie den Schmuck der schönen und die Solidität der nützlichen Künste, da facht sie den göttlichen Trieb für die Wissenschaft an. Dies Alles ist nur die gemeinsame, in verschiedenen Richtungen gehende Manifestation des einen Geistes, und kann das Eine keineswegs als das Andere erst bedingend angesehen werden. Das nämliche Florenz, das die vielfältigsten Verfassungsgebilde, von dem demokratischen Regiment der Zünfte bis zum glänzendsten Fürstenthum schuf, hat auch die größten literarischen und Kunstgenies hervorgebracht, die es zum Athen des Mittelalters machen.

Diese Bemerkungen werden, wenn wir sie zu Führern nehmen, uns durch die Räume der Literatur- und Kunstgeschichte richtig leiten, indem wir an ihrer Hand finden, daß nicht Mäcenatische Protection, nicht vornehme Liebhaberei, nicht die und die partiellen Umstände, die in den Literaturgeschichten mit großem Nachdruck hervorgehoben werden, sondern daß des Geistes eigene Kraft, der den Menschen irgend eines bürgerlichen Gemeinwesens angeborne Sinn die Tempel der Musen erbaute. Veranlassung dazu gibt uns die Erinnerung an Dante, die bei uns durch ein neues Werk über den großen Florentiner: „Vita di Dante scritta da *Cesare Balbo*" (2 Bde., Turin 1839), hervorgerufen wird. Dante ist durch und durch Italiener und für seine Nation Das, was für die Engländer Shakspeare, für die Griechen Homer, ihr Abbild und Muster, in welchem sie sich wiederfindet, darum aber gerade der Menschheit angehörend, weil alles echt Nationale zugleich das echt Menschliche ist und als solches das gemeinsame Erbstück der gesammten Menschheit werden muß (Shakspeare, Cervantes, Homer), während das nicht im heimischen Boden Gewurzelte, sondern frei in einer gewissen kosmopolitischen Höhe Schwebende vielleicht nur den Göttern, nicht aber den Menschen zu gute kommt. Aber wie er dasteht mit diesen national-italienischen und echt menschlichen Zügen, ist er auch durchaus Florentiner, Florentiner der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, und so sehr, daß er nur von dort und aus jener Zeit hervorgehen konnte. Ganz seiner Vaterstadt und dem schönen Arno angehörend, wie Homer dem ionischen Himmel, umfaßt er die Menschheit, und ganz in seiner Zeit stehend, ganz das Kind derselben, ragt er über sie in alle Zeiten hinaus, wird von Allen geliebt und bewundert, weil eben jenes Nationale und Temporelle nur das Vermittelnde ist, wodurch er das Menschliche darstellt, das in Werken der Poesie allein ewig bleibt. Dante ist kein Mann, an den man den Maßstab neuerer Dichter und Gelehrten legen könnte, die in gleichförmiger, wenn auch nicht immer behaglicher, doch durch keine gewaltsame Stürme unterbrochener Ruhe ihren Studien obliegen, in deren Leben entweder der Jammer der Dürftigkeit oder der leere Prunk einiger gnädig gespendeten Distinctionen die einzigen biographischen Momente machen. Dante, Priore der Republik, als Soldat mit dem Schlachtfelde, als Gesandter mit Senaten und Höfen vertraut, kann nur mit jenen Alten verglichen werden, die wie er Staatsruder, Schwert und Feder führten, die, nachdem sie, von der Gunst des Volks emporgehoben, die höchsten bürgerlichen Ehren genossen hatten, von den Fluten des wildesten Parteikampfs ergriffen und in die Verbannung hinausgeschleudert wurden. Es ist Äschylus, den man am besten mit ihm vergleichen kann. In Dante's Leben ist Alles merkwürdig; denn die Zeit wie die Stadt, in welche es fiel, waren thatenreich, bewegt und sturmvoll, voll Leidenschaft und Kampf, zersplittert in rüstig ringende Parteien. Unter solchen Einflüssen stand sein Leben vom Anfang bis zu Ende, so mußte es auch in jeder Hinsicht außerordentlich sein. Seine Geburt fiel in den nämlichen Monat und in dasselbe Jahr (Mai 1265), in welchem Karl von Anjou in Italien landete, ein Ereigniß, in dessen Folge zu Florenz die Ghibellinen verdrängt wurden, die Welfenpartei die Oberhand erhielt. Außer Zusammenhang mit den politischen und kriegerischen Stürmen der Zeit und wichtig für die richtige Beurtheilung seines Gemüths, das sanft und wohlwollend war, ist die Leidenschaft, welche er schon als achtjähriger Knabe für Beatrice Portinari faßte und sein ganzes Leben hindurch nährte. *) Nur bei äußerst gefühlvollen poetischen Naturen äußert sich die Liebe so früh und mit so anhaltender Kraft. Die Ereignisse von Dante's späterm Leben, die Revolutionen zu Florenz, mit denen dasselbe durchflochten ist, wie nach mehrmaliger Vertreibung der Ghibellinen seit 1266 i. J. 1282 Demokratie eingerichtet und die Regierung den priori delle arti übertragen wurde, wie Dante, vom Vater her ein eifriger Welfe, 1289 bei Campaldino und Caprona tapfer gegen die Ghibellinen von Arezzo und Lucca focht, wie hierauf das Volk einen neuen Aufstand gegen die Edeln erhob und diese von den Staatsämtern gänzlich ausschloß, wie dann viele von diesen sich in die Zünfte, Dante, seit 1295 durch die Verheirathung mit Gemma Donati ein Glied der aristokratischen Familie Donati, in die der Ärzte und Apotheker einschreiben ließ und, ganz zum Volke übertretend, von diesem zu den höchsten Ämtern befördert wurde, wie er endlich in Folge einer Spaltung der Welfen in Bianchi und Neri, d. i. eine demokratische oder conservative und eine aristokratische oder revolutionnaire Partei, letztere mit Messer Corso, dem Haupt der Donati, an der Spitze, als Anhänger der Bianchi verbannt wurde

*) Balbo sagt in seiner Lebensbeschreibung, Dante hätte bei ihrem 1290 erfolgten Tode, ungeachtet sie die Gattin eines Andern, des Simone de' Bardi, geworden war, ins Kloster gehen wollen.

(1302) und dann, mit Änderung seiner politischen Farbe bis an sein Ende zwischen Sehnsucht und Abneigung gegen sein Vaterland schwankend, von Ort zu Ort umherwanderte, nirgend einen bleibenden Aufenthalt hatte: — das Alles ist ziemlich allgemein bekannt und kann hier nicht auseinandergesetzt werden; auch bietet, was Thatsachen betrifft, Balbo's Werk wenig dar, das nicht schon in dem Artikel Dante in der Ersch- und Gruber'schen „Encyklopädie" enthalten wäre. Jeder aber, wer weiß, wie sehr die genaue und innige Verflechtung des Dichters mit seiner Zeit sein Verständniß erschwert, wird zugestehen, daß alle in dieser Hinsicht gemachten Bemühungen dankbar anzuerkennen sind, und Balbo gebührt in der That das Lob, daß er unter dem Vielen, was bereits zur Erläuterung Dante's geschrieben ist, das Beste geliefert hat. Seine Analysen der einzelnen Schriften Dante's und der einzelnen Gesänge der „Divina commedia" sind genau, seine Erläuterungen zeugen von einer vollständigen Kenntniß des italienischen Mittelalters, ohne welche der Dichter stets unverständlich bleibt. Es erkannte dies bereits Arrivabene und setzte mit großer Gelehrsamkeit aus einer Fülle von Notizen seinen historischen Commentar „Secolo di Dante" zusammen. Aber er that im Plan und in der Anordnung einen ähnlichen Misgriff wie Drumann in seiner Darstellung von Cicero's Zeitalter. Arrivabene machte nämlich die wichtigsten Personen, Orte und Ereignisse der „Divina commedia" zu Gegenständen besonderer Capitel, in denen er Alles zusammentrug, was Geschichte und Tradition ihn für die Erläuterung des jedesmaligen Punkts an die Hand gaben. Dadurch ist das Gedicht nun zwar in seinen einzelnen Theilen, aber nicht im Großen und Ganzen erhellt; wir wollen auch wissen, inwiefern das von dem Dichter entworfene Gemälde seiner Zeit wahr ist, inwiefern er vielleicht durch Leidenschaft verblendet wurde. Dies finden wir in Balbo's Werk. Ohne den Aufwand von Gelehrsamkeit und ohne die mühsame Erläuterung von Einzelnheiten weist er beständig die Beziehung des Dichters zu den Personen und Dingen nach, von denen derselbe spricht, und hat nur ihn, seine Liebe, wie seinen Haß und die Umstände, in denen er sich befand, im Auge.

Dürfen wir nach den literarischen Erscheinungen urtheilen und sehen wir ab von einzelnen philanthropischen Instituten, welche Italien fördert, so ist überhaupt das italienische Volk gegenwärtig dasjenige, welches am meisten in der Vergangenheit lebt; das Reich freier wissenschaftlicher Speculation ist das unnahbare Adyton, in welches der Priester mit flammendem Schwert ihm den Eingang verwehrt; um den Geist zu kühnem poetischen Fluge emporzuheben, sind die Zustände der Gegenwart vielleicht zu abspannend, aber Monumente und große Namen reden aus der Vergangenheit; das Feld ist freigelassen und daher die zahlreichen historischen Monographien, Biographien, die philologischen und antiquarischen Werke, die oft sehr splendiden über Kunst und zuletzt die Errichtung von Denkmalen frühern Größen zu Ehre. Ein solches wird auch Tizian vielleicht bald in Venedig erhalten. Als Ort dazu bezeichnet man die Kirche Santa Maria Gloriosa, wo er begraben liegt. Der große Meister, der in einem hundertjährigen Leben Ehre und Reichthum vollauf erntete und dies lange Leben wie Einer genoß, der Goethe unter den italienischen Malern, dem Rafael wie ein Schiller gegenübersteht, ist, eine bronzene Büste über dem Haupteingange der St.-Johannis- und Paulskirche abgerechnet, nach seinem Tode blos von ein paar wunderlichen Versen geehrt worden, die im vorigen Jahrhundert ein Franciscaner auf den sein Grab deckenden Stein einhauen ließ. Sie lauten Qui giace il gran Tiziano dei Vercelli Emulator de' Zeusi e degli Apelli. Nicht zufrieden mit diesem Versuche der Priestermuse, gaben die venetianischen Patricier im letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts Canova den Auftrag, dem Maler ein seiner würdiges Denkmal zu schaffen, und Canova faßte dazu folgende Idee: Zu einer großen Grabpyramide mit offener Thür in der Mitte sollten drei Stufen führen, auf deren oberster links die Göttin der Malerei, mit verhülltem Gesicht, um ihren Schmerz anzudeuten, und mit einem ihre Symbole tragenden Genius zur Seite, stände, im Begriff einzutreten. Rechts von der Thür sollte ein weinender Löwe das Symbol der venetianischen Schule darstellen. Hinter der Malerei sollten auf der mittlern Stufe die Sculptur, auf der untersten die Architektur, diese an jene gelehnt mit neben ihnen liegenden Symbolen folgen, über dem Eingange in einem von zwei Genien des Ruhms getragenen Medaillon das Bild Tizian's angebracht werden. Die Stürme des Kriegs, welche Venedig am Ende des vorigen Jahrhunderts trafen und die Republik auflösten, unterbrachen die Ausführung; auch hatte Canova sich bald überzeugt, daß für die Apotheose eines vor Jahrhunderten Gestorbenen eine solche Idee unpassend sei, daß sie aber nicht verloren ging und auf das der Erzherzogin Maria Christina von Östreich, der Gemahlin des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen, errichtete Grabmal mit einigen Modificationen von ihm übertragen wurde, ist bekannt. Daß der Gedanke an ein dem großen Maler zu errichtendes Denkmal, an dessen Ausführung Canova selbst nach einmaliger Unterbrechung derselben nicht weiter dachte, dessenungeachtet nicht aufgegeben worden ist, erfahren wir aus der Schrift: „Intorno al monumento da innalzarsi in Venezia per volere di sua Maestà l'Imperatore Ferdinando I Re nostro alla memoria di Tiziano ec. del conte *Agostino Sagredo*" (Mailand 1839), aber das Wann? und Wie? sucht man vergebens herauszubringen, da der Verfasser sich blos in allgemeinen Ermahnungen an die Künstler, welche zu dem Werke mitwirken sollen, umtreibt.

Ein anderes Denkmal, nicht von Marmor oder Bronze, aber doch ein recht hübsches und würdiges, hat der Professor Meneghelli, der sich eine solche Verherrlichung verdienter Männer seines Vaterlandes zur Aufgabe gemacht zu haben scheint, dem Steinschneider Beltrami in der Schrift: „Dello insigne glittografo Giovanni Beltrami" (Padua 1839) gesetzt. Beltrami, 1779 zu Cremona als der Sohn eines Juweliers geboren, zeigte früh eine entschiedene Neigung für die Kunst, in der er als Zögling der Akademie der schönen Künste in Mailand von der Eifersucht eines elenden Lehrers selbst aufgehalten und von Nichts als seinem Talent und festen Willen unterstützt, nachher das Vollendete geleistet hat. Sein Gönner war seit 1820 der glänzende Beförderer der schönen Künste, Graf Giovanni Battista Sommariva und nach dessen 1826 erfolgtem Tode der reiche und edle Turina di Casalbuttano und der Fürst di Soresina Vidoni. Seine letzten Arbeiten waren ein für diesen bestimmter Tanz der Venus mit den Grazien und ein von den Horen bekränzter Jupiter. Obgleich noch rüstig und hellen Auges, wird er wahrscheinlich die Freunde seiner Kunst durch kein neues Werk mehr erfreuen.

Mit Vergnügen erwähnen wir hier noch einer Arbeit, die namentlich Demjenigen, dem Muratori's „Antiquitates italicae medii aevi post declinationem romani imperii ad annum 1500" nicht zugänglich sind, sehr willkommen sein muß, hinsichtlich des nationalökonomischen Gesichtspunkts aber, aus welchem sie aufgefaßt ist, Anspruch auf eigenes Verdienst hat und jedenfalls den Geist des Mittelalters in den wohlgeordneten und anziehend dargestellten Resultaten langjähriger Studien darlegt: es ist das im vorigen Jahre zu Turin erschienene Werk Luigi Cibrario's: „Della economia politica del medio evo libri tre che trattano della sua condizione politica, morale ed economica." Die ersten fünf Jahrhunderte des Mittelalters sind, vielleicht mit Unrecht, von ihm ausgeschlossen; von den fünf folgenden zeichnet er den politischen und moralischen Zustand; in seinen Untersuchungen über die englische Ökonomie (besonders Ackerbau, Künste, Bevölkerung, Steuer, Münzsystem, Industrie, Handel rc.) beschränkt er sich auf das 13. und 14. Jahrhundert.

19.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 23. —— 23. Januar 1840.

Gesichte eines Dorfpropheten.

(Beschluß aus Nr. 22.)

Es mag Manchen prosaisch bedünken, so dürr und nackt die Zukunft vorauszuwissen, und während z. B. der erste schlesische Krieg beginnt, anstatt mit andern Leuten erwartungsvoll zu sein, sich gähnend sagen zu können: das ist erst der erste schlesische Krieg, und auf diesen ersten wird der zweite folgen, und auf diesen der siebenjährige, und sodann wird die Sache den bewußten Ausgang nehmen. Die Exposition mit ansehen zu müssen, während man sowol die Schürzung als die Entwickelung des Knotens bereits auswendig weiß; die Ereignisse seiner Zeit nicht anders mitzuleben, als wie man in einem Buche blättert, das man schon hundert Mal gelesen hat; keine Furcht, keine Hoffnung, keine Neugier, keine Spannung, nichts als „alte Geschichten" — ein Engländer im Hängmonat *) wäre im Stande, sich umzubringen, um einer solchen Situation zu entgehen. Eine Sehergabe ohne Illusionen würde ans Philisterhafte grenzen. Allein die träumerisch dunkeln Schleier, welche sich für den Seher selbst als Schatten herüberlegen, und die noch zahlreichern Dunkelheiten für den Zuhörer, als welchem schon die Sache an sich ein Mysterium ist, tragen die Poesie wieder hinein. Ein politischer Seher ist gleichsam ein durch die Natur improvisirter Staatsmann; zur Rettung von der Prosa ist auch ihm, wie den künstlichen, der Irrthum übrig gelassen. Daß in unserm Manuscripte Friedrich Wilhelm von Preußen erst nach Karl VI. stirbt, ist zwar offenbar ein Irrthum des Chronisten, der danach den vorangehenden Ausspruch des Sehers in seinem Gedächtnisse umgestellt haben mag. Aber Freiburg und Breisach, denen Kunz den Untergang weissagte, sind nicht untergegangen, „ehe sieben Jahre ins Land kamen", sondern beide Städte erlitten blos eine Belagerung und Einnahme durch die Franzosen (1744). Dies war ein Irrthum des Sehers. Nur die Festungswerke beider Plätze wurden damals zerstört von dem Erbfeinde. Von den zwei Vesten, welche Freiburg schützten, sind nur noch schwache Spuren, von Dornhecken überwuchert, erkennbar auf dem „Schloßberge"; die Werke von Breisach aber sind noch heute ein Steinhaufen im eigentlichsten Sinne des Worts, und werden es vor der Hand wol auch bleiben. In den Zeiten seines Stolzes hieß Breisach „des deutschen Reiches Kopfkissen". Es ist erklärlich, daß es dem Seher wehe that, das Gesicht eines solchen Verkümmerns vor sich zu haben, und es stand seinem deutschen Herzen wohl an, den Unglücksruf über einen Nationalverlust eher überschäumen zu lassen, als zwischen Stadt und Festung eine Unterscheidung zu treffen, wie wenn ihn die letztere nichts anginge.

*) In London bekanntlich der November.

Was bei diesen prophetischen Gesichten einen eigenthümlichen Eindruck macht, das ist der Contrast der großen Interessen, welche darin auftreten, mit den engen Lebenskreisen des Sehers. Es ist gleichsam die europäische Politik, welche sich bequemt, ins Idyllische übersetzt zu sein und vor einem ländlichen Publicum zu spielen. Dieses Publicum legt auch nur untergeordneten Werth auf die blos vornehmen Verwickelungen. Was dem Schulmeister und was dem Förster Limberger, und was dem Pfarrer Gebhardt mit unserm Seher begegnet ist, das lebt in Aller Gedächtniß; was Kaiser und Könige angeht, das ist schon mehr ins Undeutliche verwischt und theilweise vergessen; die „Angelegenheiten hiesiger Gegend" aber, und wobei die vorbeiziehende Weltgeschichte dem Bauern unmittelbar an den Laden klopft, wie Kriegsüberzüge am Oberrheine oder die Vorboten eines angeblichen Religionskrieges, — solche Dinge sind wieder wohl conservirt. Und nun denke man sich in dieses halb Callot'sche, halb Teniers'sche Bild hinein! Das Drama des europäischen Gleichgewichts in dem Rahmen eines Dorfes am Kaiserstuhle aufgefangen; die zukünftigen Manen von Potentaten, die sich so zu sagen bei einem schlichten Weltbürger anmelden; ein Seher, der die Fäden staatlicher Entwickelungen überschaut, wie wenn er das Netz einer Spinne vor sich hätte, für den aber, irdisch genommen, ein kleiner Beamter, der „Hofrath Menzer", ein großer Mann ist; und endlich die Dorfregierung, welche, wie größere Abderiten auch, die Geister mit Stangen angreift und mit unbezahlbarer Treuherzigkeit mittels zweier Scharwächter den Teufel abwehren will, der sich nach ihrer Meinung in die Politik mischt! Das ist „der Humor davon". Einem Manne wie Kunz muß dieses Teufelsehen ebenso oft ein Lächeln als „Thränen" entlockt haben. Was im Übrigen seine fast ängstliche Scheu, „verschwatzt" zu werden, betrifft, so erklärt sich dieselbe ungezwungen aus den Zu-

ständen der Stammheimat, aus welcher er eingewandert war: in der Schweiz hatte man damals kaum die letzte Hexe verbrannt, und von Politik zu reden, war in den meisten Cantonen so bedenklich, als es in der Republik Venedig war.

Fast alle Weissagungen, welche einen geistigen Kern haben, gehen auf einen Schluß- und Glanzpunkt aus, mit welchem „glückliche Zeiten" anbrechen. Es ist der ewige Traum der neuern Welt „von bessern künftigen Tagen" wieder. Die classischen Völker des Alterthums setzten das goldene Zeitalter hinter sich in die Vergangenheit, und selbst ihr Himmel war farblos daneben; denn das Elysium stellt doch kaum mehr vor als eine Versammlung von Gespenstern, die sich nach der Erde zurücksehnen. Die romantischen Nationen des neuern Weltalters, glaubensstark und selbstvertrauend, setzen ihre goldene Zeit vor sich in die Zukunft, und zwar ergreifbar. Die Volksmythen in diesem Sinne sind nur eine poetische Einkleidung für den Glauben an stete Nothwendigkeit des Fortschreitens und Besserwerdens, und für den Anspruch darauf; die politischen Theorien der modernen Welt, insoweit sie das Volk mit anregten, liefen nur mit dieser allgemeinen Jagd nach dem goldenen Zeitalter, das aus der Zukunft herabhängt und auf das jede Gegenwart zurennen will. Wo ein kräftiger Volkscharakter ausgeprägt ist, da nimmt diese Poesie eine nationale Färbung an und weissagt blühende Zukunften von Volksglück und Nationalgröße. Der sentimentale Kosmopolitismus papierener Theorien verhält sich dazu wie die nervenschwache Pietisterei unserer Tage zu der robusten Frömmigkeit des Mittelalters. Unser Seher nun gehörte der kräftigern Richtung und der Volksnatur an. Ein deutscher Nationalheld ist es, welcher Recht und Ordnung schafft und goldene Zeiten bringt; im Elsaß, auf entrissenem deutschen Boden, wird die dreitägige Entscheidungsschlacht geschlagen. Und daß er Friedrich heißt: wem fiele dabei nicht Barbarossa ein, der Messias der Deutschen, der im Kyffhäuser schläft, und wenn die Zeit gekommen, dereinst aufstehen wird mit seiner Tafelrunde, um die Größe und das Glück Deutschlands auf den höchsten Gipfel zu heben?....... Die Anklänge und Verzweigungen dieser Sage scheinen tief in dem deutschen Gemüthe zu liegen, und zwar tiefer bei dem kernhaften Bauer, dem eigentlichen Repräsentanten der Volksnatur, als bei den sogenannten gebildeten Ständen, in welchen die volksthümliche Individualität verwischt und verbildet wird. Und was schließlich einen Fingerzeig verdient: eine seltsame, wenn auch entfernte Constellation zu dieser Sage kommt uns von Frankreich herüber in dem von Meister Philipp Noel Olivarius geweissagten Helden, der „mit Löwe und Hahn im Wappenschilde gegen die große Stadt des Westens zieht, und dem ein Herrscher des Ostens die Lanze in die Hand gegeben".

„Und wer Das erlebt, der erlebt glückliche Zeiten." Wer 1813 diese prophetischen Gesichte vor sich gehabt hätte, der würde nicht gezweifelt haben, daß dem ganzen Zusammenhange nach „Friedrich schlechtweg" der Überwinder Napoleon's sein solle. Vielleicht hätte man eine bloße Personification des deutschen Nationalgeistes darin gesehen, oder man hätte ferner liegende Erklärungen versucht; allein die Völkerschlacht im Elsaß und andere Dinge sind ausgeblieben. Hier war der Seher im Irrthume, oder „Friedrich schlechtweg" und die „glücklichen Zeiten" befinden sich noch in der Urne. Und das eben ist von eigenem Reize bei solchen Dingen, daß man dabei wie in eine endlose Tiefe hineinsieht, deren Hintergrund, wie beim Sternenhimmel, sich bald zu nähern, bald zu entfernen scheint. Man weiß nie, bis zu welchem Punkte man mit dem Eintreffen vorgerückt ist: die Grenzen spielen ineinander über und täuschen uns, oder haben den Seher selbst getäuscht. Napoleon ist vorüber; aber ist der „Franzosenkrieg" abgeschlossen?.... Ist ein Datum verwechselt oder eine Thatsache?....

Träume und Schäume! wird man sagen. Ganz wohl; aber die Nationen, denen keine Zukunft mehr träumt, sind Leichname. Friedrich Giehne.

Romanenliteratur.

1. Sagen aus den Rheingegenden, dem Schwarzwalde und den Vogesen. Gesammelt von Aloys Schreiber. Neue Sammlung, oder zweites Bändchen. Heidelberg, Engelmann. 1839. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Manche wenig gekannte, sinnige und poetische Sage und Legende enthält die Sammlung, die auch die durch Erzählung und Gesang, gereimte und ungereimte Bearbeitung durch die deutschen Gauen verbreiteten Überlieferungen mit aufnahm, einige in anderer Gestalt, die meisten kürzend, eben hinreichend für das Vervollständigende des Sagenkreises. Nur die Pfalz am Rhein ist ganz umständlich ausgeführt, was gerade bei der sogar dramatisirten Sage überflüssig war. Vielleicht geschah es nur, um dem Recensenten das Vergnügen zu machen, an dem Buche auch etwas tadeln zu können.

2. Eichenkränze, um die Denksteine der Vorzeit Preußens gewunden. Von Ferdinand v. Rekowski. Danzig, Homann. 1839. Breit 12. 18 Gr.

„Die Schlacht bei Rudau", historische Novelle, verbindet Geschichtliches mit einer nicht sehr verwickelten, aber anziehenden Erfindung, mit einer frischen Scenerie und Sittenschilderung, wohlgelungener Bildnißmalerei kräftiger und anmuthiger Persönlichkeiten auf eine nur zu lobende Weise. Damit verglichen steht die epische Trilogie „Heinrich von Plauen" zurück, was weniger Schuld des Stoffes als der Behandlung ist, die in das Matte, Phrasenspinnende gereimter Prosa zu oft verfällt, als daß man meinen könnte, ein poetisch ergreifendes Epos vor Augen zu haben. Dort erhebt sich die Genremalerei zur großartigen Dichtung, hier wird das historische Gemälde leer, flach und klein; Form und Dimensionen thun's nicht allein, eine Wahrnehmung, die Dichter, wie Künstler, nur zu häufig misachten.

3. José Antonio, der Wilde aus Paraguay. Von Ewald Herrmann. Frauenfeld, Beyel. 1838. 8. 18 Gr.

Dr. Francia verfolgt den Kaziken José Antonio, der mit einer Kakerlakin von europäischer Abkunft verheirathet ist und der durch Menchlers Hand fällt. Es gibt viel Hin- und Herreden, Gefechte, Episoden, eingeschaltete Erzählungen und Lieder und geschriebene Scenerie, ehe es zum Schluß kommt. Das Merkwürdigste bei letzterer ist das Durchgreifende der Schlinggewächse, die Bäume, Häuser und Menschen umziehen, was sogar die Orangenbäume thun, eine bisher noch unbekannte Sache. Mit den Noten ist der Autor sehr freigebig, er gebraucht sie nicht selten, wo sie statt Textes hätten stehen können, wie bei caldera, Kessel, u. dgl. m.

4. **Die Emigranten.** Historischer Roman. Von J. Hylarius. Wesel, Klönne. 1839. 8. 1 Thlr.

Die Bastille, Revolution und der Landammann Reding geben ihre Visitenkarten ab, als Repräsentanten des Historischen. Der Roman ist aus den aufgegebenen Worten der Dutzendfabrikate, Findling, Entführung, Räuber, Einsiedler, Nebenbuhler, Liebeshändel, Wiederfinden u. s. w. reinlich zusammengesetzt, nicht unbrauchbar für solche Leser, die sich für das Gemeine zu gut dünken.

5. **Erinnerungsblätter.** Eine Sammlung von Erzählungen und Novellen. Herausgegeben von Andreas Schumacher und Bern. Jäkle. Erstes Bändchen. — Auch u. d. T.: Das Ende eines Dichters. Erzählung von Andreas Schumacher. Wien, Kaulfuß u. Kugler. 1839. 8. 12 Gr.

Ein talentvoller Mann geräth mit der Prosa des Lebens in Zwiespalt, ein eigennütziger Oheim raubt ihm das Vermögen und, noch schlimmer als das, den Glauben an die Menschheit. Der Kampf des Dichters mit dem Weltmanne ist vernichtender für jenen als für sein Urbild Tasso. Der neuere Deutsche findet wenig Anerkennung, seine Reizbarkeit macht zwischen Wohlwollenden und Unfreunden keinen Unterschied, er hat Augenblicke partiellen Wahnsinns, und in einem solchen erstickt er im Schlamme, was für eine Erfindung doch allzu unsauber wäre; wir wollen lieber den widerwärtigen Schluß einer verdrießlichen Thatsache beimessen.

6. **Bertha von Ehrenkron, oder die Brasselets.** Novelle in vier Büchern von W. v. G. Mit einem Kupfer. Leipzig, Drobisch. 1839. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Eine gesunde Moral, die nicht doeirt, die recht natürlich die Folgen aus den Ursachen herleitet, macht die gut erzählte Geschichte, die nicht ohne Verwickelung ist, zu einem praktischen Lesebuche für Solche, die eine angenehme, genügsame Häuslichkeit auch bei literarischer Unterhaltung fortsetzen wollen. 18.

Literarische Nachrichten aus Polen.*)

Krakau.

Unsere wissenschaftlichen Anstalten haben in Folge der letzten politischen Ereignisse in unserer Stadt bedeutende Umgestaltungen erfahren. Die hiesige Societät der Wissenschaften hat zu ihrem fernern Bestehen ein neues Statut entworfen, dem die Genehmigung von Seiten der drei Schutzmächte der Republik zu Theil geworden ist. Sie wird nun, nachdem ihre Wirksamkeit eine Weile unterbrochen worden, mit erneuter Kraft ins Leben treten und fernerhin nicht nur die Wissenschaft im Allgemeinen zu fördern sich bestreben, sondern ihre Thätigkeit auch auf die Verbesserung der Volkserziehung und die Abfassung von Lehrbüchern für die Volksschulen ausdehnen. Ein Theil des neuen Statuts wird in lateinischer Sprache abgedruckt und an die auswärtigen Mitglieder der Societät übersandt werden. Die Statuten der Universität sind gleichfalls durchaus verändert worden und gegenwärtig den für die Universitäten unserer Nachbarstaaten geltenden conformer als früher. Die Anzahl der Studirenden schwankt zwischen 250—300. Das Barbara-Gymnasium ist eine Gewerbschule geworden, neben der nun noch das Anna-Gymnasium besteht, das gegen 400 Schüler zählt. Außer diesen höhern Anstalten gibt es nur einige Elementarschulen und Töchterschulen; die letzten sind größtentheils in die Klöster verlegt. Wie in Rußland, so sind auch in unserer Stadt die Privatunterrichtsanstalten und die Hauslehrer unter strenge Controle gestellt, und Niemand darf Privatunterricht ertheilen, der nicht neben den Befähigungszeugnissen eine besondere polizeiliche Erlaubniß dazu erhalten hat. Ja, auch Diejenigen, welche sich privatim zur Universität vorbereiten, müssen halbjährig in den Gymnasien ein Examen bestehen. Gelehrte Würden ertheilt unsere Universität nur selten; binnen vier Jahren ernannte dieselbe zwei Doctoren der Theologie, vier der Rechte, 15 der Medicin und drei der Philosophie.

Als Bibliothekar ist an Bandtke's Stelle bei der Universität der gelehrte und unermüdliche Joseph Muczkowski angestellt worden, der die von seinem Vorgänger begonnene Riesenarbeit, die große Universitätsbibliothek besser zu ordnen, mit dem größten Eifer fortführt. Binnen kurzem wird von Muczkowski eine Geschichte der Universität Krakau erscheinen, zu welcher er in der Bibliothek, in dem 1816 zusammengebrachten Universitätsarchiv und in vielen Manuscripten reiche Materialien aufgefunden hat. Über die Reibungen, die im 16. und 17. Jahrhunderte lange Zeit hindurch zwischen den Jesuiten und der Akademie stattgefunden haben, besitzt Muczkowski viele bisher unbekannte Data von dem größten Interesse. Zwar gibt es bereits ein geschichtliches Werk über die schon von Wladyslaw Jagiello gegründete krakauer Akademie von Soltykowicz, aber dieses beschränkt sich fast ganz auf eine Geschichte der Professoren. Muczkowski hat sich vornehmlich zur Aufgabe gestellt, die Akademie in ihrem Verhältnisse zum gesammten wissenschaftlichen Leben in Polen zu betrachten. Als Maßstab für die Beisteuer, die von Krakau zur Fortbildung der polnischen Literatur ausgeht, mag die Notiz gelten, daß in Krakau in einem Zeitraume von vier Jahren 83 Werke erschienen sind. In dieser Zahl befanden sich zwei geschichtliche, zehn theologische und 27 literarhistorische und poetische. Gegenwärtig bestehen hier vier Buchdruckereien, drei Buchhandlungen, drei Kunsthandlungen und vier Lesebibliotheken.

Eine neue vollständige polnische Literaturgeschichte in drei Theilen erscheint jetzt von dem hiesigen Professor an der Universität, Michal Wisniewski, der seinen Beruf dazu schon durch die Herausgabe der „Denkwürdigkeiten zur Geschichte Polens" und andern Schriften bekundet hat. Neben gründlicher und umfassender Kenntniß der polnischen Literatur hat er auch Beweise dafür abgelegt, daß er in den Geist der Erscheinungen einzudringen verstehe, was eben von den bisherigen Geschichtschreibern der polnischen Literatur, deren Werke fast nur Nomenklaturen enthalten, nicht gesagt werden kann. Eine kurze, doch brauchbare Übersicht der polnischen Literaturgeschichte ist unlängst von Leslaw Lukaszewicz hier erschienen.

Unter dem Titel: „Powieści Jadama" (Adam's Erzählungen), hat Garczynski in zwei Bändchen Scenen aus der Vorzeit Polens herausgegeben, die recht ansprechend sind. Es sind leicht hingeworfene Skizzen, frisch, lebendig und anschaulich tritt das Ritterthum der Polen aus dem 16. und 17. Jahrhunderte vor uns auf. Mögen diesen Erzählungen auch tiefere Ideen und eine tiefere Erfassung des polnischen Lebens abgehen, dafür ziehen sie wieder durch ihre Klarheit an und führen dem Polen die Lebensweise seiner Voraltern in bestimmten Umrissen vor Augen. Denselben Zweck, bestimmte Züge zu einem Bilde der Vorzeit Polens allgemeiner bekannt zu machen, hat Ambrozy Grabowski bei Herausgabe seiner „Starozytności historyczne polskie" (Historische Alterthümer Polens), zwei Theile, einer Sammlung von bis jetzt noch nicht abgedruckten Briefen polnischer Könige, ausgezeichneter Gelehrten und Staatsmänner, und von andern historischen Documenten.

Eine Dame aus den höchsten Lebenskreisen, Frau von K., geborene Fürstin S., Verfasserin dreier vielgelesener Romane, hat ein Werkchen „Wspomnienia o Francyi" (Erinnerungen an Frankreich) herausgegeben, in dem sie das Leben der höhern Stände in Paris auf eine sehr interessante Weise schildert. Ganz besonders anziehend sind die Charakteristiken der ausgezeichnetsten französischen und polnischen Literaten, mit denen die Verf. in Paris zusammengetroffen ist. Unter Anderm sagt sie: „Außer der Stirn hat Victor Hugo's Äußeres durchaus Nichts, was ihn von den übrigen Sterblichen unterschiede, tausendmal kann man an ihm vorübergehen, ohne zu der Frage veranlaßt zu werden, wer er sei. Die Persönlichkeit unsers Mickiewicz ist beiweitem poetischer, der Ausdruck seines Auges zumal ist nicht zu beschreiben. Seinem Blicke kann Niemand mit Gleich-

*) Vgl. Nr. 310 u. 265 d. Bl. f. 1839. D. Red.

gültigkeit gegenübertreten, und wenn er seine Augen mit all dem ihnen inwohnenden Feuer auf dich herabläßt, so bin ich gewiß, daß sie dir bis in das innerste Herz dringen werden."

Eine etwas verspätete Übersetzung der Scholien zum Gajus vom verstorbenen Prof. Gans, der, wie überhaupt Hegel und dessen Schule, zahlreiche Anhänger unter den Polen gefunden hat, ist unlängst von dem hiesigen Advocaten Dr. Rzesinski herausgegeben worden. Sie ist zwar gut gerathen, dürfte aber ziemlich überflüssig sein, da die polnischen Rechtsgelehrten gegenwärtig doch ihre höhere Ausbildung im Auslande zu suchen und dessen Sprache zu erlernen genöthigt sein möchten. Daß aber auch die polnischen Rechtsgelehrten selbständig zu forschen verstehen, davon zeugt ein verdienstliches Werk des Professors des Kirchen- und römischen Rechts an der hiesigen Universität Felix Slotwinski; es sind die in lateinischer Sprache geschriebenen „Institutiones juris ecclesiastici", welche der Aufmerksamkeit deutscher Juristen hiermit empfohlen werden. Der erste bereits erschienene Theil enthält das Jus ecclesiasticum publicum internum; das ganze Werk ist auf vier Theile berechnet.

Das brauchbarste aller neuerschienenen polnisch-deutschen Wörterbücher ist unstreitig das von dem hiesigen Professor der altclassischen Literatur, Trojanski (Berlin). Trojanski hat seinem Werke die ältern Wörterbücher, insbesondere das von Troz, zum Grunde gelegt, übertrifft aber alle seine Vorgänger an Vollständigkeit, Fülle der Bedeutungen und Gründlichkeit; zugleich hat er auf die Fortbildung der Sprache und die in neuerer Zeit in allgemeinen Gebrauch gekommenen Wörter und Redensarten die nöthige Rücksicht genommen. Von demselben Gelehrten erschien unlängst ein recht brauchbares lateinisch-polnisches Lexikon, sowie eine Abhandlung „über die Entdeckung von Amerika im 9. Jahrhundert", die einem in den Jahrbüchern der Societät für nordische Alterthümer zu Kopenhagen enthaltenen Aufsatze von Rafn nachgebildet ist.

Den mannichfachen Sammlungen polnischer Volkslieder schließt sich eine Sammlung der gottesdienstlichen katholischen Gesänge des polnischen Volkes an, welche von dem Geistlichen Mioduszewski hier herausgegeben worden ist. Schon aus dem 17. Jahrhundert besitzen die Polen ähnliche Liedersammlungen, insbesondere der sogenannten Dissidenten, von Artomius, Rybinski u. s. w. In der vorliegenden, „Spiewnik koscielny" betitelt, sind alle frühern katholischen Sammlungen in Eins verschmolzen; außer den Meßgesängen findet man die Lieder, welche das polnische Volk während der christlichen Feste in den Kirchen singt; die letzten verdienen besonders Beachtung, sie sind voll Kraft und Originalität. Die Melodien der Lieder sind mit Sorgfalt und Sachkenntniß gesetzt, eigenthümlich ist, daß zuweilen mitten in den Liedern der Takt wechselt, je nach den Empfindungen, die im Liede ausgedrückt werden.

In vier Jahren sind in Krakau 16 polnische Zeitschriften aufgetaucht, von denen aber neun wegen Mangel an Absatz wieder haben eingehen müssen. Die sieben andern, welche sich noch erhalten, sind: die in einen sehr engen Kreis von politischen Nachrichten eingezwängte „Gazeta Krakowska", ferner der „Zbieracz literacki" (Literarische Sammler), welcher Reisebeschreibungen, Erzählungen, Anekdoten u. s. w. in bunter Reihe mittheilt und auf bloße Unterhaltung berechnet ist, dann die „Gazeta ogrodnicza" (Gartenzeitung), der „Pamietnik farmaceutyczny" (Pharmaceutische Blätter) und der „Rocznik" (Jahrbuch) des klinischen Instituts. Die ausgezeichnetsten sind die Jahrbücher der obenerwähnten wissenschaftlichen Societät („Rocznik towarzystwa naukowego"), von denen nach einiger Unterbrechung nächstens mehre Theile zugleich erscheinen werden, und der „Pamietnik naukowy" (Wissenschaftliche Denkschrift), in welcher neben kritischen Aufsätzen über neue polnische und slawische Werke schätzbare Abhandlungen über Geschichte und Literatur der Polen zu finden sind. Das neunte Heft enthält einen Aufsatz „über den geistigen Standpunkt der heidnischen Slawen" und „über die Anklänge, die sich aus den heidnischen Volksliedern in den bis auf die Gegenwart gekommenen finden". Von Interesse sind die Bemerkungen über die Schrift der alten Slawen. Mannichfache Nachrichten trifft man darüber an, daß die Slawen Buchstaben auf hölzernen Täfelchen oder Bretchen ausgeschnitten haben. Im J. 1812 fand man bei dem Ausroden eines Waldes unweit Petau im Kreise Negau in Steiermark zwölf kupferne Helme in der Erde, deren Gestalt den griechischen Helmen ähnlich war. Auf zweien befand sich eine altslawische Inschrift, die nach dem Urtheil des slawischen Sprachforschers Kucharski von der Rechten zur Linken gelesen werden muß und etwa bedeutet: Siehe Dalu, hier liegt Jaromysl, Herr von Wapa, Czarysas hat ihn getödtet.

Zu den vielen Kunstwerken und Kostbarkeiten, die sich in der hiesigen Kathedralkirche befinden, sind kürzlich zwei neue hinzugekommen. Das eine ist ein bronzener, stark vergoldeter Altar, welchen die Gräfin Potocka in Wien hat anfertigen lassen; er wird den schönsten Werken zugezählt, die es bis jetzt in Bronze gibt und ist bestimmt, die von Thorwaldsen in Rom gefertigten Büsten zweier Glieder der Potocki'schen Familie aufzunehmen. Das andere Kunstwerk ist ein sehr gepriesenes Gemälde, eine Scene aus dem Leben des heiligen Joachim darstellend, von dem polnischen Künstler Hadziewicz, der vor kurzem als Professor an die moskaner Malerschule berufen worden ist.

7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 24. —— 24. Januar 1840.

Franz Passow's Leben und Briefe. Eingeleitet von Ludwig Wachler. Herausgegeben von Albrecht Wachler. Breslau, Hirt. 1839. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Eines geliebten Abgeschiedenen Bild in seinen Hauptzügen sich zu vergegenwärtigen, ist Bedürfniß des menschlichen Herzens; durch Befriedigung desselben wird der Schmerz über ein verlorenes Gut gerechtfertigt, und in der anschaulichen Erinnerung selbst liegt ein Trost und eine Mahnung zur Dankbarkeit für den reichen Genuß, der dem überlebenden verwilligt worden ist.

So schrieb der ehrwürdige Wachler zur Einleitung in das dem Andenken des geliebten Eidams zu widmende Buch, welches anzuzeigen wir uns anschicken; wir thun dies in dem Gedanken, daß das in jenen Worten ausgesprochene Allgemeine sich in vollem Maße und in weitem Sinne auf den Verlust Dessen anwenden lasse, von dem wir reden wollen. Nicht dem wackern Schwäher, nicht den nähern Angehörigen allein war und ist Passow ein geliebter Abgeschiedener; viele Andere, Freunde, Amts- und Berufsgenossen, Schüler, fühlen, indem sie seinen frühzeitigen Tod beklagen, das Bedürfniß, sich sein Bild zu vergegenwärtigen; ihr Schmerz wird durch die lebhafte Vergegenwärtigung des edeln Mannes gerechtfertigt; sie werden, wenn sie erkennen, daß sie dem Geschiedenen auch etwas waren, sich in dieser Erinnerung getröstet fühlen, und Dankbarkeit wird ihre Seele füllen gegen Den, der ihnen so viel war. Diesem Danke wird sich Dank gegen den würdigen Mann zugesellen, der die hier gereichte Gabe vorbereitete, wie gegen den Sohn, der nach dem Abscheiden des Vaters, was dieser vorbereitet hatte, in gleichem Sinne vollendete.

Passow gehört nicht zu Denen, deren Leben in vieler Menschen Sphäre eingreift, deren Name weit und breit von Jedermann genannt wird; er gehörte den Kreisen an, welche die Wissenschaft bildet, und zwar eine specielle Wissenschaft; auch in Hinsicht auf Geselligkeit und Umgang war der Kreis, in dem er sich bewegte, größtentheils durch jene gezogen. Das Familienleben kann nur insofern Werth für das größere Publicum haben, als es den Mann von Bedeutung fördert, oder ihn, an dem Vieles interessant ist, von einer ebenfalls interessanten, von der menschlichsten Seite zeigt. Aber ein Leben, wenn auch äußerlich beschränkt, kann eine innere Kraft, einen innern Werth haben, der ihm eine große Bedeutung gibt, es kann in Conflicte gerathen, wo diese Kraft, dieser Werth sich auf eine Weise offenbaren, die Das, was an Extensivität abgeht, durch Intensivität aufwiegt.

Passow war eine ungemein reizbare Natur, das Nervensystem in ihr überwiegend; dabei war in ihm von früher Jugend an eine Besonnenheit, die Verwunderung erwecken muß, die in ihrer ersten Entwickelung sich mit einer strengen Sittlichkeit und einem seltenen Thätigkeitstriebe vermählte. Eine solche Natur, stelle man sie, an welchen Platz man wolle, wird mit der Welt in harte Berührung kommen; fällt sie in eine aufgeregte Zeit, in eine Zeit, wo der regsame voreilende Weltgeist mit seiner Opposition zu kämpfen hat, dann wird es in ihr an gewaltsamer Aufregung nicht fehlen; sie wird auch wol das Maß überschreiten, und, wie sie sich selbst die Quelle des Glücks und der Freude war, wird ihr aus derselben Trauer und Misgeschick zufließen. Aber Pflichtgefühl und Thätigkeitstrieb werden in ihr nicht ermatten; sie wird den Kampf auf Erden muthig bestehen, und im Augenblick des Scheidens wird das Gefühl sie beglücken, daß Irren menschlich sei, Fehlen unvermeidlich, daß aber ein redliches Streben die Pforten der Seligkeit aufthut. Hiermit haben wir die Bedeutung von Passow's Leben im Allgemeinen ausgesprochen, wie dasselbe auch in dem vorliegenden Buche sich darstellt.

Diesem wurde eine für das „Conversations-Lexikon" von Passow selbst gefertigte kurze Biographie zum Grunde gelegt, sodaß dieselbe stückweise den einzelnen Partien der Briefe vorgesetzt wurde. Dieser Anordnung zufolge zerfällt das Werk in fünf Theile: Briefe von dem gothaischen Gymnasium, Leben auf der leipziger Universität, Leben in Weimar, ferner in Jenkau und Berlin, endlich in Breslau. Ihnen vorausgeschickt ist ein in Briefform gekleideter Aufsatz von Passow's früherm Lehrer, dem Präpositus Breem über des Schülers erste geistige Bildung und jugendliche Gemüthsentfaltung. Ein Schlußwort schildert seine letzte Lebenszeit und seinen Tod. Endlich ist ein vollständiges Verzeichniß der Schriften Passow's, Nowack's „Schlesischem Schriftsteller-Lexikon" entnommen, zugefügt.

Vortrefflich ist der Brief von Breem, den Schüler scharf charakterisirend, lebendig; in dem Greise noch fest

das Bild Dessen, der des Mannes Zögling war; „wissentlich", so sagt Breem selbst, und man fühlt in jeder Zeile, daß er die Wahrheit sagt, „ist der Wahrheit nichts vergeben und der so leicht verschönernden Erinnerung keine Dichtung verstattet." Man muß sich in dem Briefe des Lehrers wie des Schülers freuen; jener erscheint, damit wir uns eines fast verrufenen Wortes bedienen, wie ein rückwärtsgekehrter Prophet; was Passow ward, finden wir in der Schilderung, wie er es wurde, wir sehen in ihr die ungemeine Reizbarkeit, das liebevolle Wesen, das lebendige Gefühl für alles Schöne, die Freude am Erringen desselben durch Anstrengung; auch erkannte der Verf. dieser Anzeige, wie wahr ihm einst Passow sagte, er habe diesem Lehrer Vieles zu verdanken, vor Allem aber die Kunst, selbständig zu arbeiten. Die letzten Worte des Briefes, wo der Lehrer sich an den abgeschiedenen geliebten Schüler wendet, wird Niemand ohne Rührung lesen.

Beiweitem den größten Raum des Buches nehmen die Briefe ein, gerichtet an die Mutter — leider sind die an den Vater verloren gegangen — an Breem, an Hudtwalker, jetzt Senator in Hamburg, an Hofrath Jacobs in Gotha, an H. Voß, Passow's Vorgänger in dem weimarischen Schulamte, an Frau v. Voigt, Witwe des Regierungsrath v. Voigt in Weimar, an Ernestine Voß, an die zweite Gattin und deren Bruder, endlich an Göttling in Jena und Döderlein in Erlangen. Alle diese Briefe, wie verschieden auch die Personen, an die sie gerichtet worden, wie mannichfaltig auch die Verhältnisse, in denen der Schreiber zu denselben stand, diese kindlich-ehrerbietigen und vertrauensvollen an die Mutter und den frühen Lehrer, die freundschaftlichen, vertraulichen an die Freunde, die dankbar-ergebenen an den Mann, dem Passow vor Allen die Eröffnung des höhern Sinns für seine Wissenschaft verdankte, die theilnehmenden, fördernden an den ehemaligen Schüler, die liebevollen an die Gattin — sie alle haben denselben Grundton und sind alle wie einzelne Züge, die ein in sich abgeschlossenes Bild vollenden; überall finden wir den oben mit wenigen Worten umrissenen Charakter. Ergießt sich das jugendliche Herz des Sohnes gegen die Mutter, so muß sie auch zugleich seine Freude an dem Schönen theilen; ja, ohne es zu wollen, wirkt er auf ihre Empfänglichkeit, ihr Urtheil über dasselbe ein; mit dem Danke gegen die Lehrer gibt er zugleich zu erkennen, wie würdig er war, ihr Schüler zu sein; in den Briefen an die Freunde finden wir Bestätigung des Wortes: daß die wahre Freundschaft auf gegenseitiger Förderung, Achtung und gemeinsamem Streben beruht; und die an die Gattin sind ein Zeugniß, in wie reinem, hohem Sinne er das eheliche Verhältniß auffaßte und durchführte. Gar manche Spuren von jener Reizbarkeit finden wir in ihnen; sie macht ihn oft bitter gegen die Welt und seine nächste Umgebung; oft bestimmt sie das Urtheil über diesen und jenen, und nicht selten ist es hart und unbillig; doch finden wir nicht minder Proben von Mäßigung, von Zurücknahme des Urtheils; und ist der Schreiber streng gegen Andere, so ist er es nicht weniger gegen sich selbst. So finden wir ihn auch in Zeiten, wo Bitterkeit in seiner Seele Raum gewonnen, doch auch freundlich und liebevoll. Was seine erste Gattin von ihm sagte, blieb für sein ganzes Leben passend: „Er ist so männlich und so kindlich, so heiter und so innig, so fromm und so treu."

Sehen wir auf den Inhalt der Briefe, so machen diesen vorzüglich Gegenstände der Literatur und Männer, die in derselben wirkten; auch von Reisen, deren Passow viele, wenn auch nicht weite, machte, wird vielfältig berichtet. Passow's Leben fiel in eine bedeutende Zeit und er lebte an bedeutenden Orten; daß er die Aufmerksamkeit bedeutender Männer auf sich ziehen würde, war zu erwarten. In Gotha, wo er sofort, als Sechzehnjähriger, in die Selecta aufgenommen wurde, gewann er die Liebe des vortrefflichen Jacobs. Als Student in Leipzig, wo Hermann vorzüglich auf ihn einwirkte, kam er zum Besuch nach Halle und wurde von Wolf in eine Gesellschaft geladen, in der er Goethe fand, der in sein Stammbuch die Worte aus seiner „Euphrosyne" schrieb:

> Sei mir lange zur Lust, und ehe mein Auge sich schließet,
> Wünsch' ich dein schönes Talent glücklich vollendet zu sehn.

Gewiß wirkte dieser mit dazu, daß Passow, damals im 21. Jahre, nach Weimar berufen wurde, um als Professor am Gymnasium an die Stelle von H. Voß zu treten. Misverständnisse hinderten eine weitere Annäherung, die doch endlich erfolgte, aber erst gegen die Zeit, wo Passow sich genöthigt sah, den Ort zu verlassen, den ihm ausgezeichnete Männer, Freunde und vor Allem wackere Schüler so theuer machten, den Ort, der damals noch seines Glanzes sich erfreute. Er kam nach Jenkau, wo er neben Jachmann Vorsteher des Conradinums wurde. War hier die Umgebung nicht reich wie in Gotha, Leipzig und Weimar, so hatte Passow doch in der neuen Stellung die beste Gelegenheit, seine seltenen Talente als Schulmann zu entwickeln; er lebte ganz seiner Anstalt, und oft blickt er in spätern Briefen auf das stille, ganz seinem Beruf gewidmete jenkauer Leben zurück. Der Krieg von 1813 störte dasselbe. Passow, in glühendem Haß gegen die Franzosen, in feuriger Liebe zu dem schwer gekränkten Vaterlande, verließ Jenkau, in der Absicht, mit der edeln Jugend des Vaterlandes für dieses zu streiten. Seinem Wunsche setzten sich Hindernisse entgegen. Nach Jenkau konnte er nicht zurück; das dortige Institut war aufgehoben. Er erhielt eine Professur in Breslau, wo neben seinen Vorlesungen mannichfaltige Geschäfte, Seminar, Theilnahme an der wissenschaftlichen Prüfungscommission, Aufsicht über das Museum ihn in Anspruch nahmen. Auch hier trat er in Verbindung mit gelehrten, interessanten Männern, und wenn er deren eine ansehnliche Zahl fand, so wurden auf Reisen neue Bekanntschaften gemacht, oder das Band mit ältern Freunden fester geknüpft. Auch von der politischen Verstimmung blieb Passow nicht unberührt; wie denn die Reaction gegen die das Maß vergessenden Aufgeregten ihm unglückliche Händel und selbst Gefangenschaft zuzogen. Zu diesem Allen dienen die Briefe als Documente, und so sind

sie wol reichhaltig zu nennen, als Zeugen für eine durch Kunst und Wissenschaft, Krieg und Aufregung gewichtige Zeit.

War Passow's Leben so ein reiches, wechselvolles, oft getrübtes, so ward es ein bedeutendes durch strenges Festhalten an dem einmal gewählten Berufe. Der Theologie, der der Vater ihn bestimmt hatte, entsagte er bald; er war nicht für sie gemacht, wie ernst auch seine Religiosität war, gleich weit entfernt von der Frömmelei der Zeit wie von dem nüchternen Rationalismus; er fühlte sich bestimmt, im Gebiet des Alterthums und des Schönen zu wirken und zu schaffen. Unter dem häufigen Wechsel des Wohnorts, des Amts, unter schmerzlichen Verlusten, unter gewaltigen Stürmen, im Gefängniß — immer bleibt die Wissenschaft unverrückt ihm vor den Augen; ja, Kämpfe und Misgeschick stählen nur seinen Muth; die Thätigkeit wächst, und dehnte sich früher das Feld, auf dem er sich erging, und thätig erging, weit aus, gegen das Ende seines Lebens wird der Kreis immer enger gezogen, die Kraft concentrirt sich auf Einen Punkt. Wenn die Liebe zu Allem, was die verschiedenen Zeiten und Nationen Schönes hervorgebracht haben, immer frisch bleibt — Kraft und Thätigkeit sind dem Alterthum gewidmet, zu dem schon des Knaben Sinn sich neigte, das von dem Jünglinge zum Studium gewählt ward; und wie diesem die aurea mediocritas verhaßt war (S. 38), so ist sie es dem dem Grabe nahen Manne.

Wie viel hat Passow in seiner Wissenschaft geleistet! Wir können das Verzeichniß seiner Schriften nicht ohne Bewunderung durchlaufen, wenn wir an sein kurzes Leben denken; und doch war ihm die Wirkung des Lehrers das wichtigere Tagewerk. „Höher als Alles", sagt er am Schluß der Selbstbiographie, „gilt es ihm, durch mündliche Lehre einem und dem andern Jüngling zur Erkenntniß des Wahren, Guten und Schönen förderlich zu werden." Wie ihm sein Streben gelang, das sagt uns der Bericht eines Schülers in der „Allgemeinen Schulzeitung", der in unser Buch aufgenommen ist (S. 121), das werden viele Männer bezeugen, die jetzt in einem dem ihres Lehrers ähnlichen Berufe wirken; wir nennen hier nur die Schüler, die eine dem Werthe des Lehrers entgegenkommende Gunst des Schicksals diesem in Weimar zuführte: Stark, Göttling, Weber, Ulrich, Osann. Wie innig das Band war, das die Schüler an den Lehrer band, das erkannte der Verf. dieser Anzeige als Zeuge der Stunde, die sie trennte.

Vieles können Jünglinge aus diesem Buche lernen; auch, wie manchmal das Geschick, wenn es zu zürnen scheint, größerm Glücke entgegenführt. Daß Passow Weimar verlassen mußte, war ihm etwas sehr Hartes; Jenkau wies sich ihm keineswegs erfreulich; und doch fand er hier ein so reines Glück. Freilich muß Der, der eine solche Erfahrung machen will, die Einsicht und Kraft besitzen, die zu bauen, zu schaffen versteht. Diese, verbunden mit sittlichem Ernst, besaß Passow in hohem Grade. Zwar — wo gäbe es Licht ohne Schatten? Auch dieser kann in unserm Gemälde nicht fehlen. Finden wir doch überall in kräftigen, hochsittlichen Naturen eine gewisse Schroffheit, ein manchmal eigensinniges Festhalten an dem für wahr Erkannten, auch wol Schärfe gegen Solche, die ein minder strenger Sinn schonen würde. Davon, von einem, wenn wir so sagen dürfen, übertriebenen Tugendgefühle war Passow nicht frei, und seine Briefe enthalten Zeugnisse dafür. Männer, zu denen er einst im Verhältniß des Schülers stand, werden verletzt, Schwächen ohne Schonung beurtheilt, Verfeindungen mit der nächsten Umgebung kommen vor; selbst über den sonst so hochgefeierten Goethe wird scharf geurtheilt; ja, noch 1826 klagt Passow sich selbst an:

> Ich bin durch manchen innern und äußern Sturm schon so mürbe geworden, und lerne doch immer noch nicht das geruhige Maß finden, das den Menschen conservirt.

Ist es zu verwundern, daß Passow sich durch diese seine Weise Haß und Händel zuzog? Das Schlimmste kam ihm von der sonst so hoch von ihm geehrten preußischen Regierung. Sein „Turnziel", das von gemäßigten, die Noth der Zeit erkennenden Männern nicht gebilligt werden konnte, das in der damaligen Stimmung die Regierung aufmerksam machen mußte, das Übelwollenden Waffen in die Hand gab, zog ihm eine achtwöchentliche Gefangenschaft zu. Aber wenn Passow immer wieder sich besann, gern seinen Fehl erkannte, im Grunde des Herzens immer wohlwollend und freundlich blieb, so ist das Tagebuch, welches er während seiner Haft führte und welches uns mitgetheilt wird, geeignet, ihn in seinen edeln Eigenschaften, sein liebevolles Gemüth darzustellen. Das Verhältniß zu Weib und Kindern, seine Ergebung und Frömmigkeit, seine rastlose Thätigkeit erscheinen hier im schönsten Lichte; wir betrüben uns über die Leidenschaftlichkeit einer edeln Natur, die solches Unheil zur Folge hatte; aber wir scheiden von dieser Lecture beruhigt und versöhnt. Auch das erfreut uns, daß unserm Passow Preußen immer theuer und geliebt blieb; es war ihm Vaterland geworden durch große, ja aufopfernde Thätigkeit.

Und wie schön zeigt sich oft die große Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe Passow's! Die Weise, wie er über die streitenden Wolf und Voß und Creuzer und Voß spricht, zu Gattin und Sohn des Letztern, die in seiner Achtung und Liebe so hoch standen, ist höchst ehrenwerth, und sie allein überwiegen die Flecken, die auch diesem Charakter nicht fehlen. So ist auch die Wahrnehmung erfreulich, wie Passow von so manchem Irren über Menschen wie über deren Erzeugnisse mit der Zeit zurückkam, wie er milder gegen sie, gegen die Erzeugnisse manchmal strenger wurde, wenn ihn Leidenschaftlichkeit eine Zeitlang verblendet, Vorurtheil ihn eingenommen hatte. Besonders liebenswürdig ist er, wenn er einen solchen Irrthum offen eingesteht. Beispiele ließen sich hier viele aufführen. Unangenehm berührt aber ein noch spätes Wort über Schiller, weil es unbegründet. Auch das würde er noch zurückgenommen haben, wenn er länger gelebt hätte.

Vorzüglich interessant und würdig erscheint er aber in Familienverhältnissen. Als Siebzehnjähriger verlobte er sich mit seiner ersten Gattin, der von ihm fast angebeteten

Luise, die er als den Schutzgeist seiner Jugend, als die begeisternde Führerin zu allem Guten und Schönen ansah. Sieben Jahre hatte er mit ihr gelebt, als sie, sein heißes Verlangen nach einem Kinde stillend, von ihm schied. Das durch dieses Unglück getrübte, der Welt fast entzogene Gemüth hob eine zweite Gattin, des trefflichen Wachler Tochter, die ihm mehre Kinder gebar und so wieder mit der Welt verknüpfte. Wirklich finden wir Passow, den oft schroffen, den Menschen und der Welt feindlich gegenüberstehenden, im häuslichen Kreise zärtlich, weich, ängstlich im Bezug auf Weib und Kind, und so auch geselliger nach außen. Er hatte das Glück, seiner hochverehrten Ältern sich lange zu erfreuen; bei des Vaters Jubelfeste war er zugegen, die Muter überlebte ihn, wie der Schwäher und der Lehrer seiner Jugend, dem wir den obenerwähnten interessanten Bericht verdanken. Von ihnen allen handeln die Briefe, die uns so den Mann, den Menschen in den mannichfaltigsten Situationen vorführen.

Der Charakter des Menschen, sagt man, offenbart sich in seinem Style. Der Passow'sche auch in den Briefen ist scharf, präcis, immer gebildet, kaum einmal nachlässig, und selbst das weiche Gemüth drückt sich in Haltung und gemessen aus. Ein Facsimile seiner Handschrift würde keine unpassende Zugabe gewesen sein, auch in ihr war etwas Charakteristisches. Diesen und jenen Brief, der wenig zu Passow's aus andern hervorgehender Charakteristik beiträgt, hätten wir dagegen entbehren können; so die Briefe aus dem landecker Bade.

Was indeß auch Mancher tadeln oder vermissen mag, wir haben große Ursache, den Herausgebern für das Buch dankbar zu sein, das uns auf eine würdige Weise mit einer sehr edeln Natur bekannt macht. Wir haben in ihm einen rechten, tüchtigen Menschen vor uns, wir leben in demselben mit einem strebenden, dessen Thätigkeit kein Leid, keine Störung von außen zu hemmen vermag; er irrt, wie die Menschen alle, und findet sich zurecht; er streitet, unterliegt, aber das Bessere in ihm siegt; des Jünglings Werke zerrinnen, doch der Mann steht auf festem Boden, und wie ein Kampf bestanden, ist er, wenn es der von ihm erkannten Wahrheit und dem Rechte gilt, immer bereit zu einem neuen. Und wenn wir ihn uns so nach beendigtem irdischen Leben an der Pforte des Paradieses denken, in Zweifel befragt über seinen Anspruch an dieses, dürfen wir ihm wol die Worte des von ihm sein Leben lang so hochgefeierten Dichters in den Mund legen:

> Laß mich immer nur herein;
> Denn ich bin ein Mensch gewesen,
> Und das heißt ein Kämpfer sein.

Wer zweifelt, daß sie wohl würden aufgenommen werden? 14.

Anekdote.

Ein Kanonier von der pariser Nationalgarde zog mit seinen zahlreichen Kameraden am verhängnißvollen 10. Aug. 1792 in den Tuilerien ein. Eben tritt er in den Musiksaal, als ein Trupp der Eingedrungenen den Flügel der Königin Marie Antoinette in den Garten werfen will. Schon war das Instrument von seinem Untergestell getrennt, quer durchs Fenster geschoben, noch ein Ruck, es stürzte in tausend Stücken herunter. Der Bürgersoldat rief laut: „Halt." „„Laß uns gewähren"", antwortete man ihm, „„das Ding da soll es nicht besser haben, wie das andere Zeug, die Bilder und Spiegel, es soll auch zerbrechen."" „Aber das vergoldete Ding kann uns nützen, in seinem Leibe klingt's fein, alle patriotischen Lieder sind drin. Kommt, hebt es auf die Beine und ihr sollt Wunder hören." Der Kanonier ließ die Carmagnole, Marseillaise und Ça ira erschallen, die erfreute Menge sang und sprang darnach. Sogar eine mit Blut befleckte Frau war unter dem wilden Haufen. Dem Instrument wurde weiter kein Leids zugefügt, der Kanonier brachte es sogar so weit, daß das unbändige Volk den Saal verließ, welchen jener verschloß und den Schlüssel in den Garten warf. Unter der wilden Rotte sah er einen sorgfältig gekleideten Mann, der mit Thränen in den Augen nach dem Instrument hingesehen, aber nicht gewagt hatte, eine Fürbitte einzulegen. Der Kanonier, dem seine Erscheinung auffiel, fragte ihn, was er hier thue? „Ach, lieber Herr, nehmen Sie es nicht übel, Sie sehen so gut aus, ich bin Doublet, der Clavierstimmer der Königin. Nach dem Morde der Schweizer ging ich mit dem Haufen herein, um wo möglich für die Erhaltung des Flügels zu wachen. Jetzt, wo Sie es gütig beschützen, bin ich außer Sorge für das Instrument, ich will an meinen Rückzug denken." „„Meinen Sie leicht herauszukommen, das geht nicht so geschwind; wenn sie nicht Lust haben, mit sammt dem Flügel aus dem Fenster zu springen, so kommen Sie mit mir, ich will Ihre Flucht sichern."" Der Artillerist brachte Doublet durch Gänge, Treppchen und allerlei Schlupfwinkel aus dem Gebäude, wo die gräßlichste Zerstörung wüthete. Der Kanonier und der Stimmer trennten sich auf dem Quai.

Nach 41 Jahren aß ein Musikfreund beim General Des Champeaux im Hotel der Invaliden zu Mittag. Nach Tisch schlug der General vor, einen Invaliden aufzusuchen, der für den Musikliebhaber Interesse haben würde. In einem Salon fanden sie einen Greis, der auf einem Flügel spielte, dessen Äußeres vergoldet und lakirt war. Der Besuchende rief freudig: „Ich kenne das Instrument, es ist der Flügel der Königin Antoinette! Heben Sie den Deckel auf und Sie werden auf der innern Seite eine Landschaft, Schäfer und Schäferinnen sehen." „„Wahrhaftig, Sie haben Recht"", antwortete Des Champeaux. „„Aber woher erkannten Sie des Flügels hohen Ursprung?"" „Ich glaube wol, daß er ihn erkannte", versetzte mit nassem Auge der alte Offizier, „er hat ihn gerettet, er hat ihn aus den Händen der Barbaren gerissen und ich habe auch mein Theil daran. Den 10. Aug. werde ich mein Lebtag nicht vergessen. Hier steht der brave Kanonier von der Nationalgarde, mein Schutzengel, mein und des Flügels Retter; ich bin Doublet, der Clavierstimmer der schönen und guten Königin Marie Antoinette." Die Erkennungsscene war rührend, der ehemalige Kanonier spielte die Marseillaise und Carmagnole, die er noch nicht vergessen hatte. Seit lange verließ Hr. Alexis Singier den Militairstand. Er erwarb sich als Vorsteher der Theater in Avignon, Nimes, Montpellier, Perpignan, Lyon und der komischen Oper in Paris ein reichliches Auskommen. Hr. Singier, Méhul's Schüler, ist Pianist und Componist, der Flügel der Königin von Frankreich war in würdige Hände gefallen. Doublet hatte sich anwerben lassen, weil es damals in Paris ganz andere verstimmte Dinge zu stimmen gab als Flügel und Claviere. Er machte eine ziemlich gute Laufbahn in den Waffen, zog sich 1814 als Escadronchef ins Invalidenhotel zurück. Der Zufall führte ihn zu der Versteigerung des Mobiliars der Königin Hortense. Welche Freude, als er den alten lieben Gefährten wahrnahm und ihn durch den Schlag des Hammers als Eigenthum davontrug. 81.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 25. —— 25. Januar 1840.

Der Novellist. Eine Geschichte in acht Dutzend Denkzetteln aus dem Taschenbuche des Helden. Herausgegeben von Arnold Ruge. Leipzig, O. Wigand. 1839. Gr. 12. 2 Thlr.

Mehr als andere Romane nöthigt der vorliegende zu einem Hinblick auf die Person seines Verfassers, der sich auf eine ziemlich deutliche Weise selbst zum Helden desselben gemacht hat. Ohne solchen Hinblick wird er mehr oder weniger wol den meisten Lesern unverständlich bleiben; wie er denn für das größere romanlesende Publicum ohne allen Zweifel nicht geschrieben ist.

Herr A. Ruge, früher nur einem engern Kreise gelehrter Leser durch zwei gehaltvolle, aber wenig populaire Schriften bekannt („Platonische Ästhetik" und „Neue Vorschule der Ästhetik. Das Komische" u.s.w.), hat sich neuerdings durch seine rege Thätigkeit an den von ihm und Th. Echtermeier herausgegebenen „Hallischen Jahrbüchern" einen schon ziemlich verbreiteten Namen erworben. Freilich ist gerade diese Thätigkeit von einer Art, welche in mehr als gewöhnlichem Grade bei einer Partei Gegnerschaft und Abneigung, bei einer andern vielleicht Neigung und Anhängerschaft für ihn hervorrufen mußte; indessen dürfen wir wol voraussetzen, daß in den Parteikämpfen, in deren Mitte er sich geworfen hat, sein Charakter und seine individuelle Begabung sich dem unbefangenern Publicum mit hinreichender Deutlichkeit kundgegeben haben werden, um ein sine studio et ira über ihn zu fassendes Urtheil möglich zu machen. Man wird es nicht einer Parteilichkeit etwa für die Sache, zu deren Vertreter sich Ruge aufgeworfen hat, zuschreiben, wenn wir den Ausspruch wagen, daß das Publicum ihn als einen Kämpen von ebenso wackerer Gesinnung als tüchtiger philosophischer und allgemeinwissenschaftlicher Bildung kennen gelernt hat, als einen Mann von Witz, Scharfsinn und Erfindungsgabe, welcher von den Ressourcen, die er in seinen Geisteskräften besitzt, einen Gebrauch macht, wodurch dieselben, wenn auch minder vielleicht der eigentlichen strengwissenschaftlichen Forschung, doch gewiß der Literatur und literarischen Cultur in weitern Kreisen zugute kommen. Als Journalist von Profession theilt er freilich, auch abgesehen von dem Parteieifer, den er gegen sich angeregt hat, die Ungunst, welche in Deutschland — anders als in England und Frankreich — auf diesem Geschäft zu haften pflegt; aber gewiß wird ihm kein Unparteiischer das Zeugniß versagen, daß er mit einem bessern und gediegenern Sinne als Diejenigen, welche solche Ungunst bei dem ernstern Publicum verschuldet haben, sich demselben unterzogen hat. Wenn sein Unternehmen, dem übrigens eine nicht unerhebliche Anzahl wirklich werthvoller Leistungen kein Unbefangener absprechen wird, trotz seiner und seines Gefährten Bemühungen noch nicht ganz Das hat werden wollen, was die Ankündigung zu versprechen schien, so ist die Schuld davon gewiß ihm nicht beizumessen, sondern den allgemeinen Verhältnissen der Literatur, welche sich bisher noch keinem ähnlichen Unternehmen günstiger erwiesen haben. Über die Bestimmung aber und die Aufgabe der literarischen Journalistik in unsern Tagen hat Ruge ein Bewußtsein von vornherein an den Tag gelegt und fortwährend in seinen eigenen Leistungen und auch in den Maximen der Redaction, so weit sie in seine Wahl gegeben waren, bethätigt, von welchem man nicht anders urtheilen kann, als daß es seinen Beruf, an der Spitze eines solchen Unternehmens zu stehen, in ein nichts weniger als ungünstiges Licht stellt.

Enger als man es meinen sollte hängt diejenige Richtung seines Geistes und seiner Studien, welche Ruge vorzugsweise den Beruf eines Journalisten hat ergreifen lassen, mit jener zusammen, welche sich im vorliegenden Romane ausspricht und demselben das Dasein gegeben hat. Als das vorwaltende Princip nämlich von Ruge's gesammter literarischer Thätigkeit glauben wir ein Gefühl von Heiterkeit, von geistiger Befriedigung bezeichnen zu dürfen, mit welchem ihn seine philosophischen Studien durchdrungen haben. Er ist durch Hülfe dieser Studien zu einer Weltansicht gelangt, welche ihn das höchste Ziel alles individuellen Strebens als ein schlechthin gegenwärtiges, im speculativen Denken, so oft der Geist dazu die Freiheit und Elasticität gewinnt, immer aufs neue wieder unmittelbar erreichtes darstellt. Er weiß sich selbst im Besitze dieses höchsten Glückes, durch welches alle andern Güter des Lebens nicht etwa ausgeschlossen, auch nicht, wie andere Philosophenschulen lehren, zu gleichgültigen herabgesetzt werden, wol aber erst mit dem Bewußtsein ihrer selbst ihren wahren Werth erlangen; sein Dichten und Trachten kann daher von diesem Standpunkte aus

dahin gehen, sich dieses Glück durch fleißige Übung der speculativen Denkthätigkeit und fortwährend gesteigertes Selbstbewußtsein stets gegenwärtig zu erhalten und davon, so viel geschehen kann, auch Andern mitzutheilen. Wir glauben kein geringes Lob, d. h. keine geringe Anerkenntniß geistigen Gehalts auszusprechen, wenn wir behaupten, daß bei Ruge dieses Gefühl der Befriedigung im speculativen Selbstbewußtsein echter Art ist; nicht, wie bei gewissen andern Anhängern der Hegel'schen Philosophie, in deren Leerheit und Abgestorbenheit in dürrem Formelwesen Niemand eine bessere Einsicht hat als eben Ruge, eine hohle, von Hochmuth und Geistesdürftigkeit aufgetriebene Blase, sondern ein frohes Behagen, wie es durch wirkliches Versenktsein des Geistes in eine Idee von substantiellem Gehalt und durch frisches sich Regen und Tummeln im Elemente dieser Idee erzeugt wird. Ruge ist trotz seiner Befangenheit in einem bestimmten philosophischen System, dessen Grenzen er nicht überschreiten kann und nicht überschreiten will, ein wirklich freier Geist, nicht blos ein die Freiheit des Geistes im Munde führender und damit prahlender; er ist es, weil er innerhalb dieser Grenzen sich auf lebendige und geistreiche Weise bewegt, und für Äußerungen des Geistes, welche über diese Grenzen hinausgehen, wenn er auch nicht selbstschöpferisch ihnen folgen kann, doch den Sinn im Ganzen lauter und frisch bewahrt.

Indessen, so glücklich in Bezug auf diese Disposition seines Geistes unstreitig er selbst zu preisen ist und so günstig dieselbe unter gegebenen Umständen und innerhalb bestimmter Grenzen wol auch nach außen zu wirken vermag, so dürfen wir ihm und uns doch nicht verhehlen, daß sie nicht diejenige ist, aus welcher wirklich große und durchgreifende Leistungen, sei es im Gebiete der Wissenschaft oder der Kunst, hervorzugehen pflegen. Solche Leistungen pflegen in beiden Gebieten vielmehr umgekehrt aus einem Gefühl der Unbefriedigung hervorzugehen, aus dem Bewußtsein eines Mangels, welcher durch die schöpferische Thätigkeit eben aufgehoben werden soll und auch wirklich aufgehoben wird, aber doch nicht in der Weise, daß das Gefühl, das Bewußtsein solcher Aufhebung jemals zum vorwaltenden, zum bestimmenden oder leitenden in der schöpferischen Thätigkeit selbst werden könnte. Im Gegentheil, je mehr der wahrhaft schöpferische Geist in seinem Schaffen sich befriedigt, desto weniger weiß er von solcher Befriedigung, desto mehr wird das Vollbrachte ihm nur ein Stachel zu neuer Thätigkeit, und desto lebendiger tritt ihm das Ideal als ein doch nie, auch durch die großartigste Schöpfung nicht, vollständig Erreichbares entgegen. So finden wir von Goethe bei Eckermann die Äußerung, daß ihm sein Leben, so wenig er das Glück desselben schelten dürfe, doch nur wenig Augenblicke reinen Behagens gewährt habe; eine ähnliche Äußerung erinnert sich Ref. von Napoleon bei Las Cases gelesen zu haben; und wenn unser Verf. die Grundstimmung seines Gemüths vorzüglich der Hegel'schen Philosophie verdanken will, so mögen ihn Die, welche dem Urheber dieser Philosophie persönlich näher gestanden haben, darüber belehren, wie wenig dieser in der fertig gewordenen Gestalt seines Systems ein ähnliches Genügen fand, wie sehr in ihm das Bewußtsein der Mängel desselben vor der Lust an dem Gelungenen und vor dem Schwelgen in den etwa gefundenen Resultaten vorwaltete.

Wenn also Ruge sich mit besonderer Vorliebe dem Geschäfte des Kritikers und Journalisten zugewandt hat, so erscheint dies als die natürliche Folge einer Stimmung und Geistesrichtung, die ihn im Allgemeinen mehr zu einer geistreich-desultorischen Thätigkeit, zu einem heitern Spiel mit seiner Kraft und seinem geistigen Besitzthum, als zu der ernsten und beharrlichen Arbeit des Forschers geeignet macht. Statt in solcher Arbeit einer Idee nachzutrachten, die ihre Verwirklichung erst noch erwartet, ist es ihm vor Allem darum zu thun, den idealen Gehalt, in dessen Besitze er sich weiß, als Princip nicht blos einer literarischen Bildungsstufe, sondern einer philosophischen Welt- und Lebensansicht, nach ihm wo nicht der einzig wahren, so doch jedenfalls der einzig zeitgemäßen, nach außen zu vertreten und gelten zu machen. Bei der Energie und dem heitern Muthe, womit er sich diesem Geschäft unterzieht, kann es nicht fehlen, daß sein kritisches Thun ihn in häufigen Zusammenstoß mit andern wissenschaftlichen oder unwissenschaftlichen Denkweisen bringt; man weiß, mit welcher Rüstigkeit und Streitfertigkeit er die Polemik in einer Angelegenheit aufgenommen hat, in welcher es sich allerdings für die Weltansicht, die er vertritt, um Sein oder Nichtsein handelt. Auch der Charakter seiner Polemik indeß entspricht Dem, was wir als Grundcharakter seines Thuns und Treibens bezeichnen zu müssen glaubten, vollkommen. Man thut derselben Unrecht, wenn man sie der Bitterkeit oder Leidenschaftlichkeit bezichtigt, im Gegentheil sie ist kaltblütig und heiter in einem unter uns nicht eben häufig vorkommenden Grade; aber gerade durch ihre Kaltblütigkeit, durch das — bisweilen gerechte, bisweilen vielleicht auch täuschende — Gefühl der Überlegenheit, von welchem sie beseelt ist, beleidigt und verletzt sie — unter Deutschen zumal, deren Untugend es ein- für allemal ist, keinen Scherz zu verstehen — mehr, als sie es durch Leidenschaftlichkeit thun würde. Hierzu kommt ein gewisser Ton burschikoser Derbheit und Ungenirtheit, durch welchen Ruge allerdings nicht selten die Foderungen des guten Geschmacks und auch wol, bei aller Bravheit und sittlichen Gediegenheit der Gesinnung, durch welche er sich von Andern, die einen ähnlichen Ton anstimmen, auf das vortheilhafteste unterscheidet, hin und wieder die eines sittlichen Zartgefühls verletzt. Indessen ist dieser Ton mit Ruge's gesammter Individualität, mit seinem Princip des Sichgehenlassens in dem heitern Elemente eines von der Idee erfüllten Selbstbewußtseins, mit seinem wirklichen Witz und geistigen Frei- und Frohsinn zu eng verwachsen, als daß wir etwa dem Streben, jene Unart abzuthun, einen sonderlich günstigen Erfolg weissagen möchten. Lieber würden wir an Andere das Verlangen stellen, sich in der Werthschätzung des wirklich Guten und Tüchtigen von Ruge's Leistungen durch die eben gerügte Eigenschaft nicht stören zu lassen, son-

dern dieselbe für nichts Schlimmeres zu nehmen als sie eben ist.

(Der Beschluß folgt.)

Die Natur, ihre Wunder und Geheimnisse, oder die Bridgewater-Bücher. Aus dem Englischen von H. Hauff und A. Sechster und siebenter Band. — A. u. d. T.: Die Sternenwelt, als Zeugniß für die Herrlichkeit des Schöpfers. Aus dem Englischen des William Whewell von G. Plieninger. Die Thierwelt, als Zeugniß für die Herrlichkeit des Schöpfers. Nach dem Englischen des William Kirby von Fr. Oesterlen. Stuttgart, Neff. 1837 — 38. Gr. 8. 3 Thlr.*)

Obgleich das Auge des Menschen, wohin es auch seinen Blick in der großen Schöpfung richten möge, allenthalben reiche Spuren der göttlichen Allmacht, Weisheit und Güte findet, so ist es doch besonders der gestirnte Himmel, der ihn zur Bewunderung und Anbetung hinzieht, ja die beschränkte Vorstellung, selbst den Schöpfer aller dieser Herrlichkeit oben zu suchen, so nichtig sie sich auch bei einigem Nachdenken ergibt, da ja in der großen Schöpfung nichts oben und nichts unten ist, ist doch so enge mit unserm ganzen Wesen verschwistert, daß sie uns von Kindheit an durch das ganze Leben begleitet. Es muß wol auch noch eine tiefere Bedeutung in dieser Vorstellung liegen, da der Mensch unter allen Geschöpfen allein sein Haupt aufrecht zu tragen und sein Auge hinauf zu den unzählbaren Welten über ihm zu erheben vermag, und wol nicht umsonst wendet er seine Blicke dahin, um dort nicht allein seinen Schöpfer und Erhalter, seinen Trost und seine Hülfe, sondern auch seine ewige Heimat zu suchen, wo er einst von den Mühen dieses Lebens ausruhen soll. Die religiöse Beziehung des Sternenhimmels zu einem Schöpfer zieht sich durch die ganze Geschichte des Menschengeschlechts hindurch und es läßt sich wol nicht ohne Grund behaupten, daß die Idee Gottes bei den Menschen früher durch die Anschauung jener leuchtenden Schriftzüge aus einer unbekannten Ferne, als durch die ihm bekannten Gebilde in seiner Nähe entsprungen sei; ja, selbst der Sterndienst spricht ein solches Suchen der Gottheit über uns aus und ist seinem innern Wesen nach Gottesdienst, wenn auch auf einer niedern Stufe und erzeugt von kindlichen Vorstellungen, die weder die Größe des Schöpfers noch die wissenschaftliche Bedeutung der höhern Bildungen, die sie an seine Stelle setzten, zu erfassen vermochten.

Lange waren die Sterne für den Menschen nur Gegenstände stiller Bewunderung und dunkler Ahnungen, und sind es für Tausende von Menschen noch. Man maß die Größe und Allmacht Gottes nur nach ihrer Zahl und Ordnung, obwol man diese bei näherer Betrachtung ebenso gut im Unendlichkleinen hätte entdecken können. Die tiefern Gesetze, durch welche der Lauf dieser Himmelskörper geregelt und erhalten wird, der große und weise Plan, der dem Ganzen zu Grunde liegt, war erst das Ergebniß späterer wissenschaftlicher Forschungen und trat erst allmälig in seinem vollen Glanze hervor, als einzelne große und mit besondern Geistesgaben ausgerüstete Menschen diesen Gegenstand mit ausgezeichnetem Scharfsinn und mit einer fast ans Unglaubliche grenzenden Ausdauer verfolgten. So entstand die heutige Astronomie, die man mit Recht als die höchste Blüte unter allen übrigen Zweigen menschlicher Erkenntniß betrachten kann. Es erregt fürwahr Erstaunen, wenn man sieht, wie der Mensch durch Fleiß und Nachdenken dahin gekommen ist, die fernen Himmelsräume fast mit derselben Leichtigkeit und Sicherheit zu messen, wie er hier auf der Erde die ihm nahen Gegenstände mit Maß und Richtscheit mißt, wie er durch künstliche Hülfsmittel die fernsten Himmelskörper gleichsam zu seinem Auge herabzuziehen und wie er, als sei er im Besitz prophetischer Kräfte, das Erscheinen vieler dieser Körper im voraus zu bestimmen vermag. Ja, man kann, was Gesetz und Regel betrifft, wol behaupten, daß seine Einsicht am Himmel weiter reiche als auf der Erde.

Aber um sich in Besitz aller der Kenntnisse zu setzen, welche erfoderlich sind, das in den Himmelsräumen waltende Gesetz richtig zu beurtheilen und sich einen hinreichenden Begriff von dem in diesem Theil der Schöpfung herrschenden Plan zu bilden, dazu reichen die Verstandeskräfte des gewöhnlichen Menschen nicht aus, dazu verhilft nur ein gründliches und umfassendes mathematisches Wissen, und nur wenige ausgezeichnete Männer vom Fache erreichen diesen Gipfel menschlicher Erkenntniß. Es würde daher auch vergebliche Mühe sein, wenn ein in diesem Fache des Wissens Eingeweihter es unternehmen wollte, diesen Gegenstand von mathematischer Seite dem größern Publicum zugänglich zu machen, um so mehr, da es zu den seltenen Eigenschaften eines, solchem abstracten Wissen ergebenen, Gelehrten gehört, sich populair und verständlich auszudrücken. Der Verf. des sechsten Bandes der „Bridgewater-Bücher", welcher von der Sternenwelt handelt, beabsichtigt denn auch nur, mit Umgehung jener mühsamen Vorarbeiten, den allgemeinen Eindruck, welcher aus der so errungenen Anschauungsweise der Welt sich ergibt, und die Resultate, welche sich aus dem sorgfältigsten Studium ihrer Regierung haben schöpfen lassen, zusammenzustellen und verständlich zu machen. Der Weg, den er dabei einschlägt, ist sehr einfach, indem er von den einfachen Erscheinungen und Gesetzen in der Natur beginnt und zu den zusammengesetztern fortschreitet; auch sein Vortrag ist verständlich, nur hier und da etwas zu redselig, schleppend, gegen die Frische und Lebendigkeit, wie sie sich bei Roget und Buckland findet, abstechend, und die theologische Seite des Gegenstandes ist auf Kosten der naturhistorischen zu stark hervorgehoben. Bei den soeben genannten Schriftstellern spricht die Sache selbst vernehmlich genug zum Lobe des Schöpfers, ohne daß es einer besondern Hinweisung bedarf, während hier die eingemischten religiösen Betrachtungen den Gang der wissenschaftlichen Untersuchung häufig stören. Indessen verdient das Ganze als eine zweckmäßige Zusammenstellung des Wissenswürdigsten über das große Weltgebäude alle Empfehlung und befestigt uns insbesondere in der Überzeugung, daß man auch da, wo man Alles aus natürlichen Ursachen abzuleiten wähnen könnte, einen weisen und allmächtigen Schöpfer und Erhalter voraussetzen muß. Es ist, wie der Übersetzer sehr richtig bemerkt, ein Commentar zu dem berühmten Ausspruch Baco's, daß ein seichtes Forschen von Gott ab, ein gründliches zu ihm zurückführe, und zeigt durch schlagende Beispiele, daß jeder wahre Fortschritt der Naturwissenschaften uns zugleich Gott näher bringe, wie Einer in einem menschlichen Reiche, je mehr er von den Grenzen aus in das Innere vordringt, immer stärker von dem guten oder bösen Geiste der Regierung sich angeweht fühlt.

Zuvörderst zeigt der Verf., daß die materielle Welt durch Gesetze regiert werde, daß aber der Ausdruck „Naturgesetze" alle Eigenschaften der verschiedenen Theile der materiellen Welt, alle Arten und Regeln, wonach sie aufeinander wirken, in sich schließe, und daß der ganze Gang der sichtbaren Welt nur das Gesammtergebniß solcher Gesetze, ihre Bewegungen nur der Inbegriff ihrer Wirkungen seien; daß endlich die Anpassung eines Gesetzes an seinen Zweck oder an andere Gesetze sich auf doppelte Weise zeige, entweder in der Form des Gesetzes oder im Betrage der Größen, welche es regelt und die manchmal willkürliche Größen genannt werden. Die Zahl und Mannichfaltigkeit der Gesetze selbst ist so groß, daß wir sie nicht alle aufzählen können. In ihren Wirkungen sind sie in unberechenbarer und grenzenloser Verwickelung verbunden und vermischt, indem sie ihre gegenseitigen Er-

*) Zuletzt wurde darüber in Nr. 309—311 d. Bl. f. 1839 berichtet. D. Red.

gebnisse nach jeder Richtung hin influenziren und modificiren. Sofern wir jedoch das Verhältniß des einen Theils zum andern betrachten, erhalten wir einen Eindruck von Anpassung, von zusammenwirkenden Mitteln, von Vorbereitung und Vervollständigung, von Plan und Fürsorge.

Was die Eintheilung des Stoffes betrifft, so scheidet der Verf. denselben in die Darstellungen der kosmischen Anordnungen und der Anpassungen auf der Erde, beginnt jedoch mit der letztern Classe, weil bei diesen Anpassungen die Thatsachen bekannter und handgreiflicher, und die Beweisführungen weniger abstract und technisch sind als bei der andern Abtheilung. Er sucht hier hauptsächlich Verhältnisse ins Licht zu stellen, welche zwischen den Gesetzen der unorganischen Welt, d. h. den allgemeinen Thatsachen der Astronomie und Meteorologie, und den Gesetzen der organischen Welt, d. h. den Eigenschaften der Pflanzen und Thiere, stattfinden. Die erstern sind zuweilen periodisch, indem sie in einer beständigen Aufeinanderfolge gleicher Zwischenräume abwechselnd zu- und abnehmen, so z. B. Wärme und Licht. Andere Qualitäten sind stehend, wie z. B. die Schwerkraft an demselben Orte stets dieselbe ist. In manchen Fällen bringt eine sehr einfache Ursache sehr verschiedenartige Wirkungen hervor; so erzeugt die Kugelform der Erde und die Neigung ihrer Achse während ihrer Jahresumwälzung die ganze Mannichfaltigkeit der Klimate. In andern Fällen fördert wiederum ein sehr verwickeltes und veränderliches System von Ursachen verhältnißmäßig stetige und gleichförmige Wirkungen zu Tage; so vereinigen sich die Sonnen- und Erdwärme, die Luft, die Feuchtigkeit und wahrscheinlich noch manche andere scheinbar sich widerstreitende Agenzien zur Hervorbringung unserer Witterung, die von einem gewissen durchschnittlichen Verhältnisse nie sehr weit abweicht. Diejenigen Eigenschaften der Pflanzen und Thiere, welche in einer Beziehung stehen zu Agenzien von einem periodischen Charakter, haben ihrer Natur nach ebenfalls eine periodische Wirkungsart, während solche Eigenschaften, welche in Beziehung stehen zu Agenzien von stetiger Intensität, die letztere auch besitzen. Ferner gibt es in der Natur der organischen Wesen Eigenthümlichkeiten, die mit einer Mannichfaltigkeit von Umständen in der äußern Welt, andere dagegen, die mit der durchschnittlichen Stetigkeit solcher Umstände und dem beschränkten Bereiche der Abweichungen davon zusammenhängen. Und nicht nur findet diese allgemeine Übereinstimmung zwischen der Beschaffenheit der Gesetze, welche die organische und unorganische Welt regirren, statt, sondern es besteht auch eine Übereinstimmung zwischen den willkürlichen Größen, die solche Gesetze involviren.

Im Besondern wird dies nachgewiesen an der Länge des Jahres. So rührt die Wiederkehr derselben Erscheinungen in der Pflanzenentwicklung nach denselben Zeiträumen nicht blos von äußeen Ursachen her, sondern beruht auch auf etwas in dem innern Bau der Pflanzen selbst Befindlichem. Alpenpflanzen warten nicht auf die Anregung der Sonnenwärme, sondern legen ein solches Streben nach Entfaltung an den Tag, daß man ihre Blüten mitten unter dem noch ungeschmolzenen Schnee erblickt. Noch bemerkenswerther ist dieser Umstand bei der Versetzung von Pflanzen von einer Halbkugel in die andere. Wenn wir unsere Fruchtbäume in die gemäßigten Regionen südlich vom Äquator verpflanzen, so fahren sie noch einige Jahre fort, um die Zeit zu blühen, welche unserm Frühling entspricht. Das Umgekehrte findet bei gewissen Bäumen der südlichen Halbkugel statt. Pflanzen vom Vorgebirge der guten Hoffnung und aus Australien, Gegenden, deren Sommer mit unserm Winter gleichzeitig ist, treiben ihre Blüten in dem kältesten Theile des Jahres, wie das Heidekraut. Auch zwischen der periodischen Aufeinanderfolge von Licht und Finsterniß, welche von der Umwälzung der Erde herrührt, und dem Bau, den Verrichtungen und Gewohnheiten der Pflanzen und Thiere findet eine solche Anpassung statt. Merkwürdig sind in dieser Beziehung die von Decandolle angestellten Versuche. Er bewahrte gewisse Pflanzen in zwei Kellern auf, von denen der eine durch einen Ofen geheizt und dunkel, der andere aber durch Lampen erleuchtet war. Auf einige der Pflanzen schien das künstliche Licht keinen Einfluß zu haben (Convolvulus arvensis, Convolvulus cneorum, Silene fruticosa) und sie öffneten und schlossen sich noch zu ihrer vorigen Stunde. Die bei Nacht blühenden Pflanzen dagegen schienen sowol durch das immerwährende Licht als durch die immerwährende Dunkelheit etwas in Unordnung gebracht zu werden. In beiden Zuständen beschleunigte sich der Verlauf ihrer Verrichtungen so sehr, daß sie innerhalb drei Tagen um einen halben Tag voraus waren und so, statt bei Nacht, bei Tage sich öffneten. Andere Blumen lebten in dem künstlichen Lichte langsamer (Convolvulus purpureus). Ebenso brachte auf diejenigen Pflanzen, welche ihre Blätter abwechselnd zusammen- und auseinanderfalten, diese Behandlungsart verschiedene Wirkungen hervor. Die Oxalis stricta und Oxalis incarnata behielten trotz der künstlichen Beleuchtung sowol als Erwärmung ihre Gewohnheiten bei. Die Mimosa leucocephala schloß und öffnete ihre Blätter, im Lichte und in der Finsterniß, zu den gewöhnlichen Zeiten, das Öffnen derselben aber war nicht so vollständig als in der freien Luft. Die Mimosa pudica (Sinnpflanze) hatte sich, bei Tag in Dunkelheit gehalten und Nachts beleuchtet, in drei Tagen diesem künstlichen Zustande anbequemt, indem sie Abends sich öffnete und Morgens schloß; in die freie Luft zurückgebracht, nahm sie wieder ihre alten Gewohnheiten an.

Dem Verf. weiter in der Darstellung dieser Anpassung, wie sie zwischen den kosmischen und irdischen Verhältnissen besteht, zu folgen, verbietet uns die Beschränktheit des Raumes, wir bemerken daher nur als Gegenstände weiterer Besprechung die Masse der Erde, den Umfang des Oceans und der Atmosphäre, die Stetigkeit und Mannichfaltigkeit des Klimas, die Verschiedenheit der Organisation in ihrer Harmonie mit der Verschiedenheit desselben, die Momente des Klimas, die Gesetze der Wärme in Beziehung auf die Erde, die Wärmegesetze in Beziehung auf das Wasser und auf die Luft, die Gesetze der Elektricität, des Magnetismus, die Eigenschaften des Lichtes in Beziehung auf die Pflanzenwelt, den Schall, die Atmosphäre, das Licht und den Äther.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 26. —— 26. Januar 1840.

Der Novellist. Eine Geschichte in acht Dutzend Denkzetteln aus dem Taschenbuche des Helden. Herausgegeben von Arnold Ruge.

(Beschluß aus Nr. 25.)

Daß in der vorliegenden Dichtung der Verf. selbst als Held auftreten will, wird schon durch den Titel, wenn wir diesen anders recht verstehen, angekündigt. Derselbe Titel scheint die Dichtung als eine Novelle ankündigen zu wollen; wir haben sie oben einen Roman genannt und halten diesen Namen wenigstens für angemessener als den einer Novelle, deren Begriff uns das Vorliegende jedenfalls weniger noch als dem des Romans — wiewol auch letzterm nur sehr bedingter Weise — zu entsprechen scheint. Es versteht sich, daß es mit der gedachten Autorschaft des Helden oder Heldenschaft des Autors nicht so gemeint sein kann, als ob wirkliche Begebenheiten aus dem Leben des Verf. den Hauptinhalt der Geschichte bilden sollten. Zwar hat die Person des Helden auch manche Äußerlichkeiten des Lebenslaufs mit der Person des Verf. gemein, so z. B. die Geburt auf der Insel Rügen, das Schicksal, wegen angeblich demagogischer Gesinnungen oder Umtriebe eine Zeit lang verhaftet gewesen, nachher aber freigesprochen oder begnadigt worden zu sein, die Wahl des äußern Lebensberufs, und vielleicht noch manches Andere, worüber wir in Ermangelung einer nähern Bekanntschaft mit den Lebensverhältnissen des Verf. keine Rechenschaft zu geben wissen. Aber dies sind Nebensachen; die Hauptsache ist, daß der Person des Helden dieselbe Weltansicht und Lebensphilosophie beigelegt wird, die wir an dem Verf. kennen, und daß die Begebenheiten des Romans darauf eingerichtet sind, einerseits den Kampf und die Irrsale, welche diese Denkweise inmitten des Weltlaufs so innerlich wie äußerlich zu bestehen hat, darzustellen, andererseits den Sieg derselben sowol über andere rivalisirende Denkarten als über die Ungunst der äußern Verhältnisse zu verherrlichen. Die Hauptsumme dieser Begebenheiten besteht nämlich, um dieselben in die möglich kürzesten Worte zu fassen, in Folgendem. Der Held, Edmund genannt, verläßt nach bereits früher überstandenen Lebensschicksalen des vorhin angegebenen Inhalts die in ihm, wie wir später erfahren, seine Welt- und Lebensphilosophie bereits zur Reife gebracht haben, abermals sein Vaterland, wie es scheint, in keiner andern Absicht, als, um in der weiten Welt sich umzusehen und gelegentlich auch sein Glück und eine äußere Lebensstellung — welche letztere ihm, wie er denkt und empfindet, als etwas ziemlich Gleichgültiges erscheinen mag — aufzusuchen. Nachdem er einige Zeit lang bei ältern und neuerworbenen Freunden sich umhergetrieben hat, macht er die Bekanntschaft eines jungen Frauenzimmers, einer angehenden Opernsängerin, die ihm eine flüchtige Neigung abgewinnt, jedoch, nachdem er eine kurze Strecke sie zur Reisebegleiterin gehabt, ihm durch einen frühern Liebhaber entrissen wird; die weitern Schicksale dieses zärtlichen, aber etwas leichtsinnigen Paares, des Axel v. Raben mit seiner Emma, bilden fortan ein mit der Haupterzählung ziemlich eng verflochtenes Nebeninteresse, indem es dem Autor darum zu thun scheint, seinen Helden und dessen wahre Geliebte durch den Gegensatz dieser zwei Personen in ein um so klareres Licht zu stellen. Diese seine eigentliche Geliebte, Minna, lernt Edmund bald nach jenem Misgeschick zuerst durch die Erzählung eines Freundes in Neustrelitz kennen. Durch diese Erzählung, deren Inhalt die unglückliche, tragisch ausgehende Liebe eines schwärmerischen Naturphilosophen zu Minna bildet, erkennt er auf der Stelle ihre Bestimmung für ihn und für seine gesunde, freisinnige und, bei aller Idealität, zugleich einen derb realistischen Lebenshumor begünstigende Philosophie, die er zu der Schwärmerei jenes Naturphilosophen in dem glücklichsten Gegensatze weiß. Er reist auf der Stelle nach ihrer Heimat, dem benachbarten Fürstenberg, um ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, und gewinnt mit einer Schnelligkeit, die den Leser in Erstaunen setzt, auch wirklich ihre Liebe und zugleich, trotz seiner etwas vagabondenhaften Erscheinung, die bedingte Einwilligung zur Ehe mit ihr von Seiten ihres Vaters. Die Bedingung nämlich bezieht sich, wie man leicht erwarten wird, darauf, daß der Begünstigte irgend einen soliden und lucrativen Lebensberuf ergreifen soll. Die Anstalten, dieser Foderung zu genügen, ohne doch der Lebensphilosophie untreu zu werden, welche ein geschäftsfreies, in heiterer Muße und Beschaulichkeit sich ergehendes Leben dem Helden als das Wünschenswertheste hat erkennen lassen, füllen, sammt der Schilderung des dieser Lebensphilosophie entsprechenden Verhältnisses der Liebenden, nebst Erzählungen von den frühern Schicksalen des Helden und nebst der Fortfüh-

rung und Lösung mancher episodisch eingeflochtenen Erzählungsfäden, den Rest des Romans. Daß der Ausgang ein heiterer, durch eine lustige, humoristische Wendung herbeigeführt ist, wird man nach allem Vorangehenden nicht anders erwarten. Er wird vermittelt durch das Dazwischentreten eines alten Kriegsraths, eines leidenschaftlichen Kunstliebhabers, der, voll Verdruß, seine Pflegetochter, die oben gedachte Emma, durch ihren, wenngleich etwas flatterhaften Geliebten und durch ihre wiedergefundenen Ältern dem Theater entzogen zu sehen, seine kunstsinnigen Wünsche durch unsern Helden zu realisiren strebt und, nach einem vergeblichen Versuche, dessen Glück als dramatischer Dichter zu machen, ihn zur Sammlung und Herausgabe der „Denkzettel" seines Tagebuchs, die er stattlich zu honoriren verspricht, auffodert; woraus denn, als „eine Art modernes Nationalepos", als eine „Odyssee unserer Zeit", das vorliegende Werk entsteht. Dasselbe schließt mit folgenden Worten eines Schreibens des Kriegsraths an Edmund.

Das Ilion unserer Tage, wovor die ganze Jugend unsers Vaterlandes sich lagert und ihre Kämpfe besteht, ist ihre Verzweiflung an der Wirklichkeit, die sie nicht kennt und sie darum, zu ihrem Drachen zurechtgemalt, als ein neuer St. Jörge bekämpft. Ihr Glaube ist der Gedanke, daß ihre unbestimmte Sehnsucht und ihr blasses Bild eines Neuen alles Wirkliche weit verdunkele; und so fühlt sie das Blut des trojanischen Helden und aller Helden der Welt in ihren jugendlichen Adern gähren, so lange bis sie ihre eigene Verzweiflung plötzlich überwindet, sei es in dem hölzernen Pferde der Hegel'schen Philosophie, oder durch das große Thor des Staatsdienstes und der bürgerlichen Stellung, die dann von selbst in der Wirklichkeit allerhand Weises aufdeckt. Aber vorher muß der neue Odysseus Vieles erdulden, und es ereignet sich wol, daß er manches Haar aus seinem Scheitel verliert, bevor er nach Ithaka zurückkehrt und den Rauch seiner Heimat zum Ziel seiner Sehnsucht, die Wiederkehr in die Wirklichkeit zu seiner Befriedigung macht. Und warum wollen Sie nicht der geniale Odysseus sein und den Haudegen Axel einen Achilleus vorstellen lassen? Dessen Geschichte ist damit natürlich zu Ende, die Ihrige aber beginnt erst recht; denn das Ideale, wofür Sie früher zu rasch ein Schattenbild Ihrer Einbildung nahmen, verlieren Sie nicht; Sie selbst sind das Geistige, und nicht mit Unrecht erwarte ich, daß Sie der Kunst als der echten Vermittlerin des Göttlichen ebenso treu ergeben bleiben werden, als Axel ihr seiner Natur nach abgewandt ist. Auch das Bestreben ist schwierig. Die Kunst wartet gewissermaßen auf eine Erfüllung des politischen Lebens, um daran selbst wieder lebendig zu werden. Es ist nämlich nicht zu verhehlen, daß jener jugendliche Glaube neben aller Schiefheit auch einige Wahrheit habe, nämlich die, daß die Geschichte des deutschen Volkes noch nicht zu Ende ist, daß sie hier vielmehr erst recht beginne, und daß es sehr sicher allen germanischen Völkern gelingen wird, zum Selbstbewußtsein über sich hindurchzudringen. Kinder freilich können dies nicht machen und Einzelne nicht geben, daß aber ein solcher zum hellen Bewußtsein erwachter Zustand sich bilden müsse, liegt in der Anlage aller unserer Verhältnisse, und sobald er da ist, werden Kunst und Religion, die jetzt ebenfalls schlummern, zur schönsten Kraft wieder erwachen. Diese Zeit ist nahe herbeigekommen. Das goldene Zeitalter ist es nicht, denn auch jetzt schon fehlt es dem Einzelnen, der des Geistes und seiner Freiheit bedarf, mit nichten; aber schöner ist es, wenn mehre das Bedürfniß fühlen und sich ihm überlassen. Glückliches Leben der Menschenkinder im Bedürfniß des Göttlichen und seiner Erfüllung.

Der trockene Auszug, den wir gegeben, wird die Erfindung des Romans freilich als etwas dürftig erscheinen lassen. Doch dürfen wir nicht vergessen zu bemerken, daß derselbe nicht arm ist an pikanten Zügen und sinnreichen Wendungen, vermöge welcher die Lecture im Einzelnen allerdings ein reicheres Interesse gewährt als jener Auszug zu versprechen scheint. Auch jene Schlußworte wollen wir nicht gerade als Stylprobe mitgetheilt haben; sie zeichnen sich in dieser Hinsicht, wie der Leser bemerkt haben wird, nichts weniger als vortheilhaft aus, sondern sind zugleich nachlässig und geschraubt; während Ruge, wo er sich gegen beide Untugenden, die ihn freilich mehr oder weniger überall begleiten, besser als hier zu wahren weiß, wirklich interessant und geistreich, wiewol freilich nie fließend und anmuthig, auch nie leicht ganz correct zu schreiben versteht. Auch das vorliegende Büchlein ist im Ganzen besser geschrieben als jene Schlußworte, wiewol es, unsers Bedünkens, auch in Bezug auf Styl und Schreibart den kritischen und wissenschaftlichen Arbeiten des Verf. eher nach- als voransteht. Welche Vorzüge man übrigens demselben im Einzelnen noch zugestehen mag, eine treffende Beobachtung der Wirklichkeit in manchen ihren, dem Blicke des Verf. eben zugänglichen Gestalten, eine gesunde Lebensphilosophie, einen heitern und harmlosen, die Bedrängnisse der gemeinen Lebensprosa glücklich hinwegscherzenden Humor, welches alles Ref. gern und freudig hier wie anderwärts beim Verf. anerkennt: eigentliche Poesie, müssen wir bekennen, nicht darin finden zu können. Es geht uns mit dieser Production, wenn wir uns von dem Standpunkte poetischer Anschauung aus in sie zu versenken suchen, wie Goethe mit dem durch ihn berühmt gewordenen dresdner Schuster:

> Ein Mensch, der sich glücklich preist und von Andern verlangt, daß sie das Gleiche thun sollen, versetzt uns in ein Misbehagen, ja die Wiederholung solcher Gesinnungen macht uns Langeweile.

Gewiß, die Art und Weise, wie der Verf. seinen Helden in Wort und That sich glücklich preisen läßt, ist an Harmlosigkeit und geistreicher Naivetät der Lebensweisheit und dem heitern Selbstgenügen jenes Schusters gar wohl vergleichbar; sie ist, was ihren sittlichen Gehalt betrifft, der gespreizten Ernsthaftigkeit und dünkelhaften Unzufriedenheit unserer jungen, lebens- und europamüden Poeten und Philosophen ohne Frage beiweitem vorzuziehen. Aber poetisch ist sie ebenso wenig als diese; sie stellt sich zu den Gestalten der gegenständlichen Welt auch ihrerseits in ein Verhältniß der Äußerlichkeit, was es nicht dazu kommen läßt, daß dieselben, wie sie es in wahrer Poesie sollen, als durchsichtig für den Geist, als aus dem Geist geborene dem Beschauer entgegentreten. So die Gestalten des vorliegenden Romans: so wenig man an ihrer Darstellung eine feine, nur freilich etwas flüchtig zu Werke gehende Beobachtungsgabe verkennen kann, so wenig erscheinen sie doch als wirklich lebendige, auf lebendige Weise die Anschauung des Lesers ausfüllende oder sättigende Gebilde. Sie erscheinen darum nicht so, weil sie für den Verf. selbst nichts Ursprüngliches, um sein selbst willen Daseiendes sind, sondern überall nur äußer-

liche Hebel für den eigentlichen Inhalt des Romans, nur Mittel, um an ihnen auf eine heitere und vergnügliche Weise zwar, die aber an sich selbst noch keineswegs einerlei mit dem poetischen, dem künstlerischen Humor ist, Gedanken klar zu machen, die vollkommen ebenso gut auch an andern Gestalten hätten klar gemacht werden können. Ist Minna wirklich des Verf. eigene Geliebte, so bleibt derselbe wenigstens der Gefahr der Eifersucht gegen den Leser überhoben, denn er darf in der That nicht fürchten, irgend einen seiner Leser in sie verliebt gemacht zu haben; höchstens hat er durch seine Darstellung in dem Leser die Einsicht erweckt, daß der Verf. oder sein Held gute Gründe haben mag, in sie verliebt zu sein. 27.

Die Natur, ihre Wunder und Geheimnisse, oder die Bridgewater-Bücher. Aus dem Englischen von H. Hauff u. A. Sechster und siebenter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 26.)

Im zweiten Buche kommt der Verf. zu den kosmischen Anordnungen. Wir theilen auch hier Einiges und zwar aus den interessantesten Capiteln über die Stetigkeit des Sonnensystems und über das Vorhandensein eines Widerstand leistenden Mediums im Sonnensystem, mit. Die Entdeckung des Gesetzes der allgemeinen Schwerkraft lehrt, daß die Planeten ihre Bewegungen nicht auf isolirte und unabhängige Art ausführen, auf jeden von ihnen wirkt vielmehr die Anziehungskraft aller übrigen. Die Erde wird beständig von Venus, Mars, Jupiter, Körpern von verschiedener Größe, angezogen, welche beständig ihre Entfernungen und Stellungen in Beziehung auf die Erde ändern; diese zieht dagegen wiederum unablässig jene an. Alle Planeten sind sehr klein in Vergleich mit der Sonne, und daher muß auch die Abweichung, die sie in der Bewegung eines aus ihrer Zahl hervorbringen, im Verlauf einer Umwälzung sehr klein sein. Aber dies gibt uns keine Bürgschaft dafür, daß nicht im Verlauf vieler Umwälzungen die Abweichung sehr groß werden könnte. Die Ursache wirkt unablässig und hat die ganze Ausdehnung der Zeit zum Spielraume; läßt es sich daher nicht leicht denken, daß im Verlauf von Jahrhunderten die Abweichungen der Planetenbewegungen sich anhäufen, die Bahnen ihre Form ändern und ihre gegenseitigen Entfernungen um Vieles vergrößert oder verkleinert werden können? Dazu kommt, daß in den Bewegungen der Himmelskörper Veränderungen vor sich gehen, welche von dem ersten Aufdämmern der Wissenschaft an bemerkt worden sind. So hat sich die Excentricität der Erdbahn von den frühesten Beobachtungen an bis auf unsere Zeiten vermindert. Der Mond hat sich seit den ersten bekannten Verfinsterungen desselben immer schneller und schneller bewegt und ist nun etwa viermal so weit, als seine Breite beträgt, von der Stellung entfernt, die er einnehmen würde, wenn sein Lauf nicht auf jene Weise beschleunigt worden wäre. Auch die Schiefe der Sonnenbahn vermindert sich und ist jetzt etwa um ⅔ Grad geringer als zur Zeit des Aristoteles.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts haben nun aber Lagrange und Laplace gezeigt, daß die Anordnungen des Sonnensystems stetig seien, daß, lange Zeiträume zusammengenommen, die Bahnen und Bewegungen unverändert bleiben, und daß diejenigen Veränderungen der erstern, welche in kürzern Perioden stattfinden, nie gewisse sehr beschränkte Grenzen überschreiten. Jede Bahn unterliegt zwar solchen Abweichungen, allein sie sind nie sehr groß, und endlich kommt jene wieder von denselben zurück, sodaß der Durchschnittspunkt festgehalten wird. Die Planeten erzeugen zwar gegenseitig fortwährende Störungen in ihren Bewegungen; allein diese Störungen gehen nicht ins Unbegrenzte fort, sondern sind periodisch, erreichen einen höchsten Grad und nehmen dann wieder ab. Die Zeiträume, welche zu dieser Wiederherstellung des alten Zustandes erfodert werden, sind zwar größtentheils ungeheuer: es sind nicht weniger als Tausende und in manchen Fällen Millionen von Jahren, und daher kommt es, daß einige jener scheinbaren Zerrüttungen seit dem Anfang der Weltgeschichte in derselben Richtung vor sich gegangen sind. Aber die Wiederherstellung ist in der Folge ebenso vollständig als die Zerrüttung, und in der Zwischenzeit erreicht diese nie einen solchen Grad, daß sie die Anpassungen des Systems ernstlich bedrohen könnte.

Die Untersuchung des Gegenstandes, aus welcher dies hervorgeht, zeigt zugleich, worauf jene Stetigkeit beruht. „Es ist mir gelungen", sagt Laplace, „nachzuweisen, daß, von welchem Umfange auch die Massen der Planeten sein mögen, in Folge der Thatsache, daß sie sich alle in derselben Richtung auf Bahnen von geringer Excentricität bewegen, welche sich leicht gegen einander neigen, ihre hundertjährigen Ungleichheiten periodisch und in enge Schranken eingeschlossen sind, sodaß das Planetensystem um einen mittlern Zustand oscilliren und blos in sehr geringem Maße von demselben abweichen wird. Die Ellipsen der Planeten sind bisher beinahe kreisförmig gewesen und werden es stets bleiben. Die Sonnenbahn wird nie mit dem Äquator zusammentreffen, und die ganze Ausdehnung der Veränderung in ihrer Neigung kann drei Grade nicht überschreiten." Offenbar besteht daher in dem Sonnensysteme eine Vorkehrung für die beständige Regelmäßigkeit seiner Bewegungen; und diese Vorkehrung liegt in der Thatsache, daß die Planetenbahnen beinahe kreisförmig sind und beinahe in der nämlichen Ebene liegen, und daß alle Bewegungen nach derselben Richtung, nämlich von Westen nach Osten, gehen.

Wenn es aus dem soeben Vorgetragenen scheinen mag, daß die Befürchtungen einer dereinstigen Zerrüttung dieses Planetensystems ohne allen Grund sind, so gilt dies doch nur mit einiger Beschränkung, wie sich aus Folgendem herausstellen wird:

In neuern Zeiten hat sich ergeben, daß es zwischen und unter den materiellen Theilen der Welt keine leeren, von allem Stoffe freien Räume gibt, sondern daß auch diese von einem sehr dünnen, Widerstand leistenden Medium erfüllt sind. Zu dieser Annahme sind die Astronomen insbesondere durch gewisse Umstände bei der Bewegung eines um die Sonne sich wälzenden Körpers geführt worden, der jetzt gewöhnlich Encke's Komet genannt wird. Dieser Körper dreht sich in einer sehr excentrischen oder oblongen Bahn, indem seine größte und kleinste Entfernung von der Sonne in dem Verhältnisse von mehr als zehn zu eins zueinander stehen. In dieser Beziehung ist er andern Kometen ähnlich; aber die Zeit seiner Umwälzung um die Sonne ist viel kürzer als die derjenigen Kometen, welche die größte Aufmerksamkeit erregt haben, denn während diese nur nach langen Zwischenräumen von Jahren sich wieder zeigen, kehrt jener alle 1208 Tage, d. h. etwa alle 3⅓ Jahre, zu seiner nächsten Entfernung von der Sonne oder seiner Sonnennähe zurück. Ein anderer merkwürdiger Umstand an diesem seltsamen Körper ist seine ausnehmende Dünne; er sieht wie ein loser, unbestimmt gebildeter Dunstfleck aus, durch den die Sterne mit keiner bemerkbaren Verminderung ihres Glanzes sichtbar sind. Er wurde zuerst von Méchain und Messier 1786 und in der Folge mehre Male gesehen. Zum voraus wurde seine Rückkehr 1822 berechnet, wo er in Neusüdwales beobachtet wurde; aber aus der Vergleichung des berechneten und beobachteten Ortes schloß Encke, daß ohne die Annahme eines Widerstand leistenden Mediums die Beobachtungen nicht genau erklärt werden konnen. In Europa wurde er 1825 und 1828 wiederum allgemein beobachtet, und die Umstände der letztgenannten Erscheinung waren besonders günstig zur Bestimmung des absoluten Betrags der von dem Medium herrührenden Verzögerung, welchen die andern Beobachtungen unbestimmt gelassen hatten. Es ist nunmehr auf dem Wege der Beobachtung ausgemacht,

daß auf diesen Kometen genau dieselbe Kraft der Sonnenanziehung wirkt, wie auf die andern Körper des Systems; und nicht allein Das, sondern er erfährt auch von Seiten der andern Planeten dieselbe Art störender Einwirkung, welche diese aufeinander selbst ausüben. Die Wirkung aller dieser Ursachen ist mit großer Sorgfalt und Mühe berechnet worden, und das Resultat war eine Übereinstimmung mit der Beobachtung, genau genug, um zu zeigen, daß jene Ursachen wirklich wirken; aber zugleich kam ein Rest an den Tag, und aus diesem wurde der Schluß auf ein Widerstand leistendes Medium gemacht.

Dasselbe Medium nun, von dem so dargethan ist, daß es eine Wirkung auf Encke's Kometen hervorbringe, muß auch die Planeten influenziren, welche durch dieselben Räume hinrollen. Jedoch muß sein Einfluß auf diese um sehr Vieles geringer sein als auf den Kometen, in Folge der größern Quantität ihrer Materie. Die Einwirkung eines Widerstand leistenden Mediums auf die Planeten läßt sich aber schwer berechnen, weil wir mit der vergleichungsweisen Masse des Kometen und der eines Planeten völlig unbekannt sind. Verlöre indessen ein Planet, der sich um die Sonne dreht, dadurch einen Theil seiner Schnelligkeit, so würde er verhältnißmäßig näher an die Sonne gezogen werden, weil der Tendenz nach dem Centrum durch die Centrifugalkraft, welche von der Schnelligkeit des Körpers herrührt, nicht mehr gehörig das Gleichgewicht gehalten würde. Und dauerte der Widerstand fort, so würde der Körper immer näher und näher nach dem Centrum gezogen werden und seine Umwälzungen immer schneller und schneller ausführen, bis er endlich den Centralkörper erreichte und das System aufhörte, ein System zu sein. Dies muß die Folge sein, wie klein auch die durch den Widerstand verlorene Schnelligkeit sein mag, nur mit dem Unterschied, daß, wenn der Widerstand klein ist, die zur Aufhebung der ganzen Bewegung erforderliche Zeit verhältnißmäßig länger sein wird. In allen Fällen aber sind die Zeiten, welche bei Problemen dieser Art in Betracht kommen, fast überwältigend für eine gewöhnliche Fassungskraft. Da aber eine solche beständig wirksame aufhaltende Kraft vorhanden ist, so muß sie, wie schwach sie auch sein mag, doch am Ende alle Bewegungen der Himmelskörper zum Stillstehen bringen. Es kann noch millionenmal Millionen von Jahren anstehen, ehe die Erde auffallend langsamer sich drehen wird, aber doch wird der Tag kommen (wenn anders die Vorsehung, welche das System bildete, es so lange fortdauern lassen wird), wo jene Ursache die Länge unsers Jahres und den Lauf unserer Jahreszeiten gänzlich verändern und endlich die Bewegung der Erde um die Sonne völlig zum Stillstand bringen wird. So erscheint uns die Ewigkeit der planetarischen Bewegungen ebenso unmöglich als eine beständige Bewegung auf der Erde, und wie alle die geologischen Zustände, von denen wir im gegenwärtigen Zustande der Erde Zeugnisse vorfinden, ihr Ende gehabt haben, so schließen auch die astronomischen Verhältnisse, unter denen die Umwälzungen der Erde selbst vor sich gehen, die Nothwendigkeit eines künftigen Aufhörens dieser Umwälzungen in sich.

„Der denkende Mensch mag wol über dieses allgemeine Gesetz der Schöpfung betroffen werden. Wir setzen manchmal das vergängliche Leben des Menschen dem Fortbestehen der Wälder, der Berge, des Oceans, dem stetigen Auf- und Niedergange der Sonne entgegen. Aber dieser Contrast ist eine Täuschung unserer Einbildungskraft; die Verschiedenheit ist nur eine des Grades. Der Waldbaum dauert seine Jahrhunderte fort und dann zerfällt er; die Berge zerbröckeln und verändern sich und versinken vielleicht bei einer Convulsion der Natur; die See zieht sich zurück und die Küste hört auf von der „ewigen“ Stimme des Oceans zu ertönen; solche Betrachtungen haben sich bereits dem Geiste des Geologen aufgedrungen, und es erhellt nun, daß selbst die Himmel von dem allgemeinen Gesetze der Vergänglichkeit nicht ausgenommen sind; daß nicht blos den Felsen und Bergen, sondern auch der Sonne und dem Monde das Todesurtheil auf die Stirne geschrieben ist. Sie haben kein Vorrecht vor dem Menschen, außer dem einer längern Frist. Die Ephemere stirbt in einer Stunde; der Mensch lebt seine 60 und 70 Jahre; ein Reich, eine Nation zählt ihre Jahrhunderte und vielleicht ihre Tausende von Jahren; den Festländern und Inseln, welche ihre Herrschaft umfaßt, ist vielleicht dieselbe Zeit verliehen wie denen, welche ihnen vorangegangen sind, und selbst die Umwälzungen am Himmel, nach welchen man die Jahrhunderte berechnet, werden am Ende ermatten und stillestehen.“

Dieses Streben des Systems nach Zerrüttung mittels der Wirksamkeit eines Widerstand leistenden Mediums scheint zwar unvereinbar mit dem Beweise für die Stetigkeit desselben, der Wirklichkeit nach stimmen jedoch beide Ansichten vollkommen überein. Der Hauptpunkt, der bei der Betrachtung der Stetigkeit des Systems hervorgehoben wurde, war nicht der, daß es für eine ewige Dauer eingerichtet sei, sondern daß, so lange es dauere, die Abweichungen von seinem mittlern Zustande sehr gering seien. Diese Eigenschaft ist es, welche die Welt zu ihren Diensten geeignet macht. Wir sind überzeugt, daß diese Ordnung einen Anfang gehabt hat, und ebenso gewiß sind wir überzeugt, daß sie ein Ende nehmen wird. Aber in der Zwischenzeit finden wir sie durch eine Anzahl merkwürdiger Einrichtungen zum Wohnplatz lebendiger Wesen geeignet. So lange die Körper fortfahren sich umzuwälzen, werden ihre Bahnen nicht viel verschieden von Dem sein, was sie jetzt sind, und dieses Ergebniß wird durch die Wirkung des Widerstand leistenden Mediums nicht verrückt. Ein solches Medium kann die kleinen Excentricitäten der Bahnen nicht vergrößern. Das Bereich der periodischen Schwankungen von Wärme und Kälte wird durch die mechanische Wirkung des Mediums nicht ausgedehnt, noch geschähe dies, selbst wenn die Dichtigkeit des letztern unvergleichbar größer wäre, als sie wirklich ist. Nur wenn wir uns erlauben in jene unbegreiflich ferne Periode vorwärts zu blicken, wo die Wirkung des Mediums fühlbar werden wird, muß sie zuletzt die Dauer der Erdumwälzung um die Sonne verändern und dadurch jene Anpassungen zerrütten, welche auf der Jahreslänge beruhen. Bis dahin darf demnach der günstige Leser sammt seinen Kindern und Kindeskindern ruhig schlafen, ohne befürchten zu müssen einmal in einem andern Weltkörper wieder zu erwachen.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Andreas Tiraquell, Parlamentsrath in Paris, starb 1558 im hohen Alter. Er pflegte blos Wasser zu trinken, und hinterließ, wie wenigstens Jöcher im „Gelehrten-Lexikon“ (Thl. 4, S. 1219) berichtet, von Einer Frau 39 Kinder. Man zählt ihn zu den Polygraphen, und die Sage, daß er 30 Jahr hindurch jedes Jahr ein Buch herausgegeben und ebenso seine Frau ein Kind ihm geboren habe, hat Veranlassung gegeben zu dem Epigramm:

> Bis quindecim librorum et liberorum parens,
> Facundus, fecundus, aquae Tiraquellus amator.
> Quo nisi restinxisset aquis abstemius ignes,
> Implesset orbem prole animi atque corporis.

In Goethe's Walpurgisnacht im „Faust“ sagt Mephistopheles: „Platz! Junker Voland kommt.“ Was hat das Wort Voland für eine Bedeutung? — Unsere Vorfahren nannten den Teufel: „den bösen Valant“, daraus: Junker Voland.

Petrus Gregorius von Toulouse schrieb ein „Syntagma juris universi“ (Frankfurt 1599), worin er das Sachenrecht voranstellte und das Personenrecht nachfolgen ließ, aus dem Grunde, weil Gott, als er die Welt schuf, zuerst die Dinge und hernach den Menschen geschaffen habe. 25.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 27. —— 27. Januar 1840.

Versuch einer Philosophie des Schönen in der Musik, oder Ästhetik der Tonkunst. Zugleich ein Supplement zu allen größern musikalischen Theorien, und ein Hand- und Lesebuch für die Gebildeten aus allen Ständen zur Förderung eines guten Geschmacks in musikalischen Dingen. Von Gustav Schilling. Mainz, Schott. 1838. Gr. 8. 4 Thlr.

Auf die Gefahr hin, von seinen Lesern und Leserinnen gescholten, von Musikfreunden verlacht und von Virtuosen vor ihre Kasten gefodert zu werden, will Ref. eine seltsame Wahrheit offenbaren, daß nämlich die wenigsten Menschen an unserer neuern Musik Geschmack finden, sondern die meisten, wenn sie aufrichtig wären, lieber sich ihr entzögen, außer einer Tanzmusik, einer kriegerischen Janitscharenmusik und einem Volksliede oder Gassenhauer. Man berufe sich nicht zur Widerlegung auf die gefüllten Operntheater, Concertsäle, Musikfeste und selbst auf den Kirchengesang; denn erstlich will Niemand Wort haben, daß ihm der Sinn für die Tonkunst fehle, von welcher man so viel Rühmens macht, lieber überwindet Jeder seine Gleichgültigkeit, überredet sich zum vergnüglichen Anhören, und zweitens sind mit musikalischen Aufführungen so manche andere Dinge verbunden, welche für das Wesen derselben, nämlich die Musik selbst, entschädigen, ja sogar das Gleichgültige oder Störende in ein Anziehendes und Begehrtes verwandeln können. Darum ist unter andern Tischmusik — gleichviel welche —, über deren Zudringlichkeit mancher warme Musikfreund, und wahrscheinlich auch Hr. Schilling, Klage führt, bei der Masse ungemein beliebt, wegen des Essens; in der Oper gibt es Decorationen, Aufzüge, Costume, Mienenspiel, große Herrschaften und Putz in den Logen; in Concertsälen gute Erleuchtung und Gesellschaft, den Ruf eines Künstlers oder einer Künstlerin, welche man gehört haben muß, um mitzusprechen; bei Musikfesten die Seltenheit der Sache und das Zusammentreffen vieler Menschen von verschiedenen Orten; und in der Kirche die Andacht, deren Gemüthsstimmung zu Hause weniger kommen will und durch ein gemeinschaftliches Singen oder Anhören sich erweckt und unterstützt fühlt, selbst wenn — wie in manchen Kirchen — die Orgel verstimmt wäre, und Chorknaben aufs schärfste und unreinste schreien sollten. Unter allen diesen Umständen ist es nicht die Tonkunst, welche erfreut und Lob gewinnt, sondern etwas anderes neben und mit ihr Genuß Gewährendes, was man gern auf jene überträgt und oft als Kunstenthusiasmus zu erkennen gibt.

Aber nun das Aufspielen zum Tanze! Unser Verf. vorliegenden Werks sagt freilich (S. 611): Die Tonkunst, sofern sie dem Tanze dient, gebe ihre Selbständigkeit auf, könne daher für sich selbst wenig poetischen Inhalt haben, es seien zu diesem Zweck rhythmisches Geräusch und Trommelschläge hinreichend, wie bei Indianern und Chinesen, sie lasse sich aber veredeln bis zum Orchester eines Strauß oder Lanner. Allerdings, und dadurch wird die von Ref. aufgestellte Behauptung bestätigt. Haben nicht Strauß und seine Begleiter auf ihrer Reise durch Europa bei Hohen und Niedrigen die größten Erfolge gefeiert? Sind nicht die Zeitschriften voll gewesen des Lobes ihrer Leistungen und des musikalischen Eindrucks? Waren nicht ihre Tanzconcerte bei erhöhten Eintrittspreisen überfüllt, und geriethen nicht die Beine aller Zuhörer in eine zitternde Bewegung? Dies letztere bewirkt die gute Musik solcher Art, sie versetzt in den Genuß des Tanzes, auch wenn er selbst fehlt, sie bringt poetisch die Nerven und Muskeln und das Gemüth des Inhabers in einen solchen Zustand, daß er sogleich davonspringen möchte, wenn nur ein Raum da wäre, und dies ist ihre so allgemein wirkende Kunstgewalt. Der wackere Neukomm beklagte — vielleicht mit einigem Neide —, daß diese Strauß'sche Musik „in ihrer Art" so vollkommen sei und dadurch andern musikalischen Wirkungen schade; allein gerade „diese Art" gibt ihr das große Übergewicht, sie erfaßt die Masse der Menschen von Kopf bis zu Fuß, was einem Händel, Bach und Beethoven nie gelingen wird.

Kriegerische Regimentmusik in ihrer lauten, durch Wald und Thal fernhin schallenden Weise erschüttert den Hörer, verleiht Heldengedanken; nach einem vollstimmig geblasenen Marsch läßt sich besser vorwärtsschreiten, und Tyrtäus wie marseiller Hymne haben zum Siege geführt; ja, in verkleinertem Maß läßt sich Theilnahme und Erhebung der Menschen durch solche Töne wahrnehmen bei jeder Wachparade. Uniformen und den Glanz der Waffen, welche zugleich die Augen fesseln, wollen wir hierbei nicht einmal in Anschlag bringen. Und daß nun nicht blos ein Starkes und Kräftiges der Töne die Brust jener vielen Sterblichen bewege, in denen eine Heldenseele wohnt,

zeigen sie durch innige Hinneigung zu den einfachen elegischen oder fröhlichen Weisen des Volksliedes, von Zither oder Guitarre begleitet, von Natursängern der Gebirge mit Erfolge vorgetragen in Ebenen und Städten, vor schlichten Bürgern und feinen Hofleuten.

Um unsere Wahrheit über Musikwirkung vollständig zu fassen, muß noch bemerkt sein, daß die physische Annehmlichkeit oder Heftigkeit des Tons, wir möchten sagen, sein Materielles, bedeutenden Einfluß übt. So hat die menschliche Stimme für sich etwas zum Herzen Dringendes, und kaum wird Jemand unempfindlich bleiben, wenn sie aus der Kehle einer berühmten Sängerin oder eines Baßsängers erschallt, daher dann alle Vocalmusik im Allgemeinen beliebter ist als Instrumentalmusik. Weil nach Hrn. Schilling die Flöte ein Instrument des süßen irdischen Verlangens und Hinsterbens in einer Lust ist, die dem Verlangen noch nicht ganz genügt und uns dadurch eine gewisse wollüstige Wehmuth in den Flötenklagen umfließt (S. 436), so sind alle Frauenzimmer und deren weiche Verehrer jedem Flötenspiel gewogen. Dagegen auf der andern Seite behaupten Schlaginstrumente, wie Trommel, Pauken, Becken, Triangel, ein nicht geringes Ansehen bei dem Volk, und Schnyder von Wartensee läßt sie singen (S. 498):

> Wenn wir im Theater wirken,
> Freun sich die geheimen Türken,
> Und ein rasender Applaus
> Bricht uns übertönend aus.

Einer sehr geringen Gunst erfreuen sich im Verhältniß zu Blas- und Schlaginstrumenten alle Geigeninstrumente, die eigentliche Seele der neuern Musik. Zwar hat Paganini entzückt, besonders die Weiber; allein man gedenke auch seiner wunderlichen hagern Gestalt, des herabhängenden Haares, des blassen Gesichts, der Sagen, die um seine Lebensgeschichte schwebten, der erstaunlichen Leistungen auf einer G-Saite! Seinetwegen verließ eine verheirathete Frau ihren Mann, um — sich der Tonkunst zu widmen! Waren doch Ref. und ein musikalischer Freund, als sie diesen großen Künstler hörten, ganz beschämt durch die ausgelassene Rührung eines Mädchenkreises um sie her, während sie selbst voll Bewunderung jene Rührung sich nicht anzueignen wußten!

Überhaupt richtet sich die Empfänglichkeit für Musik — besonders unsere neuere — nach individuellen Verhältnissen und Bedingungen, und jeder Hörer zieht darin seinen eigenen Kreis; mancher feurige Liebhaber z. B. ist mit der allerschlechtesten zufrieden — sobald er selbst bei der Ausführung mitsingt, mitgeigt oder mitbläst; Mancher schätzt nur diejenigen Tonstücke, welche er in seiner Jugend kennen gelernt, oder verehrt ausschließlich Einen Meister, etwa Rossini, Mozart, Maria v. Weber. Anderweitige Bildung des Geistes und Gefühls äußert darauf wenigen Einfluß; Ref. kannte einen feinfühlenden hochgebildeten Schriftsteller, der für gute und gutausgeführte Musik große Theilnahme äußerte und bei einer meisterhaften Aufführung des Mozart'schen Requiem, wovon lange zuvor gesprochen worden, nach dem ersten Chor unter leichtem Vorwande den Saal verließ. Vom Philosophen **Kant** wußten alle seine Freunde, daß ihm die Musik **Nichts** sage, sondern blos eine sanfte Erschütterung des Unterleibes bewirke, und er hat es diese Kunst in seiner „Kritik der Urtheilskraft" entgelten lassen; der Dichter **Goethe** hatte keinen Musiksinn, was aus seinem Briefwechsel mit Zelter erhellt und Bettina ihm zum Vorwurf macht.

(Der Beschluß folgt.)

Die Natur, ihre Wunder und Geheimnisse oder die Bridgewater-Bücher. Aus dem Englischen von H. **Hauff**. Sechster und siebenter Band.

(Beschluß aus Nr. 26.)

Wenden wir unsere Blicke von der Sternenwelt ab zu der uns näherstehenden Thierwelt, mit welcher sich der Verf. des siebenten Bandes dieser „Bridgewater-Bücher" beschäftigt, so müssen wir uns zwar bescheiden, die Gesetze und Regeln, welche in diesem Systeme walten, nicht in dem Grade erforscht zu haben, wie dort, obwol sie auch hier derselbe Finger der Allmacht vorzeichnete, wenn sie auch der menschliche Geist noch nicht hinreichend erfaßt hat, aber Beweise von der unendlichen Macht, Weisheit und Güte des Schöpfers finden sich auch hier in reichem Maße und schon der Anblick eines Infusoriums reicht hin, uns daran zu erinnern.

Unstreitig gibt es selbst noch viele Thiere auf der Erde und in ihren Gewässern, die bis jetzt noch nicht entdeckt werden konnten. Wie viele mögen noch in jenen unermeßlichen Strecken unbekannten Landes im Innern von Afrika, im Innern von Asien, in China und in vielen Gegenden Nordamerikas, wie viele in den verschiedenen Seen und Oceanen, welche einen so großen Theil unsers Erdballs einnehmen, verborgen sein? Was an die Küsten der verschiedenen Länder von den Wellen geworfen wird und was mittels des Netzes oder andern Vorrichtungen in ihrer Nachbarschaft gesammelt werden kann, findet freilich den Weg in unsere Sammlungen; aber was will dieses in Vergleich mit der Unzahl von Thieren heißen, welche die Tiefen, die Höhlen und das Bett des unendlichen Oceans bewohnen, die noch kein Netz berührt, noch kein Senkblei ergründet hat! Unwahrscheinlich dagegen erscheint die Hypothese des Verf., daß die Erde hohl und von eigenthümlichen Bewohnern nicht ganz entblößt sein möge, indem doch wol gewichtigere Gründe für die Annahme vorhanden sein dürften, daß im Innern derselben ein fester Kern enthalten sei.

Schon die Zahl der bekannten Thiere ist so ungeheuer groß, daß es dem Verf. eines Werks über das Thierreich, welches für Laien bestimmt ist, schwer werden muß, die rechte Mitte zu halten und sich nicht in ein zu weites Detail zu verlieren. Es mußte eine zweckmäßige Auswahl des Wissenswürdigsten getroffen und der Leser auf einen Standpunkt gestellt worden, wo er das Ganze bequem übersehen, den Faden, der hindurchläuft, verfolgen und in das verwickelte Triebwerk der Natur eindringen könnte. Dies hat denn der Verf. auf eine so lobenswerthe Weise gethan, daß wir sein Werk unbedingt vielen bekannten neuern Werken über Naturgeschichte vorziehen müssen. Indem er uns von Gruppe zu Gruppe durch die verschiedenen Thierclassen hindurch- und uns die merkwürdigsten Glieder derselben als Repräsentanten vorführt, bemüht er sich insbesondere, den innern wie den äußern Bau, die Lebensweise und Instincte der Thiere treu zu schildern. Dadurch wird sein Vortrag nicht nur instructiv, sondern auch unterhaltend und lebendig.

Nach einleitenden Bemerkungen über die Schöpfung der Thiere, über untergegangene Thiere, über ihre geographische und locale Verbreitung, ihre Wanderung und die Verrichtungen und Instincte derselben im Allgemeinen betrachtet nun der

Verf. insbesondere die Verrichtungen und Instincte der Infusionsthiere, Polypen, Strahlthiere oder Radiarien, Mantelthiere, zweischaligen Mollusken oder Bivalven, der einschaligen Weichthiere, Cephalopoden oder Kopffüßer, Würmer, Anneliden oder Ringelwürmer, Rankenfüßer und Haarsterne oder Cirrhipeden und Crinoideen, insektenartigen Krustenthiere (Crustacea entomostraca), eigentlichen Krustenthiere, Myriapoden oder Tausendfüße, Arachniden, Pseudoarachniden und Acariden, Insekten oder Kerfe, Fische, Reptilien oder Amphibien, Vögel, Mammalien, und schließt mit dem Menschen.

Indem wir dem Verf. auf seiner Wanderung durch diese reiche Galerie lebender Wesen folgen, erlauben wir uns, für unsern Leser einzelne Bilder zu bezeichnen, die uns besonders bemerkenswerth erschienen sind. Bei den Wanderungen der Thiere gedenkt der Verf. einer Landkrabbe, welche Dr. Paley unter dem Namen violette Krabbe beschreibt, und von den Franzosen Turluru (Gecarcinus carnifex, ruricola) genannt wird. Sie bewohnen die westindischen Inseln und Südamerika. Wenn im Mai und Juni die Regenzeit eintritt, so treibt sie ihr Instinct an, die See aufzusuchen. Dann steigen sie die Berge, welche sie gewöhnlich bewohnen, herab, und zwar in solchen Massen, daß Wege und Gehölze von ihnen ganz übersäet sind. Ihr Instinct leitet sie, ihren Marsch so einzurichten, daß sie geradeaus gehen und das Meer, ihr großes Ziel, auf dem allernächsten Wege erreichen. Sie haben Ähnlichkeit mit einem großen, in Schlachtordnung einherziehenden Heere, und ohne ihre Reihen abzubrechen, gehen sie immer schnurgerade vorwärts; dabei klettern sie über Häuser und übersteigen jedes Hinderniß, welches sie auf ihrem Wege treffen. Zuweilen gerathen sie selbst ins Innere der Wohnungen, wo sie dann einen großen Lärmen, etwa wie Rallen, machen, und kommen sie in einen Garten, so richten sie große Verwüstungen an, indem sie Alles mit ihren Scheren zerstören. Zweimal jeden Tag sollen sie Rastzeit halten und besonders bei Nacht reisen. An der Seeküste angelangt, baden sie sich, wie man erzählt, einige Male, ziehen sich dann auf einige Zeit in die benachbarten Felder oder Gehölze zurück, und dann kehren die Weibchen wieder zum Wasser, um dort ihre Eier den Wellen zu übergeben. Ist dies Geschäft glücklich vollbracht, so suchen sie in derselben Ordnung und auf demselben Wege wieder ihre Heimat zu erreichen, was nur den kräftigsten gelingt. Die meisten sind so schwach und abgemagert, daß sie in der nächsten besten Gegend anhalten müssen, um Kräfte zu sammeln. Sind sie in ihrer Heimat endlich angekommen, so müssen sie einem neuen Geschäfte sich unterziehen, denn jetzt ist die Zeit da, wo sie sich häuten sollen. Sie verbergen sich deshalb in ihren unterirdischen Schlupfwinkeln, sodaß man kein einziges von ihnen sehen kann.

Um unsern Leser einen Blick in die wunderbare unterseeische Welt thun zu lassen, theilen wir hier eine aus Poggendorf's „Annalen" entnommene malerische Schilderung unsers trefflichen Ehrenberg mit. „An den Küsten des Südmeeres", sagt er, „wetteifern die blumenförmigen Thiere der pflanzenartigen Korallenstöcke mit den prächtigsten Farben unserer schönsten Blumen, und würde es der Lichtrefler des Wassers gestatten, größere Flächen zu überblicken, so würde man an den Tulpenflor der asiatischen Kirgisensteppen erinnert. Das Auge, selbst des Fremblings, erfreut dieser Reichthum des Formenwechsels, die bald metallisch glänzenden, bald zarten und lieblichen Farben dieser lebendigen Blumen. Wie die Bilder des Kaleidoskops, gehen vor dem Auge des Beobachters diese Bevölkerungen ihm ganz neuer Fluren vorüber. Es erblickt Sträucher und Bäumchen auf und um scheinbar abgerundete Felsenstücke versammelt, die selbst in blendende metallische Farben gehüllt sind. Will man sich aber dieser schönen Formen bemächtigen, zieht man z. B. das strauchartige, blendendrothe Wesen herauf, so kommt es als ein brauner, unscheinbarer Körper in die Höhe, das liebliche, weiche, bunte Gebilde ist ein harter, rauher, mit braunem, dünnem Schleime überzogener Kalktuff geworden. Einer großen, purpurfarbigen Päonienblume ähnlich, sieht man hier am Korallenriffe ein herrliches, lebendiges, mit zahlreichen, farbigen Fäden und Franzen besetztes, brennend rothes oder lieblich smaragdgrünes Wesen. Ein Schritt in seine Nähe macht, daß es verschwindet; es war eine Seeanemone, deren einige zwei Fuß im Durchmesser führen. Wie die Kolibris der amerikanischen Hemisphäre um die Blumen der tropischen Pflanzen spielen, so spielen kleine, prachtvoll in Gold, Silber, Purpur und Azur gekleidete Fischchen um die Blumen der Korallenthiere, an denen schönfarbige, wundersam gestaltete Schnecken, Anneliden, die blumenblattartigen Fangarme ebenso wie die Raupen und Gartenschnecken an den Pflanzen die Blumenblätter abnagen. Andere brennendrothe oder braune Gestalten, welche den Blätterpilzen vollkommen gleichen, liegen nebst langstacheligen Seeigeln, klaffenden, buntfarbigen Riesenmuscheln, gewimperten Porzellanschnecken u. s. w. im Sande zwischen den Korallenstücken."

Nicht minder wichtig und fast ans Märchenhafte grenzend ist die neuere Entdeckung desselben Naturforschers, daß nämlich Bergmehl, Polir- und Saugschiefer, Kieselguhr, mehre Opale u. s. w. ganz oder doch größtentheils aus den Schalen von Panzerinfusorien im versteinerten Zustande bestehen. Er entdeckte bereits gegen 28 fossile Infusorienarten, alle zur Familie der Bacillarien gehörig, und zwar acht Gattungen derselben, z. B. Navicula, Synedra, Gomphonema, Bacillaria &c. Viele scheinen mit noch lebenden Süßwasserinfusorien identisch. Fortgesetzte Forschungen werden erst diese interessante Entdeckung in das rechte Licht setzen.

Unter den Bivalven gibt es eine, Perlentrigonie (Trigonia margaritacea) genannt, von Lesueur und Capitain King entdeckt und erst kürzlich von Setchbury nach England gebracht, welche, nach des Letztern Erzählung, über den Bord eines Boots zu springen vermochte, in dem er sich befand und welches die Höhe von etwa vier Fuß hatte. Der Fuß dieses Geschöpfs ist unter einem ganz spitzen Winkel gebogen, sodaß er, wie etwa eine zusammengedrückte Feder, ein sehr elastisches Werkzeug vorstellt; fast ebenso verhält es sich bei der Herzmuschel. Die zierlichen Kammmuscheln oder Pecten waren längst wegen ihrer Bewegungen berühmt. Schon Plinius sagt, daß gewisse Muscheln, worunter er ohne Zweifel unsere Kammmuscheln versteht, springen und aus dem Wasser emporschnellen, wie auch untertauchen können. D'Argenville erzählt, daß, wenn sich dieselben am Ufer befinden und wieder das Wasser gewinnen wollen, sie ihre Schalen so weit als möglich aufsperren, und dann plötzlich zusammenklappen, wodurch sie einen solchen Schwung erhalten, daß sie drei bis vier Zoll weit fortgeschleudert werden; dieses Manoeuvre setzen sie fort, bis sie ihr Ziel erreicht haben.

Unter den Würmern zeichnen sich besonders die Plattwürmer oder Planarien, Thiere, welche durch dieselbe Öffnung athmen und ihre Nahrung einnehmen und wieder von sich geben, wodurch sie sich den Polypen annähern, durch merkwürdige Eigenschaften aus. Draparnaud bemerkt, daß eine von ihm beschriebene und Planaria tentaculata genannte Art im Frühjahre Eier lege, im Herbst dagegen Knospen treibe, und dabei aus freien Stücken der Quere nach oberhalb der Abdominalöffnung in zwei Stücken zerfalle; nach Verfluß von zehn Tagen soll jedes dieser Stücke den Kopf oder den Schwanz, welcher ihm noch mangelte, erhalten haben. Derselbe theilte einige Thiere dieser Art der Quere nach in mehre Stücke, und in zwei der Länge nach; und jedes einzelne Stück wuchs in einer gewissen Zeit zu einem Ganzen aus. Es entstanden neue Augen, ein neuer Darmkanal und alle andern nothwendigen Organe. Dalvell und Dr. Johnson stellten ähnliche Beobachtungen an, und es gelang ihnen, durch Spalten des Kopfes ein Thier mit zwei Köpfen hervorzubringen. Der Letztere fand als Resultat mehrer Beobachtungen, daß jedes Individuum nach einer ungefähren Berechnung durch freiwillige Theilung, in der Gefangenschaft zehn andere, im freien Zustande aber wol noch mehre hervorbringen könne. Dr. Johnson trennte ein Individuum in drei gleiche Theile, wovon das Kopfstück sehr schnell einen neuen

Leib und Schwanz erhielt, das Schwanzstück einen neuen Leib und Kopf, und endlich das Mittelstück einen neuen Kopf und Schwanz. Ihre wunderbare Reproductionskraft scheint ihnen von der sorgsamen Natur verliehen worden zu sein, um sie vor gänzlicher Vertilgung zu bewahren, wenigstens ist nachgewiesen, daß ihre Zahl zu gewissen Jahreszeiten so zusammengeschmolzen ist, daß, wo man früher zur Sommerszeit Tausende erblicken konnte, man im Frühjahre kaum noch eins am Leben trifft.

Unter den Spinnen gibt es eine Art, welche, nach Audouin, mit einem ganz besondern Talent zu bauen ausgestattet ist. Sie höhlen Gänge aus, graben sich Galerien, bauen Gewölbe und unterirdische Brücken; auch errichten sie Eingangspforten zu ihren Wohnungen und verschließen sie mit Thüren, denen nichts abgeht als Riegel, denn sie bewegen sich in Angeln und passen genau in einen Falz oder Rahmen. Das Innere dieser Gebäude ist dabei höchst reinlich; wie groß auch die Feuchtigkeit des Bodens sein mag, worin sie aufgeführt sind, so dringt doch nie ein Tropfen Wasser in dieselben. Die Wandungen sind ganz zierlich mit einem Seidengewebe austapezirt, welches wie Atlas glänzt und blendend weiß ist. Die oben erwähnten Thiere bewohnen eine Art rothen Thonboden, in welchen sie Gänge graben, die gegen drei Zoll lang und zehn Linien weit sind. Die Wände dieser Gänge werden mit einer Art Mörtel bedeckt, welcher sich von der umgebenden Masse ablösen läßt und äußerst dünn und glatt ist; ehe die Spinne diese Schichte bildet, überzieht sie das Mauerwerk mit einem rauhern, schlechtern Gewebe, und erst auf dieses klebt sie ihr zartes Seidengewebe. Vor Allem aber muß die Thüre, welche ihre Wohnung verschließt, unsere höchste Bewunderung erregen. Es ist eine eigentliche Fallthüre, welche auf den ersten Anblick aus roh verarbeiteter Erde zu bestehen scheint, die inwendig von einem dichten Gewebe ausgekleidet wird. Durchschneidet man aber dieselbe senkrecht, so findet man eine viel complicirtere Structur, indem sie aus mehr als 30 Lagen von Erde und Gewebe besteht, welche abwechselnd miteinander angebracht und ineinander verknetet sind. Diese Lagen von Gewebe endigen alle an der Angel, sodaß also die Angel desto stärker wird, je mehr die Masse der Thüre sich vergrößert. Der Falz, mit welchem der Gang sich oben endet und in welchen die Thüre genau paßt, ist dick, und zwar richtet sich seine Dicke nach der Zahl von Schichten, aus denen er besteht, und auch diese scheinen mit denen der Thüre in gewissem Verhältnisse zu stehen. Bei genauer Betrachtung des cirkelrunden Randes der Thüre findet man, daß derselbe gegen innen schräg zuläuft, sodaß er nicht den Querschnitt eines Cylinders, sondern den eines Kegels darstellt, während auf der andern Seite der Falz nach außen geschweift ist, sodaß die Thüre ganz genau in ihn eingreift. Daher kommt es, daß, wenn die Thüre geschlossen ist, die Wohnung des Thieres sich vom umgebenden Erdboden nicht unterscheiden läßt, und dies scheint auch der Grund zu sein, warum die Thüre aus Erde besteht. Mag die Spinne in ihre Wohnung eintreten oder dieselbe verlassen, die Thüre schließt sich immer von selbst; dies ist sehr wichtig, denn sowol wenn sie sich auf ihre Beute stürzen, oder vor einem Feinde sich zurückziehen will, wird sie dadurch nicht aufgehalten, daß sie erst ihre Thüre schließen muß. Die innere Fläche dieser Fallthüre ist nicht rauh und uneben, wie ihre äußere, sondern ganz glatt und eben, wie die Wandungen der Höhle, indem sie mit einem weißen Seidengewebe überzogen ist, welches besondere Dichtigkeit besitzt und dem Pergamente nahe kommt. An demselben fällt eine Reihe ganz kleiner Löcher auf, welche der Angel gegenüber angebracht sind und in einem Halbkreise liegen. Man findet deren gegen 30, und Audouin vermuthet, daß es dadurch der Spinne möglich gemacht wird, im Fall der Noth ihre Thüre festzuhalten, indem sie ihr Klauen in einige dieser Löcher senke und so jeder Gewalt, welche sie öffnen wolle, widerstrebe.

Nicht minder merkwürdig ist der Bau der Wasserspinnen (Argyroneta aquatica). Sie verfertigen sich in den Tiefen des Wassers eine Art Taucherglocke; besonders lieben sie dazu stilles Wasser. Ihre Wohnung besteht aus einem eirunden Gewebe, welches sie mit Luft anfüllen und mit einem zarten Seidengespinnste austapeziren; es gehen von ihm Fäden aus, welche an benachbarte Wasserpflanzen befestigt sind. In diesen Zellen, welche unten offen sind, lauern sie auf ihre Beute und scheinen darin selbst den Winter zuzubringen, nachdem sie die Öffnung unten geschlossen haben. Diese Zellen sind gewöhnlich, doch nicht immer, ganz unter das Wasser versenkt, allein ihr Bewohner hat sie mit atmosphärischer Luft gefüllt, welche ihm zur Unterhaltung der Respiration dient. Die Spinne schafft auf folgende Art die Luft in ihre Zelle: sie schwimmt gewöhnlich auf dem Rücken, wobei ihr Hinterleib von einer Luftblase umgeben wird, die wie ein Tropfen Quecksilber aussieht; mit dieser Luftblase begibt sie sich in ihre Zelle, steigt dann wieder an die Oberfläche, um eine zweite Ladung zu holen u. s. f., bis sie die Zelle mit Luft gefüllt hat, sodaß sie von Wasser ganz frei wird. Auf welche Art diese kleinen Geschöpfe ihren Hinterleib mit einer Luftblase umgeben und sie festhalten können, bis sie an ihre Zelle gelangen, gehört noch zu den ungelösten Räthseln der Natur.

Von dem in Südamerika einheimischen Trompetenvogel (Isophia crepitans) berichtet der Verf., daß er ein angeborenes Wohlgefallen an der Gesellschaft des Menschen zu haben scheine und dieselbe Stelle unter den Vögeln einnehme wie der Hund unter den Quadrupeden. Wird er in einem Hause auferzogen, so zeigt er eine große Anhänglichkeit an dessen Bewohner; er kennt die Stimme seines Herrn, begleitet ihn auf seinen Ausgängen, verläßt ihn mit Schmerz und zeigt eine innere Freude, wenn er ihn wiedersieht. Er kennt und bewillkommt die Freunde des Hauses, zuweilen aber erregt eine Person seine Misgunst, er greift sie an und sucht sie wegzutreiben. Der Muth dieses Vogels kommt dem des Hundes gleich, denn er greift sogar Thiere an, welche viel stärker und besser bewaffnet sind als er. Sonnini, welcher dieses erzählt, erfuhr auch, daß in einigen Gegenden Amerikas diese Thiere mit der Wache über das junge Hausgeflügel beauftragt werden, sogar die Schafheerden müssen sie hüten, welche sie dann auf die Weideplätze hin- und zurückführen. Diesem fügt der Übersetzer in einer Anmerkung noch Folgendes hinzu: „Eine ähnliche Anhänglichkeit an den Menschen zeigen zuweilen die Gänse. In einer Garnisonstadt Würtembergs stellte sich eine Gans regelmäßig an einen gewissen Wachtposten und verließ denselben den ganzen Tag nicht, sondern half getreulich Schildwache stehen; aus Dankbarkeit ließ ihr das Regiment einen Stall in die Caserne bauen. In einem Dorfe in meiner Nähe genießt der öffentliche Ausrufer die sonderbare Ehre, bei seinen Gängen regelmäßig von einer Gans begleitet zu werden. Sie folgt ihm auf dem Fuße und läßt sich durch nichts abtreiben; doch ist sie so bescheiden, ihre harmonische Stimme nicht mit der des Ausrufers zu vereinigen." Auch Ref. sah, wie in einem kleinen Landstädtchen eine Heerde Gänse bei jeder Leiche dem Leichenconduct in bescheidener Ferne bis zum Friedhofe folgte, und schrieb dies damals einem diesen Thieren inwohnenden Tonsinne zu, denn sie thaten es nur bei Leichen, die mit Gesang zu Grabe bestattet wurden.

Eine kleine Abhandlung über den Instinct, die nicht weniger reich an interessanten und belehrenden Bemerkungen ist, beschließt diesen Band der vortrefflichen „Bridgewater-Bücher". Sehr freuen würden wir uns, wenn wir durch unsere Anzeigen die Aufmerksamkeit auch nur eines Theils der deutschen Lesewelt auf dieselben hingelenkt und so dazu beigetragen hätten, daß ein wirklich nützliches Buch sich Eingang verschaffte und, wo möglich, zur Verdrängung eines oder des andern jener liederlichen, Herz- und Zeittödtenden Romane beitrüge, mit denen uns besonders das Ausland so reichlich versorgt. Wir wüßten wenigstens der Unnatur, die sich in dergleichen verderblichen Schriften kund gibt, kein besseres Gegengift an die Seite zu stellen als — die Natur. Karl Hohnbaum.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 28. — 28. Januar 1840.

Versuch einer Philosophie des Schönen in der Musik, oder Ästhetik der Tonkunst. Von Gustav Schilling.

(Beschluß aus Nr. 27.)

So wäre denn die Wahrheit unserer seltsamen Wahrheit hinreichend erhärtet durch Erfahrung — die hierüber zu entscheiden hat und reichlich gewonnen werden kann —; allein sie läßt sich auch speculativ vollkommen bestätigen. Nach Hegel'scher Philosophie ist der Begriff die Substanz aller Accidenzen des Vorstellens, Einbildens und Fühlens; es wird also zur Aneignung der Substanz von Tonkunst nothwendig sein, sie zu begreifen. Wie Wenige nun haben den Begriff neuerer Figuralmusik in ihrer harmonischen Verschlingung von Stimmen, Fugen, Übergängen aus einer Tonart in die andere, Dissonanzen und Consonanzen! Es wird schon eine gute Kenntniß der Tonleitern und eine leichte Beweglichkeit des Hörens erfodert, um die Theile eines vorüberrauschenden Tonganzen zu fassen, d. h. einer Musik zu folgen; außerdem verschwimmt Alles in einem mannichfaltigen Gewirr, woraus höchstens einzelne melodische Gänge hervortauchen, aber wovon die Substanz, nämlich der Begriff, schlechterdings fehlen muß. Dies wird in dem bekannten ablehnenden Urtheil ausgedrückt, diese oder jene Musik sei nur für den Kenner, als ob nicht jede für das Ohr sein müßte, so gut wie Menschenstimmen, Flöten, Pauken, Tänze, Regimentsmusik und Volkslieder. Wahrlich, man darf die Geduld der Hörenden bewundern, die in Concerten und andern größern musikalischen Leistungen ein Unverstandenes, ihnen darum Substanzloses sich aufdringen lassen und noch dazu die Artigkeit haben, einigermaßen befriedigt zu scheinen. Liegt nun obendrein, was unser Verf. im Vorwort bemerkt, die herrliche Tonkunst gegenwärtig unter dem Schlamm, den ein Strom künstlerischer Verbildung über sie spülte, will sie, statt Töne genießen zu lassen, nur Töne zu hören geben oder bauen, die nicht ins Herz bringen, die mit dem Unmöglichen oder doch unmöglich Scheinenden glänzen, aber kalt lassen: so wird das Irrsal noch größer, die Gleichgültigkeit der Menge noch mehr gerechtfertigt und die wahrhafte Liebe der wenigen echten Kunstfreunde und begeisterten Verehrer nach Substanz und Accidenz mannichfaltig gekränkt.

Möchte daher die vorliegende „Ästhetik der Tonkunst", welcher der Verf. schon durch seine „Encyklopädie der gesammten musikalischen Wissenschaften" vorgearbeitet, zur Beseitigung dieser Übel an ihrem Theile beitragen! Die Unempfänglichen und Gleichgültigen zu belehren und zu bekehren, ist freilich wenig Hoffnung vorhanden, doch dies ist der Fall in allen Künsten, also nicht blos in der Musik; nur die Empfänglichen können lernen und ihr Urtheil berichtigen und befestigen. Der Verf. gibt Resultate eines mehrjährigen ernsten Studiums, großer Arbeit, vielfacher Forschung in Büchern und musikalischen Compositionen, er hält „die Metaphysik des Tones für eine Physik des Unendlichen, für eine Anthropologie der Psyche". Obwol diese Worte an gewisse philosophische Wolken erinnern, will er doch mit der Modephilosophie mancher Jüngern nichts zu thun haben, sondern seine Ansichten auf Gründe stützen, die immer bei allen Urtheilsfähigen gelten, und bemerkt ganz richtig, von der bloßen Theorie des Satzes sei in unsern Tagen wenig Heil mehr zu erwarten, der innere Sinn für das Schöne müsse belebt werden, denn wo die Seele des Menschen, sein Gefühl, leer ausgehe, sei der Geist nicht befriedigt.

Ausführlich und reich ist die Darlegung. Nach allgemeinen Bemerkungen über Schönheit und Kunst und einer Eintheilung der schönen Künste wird gehandelt von der allgemeinen Poetik der Tonkunst (Melodie, Harmonie, Erhabenes, Anmuthiges u.), vom psychischen Ausdruck des Rhythmus und der musikalischen Bewegung (Taktarten, Tempo u.), von der innern Natur der Töne und ihren Combinationen (Stimmen, Intervallen, Accorde, Tongeschlechte u.), von musikalischer Organologie (Instrumenten, Orchester u.), von der Composition (Styl, Gattungsformen u.) und in einem Anhange vom Vortrage. Allenthalben zeigt sich Kenntniß des Gegenstandes und außergewöhnliche Weite des Überblicks.

Ganz gewiß wird in gewöhnlichen Lehrbüchern der Ästhetik die Tonkunst dürftig und oberflächlich behandelt (S. 15). Allein der Grund davon liegt nicht in der Meinung, daß ein Genie keiner Regeln bedürfe, da auch Goethe jegliche Kunst durchgedacht haben will, sondern in jener vom Ref. aufgestellten seltsamen Wahrheit, und zugleich, daß man in der Musik das anschaulich mit Beispielen Bewährende so schwer herbeiführen kann, welches unter glücklichen Umständen bei der Malerei schon leichter und bei der Poesie am leichtesten gelingt. Ein Ästhetiker,

der in seiner Entwickelung für Lernende sich auf ungehörte Tonstücke beruft, ist von selbst ganz unverständlich, und wenngleich die Musik, als Sprache des Herzens, eine allgemeine Sprache genannt werden kann (S. 80), so wird gerade sie nicht allgemein und zu beliebiger Zeit ohne Vorkehrungen gesprochen und ihr Verständniß ist darum am seltensten.

Sagt doch der Verf. selbst: die künstlerischen Leistungen in der Musik, bei der Höhe, welche sie heutzutage erreicht hat, bis wie weit sie gesteigert werden dürfen (d. h. zur geringern Verständlichkeit), sei schwer zu bestimmen, und die Musik habe immer mehr und mehr einen mysteriösen Charakter angenommen, es werde zu ihrer Fassung eine nur wenigen Menschen verliehene höchst glückliche Organisation des Gehörsinns (der Begriff) erfodert, und man könne sagen, daß die Natur für die höhern Mysterien der Tonkunst nur einzelnen Menschen die Weihe zu ertheilen sich vorbehalten habe, es befänden sich die meisten auf den mittlern Stufen musikalischer Empfänglichkeit, man fodere meistens zu Dem, was durch die Musik selbst geboten wird, noch etwas zum Geistesgenuß und vermisse sonst ihre volle Wirkung u. s. w. (S. 169). Dies gibt den besten Commentar zu des Ref. seltsamer Wahrheit.

Über Melodie und Harmonie, ihre Bedeutung und ihren Werth sind die Urtheile der Kunstrichter verschieden. Der Verf. sagt: Harmonie sei die regelmäßige und wohlgefällige Gleichzeitigkeit der Töne, vermöge welcher die durch die Melodie auszudrückenden Gefühle und Empfindungen vervielfacht und verstärkt würden (S. 223). Allein wenn nach Forkel die alten Griechen keine Harmonie kannten, sie wegen Mangels gleichschwebender Temperatur entbehren mußten und doch die gewaltigen Wirkungen ihrer Musik rühmen, weshalb Plato gewisse Arten derselben aus seiner Republik verbannte, so läßt sich die Verstärkung der Melodie durch Harmonie bezweifeln, und es begreift sich, warum tüchtige Musikgelehrte der neuern Zeit die Frage: ob Harmonie ursprünglich und durchaus zur Musik nothwendig sei? bald mit Nein, bald mit Ja beantworteten (Ebend.). Gern sei dabei zugegeben, daß keiner dieser beiden Vorzüge vernachlässigt werden solle, wenn sie einmal da sind, und daß sie, gewissermaßen sich gegenseitig aufwägend und hebend, Hand in Hand zu gehen haben (S. 225). Ganz angemessen in dieser Beziehung ist der Unterschied zwischen intensiv und extensiv Erhabenem, wovon der Verf. das letztere den achtstimmigen Motetten Seb. Bach's und den großartigen Fugen von Händel zuschreibt, sowie überhaupt allen größern Werken des Contrapunkts (S. 231).

Treffend wird die Eigenthümlichkeit mancher Tondichter bezeichnet. Mozart, besonders wo das Mittel im Contraste liegt, war unerschöpflich im scherzenden Spiele (auch im feinen naturgemäßen Spiel wechselnder Empfindung). Daher sind Musikdirectoren in gewaltigem Irrthum, das Heitere seiner Sätze blos durch ein flugschnelles Tempo zu fördern (das Finden des Richtigen hat sich in unserer Zeit zum Theil ganz verloren). Beethoven war zu ernst, um auch nur ein einziges Mal so recht innig, heiter und scherzhaft zu sein (er ist es aber doch zuweilen, z. B. im Scherzo des Trio op. 97); dagegen erscheint Haydn, dieser immer Zufriedene und Frohe, als ein Vorbild. Er konnte sich in diesem Gefühle der unschuldigen Heiterkeit so vergessen, daß er in seiner zweiten Messe ein Kyrie eleison in einer lebensfrohen, fast lustigen Weise anstimmen läßt. Überhaupt zeigen seine geistlichen Compositionen, daß er seinen Gott nur mit Freude und dankerfülltem Jubel verehrte (S. 258).

Auch in der Musik hat sich der Begriff des Romantischen geltend gemacht, und diese Kunst ist eigentlich die Romantik selbst, indem sie ihren hauptsächlichsten Impuls seit den Alten eben in jenen Ländern und Zeiten erhielt, welche als Heimat des Romantischen gelten, und die tiefsten Gefühle weniger bestimmt ausdrückt, als für unendliche Weite anregt. In diesem Sinne läßt sich einstimmen in die Worte des Verf.: „Man misversteht das Wesen des Romantischen, wenn man unter romantischer Musik eine andere als die vollendete begreift." (S. 273.) Inzwischen möchte Ref. noch hinzusetzen: wo der Tondichter sich vom Wortdichter und dessen bestimmterm Ausdruck des Gefühls leiten läßt, da macht er die romantische Freiheit seiner Kunst weniger geltend und sucht ihr als Begleiterin und mächtige Bundesgenossin einer andern hohen Werth zu geben, was bei den classischen Alten der Fall war, während die neuere Musik in ihrem Reichthum selbständiger geworden ist und der Weisung der Dichtkunst minder getreu nachfolgt, sodaß schon Mozart und Maria v. Weber in ihren Opern romantischer heißen können als Gluck, und wodurch die neuere französische Romantik, auch Meyerbeer, in dem gänzlichen Losreißen vom Sinn des Dichters und willkürlicher Absonderlichkeit das Romantische sucht. Wäre hiernach die bloße Instrumentalmusik immer romantisch (S. 522), so ergibt sich dennoch dabei ein Unterschied, ob nämlich eine ernste lyrische Empfindung mit ihren Übergängen den Tönen zum Grunde liegt, oder ob nichts davon zu erkennen ist. Von ersterm gibt der Verf. (S. 566) ein merkwürdiges Beispiel, daß nämlich Beethoven's Cis-moll-Phantasie op. 27 Nr. 2 mit ihren gebrochenen Accorden und der darüber schwebenden Melodie des Eingangs ganz und gar zu einem Gedicht: „Die Betende" von Seume (s. dessen „Vorfälle in Polen", S. 130) paßt, welches dieser in Warschau schrieb, ohne eine solche Übereinstimmung zu ahnen. Bei der neuern fessellosen französischen Romantik dagegen taumeln die Töne durcheinander, kein Gedanke, keine Empfindung wird festgehalten, nur Contraste sollen helfen, und Ref. stimmt vollkommen bei, Meyerbeer's „Robert der Teufel" möge Alles sein, nur habe diese Oper nicht den romantischen Genius (S. 275).

Verwandt mit einer unromantischen Richtung der Musik und einem Aufgeben ihrer Selbständigkeit ist die Tonmalerei, und weil die Künste oft Dasjenige suchen, was sie nicht haben — hier die Musik das bestimmte Objective —, so erklärt sich daraus, daß die musikalische Malerei bis in die ersten Anfänge der Tonkunst hinaufreicht.

Der Verf. vermuthet sie schon in den bei ägyptischen und andern alten Mysterien gebrauchten Tonstücken (S. 292), und sie zeigt sich wieder in der ersten Periode der neu emporblühenden Tonkunst. Man suchte den Schlag der Nachtigall nachzuahmen, die Farben des Regenbogens in Tönen darzustellen, Gluck, selbst Beethoven (in seiner Pastoralsinfonie, im Schlachtgemälde von Vittoria) begingen die ärgsten Misgriffe, der wunderliche Scheller, von welchem Rochlitz erzählt, spielte auf seiner Geige überaus natürlich ein altes Weib, wie sie zankt und vor Zorn singt. Manche Tonverständige, selbst Gottfried Weber, reden der Tonmalerei das Wort, wenn sie nur correct im Satze und an sich geistreich gearbeitet sei, Andere verwerfen sie mit guten Gründen, und unser Verf. beschränkt sie mit Recht auf den Ausdruck der Empfindung bei Wahrnehmung eines äußern Vorgangs (wodurch von selbst die Bestimmtheit desselben wegfällt, da dieselben Empfindungen durch sehr verschiedene äußere Vorgänge veranlaßt werden können) und verweist das Übrige ins Gebiet der Komik (S. 296). Nicht ganz möchte Ref. dem Urtheil beistimmen, Haydn habe durch eine genialische Anwendung und Ausführung gleichsam das Tongemälde geadelt und es in der classischen Periode neuerer Musik bei Ehren erhalten (S. 293). Für seine „Schöpfung" mag dies gelten, nicht für seine „Jahreszeiten", deren malende Spielereien das außerdem werthvolle Werk nicht wenig entstellen.

Sehr belehrend spricht der Verf. über die Tongeschlechter (S. 414 fg.), das enharmonische, chromatische, diatonische und dessen Tonarten, von den alten Kirchentonarten und den neuern, die sich auf Verschiedenheit von Dur und Moll beschränken. Ihren 24 üblichen ist allerdings durch größere und mindere Höhe und Tiefe der Töne eine gewisse charakteristische Bedeutsamkeit eigen, nur scheint die genauere Angabe derselben nicht allein schwierig, sondern auch wegen der gleichschwebenden Temperatur, welche die Grundlage unserer neuern Musik bildet, nicht ganz zutreffend. Wird ohnehin die jetzt allgemeine, gegen frühere Zeiten beträchtlich höher gewordene Stimmung in Erwägung gezogen, so gilt, was man ehedem von Cis oder D-dur und Moll sagen mochte, jetzt von C und Cis oder gar H und C und umgekehrt. Ist z. B. C-dur (S. 441) „die Grundlage aller weitern tonischen Entwickelung, die reinste Tonart, und ihr Charakter Unschuld, Einfalt, Naivetät, Kindersprache", so muß dies nach der frühern Stimmung von unserm gegenwärtigen H-dur oder B-dur gesagt werden, und doch verkündet ersteres nach unserm Verf. wilde Leidenschaften in den grellsten Situationen, letzteres heitere Liebe, gutes Gewissen, Hoffnung, Hinsehnen nach einer andern Welt. Ref. kann sich daher von keiner für sich bestimmt anzugebenden Verschiedenheit des Charakters der einzelnen Tonarten überzeugen, wiewol ein Unterschied durch Höhe und Tiefe unverkennbar ist und sich daher für den Ausdruck dieser oder jener Empfindung mehr oder weniger eignet, weshalb ein nach neuerer Stimmung gesetztes Musikstück, nach der ältern Stimmung vorgetragen oder transponirt, nicht dasselbe bleibt. Was die Musiker, und auch unser Verf. darüber bemerken, macht ihrer feinen Empfindung und dem Bestreben der genauen Auffassung des Unterschiedes Ehre; allein es wird nach der individuellen Phantasie eines Jeden und der Erinnerung an gewisse in dieser oder jener Tonart gesetzte Musikstücke mancherlei Modificationen erleiden und dadurch an allgemein bestimmter Gültigkeit einbüßen.

Leichter gelingt eine Charakteristik der Instrumente, deren jedes seine eigenen Vorzüge und Mängel besitzt. Als das schlechteste von allen in Beziehung auf materiellen Ton erscheint das Fortepiano, und der Verf. sagt von ihm:

Es gleicht einer geistreich und vielfach gebildeten Person, die aber keine Productionsgabe hat; ist ein Orchester im Kleinen, eine Skizze oder Federzeichnung eines großen, in allen Farben der Natur ausgeführten Tongemäldes. Es dient überall und ist doch auch selbständig, aber weiß nichts Bestimmtes auszusprechen, als was Rhythmus und Ton an und für sich schon geben (S. 493).

Ref. möchte hinzusetzen: es ist dasjenige Instrument, welches den Begriff, also nach Hegel die Substanz der neuern Musik am leichtesten finden läßt, daher zum Verstehen die beste Anleitung gibt, eine Null im Orchester, als Schattenriß desselben im Hause brauchbar, ein Fideicommiß der Frauenzimmer, wenn nicht etwa die Harfe es verdrängt, eine Thorheit für den Virtuosen und eine Weisheit für den Dilettanten, ein Gestell für musikalische Gedanken und eine osteologische Vorlesung über den vollen, mit Fleisch und Blut versehenen harmonischen Organismus der Tonkunst.

Allerlei Anderes wäre noch bei Gelegenheit des vorliegenden Werks zu besprechen, z. B. der musikalische Styl, die Messe, welche der Verf. als ein treffliches Ganze für Tonkunst rühmt u. s. w.; allein Ref. ist eingedenk Dessen, was er zu Anfange dieser Anzeige geäußert, und will seinen Lesern und Leserinnen nicht zu viel anmuthen, nachdem er zu wenig bei ihnen vorausgesetzt, verweist daher alle Mehrbegierigen an den sorgfältig und kenntnißreich mittheilenden Verf. und wünscht, es möge durch wiederholte Erwägung und Aneignung seiner Belehrungen, sowie des Musikgenusses überhaupt, die von ihm, dem Ref., offenbarte seltsame Wahrheit zu einer seltsamen Unwahrheit werden. 28.

Zur russischen Literatur.

Während seiner Inspectionsreise im J. 1838 ist der russische Minister des öffentlichen Unterrichts, Uwarow, selbst sehr davon überrascht worden, in den Gymnasien des weißrussischen Lehrbezirks, welcher aus den Gouvernements Wilna, Witepsk, Mohilew, Grodno und Bialystok, oder größtentheils aus dem ehemaligen Lithauen besteht, nach so kurzer Anwendung des neuen Lehrplans ein so rasches Übergreifen der russischen Sprache vorzufinden. Mit Freuden bemerkte er, wie geläufig, richtig und „gern" die Gymnasiasten sich der russischen Sprache bedienen, wie sehr sich in diesen polnischen Provinzen der russische Geist „wieder" gehoben hat. Der Minister hat dadurch Veranlassung genommen, die Gymnasiasten zu einem Werke aufzufodern, durch welches sie ihre Fortschritte in der russischen Sprache vor dem Kaiser bekunden könnten. Das Werk ist kürzlich erschienen und führt den Titel: „Sammlung von Ver-

suchen in der schönen Literatur Rußlands von den Zöglingen des adeligen Instituts zu Wilna und der Gymnasien zu Wilna, Grodno, Minsk, und Bialystok." Es ist dem Kaiser vorgelegt und von diesem sehr gnädig aufgenommen worden.

Auf einer spätern Reise hat sich der Minister von den kärglichen Leistungen der meisten Lehranstalten und dem gänzlichen Verfalle alles wissenschaftlichen Lebens im Königreiche Polen überzeugt. Als eine Folge dieser Wahrnehmung erscheint der kaiserliche Ukas vom 2. Dec. 1839, durch welchen für die Lehranstalten des Königreichs Polen ein besonderer warschauer Lehrbezirk gebildet und derselbe dem Minister des öffentlichen Unterrichts wie dem Statthalter des Königreiches zugeordnet wird. So scheint auch für dieses Land die Zeit zu einer neuen zweckdienlichen Erhebung der geistigen und moralischen Bildung gekommen zu sein, denn der Ukas bestimmt, daß von nun an Sorge dafür getragen werden solle, daß auf die Jugend des Königreichs Polen dieselben Vortheile beim Unterrichte ausgedehnt werden, „welche die vaterländische Jugend in den Bildungsanstalten des Kaiserthums genießt". Insbesondere soll die polnische Jugend in den Lehranstalten des Königreichs selbst soweit vorbereitet werden, daß sie auf die russischen Universitäten übergehen kann. Auf dieser Inspectionsreise durch Polen soll der Minister auch darauf aufmerksam gemacht worden sein, daß jetzt auch nicht eine öffentliche Bibliothek in Polen befindlich ist. Er soll seine Verwendung dafür verheißen haben, daß wenigstens ein Theil der großen Bücherschätze, die aus Polen nach Rußland ausgeführt worden sind (im Ganzen über 400,000 Bände) und die dort meist ganz unbenutzt liegen, ins Königreich zurückgebracht werden.

Dem Adel des Gouvernements Nowgorod ist neuerdings aufgegeben worden, von jetzt an jährlich eine Kopeke für jeden leibeigenen Bauer zu entrichten, welche Abgabe zur Gründung eines Lehrstuhls der Jurisprudenz auf dem Gymnasium zu Nowgorod verwandt werden soll.

Um aus der geistlichen Mission, welche von russischer Seite fortwährend in China unterhalten wird und deren Mitglieder alle zehn Jahre wechseln, größere Ergebnisse für die Wissenschaft als bisher zu erzielen, hat die Akademie der Wissenschaften zu Petersburg mehren für das Jahr 1840 abgehenden Mitgliedern der Mission eine specielle Vorbildung und Instruction für solche wissenschaftliche Gegenstände ertheilt, an deren Erforschung ihr am meisten gelegen ist. So ist der Zögling Gaschkewitsch in den zur Anfertigung eines Kalenders nöthigen Berechnungen und auf der Sternwarte zu Pulkowa in den Theilen der Astronomie besonders geübt worden, welche in China am meisten geschätzt werden. Andern Zöglingen der Mission sind in sprachlicher Hinsicht besondere Aufträge geworden, so in Betreff des Tibetanischen, des Sanskrit u. s. w. Diese Mission, die schon seit Peter's des Großen Zeiten besteht, zerfällt in drei Vicariate und in drei Eparchien; die ersten befinden sich in den Provinzen Zan-Si, Fokim und Suizuen, die Vorsteher der Eparchien hatten sich in Peking, Nanking und Makao auf.

Unter den neuern Erzeugnissen der russischen Literatur zeichnet sich die Reihe der Geschichtswerke über die Staaten Europas aus, welche der Professor Pogodin herauszugeben begonnen hat. Es füllt dieselbe eine Lücke in der russischen Literatur aus, die noch keine Specialgeschichten der europäischen Staaten besitzt. Als Vorbild scheint dem Herausgeber die von Heeren und Ukert veranstaltete Reihe deutscher Geschichtswerke gedient zu haben. Zuerst erscheint die „Geschichte Preußens" in drei Bänden, welcher später die der übrigen Staaten nachfolgen wird.

In Odessa ist für das Jahr 1839 ein russischer Almanach erschienen, der mehre interessante Data zur Geschichte der Stadt Odessa (die jetzt seit 44 Jahren besteht) und der Krim, sowie über die Lebensweise in Odessa enthält. Den übrigen Inhalt bildet eine Lebensbeschreibung des Fürsten Potemkin und eine Anzahl Erzählungen, darunter eine rührende Mittheilung über den Tod der Charlotte Stieglitz von Gretsch. Gedichte fehlen natürlich nicht, es sind theils Originale, theils Übersetzungen, u. a. von Schiller's „Idealen". Hier begegnet man den jetzt im Vordergrunde stehenden russischen Dichtern: Benediktow, Kukolnik, Podolinski und Glinka.

Die von Puschkin begründete russische Quartalschrift „Der Zeitgenosse", die auch nach Puschkin's Tode zum Besten seiner Familie herausgegeben worden ist, hat nun den Professor an der petersburger Universität Pletejew zum Redacteur erhalten. Der Inhalt der Hefte ist sehr mannichfaltig und besteht theils aus Beiträgen zur Geschichte Rußlands, theils aus Novellen, Sagen aus der Krim, Gedichten von Zukowskj, dem Fürsten Wjazemskj u. A. Von Zukowskj rührt auch wahrscheinlich der Bericht her, der in dieser Zeitschrift über die Reisen des Großfürsten-Thronfolger mitgetheilt wurde. 7.

Notiz.

Hr. A. G. Glascott, dessen Rückkehr nach England von den öffentlichen Blättern mit großer Freude angezeigt ward, bereisete seit zwei Jahren, meist in Gesellschaft des Consul Brant, Armenien und Türkisch-Kurdistan und ist im Stande gewesen, über dieses wenig bekannte Land viel neue geographische Nachrichten einzuziehen. Die Reisegesellschaft durchforschte unter Anderm auf ihren Wanderungen das Thal des Murád Su oder östlichen Euphrats, erstieg den über 9000 Fuß hohen Supan Dágh, nach armenischer Überlieferung der Berg, auf welchen die Arche Noahs sich niederließ, und hat von einem sehr großen Theile der umliegenden Gegend eine sehr schöne Karte entworfen. 19.

Bibliographie.

Nordalbingisches Album. Hamburger Almanach mit Beiträgen der namhaftesten Literaten herausgegeben von H. Rudolphi. Gr. 12. Hamburg, Riemeyer. 1 Thlr. 8 Gr.

Bauer, J. F. C., Vom kirchlichen Indifferentismus im protestantischen Volke. Rede. Gr. 8. Bamberg, Literar.-artist. Institut. 1839. 3 Gr.

Charette, oder: der Krieg in der Vendée. Historisches Gemälde aus der Revolutionszeit. Frei nach dem Französischen von F. Marckwort. 8. Breslau, Leuckart. 1839. 1 Thlr. 12 Gr.

Gathy, A., Erinnerungen an das erste norddeutsche Musikfest zu Lübeck. Den theilnehmenden Kunstfreunden gewidmet. Gr. 8. Hamburg, Riemeyer. 1 Thlr.

Gegen Herrn Dr. David Schulz zu Breslau. 8. Berlin, Voss. 8 Gr.

Gottschalck, F., Genealogisches Taschenbuch für das Jahr 1840. 16. Berlin, Reimer. 1839. 1 Thlr.

Günther, J., Narrenchronik, oder Leben, Ränke und Schwänke berühmter Hofnarren und Lustigmacher. Fürs deutsche Volk erzählt. 1stes Bändchen. 1stes Heft. 8. Jena, Mauke. 1839. 6 Gr.

Hampelmann's Bade- und Reiseabentheuer. Lokal-Posse in 2 Abtheilungen. 8. Frankfurt a. M., Döring. 1839. 9 Gr.

Hermes, J. G., Barbyton. Sammlung geistlicher Lieder zur häuslichen Erbauung. 8. Zerbst. 1838. 12 Gr.

I. Der Landbär. [Umschlag-Titel.] — Mit d. T.: II. Der grüne Esel am blauen Wasserfall, vom Verfasser des blauen Esels am grünen Wasserfall, oder auf Druckpapier fixirte Lichtbilder einer Camera non obscura. Gr. 8. Weimar, Voigt. 8 Gr.

Neuer Nekrolog der Deutschen. 16ter Jahrg., 1838. 2 Theile. Mit 5 Porträts. 8. Weimar, Voigt. 4 Thlr.

Vogl, Joh. N., Erzählungen eines Großmütterchens. Gr. 12. Wien, Tendler u. Schaefer. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 29. —— 29. Januar 1840.

Zur Literatur des Komus.

Man hat in den letzten Jahren viel darüber hin und her gestritten, ob wir eigentlich eine neue Blüte der Poesie zu erwarten und als eine sich entwickelnde schon zu begrüßen hätten, oder nicht. Viele, welche behauptet haben, sie wollten diese Blüteperiode herbeiführen helfen, sie würden die schönsten und seltensten Gaben in den Kranz winden, welchen unser Decennium den Musen als Opfer anbietet, Viele sind ihrem Versprechen nicht treu gewesen; Viele sind über dem Schönen, was sie von sich verheißen, und über dem Schlechten, was sie vor den Richterstuhl ihrer Kritik gezogen haben, gar nicht zu eigenen, selbständigen Productionen gekommen; Andere haben über untergeordnete Leistungen den Stab gebrochen und selbst noch mehr Untergeordnetes an den Markt gebracht; die jammervollen Assecuranzen zu gegenseitigem Lobe werden kaum noch belächelt, man ignorirt sie blos. Was soll's auch frommen, wenn man z. B. schreibt: Wir haben Hoffnung, daß die Lyrik in Deutschland einen neuen Aufschwung nehmen werde; denn es siedelt sich von Paris nach Hamburg hinüber der Dichter L. Wihl — ein Mann, der, als man so schrieb, nur von einigen Claqueurs gekannt war, und der, nachdem seine Gedichte bekannt geworden waren, für nichts Anderes als für einen Gedichtemacher gehalten werden konnte. Mit welchen Freudenschüssen und Ehrensalven begrüßt man nicht fort und fort Freiligrath! Seine Freunde sagen, Deutschland sei stolz auf ihn; schade, daß dieser sogenannte Dichter die heiße Zone über sein Vaterland stellt. Aus dem „Morgenblatt" erfahren wir, daß Freiligrath ein „Malerisches und romantisches Westfalen" herausgeben werde; indeß, wenn es in der Weise geschehen wird, wie das „Morgenblatt" in Nr. 248 u. 249 eine Probe davon gibt („Der Freistuhl von Dortmund"), so ist das ganze malerische Westfalen total ungenießbar. Da nun die genannten Zwei jetzt gerade am häufigsten und lautesten von sich reden machen oder von sich reden lassen, so habe ich sie hier blos nennen und die Überzeugung, welche von den Unparteiischen getheilt wird, aussprechen wollen, daß von Beiden für die Blüteperiode deutscher Poesie wenig zu hoffen sein möchte.

Doch das Interesse für die Lyrik scheint gegenwärtig fast überflügelt zu sein von dem für das Drama. Am verwegensten hat sich wieder Gutzkow gezeigt. Unter allen seinen Beurtheilern hat Gutzkow vielleicht keinen gerechtern gefunden als Schreiber dieses. Ich habe seinen Scharfsinn, seine Gewandtheit, seinen Überblick, seine Meisterschaft im Styl überall anerkannt; ich habe in Nr. 258 u. 259 d. Bl. f. 1838, in dem „Aussichten" überschriebenen Aufsatz, seinen „Blasedow" als den Vorläufer einer neuen Epoche der Humoristik begrüßt — indeß ebenso bestimmt habe ich immer erklärt, daß Gutzkow kein freies Urtheil über sich selbst und über seine Stellung hat. Man lese eine seiner neuesten Sachen, den „König Saul". Was für eine Großartigkeit der Charakterzeichnung ist darin! welch eine Kraft des Tragischen, welch eine Reinheit der Lyrik und in Allem eine wahrhaft antike Plastik. Nicht so günstig urtheile ich über seinen „Richard Savage". Was die Form anbetrifft, so kann ich darin nichts von dem neuen Dialoge entdecken, den seine Freunde darin finden wollen und auf den er selbst aufmerksam macht. Desgleichen sehen wir gar nicht ein, was damit gemeint ist, wenn der „Telegraph" oder die „Europa" die komödienartigen Anfänge preist, welche die ersten Acte nehmen sollen. Dies Drama scheint mir denselben Vorwurf zu verdienen wie die Productionen so vieler neuesten Literaten, sie sind forcirt, sie sind vielleicht Kunststücke, aber keine Kunstwerke. Was man vielen Novellen von Mundt, Laube und Gutzkow vorgeworfen hat, das gilt auch von „Richard Savage": er ist contre nature; dazu kommt, oder darin liegt eigentlich schon, daß die Motivirung in mehren Partien durchaus mangelhaft ist. Was soll's nun frommen, wenn z. B. in der „Europa" gesagt wird:

> Ja, da ist der „Richard Savage", so etwas hat man noch nicht gedacht, geschweige gekannt; für's Drama ist nun eine neue Form gefunden und eine neue Bahn gebrochen.

Wenn mit solchen Lob- und Preisliedern sich die Blüteperiode unserer deutschen Poesie herbeiführen ließe, dann müßte sie wahrhaftig schon da sein.

Doch ich wende mich zu einem andern Zweige der Literatur, zur Literatur des Komus. Es ist ein noch nicht ganz vertilgter Irrthum, daß die Komödie als solche, von geringerer Würde sei als namentlich das Drama. Indeß, wenn man einsieht, daß das Komische der Idee nach blos die Gegenseite des Tragischen ist, so muß man zugestehen, daß das eine dem andern an Würde gleich sei. Unter dem Komischen verstehen Viele vorzugsweise das

Niedrig-Komische, und daher mag der erwähnte Irrthum entstanden sein; indeß das Niedrig-Komische verhält sich zum Komischen an sich ungefähr ebenso wie das Räuberstück zum echten Drama; so wenig man es dem Drama zur Last legen kann, daß sich das Räuberstück daraus hervorgebildet hat, so wenig kann man dem Komischen auf dem Gebiet des Schönen deshalb einen niedrigern Platz anweisen, weil sich das Niedrig-Komische oft für das Echt-Komische ausgibt.

Nun hat sich in der letzten Zeit auf dem Felde des Komischen viel Regsamkeit und Leben gezeigt; wir haben eine neue Auflage erlebt von Knigge's „Reise nach Braunschweig"; Ortlepp gibt den alten Rabener wieder heraus; da erscheinen illustrirte Ausgaben vom „Eulenspiegel", von „Don Quixote" — und endlich die neuen selbständigen Productionen. „Vater Blasedow" stellte sich selbst zuerst in die Reihe der komischen Romane; als wir aber dem Verf. gezeigt hatten, sein Buch sei eigentlich gar kein komischer Roman, da sagte derselbe: Und wenn auch tausendmal auf dem Titelblatte gedruckt stände „ein komischer Roman", so erkläre ich, er soll ein humoristischer sein. Indeß dem sei wie ihm wolle, Blasedow hat die Zeit verstanden; er trägt all den Reichthum der Gegenwart und all ihren Jammer in seiner Brust; er ist ein Mensch wie wir, seine Schmerzen sind die unsern, und vielen unserer Gefühle gibt er erst das lebendige, treffende Wort; darum hat der Blasedow alle Diejenigen angesprochen, die als lebendige Glieder der Gegenwart angehören.

Franz Dingelstedt's „Argonauten" nehmen die Gegenwart zu flach, sie greifen nicht tief genug; das Buch ist an vielen Stellen so seicht wie der Fluß, auf welchem der Held der Geschichte eine Wasserreise macht. Des Verf. liebster Gedanke ist die Misère der Spießbürgerlichkeit. Ich gebe nun gern zu, daß diese unter allen die unmenschlichste ist, weil sie ihre Schlachtopfer langsam, mit sanftem, sogenannten menschenfreundlichem Bei- und Mitleidslächeln zu Tode martert, und doch noch tausend Sophismen bereit hat, die eigene tiefe unergründliche Heillosigkeit zu rechtfertigen; allein diese Scheußlichkeit ist wie der Krebs; ausgeschnitten mag er werden, er bricht doch überall wieder durch. Obwol es nun augenfällig ist, daß vieler Orten diese Spießbürgerlichkeit, dieses beschränkte und sich selbst beschränkende, trostlose Philisterwesen den Sieg gewinnt über die freie Kraft des Geistes, so ist es doch widerwärtig, sich in einem Roman alle diese kleinen Siege und all die jammervollen Niederlagen vorrechnen zu lassen. Immermann's „Münchhausen" ist ein vortreffliches Werk, wenngleich die Komik bisweilen forcirt und der Witz an vielen Stellen nicht leicht genug erscheint. Was den „König Kodrus" von Karl Gödeke betrifft, so muß er ohne Bedenken zu den bessern Erscheinungen auf diesem Gebiet gezählt werden; ich glaube, der Verf. hat Kraft, Energie und Takt genug; es ist nicht wohl gethan, daß er sich als, wenn ich auch nur sagen will, Bewunderer Platen's selbst proclamirt.

Ich komme nun zu einem noch später als das letztgenannte erschienenen Buche:

Vetter Michel. Ein Capriccio von Friedrich Clemens. Altona, Hammerich. 1839. Gr. 12. 1 Thlr. 8 Gr.

Es gibt gegenwärtig in Deutschland eine Zahl von Talenten, die ich isolirte Talente nenne. Zu redlich, um in gemeiner Weise um die Gunst des Publicums zu buhlen, zu selbständig, um sich in eine literarische Coterie zu drängen, zu männlich, um auf die Jämmerlichkeit, die sich breit macht, nicht einzudringen, ist ihr Loos nicht blos, daß sie in feilen Journalen heruntergerissen werden, ihr Name und ihr Wort wird von der gewaltigen Flut ordinairer Mittelmäßigkeit verschlungen.

Ein solches isolirtes Talent war bisher auch Fr. Clemens. An den Sachen, die wir früher von ihm gelesen haben, hätten wir freilich Manches auszustellen; indeß eine ganz vortreffliche Leistung ist sein „Vetter Michel". Die geringe Anerkennung, die der Verf. bis jetzt gefunden hat, gibt ihm eine gewisse Bitterkeit, ja, sie macht ihn ungerecht gegen Andere; er sagt z. B. von Rückert, er sei in Afterpoesie verkommen — ein Ausspruch, welchem allerdings das Wahre zum Grunde liegt, daß Rückert sein eigenthümliches Wesen verkauft hat an die Fremden; ebenso scharf, fast ungerecht ist er gegen Immermann, von dem er sagt, er habe seine ehrwürdige seriöse Dichtergestalt im Eingange seines Lügenbuchs so sehr mit bunten Läppchen behangen, daß man das ernste Angesicht gar nicht dazwischen herausfinden kann. Der alte Herr, fährt er fort, hat einen nagenden Wurm, der einst von Heine gepflegt wurde und der noch immer nicht sterben will: es ist solches der Hunger nach classischem Ruhm, nach einem Denkmalsruhm, desgleichen unsere Dichterlieblinge im Leben und Sterben genossen haben; das will halt nicht gehen, und nun griesgramt er in Epigonen- und Münchhausen-Büchern weinend und lachend. Der heilige Geist der Poesie aber kommt darum doch nicht auf ihn herab. Der Zeitgeist weint und lacht ihn aus, und in keinem Fall ist es weltklug, seinen Verdruß über etwas auszulassen, was das Geschick Einem versagt hat — hier echte Dichterweihe. Hinter den Funfzigen ist Winter; hat der Lorber bis dahin keine Wurzel geschlagen, Tinte und Thränen, wie viel deren auch angegossen, befruchten diese Pflanze nicht mehr. Wir nun wissen recht wohl, daß Immermann sich in verschiedenen Regionen und auf verschiedenem Terrain versucht hat, um zu erfahren, wo er den Pegasus, oder wo der Pegasus ihn am glücklichsten tummeln werde; indeß, wenn Fr. Clemens behauptet, daß das Geschick dem Immermann die rechte Dichterweihe versagt habe, so müssen wir namentlich — um Anderes nicht zu erwähnen — an die Geschichte von Lisbeth und dem Jäger in „Münchhausen" erinnern. Wer das dichten konnte, der hat wahrhaftig die Dichterweihe empfangen!

Was nun die Idee des „Vetter Michel" betrifft, so ist dieselbe ungefähr in Folgendem auszusprechen. Der Verf. sagt, es haben sich im Verlaufe so vieler vergangener Volkslebensjahre in jeder Nation gewisse bezeichnende Charaktereigenthümlichkeiten in einer benannten imaginairen oder mythischen Persönlichkeit verkörpert, deren lebendiger Odem eine Idee ist, welche bei Nennung des Na-

mens dem Verständigen in großen Umrissen vorschwebt. Der Art ist z. B. in Deutschland der Dr. Faust, der Don Juan, ein fleischlicher Faust, der Jude Ahasver, der Spanier Don Quixote, der englische John Bull; unter den Deutschen hat man, außer dem Faust, den Hans Wurst, den Till Eulenspiegel, den Münchhausen und endlich auch den Vetter Michel. Daß in diesen kurzen Worten und in dieser Idee Wahrheit liege, braucht wol nicht erst bewiesen zu werden; wir kommen sonach auf die Art der Ausführung und Behandlung des „Vetter Michel".

(Die Fortsetzung folgt.)

Aristocracy in America. From the sketch-book of a German nobleman. Edited by *E. F. Grund*. London 1839.

Hr. Grund hat sich bereits durch zwei über Amerikas politische und gesellschaftliche Verhältnisse sowol in englischer als deutscher Sprache herausgegebene Werke einen wohlverdienten Namen erworben. Inwiefern er in dem vorliegenden Buche mit dem „deutschen Adeligen" als eine und dieselbe Person zu betrachten sei, erscheint nicht völlig gewiß, obschon wir einigen Grund haben, anzunehmen, daß Verfasser und Herausgeber häufig zusammenfallen. Dem sei nun wie ihm wolle, genug, ein Deutscher kommt in Neuyork an, wo er, an die aristokratischen Familien in der Stadt und Nachbarschaft mit Empfehlungen versehen, in den ersten Cirkeln Zutritt erhält. Von da besucht er unter gleich günstigen Umständen Boston. Dann geht er nach dem Süden, wo zuerst Philadelphia mit seinen Quäkern und altmodischen Gewohnheiten einen vortheilhaften Eindruck auf ihn macht; Baltimore gibt ihm eine Idee vom Süden und Washington, das Ziel seiner Reise, setzt ihn in Stand, die Sitten der Hauptstadt der Union und die Charaktere der hier versammelten Minister und Gesetzgeber zu skizziren.

Die Schilderungen des demokratisch gesinnten Touristen entwerfen ein geistvolles und anziehendes Gemälde von den Eigenthümlichkeiten der socialen Zustände Amerikas, dessen Aristokratie der Verfasser häufig mit dem strengsten Tadel überschüttet. Dabei verfällt er allerdings öfters in den Misgriff, einen Theil für das Ganze und ein Individuum oder eine Coterie für eine Classe zu nehmen; auch hat er nicht, gleich Charles Mathews, die mannichfaltigen Schattirungen von Ähnlichkeit und Verschiedenheit, die zwischen den höhern Classen von Europa und denen von Amerika stattfinden, mit so wenigen aber charakteristischen Zügen herausgehoben.

Die Aristokratie des Nordens, der Handelsstädte Neuyork und Boston, steht in vielen Beziehungen, wie wir dem Verf. gern glauben wollen, hinter jener des Südens zurück. Ein beträchtlicher Theil dieser „Großen" sind nichts weiter als Börsenspeculanten und kaufmännische Betrüger, deren Prunk nichts als leerer Schein ist, die aber, in Abwesenheit von wahrhaftem Wohlstande, günstigen Aussichten und einer angemessenen Erziehung, ihr hochfahrendes Wesen gegen die eben gerade unter ihnen Stehenden bis zu einem unerhörten Grade treiben und auch unter sich höchst eifersüchtig aufeinander sind. Ja, selbst die wirklich Wohlhabenden und Unabhängigen sind von abstoßenden, exclusiven Sitten nicht freizusprechen. Wir finden darüber folgende, sehr treffende Bemerkung des deutschen Edelmanns: „In allen Ländern, wo ein erblicher, reichbegüterter Adel besteht, findet sich auch eine Art von Wohlwollen gegen die untern Stände, welches zu dem Verhältnisse von Patron und Clienten führt und wodurch manche anscheinende Ungerechtigkeit auf freundliche Art gemildert wird; allein die bloße Geldaristokratie, wie sie sich in diesem Lande festsetzt, wie sehr man auch die Thatsache durch Schlauheit und sanfte Redensarten oder durch übertriebene Schaustellung des Republikanismus zu bemänteln bemüht ist, haßt die arbeitenden Massen, über die sie sich zu erheben strebt."

„Die Vornehmthuerei eurer reichen Mäkler, welche Geld anhäufen, ohne es auszugeben, beleidigt das Volk, ohne dem Handwerker oder Kleinhändler Gewinn zu bringen, und die gemeine Art und Weise, womit Leute ersten Ranges bei jeder Kleinigkeit feilschen, um einen Pfennig zu ersparen, macht ihre Kundschaft für achtbare Kaufleute kaum wünschenswerth. Man ist außerordentlich lüstern nach Glanz und fürchtet sich doch, ihn zur Schau zu stellen. Man muß mich recht verstehen: ich spreche von den reichen, berechnenden Einwohnern Bostons, welche wirklich von ihrem Besitze leben, nicht von euern wohlhabenden Kaufleuten Neuyorks, welche auf neunmonatlichen Credit leben. Überdies, ihr selbst werdet zugeben, daß eure Aristokratie weit entfernt ist, im Allgemeinen sehr wohl erzogen zu sein; und ich sehe nicht ein, wie diesem Fehler abgeholfen werden soll, so lange Reichthum den ersten Anspruch auf gute Gesellschaft gibt."

Dieses Ausschließungssystem erstreckt seine Wirkungen selbst auf katholische Kirchen, obwol die römisch-katholische Kirche in Europa ihren Stolz immer darein gesetzt hat, Jedermann ohne Unterschied des Ranges, Titels oder Reichthums in ihre Behausung aufzunehmen. Allein die fashionablen amerikanischen Katholiken ahmen die Gewohnheit jener Verehrer Christi nach, welche Gott gern in guter Gesellschaft ihre Anbetung darbringen. Daher haben sich die achtbaren Katholiken von Neuyork, welche nicht durch die Anwesenheit eines irländischen Pöbelhaufens gestört sein wollen (der übrigens zum größten Theile aus ihren eigenen Dienern besteht), zu ihrem besondern Gebrauche eine Kirche bauen lassen „ein zierliches, kleines Gebäude, eben geräumig für eine gentile Versammlung, um das Wort des Herrn en famille zu hören."

Es finden sich in dem Werke sehr lebendig entworfene Skizzen, welche die Aristokraten des Nordens besonders von der Seite darstellen, wie sie Alles, was nationell ist, herabzuwürdigen suchen und kriechende Bewunderer alles Europäischen sind. Indem der Verf. die Wirkungen dieser ungemessenen Ansprüche und dieser nichtigen Eifersüchtelei gegeneinander hervorhebt, äußert einer der an der Unterredung Theilnehmenden: „Hätten wir ebenso viele abgesonderte und festbegrenzte Gesellschaftsclassen wie in England, so würde sich nicht das fortwährende Bestreben geltend machen, einander zu überbieten, was besonders unsere Frauen auszeichnet und in Verbindung mit dem Creditsysteme eine der Hauptursachen der so zahlreichen Fallimente ist: ein Umstand, welcher, in was für einem Lichte er auch immer von Kaufleuten und Bankiers betrachtet werden mag, eins der größten moralischen Übel ist, womit eine achtbare Gemeinde heimgesucht werden kann. Ein großer Theil unserer Matronen — fuhr er fort — würde sich sicherlich glücklicher dabei befinden, wenn sie, anstatt Seide, Musselin oder Kaliko trügen, und die Männer, anstatt ihr Gehirn auf die Folter zu spannen, um Mittel zu finden, ihre tausendfältigen unnöthigen Bedürfnisse zu befriedigen, würden ihre Häuslichkeit billiger und comfortabler ausgestattet finden; sie würden auf ihre Frauen wie auf Freundinnen und Rathgeberinnen blicken, statt daß sie sie jetzt als bloße Gefährten ihrer Genüsse betrachten."

Würde sich dieser Zustand der Dinge blos auf die reichern Classen beschränken, so wäre er noch erträglich genug. Die Extravanzen der Reichen geben der Industrie der Ärmern Beschäftigung. Allein bei uns, wo junge Männer ohne Vermögen im Alter von 21, Mädchen, die gleichfalls nichts besitzen, im Alter von 18 Jahren sich verheirathen, wo der Ehemann zur Unterhaltung seiner Frau und seiner Kinder auf seinen eigenen Erfindungsgeist beschränkt ist, können nur Wenige unbesonnene Ausgaben machen, ohne hinsichtlich der Mittel und Wege, ihre Schulden zu bezahlen, gleichgültig zu werden. Ich bin stolz auf den Unternehmungsgeist meiner Landsleute, welche stets voll

Speculation und Hoffnung sind, welche in der Zukunft leben und sich wenig um die Gegenwart bekümmern; allein ich bedauere, daß unsere modischen Damen sich dergleichen Ideen hingegeben haben. Ein großer Theil davon weiß wenig oder nichts von den Vermögensverhältnissen ihrer Männer; sie leben in Häusern, die auf Credit gebaut oder gemiethet, fahren in Kutschen, die noch nicht bezahlt, tragen Kleider, die bei der Modehändlerin geborgt sind, setzen sich zu einem Mittagsessen nieder, das im Schuldbuche des Eßwaarenhändlers steht, und sinken endlich auf Betten zur Ruhe, welche durch eine auf sechs Monate ausgestellte Note verschrieben sind. Sie kennen für ihre Ausgaben keinen andern Maßstab als die Mode, allein nicht die ihres eigenen Landes, aus der natürlichen Lage, den Sitten und Gewohnheiten ihres Volks hervorgegangen, sondern die für ganz verschiedene Leute berechneten Moden von Paris und London — verschieden wenigstens, insoweit es Sitten und Verhältnisse betrifft, und sind dann mindestens ebenso erstaunt über die Fallimente ihrer Ehemänner als ihre Gläubiger, welche sie für reiche Leute hielten.

Aus Allem, was wir über die Yankees gehört oder gelesen haben, scheint allerdings hervorzugehen, daß das vorstehende Gemälde, wenn auch etwas zu stark aufgetragen, doch in den Hauptzügen getreu ist. Es ist allgemein bekannt, daß die Amerikaner der nördlichen Staaten die Unterwürfigkeit gegen ihre Frauen, sowie die Höflichkeit gegen Damen an öffentlichen Orten, oder auf Dampfschiffen bis zu einem in Europa unbekannten Grade treiben. Überraschender dürfte jedoch der von unserm Verf. als Ursache dieses aufmerksamen Benehmens aufgeführte Grund erscheinen, nämlich daß ein Amerikaner die Artigkeit, die er einer Dame zollt, an sie nur als an die Repräsentantin ihres Geschlechts, nicht aber wegen ihrer besondern liebenswürdigen Eigenschaften richtet, daß er sie wie ein Idol behandelt, welches er, wenn es in Gesellschaft sich befindet, gleichsam auf eine künstliche Erhöhung stellt, das aber, in weniger hervorragender Stellung, nicht auf die Hälfte dieser Verehrung Anspruch machen kann.

Zur Erläuterung dieser Behauptung führen wir folgende Schilderung eines Diners an: „Die Damen waren alle en grande toilette, obwol unter den Herren kein einziger in dem bei Diners üblichen Anzuge erschien. Die Unterhaltung wurde sehr laut geführt, allein verhallte dessenungeachtet bald unter dem Geklirre der Gabeln und Messer. Ich machte die Bemerkung, daß die Damen nicht blos weit lauter, sondern auch weit mehr sprachen als die Männer, indem die Amerikaner der höhern Stände in der That in Gegenwart von modischen Damen die geschämigsten Wesen sind, die ich jemals gesehen. Sie nähern sich den Frauen in dem unzweifelhaftesten Bewußtsein ihrer eigenen Inferiorität und öffnen, sei es nun aus Bescheidenheit oder Klugheit, selten ihre Lippen, ausgenommen um Das zu bestätigen, was die Damen vorgebracht haben. Man wird stets an Candide's ehrliches Wort erinnert: „Hélas! je répondrai comme vous voudrez."

Als Hauptursache dieser so grundfalschen Stellung der Männer und Frauen in der Gesellschaft, sowie der Mischung von Achtung und Mangel an Aufrichtigkeit von Seiten der Erstern führt der Verf. an, daß die Frauen in Amerika aus bloßer Höflichkeit einen Rang in der Gesellschaft einnehmen, welcher demjenigen, den sie im Privatleben und im Schoose ihrer Familie behaupten, nicht blos entgegengesetzt, sondern auch mit der Übung von Aufmerksamkeit von Seiten der Herren wirklich unverträglich ist. „Bei jeder Gelegenheit werden sie wie arme, hülflose Geschöpfe betrachtet, die eher das Mitleiden als die Bewunderung der Männer erwecken, und da die Dienstleistungen, die sie in Anspruch nehmen, in eben dem Maße zahlreich sind, als es der gemietheten Diener wenige gibt, so sind die Männer genöthigt, an ihrer Statt einzutreten. Diese beständigen Ansprüche können nicht verfehlen, die Gesellschaft der Frauen für Männer, welche täglich 10—12 Stunden in ihren Geschäften arbeiten, ehe sie sich umkleiden, um die angenehmen Gesellschafter zu spielen, öfters lästig zu machen, und daher kommt es, daß die Entfernung der Damen aus dem Gesellschaftssaale häufig als das Zeichen begrüßt wird, jeden Zwang abzuwerfen, und wie ich einmal den Ausdruck hörte „den Dampf herauszulassen". Würde es den Männern frei stehen, nur denjenigen ihre Aufmerksamkeit zu bezeigen, die sie leiden mögen, so würde Alles besser gehen. Die Damen würden einen großen Theil freiwilligen Tributs empfangen und die Herren, zufrieden mit dem Privilegium einer Wahl, würden ihre petits soins reichlicher an diejenigen verschwenden, welche ihre Huldigungen mit einem Lächeln belohnten. Allein statt dessen ist ein fashionabler Amerikaner durch eine ununterbrochene Reihe von Dienstleistungen in Anspruch genommen, die in keiner andern Absicht stattfinden, als um den Damen angenehm zu sein, während die gesellschaftlichen Sitten der Art sind, daß er kaum jemals Gelegenheit findet, sich einer einzelnen Dame liebenswürdig zu machen. Daher stellt ein amerikanischer Salon nichts dar als Allgemeinheiten von Männern und Frauen, an denen kein anderes Verdienst anerkannt wird, als das, welches dem Geschlechte angehört. Auf diese Art werden amerikanische Damen verehrt; allein die Anbetung besteht in einer Art von Polytheismus, wobei keine besondere Gottheit einen ihr gewidmeten Tempel oder Altar hat."

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 30. — 30. Januar 1840.

Zur Literatur des Komus.

(Fortsetzung aus Nr. 29.)

Man könnte dem Verf. den Vorwurf machen, daß sein Buch zu wenig novellistisch, zu reflectirend und raisonnirend gehalten sei. Allerdings würde, wenn das Ganze mehr novellenartig wäre, sich vielleicht ein größerer Kreis von Lesern und Bewunderern um das Buch gesammelt haben; allein nicht auf die Quantität, sondern auf die Qualität der Leser eines Buches kommt es an. Wir müssen es gerade loben, daß der Verf. sein Buch nicht zu einem fortlaufend novellistischen gemacht hat. Es liegt eine tiefe Wahrheit in demselben; das meine ich so: das Buch ist eine Satire auf unser innerlich so armes, verworrenes, innerlich leeres, zerfallenes deutsches Leben und Wesen; gerade weil unser Leben so durchaus begeisterungslos, so durch und durch unpoetisch ist, gerade darum paßt es sehr gut, daß der Verf. es verschmäht, sich durch einen novellenartigen Anstrich ordinaire Leser, die ihn doch nicht verstanden haben würden, zu gewinnen. In ähnlicher Weise könnte man sagen, der Verf. hätte doch wol eine bestimmte Behauptung über das Schicksal unserer deutschen Zukunft aufstellen müssen. Er hätte sagen sollen: „Seht mal, mit unserer deutschen Kirche wird es so, mit der hanoverschen Verfassungsangelegenheit aber wird es so werden; unsere deutschen Journalisten werden diese Carrière machen; unsere Novellistik wird sich dahin wenden; mit unserm Drama wird es so werden, und unsere Pädagogik wird zu Basedow oder zu Lykurgus zurücklaufen." Daß der Verf. des „Vetter Michel" solche specielle Aussichten nicht eröffnet, daran thut er sehr recht. Denn da alle unsere deutschen Verhältnisse eigentlich im Flusse, in einer Art Gährung sind, was will es da frommen, wenn der Einzelne spricht: So oder so wird's mit uns werden; weit wirksamer ist, was unser Verf. thut: er führt uns in des Lebens bewegte Mitte, reißt uns die Binde von den Augen und sagt: Seht, so steht es in unserer Kirche! Seht, so geht's her in unserm Staatsleben; hast du nun verstanden, was dir gezeigt ist, dann gehe hin, stürze dich hinein ins Leben, greif hin mit kräftiger Faust, wo dein Werk ist, schaffe Schönes, wirke Gutes, sei ein Held im vollen Sinne des Worts und hilf mit bauen an dem neuen Salomonischen Tempel der Wahrheit, der Schönheit und Stärke! So hat das Buch, von dem wir sprechen, keineswegs blos einen theoretischen, sondern durchaus einen praktischen Zweck, und gerade, um der Kraft und dem Willen des Einzelnen freien Lauf zu lassen und offene Bahn, hat sich der Verf. nicht mit unnützem Hypothesenmachen aufgehalten.

Noch eine Bemerkung muß ich an dieser Stelle dem Obigen hinzufügen, nämlich, daß der „Vetter Michel" mehrfach an die sogenannten Bulwer'schen „Zeitgenossen" erinnert. Nicht als ob Fr. Clemens etwa dies Werk im Sinne gehabt haben könnte, oder als ob in Form und Darstellung eine Ähnlichkeit läge, das Alles kann Niemand behaupten; indeß die Idee des Ganzen ruft den Gedanken einer Ähnlichkeit bisweilen hervor. Ich weiß sehr gut, daß die genannten „Zeitgenossen" einen mehr europäischen Charakter tragen, während schon der Name „Vetter Michel" andeutet, daß hier blos deutsche Interessen in Frage kommen; nichtsdestoweniger wird der aufmerksame Leser eine gewisse ideelle Verwandtschaft entdecken. Herr Fr. Clemens kann in dieser Bemerkung nur ein großes Lob für sein Buch finden, zumal da die Form beiweitem die Leichtigkeit und die Plastik nicht hat, wie wir sie an Gutzkow gewohnt sind. Noch eins muß ich dazu bemerken: der Verf. der „Zeitgenossen" verspricht mehr als er hält; Fr. Clemens in seinem „Vetter Michel" hält oder leistet mehr als er verspricht. Statt jener Schärfe der Dialektik, die in den Bulwer'schen „Zeitgenossen" herrscht, finden wir in „Vetter Michel" die größte Einfachheit und Wahrheit der Argumente und Motiven. Im „Vetter Michel" ist eine Fülle von Witz; eine Satire jagt die andere, eine Ironie folgt der andern. Nun hat man oft dem Witz, der Satire und der Ironie Schuld gegeben, daß etwas Blendendes, zu viel Schein von Wahrheit darin liege. Allein dieser Vorwurf trifft mehr die Autoren als den Witz und die Satire als solche; denn so viel Theil auch die Phantasie z. B. an einer Satire haben mag, so ist doch jedenfalls der combinirende Verstand die prävalirende Thätigkeit dabei. Was den Verf. des „Vetter Michel" betrifft, so weiß er im Witz fast immer das rechte Maß zu halten; nur bisweilen hätte er den Expectorationen seiner Personen den Zügel etwas straffer halten mögen, z. B. an jener Stelle, wo von einem Testament gesprochen wird, in welchem bestimmt sei, daß alle Kinder zu gleichen Theilen gehen sollten; der Reiche solle seine Habe

verkaufen und dem Ärmern sein Theil davon geben. Große Taschen, prächtige Kleider und leckere Tafeln waren versagt; Liebe und Eintracht, Vergeben und Vergessen standen obenan im Vermächtniß, und wenn dennoch einmal aus Versehen eine Ohrfeige unterlief, so sollte, der Symmetrie halber, die andere auch dazu verlangt werden. Um übrigens des Verf. Art und Kunst anschaulich zu machen, kann ich nichts Besseres thun, als ich gebe einige specielle Beispiele. Der Verf. schildert einmal das kaufmännische Geschäftsleben und sagt: Folgt mir auf des reichen Kaufherrn matterhelltes Comtoir; überblickt die Riesenbücher des Geschäfts, die Briefe, die Papiere, die Schnörkel der Wechsel, die beklecksten Tintenfässer, die Schnitzel an der Erde, die calculirenden sauertöpfigen Köpfe und Gesichter; vernehmt die Stille, das ironische Gekritzel der Feder; — wo ist der Geist der Poesie? — wo ist der Körper: schöne Form? — die Kunst ist hier Geschäft; — Natur: — Papier und Tinte; — Freiheit des Raums: — zehn Quadratschritt; — Freiheit der That: — die vier Species der Rechnenkunst.

Ein ander Mal, wo von deutscher Literatur die Rede ist, sagt er, das sei der Fluch der Zeit, dem seine besten Kinder unterliegen, daß die Kritik mit naseweisem Vorwitz den Pinsel aus der Hand nehme, oder mindestens auf die Palette spucke und die Farben verunreinige.

An einer andern Stelle spricht er des Weitern darüber, wie Fichte und Schelling dem Weisheitsschlüssel, den Kant fabricirt habe, den Bart so arg verdreht hätten, daß Hegel und die Hegelianer jetzt gar nicht mehr mit demselben schließen können.

Auch die Verfassungsfrage kommt vor; der Verf. läßt nämlich Einen von sieben Schulmeistern zu einem König sagen: Mein Mund, der dieses zu dir redet, redet für sieben; denn das Recht und die Wahrheit hat nur einen Mund, die Lüge aber und das Unrecht hat deren Legion, und Hader wohnet auf ihren Zungen. Wir sieben haben zu Gott gelobt, das Volk zu lehren im Geiste des Rechts und der Wahrheit, und haben die Finger gelegt auf des Landes Gesetzbuch, das geheiligt ist durch den Gedanken des Volks und das Zeichen des sichtbaren Herrn, der gestorben ist und der den Gedanken ehrte. Du aber hast den Gedanken getödtet, da du das Gesetzbuch zertreten, auf das unsere Finger im Schwur gelegen; du willst uns zu Lügnern machen, und solches zu dulden ziemt keinem redlichen Schulmeister; darum, Herr, so hebe das zertretene Gesetzbuch wieder aus dem Staube auf und laß es Geltung finden, weil es geheiligt ist, oder wir kündigen dir den Gehorsam, und du sollst uns ziehen lassen mit dem Gedanken in der Brust, der deine Thaten richtet. Der hohe Herr aber sprach: Du sollst keinen andern Herrn haben neben mir; ich habe Macht, zu binden und zu lösen das Gebundene; ja, selbst was ihr vor Gott gelobt und auf das zertretene Gesetzbuch, das kann ich lösen mit einem einzigen Federstrich, denn ich bin der Herr und lasse mich nicht schulmeistern; ihr Alle seid meine Knechte, gewärtig meines Winks, Geschöpfe meiner Gnade, Trabanten meiner Sonne u. s. f.

Über die Strauß'sche Frage kommt an mehren Stellen etwas vor; an einer heißt es ungefähr so: die Richtung des tübinger Doctors ist nicht eine einzelne abgeschlossene, ein in sich verpuffendes Phänomen, sondern es ist die Blütenkrone der Geistesrichtung, die namentlich in Norddeutschland herrscht. Strauß ist das edle Pfropfreis auf dem wilden Stamme des Rationalismus; an seinen Früchten wollen wir ihn erkennen; aber wahrlich, es bedürfen dieselben noch sehr der reifenden Sonne. Man nenne nur Strauß's Negation keine neue Lehre; Strauß fehlt zum Religionsstifter nichts weiter als die ganze bedeutendere Hälfte, und das ist die des Dichters.

Insonderheit tadelt der Verf. nachdrücklich — und mit Recht —, daß Strauß neuerlich behauptet habe, ein Sokrates, ein Spinoza, ein Mendelssohn können keine wahrhaft frommen Menschen gewesen sein. O Strauß, Strauß, ruft er aus, so frühe, noch ehe der Hahn einmal gekräht hat, verleugnest du dein Werk schon!

Eingeschaltet sind in den „Vetter Michel" auch Liederbilder, wie Fr. Clemens sie nennt; es sind ihrer 25, und der talentreiche Verf. hat darin ein rühmenswerthes Beispiel seiner Vielseitigkeit gegeben. Wir theilen hier folgende zwei als Probe mit.

Durch bläulichen Nebel auf Dächern
Blickt freundlich die Sonne herein,
Im Kirchthurm klimpern die Glocken,
Der Hammer schlägt alle Neun.

Zwei Träger kommen gegangen,
Sie tragen eine Todtenbahr'.
Zwölf Männer kommen geschritten,
Mit weißgepudertem Haar.

Im Hofe Numero sieben
Soll Jemand gestorben sein;
Es schimmert in niedrer Bude
Ein Tischchen mit Zwieback und Wein.

Die Männer bekommen Citronen,
Sie heben den Sarg so schwer.
Zwei alte Leute weinen,
Und viele sind traurig sehr.

Eine Jungfrau wird begraben,
Auf dem Sarge die Myrthenkron'.
Ein Knabe folgt schluchzend dem Zuge —
Das ist der Verstorbenen Sohn.

In Hamburg an der Elbe
Da wohnen viel Hanseleut'!
Die essen und trinken und rechnen
Und fragen nicht nach der Zeit.

Die Männer gelten im Staate,
Nach Staat ist großes Begehr.
Viel Frauen sind leichte Waare,
Das Geld und die Luft sind schwer.

Die Freiheit, grau schon an Haaren,
Wohnt hier seit undenklicher Zeit,
Hat Vieles im Leben erfahren
Und liebt die Bescheidenheit.

Es klimpern Glocken und Mädchen
Choral und Liebeslied;
Die Glocken sind kalte Sänger,
Das Mädchen von Liebe erglüht.

Die Vögel singen im Käfig,
Der Garten blüht im Topf;

Der Weise wird leicht zum Bettler,
Zum Millionnair der Tropf.
Die Bürger und die Moden
Erlassen Gesetze zumal.
Man reißet Witze und Tücher,
Und Witze und Tücher sind schal.
In Hamburg, an der Elbe,
Da wohnen viel Hanseleut',
Sie handeln um Kaffee und Zucker,
Um Seel' und Seligkeit.

Den Schluß des ganzen Buches macht ein erwärmendes Wort. Morgen schon, sagt der Verf., kann das Blatt sich wenden, es kann in dieser Nacht ein Stern aufgehen und der Himmel kann der Erde eine Weihnachtsgabe herunterwerfen; darum halte man den Schoos auf. Somit glaubt Ref. das Urtheil gerechtfertigt zu haben, daß das besprochene Buch zu den anziehendsten gehört, welche wir in diesem Genre in der letzten Zeit bekommen haben.

Nächst diesen bedeutendern Erscheinungen auf dem Gebiete der Literatur des Komus gibt es auch einige, die, obwol sie in zweiter Linie stehen, eine Erwähnung verdienen. Ich rechne dahin zunächst den „König Og und seine Abkommen".*) Der ungenannte Verf. kennt das Leben zwar von mehr als einer Seite; indeß einen großartigen Überblick und eine scharfe Concentration darf man ihm nicht prädiciren. Es geht ihm wie vielen classisch gebildeten Männern: sie sind eigentlich auf dem Standpunkt ihrer frühern Bildung stationnair geworden, kommen den einzelnen Erscheinungen des Lebens nicht nahe genug, stehen überhaupt nicht tief genug in der Gegenwart, um ein Recht zu haben, vor dem Publicum und öffentlich über die Verhältnisse der Zeit ein Urtheil abzugeben. Von Dem, der zur Masse redet, verlange ich, daß das Bewußtsein der Gegenwart in ihm lebendig sei, nur dann kann er Wahrheit reden, die Wahrheit darstellen und das Leben in seinen höchsten Interessen fördern.

(Der Beschluß folgt.)

Aristocracy in America. From the sketch-book of a German nobleman. Edited by *E. F. Grund.*

(Beschluß aus Nr. 29.)

Allein ungeachtet der günstigen Stellung, in welcher sich der Verf. befand, und seiner scharfen Beobachtungsgabe, möchten wir hier uns die Bemerkung erlauben, daß die eben geschilderten Sitten in den höhern Classen nicht allgemein sein können. Wol mögen seine Schilderungen auf die Mehrheit der Kaufmannsfamilien ihre Anwendung finden. Gleichwol sind auch diese im Norden in so viele einzelne und durch politische Meinungen so völlig geschiedene Coterien getheilt, daß ein Fremder kaum je im Stande ist, mit Allen in genaue Bekanntschaft zu treten. Auf der andern Seite möchten sich unter den ältern Classen, die eine Reihe von Vorfahren zählen, ein Vorbild für ihre Denkweise und Sitten, richtiges Urtheil und gebildeter Anstand finden, die sie von Denjenigen fern halten, welche die von unserm Tonristen gerügten Cirkel besuchen. In der That scheint er bei seinem Ausfluge nach dem Süden, wo sich häufig Alter der Abstammung, traditionneller Ruhm und erblicher Reichthum in einer Familie concentriren, wo literarische Beschäftigung sich leichter darbietet als unter den geldgierigen und wie Pilze aufschießenden Kaufleuten des Nordens, diese Bemerkung durch die Worte zu bestätigen:

„Dieser Zustand der Dinge besteht nicht im Süden; hier ist der eigentlichste Fehler des Volkes: Generosität. Die Sklaven, welche sie in Stand setzen, Aristokraten, ohne gemein zu sein, stehen zu ihnen im Verhältniß von Vasallen zu ihren Herren; und die Pflanzer, welche die Gewalt und den politischen Einfluß ihrer Sklaven nicht fürchten, sondern im Gegentheil ein Interesse an ihrem körperlichen Wohlergehen haben, behandeln sie im Allgemeinen mit Menschenfreundlichkeit. Niemals gab es ein großes, moralisches Übel, ohne daß es nicht auch einiges Gute mit sich geführt hätte, und so kommt es, daß das Verhältniß zwischen Herrn und Sklaven Bande und Neigungen erzeugt, welches Niemand begreift, der nicht Zeuge von ihren Wirkungen war. Ich habe Frauen von Pflanzern an dem Krankenbette ihrer Sklaven wachen und Handlungen der Mildthätigkeit verrichten sehen, welche der misverstandenen Selbstachtung der nördlichen Bevölkerung als gemein vorgekommen sein würden, blos deshalb, weil die Gefühle von Menschenfreundlichkeit (kindness) und Dankbarkeit (gratitude), welche in den südlichen Staaten sehr hervortretend sind, bei uns in Verpflichtung (obligation) und Bezahlung (payment) verwandelt werden — zwei Dinge, welche wirklich alle Poesie des Lebens selbst im Verhältnisse der Ältern zu ihren Kindern zerstören. Ich bin hier nicht gemeint, das Elend der Sklaverei, sowie es stets in den Augen eines Europäers erscheinen wird, zu gering anzuschlagen, allein ich darf nicht gänzlich einige der Vortheile übergehen, welche für die moralischen und gesellschaftlichen Verhältnisse des Landes daraus entspringen. Wenn das Streben nach Reichthum in den nördlichen Staaten eine Aristokratie des Geldes herbeiführt, so bietet die auf Geburt und Erziehung gegründete Aristokratie der südlichen Staaten ein Mittel, die Ausartung der hochherzigen Demokratie, welche einstens das Land beherrschte, in eine gemeingesinnte Oligarchie von Rechenmaschinen, ohne Poesie, ohne Künste und ohne Edelsinn zu verhindern."

Es findet sich in diesen beiden Bänden eine beträchtliche Menge von Gegenständen, das politische wie sociale Leben angehend, besprochen und größtentheils zeichnen sich die Bemerkungen des Touristen durch gesundes Urtheil, Schärfe und Originalität aus; allein durch das Ganze herrscht ein Ton der Ironie und strengen Tadels. In Beziehung auf die politischen Parteikämpfe äußert der Verf., daß die ersten Classen der Gesellschaft Politik wie ein Geschäft ansehen, womit sich nur Leute, die ihre Angelegenheiten dadurch zu verbessern hoffen, oder Schurken (scoundrels) beschäftigen, welche die einzigen glücklichen Candidaten für Ansehen und Gewalt sind. Bei Gelegenheit, wo er von einer achtbaren Gesellschaft von Gentlemen spricht und einen Theil der Unterredung, die die Yankees führten, wörtlich mittheilt, finden wir folgende Stelle: „Lasset Jemand in seinen Geschäften zurückkommen und er wird sicherlich in einen Patrioten umschlagen." „Der Patriotismus ist die letzte Zuflucht eines Schurken, wie Johnson sagte", bemerkte ein junger Advocat, sichtlich zufrieden, eine Gelegenheit zur Schaustellung seiner Gelehrsamkeit zu finden. „Glückliches Land!" rief einer meiner Begleiter, „worin jeder Schurke ein Patriot wird!" „Sagen Sie vielmehr, worin jeder Patriot ein Schurke ist", erwiderte der Advocat darauf."

Bei Gelegenheit, wo er in Boston einer literarischen Gesellschaft beiwohnte, macht der Reisende die Bemerkung, daß ihm der Mangel an offenem, freiem Benehmen der Mitglieder gegeneinander aufgefallen sei, daß sie sich nur mit großer Vorsicht einander näherten und keine andern Ausdrücke als solche gebrauchten, die sie auch dem Drucke hätten übergeben können. „Sie bewachten ein jeder des andern Bewegungen und den größern oder kleinern Grad von Vertraulichkeit, welcher zwischen dem Hausherrn und seinen eingeladenen Gästen herrschte; mit einem Worte, es fehlte ihnen nur an Takt und Manieren,

*) Vgl. hierüber Nr. 315 d. Bl. f. 1839. D. Red.

um für einen erträglichen Cirkel von Diplomaten an einem kleinen Hofe in Deutschland zu passen."

Seine Meinung von dem Zustande der politischen Presse in Amerika ist nichts weniger als ihr günstig: „Es gibt in den großen Städten der Union kaum eine einzige Zeitung, welche einen entschiedenen politischen Charakter hat, indem sie irgend ein großes, historisches Princip vertheidigt und bei ihrem Kampfe andere Waffen als die Dialektik der Gemeinplätze und beständige Berufung an die Leidenschaften ihrer Subscribenten zu Hülfe nimmt. Die Wirkung, welche die amerikanischen Zeitungen hervorbringen, verdanken sie ihrer Zahl, da sich keine einzige darunter findet, welche sich einer hinlänglich großen Subscribentenzahl rühmen kann, um sie zu einem wahren Organe der öffentlichen Meinung zu erheben. Ihre Macht entsteht aus ihrer Vereinigung. Keine große, centrale Institution hat sich bis jetzt der Leitung bemächtigt; allein die Journale besitzen ein wunderbares Geschick, ihre gegenseitigen Ideen entweder durch directe Anführung oder durch Mannichfaltigkeit in der Ausdrucksweise für dieselben Gedanken mitzutheilen. Eine amerikanische Zeitung gilt in der That für ein mit großem Talente redigirtes Blatt, wenn es in jeder Nummer eine halbe bis zu einer ganzen Colonne Originalartikel hat; der Rest dürfen Auszüge und Ankündigungen sein. Letztere bilden die pecuniairen Hülfsquellen eines Herausgebers, da das Abonnement so niedrig ist, daß, wenn man nicht eine hübsche Annoncenclientel bekommen kann, wenig Gewinn oder absoluter Verlust aus dem Unternehmen entspringen müssen. Aus diesem einzigen Umstande kann man den Hauptcharakter der amerikanischen Zeitungen ableiten."

„Der handeltreibende Theil der Gesellschaft macht die meisten Anzeigen; ihre Interessen sind daher sicher, in den Journalen Vertheidiger zu finden, während diejenigen Grundsätze, welche sich auf die höhere Staatswissenschaft oder politische Ökonomie beziehen, in den Journalen, etwa diejenigen der südlichen Staaten ausgenommen, zu Gegenständen der Controverse gemacht werden. Die Südländer sind der einzige Theil der Bevölkerung der Union, welche, durch Erziehung und Muße dazu befähigt, die Politik als eine Wissenschaft behandeln. Die südlichen Journale sind im Durchschnitte besser redigirt als jene des Nordens, obwol sie in Folge des höhern Tones, in dem sie gehalten sind, und der eigenthümlichen Zusammensetzung der dortigen Gesellschaft, verhältnißmäßig nur eine geringe Zahl von Lesern haben. Die praktischen Männer des Nordens nennen die Südländer, namentlich die Virginier, „metaphysische Politiker", um sie von jenen zu unterscheiden, deren unmittelbares Streben auf Erweiterung ihres Handels geht. Die nördlichen Journale vertheidigen, ein jedes, einen besondern Theil eines politischen Systems: das eine eine Bank von 50 Millionen, das andere eine von 40; das eine eine Bank in Neuyork, das andere eine in Philadelphia u. s. w., sowie es eben den Absichten ihrer Subscribenten entspricht. Nicht die Presse leitet das Publicum, sondern vielmehr dieses leitet jene."

Die Herausgeber preisen ohne Unterschied jede neue Schrift, die ihnen zugesandt wird, die Fälle ausgenommen, „wo der Verf. ihre Lieblingsdoctrinen angreift, oder behauptet, weiser als sie selbst zu sein. Dann zeigen sie einen Esprit de corps und wehe dem unglücklichen Beleidiger, der eine so furchtbare Macht herausfodert. Nicht blos wird von Seite des Herausgebers ein Urtheil gegen ihn erlassen, sondern auch in einer unendlichen Anzahl von anonymen Artikeln gegen ihn geeifert, die von der Legion literarischer Schwätzer herrühren, welche unsere „unabhängige Presse" umgeben und die gelegentliche Einrückung eines Witzes als ein Recht für den Betrag ihrer jährlichen Subscription in Anspruch nehmen. Diese Art von Meuchelmord gilt als völlig gesetzmäßig und wird von Rechtsgelehrten, Geistlichen, Kaufleuten, Manufacturisten und Leuten aller Stände ausgeübt. Jeder, der auf eine Zeitung abonnirt, hält sich für des Herausgebers Patron und zwingt ihn, allen seinen sinnlosen Hirngespinnsten in seinem Blatte einen Platz zu gönnen". 4.

Notiz.

Zeitgemäß dürfte es gegenwärtig sein, an folgende Verordnung des Königs Stephan Batory zu erinnern, welche dem „Pamiętnic Sandomierski" (Denkschrift von Sandomir) entnommen ist. Die Verordnung lautet: „An den Starosten von Lid, unsern Statthalter in Wilna, Johann Abramowicz. Unsere Rathsherren aus dem Großherzogthum Lithauen, welche gegenwärtig in unserm Heere sich befinden und zur evangelischen Religion sich bekennen, haben uns angezeigt, daß in diesen Zeiten eine nicht geringe Aufregung in unserer Hauptstadt Wilna durch Diejenigen herbeigeführt worden sei, welche römisch-katholischen Glaubens sind, gegen die Bekenner und Prediger der evangelischen und sächsischen Gemeinde. Zuerst seien auf Befehl des Bischofs von Wilna dem Buchdrucker die evangelischen Lehrbücher weggenommen und vor der St.-Johanniskirche verbrannt worden; dann wollen es die Katholiken nicht gestatten, daß die Todten zu den Begräbnißplätzen durch gewisse Straßen, besonders bei der St.-Johanniskirche vorüber unter Gesang getragen würden, ferner daß über die von den Begräbnissen Zurückkehrenden gespottet und hinter ihnen hergerufen werde, und zwar soll dies auf Antrieb der katholischen Priester geschehen, sodaß sogar zwei evangelische Prediger von den Schülern der St.-Johanniskirche und vom Pöbel auf der Straße beinahe gesteinigt worden wären. Überdies sollen Drohungen laut werden, als wenn man die Kirchen überfallen und mit Gewalt zerstören wollte. Da wir dies von der einen Seite vernehmen, so müssen wir auch der andern unser Ohr zuwenden. Wäre es nun wirklich so, wie uns geklagt worden, so äußern wir darüber unsern Unwillen, denn wir sehen, daß in den Reichen, wo man den Glauben mit Gewalt, mit Feuer und Schwert, nicht aber durch Belehrung und gute Sitten begründen will, großes Blutvergießen und Unheil erfolgt ist. Gott wolle es verhüten, daß wir dergleichen bei unserm Gemeinwesen oder auch zwischen Privatpersonen erblicken, und wir müssen an Alle unsere Warnung ergehen lassen, da uns das Heil und die Wohlfahrt des Königreichs Polen von Gott selbst übertragen ist und wir mit größter Anstrengung und mit größter Lebensgefahr gegen den Feind des Landes uns auch unserer Pflicht unterziehen. Zwar würden wir es gerne sehen, daß alle Bürger jeglichen Standes, den Herrn lobend, zu dem einen alten katholischen Glauben sich bekennten; aber da Gott der Herr selbst vorhergesagt hat, daß in den letzten Zeiten Ärgerniß kommen müßte, so wollen auch wir Niemanden mit Gewalt zum Glauben treiben, vielmehr nach unserm Eide, den wir den Ständen der Krone Polens und des Großherzogthums Lithauen bei unserer Krönung geleistet haben: Pacem inter dissidentes de religione tueri et manutenere, wollen wir den Frieden unter den durch den Glauben Geschiedenen aufrecht erhalten. Diese Verpflichtung haben wir immer vor Augen und überlassen eines Jeden Glauben und Gewissen dem Gerichte des allmächtigen Gottes, und dulden, nach der alten Sitte dieses Reiches, die im Glauben und bei ihrem Gottesdienste Getrennten. Wir befehlen euch also, daß ihr sogleich nach Empfang dieses Briefes auf dem Markte und in den Straßen der Stadt Wilna öffentlich ausrufen lasset, daß die Einwohner nach der alten bis auf diese Zeit unserer glücklichen Regierung beibehaltenen Weise sich führen möchten, und keine Veranlassung zu Unordnungen geben. Wenn Jemand den Landfrieden stören und muthwilliger- und frecherweise Unordnungen beginnen sollte, so sollt ihr einen Jeden, der eurer Jurisdiction unterworfen ist, kraft eures Amtes auf dem Gerichte festhalten, uns davon in Kenntniß setzen und durchaus bei unserer Ungnade nicht anders verfahren. Gegeben im Lager zu Pskow den 30. September 1581." 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 31. —— 31. Januar 1840.

Zur Literatur des Komus.

(Beschluß aus Nr. 30.)

An das letztgenannte Buch reihe ich an:

Das Lob der Dummheit in Briefen, von dem Oberpfarrer Winkler zu Ellrich. Sondershausen, Eupel. 1839. 8. 8 Gr.

Dies kleine Buch gehört auch nur indirect in die Literatur des Komus. Das Komische nämlich hat gewisse Formen, in denen es erscheint, als die Satire, die Ironie, die Parodie, die Travestie, das Groteske, das Burleske, die Caricatur. Der Verf. des genannten Büchleichens hat insonderheit die Form der Ironie gewählt. Man sagt gewöhnlich, Ironie sei ein Lob, wodurch man den Gegenstand um desto tiefer herabsetzt. Dies ist allerdings der gewöhnliche sprachliche Begriff; allein in der Ästhetik versteht man darunter die anschauliche Darstellung des Ungereimten durch scheinbaren Ernst. Diese echte ästhetische Ironie kommt jedenfalls nur in einem begeisterten Gemüthe zur Erscheinung. Es könnte barock erscheinen, wenn ich sage Ironie in einem begeisterten Gemüthe; indeß, gesetzt es fehlt einem Individuum an Begeisterung, es ist sich der Idee des Schönen, des Vollkommenen nicht lebendig bewußt, so ist es undenkbar, daß ein solches Gemüth sich über das Gemeine erheben sollte; es wird im Gemeinen, im Gewöhnlichen durchaus das Rechte, das Nothwendige finden, es sehnt sich über die Grenzen desselben gar nicht hinaus, es ist darin befangen; wenn aber ein Gemüth in dem Gewöhnlichen gefangen liegt, der Begeisterung bar ist, so kann es unmöglich in Ironien sich aussprechen.

Wenn nun die Ironie auf ästhetischem Gebiet sich einen Platz gewinnen will, so kann sie nur erscheinen, geleitet und getragen von der Phantasie, welche den Gestalten ein höheres Leben, der Bewegung Leichtigkeit und Anmuth, den Situationen Freiheit gibt und alle Verhältnisse harmonisch sich gestalten läßt. Warum gefällt uns das leichte Ironisiren an Ludwig Tieck so sehr, als weil seine Phantasie uns so wahre, so reine, so mannichfach wechselnde Bilder und Gestalten vors Auge zaubert.

Wenn ich nun das oben genannte kleine Buch mit diesen soeben ausgesprochenen Ideen vergleiche, so müßte ich folgende Bemerkungen machen: Der Verf. ist allerdings für seinen Gegenstand begeistert gewesen; ohne Begeisterung würde er in demselben jammervollen Wesen hingelebt haben, was er jetzt ironisirt; allein es fehlt ihm an Phantasie. Er schafft keine Gestalten, er begnügt sich mit den vorhandenen; er erfindet keine Situationen, er beschreibt nur die gewöhnlichsten; ja, er bringt sogar oft Trivialitäten als Beispiele vor und führt Beweise, die gar nichts beweisen. Ich gebe ein Beispiel. Seite 57 heißt es ungefähr folgendermaßen: Erzählt der Dumme, daß Jemand einen Hund hatte, so beschreibt er auch die Race, die Farbe, die Größe des Thieres genau und umständlichst. Ebenso geht's, wenn er sagen will, daß Jemand ihm begegnet sei; dann wird uns, sei es nöthig oder nicht, auch der Ort, wo der Jemand ihm begegnete, und der Anzug angegeben. Niest Jemand, so wird ihm auf die lauteste und feierlichste Weise Gesundheit angewünscht. Hat der Dumme über einen ihm gegebenen Auftrag Bericht zu erstatten, so geschieht es nicht allein über die Sache, sondern er glaubt auch, genau die Worte und Wendungen des Mandanten anbringen zu müssen.

Hiernächst machen wir den Verf. noch auf etwas Anderes aufmerksam. Die Form der Ironie bekommt, wenn sie nicht von einer reichen Phantasie getragen und gehandhabt wird, auf die Länge etwas Ermüdendes. Von diesem Vorwurf der Eintönigkeit können wir das „Lob der Dummheit" durchaus nicht freisprechen. Die Ironie als solche hat keinen universellen Charakter, sie beschränkt sich nur auf ein nicht großes Gebiet von Lebenserscheinungen; die Ironie ist eigentlich nur ein Theil des Humors; indeß die humoristische Weltanschauung glauben wir doch dem Verf. des genannten Schriftchens nicht beilegen zu dürfen; in seinem Kreise mag sein Blick scharf und richtig genug sein; den Universalismus, den der Humor fodert, zeigt er wenigstens hier nicht.

Mit diesen gemachten Bemerkungen glaubt Ref. das Buch selbst keineswegs vernichtet, sondern nur angedeutet zu haben, was er als unbefangener Beurtheiler von dieser Arbeit hält. Auch die offenbaren Vorzüge werden wir nicht verschweigen. Der Verf. ist ein Mann von classischer Bildung, und er hat die Resultate derselben zur Bereicherung seines Werks mit Umsicht benutzt. Daß er gerade den bezeichneten Gegenstand: das Lob der Dummheit, sich zur Bearbeitung ausgewählt hat, darin hat er einen guten Griff gethan. Von unsern Tagen, wo Je-

der speculirt, combinirt, calculirt, wo die Klugheit alle Riegel sprengen und hinter alle verschlossene Pforten dringen will, von unsern Tagen scheint in manchem Betracht gesagt werden zu können: die Weisen sind zu Narren worden; daß der Verf. gerade den genannten Gegenstand sich wählte, das gibt seiner Einsicht in die Verhältnisse unserer Gegenwart das ehrenvollste Zeugniß. Das kleine Buch wird sich gewiß den Beifall vieler Leser gewinnen.

Ich gehe zu einer andern, gleichfalls 1839 erschienenen Broschüre über:

Aus den Memoiren einer Fliege, herausgegeben von A. L. Gial. Kein Buch für Frauen und Kinder. Schwäbisch-Hall und Leipzig, Schwend.

Der Verf. hat seine kleine Schrift wahrscheinlich in die Classe der satirischen oder der ironisch-satirischen setzen wollen, und als solche dürfte sie an dieser Stelle einen Platz bekommen. Was zunächst die gewählte Form betrifft, so läßt sich gegen dieselbe als solche wenig einwenden. Doch ich weiß nicht, warum der Verf. gerade eine Fliege gewählt hat, warum nicht lieber einen Hund, der doch jedenfalls mehr Individualität und Persönlichkeit hat als eine Fliege. Man dürfte glauben, der Verf. theile hier so heimliche Dinge mit, welche nur eine Fliege, die sich im tiefsten Winkel des Boudoirs durchwintert, wahrgenommen haben könnte; diese Vermuthung wird auch noch bestätigt, wenn man auf dem Titel liest: „Kein Buch für Frauen und Kinder"; indeß, was die Fliege beobachtet hat und was sie erzählt, das sind so ordinaire Sachen, daß man nicht weit in der Welt gekommen zu sein braucht, um es schlimmer und pikanter erlebt zu haben.

Diese Bemerkungen veranlassen die Frage: Was will denn eigentlich der Verf. Ich werde das folgendermaßen auseinandersetzen: In seinem kleinen Buche geht er zuerst bedeutend gegen die ästhetischen Thees los und zeigt in Beispielen deren Armseligkeit und tolles Wesen. In einem zweiten Artikelchen kommt er auf die Journalisten und moquirt sich über die Freundschaften auf Tod und Leben, die zwischen Journalisten, Autoren und Künstlern bestehen; dann nimmt er eine Familie von armem aber altem Adel vor, die in ihrer Jämmerlichkeit ganz gut geschildert wird. Darauf werden wir in eine Muckergesellschaft eingeführt und hören Erzählungen von Scenen, die unter den tollsten Sekten nicht selten vorkommen. In einem folgenden Aufsätzchen hat es der Verf. mit einem Theaterdirector zu thun, der sich brutal gegen die Mitglieder seiner Gesellschaft und gegen das Publicum beträgt, dafür im Theater durchgeprügelt wird und von der Bühne herab um Verzeihung bitten muß. Die nächstfolgenden Blätter erzählen von einer jüdischen Familie: der eine Sohn wird zum Dichter, der andere zum Maler, der dritte zum Minister erzogen. Der folgende Artikel gibt ein Geschichtchen, worin ein unschuldiges Mädchen, das an einer öffentlichen Tanzstunde Theil nahm, von einem Grafen verführt wurde. Den Schluß macht eine Erzählung, worin ein gutes Mädchen einen guten Mann bekommt.

Wenn wir nun diesen Inhalt überblicken, so ergibt sich daraus, daß der Verf. bedeutend eingenommen ist gegen ästhetische Thees, daß er von Journalisten nichts hält, daß er glaubt, dem armen aber alten Adel thue nichts so gut, als wenn man sich über ihn moquirt; er meint, die Muckergeschichten muß man unter die Leute bringen, ein Theaterdirector muß blamirt werden, eine jüdische Familie verdient Spott, eine öffentliche Tanzstunde hat unberechenbare Folgen. Das Positive des Buchs und das Ideal des Verf. liegt, wenn wir recht sehen, im letzten Stück des Buchs, betitelt „Die Tochter der Witwe", wo, wie schon gesagt, ein gutes Mädchen einen guten Mann bekommt. Indeß da der Verf. auf dem Titelblatt erklärt, er schreibe gar nicht für Frauen, so wäre es besser, er hätte den letzten Artikel überschrieben: „Der Witwe Sohn", und den Männern zugerufen: Seht mal, daß Ihr in ästhetische Thees geht, das hilft Euch nichts; daß Ihr Journalisten werdet, das frommt nicht; daß Ihr unter die Mucker geht, das ist nicht anzurathen; daß Ihr Theaterdirectoren werdet, das ist keine Carrière, also — ein Jeder sei ein guter Mann und nehme ein gutes Weib!

Wir würden über das fragliche Buch nicht so weitläufig uns ausgesprochen haben, wenn es nicht Aufgabe der Kritik wäre, das Schöne als solches und das Unvollkommene als solches darzustellen. Vielleicht macht die Feder des Verf. auf dem Gebiet der Moral und Statistik mehr Glück. Dieses Urtheil findet seine Bestätigung darin, daß der Verf. schon 1838 herausgegeben hat:

So geht's. Ein Sittengemälde aus der neuesten Zeit, in einem Act, von A. L. Gial. Berlin, Bechtold und Hartje. 8. 6 Gr.

Die Idee dieses Sittengemäldes ist diese: Ein junger Handlungsdiener gibt sich für einen Marquis aus, kommt in das Haus eines Hrn. v. Wallen und knüpft mit der ältlichen Gemahlin desselben ein so enges Liebesverständniß an, daß ihm dieselbe mit Geld unter die Arme greift. Zugleich verspricht er dem Kammermädchen der Frau v. Wallen die Ehe; diese aber verräth dem Hausherrn das Verhältniß des Marquis zur Dame des Hauses. Hr. v. Wallen jagt darauf seine Frau, den Marquis und die Zofe zum Hause hinaus, holt aber seine Ehehälfte, die schon mit den andern beiden auf der Straße ist, wieder herauf und sagt, er werde überlegen, was mit ihr anzufangen sei. Sie spricht dann: „Entehrt für immer" — und mit diesen Worten schließt das Sittengemälde.

Noch eine Broschüre liegt uns vor:

Rococo. Gesammeltes in Bildern, Skizzen, Humoresken und Phantasiestücken von Fr. Wiest. Erstes Heft. Leipzig, P. Baumgärtner. O. J. 16. 12 Gr.

Wir wissen nicht, ob dies ein erstes oder ein letztes Werk des Verf. ist; vielleicht ist der Verf. identisch mit dem Redacteur einer jüngern Zeitschrift: „Die Eisenbahn". Allein da dieses Journal nicht selten scharfe kritische Schläge austheilte, so würde der Herausgeber derselben dem Publicum gewiß etwas Anderes als diese Kleinigkeit vorgelegt haben. Nun gibt es zwar auch werthvolle Kleinigkeiten, Kleinodien; der Leser dieser Broschüre mag die Frage, ob das „Rococo" ein solches sei oder nicht, selbst beantwor-

ten. Diese Bilder und Humoresken erinnern wol hin und wieder an Saphir, mit dem Unterschiede, daß die Saphir'sche Komik leichter, sein Witz schärfer und schlagender ist. Wie Viele haben über Saphir gespottet, die, wenn sie sich in seinem Genre versuchen, hinter ihm zurückbleiben. Ohne dies auf das bezeichnete Büchelchen anwenden zu wollen, bemerke ich noch, daß die erste Nummer, „Der Praterwirth" betitelt, eine hübsche Skizze ist; das geistreichste ist vielleicht jenes: „Häßlich wie die Nacht", ein Phantasiestück.

Hiermit schließen wir diese kurze Darstellung, zu der wir, um nicht etwas Unvollständiges zu liefern, vielleicht später eine Fortsetzung folgen lassen. 24.

Goethe's Iphigenie auf Tauris in ihrer ersten Gestalt herausgegeben von Adolf Stahr. Mit einer einleitenden Abhandlung über das Verhältniß der ersten zur zweiten Bearbeitung. Mit Goethe's Bildniß nach May's Ölgemälde von 1779. Oldenburg, Schulze. 1839. Gr. 8. 18 Gr.

Bereits früher hat Jacobs in Gotha auf die Existenz einer Handschrift der ersten Bearbeitung von Goethe's „Iphigenie" in der dasigen Bibliothek aufmerksam gemacht („Vermischte Schriften", VI, 429 fg.); eine gleiche findet sich in der großherzoglichen Bibliothek zu Oldenburg, und diese ist, welche, von Hrn. Stahr bekannt gemacht, hier vorliegt. Goethe selbst sagt über diese Bearbeitung in der „Italienischen Reise" (XXVII, 26) folgendes: „Das Stück, wie es gegenwärtig liegt, ist mehr Entwurf als Ausführung; es ist in poetischer Prosa geschrieben, die sich manchmal in einen iambischen Rhythmus verliert, auch wol andern Sylbenmaßen ähnelt."

Wir sind durch diese Bemerkung sogleich auf den Standpunkt gestellt, aus welchem dies Werk anzusehen ist, wenn wir nur noch hinzufügen, daß es, eine Änderung am Schlusse abgerechnet, mit der bereits bekannten Bearbeitung im Plan, Charakterzeichnung und überhaupt der ganzen Composition völlig übereinstimmt und blos hinsichtlich der speciellen Ausführung abweicht. Es findet also keineswegs ein ähnliches Verhältniß wie bei den verschiedenen Bearbeitungen des „Götz", die uns jetzt vorliegen, statt, und eine Vergleichung beider Iphigenien wird sich auf die Erwägung der Kunst und des Fleißes beschränken müssen, den der Dichter in dem Weiterausmalen, dem feinern Nuanciren und Schattiren, kurz der kunstvollen Detailarbeit gezeigt hat. Hr. Stahr hat für diese Vergleichung sehr viel gethan, indem er zunächst die Form der ältern Bearbeitung in Erwägung zieht und das öftere Übergehen in iambischen Rhythmus, obgleich das Ganze in Prosa geschrieben, einem unbewußten sichern Takte des Dichters zuschreibt, der die richtige Verbindung von Gedanken und Ausdruck herausfühlte; sodann aber die Zusätze, Weglassungen, Verkürzungen und Erweiterungen und überhaupt Veredelungen der zweiten Bearbeitung in den hauptsächlichern Punkten nachweist. Wenn er in ersterer Beziehung vielleicht zu lange bei Nebensachen verweilt, so ist doch gleichwol nicht zu verkennen, daß bei einem Drama, welches der Antike unmittelbar gegenübertritt und zur nächsten Vergleichung auffodert, die Wahl des Rhythmus eine bedeutendere Berücksichtigung verdient, als sonst wol passend wäre. In dieser Hinsicht hat der Herausgeber, Pudor's feine Beobachtungen (in der Schrift: „Über Goethe's Iphigenie als Beitrag zu Vorstudien über Goethe", Marienwerder 1832) verfolgend, die Übereinstimmung beider Bearbeitungen insoweit dargelegt, als die gleichen rhythmischen Bewegungen in den Hauptstellen, wo ihre Verschiedenheit, als durch den Inhalt bedingt, hervortritt, theils schon ganz vollendet, theils mehr oder minder angedeutet auch in der ersten Arbeit sich finden. Als Beispiel möge hier eine Zusammenstellung des trefflichen Liedes an die Parzen (am Schlusse des vierten Aufzuges) nach beiden Ausgaben folgen:

Ältere Bearbeitung.	Neuere Bearbeitung.
Es fürchte die Götter	Es fürchte die Götter
Das Menschengeschlecht;	Das Menschengeschlecht:
Sie haben Macht	Sie halten die Herrschaft
Und brauchen sie,	In ewigen Händen
Wie's ihnen gefällt.	Und können sie brauchen,
	Wie's ihnen gefällt
Der fürchte sie mehr,	Der fürchte sie mehr,
Den sie erheben.	Den sie erheben!
Auf schroffen Klippen	Auf Klippen und Wolken
Stehn ihre Stühle	Sind Stühle bereitet
Um den goldenen Tisch.	Um goldene Tische.
Erhebt sich ein Zwist:	Erhebet ein Zwist sich:
So stürzt der Gast	So stürzen die Gäste
Unwiederbringlich	Geschmäht und geschändet
Ins Reich der Nacht;	In nächtliche Tiefen,
Und ohne Gericht	Und harren vergebens
Liegt er gebunden	Im Finstern gebunden
In der Finsterniß.	Gerechtes Gerichtes.
Sie aber lassen	Sie aber, sie bleiben
Sich's ewig wohl sein	In ewigen Festen
Am goldenen Tisch.	An goldenen Tischen.
Von Berg zu Bergen	Sie schreiten vom Berge
Schreiten sie weg,	Zu Bergen hinüber:
Und aus der Tiefe	Aus Schlünden der Tiefe
Dampft ihnen des Riesen	Dampft ihnen der Athem
Erstickter Mund,	Erstickter Titanen,
Gleich andern Opfern	Gleich Opfergerüchen,
Ein leichter Rauch.	Ein leichtes Gewölk.
Von ganzen Geschlechtern	Es wenden die Herrscher
Wenden sie weg	Ihr segnendes Auge
Ihr segnend Aug',	Von ganzen Geschlechtern,
Und hassen im Enkel	Und meiden, im Enkel
Die ehmals geliebten,	Die ehmals geliebten
Und nun verworfnen	Still redenden Züge
Züge des Ahnherrn.	Des Ahnherrn zu sehn.
So sangen die Alten;	So sangen die Parzen;
Und Tantal horchte	Es horcht der Verbannte
In seiner Höhle,	In nächtlichen Höhlen
Denkt seiner Enkel	Der Alte die Lieder,
Und schüttelt das Haupt.	Denkt Kinder und Enkel
	Und schüttelt das Haupt.

Wir haben bereits bemerkt, daß eine einzige Änderung hinsichtlich der Composition des Stücks vorliege; sie besteht darin, daß der letzte Auftritt, der sechste des fünften Aufzugs, von den Worten des Thoas an (S. 95 der Taschenausg. Bd. 9):

Und hübe deine Rede jeden Zweifel

noch einmal gespalten ist und durch das Hinzutreten des Pylades, dem bald noch Arkas folgt, ein siebenter Auftritt sämmtliche handelnde Personen zum Schlusse auf der Bühne vereinigt. Beide verharren jedoch stumm, und so wenig auch ein Mitreden derselben geeignet wäre, ebenso wenig erscheint auch nur ihre Mitanwesenheit nöthig, um so mehr, als, wie der Herausgeber sehr richtig bemerkt (S. 29), Beide ungleich weniger, ja Pylades gar nicht, von den sittlichen Mächten ergriffen sind, die für die Übrigen den Inhalt ihres Pathos in dem tragischen Momente des Scheidens bilden. Es ist also jedenfalls der Wegfall dieses Auftretens als eine unverkennbare Verbesserung des Stücks anzusehen.

Wie glücklich die bessernde Hand des Dichters gewirkt habe, im Einzelnen nachzuweisen, würde beiweitem mehr den Grenzen dieser Anzeige entgegen sein, als selbst der Herausgeber nur auf die wichtigsten dieser Stellen aufmerksam gemacht hat. Es

genüge daher, hier beispielsweise anzuführen, daß die schönen einleitenden Worte (S. 17), mit welchen Iphigenie die Erzählung der Atridengeschichte beginnt:

> Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt — sich geschlossen sieht,

in der alten Ausgabe ebenso fehlen, als der Satz:

> Und dein Blick ruht — und waltet

in dem Gebete Iphigeniens in der vierten Scene. Dagegen hatte die Handschrift im dritten Acte nach den Worten des Orestes, die er im beginnenden Wahnwitz der Schwester zuruft:

> Schöne Nymphe, ich traue dir nicht,

noch folgende:

> Spotte nicht des Unglücklichen und wende deine Liebe irgend einem Gotte zu

die in der spätern Bearbeitung getilgt sind. Auch die Schlußworte der Rede Iphigeniens an Pylades (Act 4, Auftritt 4): „Das Andere weißt du", vertreten in sinnreicher Einfachheit eine weitläufige Unterweisung, die an dieser Stelle in der Handschrift steht.

Der Herausgeber hat diese und andere Verbesserungen, die oft in der Wahl oder dem Austausch eines einzigen Beiwortes die Geschicklichkeit und Sorgsamkeit des Dichters im Nuanciren seiner Composition bekunden, mit vielem Fleiße zusammengestellt und ihre Bedeutung nachgewiesen. So wird der Sinn des Lesers im voraus auf die abweichenden Stellen aufmerksam gemacht, und die Lecture der am Schlusse abgedruckten Handschrift, die in ihrem Totaleindruck noch ganz verschieden von jener Einsicht in das Einzelne wirkt, ist dadurch passend vorbereitet. Eine Beigabe ist noch der Stahlstich von Goethe's Portrait nach May's Ölgemälde aus dem J. 1779. 29.

Die Mystiker, Novelle, und der Arzt als Scharfrichter, ein Lebens- und Reisebild, von H. F. Mannstein. Dresden und Leipzig, Arnold. 1839. 8. 18 Gr.

Der Verf. ist nicht ohne Erzählertalent, allein es erscheint hier weder ausgebildet, noch wohl angewendet, noch mit Geschmack verbunden. Am meisten dürfte er des Phantastischen mächtig sein; wenn er aber auf dem Punkte anlangt, wo das Ernste und Komische, das Hohe und Niedere in den schlagendsten Gegensatz treten und den größten Effect hervorbringen sollen, verfällt er nur zu tief in das Gemeine. Ein Mann von Erziehung hätte verschiedene Stellen auf keine Weise schreiben können. Die Novelle ist eine in Rom spielende Muckergeschichte und sehr werthlos, weil der Stoff weder unter dem Einflusse einer höhern sittlichen Idee aufgefaßt noch mit der gerade hierbei so nöthigen Delicatesse behandelt ist. In dem nicht übel angelegten Lebens- und Reisebilde geräth ein junger Deutscher als Arzt nach Konstantinopel, entführt eine schöne Cirkassierin aus dem Harem des Großveziers, wird dabei ertappt und rettet Leben und Geliebte dadurch, daß der Kapidschi, ein Renegat, der ihm den Kopf abschlagen soll, ihn aus Lebensüberdruß ersucht, ihm (dem Kapidschi) diesen Liebesdienst zu erweisen. Es ist uns vorgekommen, als verdankten beide Erzählungen ihre Entstehung lediglich einer humoristisch-übermüthigen Laune, was noch die mildeste Annahme ist, und als hätte der Verf. seine Leser zum Besten. Auch als „leichte Lecture" verdient das Opus keine Empfehlung, und Bedeutung hat es jedenfalls nicht —; ja, nachdem wir das hier Niedergeschriebene noch einmal überdacht haben, macht uns unser kritisches Gewissen schon Vorwürfe, unsere ungünstige Meinung nicht noch weit stärker ausgesprochen zu haben. Doch was hülfe es! Die Götter kämpfen gegen die Dummheit vergebens, die Recensenten gegen das schlechte Futter für Leihbibliotheken noch vergeblicher. 26.

Mancherlei.

In nahen Verhältnissen zwischen Menschen werden die Phantasielosen über Diejenigen, welche Phantasie besitzen, die Kalten über die Warmen, stets ein eigenes Gewicht und eine gewisse Herrschaft behaupten, weil Phantasie und Wärme als etwas Schwankendes und Unsicheres erscheinen, der Verstand aber mit seiner Festigkeit und Schärfe ausschließlich das Recht und die nackte Wahrheit der Dinge in Anspruch nimmt. Nur dann gestaltet sich die Sache anders, sobald Schwärmerei und Fanatismus wehrfest machen gegen alle Waffen des Verstandes und mit völliger Entschiedenheit und Rücksichtslosigkeit ein blindes Zutrauen zu sich selbst fassen. Fehlt dieses, dann schützt gegen Angriffe und Bestürmungen der Phantasielosen nichts Anderes, als sich mit ihnen auf ihr eigenes Feld zu begeben, wo möglich noch phantasieloser zu sein als sie, und weil dann Verstand gegen Verstand sich selbst aufreibt, nehmen endlich Phantasie und Wärme das leere Schlachtfeld in Besitz.

So oft das Herz im Leben verwundet wird durch Trennung, Erkältung, Mishelligkeit, Sterben geliebter Menschen, wiederholt sich die furchtbare Wahrheit des Satzes: „Nichts unglücklicher als eine große tiefe Liebe." Wo sie mangelt, fehlt freilich dem Leben der schönste Reiz, aber es ist dennoch mit seinem geringern Schmerz glücklich zu preisen. Kann sich die große tiefe Liebe losreißen von allem Irdischen und ins Ewige, Unsichtbare, nämlich zu Gott, emporheben, so hat sie wieder, was sie verlor, und feiert über ihrem Grabe ihre Auferstehung. Daher vielleicht die Erfahrung, daß Menschen, die das Irdische bis zur Sättigung geliebt, zum stärksten Heldenmuth des Glaubens kommen und wie Augustinus sich strafen können, den Tod einer Mutter zu beweinen. Es ist in ihnen dann eine völlige Umsetzung der Phantasie und Liebe vorhanden.

Sehr viele Menschen thun einem wehe durch ihre Voraussetzungen, z. B. daß man an ihren Angelegenheiten und Leiden doch keinen rechten Antheil nehme, obgleich man die Theilnahme ausdrückt. Daraus erwächst der bitter traurige Schluß: „Sie setzen nicht voraus, was sie selber nicht haben."

Philosophie ist so gut ein künstliches Product als die musikalische Tonleiter. Doch hat die letztere weit mehr Reichthum der Melodie und Harmonie. Die philosophische Tonleiter kommt immer auf alte Theorien mit einigen neuen Variationen zurück.

Herbart beginnt seine Philosophie mit den Widersprüchen gegebener Begriffe, und will, daß sie denkbar werden. Sie müssen dann Veränderung erleiden, etwas nachlassen von ihrem Gegensatz und sollen dadurch in Gemeinschaft untereinander treten. Weniger scharf gedacht in ihrem Widerspruch, runden sie sich gleichsam ab, wie Kiesel im Strome, oder vielmehr, es wird — wie in der Tonleiter musikalischer Tasteninstrumente — die gleichschwebende Temperatur der Begriffe gesucht, welche man nicht ganz rein denken darf, wie Quinten und Terzen nicht ganz rein gestimmt werden dürfen, um brauchbar zu werden für die Harmonie der Töne. Mit der weisen Mitte, in welcher die Wahrheit liegen soll, ist vielleicht eben dieses gemeint, und empirische Unphilosophen finden dergleichen durch die Noth des Gebrauches, während der Philosoph mit schärfster Begriffsbestimmung sich das Geschäft erschwert, und durch die strengste Consequenz erschweren muß, sodaß er gleichsam mit seinem Quintenzirkel der Begriffe nicht auskommt. Wie unsere irdische Musik aus lauter unreinen Tonverhältnissen besteht, so besteht unser Denken aus lauter unreinen Begriffen, und höhere Geister werden so wenig mit jener als mit diesem zufrieden sein. Müssen rein hörende Engel vor unsrer Musik davonlaufen, so müssen sie es auch vor unsern Wissenschaften und Begriffen. 50.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 32. —— 1. Februar 1840.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Geschichte von Port-Royal. Der Kampf des reformirten und des jesuitischen Katholicismus unter Louis XIII. und XIV., von Hermann Reuchlin. Erster Band, bis zum Tode der Angelica Arnauld 1661. Gotha, F. Perthes. 1839. Gr. 8. 4 Thlr.

Eine Geschichte der katholischen Kirche wie der ganzen Geistesentwickelung der beiden letzten Jahrhunderte in Frankreich beruht wesentlich auf dem Kampfe des Jesuitismus und Jansenismus gegeneinander, und bei Betrachtung desselben erregt besonders ein Punkt, das sechs Meilen von Paris, drei von Versailles, links von der über Rambouillet nach Chartres führenden Straße in einem tiefen, feuchten und ungesunden Thale melancholisch gelegene Cistercienser-Nonnenkloster Port-Royal unsere Aufmerksamkeit. Es war dieser einsame, der Stimmung der Welt abgestorbener und dem Himmel zugewandter Seelen so ganz entsprechende Ort, wo die Streiter des alten Kirchenglaubens und der alten strengern Kirchenzucht gemeinsam aus Gebet, Arbeit, Bußübung und Studium gleichsam die Kraft schöpften zu dem Kampfe, den sie mit jesuitischer Neologie, mit der von dieser begünstigten Sittenschlaffheit und Verwässerung der ernsten alten Lehre, mit den Anfeindungen und Verfolgungen der weltlichen und kirchlichen Gewalt, mit der ganzen über die französische Kirche und Staatsverfassung damals hereinbrechenden und die Freiheit und Selbständigkeit beider vernichtenden Katastrophe zu bestehen hatten: ein Ort, durch die Tugenden, die hier geübt wurden, durch die altchristliche Frömmigkeit, die hier ihren Sitz aufgeschlagen hatte, durch die Talente, die lehrend oder lernend hier vereint waren, durch die Wissenschaften, die hier gepflegt wurden, ehrwürdig genug, um auf ihn noch jetzt, wo er in Trümmern liegt, die Blicke zu richten, hätte er auch nicht als die Wartburg einer innerhalb der Schranken der alten katholischen Lehre und Kirchenverfassung, nicht zur Sprengung, sondern zur festern Begründung, nicht zum Umsturze, sondern zur Läuterung und Reinigung von deren Formen versuchter Reform, die höchste historische Wichtigkeit. Port-Royal ist das letzte und edelste Kind des Gallicanismus, der zur Zeit der vier Artikel von 1682 unter Ludwig XIV. nicht neu constituirt, sondern aufgelöst wurde; es ist eine Erscheinung, wie sie sich häufig darzubieten pflegt, wenn durch eine rasch bewirkte Revolution alte Zustände und Einrichtungen, in denen die Fibern der Freiheit und des Lebens einer Nation wurzeln, mit dem Untergange bedroht werden, und der Erhaltungstrieb noch einmal die letzten und edelsten Kräfte, die herrlichsten Tugenden auferweckt, deren Glanz gleich der majestätisch scheidenden Abendsonne den Tag beschließt. Dogma und Moral stehen wie Grundsatz und Handlung in wesentlicher Beziehung zueinander, der Schlüssel zur letztern muß immer in jenem gesucht werden, und wer die Glaubenssätze ändert, wird nothwendig auch das Sittengesetz angreifen, wie die Jesuiten, welche, den Pelagianismus in den Glauben einführend, das Sittengesetz milderten und der menschlichen Schwäche ebenso accommodirten, wie sie jenen einer allgemeinen Vernünftigkeit plausibler machten; wer aber das Dogma auf die Schärfe und Strenge seines ursprünglichen Sinnes zurückführet, der wird auch alle sich daraus ergebenden sittlichen Consequenzen in ihrer ganzen Strenge und Schärfe als Norm des Handelns für den Gläubigen aufstellen. An solchen aber ist kein Glaubenssatz reicher und fruchtbarer, keiner auf das sittliche Handeln des Menschen von unmittelbarerm und tieferm Einflusse, keiner so geeignet, die Zügel der Moral straff anzuziehen oder nachzulassen, als der von der Gnadenwirkung und Prädestination. Darum die Ähnlichkeit, welche Jansenismus und Protestantismus von der Seite des Dogmas und der Moral darbieten: die Übereinstimmung in jenem gibt dem sittlichen Leben beider die gleiche Richtung, denselben mächtigen Impuls zu Ernst und Strenge in der Beherrschung seiner selbst, welche noch jetzt die protestantische Moral

vor der schlaffern, neukatholischen, durch die Jesuiten gegründeten auszeichnet, und damals unter den Protestanten sich in demselben Maße zur gänzlichen Entsagung, zur Abtödtung selbst steigerte, als ihr Glaubensbekenntniß von der Gnade sich der rigoristischen, jeden Eigenwillen vernichtenden und den Menschen Gotte wie ein Gefäß zur Einwirkung überlassenden Auffassung der Jansenisten näherte, wie es bei Reformirten und Puritanern der Fall war. Auf der andern Seite machen indeß eine treue, feste, durch Verfolgung und Kränkung nicht erschütterte Anhänglichkeit an die alte Kirche und deren Formen den Jansenismus und den stillen Verein seiner Bekenner zu Port-Royal des Champs zu einer reinkatholischen Erscheinung, aber einer Erscheinung auf dem engen Gebiete des Gallicanismus, die aus der Entwickelung von Frankreichs kirchlichen und politischen Verhältnissen im 16. u. 17. Jahrhunderte erklärt werden muß. Denn wenn die Reformation sich aus dem allgemeinen Zustande der katholischen Kirche erklärt, als eine Erscheinung, welche nicht blos den germanischen Norden, sondern den Süden von Frankreich, Ungarn und Böhmen umfaßt, so muß Port-Royal als eine nationalfranzösische Erscheinung aufgefaßt und kann nur im Zusammenhange mit dem damaligen socialen Zustande der Nation betrachtet und verstanden werden. Außer dem Dogma daher, das freilich allein in Betracht kommt, sobald wir den Jansenismus nur als Doctrin, als den „Augustinus" des Bischof Jansen, nicht aber als lebendigen, sich werkthätig, handelnd, kämpfend, duldend und leidend äußernden Glauben, als eine die Edelsten und Besten ihrer Zeit erfüllende Gesinnung auffassen, welche sich im Conflicte mit den Zuständen jener Zeit gebildet hatte, sind diese, wie sie durch Bürgerkriege und Revolutionen in Staat und Kirche herbeigeführt waren, zu beachten.

Die Lehre von der göttlichen Gnade, durch den größten der Apostel, St.-Paulus, vorzugsweise verkündigt, wurde zuerst von dem scharfsinnigen und geistreichen Bischof von Hippo-Regius, dem heiligen Augustin, in einer furchtbaren, dem natürlichen Gefühle wie dem natürlichen Verstande des Menschen fast anstößigen Strenge ausgebildet. Die freiern Behauptungen des Briten Pelagius, der zu Anfange des 5. Jahrhunderts in Person nach Afrika kam, über die Wirkungen der Erbsünde auf des Menschen Fähigkeit zum Guten und über den Grad seiner Abhängigkeit von der göttlichen Gnade in seinem Bestreben zur Besserung mögen Augustin gerade bewogen haben, die Consequenzen seiner Lehre auf die Spitze zu treiben: so stellte er ein Dogma auf, das nur außerordentlich starken Gemüthern Befriedigung gewähren kann, die mit Verleugnung ihrer selbst das Gute zu üben und die göttliche Gnade, als deren Auserwählte, dadurch zu fesseln sich zutrauen dürfen, das aber dem größern Theile der Menschheit nur als ein Schreckbild erscheinen wird. In dem Streite, der zwischen Augustin und Pelagius mit der ganzen Heftigkeit theologischer Polemik geführt wurde, entschied die griechische Kirche sich für die mildere Lehre des Letztern, in der abendländischen aber siegte der große Name und das hohe Ansehen des afrikanischen Bischofs, und die Lehre des Pelagius wurde zweimal in den zehn Jahren nach dem ersten Ausbruche des Streits zu Rom und zu Karthago verdammt. Die ausgezeichnetsten Lehrer der abendländischen Kirche blieben dem von Augustin aufgestellten Begriffe über Gnade und Prädestination getreu: Bernhard v. Clairvaux, den Luther von allen Mönchen allein anerkannte (er war Abt und wollte sein ganzes Leben hindurch nichts weiter sein) und den die Katholiken so gern als den letzten der heiligen Väter der Kirche bezeichnen, faßte ihn in keinem andern Sinne auf; Anselm v. Canterbury schrieb, gleichfalls von Augustin angeregt, das Werk: „Von der Übereinstimmung der Freiheit, Vorsehung und Vorherbestimmung", und der doctor angelicus, Thomas v. Aquino, wurde nicht blos wegen der Zahl seiner Schriften, sondern wegen des verwandten Geistes und wegen seiner Übereinstimmung in den wichtigsten theologischen Lehren, wie der von der Gnade, von seinen Schülern der zweite Augustin genannt. Durch die Thomisten oder Dominicaner, die im heiligen Thomas (er wurde 1323 kanonisirt) das Mitglied und die Zierde ihres Ordens verehrten, wurde der Augustinische Lehrbegriff gegen die Scotisten oder Franciscaner, die in der Philosophie dem Realismus, in der Theologie dem Semi-Pelagianismus huldigten, siegreich aufrecht erhalten und unter den Päpsten Clemens VIII. und Paul V. glorreich vertheidigt. Wenn so der Augustinische Lehrbegriff das ganze Mittelalter hindurch als der herrschende und eigentlich kanonische angenommen werden muß, so erhielt sich doch neben ihm auch der Pelagianische in fortwährender Geltung, und schon 848 wurde der fuldaer Mönch Gottschalk wegen seiner Anhänglichkeit an den Augustinischen Lehrsatz von der unbedingten Gnadenwahl auf der Synode zu Mainz verketzert und verdammt. Als aber Luther, von Augustin's Geiste ebenso wol wie von dem der heiligen Schrift ergriffen, die Bahn der Reformation betrat, als Calvin noch bestimmter die evangelische Lehre gerade in Augustin finden wollte, da mußte das Verhältniß der beiden feindseligen Lehren über Prädestination und Willensfreiheit für die Kirche sich ändern, und der Pelagianismus trat triumphirend an die Stelle des Systems, mit welchem er über 1000 Jahre vergebens gekämpft hatte; denn das tridentinische Concilium, um den Katholicismus gegen die Lehre der Reformatoren in möglich schärfstem Gegensatze aufzustellen, verdammte in den Decreten über die Lehre von der Erbsünde, Rechtfertigung u. s. w. die Lehre Augustin's und löschte so mit eigener Hand das größte und leuchtendste Gestirn am Himmel der Kirche aus, nach welchem so lange die frömmsten Lehrer ihre Fahrt zuversichtlich gelenkt hatten: ein wichtiger, bedeutungsvoller Schritt, durch welchen die katholische Kirche, das bisher von ihr als die höchste Wahrheit Gelehrte aufgebend und mit einem Andern, der augenblicklichen Politik Entsprechenden vertauschend, anzudeuten schien, daß für sie eine andere Epoche gekommen, daß sie nicht mehr die katholische, die freie, auf Gottes freier Gnade ruhende wäre, und daß es von jetzt an nicht mehr

auf den Sieg der Wahrheit, auf die Anerkennung der dem Seelenheile der Menschheit zuträglichsten Principien, als vielmehr auf Behauptung Dessen, was noch geblieben war, auf Kampf und politische Sicherstellung gegen die Feinde ankomme und deshalb Glaubenssätze drehen und wenden möge, wie es der Vortheil der Kirche erheische. Indeß durfte man, wenn man die Lehre Augustin's fallen ließ, den Namen und die Autorität dieser wichtigsten und stärksten Säule der römischen Kirche selbst nicht aufgeben und mußte vielmehr seine Lehre mit der neuen, von dem tridentiner Concil festgestellten, von den Jesuiten gepredigten in scheinbare Übereinstimmung zu bringen suchen. Sie, die neuen Vorkämpfer der Kirche gegen die Reformation, welche den Katholicismus in ihrem Factionseifer von seinen alten Lehr- und Grundsätzen am weitesten entfernten, ihn aus dem Boden, auf welchen Paulus' flammendes Wort und die systematischern Lehren der ältesten und größten Väter ihn gepflanzt hatten, herausrissen, um ihn auf einen neuen, von ihnen selbst bebauten Boden zu versetzen, übernahmen diese schwierige Aufgabe, und so schrieb ihr helldenkendes Mitglied Ludovicus Molina (nicht zu verwechseln mit dem Mystiker Molinos, dem Begründer des christlichen Quietismus, dessen Anhänger durch den Namen Molinosisten von den Molinisten unterschieden werden) keck sein Buch von der Harmonie der göttlichen Gnade und der menschlichen Freiheit unter dem Titel: „Liberi arbitrii concordia cum gratiae donis, divina praescientia, providentia, praedestinatione et reprobatione", in welchem er sich rühmt, zuerst den wahren Ausweg, die alle Widersprüche vereinende Formel gefunden zu haben, während es doch die weiteste Abweichung von der uralten Kirchenlehre über die Gnade enthielt und derselben eine ganz neue gegenüberstellte. Offenbar wurden die Jesuiten in diesem Bestreben ebenso sehr durch ihre Eifersucht gegen die Dominicaner, die Träger des Augustinismus, wie durch ihre Feindschaft gegen die Protestanten bestimmt. Ihrem Stolze mußte es empfindlich sein, daß sie auf die Worte eines fremden Meisters, des Dominicaners Thomas, schwören sollten, und sie konnten bei der Rivalität, welche immer zwischen neuen und alten Orden stattzufinden pflegt, den Thomisten unmöglich die Anmaßung zugestehen, allein den Schlüssel der theologischen Weisheit zu besitzen. Wohl fühlte die katholische Kirche, daß sie sich durch den Wunsch, die Reformatoren zu verdammen, zu weit von ihrem ursprünglichen Glaubensgrunde hatte fortreißen lassen, daß dieser eigentlich den Jesuiten geopfert war, und die Päpste Clemens VIII. und Paul V. waren nicht abgeneigt, sich wieder zu der Lehre Augustin's und Thomas' zu bekennen. Aber wie konnte man dies, nachdem man dieselbe zu Trient verdammt hatte? Was behielt man übrig, wenn man nun auch den modernisirten Semipelagianismus der Jesuiten verdammte? Die schon gefertigten Bullen wurden demnach zurückbehalten und die päpstliche Curie machte es sich von nun an ebenso sehr zum Grundsatze, Stillschweigen über diesen Gegenstand zu beobachten, wie sie es von Andern verlangte. Damit war aber kein Friede gestiftet, der Bruch in dem Glaubenssysteme der Kirche nicht geheilt, sondern nur verhüllt, zwischen der freien göttlichen Gnade und der menschlichen Freiheit keine Versöhnung gestiftet, sondern statt dessen „dem größten Zeugen der Wahrheit" unter den Kirchenvätern, der, nach Jansen's begeistertem Lobe, „an Geist sie alle weit überragte, der die Gnade Gottes in Christo, den Grund der ganzen christlichen Lehre, zuerst in der Erkenntniß der Christen fest begründet und zuerst unter den Vätern die Erkenntniß des neuen Bundes den Christen nicht blos in einfachen Aussprüchen wie die Apostel, sondern im Zusammenhange und mit systematischer Begründung offen vorgelegt hatte, ein Werk, wozu er von Gottes Geist inspirirt, von Gottes Gnade prädestinirt war" — diesem leuchtenden Gestirne der Kirche war der nämliche Irrthum, den er mit allen Waffen seines großen Geistes sein ganzes Leben hindurch bekämpfte, in den Mund gelegt, und tiefere Männer, die von einem aufrichtigen und starken Verlangen nach Wahrheit und Versöhnung erfüllt waren, mußten von einem solchen Truge mit inniger Betrübniß erfüllt werden. Besonders war die Universität Löwen von jeher ein Träger des Augustinismus gewesen und suchte daher die in der Kirche wieder wahrgenommene Bewegung nach demselben hin so rasch und so weit wie möglich fortzupflanzen.

Vor Allen aber fühlte Jansen sich berufen, der Kirche die Wahrheit zurückzugeben und den Pseudo-Augustin wie das Lügensystem der Molinisten zu zerstören. Das betrachtete er als die Aufgabe seines Lebens und opferte — dies gesteht er selbst — 22 Jahre von diesem Leben, um sich in den großen Kirchenlehrer, „der Aristoteles geringschätzen durfte, weil er ihn weit übersah", hineinzuleben und die zerstreuten Glieder desselben wieder zu einem lebendigen organischen Ganzen zusammenzulesen.*) Mit diesen Gedanken und Planen beschäftigt, wurde der löwener Professor 1622 von seinem langjährigen und gleichgesinnten Freunde, dem berühmten St.-Cyran besucht, mit dem er auf der Universität, wo er jetzt lehrte, zusammen studirt hatte. Dieser ermunterte und bestärkte den noch Schwankenden in seinem Vorsatze, und ein Plan wurde verabredet, den man vorerst noch geheim halten mußte und dann durch Anknüpfung einflußreicher Verbindungen auszuführen hoffte. Die Jesuiten haben über diese Verbindung abenteuerliche, fabelhafte Geschichten verbreitet und die Leichtgläubigen damit geschreckt, daß Alles auf Einführung des Deismus, auf Verwerfung aller Mysterien der Religion, auf den Umsturz selbst der christlichen Moral abgesehen sei; wahrscheinlich ist nur**), daß die beiden Freunde bei ihrer Zusammenkunft den Plan, die Kirche auf ihre uralten Principien zurückzuführen und sie von dem Geiste der

*) Er hatte Augustin's Werke wenigstens zehnmal, die neuern polemischen Schriften über den Gegenstand an dreißigmal gelesen.

**) Aber auch nur als Hypothese; denn St.-Cyran scheint doch zu seinem „Aurelius" vorzüglich durch die Anmaßungen der Jesuiten in den kirchlichen Wirren Englands bestimmt zu sein.

Lüge, der sie gefangen hielt, zu reinigen, unter sich theilten, und St.-Cyran in dieser Theilung die Bearbeitung der katholisch-socialen und Verfassungsfragen, dem niederländischen Theologen die des Dogmas zufiel, d. h. jener sollte ein Buch über die Verfassung, dieser über das Dogma der Kirche schreiben und dieselbe durch ihre vereinte Anstrengung auf den Geist und die Form ihres Ursprunges zurückgeführt werden. Um diese Einheit zu beurkunden und ihrem Freundschaftsbunde das heilige Siegel dieses gemeinsamen Strebens aufzudrücken, mögen sie den Namen der großen Autorität, auf welcher alle ihre Principien beruhten, Aurelius Augustinus, unter sich getheilt haben und dadurch bestimmt worden sein, der Eine sein Werk über Kirchenverfassung „Aurelius", der Andere sein dogmatisches „Augustinus" zu nennen. Jansen starb 1638 als Bischof von Ypern 53 Jahre alt; das Werk, dem er fast die Hälfte seines Lebens und während derselben oft an 20 Stunden des Tags gewidmet hatte, erschien erst nach seinem Tode. Daß Belgien gerade das Land war, in welchem Augustin's Autorität den katholischen Christen zuerst wieder so mächtig ins Gedächtniß zurückgerufen wurde, ist ein keineswegs gleichgültiger Umstand. Außer Dem, was wir über die Universität Löwen gesagt haben, erinnern wir daran, daß die Augustinische Lehre von der Gnade in den Niederlanden stets die herrschende gewesen war, daß das sehr Augustinisch gehaltene Brevier Anselm's v. Canterbury hier früh allgemeine Anerkennung gefunden und sich fortwährend behauptet hatte. Thomas a Kempis, der fromme Verein von Deventer, die alten Verbindungen der Beguinen und Lollharden, dieses Alles hatte in dem niederländischen Volke einen schönen Schatz innerlicher Frömmigkeit erhalten, welche gegen das äußerliche Gesetzeswerk, gegen den Leichtsinn der Beichte, gegen die Verdünnung und Verwässerung des Glaubens auffallend abstach. In diesem Lande war es, wo die Schwärmerin Bourignon mit der Behauptung auftrat, der heilige Augustin sei ihr (1636) in Person erschienen und habe ihr befohlen, seinen Orden in der ursprünglichen Reinheit wiederherzustellen; hier erschienen endlich Flug- und Volksschriften wie die „Dialogues rustiques d'un prêstre de village, d'un berger, du censier et sa femme" (1608), worin der Bevölkerung Belgiens die Irrthümer des Papstthums aufgedeckt und das Glück eines Staates wie Holland geschildert wurde, in welchem man Gotte nach seinem Gewissen dienen könne. Durch Jansen's Werk, das auf diesem Boden die natürlichste Befruchtung finden mußte, war das alte Dogma in seiner Einheit und Ganzheit wiederhergestellt; es ist dies aber nicht das Paulinische, welches durch die unmittelbare Beziehung auf den persönlichen Christus ungleich lebendiger und belebender ist, sondern ein in der Consequenz des Systems beiweitem starreres, dem der historische, Mensch gewordene Christus fehlt, dessen Persönlichkeit auf eine für das Herz unerquickliche Weise vor der absoluten göttlichen Gnade fast gänzlich verschwindet. Hierin liegt, bei aller Ähnlichkeit, der Unterschied zwischen Jansen und den Reformatoren, zwischen seinem und ihrem Augustinismus. Das Lutherthum hält sich ausschließlich und unmittelbar an diesen persönlichen und historischen Christus, und in dem Verkehre mit demselben liegt das reiche Mysterium seiner Innerlichkeit. Dagegen fehlt der Reformation, indem sie auf allen bestimmten Antheil an der Geschichte der Gemeinde verzichtete, mit dem historischen auch das organisirende Princip, sodaß jeder Einzelne Gott unmittelbar gegenübersteht; sie hat gleichsam mit Aufopferung der Vergangenheit auch den Glauben an eine Zukunft verloren, woher die Sorglosigkeit der deutschen Protestanten in Betreff der Kirchenverfassung *) zu erklären ist, in Folge deren namentlich die lutherische Kirche an einer gewissen Schwäche des Organismus und mangelhaften Form des äußern Baues leidet, die dem innern Reichthume ihres Geistes und der Fülle wahrer Frömmigkeit sehr wenig entspricht. Jansen blieb auch die protestantische Rechtfertigungstheorie fremd, nach welcher der Glaube die Rechtfertigung als das Verdienst Jesu Christi erfaßt und sich daran festhält. Zwar wird auch nach Jansen der Mensch gerechtfertigt, aber nur durch die sich mittheilende Gnade Gottes, vermöge der er selbst, uns heiligend, in uns mitgeht. Andere unterscheidende Züge ergeben sich leicht aus den hier angedeuteten allgemeinen. Ein Umstand verdient indeß noch erwähnt zu werden, der, daß die Jansenisten von dem Studium der Kirchenväter zu der Schrift selbst, als zu der eigentlichen Quelle, zurückgingen, die protestantische Theologie dagegen, nachdem sie naturgemäßer mit dem Studium der Schrift den Anfang gemacht hat, zu dem der Kirchenväter übergeht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Hermann Wesseling, welcher in der Mitte des 17. Jahrhunderts lebte, gab eine „Synopsis juris metrica" heraus (Köln 1654), in welcher er die praecepta juris in metrische Form brachte; wie? ergibt sich aus nachstehender Probe:

Emphy — laudemium pars quinquagesima — teneis
Debetur dominis, sin emphyteutica vendis.

Christoph Hegendorff (gest. 1540) war anfangs Schullehrer in Lüneburg, promovirte zu Frankfurt zum Doctor juris, worauf er 1537 zu Lüneburg als Syndicus angestellt, aber kurz vor seinem Tode (1540) zum Superintendenten daselbst gemacht wurde. Einen solchen gelehrten Wechselbalg vermag die neuere Zeit glücklicherweise nicht aufzuweisen.

Konrad Mutianus, Canonikus zu Gotha (gest. 1526), schlug aus Liebe zum Studiren jede Beförderung aus. Dennoch wollte er von Dem, was er geschrieben, nichts herausgeben, indem er als Grund hierfür anführte: Er könne sich in seinen Schriften nicht Genüge thun, und ziehe es daher vor, von der Thorheit Anderer Nutzen zu ziehen (se frui malle aliorum stultitia).

25.

*) Nicht so bei den Reformirten in Frankreich und England: diese suchten, indem sie der Gemeinde das Gericht über ihre Glieder übertrugen, die ursprüngliche Gestalt der Gemeinde, wie sie vor 1500 Jahren gewesen war, wiederherzustellen; wie denn überhaupt von Anfang an in Deutschland mehr die dogmatischen, in England die socialen Fragen die vorherrschenden gewesen sind.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 33. —— 2. Februar 1840.

Geschichte von Port-Royal. Der Kampf des reformirten und des jesuitischen Katholicismus unter Louis XIII. und XIV. von Hermann Reuchlin. Erster Band.

(Fortsetzung aus Nr. 32.)

Noch vor Jansen's Tode und der Herausgabe seines „Augustinus", 1633, war der „Petrus Aurelius" von St.-Cyran zur Verfechtung der Gewalt und Würde des Episcopats und der damit zusammenhängenden Doctrinen erschienen. Es war gerade die Zeit, wo der Gallicanismus, seine Institute, Organe und Bundesgenossen durch den politischen Despotismus und durch die Jesuiten untergraben wurden, die Bischöfe und ihre jährlichen Versammlungen, die General- und Provincialstaaten, die großen adeligen Familien und die Parlamente dahinstarben, als das merkwürdige Buch mit der sorgfältig ausgearbeiteten Theorie des Gallicanismus auftrat. Die nächste Veranlassung war von außen gekommen: der beklagenswerthe, verwaiste und verwirrte Zustand der katholischen Kirche in England hatte sie gegeben. Fast 30 Jahre war dieselbe ohne Bischof gewesen, während welcher Zeit die Orden, namentlich die Jesuiten, sich in den Besitz großer Rechte gesetzt hatten. Als endlich Richard Smith, zum Bischof von England ernannt, seine bischöfliche Gewalt und Gerichtsbarkeit wirklich handhaben wollte, stieß er auf einen heftigen Widerstand der Orden, und die katholische Kirche in England und Irland spaltete sich in zwei Parteien, die bischöfliche und die jesuitische, welche sich mit großer Feindseligkeit bekämpften. Stützten sich die Jesuiten auf Rom und den Ultramontanismus, so suchten die katholischen Episcopalen Englands einen Rückhalt in Frankreich und wandten sich an die Sorbonne, an die Generalversammlung des gallicanischen Klerus und an die Universität Löwen. Die Sorbonne wie die Versammlung des gallicanischen Klerus sprachen sich gegen die in England und Irland vorgefallenen Neuerungen aus, und die letztere erklärte die in den Streitschriften der Jesuiten ausgesprochenen Grundsätze für gottlos und aufrührerisch. Zunächst für die Vertheidigung dieser Censuren, dann überhaupt zum Schutze des von den Jesuiten bedrohten Episcopats ließ St.-Cyran seinen „Aurelius" erscheinen.

Weil wir aber mit diesem Manne und diesem seinen zum Schutze der alten Kirchenverfassung geschriebenen Werke Frankreichs Boden betreten und seine Person uns dem von ihm gestifteten Vereine frommer und hochsinniger Männer und Frauen näher bringt, welche die lebendigen Träger der von ihm und seinem Freunde Jansen aufgestellten Doctrinen waren, ist es nöthig, zuvor einen Blick auf den damaligen Zustand der Kirche und Geistlichkeit in Frankreich zu werfen, um zu sehen, wie aus dem Erlöschen des Gallicanismus in der Wirklichkeit, aus der Unterdrückung der Autonomie in Kirche und Staat ein Verein starker und muthiger Seelen hervorging, welche in dem Maße in ideellen Bestrebungen Befriedigung suchten, als die Wirklichkeit ihnen weder Trost noch Hoffnung gewährte. Als die Väter des Gallicanismus sind Ludwig der Heilige und Philipp der Schöne anzusehen, von denen der Eine dem Papste die Hände zu binden wußte, während er ihm mit aller äußern Verehrung die Füße küßte, der Andere aber denselben nach Avignon führte, und dadurch in unmittelbare Abhängigkeit von Frankreich brachte, während das von ihm neu errichtete Parlament und die Universität, welche sich unter seiner Regierung zu großer Blüte erhob, ihn in dem Kampfe gegen das Papstthum im Geiste nationaler Unabhängigkeit unterstützten. Frankreich suchte diese fortan durch fortwährende Beschränkungen der päpstlichen Obergewalt und durch besondere Verträge mit ihr zu heben und zu sichern, weniger als Deutschland um eine völlige Reformation der Kirche bemüht, und Thron sowol wie Parlament, Sorbonne und Episcopat erstarkten und befestigten sich bei diesem Systeme. Das Recht, die Bischöfe zu ernennen, welches später die Jansenisten bei ihren hohen Begriffen von der unmittelbar von Gott abhängigen bischöflichen Würde wieder für die Kirche in Anspruch nahmen, besaß bis auf das Concordat Franz' I. (1516) der Klerus; daß aber Tugend und Verdienst hierbei sich eines solchen Vorzugs erfreuten, wie es später schien, als man, die Übel der Ernennung durch den Hof beklagend, die frühere Wahlfreiheit zurückwünschte, läßt sich nicht so unbedingt behaupten. Capitel und Mönchscongregationen trieben mit ihrem Rechte den größten Misbrauch, die Mönche sollen gewöhnlich nur Den zum Abt gewählt haben, der als der beste Zecher, als Liebhaber von Jagdhunden und Falken bekannt war und durch solche Neigungen dafür bürgte, daß er es mit der klösterlichen Zucht nicht so genau neh-

men würde; zu größerer Sicherheit wurden ihm noch durch auferlegte Bedingungen die Hände gebunden. Entscheidung der Wahlen durch blutige Schlägereien waren nicht selten. Besseres läßt sich auch nicht von den Wahlen der Bischöfe, wie von ihrem Wandel in dem heiligen Amte sagen: Simonie war herrschend und von Einem wird erzählt, daß er einen ausgedehnten Harem hielt, indem er kleine Mädchen, welche für die Folge große körperliche Reize versprachen, zu sich bringen und in den Dörfern seiner Diöcese erziehen ließ, um sich ihrer, wenn sie erwachsen wären, zu bedienen. Die harten Urtheile mancher Könige über den Klerus in diesem Zustande der Freiheit, der fälschlich für die wahre Freiheit der Kirche gehalten worden ist, mögen daher nicht unbegründet und die Motive, ihm das Wahlrecht zu entziehen, nicht blos eigennützig gewesen, oder wenn sie dies waren, doch durch den Zustand der Dinge gerechtfertigt sein. Ludwig XII. z. B. sagte spottend: „Die Esel hätten bessere Tage in seinem Königreiche als die Pferde; denn diese müßten an den Postwagen nach Italien laufen, um für jene Beneficien zu holen." Sprüchwörtliche Redensarten wie die: faul wie ein Priester oder Mönch, — habsüchtig und lüderlich wie ein Priester oder Mönch*) u. dgl. m., die damals ganz allgemein waren, deuten auf ein großes sittliches Verderbniß und allgemeines Ärgerniß, welches die Geistlichkeit dem Volke gab, und Franz I. mag nicht ganz Unrecht gehabt haben, wenn er sagte: es sei besser, die Abteien und Kirchengüter Männern zu geben, die ihm gut gedient hätten, als sie den Klostermönchen zu überlassen, „Leuten, die zu nichts taugten als zu essen und zu trinken, in Kneipen zu liegen und zu spielen oder Armbrustsehnen zu drehen, die überhaupt durch den Müßiggang zu einem ausschweifenden und lüderlichen Leben verführt würden".**) Aber wenn Franz I., auf solche Gründe gestützt, in dem mit Leo X. abgeschlossenen Concordate (1516) der Geistlichkeit das Wahlrecht entzog, so wurde dadurch wenig oder gar nichts gebessert: die Wurzel des Übels, ein übermäßiger Reichthum, welcher die Kirche verweltlichte, die Laien nach ihren Gütern lüstern machte und die Kleriker zu Trägheit und Üppigkeit verleitete, blieb unangetastet und die Klagen wurden allgemeiner und lauter als zuvor. Durch Verbindungen, persönliche Gunst und Intriguen kamen jetzt die Unwürdigsten in Besitz von Bisthümern, die Bischöfe machten das stehende Gefolge des Hofes aus, dem sie die Beförderung zu ihrer Würde allein verdankten, und manche übten in ihrem ganzen Leben nie eine kirchliche Thätigkeit, wie der Cardinal Antoine du Prat, der Vermittler des zwischen Franz I. und Leo X. abgeschlossenen Vertrags, der als Erzbischof von Sens, Bischof von Alby, Valence, Die, Gap und Abt von Fleury nie in eine dieser Kirchen seinen Fuß gesetzt hatte. Die Kirchengüter waren jetzt ein offener Fonds, aus welchem die Könige, der freien Verfügung über die erblich gewordenen Lehne beraubt ihre Diener belohnten, und namentlich schien es billig, seit in den Reformirten das doppelte Verbrechen der Rebellion und Ketzerei von Staat und Kirche gleichmäßig mit den Waffen bekämpft wurde, die Bisthümer und Pfründen der letztern an ihre getreuen Kämpfer als Lehen zu vergeben: wenn die Reformirten, besonders im Südwesten der Monarchie, der katholischen Kirchengüter sich bemächtigten, um damit die Kosten des Krieges zu bestreiten, so mußte dem allerchristlichsten Könige doch wol ein Gleiches zustehen. Die katholische Kirche büßte aber durch diesen Verfolgungskampf gegen die reformirten Gemeinden ihre eigene Freiheit, moralische Würde und Kraft, ihre leiblichen und geistigen Güter ein; ihre höchsten Ämter wurden den Reisigen zum Raube, die sie zu einem Vernichtungskriege gegen die Schwesterkirche gewaffnet hatte; die Seelenhirten entfremdeten sich ihren Gemeinden immer mehr und mehr und bald kannten Hirt und Heerde einander selbst nicht mehr. Die Bischöfe waren ihren Gemeinden jetzt nicht mehr Horte und Anwälte; denn indem sie größern weltlichen Einfluß erstrebten und denselben bei Hofe suchten, verloren sie ihre eigentliche und natürliche Kraft, welche die provinciale und locale ist; so ging das provinciale und nationale Episcopat allmälig zu Grunde, und so ist es dahin gekommen, daß der echte Gallicanismus in Frankreich jetzt fast gänzlich vergessen ist, wo man in der Erinnerung kaum über das in Ludwig's XIV. Zeit aufgestellte Afterbild desselben hinauszugehen vermag.

Das Werk des Dr. Reuchlin ist reich an Beispielen, welche uns die ungeheure damals in die französische Kirche eingerissene Unordnung zeigen, und die Ernennung der Angelica Arnauld in einem Alter von neun Jahren zur Äbtissin von Port-Royal kann selbst als ein solches angesehen werden. Als sie nach einjährigem Aufenthalte und der Ablegung ihres Gelübdes im Kloster Maubuisson, 1602 zehn Jahre alt, ein eitles unwissendes Kind, zur Äbtissin des Klosters eingeweiht wurde, das sie später freilich zum Sitz der Frömmigkeit und höchsten christlichen Tugenden machen sollte, verstand der dem Kloster als Beichtvater beigegebene Pater nicht einmal das Vaterunser zu beten; außer seinem Brevier hatte er nie ein Buch geöffnet, und was er allein kannte, liebte und übte, war die Jagd. Seit 40 Jahren war im Kloster siebenmal gepredigt worden, bei Ablegung des Gelübdes; während des Carnevals ergötzten sich die Nonnen innerhalb des Hauses mit Maskeraden, während der Pater desgleichen mit den Knechten that. Selbst Schauspiele wurden in den Frauenklöstern nicht selten aufgeführt und die männlichen Rollen von den Nonnen in männlicher Tracht gespielt; die Äbte und Mönche benachbarter Klöster pflegten dazu als Zuschauer herbeizukommen, wie 1595 der Abt von Citeaux, Vorsteher des Cistercienserordens, mit seinen Untergebenen der Aufführung der „Kleopatra" von Garnier in dem Frauenkloster von St.-Antoine beiwohnte. Besorgte Mütter pflegten daher sehr häufig und unerwartet zu erscheinen, um zu sehen, ob das böse Beispiel an den heiligen Orten ihren meist

*) Wie die Italiener sagen: Pretri, fratri monachi et pulli, mai non sono satulli.

**) Merkwürdig ist, daß so schon Alte wie Zosimus, Eunapius im Leben des Aedesius u. A. urtheilten.

Familienberechnungen aufgeopferten Töchtern nicht gefährlich würde, und die Mutter der Angelica Arnauld bewerkstelligte auf diese Weise, daß in das heilige Haus, zu dessen Beherrscherin das Kind durch die Gunst des Königs ernannt war, Zucht und Ordnung zurückkehrte, etwa wie die Mutter einer Neuvermählten deren Hauswesen einzurichten pflegt. Nichts vermag uns indeß eine deutlichere Vorstellung von der Sittenlosigkeit zu geben, welche, durch die Bürgerkriege genährt und begünstigt, im 16. und zu Anfange des 17. Jahrhunderts nebst dem blindesten Fanatismus, ihrem Zwillingsbruder, die französische Geistlichkeit ergriffen hatte, als die Vorfälle zu Maubuisson, dem Cistercienserinnenkloster, in welchem Angelica Arnauld als Kind ein Jahr zugebracht hatte. Äbtissin dieses Klosters war die Frau v. Estrées, eine Schwester von Heinrich's IV. schöner Maitresse Gabrielle. Aber die Maitresse war gegen die Äbtissin die Tugend selbst. Diese würdige Klostervorsteherin hatte nicht weniger als zwölf Kinder, von denen vier erwachsene Töchter in der Eigenschaft von Kammermädchen um sie waren und eine zur Coadjutorin und somit zur Nachfolgerin der Mutter bestimmt war. Außer der von Maubuisson besaß sie noch eine Abtei bei Amiens, aus welcher sie der König dorthin versetzt hatte, um ihre sich bei ihr aufhaltende Schwester Gabrielle näher zu haben. Die Frauenklöster vertraten also damals die Stelle der Theater in manchen Residenzstädten. Der Skandal, welchen die Nonnen von Maubuisson wie ihre Äbtissin ganz öffentlich trieben, war so ärgerlich, daß nach Heinrich's IV. Tode Ludwig XIII. demselben Einhalt zu thun beschloß. Es wurden einige Mönche in das Kloster gesandt, um die Bewohnerinnen zu warnen, allein die Äbtissin ließ sie einsperren, mehre Tage hungern und schickte sie dann höhnend wieder fort. Als sie ihren scandalösen Wandel ärger als zuvor fortsetzte und deshalb wieder ein Geistlicher mit der Vollmacht, eine Untersuchung einzuleiten, nach Maubuisson geschickt wurde, wußte sie diesen nebst seinen Gehülfen in einen Thurm zu locken, und die Gefangenen hätten hier lange bei Wasser und Brot, wozu der Bevollmächtigte noch täglich als besondere Auszeichnung eine Tracht Prügel erhielt, zubringen müssen, wenn es ihnen am fünften Tage nicht gelungen wäre zu entkommen. Der Abt von Citeaux, den Rücksicht auf die Familie bisher abgehalten hatte strenger zu verfahren, entschloß sich nun selbst einzuschreiten, wozu er die Zustimmung der Familie erhielt, und da die Äbtissin seine Visitation nicht anerkennen wollte, da ihm selbst, als er mit einem Zuge Archers, den Nationalgarden der damaligen Zeit, ankam, der Eingang verweigert wurde, mußte er mit Gewalt ins Kloster eindringen. Die auch so noch widerstrebende Äbtissin wurde in dem Bette, aus welchem sie halbnackt an kaltem Wintermorgen entsprungen war, auf einen Wagen gepackt und unter starker Bedeckung zu den Reuerinnen nach Paris abgeführt (Februar 1618). Die provisorische Verwaltung übergab der Abt der jungen Äbtissin von Port-Royal, Angelica Arnauld, von deren bereits lebhaft erwachtem Reformeifer sich viel für die Besserung der Zucht in Maubuisson hoffen ließ. Über anderthalb Jahr hatte sie in ihrem neuen Wirkungskreise gelebt und das Gute nach Kräften gefördert, als eines Morgens die Estrées mit bewaffneten Edelleuten in das Kloster eindrang und Angelica, die freiwillig nicht weichen wollte, sammt den zahlreichen, von dieser aufgenommenen Novizen gewaltsam aus demselben vertrieb. Angelica wurde zwar wenige Tage nachher von dem Prevot de l'Isle, der mit 250 Archers herbeigekommen war, wieder in den Besitz der Abtei gesetzt, aber es mußte doch noch lange eine starke Schutzwache in dem Kloster verbleiben, bis diese von Angelica selbst wieder entlassen wurde, die auf einen höhern Schutz baute, ungeachtet die Adeligen der Umgegend Nachts durch die Fenster des Klosters schossen und ein neuer Überfall von ihnen zu besorgen war. Die Estrées lebte in der Folge von einer jährlichen Pension von 1200 Livres, die ihr das Kloster Maubuisson zahlte. Die innern Übel der Kirche wurden von den edlern Mitgliedern derselben tief gefühlt und ernstlich betrauert. Angelica erzählte von dem später heilig gesprochenen Franz v. Sales, wie er oft gegen sie über die Sittenlosigkeit der Geistlichen und über die Unordnungen des römischen Hofs geseufzt habe. Die ökumenischen Concilien, pflegte er ihr zu sagen, ständen über dem Papste und wären deshalb berechtigt und verpflichtet, das Haupt und die Glieder zu reformiren; aber so unzweifelhaft dies sei, so sei es doch vergeblich darüber zu reden, da sich nichts damit ausrichten lasse. Auch der Cardinal Berulle, der vertraute Freund des Zuvorgenannten, erkannte in der wirklichen katholischen Kirche nur das entstellte Abbild, kaum den Schatten der echten, welche im Geiste, in der Idee und Hoffnung der Bessern jener Zeit bestand und die es zu allen Zeiten mehr als die wirkliche gewesen ist, was dem Katholicismus Proselyten gemacht hat. Berulle beklagte dieselben Misbräuche und sprach oft darüber mit St.-Cyran, aber Beide bestätigten sich auch gegenseitig in der Ansicht, daß man dazu schweigen und dulden müsse. Aus derselben Überzeugung verbrannte auch der Cardinal-Erzbischof von Mailand, Friedrich Borromeo, ein Werk, das er über die Unordnungen Roms geschrieben hatte, indem er glaubte, daß er durch Aufdeckung der sittlichen Wahrheiten nur Ärgerniß geben werde, ohne im geringsten zu helfen. Diese Männer wünschten also nur eine Reform der Zucht und des Wandels der Geistlichen; weiter gingen Jansenius und St.-Cyran, indem sie eine Reformation und neue Begründung der Lehre erstrebten, so jedoch, daß sie den alten echten Glauben nur als verdunkelt und durch Menschensatzungen gleichsam verbaut betrachteten. St.-Cyran, bei dem zu seiner Trauer sich noch ein ascetisches Moment mischte, mag den Verfall der Kirche wol am tiefsten empfunden haben. Gegen St.-Vincent soll er, nach der eigenen Versicherung desselben (bei Petitot, Th. XXXIII, S. 23), geäußert haben, die Kirche sei, wie ein Strom, je weiter sie sich von ihrer Quelle entfernt habe, immer mehr verunreinigt und verschlammt, und seit 5 — 600 Jahren gebe es eigentlich keine Kirche mehr. Dies führt uns aber auf

die Zeit Gregor's VII. zurück, die Epoche, wo der strenge Papismus seine glänzendsten Triumphe feierte, und eine solche Äußerung, wenn St.-Cyran sie wirklich gethan hat, läßt uns einen Blick in die von ihm gehegten Reformideen thun; Berulle und Sales, welche dieselben unstreitig theilten, wurden der Eine zum Cardinal erhoben, der Andere heilig gesprochen, weil sie zu schweigen wußten; St.-Cyran aber, der seine Hoffnungen nicht unterdrückte und nach dem Bessern zu ringen wagte, mußte im Kerker büßen und war wie Jansen im Tode noch ein Gegenstand der heftigsten Verfolgung. Die Reform der Kirche aber, welche er als nahe bevorstehend und von den Geistlichen selbst ausgehend der Äbtissin Angelica am Abend seines Lebens prophezeiete, ist nicht eingetroffen, wenn man nicht etwa Bossuet und die vier Artikel und die Hofbischöfe Ludwig's XIV., das Schattenbild des alten echten Gallicanismus, darunter verstehen will.

(Die Fortsetzung folgt.)

Über Stadtbibliotheken für den Bürgerstand, deren Nützlichkeit, Gründungs- und Aufstellungsart, damit zu verbindende Sammlungen und Ortsjahrbücher. Von Karl Preusker. — Auch u. d. T.: Über öffentliche, Vereins- und Privatbibliotheken, sowie andere Sammlungen, Lesezirkel und verwandte Gegenstände, mit Rücksicht auf den Bürgerstand. Erstes Heft. Leipzig, Hinrichs. 1839. Gr. 8. 12 Gr.

Ein schon durch mehre gemeinnützige Schriften rühmlichst bekannter Beamter zu Großenhain im Königreiche Sachsen theilt in dem vorliegenden Buche seine Ansichten über eine durch zweckmäßige Bibliotheken im Bürgerstande zu erzielende höhere Bildung in einer so redlichen, umsichtigen Weise mit, daß sich gewiß Viele dem wackern Manne mit uns dafür zu recht aufrichtigem Danke verpflichtet fühlen müssen. Hier ist ein Bürgerfreund im schönsten Sinne des Wortes, der es fühlt, wie durch zweckmäßige Lecture und Verbreitung guter Bücher jener Hang nach Aufwand, jene Sucht zu glänzen und jenes verkehrte Raisonnement über politische Angelegenheiten aus dem Bürgerstande in unsern deutschen Ländern verbannt werden könne. Dazu betrachtet er die Anlage und verständige Einrichtung von Stadtbibliotheken in Mittelstädten und für den Bürgerstand statt der an vielen Orten bestehenden Rathsbibliotheken, die in manchen Städten (wie noch in Leipzig bis vor wenigen Jahren) selbst dem Gelehrten fast unzugänglich waren, als ein vortreffliches Hülfsmittel und gibt in der Beschreibung der von ihm begründeten Bürgerbibliothek zu Großenhain ein preiswürdiges Beispiel echten Bürgersinns. Denn diese Sammlung ist von den kleinsten Anfängen seit 1828 bis jetzt zu einem Umfange von gegen 1200 Werken herangewachsen.

Seine Schrift — andern zur Nachahmung — behandelt nun sehr ausführlich in 14 Abschnitten den Zweck und die Begründung einer solchen Bibliothek, die Anschaffung der Bücher und die Unterhaltungskosten, die Verwaltung der Anstalt, die Auswahl der Bücher, die Kataloge, die Verleihung der Bücher, das System der Bücheraufstellung nach folgenden fünf Rubriken: 1) Schriften über sämmtliche oder mehre Wissenschaften gemeinschaftlich; 2) Menschenwissenschaften, d. h. Philosophie, Geschichte, Sprachenkunde u. s. w.; 3) Naturwissenschaften; 4) Kunstwissenschaften; 5) Berufswissenschaften. Daran schließt sich in §. 15 eine sehr nützliche Abhandlung über Stadtchroniken und in §. 16 ein Abschnitt über andere, mit der Bibliothek zu verbindende wissenschaftliche und Kunstsammlungen.

In allen diesen Fächern hat der Verf. eine Literaturkenntniß und einen Sammlerfleiß an den Tag gelegt, wie man ihn nicht leicht bei einem vielbeschäftigten Rentamtmann finden dürfte. Denn man sieht auf jedem Blatte den Eifer, von dem der Verf. für seine Idee belebt ist, der ihn auch die Detaillirung anscheinend unwichtiger Dinge, als des Einbandes der Bücher, der Einrichtung der Registrande und selbst der Repositorien nicht hat übersehen lassen. Aber eben dieser löbliche Eifer hat auch den Verfasser mitunter zu weitläufig und gar zu systematisch werden lassen. Wir meinen, sein Schema einer Stadtbibliothek sei mit einer zu großen Ausdehnung angelegt und würde deshalb nur an wenigen Orten zu realisiren sein. Was sollen z. B. für eine solche Bibliothek die Rubriken über Militairwissenschaften, über die verschiedenen philosophischen und theologischen Disciplinen, über die alte Literatur, über germanische, ägyptische, slawische und andere Alterthümer? Wozu soll es helfen, wenn Literaturzeitungen in die Hände des Bürgerstandes kommen? Was sollen an einem solchen Orte hodegetische Werke über Gymnasial- und Universitätsstudien? Wie viel Bürger werden sich wol um literarische Notizen über Incunabeln, typographische Seltenheiten oder Curiosa bekümmern?

Wir glaubten diese Bedenklichkeiten, zu deren weiterer Erörterung hier nicht der Ort ist, dem von uns sehr geschätzten Verf. gegenüber nicht unterdrücken zu dürfen. Seine auf praktische Erfahrungen gegründete Sachkenntniß wird unsere Bedenklichkeiten vielleicht zurückweisen, aber wir konnten uns bei der Lecture seiner Schrift des nur gedachten Eindrucks nicht erwehren, da es doch wol der Fall sein könnte, daß eine solche, nach des Verf. Meinung gegebene Instruction die Einrichtung von Stadtbibliotheken eben Manchen ihrer großen Ausführlichkeit wegen als eine sehr schwer ausführbare Sache erscheinen ließe. Und doch ist seine Absicht so edel und seine Gesinnung so löblich, daß sie jede nur mögliche Unterstützung und Beachtung verdient. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 34. —— 3. Februar 1840.

Geschichte von Port-Royal. Der Kampf des reformirten und des jesuitischen Katholicismus unter Louis XIII. und XIV. von Hermann Reuchlin. Erster Band.

(Fortsetzung aus Nr. 33.)

Die nämlichen Männer, welche diese innern sittlichen Übel so tief und schmerzlich empfanden, waren auch über die Verfassungsmängel einig, an denen die Kirche damals litt. St.-Cyran haben wir bereits als Kämpfer für ein starkes Episcopat kennen gelernt, und Sales äußerte unverhohlen gegen Angelica und ihren Vater, daß durch seine Philippika gegen die Jesuiten so bekannte Parlamentsmitglied Anton Arnauld: „die Ernennung zu den Abteien der Frauenklöster von Seiten des Königs sei eine bloße Usurpation, ein Angriff auf die Wahlrechte, welche den Frauenklöstern durch das Concordat noch nicht genommen wären". Auch in den Parlamenten und auf den Generalstaaten des Königreichs wurden fortwährend Stimmen für die Wiederherstellung der alten Wahlfreiheit der Kirche laut und in den Kirchen wurde dieselbe in feierlichen Gebeten erfleht. Die 1560 zu Orleans versammelten Stände setzten durch ihre ernsten Vorstellungen ein neues Reglement über die Besetzung der geistlichen Ämter durch, in welchem sich die Krone die Auswahl aus drei ihr vorgeschlagenen Candidaten vorbehielt; allein diese neue Anordnung kam nie zur Ausführung, sodaß Heinrich IV. die Vorstellungen der allgemeinen Versammlung des Klerus in Paris gegen die Ernennung zu Bisthümern, Abteien u. s. w. mit den Worten ablehnen konnte: „er sei nicht der Erste, der es also gehalten habe".

Mit dem Obsiegen der Jesuiten, die nur unter Heinrich IV. auf kurze Zeit verbannt wurden, um bald von ihm selbst wieder zurückgerufen zu werden, triumphirte der Romanismus über den Gallicanismus, und die Zeit war nicht mehr fern, wo alle widerstrebenden Reste des letztern mit Feuer und Schwert durch die blutigste Verfolgung ausgetilgt werden sollten. Dies hätte nicht geschehen können, wenn nicht zu gleicher Zeit der politische Absolutismus durch Zerstörung aller mittlern Gewalten im Staate triumphirt hätte. War Ersteres das Werk der Jesuiten, so war das Letztere das Werk Richelieu's, der, alle selbständige Gewalten brechend, alle hervorragenden Häupter nach der Anweisung jenes griechischen Tyrannen, der die Ähren köpfte, abschlagend, Alles unter den einen souverainen Willen beugte und selbst den König zum Knechte seines eigenen Willens zu machen wußte. Vielleicht hatte das Parlament selbst dazu beigetragen, dem Absolutismus die Bahn zu bereiten, indem es in seinem Eifer gegen die Jesuiten, welche zur Zeit der Ligue mit der Lehre vom Königsmorde und von der Souverainetät der Massen auftraten, ihnen den Satz entgegenstellte, daß alle Gewalt in zeitlichen Dingen dem Könige unbeschränkt gehöre. Damals herrschte Anarchie, und unter ihren Uebeln mußte ein unbeschränktes Königthum als das Wünschenswertheste erscheinen; aber die Anarchie hörte auf, das absolute Königthum kam unter Ludwig XIII., und das Parlament empfand nun an der Bedeutungslosigkeit, zu der es schnell, wie der römische Senat nach den Bürgerkriegen im 1. Jahrh. v. Chr., herabsank, die gefährlichen Consequenzen seines eigenen Satzes. Viele von seinen Mitgliedern schlossen sich, wie damals, dem Despotismus an und befanden sich wohl im Dienste desselben, andere machten in den Stürmen der Fronde mit den niedern Volksclassen, dem unpassendsten Bundesgenossen für eine ihrer Natur nach retardirende und hemmende Gewalt *), gemeinschaftliche Sache; die edlern und tiefern Gemüther aber, welche weder dem Pöbel noch dem Despotismus dienen mochten, ergaben sich der frommen Resignation. Dies ist ein Trost, welchen in Zeiten, wo der Bessere in der Wirklichkeit keine Befriedigung und keine Hoffnung mehr finden kann, das Christenthum ihm darbietet. Im Alterthume sehen wir, daß in solchen Epochen, wo die höchsten Güter des irdischen Lebens verloren scheinen, der Selbstmord die Zuflucht der Starken ist; das Christenthum aber eröffnet Denen, welche mit der Gegenwart abgeschlossen haben, die Pforten der Religion und führt sie damit in ein Reich ein, wo schon hier für sie ein höheres Dasein beginnt. Daher mag es kommen, daß nach großen politischen Stürmen, welche alte Ordnungen umstürzen und die lebenden Generationen gewöhnlich mit den ärgsten Übeln heimsuchen, sich religiöse Secten bilden; daher mag es denn auch gekommen

*) Auch die römischen Volkstribunen traten aus ihrer natürlichen Bahn, als sie nicht mehr Vorsteher des Kerns der Bürgerschaft, des eigentlichen Mittelstandes waren, sondern sich an die Spitze der Massen stellten.

sein, daß die Zierden des pariser Parlaments, ein Barillon, Lemaitre, de Sacy, Lenoire und vor Allen die Brüder Arnauld zu einem freien, durch keine andere Regel als die des Evangeliums gebundenen Vereine zusammentraten, der in Port-Royal, in den Nebengebäuden (Granges) des Klosters seinen Sitz nahm und dem bald die ausgezeichnetsten Personen beiderlei Geschlechts sich zugesellten, die wackersten Familien ihre Kinder zur Erziehung übergaben, einem Vereine, aus welchem Racine, Pascal und der Kirchenhistoriker Tillemont hervorgegangen sind. Diese Männer, die die Willkür der irdischen Macht nicht anerkennen wollten und vor ihr in der frommen Resignation und in der „Einsamkeit in Gott" ein Asyl suchten, sie, die Menschen ihre Rechte und ihre Freiheit nicht zum Opfer bringen wollten, demüthigten sich auf das tiefste vor der unsichtbaren göttlichen Gewalt und entäußerten sich freiwillig durch Annahme des Jansen'schen Lehrbegriffs von der Prädestination jeglicher Freiheit. Auch einem Gemüthe und Charakter wie dem der Angelica Arnauld, welcher die hinreißende Gewalt, die sie über ihre Familie, über Alles, was mit ihr in Berührung trat, in unsern Augen etwas von dem Wesen und dem unwiderstehlichen Enthusiasmus einer Schwärmerin verleiht, mußte die Lehre Jansen's vollkommen zusagen. Dieses Weib, erhaben und bewunderungswürdig in ihrer, unserm Zeitalter nicht mehr begreiflichen Frömmigkeit und Selbstvernichtung, die von Natur wol mehr durch die außerordentliche Kraft ihres Gemüths, als durch glänzende Gaben des Geistes, den Willen Anderer bestimmte, bewältigte und mit sich fortriß, ohne es selbst zu wollen, strebte darnach als nach dem Höchsten, den eigenen Willen gänzlich zu brechen und zu vernichten, damit Gottes Wille allein in ihr walte, und die Lehre von der Prädestination, mit welcher des Menschen Eigenwille nicht bestehen kann, mußte dies bewirken; denn Jansen setzte weder gute Werke noch die Rechtfertigung durch den Glauben als den schaffenden Mittelpunkt der christlichen Lehre, sondern daß Gottes Wille, den unserigen überwältigend, unser Wille werden müsse; denn unser Wille ist ihm, bei seiner Ansicht von der gänzlichen Verderbtheit der menschlichen Natur, der Herd der Sünde. Auch in den socialen Fragen der katholischen Kirche mußten Mitglieder des Parlaments, Söhne der Kämpfer für den Gallicanismus, Dem huldigen, was von St.-Cyran, Richer u. A. gelehrt worden war, und es wird uns so erklärlich, daß Angelica, die Tochter eines Parlamentsglieds, jenes Mannes, der die Jesuiten mit seinen Donnerreden bekämpft hatte, nur Bischöfe als die rechtmäßigen Inspectoren und Leiter der Klöster anerkennen wollte. So bildete in Allem, in Glaubens- und Verfassungsprincipien dieses Häuflein von Frommen Opposition gegen die absolutistischen Richtungen, denen der Hof jetzt folgte: es war eine lebendige Protestation des alten Frankreichs gegen die von Hof und Jesuiten bewirkte Modernisirung des Staats und der Kirche. Der wachsende Absolutismus, der, wenn er einmal sich fühlt, keine Schranke und kein Gesetz mehr anerkennt, mußte durch solche Kühnheit sich herausgefodert fühlen, das Asyl zu brechen, innerhalb dessen die Reste und Trümmer seiner alten Feinde Zuflucht gefunden hatten, und daher die Verfolgungen, welche über die Jansenisten ergingen! Der Widerstand aber, den diese den Oberhäuptern der Kirche und des Staats entgegensetzten, erinnert uns durch seine loyale Form, bei steter Behauptung der innersten Überzeugung, daran, daß es der alte Geist des Parlaments war, der in diesen Männern sich regte: durch Remonstriren und Opponiren hatte dasselbe gegen Übermacht und Willkür der höchsten Gewalten stets sein Recht zu behaupten gesucht, ohne die Bande der Unterthanentreue zu lösen.

Neben diesen edlern und reinern Elementen, welche den Verein von Port-Royal ausmachten, mußten demselben, als er einmal bestand, als der Ruf seiner Frömmigkeit und Gottseligkeit begründet war, auch andere sich zugesellen, wie sie Lebensüberdruß und innere Zerrissenheit Klöstern und frommen Gesellschaften zuzuführen pflegt. Die Ursachen schwermüthiger Seelenzustände sind verschieden, bei den Armen ist es gewöhnlich der Druck des Lebens, bei den Vornehmen Zerstörung eitler Hoffnungen und Plane, oder Übersättigung an Genüssen, was sie hervorbringt; Alle aber, weß Standes sie auch seien und was ihr Herz drücken mag, sind in solchen Zuständen geneigt, der Welt zu entsagen und in dem stillen Port frommer Resignation Ruhe und Frieden zu suchen. So dürfen wir uns nicht wundern, unter den frommen Büßerinnen in Port-Royal Frauen zu finden, die früher in der vornehmen Welt auf dem Felde der Galanterie geglänzt hatten. Solche waren die Marquise v. Sable, die ihre hohen Ideen über Galanterie zuletzt in eine eigenthümliche christliche Liebe umgewandelt hatte, die Prinzessin von Guemene, Anna v. Rohan, und die Prinzessin Marie Luise von Gonzaga, eine Tochter des verstorbenen Herzogs von Mantua, welche 1643 wenige Tage vor St.-Cyran's Tode nach Port-Royal de Paris, dem Filialinstitute von Port-Royal des Champs, gekommen war, um sich unter dessen Leitung zu begeben. Nach mannichfaltigen Abenteuern der Liebe und des Hasses war die Prinzessin mit dem königlichen Oberstallmeister Cinq-Mars, Anna mit seinem Genossen im Tode, dem männlichen de Thou, in engere Verbindung getreten. Die Hoffnung auf den Besitz der Prinzessin hatte Cinq-Mars den verwegenen Plan eingegeben, Richelieu zu stürzen, um dann als erster Günstling des Königs die Kluft zu überspringen, wodurch seine Unebenbürtigkeit ihn von der Geliebten trennte. Er wie de Thou starb auf dem Blutgerüste; Letzterer hatte noch in den letzten Augenblicken seines Lebens an Anna geschrieben. Diese galt in ihrer Jugend für die größte Schönheit bei Hofe, und Luynes soll sogar zur Zeit, als er den schwachen Ludwig XIII. allein regierte (1617), die Absicht gehabt haben, die Ehe desselben mit der Prinzessin Anna von Spanien für ungültig erklären zu lassen und ihn mit der in der höchsten Blüte der Schönheit stehenden Anna v. Rohan zu vermählen. In den 24 Jahren, die nach diesem vielleicht an ihrer damaligen Schüchternheit gescheiterten Plane bis

zu ihrem Eintritte in Port-Royal verflossen, hatte sie außer dem Liebesverhältnisse mit de Thou noch ein anderes mit Montmorenci gehabt, der gleichfalls dem Glückssterne des Cardinals Richelieu unterlag, und gegen 1640 finden wir sie mit dem ungleich jüngern, damals schon für den geistlichen Stand bestimmten Retz in einem freiern Verhältnisse zusammenlebend. Auch dieser Liebhaber verschwor sich gegen den Cardinal, war jedoch, als der Graf von Soissons, der in den Provinzen an der Spitze eines Heeres den Aufstand eingeleitet hatte, während Retz den dürftigen Theil der Bevölkerung von Paris durch Vertheilung von Almosen zu gewinnen suchte, nach dem bei Marfee über die Regierungstruppen erfochtenen Siege (Juli 1641) auf unbekannte Weise umgekommen und damit die Hoffnung der Verschworenen zerstört war, so glücklich, sein Leben zu erhalten, und beschloß nun, „da alle Welt religiös zu werden anfing" und die Prinzessin Rohan in Port-Royal ihren Aufenthalt genommen hatte, in den geistlichen Stand wirklich einzutreten, zu welchem das Erzbisthum von Paris ihn jetzt um so stärker hinziehen mußte, als Anna ihm für immer seinen Abschied gegeben hatte.

(Der Beschluß folgt.)

Grundriß der allgemeinen Geschichte der Völker und Staaten. Von W. Wachsmuth. Zweite umgearbeitete Ausgabe. Leipzig, Engelmann. 1839. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Ref., welcher die erste 1826 erschienene Ausgabe dieses Grundrisses im dreißigsten Bande des „Hermes" anzeigte, freut sich versichern zu können, daß der verdienstvolle Verfasser dieser zweiten die sorgsamste Pflege hat angedeihen lassen. Nach allen Rücksichten ist sie eine wahrhaft umgearbeitete zu nennen. Zuerst ist die Anordnung und Eintheilung wesentlich verändert, sodaß besonders das Mittelalter eine natürlichere und zweckmäßigere Gliederung erhalten hat. Die seit 1789 verflossene Periode hat der Verf. nicht wie früher in die Revolutions- und Restaurationszeit zerfällt, sondern das Ganze „Geschichte des Revolutionszeitalters" überschrieben, von welchem die Restauration (sie heißt hier wahrscheinlich durch einen Schreibfehler statt der zweiten die erste) nur eine Unterabtheilung bildet, wobei er freilich nur dem von den Begebenheiten selbst vorgezeichneten Gange gefolgt ist.

Ferner ist der Text der Paragraphen ausführlicher geworden und hat zuweilen den Lapidarstyl, der ihn in der ersten Ausgabe auszeichnete, ganz verlassen. Wenn z. B. dort von Cyrus der Paragraph nur den Thatendrang und das Glück erwähnte; so heißt es jetzt von ihm: „Kyros ist durch persönliche Tüchtigkeit und durch die Darstellung einer großen Staatseinheit, in der die Mannichfaltigkeit des Volksthums unverkümmert bleibt, ehrenwerth, gehört aber der Reihe einförmiger Gestaltungen des Orients an, die nur durch das Maß der Kraftgewalt und des Glücks, nicht durch geistigen Gehalt sich von einander unterscheiden." Eine solche Ausführung ist freilich selten, in der Regel haben auch die ausgezeichnetsten Staatsmänner und Helden keine namentliche Erwähnung in den Paragraphen gefunden, und so hat durch solche einzelne Hervorhebungen die Gleichmäßigkeit allerdings gelitten; wir möchten aber daraus dem Verfasser keineswegs einen Vorwurf machen, da wir vielmehr überzeugt sind, daß bei jeder Art historischer Darstellung, auch der nach Ton und Form zusammengedrängtesten, äußere Gleichmäßigkeit der Behandlung nur auf Kosten der viel wichtigern Hervorhebung des Bedeutungsreichsten zu erzielen steht.

Auch viele ganz neue Paragraphen sind entstanden, besonders über die Geschichte seit 1789, welche in der That in der frühern Ausgabe allzu sehr zusammengedrängt war. Der Anfang des den Krieg von 1806 enthaltenden: „Gerechter Unwille Preußens über erlittene Beleidigung und Gefahr neuer Beeinträchtigung treibt zu den Waffen ohne Verjüngung des Heerwesens und Aufgebot der Nationalität. Ferne Bundesgenossen kommen nicht auf der Wahlstatt der Entscheidung über das gesammte Königreich, Erinnerungen an verjährten Kriegsruhm stellen nicht sicher gegen Unehre nach der Niederlage", mag zugleich als Probe von dem nichts verschleiernden, aber besonnenen und würdigen Ton über Ereignisse der noch lebenden Generation dienen.

Von den unter den Paragraphen stehenden Andeutungen zu weiterer Ausführung rühmte damals Ref. mit voller Überzeugung, daß sie auf dem kleinen Raume eine ungemeine Fülle von Gegenständen enthalten, die in ihrer geschickten und einsichtigen Zusammenstellung in eine sehr anschauliche und schon darum belehrende Übersicht gebracht sind; bemerkte jedoch zugleich, daß manche Stellen zu tabellarisch gerathen seien. Ohne sagen zu können, daß diesem Mangel gerade überall abgeholfen sei, dürfen wir doch versichern, daß auch diese den beiweitem größten Raum im Buche einnehmenden Andeutungen an vielen Orten nicht nur sehr zweckmäßig vermehrt, sondern auch anschaulicher und lebendiger gemacht sind. Als Beispiel diene der Anfang der deutschen Reformationsgeschichte. Hier lauteten in der frühern Ausgabe die Andeutungen unter dem Texte folgendergestalt: „Ablaß, apostolische Taxe, Tetzel. Martin Luther's Theses 31. Oct. 1517 — — Cajetan 1518; Eck 1519; Verbrennung der päpstlichen Bannbulle 1520; Luther's Auftritt auf dem Reichstage zu Worms 1521." Und jetzt heißen sie: „Ablaßkram Leo's X., Albrecht's von Mainz und Tetzel's. Luther's Theses 31. Oct. 1517. Aufsteigen evangelischen Geistes auf Universitäten und in dem städtischen Bürgerthum; Zauberwirkungen der Presse. Cajetan und Luther in Augsburg 1518. Friedrich der Weise (1486—1525) und Herzog Georg (1500—39), nächste fürstliche Theilnehmer an der neuen Erscheinung. Leipziger Disputation 27. Juni fg. 1519 (Karl's Erwählung zum Kaiser). Der deutsche Adel (Franz von Sickingen) und seine Säcularisationslust. Päpstliche Bannbulle und Luther's Gericht über sie 10. Dec. 1520. Luther auf dem Reichstage zu Worms 17. 18. April 1521."

Im Nachtragen der Literatur ist der Verf. so sorgfältig verfahren, daß er sogar auf Schriften, die noch unter der Presse befindlich sind, oder bei der Abfassung seines Buchs waren, aufmerksam gemacht hat, wenn sie ihm Erhebliches zu versprechen schienen. Kurz, dies Buch enthält auf verhältnißmäßig sehr geringem Raum einen unglaublichen Reichthum von Stoff in der ansprechendsten Übersicht, und empfiehlt sich sowol dadurch, als weil die Kürze der Andeutungen der Eigenthümlichkeit des darüber Vortragenden einen ungleich weitern Spielraum gewährt als ausgeführtere Compendien, ganz besonders zum Lehrbuche. Wer freilich über alles darin Angeführte weitere Auskunft geben will, wird den Stoff nicht bewältigen können, selbst kaum, wenn man ihn, wie es jetzt die Sitte der Universitäten ist, auf drei Semester vertheilt; aber dies wird Den, für den es überhaupt kein unübersteigliches Hinderniß ist, sich einer fremden Anordnung zu fügen, nicht abhalten, sich dieses Grundrisses als Leitfaden für seine Vorlesungen zu bedienen. Denn warum sollte der Zuhörer in seinem Compendium außer den im Vortrage erläuterten Notizen nicht auch solche finden dürfen, die seinem künftigen Privatfleiß als Aufgabe dienen? Es wird sich vielmehr für ihn, wenn er an der Wissenschaft überhaupt Interesse nimmt, hierin ein besonderer Anreiz für das weitere Studium finden.

30.

Des Freiherrn von Münchhausen wunderbare Reisen und Abenteuer zu Wasser und zu Lande, wie er dieselben bei der Flasche im Zirkel seiner Freunde selbst zu erzählen pflegte. Neue Originalausgabe. Mit 16 Federzeichnungen von Hosemann. Berlin, Enslin. 1840. 8. 12 Gr.

Zum Neujahre konnte nichts willkommener sein als dieses Büchlein, welches eins der wenigen ist, die in neuerer Zeit zum wahrhaften Volksbuche gediehen, gleich den Büchern, deren unverwüstliche Neuheit schon die Jahrzahl „Gedruckt in diesem Jahr" anzeigt. Münchhausen's Abenteuer leben sogar noch mehr blos mündlich als buchlich, mehr sprüchwörtlich und sich leibhaftig wiederholend als gelesen; fast Keiner, der seinen Namen im Munde führt, hat das alte Büchlein auch nur gesehen und wol selbst vielen Schriftgelehrten ist es blos von Hörensagen bekannt, ja Manche meinten wol gar, es gäbe gar kein solches und dessen Annahme gehöre eben mit zur Sage. Eine andere Überlieferung schrieb es dagegen dem deutschesten Volksdichter Bürger zu und in einem Nachdrucke seiner Werke füllt es einen Band. Das Büchlein erschien aber zuerst 1788 zu Göttingen in der Dieterich'schen Buchhandlung, obgleich London als Druckort darauf stand, in Übereinstimmung mit der Vorrede des vorgeblichen englischen Herausgebers, auf welche noch eine Vorrede des deutschen Übersetzers folgt, die bei einer neuen Ausgabe hinzugekommen sei, nachdem die englische Urschrift schon fünf Auflagen erlebt habe. Auch die erste Vorrede spricht schon von mehren mit Beifall aufgenommenen englischen Ausgaben, und gewiß ist, daß eine englische Ausgabe bald darauf erschien, jedoch erst mehre Jahre nach der ersten deutschen.

Die neueste, R—r unterschriebene Vorrede bestätigt nun, daß Bürger der eigentliche Abfasser des Werkleins ist, berichtet aber dabei, daß auch Lichtenberg und Kästner, die beiden witzigen Gelehrten Göttingens, starken Theil daran haben; so sei aus heitern Tischreden, in welchen, nach alter deutscher Weise, diese drei göttinger Matadore sich in ergötzlichen Übertreibungen überboten, das Büchlein entstanden, zu welchem Bürger die Volkswürze, Lichtenberg und Kästner, mit der schalkhaften Amtsmiene des Katheders und der Societät der Wissenschaften, den flüchtigen Geist der Laune und das Bittersalz der Ironie beisteuerten. Der Denkspruch auf der Kehrseite des Titels:

> Glaubt's nur, ihr gravität'schen Herrn,
> Gescheite Leute narrieren gern

sowie die ganze Narration selber, bezeugt eben diesen Sinn. Die vorgeblich englische Vorrede, die sich ganz unbefangen verwundert, daß diese Geschichte zuerst in England ans Licht gestellt worden, berichtet noch, daß der Freiherr von Münchhausen, aus einem altadeligen Hause (welchem ja auch der bekannte damalige Minister und treffliche Pfleger der göttinger Universität angehörte), durch seine launigen Erzählungen verschrobene und dem gesunden Menschenverstand verschlossene Köpfe zurechtzusetzen pflegte. Vieles im Buche erinnert zunächst an Lichtenberg's unvergleichlichen Anschlagzettel der Kunststücke des Zauberers Philadelphia, sowie an seine schlagende Anwendung der Physiognomik auf Purschen- und Schweineschwänze. Die Bemerkung der zweiten Vorrede, daß „keine von allen Classen unserer vornehmen Akademien und Societäten der Wissenschaften" Theil habe an diesem Büchlein, verräth eben den Schalk. Bürger hat aber das Ganze zusammengefaßt und in die volksmäßige Darstellung gebracht, als eigenthümliche lebendige Erneuung der von jeher beliebten, in Ernst und Scherz mannichfaltig gedichteten Irrfahrten und unglaublichen Abenteuer zu Wasser und zu Lande, ja unter der Erde und durch die Lüfte, in Hölle und Himmel. Wir haben hier also die letzte deutsche Odyssee, dergleichen im Mittelalter die Dichtungen von Alexander, Brandanus, Tundalus und die noch als Volksbücher gangbaren Herzog Ernst von Montevilla, und zuletzt die „wahrhaften Lügen" Rollenhagen's sind, welches letzten auch die Vorrede gedenkt. Schade, daß der neueste spitzfindige Vielhomerer, an dessen Namen, Näke, das R—r des Vorredners erinnert, und der, den genialen Wolf überbietend, den einigen Homer vollends kurz und klein zerliedert und zergliedert in disjecti membra poetae, so früh verstorben ist: es wäre merkwürdig zu sehen gewesen, welchen Gebrauch er etwa von dieser letzten Homerischen Erscheinung gemacht hätte. An spätern blinden Homeriden hat es dieser auch nicht gefehlt; und wie das in verwandten ironischen und Volkssinne verfaßte Lalenbuch und Schildbürgerepos ist auch dieses Wunderbuch mannichfaltig weiter ausgesponnen worden, namentlich in den Jahren 1794—1800 durch drei neue Theile, und abermals unter fremden Ortsnamen, Kopenhagen und Bodenwerder, in Wahrheit sämmtlich zu Stendal, gleichwol allzumal weit von Salzwedel und kaum den Literatoren bekannt, obgleich die erste Fortsetzung schon 1795 die zweite Auflage erlebt. Noch ganz neuerlich hat ein berühmter Dichter Münchhausen als Maske vorgenommen, um der gegen ihn und seine Leistungen undankbaren Mitwelt so Manches anzuhängen.

Wir wenden uns jetzt wieder zu unserm unverwüstlichen Münchhausen'schen Stammepos und bemerken von vorliegender neuen Ausgabe noch, daß dieselbe von der ursprünglichen göttinger Verlagshandlung, in Verbindung mit einer berliner, sehr würdig ausgestattet erscheint und sich so den unlängst ebenfalls in Berlin erneuten ältern Volksbüchern auch äußerlich anreihet. Wer erinnert sich nicht mit Vergnügen von der vorjährigen Kunstausstellung des unvergeßlichen Gemäldes Adolf Schröbter's, wie der geniale und ungenirte Freiherr, jägerlich angethan, an seiner Tafelrunde in der Schenke den mannichfaltigsten, um die unversiegliche Quelle des Humors versammelten Gästen seine erstaunlichen Abenteuer erzählt, sodaß sich wirklich nicht nur die Balken biegen, sondern sogar auch die Hunde Nase und Maul aufsperren; in demselben Geiste nun sind die 16 Federzeichnungen von dem in diesem Genre rühmlich bekannten Maler Hosemann entworfen; zum Theil mit Wahl derselben Gegenstände, welche das ältere Buch, wie dessen vierte vermehrte Originalausgabe vom Jahre 1822 uns vorliegt, bildlich begleiten und vermuthlich ältere Bilder wiederholen, die aber nunmehr von den neuen, mit Randdarstellungen zierlich eingerahmten Zeichnungen unendlich übertroffen werden. 32.

Literarische Notizen.

Das interessante Werk: „Paris historique, promenade dans les rues de Paris", von Ch. Nodier, mit historischen Studien über die pariser Revolutionen von P. Christian, ist jetzt mit dem dritten Bande vollendet und enthält zugleich 202 lithographirte Ansichten nach Zeichnungen von A. Regnier und Champin. In dasselbe Gebiet gehört: „Le vieux Paris ou dessins et monuments de la capitale qui n'existent plus", mit Autorisation des Seine-Präfecten ausgeführt, 80 lithographirte Zeichnungen enthaltend.

Unter der Presse befindet sich: „Correspondance inédite et secrète entre Mad. Shakerley, née Rosalbe, duchesse d'Avaray, et M. le comte d'Herrera." Diese Correspondenz wird in zwei Bänden erscheinen und man verspricht sich von ihr manche interessante Aufklärungen aus den letzten Jahren der Restaurationsperiode. Herrera war Secretair bei der spanischen Gesandtschaft während der Jahre 1827—29, und der Vater der Madame Shakerley, Herzog von Avaray, erster Kammerherr und Garderobemeister am Hofe Karl's X. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 35. —— 4. Februar 1840.

Geschichte von Port-Royal. Der Kampf des reformirten und des jesuitischen Katholicismus unter Louis XIII. und XIV. von Hermann Reuchlin. Erster Band.

(Beschluß aus Nr. 34.)

Es gehört zu den anerkennungswerthen Verdiensten des vorliegenden Werkes, daß solche Geschichten, die wir nur anzudeuten vermögen, in großer Ausführlichkeit darin erzählt sind; denn sie zeigen uns, wie die Geschichte der hohen Kirchenfürsten, der Klöster und die Chronique scandaleuse jener Zeit ineinander greifen. Namentlich waren Hof und Kloster, deren Leben sich ohnehin vielfach berührt, indem an dem Einen wie im Andern das Größte und das Kleinste unmittelbar verbunden zu sein und das Unwesentlichste (z. B. Kleidung, Speise u. dgl.) mit der größten Wichtigkeit und einem unverhältnißmäßigen Kräfteaufwand behandelt zu werden pflegt, gleichsam eine Welt, nicht blos durch die Vermittelung der Hofbischöfe und durch die darin aufgehobenen Favoritinnen der Könige, sondern noch mehr durch die Sprachzimmer, die gleichsam den neutralen Raum bildeten, auf welchem beide Elemente sich freundlich begegneten. Die Klöster nahmen damals das Interesse der höhern Stände in einer Weise in Anspruch, wie in unserer Zeit Kleinkinderschulen und andere philanthropische Institute und Bestrebungen, die nicht weniger zum Spielwerke und zur Unterhaltung dienen, als sie bei Manchen das reine Verlangen, Gutes zu thun, befriedigen.

Minder zweideutig als das Leben Anna's war das der Prinzessin Marie von Gonzaga gewesen. Auch ihr hatte früh das Glück gelächelt, die Gemahlin eines königlichen Prinzen zu werden, indem sie die Neigungen des Herzogs von Orleans, des präsumtiven Thronerben, fesselte. Allein die Königin-Mutter, welche mit diesem andere Plane hatte, ließ sie in Vincennes gefangen setzen, und der Prinz war ein zu wenig feuriger Liebhaber, um nicht gleichgültig bei ihrem Schicksale zu bleiben und um sie nicht zu vergessen. Die Hinrichtung *) Cinq-Mars', mit dem sie, 10 Jahre nach jenem Ereignisse, in ein Liebesverhältniß trat, erschütterte sie so sehr, daß sie der Welt zu entsagen beschloß und sich nach Port-Royal de Paris wandte, um hier unter Angelica's Leitung die übrige Zeit ihres Lebens zuzubringen. Schon hatte sie mehre Jahre die Pönitenzen, Bußen und Fasten ertragen, welche in Port-Royal ihr auferlegt wurden, wo man diesen hohen Verbindungen in echt bürgerlichem Geiste keineswegs hold war und sie deshalb auch nicht schonte (wiederum das entgegengesetzte Verfahren von dem der Jesuiten), als der an Jahren schon vorgerückte, gichtische König Ladislas Sigismund von Polen sich an die Königin Anna mit der Bitte wandte, ihm eine Gemahlin nach Polen zu senden (1644). In Übereinstimmung mit Mazarin wählte sie die Prinzessin Marie dazu, und diese war sogleich bereit, ihre jetzige Zurückgezogenheit mit dem Glanze einer Königskrone zu vertauschen. Im folgenden Jahre (1645) ging sie nach Polen ab, und ergab sich, in ihrer neuen Lage einzig und allein mit der Aufhäufung von Reichthümern beschäftigt, so sehr den weltlichsten Neigungen, daß sie ein vor ihrer Abreise nach Polen in der versammelten Klostergemeinde zu Port-Royal gegebenes Versprechen: sie wolle derselben nach ihrer Ankunft in der neuen Heimat 10,000 Thaler zum Ausbaue des Klosters übersenden, in den freundschaftlichen Briefen, welche sie noch lange an Angelica richtete, nie wieder erwähnte, geschweige denn erfüllte.

*) Im Augenblicke derselben sagte der König, dessen Liebling und unentbehrlicher Gesellschafter er gewesen war, gleichgültig mit der Uhr spielend: „Jetzt wird Cinq-Mars eine üble Viertelstunde haben."

Diese Züge mögen genügen, um die Welt zu beurtheilen, in welcher Port-Royal erstand, sowie den dasselbe beseelenden Geist zu erfassen. Von der Geschichte des merkwürdigen Instituts, dessen Lebens- und Studienordnung uns einen Bund katholischer Pythagoräer zeigt, wie man in St.-Cyran namentlich zur Zeit seiner Haft und seines Leidens einen christlichen Sokrates sieht, wird vielleicht in einem zweiten Artikel ein Abriß gegeben, sobald der zweite Band uns auch mit der andern Epoche des Jansenismus, welche das Ende des 17. und den Anfang des 18. Jahrhunderts umfaßt und von der ersten streng religiösen sich wesentlich unterscheidet, bekannt gemacht haben wird. Von dem Verfasser ist sie bis zu 1661 auf eine sehr ausführliche, aber auch auf eine sehr ermüdende Weise dargestellt worden. Die Schuld davon liegt keineswegs in einer zu starken Anhäufung von Details: diese, gehörig verbunden, beleben

ja und machen das Wesen einer so speciellen Geschichte aus, sondern in der Zusammenstellung derselben, auf welche auch nicht die geringste historiographische Sorgfalt verwendet ist. Unstreitig hat der Verf. seinen Gegenstand vollkommen ergründet, er ist in die französischen Zustände der letzten drei Jahrhunderte eingelebt, hat sich in die Literatur seines Gegenstandes hineingelesen und sie, wie die Zeit, der sie angehört, mit dem Auge des Geistes klar erfaßt. Abschnitte wie der über Jansen's „Augustinus", dessen Inhalt noch in einem besondern Excurse auseinandergesetzt ist, über St.-Cyran's „Aurelius" und die aus einer vertrauten Bekanntschaft mit der polemischen und ascetischen Literatur der Franzosen des 16. und 17. Jahrhunderts geschöpften Mittheilungen zeugen dafür und machen das Werk Reuchlin's für den Historiker, der gerade mit diesem Zweige der Literatur, in welchem sich doch der Geist jener Jahrhunderte hauptsächlich offenbart, wie der des unserigen in den social-philosophischen und politischen Schriften, weniger bekannt zu sein pflegt, zu einer reichen Fundgrube von Belehrung. Treffliche Bemerkungen voll Wahrheit und tiefer Einsicht und glückliche Parallelen zwischen einzelnen Erscheinungen jener Zeit und der spätern, namentlich der unserigen, zeigen uns, daß der Verf. mit Geist und Gemüth geforscht hat. Aber je mehr wir alle diese Verdienste anerkennen, um so mehr müssen wir unser Bedauern über die wüste Form aussprechen, zu welcher der Verf. den durch seine Forschungen gewonnenen Stoff mit den Gedanken des eigenen reichen Geistes verbunden hat. Dürfen wir ein Bild gebrauchen, so gleicht der Geschichtschreiber einem Goldarbeiter: der historische Stoff ist für ihn der Stein, den er in die Zuthat seiner Gedanken einzufassen hat; aber die Fassung darf nicht überladen sein und stets muß aus ihr das Kleinod in seinem natürlichen Lichte und Glanze hervorstrahlen. Ein solcher Künstler ist der Verfasser dieses Werkes nicht und bei ihm Fremdes und Eigenes, Erzählung und Reflexion bunt, fast chaotisch gemischt, sodaß die Thatsache vor den Bemerkungen, mit welchen er dieselbe überladet, nie objectiv vor das Auge des Lesers hintritt. Statt diesen zu führen, steht er ihm fortwährend im Wege und im Lichte, und was noch schlimmer ist, er führt ihn nicht den geraden und nächsten Weg, oder doch einen fortlaufenden Weg, von wo aus er ihm an den passendsten Punkten eine Aussicht in die Ferne eröffnete, sondern er führt ihn rückwärts und vorwärts, kreuz und quer, daß dieser oft nicht weiß, wo er sich befindet. Der Weg wird auf diese Weise natürlich ungemein verlängert, der Leser aber, der auf engem Raume immer Dasselbe wieder sieht und wieder hört, ermüdet. Es ist somit nicht zu verwundern, wenn der Verf. über 800 starke Octavseiten gebraucht hat, um seine Geschichte von den ersten Thaten der Familie Arnauld in der Auvergne, ihrer Heimat, bis zum Tode der Angelica Arnauld 1661 fortzuführen, ohne daß er die großen politischen Begebenheiten dieses Zeitraums in seinen Kreis gezogen hätte. Es ist wahr, eine so specielle Geschichte wie die seinige kann nur aus einzelnen Fragmenten der verschiedensten Bücher zusammengelesen werden, und in dieser Hinsicht erfodert die Schwierigkeit der Arbeit Nachsicht; aber unnöthige Weitschweifigkeit läßt sich auch so vermeiden, und man darf von einem Werke, für welches die Quellen doch keineswegs zu dürftig fließen, verlangen, daß es die Einheit und Ganzheit, welche der Gegenstand selbst darbietet, nicht zerreiße und in ein fragmentarisches Stück- und Flickwerk auflöse. Das hat aber der Verf. gethan: wir nehmen deutlich die Nähte und Fugen wahr, durch welche die einzelnen Stücke verbunden sind, wir können mit dem Finger nachweisen, wie er sie aneinandergesetzt hat, und wir lesen bald ihn, bald die Bücher, in denen er las, ohne daß aus diesen verschiedenen Stimmen eine Harmonie der Form oder nur ein leidlicher Zusammenhang entstände. Er hat sein Material, wie seine fleißige Lecture es ihm darbot, zusammengefügt, ohne die Kunst, Das wegzulassen, was sich nur in den Worten von schon Gegebenem unterscheidet, ohne die Kunst, Das zu vereinen, was zusammengehört, und durch Ordnung Übersichtlichkeit in die Arbeit zu bringen; dieselben Dinge kommen stückweise unter den verschiedensten Capiteln, aber nie da, wo sie hingehören, zusammen vor. Alles ist bunt durcheinandergeworfen und selbst der chronologische Zusammenhang der Dinge ist oft ebenso schwer zu erkennen wie ihr innerer. Das Unwichtige nimmt dabei denselben Raum ein wie das Wichtige, und vergleichen wir den Inhalt des Werks mit seinem Umfange, dann könnte dieser, wenn dasselbe nur nach den einfachsten Regeln der Historiographie und mit einigem historischen Ordnungssinn angelegt wäre, auf die Hälfte reducirt werden, ohne daß von dem Inhalte auch nur ein Jota geopfert würde; im Gegentheil würde der Leser, der jetzt seine Belehrung aus einem Wuste schlecht verbundener Einzelnheiten und Bemerkungen zusammensuchen muß, wesentlich dabei gewinnen. Das würde aber eine gänzliche Umarbeitung erfodern. Es ist zu wünschen, daß der Verf. in dem zweiten Bande größere Sorgfalt anwenden möge, statt einer so wüsten Notizenaufhäufung eine einigermaßen genießbare historische Darstellung zu geben. Die dem Werke hinzugefügten Beilagen sind eine werthvolle Zugabe. 33.

Lebensbilder.

1. Humoristische Bilder aus Schwaben von G. Th. Griesinger. Heilbronn, Drechsler. 1839. 8. 1 Thlr. 9 Gr.

Welche Begriffe man in Schwaben mit dem Worte „Humor" verbinden mag, hat dem Ref. aus vorliegendem Buche nicht recht deutlich werden wollen; selbst Dasjenige, was S. 295 speciell darüber beigebracht ist, wollte keine genügende Begriffsentwickelung herbeiführen. Wiewol ein Süddeutscher, ist der Verf. zu kalt für den Humor, so kalt, daß manche seiner Darstellungen an Satire streifen, z. B. „Der Verkündiger" und „Agnes Schebest in Stuttgart". Diese beiden Schilderungen, sowie „Die große Welt in einer kleinen Oberamtsstadt", „Der Algierer", „Eine stuttgarter Redoute" und „Ein alter Ehestandscandidat", geben außerdem nicht eigentlich schwäbische Bilder, sondern beweisen nur, daß auch Schwaben nicht jenseit der Landkarte liegt. Das Eigenthümlichste ist der „Jungen- und Mädchenmarkt in Ravensburg". Unbegreiflich aber, ungeachtet der Ref. eben gesagt hat: „zu kalt für den

Humor", bleibt es dennoch, wie der Verf. die in diesem Aufsatze mitgetheilte Begebenheit darstellen wollte, als handle es sich darum, den ordinairsten Klepper möglichst herauszuputzen, damit er auf dem Roßmarkte tüchtig in die Augen falle. Wollte der Verf. den schlichten, aber höchst trefflichen Stoff nicht in seiner schönen Einfachheit wiedergeben, so war auch kein Grund vorhanden, denselben in so durchaus überflüssigen Abschweifungen und Reflexionen untergehen zu lassen. Ansprechend und unterrichtend sind: „Der Repetent", „Der Liederkranz", „Die Zeitung", „Der Würtemberger am Pfingstmontag", „Das Ständehaus" und „Der Wurstball".

2. Die Blouse, oder Scenen aus dem Volksleben in Belgien von W. Plate. Bremen, Schünemann. 1839. Gr. 12. 18 Gr.

„Wahrheit, keine Satire", ist das Motto dieses Büchleins, und wir wollen glauben, der Verf. habe nur die Wahrheit im Auge gehabt. Gleichwol scheint es, er habe sich das Vergnügen nicht versagen können, hier und da sehr lebhafte Farben aufzutragen, auch gesteht er selber im Vorworte, „daß Ereignisse, die in einer Provinz vorfielen, in eine andere verlegt worden: der Fremde sei dem Fremden Discretion schuldig." Abgesehen davon, daß die Wahrheit dadurch mehr oder weniger verrückt worden; daß die Frage entsteht, ob das dargestellte Ereigniß in die gewählte Provinz vollkommen paßt; daß die gewählte Provinz dieselbe Discretion in Anspruch nimmt, welche dem wirklichen Schauplatze der Begebenheit geschenkt ist, — so fragt es sich doch: wie steht es um Länder- und Völkerkunde, wenn der Reisebeschreiber einem solchen Discretionssysteme folgt? Hieraus entwickeln sich dann noch andere Fragen, die Ref. jedoch zur Seite stellen will, um den Inhalt des Buches näher zu treten. Die erste Mittheilung des Verfassers ist eine der wichtigsten, es ist „Die Sprache". Bekanntlich wissen die Belgier nicht eigentlich, welcher Sprache sie huldigen sollen, und das ist ein sehr ungünstiges Zeichen, denn die Sprache ist der untrügliche Maßstab der Bildung. So finden wir denn in Belgien keine Literatur, als die mit höchstem Raffinement ausgebildete Literatur des Nachdrucks französischer Schriften; so finden wir den Edelmann ebenso roh wie den Bauer, und Beide unter dem Hirtenstabe des Priesters weidend. Die folgenden Aufsätze des Buches bestätigen das vollkommen. „Der Landjunker", nur ein Pferdeliebhaber, ist ein Ignorant; „Das adelige Diner" malt die Landjunkerei noch weiter und mit den schreiendsten Farben aus. Wenn Priester, im Cölibat lebend, einmal lustig werden, so sind kaum andere Scenen zu erwarten als die im „Theologischen Diner" geschilderten, und welchen Einfluß, welche Macht sie auf das Volk ausüben, sehen wir in der „Dorfkirmiß" und der „Deputirtenwahl". Diesem letztern Artikel möchte Ref. den Vorzug vor allen übrigen einräumen. Jener Priester, welcher auf der Kirmiß einen ziemlich rohen Zeloteneifer bei einem Bibelautodafe entwickelte, zeigt sich hier als höchst gewandter Dialektiker mit überraschender Feinheit.

3. Skizzen englischer Charaktere und englischer gesellschaftlicher Zustände von A. Langerhanns. Leipzig, Kollmann. 1839. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Die englischen Charaktere, welche der Verf. vorführt, sind alle schon todt: es sind bekannte Schauspieler, Dichter, Künstler und Künstlerinnen. Auch die Königin Elisabeth und ihre Zeit werden besprochen, und nirgend ist Ref. auf Etwas gestoßen, was ihm, obgleich er Englands Boden nicht betreten hat, als fremd und neu erschienen wäre. Am meisten ist das bei Darstellung englischer gesellschaftlicher Zustände der Fall, so sehr, daß man zweifeln könnte, ob der Verf. wirklich in England gewesen und ein fashionables Mittagsessen mitgemacht habe, denn das Gegebene steht in hundert Büchern. Überhaupt verleitet das vorliegende Buch zu durchaus falschen Voraussetzungen. Der Verf. beschreibt seine Ankunft in England wirklich recht anziehend, und man hofft, seine Masse von Empfehlungsbriefen werde dem Leser als Einlaßkarte zu einem, die mannichfachsten und interessantesten Situationen bietenden Panorama dienen; man werde den Verf. in allen Cirkeln erblicken und mit ihm beobachten, lächeln, sich ennuyiren u. s. w. Nichts weniger! Der Verf. geht zu einem alten geschwätzigen Franzosen und läßt sich von diesem nur theilweise Interessantes von begrabenen Leuten erzählen. Spricht der Verf. von Lord Byron oder Walter Scott, so sehen wir ihn hinter deren aufgeschlagenen Werken und Biographien sitzen, was man in Deutschland ebenso gut, wenigstens billiger haben kann. Nur für eine Nachricht müssen wir uns dem Verf., vorzüglich im Namen der Musikfreunde, verpflichtet halten, da sie einen weitverbreiteten Irrthum berichtigt. Wir haben nämlich bis diese Stunde nicht anders gewußt, als daß Johann Christian Bach in England gelebt und zu London 1782 verstorben sei. Unser Verf. aber läßt sich von dem alten Franzosen aufbinden, Sebastian Bach, der Vater des eben Genannten, welcher nach der Meinung aller Deutschen sein Vaterland niemals verlassen hat und zu Leipzig christlich verstorben ist, sei ein Glied jener Gesellschaft in London gewesen, deren Thun und Sein der Franzose bespricht. Wir danken daher ergebenst!

4. Warner Arundell, oder die Abenteuer eines Creolen. Nach dem Englischen des E. L. Joseph von Trinidad. Drei Bände. Dresden, Bromme. 1839. Gr. 12. 3 Thlr. 12 Gr.

Die Angabe der Einleitung, daß dieses Buch nach Papieren eines Familienarchivs bearbeitet worden, mag nun gegründet sein oder nicht, jedenfalls wird der deutsche Leser demselben mit fast ungetheiltem Interesse seine Aufmerksamkeit zuwenden. Unter den durch die französische Revolution von 1789 auf dem südamerikanischen Festlande wie auf den karaibischen Inseln angefachten Greueln geboren, muß sich Warner wirklich in das Leben hinein stehlen und quälen; seine Mutter ist ein Opfer der Revolution, sein Vater, einst begütert und angesehen, welkt von Tage zu Tage mehr dahin und im siebenten Lebensjahre ist Warner verwaiset. Bald hier, bald dort, von der Tante zum Onkel, von diesem zu einem Freunde geschickt, wächst er kräftig heran, weiß Rappier und Pistole gewandt und sicher zu handhaben, macht aber auch in manchen Kenntnissen gute Fortschritte und geht endlich nach Caracas, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Hier war er Zeuge des furchtbaren Erdbebens, und die Erzählung dieses Ereignisses, wie einfach sie auch gegeben ist, gehört zu den besten Partien des Buches. Er geht nach Trinidad und beschließt endlich, sich der Medicin und Chirurgie zu widmen, und zu diesem Zwecke geht er nach London. Seine Parallelen zwischen Europa, zunächst zwischen London und Westindien sind höchst interessant und unterrichtend. Durch Geldverlegenheit gezwungen, muß sich Warner bei einem Agenten für die südamerikanische Freiheitssache als Militairarzt einschreiben lassen und betritt nun nach einer höchst wunderlichen Fahrt den Boden des Kampfes unter Bolivar und Morales. Er wird Gefangener des Spaniers, erwartet in Ketten seinen Tod, und hier stehen wir an der schönsten Scene des ganzen Buches. Maria Josefa Ximenes, die blühende Jungfrau, hat es sich zur heiligen Pflicht gemacht, die Greuel des Bürgerkrieges zu mildern. Ihre Jugend, ihre Schönheit, ihr Muth, belebt und geschmückt durch fleckenlose Gesinnung, üben bei Freund und Feind, wie ein Zauber, unwiderstehliche Gewalt; überall kennt und grüßt man sie mit dem Namen la angela de la misericordia, und als ein solcher Engel erscheint sie auch unserm Warner. Sie sorgt für seine und die Flucht seiner Leidensgenossen und der Augenblick der Trennung verräth das Geheimniß ihrer Liebe. Ref. würde sich am Leser wie am Buche zu versündigen glauben, wenn er irgend Etwas, sei's Wort oder That, hier mittheilen wollte; nur anführen muß er, daß eben in der ungeschmückten Darstellung, also in der Sache selbst, eine Poesie aufleuchtet, die gar Vieles in Nacht versenkt, was wir als ausgezeichnet ansprechen. Der dritte Theil des Buches, wiewol nicht weniger anziehend durch mannichfache Schilderungen der

Natur, des Lebens und der Sitten, hat dennoch nicht vermocht, im Ref. den Zweifel an die Echtheit des Buches, sofern solches auf urkundliche Wahrheit Anspruch macht, zu beseitigen. Es fügt und findet sich Vieles zu romanhaft! Warner, geächtet und seiner Habe beraubt, verjagt zwei Gauner, die im Begriff sind, einen Schatz zu heben, und hebt ihn für sich selber. Dadurch in den Stand gesetzt, seine Ansprüche an sein väterliches Erbe durchzukämpfen, wird er ein reicher Mann und als solcher sucht er die Eigenthümer des Schatzes auszumitteln. Es gelingt — der Engel der Barmherzigkeit, Maria Josefa, ist die Tochter Dessen, der seine Habe vergrub, und das übrige versteht sich von selbst. Mögen wir jedoch über die urkundliche Wahrheit dieses Buches unsere besondern Ansichten haben, so müssen wir dasselbe doch jedenfalls zu den erfreulichsten Erscheinungen rechnen, welche die Zeit aufzuweisen hat. Wir vergessen über dem Inhalt sogar die in mancher Beziehung mangelhafte Übersetzung; sie ist das in einem solchen Grade, daß es schwer hält, manche grammatische Schnitzer unter die Druckfehler einzureihen. 34.

Italica von Gustav Klemm. Erster Theil. Bericht über eine im Jahre 1838 im Gefolge Sr. königl. Hoheit des Prinzen Johann, Herzogs zu Sachsen, unternommene Reise nach Italien. Dresden und Leipzig, Arnold. 1839. Gr. 8. 2 Thlr. 18 Gr.

Der Titel des vorliegenden Buches sagt so bestimmt, was man über seinen Anlaß zu wissen braucht, daß schon er ausreichen wird, ihm Leser zu gewinnen, wenn der Name des geehrten Verf. sie ohnehin nicht anzöge.

Die Reise wurde am 21. März 1838 begonnen, und am 19. Jul. früh 4 Uhr war die Reisegesellschaft, als deren Chronisten wir den Verf. kennen lernen, wieder in Dresden zurück. In 16 Wochen und 2 Tagen hat sonach der fleißige Beobachter den Stoff zu seinem Werke gesammelt, das auf 515 Seiten über Prag, Linz, Villach, Pontaffel, Udine, Triest, Venedig, Ravenna, Florenz (auf das allein 37 Tage kommen), Rom, Neapel, Pompeji, Amalfi nach Palermo und zurück nach Neapel, von da nach Livorno, Florenz, Mailand, Como, über den Stilvio nach Tirol, München, Regensburg, Eger den Reisenden und seine Leser beingt. Leute, die blos reisen, um die lästige Muße daheim loszuwerden, werden die Ökonomie der Zeit kaum begreifen, die Verhältnisse dem erlauchten Haupte der Gesellschaft auflegten; sie werden beim bloßen Lesen in Schweiß gerathen und unsern Verf. wie einen Heiligen verehren, der so viel zu sehen und zu essen hatte, Mittags- und Nachtruhe nicht versäumte und doch zum Buchhalten, selbst zum Scherzen mit der Feder über das Gesehene noch Zeit fand. Manchmal scheint ein vom Verf. uns noch vorenthaltener Daguerreotyp, der bei der Hitze, über die öfters geklagt wird, doppelt eilig arbeitete, die Scenen hingezeichnet zu haben, die uns um so mehr überraschen, je weniger man bei dem Andrange der Bedeutenden und Wichtigen gefaßt war, so viel Beschreibungen von Soldaten, Bettlerscenen u. s. w. zu finden.

Der zweite Band wied Beiträge zur italienischen Volksliteratur bringen und gleiches Interesse erregen. 8.

Bibliographie.

Böttiger, K. W., Die Weltgeschichte in Biographieen. 3ter Band. Auch u. d. T.: Die mittlere Geschichte in Biographieen. 1ster Theil. Gr. 8. Berlin, Duncker u. Humblot. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Brauer von Preston. Komische Oper in 3 Aufzügen von Leuwen und Brunswick. Nach dem Französischen zur beibehaltenen Musik von Adam von dem Frhrn. von Lichtenstein. Lex.-8. Mainz, Schott's Söhne. 1839. 3 Gr.

Eine kurtze Comödien von der Geburt des Herren Christi. Von den Prinzen und Prinzessinnen des Churfürstlichen Hofes im Jahre 1589 in Berlin aufgeführt. Nach der Handschrift, nebst geschichtlicher Einleitung herausgegeben. Gr. 8. Berlin, Trautwein. 16 Gr.

Damerow, H., Ueber die relative Verbindung der Irren- Heil- und Pflege-Anstalten in historisch-kritischer, sowie in moralischer, wissenschaftlicher und administrativer Beziehung. Eine staatsarzneiwissenschaftliche Abhandlung. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 2 Thlr.

Fischer, W., Das Jahr 1839. Ein Taschenbuch auf das Jahr 1840. 8. Mannheim, Hoff. 16 Gr.

Fritsch, F., Geschichte der Buchdruckerkunst. Ein kleines Denkmal, den Koryphäen derselben geweiht. Mit Gutenberg's Bildnisse und 1 Tafel Facsimiles. 8. Nordhausen, Fürst. 12 Gr.

Fröhlich, C. F., Der Hunoldswald oder Biel's Opferstein. Eine schaurige Rittergeschichte aus dem 14ten Jahrhundert. 2 Bände. Nordhausen, Fürst. 2 Thlr.

Gfrörer, A. F., Allgemeine Kirchengeschichte. 1ster Band. [1ste Lief.] Gr. 8. Stuttgart, Krabbe. 15 Gr.

Görres, J., Zweites Jahresgedächtniß des zwanzigsten Novembers 1837. Gr. 8. Regensburg, Montag u. Weiß. 6 Gr.

Harfenklänge vom Libanon. Aus dem Syrischen. Von P. Pius Zingerle. Gr. 8. Innsbruck, Rauch. 18 Gr.

Heinrich, A., Christoph von Alzenau oder: der Jungfrauenraub zu Goldberg. Romantische Erzählung aus Schlesiens Vorzeit. Und: Das Gelübde. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr.

Holbein, Franz von, Die Verrätherin. Original-Lustspiel in einem Aufzuge, als Seitenstück des Original-Lustspiels: „Der Verräther." Als Manuscript gedruckt. [Umschlag-Titel.] Gr. 8. Hannover. 1 Thlr.

Jonas, Th., Die Zerstörung des Bodensteins, oder: Der Fluch des Vaters. Romantische Rittergeschichte aus den Zeiten der Kreuzzüge. 2 Theile. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr. 12 Gr.

Kaufmann, M., Über die gegenseitige Stellung der Kirche und des Staates. Mit besonderer Rücksicht auf die Fragen der gegenwärtigen Zeit. Gr. 8. Luzern, Gebr. Räber. 1839. 14 Gr.

Peter Klink's Wunderfahrten. Eine böhmische Sage für Alt und Jung, von dem Herausgeber des Leitmeritzer Hausfreundes. Mit 1 lith. Abbild. 8. Prag, Leitmeritz und Teplitz, Medau. 1839. 3½ Gr.

Krehl, A. L. G., Predigt am dritten Jubelfeste der Einführung der Reformation in Leipzig, als am Pfingsttage 1839 bei dem akademischen Gottesdienste in der Universitätskirche gehalten. Gr. 8. Leipzig, Reclam. 1839. 3 Gr.

Loden, A., Teutowot der Ruhelose, oder: Die Beschwörung im Todtengewölbe. Romantische Ritter-, Räuber- und Geistergeschichte. 2 Bände. 8. Nordhausen, Fürst. 2 Thlr.

— — Der Tod des Herzogs von Montmouth. Historischer Roman. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr.

Rümpler, Carl, Rosamunde. Eine Novelle aus den Zeiten Wenzels des Faulen, Königs von Böhmen. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr.

Satori (Neumann), J., Die sicilianische Vesper, oder: Rache ist süß, vergeben aber göttlich. Ein Roman aus dem 13ten Jahrhundert. 2 Bände. 8. Nordhausen, Fürst. 2 Thlr. 3 Gr.

Spieß, C. H., sämmtliche Werke. Zum ersten Male in vollständiger Sammlung herausgegeben und mit einer Lebensbeschreibung des Verfassers begleitet von C. Schöpfer von Nodishain. 1ster bis 4ter Theil. Der Alte überall und Nirgends. 4 Bändchen. — Auch u. d. T.: Der Alte Überall und Nirgends. Eine Geistergeschichte von C. H. Spieß. 4 Bdchn. 8. Nordhausen, Fürst. 2 Thlr. 16 Gr.

Thal, K. von, Der Wirth zum Rappen. Schauerliches Räubergemälde. Mit 1 lithographirten Abbildung. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 36. —— 5. Februar 1840.

Über Bildhauerkunst.

Der soeben die Presse verlassende „Almanac populaire de la France" enthält einen Artikel über die Sculptur, aus der Feder des Bildhauers **David** geflossen. Die Meisterwerke dieses ausgezeichneten Künstlers geben ihm ein Recht, sich über diesen Gegenstand auszusprechen. Dann aber ist seine Arbeit noch insbesondere deswegen merkwürdig, weil er sich über den Gesichtspunkt, aus dem er seine Kunst betrachtet, ausspricht, und derselbe somit, mag man nun seine Ansichten theilen oder sie verwerfen, wenigstens zur Beurtheilung seines Wirkens und seiner Schöpfungen bedeutend wird. Hier die Übersetzung desselben.

35.

Der Reisende betrachtet mit Staunen den Felsen, dessen Spitze sich in den Wolken verliert und mit den Stürmen kämpft. Träumend beobachtet er diese wunderbaren Formen. Der Bildhauer, ein neuer Deukalion, der die Statuen großer Männer auf dem ganzen Erdboden aussät und dessen schöpferische Seele die Archive der Menschheit gleichsam verkörpert, wirft einen Blick auf jene ungestalte Masse, und auf seinen Ruf erheben sich tausend Arme, um sie von dem Berge abzulösen, der ihr als Piedestal diente. Der Salpeter mit seiner Donnerstimme entladet sich; der Fels weicht und rollt hinab, alle Hindernisse mit sich fortreißend.

Der Bildhauer bemächtigt sich desselben, nachdem er zuvor das Bild, dessen Conturen der Marmor wiedergeben soll, in Thon gemodelt hat. Die Stirne mit Schweiß bedeckt, das Herz pochend, glättet er durch seinen Meißel den Stein und gebärt ihn zum Leben, zur Leidenschaft. So schafft er die Schönheit, die Tugend, das Laster, die Verzweiflung, und der Schleier, der diese neue Existenz verhüllte, fällt vor der Zukunft.

Wie oft, bevor die Industrie diesen Felsblock bis in die Werkstatt des Künstlers brachte, diente derselbe nicht dem schlichten Hirten, fern von dem Lärme der Welt, zur Unterlage für sein müdes Haupt. In seiner Einsamkeit ahnet er, der vielleicht, dereinst zur Vertheidigung seines Vaterlandes aufgerufen, sich durch den Muth, mit dem er für sein Volk, nicht für einen Meister kämpft, Ruhm erwerben wird, nicht, daß eine Zeit kommen kann, wo sein Vaterland zum Lohn für seine Dienste in jenen ungestalten Felsblock sein eigenes ruhmbedecktes Bild meißeln und ihn auf dem Markt der Hauptstadt aufstellen lassen wird.

Der Guerilla stützte sein Haupt auf jenen Stein, indem er von der Befreiung seines Vaterlandes träumte, oder über einen Hinterhalt für die Soldaten Napoleon's, des Unterdrückers Spaniens, nachdachte. Ziehe aus den Seiten jenes Steines die Züge des Vaterlandsvertheidigers, der bis in den Tod rang, um sein Geburtsland vor den fremden Eingedrungenen zu schützen.

Vielleicht breitete Masaniello auf demselben seine Netze aus, während in seinem Herzen die gerechte Hoffnung der Rache gährte. Armer Fischer, groß, so lange die phrygische Mütze dein Haupt bedeckte, und Verräther an deiner heiligen Sache, sobald die goldgewirkten Kleider deiner Tyrannen deinen volksthümlichen Wamms ersetzt hatten und für den ehemaligen Vertheidiger des Volkes zum brennenden Kleide des Nessus geworden waren. Der Sohn des Volkes ist erhaben, wenn Einfachheit und Bescheidenheit den Kämpfer für dasselbe schmückt; aber wenn er sich dem vergiftenden Umgange der Höflinge aussetzt, so wird er bald verächtlich wie diese.

Und in diesen Marmor, auf dem der Hirte ausruhte, der Guerilla an seine Kämpfe, Masaniello an die Befreiung seines Vaterlandes dachte, meißelt vielleicht die Hand des Künstlers die wallenden und reinen Formen jener Jungfrau, abgebildet, ehe sie von dem giftigen Hauche einer verdorbenen Welt angeweht wurde. Dies Bild zeigt dann einen bewunderungswürdigen Typ der Unschuld und der Keuschheit, während das arme Kind, jenes so edle und in Jugend strotzende Modell dahinzieht und — wer weiß? — den Rest seines Lebens in Laster verschwelgt, um das Lager der Schande mit dem Leichentuche eines Hospitals zu vertauschen!...

Vor Allem aber möge dieser edle Marmor nie dazu dienen, die Züge jener Diplomaten wiederzugeben, die mit dem Geschicke der Völker spielen, jener Wucherer unserer Ehre, deren Fuß, nach der kräftigen Sprache Chateaubriand's, im Blute ausgleitet, jener Talleyrand, im Kothe getränkter Wesen, deren Namen zukünftigen Generationen verkünden werden, wie vielen Unglücks sich ein Volk aussetzt, das seine Würde bis zu dem Grade vergißt, um sie jenen Heroen des Verrathes zu opfern. Edle Kunst des Bildhauers, entwürdige nie deinen Meißel durch diese entehrende Aufgabe! Lasse das Volk in seinem heiligen Zorn den schweren Stein seines Fluches auf die Leichen

dieser Elenden wälzen, die mit einem einzigen Federzuge ganze Nationen zernichten und der Sklaverei überliefern! Sie seien vergessen, oder wenn dennoch der Ort bezeichnet werden soll, wo jenen fluchbelasteten Resten ihr Recht widerfuhr, so meißle man eine Krücke, eine Feder und die odiöse Hand, die so oft die Entehrung Frankreichs unterschrieb, aûf den Grabstein.

Doch beschmuzen wir unsere Gedanken nicht durch einen ähnlichen Gegenstand. Suchen wir das Edelste und das Tugendhafteste auf. Der Marmor, zum Helden umgeschaffen, strebt von neuem gen Himmel, und die Wolken spielen freudig um diese neue Gestaltung; die Sterne krönen sein Haupt; das Volk drängt sich um seinen Fuß, und die Männer, die Natur mit Genie und edeln Gefühlen begabt hat, kommen mit Ehrfurcht, mit Bewunderung heran, um dem edeln Einflusse dieser Apotheose zu huldigen.

Cäsar vergoß Thränen vor der Statue eines Alexander. Aber dieser Enthusiasmus diente ihm nur dazu, sich unter den Ruinen der Freiheit zu begraben. Wie viele Menschen, durch die Blindheit der Leidenschaft zu Verbrechen verleitet, würden mit Abscheu das Eisen des Meuchelmordes weggeschleudert haben, wenn sie an ihrem Pfade das Bild der Tugend gefunden hätten.

Man ist versucht, jene mit so unendlicher Mühe der Erde entrissenen Marmorblöcke, deren sich die Architekten bedienten, um die Paläste der neuern Zeit zu errichten, zu bedauern, Paläste, die nichts als die blasse Copie der Werke des Geistes der Alten sind. Sind denn die Architekten unwiederbringlich der Unfruchtbarkeit anheimgefallen? Sind sie nicht mehr im Stande, neue Formen zu schaffen, die unser Bedürfniß aussprechen und den Charakter unserer Epoche tragen? Ist es nicht zum Verzweifeln, wenn man bedenkt, daß jedes Volk seine Architektur hat, während unsere Meister fest entschlossen scheinen, nichts erfinden zu wollen? Ich weiß, daß in den Herzen unserer jungen Baukünstler architektonische Reformideen gähren; aber ich weiß auch, daß, da ihre Stellung sie zwingt, stets abhängig von der Regierung zu sein, sie sich dem Schwunge ihrer Imagination nicht überlassen können. Die Begeisterung würde sich Tag machen, wenn, neben den für unsere Könige errichteten Monumenten, man deren endlich auch der Nation errichten könnte, woran man freilich bis jetzt nur wenig gedacht hat.

Obgleich die Ägypter für die Erfinder der Bildhauerkunst gelten, so haben sie doch nicht denselben Theil an dem Ruhme dieser Kunst wie die Griechen. Der Marmor ging aus den Händen der Letztern so vollendet hervor, daß er der Gegenstand eines Cultus wurde. Man war so sehr durch die Majestät der Götter, die unter dem Meißel dieser großen Künstler geboren wurden, geblendet, daß man kaum den Glanz derselben ertragen konnte, und die Bewohner ganzer Städte dieses anregbaren Volkes glaubten die Züge ihrer Götter sich beleben zu sehen.

Moses hatte den Juden verboten, Bilder zu machen, die den falschen Göttern gleichen könnten; aber dennoch wurde bei den Hebräern die Bildhauerkunst nicht für eine Abgötterei angesehen. Man sah in dem Tempel Salomon's zwei Cherubim, die die Bundeslade mit ihren Flügeln deckten. Nimrod, um den Schmerz über den Tod seines Sohnes zu verewigen, ließ diesen Gegenstand darstellen. Aber diese Bilder waren sicher unbeholfene Versuche, während die Werke der Griechen einen Adel, eine Sanftheit, eine Grazie haben, die nie ein Volk überbieten wird.

In den Urzeiten Griechenlands aber war die Darstellung des Menschen so einfach als möglich; die Phantasie des Zuschauers vollendete die unvollkommene Form. Das religiöse Griechenland, das sich später zu Olympia vor dem Jupiter des Phidias beugte, hatte vor Zeiten zwei Balken, die oben durch einen dritten verbunden waren, als das Sinnbild von Kastor und Pollux verehrt. Das war damals hinlänglich für die gläubigen Seelen. Die Einfachheit einer tiefen Überzeugung bedurfte der Beredtsamkeit der schönen Formen nicht; die ungestaltetste Darstellung eines Symbols, eines Helden, eines Gottes war Alles, was man verlangte. Später kam dann die Zeit der Analyse, und dann mußte man der Langsamkeit des Gedankens nachhelfen, und so fand man eine schönere, die natürliche Form für die Gefühle der Menschen.

So auch in anderer Beziehung. Im höchsten Alterthume kämpfte der Bürger für seinen Gott und sein Vaterland, ohne hierzu der in Marmor oder Erz gegrabenen Beispiele zu bedürfen. Später, als die Verderbtheit Fortschritte unter den Menschen gemacht hatte, wurde es nöthig, sie zum Guten anzutreiben, damit sie das Böse, dessen Weg sie kennen gelernt, vermieden. Die neuere Zeit zeigte uns Ähnliches. Unter der Republik kämpften unsere Soldaten gleich Löwen, ohne andere Reizmittel als ihre Vaterlandsliebe und die vage Hoffnung, daß ihr Name dereinst verdienen könne, im Nationalconvente ausgesprochen zu werden. Das Directorium gestand den Tapfersten einen Ehrendegen zu. Unter Bonaparte dagegen, nachdem die Vaterlandsliebe nicht mehr so uneigennützig war, sah sich der ehrgeizige Führer gezwungen, den Orden der Ehrenlegion zu schaffen, um den Muth der Soldaten zu erregen. Die Krieger der Republik hatten übrigens bewiesen, daß der französische Soldat dieser Flitter nicht bedürfe, um Großes zu vollbringen. Ehre den Volksvertretern, die begriffen, daß die Worte Vaterland und Freiheit allein genügten, um die Massen zu begeistern.

Wenn man aber Bonaparte, jenem seine Mutter mordenden Sohne der Revolution, ein Monument errichten wollte, so müßte man ihn mit untergeschlagenen Armen auf der Spitze eines Berges von Leichen, Kanonen, Fahnen und zerbrochenen Pulverwagen, und alle diese Ruinen, auf daß er jedem Mitgliede seiner Familie einen Thron geben könne, darstellen. An den Fuß dieses Berges aber würde man die Soldaten der Republik, ihm drohend und fluchend und Rechenschaft fodernd, einmeißeln...

Doch zurück zur Geschichte der Bildhauerkunst. Zu Argos, Thespien und bis nach Athen hin betete man Figuren der Juno, des Amor, der Venus und der Grazien an, die nichts als ungeformte Steine oder Holzblöcke

waren. Man verehrte auf dem Berge bei Eleusis eine Ceres, die einen Pferdekopf und Pferdehaare hatte; zu Phigalia eine Göttin Eurynome, halb Weib, halb Fisch; in dem Tempel zu Ephesus, der übrigens einer der sieben Wunder der Welt war, eine gigantische und hieroglyphische Misgeburt mit drei Reihen Brüsten beladen.

Man fühlt sich lebhaft angeregt, wenn man bedenkt, daß die Liebe einer Frau zur Schöpferin der Bildhauerkunst wurde. Die Tochter eines Töpfers zu Korinth vergegenwärtigte sich die Züge ihres Geliebten durch die Plastik. Die erste Bildnerin war ein Weib! dem Wesen, das die Natur berufen hatte, den Menschen zu gebären, war es auch vorbehalten, zuerst zu versuchen, das Schöne und Edle der Menschenformen zu verewigen. Anfangs wurden die Statuen meist nur in Thon gemodelt und zur Verzierung roth angestrichen. Bald nachher machte man sie in Holz, dann in Metall und endlich in Stein.

Dädalus, der Athenienser, ist der berühmteste von Denen, die sich zuerst mit der Sculptur und Baukunst beschäftigten. Während die Heroen Griechenland von den Räubern, die das Land beunruhigten, befreiten, hatte er den Ruhm, die Kunst ebenfalls allmälig von der Barbarei zu befreien, in der sie bis dahin gelebt hatte. Vor ihm hatten die Statuen nur geschlossene Augen, die Arme am Leibe herabhängend und die Beine fest aneinanderstehend; ohne Leben, ohne Stellung, ohne Geberde, waren dieselben meist nur viereckige, ungestalte, keilförmige Gebilde. Dädalus gab ihnen Hände und Füße, er gab ihnen mehr, Leben und Seele; sie schienen zu gehen, zu laufen, sich zu erheben. Von diesem Augenblicke an sehen wir dann Künstler aufstehen, deren Namen Jahrhunderte und Jahrtausende mit Ehrfurcht genannt haben. Phidias, Praxiteles, Skopas stehen voran in der Reihe so vieler großer Männer; sie hatten nie Nebenbuhler ihres Ruhmes und werden nie überboten werden. Es scheint, als ob der Geist des Menschen in dieser Epoche seine höchste Vollendung erreicht hätte. Ihre Meisterwerke waren mehr als einmal die Bedingungen der Friedensschlüsse, die der Sieger dem Besiegten aufzwang, zur Zeit der Griechen durch die römischen Feldherren, während der französischen Republik, als unsere in Lumpen gehüllten Soldaten allen Königen der Welt Gesetze vorschrieben, durch den General Bonaparte, der nach dem Befehle des Convents aus den Kunstwerken die vorzüglichste Abgabe machte, die man dem besiegten Italien auflegte. Da sah man die unter der Last der Meisterwerke gebeugten, mit den eroberten Fahnen gezierten Wagen die Hauptstadt im Triumphe durchziehen und unter dem Beifall eines von Ruhm begeisterten Volkes die Schätze, mit denen sie beladen waren, in unser Nationalmuseum abgeben.

Griechenland, in kleine Staaten getheilt, hatte begriffen, daß jeder Bürger ein kräftiger Vertheidiger des Landes sein müsse; daher die beständigen Übungen zur Abhärtung des Körpers; diese Übungen aber waren nicht nur geeignet, den Körper zu stärken, sondern auch die Schönheiten der Formen zu entwickeln; der Preis der Schönheit gab den Menschen edle Ideen. Das Schöne ist beinahe stets unzertrennbar vom Guten, und es ist selten, daß man einen Menschen mit schönen reinen Formen dieselben in dem Schmuze des Lasters besudeln sieht. Die Form ist der Ausdruck der Seele. Das ist eine der einflußreichsten Ursachen der großen Vollkommenheit der Künste bei den Alten. In der neuern Zeit dagegen ist die physische Schönheit weniger gewürdigt und deswegen sind unsere Künste stets an die bizarren und geistlosen Systeme unserer lächerlichen Mode gefesselt.

Diese beständige Sorgfalt für die Schönheiten der Form, die die Griechen der Veredlung der menschlichen Race widmeten, hat sich bei uns nur in der Pflege der Thiere erhalten, als ob der Mensch nicht die edelste Schöpfung sei, die aus der Hand der Gottheit hervorgegangen.

(Der Beschluß folgt.)

The youth of Shakspeare, or love and genius. By the author of Shakspeare and his friends. Drei Bände. London 1839. *)

Die Engländer lieben die „fröhlichen Tage von Altengland“ über Alles, und ein Roman, der sich in dieser Richtung bewegt, darf bei ihnen immer auf eine günstige Aufnahme rechnen. Der Verf. hat aber mit dieser Novelle nichts Leichtes unternommen und wir zweifeln sehr, daß dieselbe das nämliche Glück wie die frühere machen wird. Denn in dieser bildet Shakspeare nur einen Nebencharakter und nimmt keineswegs ausschließlich das Interesse in Anspruch, das sich weit mehr den allgemeinen und großartigen Ereignissen von Elisabeth's Zeitalter zuwendet; in dem hier angekündigten Werke aber ist der Barde vom Avon vom Augenblicke seiner Geburt an bis dahin, wo der glänzende Erfolg von „Romeo und Julie“ ihm die Anerkennung der höchsten dichterischen Genialität erwirbt, der Mittelpunkt, um den sich alles Andere in untergeordneter Wichtigkeit bewegt. Bedenkt man nun das Dunkel, welches gerade auf Shakspeare's Jugend lastet, die vielen unerwiesenen Geschichten, mit denen man die weite Lücke in der Kenntniß seines Lebens auszufüllen gesucht hat, dann wird man die Aufgabe, welche der Verfasser sich gesetzt hat, gewiß schwer finden, und wir sind überzeugt, daß selbst ein Walter Scott, der Meister in Behandlung historischer Charaktere, aber dabei so vorsichtig ist, gerade die bedeutendsten nur selten und spärlich über die Bühne schreiten zu lassen und die Haupthandlung immer an untergeordnete Personen zu knüpfen, sich bei der Wahl bedacht und wahrscheinlich eine andere Anordnung getroffen haben würde. Dabei läßt sich indeß nicht leugnen, daß der Verf. sein Gemälde mit Geschicklichkeit und großer Sorgfalt, ja selbst mit Anwendung eines ängstlich genauen Studiums ausgeführt hat. Doch dürften die freiern Scenen, in denen sein genialer Geist und scharfer Verstand ungebundener walten, dem Buche mehr Leser als jene Eigenschaften verschaffen. Von den zahlreichen Gedichten, welche darin vorkommen und so eine Abwechselung der epischen Bestandtheile der Erzählung mit lyrischen hervorbringen, wollen wir folgendes: „Des Dichters Lied von seiner geheimen Liebe“, als Probe mittheilen.

> Auf weichem Grase strecke ich mich hin,
> Wenn Müdigkeit auf meinen Augen ruht,
> Und dann umfangen süße Träume meinen Sinn,
> Die Niemand kennt; denn Niemand ist so wohlgemuth;
> Mein Liebchen naht mir dann so wonniglich,
> Daß ich nur glauben kann: sie liebet mich.

*) Vgl. den Artikel „Shakspeare als Romanenheld“ von W. Alexis in Nr. [illegible] — [illegible] d. Bl. f. 1839. D. Red.

Was sind die Flammenkörper dort im Himmelsblau,
Die wir am Tag erblicken oder in der Nacht!
Denn wenn ich ihr ins schöne Auge schau,
Dann hab' ich Sonne, Mond und Sternenpracht;
Dann sagt mein Liebchen hold und freundlich
Mit Engelsblick zu mir: Ich liebe dich.

Die zarten Blumen, die an ihrem Fenster stehn,
Die süße Frucht, die durch das Laubwerk blickt —
Was sind sie, wenn du ihre Wangen hast gesehn,
Wenn ihrer Lippe Roth dich hat entzückt?
Was klingt so süß und so ergötzlich,
Als wenn sie schwört darauf, sie liebe mich?

Doch ach, wie elend, wenn ein solches Bild
Mein armes Herz in eitle Träume lullt!
Es ist nur Einbildung, was meine Seele füllt
Und unerreichbar bleibt mir ihre Huld.
O wollte Liebchen mir doch ernstlich
Beweisen, daß sie liebt mich wirklich.

Nicht wird durch Spiel und Lust mein Leid geheilt,
Kein Buch gewährt mir Trost und Freudigkeit.
Ich eile hin, wo meine Kön'gin weilt, —
Sie meines Daseins Qual und Seligkeit.
Still seufz' ich dann von ihr so innerlich:
Was gäb' ich doch, wüßt' ich, sie liebet mich!

Doch wie mein ganzes Herz auch für sie glüht,
Ich weiß nicht, kümmert sie sich auch darum,
Ich seh sie an, wenn sie mich auch nicht sieht,
Ich möchte sprechen und doch bleib' ich stumm,
Und ganz beseligt von ihr frag' ich mich:
O Herz, mein Herz, sag, liebt sie dich?

Wohin ich komme, ist es sie, die vor mir steht
In Allem, was ich Schönes finden kann.
Die Luft selbst ist von ihrem Hauch durchweht,
Mit ihren Blicken sehen mich die Blumen an.
Ich fleh' mein Liebchen dann gar ernstlich,
Daß sie mir sagen mag, sie liebe mich.

Doch wenn ich unmuthsvoll dann wandre fern,
Von tiefen Schatten finstrer Nacht umhüllt,
Dann tritt sie aus dem Wolken wie ein Stern
Und ringsum wird der Raum mit Licht erfüllt.
Dann flüstr' ich von dem Liebchen still und zärtlich:
O gäb' der Himmel doch, sie liebte mich! 19.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 37. —— 6. Februar 1840.

Über Bildhauerkunst.

(Beschluß aus Nr. 36.)

Die Griechen, beständig unter sich im Kriege, von den unzählbaren Heeren der Perser bedroht, gezwungen, Tausende von Sklaven, ebenso kräftig und muthig als sie selbst, zu beobachten, gezwungen, tapferer als diese zu sein, kamen so zu einer Ausdauer und moralischen Kraft, die ihnen erlaubte, mit den geringsten Mitteln die höchsten Wunder zu vollenden. Ohne die Mittel der neuern Wissenschaften, ohne die Maschinen waren Menschenkraft und Menschenwille ihre einzigen Instrumente. So mußten sie in das Herz der Menschen großartige Leidenschaften zu säen suchen. Diese Idee aber wurde zum beständigen Gegenstande der Forschungen der Gesetzgeber, die sich der Künste als der stärksten Hebel bedienten. Die Leidenschaften waren bei den Alten stark ausgesprochen, und so hat die Kunst ein freies und entschiedenes Äußere. Bei uns strebt die Civilisation dahin, jede energische Bewegung zu unterdrücken, und so ist es nur möglich, dieselben in der Kunst durch Nuancen zu fesseln. Das aber ist ein neues Hinderniß, das die Künstler unserer Zeit zu besiegen gezwungen sind.

Wenn die Kunst bei den Römern nicht dieselbe Höhe erreichte wie bei den Griechen, so war das nur der Fall, weil die Künstler, die Rom bildete, blos Sklaven waren, die, wenn sie es zu etwas in der Kunst brachten, ein Schatz für ihre Herren wurden, welche entweder den Sklaven selbst oder die Schöpfungen seines Genies verkauften. Man muß unterdeß einzelne tüchtige Kunstwerke von Freien, die aus Griechenland kamen, ausnehmen. Die Kunst kann nur von unabhängigen Männern würdig verstanden werden. In den schönen Zeiten ihrer Republiken sprachen die Griechen, die so begeistert für die Kunst waren, nie den Namen des phoceischen Bildhauers Telephanes aus, weil er für Xerxes und Darius gearbeitet hatte.

Die Bildhauerkunst, nachdem sie in Griechenland ihre höchste Stufe erreicht hatte, artete aus, als die Freiheit Griechenlands untergegangen war. Sie artete ebenfalls bei allen Völkern aus, die ihre Werke nicht dazu bestimmten, den Nationalruhm und die Beispiele der öffentlichen Moral zu verewigen. Die Formen des Körpers wiedergeben, ohne das Gefühl in dieselben überzutragen, das sie begeistern soll, heißt das nicht einen Leib ohne Seele schaffen?

Selbst wenn die Bildhauerkunst nur das Äußere wiedergeben soll, darf sie sich nicht mit der kalten Ähnlichkeit begnügen; denn würde diese auch erreicht, so würde sie doch den Zuschauer nicht aufzuregen im Stande sein. Die lebendige, begeisterte, leidenschaftliche, vor Allem die moralische Natur ist es, die man in Marmor oder Erz wiederzugeben streben muß.

Da die Sculptur die strengste Exactheit fodert, so würde eine vernachlässigte Zeichnung hier selbst weniger erträglich sein als in einem Gemälde, das die Farbe und das Vage der Effecte für sich hat. Das Nackte muß daher der vorzüglichste Gegenstand der Studien des Bildhauers sein. Wie schön auch die griechischen Statuen sind, so sind sie nichtsdestoweniger menschliche Schöpfungen und als solche nicht fehlerfrei. Der Künstler unserer Zeit mag immerhin suchen sich durch sie begeistern zu lassen, ohne aber deswegen aufzuhören, stets die Natur, die unerschöpfliche Quelle des Schönen und des Originellen, vor Allem zu studiren.

Der Untergang des griechischen Kaiserthums hatte seine glücklichen Folgen für die europäische Kunst, denn er war die Ursache, daß die wenigen Kenntnisse, die sich dort erhalten hatten, sich wieder nach und nach über ganz Europa verbreiteten. Die Glanzsucht der Medici, der Geschmack Leo's wußten eine heilige Flamme aus diesen vereinzelten Funken anzufachen. Der Reichthum der Stellungen, die Feinheit der Conturen, die Eleganz der Weltenformen waren seit mehren Jahrhunderten in Vergessenheit gerathen. Die Gothen wußten ihren Figuren weder Grazie noch Eleganz zu geben, und sie bildeten sich ein, daß gerade Linien und spitze Winkel allein die Bildhauerkunst bildeten. Die Statuen hatten Schrifttafeln, die aus ihrem Munde hervorgingen, und dennoch bewiesen die Schöpfungen dieser Epoche, welche Kraft und Energie eine feste Überzeugung den Schöpfungen des menschlichen Geistes einzuflößen im Stande ist. Das Wesen der christlichen Religion durchdringt dieselben mit einer Wahrheit, die kein Mensch verkennen kann.

Der Geist muß ohne Schwierigkeit den Gegenstand erfassen können, wenn er ihn bewahren soll. Alle Künste müssen daher nach diesem Ziele streben. Grétry war nie glücklicher, als wenn das Volk, das Theater verlassend, die Melodien seiner Opern sang.

In Italien schuf die Kunst große Wunder, als sie berufen wurde, religiöse Gegenstände zu einer Zeit, wo die Priester sich auf die Religion stützten, um ihre zeitliche Herrschaft zu sichern, darzustellen. Aber unter Leo X. waren die Künstler selbst bereits nicht mehr gläubig, und so tragen die Jungfrauen Rafael's den Stempel einer gewissen Sinnlichkeit, die Folge des Temperaments dieses Malers war. Schon gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts aber entfernt sich die Kunst mehr und mehr von den vorzüglichen, noch durch die griechische Schule begeisterten Compositionen eines Perugino, eines Masaccio rc. Von da an war aber in Deutschland noch ein religiöses Gefühl in der Kunst.

Unter der ersten und zweiten Königsrace in Frankreich war die Kunst ohne Bedeutung und schuf nichts des Redens Werthes. Während der Herrschaft Franz I., dessen Geschmack und Protection so ungerechterweise als gebildet und freigebig gelobt wurde, beschäftigten sich die Künstler nur damit, die Bilder des Königs, des Typus des Stolzes und der Ausschweifung, oder die seiner Maitressen und seiner Günstlinge wiederzugeben. Dann, um dessen Genußsucht zu befriedigen, ließen sie sich dazu herab, seine Feste durch ihre Schöpfungen zu verschönern, sie entwürdigten ihre Kunst, indem sie sich dazu hingaben, einen Messerstiel oder ein Salzfaß durch dieselbe zu schmücken. Darf der Meißel des Künstlers ein feiles Instrument werden, wenn es sein Beruf ist, die Menschen aufzuklären und zu bessern?

Die Kunst war zu jener Zeit der Mittel beraubt, das Nackte zu studiren, ohne das die Bildhauerkunst am Ende nur ein Modejournal sein würde. Welchen Nutzen für die Form konnten die Bilder jener eisengeharnischten Männer, die sich hinter ihre Küraffe, wie der Feige hinter eine Mauer flüchteten, haben? Gestehen muß man übrigens im Vorbeigehen, daß unsere Soldaten, die dem Feinde offen ihre Brust zeigen, einen ganz andern Muth entwickeln als jene Ritterschaft, deren Werth man stets überschätzt hat.

Von Franz I. bis Ludwig XIV. ist die Kunst stets durch dieselben Hindernisse gefesselt. Sie hat keine andern Muster als jene stolzen Seigneurs, jene hohen in Ausschweifung verlorenen Damen, und die einem bereits in seiner Basis angegriffenen, seinem Sturze entgegengehenden Cultus entliehenen religiösen Gegenstände. Wir finden dann die Statuen eines Karl's IX., jenes Mörders seines Volkes, einer Katharine von Medici blutigen Andenkens, eines Heinrich's IV., den die Schmeichelei allein den Vater des Volkes nennen konnte.

Endlich kam dann das große Jahrhundert Ludwig's XIV., der Triumph der stolzen Aufgeblasenheit und des arroganten Despotismus, heran. Was ist Schönes in den Künsten übrig geblieben, um diese Epoche zu vertreten? Schwerfällige und pomphafte Werke, Götter Griechenlands, mit der großen Perücke des großen Königs behangen! Drei Männer großen Geistes aber machen sich in dieser Masse Luft, der eine derselben, Poussin, ist gezwungen, sich selbst zu verbannen und nach Rom auszuwandern, um frei zu sein und sich seiner philosophischen Kunstbegeisterung überlassen zu können. Lesueur flüchtet in ein Kloster und Puget versteckt sich zu Marseille. In Paris würden sie gezwungen gewesen sein, ihr edles Haupt unter die Herrschaft eines Lebrun, des würdigen Dieners des selbstherrschenden Königs, zu beugen. Große und edle Schatten, eure Selbständigkeit vor Allem ist es, die euch in unsern Augen der Krone der Unsterblichkeit würdig macht!

Unter Ludwig XV., schmuzigen Andenkens, ergeben sich der Meißel und der Pinsel jeder Ausschweifung. Das Herz empört sich ob dieser Erniedrigung, und man möchte weinen über die Entwürdigung eines Volkes, die selbst die Kunst mit sich fortreißt. Und diese Herabwürdigung hörte nicht eher auf als bis zur Stunde, wo das Volk erwachte, seinen Arm ausstreckte und auf einen Augenblick seine Ketten brach. Leider aber hatte es nicht Zeit, die großen, von dem Convent ausgehenden Gedanken ins Leben zu rufen. Unsere Republik war noch nichts Anderes als ein Schlachtfeld. Nur unter dem Kartätschenfeuer konnten sich die Künstler begeistern, die dann, vor Allem der Vertheidigung des Landes gewidmet, nur provisorische Bilder unserer Siege hinwarfen.

Unter dem Kaiserthume gab der neue Cäsar der Kunst eine ihrem Zwecke direct entgegenwirkende Richtung. Die Künstler, noch begeistert von dem schönen Andenken an die Republik, foderten, um dem kaiserlichen Einflusse zu entgehen, von Griechenland die aus der Religion dieses Volkes gezogenen Gegenstände ihrer Kunst, die dann keinenfalls den Erfolg haben und den Eindruck machen konnten, als dies nationale Gegenstände zu thun im Stande gewesen sein würden. Nur die bewunderungswürdigen Bilder eines David machen eine Ausnahme. Die Scenen, die er darstellte, sind ewige Lehren, sowol in Bezug auf Kunst als auf Vaterlandsliebe. Dieser große Mann hatte begriffen, daß er, indem er die edeln Beispiele, die uns das Alterthum hinterlassen, darstelle, das schönste Ziel der Kunst erreichen und die Begeisterung der Unabhängigkeit bei seinen Mitbürgern beleben werde.

Man versuchte es unter der Restauration die alten monarchischen und religiösen Erinnerungen wiederzubeleben, d. h. eine Leiche zu galvanisiren. So wurde viel gemalt und gemeißelt, aber wenige tüchtige Werke geschaffen. Gegenwärtig sind wir in einer Epoche des Überganges. Die Kunstschöpfungen sind der treue Ausdruck derselben. Man zweifelt, man scheint das mögliche Ziel, das alle Künstler sich stecken müssen, zu verkennen. Diese, die Mehrzahl, wandten sich an die Sinne; sie auch sind Eklektiker, und man müßte an der Zukunft verzweifeln, wenn die Gewalt der Verhältnisse diesen Strom des Egoismus nicht dem Vergessen zuführte. Es gibt noch immer unter uns eine große Zahl Künstler, die, edeln Gefühlen folgend, sich einer höhern Kunst befleißigen; aber die Macht verbannt ihre Werke in die Einsamkeit ihrer Ateliers. In jener Galerie von Versailles, die man prunkhaft das Musée historique nennt, erheben sich die Statuen des der Verachtung anheimgefallenen Regenten, des ehrlosen Cardinals Dubois und vieler ähnlichen Heroen. Beinahe alle Plätze sind den Kriegern vorbehalten, als ob unser Land

nicht mit mehr Recht auf Tausende von Thaten bürgerlichen Muthes stolz sein sollte! Dann aber fuhr man vor vielen reinen Namen zurück, die übrigens die edelsten Meteore einer Riesenepoche, aber auch der Schrecken der Volksunterdrücker sind.

Man würde sich übrigens irren, wenn man nach dem Gesagten schließen wollte, daß Frankreich nicht viele tüchtige Künstler hervorgebracht hätte. Es gibt im Gegentheil wenige Länder, in welchen die Künste mit mehr Erfolg betrieben wurden, und um hier nur von den Bildhauern zu sprechen, so erfreuen sich Germain Pilon, Jean Goujon, Sarrazin, Pujet, Gouston, Goysevox, Girardon, Jullien, Haudon, Chaudet, Roland und so viele Andere überall einer gerechten Anerkennung. Aber wenn die Elemente vorzüglich sind, so bestätigt dies nur um so mehr unsere Ansicht über die verkehrte Richtung, die man so oft der Kunst aufzwang.

Wenn die Künstler stets ihr Herz befragten, wenn sie stets daran dächten, durch ihre Werke die edeln Gefühle ihrer Mitbürger zu beleben, so würden sie den schönsten Lohn erwerben, den man erlangen kann, das Gefühl, daß sie das Ihrige zu dem großen Werke der Wiedergeburt der Zukunft beigetragen haben.

Pierre Jean David.

Polnische Volkssagen und Märchen. Aus dem Polnischen des K. W. Woycicki von Friedrich Heinrich Lewestam. Berlin, Schlesinger. 1839. 8. 20 Gr.

Es ist etwas Rührendes um jedes grüne Reiß, das auf der zertretenen polnischen Erde sproßt! Die Geschichte hat diesem Volke ein so unendlich tragisches Geschick zugemessen, daß sein einziges bewahrtes Gut der geistige Boden der Sprache und der Literatur ist. Es begreift dieses letzte Gut und weiß es zu schätzen. Seit der letzten unglücklichen Bewegung ist in ihm ein Eifer erwacht, seine ältern literarischen Schätze zum Bewußtsein zu bringen; was aber noch mehr, das Nationalunglück hat eine Menge glänzend begabter Geister erweckt, die, namentlich auf dem Gebiete der Poesie, Treffliches leisten und durch Begründung einer jungen vaterländischen Literatur den eigentlichen Lebensherd der Nation wahren. Die Unzugänglichkeit des sarmatischen Sprachgebiets entzieht selbst uns Deutschen fast gänzlich den Genuß dieser jungen Muse, an die sich nicht allein ein rein ästhetisches, sondern auch ein sittliches Interesse knüpft. Hr. Lewestam hat sich den Zweck gesetzt, uns diesen Literaturkreis zu erschließen, und wie befähigt er dazu sei, zeigt diese vorliegende erste Übersetzung. Es ist schwer, Volkspoesien in vaterländischer Sprache wiederzugeben, aber noch schwerer, sie in eine fremde Sprache zu übertragen. Der Schmelz, den die Einfalt und Naivetät über diese Poesien verbreitet, der einen so romantischen Zauber auf die groben und kühnen Umrisse der Gestalten und Begebenheiten wirft, darf um keinen Preis verwischt werden. Wer das Poetische dieser hohen Simplicität nicht empfinden und wiedergeben kann, dem wird eine solche Arbeit, wie geistreich er auch immer sei, auf keinen Fall gelingen. Der polnische wie der deutsche Erzähler besitzen die gefoderte Eigenschaft in dieser vorliegenden Märchensammlung; und Letzterer ist überdies in die Sprache beider Nationen so eingedrungen, daß wir zweifelhaft sind, zu welcher wir ihn eigentlich rechnen sollen.

Die Sammlung selbst ist eine rein polnische; denn die oft erwähnten Reußen sind kein anderer als ein echt polnischer Volksstamm, der Galizien, Volhynien und Podolien, bis an den Pruth hin, einnimmt. Woycicki hat nicht allein seinem Vaterlande, sondern auch der Wissenschaft einen Dienst geleistet, daß er diesen Sagenkreis sammelte; aber er hat uns darum noch nicht die ganze Arabeske hingestellt, aus deren wunderbaren Gestaltungen uns der Typus des poetischen Genius dieses Volkes entgegentritt. Die Geschichte des Volkes berechtiget uns zu dieser Muthmaßung, in der jedoch nicht im entferntesten ein Vorwurf liegen soll: denn inwieweit auch Vollständigkeit möglich ist, der Einzelne möchte sie wol ohne bedeutende Vorarbeiten nicht leisten können. Mit Woycicki fassen wir nämlich den weitesten Begriff vom Volksmärchen. Die Grundlage von ihm ist bei jedem Volke der Reichthum seines religiösen Mythus. Dieser Sagenkreis ist für die Wissenschaft der wichtigste, weil er die eigenthümlichsten und tiefsten Züge einer Nation enthält, die selbst unter den spätesten vermischten Formen in einzelnen, oft unerklärbaren, Zeichen hervortreten. Es ist die ursprüngliche, religiös-philosophische Weltanschauung, die hier auf kindliche Weise in den Schöpfungen der Phantasie ausgedrückt wird. Der spätere Übertritt Polens zum Christenthume, dessen nur allmälige Verinnerlichung, besonders aber das reiche und bewegliche Gemüth der Nation lassen auf eine große Fülle dieses ächt slawischen Mythus schließen. Nationalsagen anderer Art bildet der geschichtliche Märchenkreis einer Nation. Sie gehören in eine Periode, wo die Geschichte als Wissenschaft noch nicht existirt, sondern die Erzählungen von Helden und großen Thaten von Munde zu Munde gehen und auf dieser jugendlichen Stufe eines Volkes ein phantastisches und poetisches Gewand bekommen. Wir sollten meinen, daß die Volksbücher der Polen, bei denen Tapferkeit und schwärmerischer Thatendurst so ganz besonders hervorstechen, an diesen Heldenpoesien nicht leer sein könnten; es ist der eigentliche Boden der Volkslieder, von denen die polnische Literatur eine schöne Sammlung haben soll. Aber dieses Feld ist in der Sammlung von Woycicki besonders spärlich ausgefallen, und selbst einige Märchen, die er in diese Classe einreiht, gehören wol kaum dahin. Das letzte Gebiet der Volksmärchen bilden alle die Poesien, welche unter die occidentalen Völker durch die Berührung mit dem Oriente gekommen sind. Wallfahrten, Pilgerschaften und vornehmlich die heiligen Kriege der Christen haben die phantastische Märchenwelt des Orients im Abendlande heimisch gemacht. Jedes Volk, und so auch das polnische, hat diese Stoffe nach seiner Anschauungsweise umgebildet und ihnen ein nationales Gepräge ertheilt. Wie die vorliegende Sammlung zeigt, haben sie sich in Polen sehr reichlich gehegt, aber gerade einen tiefsten Blick in das Herz der Nation gewähren sie nicht, denn sie sind nicht ihr Eigenthum. Alle diese Sagen sind auch in Deutschland verbreitet, sowie in den französischen Fabelbüchern, nur in zugespitzter Manier, enthalten. Ihr Gehalt ist immer ethisch, so sehr diese Richtung auch oft durch eine üppige Phantasie verwischt wird.

Diese Eintheilung der Volkspoesien nach ihrem innern Gehalte befolgt Woycicki allerdings auch, aber wir werden später sehen, wie die meisten Märchen, die er unter die Heldensagen setzt, ein ganz anderes, religiöses Moment in sich tragen. Am reichsten sind ihm die orientalischen Märchen begegnet; er nennt sie sehr bezeichnend Wandermärchen und versichert, daß sie noch heutigen Tages in der Hütte des polnischen Landmanns eine volle Berechtigung fänden, indem sie die Stelle der Romane vertreten. Klechden heißen im Polnischen die Märchen. Der Sammlung echt polnischer Klechden geht die Erzählung zweier serbischer voran, von denen die eine uralt und hochpoetisch ist. Der Erzähler wie der Übersetzer haben sich von der Schönheit dieses Märchens hinreißen lassen und ihm ein reizendes, unnachahmliches Gewand gegeben. Eigentlich ist es keine Heldensage, sondern es hat einen naturreligiösen Charakter; wir versuchen davon eine Skizze zu geben.

Mit Ungestüm fodert der tapfere Serber Trojan sein Roß, denn die Sonne ist schon längst untergegangen, schon leuchten die Sterne, es leuchtet der Mond und der Thau glänzt auf den Wiesen. Jeder Verzug ist ihm verlorene Zeit, denn mit klopfender Brust erwartet ihn schon lang die schwarzäugige Jungfrau. Im Fluge des Sturmes eilt er fort, denn die Nacht ist kurz und der Tag so lang, und er kann nur leben bei Nachtzeit. Noch nie hatte

er die Sonne gesehen, nie war ihr Strahl auf sein Haupt gefallen, wie eine Regenwolke wäre er dann zerflossen und sein Leichnam wäre wie Thau gewesen. Dieser Zauber lag auf ihm. — Der treue Diener jagt ihm nach. — Trojan jubelt: „So luftig und kühl! die Zeit ist recht für mich! zwar leuchten die Sterne, zwar leuchtet des Mond, aber ihr bleicher Strahl wärmt nicht!" „O, mein Gebieter", erwidert der Knappe, „lieber mag ich die Sonne und den heißen Tag als die traurigen Schatten der Nacht, schwarz sind da die lieblichsten Farben, die Veilchen, die Rose und die duftende Fliederblüte, Alles schläft, nur der Wolf wacht." Von weitem glänzt ein schöner Edelhof, in jedem Fenster ein Licht. Dort wartet Trojan's Liebchen. Er fliegt über die Brücke von Lindenholz und verschwindet im wohlbekannten Haus. Lange steht der Knappe, die Rosse am Zügel haltend, bis ihm der Schlaf die Augen belastet. Endlich springt er auf, „wie, krähen schon die Hähne!" ruft er aus, „meinen König muß ich wecken, weit ist das Schloß, bald beginnt der Tag." Er naht sich der Thür des Schlafgemachs und klopft mit kräftiger Hand: „O Herr, wach auf, mein König, schon beginnt es zu tagen, laß uns schnell die Rosse besteigen." Trojan zürnt, „ich weiß besser die Losung meines Todes, warte mit den Rossen." Der gehorsame Diener schweigt, schaut vor sich hin und mit Schrecken erblickt er das Grauen der Morgenröthe. Er eilt zum Schlafgemache und ruft: „Erwache, Gebieter, ich habe die Morgenröthe grauen gesehen; wenn du noch einen Augenblick weilst, so tödten dich die Strahlen des Tages." „Einen Augenblick noch warte", ruft der Herr, der gehorsame Knappe wartete lange. Endlich kam Trojan, bestieg sein Roß und flog dahin über die Brücke von Lindenholz wie ein Pfeil. Plötzlich aber sah er, wie das klare Licht schon über die Berge kam. „Das ist die Sonne", ruft erschreckt der Knappe. „Also ist der Augenblick meines Todes nur allzu nahe" erwidert verzweifelt Trojan. „Ich will meinen armen Leib fest an die Erde pressen." Zitternd sinkt er an die feuchte Erde und der treue Knappe wirft mit Sorgfalt den Mantel auf den armen König. Er eilt mit dem Renner nach dem Schlosse. „Wo ist der König, wo ist Trojan", rufen Alle. „Auf dem Felde an der feuchten Erde liegt er, seinen Körper deckt der Mantel, um Untergang der Sonne hol' ich ihn mit dem Renner", berichtet der Knappe. Die Sonne brannee wie Feuer, Trojan zitterte unter dem Mantel vor Angst und Hitze, er schwur, wenn er davonkäme, nie mehr der Morgenröthe zu warten. Hirten sahen den Mantel liegen und hoben ihn auf. Trojan schreit, beschwört sie, „laßt mich nicht verbrennen", ruft er, aber Alles vergeblich. Plötzlich schweigt er, seine Augen sind schon zwei Tropfen geworden, Kopf, Hals, Brust zerfließen, der ganze Körper gerinnt zu Tropfen, die bald die Sonne aufgezehrt. Um Untergang der Sonne eilen die Diener auf das Feld, den Renner an der Seite, aber Trojan suchen sie vergeblich.

Die zweite fremde Klechde gehört unter die Märchen romantischer Abenteuer und ist gewiß nicht so alt als die erstere; wir übergehen sie, um für das echt Polnische der Sammlung Raum zu haben. Die alten polnischen Klechden philosophischen Gehalts folgen jetzt. So geringe Reste es auch sind, so lassen sie uns doch auf die Anschauungsweise der vorchristlichen Polen schließen. Hexen, Zauberer und später der Teufel spielen hier die Hauptrollen. Es ist ein naturreligiöses Element, was hier auftritt: die Religion der Zauberei. Einzelnes, subjectives Bewußtsein weiß sich höher als die Natur und unterwirft sich willkürlich das Natürliche; die Willkür aber ist das Böse. Das Höhere ist also das Böse, und dieses Element spielt selbst in den spätern Märchen in die christliche Anschauung des Volkes hinüber, wo es das Gesammtböse, der Teufel ist, der die Menschen neckt und besitzt. Von guten wohlthätigen Genien finden wir keine Spur. Auch personificirte Naturübel treten auf. So sehr aber Alles auf Streiche hinausläuft, welche das Böse dem Menschen spielt, so haben doch alle diese Erzählungen ein schönes Laubwerk, einen eigenen poetischen Reiz, der diese Einförmigkeit verdeckt und ein sprechendes Zeugniß von dem dichterischen Genius der Nation gibt. Eine große Rolle spielen besonders die Verzauberungen in Wehrwölfe. Zauberer und Hexen haben diesen Sagen zufolge die Gewalt, jeden Menschen in einen Wolf zu verwandeln, der dann alle Brutalitäten des Thiers begeht, ohne es zu wollen. Erst wenn die Zeit vorüber ist, welche der Zauberer für diesen Thierzustand bestimmte, weicht der Zauber und der Mensch nimmt seine Gestalt von selbst an.

Fernir berichtet uns Woycicki in einer schönen Klechde von dem Zauber des bösen Blicks. Ein guter Mensch ist hier mit einem magischen Blicke behaftet, durch den er wider Willen Alles verdirbt, worauf er ihn wendet; er sticht sich voll Verzweiflung darüber die verzauberten Augen aus, um Weib und Kind nicht zu Grunde zu richten, und selbst von ihm getrennt, wirken sie noch vernichtend. Eine Verzauberung anderer Art ist die Luftreiterei. Mehre Klechden erzählen davon, wie Menschen oder auch Zauberer, durch eine über ihnen stehende Kunst getrieben, Jahre hindurch in den Lüften reiten; gewöhnlich spielt ein ungebrauchtes Messer, das als Entzauberungsmittel in die Luft geworfen wird, eine Hauptrolle dabei. Ein eigenthümliches und interessantes Märchen theilt uns Woycicki mit in der Klechde vom bezauberten Herzen. Einem tapfern Ritter wird hier von einer Hexe sein tapferes und kühnes Herz gestohlen und ihm dafür ein Hasenherz eingehangen. Die Folge dieses Tausches ist, daß er unwillkürlich von einer beständigen Furcht und von der Neigung zu fliehen befallen wird; früher ein Held — läuft er nun aus dem Gefecht und gibt sich im Kummer über sein unglückliches Geschick selbst den Tod. Als ein personificirtes Naturübel tritt in den Sagen des polnischen Volkes die Pestjungfrau auf, begleitet von einem Geisterchor, dem Homen. Woycicki erzählt eine schöne Klechde dieser Art. Ein armer Knecht sitzt auf dem Felde, die Sonne brennt wie Feuer. Da naht eine Jungfrau, in weiße Todtengewänder gehüllt, schwingt sich auf seinen Rücken und befiehlt ihm, sie durchs Land zu tragen, denn sie sei die Pest. Er läuft durch manche Stadt, durch manches Dorf und die fröhlichen Reigen verstummen, überall herrscht Tod und Schrecken. Endlich naht er dem Dorfe, wo der arme Träger Weib, Kind und Mutter hat; es schmerzt ihn das Verderben seiner Familie; er beschließt sich selbst zu opfern und springt mit der Jungfrau in den blauen Pruth. Die Wellen verschlingen ihn, die Pest aber schwimmt erschreckt an das Ufer, denn sie war leicht wie eine Feder, und verbirgt sich in die Wälder, nicht mehr das kühne Menschengeschlecht beunruhigend. Die beiden Märchen „Hans" und „Die Grotten im schwarzen Berge" sind spätern Ursprungs, denn der Teufel tritt darin auf; dies deutet auf das Christenthum hin. Sie beweisen uns, wie auch in Polen die Sage von Teufelsbündnissen kreise, die oft gut, oft schlecht ablaufen, je nachdem der Böse durch Menschenlist betrogen werden kann oder nicht. Dieser ganze Aberglaube, der in den Naturreligionen des westlichen Asiens seinen eigentlichen Sitz hat, ist nach der Virsicherung unsers Sammlers in Polen noch nicht erloschen. Die Verzauberungen in Wehrwölfe, den bösen Blick und selbst, während der Choleraseuche, die Pestjungfrau, will man hier und da bemerken und bemerkt haben.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Als Curiosität, doppelt wunderlich in einer im Allgemeinen so skeptischen und vernünftigen Zeit wie die unserige und in einem glaubenslosen Lande wie Frankreich, ist eine Schrift zu nennen, die unter folgendem Titel erschienen ist: „L'oracle pour 1840 et les années suivantes, ou recueil des prophéties anciennes et modernes concernant le passé, le présent et l'avenir, annonçant particulièrement les destinées de la France, de l'Europe et de l'Orient; avec les preuves de leur authenticité et des explications tirées de l'histoire", von H. Dujardin.

5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 38. —— 7. Februar 1840.

Robert Burns' Gedichte. Deutsch von **W. Gerhard.** Mit des Dichters Leben und erläuternden Bemerkungen. Leipzig, Barth. 1840. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Was Goethe vor Jahren gewünscht: es mögen die Klänge des trefflichen schottischen Sängers R. Burns auch bei uns gehört und von deutscher Zunge nachgesungen werden, damit die Fülle der ihnen innewohnenden Herrlichkeit auch die Gebildeten unsers Volkes erfreuen, erwecken und erheben möge — das scheint in unsern Tagen in fröhliche Erfüllung zu gehen, als sähe man in jenem Wunsche (S. Goethe's Werke, Bd. 46, S. 251) ein Testament des Altmeisters, dem man nachleben müsse. Gewiß ist wenigstens aus solcher Überzeugung die erste, so trefflich ausgestattete vollständige deutsche Ausgabe der Werke des edeln Schotten — die letzte Arbeit des ebenso genialen als fleißigen Dr. Adolf Wagner, welche 1835 erschien*), hervorgegangen, und sie mag auch wesentlich dazu mit beigetragen haben, das Interesse an Burns in Deutschland zu wecken, zu vermehren und bis zu dem Grade zu steigern, daß die Lust, dem „Dichter hinter dem Pfluge" nachzugehen und nachzusingen, sich nicht mehr in der begeisterten Brust zurückhalten läßt, sondern sich Luft macht in dichterischer Abspiegelung und Nachbildung, die ebenso weit entfernt ist vom pedantischen Schulzwange wie von der eitein Frechheit, das eigenthümliche Gepräge des Geistes, die Individualität des Genius verwischen oder ändern zu wollen. Gleichzeitig reifte in drei bekannten Dichtern: in Kauffmann, dessen Übersetzung bei Cotta erscheinen wird — in Freiligrath, von W. Engelmann in Leipzig angekündigt — und endlich in dem Verf. der uns vorliegenden Verdeutschung ein gleicher Entschluß. Gerhard ist der glückliche Erste unter den Dreien und hat demnach auch wohlbegründeten Anspruch auf alle die Frische und Innigkeit des Dankes, den eine Gabe verdient, deren innerer Werth noch durch den Reiz der Neuheit und der ersten Überraschung vermehrt wird. Und in der That verdient er diese dankbare Anerkennung und die freundlichste Aufnahme dieser seiner „Neujahrsspende" in vollem Maße, da er durch dieselbe aufs neue sein schönes Talent als Übersetzer — dessen Bedeutsamkeit selbst Goethe rühmend anerkannte — auf eine wirklich glänzende Weise beurkundet und die sehr schwierige Aufgabe, den ebenso zart- und tieffühlenden als kräftigen und kecken Schotten in Deutschland zu nationalisiren, auf eine höchst gelungene Weise gelöst hat. Daß er dabei nicht Alles wiedergeben wollte, sondern nur Dasjenige übertrug, was unsere Zeit wie unsers Volkes Eigenthümlichkeit verträgt und versteht, können wir nur loben. Er selbst spricht sich darüber in der Vorrede (S. VIII) aus:

> Bei der Wahl der Dichtungen leitete mich zum Theil individueller Geschmack, zum Theil die Besorgniß, viele der weggelassenen, obwol in ihrer Art auch trefflichen Poesien von Burns, seine Satiren auf die orthodoxe Partei der schottischen Kirche, seine Episteln, Gradschriften und Epigramme möchten für den deutschen Leser wenig Interesse haben, weil die Anlässe, die sie hervorriefen, ihnen allzu fern liegen.

Dagegen richtete er sein Augenmerk hauptsächlich auf die Volkslieder, „in welchen Burns durch keinen andern Dichter seiner Nation vor und nach ihm übertroffen worden ist". Diese aber sind mit wahrer Meisterschaft wiedergegeben, was durch Mittheilung einzelner Proben zu erläutern wir uns getrauen. Doch zuvor nur wenige Worte und Andeutungen über den Dichter selbst!

Macht sich irgendwo die poetische Kraft der Natur an und in dem Menschen geltend, so ist es in Schottlands Ebenen und Hochlanden der Fall; daher findet sich dort eine wahre **Volkspoesie**, welche, aus der Sage herüber, durch die Geschichte des Landes tönt und wie Äolsharfenton aus jedem alten Gemäuer, von Bergen und aus Seen, ja, selbst aus öden Haiden, wo nur das Haselhuhn und der Hänfling nistet, dem einsamen Wanderer entgegenklingt und ihn begleitet auf allen seinen Pfaden. Was Wunder, wenn in solchem Lande auch hinterm Pfluge ein Sänger geht und der Heerde ein Dichter folgt! Und ein solcher Sänger und Dichter, im höchsten und edelsten Sinne des Wortes, ist unser Burns (geb. am 25. Jan. 1759, gest. den 21. Juli 1796), den eine gerechte Kritik den ausgezeichnetsten Geistern des vorigen Jahrhunderts, ja aller Zeiten beizählen muß; denn er hat sich stark und

*) Wir benutzen die Gelegenheit, um auf diese vollständige, elegante und wohlfeile Ausgabe aufmerksam zu machen. Sie erschien unter dem Titel: The works of Robert Burns, with selected notes of Allan Cunningham, a biographical and critical introduction and a comparative etymological glossary to the poet. By Dr. *Adolfus Wagner.* (Leipzig 1835.)

tüchtig erwiesen im Kampfe mit den feindseligen Mächten, die das innere wie das äußere Leben ihm bedrohten, und hat sie, ein moderner Arion, überwunden mit Gesang, unter dessen Klängen er nun längst durch die tosenden Wogen der Zeit in den Hafen der Unsterblichkeit angekommen ist. Er war durch und durch, vom Kopfe bis zur Zeh ein Dichter; darum gehört auch sein Leben und dessen Kenntniß zum vollständigen Verständnisse seiner poetischen Werke; und wir haben dem Übersetzer dafür zu danken, daß er ein so wahres und lebendiges Lebensbild des „Pflügers von Ayrshire" der Übertragung seiner Gedichte beigegeben hat. Es wird selbst Diejenigen rührend ansprechen, welche längst, wie Ref., mit dem Trefflichen genau bekannt und mit seinen Freuden und Leiden vertraut sind. Ja, es ist das nothwendige Programm für alle Diejenigen, welche in den Zaubergarten seiner Dichtungen eintreten wollen; möge es Keiner ungelesen lassen! Möchten es namentlich die Jüngern unter unsern Zeitgenossen beherzigen, die, kaum eingetreten in das Leben, sich schon in Klagen über seine Schwüle oder Leere gefallen und in Verzweiflung sich geberden, ehe noch der Kampf des Lebens begonnen hat und sie den Muth zu siegen in edler That oder Entsagung bewiesen haben. Burns hatte Schwereres zu ertragen als Journalfehden und hämische Kritiken brotneidischer Strebegenossen, mehr zu entbehren als Champagner und Kuchen, Salons und Theater u. dgl. m., ohne welches so manchem Dichterlinge unsers neuen Europa — um nicht nur Deutschland zu nennen — das Leben nicht der Mühe werth scheint! Und wie hat er's getragen und überwunden? Heitern Sinnes, ohne niedern Leichtsinn, bis zum letzten Hauche seines Lebens. Die Beweise liegen vor und sein trefflicher Biograph und Landsmann Lockhart faßt sie in folgenden ebenso schönen als wahren Sätzen zusammen, welche auch unser Verf. nach Goethe's Übersetzung seiner Lebensskizze des Dichters einverleibt hat:

Ein wahrer Dichter, ein Mann, in dessen Herzen die Anlage eines reinen Wissens keimt, die Töne himmlischer Melodien erklingen, ist die köstlichste Gabe, die einem Zeitalter mag verliehen werden. Wir sehen in ihm eine freiere, reinere Entwickelung alles Dessen, was in uns das Edelste zu nennen ist: sein Leben ist uns ein reicher Unterricht, und wir betrauern seinen Tod, als eines Wohlthäters, der uns liebte sowie belehrte. Solch eine Gabe hat die Natur in ihrer Güte an R. Burns gegönnt; aber mit allzu vornehmer Gleichgültigkeit warf sie ihn aus der Hand als ein Wesen ohne Bedeutung. Das Geschick — denn so müssen wir in unserer Beschränktheit reden —, seine Fehler, die Fehler Anderer lasteten zu schwer auf ihm, und dieser Geist, der sich erhoben hätte, wäre es ihm nur zu wandern geglückt, sank in den Staub, seine herrlichsten Fähigkeiten wurden in der Blüte mit Füßen getreten. Er starb, wir dürfen wol sagen, ohne jemals gelebt zu haben. Und solch eine freundliche, warme Seele, so voll von eingeborenen Reichthümern, voll solcher Liebe zu allen lebendigen und leblosen Dingen! Das späte Tausendschönchen fällt nicht unbemerkt unter seiner Pflugschar, so wenig als das wohlversorgte Nest der furchtsamen Feldmaus, das er hervorwühlt. Der wilde Anblick des Winters ergötzt ihn; mit einer trüben, oft wiederkehrenden Zärtlichkeit verweilt er in diesen ernsten Scenen der Verwüstung; aber die Stimme des Winters wird ein Psalm in seinem Ohr; wie gern mag er in den sausenden Wäldern dahinwandern; denn er fühlt seine Gedanken erhoben zu Dem, der auf den Schwingen des Windes einherschreitet. Eine wahre Poetenseele! sie darf nur berührt werden und ihr Klang ist Musik. Welch ein warmes allumfassendes Gleichheitsgefühl, welche vertrauensvolle, grenzenlose Liebe! Der Bauer, sein Freund, sein nußbraunes Mädchen sind nicht länger gering und dörfisch, Held vielmehr und Königin; die rauhen Scenen schottischen Lebens sieht er zwar nicht im arkadischen Lichte; aber in dem Rauche, in dem unebenen Tennenboden einer solchen rohen Wirklichkeit findet er noch immer Liebenswürdigkeit genug. Armuth fürwahr ist sein Gefährte, aber auch Liebe und Muth zugleich. Und so über die niedrigsten Regionen des menschlichen Daseins ergießt er die Glorie seines eigenen Gemüthes, und sie steigen, durch Schatten und Sonnenschein gesänftigt und verherrlicht, zu einer Schönheit, welche sonst die Menschen kaum in dem Höchsten erblicken. Hat er auch ein Selbstbewußtsein, welches oft in Stolz ausartet,. so ist es ein edler Stolz, um abzuwehren, nicht um anzugreifen, kein kaltes mislaunisches Gefühl, sondern ein freies, geselliges. Dieser poetische Landmann beträgt sich, möchten wir sagen, wie ein König in der Verbannung; er ist unter die Niedrigsten gedrängt und fühlt sich gleich den Höchsten; er verlangt keinen Rang, damit man ihm keinen streitig mache. Den Zudringlichen kann er abstoßen, den Stolzen demüthigen, Vorurtheil auf Reichthum oder Altgeschlecht haben bei ihm keinen Werth. In seinem dunkeln Auge ist ein Feuer, woran sich eine herabwürdigende Herablassung nicht wagen darf; in seiner Erniedrigung, in der äußersten Noth vergißt er nicht für einen Augenblick die Majestät der Poesie und Mannheit. Und doch, so hoch er sich über gewöhnliche Menschen fühlt, sondert er sich nicht von ihnen ab; mit Wärme nimmt er Theil an ihrem Interesse, ja er wirft sich in ihre Arme, und wie sie auch seien, bittet er um ihre Liebe. *)

Das war, das ist Robert Burns, der Dichter und Mensch! Und ihn verdeutscht uns W. Gerhard mit ebenso inniger Liebe als technischem Geschick. Beides aber muß zusammen sein, wenn eine poetische Übersetzung gelingen soll: die Liebe versenkt sich in das Fremde, welches abgespiegelt und wiedergeschaffen werden soll, und gibt das eigene Ich hin, daß es das fremde neu belebe; während das technische Geschick die Form baut, das schöne, zum Leben nöthige, wohlgeordnete Haus, wo der Geist wohne wie die Seele im Körper. Erst in der Verbindung der Form mit dem Geiste aber bildet sich für menschliches Verständniß und Empfinden das rechte Leben; darum gehört auch das rhythmische Element zum eigentlichen Wesen der Poesie und ist nicht etwas Zufälliges, Willkürliches und Gemachtes, sondern vielmehr etwas Nothwendiges, durch den inwohnenden Gedanken organisch Bedingtes. Gerhard's Geschick und Gewandtheit in Handhabung der Sprache und des Rhythmus ist bekannt; darum ist's ihm auch hier gelungen alle Originalrhythmen beizubehalten und bei möglichster Politur der Verse den Geist des liebenswürdigen Schottländers im Zärtlichen, Wehmüthigen und Naiven, wie im Scherzhaften, Derben und Bizarren so treu wie nur immer möglich wiederzugeben.

(Der Beschluß folgt.)

---

*) S. Goethe's Werke, Bd. 46, S. 245.

Polnische Volkssagen und Märchen. Aus dem Polnischen des K. W. Woycicki von Friedrich Heinrich Lewestam.

(Beschluß aus Nr. 37.)

Wir kommen nun zu den Klechden des zweiten Buches, zu den Heldenklechden. Wie wir schon bemerkt, ist hier die Ausbeute spärlicher, als sich bei den Polen erwarten läßt. Die Wunderthaten verlieren sich in Nebelferne und ein eigentlich historischer Boden ist nicht wahrzunehmen. Das erste Märchen dieser Art erzählt von zwei starken Männern, einem Bergestürzer und einem Eichenreißer. Zu ihrer ungeheuern Stärke, die sie erlangt hatten, weil der Eine von einer Bärin, der Andere von einer Wölfin war gesäugt worden, kommt der Besitz von einem Paar Zauberschuhen hinzu, mit denen sie meilenweite Schritte machen können. So ausgerüstet, gelingt es ihnen einen großen bösartigen Drachen zu erlegen, der täglich viele Menschen fraß. Zum Lohne aber erhalten sie die Prinzessinnen des Landes zur Ehe und nach dem Tode des Königs das Reich, in welches sie sich brüderlich theilen. Die zweite Klechde erzählt von einem grausamen Räuber und Vatermörder, Madey genannt. Sie ist spätern Ursprungs, denn der Teufel und ein Bischof kommen darin vor. Der Teufel hat listig einen Vater um seinen Sohn betrogen; der Knabe, mit außerordentlichen Geistesfähigkeiten und großer Frömmigkeit ausgestattet, unternimmt eine Reise in die Hölle, um dem bösen Feinde die Schrift, welche sein Vater ausstellte, abzufodern. Unterwegs trifft er zufällig in der Höhle Madey's ein. Die Mutter des Räubers wollte zwar den Knaben verstecken, aber der Grausame roch das Menschenfleisch und zog ihn hervor. Unter der Bedingung, daß der Knabe bei seiner Rückkehr ihm eine genaue Beschreibung der Hölle gebe, läßt er ihn aber frei, und so gelangt er in die Wohnung des Bösen. Ein Tropfen Weihwasser, den der Knabe an der Hand hat, macht ihm den Teufel zu Willen; er befiehlt dem Zauberer Twardowski, den wir später werden kennen lernen, daß er dem Jungen das Blatt ausliefere. Als aber Letzterer den Befehl des Satans nicht ausführen will, weil dadurch der Hölle eine Seele verloren geht, ergrimmt der Teufel über den Ungehorsam des Zauberers und befiehlt den andern bösen Geistern, daß man ihn zur Strafe auf das Bett des Madey bringen solle, als das Qualvollste, was es nur in der Hölle geben kann. Bei der Rückkehr erzählt der Knabe dem Räuber diese Begebenheit. Madey wird starr vor Schrecken, stößt seine Keule in den Boden, und voraussehend, daß der Knabe Priester werden müsse, beschließt er, so lange auf den Knien liegen zu bleiben, bis dieser als Bischof kommen und ihn entsündigen würde. Der Knabe ist nach dreißig Jahren Bischof und kommt zufällig in den Wald, wo Madey noch immer lag, sein Haar schneeweiß, sein Bart lang. Das Schicksal des Räubers rührt ihn; er läßt ihn beichten und ertheilt ihm die Absolution. In der Nähe steht ein Apfelbaum mit schönen Früchten. So oft eine Sünde vergeben, verwandelt sich jedesmal ein Apfel des Baumes in eine weiße Taube und fliegt davon. Nur einer bleibt übrig — es ist die Seele des ermordeten Vaters; sie fliegt endlich in Gestalt einer grauen Taube durch brünstiges Gebet des Bischofs auf. Der Leib des Räubers zerfällt in Asche. Die Spitze des Märchens ist ein religiös-sittliches Moment, und darum dürfte es wol bei einer genauen Anordnung nicht in die historischen Sagen, sondern in die erste Gattung gestellt werden.

Ebenso ist es auch mit der Klechde von Twardowski. Wir erstaunen, in dem Schicksale dieses Doctors den polnischen Faust zu finden, und können deshalb nicht unterlassen, die Sage im Auszuge mitzutheilen. Twardowski war ein Edelmann und lebte zur Zeit des Königs Sigmund August. Er hielt sich zu Krakau als Arzt auf und verrichtete glückliche Curen. Da er mehr Verstand als Andere haben wollte, so bemühte er sich eine Arznei gegen den Tod zu erfinden: denn er hatte keine Lust zu sterben. In einem alten Buche hatte er gelesen, wie man sich dem Teufel verschwören könne. Von einem solchen Pactum versprach er sich für seinen Zweck sehr viel; er versuchte es nach dem Buche und es gelang. Der Teufel wurde in einem schriftlichen Vertrage, den der Arzt mit seinem Blute unterschrieben, der Diener desselben, jedoch unter der Bedingung, daß das Bündniß gelöst und der Mensch dem Teufel verfallen sei, wenn Letzterer Erstern in Rom zu fangen wisse. Vorerst mußte der Teufel seinem Gebieter Schätze zusammenhäufen und mit Sand bedecken, und hieraus entstanden die berühmten Silbergruben von Olkusz. Twardowski lebte nun sehr bunt, heirathete ein schönes Fräulein, weil er das Räthsel errieth, das sie ihren Freiern aufzugeben pflegte, und beging im Taumel irdischer Lust alle möglichen Tollheiten. Als er einmal sinnend im Walde spazierte, ohne das Zaubergeräthe bei sich zu tragen, suchte ihn der Teufel, der seinen Dienst sehr lästig fand, zu überraschen. Er befahl dem Twardowski sogleich nach Rom zu gehen, damit er ihn fangen könnte; aber der Doctor hatte auch einen kräftigen Zauberspruch bei der Hand, mit dem er den Teufel zu seiner Pflicht führte, sodaß er ergrimmt entfloh, aber im Fliehen eine Eiche ausriß und den Doctor damit an der Ferse verletzte. Von dieser Zeit an ging der Doctor lahm. Satan sann jetzt auf List; in einer Schenke, die den Namen „Stadt Rom" führte, überraschte er seinen Gebieter ein zweites Mal. Twardwoski, die Gefahr merkend, nahm schnell zu seinem Talisman ein neugetauftes Kind auf den Arm, und der Teufel wurde aufs neue ohnmächtig. Er hielt in seinem Verdrusse dem Doctor vor, daß er doch sein Wort gegeben habe, sich in Rom ihm zu unterwerfen, und jetzt suche er es zu verhindern: „Du bist ein guter Edelmann", sprach er, „und du weißt, verbum nobile debet esse stabile." Die Appellation an seine Ehre leuchtete auch dem Edelmanne ein; er übergibt sich ohne Umstände dem Teufel. Nun ging's zum Schornsteine hinaus durch die Lüfte. Dem Doctor wurde bei der Fahrt aber sehr bange, er weinte, als er die Erde so schön unter sich liegen sah, wo er so viel genossen und die er jetzt verlassen mußte. Da stimmt er in seiner Verzweiflung plötzlich ein geistliches Lied an, das er in seiner Jugend auf die Mutter Gottes gedichtet hatte, und siehe, bald nimmt er wahr, daß er nicht mehr steigt, sondern in den Lüften schweben bleibt. So, zwischen Himmel und Erde, hängt er noch; alle Leute wollen ihn bei heitern Tagen als einen Punkt wahrnehmen, und die Geschichte des Doctors wird durch ganz Polen noch heute erzählt. Daß er unter Sigmund August gelebt, berichtet der Leibarzt desselben in seinem Buche: „Historia rerum Poloniae". Der König ließ dem zufolge seine schöne und plötzlich gestorbene Gemahlin, Barbara Radziwill, von dem Dr. Twardowski heraufbeschwören. Ferner berichtet ein Jesuit in seiner sarmatischen Geschichte, daß auf der Bibliothek zu Krakau ein Buch des berühmten Zauberers Twardowski an Ketten gelegen habe, aber eines Tages sei es von der Mauer verschwunden und seitdem nicht mehr gesehen worden. Von dem Zaubergeräthe des Doctors weist man in der Kirche zu Wengrow in Podlachien noch einen großen Metallspiegel mit der Namensschrift seines Verfertigers und Besitzers. — Wir würden diese Klechde als den Schluß des Sagenkreises betrachten, dessen Inhalt eine religiös-philosophische Tendenz hat; am allerwenigsten würden wir ihr jedoch ihre Stelle da anweisen, wo die Heldensage walten soll. Dieser slawische Faust ist zwar auch ein Held, aber ein speculativer. Er pocht mit seinen Kenntnissen an die Schranken der Natur und macht sich dieselbe durch ein Bündniß mit dem Bösen unterthänig; er will nicht sterben, er will den natürlichen Lauf der Dinge hemmen und daran geht er unter.

Eine dritte Sage erzählt gleichfalls von einem Edelmanne, der in seiner Sucht nach Schätzen dem Teufel anheimfällt; wir übergehen sie, weil sie weniger charakteristisch ist. Die letzte Klechde ist die von dem Geiste Iskrzycki. Es wird nicht recht klar, ob dies der Teufel oder ein bloßer Genius sei, der hier seine Rolle spielt. Die Pferdefüße sprechen für Ersteres, aber sein guter und rechtlicher Sinn für Letzteres. Ein Edelmann nimmt einen Verwalter

in Dienst, von dem er sich aber nichts Gutes versieht, da er merkt, daß er Pferdefüße trägt. Er will ihn wieder entlassen, aber der Diener bleibt dennoch, denn er beruft sich auf den geschlossenen Vertrag, und erfüllt seine häuslichen Pflichten mit ausgezeichneter Treue. Der Edelmann verläßt aber mit Weib und Kind sein bisheriges Gut, um in einer andern Gegend sich niederzulassen und diesem geheimnißvollen Wesen zu entgehen. Unterwegs ergibt sich jedoch, daß der Geist mit ausgewandert ist und von seiner Gegenwart in dem hintern Theile des Wagens die gemüthlichste Kunde gibt. Wir halten dieses Märchen indessen kaum für ein echt polnisches. Iskrzycki ist eine Art Schutzgeist und hat diesen Charakter wahrscheinlich im Munde des Polen verloren, da ihm diese Art Wesen allem Anscheine nach fremd waren; er mußte zum Teufel werden. In der schwäbischen Märchenwelt findet sich diese Sage mit allen ihren Einzelheiten vor, und Heine erzählt sie auf das trefflichste, wir können uns nur nicht entsinnen, bei welcher Gelegenheit.

In der dritten Abtheilung folgen nun die sogenannten Wandermärchen. Sie sind auch in Deutschland so einheimisch geworden, daß wir sie nicht einzeln anzuführen brauchen. Goldene und krystallene Berge und Schlösser, verzauberte Prinzessinnen, Prinzen und tapfere und schöne Ritter, geheimnißvolle Grotten, Zauberer und Heren, dieser Apparat bildet die Maschinerie jener phantastischen Welt des Orients. Doch ist nicht selten das heitere und üppigsinnliche Element verwischt, was der ursprünglichen orientalischen Arabeske einen so lebendigen und unwiderstehlichen Reiz verleiht. Sie sind alle nur schwache Copien von „Tausend und eine Nacht", Nichts von den frischen und brennenden Farben, mit denen sie ihr erster Erzähler, der Sohn des glühenden Tages und der ewigheitern Nacht, ausmalte! Damit wollen wir aber auf keinen Fall weder das Verdienst des Herausgebers, noch des Übersetzers schmälern. Wir müssen im Gegentheil Letztern auffodern, uns bald wieder auf eine so genügende Weise mit irgend einem Erzeugnisse der polnischen Literatur bekannt zu machen. 36.

Literarische Notizen.

Vignan's Epos: „Napoléon en Russie."

Von A. Vignan erschien: „Napoléon en Russie, poéme en six chants." Hören wir hierüber einen französischen Berichterstatter, dessen Bemerkungen uns durchaus treffend zu sein scheinen. „Die beweinenswerthe Expedition nach Rußland", heißt es in der „Revue critique" von Cherbuliez, „ist gewiß ein Stoff, um die Begeisterung eines Dichters herauszufodern, ihn zu elegischen Klagen zu stimmen, zum Zorn gegen den Anstifter so schrecklicher Unfälle und zum Preise des Heldenmuthes, zu dem sich das Nationalgefühl erheben kann. Es ist so viel Fesselndes in diesem finstern Drama, daß alle Berichterstattungen in Prosa, welche davon geliefert wurden, die öffentliche Aufmerksamkeit lebhaft auf sich gezogen haben, obgleich kein großer Schriftsteller es unternommen hat, die erschütternden Scenen dieses Dramas darzustellen. Den glänzenden Erfolg, den Ségur's Werk gehabt, verdankt es mehr der Natur des Gegenstandes als seinem literarischen Verdienste. Überhaupt scheint es uns, als ob, statt eines Gedichtes, dies nur eine Episode aus dem großen Heldengedichte ist, dessen Held ohne Zweifel Napoleon sein wird. Erst unsere Nachkommenschaft dürfte im Stande sein, unsere Epoche unparteiisch im Ganzen und Großen aufzufassen und namentlich über den moralischen Werth jenes so theuer erkauften und so hurtig hingeschwundenen Ruhmes ein gerechtes Urtheil zu fällen. Hr. Vignan hätte wenigstens bedenken sollen, daß die Episode des russischen Feldzugs, isolirt genommen, sich mehr für die Lyrik als die Epik eignen würde, er hätte eine Ode dichten sollen, und diese konnte sehr schön sein. Der Dichter hätte mit der glänzenden Schilderung dieses unzählbaren Heeres beginnen können, das zum Kampfe wie zu einem Festball zog und im Triumphzuge, fast ohne Schlachten zu schlagen, sich bis in den Busen des feindlichen Landes versenkte; der Einzug in das geräumte Moskau und das Gemälde des großen Brandes würden den zweiten Theil dieser Trilogie haben bilden können, die Unfälle auf dem Rückzuge und der Übergang über die Beresina den dritten Theil. So hätte er zu den erhabensten Inspirationen Stoff gehabt, und die lyrische Poesie mit ihrem kühnen und ungeduldigen Schritt, mit ihrem energischen Styl und ihren leidenschaftlichen Formen wäre allein im Stande gewesen, die überraschenden Wendungen dieses ungeheuern Ereignisses anschaulich wiederzugeben. Aber der frostige und monotone Vers des Hrn. Vignan sagt dem Odenschwunge nicht zu; sein übermäßig gemäßigtes Talent hält sich in engen Grenzen, welche ihm wol akademische Palmen einbringen könnten, aber dem Genie gerade entgegengesetzt sind. Er hat sich an die classische Form gehalten und seinen Stoff in sechs Gesängen ausgesponnen, in leb- und bewegungslosen Alexandrinern, die, statt Schrecken, Mitleid, Unwillen zu bewirken, nur Ermüdung und Langeweile zur Folge haben. Die entsetzlichsten Scenen regen ihn nicht im mindesten auf, man höre die Schilderung des Jammers an der Beresina:

> Mais quel bruit plus horrible? un pont crève et se rompt;
> De la faite aussitôt le chemin s'interrompt,
> Dans ce passage étroit la colonne engagée
> Recule, se débat et périt submergée,
> Quand un groupe nombreux, sur ses pas s'avançant,
> La pousse dans l'abîme où lui-même descend.
> Vers l'autre pont la foule à la hâte se porte;
> De soldats, de coursiers une immense cohorte
> Avec fracas s'y brise, et les caissons pesants
> Roulent en broyant tout sous leurs poids écrasants.
> Les premiers rangs, froissés en cette ardente lutte,
> Ont entraîné bientôt le reste dans leur chute.
> Les plus forts, surmontant ces débris entassés,
> Passent et vers le fleuve au hasard élancés,
> Plongent leurs compagnons dans l'homicide gouffre....

Es würde schwer sein, trockener und prosaischer zu berichten, ja es scheint fast, als ob der Autor, ganz vom Mechanismus des Verses absorbirt, von einem Ende des Gedichts bis zum andern sich viel weniger um Bilderfülle und um Kraft des Ausdrucks bekümmere, als um das Aufsuchen der Reime und der zur Completirung seiner Versreihen nothwendigen Flickwörter. Das Gedicht bietet nicht eine anziehende Episode; es ist ein bloßes beschreibendes Gedicht, welches einen epischen Stoff behandelt. Eine so vollständige Vermischung der Gattungen ist höchst unglücklich und wird weder den Classikern noch den Romantikern behagen, vielmehr allen Leuten von Geschmack misfallen."

Die Literatur über Napoleon vervielfältigt sich in Frankreich ins Unendliche, wie in Deutschland die Literatur über Friedrich den Großen, den man zu einem förmlichen Helden der Anekdotenliteratur stempelt. Es erschien neuerdings in Paris: „Biographie des premières années de Napoléon Bonaparte; c'est-à-dire depuis sa naissance jusqu'à l'époque de son commandement en chef de l'armée d'Italie, avec un appendice renfermant des documents ou inédits ou peu connus, postérieurs à cette époque", von dem Baron de Coston; zwei starke Bände, mit mehren Facsimiles.

Von Dugenne, einem alten Offizier, erschien ein Buch unter dem Titel: „Panorama de la ville Pau", eine lebhaft geschriebene, anekdotenartige Geschichte des Landes Béarn, welches in jüngster Zeit, seiner gesunden Luft wegen, stark von Touristen und der Genesung bedürftigen Leuten besucht worden ist und, was die Frequenz der Reisenden betrifft, mit manchen vielbesuchten Gegenden Italiens fast wetteifern kann. Es wird daher dem angeführten Buche nicht an Theilnahme fehlen können. Man rühmt zugleich die gelehrten und gründlichen Kenntnisse, welche Dugenne unter einer eleganten und pittoresken Darstellung geschickt zu verbergen weiß. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 39. —— 8. Februar 1840.

Robert Burns' Gedichte. Deutsch von W. Gerhard. Mit des Dichters Leben und erläuternden Bemerkungen.

(Beschluß aus Nr. 38.)

Belegen wir nun unser Urtheil durch einige Proben, die zugleich die Hauptrichtungen und Tendenzen des Dichters repräsentiren mögen. Wo uns die Übersetzung am schwierigsten schien, fügen wir den Text im Originale bei.

1. An eine Maßliebe,
die der Dichter im April 1786 mit der Pflugschar tödtete.

Süß Blümchen, karmosin gespritzt,
Mit schlankem Stiel, ach! — so zerschlitzt!
In böser Stunde sahst du mich,
Mich armen Mann;
O kleine Gemme, daß ich dich
Nicht retten kann.

Nicht neiget mild sich zu dir hin
Die Lerche, deine Nachbarin,
Die sonst wol, mit geschäckter Brust,
Den Kelch dir bog,
Eh sie in Purpurglanzes Lust
Zum Himmel flog.

Früh aufgeblüht am kargen Ort
Umbrauste dich des Winters Nord;
Sein Brausen schien im öden Raum
Dir Zeitvertreib,
Hobst über Mutter Erde kaum
Den zarten Leib.

Der Gärten stolze Blumen sind
Durch Heck' und Wand geschützt vor Wind;
Du bargst dich hinter Scholl' und Stein
Vor seinem Wehn,
Und schmücktest dieses Feld allein
Und ungesehn.

Im dürft'gen Mantel kehrtest du
Die schnee'ge Brust der Sonne zu;
Und wie dein Äuglein fromm hinauf
Zum Schöpfer sah,
Traf dich der Stahl in wildem Lauf —
Nun liegst du da!

O süßes Blümchen stiller Flur!
Manch' Mädchen dein Geschick erfuhr,
Wenn's warmen Herzens raschem Schlag
Arglos getraut,
Bis es, wie du, im Staube lag,
Des Todes Braut!

Ein gleiches Loos den Sänger trifft,
Der auf dem Lebensmeere schifft,
Unklug und taub für Lehr' und Rath
Sein Liedchen singt,
Bis die erzürnte Welle naht
Und ihn verschlingt.

So ist des Hartbedrängten Loos,
Wenn — allem Weh und Mangel blos —
Ihm Trost nur gegen Stolz und Neid
Vom Himmel winkt,
Bis er zuletzt, erstickt im Leid,
Zu Boden sinkt.

Ist nicht das Loos des Blümeleins,
Das du beweinest, bald auch deins?
Sieh' wie des Elends Pflugschar schon
Am Kelche leckt,
Bis dich, zerquetscht, dem Licht entflohn,
Die Furche deckt!

2. Lebewohl.

Einen Kuß noch, eh' wir scheiden,
Und ein Lebewohl uns Beiden!
Meines Herzens banges Sehnen
Hat nur Seufzer, hat nur Thränen.
Trübe Leid das Auge nimmer,
Denn noch blinkt ein Hoffnungsschimmer!
Mir, ach, wird er nimmer blinken;
Muß in Nacht und Trauer sinken.

Doch wer tadelt, was geschehen?
Konnt' ich Nancy widerstehen?
Fühlt' ich mich nicht gleich getrieben,
Sie und ewig sie zu lieben? —
Liebten wir uns nicht so innig,
Herzten wir uns nicht so minnig,
Hätten wir uns nie gesehen,
Fühlten wir nicht Herzenswehen.

Lebe wohl, du einzig Eine!
Lebe wohl, du Engelreine!
Blühe Glück auf deinen Wegen,
Lust und Wonne, Lieb' und Segen!
Einen Kuß noch, eh' wir scheiden,
Und ein Lebewohl uns Beiden!
Meiner Seele banges Sehnen
Hat nur Seufzer, hat nur Thränen!

Das Original dieser wunderzarten Liebesklage, welche Walter Scott und Byron als etwas Unübertreffliches bewunderten, lautet:

Ae fond kiss, and then we sever,
Ae fareweel, alas, for ever!
Deep in heart-wrung tear I'll pledge thee
Warring sighs and groans I'll wage thee.
Who shall say that fortune grieves him,
While the star of hope she leaves him?

Me, nae cheerfull twinkle lights me;
Dark despair around benights me.

I'll ne'er blame my partial fancy,
Naething could resist my Nancy;
But to see her, was to love her,
Love but her and love for ever.
Had we never lov'd sae kindly
Had we never lov'd sae blindly
Never met — or never parted
We had ne'er been broken-hearted.

Fare thee weel, thou first and fairest!
Fare thee weel, thou best and dearest!
Thine be ilka joy and treasure,
Peace, enjoyment, love and pleasure!
Ae fond kiss and then we sever
Ae fareweel, alas, for ever!
Deep in heart-wrung tears I'll pledge thee,
Warring sighs and groans I'll wage thee!

---

3. Liebliche Maid.

Früh mit der Lerche Sang
Wandert' ich weit,
Schlürfte, was Wies' entlang
Labung verleiht.
Heiter und goldenrein —
Rief ich — wie Lenzes Schein,
Möge dein Morgen sein,
Liebliche Maid!

Mich haben Vöglein dort
Singend erfreut,
Blumen am stillen Ort
Duft mir gestreut.
Wie aus bethautem Grün
Knospen der Rose glühn,
Soll deine Jugend blühn,
Liebliche Maid!

Girrende Taube fliegt
Frei durch die Haid';
Falk in der Schlinge liegt,
Schafft nicht mehr Leid.
Treffe sein Misgeschick
Ihn, der mit Wort und Blick
Trübte dein stilles Glück,
Liebliche Maid!

---

4. Bei alledem!

Nicht weil du arm bist, senke scheu
Die Wimper, Freund, bei alledem!
Geh vor der Sklavenbrut vorbei,
Wag's arm zu sein, bei alledem!
Bei alledem und alledem,
Bei niederm Stand und alledem;
Rang ist der Münze Stempel nur,
Der Mann das Gold bei alledem!

Mit magrer Kost und lauterm Trunk
Und grobem Rock und alledem,
Laß reichen Thoren Seid' und Prunk,
Der Mann ist Mann bei alledem!
Was frommt der Glanz bei alledem,
Der Flitterstaat bei alledem?
Der Arme, wenn er reblich denkt,
Ist König doch bei alledem.

Wie spreizt sich jener stolze Lord
Mit Park und Schloß und alledem!
Und flögen Hundert auf sein Wort,
Er bleibt ein Geck bei alledem;
Bei alledem und alledem,
Dem Band und Stern und alledem!
Der Mann mit aufgeklärtem Sinn
Sieht's an und lacht zu alledem.

Den Grafen, Ritter, Edelmann
Ernennt der Mann im Diadem:
Wer bessere Dinge schätzen kann,
Sucht nicht sein Heil in alledem;
Bei alledem und alledem
Der Würden Glanz und alledem: —
Steht höher doch der brave Mann
Als mancher Schuft mit alledem!

O wär' uns eine Zeit bescheert, —
Und hoffen wir's bei alledem —
Die nur den Mann nach innerm Werth
Zu achten zwingt bei alledem!
Bei alledem und alledem,
Sie kommt die Zeit bei alledem,
Wo auf dem ganzen Erdenrund
Nur Liebe gilt bei alledem.

Wir fügen der Raumersparniß wegen nur die erste Strophe im Original zur Vergleichung bei:

Is there, for honest poverty,
That hangs his head, and a' that!
The coward-slave we pass him by
We dare be poor for a' that.
For a' that and a' that
Our toils obscure and a' that
The rank is but the guinea's stamp
The man 's the gowd for a' that!

---

5. Drüberhin gepfiffen!

Meg war lieblich, mild und schlicht,
Trug den Himmel im Gesicht;
Doch als Weib — o frage nicht
Drüberhin gepfiffen!
Meg war sanft in Blick und Ton,
Kannte weder List noch Hohn;
Weis're Männer irrten schon —
Drüberhin gepfiffen!

Wie sie sich mit mir verglich,
Wie wir leben, Meg und ich?
Ob du's weißt — was kümmert's mich?
Drüberhin gepfiffen.
Wen ich wol nach Recht und Pflicht
Würmern gönnt' als Leibgericht,
Sagt' ich — hört' es Meg nur nicht. —
Drüberhin gepfiffen!

In der Übertragung dieses allerliebsten kleinen, launigen Liedchens hat der Übersetzer seine Meisterschaft bewiesen, was eine Vergleichung mit dem Originale darthut:

First when Maggy was my care,
Heaven, I thought was in her air;
Now we're married — spier nae mair —
Whistle o'er the lave o't!
Meg was meek and Meg was mild
Bonnie Meg was nature's child;
Wiser men than me's beguiled —
Whistle o'er the lave o't!

How we live, my Meg and me,
How we love and how we 'gree
I care na by how few may see;
Whistle o'er the lave o't!
Wha I wish was maggots' meat
Dish'd up en her winding sheet,
I could write — but Meg mann't see't —
Whistle o'er the lave o't!

---

6. Kneipenlied.

Der Tag ist hin und schwarz die Nacht,
Doch weiß ich, was uns helle macht:
Branntwein ist Sternlicht, Mondschein Bier,
Und Sonne glüht im Weine hier.
Frau Wirthin, macht die Zeche!
Die Zeche, die Zeche!
Frau Wirthin, macht die Zeche
Und bringt ein Gläschen mehr!

Der Große lebt im Überfluß
Und der Gemeine fechten muß;
Hier aber klinget ein Accord,
Wer trunken ist, der ist ein Lord!
Frau Wirthin, macht die Zeche! u. s. w.

Mein Gläschen ist ein Talisman,
Der allen Kummer heilen kann,
Die Lust ein Fisch, der springt und hüpft:
Trinkt tiefer, daß er nicht entschlüpft!
Frau Wirthin, macht die Zeche! u. s. w.

In diesem Genre ist Burns ein poetischer Adrian von Ostade, wahr und lebendig, und doch frei von niedriger Gemeinheit und Häßlichkeit.

Als Probe der politischen Poesie — man erlaube uns den Ausdruck — unseres Burns:

7. Die Freiwilligen von Dumfries.

Der stolze Gallier dürft' uns drohn?
Ha, Briten, welche Schande!
Ein Wall voll Holz ist auf der See,
Freiwillige sind am Strande.
Wir dulden nicht, daß fremde Feind'
Auf britischem Grund sich zeigen:
Eh soll der Nith zum Corsincon,
Solway zum Griffel steigen!

So lange wollen wir uns nicht
Wie knurrige Hunde beißen,
Bis Lumpe nahn und zwischen uns
Die knotigen Prügel schmeißen.
Der Brite sei dem Briten treu,
In Eintracht fest verbunden;
Durch Britenhände heilen nur
Des Britenlandes Wunden.

Dem Staat- und Kirchenkessel mag
Vielleicht ein Nagel fehlen;
Doch fremde Schmiede soll man nicht,
Ihn einzuschlagen, wählen.
Den Kessel kauften wir mit Blut;
Wer's wagt ihn zu verderben,
Der Hund, der treuvergeßne, soll
In seiner Flamme sterben!

Fluch dem Verworfnen, Fluch und Hohn,
Der vor Tyrannen bebet;
Doch Fluch auch ihm, der auf den Thron
Des Pöbels Herrschaft hebet!
Und wer nicht singt: „Dem König Heil!"
Baum!' über höchster Wolke;
Denn singen wir: „Dem König Heil!"
So ist's auch Heil dem Volke.

Ungern brechen wir hier ab in der Zusammenstellung dieser Proben, die ebenso lautes Zeugniß für den Genius des Dichters wie für den Takt und das Geschick seines Übersetzers ablegen sollen. Möchte es uns dadurch gelungen sein, die Aufmerksamkeit unserer Zeitgenossen auf den edeln Schottenbarden hingelenkt und dieser, wie jeder künftigen Übersetzung desselben freundlich Theilnahme erweckt zu haben. Schlüßlich gedenken wir dankbar nur noch der „Melodientafel", welche Hr. Gerhard seiner Übersetzung als eine höchst schätzbare Zugabe beigegeben hat. Sie ist für diejenigen Leser bestimmt, „die neugierig sind zu wissen, nach welchen Weisen die Originale in ihrem Vaterlande gesungen werden", und enthält demnach ein Register alter schottischer, gaelischer und englischer Melodien, denen man die in gegenwärtiger Sammlung verdeutschten Texte unterlegen kann. Sie sind in ganz Schottland und England bekannt und einzeln sowol als in ganzen Sammlungen dort zu bekommen. Mögen sich indeß deutsche Componisten dadurch nicht abhalten lassen zur deutschen Übersetzung der Burns'schen Lieder auch in deutscher Composition sich zu versuchen. Es wäre dieses ein würdiger Dank, wie wir ihn unserm wackern Übersetzer von ganzem Herzen wünschen!

37.

Die Verfassung der ionischen Inseln und die neuesten Bemühungen, eine Reform derselben herbeizuführen. Von Neigebaur. Leipzig, Focke. 1839. Gr. 8. 12 Gr.

Die Republik der ionischen Inseln hat in der neuesten Zeit die Aufmerksamkeit der Freunde des Staats- und Menschenrechtes gleichmäßig auf sich gezogen. Mit Venedig an Frankreich (1797) übergegangen, von den Russen und Türken (1799) wiedergenommen und unter russischer Garantie und türkischer Souverainetät neu organisirt, 1807 von den Franzosen wieder besetzt, von 1811 an aber zum Theil in englischen Händen, wurde sie durch einen, am 5. Nov. 1815 in Paris abgeschlossenen Vertrag, den der Korfiote Graf Johann Kapodistrias als russischer Bevollmächtigter mit unterzeichnete, als unabhängiger Staat unter den Schutz von Großbritannien gestellt. Der erste englische Obercommissair war der bekannte Maitland, welcher, jedenfalls nach Instructionen, die Verfassung des Staats dergestalt abhängig von England 1817 normirte, daß auch keine Spur von Selbständigkeit blieb. In seine gewaltsame und ränkevolle Verwaltung fällt die Schilderhebung Griechenlands gegen die Pforte (1821). Die Theilnahme der Jonier, welche von ihren schönen, reichen Inseln hinüber in das Land ihrer kämpfenden, kühnen Brüder sahen, erzeugte sehr strenge Maßregeln des Lords Maitland gegen sie; diese erbitterten das Volk und brachten sammt dem Terrorismus des Obercommissairs, wirklich Unruhen zuwege, welche Kapodistrias durch einen Besuch 1819 und sein wohlbegründetes Urtheil, daß England den Vertrag von 1815, wonach es in die innern Angelegenheiten der Inseln sich nicht zu mischen hatte, verletze, genährt zu haben scheint. Endlich landete 1832 der liebenswürdige Graf Nugent und dessen ebenso treffliche Gemahlin. Die Verwaltung desselben bis 1835 ist eine glückliche Zeit für den Staat. Nachdem er resignirt hatte, wurde der Tory General Douglas an seine Stelle gesendet und mit ihm beginnt aufs neue das Gewebe politischer Chicanen und Gewaltstreiche, welche den geistreichen und gelehrten Patrioten, den Grafen Andrea von Mustoxidis aus Korfu zu jenem uneigennützigen und kräftigen Benehmen zwangen, was ihm die Achtung Europas und die Liebe seines Vaterlandes erworben hat. Der in einem echt parlamentarischen Geiste gehaltene Widerspruch und das höchst kluge Benehmen des Parlaments der Inseln gegen Douglas, die Einmüthigkeit der Volksvertreter und die Aufklärung des Volks selbst, das sich durch die Arglist des Obercommissairs nicht irre machen läßt, verdienen Bewunderung, und es ist zu hoffen, daß die in diesem Jahre unternommene Reise des Grafen Mustoxidis nach England endlich zu Erörterungen im Parlamente über die 25 Gravamina der Inseln führen werde, wenn nicht die Minister vorher einen andern Weg gegen dieses Volks-

chen und den, in gleicher Weise behandelten Hof des jungen Königreichs Griechenland einschlagen.

Alles dieses ist ausführlich, pragmatisch und gründlich, sine ira et studio in dem vorgenannten kleinen aber enggedruckten Werke des Hrn. Dr. Neigebaur, welcher selbst in Griechenland und auf den ionischen Inseln in neuester Zeit war, dargestellt und es füllt diese Schrift eine Lücke in der Literatur der Zeitgeschichte auf eine den bereits anderweit in Deutschland als Schriftsteller rühmlich bekannten Hrn. Verf. sehr ehrende Weise aus. 6.

Friedrich der Sechste,

König von Dänemark und einst von Norwegen.

Gestorben den 3. Dec. 1839.
Bestattet den 16. Jan. 1840.

Nach dem Norwegischen des Prof. Munch in Christiania.

Im Rittersaal die Leiche des alten Königs liegt,
Kalt hingestreckt, zur Hälfte vom Trauerkleid umschmiegt.
Trüb brennen Kerzen, Alles ist still und unbewegt,
Wie in der Brust des Königs der Puls, der nicht mehr schlägt.

Der finstern Zeiten Reste zu seinen Füßen ruhn,
Bei ihm auf seiner Bahre da schläft sein Schrecken nun,
Es lassen die alten Fahnen vom oldenburger Haus
Ob seinem Haupte flüsternd ihr stilles Fürchten aus.

Doch draußen auf dem Platze ein kräftig Leben wacht,
Es fodert, was es hatte, das Volk zurück mit Macht,
Da glühen tausend Augen, klopft tausendfach das Herz
Zum ersten Freiheitslaute, der aufsteigt himmelwärts.

Denn Friedrich's Todtenglocke ist Dänemarks Morgenklang,
Nun oder nie die Sonne dem Meere sich entrang,
Es fällt ein seltner Schimmer bei ihrem ersten Strahl
Seht! auf des Todten Wange im hohen Rittersaal.

Doch schwebt sein Todesseufzer weit über's tiefe Meer
Zu des verlornen Norwegs entfernten Bergen her,
Es ist seit unserer Wiege die Stimme uns bekannt,
Drum soll ihn nicht verleugnen im Tode unser Land.

Frei, ein erwachs'ner Jüngling, so steht's bei seinem Grab,
Denkt seiner Kindheit, denket an das, was Er ihm gab;
Sein Name, hier zu Lande verklärt, läßt wol mit Rechte
Norwegen fast vergessen, daß einmal es sein Knecht.

Nun ist sein Tod ein Bild nur in unserm Ahnensaal,
Doch Dänemark, unsern Bruder, den weckt er auf zumal.
Was wir einmal erstritten, was wir uns festgesetzt,
Das soll es auch begründen, soll's auch versuchen jetzt.

Ja, sprudle, du junges Leben, weil an der Morgen brach
Und schlummre ruhig, Todter, im Marmorsarkophag!
Heil Dänemark dem jungen! Es soll zum Kampfe ziehn.
Friede dem alten König, ja, Friede über ihn!

Literarische Notiz.

„Physiologie du théâtre", so heißt ein interessantes Werk von Hip. Auger, wovon zwei Bände bereits erschienen sind und welches, wenn der Verf. in den künftigen Bänden seinen Plan in gleicher Ausdehnung festhalten und fortführen sollte, auf zehn oder zwölf Bände anschwellen müßte. Man denke hier an keinen methodischen Plan; der Verf. hat es vorgezogen, ein amusantes Buch zu liefern, voll pikanter Anekdoten und sinnreicher Kritiken. Die beiden ersten Bände enthalten allgemeine Betrachtungen über die dramatische Kunst und eine Darstellung der französischen Bühnen, sowol derer in Frankreich selbst, als derer, die in den größern Städten und Hauptstädten des übrigen Europa existiren. Auger nimmt einen würdigen Standpunkt, er betrachtet, wie Schiller, die Bühne als eine Geschmacks- und Sittenschule und erklärt sich mit Entschiedenheit gegen die unsittliche Tendenz mehrer dramatischer Autoren. Doch betrachtet er diese als seltene Ausnahmen. Besonders richtet er seine Polemik gegen Scribe, als den Vater der unsittlichen Tendenzen im Drama; der Einfluß dieses berühmten Vaudevillisten scheint ihm unmoralischer zu sein als alle die schlechten Söhne, lächerlichen Väter und schurkischen Bedienten des alten Repertoires. So sonderbar diese Anschuldigung auf den ersten Blick auch scheinen mag, so ist sie nicht unbegründet; vielmehr können die zahlreichen Witzfünkchen, welche Hrn. Scribe Namen, Vermögen und einen Sitz in der Akademie verschafft haben, als eine wahrhafte Verkündigung jener Geldreligion betrachtet werden, die jetzt Herrin der Welt ist. Die Schreibart des Verfassers ist voll Anmuth; nur zeigt sich in seinen Urtheilen der eingebildete Franzose und noch mehr der Pariser oft zu vorlaut und exclusiv. Die von Rousseau geschehenen Einwürfe gegen Werth und Nutzen der Schaubühne werden von Auger mit einer vornehmen Geringschätzung abgefertigt, aber einem Geiste wie Rousseau gegenüber ist Geringschätzung übel angebracht; eine würdige gründliche Widerlegung würde vielmehr am Platze gewesen sein. Der Verf. geht noch weiter, indem er behauptet, daß die Wirkung jener Rousseau'schen Einwürfe darum von keiner Bedeutung gewesen sei, weil, Alles erwogen, Genf nur eine kleine französische Stadt sei, deren Meinung nicht schwerer ins Gewicht falle als die Meinung mancher andern kleinen Stadt in der Provinz. Hier spricht abermals der Pariser, dem die Hauptstadt Frankreich selbst, ja die Welt, der einzige und eigentliche Focus der modernen Civilisation ist. Das kleine Genf hat aber zu Frankreich mehr als einmal, sei es in politischer, religiöser oder literarischer Beziehung, eine so ausgeprägte Stellung eingenommen, daß es in einer Darstellung der Entwickelungen Frankreichs, welcher Art sie auch seien, nicht so geringschätzig bei Seite zu schieben ist, wie hier von Auger geschieht. 5.

Bibliographie.

Jacoby, F. K. Joel: Kampf und Sieg. Gr. 12. Regensburg, Montag u. Weiß. 12 Gr.

Jahrbücher des Deutschen Reichs unter dem Sächsischen Hause. Herausgegeben von L. Ranke. 3ter Band. 1ste Abth. — Auch u. d. T.: Kritische Prüfung der Aechtheit und des historischen Werthes des Chronicon Corbejense. Eine gekrönte Preisschrift von S. Hirsch und G. Waitz. Gr. 8. Berlin, Duncker u. Humblot. 1839. 16 Gr.

Klaus, R., Heimathbilder. Eine Sammlung von Sagen und Erzählungen aus dem Kanitzthale. Teplitz, Medau. Gr. 12. 1839. 20 Gr.

— — Narben. Eine Sammlung Erzählungen. 2 Bändchen. Mit 2 Titelbildern. 8. Teplitz, Medau. 1839. 1⅓ Gr.

Memoiren eines Touristen. Von dem Verfasser des Rouge et Noir. Aus dem Französischen. 1stes Bändchen. 16. Kassel, Fischer. 1839. 1 Thlr. 6 Gr.

Neubig, A., Das Christenthum als Welt-Religion betrachtet. Gr. 8. Regensburg, Reitmayr. 1839. 20 Gr.

Schulz, O. A., Gutenberg oder Geschichte der Buchdruckerkunst von ihrem Ursprung bis zur Gegenwart. Eine Festgabe für jeden Gebildeten zur Vierten Säcularfeier des Typendrucks. Mit 8 Holzstichen. Gr. 8. Leipzig, Schulz u. Thomas. 14 Gr.

Weihnachtsgabe zum Besten der Wasserbeschädigten in der Schweiz. Herausgegeben von A. E. Fröhlich, K. R. Hagenbach, K. H. W. Wackernagel. 16. Basel, Schweighauser. 1839. 1 Thlr. 8 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 40. — 9. Februar 1840.

Münchhausen. Eine Geschichte in Arabesken von Karl Immermann. Vier Theile. Düsseldorf, Schaub. 1838—39. 8. 8 Thlr. 8 Gr. *)

Es gab eine Zeit in unserer Literatur, wo der Schriftsteller einen kleinen Kreis Erwählter um sich versammelte, die mit ihm, als einem Freunde, verkehrten und, von ihm angeregt, selbst wieder anregten durch Verständniß und Beifall. Die Literatur unserer Tage gleicht mehr einem Salon, in welchem Jeder nur sich und Keiner den Andern vernehmen will und nur Solchen das Wort vergönnt wird, die auf die flüchtigen Interessen des Tages eingehen und im Sinne der Mehrheit mit möglichst oberflächlicher Geistreichigkeit und Petulanz über Personen und Sachen den Stab brechen. Die Salontugend der Geschmeidigkeit ist leider auch eine literarische geworden, und die Lesewelt duldet Alles eher, als einen Mangel an Schonung gegen ihre Liebhabereien und Schooskinder. Wehe Dem, der den Richtungen der Zeit und ihren Thorheiten, in denen wir Alle mehr oder weniger befangen sind, den Krieg bietet oder in vornehmer Absonderung zu verstehen gibt, daß er nichts mit ihren Gelüsten zu schaffen habe! Darum durfte wol ein Bestreben, alles Positive in reine Verneinung aufzulösen, wie wir es jüngst erlebt haben, als der Zeitrichtung congenial, eine kurze Weile sich Aufmerksamkeit und Zustimmung zu erwerben hoffen, während jene andere Negativität, hinter der sich ein entschiedenes Positives verbarg, bei übrigens glänzenden Vorzügen, auf die Sympathie der Menge Verzicht leisten mußte. Vielleicht ist dies der Fall bei dem Dichter, dessen neueste Gabe wir hier zu besprechen haben. Wie damals, als eine seiner Schriften dem Autodafé des Wartburgfestes verfiel, steht er noch jetzt den Erscheinungen und Bewegungen der Gegenwart als strenger Beobachter gegenüber und hält ihr von dem gewonnenen sichern Standpunkte, zu dem die Wirren und Wellen der Zeit nicht heraufschlagen, den Spiegel entgegen. Die Welt aber ist eine ergraute Schöne, die den Spiegel nicht lieben kann, der ihr die Runzeln ihres Alters zeigt. Kein Wunder also, daß sie, immer schnell fertig mit ihrem Urtheil, dem Dichter, dem sie, neben der Kunst der Darstellung im eminentern Sinne, einen immer seltener werdenden Ernst der Gesinnung und einen großen Reichthum an Witz und Humor zugestehen mußte, wenigstens die mildern und einschmeichelndern Gaben des Gemüths und der Liebe absprach. Mag es sein, daß in frühern Werken Immermann's eine gewisse Schroffheit, wie sie festen und kräftigen Charakteren im Gegensatze gegen Zeitgebrechen sich leicht anbildet, für Herzenshärtigkeit genommen werden konnte; dennoch hätte die großartige Tüchtigkeit eines Mannes, der wohl wußte, was er wollte, und — wir glauben es — stets das Höchste wollte, eine ungetheiltere Theilnahme verdient, als sie bis jetzt gefunden. Wir hoffen, seine neueste Gabe werde auch die feindseligsten Antipathien, wo nicht bekehren, doch milder stimmen. Freilich jene Zeit des begeisterten Dahinnehmens, von der unsere Väter erzählten, die Zeit der Lorenzodosen und Wertherfracks ist längst vorüber, und jeder Leser ist ein kritischer Ramler geworden, der kein Bedenken tragen würde, selbst in den Briefen der Braut die Sünden gegen seine grammatische oder ästhetische Tabulatur mit rother Tinte anzustreichen und zu verbessern. Und so wird auch hier der Tadel sein Recht üben. Was uns betrifft, so wollen wir über dem Lobe, das wir zu spenden haben, zwar der minder erfreulichen Seite unserer Referentenpflicht nicht uneingedenk sein und unsere ganze Meinung mit um so weniger Rückhalt aussprechen, je rückhaltloser der Verf. selbst nach allen Seiten hinaus die Blitze seines Zornes und seiner Schalkheit sendet; aber wir werden auch, wo wir zu rügen finden, den Genuß nicht vergessen, den wir dem Dichter verdanken.

Der durch und durch deutsche Roman spielt in Westfalen, und ein kleiner Raum von wenigen Meilen ins Gevierte etwa ist der Schauplatz, auf dem sich eine Fülle des epischen Stoffes vor unsern Augen entfaltet. In dem Schlosse Schnick-Schnack-Schnurr, dem letzten baufälligen Reste eines alten umfangreichen Besitzthums, finden wir den alten Baron aus dem Geschlechte derer von Schnuck-Puckelig (ein zweiter märchenhafter Name, über welchen Leser, denen es um Wirklichkeit zu thun ist, dem Verf. sogleich auf den ersten Seiten den Krieg machen werden) nebst seiner ältlichen Tochter Emerentia gegenüber einem merkwürdigen Gaste, dem Freiherrn v. Münchhausen, des großen Lügners würdigem Enkel, der, selbst herabgekommen, den herabgekommenen und vereinsamten

*) Einen vorläufigen Bericht über den ersten Theil gaben wir bereits in Nr. 344 d. Bl. f. 1838. D. Red.

Baron durch seine keck erfundenen, unglaublichen, Sachen und Personen boshaft verunglimpfenden und mit vornehmer Sicherheit vorgetragenen Historien eine Zeit lang aufs beste unterhält. Eine vierte Person tritt in dem Schulmeister Agesel oder, wie er sich in dem Glauben an seinen spartanischen Ursprung lieber nennt, Agesilaus hinzu. Jedem ist sein Theilchen Verrücktheit zugemessen, mit dem er sich, so lange es geht, über den Verlust der realen Lebensgüter erhebt und tröstet. Der alte Baron, dem das selige deutsche Reich und die Adelsträume seiner Jugend noch im Kopfe spuken, trägt in der Hoffnung eines reichen Einkommens, auf das er als geborener Präsident des Geheimraths sich Rechnung macht, mit Standhaftigkeit die gegenwärtige Verarmung; Emerentia, für einen Unbekannten schwärmend, an den sie, als vermeintliche Erbfürstin von Hechelkram, vordem zu Nizza ihr Herz und mehr noch verloren hat, glaubt diesen endlich in Münchhausen's Diener, Karl Buttervogel, trotz dessen hartnäckigem Beharren in der gemeinen Bedientennatur, wiederzusehen und ist selig in ihrem Glauben; auch Agesel, der einer neuen Lehrmethode seinen partiellen Wahnsinn verdankt, findet für den schäbigen Mantelkragen, der seine Blöße deckt, und die spartanische Suppe, die seine Kost ist, volle Entschädigung in dem Gedanken seiner Abstammung von König Agesilaus dem Lacedämonier. Alle aber beherrscht und bethört mit der Sicherheit des Weltmannes, mit der Macht des Geheimnisses und der kecken Rede der Freiherr v. Münchhausen, dieser personificirte Lügen- und Schwindelgeist des Jahrhunderts, der, nachdem er als birmanischer Prinz zu Nizza ein westfälisches Fräulein um den Kranz betrogen, mit Just. Kerner in Schwaben Geister gesehen, mit Fürst Pückler den Plan zu einer Menschheitsracenveredlungsanstalt entworfen, dann als seliger Hegel sich umgetrieben und tausendfaches Unheil gestiftet hat, nun einstweilen zu Schnick-Schnack-Schnurr, seinem dermaligen Versteck, als ein moderner Paläphatus de incredibilibus, von seinen Heldenthaten ausruht.

Dieser Münchhausen mit seinen zitternden Nasenflügeln und seinen zwinkernden doppelfarbigen Augen, dieser nimmermüde Schönredner und ausbündige, immer gefaßte Lügner, der sich uns gleich mit dem ersten Worte, das er spricht: „Was für ein schändliches Laster ist das Lügen!" als den Mann von Fach und Routine ankündigt, dieser Mensch ohne Herz, aber vollgepfropft von Dreistigkeit, Witz, Phantasie und Malice und doppelt gefährlich, seitdem er, wie er selbst erzählt, in Berlin für zwei Friedrichsdor das Interessantsein gelernt hat, — ist ein Meisterstück kühner niederländischer Malerei, eine Figur, für die wir auf der Stelle keine ähnliche in der deutschen Literatur zu nennen wüßten. Aber gerade auf ihn werden die Miswollenden sich berufen. „Hat nicht", werden sie sagen, „euer Autor in diesen bei jeder innern Säure und Leidenschaft grün anlaufenden Freiherrn die ganze Herbigkeit seiner eigenen Weltanschauung ergossen? ist es nicht am Ende nur er selbst, der hinter dem Kirmeßprediger steht und die ehrwürdigsten Dinge, wie die alte Reichsverfassung, die neuen Unterrichtsmethoden, die Adelsclique und das deutsche Journalwesen, ja die bedeutendsten vaterländischen Notabilitäten, Gans, Görres, Menzel, Rückert, den seligen Kurfürsten und den hessischen Zopf, Baron Rothschild, den großen Verstorbenen und den großen Tragöden unserer Tage, schonungslos und bitter, aber leider ohne echten Humor, abkanzelt und dem Gelächter preisgibt? Muß aber nicht der Schriftsteller wie der Prediger zuvörderst um die Liebe seiner Gemeinde mit sanften Künsten werben? Darf er hoffen, sie durch Hohn und triumphatorisches Gebot an seinen Siegeswagen zu fesseln und — zumal in unsern Tagen, wo so Viele durch die zweideutigsten Mittel um die öffentliche Gunst buhlen — dadurch sein Glück zu machen, daß er dem armen Geschlecht gegenüber die Rolle des Titanen spielt? Hat euer gepriesener Dichter vergessen, daß alter Rheinwein aus der Mode ist, und daß unsere verwöhnte und verweichlichte Zeit nicht mehr die strenge Größe eines Dante verträgt, den sie, wenn er mit seinem Prophetenworte lebendig unter sie träte, in zweite härtere Verbannung jagen würde? Hätte er nicht besser gethan, die neuen Socialromane voll Emancipationslust und Europamüdigkeit — kluge Zugeständnisse an ihre Zeit, ebenso wie früher Werther und die Ritter- und Familienromane an die ihrige es waren — zu Mustern zu nehmen?" Was sollen wir solchen Gegnern erwidern? Wir sind so wenig als sie geneigt, die Lobredner des herben Sarkasmus und einer vernichtenden persönlichen Satire zu machen; aber wir wissen, warum wir uns auch an einer Gestalt wie Münchhausen erfreuen können, die, wie phantastisch und märchenhaft sie sei, doch so ganz in sich eins und darum so wahr ist, und die, wie sehr sie uns im Leben anwidern würde, gleichwol in der Dichtung uns anzieht, weil sie als Kunstwerk befriedigt und, recht gefaßt, als die Trägerin einer Idee erscheint, deren Bedeutung wir nicht leugnen können. Warum dem Künstler zuschieben, was in dem Begriffe des Kunstwerks als nothwendig gegeben ist? Freilich die Namen und handgreiflichen Bezeichnungen? Allein wie soll denn das Leben in Literatur und Gesellschaft zur Schau gestellt werden, ohne Die in den Kreis der Betrachtung zu ziehen, die dieses Leben vorzugsweise repräsentiren? Ihr vermisset endlich in Münchhausen den echten Humor, als könnte solchen dieses Gefäß, das nur für zersetzende und auflösende Säuren Raum hat, in sich aufnehmen! Leset nur weiter und sehet, wie den Charakter Münchhausen's sein Schöpfer selbst (Bd. 1, S. 333 fg.) durch den Mund eines Andern conterfeit!

In diesem Erzwindbeutel hat Gott der Herr alle Winde des Zeitalters, den Spott ohne Gesinnung, die kalte Ironie, die gemüthlose Phantasterei, den schwärmenden Verstand einfangen wollen, um sie, wenn der Kerl crepirt, auf eine Zeit lang für die Welt stille gemacht zu haben ꝛc.

Ein Solcher, dessen Hohn — wie es dort weiter heißt — nicht aus einer tugendhaft erzürnten Seele quillt, sondern aus einem Sinne, dem das Verkehrte lieb, nothwendig, Bedürfniß und Stoff des Daseins ist, ein Solcher ist kein Humorist, wol aber der Dichter, der den

Menschen schuf. Wir wollen darum nicht behaupten, daß Immermann's Humor immer der echte sei, der, wie jener Vogel des orientalischen Märchens, auf seinem Rücken durch Sonnenhöhen trägt; gewiß hat an ihm auch der Erdgeist seinen Theil, und er gleicht oft vielleicht mehr der Montgolfiere, die ihre Flugkraft einem irdischen Feuer verdankt und schon in mäßiger Höhe, von der eigenen Flamme ergriffen, sich in sich selbst zerstört; denn allerdings scheint es dem Dichter hier und da zu begegnen, daß ihm selber, wie seinem Münchhausen vor Zorn und Eifer über den einzelnen Narren eine fremde metallische Farbe anschießt, bei der uns, wie vor einem nicht Geheuern, Dämonischen, unheimlich zu Muthe wird; aber er weiß sich auch wieder zu fassen, und dann faßt er auch uns und führt uns mit sich über die Larven der Erde dahin, wo uns die Narren verschwinden und nur die belächelnswerthe Narrheit übrig bleibt. Denn, wer da meint, sein Wesen sei nur aus bittern und verneinenden Ingredienzen zusammengesetzt, der irrt; der unbefangene Leser entdeckt leicht das Positive, das sich hinter seinen Negationen verbirgt. Wer gleichwol noch nicht abstehen wollte, den Verf. mit dem Titelhelden seines Romans zu identificiren, der lasse sich an der Hand seiner blonden Lisbeth in das zweite Buch hinüber nach dem unfernen Oberhofe geleiten, um sich zu überzeugen, daß ihm auch die heitere objective Darstellung nicht fremd sei, und zu sehen, über welche reiche Schätze des Gemüths er zu gebieten habe.

Lisbeth, die Pflegetochter des Schlosses, ein Mädchen von dunkler Herkunft, aber das einzige Wesen, das unter jenen verdüsterten Menschen im vollen Lichte des Tages wandelt, war ausgezogen, um alte rückständige Zinsen für ihren Pflegevater, den Baron, einzutreiben. Hier auf dem Oberhofe, dem festbegründeten und in allen Theilen wohleingerichteten Besitzthume des Hofschulzen, unter unverwüstlichen, in scharfen Umrissen gezeichneten westfälischen Bauernaturen thut sich uns eine ganz neue andere Welt auf. Aus dem von morschen Stützen kümmerlich zusammengehaltenen hochadeligen Schlosse treten wir in das stattliche Wohnhaus des reichen Landmanns. Es ist, als habe der Dichter den kernfesten deutschen Bauernstand im Gegensatze zu einem in sich zerbröckelnden Adel veranschaulichen wollen; denn wir sind es nun schon gewohnt, in dessen individuellen Gestalten überall die Hinweisung auf einen darüberstehenden Gattungsbegriff zu sehen.

Welcher Mann dieser Hofschulze mit seinem im Ganzen redlichen, aber starren Sinne, mit seiner trockenen Gemüthskraft, seinem Pochen auf altes Recht und hergebrachte Sitte, seinem Stolze im Angesicht des Höhern und seiner Herrschaft über seines Gleichen! Mit voller plastischer Gegenständlichkeit hebt er sich, als Repräsentant seiner Gattung, aus seinen Umgebungen heraus. Auch für diese Letztern verstattete der idyllische Charakter dieses zweiten Buchs eine sorgfältige, ins Einzelne gehende Zeichnung. Wir athmen in solchen Umgebungen wieder freier, als wären wir aus Grabgewölben voll Modergeruch in die reine gesunde Luft des Lebens zurückgekehrt.

Mit der Erscheinung des schönen Jägers aus Schwaben, der, einem Beleidiger nachspürend, sich in den Oberhof verirrt, tritt das süddeutsche Element zu dem norddeutschen, und ein neues Interesse knüpft sich an, als Jener, der ein leidenschaftlicher Schütze ist, aber immer fehlt, auf einer Jagdstreiferei in der Umgegend durch einen abermaligen Fehlschuß jenes holde Mädchen verwundet und so seinen frommen Glauben bestätigt findet, daß das stete Schießen und Fehlen doch zu Etwas gut sein müsse. Und es war gut zu Etwas; denn dieser Schuß — mit dem das zweite Buch und der erste Theil endigt — war kein Schuß zum Tode, sondern zu einem neuen Leben für Beide in Liebe und Seligkeit gewesen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lustreise ins Morgenland. Unternommen und geschildert von Titus Tobler. Zwei Theile. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1839. Gr. 12. 2 Thlr.

Unter denjenigen Reisebeschreibungen, die neuerlich über Ägypten und Syrien erschienen sind, ist die vorliegende nicht zuletzt zu empfehlen. Der Verf., wenngleich Arzt, hat sich dessenungeachtet auf einen allgemeinern Standpunkt erhoben, von welchem aus er sodann die Reise selbst unternahm und nun hier nach seinen, auf dieser letztern gehaltenen Tagebüchern, je nach seiner Lage und Laune, oft nach den an Ort und Stelle selbst niedergeschriebenen Bemerkungen schildert. Das Ziel seiner Reise waren nicht die Städte der Welt, sondern die Wahrheit war es; und in dem aufrichtigen Streben, der Wahrheit zu dienen, will er mit Andern wetteifern. Ref. muß, soweit er zunächst aus dem Buche selbst über das Buch urtheilen kann, dieses Streben auch vollkommen anerkennen, insofern den Beobachtungen, Bemerkungen und überhaupt den Mittheilungen des Verf. der Stempel leidenschaftsloser Ruhe aufgedrückt ist, wie sie nur einem solchen Streben eigen, wie sie nur bei subjectiver Wahrheit zu finden ist. Im übrigen beobachtet unser Reisender gut und nach allen Seiten hin, die sich seiner Beobachtung darbieten, und er weiß die Eindrücke der Gegenstände lebendig wiederzugeben. Mit der gemachten Reise ist er für seine Person ganz und gewiß um so aufrichtiger zufrieden, als er die Überzeugung, daß es mit seinen Verhältnissen in der Heimat, im Vergleich mit den von ihm durchreisten Gegenden, nicht schlimmer sei, daß wir überhaupt in Europa nicht schlimmer, sondern besser stehen, mit nach Hause gebracht hat. Man reise denn also, wenn man eine solche Gewißheit noch nicht gewonnen hat; man reise, um sich mit seinen Verhältnissen daheim auszusöhnen, um wenigstens die socialen Zustände im Vaterlande nicht blos erträglich, sondern befriedigend zu finden. Möchte man auch hier nicht mit Allem zufrieden sein, sondern Manches besser wünschen: man muß den Anfang dazu nur mit sich selbst, namentlich aber mit seinen eigenen Lebensansprüchen machen!

Die Reise des Verf. begann von Appenzell aus im August 1835 und Anfangs Mai 1836 kehrte er dahin zurück. Die Reisebeschreibung selbst aber führt den Leser sogleich nach Triest und auf das Schiff, das den Reisenden, nachdem er einige Zeit auf der Insel Ossero im adriatischen Meere verweilet, in einem Striche sofort nach Alexandrien brachte. Bis hierher sind die Schilderungen des Verf. etwas einfach und mager, einförmig, wie das Leben auf dem Schiffe selbst. Um so bunter werden aber nun die Bilder, die in angenehmer Unordnung, ohne bestimmten Plan, wahrscheinlich so, wie der Verf. an einzelnen Tagen Das oder Jenes vornahm, vor die Augen des Lesers geführt werden, Bilder voll Charakter und Leben, die so nur dem Oriente eigenthümlich sind und in denen sich daher auch die Farben und Mischungen wiederfinden,

aus denen das Gesammtbild des Orients und des Lebens daselbst in lebendiger ewig wechselnder Gestaltung mit leichter Mühe sich zusammensetzen läßt. So sind es in Alexandrien bald die Lage der Stadt, deren hauptsächlichste Gebäude (unter andern auch die Krankenhäuser), die Katakomben, die Obelisken der Kleopatra, die Pompejussäule, und die Nachgrabungen, die dort veranstaltet worden und veranstaltet werden (zunächst freilich nur, um die gewonnenen Bausteine zu neuen Bauwerken zu benutzen), bald sind es die Menschen, die neben den dortigen Schulen und Münzen, neben dem, dem Lande so eigenthümlichen und nothwendigen „Schiffe der Wüste", sowie eine Anleitung für den Reisenden, die der Verf. als Gegenstand seiner Betrachtungen und Schilderungen auswählt. Noch reicher und mannichfacher gestaltet sich das Gemälde, nachdem derselbe auf dem Nile nach Kairo gefahren, wo er ebenfalls längere Zeit sich aufhielt. Da verbreitet er sich über Lage und Klima der Stadt, den dortigen Gesundheitszustand, die Gebäude (auch hier wieder Kranken- und Irrenhäuser), die öffentlichen Bäder, den Sklavenmarkt und die Gärten der Stadt; dann wieder über den Charakter der Einwohner in physischer und psychischer Hinsicht, über deren Tracht, über Essen und Trinken und über Kaffeehäuser; bald sind es die dortige Justiz, ägyptische Tänze, ein Braut- und ein Leichenzug, Strassensänger, eine Auction, dann wieder Barbierstuben, Glaser, Schuhmacher und andere Handwerker, Missionarien (an einem derselben überzeugte sich der Verf. aufs neue, daß die Homöopathie der Mysticismus der Medicin sei), Renegaten und die Europäer in Kairo, worüber er seine Bemerkungen und Beobachtungen uns mittheilt. Von den Renegaten entwirft er ebenso wenig ein erfreuliches Bild als von den Europäern in Kairo, und er meint von den Erstern, daß er sich beim Anblicke eines Renegaten unangenehmer Gefühle nicht habe erwehren können. Von Kairo aus besuchte er auch dessen Umgebungen, machte einen Ausflug nach Heliopolis und Abusabel (am letztern Orte, nordöstlich von Kairo, sind die, nach Art der Europäer von Mohammed Ali gegründeten medicinischen Anstalten, nämlich eine 1828 eröffnete medicinisch-chirurgische Lehranstalt, mit einem anatomischen Theater, Apotheke, Laboratorium, Krankensälen und botanischem Garten, ferner eine Veterinairschule), endlich nach den Pyramiden von Gizeh.

Der erste Theil schließt mit der Reise durch die Wüste nach El-Arisch, während der zweite zunächst mit Jerusalem sich beschäftigt. Die voranstehenden Bemerkungen über die verschiedenen Religionsbekenntnisse der Bewohner in Syrien hat der Verf. aus dem „Viaggio in Siria e nella Terra santa" von Giov. Failoni (Verona 1833) übersetzt. In Jerusalem sind es, außer Klima und Bauart der Stadt, sowie den verschiedenen Einwohnern, deren Sitten und Gebräuchen, vorzüglich die durch die heilige Geschichte merkwürdigen Orte, worüber der Verf. sich verbreitet. Über die Christen unter den dortigen Einwohnern weiß er nicht viel Gutes zu erzählen; und was man von dem, in Bezug auf gewisse geweihte Punkte des heiligen Landes in der römisch-katholischen Kirche geltenden Ablasse halten soll, überlassen wir dem Urtheile des Lesers selbst. Auch die nächsten Umgebungen von Jerusalem (z. B. Bethlehem) bleiben nicht unberücksichtigt. Von da reiste der Verf. nach Jaffa, und auch hier weiß er in localen Schilderungen und kleinen charakteristischen Genrebildern das Interesse des Lesers zu befriedigen. Wenngleich er dasselbe im Allgemeinen auf den politischen Zustand jener Länder in nähern und unmittelbaren Schilderungen nicht hinlenkt, so hat er doch hier in Syrien nicht vergessen, des Ibrahim Pascha zu gedenken. Er erzählt Einiges über ihn, wie er sagt, aus ziemlich glaubwürdiger Quelle, wonach Ibrahim, in den entgegengesetzten Zügen von Milde und wilder Grausamkeit, in sich selbst nur ebenfalls ein Gesammtbild des Orients widerstrahlt. Von Jaffa aus besuchte unser Reisender noch die Insel Rhodes und reiste dann über Konstantinopel und Triest in die Heimat zurück. Statt einer ausführlichen Beschreibung Konstantinopels und der Rückreise hat er eine Anleitung zur Pilgerfahrt nach Jerusalem beigefügt; er empfiehlt eine solche Reise als nützlich für den Schriftgelehrten und Bibelfreund, besonders aber für manche Mühselige und Beladene, Leichtsinnige und Welttrunkene. Denn „große Luftveränderungen", also schließt er, „sind ein kräftiger Balsam für verzärtelte oder siechende Geschlechter; große Wanderungen sind ein starker Hebel der Cultur und Civilisation." 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 41. — 10. Februar 1840.

Münchhausen. Eine Geschichte in Arabesken von Karl Immermann. Vier Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 40.)

Das dritte Buch führt uns in das adelige Schloß zurück. Dort hat unterdessen das gute Vernehmen zwischen Wirth und Gast den Wendepunkt erreicht. Münchhausen und Emerentia stehen zwar auf Du und Du miteinander, aber Jener hat bereits dem Baron, der eine „Mariage" befürchtet, erklärt, seine göttliche Tochter sei ihm, trotz aller Werthschätzung, die er gegen sie empfinde, durchaus zuwider, und auch dieser hat kein Hehl, „der Freiherr sei für ihn nach gerade ein Kerl geworden, vor dem er eine stille Aversion verspüre", worauf denn auch Münchhausen im Laufe eines köstlichen Gesprächs dem Baron mit einem Kusse versichert, wie er keine Stunde länger bei ihm und seiner schrumpflichen Tochter vergähnen würde, wenn er nur anderswo Obdach und etwas zu beißen und zu brechen hätte. Indessen gelangt Emerentia zur Gewißheit, in Karl Buttervogel, dem Bedienten, den sehnsuchtsvoll erwarteten Prinzen und Geliebten wiedergefunden zu haben. Es folgen Bekenntnisse einer schönen Seele, Auszüge aus Emerentia's Tagebuche, Schwärmereien der Liebe, zu denen die realistischen Ansichten in den darauf folgenden Selbstbetrachtungen Buttervogel's einen trefflichen Gegensatz bilden. Die Neugier des Hausherrn in Bezug auf die Geheimnisse des Gastes, und später der von Letzterm vorgelegte Plan zu einer Luftverdichtungs-Actiencompagnie, der den Andern in einen Himmel neuer Hoffnungen wirft, läßt es noch nicht zum Bruche kommen; der Baron schwimmt, von seinem Meister darin bestärkt, in industriellen Planen und baut sich Schlösser aus Luftsteinen.

Wir haben den Inhalt der ersten acht Capitel dieses Buchs nur andeuten, aber die Fülle von Witz und der besten, sich fort und fort überbietenden Komik, die sich in ihnen zusammendrängt, kaum ahnen lassen können. Münchhausen rückt endlich mit der oft versprochenen Geschichte seines Jugendlebens hervor, die er diesmal aus der Handschrift mittheilt. Allerliebst ist auch hier der Anfang, wie er als künstlich präparirter Goethe'scher Homunculus in der Tasche des Vaters nach Griechenland zieht und hier, von einem Lämmergeier in die Lüfte entführt, aber durch den glücklichen Schuß eines Gentleman befreit, auf den Helikon nahe der Hippokrene niederfällt. Kaum hat er aus dem Quell getrunken, als der poetische Taumel in ihm rege wird und sich in einem bunten Durcheinander aller denkbaren lyrischen Formen ergießt. Der Verf. des „Merlin" liebt diesen Doppelsinn, dieses Neben- und Durcheinanderlaufen des Buchstäblichen und Symbolisch-Allegorischen. Nicht leicht kann es eine ergötzlichere Persiflage der verdünnenden Almanachspoesie unserer Tage geben als diesen Homunculus in seiner Werdelust. Aber seine Bildung ist noch nicht vollendet; unter eine Heerde helikonischer Ziegen gerathen, assimilirt er sich diesen bis zur schwierigen Operation des Wiederkäuens, die glücklich überwunden und so die Verbockung vollendet wird.

Bis hierher Alles gar anmuthig, sinnvoll und zierlich. Zu weit ausgesponnen dagegen und bei manchem Hübschen dennoch in der Parodie leerer Albernheit ermüdend ist, was weiter über das sonstige Treiben dieser Helikonierinnen und ihrer Gatten, ihre unnöthigen Tugenden und überflüssigen Wohlthätigkeiten folgt. Wir waren dieser Zizis, Pipis, Titis und Quiquis — und wie die Ziegennamen alle heißen mögen — recht herzlich überdrüssig, als ein dritter Myn Heer sich unser und des verbockten Homunculus erbarmte und diesen als naturhistorische Merkwürdigkeit für seine Hausmenagerie in Harlem verpackte. Hatte der Verf. die Absicht, uns die etwaige Langweile des derzeitigen deutschen Helikon zu veranschaulichen, so konnte er kein besseres Mittel wählen, obwol er selbst dadurch in den Orden der überflüssigen Wohlthäter gerathen ist. Aber auch gegen das Land der Myn Heers gibt sich im weitern Verlauf der Geschichte eine gleich böswillige Absicht kund, und wir gestehen, daß wir mit dem alten gutmüthigen Baron, der dem Leser bis zum Schlusse des Manuscripts zuhören muß, ein tiefes Mitleiden empfunden haben. Wollte der Verf. zeigen, daß ihm jeder Sattel gerecht sei und daß er auch in der Gattung, die Boileau allein von den guten ausschließt, das Äußerste zu leisten vermöge? Die Überschrift des neunten Capitels hätte nicht blos den Heroismus des Erzählers erwähnen sollen, lieber dessen Bosheit; denn noch einmal stellt er unsere Geduld auf die Probe in den „Poltergeistern zu Weinsberg", einer Novellette voll Medisance und persönlicher Angriffe, die uns mit ihren widrigen Namenverdrehungen das ganze Buch beinahe ver-

leidet hätten. Dem honetten Irrthume schonende Zurechtweisung, aber nicht Hohn!

Endlich mit dem fünften Buche, dem ersten des dritten Bandes, kehren wir zu willkommener Erholung in das Haus des Hofschulzen, das sich heut der Tochter zum Hochzeithause schmückt, und freuen uns wieder des stattlichen Alten, der, mit neun Jacken übereinander, heut im stolzern Gefühle seiner Würde um sich blickt und, nachdem er den Hochzeitbitter wegen seiner Trunkliebe hart angelassen, auf dessen Replik: „Ihr seid auch was Apartes!" mit den Worten auffährt: „Ei was! Sowie ich bin, hat der liebe Herrgott alle Menschen haben wollen", sich aber wol hütet, durch irgend eine Anwandlung von Leidenschaft die Haltung sich rauben zu lassen, die nach seinen Begriffen solchem Tage geziemt. Indeß fehlt es nicht an allerlei kleinen Misgeschicken, die seine Festigkeit auf die Probe stellen. Wir müßten von hier an Seite für Seite ausziehen, wenn wir Alles, wobei wir mit Freude verweilt haben, bemerken wollten. Nur auf Einiges machen wir aufmerksam. Dahin gehört die treffliche, mit Meisterhand gezeichnete Figur des einäugigen Leierkastenmannes, der, einen gerechten Groll im Herzen, sich dem Hofschulzen am Ehrentage seines Hauses als dessen böses Gewissen gegenüberstellt und in das mannichfach gestörte Fest die schreiendsten Mistöne bringt; dahin gehören aber auch die wunderschönen Capitel 4 und 5, in denen das zarte Verhältniß Lisbeth's und Oswald's und die Steigerung ihrer Empfindung von dem stillen Gefühl des gegenseitigen Besitzes bis zu dem Augenblicke, wo der Jäger, von trunkener Seligkeit ergriffen, in der leeren Dorfkirche die Geliebte zu dem Altare trägt und, allein mit ihr vor Gott, aus dem Taufbecken dem Bunde die Weihe gibt, mit einer Naivetät und Innigkeit und wieder mit einer Glut geschildert wird, die Den überraschen muß, der nicht weiß, wie der schöpferische Geist eine Welt von Gegensätzen in sich birgt und aufschließt. Nach einem Spaziergange durch Feld und Busch, der sich zum lieblichsten Idyll gestaltet, zieht Oswald davon nach dem Schlosse, um bei Lisbeth's Pflegern um deren Hand anzuhalten. Ein hartes Wort des Hofschulzen verräth den Zurückgebliebenen, daß Oswald Graf und reicher Erbe ist, und das Schreckbild der Unwahrheit und des Betrugs stellt sich zwischen sie und den Geliebten. Die „Wunder im Spessart", ein sinniges Waldmärchen, das Oswald einst seinem Mädchen erzählte, treten in dem Augenblicke dazwischen, wo wir mit banger Besorgniß der weitern Entwickelung entgegensehen, und machen den Schluß des fünften Buches.

Auf dem Schlosse, auf dem uns nun der größte Theil des sechsten Buches festhält, sind während dessen Verwirrung und Zerwürfniß auf den höchsten Grad gestiegen; Münchhausen's Credit ist vernichtet und durch den unerwarteten Zudrang seiner Jünger und Freunde, unter denen Semilasso, nicht wieder herzustellen. Die vermittelnde Erscheinung des Dichters selbst entzieht ihn zwar für den Augenblick der Verlegenheit; aber er sieht, als Oswald in ihm den sykophantischen Beleidiger entdeckt, auf dessen Verfolgung derselbe ausgezogen, einer neuen Gefahr entgegen, welcher er jedoch durch Geistesgegenwart auch diesmal ausweicht. Er entflieht, und Emerentia, die nach Buttervogel's Entweichung in ihm den Freund aus Nizza erkannt hat, folgt ihm. Wir finden den Flüchtling zum letzten Male in der Krypte einer Dorfkirche wieder, wo er gleich darnach auf wunderbare Weise vor unsern Augen verschwindet. Eben da begegnen wir auch dem Schriftsteller noch einmal, dem hier in der Krypte unter heidnisch-christlichen Symbolen allerlei verwunderliche apokryphische Gedanken über ein drittes Weltalter und eine künftige Religion des Geistes kommen, eine Religion, die den Menschen, wenn Tod und Himmel in den Hintergrund zurückgewichen sind, wieder menschlich heimisch machen auf der Erde und, statt der fictiven Herrschaft eines geistleeren Formelwesens, ein Dogma aufstellen soll, das über das Wort hinausgehe und Katholiken, Protestanten, Quäker und Ketzer zu einer allgemeinen Kirche vereinige.

Wir fürchten nicht, daß der Verf. hier sich zuletzt selbst in seinem Übermuthe eine Schrulle habe andichten wollen, wünschten aber, daß die sonst so klare Anschauung sich nicht in ein Gebiet verirrt haben möchte, wo alle Klarheit ein Ende hat. Wenn er dann in Übereinstimmung mit jenen Ansichten über die christliche Kunst den Stab bricht, meinend, diese büße, wenn sie jetzt noch dem Himmel sich zuwende, ihre Naivetät und Jungfräulichkeit ein, so geben wir ihm dies gern für alle die Kreise zu, zu denen bereits die mythische Ansicht des Dogmas und der heiligen Geschichte den Zugang gefunden, müssen aber, so lange der Glaube an das Symbol noch nicht ganz aus dem Volke verschwunden ist, für Kunst und Künstler das Recht und die Fähigkeit in Anspruch nehmen, jegliches gestaltbare Heilige in ihren Kreis zu ziehen. Allerdings hat es den Anschein, als neige sich die Welt, im Stolze auf ihre Herrschaft über die Natur und ihre Kräfte mehr und mehr zu einer Ansicht, die mit dem naiven Glauben der alten Zeit nichts zu thun hat. Dessenungeachtet können wir nicht zugeben, daß es mit dem Glauben an das Positive so weit gekommen sei, als der Verf. meint; dann aber machen wir ja auch nicht die thränenvolle Anschauung eines Fra Fiesole der Kunst zur Bedingung. Alle Kunst jedoch hat ihren Anfang in der Idee, in dem Göttlichen. Ohne dieses — an die Erde verkauft und abgewendet von dem Himmel — gräbt sie, die Vermittlerin zwischen Himmel und Erde sein soll, heiße sie nun christliche oder nicht, sich selbst das Grab. Daß dieses Göttliche menschlich uns nahe trete, ist die Aufgabe, die hellenische und christliche Kunst, bewußt und unbewußt, zu lösen unternommen. Wir räumen gern ein, daß das Schöne in höchst mannichfaltigen und wol auch in noch unbekannten und ungeahnten Formen zur Erscheinung kommen könne, und jegliche Geschichte trägt am Ende ihr Göttliches in sich. Aber wie getrübt, ja wie verzerrt blickt es aus diesem Spiegel zumeist uns an! In den Gestalten der heiligen Geschichte dagegen hat es ein Symbol gewonnen, in dem es verständlich zu dem Gemüthe des Volks spricht, dem ihr doch auch wol sei-

nen Theil daran gönnen wollt, und so müssen wir jedenfalls erst abwarten, was ihr an deren Stelle uns bringen werdet. Aber welche Religion ihr auch entdecken möget, sie wird, soll sie nicht für Wenige sich ab- und jeden Gedanken an Kunst ausschließen, sich sinnlich umkleiden müssen, und dann wird eure Kunst, wenn sie nicht in einem Kleinbilderleben untergehen will, das Ihrige dazu beitragen, den neuen Mythus — vielleicht eine Symbolik der Selbstvergötterung, kolossaler und abenteuerlicher als die der uralten Naturvergötterung — zu vollenden. Was damit gewonnen sein würde, überlassen wir Jedem hinzuzudenken.

(Der Beschluß folgt.)

Romanliteratur.

1. Humoristische Erzählungen und Skizzen von den Verfassern der Pickwickier, der Waterlooerzählungen, des Habschi Baba, Ralf Rattlies u. A. Aus dem Englischen von H. Roberts. Zwei Theile. Leipzig, Weber. 1838. Gr. 12. 2 Thlr. 12 Gr.

Das Leben und Treiben in den drei Reichen mit den eigenthümlichsten Verfassungen ist immer als ein abgeschlossenes zu betrachten, und wie mannichfach und großartig auch in einzelnen Zweigen und nach außen hin sich der englische Geist entwickelt, das Gewohnte, das Angeerbte an Sitten, Meinungen und Ansichten weicht überhaupt nicht so leicht aus den behaglichen Schranken, am wenigsten dort, wo freilich der Gedanke mit Segeln und Schaufelrädern die Welt umkreiset, wo aber Gentleman und John Bull die behagliche Gewohnheit, wie einen bequemen Rock, durch alle Zonen mitnehmen und richtig wieder nach Hause bringen. Da kann es denn an seltsamen Gesellen nicht fehlen, so wenig wie an ebenso seltsamen Abenteuern, und wo das der Fall ist, werden sich auch immer Federn finden, welche dergleichen zu Nutz und Frommen der Lesewelt niederschreiben. Dem Deutschen muß eine Übersetzung humoristischer Darstellungen eben zu einer Zeit willkommen sein, wo in der Literatur des lieben Vaterlandes fast alle Lust und Freude erstorben ist. Sie versuchen hier und da sich Bahn zu brechen, allein sie ergehen sich noch immer zu weit in dem deutschen Erbfehler: sie reflectiren noch allzu ernsthaft, zuweilen gar bitter. Mögen die Verf. das für sich, oder in philosophischen Rhapsodien thun, und kein Mensch wird dabei Etwas zu erinnern haben. Es ist übrigens nicht die Absicht, damit das in vorliegender Übersetzung Gegebene durchweg loben zu wollen: vielmehr gesteht Ref., daß ihn im ersten Theile nur einzelne Züge in einzelnen der sieben Nummern angesprochen haben als wirklich humoristisch. Im zweiten Theile sind manche der „Anekdoten aus den Memoiren des Joseph Grimaldi", sowie „Der St.-Marcustag" charakteristisch; das Beste aber im ganzen Buche möchte „Der Schuhflicker von Dortrecht" sein.

2. Lug und Trug zu Land und Meer. Roman von Capitain Glascock. Aus dem Englischen von C. Richard. Zwei Bände. Aachen, Mayer. 1839. 8. 2 Thlr.

Die Geschichte selber ist sehr kurz. Ein Irländer entführt eine Engländerin, läßt sich in eine revolutionnaire Verbindung ein und wird anscheinend von einem Verwandten seiner jungen Frau erschossen. Diese, mit ihrem Kinde der äußersten Dürftigkeit preisgegeben, läßt sich von einem widerwärtigen Rechtsanwalt verleiten, ihn zu heirathen. Das Kind wächst heran, wird Midshipman, kommt in französische Gefangenschaft und findet in Valenciennes seinen Vater wieder. Beide entfliehen, ungefähr in derselben Weise, wie Capitain Marryat eine solche Flucht schon einmal beschrieben hat, kommen glücklich nach England, und der Vater läßt sich mit seiner, immittels zur Witwe gewordenen Frau von neuem trauen. Der Verf. hat den Roman, wenigstens für den Continent, dadurch uninteressant gemacht, daß er überflüssige Wasserfahrten in einer für Landratten kaum verständlichen Weise ganz ungebührlich ausdehnt. Außerdem theilt er mit manchen englischen Schriftstellern eine Eigenheit, deren Nutzen nicht einleuchtet. Gar häufig nämlich finden sich einzelne Worte und Redewendungen mit sogenannten Gänsefüßen bezeichnet. Dadurch gewinnt das Buch nicht allein das Ansehen, als sei es nach aufgegebenen Wörtern abgefaßt, sondern es läßt sich, wenn auch dergleichen Wörter und Redensarten im Leben üblich, oder von andern Schriftstellern bereits gebraucht sein sollten, dagegen einwenden, daß streng genommen ein Schriftsteller nur nöthig habe, einen einzigen Gänsefuß herauszugeben, da, wie schon Terenz bemerkt, kaum irgend Etwas gesagt werden kann, was nicht schon einmal ein Anderer gesagt hat.

3. Das Geisterschiff. Roman nach Capitain Marryat. Aus dem Englischen von G. Lotz. Erste vollständige deutsche Bearbeitung. Drei Theile. Hamburg, Herold. 1839. 8. 2 Thlr.

Dieser Roman des englischen Neptun wird dem Leser zum Theil aus mehren in einer Zeitschrift bereits gegebenen Bruchstücken bekannt geworden sein. Die vorliegende Bearbeitung will manche „Längen und Breiten gekürzt, manche Details des Schiff- und Seelebens u. s. w. zusammengedrängt haben, um den nach dem Schlusse verlangenden deutschen Geschmack nicht in nutzloser und unangenehmer Spannung zu halten". Soll darin ein Compliment für den deutschen Leser liegen, so ist wol nur derjenige gemeint, welcher der Langweile wegen zu lesen gewohnt ist. Am zweckmäßigsten würde daher nur der Schluß zu drucken gewesen sein. Gleichwol liegt eine Wahrheit in jener Äußerung des Vorworts, denn es mag nicht schwer zu zeigen sein, daß die vom Verf. erweckte Spannung, ungeachtet aller Verkürzungen des Bearbeiters, eine nutzlose und unangenehme gewesen. Die Schiffersage vom fliegenden Holländer ist bekannt. Er erscheint seiner Frau und macht sie mit seinem Unglücke und den Mitteln der Erlösung bekannt; die Arme, auf das tiefste erschüttert, verschließt das Zimmer, wo der Geist erschienen, und lebt in Armuth, wiewol das Zimmer nicht unbedeutenden Reichthum enthält. Auf ihrem Todtenbette erfährt ihr Sohn das schreckliche Geheimniß und dieser verbindet sich durch ein Gelübde zu Erlösung seines Vaters. Er macht zu dem Zwecke drei Seereisen nach dem Cap, aber sein Gelübde bleibt unerfüllt. Er wird endlich in Amsterdam von einem Mörder angefallen, und nun folgt denn die Auflösung der Gespenstergeschichte, und daß es nichts als Mystification eines rachsüchtigen Bruders vom fliegenden Holländer war, ist eben der Grund, weshalb Ref. in der Äußerung des deutschen Bearbeiters Wahrheit findet: es war eine nutzlose und unangenehme Spannung, worein der Verf. uns versetzte, so sehr, daß nach dem Schlusse des Buchs auch nicht ein haltbarer Grund für die Nothwendigkeit irgend einer Person oder Handlung übrig bleibt. Hauptsächlich liegt das in der einfachen, märchenhaften Poesie, welche bis zum Augenblicke der Enttäuschung des Verf. Feder führte. Wir werden dadurch verleitet, überall eine symbolische Bedeutung zu ahnen, eine ganz eigenthümliche, durchaus poetische Lösung zu erwarten. Allein es scheint, der Verf. habe die Reise in das Land der Nüchternheit und des rohen Verstandes, die Reise nach Nordamerika nämlich, eigens nur zu dem Zwecke unternommen, um dem in England begonnenen Romane den möglich trivialsten Schluß zu geben. Er fühlte vielleicht, daß er den Knoten zu künstlich geschürzt habe, und löset ihn daher in Nordamerika trotz aller Natürlichkeit doch auf eine Weise, daß wir die Wahrheit bezweifeln müssen. So, wie nämlich der Bruder des Holländers im Buche erscheint, müssen wir ihn mit den übrigen als eine symbolische, märchenhafte Gestalt ansprechen, als das böse Princip: mit den wenigen Worten aber, die am Schlusse des Buchs seine Geschichte geben, können wir seine langdauernde Rache nicht als eine Wahrheit anerkennen. Der Verf. selbst zwingt uns zu recht nüchternen Einwürfen, z. B. „hatte der Mensch sonst nichts zu thun? Er hat ja doch studirt!" Freilich hat der

Verf. noch einen zweiten Roman geschrieben, dessen Hauptperson dieser rachsüchtige Bruder sein mag, und es kann aus diesem Romane vielleicht manches Motiv für das „Geisterschiff" hergeleitet werden: allein hier haben wir es mit diesem allein zu thun. 34.

Erklärende Einleitung zur Geschichte Dänemarks, besonders zur Geschichte des dänischen Heldenalters und seiner letzten Helden. Von B. Clement. Hamburg, Herold. 1839. Gr. 8. 18 Gr.

Geschichtschreiber aller Zeiten, wahrt euch! ein Orkan bricht über euch herein! Die ersten Worte des Verf., die auf einem diesem Buche vorgehefteten Zettel stehen, sind: „Die ganze Auffassung der Geschichte der neuen Welt oder des christlichen Zeitalters, wie man sie bisher gelehrt hat, ist eine falsche. Es gibt kein Mittelalter. Bestimmter heißt es S. 19: „Das sogenannte Mittelalter ist nur ein eingebildetes Flickstück von Zeit, und das dunkle Mittelalter hat sein Dasein nur in der Dunkelheit der unklaren Köpfe." Und nicht minder deutlich steht S. 131: „Unsere neuen Chronisten — denn mehr als Chronisten sind sie nicht — sind oft noch geistloser und armseliger als die alten, die Mönche." Aber nicht blos euch hat der Verf. Haß geschworen, nein! auch „den lateinischen und den Hochschulen, deren die protestantische Welt sich schämen muß, zumal im 19. Jahrhundert, die mehr von Roms geborgten Mythen kennen, als vom protestantischen Christenthum, die nichts von neugermanischer Geschichte, der eigentlichen Geschichte, wissen, und vielmehr vom Land der Todten, als vom Land der Lebendigen, das heißt, vielmehr von Rom, das immer geistig todt gewesen ist, als von dem immer lebendigen England (?!). Von der Insel der Starken, Großbritannien, wo Wohlstand, Religion und Volkskraft ist" hofft der Verf. Heil für den „verfallenden Continent". Hauptsächlich aber basirt er sein Hervorheben der „Nordgermanen" vor den Völkern des Südens und besonders den slawischen Stämmen auf den Raceunterschied beider, der sich deutlich in der Misgestaltung der letztern kund gebe. „Das Slawengesicht", sagt er, „ist mir so widerlich wie das häßlichste in Gottes Schöpfung. Es ist nicht umsonst, daß einige Völker so schön und andere so häßlich sind, der Spiegel wirft das Bild zurück — und noch ist ein Unterschied zwischen Westeuropa und Osteuropa." Er macht den Geschichtsforschern zum Vorwurf, daß sie bisher ihr Augenmerk noch nicht auf die charakteristischen sowol innern als äußern Unterscheidungsmerkmale der verschiedenen Völker und Völkerstämme der Gegenwart gerichtet haben, wobei er nicht allein vorherrschende Haar-, Haut- und Augenfarbe, Wuchs und Gliederbau, Kopf und Gesichtsbildung, Augenform, Züge und Ausdruck des Angesichts bei den verschiedenen Volkselementen innerhalb eines Staats, sondern auch ihre Eigenthümlichkeiten in Sprache und Aussprache, Sitten und Lebensart, Meinungen und Gefühlen, Grad und Art ihrer geistigen Fähigkeiten in den Kreis dieser Untersuchungen gezogen wissen will. Den Grundgedanken seiner Auffassung spricht er in den Worten aus (S. 18): „Die Vereinigung des Christenthums mit dem nordgermanischen Geist hat die ganze Geschichte von Roms Fall bis auf die fernste Zukunft geboren, das sind die beiden Hauptkräfte, die in der Geschichte Europas walten, und kein Geschichtschreiber kann diese Geschichte schreiben, der nicht Christus von Nazareth, die Gründung Englands und die dänische Heldenzeit tief ergründet hat." Seine Beweise entlehnt er vorzüglich aus jenen, von ihm zu besonderer Beachtung empfohlenen Unterscheidungsmerkmalen der Völker, die er auf seinen Reisen studirt hat, und aus sprachlichen Vergleichungen. Es geht aus dem Ganzen hervor, daß er, von einem, an sich höchst achtenswerthen Eifer für die Erforschung der vaterländischen Geschichte und insbesondere ihrer Grundlagen und ihrer Heldenzeit beseelt, gründliche Studien gemacht und auf seinen weiten Reisen genaue Beobachtungen angestellt hat, daß er aber sowol jene Studien als diese Beobachtungen jedenfalls zu hoch anschlägt im Verhältniß zu früheren Leistungen, wie in ihrer Bedeutung an sich, und daß er sich der gleichsam fixen Idee eines über alles präponderirenden Einflusses der nordgermanischen Reinheit und Tüchtigkeit so wenig entschlagen kann, daß er sich vielmehr durch dieselbe zu einer Reihe von outrirten Behauptungen, radicalen Radotagen und ungehörigen Ausfällen hat verleiten lassen. Der eigentliche Gehalt des Buchs liegt in Dem, was der Verf. von S. 48 an gibt, ein Überblick von den Zügen der dänischen Seehelden im 9. und den folgenden Jahrhunderten. Hier vereinigt sich sichtbar gründliches Quellenstudium mit den Resultaten jener eigenen Beobachtungen im Norden Europas, und es ist nicht zu zweifeln, daß der Geschichtsforscher hier eine tüchtige Ausbeute finden wird, wenn es auch andererseits nur ihm, dem Manne vom Fach, überlassen bleiben muß, die sicherlich vorhandenen Einseitigkeiten des Verf. in Verfolgung gewisser Lieblingsideen, sowie die unsichern Behauptungen, die derselbe auf sprachliche Untersuchungen gründet, gehörig zu prüfen und zu würdigen.

Für gegenwärtige Anzeige genüge es, auf diesen Lichtpunkt des Büchleins hingewiesen zu haben, wogegen wir nicht unterlassen mögen, die übertriebene Selbstgenügsamkeit des Verf. und die eines Geschichtschreibers ganz unwürdigen polemischen Tiraden, von denen wir oben genügende Proben gegeben zu haben glauben, aufs strengste zu misbilligen. Auf den ersten drei Bogen des Buches ist ein solches Chaos von allgemeinen historischen Sätzen, Invectiven gegen die römische Kirche und gegen die Geschichtschreiber, Bibelsprüchen, geographischen und andern Notizen, daß Mancher sich veranlaßt sehen dürfte, das Buch darum als unnütz bei Seite zu legen, während doch die andern zwei Drittheile desselben nicht ohne Werth sind. Zum Belege des Erstgesagten noch eine Stelle (S. 7): „Das große Keltenland, das ist das Römerreich, die West- und Südseite Europas, das schmuzige Gefäß, worin das reine Christenthum unrein oder papistisch ward, wie konnte ein solches Land Organ des Christenthums werden, welches von der Gottheit bestimmt ward für den ganzen Erdkreis. Doch Jesus Christus gestern und heute, und derselbe auch in Ewigkeit. Und siehe, da ward ein großes Erdbeben, und die Sonne ward schwarz, wie ein härener Sack, und der Mond ward wie Blut" u. s. w.

Der Verf. verspricht noch ein dreibändiges Werk über die Geschichte des dänischen Heldenalters, die Frucht seiner Reisen in Europa, die er mit königlicher Unterstützung that. Auch die Beschreibung dieser „Reisen durch die nordgermanische Welt während dreier Jahre" hat, wie er sagt, „noch nicht die Ehre gehabt zu erscheinen", wiewol er viele köstliche Perlen auf diesen Reisen gefunden, „die man nicht gern vor die Säue wirft". Wie sich doch das gebildete Europa im Lichte steht, durch sein unverantwortliches, solch gemeinem Thiere gleich stellendes Benehmen sich um den Besitz jener Perlen zu bringen. 29.

Literarische Notiz.

Die belletristische Presse Frankreichs lieferte neuerdings: „Aventures de Robert-Robert", von Louis Desnoyers, Verf. der „Béotiens de Paris", Redacteur und Chef für die literarische Abtheilung des „Siècle" und des „Charivari"; „Le bracelet", von Paul de Musset, Verf. des „Lauzun", der „Anne de Boleyn" u. s. w.; „Une fin de siècle", Roman von Kératry, worin, wie ein Journal sich ausdrückt, ein ganzes Jahrhundert resumirt sein soll, namentlich die Ursachen und Folgen der ersten französischen Revolution; „Confession générale", von F. Soulié; „Noël" (2 Bde.), von Charles Calemard de Lafayette; „Souvenirs d'un Pantin", von A. de Resbecq, ein niedlicher Band mit Kupferstichen. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 42. —— 11. Februar 1840.

Münchhausen. Eine Geschichte in Arabesken von Karl Immermann. Vier Theile.

(Beschluß aus Nr. 41.)

Doch wir wenden uns von dieser vielleicht ungehörigen Abschweifung zu unserer Erzählung zurück. Das Schloß ist unter den Beilschlägen des Barons, den bei den letzten Ereignissen ein momentaner Wahnsinn ergriffen hat, zusammengestürzt, und unsere Theilnahme gehört von jetzt an vorzugsweise nur noch den Insassen des Oberhofs und dem Liebespaar, Oswald und Lisbeth. Der Hofschulze trägt seine Schuld und sein Leid. Als Freigraf und Vorsitzender eines Freigerichts, wie sie in jener Provinz sich gegen die Gesetze unter dem Landvolke bis auf die neuesten Zeiten erhalten haben, hat er sich gegen die öffentliche Ordnung aufgelehnt; aber in den letzten Tagen ist ihm das Schwert Karl's des Großen, in dessen Besitz er zu sein wähnte und auf das sein richterliches Selbstgefühl sich gründete, durch den einäugigen Spielmann entwendet worden; das hat den starken Mann gebeugt und gebrochen.

Graf Oswald, dem die Vorgänge auf dem Schlosse und die Zweifel und Ahnungen über die Herkunft Lisbeth's das Bild der Geliebten getrübt haben, kommt, verstört und entschlossen zur Trennung, auf dem Oberhofe an, wo sich Jene, mistrauisch und in ihrem Schmerz resignirt, hartnäckig vor ihm verbirgt. In ihrem Stübchen findet er nicht sie, wol aber sich selbst und seine Liebe wieder. Der peinlichen Seelenstimmung, in der er sich befindet, ungeachtet — dies vielleicht nicht ganz wahrscheinlich —, treibt ihn die Neugier, die Geheimnisse des Freistuhls zu belauschen. Entdeckt, ist er genöthigt den Oberhof zu verlassen. Er trifft mit Lisbeth auf dem Wege nach der nahen Stadt, wo der Beiden befreundete Diakonus sich der Armen annehmen soll, zusammen und wird ihr Beschützer gegen trunkene Bauern. Innere und äußere Aufregung führen unterwegs die Wiederkehr eines Brustübels, an dem er schon einmal in der Heimat gelitten, herbei; aber im Angesichte des Todes sinken die Herzen ineinander, um nie wieder eins von dem andern zu lassen. Indeß bereiten sich ihrer Liebe neue Gefahren. In dem Hause des Diakonus, wohin der Kranke geschafft worden, erneuern wir eine schon früher gemachte anziehende Bekanntschaft in Clelien, einer Verwandten Oswald's, die, als Neuvermählte mit ihrem jungen Gatten auf einer großen Reise begriffen, in diese Gegend gekommen ist, um den halbverschollenen, geliebten Vetter aufzusuchen. Ihr, der in Standesvorurtheilen Erzogenen, ist der Gedanke einer Vermählung des Letztern mit dem älternlosen Findlinge unerträglich und sie beschließt, ehe noch ihr Reisegefährte, der alte Oberamtmann, ein eingefleischter Jurist, der den Assisen nachzieht, seine Überredungskünste an Oswald versuchen kann, das Mädchen selbst zu bearbeiten. Vortrefflich abermals sind die hier folgenden Scenen. Wie überall, bethätigt sich auch da wieder die Sicherheit des Verf. in Beobachtung selbst der feinsten Züge des Seelenlebens und seine Meisterschaft in der Darstellung. Wie glücklich ist die von Herzen wohlwollende, aber von Rücksichten befangene Weltdame dem klaren, hohen, einfachen Naturkinde gegenüber geschildert! wie psychologisch richtig und fein gefühlt ist es, daß Letztere gerade durch die volle Parure, in die sie sich, um Jener zu imponiren, geworfen, die Unbefangenheit verliert, deren sie bedarf, und wie ergreifend, als sie nun, von der Hoheit der Andern überwältigt, nach kurzem innern Kampfe die Braut des geliebten Verwandten mit einem freudig-entschlossenen „Du sollst ihn haben!" in ihre Arme schließt. Nicht schnell genug kann sie die Trauung vollzogen sehen, und der Geistliche, der schon früher durch seine Theilnahme an dem lieben Paare unser Herz gewonnen hat, ertheilt, nachdem die amtlichen Bedenken beseitigt sind, seinen Segen. Wie hier die Liebe zum Besitz gelangt, so war früher im Schlosse, vor dem Einsturze und durch ihn, die Verrücktheit zu Verstande gekommen.

Und so scheiden wir denn mit dem heitersten Eindrucke von dem trefflichen Buche. Nur, daß uns in einer Nachschrift berichtet wird, wie immer noch ein Herr v. Münch genannt Hausen in deutschen Landen sich umtreibe, könnte uns besorgt machen. In der That haben wir Grund, zu befürchten, dieser allegorische Herr habe sein Spiel noch lange nicht ausgespielt und sei vielleicht unsterblich.

Unsere Darstellung hat auf die Trefflichkeit der Ausführung im Einzelnen nur stellenweis hindeuten können. Wie Vieles aber hätten wir aus allen vier Bänden herausheben müssen, hätten wir Alles, was uns erfreut, erheitert, ergriffen oder tief gerührt hat, näher bezeichnen wollen. Bewährt sich in den Charakteren eine reiche Erfin-

dung, in der durchgehends strengen Motivirung das künstlerische Bewußtsein des Verf., so erfreuen wir uns auch an der sorgsamen Ausführung, die, ohne Übermaß, bis in das Kleinste geht. Fast jedes Capitel gibt uns eine neue reizende Anschauung, ein in sich abgeschlossenes Bild. Nicht blos die Hauptpersonen, unter denen die Bewohner des Schlosses freilich alle mehr oder weniger in das Carikirte hinüberstreifen, auch die Nebencharaktere haben ihren Theil davon empfangen. Der Schulmeister und der Küster, der einäugige Patriotenkaspar und der Oberamtmann, der Alterthümler, der Dorfchirurgus und Oswald's alter Diener, Jochem, treten ebenso wahr und plastisch heraus, als Münchhausen und der Baron, Lisbeth und Oswald. Und neben tief ergreifenden, welche Mannichfaltigkeit höchst komischer, hier und da bis zur äußersten Spitze des Burlesken getriebener Scenen und Züge! Wir erinnern nur beispielshalber daran, wie der Schulmeister Agesel durch eine neue Sprachlehre um seinen Verstand kommt, wie in der Schlägerei zwischen Strauß und Görres, die uns Münchhausen zum Besten gibt, Ersterer seinem Gegner zuletzt die ursprüngliche tricolore Farbe herausschlägt, und an die komische Person des abwechselnd französisch-napoleonistisch und preußisch-deutsch gesinnten Hauptmanns. Höchst ergötzlich auch ist durch köstliche Ironie über sich und seinen Recensenten die Unterredung des Schriftstellers mit dem Freiherrn (III, 178). Auch die selbständige Betrachtung tritt hier und da anregend ein, wie das ganze zehnte Capitel des zweiten Buchs „von dem Volke und den höhern Ständen".

Doch wir müssen abbrechen. Hat jedes rechte Buch seinen Genius, so streiten sich um dieses hier vielleicht deren zwei, ein guter und ein böser Dämon. Wenn dieser in Münchhausen seine Incarnation gefunden hat, so stehen ihm, als Geister des Lichts, Lisbeth und Oswald gegenüber. So hat das Buch seine Tag-, seine Nacht- und Dämmerungsseite, und jedenfalls könnte es, statt seines jetzigen Namens, auch Oswald und Lisbeth heißen. Es wird Leser geben, welche der einen, und solche, welche der andern Seite den Vorzug ertheilen, Freunde des Schlosses und Freunde des Oberhofes. Der rechte Leser wird sich zu dem Punkte zu erheben wissen, wo er das Zwiespältige als nothwendig zur Erfüllung der künstlerischen Idee erkennt. Mögen dem Verf. deren recht viele werden. Daß es dem Dichter nicht blos um diese Gegensätze, als solche, etwa zum Behufe leidiger Effectmacherei zu thun gewesen sei, sondern daß er dabei in Wahrheit ein Höheres beabsichtigt habe, zeigt das schöne Schlußwort, aus dem wir nur folgende treffliche Stelle ausheben:

Unsere Zeit ist groß, der Wunder voll, fruchtbar und guter Hoffnung. Aber irr und wirr taumelt sie noch oft hin und her, weiß die Stege nicht und plaudert wie im Traume. Das rührt daher, weil das Herz der Menschheit noch nicht wieder recht aufgewacht ist. Denn nicht abhanden kam der Menschheit das Herz, es ward nur müde und schlief etwas ein. Im Herzen müssen sich die Menschen erst wieder fühlen lernen, um den neuen Weg zu erkennen, den die Geschlechter der Erde wandeln sollen, denn vom Herzen ist alles Größte auf Erden ausgeschritten. Moses sah an das Elend seines Volkes und führete es hinweg; Christus wollte sein göttliches Licht nicht für sich behalten, sondern in überströmender Liebe gab er es seinen Brüdern; nach dem heiligen Grabe lechzete die durstige Brust der Kreuzfahrer, Luther that mit seinem Herzen die tiefe Frage nach der ewigen Seligkeit, vor welche sich schmauchende Kirchenkerzen gestellt hatten, die von Meßgewändern und Weihrauchwolken verhüllt war.

Wenn ich aber das viel gemisbrauchte und deshalb übel berufene Wort brauche, so weißt du, daß ich damit nicht den schlaffen, von der Empfindelei getauften Muskel meine, der in einer Flut matter Thränen schwimmt. Das volle, starke Herz meine ich, vom Athem Gottes und göttlicher Nothwendigkeiten durchweht und begeistert. Ich meine das Herz, welches das schöne Weib des Kopfes ist. Von ihm wird es befruchtet und gibt die Kraft seines Mannes und Herrn wieder als göttliches Kind mit tiefen welterlösenden Augen. Dieses Herz erscheint den Schwachen nicht selten kalt und roh, und doch ist es das Wärmste, was es gibt, denn es entzündet mit seinem Brande die Völker. Und das Zärteste ist es auch, denn nicht irdische Stümper rühren es, sondern die Himmlischen spielen darauf, wie auf einer Äolsharfe, und es tönet seine ewigen Accorde unter den Fingern der Elohim.

Noch gedenken wir des schönen Weihewortes zum vierten Bande an L. Tieck voll Anerkennung und Liebe, die, wenn Immermann sich selbst darin „gern, freudig und öffentlich als des hochgeehrten Meisters Schüler bekennt", für den eigenen sichern Standpunkt des Verf. ebenso zeugen, als die knabenhaften Ausfälle Anderer gegen das werthe Haupt für deren Rathlosigkeit und Schwäche. 38.

Histoire de l'Egypte sous le gouvernement de Mohammed-Aly par M. *Felip Mengin*, précédée d'une introduction par M. *Jomard*. Paris 1839.

Das vorliegende Buch enthält außer der Einleitung die politische, militairische und administrative Geschichte Ägyptens von 1823—38, ferner eine sehr ausführliche Statistik des Landes und endlich einen geographisch-historischen Versuch über Arabien. Die Einleitung ist nichts Anderes als eine vom ägyptischen Standpunkte aufgefaßte Darstellung der schwebenden orientalischen Frage und ihres Zusammenhanges mit der europäischen Politik. Der Verf. läßt es sich angelegen sein den politischen Charakter Mohammed Ali's gegen die bekannten wider ihn gerichteten Angriffe zu vertheidigen, ohne jedoch in die Übertreibungen zu verfallen, durch welche manche andere und auch deutsche Apologeten des Vicekönigs der Sache desselben mehr geschadet als genützt haben. Hr. Jomard behauptet, daß die künstliche Aufrechthaltung des status quo die alleinige Verantwortlichkeit für gewisse tadelnswerthe Seiten der Verwaltung Mohammed Ali's trage, indem sie ihn zwinge, das Finanz- und Heerwesen in einem Zustande zu erhalten, der mit den Kräften des Landes im Misverhältniß steht. „England und Rußland", sagt er, „finden ihre Rechnung bei der Verlängerung dieses Zustandes, weil er Ägypten und die Türkei erschöpft und ihnen endlich als leichte Beute in die Hände zu liefern verspricht; daß aber Frankreich auf das System jener beiden Staaten eingegangen ist und gemeinschaftlich mit ihnen einem definitiven Friedensschlusse zwischen der Pforte und Mohammed Ali nur Hindernisse in den Weg stellt, ist unbegreiflich." Der Verf. will, daß Mohammed Ali als erblicher König von Ägypten, Syrien und Arabien anerkannt werde und künftig nur in einem Bundesverhältnisse mit dem Sultan stehe, das auf vollständiger Gegenseitigkeit beruhe. So günstig die öffentliche Meinung in Frankreich dieser letzten Ansicht ist, so steht doch zu bezweifeln, daß sie in allen ihren Punkten die Prüfung aushalten könne. Doch das zu untersuchen, ist hier nicht der Ort.

Der eigentlich historische Theil des Buchs ist, wie das allerdings in der Natur der Sache liegt, nur die Geschichte Me-

hammed Ali's und seiner Unternehmungen, die der Verf. in ziemlich dürrer chronikartiger Weise der Reihefolge der Jahre nach erzählt. Auch Hr. Mengin befleißigt sich bei der Schilderung und der Beurtheilung seines Helden der Mäßigung, aber obgleich es ihm gelingt, den Ton des Panegyrikers zu vermeiden, so verräth er doch, zumal durch die harte Verdammung alles Dessen, was sich den Planen des Vicekönigs hemmend entgegenstellt, eine Parteilichkeit, die den Leser peinlich berührt. So gilt ihm der bewaffnete Widerstand, den die Bewohner Arabiens, Syriens u. s. w. der ägyptischen Invasion und dem sie begleitenden Systeme der Geld- und Menschenerpressung entgegensetzten, für eine Rebellion, der eine strenge Züchtigung als gerechte Strafe auf dem Fuße folgen mußte. Um Mohammed Ali gegen den Vorwurf der Usurpation zu vertheidigen, versichert Hr. Mengin gleichwol, daß der Vicekönig durch — *wer sollte es glauben!* — einen Act der Volkssouverainetät zu seiner Würde erhoben sei.

Die Errichtung eines Nationalheeres in einem Lande, das seit Jahrtausenden nur die Waffen von Eroberern und von Miethtruppen kannte, die Gründung einer starken und guten Marine, die Herstellung der öffentlichen Sicherheit, überhaupt die Handhabung einer guten Policei, die unermeßliche Vermehrung der Erzeugnisse der Industrie und des Ackerbaus und eine Menge anderer Resultate der Regierung Mohammed Ali's zeugen allerdings von dem Unternehmungsgeiste und von dem administrativen Talente dieses Mannes; wenn man aber den untrüglichen Probirstein jedes Regierungssystems, den Zustand der Masse des Volks, zu Rathe zieht, so ist man berechtigt, an dem höhern Herrscherberufe Mohammed Ali's zu zweifeln. Hr. Mengin sagt von der Maßregel, durch welche der Vicekönig sich des beinahe gesammten Grundeigenthums in Ägypten bemächtigt hat, daß ohne dieselbe das Land weder Baumwolle, noch Krapp, noch Opium, noch Seide hervorbringen würde; aber ist denn diese Vermehrung des Productenreichthums ein wirklicher Gewinn, wenn ungeachtet desselben die traurige Lage des Fellah, wie Hr. Mengin eingesteht, stationnair geblieben ist, oder gar, wie andere Zeugen versichern, die vielleicht in diesem Punkte glaubwürdiger sind, sich bedeutend verschlimmert hat? Der Mensch ist keine bloße Arbeitsmaschine, er ist berufen zu besitzen und zu genießen, und das Raffinement der Ausbeutung der Menschenkraft hat mit der wahren Regierungskunst wenig gemein.

Die schon oben erwähnte Berufung auf die schwierige Stellung Mohammed Ali's gegen die Pforte und deren Schutzmächte kann dem Aussaugungssysteme desselben nicht zur Rechtfertigung dienen, denn es ist eine Thatsache, daß nicht die Nothwendigkeit, gegen die Pforte gerüstet zu sein, sondern die Eroberungsplane des Vicekönigs gegen Arabien, Sennaar, Nubien u. s. w. dem Lande die größten Opfer auferlegt haben. Wenn Mohammed Ali, statt an die beständige Ausdehnung seiner Herrschaft zu denken, sich darauf beschränkte, das in sich selbst abgeschlossene Ägypten zu organisiren, so würde er in dessen Bodenreichthum und in dessen Bevölkerung ohne Anstrengung die Mittel finden, das Land nach der einzigen Seite hin, von welcher es militairisch angreifbar ist, und gegen den einzigen Feind, den es direct zu fürchten hat, sicherzustellen. Statt dessen aber zersplittert Mohammed Ali seine Kräfte in meistentheils erfolglosen und jedenfalls unfruchtbaren Kriegszügen gegen die Nachbarvölker; er begräbt ein Heer nach dem andern in den arabischen Wüsten und hat die ihm wirklich unterworfenen Länder so sehr von waffenfähigen Menschen entvölkert, daß viele seiner militairischen Expeditionen keinen andern Zweck mehr haben als den, Rekruten zu pressen. Die Zukunft wird das Eroberungssystem Mohammed Ali's strenger richten als die schärfste Kritik, indem sie sein monströses aus 20 heterogenen Bestandtheilen zusammengeschweißtes Reich ebenso rasch zertrümmert, als er es geschaffen hat.

Der statistische Theil des vorliegenden Werks ist beiweitem wichtiger als der historische. Er gibt eine übersichtliche und, wie es scheint, nach officiellen Quellen bearbeitete Darstellung der Verwaltung Ägyptens, seiner Unterrichtsanstalten, der Organisation seines Heeres und seiner Marine, seines Finanzzustandes, seiner Agricultur-, Handels- und industriellen Verhältnisse. Ich entlehne dieser Darstellung folgende Notizen von allgemeinem Interesse.

Die Einnahme des Vicekönigs belief sich 1833 auf 505,065 Beutel (der Beutel enthält 500 Piaster = 625 Francs), von denen beinahe die Hälfte, nämlich 225,000, durch die Grundsteuer aufgebracht wurde. Die öffentlichen Ausgaben desselben Jahres betrugen 399,814 Beutel. Die Zahl der noch in Ägypten lebenden Türken beläuft sich auf 8000 Familien, deren Mehrzahl in Kairo wohnt, wo ihre Chefs großentheils öffentliche Ämter einnehmen oder Pensionen beziehen. Im Dienste dieser Türken findet man etwa noch 2000 Mamluken. Es gibt in Alexandrien, dem Hauptplatze des ägyptischen Handels, 44 europäische Handelshäuser, worunter 13 französische, 7 englische, 9 östreichische, 8 toscanische, 2 sardinische, 1 schwedisches, 1 dänisches, 1 holländisches, 1 preußisches und 1 griechisches. Die in Ägypten cursirenden europäischen Münzen sind spanische Quadrupel und Piaster, venetianische Zechinen, holländische Dukaten, englische Guineen und deutsche Thaler (talari). Der Vicekönig ist bekanntlich der Eigenthümer des größten Theils des ägyptischen Grund und Bodens. Außer ihm besaßen lange Zeit nur die Moscheen und frommen Stiftungen und eine kleine Zahl von Privatleuten, Multezim genannt, deren Rechte sich auf besondere Titel stützten, ein wahrhaftes Grundeigenthum. Erst seit einigen Jahren hat Mohammed Ali mehren seiner Unterthanen und auch Ausländern Ländereien als Eigenthum verliehen, aber nur Ländereien, welche bisher unbebaut waren, und nur an Personen, welche hinreichende Mittel besaßen, sie urbar zu machen. Der Fellah ist nicht sowol der Pächter des Vicekönigs als dessen Leibeigener, wie aus folgenden Angaben über sein Verhältniß zu dem Grundherrn hervorgeht. Es ist dem Fellah nicht gestattet sein Grundstück zu bewirthschaften, wie er es für gut findet; der Verwaltungsbeamte des Districts weist ihm an, welche Quantität Land er mit jeder Feldfrucht zu bestellen hat. Nach der Ernte werden die Producte zu bestimmten Preisen in die Magazine des Staats geliefert. Der Fellah darf das ihm angewiesene Grundstück nicht verlassen; entflieht oder stirbt er, so sind seine Verwandten gehalten die Bewirthschaftung des Grundstücks, das heißt die Zahlung der Grundsteuer, zu übernehmen; in Ermangelung von Verwandten fällt die Verantwortlichkeit für die Steuerzahlung auf das Dorf, dem der Verstorbene oder Abwesende angehörte.

Diese Notizen über den Zustand des Grundeigenthums sind dem Anhange über die Geschichte und Geographie Arabiens entnommen, in welchen sie sich aus dem statistischen Theile verirrt zu haben scheinen. Der fragliche Anhang ist hauptsächlich der Begründung der Hypothese gewidmet, daß die Bevölkerung des alten Ägyptens aus Yemen gekommen sei, daß man keineswegs die Kopten als deren Reste betrachten dürfe, daß sich vielmehr die Abkömmlinge des Volks der Pharaonen in den Landbewohnern des obern Ägyptens erkennen lassen. Zur Unterstützung dieses paradoxen Satzes sagt der Verf. unter Anderm: „Wenn man die Schlachtgemälde betrachtet, welche die Gräber der Könige u. s. w. bedecken, so bemerkt man, daß die Ägypter auf denselben durch eine rothe Färbung von den andern Völkern ausgezeichnet sind. Sie können sich unmöglich ohne Grund durch diese Farbe charakterisirt haben. Nun weiß man, daß das Wort hemiar, welches den südlichen Theil der arabischen Halbinsel bezeichnet, im alten arabischen Dialecte roth bedeutet; man weiß auch, daß hemiar der Name eines der ersten Könige ist, die über Yemen herrschten. Dieses Zusammentreffen kann nicht zufällig sein, es scheint mir anzudeuten, daß das mittägliche Arabien ganz eigentlich die Wiege der ägyptischen Race sei." Der Leser wird mir wol die übrigen Argumente des Verfassers gern erlassen. 9.

Winterbriefe. Vom Verfasser der Herbstblätter aus Holland, Belgien und Paris. Stuttgart, Hallberger. 1839. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

So flüchtige Reisen, wie der Verf. eine macht, sollten eigentlich gar nicht beschrieben werden. Was können sie darbieten, das uns neu wäre? Die Kunst des Styles ist heute eine zu gewöhnliche Gabe, als daß sie für sich allein ausreichte, und wie vorzüglich auch die Darstellung des Verfassers sei, wir suchen nach Etwas mehr, nach Gedanken, Beobachtung, neuer Ansicht, in Schriften dieser Art.

Der Verf. macht eine Winterschnellpostreise von Leipzig über Frankfurt nach Paris. Auf diesem Wege bemerkt er kaum etwas und doch gibt sie dem Buche den Namen „Winterbriefe". In Paris rastet er in seiner glänzenden Hotelwohnung am Quay d'Orsay. Er ist ein Mann von Stande, von Geschmack, dem die Eleganz gefällt und der bei Hofe eingeführt ist. Den Schmuz von Paris sieht er von seinem duftigen Divan und in seinen 1000-Francs-Spiegeln nicht. Den Empfang bei König Ludwig Philipp schildert der Reisende in dem Styl des berühmten Verstorbenen, den er sich überhaupt zum Vorbilde erwählt zu haben scheint; wenigstens thut er, was er kann, um ihm nachzuahmen. Mit demselben liebenswürdigen Abandon und derselben Leichtigkeit des Urtheils sagt er uns, daß Ludwig Philipp eine sehr einfache Uniform trug und daß er in geistiger Beziehung Napoleon verwandt sei, daß das Königthum für „feinfühlende" Seelen immer seinen Nimbus behalte, und daß die Krone heller glänze, wenn sie ein solches Haupt umzirkelt; „daß Ludwig Philipp das bekannte Requisit für einen Herrscher Frankreichs: une main de fer dans un gant de velours besitze, und endlich, daß ein Charakter selten ganz gewürdigt wird, der wie er genug Größe in sich trägt, um zwischen dunkeln Gefahren und im Angesicht eines immer nahen Todes die heitere Majestät seines königlichen Wirkens zu entfalten." Das ist gut gesagt. „Der König hatte sich genähert", fährt er fort, „ein freundliches Lächeln umschwebte seinen Mund, und in den wenigen Worten, die er an mich richtete, erkannte ich die Anmuth des ersten der gekrönten Redner Europas wieder. Ihm folgte die Königin mit der Prinzessin Clementine am Arm, einer jungen blühenden Schönheit, fast ohne allen Schmuck in Rosa gekleidet. Die Herzogin von Orleans dagegen trug ein wundervolles Halsband und Diadem von Rubinen und Brillanten. Sie ist brunett und sehr zart gebaut und ihre feinen Züge sind der gewinnendste Ausdruck von Geist und Güte" u. s. w.

In ähnlicher Art behandeln die folgenden Briefe aus Paris Gegenstände des Luxus und der Mode. Ein Ball in den Tuilerien ist der Kern dieser Schilderungen, in denen das bunte Gemisch von 4000 Personen in allen Costumen, aus allen Völkern uns mit geschickter Hand vorgeführt wird. In der neunten Stunde erschien der König in der Uniform der Nationalgarde. Er nahm mit seiner Familie in dem Marschallsaale Platz; der junge Herzog von Nemours sah leidend aus und trug noch den Arm in der Binde; selbst die jungen Herzöge von Montpensier und Aumale fehlten nicht und unterhielten sich unbefangen mit einigen Herren .... Im lebhaften Gespräch stand Dupin, der Ulysses der Kammer, neben der dämonischen Figur des kleinen Thiers ...., mit der Herzogin von Sutherland wetteiferte Mad. Duchâtel in der Diamantenfülle. Durch ein freundliches Wort erheiterten die Marschälle Gerard und Lobau die düstern Züge Yussuff-Beis und ein Schwarm britischer Yeomanry drängte sich um Sidney Smith, den ergrauten Vertheidiger von St.-Jean d'Acre .... Um zwölf Uhr bot der König der Königin den Arm zum Souper im Opernsaal, wo 800 Damen in feenhaftem Glanz ein seltenes Schauspiel darboten."

Der Verf. zeigt sich auch als verständiger Kritiker in den Beurtheilungen neuer poetischer Erscheinungen, z. B. Bérangers, über den er Wohldurchdachtes sagt, und Ruy Gomez, den er gebührend abfertigt.

Zu Ende März tritt der Verf. eine Reise durch Frankreich an, die leider nur zu flüchtig ist, um genügende Ausbeute zu gewähren. Er besucht Schloß Rosny, Nantes, Rochelle, Bordeaux, wendet sich von hier den Pyrenäen zu und erreicht und beschreibt uns die Landes und Pau. Nicht verzeihen können wir dem Reisenden, daß der unvergleichliche Anblick aus den Schloßfenstern von Pau ihn nicht zu einer Ausflucht in die grünen Thäler dieses schönsten Gebirges verlockt. An der Kette der Pyrenäen, sowie er thut, vorüberzufahren, ist schlimmer, als in Rom gewesen sein und den Papst nicht gesehen zu haben. Der Verf. macht nicht einmal einen Versuch dazu und wendet sich von Tarbes und Auch nach Toulouse, nach Carcassonne und Marseille. Auf dem Wege von hier nach Toulon passirt ihm das Misgeschick, daß er den berühmten Cedernwald bei Ollioules für einen Kiefernwald ansieht, und in Hières sieht er einen Orangengarten, der 20,000 Bäume enthalten soll! Dergleichen spricht allerdings nicht zu Gunsten seiner Beobachtungsgabe oder seiner Naturstudien und weist ihn vielmehr als ein echtes Salonkind aus. Aus Galignani's „Guide" hätte er sich bessere Auskunft erholen können. Die Rückreise geht pfeilschnell über Avignon, Nimes nach Lyon; kaum daß Orange und Lafour, der Pont du Gard, jenes große Römerwerk in der Wüste, besucht wird; hiernächst aber über Strasburg in die Heimat. Wenn man, wie Ref., diese ganze Schnellpostreise dem Verf. in einsamer Fußwanderung vorgemacht hat, so begreift man kaum, welche Motive und welches Interesse zu einer solchen Durchflucht vorhanden sein können. Man bedauert den Reisenden, sein Geld und das Publicum, das seinen Bericht zu lesen hat. Reisen, welche für das letztere fruchtbar sein sollen, verlangen Begeisterung, irgend eine Idee, einen Gegenstand, der mit den aufgewendeten Kräften im Verhältniß steht und für sie Ersatz bietet. Der Verf. wolle sich dies anmerken, wenn er wieder „Herbstblätter" oder „Winterbriefe" herauszugeben versucht sein möchte. 39.

Literarische Notizen.

Ein bekannter französischer Orientalist, A. Loiseleur-Deslongchamps, starb am 11. Januar d. J., kaum 30 Jahre alt. Er war der einzige Sohn eines ausgezeichneten Arztes und seit mehren Jahren an der königlichen Bibliothek im Cabinet der orientalischen Manuscripte angestellt. Diese Stellung benutzte er zur Herausgabe mehrer gelehrter und interessanter Werke, namentlich eines „Essai sur les fables indiennes". Die Übersetzung der „Tausend und eine Nacht" von Galland sah er sorgfältig durch und begleitete sie mit Noten, gab den Sanskrittext des Gesetzbuches des Menu mit einer französischen Übersetzung heraus, wie den Sanskrittext einer Episode des „Mahabharata", übersetzt von Chézy, und den ersten Theil des Sanskrit-Wörterbuches „Amarakocha" genannt, im Sanskrit und Französischen. Als Mensch war der Verstorbene allgemein geachtet und geliebt.

Neu erschienen in Paris: „Études sur l'Allemagne, renfermant une histoire de la peinture allemande", von Alfred Michiels (2 Bde.); „Beautés des victoires et conquêtes des Français, fastes militaires, depuis 1792 jusqu'en 1815", von E. de la Rabottière, enthaltend eine Geschichte der Revolutions- und Kaiserkriege, die Geschichte Napoleon's und seiner vorzüglichsten Feldherren, Züge von Tapferkeit und Aufopferung für das Vaterland, 1100 Anekdoten und 200 Vignetten; ferner: „Le monde et ses travers ou les hommes et les choses du temps au dix-neuvième siècle", von L. Gigault (2 Bde.); „De la décadence de l'Angleterre et des intérêts fédératifs de la France", von B. Sarrans. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 43. —— 12. Februar 1840.

Über den Bau eines Museums in Dresden.

Berlin, 2. Februar 1840.

Geehrtester Herr und Freund!

Die Nachricht, welche ich erst gestern in der „Leipziger Allgemeinen Zeitung" gelesen, daß die Deputation der zweiten Kammer den Antrag der Regierung, einen Theil der Ersparnisse im Staatshaushalte auf den Bau eines neuen Museums zu verwenden, ganz abgelehnt, hat mich mit dem lebhaftesten Schmerze erfüllt. Mein einziger Trost hierbei ist, daß dieser Beschluß wenigstens noch nicht definitiv festgestellt ist. Dieser Umstand veranlaßt mich Ihnen meine Ansichten über diesen Gegenstand zur Veröffentlichung in dem Ihrer Blätter, welches Sie dafür am geeignetsten halten, in gedrängter Kürze mitzutheilen. Ich zweifle zwar nicht, daß die Regierung ihren Antrag ausführlich motivirt hat, indeß dürfte es doch für Manche nicht ganz überflüssig sein, die Stimme eines Mannes zu vernehmen, welcher durch amtliche Stellung und vieljähriges Studium mit dem Gegenstande vertraut ist, und von dem man voraussetzen darf, daß er in seinem Urtheile nicht von irgend einer Nebenabsicht, sondern lediglich von der Liebe zur Sache bestimmt wird.

Obwol selbst Director einer Gemäldegalerie, kann ich mich doch sehr wohl insofern in die Lage eines ständischen Abgeordneten versetzen, um zu wissen, daß ein solcher diesen Gegenstand aus einem ganz andern Standpunkte betrachten muß als ich, und daß er zunächst ganz andere Interessen, vor allen das sehr natürliche der möglichsten Erleichterung der Steuern, wahrzunehmen hat. Wenn es sich daher hier darum handelte, Dresden auf Unkosten des ganzen Landes mit einem neuen Prachtbaue zu verschönern, in welchem die Bilder nur eine günstigere Aufstellung erhielten, so würde ich, wie ungenießbar auch in dem jetzigen Locale so viele der schönsten Bilder sind, als Landstand dem Beschlusse der Deputation beigepflichtet haben. Aber es handelt sich hier um nichts Geringeres, als ob diese berühmte Galerie erhalten, oder unfehlbar ihrem gänzlichen Verderben preisgegeben werden soll. Verschiedene Besuche Dresdens, welche ich in den letzten 22 Jahren gemacht, haben mich überzeugt, wie der Zustand der Bilder sich mehr und mehr verschlechtert hat. Man hat dieses häufig mit Unrecht der Direction zur Last gelegt; wie wenig ich auch mit so Manchem, was in Betreff der Galerie von derselben geschehen, einverstanden bin, welches zu erörtern hier außer meiner Absicht liegt, so muß ich doch der Wahrheit gemäß bekennen, daß jene allgemeine Verschlechterung des Zustands der Bilder hauptsächlich in dem Locale ihren Grund hat. Nach den Erfahrungen, welche ich durch den Besuch der meisten öffentlichen wie privaten Gemäldesammlungen Europas gemacht habe, ist in einem kalten Klima die Aufbewahrung von Bildern in einem unheizbaren Raume höchst verderblich. Bei dem starken Temperaturwechsel, welcher in solchen Localen, zumal im Frühjahre, eintritt, bildet sich auf der Oberfläche der Bilder eine Feuchtigkeit, welche ihr ein bläuliches Ansehen gibt und entweder ein häufiges und immer schädliches Reiben und Abwischen nöthig macht, oder bei öfterer Wiederkehr allmälig eine braune Haut bildet, welche mit der darunter liegenden Farbe sich in viele Risse zertheilt. Bei auf Holz gemalten Bildern kommt hierzu noch, daß wegen des Arbeitens desselben die Farbe sich oft hebt und abfällt. Geschieht unter solchen Umständen an den Bildern nichts, so gehen sie von selbst zu Grunde; werden sie einer Restauration unterzogen, so wird dieselbe sich so oft wiederholen, daß auch am Ende nur wenig von dem Ursprünglichen übrig bleiben wird. Um diesem Übelstande zu begegnen, hat man daher auch in den neuen Bauten für Gemäldegalerien in Berlin und in München für eine Heizung mit erwärmter Luft Sorge getragen. Eine solche, als die einzige nicht feuergefährliche, in einem alten Gebäude wie das der dresdner Galerie anzubringen, ist aber bekanntlich theils kaum ausführbar, theils würde die Heizung bei der unmäßigen Höhe der Räume, selbst bei einem sehr beträchtlichen Kostenaufwande, auf keine zweckmäßige Weise zu bewerkstelligen sein, weil die hochhängenden Bilder einen zu hohen Wärmegrad aushalten müßten, um für die untenhängenden nur den angemessenen von 10—12 Grad zu erreichen. Hieraus erhellt, daß, wenn die Bilder der dresdener Galerie nicht zu Grunde gehen sollen, nothwendig für ein neues Local Sorge getragen werden muß. Sollten die ehrenwerthen Mitglieder der Deputation sich wol recht deutlich bewußt geworden sein, was damit zu Grunde gehen würde? Nachdem ich

das Schönste, was Deutschland, Italien, Frankreich, England und die Niederlande an Gemälden besitzen, einem genauen Studium unterworfen habe, ist meine Bewunderung der dresdner Galerie nur gesteigert, meine Überzeugung, daß dieselbe einen der herrlichsten Schätze von Meisterwerken aus den glücklichsten Kunstepochen bewahrt, nur mehr und mehr befestigt worden. Welch' eine Quelle des höchsten Genusses, der edelsten Bildung für Sachsen, für ganz Deutschland, ja für Europa, würde mit dem Untergange dieser Bilder versiegen? Und in unsern Tagen, in welchen die industriellen Interessen alle andern zu verschlingen drohen, würde ein solcher unersetzlicher Verlust doppelt schmerzhaft sein.

Die Regierung hat durch die Erkenntniß der Nothwendigkeit eines Neubaus bewiesen, daß sie die hohe Wichtigkeit eines solchen Besitzes nach Würden zu schätzen weiß. Mit gespannter Erwartung müssen nun alle Gebildeten Deutschlands, selbst des ganzen Europas, der definitiven Entscheidung der Kammer entgegensehen. Genehmigt sie den Antrag, so wird sie beweisen, daß die Stände an Allgemeinheit des Standpunkts, an geistiger Bildung einer so einsichtigen Regierung würdig zur Seite stehen; beharrt sie aber bei der Verweigerung, so hat sie die ganze Verantwortung, den Untergang dieser herrlichen Kunstschätze verschuldet zu haben, mit allen andern verderblichen Folgen, welche daraus für Sachsen unausbleiblich hervorgehen werden, allein zu tragen und gibt überdem das traurige Beispiel, daß die höchsten geistigen Interessen der Menschheit von einer ständischen Verfassung nicht gehörig verstanden und vertreten worden.

Ganz von jenem höhern Standpunkte abgesehen, sind die rein materiellen Verluste, welche durch das Verderben der Galerie herbeigeführt werden würden, aber sehr bedeutend. Nach den jetzigen Bilderpreisen ist der Geldwerth der Galerie auf 8 Millionen Thaler anzuschlagen, sodaß der Nationalreichthum um diesen sehr ansehnlichen Betrag vermindert werden würde. Die große Anzahl der Fremden, welche alljährlich Dresden auf längere Zeit besuchen, würde in kurzer Zeit sich sehr vermindern; denn wie Vortreffliches auch in den übrigen Kunstsammlungen Dresdens enthalten ist, wird es doch an Werth von der Bildergalerie weit überragt, und ist es doch eigentlich nur diese, welche eine so allgemeine Anziehungskraft ausübt. Die namhaften Summen, welche jene Fremden verzehren, kommen zwar zunächst Dresden zugute, verbreiten sich aber mittelbar doch in ganz Sachsen und dienen dazu, den Nationalreichthum ansehnlich zu vermehren.

Auf der andern Seite ist, die Sache von diesem rein materiellen Standpunkte betrachtet, mit Gewißheit vorauszusehen, daß, wenn die Schätze der dresdner Galerie mit Benutzung aller in den neuesten Zeiten gemachten Erfahrungen über Beleuchtung und Aufstellung in einem Neubau, woselbst sie nicht mehr dem Verdunkeln und Mattwerden ausgesetzt sind, vereinigt sein werden, die Zahl der Dresden besuchenden Fremden noch ungemein zunehmen wird, indem man sich bei dem bisherigen Zustande von der außerordentlichen Wirkung, welche diese Meisterwerke unter so günstigen Bedingungen machen müssen, gar keine gehörige Vorstellung machen kann.

Zur Erreichung in geistiger wie in materieller Beziehung so wichtiger Zwecke, wie die Kosten anlangend, welche ein Bau von so ansehnlichem Umfange nothwendig verursachen muß, erscheint mir die von der Regierung in Vorschlag gebrachte Summe von 300,000 Thalern als sehr mäßig.

Wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn diese wohlgemeinten Worte ein Scherflein zur Förderung einer für alle Freunde der Kunst so hochwichtigen Angelegenheit beitragen sollten. Bei der Liebe zur Kunst, welche Sie mit mir theilen, rechne ich darauf, daß Sie durch Verbreitung dieser Zeilen zu deren etwanigem Erfolge kräftig mitwirken werden.

Waagen,
Director der Gemäldegalerie des königl. Museums zu Berlin.*)

Friedrich's des Großen Jugend und Thronbesteigung. Eine Jubelschrift von J. D. E. Preuß. Berlin, Duncker und Humblot. 1840. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Wenn wir bereits mehrmals Veranlassung gehabt haben, in den Schriften des gelehrten und verdienstvollen Preuß sein unablässiges Quellenstudium, seine eifrige Forschung und große Belesenheit in Schriften von der verschiedensten Art, aus denen einzelne Notizen für die Geschichte seines Helden gewonnen werden können, zu rühmen, vor allen aber seiner begeisterten, uneigennützigen Liebe zu dem Gegenstande seiner literarischen Arbeiten zu gedenken, so gibt uns die vorliegende Schrift Gelegenheit, eine andere schriftstellerische Tugend des Verf. hervorzuheben. Es ist nämlich die einer anmuthigen Erzählungsweise, die aber durchaus auf den soeben genannten Fundamenten beruht und nicht etwa mit der Manier eines Thümmel zu verwechseln ist, der historische Begebenheiten zu erdichten und auf das anmuthigste vorzutragen verstand. Hr. Preuß dagegen will durch seine, auf den früher gewonnenen Resultaten beruhende Schrift die Leser derselben ergötzen und ihnen eine hundertjährige Vergangenheit lieb und anschaulich machen, aber er will sie auch zugleich über den großen König belehren und nach Kräften beitragen, sowol die Verirrungen als die Liebenswürdigkeiten seiner Jugend auf der einen Seite, auf der andern aber den welthistorischen Moment seiner Thronbesteigung in dem reinsten Lichte darzustellen. Miscuit utile dulci. Und es ist ihm trefflich gelungen.

Drei Punkte sind es besonders, auf die wir in der vorliegenden Schrift aufmerksam zu machen haben, einmal Friedrich's Erziehung und das Verhältniß zu seinem Vater, zweitens, sein geselliges und literarisches Leben in Rheinsberg, drittens, die wichtigen Reformen bei seiner Thronbesteigung.

Man weiß, daß Friedrich Wilhelm I. die Erziehung seiner Kinder streng, sparsam und in ganz bürgerlicher Einfachheit geordnet hatte. Der Kronprinz, wie ersehnt auch immer seine

*) Wir empfangen, bevor diese Nummer unter die Presse kommt, die Nachricht, daß die zweite Kammer in der Sitzung vom 4. Febr. mit großer Majorität ihrer Deputation beigetreten ist und einstweilen den Vorschlag der Regierung abgelehnt hat; indessen wird, da der Gegenstand noch in der ersten Kammer erörtert werden dürfte, es immerhin interessant sein, die Ansichten eines so erfahrenen Mannes, wie Hr. Director Waagen ist, kennen zu lernen. D. Red.

Geburt gewesen war, erfuhr keine besondere Berücksichtigung, er ward zuerst den Frauen von Kameke und Rocoulles übergeben, einfach gekleidet und genährt, „mit Biersuppe statt Kaffee und Chocolade" erzogen und nur in den nothdürftigsten Lehrgegenständen unterrichtet, da sein Vater alle Bücherweisheit haßte und namentlich nicht wollte, daß seinem Sohne Latein gelehrt werde. Über alles dies gibt Hr. Preuß interessante Nachweisungen, aus denen auch hervorgeht, wie Friedrich trotz dieser ungerechten Zurückhaltung sich mit den alten Classikern befreundet habe und in ihren Geist tief eingedrungen sei. Sein Unwille, daß er die Kenntniß der alten Sprachen so ganz ohne seine Schuld entbehren müsse, erinnert an Schiller's rührende Klage (Briefwechsel mit Humboldt, S. 290), daß es ihm in seiner Jugend nicht vergönnt gewesen sei, Griechisch zu lernen. Das auch anderweitig schon bekannte Studienreglement, welches der König hatte entwerfen lassen, ist ein zu merkwürdiges Document für die Culturgeschichte im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts, als daß es Hr. Preuß nicht hätte von neuem hier sollen abdrucken lassen. Gottesfurcht und Fertigkeit in militairischen Übungen lagen dem Könige für die Erziehung seines Sohnes besonders am Herzen, aber die letztern waren eigentlich in so jungen Jahren nur Spielereien, und die theologische Unterweisung in jener Zeit war, trotz der wohlgemeinten Absichten des Königs, von der Art, daß die Gottesgelehrten in den Jahren von Friedrich's Entwickelung das Schiff mit so vielem Ballast überluden, daß es nothwendig sinken mußte. „Die herrliche und heilige Kunst", sagt Hr. Preuß mit Recht, „junge Leute von fähigerm Geiste und von wahrscheinlich weltbürgerlicher Bestimmung religiös aufzubilden, ist immer nur die Gabe sehr weniger vorzüglicher Männer gewesen." Seit dem Jahre 1726 trübte sich das Verhältniß zwischen Vater und Sohn, auf einen de- und wehmüthigen Brief vom 11. Sept. 1728 antwortete der König hart und strenge, schalt des Sohnes „eigensinnigen, bösen Kopf", nannte ihn „einen effeminirten Kerl, der keine menschlichen Inclinationen hat, der malpropre an seinem Leibe ist, dazu hoffärtig, bauernstolz" und von dem keine Besserung zu hoffen sei. Nicht minderes Ärgerniß nahm des Vaters strenge Keuschheit an dem wilden Umgange des Sohnes, an seinem Gefallen an losen Frauen und an dem regellosen Leben, welches er in Dresden am üppigen Hofe August's des Starken kennen gelernt und welches bis zum innigen Liebesverhältniß mit der schönen Gräfin Orzelska gediehen war. Diese kam nach Berlin und als sie abgereist war, wollte verlauten, sie sei guter Hoffnung und habe die Frucht in Charlottenburg geholt. Männer wie Grumbkow, Derschau, Seckendorff, Freitag trübten noch mehr den häuslichen Frieden, des Vaters Abneigung gegen die wissenschaftlichen Neigungen des Sohnes, gegen sein Flötenspiel und seine unnöthigen Ausgaben nahm zu, Friedrich dagegen wollte und konnte sich nicht zu dem bereitwilligen, unverzüglichen Gehorsam gegen den strengen Monarchen, dessen erster Unterthan er war, entschließen. So ward der Gedanke an Flucht genährt und die Nacht vom 4. auf den 5. August 1730 zur Ausführung bestimmt.

Hr. Preuß hat sich schon in seinem größern Werke das Verdienst erworben, diese in Friedrich's Leben so merkwürdige Begebenheit auf das genaueste erörtert zu haben. Wir finden sie hier ausführlich, ja hier und da noch sorgfältiger geschildert, und glauben, daß jeder Leser ihr mit ungetheiltem Interesse folgen wird. In lebhafter Erzählung wird — um nur Einzelnes herauszuheben — die Erbitterung und Wuth des Königs geschildert, die Geschlossenheit und Festigkeit des Kronprinzen, die Hinrichtung seines Freundes Katte, dessen Haupt nach den zuverlässigsten Zeugen „vor den Augen des Kronprinzen", jedenfalls also nahe genug fiel, die Strenge, mit welcher Friedrich Wilhelm seinen Sohn in Küstrin behandeln ließ, wo er ohne Bücher, Federn, Papier, Tinte und jede geistige Unterhaltung sein mußte, nicht einmal Messer und Gabel erhielt, und mit solcher Sparsamkeit gehalten wurde, daß sein Mittagstisch aus der Garküche 6 Groschen, der Abendtisch 4 Groschen kostete, seine ganze monatliche Unterhaltung aber mit 33 Thaler bestritten werden mußte. Die strenge Gefangenschaft endigte zu Ausgang November, und die Begnadigung ist, wie Hr. Preuß auf das glaubwürdigste nachgewiesen hat, nicht ein Werk des Einflusses fremder Höfe, sondern Friedrich verdankt sie der Gerechtigkeit und dem standhaften Muthe des Kriegsgerichts zu Köpenick und der geachteten Generale Natzmer, Buddenbrock und des Fürsten von Dessau, sowie der Erklärung des Hofpredigers Müller, daß des Kronprinzen religiöse Gesinnungen befriedigend und mit dem lutherischen Lehrbegriffe übereinstimmend wären. So glaubte Friedrich Wilhelm seinen Sohn als Christen und als Soldaten geprüft und gerettet zu haben, und konnte das Wort der Gnade aussprechen.

Wie emsig und eifrig Friedrich sich den ihm aufgetragenen Geschäften bei der Kammer in Küstrin widmete — eine höchst glückliche Maßregel des strengen Vaters —, auf wie guten Boden der ihm ertheilte Unterricht in der Finanzkunde, Policeiwissenschaft und Landwirthschaft fiel, wie sich nach der ersten, persönlichen Zusammenkunft mit dem Vater am 15. Aug. 1731 und nach Anhörung der Strafpredigt desselben die Verhältnisse in der königlichen Familie weit besser gestalteten und die Zufriedenheit des Vaters mit dem Sohne immer mehr zunahm — alles Dies hat Hr. Preuß sorgfältig und mit der sichtbarsten Theilnahme an diesen Ereignissen erzählt. Die Vermählung des Sohnes mit der Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern und die große Emsigkeit, welche er sowol der Bewirthschaftung seiner Domainen als auch der Einübung seines Infanterieregiments widmete, befestigten das gute Verhältniß und ließen es ungetrübt bis zu des Königs Tode fortdauern.

Wir wenden uns jetzt zu dem zweiten Punkte. Von Friedrich's Liebe zu den Wissenschaften haben Viele geredet und geschrieben, seine Gedichte und prosaischen Werke sind von Vielen im Allgemeinen belobt, aber von den Wenigsten vielleicht gelesen worden. Um so verdienstlicher war die Aufgabe, die sich Hr. Preuß in seiner Schrift: „Friedrich der Große als Schriftsteller" (Berlin 1837) gestellt hatte*), das deutsche Publicum wiederum mit den Schätzen bekannt zu machen, die aus Friedrich's reichem Geiste in seine Werke übergegangen waren. Gegenwärtig schildert er uns nun den Boden, auf welchem diese Schriften entstanden sind, und die Freunde, mit denen in der anmuthigen Zurückgezogenheit in Rheinsberg die verschiedensten Gegenstände der Kunst und Wissenschaft besprochen und berathen worden sind. Zuerst wird das Schloß mit seinen Zimmern, Sälen, Gärten und Umgebungen beschrieben, dann sind die Männer des nächsten Umganges, Fouqué, Knobelsdorf, Bielfeld, Chasot, Senning, Stille, der Maler Pesne, die Tonkünstler Graun und Benda und die Frauen, welche diese Räume verschönerten, genannt, die von Brandt, von Wrech, von Morien u. A. Die „liebenswürdige Kronprinzessin, mit welcher Friedrich in dieser Zeit durchaus häuslich und ehelich lebte", mied mit ihren Hofdamen diese Geselligkeit nicht, sondern nahm lebendigen Antheil. Daß man dabei gut aß und gut trank, wird von Hrn. Preuß nicht in Abrede gestellt, aber nur selten stieg die Lust bis zu einem solchen tumultuarischen Gastmahle in Gegenwart des Kronprinzen und seiner Gemahlin, wie es uns Bielfeld in seinen „Briefen" (I, 52—55 der deutschen Übersetzung) beschrieben hat. Der Verf. hätte zur Vervollständigung seiner Gemälde gerade diese Schilderung den Lesern nicht vorenthalten sollen.

In dieser Zeit, also seit dem Jahre 1731, beginnt nun auch Friedrich's Verkehr mit auswärtigen Gelehrten, mit Voltaire, Algarotti, Rollin, wobei sehr interessante Stellen aus Friedrich's Briefen mitgetheilt sind. Das Verhältniß mit Voltaire eröffnet die schönsten Aussichten; wie es sich späterhin sehr trübte, Friedrich aber doch voll unerschütterter Verehrung für Voltaire's Ruhm als Dichter und Schriftsteller geblieben ist,

*) Vgl. hierüber Nr. 186 u. 187 d. Bl. f. 1837. D. Red.

wenn ihm auch die Schattenseiten seines Charakters nicht fremd waren, hat Hr. Preuß in der angeführten, frühern Schrift auf belehrende Weise auseinandergesetzt und in der Beilage am Ende des gegenwärtigen Buchs aus Hrn. Schlosser's Mittheilungen einige ungedruckte Briefe Voltaire's aus pariser Archiven abdrucken lassen. Weiter verfolgt er nach zweckmäßigen Vorerinnerungen über den damaligen Culturzustand die einzelnen wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen Friedrich's, seine Beziehung zu den französischen Predigern in Berlin Achard, Beausobre, dem Propst Reinbeck und dem Oberhofprediger Quandt in Königsberg, von denen er besonders, obgleich kirchliche Gesinnung nicht zu Friedrich's Tugenden zu zählen ist, Beausobre schätzte und von Quandt sagte, daß die Predigten, die er von ihm gehört hätte, allein eines lebenslänglichen Gehaltes werth wären. Dann wird der Ausdauer und des Erfolges gedacht, mit welcher sich Friedrich der Philosophie hingab, seiner eigenen, körnigen Schreibart und Abneigung gegen alles Dunkle und Weitschweifige, der ersten schriftstellerischen Arbeiten, die in Rheinsberg vollendet wurden, der „Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand von Europa", „über die Unschuldigkeit der Irrthümer des Geistes" (1738) und des „Antimacchiavell" im folgenden Jahre. Seine Verehrung und Übung der Tonkunst, sein Eifer für kriegswissenschaftliche Studien, seine Anwesenheit in dem Feldzuge am Rhein 1733, die Sorge für sein Regiment und die acht Jahre lang getragene schwere Pflicht, die Leibcompagnie desselben für schweres Geld mit riesenmäßigen Leuten zu versorgen, wodurch sich der Kronprinz in große Geldverlegenheiten verwickelt sah, da ein Mensch von sechs Fuß, der 1000 Thaler kostete, noch nicht zu den größten gehörte, endlich die auf Landwirthschaft, Bodencultur und Fabriken gewendete Aufmerksamkeit (Hr. Preuß sagt mit Recht auf S. 276, daß sich „von Rheinsberg aus das ganze Mercantilsystem entwickelt habe") sind vom Verfasser ausführlich gewürdigt worden.

Die Früchte der rheinsbergischen Studien und die Erfahrungen früherer Jahre treten (und das ist das Dritte, worauf wir in der verdienstlichen Schrift besonders aufmerksam machen) unmittelbar nach Friedrich's Thronbesteigung auf das glänzendste hervor. Die lustigen Gesellschafter von Rheinsberg hatten sich in dem jungen Könige ebenso getäuscht wie Shakspeare's Falstaff in seinem „königlichen Heinz", dagegen werden die geschickten Leute nach Verdienst angestellt und allen Behörden bei der Meldung der Thronveränderung des neuen Herrschers landesväterliche Gesinnung auf das bestimmteste zu erkennen gegeben. So schönen Worten folgten Thaten. Die Magazine werden für die Nothleidenden geöffnet, Wolf wird von Marburg nach Halle zurückgerufen, einer jeden Confession ihr Glaube freigegeben, denn „hier muß ein jeder nach Seiner Faßon Selich werden" (Cabinetsordre von 3. Jul. 1740 auf S. 333), und den Lutheranern völlige Freiheit bewilligt, die bei ihrem Gottesdienste vormals üblich gewesenen Ceremonien einzuführen. Gleich am Tage nach Friedrich's Thronbesteigung wird die Folter abgeschafft (die im constitutionnellen Fürstenthume Neufchatel noch bis zum Jahre 1815 bestanden hat), ebenso das Säcken der Kindermöderinnen, die Ehescheidungen werden erleichtert und eine durchgreifende Reform im Justizwesen angedeutet. Die Armee wird vermehrt, das Leibgrenadierregiment, das jährlich 291,248 Thaler gekostet hatte, aufgelöst, fremde Offiziere von entschiedener Tüchtigkeit werden in das Land gezogen, der inländische Adel auf alle Art für den Militairdienst gewonnen und Humanität und Ehrgefühl im Heere befördert. Zur bessern Einrichtung der Finanzen begründete Friedrich schon am 27. Jun. 1740 ein besonderes Departement von Manufactur- und Commerziensachen, befahl das Anpflanzen von Obstbäumen, schonte die Forsten und war auf verschiedene Weise thätig, Handel und Gewerbe in größern Aufschwung zu bringen. Was er, der sprüchwörtlich der Bauernkönig genannt worden ist, für die Bauern und für die landwirthschaftliche Cultur that, braucht hier nicht ausgeführt zu werden. Kurz, das Jahr 1740 ist in vielfacher Beziehung eins der wichtigsten des vorigen Jahrhunderts geworden.

Der letzte Theil des Buchs beschäftigt sich zuerst mit den Ansprüchen des Königs auf Schlesien. Der Verf. hat hier das Verdienst großer Klarheit und Übersichtlichkeit, in der Schilderung der Kriegsereignisse bis zum 31. Dec. 1740 das einer lebendigen Erzählung, wie es der Darstellung einer so wohlüberlegten und so rasch ausgeführten Begebenheit wohl ansteht.

Unter den vielen Einzelnheiten, welche sich in dieser Schrift auszeichnen, nennen wir nur noch für freimaurerische Leser die Beschreibung von Friedrich's Aufnahme in diesen Bund in der Nacht vom 14. auf den 15. Aug. 1738. Wenn auch der König nach seiner Thronbesteigung sich den Brüdern mehr entzog, so war doch das öffentliche Auftreten dieser Verbindung in Berlin für das gesellige Leben und die Bildung der Bewohner dieser Stadt von solcher Wichtigkeit, daß Hr. Preuß, der selbst kein Freimaurer ist, wol Ursache hatte, diese Erscheinung gegen das frühere, unsociale, rohe Leben in der Residenz hervorzuheben.

Im Anhang finden wir unter Anderm ein merkwürdiges Rescript an die Universität Königsberg vom 25. Dec. 1775 über die Beförderung des dasigen wissenschaftlichen Lebens, über das Studium der Philosophie und eine für die Studirenden wöchentlich anzuordnende Wiederholungsstunde, ferner ein schönes, erst im J. 1797 bekannt gewordenes Gedicht des Königs an den Maler Pesne und die Instruction für den berlinischen Zeitungsschreiber. Friedrich meinte am 5. Jul. 1740, daß „Gazetten, wenn sie interessant sein sollten, nicht genirt werden dürften", und so wurde denn decretirt, daß dies „wegen des Artikels von Berlin indistincte zu observiren sei, wegen auswärtiger puissancen aber cum grano salis und mit guter Behutsamkeit". 11.

Literarische Notizen.

Von B. D. erschien in Paris ein kleiner Band unter dem Titel: „Guide du bonheur, ou recueil de pensées, de maximes, de prières." Man wird, wie das „Journal des débats" sagt, unter den Anfangsbuchstaben B. D. ohne Mühe einen der populairsten Namen erkennen, der zugleich in der hohen Finanz- und Staatswissenschaft einen guten Klang hat. Das Journal rühmt das Buch seiner moralischen Tendenz halber, die den Armen und Reichen, den Staatsmännern und Familienvätern, den Mächtigen wie den einfachen Handwerkern auf gleiche Weise verständlich und ansprechend sein wird. Es weiß aber Jeder, was es mit den vom „Journal des débats" gespendeten Lobsprüchen oft für eine Bewandniß hat. Übrigens kommen in Frankreich religiöse und moralische Bücher neuerdings sehr in Aufnahme, es erschienen auf diesem Gebiete nicht blos viele neue, sondern auch ältere erleben neue Auflagen; so ist ein Buch von Delauro-Durez, gewesenen Raths am Gerichtshofe von Montpellier: „L'athée redevenu chrétien", zum zweiten Male aufgelegt worden; auch P. B. Glade's dreibändiges Werk: „Du progrès religieux", erlebte eine zweite Ausgabe. Hierher rechne man noch das neu erschienene Buch: „Les fleurs du ciel ou imitation des saints", vom Abbé Orsini, und das „Keepsake chrétien, 1840, les pélérinages de Suisse", von L. Veuillot, eine einfache, mit Religion und Moral durchwebte Erzählung enthaltend, und mit zwölf sehr schönen Kupferstichen ausgestattet.

Neu erschien in Paris eine kleine Broschüre: „Le créateur et les mondes, ou l'ensemble et le vrai mécanisme de l'univers, par le docteur *J. B. R. P.*" In dieses Genre schlägt auch ein Buch von Azaïs unter dem Titel: „Constitution de l'univers, ses conséquences philosophiques." 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 44. —— 13. Februar 1840.

Gregor von Tours und seine Zeit, vornehmlich aus seinen Werken geschildert. Ein Beitrag zur Geschichte der Entstehung und ersten Entwickelung romanisch-germanischer Verhältnisse, von Johann Wilhelm Loebell. Leipzig, Brockhaus. 1839. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Gr.

Dieses Buch erschwert Ref. sehr die ihm übrigens höchst erfreuliche Aufgabe, es anzuzeigen, durch die Art, wie es gearbeitet ist. Man wünscht in einer Anzeige, welche keine gelehrte sein soll, dem Leser, ohne ihm trocken das Detail des Inhalts vorzuführen, Aussichten zu eröffnen der Freuden, die er an dem Buche haben könne, wenn er den rechten Standpunkt treffe; und da gibt es keine die Sache leichter machenden Bücher als skizzenartige, oder solche, welche weite Perspectiven nehmen — sie geben der Persönlichkeit des Anzeigenden selbst so viel Raum; während das vorliegende Buch darauf auszugehen scheint, dieser Persönlichkeit eben jeden Zoll breit Terrain streitig zu machen und ganz selbst zu sein. Eine Skizze ist gewissermaßen ein arbeit-bedürftiges, arbeit-hungriges Wesen, was sich jeder hinzukommenden Persönlichkeit, die sich daran versuchen will, leicht hingibt — dies Buch über Gregor von Tours aber ist ein arbeit-gesättigtes, ein nach allen Seiten, welche möglich waren, sorgsam ausgeführtes Gemälde — es ist fertig, und die Persönlichkeit des Beschauenden mag sich nur ganz beschauend verhalten; in der Entwickelung des Stoffes ist kaum hier und da ein kleines Winkelchen für sie leer geblieben. Dieser Charakter des wohlausgeführten, bequemhergestellten, mit Arbeit gesättigten und durchdrungenen Wesens (etwa wie wenn eine Landschaft sorgsam gemalt wäre bis auf die an den Grashalmen im Vordergrunde hängenden Thautropfen und Käferchen hin) zeichnet dieses Buch des Herrn Professor Loebell vor fast allen neuern deutschen Geschichtsbüchern aus, deren Verfassern man anmerkt, daß sie Eile haben, daß sie erschrocken sind vor der ungeheuern Mahlzeit, welche Dame Historia ihnen aufgetragen hat, und daß sie sich beeilen, so rasch als möglich und so viel, als nur in ihrem Bereiche steht, sich von den schönen Gerichten anzueignen. Hr. Loebell sitzt zwischen diesen heißhungrigen, eiligen Passagieren an der table d'hôte bequem und ruhig, sein Hunger ist der eines Wohnenden, der der Fortsetzung guter Mahlzeiten versichert ist, nicht eines Reisenden, der sich dazu halten muß, wenn es einmal an ihn kommt, er hat sich ein Gericht apart erlesen, und genießt es als Kenner, während er die Andern hastig schlingen läßt, er bittet sich wol ab und zu von den Eiligen einen Bissen von den Gerichten, deren sie sich bemächtigt haben, aus und spricht auch billigend oder misbilligend von deren Geschmack in den Noten, läßt sich aber selbst nicht aus seiner gedeihlichen Ruhe bringen. Das ist Alles sehr schön und für die Eiligen gewiß ein beneidenswerther Anblick! Leider werden weniger sie das Geschmackvolle einer solchen Haltung würdigen können, werden ihrerseits auch nur auf einzelne ihnen in ihre Arbeit passende oder nicht passende Brocken, die sie sich vorübergehend erbitten, Werth legen und sie besprechen; das Ganze aber der behaglichen Erscheinung wird doch zumeist nicht von den eigentlichen Gelehrten genossen werden, denen es am Ende hauptsächlich nur um die Stoffe zu thun ist, sondern von den wissenschaftlichen Feinschmeckern, die außer dem Stoff auch die Haltung des Genießenden und deren Einwirkung auf den Genuß zu schätzen wissen.

Dieselbe Ruhe, dieselbe Abwesenheit von Haß und leidenschaftlicher Erregung, welche den äußern Charakter des Buches bezeichnet, begleitet auch überall die in demselben entwickelte Ansicht. Auch nach dieser Seite bildet das Werk einen Contrast zu dem Schriftwesen unserer Zeit. Zu heiß aufgetragene Speisen verderben die Zähne; unser Autor hütet sich allerwege vor denselben. Fassen wir z. B. zuerst die religiöse Seite der Ansicht ins Auge, welche gewiß bei der Darstellung und Beurtheilung des Lebens, der Werke und der umgebenden Verhältnisse eines Bischofs aus einer Zeit, in welcher das kirchliche Leben durchaus Mittel- und Anhaltpunkt aller Bildung war, eine Hauptrolle zu übernehmen hat, so wird man zwar entschieden durchfühlen, daß der Verf. ein Christ und ein solcher ist, der der weltlichen Gewalt, wo sie mit geistlichen Mächten in Streit geräth, nicht gerade abhold ist — aber übrigens könnte das Buch ebenso gut von einem Katholiken als von einem Protestanten, von einem gemäßigten Rationalisten als von einem gemäßigten Gegner des Rationalismus geschrieben sein —; man sieht nur, daß in den subjectiven Glaubensüberzeugungen des Verf. ebenfalls so viel bequeme Ruhe herrscht, um jene Selbstüberwindung möglich zu machen, welche mit dem Subjectiven

an sich hält, so weit dasselbe nicht allgemeine Anerkennung in der Zeit im Rücken, sich also eigentlich selbst mehr als blos subjectiv berechtigt fühlt. Es ist das auch eine wesentliche Seite des behaglichen Charakters, den das Ganze hat; und wie ganz anders nimmt sich hier aus, was von Ausartung einzelner kirchlicher Personen und Richtungen beigebracht wird, als wenn dergleichen Züge benutzt werden, um Pasquille gegen die katholische Kirche im Mittelalter oder Sammelsurien zu deren Schande zu füllen, wie sie neuerdings manche Schriftsteller herzustellen bemüht gewesen sind. Ganz sachgerecht ist z. B. bei der Besprechung der vielen Wundergeschichten, die Gregor in seinem Geschichtsbuche berichtet, der Standpunkt genommen; es ist anerkannt, daß diese Wungeschichten, einem religiösen Bedürfnisse jener Zeit entsprechend, keineswegs nur Lug und Trug sind; daß die Richtung, sich dem Glauben an dieselben hinzugeben, im Ganzen aus einer lautern Quelle entsprungen ist, und daß sie selbst großentheils in die Kategorie der magnetischen Zustände und Beziehungen fallen. Einiges würde dem Verf. auch im Einzelnen hier noch klarer in seiner eigentlichen Wahrheit erschienen sein, wenn er die Phänomene der Hallucination, des traumhaften Schauens in wachem Zustande in Betrachtung gezogen hätte. In das Gebiet der Hallucination z. B. scheint ganz entschieden jene (S. 287) erzählte Geschichte von der dem ehebrecherischen Diakonus entschlüpfenden, durch die Luft allein zum Altar fahrenden Hostie zu gehören; denn, daß Mehre den Vorgang so sehen, hindert nicht, da bei der Hallucination eine magnetische Ansteckung stattfindet und Fälle vorgekommen sind, wo nicht blos drei Frauen wie hier, sondern viel mehr Personen dasselbe Gesicht gehabt haben, während Danebenstehende nichts sahen. Unserm Verf. erscheint diese Geschichte (S. 294) nur kindisch und läppisch. Unter die Kategorie des reinen Betruges, sei es durch Bauchrednerei oder sonst welche arge Kunst, scheint uns die (S. 281) vom Bischof Briccius und dem erst vier Wochen alten, aber redenden Kinde zu gehören. Doch es kann unsere Aufgabe nicht sein, diese Histörchen ins Einzelne zu verfolgen; der Verf. hat ohnehin bei ihnen so wenig zu bemerken übrig gelassen als bei allen andern Theilen seines Werkes.

Richtig und gewiß für die historische Betrachtung dieser frühern Zeiten des Mittelalters sehr fruchtbringend ist die überall durchgeführte Ansicht, daß wir in den fränkischen Zuständen weder einen ursprünglichen, reinerhaltenen germanischen Staat, noch ein ursprüngliches, reinerhaltenes germanisches Recht, sondern vielmehr zunächst ein nach Gestaltung ringendes Amalgama in Verfall gerathener romanischer und germanischer Verhältnisse zu sehen haben, und daß also alle Systematisirung dieser fränkischen Zustände ein historisches Unrecht enthält und die reine Auffassung trübt. Doch hier ist ein Winkel, in welchen sich die Persönlichkeit des Ref. mit dem Wunsche eindrängen kann, es möchte doch, trotz dieser richtigen Grundansicht, Einiges mehr gethan sein, um überall die Trümmer älterer germanischer Zustände, die sich in dem Frankenreiche wahrnehmen lassen, durch Parallelen mit reiner erhaltenen Verhältnissen anderer deutscher Stämme zu erläutern. So hätte sich, was (S. 185 u. 186) von dem Verhältniß der domestici regis und der convivae regis gesagt ist, vielleicht wesentlich ins Reine bringen lassen durch Vergleichung mit den beodgeneátas und den ealgesteallan der ältesten angelsächsischen Könige; und Ähnliches würde sich noch zu mehren Punkten der Besprechung der fränkischen Zustände bemerken lassen. Sehr richtig ist, was (S. 130 fg.) über die Verschiedenheit der Ländereiabfindung zwischen den römischen Provincialen und den in das römische Reich eindringenden Germanen bemerkt wird, daß nämlich Vandalen, Longobarden, Angelsachsen (die zwar fast keine römischen Grundbesitzer, aber doch römische Provincialen, Briten, als Grundbesitzer vorfanden und gegen diese hart genug verfuhren) in weit gewaltsamerer Weise auftraten als Ost- und Westgothen und Burgunder. Hier möchten wir aber noch auf einen Unterschied aufmerksam machen; die erstern Völker waren nämlich, ehe sie selbständige Reiche auf römischem Grund und Boden gründeten, nie römische Unterthanen gewesen. Die Gothen dagegen als foederati in den Donaulandschaften, ihre Fürsten als römische magistri militum, ebenso die Burgunder in den rheinischen Gegenden waren lange mit römischen Sitten und Staatsverhältnissen bekannt und ihre Fürsten gewissermaßen damit vertraut, ehe sie — und zwar vertragsmäßig und anfangs als lebendige Gliedmaßen am Körper des römischen Imperatorenreiches, als Unterthanen oder doch Zugehörige in diesem Aufnahme fanden. Dadurch erklärt sich wol die Verschiedenheit des Auftretens sattsam. Auch die Franken in den niederrheinischen, holländischen und nordbrabantischen Gegenden und an der Mosel und Maas waren wol lange zum Theil Läten und Föderaten, ehe sie ihre großen Reiche gründeten, und dann schritt diese Gründung langsamer, wol vielfach durch Verträge mit einzelnen festen Orten fort, sodaß es gar nicht Wunder nehmen darf, wenn wir einerseits allgemeine Angaben über die Landabfindung der Provincialen mit ihnen ganz vermissen, und andererseits sie zu den Trümmern des römischen Staats- und Rechtswesens in einer besonders freundlichen Stellung finden. Man kann sich denken, daß nicht zu lange nach der ersten Occupation des Landes ein im fränkischen Gallien reisender Oströmer den allgemeinen Eindruck empfangen konnte, es sei hier Alles fast ebenso wohlgeordnet und eingerichtet wie im oströmischen Reiche selbst.

Das Verhältniß der Romanen und Germanen im Ganzen ist (S. 78 fg.) sehr treffend geschildert:

Bei der Einnahme Galliens waren die Deutschen das heftigere, ungezähmtere, derbere Volk, die Romanen dagegen das civilisirte, aber auch des Zügels gewohnte, furchtsame, zu Hinterlist und Berückung geneigte. Die reichen und vornehmen Romanen Galliens führten mitten in dem hereinbrechenden allgemeinen Elende noch ein glänzendes, üppiges Leben, sie liebten die Pracht, und wenn in ihren Genüssen die Feinheit der antiken Civilisation noch nicht ganz verschwunden war, so waren sie aber auch in Weichlichkeit, Schlaffheit und Verderbniß der Gesinnung verfallen. Beide Nationen haben rasch voneinander gelernt, da sie aber gegenseitig mehr das Schlimme als das

Gute angenommen, nicht zum Vortheil ihres Charakters. Doch hat der Romane anfangs mehr gewonnen als der Deutsche. Er ist frecher geworden, aber auch muthiger; er ist zum Trotz übergegangen, aber von einem Zustande der Ohnmacht und von erniedrigender Sklavengesinnung. Dagegen ist bei dem Deutschen die Gesittung, die er hier zu empfangen bestimmt war, damals nur erst auf Einzelne von großem Einflusse, im Ganzen nur eben in den ersten Keimen merklich; wol aber sehen wir ihn listiger, ränkevoller, ungerechter, erbarmungsloser, allen Begierden unterworfener als früher. Der Romane, damit Leben in ihm erwache, muß selbstthätig werden, und dazu erweckt ihn der Deutsche, da der Druck, den dieser übt, kein geistiger ist noch sein kann. Dieses Selbstgefühl, diese kräftigere Gesinnung zeigt schon einen merklichen Einfluß auf das Leben. Der Deutsche dagegen, obschon die materiellen Vortheile auf seiner Seite sind, hat für die ganze Bedeutung seines Wesens eingebüßt und muß jetzt durch eine Zwischenperiode hindurch, welche gegen seine frühere Zeit sehr zurücksteht. Seine innerlich gesunde Natur, in der das Edle nur verdeckt, nicht zerstört war, überwindet die Gefahr gänzlicher Verwilderung, die sehr nahe liegt, und trägt wesentlich dazu bei, aus der Gährung der durcheinanderwogenden Elemente Gestalten zu entwickeln, welche Culturblüten von neuer Art und allen Vorzügen der Civilisation entgegenwachsen; aber während des Processes hat er auch die wesentlichsten Bestandtheile seiner Eigenthümlichkeit eingebüßt und zeigt sich am Ende desselben ganz romanisirt. Nur an den Orten, wo die deutsche Einwanderung von vornherein in größern Massen geschah und compacter blieb, sind auch mehr Züge des deutschen Charakters stehen geblieben. Doch ist das Romanische auch da, wo es völlig überwogen hat, in der Gestalt, wie es in der Blütezeit des Mittelalters hervortritt, nicht mehr das alte aus den ersten Jahrhunderten der Eroberung; es ist ein höchst verändertes, theils weil sich in das Blut, welches darin umläuft, deutsche Säfte gemischt haben, theils weil die Deutschen einen großen Anstoß gegeben haben und die Romanen ihnen in der Kühnheit, in der Liebe zur Unabhängigkeit nacheifern.

Möge dieses Bruchstück zugleich als Probe dienen der Darstellung, welche überall geschmackvollen Sinn und gewählten Ausdruck des Autors wahrnehmen läßt. Für das größere gebildete Publicum werden ohne Zweifel die allgemeinern Partien des Buches, welche die Verhältnisse des fränkischen Reiches entwickeln, die anziehendern, lehrreichern sein. Leben und Werke eines Historikers, dessen Verdienst in Berichten aus trüber Zeit besteht, der nicht Kunstwerke der Historiographie, sondern Quellen geliefert hat, können im Wesentlichen nur den Gelehrten interessiren. Daß Ref. auch in Beziehung auf diesen speciellern Gegenstand der Forschungen des Herrn Prof. Loebell nur in höchstem Maße anerkennend sich aussprechen müsse, braucht nach dem oben im Allgemeinen Gesagten wol kaum noch besonders bemerkt zu werden. 40.

Novellen und Lebensbilder. Von A. Rebenstein. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1840. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Eine neue Erscheinung mit einem fast neuen Namen, die, wenn man nur das ästhetische Schönheitsmesser daran legen wollte, zu kurz käme. Denn das Schönheitsgefühl findet sich wenig befriedigt, wenn man durch diese nervenspannenden Scenen aus einer trüben, bewegten Wirklichkeit sich durchgearbeitet hat. Aber die Erinnerung verläßt uns nicht so bald, die Wahrheit aus der Wirklichkeit bleibt zurück, und trotz des zerreißenden Eindrucks bleibt man gefesselt an manchen Situationen, denen wenig fehlte und sie wären tragisch großartig zu nennen, und an manchen psychologischen Processen, die wir gern allein in das Reich der Phantasie verwiesen; die Darstellungsart des Verfassers überzeugt uns aber, daß wir Erlebtes, Wirkliches vor uns haben.

Der Titel „Novellen" ist unglücklich gewählt. Nicht suche man hier heitere Kunstgebilde aus der Harmonie des geselligen Lebens, die nur um die geistvolle neue Lösung einer alten Frage sich drehen. In die Elemente einer sittlich verderbten Welt, in den Auswurf großer Städte werden wir geführt; aber wieder in solche städtische Kreise, wo die Verderbtheit mit einer ursprünglichen Naturkraft verbunden ist. Wenn wir von der Roheit in den Schmuz der Verhältnisse zurückgeschreckt werden, so blickt doch zugleich eine sinnliche Innigkeit, ein Taktvermögen des Autors und ein Streben der Phantasie nach edlerm Grund und Boden heraus, der uns mit Recht auf ihn aufmerksam macht und wünschen läßt, daß seine Kraft sich auch in edlern Werken ausbilden möge. Er beschwört nicht das Gräßliche herauf, er zieht es nicht mit Wollust bei den Haaren, es ist da, gegeben und er bewältigt es, so kurz er kann, um uns dazwischen Züge von großer Zartheit zu malen und der menschlichen Natur auch in ihrer tiefsten Verworfenheit einzelne bessere Seiten abzulauschen. Aber die Verhältnisse sind leider so, daß wir kaum zu einer andern Ruhe und Befriedigung kommen können, als die jenseit des Grabes liegt. Man muß den meisten dieser Helden und Heldinnen, wo und wie sie uns auch interessiren, ein baldiges Ende wünschen, das der Autor denn auch herbeiruft, wenn es nicht von selbst kommt. Mit zwei Worten, die Bedingungen eines Kunstwerkes erwarte man nicht erfüllt, obwol dem Verf. die Anlage dazu nicht abzusprechen ist; dahingegen sind es Erzählungen, die aus dem Kreise des Gewöhnlichen heraustreten und von Jedem mit Interesse werden gelesen werden, der die fürchterlichen Disharmonien in den untern Kreisen der bürgerlichen Welt vertragen kann, und noch mit größerm von Dem, welcher in ihnen, wo Natur und Roheit noch lebendig wirken, mehr Wahrheit erkennt als in den abgeschliffenern der gesellschaftlichen Welt.

Doch vorausgeschickt muß werden, daß alle diese psychologischen Darstellungen örtlich bedingt sind. Nicht unter dem Pöbel jeder großen Stadt sind solche Scenen möglich. Sie spielen insgesammt in Danzig und sind, abgesehen von ihrem ästhetischen Werth, zur Illustration des Volkslebens dieser merkwürdigen Stadt von Wichtigkeit. Wie wenig wissen wir bis jetzt davon, und doch, nach Aller Urtheil, die Danzig kennen, ist es ebenso ausgezeichnet durch seine architektonische Schönheit und Lage, als durch seine Traditionen und seinen Volkscharakter. Eine germanische alte freie Reichs- und Hansestadt, reich, frei, Seestadt und deutsch, und gegründet in den Schlammniederungen, die die polnische Weichsel beim Ausfluß in die Ostsee gesetzt, vereinigt sie der sich widersprechenden Elemente so viele. Das slawische Urelement ist niedergedrückt vom deutschen Betriebsfleiß, und doch zieht dieser deutsche Betriebsfleiß seine alleinige Nahrung von Polen. Danzig, als deutsche Stadt der einzige Hafen, aus dem das reiche, üppige Polen seinen Überfluß ausführt, ist eine weltgeschichtlich merkwürdige Erscheinung, die tausend Gegensätze hervorruft, nährt und zu einem ernsten Nachdenken einladet. Wie mußte hier das germanische, freibürgerliche Leben in der Abhängigkeit von einer polnischen Bevormundung, isolirt von dem deutschen Körper und nur durch seine Seeverbindungen mit den andern deutschen Seestädten verknüpft, sich eigenthümlich entwickeln! Danzigs Glanzepoche, seine Unabhängigkeit wie sein Handel sind vorüber; es kam noch eine andere furchtbare Katastrophe hinzu, ein fremdes Element, was zerstörend und furchtbar in seine sittlichen Verhältnisse eingewirkt hat, die Occupation der Franzosen, eine siebenjährige Fremdherrschaft, endend mit der grauenvollen Belagerung, welche den Rest des alten Wohlstandes verzehrte, Hunger, Blut und Greuel hervorlockte und moralisch um so entsetzlicher wirkte, als die unglücklichen Bewohner für eine Sache litten, die nicht ihre war. Sie waren nicht Polen

geworden und noch nicht Preußen. Was gingen sie die Franzosen an, die als Prätorianer über sie herrschten, ihr Mark aussogen und sie dem Kugelregen der Russen und Preußen entgegentrieben, bei denen auch nicht ihre Hoffnung war? Die unglücklichen Danziger hatten nichts zu wünschen, nichts zu hoffen, denn welcher Verständige unter ihnen hätte noch den Wahn hegen mögen, in diesem Conflicte europäischer Verhältnisse die alte Freiheit zu retten. Wo aber so alle höhere Aussicht abgeschnitten, wo der Mensch zurückgedrängt ist auf den nächsten Egoismus, auf die Selbsterhaltung, wo Muth und Hoffnung sich um das tägliche Brot drehen, welche Schule für die Sittlichkeit!

Johanna Schopenhauer hat uns in ihren, leider nicht vollendeten Memoiren anziehende Blicke in das gesellschaftliche Leben der höhern Kreise Danzigs thun lassen. Es fehlt noch freilich viel, daß wir daraus eine klare Anschauung der ältern Verfassung erhielten und wie sie auf das bürgerliche Leben wirkte. Es müßte ein gewiegter Novellist oder ein geschickter Historiker sein, der, in die Geschichte Danzigs weiter zurückgehend, dem Publicum interessante Aufschlüsse über die Rathsgeschlechter, den Seeverkehr und das zwischen dem Slawischen und Germanischen schwankende Princip der alten Stadt gäbe. Denn es ist mit einem Momente aus der Geschichte nicht gethan. Hr. Rebenstein liefert uns in seinen Erzählungen ein weit vollständigeres Gemälde aus dem untern Volksleben, aber auch nur von einem bestimmten Zeitpunkt. Wir können nicht zurückschließen, wie diese kannibalischen kräftigen Naturen aus den damaligen Zuständen sich entwickelt haben, ob diese noch jetzt gefürchtete Race der Kahnschiffer und Lastträger nur ein Product des Seeverkehrs ist, oder des slawischen Blutes. Aber in das uns wildfremde Treiben des Gesindels am Strande, in die Kabachen und schmuzigen Sackgassen, auf die Kähne und in die Speicher, in diese Schulen des Verbrechens und der Lasterhaftigkeit, wie sie eben nur in den Winkeln und Vorstädten einer so reichen und so eigenthümlichen Stadt sich ausbilden können, führt er uns, daß wir darin einheimisch werden. Ruchlosigkeit und treue Gesinnung, Verderbtheit und Erschlaffung aller sittlichen Grundsätze neben gesunder urkräftiger Natur bilden ebenso grelle Gegensätze als die himmelhohen alten Giebelhäuser mit den malerischen Beischlägen zu dem Schmuz der feuchten Winkelgassen. Wie der Verf. das kurzvergangene Leben des danziger Volkes schildert, ist es wol noch jetzt. Gegensätze in Menge; in der Architektur, in den alten Anlagen Zeugen ehemaligen Ruhmes und Reichthums, der dahin ist. Die Armuth nistet um die Paläste und dringt hinein. Was da ist, nur das Product eines lebendigen Verkehrs, eines ungeheuern Handels, der verschwunden ist. Dumpfe abergläubische Bigoterie des katholischen Volkes, zahllose Juden, Mennoniten und andere christliche Sekten unter einer großen protestantischen Bevölkerung. Altreichsstädtische Sauberkeit und Behaglichkeit in den zierlichen Bürgerhäusern und dazu der Schmuz und die Völlerei der polnischen Schifferknechte, welche die Weizenkähne die Weichsel herabgebracht haben, in einem Grade, wozu uns der Begriff abgeht. Keine preußische Stadt liefert solche Listen von Verbrechen als Danzig; Kindermorde, Selbstmorde, Diebstähle, Todtschläge, Raub und selbst in der Nähe Hexenexecutionen, und man macht nicht viel Aufhebens davon. Überhaupt in dem ganzen preußischen Staate möchte es keine Stadt geben, die eine ähnliche Ausnahme machte von dem Normaltypus sittlicher und polizeilicher Ordnung als Danzig. Man muß hier zuweilen ein Auge zudrücken, während man es umgekehrt doppelt aufreißen möchte, um diesen noch unverwischten Stempel einer kräftigen Eigenthümlichkeit in allen seinen Eindrücken aufzufassen.

Wir haben zu viel über das Allgemeine gesagt, um uns kritisch bei den einzelnen Bildern, die Hr. Rebenstein aufführt, noch verweilen zu können. Nach dem Ausgesprochenen kann ihr Eindruck kein erquickender sein. Der graue nordische Himmel über dieser Entartung und dieser Kraft, über diesen Ruinen und diesem Schmuz scheucht die Heiterkeit zurück, welche bei gleichen Elementen unter einer südlichen Sonne auch aus einer Kloakenwelt sich entwickeln mag. Das Erquickliche, wie schon angeführt, ist mehr in den zarten psychologischen Zügen, die der Verf. hineinverwebt, zu suchen und der sinnlichen Auffassung und lebendigen Schilderung, die bei mehr Correctheit zuweilen meisterhaft wäre. Einer der gelungensten Charaktere ist der des Janke, wahrscheinlich ein Portrait, in der Erzählung „Die Kinder". Unsere Novellistik hat wenigstens noch keinen Bösewicht von diesem Schrot und Korn erfunden.

Gewiß ist Danzig reich genug, um noch eine ganze Reihe solcher Bilder aus dem Leben hervorzurufen, die diesen an Interesse gleichkommen, wo sie nicht noch überbieten. Möchte aber der Verf., wenn er es nicht vorzieht ein größeres Gemälde statt dieser Genrestücke zu componiren, das Genre wenigstens ausdehnen und auch edlere und reinere Elemente des Volkslebens dahineinziehen. 41.

Literarische Notiz.

Unter den vielen Werken über Nordafrika, welche in diesem Augenblicke die Aufmerksamkeit Frankreichs in Anspruch nehmen, genießen zwei einer vorzüglichen Gunst; das eine von Hrn. Jouffroy unter dem Titel: „De la politique de France en Afrique"; das andere von Aristide Guilbert unter dem Titel: „De la colonisation du Nord de l'Afrique; nécessité d'une association nationale pour l'exploitation agricole et industrielle de l'Algérie." Der Norden von Afrika hat jetzt bereits eine sehr reiche Literatur. Die dem Guilbert'schen Werke beigegebene bibliographische Liste gibt die Titel von nicht weniger als 471 Werken an, welche theils beiläufig, theils ausschließend diesen Erdstrich besprechen. Im J. 1830 erschienen allein 39 Schriften über denselben. Abulfeda eröffnet die Liste des Hrn. Guilbert. Die Alten, welche über Afrika geschrieben, sind absichtlich übergangen, weil der Anhang zu Thomas Shaw's Reisen in dieser Beziehung reichliche Auskunft gibt. Das Werk des Hrn. Guilbert verließ im August v. J. die Presse; die seit dieser Zeit erschienenen Schriften über Afrika sind demnach dem Verzeichnisse nachzutragen. 42.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

… Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 45. — 14. Februar 1840.

Zur Topographie Athens.

Um aus dem heutigen Athen das Athen des Pausanias wieder herauszufinden, meinte man früher an der Akropolis, an der Pnyx und dem herastylen dorischen sogenannten Theseustempel, der nordöstlich von beiden auf einer nicht bedeutenden Höhe liegt, die festesten Anhaltspunkte zu haben. Jener Tempel gehört durch seine Erhaltung zu den wenigen Überresten der alten Stadt, die sich auf erfreuliche Weise bemerklich machen und durch ihren Anblick minder als viele der andern, z. B. minder als das Parthenon und Lysikrates' choragisches Monument an die ganze Tragödie der letzten Freiheitskämpfe erinnern. Seit 1835 ist er neu eingedacht worden und dient zur Aufnahme der alten Inschriften und Denkmäler, die in der untern Stadt und im Piräus, sowie auf den Inseln aufgefunden werden. Throne und Marmorfragmente von zu großem Umfange, als daß man sie in sein Inneres schaffen konnte, sind außen um ihn herumgestellt, auf denen in den frühern Stunden des Tages und Abends Kinder, Greise und Faulenzer jeden Alters malerisch ungezwungen schlafen oder wenigstens sich ausruhen, an die Tage anderer Jahre den Fremden erinnernd, wo dieser Tempel noch seinem Gotte als Wohnhaus diente. Weithin erkennbar, erleichtern sie dem Fremden sich zu der ehrwürdigen Einsamkeit dieses Heiligthumes zu finden, wenn er, was fast unmöglich scheint, seine dunkel gewordenen Säulen von dem Hintergrunde der kahlen hymettischen Gebirge nicht zu unterscheiden gewußt hätte.

Fragt man, woher der Tempel — denn als solchen bezeichnet ihn seine ganze Bauart — seinen Namen und gerade diese Zutheilung erhielt, die seit Wheler's und Spon's Zeiten allgemein üblich zu sein scheint, so erfährt man, daß sie auf acht nicht sehr in die Augen fallenden Metopen beruht, welche Kämpfe des Theseus darstellen. Dieser Grund ist ein schwacher, indem sich darthun läßt, daß die alten Architekten den zum architektonischen Schmucke gerechneten Theilen der alten Tempel blos nach ästhetischen Ansichten und ohne alle Beziehung auf den verehrten Gott ihre Ausschmückung zutheilten; und rücksichtlich der zu verzierenden Theile des Gebälkes, wohin auch die Friese zu rechnen sind, ist diese Willkür durch vorliegende Reste griechischer Tempel mehrfach erwiesen. Eher dürfte von den Giebelausfüllungen sich auf den Gott schließen lassen, der im Innern des Tempelhauses verehrt ward. Doch auch gegen diese vermuthliche Regel weiß man aus Pausanias Ausnahmen aufzuzählen.

Die Benennung des von allen neuern Beschreibern Athens als Theseustempel aufgeführten Gebäudes würde daher noch andere Beglaubigungen bedürfen, welche jedoch weder bei alten noch neuern Schriftstellern sich finden. Im Gegentheile ist dieser Umstand dem erwähnten Namen sehr ungünstig, daß bei keinem Alten ein eigentlicher Tempel (ναός) des Theseus erwähnt ist; sondern daß bis auf die spätesten Zeiten herab alle griechischen Schriftsteller, mit Ausnahme des Verfassers des „Etymologicum Magnum", den Hesychius wörtlich ausschrieb, nur von einem Heiligthume, einer Kapelle, einer Grabstätte des Theseus (ἡρῷον, ἱερόν, τέμενος, σηκός) sprechen. Bei dieser Einstimmigkeit der Bezeichnung darf man wol annehmen, daß sie genauer sich ausdrückten, und daß nur der Etymologiker und Hesychius, der nachschreibt, weniger sorgfältig waren, indem sie auf ein kleines Heiligthum, auf eine Kapelle das Wort anwandten, das man nach dem Beispiele byzantinischer Kirchenschriftsteller misbrauchte.

Außer diesem Umstande ist auch die Lage des sogenannten Theseustempels der Annahme ungünstig, daß er das alte Theseion sei. Die Angabe des Plutarch, der das Heroon des Theseus, wo seine Gebeine beigesetzt waren, in die Mitte der Stadt versetzt (Plutarch, „Theseus", Cap. 36) und in einer andern Stelle dieses Hieron des Theseus in der Nähe des (Ptolemäischen) Gymnasiums noch genauer nachweist, trifft nicht zusammen mit dem allbekannten Gebäude. Der jetzt sogenannte Theseustempel liegt zwar in dem Theile des alten Athens, den eine alte und allbekannte noch sichtbare Inschrift als Theseusstadt bezeichnet, aber er liegt am westlichen Ende, wie die früherhin deutlichern Spuren der Stadtmauern beweisen. Neuere Auffindungen sind dem Bestreben entgegengekommen, den Punkt genauer zu bestimmen, wo das Ptolemäische Gymnasium war. Die Entdeckung des Monuments des Eubulides bestimmte die Lage des Dipylon, das den äußern und den innern Ceramikus voneinander trennte. Es ergibt sich aus der genauern Prüfung der classischen Zeugnisse, daß innerer Ceramikus und Agora beinah gleichbedeutend waren, und die einzelnen Andeutungen machen klar, daß diese einzig eine alte Agora nördlich vom Areo-

pagos und auf der in Mitte der Akropolis und des Areopagos sich hinziehenden Höhe war. Wie weit sie westlich und südwestlich sich erstreckte, läßt sich nicht bestimmen. Das Hephästinum und die Poikile oder kleine Stoa schied die Agora von Melite; doch galt die Höhe, auf der diese genannten und andere angrenzende Gebäude standen, als ein Theil der Agora und hieß daher bald der Agoräische Hügel, bald Eretria. Jetzt heißt diese Gegend Brysaki. Ein auf diesem Agoräischen Hügel gefundener Inschriftstein, der den Namen des Ptolemäus, Sohnes des Juba, enthielt, verstärkte die schon von frühern Topographen angenommene Vermuthung, daß hier auch das Ptolemäische Gymnasium zu suchen war, bei dem nach Plutarch das Heiligthum des Theseus lag. Will man nicht annehmen, daß Plutarch diesem Bei einen sehr weiten Sinn untergelegt habe, so mußte er ein anderes Gebäude meinen, als das Theseion genannte, das 215 Metres von diesem Punkte abliegt. Kaum wird es daher wol jetzt noch einem mit genauer Erörterung solcher Fragen vertrauten Gelehrten beikommen, den herastylen dorischen Tempel wirklich für das Heiligthum des Theseus zu halten, das Mikon und Polygnotus innen mit Wandmalereien geschmückt hatten; obgleich man so weit gegangen ist, die Spuren des Stucks, auf dem diese Malereien ausgeführt gewesen wären, durch Meiselhiebe auf den innern Cellamauern nachweisen zu wollen. Was hat die sich in Hypothesen festrennende Systemsucht nicht Alles gesehen!

War der besprochene Tempel nicht das Theseion, so hat man jedoch Grund zu fragen, was er sonst gewesen; und mit großem Scharfsinne vermuthete der gelehrte Erörterer der bisher berührten Schwierigkeiten in der Schrift, worin er die sich aufdrängenden Bedenken erwog, daß das jetzt sogenannte Theseion jener nach dem Ende der persischen Kriege und vor dem Ende des peloponnesischen gebaute Arestempel war, dessen Pausanias (I, 8, 5) mit genauern Angaben gedenkt, und den man mit Hülfe eines Briefes des angeblichen Aeschines noch bestimmter zu bezeichnen im Stande ist. Professor Roß zu Athen, dessen Schrift: „Τὸ Θησεῖον καὶ ὁ ναὸς τοῦ Ἄρεως" (Athen 1838), die hier aufgezählten Sätze entnommen sind, fand bei Cyriakus von Ancona den Tempel des Ares als einen noch im Munde der Athenienser lebenden Namen erwähnt, ohne daß man anzugeben im Stande wäre, ob Cyriakus sich durch eine Inschrift oder durch ein Monument zu dieser Benennung berechtigt glaubte. Die heutigen Athenienser, die zu der wissenschaftlichen Ruhe noch nicht reif sind, womit die Angriffe der Kritik gegen hochgehaltene Traditionen hingenommen werden müssen, sehen in dieser Antastung des Namens Theseus eine Asebie; aber sie verstehen nicht durch bessere Gründe sie zu entfernen.

Die Topographie der alten Stadt hat bei dieser Untersuchung mehre Punkte gewonnen, die mit großer Wahrscheinlichkeit festzustellen sind, aber sie hat einige verloren, die als unbestreitbar bisher angenommen waren. Der Verlust ist nachweislich. Alle Straßenciceronen, die bei der Tradition sich beruhigen konnten, finden keinen Ersatz in den mit großer Umsicht ausgesprochenen Vermuthungen und Zweifeln.

Gegen Leake's Annahmen haben die neuen Feststellungen den Vorzug, daß sie Gebäude, die Leake, aller Wahrscheinlichkeit entgegen, auf dem engen Raume zwischen dem Odeum der Regilla, dem Areopag und dem angeblichen Theseustempel zusammenschichtete, jetzt auf der weitern Abdachung des Bodens nordwestlich der Burg vertheilen, wo noch bestehende Straßen und Häusertrümmer selbst monumentale Bestätigungen verbergen mögen. Leider liegt aber in diesem Umstande der Grund zu der Besorgniß, daß eine Art von Gewißheit sehr schwer wird erlangt werden. Pausanias' Athen liegt tief unter dem heutigen begraben. Das Gewerbe regt sich gerade so schreiend und lärmend in der Äolusstraße, wie es sich fünf Meter unter seinem jetzigen Fußboden auf dem alten Ceramikus gerührt hat. Nur gezwungen werden die Lebenden ihr Recht aufgeben, um die Neugier zu begünstigen, die um die Todten sich kümmert. Wie in Konstantinopel man nach jeder Feuersbrunst auf dieselben Stellen baut, wird auch, wenn nicht ganz andere Mittel aufgeboten werden können, der Schutt der wachsenden Jahrhunderte auf dem tausendjährigen sich häufen, die alte Sohle und ihre sprechenden Trümmer immer tiefer verbergen. Athen wird noch lange ein Räthsel bleiben. Auch darum ein Räthsel, weil es noch zum Theil in den Lumpen, in denen der türkische Zwingherr es zurückließ, dennoch wie immer bezaubert.

Auf einem Vorsprunge an der nördlichen Seite des Felsens, worauf die Akropolis zu Athen thront, gerade in der Gegend, wo das alte Anakeion angenommen wird, sieht man ein mehrstöckiges Haus, das größer ist, als die Mehrzahl der neuerbauten zu Athen sind. Aus feuerfesterem Material hat es der Architekt Schaubert, ohne damit besondere ästhetische Zwecke zu verbinden, in der Zeit aufgerichtet, als der Bedarf von Wohnungen so dringend war. Jetzt ist es von der Regierung gemiethet, und in den frühesten Morgenstunden schon sieht man an den Wochentagen jüngere und ältere Leute, mit Büchern und Mappen unter dem Arme, dorthin die steilen Wege hinaufziehen. Dort ist gegenwärtig die Universität, deren einfache Lehrsäle freilich den Hallen nicht gleichen, mit denen phantastische Künstler die Schatten der Akademie auszuschmücken pflegen. Selbst der einfache Schmuck, mit dem Theophrast's Museum zu Athen einst, seinem Testamente zufolge, geschmückt war, fehlt diesem Gebäude, dessen hölzerne Treppen durch alle Säle hörbar knarren, wenn Jemand die Stufen heraufgeht. Aber wie nach einem altgriechischen Worte Städte nicht durch Mauern, Häuser und Thürme bedingt werden, sondern durch den Geist ihrer zusammenhaltenden Bürger, so besteht auch eine Universität nicht in dem Putz ihrer Aula. Jena hatte zu der Zeit, als es, mit Königsberg wetteifernd, die ernste Pflegerin des Forschens, Schaffens und Prüfens in Deutschland war, keine bessern Säle für seine Feierlichkeiten; und wenn das bisherige Universitätsgebäude zu Athen nicht durch sein Inneres imponirte, so wußte es doch durch den Blick über das Thal noch wie in alten Zeiten schon sinnlich anregende Erhebung zu erwecken und durch den Eifer und den sichtlichen Fleiß, mit dem Jüng-

linge und Männer, die weit über die gewöhnlichen Jahre des Lernens hinaus scheinen, dem Lehrenden hier folgen, durch die Andacht, mit der sie das Wort von den Lippen trinken, sich als eine Stoa des Lernens zu bewähren, wie das alte Athen kaum eine würdigere gesehen haben mag. Lehrer und Lernende zeigen gleiche Liebe zu ihrem Berufe, und wenn der Reisende, der durch das Geschrei der fremden Beschützer und das Gekreische der einheimischen Presse befangen, für Griechenlands Zukunft Besorgnisse fassen könnte, keine andere Gewähr für seine wohlwollendsten Wünsche als diesen Eifer der jetzigen Griechen, sich zu bilden, hätte, so könnte er allein ausreichen ihn gegen jede Ängstlichkeit zu beruhigen. Griechenland wird, weder äußerlich noch durch seine geistigen Beziehungen, den Türken je wieder zufallen. Seine Intelligenz wird es davor bewahren; und mit dieser allgemein geweckten Liebe zur Bildung wird auch sicher auf diesem Boden jene reinere Humanität wieder hervortreten, die den classischen Stempel seiner Weisheit und seiner künstlerischen Vollendung ausmachte. Eine 1838 unter Konstantinos D. Schinas' Rectorate erschienene kurze Hodegetik für die jungen zur Universität Übertretenden (Ὁδηγίαι πρὸς τοὺς φοιτητὰς ἑκαστῆς σχολῆς κ. τ. λ.) setzt mit wenigen Worten, aber so treffend den Bildungsgang, den man von den heutigen Griechen befolgt wünscht, auseinander, daß selbst in andern Ländern, wo eine traditionnelle Bildung heimisch ist und das Herkommen meistens diese Vorschriften ersetzt, kaum etwas Besseres gesagt werden könnte. Das Verzichniß der Vorlesungen für das Sommerhalbjahr 1839 nannte in der theologischen Facultät nur den außerordentlichen Professor Kontogonis (der namentlich hebräische Alterthümer mit großer Theilnahme seiner Zuhörer vortrug) und den Archimandriten Apostolides, der durch ein gelehrtes Programm über Johannes Damascenus und seine Schriften (gedruckt im Piräus 1838) auch literarisch der jungen Universität ihren Rang zu sichern bemüht war. Die juristische Facultät ward nach diesem Verzeichnisse durch die Ehrenprofessoren G. Rallis, Pellikas, Feder, Sutzos und die außerordentlichen Maurokordatos, Argyropulos, Herzog und zwei Privatdocenten, Kalligas und Strumpos, vertreten. Als Ehrenprofessoren der medicinischen Facultät sind Traiber und Lebadinus aufgeführt, denen die wirklichen Professoren Buros, Levkias, Pallis, Maurokordatos, Olympios und Kostis zur Seite stehen. In der philosophischen Facultät kommt nur Manusis als Ehrenprofessor vor; aber die wirklichen Professoren Gennadios, Schinas, Roß, Buris, Domnandos, Bambas, Negris, Landerer, Ulrich, und zwei Privatlehrer Gilken und Bendylos zeigen, wie umfassend hier die Lehrgegenstände sind. Alle Vorlesungen, die dies Verzeichniß anführt, wurden von früh 6 — 10 Uhr und Nachmittags von 4 — 7 Uhr gehalten, die heißen Mittagsstunden freilassend. Leider bemerkt man bei einigen noch schmerzlich die Mangelhaftigkeit der Apparate; selbst die Bibliothek der Anstalt zeigt nur die Anfänge. Eine in Wien gegen Grund und Boden eingetauschte Büchersammlung, die selbst an Incunabeln reich ist, wird zwar dem Bedarfe an classischen Schriftstellern zunächst abhelfen; aber wie vielfältig sind in dem Vaterlande unserer Bildung die Bedürfnisse, um das Alte mit dem Neugewonnenen in richtigen Zusammenhang zu bringen. Man muß hoffen, daß der Aufruf an die Griechen und Griechenfreunde für gerade diese Ausstattung des neuen Universitätsgebäudes nicht werde in Europa überhört werden, und daß das neue Universitätshaus durch die Gaben der europäischen Theilnahme und Dankbarkeit geschmückt, als einen Insassen, aus dem schlichten jetzigen auch den Lerneifer hinübernehme, der das Überlieferte veredelnd neugestaltet und den ererbten Besitz durch nie rastende Thätigkeit für seine Anwendung zum selbstgeschaffenen und ehrenvollen Erwerb macht. Doch eine alexandrinische Lust am bloßen Haben und Zusammenbringen ist bei den Griechen des jungen Staates nicht zu besorgen; sie verstehen zu entbehren, aber mit ihrem Besitze auch zu wuchern. Daß das nicht blos von dem Materiellen des äußern Lebens zu verstehen sei, beweisen ihre Zeitungen. Was sie gestern erfuhren, findet morgen schon in diesen Blättern seine Verwendung; aber wie griechisch sie diese neuen Gewinne ihrer Auffassung zu verbrauchen verstehen, das fühlt nur Der ganz durch, der in Verhältnissen der Abhängigkeit ihnen gegenüberstand. Zieht der rühmliche Geist der Wissenschaftlichkeit, der in einzelnen Erscheinungen schon so erfreulich hervortritt, in das geschmücktere Gebäude, das man am Fuße des Lycabettus am künftigen Boulevard am Ende einer Straße zu errichten beabsichtigte, das nordöstlich von dem heutigen Münzgebäude ausgehen sollte, so bringt die Anstalt einen schönern Schmuck sich selbst als Aussteuer zu, als ihr durch pentelische Säulen und durch die Marmorwerke werden kann, die man in dieser bisher völlig verabsäumten Gegend vielleicht in der Tiefe findet. Bei der Unsicherheit, die in Bezug auf den frühern Stadtplan neuerdings in Athen eingetreten ist, weiß Ref. jedoch nicht, ob die früher ersehene Stelle beibehalten worden ist; im Juni vor. J. war von dem später erst reif gewordenen Plane zu dem jetzt schon begonnenen Baue nur im Allgemeinen die Rede.

Doch das Bedürfniß war fühlbar; denn als am 1. Juni der Geburtstag des Königs Otto in dem Universitätsgebäude gefeiert ward, fehlte für die vielen Theilnehmenden der Platz. Solch ein Geburtstag in Athen hat jedoch so mancherlei Abweichendes von dem in Europa Herkömmlichen, daß man diese kleine Verschiedenheit um so lieber hinnimmt, je weniger der Umstand bei der Vergleichung zu Europas Vortheile scheint, daß dort bei solchen Feierlichkeiten der Platz im Überfluß sich findet. Musik der Truppen begrüßt einen solchen Tag, der aus Rücksicht auf die Hitze der spätern Stunden nicht spät anfängt. Schon um 7 Uhr stellt sich die Parade bei der Kathedrale, der Kirche der heiligen Irene auf, deren Vorhalle Lorberkränze schmücken, während Lorber und Myrten über den Fußboden ausgestreut sind. Schon um 8 Uhr werden die Pforten geöffnet und in buntem Gemisch finden dann die Angestellten sich zusammen, europäische Fracks neben den goldstrahlenden Kleidungen der Griechen, deren leuchtende Fußanellen und Fesi auch der alltäglichsten Zusam-

menkunft das Ansehen eines Festes geben. Die Uniformen nach europäischem Schnitte werden jedoch in der Folge, wie sie schon jetzt in der Mehrzahl waren, das griechische Costum, wenn nicht Alles trügt, ersetzen; denn ein unbestimmtes Gefühl von seinem Zusammenhange mit den Vorzügen der europäischen Bildung scheint ihm das Wort zu reden. Alle Minister waren in der europäisch gemodelten Amtstracht; nur der alte Kolokotronis, in etwas abgetragener griechischer Kleidung, über die er das bairische Ordensband trug, gemahnte wie der Pallikarismus, der sich in ein ordentlich geführtes europäisches Regiment einschleichen will. Aber der kirchlichen Feier, die durch die Pracht der Stolen und Pluvialen der Geistlichkeit doch nicht allein gehalten wird, fehlte ein besserer Gesang, mehr Würde in der Haltung des Metropoliten, der bei dem Hochamte fungirte, und die Anwesenheit schmückender Frauen, die, nach altgriechischer Sitte das Haus hütend, bei diesem festlichen Anlasse selbst von dem Herkommen nicht abwichen. In der königlichen Loge ersetzte eine einzige Dame (Fräulein v. Wiesenthau) das ganze vermißte Geschlecht, dessen Wünsche und Gebete für die Erhaltung des Königthums nicht mindern Anlaß haben, sich zu Gott zu erheben, als er den Männern vor Augen liegt; denn erst mit der Begründung des Königthums, als dem Abschlusse der Revolution, haben ja die Griechinnen eine Stellung im gesellschaftlichen Leben erlangt, die unter türkischer Herrschaft allen sammt und sonders abgeht. Als der Weihrauch verdampft, die aufgestellten Truppen vor dem Kriegsminister v. Schmalz, der als Ministerpräsident diesmal das abwesende Haupt der Regierung vertrat, in stolzer Ordnung vorbeigezogen und die Schüsse zu Ehren des Tages verklungen waren, wandte sich die Mehrzahl der Theilnehmenden durch die Äolusstraße zum Hügel, auf dem das einstweilige Universitätsgebäude steht, und die glänzendste Sonne verklärte den Raum, der bei jedem Schritte mit neuen Beziehungen auf die ältesten Sagen und Ereignisse sich ausfüllt. Auch an der Schwelle des Universitätsgebäudes fehlten die heiligen Myrten und Lorberkränze nicht, die seit Jahrtausenden hier Feste bezeichnen. Blumen und Blätter bedeckten duftend den Boden. Im juristischen Hörsaale ersetzten eine Tafel und Stühle umher das gewöhnliche Katheder und die heitern Gesichter der schmucken griechischen Studenten, die vor den Fenstern sich lauschend gruppirt hatten, Männer mit deutschgelehrten Mienen, schwarze Fracks die in der Kirche vorherrschenden bunten Röcke der Krieger. Doch auch sie fehlten nicht, und bald war, als der Erzbischof mit seinem Gefolge eingetreten war, der einfache Tisch zu einem Altar umgewandelt, und dampfender Weihrauch und Gesang eröffnete diese Panegyris. Professor Levkias, der Geschichte der Medicin gewöhnlich liest, war beauftragt die Festrede zu halten (die späterhin gedruckt werden sollte). Ein sauersüßes Lächeln begleitete von Seiten des Archimandriten, den die athenischen Universitätslehrer als einen zweiten von Quelen oder Fraissinous schildern, alle die Stellen, die mit lebhaftem Beifalle und offenem Lachen von den übrigen Zuhörern aufgenommen wurden, weil ihre Sympathie für die Freiwerdung der Wissenschaft immer ihm zustimmte. Einstimmig war das *ζητω! ζητω Ὄθων βασιλεύς!* des Schlusses. Der König ist ja der sicherste Hort der Freiheit Mittags begrüßten die fremden Schiffe im Piräus das junge Hellas mit ihren huldigenden Schüssen, Nachmittags spielten die Hautboisten des Infanterieregiments, wie es an den Sonn- und Festtagen gebräuchlich ist, am Wege nach Patissia auf dem sonnigen Felde, und hier und da tanzte man die Romaika, und als die Sonne gesunken, leuchteten über die Stadt, von den Mauern der Akropolis herab, festliche Flammen, die unter dem sternenglänzenden Himmel die ragenden Trümmer mit wunderbaren Schimmer beleuchteten. Man muß, um sich diese kurze Freude zu denken, Alles sich vergegenwärtigen, was eine griechische Sommernacht reizend macht, diese milde Ruhe der Luft, in der die flimmernden und funkelnden Lampyriden mit wollüstigem Behagen sich auf dem Abendhauche zu wiegen scheinen, dieses feierliche Schweigen der ganzen Natur, das nur der Cikaden Geschrill oder der Käuzchen Ruf und zuweilen ein fernes Gebell der Hunde unterbricht, und über der Stadt, deren werdende Straßen die Lichtlinien widerscheinend bezeichnen, hoch oben die Cekropische Burg, wie durch die ganze Geschichte ein Lichtpunkt, an dem sich das Auge erquickt. 8.

Literarische Notizen.

Die Leser d. Bl. werden sich entsinnen im vergangenen Jahre ein Buch mit dem sonderbaren Titel: „Es fängt an; Tohu Bohu's Traum; ein baffometisch-metaphysisch-wunderlicher Almanack und typical Schütte :c. Von Andreas Fischhart Ichheit, Doctor juris utriusque etc. Fleischwagen und Leipzig, 2 Bde. ½ in 8.", sowie dessen Anzeige im „Journal des débats" von Philarète Chasles erwähnt gefunden zu haben. Von diesem Buche zeigt nun kürzlich dieser Literat in demselben Blatte den zweiten Theil mit etwas verändertem Titel und Auszügen an. Aus diesen vorgeblichen Übersetzungen aus dem Deutschen ergibt sich aber auch für Den, der nicht weiß, daß weder in irgend einem französischen noch in einem deutschen Bücherkatalog sich ein Werk unter jenem Titel findet, daß das angezeigte Buch nur eben in dem Titel über der Anzeige des Hrn. Chasles existirt, die Auszüge aus demselben aber wahrscheinlich derselben Verfasser wie die Anzeige haben. Was derselbe mit dieser Mystification beabsichtigt habe, ist nicht recht klar. Da die mitgetheilten komisch-humoristisch-satirischen Proben, ein Gemisch von Rabelais, Swift, Goethe, Tieck, Jean Paul und Heine, zwar nicht geistlos, aber doch in politischer wie in socialer Hinsicht sehr unverfänglich sind, so kann man nicht begreifen, wozu die Maske dienen soll, wenn nicht vielleicht dazu, die Bizarrerie der ganzen Humoreske zu vermehren und vielleicht das an solcherlei Erzeugnisse des Humors ungewöhnte französische Publicum damit zu necken.

Eine Mademoiselle Du Puget sucht neuerdings die Franzosen durch Übersetzungen mit der schwedischen Literatur bekannt zu machen; Tegnér ist der Erste gewesen, dem dabei die Ehre widerfahren, in französischem Gewand zu erscheinen. Bis jetzt sind in der von dieser Dame herausgegebenen „Bibliothèque étrangère, ou choix des ouvrages remarquables" :c. erschienen die „Frithiofsage", „Axel", die „Geschichte Gustav Adolf's" von Fryxell, ja sogar eine vollständige Übersetzung der „Edda". 43.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 46. —— 15. Februar 1840.

Behandlung des Wahnsinns in England. *)

Von allen Unglücksfällen, die der menschlichen Natur als nothwendiges oder zufälliges Gefolge beigegeben sind, ist der Wahnsinn wol das fürchterlichste. Entsetzlicher als der Tod — als Krankheit — und Armuth steht derselbe wie ein bleiches Gespenst grinsend hinter einem Jeden, und Keiner ist ganz unbedroht von den Klauen dieses furchtbaren Ungeheuers. Ein durch Fieberhitze beschleunigter Puls, eine Entzündung des Gehirns, eine fehlerhafte Verdauung, ein Schreck, ein großer Seelenschmerz, eine plötzliche Freude, eine zu sehr ausgesponnene Lieblingsidee, ein durch langes Grübeln verfolgter Gedanke, ein unerfüllter Wunsch, eine getäuschte Hoffnung, unbefriedigter Stolz, Liebe, Haß, wer kann alle die Veranlassungen nennen, welche die menschliche Vernunft, diese höchste Gottesgabe, vernichten und den Menschen von seiner Gottähnlichkeit zur Thierestufe — und wol noch tiefer herabstürzen können.

Da steht der Mensch vor dem wahnsinnigen Bruder wie vor einem großen Räthsel, er weiß nicht, was in der dunkeln Seelenwerkstatt des Unglücklichen vorgeht; er weiß nicht, wie Licht hineinzubringen, wie auf den Kranken zu wirken ist, denn er kann die Eindrücke nicht beobachten, die seine Maßregeln im zerstörten Innern hervorbringen. Scheu betrachtet man den Wahnsinnigen, selbst den Geheilten, man weicht ihm aus wie dem Verbrecher, und das Irrenhaus hält man für ebenso entehrend beinah wie das Zuchthaus. Der geheilte Wahnsinnige schämt sich seiner Irrzeit und Jeder scheut sich darauf hinzudeuten, wie man vermeidet eine wunde Stelle zu berühren. Auch kann wol selten ein vom Wahnsinn Geheilter deutlich den Zustand des Irrwahns, worin er befangen war, darthun, und wie während demselben die Vorspiegelungen einer kranken Phantasie sich mit den Eindrücken von außen gepaart haben; denn selten können sich die Kranken Rechenschaft geben von ihren Seelenzuständen und dieselben dem Gedächtniß einprägen; ihnen bleiben selten deutliche Erinnerungen.

Der junge Mann, dessen Werk hier vorliegt, macht eine Ausnahme; er gibt das Entstehen und Fortschreiten seiner Geisteskrankheit mit fürchterlicher Genauigkeit an und thut dar, wie sehr die Behandlung von Ärzten und Freunden das Übel vermehrt, anstatt es zu heilen, sodaß er endlich in Raserei verfiel. Der Zustand seines Wahnsinns scheint den Träumen zu gleichen, jenen furchtbaren Träumen, in denen man sich oft frägt, ob man wache? in denen man sich bewußt ist, bewußtlos zu sein.

Der junge Mann, mit dem wir uns beschäftigen, ist ein jüngerer Sohn des Ministers Percival, welcher von Bellingham im Hause der Gemeinen ermordet wurde. Er war damals noch ein kleiner Knabe, doch alt genug, um einen tiefen Eindruck vom Kummer seiner Mutter und seiner ältern Geschwister aufzunehmen. Er meinte oft späterhin, daß dieser Unglücksfall den ersten Grund zu seinem Übel gelegt habe. Jedoch nahm sich das Parlament seiner an, wie seiner ganzen Familie, und er erhielt eine sorgfältige Erziehung. Seine Mutter vermählte sich mit einem Geistlichen. Er folgte der Schule, später sprach er aber Neigung zum Militairdienst aus und erhielt eine Anstellung in der Garde. Doch waren seine Beschäftigungen sehr verschieden von denen seiner Kameraden. Die Familie Percival war von jeher als sich zum Fanatismus neigend bekannt, und unser junger Offizier zeichnete sich oft durch den Ernst und die Strenge aus, womit er den leichtfertigen Reden seiner Gefährten über Religion und Moral entgegentrat. Später ließ er sich in den Wirbel der Ausschweifungen und Widersprüche der ihn umgebenden Gesellschaft hinreißen, was er mit innern Kämpfen der Reue in seinen einsamen Stunden abbüßte.

Indem Hr. Percival seine Erfahrungen niederschreibt, bezweckt er hauptsächlich die grausame und harte Behandlung an den Tag zu bringen, der ein hülfloser Wahnsinniger so oft unterworfen wird, und alle Wahnsinnigen sind hülflos. Sein Bericht ist namentlich für Ärzte sehr wichtig, da die Ärzte der Irrenhäuser ihr Experiment zu oft ins Ungewisse machen. Hier ist aber nichts ungewiß. Derjenige, welcher die entsetzlichsten Qualen erduldet, sodaß der gefühlvolle Leser erzittern muß, erzählt seine eigene Geschichte.

Aus dem letzten statistischen Überblick der Irrenhäuser in England geht hervor, daß, während die Wissenschaft der Arzneikunde nach allen Richtungen sich vervollkommnet hat, in der Behandlung der Wahnsinnigen wenig oder gar keine Fortschritte gemacht worden sind. Die Zahl der

*) Treatment of insanity in England. Narrative of the treatment of a gentleman during a state of mental derangement.

Heilungsfälle in den Hospitälern übersteigt nicht die, welche vor hundert Jahren stattfand, während in unsern luxuriösen gesellschaftlichen Einrichtungen die Zahl der Irrkranken jährlich steigt. Durch die Gewohnheit, die Pflege solcher Patienten, deren Krankheit förmlich ausgesprochen ist, Leuten zu übergeben, welche nur auf die persönliche Sicherheit des Kranken bedacht sind, bleiben die Beobachtungen der Krankheit meistens mangelhaft. Die Deutschen scheinen viel mehr Sorge auf die Behandlung der Irrkranken zu verwenden, denn die Irrenhäuser sind hier schon seit lange der Gegenstand vielen Nachdenkens; schon seit mehr als zwanzig Jahren sieht man die ausgezeichnetsten Ärzte, welche sich gern dem Beruf, Seele und Körper zugleich zu heilen, widmen, und die Irrenhäuser werden mit der größten Sorgfalt und Liebe eingerichtet, während man in England erst ganz seit kurzem angefangen, einige Aufmerksamkeit auf diese, in einem civilisirten Staate so nothwendige Anstalt zu wenden, und in Canada, wo Dampfschiffe einherbrausen, Eisenbahnen angelegt werden und der Luxus des Mutterlandes schon eingeführt ist, den Irrkranken noch das nöthige Asyl in den Gefängnissen der Verbrecher angewiesen wird.

Es scheint, als ob der junge Percival durch Religionsschwärmerei seine Vernunft zuerst auf Abwege gebracht habe. In Dublin bekannte er sich aufrichtig mit feurigem Enthusiasmus zum strengsten Calvinismus. Er trat aus der Armee, weil er meinte, „es sei würdiger des Mannes, gegen die Listen und Umstrickungen des Satans zu kämpfen, als für Könige und Constitutionen."

So lange das Fieber seines religiösen Enthusiasmus dauerte, war er glücklich, als es aber vorüber, trat die Krisis ein. Er begann zu zweifeln — und endlich zu verzweifeln; er besuchte die Predigten der berühmtesten calvinischen Geistlichen, er fastete und betete die Nächte hindurch. Zweimal behauptete er, in diesen nächtlichen Gebeten Visionen gehabt und Begebenheiten vorausgesehen zu haben, welche später sich wirklich, wenn auch mit einigen Abänderungen zutrugen. Er begab sich nach Port Glascow und Row, und ward dort durch Hrn. Campbell, den Geistlichen, in einen Kreis schwärmerischer Frömmler eingeführt, die ihn in das wilde phantastische Treiben mit hineinrissen, in dem er bald seine Umgebungen überflügelte. Von Row erzählt er:

Man kann sich leicht vorstellen, welche Wirkung der Gedanke, unter Menschen zu leben, die durch den heiligen Geist sprechen und handeln, auf einen aufgeregten und enthusiastischen Geist haben mußte. Eines Nachmittags, als ich zu Gaste bei einem Herrn war, wurde ich herausgerufen, um ein inspirirtes Frauenzimmer zu sehen, welche den Tisch verlassen und mich zu sprechen wünschte, da sie meinte, berufen zu sein, mich anzureden. Sie war eine magere häßliche Person, von den Blattern gezeichnet. Als ich mit ihr allein war, erhob sie ihre Arme und bewegte dieselben nach einem gewissen Takt, indem sie in klaren himmlischen Tönen ungefähr also zu mir sprach: „Hola mi hastos, Hola mi hastos, disca, capita, crustor, bustos etc." Dann rief sie: „und er führte sie hinaus aus Bethany und sagte: weilet in Jerusalem, bis die Kraft von oben Euch verliehen ist." Ich schwieg und forschte in meinem Innern nach dem Sinn dieser Worte, ob das „weilet in Jerusalem" auf mein Verweilen unter den Inspirirten dieser Gegend sich bezöge, oder auf den des Friedens der Seele. Während ich so nachdachte, kam eine wunderbare Empfindung über mich, vom Kopf bis zu den Füßen fühlte ich mich von einem neuen Geiste beseelt, von neuen Säften durchdrungen, ich war heiter und mild gestimmt, Ruhe und Friede war über mich gekommen. Ich hatte so etwas noch nie empfunden und erkannte das Werk des Allmächtigen. Jetzt vermuthe ich zwar, daß schon damals mein Nervensystem erschüttert war; doch erinnere ich mich mit Freuden jener Stunden. Ich hatte so viel innere Kämpfe bestanden, daß es kein Wunder war, wenn mein Gemüth sich dem so wahr scheinenden Betruge hingab. Die Geister, welche ich zuerst in Row und Port Glascow zu mir sprechen hörte und welche aus mir heraussprachen und meine Handlungen leiteten, hatten eine so reine, schöne, rührende Sprache, daß ich sie nur göttlichen Ursprungs halten konnte. Auch stimmten ihre Reden mit dem Wort des Lebens überein. Sie leiteten mich den Pfad des Friedens, des Gehorsams und der Demuth, sie ermunterten mich selbst in meinem Wunsche, der bestehenden Kirche zu folgen und nicht die sichtbare Einheit derselben zu stören. Sie bezeigten auf so entschiedene Weise sich als Geister der Güte und Weisheit, daß ich jetzt selbst noch begreife, wie ich ihnen damals gehorchen mußte.

Herr Percival ist nicht der Erste, der von dem Row'schen Sektengeiste hingerissen wurde. Durch die Schüchternheit seines Charakters entstanden später immer neue Kämpfe, er meinte zum Glaubensboten berufen zu sein, und fand nicht den Muth dazu; er glaubte den Geist des Herrn in sich zu fühlen, und es war der Geist des Wahnsinns. Er fühlte sich berufen, seine Überzeugung mitzutheilen, und oft glaubte er durch Singen und Beten Bekehrung zu erwirken.

Eines Morgens in der Frühkirche ward es mir eingegeben, den Mund zu öffnen und einen Psalm zu singen, während die ganze Gemeinde schwieg und der Geistliche sich zu predigen anschickte. Ich traute der Eingebung nicht recht, und wußte nicht gleich was zu thun. Nach langem innern Kampfe, als der Pfarrer die Predigt schon angefangen, begann ich einen Psalm. Ich stand dicht unter der Kanzel und der Pfarrer stieg herab, um mich zu bitten, daß ich aufhören möchte. Ich sagte ihm, ich sei fertig, die Geisteskraft hatte mich verlassen. Ich wußte nicht, ob ich recht oder unrecht gethan; ich wußte nur, daß eine fremde Macht aus mir gesprochen und diese schien mir eine göttliche zu sein. Später machte man mir begreiflich, daß St. Paul Recht gehabt, wenn er befahl, daß nicht Alle auf einmal reden sollen und daß man den Geist beherrschen müsse, denn Gott sei ein Gott der Ordnung, nicht der Verwirrung.

Oft hatte er lichte Augenblicke, in denen er sich seiner Gedanken und Handlungen schämte. Doch steigerte sich sein Wahnsinn immer mehr; bald meinte er ein lebendiger Beweis von des heiligen Geistes unmittelbarer Einwirkung auf den Menschen zu sein, dann glaubte er in andern Menschen das Böse entdecken zu können, und endlich glaubte er auch an das Böse in sich selbst.

Wenn ich eine Streitfrage zu verfechten hatte, so entschied ich nach dem Willen meiner wunderbaren Eingebung, und wenn ich nicht wußte, mit was für Texten ich meine Meinung belegen sollte, und den Willen oder die Kraft des Geistes in mir bezweifelte, so rief ich ihn an, und der Geist pflegte dann meine Arme und Hände in Bewegung zu setzen, er eröffnete für mich die Bibel an den bestimmten Stellen und bezeichnete mir die Worte, welche zu meiner Rede paßten. Ich erwähne dieser Thatsachen, um die Stufenleiter meines Wahnsinns vorzulegen, wenn es wirklich damals schon ganz Wahnsinn war. Ich möchte darthun, daß wirklich eine unbekannte Macht in mir wohnte und daß ich nur durch den Misbrauch oder den Gebrauch derselben

wahnsinnig wurde. War es durch den Misbrauch, so strafte mich der Herr für meinen Ungehorsam; war es aber der Gebrauch derselben, der mich ins Verderben stürzte, so war es eben der Geist der Lüge, der in mir wohnte.

Wenn Herr Percival sich also äußert, ist man zweifelhaft, ob er wirklich ganz der Vernunft wiedergegeben. Der Kampf zwischen den eingebildeten Eingebungen und seinem innern Mistrauen in denselben verursachte ihm so viel des Kummers und der innern Aufregung, daß er oft müde und betrübten Herzens wünschte, die Religion zu vergessen und in Frieden zu leben. Wenn er auch damals nicht ganz wahnsinnig gewesen, so ist es doch nicht zu bezweifeln, daß sein Verstand schon sehr erschüttert war.

Er gerieth darauf in schlechte Gesellschaft; wegen Krankheit mußte er das Zimmer hüten und Reue und Scham vermehrten sein Übel. Während dieses Unwohlseins hatte ein freundlicher Offizier, mit dessen Familie er bekannt war, sich seiner angenommen, ihn oft besucht, und diesem hatte er von den seltsamen Geschichten, die sich in ihm regten, erzählt. Um nun der kranken Phantasie andere Bilder zu geben, hatte dieser ihn beredet, eines Sonntags den Abend in seiner Familie zuzubringen, da die Gesellschaft alter Freunde ihn erheitern würde. Diese wohlgemeinte Maßregel hatte aber einen unglücklichen Ausgang. Percival bildete sich plötzlich ein, daß es seine Pflicht sei, in unbekannten Sprachen zu reden und vor der Familie seines Freundes nach der Row'schen Lehre Wunder zu thun. Er glaubte, seine schnelle Genesung sei durch Wunder bewerkstelligt worden — er meinte, daß er als ein geistiges Wesen keiner Arzneien bedürfe, daß es seine Pflicht sei, dieselben von sich zu weisen und zu zeigen, worauf seine Kur beruhe. Der Zustand seines Geistes und die Schwäche der menschlichen Natur und die falsche Richtung seines Irrglaubens offenbaren sich in dem folgenden Satze.

Es kommt mir jetzt selbst lächerlich und verächtlich vor; aber wenn die Stunde kam, in der ich einnehmen sollte, schlichtete ich meinen innern Kampf, indem ich nur die halbe Dosis, die der Arzt verschrieben hatte, nahm. Die Sache war, daß ich meinen eigenen Wahn bezweifelte und in die Ärzte auch keinen Glauben setzte.

Im Hause seines Freundes war er in großer Aufregung, welche man vermehrte, indem man ihn vom Singen und Reden zurückhielt; er wollte unter Anderm seine Hand ins Feuer legen, um zu beweisen, daß man durch den Glauben unverletzt bliebe, doch ließ er sich abhalten, dieses Wunder zu versuchen. Es war überhaupt sonderbar, wie sich immer eine Art von Vernunft kundgab, wenn durch seine wilde Raserei die persönliche Sicherheit gefährdet war, oder körperlicher Schmerz ihn bedrohte. In dieser Nacht verließ ihn zum ersten Mal das Bewußtsein, und es ist wahrhaft herzzerreißend, wie er gegen den Wahnsinn gekämpft und immer wieder von demselben befallen ward.

(Der Beschluß folgt.)

Der Fuciner See. Ein Beitrag zur Kunde Italiens von Gustav Kramer. Mit zwei lithographirten Karten. Berlin, Nicolai. 1839. Gr. 4. 16 Gr.

Seitdem die Erdbeschreibung in neuerer Zeit, namentlich durch Karl Ritter's großartige Bemühungen, zu einer vollständigen Wissenschaft erhoben worden, ist man fast allgemein darüber einig, daß es darauf ankomme, eine jede Erdstelle in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit, in ihrer allseitigen Beziehung zur Natur und Geschichte, in dem ihr inwohnenden Gesetze zu erkennen. Doch scheint es, trotz der Regsamkeit, die sich seit den letzten Jahrzehnden auf diesem Gebiete zeigt, als würden die Erwartungen, welche dieselbe erregen kann, bei näherer Betrachtung des Einzelnen nicht befriedigt. Wol wächst der Stoff durch unzählige Entdeckungen, deren kaum eine Zeit noch auf diesem Felde so viele gebracht hat als die unserige, täglich; wol dienen die Fortschritte auf den Gebieten nahe verwandter Wissenschaften der Förderung auch der Erdbeschreibung nicht wenig: aber einer umfassenden und tief eingreifenden Thätigkeit auf dem ihr eigenthümlichen Gebiete begegnet man nur selten. Der Grund ist leicht zu finden. Denn da die Erdbeschreibung zur Aufgabe hat, die Erde darzustellen in ihren unendlich mannichfaltigen, wunderbaren Bildungen, das Resultat jener geheimnißvollen, großartigen Entwickelung, welche der Gegenstand der Geologie ist, und wiederum in ihren mannichfach verwickelten Beziehungen zur Geschichte des auf ihr in buntem Wechsel lebenden Menschengeschlechts, dessen Geschicke dennoch keinem blinden Zufall gehorchen, sondern durch tausend geheimnißvolle Fäden verknüpft sind: so muß Dem, welcher die in ihr liegende Aufgabe lösen soll, in gleichem Maße der Sinn für wahre Auffassung der Natur, wie der Geschichte, nicht allein gegeben, sondern derselbe auch nach beiden Seiten gleichmäßig ausgebildet sein. Und wenn ersteres schon nicht häufig, so ist letzteres noch seltener, vornehmlich in unsern Zeiten, wo nicht nur die Wissenschaften ihren wahren Zusammenhang mit dem Gesammtleben der Menschen fast gänzlich verloren, sondern sogar untereinander selbst sich fast ins Unendliche gespalten und isolirt haben.

Es gibt wol kaum ein Land, welches so vielfach und zu allen Zeiten besucht und durchzogen wäre wie Italien. Und doch fehlt noch viel daran, daß es in dem oben angedeuteten Sinne auf eine vollständige Weise wissenschaftlich durchforscht wäre. Als ein Beitrag zur Lösung dieser Aufgabe ist die Monographie, die wir hier anzeigen, zu betrachten. Der Verf. hat, wie er sagt, Gelegenheit gehabt, das in so vieler Hinsicht merkwürdige Land in ziemlich umfassender Ausdehnung zu schauen, wenn auch nicht zu durchforschen. Daß seine Wahl nun gerade auf den Fuciner See fiel, hat seinen Grund darin, daß dieser, von der Heerstraße der meisten Reisenden ferner liegende und deshalb seltener besuchte und im Allgemeinen noch weniger, als andere, bekannte Punkt viel Eigenthümliches hat in Beziehung auf seine Lage, seine Natur und seine Geschichte, was ihn vor vielen andern auszeichnet. Was er selbst und vor ihm Andere in Bezug auf den gewählten Gegenstand erforscht, wird hier kurz und bündig gegeben.

Das System, welchem der Fuciner See angehört, ist der Apennin, von welchem Italien überhaupt in allen seinen Beziehungen dermaßen bedingt ist, daß kaum irgend ein Theil dieses Landes behandelt werden kann, ohne auf ihn zurückzugehen. Selbst die große lombardische Ebene, die in ihrer eigenthümlichen Stellung der Vermittelung zweier großen Gebirgssysteme fast eine eigene Selbständigkeit zu haben scheinen kann, ist in höchst wesentlichen Verhältnissen, zunächst und hauptsächlich in ihrer südlichen Hälfte, von ihm abhängig. Ebenso sind es alle jene kleinern Bergsysteme vulkanischen Ursprungs im mittlern Italien, welche, wenn auch in gewisser Hinsicht selbständig und von ihm gesondert, dennoch wiederum enge mit ihm verkettet und ihm untergeordnet sind. Es ist aber im Allgemeinen zum Apennin zu rechnen die ganze Masse größerer und geringerer

Erhebungen, welche außer den vulkanischen Systemen die italische Halbinsel bis zu ihrer südlichsten Spitze durchziehen.

Daher gibt der Verf. zuerst einen Überblick des Apennins, ehe er zur Beschreibung des Sees selbst kommt. Dann folgen seine Lage; seine Thalbecken; die Natur der einschließenden Berge; sein Verhältniß zu den norditalischen Seen; Verhältniß zu den vulkanischen Seen Mittelitaliens; Analogie mit dem Trasimenus; Umfang, Flächeninhalt, Tiefe des Fuciner Sees; periodisches Anschwellen; Vergleichung mit andern Seen; Schnelligkeit des Wachsens und Sinkens; Zuflüsse und unterirdische Abflüsse; Verstopfung der natürlichen Abzugskanäle; Hauptursache der Anschwellungen des Sees; Aqua Marcia, angeblich ein Ausfluß des Fucino; Schwierigkeit, in bestimmten Quellen solche Ausflüsse zu erkennen; Quelle des Fibreno; ob der Fibreno ein Ausfluß des Fucino ist; der Emissar des Claudius; Versuch, den See in den Tiber abzuleiten; Wiederherstellung des Kanals durch Trajan und Hadrian; spätere Versuche, ihn wieder herzustellen; Kunde von der innern Beschaffenheit des Kanals; Arbeiten zur Ausräumung desselben in der neuesten Zeit; Beschreibung des Emissars; Länge, Fall, Tiefe u. s. w.; das im Thalbecken des Fucino herrschende Klima; die Marser, Hauptanwohner des Sees u. s. w.

Schon aus dieser kurzen Andeutung des Inhalts geht hervor, daß diese Schrift, das Resultat sowol eigener lebendiger Anschauung als fleißiger Forschung und Benutzung fremder Quellen, Freunden der höhern Erd- und Länderkunde manches Neue darbieten wird. Wir wollen hier nur eine Stelle aus derselben hervorheben, nämlich die, wo der Verf die Lage des Sees bestimmt. Seite 11 und 12 heißt es:

„Der Fucinersee (Lacus Fucinus bei den Römern, *Λίμνη φουκίνα* bei Strabo, *φουκίνη* bei Dio, Lago di Celano bei den Italienern) liegt immitten der mächtigsten Gebirgserhebung des Apennin, welche selbst wiederum die Mitte der italienischen Halbinsel bildet, in der Erstreckung von etwa 41° 56′ — 42° 2′ nördlicher Breite, und 11° 17′ — 11° 26′ östlicher Länge von Paris. Er liegt in der That so völlig in der Mitte der Halbinsel, daß man, auf dem ihn durchschneidenden 42. Meridiane die directe Entfernung messend, dieselbe bis zu der Küste sowol des tyrrhenischen als des adriatischen Meeres ganz gleich, nämlich etwa 17 geographische Meilen findet; ebenso beträgt die geringste Entfernung nach beiden Meeren in directem Abstande die gleiche Zahl von Meilen, nämlich 11, auf der Seite des tyrrhenischen Meeres bis zum innersten Winkel des Golfs von Gaeta, auf der des adriatischen bis zu der Mündung der Pescara. Ebenso wird eine durch die Mitte der Halbinsel, ihrer Längenstreckung nach, von dem nördlichen Apenninenjoche, welches dieselbe von der Lombardei trennt, bis zum südlichen Winkel des tarentinischen Meerbusens gezogene Linie durch den Fucino in zwei gleiche Hälften von etwa 50 geographischen Meilen getheilt: sodaß in der That dieser See mit größerm Rechte verdient hätte, der Nabel Italiens genannt zu werden, als die unbedeutende Lache der cutilischen Wasser, welche viel zu weit gegen Norden liegt. Freilich wird es Niemanden einfallen, in solchen Ausdrücken der Alten geographische Genauigkeit und Schärfe zu suchen."

Die beiden nach Rivera und Rizzi-Zannoni schön lithographirten Karten dienen zu Veranschaulichung des Textes. 13.

Literarische Notizen.

Unter allen Gebieten der Poesie, in welche diese von der gewöhnlichen Poetik eingetheilt zu werden pflegt, ist wol keins in neuerer Zeit weniger cultivirt worden als das didaktische; ja, jene versificirten Darstellungen der prosaischsten Beschäftigungen, welche das vergangene Jahrhundert noch mit dem Titel von Poesien beehrte, weil die Alten während der Periode des Sinkens ihrer Poesie ähnliche Erzeugnisse hervorbrachten, scheinen ganz ausgestorben zu sein. Um so mehr Aufmerksamkeit muß also jeder neue Versuch der Art erregen, sei es auch nur als Curiosität und um zu beweisen, daß das Geschlecht der poetischen Philister nie ganz ausstirbt. Ein solcher Beweis ist uns neuerdings aus Frankreich gekommen, wo vor einigen Monaten „L'art de la guerre, poëme en dix chants par le lieutenant-général comte *Du-Pont*" erschien. Charakteristisch und in mancher Beziehung die in Deutschland und England herrschende Meinung von dem Mangel an wahrhaft poetischem Sinn bei den Franzosen rechtfertigend ist diese Erscheinung immerhin, in welcher in 10 Gesängen und 10,000 Versen alle Details der Strategie, Taktik und des militairischen Exercitiums, die Kriegsinstrumente und die verwickeltsten Manoeuvres, die Formation und Organisation der Infanterie, Reiterei, Artillerie und des Geniewesens, die Militairverwaltung sammt der Intendanz, das Feldarzneiwesen und die Spitäler beschrieben werden, sodaß das Ganze einen völligen Cursus der Militairwissenschaft in Versen darstellt. Daß dabei von Poesie im eigentlichen Sinne des Wortes nicht die Rede sein kann, versteht sich von selbst; ja, selbst die gewöhnliche Rhetorik, welche bei unsern überrheinischen Nachbarn so häufig die Poesie ersetzen muß, würde nicht anzubringen gewesen sein, wenn der Verf. nicht, um seinem Gegenstande einigermaßen das Eintönige zu benehmen, die Kriegsgeschichte nebst den Persönlichkeiten der großen französischen Feldherren in seine Darstellung mit verflochten hätte. Daß es dabei ausschließlich auf eine Verherrlichung Frankreichs und seiner Kriegshelden, besonders der Napoleon'schen Zeit abgesehen ist, sodaß es, wenn man blos diesem Gedicht folgen wollte, den Anschein haben würde, als hätten nach den Römern die Franzosen allein große Kriegsthaten verrichtet und große Helden erzeugt, darf uns bei einem Offizier aus der Napoleon'schen Schule nicht Wunder nehmen; ja, vom französischen Standpunkte aus wollen wir diese Einseitigkeit gar nicht tadeln, vielmehr möchten wir unsern deutschen Militairs dieselbe Begeisterung für ihr gemeinsames großes Vaterland und dasselbe reizbare Ehrgefühl für Alles, was seine Größe, seine Ehre und seinen Ruhm betrifft, wünschen, wie sie allgemein bei französischen Kriegern — freilich nicht immer zu unserer Erbauung und Befriedigung — angetroffen werden. Diese vaterländische Gesinnung wollen wir also auch *beim General* Du Pont gelten lassen; nur aber müssen wir dagegen protestiren, wenn sie das in Rede stehende Werk für mehr als versificirte, mitunter rhetorische Prosa ausgibt und es „Poëme" benennt.

Den Bibliophilen wird es von Interesse sein, zu vernehmen, daß ihr College, Paul Lacroix in Paris, dem lesenden Publicum bekannter unter dem Namen: „Le bibliophile Jacob", in Folge von Verlusten, die er im Buchhandel erlitten, seine werthvolle Bibliothek, die besonders im Fache der französischen Geschichte ausgezeichnet ist, veräußern will. Der Bibliophile hat selbst einen Katalog seiner Sammlung herausgegeben, der, gleich dem Pixéréconrt'schen, nicht blos in Bezug auf die darin aufgeführte Sammlung, sondern auch an sich bibliographischen und literarhistorischen Werth besitzt, da ihn der Verf. mit historischen und bibliographischen belehrenden Anmerkungen reichlich ausgestattet hat. Er wünscht, daß seine Sammlung nicht zersplittert werden möge, und wir wünschen, daß sich eine deutsche Regierung geneigt finde, dieselbe anzukaufen, da für das Fach der französischen Geschichte wol nur in wenigen deutschen Bibliotheken so gesorgt sein möchte, daß die Erlangung der Lacroix'schen Sammlung nicht eine Bereicherung für sie sein würde.

Die Daguerreotypie scheint sich immermehr des Faches zu bemächtigen, für das sie am meisten geeignet ist, nämlich die Darstellung von Architekturbildern. Bereits werden von Hrn. Lerebours, Optikus des pariser Observatoriums, die vorzüglichsten Monumente Roms in Daguerre'schen Lichtbildern verkäuflich angekündigt. 45.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 47. —— 16. Februar 1840.

Behandlung des Wahnsinns in England.

(Beschluß aus Nr. 46.)

Als psychologische Merkwürdigkeit werden wir einige seiner ersten Irrträume wiedergeben, obgleich es schwierig ist, den Verirrungen eines zerstörten Geistes zu folgen. Er schlief im Kilmainham-Hospital und hatte versprochen still zu sein und seine kranken Nachbarn nicht zu stören. Eine Zeit lang hielt er dieses Versprechen; er versichert, daß bis dahin seine Seele, bis auf den Punkt der überirdischen Eingebungen, noch ganz gesund gewesen sei.

In gewisser Hinsicht blieb sie auch gesund, und ich konnte deutlich Rechenschaft ablegen von allen Gegenständen, die mich umgaben, wie von allen Begebenheiten, die sich zutrugen; ich wartete aber immer auf die Inspiration, die mir dieselben deuten sollte. Ich wußte, daß, wenn ich mein Ohr diesen Eingebungen verschließen könnte, ich frei sein würde; aber meine Krankheit bestand gerade darin, daß ich das nicht vermochte.

In der Nacht erwachte ich unter den entsetzlichsten Eindrücken. Ich hörte eine Stimme, welche zu mir sprach und mir zu wissen that, daß ich dem Glauben ungehorsam gewesen, als ich in der Nacht Arznei genommen, daß ich dadurch den Herrn beleidigt und das Werk meiner Erlösung sehr erschwert habe. Ich vernahm, daß ich nur durch die Umschaffung in einen geistigen Körper gerettet werden könne, und daß in meinem sterblichen Leibe ein Kampf auf Leben und Tod, zwischen Gott und dem Teufel geführt würde. Das Resultat desselben sollte entweder meine Umwandlung in einen geistigen Körper, oder meine Versetzung in die Hölle sein. Die Stimme befahl mir laut aufzuschreien, wofür ich von meinem Freunde einen Verweis erhielt, weil ich mein Versprechen gebrochen.

Dann kam ein Geist über mich, und verhieß mir meine Handlungen zu leiten. Ich lag auf dem Rücken, und es schien mir, als wenn der Geist sich auf mein Kopfkissen setze und die Befehle an den Körper in mein rechtes Ohr flüsterte. Ich mußte mich in eine sehr unbequeme Stellung begeben, blos mit den Füßen und dem Kopfe aufliegend, den übrigen Theil des Körpers in die Höhe haltend und denselben unaufhörlich von einer Seite zur andern bewegend. Während dem hörte ich Stimmen von innen und außen, das Klirren von Ketten, das Blasen großer Blasebälge und das Flackern des Feuers. Ich fühlte, daß ich nur durch Jesus gerettet werden könne, denn ich sah und hörte die Hölle um mich und wußte, daß, wenn ich ihm nicht in Allem gehorche, ich in der Hölle erwachen würde. Während einigen Augenblicken hatte ich dann Ruhe, bis ich die Stimme des Geistes wieder hörte, die mir befahl, mich in derselben Stellung auf die Erde zu legen; endlich vernahm ich, daß das Werk des Herrn vollendet und meine Erlösung bewerkstelligt sei. Dann verließ mich der Geist, und ich wußte nun nicht mehr, was ich thun sollte. Es schien mir nun, als ob es dem Herrn misfiele, daß ich Unwissenheit vorgäbe, wo ich doch wissen könnte, was zu thun, und ich vernahm den Befehl, wieder auf der Erde die Stellung einzunehmen. Ich hatte aber nicht die vollkommene Leitung dazu und konnte die Stellung nicht annehmen. Doch wurde mir versichert, daß meine Erlösung davon abhing, wenn ich diese Stellung so gut wie möglich bis zum nächsten Morgen beibehielt, und wie groß war meine Freude, als ich endlich das erste Morgenlicht des Tages erblickte. Dann legte ich mich zu Bett. Ich hatte in der Nacht geglaubt, daß das höllische Feuer meinen Leib verzehrt und daß der Geist Jesu herabgekommen, um den Schmerz für mich zu dulden und mich zu Ruhm und Ehre zu verklären. Ich glaubte nun, daß ich dem zufolge in dem Zustande eines von den Todten Erstandenen sei, und daß deshalb jede Sünde des Ungehorsams doppelt strafbar in mir wäre, da mein Körper schon wiedergeboren und vom heiligen Geist ausgestattet. Ich glaubte sogar, daß der heilige Geist auch meinetwegen herabgestiegen, um mit Jesus an meiner Rettung zu arbeiten. Daß mein Körper in einem Augenblicke weiß und im andern ganz roth war, schien mir die Wahrheit meiner Einbildung zu bestätigen.

Darauf war es mir, als sollte ich durch die Welt als ein Engel gehen, unter der unmittelbaren Leitung des Herrn, und sein Kommen verkündigen. Ich hatte dabei einen dunkeln Begriff, daß ich dieses auf außergewöhnliche Weise vollbringen müsse, nämlich singend. Dieses war auch die Idee, welche ich während meines ganzen Irrwahnes beibehielt. Dann war es mir, als müsse ich zum Generallieutenant oder zum Kanzler gehen und dort frühstücken, ich würde dann einen Prinzen vom königlichen Geblüt oder einen Herzog treffen, dem ich das nahe Erscheinen des Herrn verkündigen müsse.

Mein ganzes Betragen war nun verwirrt, meine Rede wurde schwülstig und unverständlich. Nach dem Frühstück bat ich, daß man mich allein lassen möge, was mir ungern gewährt wurde. Ich hoffte, daß der Geist mich zum Gebet leiten würde, er führte mich aber zu einem Stuhl, in welchem ich mich in gezwungener Stellung niederlassen mußte, mit dem Kopfe nach der Uhr gewendet, deren Zeiger auf das erste Viertel zuging; ich meinte meine Stellung verlassen zu können, wenn derselbe das Viertel erreicht hätte, ich wollte recht sicher gehen und wartete eine halbe Minute länger; dann war ich aber auch nicht klüger, denn nun meinte ich, durch meine Unpünktlichkeit mich vergangen zu haben, indem ich Mangel an Vertrauen an den Tag gelegt. Dann mußte ich mich auf den Boden werfen, das Antlitz nach unten, in der Stellung der tiefsten Zerknirschung. Ich vernahm das Gebet des Geistes in mir und seine Reflexionen; dann kam ein anderer Geist, der den heiligen Geist um große Gaben für mich ansprach, als, die Gabe des Prophezeiens, die, alle Sprachen zu reden, Wunder zu verrichten und Geister zu sehen. Dann ergriff mich wieder das Bewußtsein meiner Nichtswürdigkeit, und als ich gefragt wurde, wie und unter welchen Bedingungen Gott mich zu sich nehmen sollte, rief ein anderer Geist aus mir heraus: „Gott, nimm mich, wie ich bin!“

Sehr erzürnt war der Kranke, als er einen starken Mann an seine Thür gestellt sah, welcher ihn verhindern wollte, die Stube zu verlassen. An diesem wollte er seine Wunderkraft üben, ergriff dessen Arm, indem er wünschte, daß derselbe schwinden möge. Da dieses nicht geschah, meinte er, die falsche Hand genommen zu haben; er bat den Mann, ihn eine halbe Stunde zum Gebet allein zu lassen, und diese Bitte wurde gewährt.

Ich halte dafür, daß der Schrecken und der Widerwille, den mir das plötzliche Erscheinen eines Wächters verursachte, mein eigentliches Verderben eest heebeigeführt. Es mag sein, daß es auch auf andere Art so weit gekommen wäre, jetzt habe ich aber die Überzeugung, daß es sich von jenem Augenblicke her datirt.

Die eesten Symptome meines Wahnsinns waren, daß ich die Ärzte stillschweigend anblickte und Dinge that, welche scheinbar gefährtich waeen. Ohne Zweifel waeen auch Fiebersymptome vorhanden, denn von dem eesten Augenblicke bis zum letzten meines Leidens behandelten mich Ärzte und Krankenpfleger, wie wenn ich mit Leib und Seele ihnen übergeben wäre und sie mit mir machen könnten, was ihnen beliebte. Mein Stillschweigen hielten sie wahrscheinlich für Zustimmung. So sagten sie mir nie, *Das und das soll mit Ihnen vorgenommen werden: wir achten es für zweckmäßig, dieses oder jenes Heilmittel anzuwenden und auf diese oder jene Weise*; man frug mich nie, *ob ich etwas zu haben wünsche oder etwas bedürfe? oder ob ich gegen dieses oder jenes etwas einzuwenden habe?* Man band mich fest an mein Bett, man verordnete mir eine magere Kost. Arznei wurde vorgeschrieben und mir eingezwungen; meine Wünsche, mein Wille, mein Widerwille, meine Bedürfnisse, nichts wurde berücksichtigt oder zu Rathe gezogen. Ich fand nicht einmal die Achtung, die man einem Kinde zu zollen pflegt.

Herr Percival behauptet selbst jetzt noch, nicht ganz verrückt gewesen zu sein. Seine Klagen über die Behandlung, die er in dem berühmten Irrenhause zu Bath erlitt, sind viel bitterer, und einige scheinen auch nicht ungegründet zu sein; die Behandlung der Wahnsinnigen ist gewiß eine der schwierigsten Aufgaben, und wer nicht Genie und Beruf dazu in sich fühlt, sollte nie dieselbe übernehmen.

Einst, nachdem er sich in der Nacht in Fieberphantasie herumgeworfen hatte, glaubte er auf Befehl des Geistes wieder jene wunderliche Stellung annehmen zu müssen. Die Gegenwart des Wächters störte ihn sehr, denn dieser pflegte ihn festzuhalten, wenn er seine Versuche begann. Er fährt fort:

Ich riß mich los von seinen Fäusten und sagte ihm, es sei zu meinem Heil, daß ich so thun müsse. Da verließ er mich und ging fort. Nun erneuerte ich die Versuche, im Namen des heiligen Geistes und ohne alle Absicht, mir das Leben zu nehmen; denn die Liebe zum Leben war noch stärker als mein Glaube. Ich muß heftiges Fieber gehabt haben, denn meine Zunge lechzte nach Wasser; ich wollte die bösen Geister von mir werfen und, um dem Allmächtigen zu willfahren, Wasser trinken. Ich erhielt keins. Der Wärter war hinausgegangen, um die Zwangsjacke zu holen, die mir angelegt wurde, und da ich noch immer versuchte, mich auf Kopf und Füße zu stellen, wurden auch meine Beine an die Bettpfoste gebunden. Es wäre gewiß besser gewesen, wenn man mich meine Harlequinmanoeuvres hätte vollbringen lassen.

Herr Percival beklagt sich sehr bitter über die Behandlung, die er in der Zwangsjacke erfuhr, mit Händen und Füßen im Bett angebunden und in der engen dumpfen Stube; er beschreibt genau die geistigen und körperlichen Empfindungen, und einige Bilder seiner Phantasie, die in diesem Augenblick ihn heimsuchten, sind entsetzlich. Er sehnte sich nach Wasser und konnte nicht aufstehen, um es zu holen; vor Allem wünschte er das Bett zu verlassen und ans Fenster zu gehen.

Meine innern Quälgeister verkündeten mir nämlich, daß meine ganze Familie auf der Straße meiner harre, um mich zu empfangen und mich als gehorsamen Diener des Herrn Jesus und als Märtyrer zu begrüßen. In andern Augenblicken mußte ich glauben, daß die Katholiken von Irland aufgestanden und nach Dublin gekommen wären, um auf meine Kreuzigung und meine Verbrennung zu deingen. Dann meinte ich auf ewig verdammt zu sein, und daß Gott mir wegen meines Ungehorsams zürne und mich zu allen Qualen, die er eigentlich dem Satan bestimmt habe, verdamme. Auch war mir kund gethan, daß der Allmächtige in seiner dreieinigen Gestalt auf die Erde herabgestiegen und in London eingetroffen sei und alle diese Dinge dem König geoffenbart habe, der auch auf Erden die entsetzlichste Qual für mich bereitet. Dann vernahm ich, daß meine Verwandten und Freunde sich für mich verwendet und bereit seien, mich jetzt gegen den Pöbel zu vertheidigen. Ich war in Todesangst und versuchte oft zum Fenster zu gelangen, bald um zu ihrer Rettung mich dem Volke auszuliefeen, bald um meine Neugierde zu befriedigen, denn oft bezweifelte ich selbst die Vorspiegelungen meiner Phantasie; aber Niemand, der nicht selbst wahnsinnig gewesen, kann beurtheilen, wie furchtbar wahr die Bilder der Einbildungskeaft in diesem Zustande scheinen; wenn ich mich aber dem Fenster näherte, wurde ich mit Gewalt zurückgehalten, denn mein Wächter meinte, ich wollte mich hinausstürzen, und durch diesen Widerspruch und die Gewaltthätigkeiten, die ich erlitt, ward mein Zustand noch mehr gesteigert.

So von Schrecknissen aller Art gequält, verlor ich endlich jegliche Herrschaft über meine Verstandeskräfte; ich fühlte ein Keachen in meinem Kopfe, und wie wenn eine Fiber an dem rechten Schlaf zerspränge, es war mir, wie wenn ein großer Mastbaum umsänke. Dieses Krachen wiederholte sich noch zweimal in der Gegend des rechten Ohres, und von diesem Augenblicke hatte ich keine Gewalt mehr über meine Handlungen.

Die unregelmäßigen Studien seiner Jugend mögen wol auch dazu beigetragen haben, seinen Geist in solche Verwirrung zu bringen; in dem wilden Chaos seiner Träume mischten sich alle möglichen Philosophien und Glaubenslehren. Thomas a Kempis, Berkeley, Pythagoras und die Mythologien der Heiden waren mit der christlichen Lehre vereint. Zufolge des Glaubens, den er in Row angenommen, wähnte er sich in einen geistigen Körper verwandelt. Er glaubte in Hölle und Himmel und auf Erden zugleich zu sein; er glaubte wissen zu können, was die Menschen um ihn her dächten. Auch die neuen Lehren der Phrenologie mischten sich in dieses Chaos und erhöhten seinen Wahnsinn. Er rannte mit dem Kopfe gegen die Wand, um gewisse Organe zu zerstören; und als er sich einst dadurch das Ohr verletzt hatte und dieses blutete, meinte er, der Thränenkanal sei mit den blutigen Thränen angefüllt, die er nicht habe weinen können und die sich auf diese Art einen Ausweg gebahnt hätten. Nichts ist so wunderbar als die Art, wie Töne und andere Eindrücke der Sinne von außen auf seinen Geist wirkten und Illusionen erzeugten. So versetzten die Töne einer Zither ihn in die größte Angst. Sie erinnerten ihn

an alle Liebe und Sorgfalt des himmlischen Vaters, die er vergessen. Dann fühlte er sich nach Portugal versetzt, wo er die Zither von einem Betteljungen hatte spielen hören; dann meinte er selbst dieser Betteljunge zu sein, in Alhandra zu Hause und ein Waise. Seine Lebensgeschichte als Bettelknabe zog nun vor seiner Seele vorüber nebst allerlei Verbrechen, die er begangen; er meinte unter Anderm ein lebendiges Schwein in kochendes Wasser geworfen und ihm die Schnauze verbunden zu haben, um das Schreien zu verhindern.

Herr Percival läßt uns so einen Blick in die Gedankenfolge der Wahnsinnigen thun, und wie jede kleine Begebenheit von außen zu einem ungeheuern Resultat im Innern führt, so wähnte er zuletzt, daß er selbst wie jenes Schwein ins heiße Wasser gebracht werden solle, und seine Seele rang in Todesangst; und das Alles war durch die Töne der Zither veranlaßt worden.

Ich vernahm wirklich das Geräusch des kochenden Wassers in der Nebenstube und die Stimmen meines Bruders und Vetters, die mich auf diese Weise martern sollten. In diesem Augenblicke traten sie Beide zu mir herein. Bald erschienen sie mir als Menschen, bald als Engel. Meine Empfindungen waren entsetzlich.

So fährt er fort, die Wirklichkeit mit den wilden Phantasien seines Wahnsinns zu verweben.

Sowie man glaubt, daß sein Zustand das Reisen ertragen könne, wird er von Dublin nach Bristol geschafft. Er meint, bei einer zweckmäßigern Behandlung würde er bald wieder genesen sein.

Man wird mich fragen, was für eine Behandlung ich für die zweckmäßige erkannt haben würde, da man mir doch nicht ohne Gefahr Freiheit lassen konnte. Man hätte mein Betragen in allen Situationen, die mein Zustand erlaubte, prüfen müssen; man hätte mich ankleiden sollen, wenn ich mich nicht selbst ankleiden wollte. Man hätte mich in der Stube auf- und abführen müssen, und wenn man auch alle Gegenstände, welche mich verletzen konnten, wegräumte, so hätte man mir doch Bücher, Feder und Bleistift lassen sollen, als Mittel zur Beschäftigung. Man hätte mich dann und wann in der freien Luft an dem Meeresufer und in den Umgebungen von Dublin spazieren fahren sollen. Niemand kann sich die Sehnsucht nach der frischen Luft denken, die damals in mir brannte. Ich erinnere mich, nie Wasser erhalten zu haben; wenn dieses geschah, so habe ich mich wahrscheinlich geweigert es zu trinken, wie ich Alles von mir wies. Man hätte es mir einzwingen sollen, wie man mir die Arzneien aufzwang. Erst als mein Bruder mich besuchte, erhielt ich frisches Wasser; dann brachte er mir auch Trauben, welche ich trotz meiner innern Abmahnung des Gewissens aß, und Gott weiß, wie erfrischend sie mir waren.

Er wird nun in das Packetboot von Bristol eingeschifft. Hier meinte er, das Schiff mit aller Mannschaft müsse wegen seiner Sünden untergehen, und da man ihm nicht erlaubte, auf das Verdeck zu gehen, rief er laut nach seinem Bruder, um ihn zu warnen. Dieser scherzte über seine Einbildungen. Nun mag es wol zuweilen die Wahnsinnigen in Wuth bringen, wenn man ihnen mit Vernunftgründen entgegentritt, obgleich zuweilen es auch gut sein mag, mit Geduld ihnen Manches zu erklären und sie wie vernünftige Wesen zu behandeln. Solch ein Verfahren hat schon oft gut gethan; aber es ist nie gut, sie mit Spott und wie Kinder zu behandeln, oder mit Verachtung ihnen entgegenzutreten. Hr. Percival scheint noch immer deshalb seinen Brüdern zu zürnen. Er glaubte nun mit Gewißheit an einen Sturm und war in Todesangst; er wollte auf das Verdeck, um den Capitain in Kenntniß zu setzen; er wurde zurückgehalten und endlich gefesselt.

So ward ich denn dem innern Wüthen meiner Phantasie preisgegeben und lag regungslos in den Qualen.

Als sie in Bristol landeten, befahl der Arzt, daß er zu Bett gebracht werde. Hier ward er wieder von neuem Entsetzen bestürmt. Man legte ihm die Zwangsjacke an. Er war in Doctor F.'s Irrenanstalt. Niemand hatte ihn mit dem Doctor F. bekannt gemacht, und sein Bruder verließ ihn.

Sein Zustand verschlimmerte sich noch immer mehr, er war heftig und muß bösartig geschienen haben, deshalb hielt man die Zwangsmittel für nothwendig, über die er sich beklagt, wie über andere Vernachlässigungen und Beleidigungen, die er meint erfahren zu haben. Dessenungeachtet genas er unter dieser Behandlung; er verließ zwar das Irrenhaus zufolge seines eigenen Wunsches, noch immer anscheinbar in einem Zustande, der den Doctor veranlaßte, ihm beim Abschiede den Wunsch auszusprechen, „ihm die Hoffnung auf Besserung geben zu können". Dieses Wort war eine unnöthige Grausamkeit.

Herrn Percival's Irrwahn dauerte ungefähr ein Jahr; er führt den Leser durch alle Stadien dieser entsetzlichen Krankheit, und läßt die Bilder seiner kranken Phantasie mit den einzelnen Lichtstrahlen von Vernunft an ihm vorüberziehen. So schmerzlich und peinlich nun auch diese Lecture ist, so bietet sie doch dem Psychologen und dem Arzte Belehrung in mancherlei Weise, indem die entsetzlichen Folgen religiöser Schwärmerei, die Ursachen und Behandlung des Wahnsinns und auch manche Geheimnisse der englischen Irrenanstalten darin geoffenbart werden.

44.

Ist der Kirchenbesuch Noth? Ein Wort an die Gebildeten von Theodor Schwarz. Hamburg u. Gotha, Perthes. 1839. Gr. 8. 6 Gr.

Der geistreiche und wohlgesinnte, durch theologische und philosophische Bildung ausgezeichnete Verf. spricht sich hier über Bedeutung des Kirchenbesuchs in der christlichen Gemeinde, über Heiligung des Feiertags von den Gebildeten, über Beschaffenheit würdiger Sonntagsfeier in einem evangelischen Staate und Mitwirksamkeit des letztern zur Weckung und Belebung kirchlicher Neigung kräftig und ernst, vielleicht hier und da etwas zu bitter aus, wird sich auch von Theologen und Standesgenossen Zustimmung zu den meisten seiner Ansichten versprechen dürfen, und hat das Verdienst, einzelne treffliche Gedanken — z. B. von der Gehaltlosigkeit alles geselligen Lebens ohne den von dem Geiste des echten Christenthums ihm zu liefernden Kern — in Umlauf zu setzen, denen man in dem von ihm angesprochenen Kreise die wirksamste Anerkennung wünschen muß. Gleichwol wird er sich, wie die socialen Verhältnisse, besonders in den größern Städten, jetzt gestaltet, gleichsam stereotypirt worden sind, keiner sonderlich bemerkbaren Nachwirkung seiner Schrift zu erfreuen haben, theils weil er sich hier und da durch seine eigene Polemik um die Frucht seiner Aussaat bringen wird, theils weil, wenn auch Zeichen der Zeit einen zu erwar-

tenden Umschwung in kirchlicher Hinsicht andeuten, doch ein dahin führender Wendepunkt selbst noch nicht da ist, sein Eintreten auch außer aller menschlichen Berechnung liegt. Wir denken aber, daß zur Anbahnung eines neuen und regern kirchlichen Gemeinlebens, das alle Stände durchdringe, auch in Übereinstimmung mit den von unserm Verf. aufgestellten Grundsätzen, die Glieder des geistlichen Standes eine hohe, nicht aus den Augen zu verlierende Aufgabe in der Rückkehr zur Verkündigung des göttlichen Wortes in seiner lautern Einfachheit zu lösen haben. Daß diese, von aller Trockenheit fern, bei gleichzeitiger Einwirkung auf Verstand, Einbildungskraft und Willen, stattfinden könne und solle, steht fest und erweist sich schon jetzt mehr und mehr durch die Amtswirksamkeit vieler würdiger Geistlichen, wird sich auch, bei den diesfalls richtig erkannten Bedürfnissen der Zeit von Seiten homiletischer Bildungsanstalten auf Universitäten und in besondern Seminarien, künftig noch mehr erweisen. Wir Manche haben dagegen durch wahre Genialität, oft auch nur durch affectirtes und manierirtes Wesen dem kirchlichen Gemeinwesen insofern empfindlich geschadet, daß ihnen der Beifall der Vornehmen und vermeintlich allein Gebildeten ausschließlich galt und strebwürdig erschien und sie ihn oft durch bloße Schönrednerei festzuhalten suchten, wenn sie nicht gar, um oben zu bleiben, den in den höhern Kreisen veränderten Tonweisen neue Texte der Gedanken anzupassen suchten. Zum Heile der Menschheit muß man in der That wünschen, daß „das Verlangen nach wahrer Geselligkeit im Geiste" von der Kirche aus angestrebt und befriedigt werde, damit der Sonntag nach und nach aufhöre, dem Leibe vorzugsweise zu dienen, vielmehr wieder anfange, der Seele, als Festgewand gleichsam, das Gefühl des innern Still- und Ruhigseins zu bringen; daß man den Sonntag gar nicht gehabt zu haben glaube, an welchem man nicht eine Predigt vernähme, die aus dem niedern Treiben des Lebens emporzöge und Veranlassung gäbe, die wilden Schößlinge, welche sich die Woche über am Lebensbaume angesetzt hatten, wieder auszuschneiden. Der Sonntag werde und sei forthin der Arzt des Glaubens. 45.

Literarische Notizen.

Ein daguerreotypirtes Paris erscheint von Anfang des Februar lieferungsweise unter dem Titel: „Paris daguerréotypé; dessins imprimés en plusieurs couleurs et rehaussés de blanc" &c. Die Abbildungen, die Kirchen von Paris, seine alten und neuen Denkmäler, seine Paläste, Boulevards, Quais, Brücken, Plätze, merkwürdigsten Straßen, Bazars, renommirtesten Magazine, schönsten und malerischsten Umgebungen darstellend, werden von einem erklärenden Texte begleitet und Text wie Zeichnungen von Hrn. Ch. Philipon dirigirt sein.

Unter den neuern belletristischen Publicationen in Frankreich erwähnen wir: „Soirée aux aventures", von Alphonse Brot (2 Bde.). Unter der Presse befinden sich: „Une nuit blanche", von Léon Gozlan; „Emmanuel", von M. Masson; „Le livre des douleurs", von Balzac; die Fortsetzung der „Confession générale", von F. Soulié; „Folies parisiennes", von J. Lecomte; „Vierges aux oeillets", von Saint Saed. Von den „Fables et apologues" des Marquis de Faudras erschien die zweite mit einem fünften Buche vermehrte Ausgabe. 5.

Bibliographie.

Almanach für das Jahr 1840. Der Belehrung und Unterhaltung auf dem Gebiete der Erd-, Länder-, Völker- und Staatenkunde gewidmet von H. Berghaus. 4ter Jahrgang. Mit 1 Bildniß und 2 Landkarten. 8. Gotha, J. Perthes. 2 Thlr.

Unumstösslicher Beweis, dass im Jahre 3446 vor Christus am 7. September die Sündfluth geendet habe und die Alphabete aller Völker erfunden worden seien. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte des alten Testamentes und zur vierten Säcularfeier des Typendruckes. Gr. 8. Leipzig, Schulz u. Thomas. 3 Gr.

Chamisso, A. v., Gedichte. 5te Auflage. Gr. 12. Leipzig, Weidmann. 2 Thlr.

Cüstine, Marquis v., Ethel. übersetzt von Fanny Tarnow. 3 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 3 Thlr. 12 Gr.

Darstellung der Lehre vom Besitz als Kritik des v. Savigny'schen Buches: „Das Recht des Besitzes. 6te verbesserte Auflage" von einem preußischen Juristen. Gr. 8. Berlin, Rücker u. Püchler. 16 Gr.

Duncker, Max. W., Origines germanicae. Commentatio I. 4. Berolini, Duncker et Humblot. 1 Thlr. 8 Gr.

Eginhard, Marienkranz. Gr. 12. Leipzig, B. Tauchnitz jun. 1 Thlr.

Die Freibeuter. Historische Novelle aus dem siebzehnten Jahrhundert. Nach dem Schwedischen von C. Eichel. Drei Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 3 Thlr. 6 Gr.

Hanne, J. W., Friedrich Schleiermacher als religiöser Genius Deutschlands. Mit dem Bildnisse Schleiermacher's. 8. Braunschweig, Oehme und Müller. 12 Gr.

Hellrung, C. L., Der Champagner ein Reise-Bericht zum Nutzen und Frommen aller Weintrinker. 8. Leipzig, B. Tauchnitz jun. 8 Gr.

Milton's, J., dramatische Werke. Comus. Simson Agonistes. Aus dem Englischen übersetzt von H....h. 8. Berlin, Hirschwald. 16 Gr.

Möller, J. H., Geographisch-statistisches Handwörterbuch über alle Theile der Erde mit besonderer Berücksichtigung des Stieler'schen Hand-Atlasses. Nach den besten Hilfsmitteln bearbeitet. 1ster Band. A—K. Nebst einem etymologischen Namenverzeichniss. Gr. 8. Gotha, J. Perthes. 2 Thlr. 8 Gr.

(Münchhausen.) Des Freih. v. Münchhausen wunderbare Reisen und Abentheuer zu Wasser und zu Lande, wie er dieselben bei der Flasche im Zirkel seiner Freunde selbst zu erzählen pflegte. Neue Originalausgabe. Mit 16 Federzeichnungen von Hosemann. Gr. 12. Göttingen, Dieterich. — Berlin, Th. Enslin. 12 Gr.

Nage. Pfeffer und Salz. Ein Kranz von älteren und neueren komischen Gedichten und Aufsätzen in ächt schwäbischer Mundart, gewunden für Freunde des Scherzes. 1ste Lustfahrt. Gr. 12. Blaubeuren, Mangold. 6 Gr.

Notizen zu einer Lebensbeschreibung des Kanzleiraths Uwe Jens Lornsen. Gesammelt von U. L. R....... Gr. 8. Hamburg, Nestler und Melle. 1839. 10 Gr.

Nowack, K. G., Johann Schön. Eine biographische Mittheilung. Gr. 8. Breslau, Korn. 1839. 6 Gr.

Quandt, Die Gemälde des Michel Wohlgemuth in der Frauenkirche zu Zwickau. Im Auftrage des Königlich Sächsischen Alterthumsvereins herausgegeben. Gr. Fol. Dresden u. Leipzig, Rud. Weigel. 1839. 1 Thlr. 12 Gr.

Quix, C., Geschichte der Stadt Aachen, nach Quellen bearbeitet. Mit einem: Codex diplomaticus Aquensis. 1ster Band. Aachen, Hensen u. Comp. 2 Thlr.

Rudolf von Ems. Der gute Gerhard. Eine Erzählung herausgegeben von *Moriz Haupt*. Gr. 8. Leipzig, Weidmann. 1 Thlr. 6 Gr.

Smidt, H., Muscheln am Strande. Eine Sammlung von Erzählungen. 3ter, 4ter Band. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr.

Wihl, L., Geschichte der deutschen National-Literatur von ihren ersten Anfängen bis auf unsere Tage. 1stes Heft. Gr. 12. Altona, Aue. 12 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 48. —— 17. Februar 1840.

Die Ultramontanen der Schweiz.

Die staatliche Zerbröckelung der Schweiz, die gegenseitige Eifersucht der Cantone, die auch jede kirchliche Partei nicht leicht ohne politischen Stützpunkt läßt, die Mischung protestantischer und katholischer Bevölkerung, die Lage des Landes, worin sich deutsche, französische und italienische Elemente berühren — dies Alles hat seit Jahrhunderten den Ultramontanismus mächtig angezogen, der nirgend ferne bleibt, wo ihm politische Zerrissenheit den Boden hinlänglich auflockert, um mit Aussicht auf Erfolg den Samen der Zwietracht ausstreuen zu können. Wie die Anhänger der römischen Hierarchie diesen Boden bearbeitet und bestellt, welche Früchte sie besonders in den letzten Jahrzehnden davon geerntet haben, ist in einer jüngst erschienenen Schrift: „Die Bedeutung des Kampfes der liberalen katholischen Schweiz mit der römischen Curie, betrachtet aus einer Gesammtübersicht der Tendenzen des restaurirten Papstthums" (Solothurn 1839), sehr anschaulich geschildert. Der Verfasser, Ludwig Snell, tritt in seinem mit voller Sachkenntniß und mit gründlichster Benutzung der Quellen geschriebenen Werke so wenig dem Dogma der echt katholischen Kirche zu nahe, als sein politisches Raisonnement auf irgend eine Weise verletzend ist. Seine Schrift, in Verbindung mit derjenigen von Jordan: „Die Jesuiten und der Jesuitismus", worin die warnenden Thatsachen und Lehren der Geschichte den nebelhaften Phantasmagorien der Ultramontanen siegreich entgegengehalten werden, ist in dem neuen kirchlich politischen Streite ein sehr bedeutendes Moment, das die Beachtung der Zeitgenossen in vollem Maße verdient. Muß man gleich die frühere Suprematie des Papstthums als ein geschichtlich Nothwendiges, als ein zeitweise Heilbringendes in der Anarchie des Feudalwesens gelten lassen; mag man gleich die Überzeugung festhalten, daß auch im Schooße der römischen Kirche eine ununterbrochene Entwickelung, eine fortdauernde Reformation statthat, und von diesem Gesichtspunkte aus die Opposition eines Lamennais und Anderer als eine Wahrheit betrachten, nicht aber, wie der Verf. thut, als einen blos scheinbaren Abfall — so wird man ihm doch in allem Wesentlichen vollständig beipflichten müssen. Mehr noch als anderswo sind in der Schweiz die kirchlichen und politischen Parteien und Tendenzen so innig verflochten, daß sich Eines ohne das Andere unmöglich begreifen läßt. Es ist darum am Orte, aus der angeführten Schrift, so weit sie die Schweiz betrifft, das Hauptsächliche hier zusammenzufassen und einiges Neuere, was darin seine Erklärung findet, anzuknüpfen. Vor der Reformation hatten die Schweizer den versuchten Übergriffen der hierarchischen Gewalt stets einen kräftigen Widerstand entgegengesetzt. Gerade die Urcantone waren auch die Wiege der kirchlichen Freiheit, obgleich sie im 15. und zu Anfange des 16. Jahrhunderts, von den italienischen Kriegen her, sich den besondern Titel der „Beschützer der Kirche" erworben hatten. Schon im 13. Jahrhunderte war indessen durch die Exemtion der Klöster von der bischöflichen Gewalt ein bleibender Riß in die alte Kirchenordnung geschehen. Die Reformation fand bekanntlich weit und breit Anklang; und ohne die Schlacht bei Kappel hätte sie sich wol über die ganze deutsche und französische Schweiz verbreitet. Nachdem sich wenigstens der größere Theil von der römischen Kirche losgerissen, war diese auf neue Mittel zu ihrer Vertheidigung und zu Wiedereroberung des Verlorenen bedacht. Zu diesem Zwecke wurde von 1579 an eine ständische päpstliche Nunciatur errichtet. Die Legaten ließen es sich fortan angelegen sein, Religionskriege anzuzetteln, die Unduldsamkeit zu nähren und Mistrauen zwischen den verschiedenen Confessionen zu säen. Es war zwar der römischen Curie nicht gelungen, die Annahme der disciplinarischen Beschlüsse des tridentiner Concils von Seiten der Schweiz durchzusetzen. Gleichwol haben sich Nunciatur und Klerus fortwährend auf diese Beschlüsse berufen. Dies geschah selbst in der allerneuesten Zeit, wie noch kürzlich in einem Erlasse des baseler Domcapitels 1839. Auch ging man seit der Reformation mit verdoppeltem Eifer auf systematische Ultramontanisirung des Klerus aus. Dazu waren besonders die Kapuziner und noch mehr die Jesuiten behülflich, die mit den päpstlichen Nuntien stets in engster Verbindung standen und auch nach der Aufhebung ihres Ordens als pères de la foi fortwährend thätig blieben.

Die französische Revolution schien für die kirchlichen Verhältnisse der Schweiz eine völlige Umgestaltung herbeizuführen. Zur Zeit der helvetischen Republik war die Nuntiatur factisch aufgehoben. Der Minister des Cultus Stapfer, hatte einen umfassenden Plan für den öffentli

lichen Unterricht ausgearbeitet. Die Aufhebung der Klöster und die Einziehung ihres Vermögens als Staatsgut war bereits beschlossen. Da kamen die Mediation und die Plane, die Bonaparte auf den Beistand des Klerus gründete, der sinkenden Hierarchie zu Hülfe. Von 1803 an arbeitete der Nuntius Testaferrata allen auf ihre Schwächung abzielenden Entwürfen beharrlich entgegen, namentlich Allem, was von dem erleuchteten Bischofe von Konstanz, v. Wessenberg, ausging. Die Verbindung der schweizerischen Bisthümer mit großen deutschen und französischen Erzbisthümern hatte indessen seither dem Kirchenwesen noch einige Unabhängigkeit gesichert. Durch die französische Revolution wurde aber der frühere Metropolitanverband aufgelöst. Darum dachte man jetzt darauf, die schweizerischen Bisthümer, als Immediatbisthümer, in unmittelbare Botmäßigkeit vom päpstlichen Stuhle zu bringen. Schon unter Pius VII., 1804 und 1805, schmeichelte man der schweizerischen Nationalität mit der Aussicht auf vier Nationalbisthümer, die unter einem schweizerischen Erzbisthume stehen sollten. Von letzterm war in der Folge keine Rede mehr. Der Anfang wurde mit Losreißung der östlichen katholischen Schweiz vom Bisthume Konstanz gemacht. Darauf wirkten die Urcantone, auf Anstiften der päpstlichen Nuntiatur, schon 1813 in der Versammlung der konstanzischen Diöcesanstände hin. Wirklich vollzogen wurde die Trennung am Schlusse des folgenden Jahres. Derselbe Testaferrata hatte seit 1809 aus Kloster- und Weltgeistlichen, sowie aus unzufriedenen Aristokraten, eine mächtige ultramontane Partei gebildet. Auch später blieben die Nuntien der Mittelpunkt und die Chefs dieser Partei, die in geschlossener Einheit dastand und in Freiburg, Schwyz und am Bischofssitze Chur ihre Hauptwerkstätten hatte. Besonders seit der Restauration entwickelte sie eine große Thätigkeit für die Herrschaft eines päpstlichen Absolutismus in der katholischen Kirche, für die Beschränkung der Staatsgewalt im Staatskirchenrechte, für hartnäckige Opposition gegen die neuern Verfassungen, für Ultramontanisirung des Klerus, für die Aufregung und Fanatisirung des Volkes, für die Erziehung der Jugend zu blinden Werkzeugen für die Zwecke der römischen Hierarchie.

Im Gebiete der katholischen Kirchenverfassung gelang zunächst den Ultramontanen die unkanonische dauernde Beseitigung fast allen Metropolitanverbandes und die Gründung von Immediatbisthümern. Für die nordwestliche Schweiz wurde nach den Bestimmungen eines Concordats, wodurch dem Papste sehr ausgedehnte Rechte eingeräumt wurden, ein neues Bisthum Basel errichtet. Im Nordosten wurde St.-Gallen vermocht, in die Gründung eines unkanonischen, schädlichen und kostspieligen Doppelbisthums Chur-St.-Gallen einzuwilligen. Erst nach langem Kampfe gelang es diesem Cantone, die Trennung zu bewirken und die Errichtung eines bischöflichen Vicariats für seine katholische Bevölkerung durchzusetzen. Doch sehen wir seit Ende 1839 die Ultramontanen St.-Gallens, wol nur von persönlichem Ehrgeize getrieben, für die Gründung eines besondern Bisthums mit dem päpstlichen Nuntius in Unterhandlung treten, die indessen bis jetzt von keinem Erfolge begleitet scheint.

Sogleich in den ersten Tagen der Restauration, auf der Tagsatzung von 1814, trat der päpstliche Nuntius mit dem Begehren auf, daß der kanonische Fortbestand der Klöster und Capitel garantirt, der Kirche die völlig freie Verwaltung ihrer Güter überlassen und die römisch-katholische Confession und ihr Cultus ausdrücklich gewährleistet werden sollten. So kam wenigstens der Art. 12, die Garantie des Fortbestandes der Klöster und Capitel betreffend, der seither zu endlosen Streitigkeiten Anlaß gegeben, in die schweizerische Bundesacte. Bis gegen 1830 war die ultramontane Partei, in steter Allianz mit der aristokratischen, im unangetasteten Besitze der Herrschaft. Nur Wenige widerstanden, wie in Luzern der Schultheiß Keller, der dafür schwer und vielleicht mit dem Leben büßen mußte. Doch weckten endlich die wachsenden Umgriffe der Römlinge eine Reaction von Seiten der weltlichen Gewalt. Eine solche Opposition mehrer schweizerischer Regierungen gegen die Fortschritte des Ultramontanismus zeigte sich schon vor den Juliereignissen in den bereits begonnenen Verhandlungen der baseler Diöcesanstände zu Solothurn, deren Zweck war, die einzelnen Cantone gegen Eingriffe zu schützen. Als es nun zur Einführung der neuen Verfassungen kam, suchten ihnen die Ultramontanen überall entgegenzuwirken. Mit zu diesem Zwecke bildete sich ein sogenannter katholischer Verein, worin mehre Bischöfe und die reichen Klöster, jedoch mit einigen ehrenvollen Ausnahmen, eine Hauptrolle spielten. Unter dem vielgebrauchten Feldgeschrei der „Religion in Gefahr" suchte der Verein überall die Unzufriedenheit gegen die neue Ordnung der Dinge zu wecken und zu nähren; er ließ es dafür an Aufhetzungen, auch wol an Bestechungen nicht fehlen. Eine Misachtung der Rechte der Staatsgewalt zeigte sich vor Allem in dem Versuche, ein unkanonisches Doppelbisthum, selbst gegen den Willen der betheiligten Stände, zu verewigen; in der Creirung eines Bischofs zu Einsiedeln, ohne alle Theilnahme des Staats; in der einseitigen Auslegung eines Vertrags bei der Propstwahl zu Solothurn u. s. w. Durch solchen Trotz herausgefodert, in all ihren Schritten verkehrt, gehemmt und geneckt, mußten wol auch die neuen Regierungen sich gereizt fühlen, und wenn sie im Eifer mitunter die Schranken der Mäßigung und Klugheit überschritten, so ist dies wenigstens zu erklären und zu entschuldigen. Einen wichtigen Schritt that Luzern durch Aufhebung der Jurisdiction des päpstlichen Nuntius, der fortan in Schwyz seinen Wohnsitz nahm. St.-Gallen erhob Opposition gegen das monströse Doppelbisthum. Zum Theil als Folge davon ist die 1834 begonnene badener Conferenz zu betrachten, gegen deren Beschlüsse der Papst sein Anathem schleuderte, die hier und da mit einigem Erfolge zu weitern Aufhetzungen und Unruhestiftungen benutzt wurden, die aber gleichwol der Mehrheit der betheiligten Stände zur Richtschnur dienten, wie sie denn auch im Wesentlichen nichts Anderes enthalten als eine Anwendung der allgemein geltend gewordenen Principien

des Staatskirchenrechts auf die speciellen schweizerischen Verhältnisse.

Im Einklange mit solchen Bestrebungen, ließen die eifrigen Verfechter der römisch-hierarchischen Interessen kein Mittel unversucht, um ihren Einfluß und ihre Partei zu vergrößern. Namentlich sollte der Klerus unbedingt ihren Zwecken dienen, und wer irgend eine selbständige Meinung geltend zu machen suchte, wurde in jeder Weise verfolgt. Um so eher mußte dies gelingen, als selbst die badener Conferenz für keine Sicherstellung der Geistlichen durch Gestattung eines Recurses von den Beschlüssen der kirchlichen Obern an die Staatsgewalt gesorgt hatte. Man erinnert sich der Verfolgungen gegen Alois Fuchs, gegen den Pater Sebastian, gegen den Pfarrer zu Kombels in Graubündten und gegen Andere. Wie man eine römische Literatur gelehrter Theologie zu schaffen suchte, so wirkte man auf die Massen durch Volksschriften und Zeitschriften, die zum Theil, wie der „Waldstätter Bote", zur plumpsten Pöbelsprache heruntersliegen. Darin wurde die Unduldsamkeit und die Feindschaft gegen Reformirte selbst offener und kecker gepredigt als sonst irgendwo in Europa. Auch suchte man das Volk durch neue Wallfahrten und Processionen zum größern geistlichen Gehorsam zu erziehen, während man zugleich den grellsten Aberglauben auf alle Weise förderte, durch Wundercuren, durch den Verkauf von Gnadenhelleen, die in der Schweiz, von Bischöfen empfohlen, zu Tausenden abgingen u. dgl. Der Generalvicar Göldlin hatte einem Nic. Wolf in Luzern sogar ein förmliches Patent zum Teufelaustreiben ausgestellt. Endlich bemühte man sich um Einführung römischer Art und Denkweise im ganzen Bereiche der Erziehung. Der Klerus, den man allgemein in das römische Schulsystem einzuweihen suchte, verschaffte sich wachsenden Einfluß auf den Volksunterricht. Hiernach kämpften die Römlinge in Freiburg gegen die Centralrealschule, in St.-Gallen gegen die Cantonsschule, im bernischen Jura, in Luzern, Solothurn u. s. w. gegen Alles, was der Staat zur Verbesserung des Schulwesens that. Vor Allem aber suchte man sich der höhern Lehranstalten und der Priesterseminarien zu bemächtigen, durch Verdrängung aller freisinnigen Lehre und Lehrer, wie dies gegen Dereser geschah, gegen Troxler, in neuester Zeit gegen Fischer und Andere.

Die thätigsten Vorfechter des Ultramontanismus waren in der Schweiz, wie überall, die Jesuiten und ihre Spießgesellen. Daß sie solche Helfershelfer hier und da auch unter Protestanten gefunden haben, ist in der Schweiz kein Geheimniß. Wie es überhaupt der Romanismus darauf abgesehen hat, durch Erziehung für die römische Hierarchie jede freie Nationalerziehung zu verdrängen, so haben die Jesuiten in Freiburg, Stäfis, Sitten, Brieg und Schwyz ihre Schulen den Staatsschulen entgegengesetzt. Besonders gediehen ihre Institute in Freiburg, wo sie am 15. Sept. 1818 ihren alten Sitz wieder bezogen hatten. Wie große Wichtigkeit der Orden selbst auf seine Stiftungen in dieser Stadt legte, geht aus dem 1830 zu Montrouge gefundenen „Verzeichnisse aller Jesuitenanstalten der Welt" hervor. In Freiburg sind Lehrer und Zöglinge fast aus allen katholischen Staaten zusammengeflossen und namentlich viele Belgier gebildet worden. Die Jesuiten daselbst künden sich als Lehrer aller Wissenschaften an, die sie aber in ihrer Weise zu romanisiren wissen. Keinen andern Zweck als die Herrschaft der römischen Kirche vor Augen, haben sie es besonders auf Ausrottung eines „vorgeblichen Patriotismus" abgesehen, indem sie behaupten, ihre Zöglinge „für die ganze Menschheit" zu erziehen. Ihr Unterricht, den sie möglichst geheim halten, ist höchst dürftig, selbst für lateinische Sprache, und besteht fast durchweg in einem blos gedächtnißmäßigen Eintrichtern. Um so strenger ist die Disciplin, wodurch die Zöglinge im Gehorsam gegen alle Förmlichkeiten der römischen Kirche geübt werden, während die Bildung des Herzens, zur freudigen Erfüllung der vaterländischen und gesellschaftlichen Pflichten, völlig vernachlässigt ist. Schon 1834 zählten die Jesuiten in Freiburg etwa 400 Schüler. Diese Zahl ist seither noch gestiegen, obgleich in Schwyz auf Privatactien ein weiteres Collegium gegründet wurde, das im letzten Jahre gleichfalls von nicht weniger als 229 Schülern besucht war. Diese Vermehrung der Jesuitenschulen und ihre wachsende Frequenz kann natürlich nicht statthaben, ohne den Staatsanstalten für die Bildung katholischer Theologen Abbruch zu thun, was denn in Solothurn und mehr noch in Luzern schon sehr fühlbar geworden ist.

Die kirchlichen Streitigkeiten im preußischen Staate, sowie in der Schweiz die Ereignisse im Cantone Zürich, haben gerade in der letzten Zeit den größern Eifer der Ultramontanen wiederangefacht. So wurden in St.-Gallen Petitionen in Masse veranlaßt; in Luzern wurde für die Unterwerfung des höhern Unterrichts unter die Jesuiten geworben; in Wallis ließen sich diese in Umtriebe gegen die neue Verfassung ein; in Tessin, im bernischen Jura, im Aargau gab es Aufhetzungen und Wühlereien. Schon hat sich die Regierung des Aargaus in Beziehung auf die Behandlung der Klöster zu einigen Concessionen bewegen lassen. Es ist nicht zu leugnen, daß auch die Regierungen der regenerirten Schweiz in der Hitze des Streits gar manche Misgriffe gethan haben; daß sie mitunter zu Maßregeln geschritten sind, die von ihren Gegnern leicht als Attentate gegen den katholischen Glauben dargestellt werden konnten, wodurch denn die Macht und der Einfluß der Ultramontanen nur vermehrt worden sind. Einem so bedeutenden Widersacher gegenüber sind jedoch alle Rückschritte, selbst wo man vielleicht allzu weit gegangen, immer gefährlich. Wenigstens sollte man sie nicht thun, ohne an andern Punkten gleichmäßig vorzuschreiten. Der Verfasser der angeführten Schrift behauptet mit Recht, daß eine Beseitigung der unheilvollen Spaltung und eine durchgreifende Reform erst durch Gründung einer schweizerischen Nationalkirche unter einem gemeinsamen Metropolitanverbande möglich sei. Das bloße Nebeneinander mehrer Bisthümer thut der von der ultramontanen Partei stets befolgten Maxime, zu trennen um zu herrschen, den größten Vorschub. Außerdem verlangt der Verfasser die Errichtung einer theologischen Facultät für Katholiken an einer der

bestehenden Hochschulen, die Stiftung eines gemeinsamen Priesterseminars unter Aufsicht des Staats, wie dies die badener Conferenzartikel für die baseler Diöcese bestimmen, das Verbot der Jesuitenschulen, wenigstens für Theologen und künftige öffentliche Beamte.' Sehr wesentlich dürfte vor Allem eine Geltendmachung der Principien der Repräsentativverfassung auch im Gebiete der katholischen Kirche sein, sowie die Gewährung eines freiern Spielraums für die Selbstthätigkeit der einzelnen Kirchgemeinden in der Gestaltung und Entwickelung ihres religiösen Lebens. In einigen Gegenden der katholischen Schweiz, kürzlich wieder in mehren Gemeinden der Basel-Landschaft, ist schon das Begehren für freie Wahl der Geistlichen durch die Kirchgemeinden und für Unterwerfung dieser Geistlichen unter periodische Erneuerungswahlen laut geworden. Solchen Wünschen sollten wol die Regierungen bis zu einem gewissen Grade entgegenkommen und zugleich denjenigen Geistlichen, deren Lehre und amtliche Thätigkeit mit dem religiösen Bewußtsein ihrer Gemeinden im Einklange steht, gegen alle Beeinträchtigungen der obern kirchlichen Behörden den kräftigen Schutz des Staates angedeihen lassen.

46.

Denkwürdigkeiten eines Philosophen, oder Erinnerungen und Begegnisse aus meinem seitherigen Leben von Hermann von Keyserlingk. Altona, Hammerich. 1839. Gr. 8. 16 Gr.

Wir sind bei diesem Buche wirklich in Verlegenheit, wen wir am meisten beklagen sollen, den Verfasser, der ein solches Buch aus Noth schreiben mußte, den Verleger, der es gedruckt hat, oder den Recensenten, der ex officio genöthigt gewesen ist es zu lesen. Denn ein so triviales, durchaus uninteressantes Buch ist uns nicht leicht zu Gesichte gekommen, und wenn mehre solche deutsche Denkwürdigkeiten erscheinen sollten, möchten diejenigen Kritiker allerdings Recht haben, welche uns Deutschen die Geschicklichkeit absprechen, Memoiren zu schreiben. Ein nur mittelmäßig gebildeter Franzose würde seine Sache weit besser gemacht haben als der deutsche Philosoph. Der Verf., der noch in Berlin existirende Doctor von Keyserlingk, hat gelebt wie viele andere Leute, er hat auf dem Gymnasium in Berlin nicht viel gelernt, er hat dem Andringen seines sehr vernünftigen Vaters, sich doch einem praktischen Lebensberufe zu widmen, nicht nachgegeben, und entschließt sich endlich dafür die diplomatische Laufbahn zu ergreifen, d. h. nichts Rechtes zu lernen. Darauf studirt er in Königsberg und Göttingen, wird mit seinem Ansuchen, sich in Berlin bei der Universität zu habilitiren, abgewiesen, weil die von ihm eingereichte philosophische Abhandlung nicht die nöthige und erfoderliche wissenschaftliche Reife und Vollendung habe, läßt sich aber doch in Jena zum Doctor machen und treibt sich nun dort und in Heidelberg herum, in der Absicht, Vorlesungen zu halten. Zu Heidelberg wird er mit Daub und Creuzer näher bekannt, verliebt sich (wie dies wiederum häufig zu geschehen pflegt) in ein schönes Mädchen und will sie gleich heirathen. Der Vater aber schlägt aus gar nicht verwerflichen Gründen die Einwilligung dazu ab, die Liebenden müssen sich trennen, die Geliebte, ein sehr vernünftiges Mädchen, gibt ihre Ansprüche an Keyserlingk im December 1819 auf und er verlobt sich darauf, schon im Mai 1820, mit einem Fräulein von Zülow in Berlin. Beide heirathen sich, der Himmel hängt, so zu sagen, voll Geigen, sie zehren vom väterlichen Erbe, denn Keyserlingk hat kein Amt und auch keinen Verdienst, er bleibt Privatdocent in Berlin, ohne daß er Zuhörer hat. Man will ihn auch nicht berücksichtigen, trotz seiner Eingaben und Vorstellungen an alle Ministerien, denn allmälig drängt ihn die Noth, sich irgend eine Anstellung zu suchen, weil er mit seinem Schwager, der das ganze Vermögen zu verwalten hat, in Misverhältnisse gerathen ist. Welchen Leser nun aber diese Verhandlungen, diese Correspondenz der Betheiligten, die Klagen über falsche Briefe und untergeschobene Quittungen, die ziemlich ein Drittel des ganzen Buchs anfüllen, interessiren sollen, weiß Ref. wirklich nicht, und muß eine solche Enthüllung von Privatangelegenheiten nicht blos für undelicat, sondern auch für höchst langweilig erklären. Die Noth wird immer größer, Keyserlingk speculirt unglücklich in spanischen Papieren, seine Frau läßt sich von ihm scheiden und er selbst muß sich sehr glücklich schätzen, durch ein Ministerialrescript vom 31. Dec. 1837 versuchsweise und auf ein Jahr als Diätarius bei dem Provinzialschulcollegium in Berlin angestellt zu werden. Das ist denn das Ende eines Philosophen, dessen ganzes Unglück eben darin besteht, daß ihn seine Philosophie nicht gelehrt hat, fleißig zu sein, tüchtig zu arbeiten, ein guter Hausvater und Ehemann zu werden und sich in die Verhältnisse dieser Welt zu finden.

Auf den 338 Seiten dieses Buchs werden denn auch allerhand politische und literarische Gegenstände, wie die polnische Revolution, die Vertreibung der Bourbons aus Frankreich, die studentischen Bewegungen und demagogischen Umtriebe in den Jahren 1817—19, die Cholera und dergleichen mehr, aber ohne sonderliches Interesse für den Leser und in einer oft gespreizten Schreibart besprochen. Am besten ist die Schilderung der Privatdocentennoth auf deutschen Universitäten gelungen, und unter den vorkommenden Persönlichkeiten hat die Oken's und Daub's noch das meiste Anziehende: sonst hat man es nur mit Situationen und Leuten zu thun, die für die Leser sehr gleichgültig sein müssen. Mit sich selbst verfährt der Hr. Doctor noch ziemlich aufrichtig, zeigt auch Reue und Kummer über sein verfehltes Leben — mußte er denn aber, wie Aurelie im „Wilhelm Meister", alle Schleusen seines individuellen Verdrusses aufziehen und Alles drucken lassen? Wie schon gesagt, nur die traurigen Umstände des Philosophen können die Herausgabe eines Buches entschuldigen, das wol schwerlich Jemand mit einiger Befriedigung aus der Hand legen wird.

11.

Literarische Notizen.

Neu erschienen in Paris: „Du droit maritime et des relations commerciales des peuples, considérés dans leurs rapports avec les affaires d'Orient", von E. Naville, und „Réforme politique, ou organisation d'une nouvelle force unitaire et gouvernementale", von A. Barbet, welcher in diesem Buche eine Übersicht der verschiedenen Systeme in Bezug auf die innere Verwaltung, Gefängnißwesen, Douanen, Armuth u. s. w. gibt. Ersichtlich ist in diesem Buche eine fast religiöse Tendenz. Barbet's Ziel ist ein Zustand der Dinge, innerhalb dessen die Verwaltung, dem neuen Geiste der Bevölkerungen und den industriellen Tendenzen unsers Jahrhunderts sich anpassend, ihre Autorität unverletzt, unbedroht und unzerstörbar sehen würde, weil von ihrer Erhaltung zugleich die Existenz jedes Einzelnen abhänge.

Von Tissot, Mitglied der Akademie, erschienen: „Leçons et modèles de littérature française ancienne et moderne", und von den Herren Genoude und Berryer „Leçons et modèles de littérature sacrée et d'éloquence judiciaire". Die Verleger dieser vier Bände haben nichts versäumt, um sie typographisch mit allem möglichen Luxus auszustatten. Von dem Verleger der „Histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normands", welche bereits in fünfter Ausgabe erscheint, wird angekündigt: „Confessions d'une jeune Anglaise de qualité", ein niedliches mit acht schönen Frauenportraits geschmücktes Buch, aus dem Englischen der Gräfin Blessington von Lewis Delaporte übersetzt.

5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 49. —— 18. Februar 1840.

Schwedische Romane.

Wir haben von einem Cyklus schwedischer Romandichtungen Rechenschaft zu geben, die uns seit einiger Zeit zugegangen sind und die durch Eigenthümlichkeit in Bau und Färbung unsere Aufmerksamkeit wol in einem höhern Grade in Anspruch zu nehmen verdienen. Vermissen wir auch darin den dichtenden Geist, der in den Schachten poetischer Lebensanschauung jene Malerei der Seelenzustände aufsucht, mit denen Jean Paul, Göthe, Tieck, Schefer und Immermann unsere Romanliteratur in die höchste Kunstsphäre erhoben haben, und entbehren sie auch durchweg jener philosophirenden und kritischen Tendenzen, die jetzt unter uns bei dem Romane in vorzüglichen Ehren stehen, so finden sich doch neue und frische Lebensbilder eines fremden Landes, Sittengemälde anziehender Art und psychologische Scenerien voll Geist und Lehre darin vor. Alle aber ohne Ausnahme athmen diejenige Reinheit des Sinnes und des Geschmacks, die in der deutschen Romanliteratur jetzt nur zu sehr vermißt wird, und der Preis sittlicher Tendenzen muß ihnen zugesprochen werden.

Wie es in Schweden meistens Frauen sind, die dies Literaturfeld mit Glück anbauen, worin sie die mit der strengen Wissenschaft beschäftigten Männer ablösen, so wenden sich diese Romane auch zumeist an weibliche Leser unter uns, und sind diesen ihrer Reinheit wegen ebenso sehr als wegen ihres naiven, weltzufriedenen Sinnes zu empfehlen. In diesem Sinne wird unter uns beinahe nichts mehr geschrieben, wenn wir die leidige Almanachsliteratur abrechnen, und Derjenige geräth bei uns in nicht geringe Verlegenheit, der für einen weiblichen Leserkreis eine bildende und nicht verbildende Lecture vorschlagen soll. Was soll dieser Kreis mit den Erzeugnissen, welche das junge Deutschland unter uns hervorgebracht hat, beginnen? Was sollen sie ihm vor allen Dingen nützen? In Schweden ist unter natürlichern und darum glücklichern Lebens- und Staatsverhältnissen jene kritische Jugend noch nicht zur Geburt gekommen, welche, der Idee unmäßig huldigend und von ihr zum Reformschwindel verleitet, die ganze Welt unter sich erblickt und sie zu verbessern sich berufen glaubt; jene Alles tadelnde, die Weltverhältnisse nach falschem Maßstabe messende, dünkelhafte und erfahrungslose Jugend, die sich bei uns des Marktes bemeistert hat und von dem Romanreiche aus der Welt ihre Gesetze dictiren möchte; jene wilde Jagd junger Literatoren, die sich für zu gut hält für Arbeit und Anstrengung, welche sie unter ihrer Würde glaubt, und die gleich ihren Brüdern an der Seine mit dem Jagdspieß der Idee eine Welt voll Realitäten von der Erde verscheuchen möchte! Was soll ein weiblicher Leserkreis, eine reine, eine junge Seele mit einer „Wally", mit Mundt, mit Laube, so lange sie in ihren Irrthümern verharren? Und wie selten erscheint, im Ganzen genommen, unter uns ein Buch, aus dem sich ein Leser Freude, Bildung, Lehre und ein schuldloses Vergnügen schöpfen kann?

Dies ist der Gesichtspunkt, aus dem wir die schwedischen Romane, welche wir besprechen, willkommen heißen und ihren Bearbeitern gern unsern Dank sagen.

1. Die Cousinen. Novelle. Von der Verfasserin der Frauen. Aus dem Schwedischen übersetzt von C. Eichel. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 1839. 8. 3 Thlr.

Eine wahre Lust und Freude wäre es, Referent der Romanliteratur in d. Bl. zu sein, wenn alle Romane dem vorliegenden ähnlich wären, oder nach andern Richtungen hin ein ähnliches Verdienst entwickelten, wie dieser in Bezug auf Psychologie des weiblichen Herzens und der Liebe. Unsere Henriette Hanke hat darin viel geleistet; allein sie sieht sich durch die Verf. des hier angezeigten Romans doch übertroffen, und namentlich durch die in classischer Ruhe fortgeführte, anscheinend ganz tendenzlose und doch so inhaltreiche Erzählung der „Cousinen" in Schatten gestellt. Es ist nicht möglich, ohne das mindeste Aufgebot ungewöhnlicher Erfindungen in Charakteren und Begebenheiten interessanter zu erzählen, den Leser zu größerer Theilnahme zu nöthigen und ihm mehr Befriedigung zu geben, als in dieser durchweg von künstlerischem Sinn geleiteten, durch Mäßigung und den reinsten Geschmack gewinnenden und von einem tiefen und lebendigen sittlichen Gefühl beherrschten Erzählung geschieht. Wie stehen hiergegen die französischen Teufeleien eines Sue, Balzac und Soulié, wie selbst die kupplerischen Heucheleien eines George Sand und wie die englischen Gaunerportraits eines Boz zurück? Wie spricht Wahrheit und Natur hier zu jeder wohlgeordneten Seele und wie verstimmt und beleidigt, in unserer Menschenwürde beleidigt wenden wir

uns nach dieser Lecture von jenen Lästerungen weg, welche Sue und Boz auf die menschliche Natur häufen, indem sie sich das Ansehen geben, sie mit Naturanlage zu entschuldigen? Es ist längst dahin gekommen, daß diese Mörder- und Gaunerliteratur von jeder edlern Seele verworfen und gemieden wurde; aber was sollte Anderes ihr empfohlen werden bei dem allgemeinen Irrthum, als sei in der Aufwühlung des menschlichen Schlammes auf Poesie zu treffen? Es gab kaum noch eine Schrift dieser Art, die einer Jungfrau hingegeben werden mochte, und in dieser Noth mußten selbst die Arbeiten der Dudevant noch für zulässig gelten. Wohlan, in diesen Romanen aus dem Schwedischen bricht ein reinerer Tag an, und wie nach trüben und schwülen Spätsommertagen der frische, klare Septembermorgen doppelt erfreut, so freudig begrüßen wir auch diese Erscheinungen voll echt germanischer Blüten aus dem sittenreinen Nordlande, von welchem abermals eine Reform — wie so oft schon vordem — ausgehen und ein besserer, kräftigerer und reinerer Hauch über die Südhälfte Europas wehen zu wollen scheint.

Der vorliegende Roman erzählt eine einfache und oft wiederholte Geschichte von zwei einander in Liebe zugewandten Seelen, deren äußere Vereinigung an kleinen Misverständnissen und kleinen Charaktermängeln scheitert, und die, nachdem sie für immer getrennt sind, erst ihrer Sympathie inne werden. Diese Erzählung ist mit den trefflichsten Charakterzeichnungen geschmückt, reich an Situationen voll Wahrheit und Leben und voll fesselnder Sittenbilder. Amalia's Erzählung im ersten Theile von ihren fünf Herzensangelegenheiten ist ein Meisterstück feiner Seelenmalerei und eindringender Beobachtung, zugleich aber auch von Laune und gutem Geschmack. Die Darstellung ist in ihrer einfachen Heiterkeit, in ihrer Naturwahrheit und ihrem leichten Fluß köstlich und hinterläßt den schönsten künstlerischen Eindruck. Der Verfolg der Geschichte im zweiten und dritten Theile ist minder lobwürdig, obgleich es an einzelnen trefflichen Situationen nicht fehlt. Die Charakteristik der beiden Tanten, der aristokratischen sowol als der neugierigen, sittenpredigenden Lisbeth ist musterhaft, und unter den Männern sind der Onkel und Mühlendorf Proben von meisterhafter Consequenz und innerer Haltung. Amalia's Tod hinterläßt uns am Schluß des dritten Theiles eine sanfte, künstlerisch gemilderte Rührung, bei der wir aufgelegt bleiben, die Lehre des Romans: „daß unsere kleinen und unbeachteten Schwächen eigentlich unser Schicksal bilden", gern in uns aufzunehmen. Von den psychologischen Zügen in dieser Erzählung ist keiner sprechender und besser beobachtet als der, daß Axel, Amaliens Liebling, den sein Oheim als einen unverbesserlichen Verschwender als Knabe fast aus dem Hause verstößt, als ein Knicker und Pedant in den Jünglingsjahren zurückkehrt und eben dadurch Amaliens Herz verliert.

2. Axel. Novelle. Von der Verfasserin der Cousinen. Aus dem Schwedischen von E. Eichel. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 1839. 8. 3 Thlr.

Dieser Roman bildet die Fortsetzung des vorhergehenden, indem er die Schicksale Axel's nach dem Verlust seiner Amalie weiter fortführt und sie in strenger poetischer Consequenz mit seinem tragischen Ende schließen läßt. Auch hier sind die Details wieder von großer Lieblichkeit; die einzelnen Episoden von Axel's Herzensabenteuern — welche die Liebe zu Amalien jedoch alle überlebt, gleichsam um die Lehre zu verwirklichen, daß die wahre Liebe doch nur einmal in das Menschenherz einkehrt —, sind so originell, naturwahr und so geschickt erzählt, daß sie für kleine idyllische Meisterstücke gelten müssen. Wie vortrefflich beobachtet ist z. B. die Geschichte des Julchens von Kassel, des wahren Prototyps eines deutschen Mädchens aus dem Mittelstande, in Sentimentalität und Leichtfertigkeit. Die Haupthandlung verläuft jedoch etwas schläfrig und behauptet sich in dem Interesse nicht, welches der vorhergehende Roman einflößte, von dem diese Fortsetzung nicht zu trennen ist.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten.

London, Ende Januar 1840.

Die neuesten hiesigen literarischen Erscheinungen sind besonders Reisebeschreibungen. Unter ihnen empfehle ich Ihrer Aufmerksamkeit vor Allem: „Austria", von Peter Evan Turnbull (2 Bde.). Dieses Werk zeichnet sich durch gesunden Sinn und Sorgfalt, wie durch einen unparteiischen, ruhigen und feinen Ton höchst vortheilhaft aus. Es ist das Resultat einer Reise, die der Verf., ein ebenso erfahrener Weltmann als tüchtiger Gelehrter, in den Jahren 1834—36 in Östreich machte. Da sich aber ein solches Werk in Deutschland selbst am besten beurtheilen läßt, so begnüge ich mich damit, hier auf dasselbe aufmerksam gemacht zu haben, und gebe nur noch kurz den Inhalt an. Der erste Band enthält die Beschreibung der Reise durch Böhmen, Steiermark, Oberöstreich nach Wien und zurück über Triest; der zweite Band enthält Abhandlungen über den socialen und politischen Zustand Östreichs, die Grundsätze der Regierung, die Finanzen, den Handel, die Eigenthumsgesetze, den Grundbesitz, die Religion, die Erziehung, die Rechtspflege, die Policei, das Armenwesen und die auswärtige und innere Politik. Gewissermaßen eine Ergänzung des vorigen Werks ist: „Hungary and Transylvania" von John Paget (2 Bde.). Während Hrn. Turnbull's Buch sich blos auf die deutschen Lande Östreichs beschränkte, beschreibt Hr. Paget die im Jahre 1835 von ihm nach Ungarn und Siebenbürgen unternommene Reise auf eine sehr lebhafte und anziehende Weise. Hood's „Up the Rhine" erwähnte ich am Schlusse meines letzten Berichts. Da es gerade Weihnachten war und das Buch jener vergnügt gestimmten Zeit so sehr entsprach, konnte ich nur das vollste, ungetheilteste Lob über dasselbe aussprechen. Jetzt bemerke ich jedoch, obgleich es sich im Grunde von einem Possenreißer von Profession nicht anders erwarten läßt, daß man eine ernsthafte und genaue Reisebeschreibung hier nicht suchen müsse. Man wird es den Briefstellern — das Buch besteht nach dem Muster „Humphrey Klinker's" aus den Briefen einer Familienpartie — zu gute halten, wenn es ihnen mitunter gegangen ist wie jenen Reisenden, der buntbemalte Ostereier für deutsche Naturproducte hielt. Von Marryat's „Diary in America" ist der zweite Theil erschienen. Gäbe sich dieses Werk, wie das Hood's, für nichts als launige Fiction, so würde es sicher vielen Beifall gefunden haben. Der Verf. besteht aber darauf, daß wir alle seine Schnurren und Späße für baare Münze nehmen sollen. Der zweite Theil soll nun, während der erste mehr den leichten Unterhaltungsstoff enthält, die Philosophie des Werks enthalten. Diese „Philosophie" ist am Schlusse in folgenden Worten zusammengefaßt:

„Amerika hat der Welt gezeigt, daß, obwol mit jedem Vortheil auf seiner Seite, der Versuch einer Republik elendiglich mislungen, und daß die Zeit noch nicht gekommen ist, wo die Menschheit sich selbst regieren kann.“ Nun, der Capitain ist sicher seines Faches kein Philosoph. Um solche Fragen, wie die erwähnte, zur Zufriedenheit zu beantworten, fehlen ihm nicht nur historische Vorstudien, sondern auch die Fähigkeit, oder wenigstens die Gewohnheit, sich auf einen allgemeinen Standpunkt zu erheben. Sein Raisonnement, wo es nicht, wie häufig geschieht, Tocqueville folgt, enthält oft die offenbarsten Widersprüche oder beruht auf dem blos Individuellen oder Zufälligen. Dahin hat sich auch die englische Presse einstimmig ausgesprochen. Nur von der toryistischen Partei wurde er vielleicht etwas zu strenge behandelt, da diese sah, daß ihr mit einem solchen Freunde gar wenig gedient sei. Daß übrigens das Buch nicht nur viele belustigende Anekdoten, sondern auch viele anziehende Skizzen der amerikanischen Sitte enthält und überhaupt eine angenehme Unterhaltungslecture gewährt, ließ sich nicht anders von Capitain Marryat erwarten. Ich gebe nur noch ein kurzes Verzeichniß des Inhalts. Die ersten fünf Capitel des ersten Theils handeln von der Art des Reisens in Nordamerika; hier werden besonders viele Anekdoten gegeben, aber über die Sache selbst wenig Neues beigebracht. Auch spricht er von der amerikanischen Küche, die (wenigstens die in Neuyork) er sehr lobt und der englischen durchaus vorzieht. Die folgenden Capitel handeln von der Emigration, der Presse, den Autoren, der Gesellschaft und dem Missisippi. Der zweite Theil spricht von den Frauen, die er sowol hinsichtlich ihrer Geistesbildung als ihrer körperlichen Schönheit auf das schmeichelhafteste rühmt und jedenfalls für viel zu gut für die Herren hält, ferner von der öffentlichen Meinung oder Majorität, dem Patriotismus, von Englands Verhältniß zu den Vereinigten Staaten, von der Aristokratie, der Regierung und der Constitution. Den dritten Theil füllt eine Abhandlung über Canada und über Florida, und eine Vertheidigung gegen das „Edinburgh review“, welches den ersten Theil des „Diary in America“ in seiner letzten Nummer besonders hart angegriffen; hier läßt er gegen Miß Martineau, der er diesen Artikel zuschreibt, seinen ganzen Haß aus, den er auch schon in den ersten Theilen bei jeder Gelegenheit zeigt. Ein Anhang spricht dann von der Behauptung, daß die amerikanischen Indianer von den verlorenen Stämmen Israels abstammen. Inzwischen hat Marryat einen neuen das Seeleben schildernden Roman, „Armer Jack“ betitelt, herauszugeben angefangen, und zwar nach der jetzt beliebten Dickens'schen Manier in monatlichen, illustrirten Heften. Es freut mich, den Capitain hier wieder in seinem Fahrwasser zu sehen. Es thut in dieser schwülen Zeit sehr wohl, ein wenig solcher frischen kräftigen Seeluft zu genießen wie die, welche uns hier entgegenweht, obgleich wir dabei gestehen müssen, daß der Theergeruch mitunter etwas sehr stark ist.

Eine schwüle Zeit ist es hier in der That. Die Bewegungen unter den Fabrikarbeitern, diesem wichtigen Theile des englischen Volkes, sind, davon bin ich leider überzeugt, noch bei weitem tiefgehender und ausgebreiteter, als man nach den Zeitungen schließen sollte. Der englische Arbeiter ist, wenn nicht arbeitslos, überarbeitet. Der Chartismus und Socialismus versprechen eine goldene Ära. Es stehen nun zwar die alten socialen Institute zu fest, es wird nicht gelingen, den Ocean des Lebens in socialistische, stagnirende Reservoires abzumauern. Es ist überhaupt der Wahnsinn der Chartisten und Socialisten, wie aller Wahnsinn, ohnmächtig. Aber immer sind diese Zeichen der tiefsten Erbitterung der arbeitenden Classe Symptome der ernstlichsten Art.

Es gibt unter diesen Umständen vielleicht kein wirksameres und einfacheres Hülfsmittel als Auswanderung, aus welchem Grunde auch wol Lord John Russell vor kurzem eine Auswanderungs-Commission eingesetzt hat. Mit besonderm Interesse erfüllte mich daher eine kleine Schrift: „Information on New-Zealand“, von J. Ward, dem Secretair der hiesigen Neuseeland-Compagnie; denn Neuseeland ist ein Land, welches vor allen für den Emigranten einladend ist, und die Neuseeland-Compagnie hat die Ausführung eines höchst ausgedehnten und höchst zweckmäßig scheinenden Emigrationsplans sich zur Aufgabe gemacht.

Es ist aber noch aus einem andern Grunde, daß ich hierbei besonders verweile. Die Compagnie beabsichtigt, eine deutsche Agentur zu gründen, um auch deutsche Capitalisten und Arbeiter für ihre Colonie zu gewinnen, zu welchem Ende sie bereits in deutschen Zeitungen vorläufige allgemeine Anzeigen gemacht hat. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß kein Land der südlichen Hemisphäre eine für die Schiffahrt so centrale Lage hat wie Neuseeland. Die Entfernung des Charlottensunds an der Südküste der Cooksstraße von Sidney und Hobartstown beträgt gegen 1200 englische Meilen, ungefähr dasselbe von den Neuhebriden und den Freundschaftsinseln, von Südaustralien 1800 Meilen, von den Marquesas 3000, von den Sandwichinseln 3600 und von China und Valparaiso 5000 Meilen. Die längs der ganzen Ostküste gelegenen Häfen stehen in keiner Hinsicht den ersten der Welt nach, die an der Westküste haben in Folge der in diesen Breiten vorherrschenden Westwinde gegenwärtig meistens am Eingange Sperrbänke, obwol sie sonst vortrefflich sind. Die zahlreichen Flüsse haben sehr viele Fälle, welche als große mechanische Kräfte von hoher Wichtigkeit sind. Das Klima gleicht dem des europäischen Südens. Der höchste Stand des Thermometers ist 80° und der niedrigste 40° F.; diese Extreme werden aber fast nie erreicht. Die verderblichen Dürren Neuhollands sind hier völlig unbekannt. Unter den einheimischen Producten sind von der höchsten commerciellen Wichtigkeit das Holz und der Flachs. Die unermeßlichen Waldungen liefern höchst nutzbare Holzarten in der größten Mannichfaltigkeit. Hier findet man die Riesenfichte Kauri (Dammara australis), deren Stamm eine Dicke von 40 Fuß im Umkreise und eine Höhe von 90 Fuß bis zu den untersten Zweigen erreicht, und deren Holz fast für jeden Zweck, namentlich aber zum Schiffsbau höchst geeignet und bei der englischen Flotte eingeführt ist. Der Flachs (Phormium tenax) wird jetzt besonders zu Stricken verarbeitet, die an Biegsamkeit die russischen und Manillestricke übertreffen sollen und ebenfalls bereits bei der englischen Flotte eingeführt worden sind. Ferner sind unter den einheimischen Producten bemerkenswerth das die Ebenen in weiten Strecken bedeckende Farrenkraut mit eßbarer Wurzel und zwei vortreffliche, jährlich zweimal geerntete Kartoffelarten. Unter den eingeführten Producten versprechen den meisten Ertrag jene drei unschätzbaren, Getreide, Wein (der Boden ist vulkanisch) und Öl. Alle europäische Küchengewächse und Obstarten gedeihen vortrefflich. Einheimische Säugethiere gibt es nicht; die eingeführten, wie z. B. der Hund, die Katze, das Rindvieh, das Schwein und das Schaf, befinden sich im besten Zustande. Das Schaf namentlich zeichnet sich durch sein langes und feines Vließ aus. Die einheimischen Vögel sind äußerst zahlreich und unter ihnen viele Arten Singvögel, die eine Waldmusik hervorbringen, welcher nichts der Art zu vergleichen sein soll. Einheimische Amphibien gibt es nicht, eine kleine Eidechse ausgenommen. Von Süßwasserfischen findet sich nur der Aal, die Seefische an den Küsten sind aber zahllos. Neuseeland ist endlich schon seit lange die Hauptstation der Südseewalfischfängerei, da sowol der gemeine als der Spermaceti-Walfisch an den dortigen Küsten in größter Anzahl vorkommen.

Die Eingeborenen sind höchstens 160,000, eine im Verhältniß zu der Größe des Landes sehr unbedeutende Zahl. Schmuzige, oft mit Ungeziefer bedeckte Wilde, wie jetzt die meisten noch sind, sind sie doch sicher edler Race und im höchsten Grade bildungsfähig. Selbst ihre gegenwärtige Kriegslust, ihr tiefer Haß und ihre glühende Rachsucht sprechen zu ihrem Vortheile, als Zeichen einer energischen Natur. Sie sind von hohem Wuchse, wohlgebaut und haben oft sehr schöne, obwol

durch das Tätowiren entstellte Gesichtsformen. Bereits dienen viele als Matrosen und Steuerleute auf englischen Kauffahrern und Walfischfängern und viele arbeiten am Wege-, Schiffs- und Häuserbau, wie in Seilerrien für Europäer auf Neuseeland. Die Kirchenmissionsgesellschaft hat hier 10 Stationen mit 35 Missionnairen, welche eine Congregation von 2476 Erwachsenen haben und 1431 Kinder in 54 Schulen unterrichten. Die Wesley'sche Mission hat fünf Missionnaire, deren Arbeiten ebenfalls den besten Fortgang haben. Was die Gesinnungen der Eingeborenen hinsichtlich der europäischen Colonisation betrifft, so haben sie keinen größern Wunsch, als daß recht viele Europäer zu ihnen kommen mögen.

Was die bisherigen Colonisten betrifft, so stehen voran die Missionnaire. Sie haben bedeutende Grunderwerbungen gemacht, was sehr gemisbilligt worden, als eine unrechtmäßige Verwendung der ihnen blos für Zwecke des Unterrichts gegebenen Fonds. Allein sie sind als Grundbesitzer ihren Zwecken als Missionnaire besser nachgekommen, als wenn sie sich blos auf unmittelbaren Unterricht beschränkt hätten; indem sie die Eingeborenen auf ihren Anlagen in Dienst nahmen, lehrten sie ihnen Ackerbau und Gewerbe und wirkten sonst viel zu ihrer Bildung. Außer den Missionnairen sind dort gegenwärtig gegen 2000 Engländer angesiedelt, von denen der größte Theil aus dem verworfensten Gesindel, namentlich entwichenen Sträflingen aus den Strafcolonien besteht. Diese haben die Eingeborenen in die schändlichsten Laster eingeweiht und sich als ein wahrer Fluch für sie gezeigt. Dasselbe gilt auch von dem meisten Seevolk, das sich in den Buchten findet; von einigen Schiffscapitainen sind schanderhafte Verbrechen verübt worden. Um diesen Übeln einigermaßen zu steuern, wurden durch Parlamentsbeschlüsse in den Jahren 1823 und 1828 die englischen Unterthanen auf Neuseeland der Jurisdiction von Neusüdwales untergeordnet, und ein Resident, Hr. Busby, nach Neuseeland gesandt, dem aufgegeben war, den guten Willen der Eingeborenen zu gewinnen und die Excesse der Engländer zu unterdrücken. Da ihm aber keine physischen Mittel zu Gebote standen, so war seine Autorität von geringer Wirkung.

Es kam nun 1837 die Neuseeland-Association zu Stande, deren Zweck war, um diesem verderblichen Zustand ein Ende zu machen und Neuseeland zu der hohen Wichtigkeit, deren es fähig ist, zu erheben, die englische Regierung zur unmittelbaren Inschutznahme Neuseelands zu bewegen. Man konnte sich indessen nicht mit der Regierung vereinigen und die Association löste sich auf. Aus ihr aber bildete sich die gegenwärtige Neuseeland-Compagnie, die, nachdem sie beträchtliche Grundstücke in der Nähe der Häfen Hokianga und Kaipara auf der Nordinsel angekauft hatte, am 2. Mai 1839 unter dem Vorsitze des Grafen Durham eröffnet wurde. Die Compagnie befolgte im Wesentlichen den südaustralischen Colonisationsplan. Das alte System unentgeltlicher Landverwilligungen wird aufgehoben und die Ländereien werden zu einem gleichen aber mäßigen Preise verkauft und ein großer Theil des Kaufgeldes, nämlich 75 Procent, zu einem Emigrationsfonds für die unentgeltliche Beförderung von Arbeitern verwandt. Diese Arbeiter sind genöthigt, einige Zeit für Lohn zu arbeiten, obgleich sie durch Fleiß und Sparsamkeit selbst ein Gut gewinnen können. Ferner gibt die Compagnie auswandernden Käufern die Passage frei für sich, ihre Familien und Dienstboten; oder wenn sie nicht in einem Schiffe der Compagnie reisen wollen, so können sie von jedem 100 Pf. St. ihres Kaufgeldes 60 Pf. St. für die Passage zurückgezahlt erhalten. Die Arbeiter, welchen die Compagnie eine freie Passage bewilligt, sind Ackerbauer und Handwerker aller Art, welche unter 30 Jahr alt und verheirathet sind.

Die Compagnie sandte sogleich im Mai eine vorläufige Expedition unter dem Befehle des Obersten Wakefield in dem Schiffe Tory ab, um das Land genauer zu erkunden, neues Land anzukaufen und den Sitz der zu erbauenden Stadt zu wählen. Diese Expedition begleitete unter Andern Dr. Dieffenbach von Berlin als Naturforscher und Naiti, ein junger neuseeländischer Häuptling, der in England zwei Jahre sich aufgehalten und die englische Sprache und englische Sitten sich angeeignet hatte, als Dolmetscher. Die Compagnie bot sodann zuvörderst 99,000 Acker Feldland und 990 Acker zur Anlage einer Stadt bestimmtes Land zu 1 Pf. St. den Acker aus. Der Plan der Compagnie fand einen so großen Beifall, daß in fünf Wochen sämmtliche ausgebotene Ländereien verkauft waren. Von dem so erhaltenen Fonds von 99,990 Pf. St. wurden 75 Procent oder 75,000 Pf. St. auf Emigration verwandt. Demzufolge segelten die ersten Colonisten am 14. Sept. von Gravesend ab, bestehend aus einer Gesellschaft von Käufern und einer sehr großen Anzahl von Arbeitern unter der Leitung des Dr. Evans. In den wenigen Monaten seit dem ersten Verkaufe sind ferner 7000 Acker verkauft worden. Nachrichten von der Colonie können wir im Anfange des Frühlings erwarten.

Kann Deutschland bei dem gegenwärtigen Aufblühen seines Manufacturwesens nun überhaupt des Capitals und der Arme entbehren, so wird, wie in England, die Neuseeland-Compagnie auch in Deutschland Beifall finden. Dieses wäre besonders für seine unbeschäftigten armen Arbeiter sehr zu wünschen. Nichts ist so beklagenswerth als der Mangel einer deutschen Colonie. Bisher konnten nur Bemittelte auswandern und so so verlor das Land beträchtliche Capitalien, während es die unbeschäftigten Armen, für welche eigentlich Auswanderung zu wünschen ist, behielt. Hier aber bietet sich den Capitalisten Gelegenheit, für eine mäßige Summe nicht nur Land, sondern auch Arbeiter für dasselbe zu erhalten, und den Arbeitern, aus ihrer Armuth zu kommen. Unmittelbare und dauernde Beschäftigung würden aber auf Neuseeland besonders Diejenigen finden, welche verstehen den Ackerbau im Allgemeinen, den Weinbau, die Försterei, die Flachszubereitung und den Walfischfang.

Deutsche Colonisten auf Neuseeland würden aber von den englischen sehr willkommen geheißen werden, weil sie ihnen sehr nützlich sein würden, wie z. B. aus folgenden Worten des Dr. Lang — in dessen Beschreibung von Neuseeland — hervorgeht: „Da das Klima und der Boden des nördlichen Theiles von Neuseeland dem des Südens Europas ähnlich sind, so würde es, wenigstens im Anfange, außerordentlich wünschenswerth sein, Emigranten aus Deutschland, der Schweiz und Frankreich zu gewinnen, um die einem solchen Klima eigenthümlichen, den Engländern aber unbekannten Culturzweige einzuführen, z. B. die Cultur der Reben und die Zubereitung des Weines, die Cultur des Feigenbaumes, des Maulbeerbaumes, die Seidenwürmerzucht, die Tabackscultur ꝛc. — dem englischen Landmann fällt es sehr schwer, dergleichen zu lernen. Er lernt es nie aus Büchern, und diese Culturzweige können in einer englischen Colonie nur durch ackerbauende Colonisten, die an solche Arbeiten in ihrer Heimat gewöhnt sind, eingeführt werden." 22.

Literarische Notiz.

Unter dem Titel: „De l'homme animal" gab Hr. Voisin ein Buch heraus, welchem er ein anderes unter dem Titel: „De l'homme moral" folgen lassen will. In dem erstern entwickelt der Verf. die Bedürfnisse, Triebe und Neigungen des Menschen, in dem zweiten wird er der Quelle seiner erhabensten Fähigkeiten und edelsten Gefühle nachforschen. Voisin hat sich für seine Untersuchungen ein System gemacht, aber er unterwirft zugleich seine Principien, die auf die Wissenschaft der Phrenologie basirt sind, den großen Interessen der Gesellschaft, dem Glauben, den Gesetzen und der Moral. Man rühmt besonders den Styl des Werks, welcher an den der besten Prosaisten Frankreichs erinnert. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 50. —— 19. Februar 1840.

Schwedische Romane.

(Beschluß aus Nr. 49.)

3. Täuschungen. Aus dem Schwedischen übersetzt von C. Eichel. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1839. 8. 2 Thlr.

Ein großer Reiz ist wieder über diese Blätter ausgegossen; es ist der Reiz der höchsten Unschuld, der seiner selbst unkundigen Tugend, welche zum ersten Male mit den Verlockungen der Welt in Conflict tritt. In diesen Briefen eines jungen, einfach und sittsam erzogenen Mädchens an seine Großmutter liegt viel weise und nicht blos ihren Altersgenossen zu empfehlende Lehre verborgen. Der Blick für Welt und Menschen, den die Verf. hier kundgibt, kann auch Andern als jungen Mädchen fruchtreich sein, und jedenfalls lesen sich die Erfahrungen, welche Ottilie macht, leicht und angenehm. Nur verharrt die Erzählerin zu sehr bei dem Resignationssystem, dem novellistische Frauen meistens zu unbedingt huldigen, und Ottiliens Untergang hat eigentlich keinen tiefern Grund als den souverainen Willen des Autors. Das ist ein Fehler, den kaum die feine Charakteristik der Gesellschaft, die erfindungsreiche Scenerie der Novelle, die Reize ihres stillen, friedlichen, ergreifenden Vortrags wieder gut machen.

4. Die Freunde. Novelle von der Verfasserin der Frauen. Aus dem Schwedischen von C. Eichel. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1839. 8. 2 Thlr.

Von den Romanen der Frau v. Knorring (denn dies ist unsers Wissens der Name der talentvollen Novellistin) ist dieser der schwächste, was wol keinen andern Grund haben mag, als daß es hier besonders zwei männliche Charaktere sind, die als Träger des romantischen Interesses auftreten, und daß den Frauen nichts weniger zu gelingen pflegt, als junge Männer — in den Zeichnungen älterer Männer sind sie oft meisterhaft — zu malen. Zwei Freunde, der eine ein Sentimentsmensch, der andere roh, sinnlich, materiell, lieben dieselbe geheimnißvolle Schönheit, und Lydia fällt endlich dem erstern zu. Es ist nicht wohl einzusehen, warum dies nicht gleich zu Anfang des Buchs und erst am Schluß des zweiten Theils geschieht. Die Gesellschaftssitten sind auch hier wieder gut gezeichnet; allein die Verf. verirrt sich auch zuweilen auf das kritische Literaturgebiet, und hiervon ist ihr abzurathen. Namentlich ist ihre Kenntniß der deutschen Literatur äußerst mangelhaft und ihr Urtheil an der Stelle stehen geblieben, von der aus Kotzebue und Clauren als mächtige Geister erscheinen. Der Mohr Pereira und seine Empfindungen bei einem nordischen Winter sind auch verunglückt.

5. Die Nachbarn. Aus dem Schwedischen. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1839. 8. 3 Thlr.

Auf einem weit höhern und achtbarern Standpunkte steht die Verf. dieses Romans, den wir ungescheut als eine der ausgezeichnetsten Arbeiten, die je von einer weiblichen Hand geliefert wurden, bezeichnen dürfen. Es ist dieselbe Hand, der wir das treffliche Familiengemälde „Die Töchter des Präsidenten" (als erstes Bändchen der „Skizzen aus dem Alltagsleben", deren zweites und drittes „Die Nachbarn" bilden) verdanken, die uns hier sogleich erkennbar wird. Das Verdienst des Fräulein Bremer beruht außer ihrer wahren Religiosität, die ihre Schriften zu einer Musterlecture für junge weibliche Gemüther macht, besonders in einer Erwerbung, nach welcher Frauen gewöhnlich ganz umsonst ringen und die sie vor allen ihren Schwestern in Apollo auszeichnet. Dies ist ein echter, milder, wahrhaft wohlthuender Humor, der bei ihr aus der Überzeugung abzufließen scheint, daß das Leben für den Schauenden und Eingeweihten unendlich reich an kleinen Freudenquellen ist, und daß selbst die Verhältnisse des Daseins, welche dem oberflächlichen Beobachter schwer und drückend erscheinen, Demjenigen, der religiösen Muth und unbewölkten Blick in sich zu erhalten weiß, reich an Genüssen, reich an blumigen Oasen, reich an Momenten der Erhebung und der Freude sein müssen. Eine heitere Begnügsamkeit und Zufriedenheit mit dem Leben, von dem sie nicht zu viel fodert, ergießt sich hieraus über den Geist der liebenswürdigen Schriftstellerin, die unsern Blick für die Erkenntniß solcher blühenden Oasen selbst in den äußerlich beschränktesten Lebensbeziehungen zu schärfen weiß, und der unvergleichliche, köstliche Humor, mit dem sie Das zu neutralisiren versteht, was an Elementen des Widerstreits und des Haders im Leben hervortritt, muß jedes nicht unrettbar umdüsterte Gemüth mit Freude und Lust erfüllen.

Was wir von dem Leben dieser ganz ausgezeichneten Schriftstellerin gehört haben, entspricht ganz dem Bilde,

das ihre Arbeiten von ihr hervorzurufen geeignet sind. Werke echter Menschenliebe sind ihre tägliche Beschäftigung, und der Ertrag ihrer schriftstellerischen Triumphe ist einem Erziehungsinstitut gewidmet, dem sie vorsteht und dem sie sich ganz gewidmet hat. Ihre Geltung in Schweden ist allgemein; aber auch diesseit des Sundes muß ihr Beifall ertönen, wo nur immer ihre Schriften gelesen werden.

Von allen ihren Arbeiten ist der vorliegende Roman unstreitig der fertigste, vollendetste. Ihn zu durchlesen, ist ein fortlaufendes, ununterbrochenes Vergnügen, eine fortlaufende Befriedigung selbst für den rein kritischen Geist. Welche Fertigkeit in der Charakterzeichnung, die mit zwei Pinselstrichen, ja oft mit einem glücklichen Wort uns ein volles Bild des Dargestellten zu geben weiß! Welch immer glücklicher Humor, nie verletzend, nie verstoßend gegen die Gesetze des Geschmacks! Welche Fülle von Seelenzuständen, Charakteren, Ereignissen, ohne alle Anstrengung gegen- und nebeneinandergestellt, sodaß ihnen ein nie ermattendes Interesse entquillt! Fürwahr, wir haben Mühe, für die Verf. einen bekannten Vergleichungspunkt zu finden, und müssen uns in Ermangelung desselben damit helfen, sie einen weiblichen Fielding zu nennen.

Wären die Gestalten dieses Romans nicht so wahr und wirklich, daß man durchaus annehmen muß, sie seien Copien des wirklichen Lebens, so wären sie Meisterstücke des erfindenden Geistes. An origineller Kraft, welche Novellengestalt kommt der alten Generalin Mansfelt, ma chère mère genannt, gleich? Was gleicht an zäher Liebenswürdigkeit der Briefstellerin und ihrem Gatten, der nur der Bär genannt wird? Wo hat die Verf. ihr Urbild von Reiz und Tugend, Serena, hergenommen, ihre köstliche Fräulein Hausgiebel, ihren mit meisterhaften Zügen ausgestatteten Bruno und alle die eindringlichen, haftenden Gestalten ihrer Nachbarn, Lagman Höck, die Patriarchen Dahl, Ebba u. s. w.? Wir müssen sie bewundern! Sie greift in die Tiefen der Seele, ihre Gestalten bilden sich von innen heraus, und während berühmte Meister, Cooper, Boz, ja selbst Walter Scott zuweilen, uns nur den äußern Contour ihrer Gestalten liefern, beseelt die Verf. die ihrigen und überläßt ihnen sodann, sich selbst zu zeichnen. Wir können nicht zweifeln, daß sie das wahre Geheimniß der Charakterzeichnung gefunden hat.

Diese mit wirklichem Leben ausgestatteten Gestalten verbinden sich zu einer Handlung, die ihre Anziehungskraft in einer effectvollen psychologischen Entwickelung hat. Die alte Generalin, eine Frau von eisernem Charakter und noch größerer Güte des Herzens, hat ihren einzigen Sohn, einer ehrlosen Handlung wegen, verflucht. Dieser umgibt sie nun in fremder Gestalt, von unendlicher Sehnsucht nach dem Muttersegen getrieben. Wird sie ihm verzeihen? Das ist die psychologische Frage des Romans, die uns in dauernder Spannung erhält, bis ein Zufall, der alle die leisen Vorbereitungen, von der menschlichen Klugheit getroffen, durchbricht, sie befriedigend löst. So reich an Charakteren und Begebenheiten der Roman ist, ebenso reich ist er an Gedanken und an Lehren der Lebensweisheit. Die Verf. steht auf den Höhen des Daseins; ihr scharfer Blick erkennt die Quellen des Glücks und des Unglücks in den Zuständen wie in den Einzelnen. Wir müssen schließen, aber wir können dies nicht, ohne noch einmal unsere volle Bewunderung für die seltenen Gaben der Verf. ausgesprochen zu haben, die ihren Standpunkt in der Kunst durch diese vortreffliche Leistung für immer bekundet hat. Nur einer ihrer Charaktere, der der Hagar, ist unvollendet geblieben in diesem Gemälde, das sich sonst zu der höchsten Harmonie abrundet und als ein fertiges Kunstwerk abschließt. Mögen wir dieser außerordentlichen Feder bald wieder begegnen, und möchten recht viele Leser ihr so viel Genuß verdanken, als sie uns gewährt hat! 39.

Die neuern Periegeten für Griechenland.

Es ist auffallend und wol hauptsächlich durch die frühere Türkenfurcht zu erklären, daß in neuerer Zeit, während andere Länder von weit geringerm Interesse und schwerer zugänglich Schwärme von Reisenden anzogen, Griechenland vernachlässigt wurde und für das westliche Europa eine terra incognita blieb. Erst in diesem Jahrhundert hat ein Kampf, an dem Alle Antheil nahmen, dann der aufblühende Segen des Friedens den Zug der Wanderung dahin gelenkt, Engländer und Deutsche wetteifern jetzt in dem Bestreben, des Landes gegenwärtigen Zustand zu enthüllen und die Geschichte seiner Vorzeit in den noch erhaltenen Trümmern zu studiren. Unter Dem, was die Erstern, die Engländer, in dieser Hinsicht in neuester Zeit gethan haben, verdient Christopher Wordsworth's „Athens and Attica: journal of a residence there" (London 1839), ein Buch, das sehr bald eine zweite Auflage erlebt hat, mit Auszeichnung erwähnt zu werden. Wahrlich, es ist ein gewaltiger Schritt oder vielmehr Sprung in der Kenntniß dieses Landes seit dem Anfange unsers Jahrhunderts geschehen, wo Pinkerton in seinen dickleibigen Quartanten dasselbe mit einer einzigen Seite und Athen mit den Worten abfertigte: „Atini, the ancient Athens, is of small population." Denn unter der Türkenherrschaft war Griechenland, ungeachtet der im westlichen Europa blühenden Alterthumswissenschaft, fast wie Herculanum und Pompeji in Nacht und Vergessenheit begraben. Zwar schrieb schon 1441 der Italiener Ciriaco de' Pizzicolli, den Liebe zu Alterthümern und Inschriften nach Griechenland getrieben hatte, ein Itinerarium; aber das Buch blieb 300 Jahre lang Manuscript und wurde erst 1742 zu Florenz gedruckt. Die dürftigen Notizen, welche das 1584 zu Basel erschienene Buch „Turco-Graecia", eine Geschichte der Stadt Konstantinopel und der dortigen griechischen Kirche im 15. und 16. Jahrhundert, nebst Briefen von daselbst wohnenden Griechen an den Prof. Martin Crusius in Tübingen, für die Kenntniß von dem damaligen Zustande des Landes darbietet, lauten so abschreckend, daß sie die Lust zu Reisen dahin eher niederschlagen als anregen mußten. Daher die wahrhaft Münchhausen'schen Lügen, welche in dem nächsten Jahrhundert Diejenigen, die entweder dagewesen waren oder dagewesen zu sein vorgaben, ihren Zeitgenossen aufbinden konnten. Noch 1671 beschreibt der Engländer F. Rous in einer zu Oxford gedruckten „Archaeologia Attica" (S. 7) die Akropolis von Athen als eine Citadelle, in der allein 700,000 Janitscharen in Garnison lägen, wie Christophorus Angelo ihm auf das feierlichste versichert habe, und Deshayes, französischer Gesandter bei der Pforte im Jahre 1621, das Parthenon als ein „ovales in alter Zeit dem unbekannten Gotte gewrihtes Gebäude, dessen Altar noch von St.-Paulus gesehen wurde." Der nächste ausführliche Bericht über Griechenland ist der von La Guilletière, in dessen 1675 zu Paris nicht von ihm selbst, sondern von seinem

Bruder Guillet herausgegebenen „Voyage d'Athènes et de Candie", der im folgenden Jahre noch eine „Lacédémone ancienne et nouvelle" folgte. Dieser La Guilletière, der nach der Versicherung seines Bruders in die Gefangenschaft der Barbaresken gerathen sein und, daraus entronnen, ganz Griechenland durchwandert haben soll, war wahrscheinlich eine erdichtete Person, der dem romanhaften, aus ersonnenen Abenteuern und zusammengestoppelten Notizen bestehenden Buche das Ansehen der Authenticität geben sollte. Spon und Wernon, welche Athen 1676 besuchten, merkten dies sehr bald und sprachen es offen aus, daß Guillet das Publicum betrogen habe, und auch ein neuerer Kritiker, O. Müller, hat in seiner „Minerva Polias" den angeblichen Reisenden, der allein unter den Neuern den blos aus Pausanias (I, 26) und Herodot (VIII, 55) bekannten Erechtheusbrunnen mit Salzwasser gesehen haben will, einen Lügner genannt. Um so mehr ist es zu verwundern, daß der Engländer Clarke seine Verdienste rühmt und daß sogar Roß in seinem schätzbaren Werke über die griechischen Inschriften (S. 151) dessen Wahrhaftigkeit gegen Müller in Schutz nimmt. Auch die von Tavernier, Guillet's Zeitgenossen und Landsmanne, der sechs Reisen zu Lande nach Persien und Ostindien machte, in seinen 1679 erschienenen „Voyages" *) über Athen mitgetheilten Nachrichten sind voll Irrthümer; so gibt er z. B. die Bevölkerung Athens in seiner Zeit zu 21,000 Einwohner an, während sein Zeitgenosse Wheler dieselbe nur auf 8—10,000 schätzt, was allerdings die richtige Zahl für den ganzen Zeitraum seit dem Untergange des griechischen Reichs bis zu dessen Wiederherstellung in unsern Tagen zu sein scheint. Dem zuletzt genannten Reisenden, George Wheler, und seinem Gefährten, dem schon erwähnten Jakob Spon, die zusammen 1676 Athen besuchten, verdanken wir die erste und einzige genauere Nachricht von dem Zustande dieser Stadt vor ihrer Einnahme durch die Venetianer 1688, bei welcher Gelegenheit bekanntlich das Parthenon und mehre andere Gebäude der Akropolis durch die Kanonade der Belagerer wie durch die Explosion eines türkischen Pulvermagazins so stark beschädigt wurden.

Diese beiden gleich sehr verdienten Reisenden begründen eine neue Ära für die Kenntniß des neuern Griechenlands und der in ihm noch erhaltenen classischen Überreste. Namentlich Spon fühlte nach diesen einen wahren Heißhunger, wie er selbst in der Zueignung seiner Reisen an den Père de la Chaise gesteht, und bildete in der Hinsicht den geraden Gegensatz gegen Tavernier. Leider führte ihn seine eigene Gelehrsamkeit oft irre, und daß diese nicht immer mit Geschmack und gesundem Urtheil verbunden ist, beweist er unter Anderm, indem er die Karyatiden am Pandroseum, ungeachtet der Last, welche sie auf den Köpfen tragen, und der diesem Zwecke entsprechenden Stellung, für die Grazien hält, die Sokrates als Bildhauer verfertigt haben soll, aus keinem andern Grunde, als weil die Statuen am Pandroseum wie die Grazien des Sokrates bekleidet waren, diese Göttinnen gewöhnlich aber nackt dargestellt wurden. Man hegte damals, wie in M. Crusius' Zeiten, ein Jahrhundert zuvor, noch ziemlich allgemein die Meinung, daß Athen gänzlich zerstört und öde wäre und nur wenigen Fischern zur Wohnung diene. Wheler in seiner Reisebeschreibung bemerkt, die Reisenden, welche Athen so darstellen, könnten den Ort wol nur von der See und durch das unrechte Ende ihres Fernrohrs gesehen haben, und fügt zugleich hinzu, daß er die Athenienser weit höflicher und gebildeter als die übrigen Griechen und sehr witzig und gewandt gefunden habe. Die Kenntniß des Altgriechischen war dort aber damals etwas so Seltenes, daß nur zwei Personen, der Erzbischof und der Abt von Cyriaki, einem benachbarten Kloster, es verstanden.

Es ist seltsam, daß ungeachtet man durch die zuletzt genannten Reisenden genaue und bestimmte Nachrichten über Athen erhielt, ungeachtet man erfuhr, daß nicht nur ein solches noch bestände, sondern mit den schönsten Überresten der Sculptur und Baukunst geschmückt wäre, das Zeitalter der schönen Künste, dem jene Nachrichten wurden, das Zeitalter Ludwig's XIV., dieselben gleichgültig aufnahm und nichts dafür that, die herrlichen Trümmer antiker Kunst zu retten, die täglich in den Staub rollten. Erst 50 Jahre später, 1728, wurde der Abbé Fourmont von Louis XV. nach Griechenland geschickt, um Handschriften für die königliche Bibliothek zu sammeln. Er fand aber nur wenige, desto reicher war der Fund, den er an Inschriften machte, deren er etwa 1200, davon die Hälfte allein aus Athen und Attika, 1732 heimbrachte. Er starb noch vor Beendigung der Herausgabe der Inschriften; dessen ungeachtet erschienen sie in verschiedenen Sammlungen zum großen Theil im Druck, theils von ihm selbst, theils nach dem von ihm zum Druck vorbereiteten Manuscript herausgegeben. Leider ist es eine erwiesene und unleugbare Thatsache, daß gerade die Inschriften, welche auf den ersten Blick als die seltensten und echtesten erscheinen und alle von ihm selbst herausgegebenen unecht und wahrscheinlich sein eigenes Werk sind. Philologen wie Valckenaer, Larcher und Andere haben sich dadurch täuschen lassen, ungeachtet der handgreiflichen Sprach- und Geschichtsfehler, und der Abbé Barthélemy hat darauf Theorien gebaut, die bei solcher Grundlage natürlich unhaltbar waren. Zu Fälschung und Betrug fügte der Abbé Fourmont noch die Zerstörungswuth, die diesen „von der tiefsten Verehrung für das Alterthum erfüllten Gelehrten", wie der Ausdruck seines Biographen über ihn lautet, wenn wir den Geständnissen in seinen eigenen Briefen Glauben beimessen dürfen, allenthalben, wohin er kam, ärger als den wildesten Barbaren hausen ließ. Sein Biograph Fréret sagt zwar nichts davon, doch hat Dodwell aus jenen theils an den Grafen Maurepas, theils an Fréret selbst und andere Gelehrte Frankreichs gerichteten Briefen eine Anzahl Stellen gesammelt und in seiner „Classical tour" (II, 407) mitgetheilt, die an dem Factum nicht zweifeln lassen. Hier sind einige davon: „Depuis plus de trente jours, trente et quelquefois quarante ou soixante ouvriers abattent, détruisent, exterminent la ville de Sparte — je n'ai plus que quatre tours à démolir. — A vous parler franchement, je m'étonne de cette expédition. Je n'ai point lu que depuis le renouvellement des lettres, il soit venu dans l'esprit de quelqu'un de bouleverser ainsi des villes entières. — Dans le moment je suis occupé à la dernière destruction de Sparte. Imaginez-vous, si vous pouvez, dans quelle joie je suis. — Mantinée, Stymphalus, Pallantion, Tegée et surtout Olympia et Nemée méritaient bien, que je les renversasse du fond en comble; j'en ai l'autorité. — Si en renversant ses murs et ses temples, si en ne laissant pas une pierre sur une autre au plus petit de ses sacellums, son lieu sera dans la suite ignoré, j'ai au moins de quoi la faire reconnaître, et c'est quelque chose; je n'avais que ce moyen là pour rendre illustre mon voyage etc." Hier gibt er uns Eitelkeit als den Beweggrund zu einer Handlungsweise an, die man bei einem Gelehrten kaum für möglich halten kann; vielleicht ging er auch damals schon mit dem Gedanken an den später ausgeführten Betrug um, zu dessen Verheimlichung er eines großartigen Systems der Zerstörung bedurfte; allein obgleich er dieser sich in seinen Briefen an unzähligen Stellen rühmt, obgleich er dieselbe in einem der Akademie vorgelesenen Berichte über seine Reise gesteht, so sind alle diese Äußerungen doch für Übertreibungen zu halten und die Verheerungen in der Wirklichkeit nie von ihm so weit

*) Band 1, Buch 3, Cap. 8. Messen wir die von Tavernier zurückgelegten Strecken, dann möchten es wenige Reisende mit ihm aufnehmen können. Tavernier wußte freilich nicht sehr viel, aber er gab sich auch nicht den Schein, zu wissen, was er nicht wußte. Steine behandelt er mit einer Unehrerbietigkeit, bei der einem echten Alterthümler wahrhaft schaudern muß. So fertigt er die Ebene von Troja mit den Worten ab: „On n'y voit que de pierres ce qui ne vaut pas assurément la peine d'aller jusques là."

getrieben, wie er es selbst dargestellt hat; das ist jedoch erwiesen, daß er Denkmäler, die er benutzt hatte, zerstörte und Inschriften, die er copirt hatte, auskratzte; spätere Reisende wie Dodwell haben noch die Spuren davon gesehen. Es ist namentlich von Franzosen des Lord Elgin Benehmen auf der Akropolis von Athen hart getadelt worden, und noch neuerdings hat der Ritter Prokesch von Osten in seinen „Denkwürdigkeiten aus dem Orient" den Lord in den schärfsten Ausdrücken getadelt; allein der Zweck des Engländers war, zu erhalten, was er vom Parthenon herabnahm, und was, wenn es an Ort und Stelle blieb, einer sichern Zerstörung anheimfallen mußte, wo nicht eher, doch in den Belagerungen, welche Athen seit 1820 ausgestanden hat. Die ließen sich zwar nicht voraussehen, wol aber ließ sich aus der Gleichgültigkeit, ja selbst Feindseligkeit der Türken gegen die Monumente der antiken Kunst, es ließ sich aus dem Schicksal des bereits Vernichteten das Schicksal des noch Erhaltenen abnehmen; in der kurzen Zeit von 40 Jahren, die zwischen Chandler's und Elgin's Anwesenheit in Athen verflossen, waren der ionische Tempel am Ilissus, eine alte Brücke über das Flüßchen und mehre andere Überreste, die Dr. Chandler noch alle sah und beschrieb, verschwunden, die Propyläen aber und mehre andere der schönsten Gebäude beträchtlich beschädigt; wenn nun Lord Elgin Statuen und Basreliefs von einem Orte wegnehmen ließ, wo sie nicht allein vernachlässigt, sondern nicht einmal sicher waren, so erkennen wir darin ebenso wenig einen Raub, wie wenn Dr. Clarke den unwissenden Mönchen auf Patmos, die bereits an 3000 Handschriften verbrannt und andere wie das unnützeste Papier in einem Winkel des Hauses übereinander geworfen hatten, ein kostbares Manuscript des Plato für eine Kleinigkeit abkaufte.

Vierzig Jahre nach Fourmont erschienen die englischen Architekten Stuart und Revett in Athen und gaben, nach einem dreijährigen Aufenthalte daselbst, den ersten Band ihrer Zeichnungen heraus. Dieser machte so viel Aufsehen, daß er ihnen die Theilnahme und Unterstützung der die neuere Kunst durch Ermunterung des Studiums der antiken kräftig fördernden Society of dilettanti *) zuzog. Von dieser wurden 1764 Chandler und Revett nach Griechenland und Kleinasien gesandt, ersterer als Gelehrter, letzterer als Künstler. Nach zweijähriger Abwesenheit kehrten sie, der Eine mit einer Reihe neuer oder berichtigter Zeichnungen, der Andere mit einem Bande oft besser copirter als erklärter Inschriften und mit einer Reisebeschreibung von zwei Bänden in ihr Vaterland zurück. Chandler trifft als Reisenden der Vorwurf, daß er etwas träge war: so entgingen die kolossalen Ruinen von Mycenä, ungeachtet sein Weg ihn dicht daran vorüberführte, seiner Aufmerksamkeit, und die Höhe von Akrokorinth bestieg er aus Bequemlichkeit nicht, ungeachtet Wheler ihm gesagt hatte, daß er da eine der schönsten Aussichten auf der ganzen Erde genießen würde. Dieser Mangel wird jedoch durch seine Gelehrsamkeit und strenge Wahrheitsliebe aufgehoben. In der neuesten Zeit sind Kunst und Literatur für die Vernachlässigung, welche Griechenland in früherer erfuhr, durch die vielfachsten Bemühungen reichlich entschädigt worden.

Zu den Engländern, welche wirklich das Verdienst haben, Kunst und Alterthumswissenschaft durch ihre Forschungen auf dem Boden von Hellas am meisten und kräftigsten gefördert zu haben, einem Morritt, Leake, Gell, Dodwell, Clarke, Holland, Hawkins, Walpole, Hobhouse, Hughes, Giffard u. A. kommen nun auch die Deutschen, Fallmerayer, Prokesch, Thiersch u. A., und es hält schwer hier eine genaue Aufzählung, geschweige denn eine genaue Würdigung alles Geleisteten aufzustellen. Was jedoch noch fehlte, war eine Sichtung aller von den frühern Reisenden gesammelten Notizen und Entdeckungen und Verarbeitung derselben zu einem Ganzen, ebensowol um den künftigen Reisenden zum Periegeten, wie den Studirenden als Leitfaden zu dienen. Dies scheint uns Wordsworth in dem obenangeführten Buche geleistet zu haben. Nur klein und zusammengedrängt, enthält dasselbe einen wohlgeordneten Vorrath von Nachrichten, einen Schatz von Belehrung, den in dieser Zeit, wo man vielbändige Bücher über unbedeutende Dinge schreibt, wo man Alles wiederkäut, nicht was man gedacht, sondern was man gelesen hat, und wo man, wenn die Zusammenstellung nur möglich wäre, auch ein Verzeichniß von Dem drucken würde, was Goethe und Napoleon Tag für Tag in ihrem Leben gegessen haben, ein Anderer leicht zu zwei dickleibigen Quartanten ausgedehnt haben würde. Dabei ist Wordsworth keineswegs blos Epitomator, Sammler und Ordner der Resultate fremder Untersuchungen, die in verschiedenen Werken zerstreut umherliegen, sondern durch Gelehrsamkeit und Geist dazu geeignet, löst er selbst manche schwierige Frage und belebt sein Buch durch eigene Gedanken und Beschreibungen. Wir wünschen, daß auch Deutsche sich dieses Periegeten auf ihren Wanderungen in und bei ihren Studien über Griechenland bedienen mögen. 19.

*) Sie bestand seit 1734.

Notizen.

Über Spencer's neuen Proceß, Medaillen und andere ähnliche Kunstwerke mittels der Wirkung der Voltaschen Elektricität in Kupfer zu copiren, auf welchen das „Athenaeum" vor kurzem als auf eine höchst wichtige Entdeckung aufmerksam gemacht hatte, berichtet dasselbe jetzt weiter, daß man mit der Anwendung desselben bereits ganz erfolgreiche Versuche angestellt habe, und man mithin die Elektricität in kurzem in die Reihe der zu praktisch nützlichen Unternehmungen anzuwendenden Mittel werde aufnehmen können; kurz, daß die in dem ersten Berichte über Spencer's Erfindung ausgesprochenen hohen Erwartungen von dem Erfolge noch weit übertroffen seien. Bei der Verfertigung plattirter Artikel und Zierathen ist oft das Copiren von Verzierungen, wie Blätter, Blumen oder Arabesken erfoderlich: ein schwieriges, kostspieliges und eben deshalb ein gar nicht anwendbares Verfahren. Spencer's Erfindung bietet eine wohlfeile und leichte Methode, alles Erfoderliche nachzubilden, und es können Verzierungen auf allen rohen Platten mit der größten Vollkommenheit und Leichtigkeit sowie ohne allen Schaden für das Original copirt werden. Das auf dem Kupfer erhaltene Facsimile kann dann nach Belieben versilbert oder vergoldet werden. Der Einwand, daß eine Schwierigkeit, vollkommene Copien zu erhalten, darin liege, daß das Kupfer mürbe, porös und voller Vertiefungen sei, wird widerlegt, sobald man sich aufmerksam von Spencer's Proceß unterrichtet, sowie die zur eigenen Ansicht vorgelegten und die der Society of arts überschickten Exemplare von Medaillenabdrücken von sehr reinem und compactem Kupfer waren, mit einer so glänzenden und vollkommenen Oberfläche, als sich nur wünschen läßt. 47.

Nach Dem, was noch neuerdings durch v. Hügel über Kaschmir bekannt geworden ist, darf sich die Geographie Asiens eine weitere Ausbeute versprechen von der Reisebeschreibung des Hrn. G. F. Vigne, welche wol bald erscheinen wird. Einen vorläufigen Bericht stattete dieser Reisende der Asiatischen Gesellschaft in London ab, und erregte die freudigsten Erwartungen, sowol von dem Inhalte seiner Zeichenmappe als dem seines Tagebuchs.

Im Nachlasse des kürzlich verstorbenen Orientalisten, des Obersten John Baillie, hat sich eine kostbare Handschrift des Mahabharata gefunden. Eine einzige Papierrolle, 220 Fuß lang, enthält in äußerst zierlicher Schrift das ganze Gedicht und eine Menge sorgfältiger Bilder zu dessen Erläuterung. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 51. —— 20. Februar 1840.

Leonhard Wächter's historischer Nachlaß. Herausgegeben von **C. F. Wurm.** Zwei Bände. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. 1840. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Es ist wol demüthigend für den menschlichen Geist, oder richtiger, für den unter uns Deutschen, mindestens in früherer Zeit, doch im Schwange gewesenen Gelehrtenhochmuth zu nennen, daß die größten Muster des Schriftthums seit Anbeginn der Geschichte beträchtlich lange vor dem Entstehen der Literatur geblüht haben. Denn der Begriff der Literatur konnte erst nach der Erfindung des, das Geschriebene zum Volks- und Gemeingute machenden Bücherdrucks entstehen. Und doch waren der heiligen Schriften, deren eine der ältesten, kürzesten und vermuthlich mindest gelesenen (der Prophet Baruch) einst den gemüthvollen Fabeldichter Lafontaine plötzlich zum Erstaunen von ganz Paris in das lebhafteste Entzücken versetzte, nicht zu gedenken, Homer's und der Homeriden Gesänge erschollen, doch schritten die Chöre und Larven der drei großen Tragiker Griechenlands und seines noch immer unerreichten Komikers über die Bühne, doch haben Herodot, Thucydides, Plutarch, Tacitus, Livius, Platon, Aristoteles Muster der Geschichte und Philosophie für alle Zeiten aufgestellt, und doch sangen von den begeisterten Dichtern der Neuzeit die ungekannten Rhapsoden der Edda- und Nibelungenlieder, sowie Dante, Petrarca und Boccaccio, lange vor dem Ursprunge Dessen, was man jetzt vornehmthuerisch allein Literatur zu nennen beliebt, vor den bedruckten, mit den flüchtigen Winden über die Erde dahinfliegenden Blättern des Lumpenpapieres.

Es haben sich aber die, treu am Überlieferten, am Gemüthlichen, an den Darstellungen des Erlebten und Tiefempfundenen durch Rede und Sang hangenden Völker, nicht blos in der ältesten wie in der alten Zeit, ungehindert durch äußere Stürme, Kämpfe und Wanderungen, jene Kleinode dahingeschiedener, reichbegabter Stammesgenossen als unschätzbare Erbstücke nimmer entreißen lassen. Auch die neuere und neueste Zeit durchziehen Goldadern ähnlicher Treue und Liebe der Völker. Unter den niedern, wenig lesenden und sich den Zuständen vergangener Jahrhunderte nähernden Schichten der Geschiebe bürgerlicher Gesellschaft, durch Bewahrung der Volkslieder, Volkssagen, Sprüchwörter und aus Unkunde oder mit Unrecht als abergläubisch oder unsittlich gescholtener Volksgebräuche und Spiele. Wie aber selbst unter den höhern, müßigern, von der Lesewuth und mithin auch von der Leseneugier ergriffenen Ständen eben deshalb in raschem Wechsel sich ablösende, einstweilen herrschende Lieblingsdichtungen und Lieblingsdichter gewaltet haben, zeigt die Geschichte der Poesie. So schon im Mittelalter in den, damals handschriftlich so kostbaren und doch noch jetzt in allen germanischen und romanischen Sprachen, nach diesen seitdem ausschließlich Romane genannten so häufigen Dichtungen aus dem deutschen, hunnischen und burgundischen Sagenkreise, aus dem Karl's des Großen und seiner Zeit, der Tafelrunde und anderer zahllosen Helden und für Zauberer gehaltenen Weisen, vom Virgil, Merlin, Baco und Peter von Abano bis zu Faust hinab, der mit dem mainzer Druckerfinder identificirt, fast selbstmörderisch als Schlußring dieser hier durchhauenen Kette angesehen werden darf. Später, um hier nur von Deutschland zu reden, in den satirischen Romanen, insbesondere des 16. Jahrhunderts, im „Simplicissimus" und denen des dreißigjährigen Krieges, in den Robinsonaden neutralisirt durch die Lohenstein'sche schwülstige Deutschthümelei, und endlich seit „Sophiens Reisen", im „Siegwart", den Romanen des itzehoer Müller, Lafontaine, deren Weichlichkeitsrückfällen das durch Goethe's „Götz von Berlichingen" neuerweckte trink- und faustfertige Ritterthum Veit Weber's, Schlenkert's u. A. wiederum entgegentrat, bis auch diese durch den Wellenschlag der gemüthlichen Periode der sogenannten neuen Schule aufgehoben und hinweggeschwemmt worden sind.

Aus jedem dieser eben angedeuteten Zeiträume hat aber der unbewußte, sinnige Volksgeist einzelne, über dem Strome schwimmend emporgetragene Kleinode zu bergen und zum Schatze der Literatur der Nation hinzuzufügen gewußt. So werden der deutsche Fischart, „Simplicissimus", die „Insel Felsenburg" stets eine reiche Fundgrube von Geist, Witz und Poesie für alle Zeiten bleiben, und ebenso freuen wir uns durch diese Zeilen ein viele Jahre durch gepflegtes, theuer bewahrtes, gemehrtes und gebessertes Vermächtniß Leonhard Wächter's anzeigen zu können, dessen von ihm selbst tief unter diesen geschichttreuen Nachlaß gesetzte Dichtungen als Veit Weber's „Sagen" einst Tausende jetzt gebrochene Herzen, von der Nordsee

bis zum adriatischen Meere, von der Maas bis zur Weichsel entgegenklopften. Und doch waltet auch in Dem, was uns hier aus Wächter's Nachlasse von sorgsam kundiger Hand geboten wird, wenngleich streng und emsig erforschten geschichtlichen Inhalts, derselbe Geist deutscher Ehrlichkeit, Treue, Vaterlandsliebe und Freiheitssinnes, wie er aus den „Sagen der Vorzeit" für so Viele bezaubernd heraustönte, und wie er — schon Tacitus bezeugt es — den Grundton der Gesinnung unsers Volkes durch alle Zeiten gebildet hat, noch bildet und, so Gott will, ihn noch fernerhin fortklingen lassen wird.

Leonhard Wächter, der, wenn er Geschichte, wie sie uns die vorliegenden Bände bieten, niederschrieb, mit unerbittlicher Strenge alles nicht sächlich oder urkundlich Beglaubigte, Sagenhafte von sich wies, ja nicht einmal dem Geschichtschreiber ein Urtheil über die geschilderten Handelnden gestattete, wurde am 25. Nov. 1762 in Ülzen im Hanöverschen geboren. Im vierzehnten Jahre kam er mit seinem als Prediger nach Hamburg berufenen Vater nach dieser Stadt, deren gelehrte Schulen er fortan besuchte. Neben diesen ernsten und ernst getriebenen Studien hatte jedoch der Geist Leonhard's, wie einer seiner Vorfahren im Kloster geheißen und beim Übertritte zu Luther's Lehre den Beinamen Wächter angenommen hatte, schon früh durch ein tiefeindrückendes Ereigniß eine poetische Richtung genommen. Es war dies der Mordversuch einer Amme an ihm und einem ältern Bruder, der ihm eine Halswunde zurückließ, welche ihm lange das Sprechen, insbesondere des Deutschen erschwerte und den lebhaften Knaben in sich selbst zurückwies. Wenngleich bei den beschränkten Mitteln des Vaters zum Soldatenstande bestimmt, weilte der Geist des kräftig und schön gebildeten Knaben gern auf den fremden mittelalterlichen Zügen der Pergamenthandschriften der ülzener Kirchenbibliothek, von denen er einige bis an sein Ende bewahrte und die er trefflich nachzubilden verstand. Mit dieser, in jenen Tagen durch den Druck der Manesse'schen „Minnesingersammlung" und die Müller'sche Herausgabe der „Nibelungen" und anderer oberdeutscher Dichter genährten Begeisterung für Deutschlands Vorzeit verband Wächter den reinsten und edelsten Freiheitssinn. Dieser Gesinnungen voll sind denn auch seine frühesten, meist ungedruckten größern dichterischen Versuche, im neunzehnten Jahre ein Schauspiel „Franz von Sickingen" und die Werke Haining des Harfners, unter denen ein, vermuthlich durch Paoli's Heldenkampf gegen französische Übermacht erzeugtes dramatisches Gemälde aus Corsica einen bedeutenden Platz einnimmt. Auf der 1783 von ihm bezogenen Universität Göttingen, wo der von Klopstock geweckte Geist des Dichterbundes von Boie, Voß und den Stolbergen noch wehte, stiftete auch Wächter unter Bürger's Schutze eine ähnliche literarische Gesellschaft, in der er, durch zahlreiche vorangegangene dichterische Arbeiten vielseitig geübt, einer der Thätigsten war.

Von Bürger aufgemuntert, begann Wächter hier seine „Sagen der Vorzeit", deren erster Band 1787, ein Jahr nach seiner Rückkehr von der Universität in die Vaterstadt Hamburg, wirklich erschienen ist. Wohl war der in den sieben Bänden dieser viel gelesenen, übersetzten und noch 1810 in Wien nachgedruckten Sammlung wehende Geist des Widerstandes gegen die herrschenden Gewalten des Staates und der Kirche dem Zeitraume zwischen der amerikanischen und französischen Umwälzung völlig entsprechend, und wer kann sich daher verwundern, daß dessen Sänger, der sich vom Vater das damals noch ungewöhnliche Vorrecht des Duzens erbittende Wächter, dem die geliebte Braut gestorben war, der Kanzel auf immer Valet sagend, muthig in die Wogen der neufränkischen Brandung tauchte. Durch des preußischen Feldpredigers August Lafontaine edle Bemühung, den Nachstellungen französischer Ausgewanderten entronnen, kämpfte er als Rittmeister unter Dumouriez in der Schlacht bei Jemappes, wurde dort schwer verwundet und folgte dem vor der heimischen Schreckensregierung fliehenden französischen Feldherrn 1793 in die ruhige Vaterstadt Hamburg.

Wol fühlte der mit erweitertem Blicke, mit vielseitiger Belehrung vom Täuschenden vieles aus der Ferne her Glänzenden Heimgekehrte sich ungewohnt in den Verhältnissen der Heimat. Er überwand den Schmerz, das innere Widerstreben und arbeitete muthvoll, die Unabhängigkeit, die er der Menschheit gewünscht, sich selbst, nachdem er der Kirche den Rücken gekehrt, durch die Schule, durch Heranbildung eines andern glücklichern Geschlechtes zu erwerben. Dieser, sein äußeres und inneres Leben umkehrende Wendepunkt war dies auch für seine literarische Thätigkeit. Sie war nicht mehr der Dichtung und Sage gewidmet, und von jetzt an weihte er sich ganz und mit der bereits gedachten eisernen Strenge, Unparteilichkeit und niemals sich selbst genügenden Treue der Geschichte, insbesondere der vaterländischen. Frucht dieser oft und vielfältig erneuten und umgeschmolzenen Arbeiten ist der vorliegende „Nachlaß", enthaltend:

1. Hamburg und sein Verhältniß zur Handelswelt bis ins 17. Jahrhundert.
2. Zur Geschichte der Parteiungen in Hamburg während des 17. Jahrhunderts bis zum Hauptreceß (1712).
3. Betrachtungen über die großen Weltbegebenheiten. Bilder von Deutschlands Schmach und Erhebung.

Anziehend und lehrreich für die unter andern äußern Verhältnissen dennoch stets wiederkehrenden Hauptfragen der Herrschaft, Gewalt, Freiheit und Selbsthülfe sind gerade jetzt die in den beiden ersten der genannten Schriften geschilderten Kämpfe um die, seit dem Hauptrecesse in beglückendem Gleichgewichte erhaltene Verfassung Hamburgs. Die letztgedachten Betrachtungen und Bilder aus neuerer Zeit haben wol noch allgemeinere Theilnahme zu hoffen. Sie schildern in freiheitliebender deutscher Gesinnung das Selbsterlebte, Wächter's würdig, der muthig und zum Äußersten entschlossen, an der Spitze seiner durch ihn in gleicher Gesinnung erglühenden Schüler bei Hamburgs Vertheidigung gegen Davoust dastand als Adjutant Repsold's, des Unerschütterlichen, der seine Pflichttreue mit seinem Leben zahlte, des sternkundigen tiefsinnigen Mechanikers, dessen Werke jetzt die Himmelswarten Europas

schmücken und des Wissens Gebiete erweitern und dessen Denkmal den Wanderer an Hamburgs Thoren empfängt.

So lebte Wächter, seit 1821 Vater dreier hoffnungsvoller Kinder, seit 1827 nichts mehr dem Drucke übergebend, inmitten zahlreicher Freunde, die sein liebevolles, freundliches Gemüth, seine offene, männliche, der Schönheit seiner Bildung (man sehe sein vorgesetztes Bildniß) entsprechende Gesinnung unzerreißbar an ihn fesselte, bis zum 11. Februar 1837, wo den eben empfangene neue Aufklärungen in seine Geschichte Eintragenden die Seuche der Influenza ergriff und den Schwerbelasteten der Lebensbürde enthob. Aus seinen jetzt schön ausgestattet vor uns liegenden Werken möge der Schluß der ältern hamburgischen Geschichte als Probe der Darstellung auch den dieses Aufsatzes bilden.

Der Mensch entsagt seinem eigenen Willen nur, um ein größeres Glück zu erlangen, als ihm geworden sein würde, wäre er eigener Willkür gefolgt, oder, um Unglück zu vermeiden, das den Ungehorsamen treffen wird. Eine durch Vernunft aufgeklärte Erkenntniß seines wahren Vortheils muß den Bürger bestimmen, sich den Gesetzen zu unterwerfen, welche der allgemeine Wille dem Wohlsein der Gesammtheit zuträglich findet. Wo die auf das Faustrecht sich stützende Willkür herrscht, gehorcht man nur aus Furcht vor einer ungerechten Gewalt, die nur den Eigensinn Dessen unterstützt, welcher befiehlt, ohne Dem Vortheile zu vermitteln, welcher gehorcht; durch Gewalt wird nur eine äußere Unterwürfigkeit erzwungen, die das Herz misbilligt. Wenn der Bürger gehorcht, fördert er sein eigenes Glück, wenn der Sklave gehorcht, arbeitet er nur ohne einigen Nutzen für sich selbst oder die Gesellschaft, für einen Herrn, den er haßt und verabscheut. Doch unbedingt muß der Gehorsam des Bürgers sein, sobald der Wille der Obrigkeit der Ausdruck des allgemeinen Willens ist und keine Machtgewalt scheinbar berechtigen kann, etwas wider Billigkeit und Gerechtigkeit und das Wohl des Ganzen zu befehlen, dem auch sie untergeordnet ist. Die Persönlichkeit muß durch die Gesetze geachtet werden, in jeder Religion und Sitte, und die Einheit in Aufrechthaltung der Grundsatzungen, welche allgemein zusagend ist. Sicherheit der Person und des Eigenthums, Schutz gegen Willkür, und Freiheit, Alles thun zu dürfen, was Niemand schadet und das Heil des Ganzen nicht gefährdet, verlangt die Wohlfahrt jedes Staats, und nicht sein Umfang, nicht die Zahl seiner Bürger, nicht sein klingender Mammon, sondern das allein macht einen Staat groß, stark und kräftig und wahrhaft reich, daß seine Bürger Männer von Charakterstärke sind und, durch Vaterlandsliebe und Gemeinsinn vereint und eins,

fest bei einanderstehn,
Das Ganze zu erhalten. 1.

---

1. Die Civilisation der Gegenwart. Eine Ansicht von F. W. Oswaldsohn v. d. Schley. Erfurt, Hennings u. Hopf. 1839. 8. 16 Gr.
2. Die entdeckte wahrhafte Staatsweisheit. Ein Versuch, sie populair-aphoristisch kennbar zu machen, von J. G. Reinwald. Stuttgart, Literatur-Comptoir. 1839. 16. 1 Thlr. 12 Gr.

Beide Schriften sind in einem so verschiedenen Geiste verfaßt, daß es schwer ist sie zusammenzuspannen, obgleich sie dasselbe Thema behandeln. Der erste Herr Verfasser ist ein Splenetiker; er hat, ungeachtet vielen Wissens, aus der Geschichte nicht gelernt, die Gegenwart billig und aus ihr selbst zu beurtheilen; mindestens sind weder Herder, noch Luden, noch Schlosser seine Lehrer gewesen. Der andere Herr Verfasser hat seine Aphorismen als Hypochondriacus geschrieben und — man sieht, wie wohl eine tiefgreifende genügende Idee der kranken Seele thut — hat seinen Gegenstand mit einer heitern, hoffnungs- und vertrauensvollen Anschauungsweise behandelt. Jener schreibt Perioden, die den Leser nicht zu Athem kommen lassen, dieser gibt sein Wissen und Schauen in kurzen, runden Sätzen. Der Erstere macht auf sechs und mehr Seiten oft nicht einmal einen Absatz und häuft Gründe auf Gründe für seine Ansicht in seitenlange Punkte zusammen, jener sucht kategorische und apodiktische Sätze aufzustellen, in denen er folgerecht seine Ansicht ausspricht, ohne sich zu verwickeln und über seine eigenen Füße zu purzeln.

Hr. Oswaldsohn sagt S. 53: „Die Geschichte der letzten Zeit erklärt, wie jene Richtung (der Civilisation nach dem materiellen Interesse aus der geistigen und leiblichen Knechtschaft Napoleon's) eingeschlagen und verfolgt werden konnte; auf welchem Punkte wir uns befinden, zeigen die jetzigen Zustände; wohin uns die betretene Bahn führt, kann freilich mit apodiktischer Gewißheit kein Mensch wissen, denn aller Ausgang ruht in Gottes Hand; aber aus dem Erlebten dürfen wir auf das noch zu Erlebende schließen, und was sich als Resultat darstellt, ist — man mag es besehen, von welcher Seite man will — nicht unerfreulich nur, nein: grauenvoll!" Hiernach betrachtet er die niedere sinnliche Civilisation, das physische und sociale Leben von S. 55—100 und von da bis an das Ende die höhere (sittliche) Civilisation, oder sittliches und religiöses Leben.

Hr. Reinwald kündigt sich als Benthamist, als ein Anhänger der Lehre der Nützlichkeit oder des Interesse an und führt den gegenwärtigen Zustand der Civilisation durch alle Gefühle des Vergnügens und Misvergnügens der Sinne, durch geistiges und materielles, sittliches und unsittliches Leben der gegenwärtigen und aller Zeiten Menschheit durch. Er findet es völlig natürlich, wenn auch mit der Sittenlehre des Christenthums nicht ganz vereinbar, daß der Mensch sich zu Allem vom Interesse für sich oder Andere treiben lasse und von jeher es so gehalten habe, und glaubt, daß die Gegenwart diese einfache Wahrheit nur mehr zum klaren Bewußtsein gebracht habe. Er greift damit geschickt die Modephilosophie oder Dialektik, den Hegelianismus und die Modegeschichtschreibung mit sehr guten Waffen an; genug, er sucht eine Bahn für seine Ansicht ins Volksleben und würde sie sicher finden, wenn er einen affectirten, grammatisch nicht zu entschuldigenden Satzbau vermeiden wollte. Wer wird z. B. das Adverbium, die Conjunction und andere Partikeln geflissentlich am Schluß des Satzes, gleichsam herausgerissen hinstellen! Solche Sonderbarkeiten hat Der am mehrsten zu meiden, der populair schreiben will.

Während der letztgemeinte Verf. mit dem Werdenden meistentheils, wenn auch nicht überall, einverstanden ist und darin den Weg zum Guten, zu politischer Verständigung der Völker mit den Fürsten und ihrer sittlichen Haltung sieht, ganz besonders in der Ausbildung des Mittelstandes die nicht weiter von dem Interesse der Fürsten abzuweisende Nothwendigkeit erkennt, sich, wie zur Zeit der Brechung der Vasallenmacht, mit dem Bürgerthum eng zu verbinden und zu versöhnen, glaubt Hr. Oswaldsohn beim Blick auf das Leben in den Abgrund des höllischen Schwefelpfuhls zu schauen. Während der Erstere den Letztern belehren könnte, kann der Letztere jenen nur zur Bestätigung seiner Behauptungen irrthümliches Material liefern. Hr. Oswaldsohn hat jedenfalls nicht begriffen, was in der Zeit und Menschheit gährt. Die Gegensätze sind von ihm nicht verstanden, weil er in bedeutendem Grade servil, orthodox und vom militairischen dei gratia erfüllt die Reaction der Fürsten gegen die oft überspannte Richtung der Völker und Individuen auf größere Ausbildung des Staats- und Personenrechts für nicht entschieden und stark genug hält, gleichsam als seien Jan Hagel und Vetter Michel Ochsen, die sich mit verbundenen Augen zur Schlachtbank führen lassen.

Hr. Reinwald leugnet nicht, daß das eigene Interesse vom Individuum übertrieben, die Nützlichkeit überhaupt mit dem Eigennutz verwechselt werden möge; er findet in der neuern Gewerbsindustrie — die jedenfalls unter öffentliche Aufsicht gestellt und zur wirklichen Gemeinnützigkeit, etwa wie in Nordamerika in den Fabrikdistricten, gesetzlich geregelt werden sollte — eine gefährliche Richtung; aber er macht darüber nicht einen unnützen Lärm wie Hr. Oswaldsohn. Er weiß, daß Bentham die jetzige Reaction der Arbeiter gegen die großen Industrieritter in England vorausgesagt und den eigentlichen Radicalismus herbeigeführt hat, und hegt den Glauben an die Menschheit, daß sie alle zu hoch getriebene, Freiheit und natürliche Gleichheit störende Einrichtungen endlich und sogar gewaltsam zu zerstören geneigt sei. Wer aber aus der Gegenwart die Zukunft beurtheilen wolle, den nennt er ebenso einen Narren, wie Den, der aus der Geschichte die Gegenwart beurtheilen will. Es gibt keinen Kreislauf der Menschheit; ähneln sich auch Ereignisse und Zeiten, stets wird der Menschengeist zu einer andern Zeit in erhöhter Potenz sich kundgeben.

Hr. Oswaldsohn scheint Militair zu sein. Er hat so etwas im Tone, wie: „Kerl, raisonnir' er nicht!" und „will er wol das Maul halten!" denn er läßt vom ersten Blatte seines Werkchens an Niemand zu Worte kommen; er geht gleichsam an der Fronte auf und ab, streicht von Zeit zu Zeit den Schnurrbart mit Satisfaction links und rechts und spricht so untrüglich, ohne Jemand anzusehen, wie ein Bataillonschef. Auch statuirt er unter den Ständen der Gesellschaft einen Wehrstand, der doch eigentlich längst unter die staatsrechtlichen Negationen gezählt wird. Die Sittenverderbniß im Volke geht wesentlich von der unnatürlichen Einrichtung des Wehrwesens aus.

Es ist in der That zu wünschen, daß Hr. Reinwald seine Ansichten weiter und, wie gesagt, ohne Affectationen in Styl und Sprache vor dem Publicum erörtere und Deutschland mit des liebenswürdigen Bentham Lehre von der Glückseligkeit und von der Nützlichkeit, welche jetzt in England so entschieden im Radicalismus aus der Wurzel treibt, fort und fort bekannter mache; es würde eine wahre Wohlthat sein und allem ungemessenen Raisonniren auf die gegenwärtige Civilisation, allem geistlosen Schwadroniren über Geschichte und ihre Lehren für die Jetztzeit, und endlich der Suffisance der Hegelisten ein imposantes Gegengewicht vermitteln. Nur im Durchgang durch deutsches Hirn kann eine Universalidee gehörig apprehendirt werden. 6.

Literarische Notizen.

Ein neues Illustrationswerk erscheint in Paris unter dem Titel: „La Loire historique, pittoresque et biographique", von Touchard-Lafosse. Die „Loire historique" wird vier Großoctavbände umfassen und mit 50 herrlichen Kupferstichen ausgestattet sein. Letztere sind nach den Zeichnungen des Hrn. Adolf Rouargue von Emil Rouargue gestochen und werden die schönsten Ansichtspunkte der Loire, interessante historische Scenen ꝛc. darstellen. Der Text wird mit 300 Vignetten, Portraits u. s. w. durchwebt sein. Jede der drei großen Abtheilungen des Werkes (obere, mittlere und untere Loire) wird mit einer sorgfältig gezeichneten Karte versehen sein. Das Werk erscheint in 300 Lieferungen, jede Woche zwei, die Lieferung zu 50 Cent.

Von der Gräfin Dash, Verf. von „Le jeu de la reine", einer Erzählung, welche jetzt die zweite Ausgabe erlebt hat, erschienen neuerdings zwei reizende Werke: „Madame Louise de France" und „L'écran", jenes eine lebendige und interessante Erzählung, worin die Verfasserin mit großer Kunst mitten unter die Wollüste des Hofes Ludwig's XV. eine jener rührenden Figuren zu verpflanzen gewußt hat, die, wie sich ein französischer Feuilletonist ausdrückt, für ein ganzes Jahrhundert um Gnade zu flehen scheinen. Das zweite Werkchen ist eine anmuthige Sammlung von Novellen, voll Grazie, Geist, Eleganz und Sittenkenntniß. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 52. —— 21. Februar 1840.

Briefe aus Sicilien.

Erster Artikel.

Messina.

Quae est autem gens quae non aut somniorum aut vaticinationum praedictione moveatur? Wer ist solch ein starker Geist, daß Vorbedeutungen keine Macht über ihn hätten? Ich fange, wie Sie sehen, diesen meinen Brief gelehrt genug an. Aber die Feder ist zwischen Tintenfaß und Papier schon so lange in der Schwebe, aus Furcht, schwarze Verleumdungen einer ganzen Bevölkerung niederzuschreiben, daß sie nach dem Halm einer Phrase greift, um nur zu landen. Wenn sie nun manches Schwarzgesehene allzu schwarz malt — es ist ja ohnehin Schreibgebrauch — Messina möge mirs verzeihen um der menschlichen Schwachheit willen, welche von dem übeln Eindruck eines schlimmen Zeichens am Morgen die Stimmung des Tages hernimmt. Als unsere Barke in Messina zuerst an das Land stieß, warf sich ein müßiges Gesindel von Facchinen auf uns, wie ein Schwarm Krähen, der am hellen Tage auf eine Eule stößt. Und laeva cornici omina sagt Juno in der Fabel. Unwürdiges Geschäft; ihr habt Recht, belesene und vaterlandsliebende Messinesen! unwürdiges Geschäft, von der rohen Zudringlichkeit einiger verhungerten Lastträger, wie jeder Hafen der Welt sie bietet, öffentlich zu erzählen, gleich als ob nicht Wichtigeres und Besseres zu melden wäre, oder gar als ob ein Beitrag dadurch zur Charakteristik des Landes gegeben werden sollte. Ihr habt sehr Recht. Aber zu meiner eigenen Rechtfertigung muß ich doch davon erzählen. Nicht genug, daß diese Harpyen, von denen auch Besudelung unsers Eigenthums hinlänglich zu fürchten war, mit betäubendem Geschrei sich an unser Boot drängten, vier oder fünf sprangen sogleich in das Schiff und bemächtigten sich der einzelnen Stücke unsers Gepäckes. Ohne daß wir es verhindern konnten, schwang der Eine einen Koffer auf seine Schulter, während ein Zweiter ihm die Beute zu entreißen suchte. Sie schimpften, stießen und zerrten einander in dem schmalen Raume hin und her; bei einem Haare wäre der Koffer in die See gefallen. Ich war längst heiser, ehe ich zu dem betrübten Mittel griff, mir mit der Faust Luft zu machen. Sobald wir die dienstfertigen Gäste zum Fahrzeuge hinausgeprügelt, übergaben wir den Schiffern unsere Sachen zum Tragen. Noch aber hatte der Kampf kein Ende; noch trachteten sie jenen die Last und den Lohn streitig zu machen und verfolgten uns mit Thätlichkeit und mit Geschrei, und da auch dies nicht half, mit Betteln bis in den Gasthof hinein. Keine policeiliche Hülfe, diesem Unfuge zu steuern, ungeachtet man die Ankunft des Dampfschiffs erwartet hatte! Wer mag tadeln, wenn man von solchem Eingang über die Ordnung, die überhaupt im Lande herrscht, ein Vorurtheil sich bildet! Aber ich will auch Jagd machen auf alle Vortrefflichkeiten desselben und die guten Einrichtungen, die ich antreffe, in ihr volles Licht stellen. Man dürfte dergleichen anzutreffen, ohne Zweifel sich Hoffnung machen. Ich rede nicht von den Naturschönheiten dieser begabten Insel, nicht von dem Zauber der Poesie, in welchem sie die Seele mehr noch fängt, als sie von ihm jemals mit Schönheit umkleidet worden, nicht von den Erinnerungen und Überresten älterer und jüngerer Tage des Glanzes, des wechselnden Geschicks und unsterblichen Ruhms, ich rede von der materiellen Gegenwart und der vorhandenen Gestaltung des Lebens durch Verfassung, Sitte, Gesetz und dessen Handhabung. Die neapolitanische Presse rühmt, daß das Königreich beider Sicilien nach großen und schweren Stürmen, nach allen Leiden einer von den Stellvertretern abwesender Monarchen zügellos ausgeübten Regierung, nach den innern Zerrüttungen durch ein wüstes Feudalwesen, jetzt, wenn auch nicht jener freien und gegenseitig verbürgten Verfassung von 1820, doch guter Einrichtungen sowie milder und gerechter Gesetze sich erfreut. Giuseppe del Re sagt in seiner Beschreibung Neapels: „Nach den unglücklichen Kriegszeiten gab Ferdinand seinem Lande neue Gesetze und Verwaltungsregeln, durch welche das Gemeinwohl gesichert ist und welche dem Geiste der Bevölkerung, ihren Sitten und Bedürfnissen angemessen sind. Thatsachen geben Zeugniß, mit welcher Weisheit an der Verbesserung unserer Lage gearbeitet wird." Demnach ist zu hoffen, daß die Saat gute Früchte getragen haben werde. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Nicc. Santangelo, trägt auch kein Bedenken, in einem öffentlich gemachten Berichte dem Könige freimüthig zu versichern: „In kurzer Zeit hat Ew. Majestät eine weite Bahn des Ruhms durchlaufen und die Liebe von 7 Millionen Unterthanen gewonnen." Daß dieselbe Stimme aus Sicilien selbst erschallt, beweist eine Rede des Intendanten von Catania, welcher bei Eröffnung des Provinzialraths sagt: „Den Wünschen und Bedürfnissen der Provinz, welche der Rath in den verflossenen Jahren vorgelegt hat, ist Se. Majestät bereitwillig entgegengekommen und hat fast Allem gewillfahrt. Der segensreichen Wirkungen einer verbesserten Ökonomiegesetzgebung theilhaft geworden und in unserm Civilwesen fortschreitend, sind wir gedrungen, den Tribut unserer Dankbarkeit am Fuße des Thrones niederzulegen. Unsere Stimmen erschallen nicht nur innerhalb dieser Mauern. Sie sind das Echo Derer, welche von Küste zu Küste durch die ganze liebliche Trinaeria sich vernehmen lassen." Vermuthlich erschallen solche Stimmen aus dem Munde aller Intendanten der Provinzen von Küste zu Küste und ihr Echo dringt zu den Ohren des Königs. Übrigens ist die Rede vom Jahre 1835. Ob auch das Volk, nicht jenes papierene, das mit allerhöchster Approbation Vivat ruft, sondern das wirkliche Volk von Fleisch und Blut in den officiellen Beifall- und Jubelruf einstimmt? Eine Inauguralrede, am 4. Nov. 1838 bei Eröffnung der erneuerten Universität Messina gehalten, preist die große, den Künsten und Wissenschaften vom Könige erwiesene Gunst und ihn selbst als das helle Gestirn am sicilischen Himmel aufgegangen, als den edeln Freund des Volkes und des Vaterlandes Vater. Eine Inauguralrede ist aber so wenig ein reiner Spiegel der Volksgesinnung als ein unterthänigster Rapport eines Intendanten oder gar eines Ministers. Die Erneuerung der Universität ist jedenfalls ein Ereigniß, zu welchem Messina sich Glück zu

wünschen hat. Wie es immer mit den Studien beschaffen sein möge, so ist die Stadt wieder ein Sitz und Mittelpunkt geistiger Interessen geworden. Messina besitzt nur eine Buchhandlung, und noch dazu eine unbedeutende. Das Dasein wissenschaftlicher Anstalten, sowie auch solcher Vereine, die sich gelehrt nennen, beweist an sich ebenso wenig einen günstigen Zustand der geistigen Entwickelung, wie das Vorhandensein guter Gesetze eine glückliche Lage des Volks. Überall begegnet uns, daß Vieles geschieht mit dem Anspruch und Schein außerordentlicher Thätigkeit für die höchsten Interessen, das in den Berichten trefflich Parade macht, ohne daß es doch reellen Gewinn brächte. Die Neapolitaner erheben insbesondere viel Geschrei von dem Wachsthum, ja von der Blüte der Wissenschaften und Künste in ihrem Lande, und doch wird das Wenigste probehaltig sein. Nicht, daß es ihnen an ausgezeichneten Geistern fehlte, oder daß der Sporn, welchen eine üppigfruchtbare und wunderreiche Natur und die Wichtigkeit der aus dem Alterthume herübergeretteten Schätze ihren Bestrebungen geben muß, ganz seine Schärfe verloren hätte; aber wie kann die Pflanze, die der Palme gleich der Befruchtung nur dann gewiß ist, wenn das freie Spiel der Lüfte auch aus der Ferne ihr den Samen zutragen darf, wie kann sie, hermetisch gegen jede Luft von außen verschlossen, sich mit Blüten zu zieren jemals hoffen? Nicht selten begegnet man der Phrase von dem Rufe der vaterländischen Literatur, der Europa fülle, in neapolitanischen Büchern und periodischen Schriften; wüßte man auch nicht, wie wenig man im übrigen Europa von dieser Literatur weiß, so müßte man doch schon im Lande selbst zum Zweifel kommen, wenn man bedenkt, daß dahin von europäischer Literatur kaum irgend ein Ruf dringt. Wider Pestgift kann nicht sorglichere Vorkehr getroffen werden, als an den Grenzen des Reiches gegen die Einfuhr fremder Bücher getroffen ist.

Einen schönen Aufschwung gab für Neapel allen geistigen Bestrebungen der hochsinnige Karl III.*), der den Gesetzen, den Künsten, den Alterthümern, der Industrie und jedem Zweige volksthümlicher Entwickelung gleiche Liebe und Pflege widmete. Auch das Bedürfniß, in die Schule des Auslandes zu gehen, hat man späterhin gefühlt. Um 1799 wurden mit Stipendien des Staates sechs talentvolle junge Leute auf deutsche Universitäten geschickt, um die Naturwissenschaften zu studiren. Erfüllt von Begeisterung für die Wissenschaft, beseelt vom edelsten Enthusiasmus, die gewonnenen neuen Ansichten zu Grundlagen eines neuen geistigen Baues im Vaterlande zu machen, kehrten sie zurück. Was war ihr Loos? Der Eine starb, der Andere verdarb in der unseligen Malaria der Eitelkeit und Gewinnsucht, welche hier das Land vergiften, oder erlag der Eifersucht älterer Akademiker, welcher wegen der Lauheit der Regierung und weiterhin wegen des hereinbrechenden Kriegsunglückes kein Damm zu setzen war. In neuerer Zeit ist es noch übler, und zwar den Sicilern insbesondere ergangen. Da man, wie begreiflich, nicht daran gedacht hatte, in Neapel den alten Versuch in irgend einer Art zu erneuern, so begann das seit 1836 abgetrennte sicilische Ministerium auf die wesentlichsten Mängel des Unterrichts sein Augenmerk zu richten, und trug unter Anderm beim Könige darauf an, zum Studium der in der Heimat über allen Glauben vernachlässigten Thierarzneikunde einige fähige Jünglinge in das Ausland zu senden. Die Mittel dazu wurden nachgewiesen und einem Jeden derselben 600 Ducati Jahrgeld zugedacht. Ein königliches Handschreiben erklärte den patriotischen Antrag des Ministeriums für unnütz und unzulässig, insonderheit da die Ausführung die Kräfte des Landes übersteige. Das Geld war indessen wirklich vorhanden, denn man beschenkte mit einem Theile desselben großmüthig jenes rechnende Wunderkind — mir ist der Name entfallen —, von welchem man vor einigen Jahren in den Zeitungen gelesen hat. In ganz vorzüglicher Achtung steht gegenwärtig in Sicilien deutsche Gelehrsamkeit und Bildung, von denen die Sicilier einige Ahnung gewonnen haben durch die Neigung deutscher Reisenden, den Umgang der Eingeborenen zu suchen, nicht aber durch directe Bekanntschaft mit deutscher Literatur. Ein junger Sicilier, mit welchem mich der Zufall bekannt machte, hatte mit Hülfe eines deutschen Freundes, der längere Zeit im Lande verweilte, große Mühe auf die Erlernung der deutschen Sprache gewendet, aber er fand es unmöglich, sich in Sicilien und Neapel einige deutsche Bücher zu verschaffen. Wie viel anders ist es in Rom, wo auch die durch den Index verbotenen Bücher doch auf den öffentlichen Auctionen verkauft und nicht nur von den Fremden ohne alle Umstände, sondern auch von Einheimischen, sobald sie nur die Licenz, solche zu lesen, vorweisen können, täglich erstanden werden.

So gering unter den entwickelten Verhältnissen die Wirksamkeit der Universität in Messina, beiher auch wegen der vorherrschenden Richtung der Stadt auf Handelsinteressen, sein wird, so thut doch der Redner, der bei der feierlichen Einweihung für diese Wohlthat dem Könige Preis und Dank zollt — einige Hyperbeln erheischt die Rhetorik — nur, was recht und löblich ist, um so mehr, als Messina um seine Universität genug hat bangen und langen müssen. Gleich sauer ist vielleicht keiner andern Stadt der Gewinn und Wiedergewinn einer akademischen Anstalt geworden. Schon als Catania 1444 durch die Willfährigkeit des Königs Alfons von Aragon eine Universität erlangt hatte, strebte die Nebenbuhlerin nach gleichem Vorrechte; dennoch ward ihr erst 1548 auf Verwendung Loyola's durch eine Bulle Paul's III. das Privilegium ertheilt, ohne daß sie die Frucht davon sogleich ernten konnte. Die Eifersucht Catanias verhinderte die königliche Bestätigung, welche erst 1550 mit vieler Mühe errungen wurde, nachdem die Stadt zur Beseitigung der wegen Authenticität der Documente erhobenen Zweifel mit großen Kosten von der Sagra Rota in Rom die Verificirung der Acte in duplo sich verschafft hatte. Die Härte, mit welcher der Vicekönig Stephan von Sardinien nach den innern Fehden der Malvezzi und Merli die unglückliche Stadt bestrafte, entzog ihr unter andern Vorrechten auch die geliebte Universität, nachdem dieselbe nur etwa 100 Jahre bestanden (1678). Der jetzige König hat endlich zu den verschiedenen Begünstigungen, die er der Stadt angedeihen ließ, z. B. der Gleichstellung der Sanitätscommission mit denen von Palermo und Neapel, auch die Erneuerung der Hochschule durch Decret vom 16. April 1838 gefügt und dadurch die Herzen der Messinesen nicht wenig gewonnen. Ich habe die persönliche Bekanntschaft des Mannes gemacht, welcher jene emphatische Inauguralrede zu halten hatte; man muß zu ihrer Würdigung seine mündlichen Äußerungen hinzunehmen. Ich fand in ihm einen Mann, durchdrungen von Vaterlandsliebe und edler Begeisterung für die Wissenschaften. Er sprach von dem Glanz entschwundener Zeiten. „O mein Sicilien", rief er aus, „wie bist du so reich an Ruhm gewesen, nicht an Waffenruhm allein, sondern an jenem wahrhaftern und nachhaltigern Ruhme, mit welchem die Künste des Friedens dich bekränzt haben. Wie redest du in deinen Monumenten, deren Spuren die teuflische Wuth der Barbarei mit aller Anstrengung nicht hat vertilgen können, von deiner alten Herrlichkeit; wie glänzest du in der stolzen Erinnerung deiner Söhne als einer der schönsten Juwelen in den Kronen der alten und der mittlern Welt. Ach, meine Herren! Es hat ein Feuer in unsern Herzen gebrannt, ein Feuer, um die Welt zu entzünden." Hier flog ein Schatten über seine Mienen, er senkte die Augen, und indem ein Zug von Bitterkeit seine Lippen preßte, sagte er mit tonloser Stimme: „Es ist eine unterdrückte Flamme! Aber", fügte er nach einer Pause hinzu und seine schwarzen Augensterne blitzten unter den plötzlich aufgeschlagenen Wimpern hervor, „es glimmt unter der Asche!"

Die Messinesen dünken sich viel mit ihrer neuen Universität, überhaupt mit Allem, was ihrer Stadt nur irgend zur Zierde und zum Vorzuge gereicht. Sie erwarten, daß der Fremde von derselben sehr entzückt sei, vernehmen ihr Lob mit Selbstgefälligkeit und sähen ihr gern den ersten Rang unter

*) Carlo delizia de' buoni e terror de' malvagj.

den Städten Siciliens zugewiesen. Die Städte der Insel stehen noch immer in einer merkwürdigen Eifersucht untereinander; Marsala sieht Trapani, Trapani Palermo, Palermo Messina und Messina wiederum Palermo mit neidischen Augen an. Der alte Wetteifer, von welchem die Geschichte durch Jahrtausende Zeugniß gibt, welchem Sicilien seinen höchsten Glanz und seine schmerzlichsten Verluste verdankt, scheint noch nicht erstorben zu sein. Von ganz jungen Befehdungen hört man erzählen, bei welchen die Erhitzung der Gemüther so weit geführt, daß man sich gegenseitig die Fischerbarken weggenommen hat. Ein Mann von geringem Stande redete mich im Café an: „Wie gefällt Ihnen Messina? Eine wundervolle Stadt, nicht wahr? Ich bin nicht in Palermo gewesen, aber Messina ist mir unbedenklich lieber und verdient mehr besucht zu werden; denn wo nähme Palermo diesen Handel und Wohlstand her! Haben Sie unsern Hafen gesehen? Welch ein Hafen! Von der Natur zum Hafen bestimmt, und wie gesichert durch Kunst! Um dieses Hafens willen allein sollte alle Welt nach Messina kommen. Und dann die prächtige Marine! Eine lange Straße von Palästen. Schade, daß das jammervolle Erdbeben sie alle abgedeckt und in ihren obern Stockwerken zerstört hat. Aber man arbeitet an ihrer Wiederherstellung. Man wird sie alle gleich hoch machen und der Anblick wird alsdann an Schönheit seines Gleichen in der Welt nicht haben." Es waren einige Palermitaner nach Messina gekommen; sie zeichneten sich durch ihre eleganten Fracks, ihre modischen Westen, ihre feinen Handmanschetten und goldenen Uhrketten aus; ein junger Sachse, der in unserer Gesellschaft war, konnte sie nicht genug bewundern. „Was sind dies nur für traurige Kutschen aus dem vorigen Jahrhunderte, deren eine oder die andere von Zeit zu Zeit über die Promenade fährt", sagten sie lorgnettirend und mit höhnischem Lächeln. „Ah, dies ist vermuthlich der Corso von Messina! Sehr glänzend, allerdings, für Messina! Aber sagen Sie mir", fuhr der Eine fort, sich zu seinem Gefährten, einem jungen Messinesen, wendend, „ist das hier durchgängiger Brauch, daß die vornehmen Damen, zurückgelehnt über den Kutschenschlag, sich so zuthulich mit ihren Bedienten unterhalten?" „Keineswegs", versetzte Jener, der hinter dem Rücken sicherlich Palermo so gut wie ein Anderer nach Vermögen herabgesetzt, jetzt aber, indem die Freundschaft der Stutzer aus der Hauptstadt ihm schmeichelte, zum Spötter an den Seinigen wurde, „das Benehmen einer Dame gegen ihren Bedienten ist nur ein Barometer ihrer Finanzen; wenn sie ihn bezahlt hat, so begegnet sie ihm hochmüthig; thut sie sehr gnädig, so ist sie ihm den Lohn für ein halbes Jahr schuldig." Es ist wahr, daß die Vermögensumstände des Adels in Messina nicht sehr brillant sind. Der Besitz ist in den Händen der Kaufleute, welche weniger Aufwand außer dem Hause machen, und unter diesen sollen wiederum die Ausländer weit voranstehen. Wenn man die Lage Messinas bedenkt, welches der Schlüssel Siciliens, und jetzt seit der Vereinigung mit Neapel das Gelenk ist, das beide Glieder verbindet; wenn man die Wichtigkeit seines vortrefflichen Hafens und des leicht zu hebenden Handels erwägt, so scheint es in der That unglaublich, daß nicht Messina die vornehmste Stadt der Insel werden sollte. In Bezug auf die Insel selbst liegt die Stadt zu sehr in der Ecke und zu isolirt, um ohne jene Beziehung auf Neapel ein Mittelpunkt des Gesammtlebens von Sicilien zu sein; daher erklärt es sich, wie sie in frühern Zeiten niemals die Stelle einnehmen konnte, welche sie so eifrig erstrebt. Die gegenwärtige Bedeutung der Stadt wird in Neapel erkannt, und der Vorzug, welchen der König ihr gibt, ist der Klugheit angemessen. Keine andere Stadt der Insel ist dem Könige, so viel ich erfahren konnte, auch so sehr ergeben als Messina, sei es aus Dankbarkeit für die erworbenen Vortheile, sei es, wie dort ansässige Deutsche behaupten, aus bloßer Opposition gegen Palermo, welches sich in sehr gereiztem Zustande befinden soll. Wenigstens scheint die Regierung, so sehr sie sich für den Augenblick auf die Gesinnung der Messinesen verlassen könnte, doch eine Einschränkung der nöthig erachteten Vorsichtsmaßregeln selbst hier nicht zu wagen. Als kürzlich auf einem freien Platze beim Arsenal ein Pferderennen stattfand und die Volksmenge sich zu diesem Schauspiele versammelte, war die ganze Garnison unter den Waffen, ja auf dem anstoßenden Castell standen die Kanoniere mit brennender Lunte bei den Kanonen; vielleicht nur ein Zufall, weil etwa gerade ein Exercitium beabsichtigt worden; sonderbar aber, daß am Madonnenfeste dieser Zufall sich wiederholte, oder wollte man das Fest mit Freudenschüssen celebriren, aus denen nur durch einen andern Zufall nichts wurde? — Ich melde Gehörtes! — Übrigens vernimmt man auch in Messina Klagen. — Eine ordentliche Quarantaineanstalt, ein sogenanntes Lazzeretto sporco, gibt es im Hafen nicht; ein solches einzurichten, hieß es, wollte der König selbst nach Messina kommen; aber es gibt ein Lazzeretto semisporco, und dies wird von den Messinesen laut, denn das Schelten haben sich die Sicilier noch nicht nehmen lassen, die abscheulichste Raubanstalt genannt. Schiffe aus wirklich verdächtigen Häfen werden gar nicht zugelassen; aber solche Schiffe, welche man beliebig für verdächtig erklärt, werden dort, der Bestimmung nach, 14 Tage festgelegt und müssen täglich eine Oncia (5 Ducati oder 3½ Thlr. Preuß.) bezahlen. Nun geschieht es, daß man unter dem Vorwande noch nicht hinlänglicher Sicherheit viele Schiffe am dreizehnten Tage aus dem Hafen weist, oder sie müssen sich einer verlängerten Quarantaine unterziehen, die natürlich, um nicht 14 Tage umsonst gelegen zu haben, vorgezogen wird und anderweitige 14 Oncia eindringt. Die Dänen haben sich über dieses Verfahren bitter beklagt und, wie erzählt wird, endlich dies ertrotzt, daß ihre Schiffe von der Quarantaine gänzlich befreit sein sollten, vorausgesetzt, daß dieselben nicht durch die Meerenge von Gibraltar kämen. Ich habe dieselbe Geschichte von mehren Seiten gehört. Dessenungeachtet kann sie nur Satire sein; sie ist wenigstens bezeichnend für Das, was man den Behörden zutraut. Eine andere Klage ergeht über die Ausdehnung, welche man dem Salzzwange gibt. Da nämlich das Salz, wie auch anderwärts, Monopol der Regierung ist, so hat man, um dem Unterschleife desto sicherer zu begegnen, aufs strengste verboten, daß irgend Jemand auch nur einen Eimer Seewasser schöpfe. Wenn solches Wasser nun, wie einige Male vorkam, auf ärztliche Vorschrift zum Baden benutzt werden sollte, so mußte die Erlaubniß, es zu schöpfen, mit 8 Gr. per Barile bezahlt werden. Die Regierung erwirbt das Salz zu 1½ Gr. für das Rottolo und läßt es zu 12 Gr., beste Qualität zu 18 Gr. ab. Die beste Qualität ist indessen, wie ich selbst gesehen, auch nicht vollkommen preiswürdig. Vier Miglien von Trapani gibt es ein großes Salzwerk, aber es wird zu seiner Ausbeutung nichts gethan, und die Leute dort selbst, welche das beste Salz aus erster Hand haben könnten, müssen mit dem sich begnügen, was sie für ihren nothdürftigen Gebrauch zusammenkratzen.

Erlauben Sie mir, diesen Brief, der ohnehin schon mehre Stadtgeschichtchen aufzutischen hatte, mit einem solchen zu beschließen. Der Bischof, dem Einige, ohne Zweifel leichtsinnige Verächter der Religion und von der neuen Philosophie, wie sie es nennen, verderbte Freigeister, als seinen Ruhm nachsagen, daß er vor Tische meistens nüchtern sei, empfing den Besuch des Erzbischofs von Rheims, Latil, und wurde von diesem Kirchenfürsten, dem vielleicht die italienische Sprache nicht geläufig genug war, lateinisch angeredet. Er aber antwortete italienisch und sagte, wie man gehört haben will, sich abwendend: „O che pazzo!" Ich weiß nicht, ob er dies that, um mit seiner Gelehrsamkeit nicht eiteln Prunk zu treiben, oder aus Loyalität; denn man erzählt vom Könige selbst, daß dieser bei einer großen Audienz einen deutschen Fürsten keines Wortes gewürdigt, mit der ausdrücklichen Erklärung gegen sein Gefolge, „es sei dies Einer von jenen philosophischen Prinzen, mit denen wir uns nicht einzulassen haben."

(Die Fortsetzung folgt.)

Anecdotes and traditions, illustrative of early english history and literature, derived from MS. sources. Edited by *Williams F. Thoms.* London 1839.

Für den Literarhistoriker im Allgemeinen und für den Liebhaber von literarischen Curiositäten insbesondere wird diese von der Camden Society aus verschiedenen Quellen herausgegebene und aus drei Theilen bestehende Sammlung gewiß mehrfaches Interesse darbieten, das noch durch den Umstand gesteigert wird, daß sämmtliche Mittheilungen aus handschriftlichen, zum Theil der Gesellschaft angehörenden Schätzen gezogen sind. Die erste Abtheilung enthält Anekdoten, die einem kleinen, unter dem Titel: „Merry passages and jests" von Sir Nicholas l'Estrange, unter der Regierung Karl's I. verfaßten Werke, das sich unter den Harleianischen Manuscripten befindet, entnommen sind. Die zweite aus den Lansdown-Manuscripten gezogene umfaßt die von dem wohlbekannten John Aubrey für sein Werk gesammelten Materialien, das unter dem Titel: „Remains of gentilism and judaism" erscheinen sollte; die dritte gibt den Inhalt eines dem Britischen Museum angehörigen Manuscripts, dessen erster Eigenthümer, John Collet, diese Anekdoten zusammenbrachte.

Aus diesen verschiedenen Quellen hat Thoms ein sehr unterhaltendes und keineswegs uninteressantes Buch geliefert, indem er die einzelnen Mittheilungen mit erläuternden Noten begleitete, welche die angeführten Personen in ihrem wahren historischen Lichte zeigen. Der Verf. der „Merry passages and jests", Sir Nicholas, war der Sohn von Sir Hamon, Gouverneur von Lynn, das er, als es von dem Earl von Manchester angegriffen wurde, vertheidigte; unter seinen Brüdern sind der berühmte Sir Roger und Hamon, Verf. der „Annals of Charles I." Er selbst starb am 24. Juli 1655, nachdem er noch zu seines Vaters Lebzeiten zum Baronet ernannt worden war.

Unter den berühmten Personen, aus deren Privatleben und Sitten charakteristische Züge mitgetheilt werden, finden wir zuerst Lord Bacon, dessen leichtfertige Sinnesart eine der Hauptursachen seines Sturzes war und dessen Vorliebe für Schmeichelei unter die größten Flecken seines Charakters als Mann gehörte. Die leichtfertige Galanterie des Höflings Jakob's I., des Earl of Carlisle, bezeichnen folgende Anekdoten. Als eine Dame ihm sagte, sie habe einen Brief für einen seiner Diener, bat er sie, ihm zu erklären, für welchen, „that I may have the honour to be his servant". Gegen einen seiner vertrautesten Freunde hegte er von dem Augenblicke an einen tiefen Abscheu und Haß, als dieser bei einem Mahle einen Verstoß gegen die herrschende Sitte beging.

Jakob I. ist der Gegenstand von mehren „lustigen Stellen" und viele seiner widerwärtigen Eigenthümlichkeiten, seine anstößige Conversation, seine persönliche Gemeinheit, sowie seine Leichtgläubigkeit sind im Vereine mit seiner unbezweifelbaren Schlauheit und überschwänglichen Pedanterie sehr gut erläutert. Von Shakspeare finden wir hier die Anekdote, daß er seinem Pathen, dem Sohne Ben Jonson's, blecherne Löffel zum Pathengeschenke machte; ein Beweis für seine vertraute Bekanntschaft mit diesem gleichzeitigen Dichter. Von der Vorliebe der damaligen Gelehrten für Weine und geistige Getränke zeugt folgende, die sich leider! wegen des Wortwitzes nicht wörtlich wiedergeben läßt. Ben Jonson war in einem Wirthshause, als der nachmalige Bischof Corbett hereintrat und in die nächste Stube ging. Ben Jonson läßt sich ein Viertel jungen Wein geben und sagt zu dem Aufwärter: „He! bringe dies dem Herrn im nächsten Zimmer und sage ihm: ich stehe ihm zu Diensten (I sacrifice my service to him). Als der Aufwärter diesen Auftrag vollzogen, ließ Dr. Corbett seinem Freunde zurücksagen, er danke ihm für seinen Gruß, allein er sei in Irrthum, „for sacrifices are allways burn't".

Das Buch enthält überhaupt viele Züge, die die Wirthshausgewohnheiten der englischen Gelehrten aus der damaligen Zeit und ihre joviale Lebensweise charakterisiren. Jonson pflegte seine besten Erzeugnisse dem wohlthätigen Einflusse des Sektweines zuzuschreiben; auch geht aus mehren Stellen hervor, daß Musiker und Dichter diesem edeln Getränke gleich ergeben waren. Viele Anekdoten beziehen sich auf die Kanzelreden der damaligen Zeit und liefern interessante Proben von der ermüdenden Weitschweifigkeit und der Freiheit, die ihnen charakteristisch waren. Der Übergang von der Kanzelberedtsamkeit zu den „Scherzreden" scheint vielleicht etwas gewaltsam; doch möchte dies am Ende mehr auf dem Scheine als auf der Wirklichkeit beruhen; denn näher betrachtet haben öfters die Inhaber der Narren- und Schellenkappe der Moral und Sittenverbesserung ebenso große Dienste geleistet, als ihre würdigen Rivalen im Talar und Priesterrock. Zuerst wird der Sitte Erwähnung gethan, Jemand „für einen Narren erklären zu lassen" in der Absicht, auf den Grund seiner Unfähigkeit hin die Verwaltung seiner Güter von der Krone zu bewirken und ihn als einen „tame knave" in Verwahrung zu nehmen. Hierauf werden die Corporations- und Hofnarren erwähnt, unter denen besonders Wigget als einer der witzigsten und boshaftesten Schalksnarren hervorgehoben wird. Der zweite Theil von Thoms' Buch beschäftigt sich mit der Entstehung von Volksaberglauben und Volksgebräuchen, unter andern betreffend das Tanzen in den Kirchen, die Holy Mawle, die Leichengesänge, das Pentalpha und die Hardmen. Im dritten Theile finden wir interessante Mittheilungen über Antiquitäten, untermischt mit dahin bezüglichen Anekdoten, die für den Freund von Alterthümern den doppelten Reiz der Belehrung und der Unterhaltung haben werden. 4.

Notiz.

Allan Cunningham ist, nach Briefen aus Australien, am 27. Juni 1839 im 48. Jahre seines Lebens gestorben, von dem er 25 Jahre in thätigen wissenschaftlichen Untersuchungen in Brasilien, Neuholland und auf den benachbarten Inseln zugebracht hat. 1814 erhielt er die Stelle eines botanischen Gehülfen bei den königlichen Gärten zu Kew, verließ England, um nach Rio de Janeiro zu gehen, nachdem er durch den Einfluß des verstorbenen Joseph Banks die Erlaubniß der portugiesischen Regierung zur Reise in das Innere erhalten hatte. Er und sein Reisegefährte kamen bis nach St.-Paul, wo sie einige Zeit verweilten und viele schätzbare Sammlungen machten, die nach Kew in die königlichen botanischen Gärten überschickt wurden. Nach einem zweijährigen Aufenthalte in Brasilien trennte sich Cunningham von seinem Gefährten, der nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung ging, und schiffte sich nach Sidney ein, wo er 1817 ankam. Er begleitete auf fünf Reisen die Vermessungsbehörden auf ihren Expeditionen auf dem Lachlansflusse und nach den nördlichen und nordwestlichen Küsten Neuhollands, interessante Sammlungen veranstaltend. Darauf besuchte er Neuseeland, Vandiemensland und die Insel Norfolk und unternahm einige im Ganzen in botanischer sowol als in geographischer Hinsicht erfolgreiche Reisen durch die Ebenen des Liverpooldistricts und die Gegend an der Moretonbai, indem er der eigentliche Entdecker des Passes in die Liverpoolebenen war und die Moretonbaigegend mit Colonien von Sidney verband. Im J. 1830 nach einer 17jährigen Abwesenheit nach England zurückgekehrt, nahm er bei dem unglücklichen Todesfalle seines Bruders, R. Cunningham's, der auf einer Expedition nach dem Darlingflusse von den Eingeborenen erschlagen wurde, dessen Stelle als Colonialbotaniker an, kehrte nach Australien zurück, verzichtete zu Ende des Jahres darauf, da sie ihm die erwarteten Gelegenheiten zu Untersuchungen nicht darbot, und schiffte im Mai 1838 nach Neuseeland, von wo er in einem durch die Regengüsse jenes Klimas während der Winterzeit, denen er sich beständig aussetzte, geschwächten Gesundheitszustand, zurückkehrte. Seitdem ging er in stufenweise schnellem Fortschritte der Auflösung entgegen. Wenige haben mehr für Botanik und Geographie geleistet als Cunningham; sein Verlust wird von Allen beklagt werden, die das Glück hatten, ihn zu kennen. 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 53. —— 22. Februar 1840.

Briefe aus Sicilien.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 52.)

Catania.

Welche herrliche Küste von Messina bis Catania hin! Wie kühn gestaltete Felsen über dem Spiegel des Meeres und wie fruchtbare Felder von den unsern parallel geführten malerischen Höhen zu ihnen herabgebreitet! Welch ein Jammer, wenn hier nur was die Natur gethan hat bewundernswürdig wäre, wenn ein beklagenswerthes Geschlecht diese Gefilde, denen zum Paradiese nichts als glückliche Menschen fehlen, entstellte! Bald aber mahnen, kurz vor Catania, ungeheuere Lavabetten, schrecklich, starr und wüst anzusehen, an aller irdischen Pracht Hinfälligkeit und Trüglichkeit. Stumm und groß erhebt am Rande dieser Bühne sein greises, beschneites Haupt der furchtbare Monte Ghibello und überschaut sein Werk, dort die Insel, seine reizende Tochter, und hier die dunkeln Striemen, welche er, mit feurigen Ruthen sie züchtigend, zurückgelassen. Wir übernachteten in Giardino, um mit frühem Morgen zu dem berühmten Theater von Taormina hinaufzusteigen. Ein abscheulicher Weg, der nach Taormina führt, einst das reiche und prächtige, auf seiner Höhe in stolzer Sicherheit thronende Tauromenium, jetzt ein Ort von etwa 6000 Einwohnern, das zahlreiche Heer der Mönche mit eingerechnet. Aus Furcht vor welchen feindlichen Horden, seitdem es von Karthagern und Römern, Normanen und Sarazenen in Sicilien still geworden, man zu dieser Stadt den Zugang so beschwerlich und zertrümmert läßt, wüßte ich nicht zu sagen. Ein Mann aus Taormina klomm mit uns denselben steinigen Pfad hinan, er aber viel geplagter als wir, denn er trug eine schwere Last. Wir grüßten ihn. „Ist denn kein anderer Weg", fragten wir, „der zur Stadt führt?" „„Allerdings"", entgegnete er, „„noch einer auf der andern Seite des Berges."" „Und doch ein besserer und bequemerer als dieser?" „„Das eben nicht!"" „Warum aber sorgt ihr nicht für die Herstellung einer Straße, die sichtlich ihrer Zeit gangbar gewesen, und die auch so sehr Noth thut, für eine Straße, die wenigstens für Esel praktikabel ist!" „„Die Gemeinde ist allzu arm."" „Habt ihr nicht reiche Klöster?" „„Nicht reich genug, um eine Straße zu bauen. Die Mönche sorgen auch nur für sich und für ihr nächstes Bedürfniß; den Terminirsack hinaufzuschleppen sind sie gewohnt."" „So solltet ihr die Regierung um eine Straße bitten." „„Das ist in der That geschehen; ihr könnt wol denken, daß wir ansässigen Leute das Bedürfniß stärker empfinden, als ihr fremden Herren bei einmaligem Heraufklettern."" „Und die Regierung hat euch die Bitte abgeschlagen?" „„Nicht doch! Was dies anlangt, so muß ich euch sagen, daß wir bereits eine schöne Straße besitzen. Sie ist aber geschrieben."" — Daß ein solcher Mann sich unterfängt, weil er gerade bei seinem Erwerb ein paar Schweißtropfen mehr, als er für nöthig hält, vergießt, auf Kosten der Regierung witzig zu sein! Ich hatte die oben erwähnte Rede des Intendanten von Catania leider nicht zur Hand, sonst hätte ich ihm sogleich als ein Moralcollegium den Schluß derselben vorlesen können, welcher lautet: „Die Geschichte, welche die großen Thaten der höchsten Häupter zu verewigen bestimmt ist, wird mit Stolz ein unsterbliches Denkmal dem ruhmvollen Nachkommen Heinrich's IV. und des heiligen Ludwig errichten, welcher in der Beglückung seiner Völker den Ruhm eines Gelo, eines Friedrich, eines Alfons verdunkelt." Wozu sollte auch solch eine Kleinigkeit, wie die kleine Straße zu dem kleinen Taormina wäre, mit auf dem großen Denkmale verzeichnet sein müssen? Man kann unmöglich alle Straßen der Welt bauen. Genug, wenn die lobenswerthe Absicht da ist, allen Übelständen abzuhelfen. Gott nimmt den Willen, sagt man, für die That, es steht den Menschen nicht an, mehr zu verlangen als Gott selbst. Es war, als sollten wir hier an dem einen Orte an alle die wechselnden Geschicke Siciliens zugleich erinnert werden. Wir suchten von der Höhe des Theaters die weite, köstliche Landschaft überschauend den Ort, wo das uralte Naxos gestanden haben mochte, jene früheste Colonie der Griechen; wir hatten zuvor die verfallenen antiken Gräber betrachtet, die man für griechische hält. Die Überbleibsel römischer Prachtliebe, die künstlichen Aquäducte und Cisternen, das prangende Theater lagen zu unsern Füßen. Auf hohem Gipfel thronte Mola, ein sarazenisches Denkmal, und daneben auf anderm steilen Felsenkamme ließen sich von einer Veste der alten sicilischen Könige die Trümmer entdecken. Die Bildsäule des heiligen Pancraz und unten am Strande Giardino, vielleicht doch der Ort, wo die Gärten der Phalconilla lagen, riefen die Zeit der ersten Christenheit zurück; die Stadt vermischte römische und mittelalterliche Reste mit modernem Flickwerk, und vor uns auf dem Meere lagen stolze Schiffe, eine englische Flotille. Unser Führer wußte von den Engländern Vieles zu erzählen, wie sie, da sie (1805) die Herren im Lande gespielt, so lustige Gesellen gewesen und so brave Zecher in Wein und Rum, und wie sie so schönes Geld unter die Leute gebracht. So fanden wir an dies letzte Stadium der sicilischen Wirren wenigstens eine dankbare Erinnerung. Die gegenwärtige Dynastie hat in Taormina, so viel uns kund ward, sich noch kein Denkmal gestiftet.

Übrigens wäre nicht zu verwundern, wenn ein Volk, in dessen frischem Gedächtniß aus den Zeiten der Lehnsherrschaft die schmachvollsten Erinnerungen noch wirklich lebendig sind, unter einer Dynastie, der es von dieser die Befreiung verdankt, auch ohne im Augenblicke großer Gunst und Förderung zu genießen, sich glücklich dünkte. So hörten wir in Catania von einem der Barone, der vor etwa hundert Jahren in Jaci regierte und über Leben und Tod verfügte, die seltsamen Geschichten, wie er seinen Unterthanen auf demjenigen Theil ihres Körpers, der ihm die geeignetste Fläche darzubieten schien, einen Stempel habe aufbrennen lassen, und wie er Räuber, welche lange Zeit Genossen seiner Unthaten waren und die zuletzt ihn selbst zu brandschatzen versuchten, durch seine Geistesgegenwart in eine Falle, die ihnen tödtlich wurde, gelockt habe. Es ist sein Enkel, welcher diese und andere Dinge von ihm zu erzählen weiß, ein Mann, der nichts von dem Muthe, höchstens

Einiges von der Lust zum Todtschießen von seinem Großvater geerbt hat; denn kürzlich bei einer Jagd auf dem Symoethus drohte er, durch ein Schaukeln des Kahnes in Schrecken gesetzt, dem Fährmanne mit angelegter Flinte, wenn er noch einen einzigen Ruderschlag wagen würde, sodaß nichts übrig blieb, als den beherzten Edelmann durch Sumpf und Geröhr ans Land zu tragen. Sie gestatten mir wol diese kleinen Genrebilder unter die andern, welche nur allzu tragische Gegenstände darstellen, bisweilen zu mischen. Solche Historchen sind es aber auch nicht, welche allein an die aufgehobene Leibeigenschaft erinnern. Die Masse des Volkes, welcher eben der politische Fortschritt vorzugsweise zu gute käme, hat, äußerlich von der Hörigkeit befreit, sich selbst noch keineswegs emancipiren können. Bei den Aufständen, in welchen die untern Classen eine so mörderische Rolle gespielt haben, ist diese nicht die Wirkung einer in ihrem eigenen Kreis entwickelten Kraft gewesen, sondern die Massen haben nur einigen Parteiführern zu Werkzeugen gedient. Ich habe die Leute, mit denen ich bisher zu sprechen Gelegenheit hatte, in Bezug auf jedes entwickeltere und höhere sittliche Interesse völlig stumpf gefunden. Der Sicilier zeigt sich gutherzig, leidenschaftlich, allen Erregungen leicht zugänglich und mit seinem ganzen Wesen nur auf die Befriedigung der nächsten Bedürfnisse gerichtet. Sagt man ihnen: die Regierung haßt euch und will euch verderben, so ist ihr eigener Haß augenblicklich entflammt; ihr Haß aber ist tödtlich. Das Menschenleben wiegt gering; man kann vom Todtschlagen nicht mit größerer Gleichgültigkeit irgendwo reden hören als hier unter dem Volke. Man sieht Kettengefangene, die wegen Mordes verurtheilt sind, mit vorübergehenden Weibern scherzen, mit freien Männern freundschaftlich sich unterhalten. „Dieser Arme“, heißt es, „muß nur leiden, weil er seinem Feind einen Stoß gegeben.“ Die Blutrache erscheint ihnen gerecht und nothwendig, die Erlegung eines persönlichen Feindes vollkommen natürlich. Sie fühlen, daß sie im vorkommenden Falle nicht anders handeln könnten als jener Galeerensträfling, dessen Bestrafung ihnen Grausamkeit dünkt. Der Raubmord ist ihnen allerdings verhaßt, noch mehr der Diebstahl; aber die Gelegenheit macht sie dennoch zu Räubern. Sie können dem Golde nicht widerstehen. Es ist ganz unglaublich, welche Wirkung das Öffnen des Geldbeutels unter den Umstehenden hervorbringt. Die schmuzigen, zerlumpten, über alle Beschreibung widrigen Misgestalten von Kindern, Weibern, Greisen, deren unermüdlichem Gewinsel man überall in- und außerhalb der Stadt, am meisten vor den Cafés, auch selbst im Innern dieser Läden preisgegeben ist, begnügen sich mit der Verfolgung Dessen, der geht, oder mit der Blockade Dessen, der da sitzt, und mit dem Gesumm ihres muo' di fam' (ich sterbe Hungers), so lange der Beutel nicht sich blicken läßt; kaum zeigst du Münze, so gerathen sie in Verzuckungen und Raserei, stürzen gleich Geiern auf deine Hand los und erheben ein Geheul wie die hungerigen Wölfe. Aber nicht genug, dies von dem bettelnden Gesindel, das, Jammer, es zu sagen, kaum etwas Menschliches verräth, zu erdulden, man sieht auch die Augen Derer, welche über dem Betteln weit erhaben sind, von Begierde blitzen und unverwandt und mit unseliger Zärtlichkeit an dem elenden Metalle hangen. Wer wäre so hart, diese Habsucht dem armen, nicht geistig nur armen Volke zur Sünde zu rechnen? Das Geld ist rar im Lande und in Ermangelung edlerer Güter unendlich wünschenswerth; der fremde Reichthum ist Demüthigung und Hohn der eignen Armuth; der Hunger — es gibt in Sicilien, ja in Sicilien, viel Hunger — thut weh; und die Kindheit ist unzurechnungsfähig. Ein Deutscher, der im vorigen Herbst in der Nähe von Palermo gegen Abend spazieren ging, wurde von den Arbeitern auf dem Felde seiner Barschaft beraubt; er stellte ihnen vor, daß sie sehr übel thäten, ihn gänzlich zu entblößen; sie bedachten sich und gaben ihm einen Piaster zurück, damit er nicht ihretwegen selbst Noth litte; später kamen Andere und nahmen ihm diesen Piaster wieder ab. Ein anderer Freund hatte einen Knaben für kleine Dienste reichlicher belohnt als dieser gehofft hatte; er wurde dadurch des Reichthums verdächtig, man drang auf ihn ein, er vertraute der Kraft seiner Schenkel und floh einer Anhöhe zu; Steinwürfe begleiteten ihn, doch er gewann einen beträchtlichen Vorsprung, nur einer der Verfolger war ihm dicht auf den Fersen; seine Erschöpfung fühlend, wendete er sich plötzlich gegen diesen, zum Widerstande mit seinen letzten Kräften entschlossen; der Bauer stutzte, gerieth in Furcht und Verwirrung. „Mi scusi“, stotterte er, „avit' pacienza!“ Ich habe mich geirrt, ich bin euer gehorsamer Diener! — In einem andern Falle, der sich schon vor Jahren ereignete, wurde der Reisende beim Übergang über ein Flüßchen mitten im Wasser überfallen. Sein Maulthierführer wurde erschlagen; ihm selbst gelang es, das Ufer zu erreichen und Hülfe zu finden. Die Räuber späterhin eingefangen, bekannten, sie hätten einige Schwefelstücke, welche sie den Reisenden einpacken sehen, für Goldbarren genommen und dem Gelüste, diese zu besitzen, nicht widerstehen können. Solcher Geschichten hört man unzählige in Sicilien, obgleich in diesem Frühjahre (1839) das Reisen im Lande sicherer als jemals ist, denn nach den zahllosen Räubereien des letzten Winters wird überall fleißig patrouillirt.

Der Adel ist zum Theil den Wissenschaften ergeben, besonders der Erforschung der sicilischen Alterthümer, zum Theil im Besitz ausgedehnter Ländereien, zum Theil herabgekommen und verschuldet. Diejenigen darunter, welche von der Wissenschaftlichkeit und dem Kunstsinne besessen sind, müssen den Dämon in ihrem Leibe aus dem Schutte der antiken Gräber und Ruinen oder dem Staube der Bibliotheken füttern, müssen an ehrwürdigen Monumenten des Alterthums und Mittelalters herummessen und zeichnen, müssen auf Citate und Beweisstellen Jagd machen, wozu sie auch ihre Piqueurs haben, ihre Spürhunde und Packer, die das Wild stellen, während sie selbst dann in aller Gemächlichkeit es abfangen und zerwirken, oder sie müssen ihren Palästen einen Hausrath von geflickten Thongefäßen, verwitterten Statuen und zerbrochenen Säulenstücken, oder von schwarz gewordenen Gemälden und verrosteten Waffen schaffen; und sei es, daß die eigene Eitelkeit sie mehr dazu stachelte als die Liebe zum Vaterlande und zum alten vaterländischen Ruhm, immer doch kann ihre Thätigkeit nur unter den Fittichen des Friedens frei sich entfalten. Die Andern, welche im Grundbesitze sind, bedürfen für ihre Pachter der Arbeiter, für ihre Felder und Ernten der Sicherheit und beides würde in stürmischen Zeiten ihnen verloren sein. Jene endlich, die von ihren Schulden leben, könnten, ohne Popularität und ohne Aussicht, im Trüben zu fischen, bei einem Umsturze der Verhältnisse, welcher das Heft sicherlich wieder in die Hände einiger rüstigen und gewandten Advocaten brächte, sich nur schlechter befinden als bei der bestehenden Ordnung; dies beweist zur Genüge das Verfahren des Duca **, der nur dann, wenn ihm das Pferd unter dem Leibe gepfändet wird, mit seinen Gläubigern für den Augenblick sich abfindet, übrigens aber ihnen Trotz bietet, weil er weiß, daß sie zu arm sein würden, um einen Proceß wider ihn auszuhalten. So haben diese Alle bei bürgerlichen Unruhen nichts zu gewinnen, wol aber viel zu verlieren. Der Bürger in den Städten ist natürlich noch mehr solchen Gährungen, welche seine Industrie beeinträchtigen, abgeneigt. Die Geistlichkeit, welche im Lande sehr bigot ist und, durch eine merkwürdige Eigenthümlichkeit der kirchlichen Verfassung, den König selbst zu ihrem Oberhaupte hat, ist ganz zufrieden, wenn sie ihre Einkünfte gesichert, ihren Einfluß im Volke ungemindert und die Kirchen und Klöster wohl erhalten, bereichert und verschönert sieht. Daher konnte sich gegen die Revolution, deren schneller Erfolg 1820 dem Reiche nach dem Muster der spanischen Charte eine freie Constitution gab, in Sicilien eine starke Reaction erheben. In den Gemüthern der Jugend aus den obern Ständen ist aber immerfort Zündstoff genug vorhanden gewesen, und der Freiheitsturm, welcher durch Europa flog, hat auch dort hinein einige Funken nicht vergeblich geschleudert. Derjenige Stand, welcher der meisten geistigen Entwicklung theilhaftig, auch der meisten Achtung und des

meisten Einflusses genießt, ist der Advocatenstand. In Catania waren es Advocaten, welche bei der letzten Umwälzung an der Spitze standen. Sie suchten das Interregnum zu reguliren, erließen einsichtvolle Verordnungen und warben Truppen. Indessen wurde ihnen nach dem ersten Rausche, da die Bewegung nicht weit und kräftig genug um sich griff und die Ansicht der Mächte von diesen Zuständen bedenklich schien, für den Ausgang bange. In ihrem Handeln zeigte sich ein gefährliches Schwanken. Es gelang allmälig dem Intendanten der Provinz, Manganelli, eine Contrerevolution zu Stande zu bringen. Sie hatte nicht Kraft genug, um entschieden sogleich einzuschreiten. Unschlüssig stand man einander gegenüber; es wurde noch der Ausweg der Unterhandlung gesucht. Den Häuptern des Interregnums bot man unter der Hand 10,000 Unzen Reisegeld, wenn sie sich freiwillig verbannen wollten. Sie waren bei der Zweifelhaftigkeit ihrer Lage nicht abgeneigt, den friedlichen Vorschlägen Gehör zu geben. Aber Ci pare poco, Eccelenza, sagten sie, echt süditalienisch. Mit diesem Zögern verscherzten sie ihren Vortheil; ihre Milizen wurden entwaffnet, die Regierung gewann die Oberhand. Die nächsten Acte der Regierung waren nicht geeignet, sich in der Liebe der Stadt zu befestigen; am meisten erhitzten sich die Gemüther und erhitzen sich noch heutiges Tages darüber, daß die zum Baue des Hafens, von dessen Wiederherstellung die Stadt neuen Flor gehofft, zusammengebrachte Summe durch allerhöchste Verfügung eine anderweitige Bestimmung erhielt. Der eine sehr geräumige und sichere Hafen Catanias ist bekanntlich durch jenen fürchterlichen Lavastrom, welcher die Hälfte der Stadt zertrümmerte, zum Theil verschüttet und gesperrt worden.

Ich hätte Ihnen gern über die Seidenmanufacturen und den Handel in Catania Nachrichten gegeben; aber die Notizen, welche ich bei meinem kurzen Aufenthalte in der Stadt einziehen konnte, sind zu verworren und ungenügend, um der Mittheilung werth zu sein. In den „Annali del Regno delle due Sicilie" habe ich vergeblich Belehrung über diesen interessanten Punkt gesucht. Es ist ein sehr bemerkenswerther Umstand, daß dieses officielle Journal, welches, vom Minister Santangelo selbst beantragt, unter den Auspicien des königlichen Ministeriums erscheint, welches den ausgesprochenen Zweck hat, „fasti des gesammten Reiches zu liefern, und außer einer fortlaufenden Schilderung der Thätigkeit der Regierung die Mängel und Fortschritte in Ökonomie, Industrie, Wissenschaft und Kunst nach der Wahrheit darzustellen", welches die von allen Provinzialobrigkeiten eingerichten Berichte über ihre Provinzen „zur Kundmachung der Weisheit, Providenz und hochherzigen Fürsorge Sr. Majestät für dero Unterthanen", wenigstens in Auszügen zu publiciren verspricht, welches die Sicilier außerdem noch besonders in seinem Programme auffodert, eingedenk der Gemeinsamkeit der Gesetze, Verfassung, Regierung, eingedenk des nothwendigen Wetteifers in brüderlicher Gesinnung, eingedenk des alten Ruhmes der Vorfahren, sich dem Unternehmen mit fleißigen Beiträgen anzuschließen — es ist sehr merkwürdig, daß dieses Journal seit seinem Erscheinen, also seit 1833, mit Ausnahme jener mehrfach erwähnten Eröffnungsrede des Intendanten von Catania und eines apologetischen Artikels über das Schwefelmonopol, nicht einen einzigen Aufsatz, nicht eine einzige Nachricht über irgend einen Ort, über irgend eine Angelegenheit, irgend ein Bedürfniß, irgend einen Fortschritt Siciliens enthält. Ist Sicilien so hartnäckig im Widerwillen gegen die Regierung, daß diese für eine von ihr ressortirende Publication auch nicht eine einzige willfährige Feder im Lande zu finden fähig ist; oder ist die Regierung so lau und gleichgültig für den, wenn auch nur scheinbaren Beifall der öffentlichen Gesinnung jenseit des Faro, daß sie auf deren Äußerung zu bestehen verachtet; oder sind alle Stimmen, welche von dort sich erheben, so beunruhigenden Klanges, daß sie dieselben laut werden zu lassen sich mit Grund scheut? Eins gewiß so schlimm wie das Andere! Armes Sicilien! schönes Eiland! dreitausendjähriger Herd innerer Gährungen und vernichtender Feuer! Und doch ein unermüdlicher Kreislauf stets neu sich gebärender Lenze! Wie sehr du dich nach Ruhe und stiller Entfaltung deiner in Millionen Keimen schlummernden Blüten sehnst, sie soll und soll dir nicht werden. Die alte Götterrache wacht noch über dir. Warum deckst du auch eines Himmelsstürmers noch immer athemlos ringende Brust!

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Theobald, von **Victor Strauß**. Drei Bände. Bielefeld, Velhagen und Klasing. 1839. Gr. 12. 4 Thlr.

Dieser gegen tausend Seiten breite Roman ist keiner tiefen Dichterbrust, sondern einem Kopfe entsprungen, der belesen, unterrichtet ist und über das Leben und seine Beziehungen nach allen Seiten hin reflectirt hat, aber auf einen tiefen Denker ebenso wenig als auf einen Dichter Anspruch machen darf. Es ist nichts Ursprüngliches in dem Buche, das ist sein Hauptfehler, denn Alles, was in ihm über das Gewöhnliche, Triviale hinausgreifen will, ist nicht wahrhaft geboren, nicht gedacht und empfunden und klingt deshalb hohl und kalt. Wenn uns nicht Alles täuscht, wollte der Verf. einen Roman schreiben, der ein Bild von der westfälischen Erde gibt, als sie von der Herrschaft Napoleon's und seines Bruders gemishandelt wurde, desgleichen die Gemüthslagen und Situationen Derer schildern, welchen die Schmach und das Unglück des Vaterlandes zu Herzen ging. Das Sujet ist so glücklich wie eines Deutschen würdig, und es scheint uns sogar, daß an dieser Zeit der Verf. selbst ein lebendiges und thätiges Interesse gehabt hat; aber die Art, wie er seine Conception zum Leben gefördert und ausgebildet, das ist der Fehler. Theobald, ein junger Doctor, ist das Centrum und der Held der Geschichte; seine Jugend, die ihn unfähig macht, die Besonderheiten des Lebens und der Geschichte aufzufassen und richtig zu würdigen, läßt ihn nur Augen für das Allgemeine, Hervorragende haben, und aus diesem Grunde ist er für Napoleon eingenommen, er bewundert die Macht und Größe des Genies. Im Laufe der sonderbarsten und willkürlichsten Ereignisse ändert der junge Westfale jedoch seine Ansicht; das Unglück des Vaterlandes fällt ihm aufs Herz. Er läßt sich in den Bund der Vaterlandsfreunde aufnehmen und begibt sich nach dem Rückzuge der Trümmer der großen Armee aus Rußland zur Armee der Alliirten, um den entweihten vaterländischen Boden befreien zu helfen, obgleich sein Privatleben von den wunderlichsten Fäden umsponnen ist. Noch ehe er jedoch den Kriegszug antritt, entwirrt sich das Gewebe, es offenbart sich, daß er der Sohn einer deutschen Prinzessin aus einer Misheirath ist — hiernach aber auch westfälischer Baron und reicher Erbe. Sein gutes Geschick führt ihn gesund zurück in die Arme eines schönen, reichen, anverwandten Edelfräuleins, deren Herz ihm schon in Liebe zugethan war, ehe sich das Geheimniß seines Standes herausgestellt hatte. Neben diesem Hauptcharakter, der eigentlich nur deshalb den Namen verdient, weil er durchs ganze Buch gegenwärtig ist, treten eine Menge anderer Figuren auf und ab, die theils zu unbedeutend, theils zu verzerrt sind, als daß sie ein wahrhaftes Interesse erregen könnten. Sie werden durch abenteuerliche Ereignisse hervorgerufen, von denen immer eins nach dem andern, aber nicht aus dem andern eintritt, und haben sonach, da sich das Ganze nicht organisch entfaltet, wenig oder gar keine Beziehung untereinander. Entwickeln kann sich in dieser Isolirung keiner der Charaktere, ja wir zweifeln sogar, daß der Verf. dafür einen Beruf hat. Die zusammentreffenden Personen ergehen sich dafür über irgend eine breitgetretene Materie des Lebens, der Kunst oder Wissenschaft in weitläufigen Dialogen; sie haben oft eine wahre Wuth, sich zu unterhalten, und sind doch dazu nicht genöthigt, sondern nur gemüßigt. In seiner äußern Erscheinung hat das Ganze eine Ähnlichkeit mit den Romanen Walter Scott's, und selbst einige der auftretenden Persönlichkeiten haben eine Färbung, aus der die häufige Lecture des Engländers

sieht, nur daß dieser beiweitem mehr Genie und Kenntniß des dichterischen Handwerks besitzt.

2. Der abtrünnige Bourbon. Geschichtlicher Roman von H. E. R. Belani. Drei Theile. Leipzig, Taubert. 1840. Gr. 12. 4 Thlr. 12 Gr.

Der Verf. hat sich den Plan entworfen, in einer Trilogie von historischen Gemälden die gesellschaftlichen Zustände zu schildern, in welchen die europäische Welt zu Anfange des 16. Jahrhunderts, kurz vor dem Hereinbrechen der neuen Zeit und neuen Gesittung befangen war. „Der Geächtete", ein historischer Roman, der vor einigen Jahren erschien, machte den Anfang dieser Schilderungen; er hat den Verfall des deutschen Ritterwesens und das sich in Gesetzlichkeit gestaltende Bürgerthum zum Gegenstande. Gegenwärtiger Roman stellt das zweite Gemälde auf, indem er die Geschichte des bewegten und üppigen französischen Hoflebens zum Gegenstand hat, wie es sich um die Gestalt des galanten und ritterlichen Königs Franz I., um Karl von Burgund, dem Großconnetable von Frankreich, und um die verworfene, kluge und intrigante Herzogin Luise von Savoyen gruppirt. Anstatt uns aber alle, auch die tiefern Bezüge jener Zeit in seiner Dichtung zu enthüllen, kitzelt Hr. Belani die Phantasie seiner Leser, in einer gefälligen, leichten, oft vernachlässigten Schreibart, mit der verruchten histoire scandaleuse des französischen Hofes jener Zeit. Wir fragen, ob diese frechen, üppigen und verbuhlten Bilder, diese empörend lasterhaften Menschen wol ein würdiger Gegenstand sind, um sie poetisch zu verklären und den Massen den Geist der Geschichte in anschaulichen Darstellungen einzuflößen! Pfui über die Feder, die durch ihre Geschicklichkeit das größere, unbefangenere Publicum, auf das es doch abgesehen ist, ins Frivole versenkt und in den Leihbibliotheken Lebensgemälde aufhängt, die um so begieriger mit den Augen verschlungen werden, je mehr sie ein reines und natürliches Gemüth überraschen. Nicht einzelne Schilderungen oder Situationen sind es, die also unser Tadel trifft, sondern der ganze freche Geist, der aus diesem Buche heraussieht, ist das Misliche und Verderbliche an ihm. Marktschreierisch behauptet der Verf. in seiner zuversichtlichen Vorrede, daß er die Ereignisse und Charaktere, wie in allen seinen historisch-romantischen Gemälden, auch hier geschichtlich treu mitgetheilt habe; wir glauben dies, und sind überzeugt, daß er die ganze Reihe von französischen Memoiren und Chroniken gelesen, die er hierüber anführt. Aber durch diese verlockende Versicherung setzt er sich selbst herab; sein Werk würde dann ein geschichtlicher Auszug, aber keine Dichtung sein, auf die ein historischer Roman nicht weniger Anspruch macht als ein anderer. Das soll eben Zweck und Aufgabe dieser Dichtart sein, anstatt der falschen Treue der Wirklichkeit, die idealische, poetische Treue zu bewahren. Obschon sich der Verf. auf diese Weise selbst verleugnet, so müssen wir ihm doch das Talent, den historischen Roman zu bearbeiten, in vollem Maße ertheilen. Zwar sind die meisten der vielen Figuren leichtsinnig hingeworfen und behandelt, schnell und oberflächlich wird über die Ereignisse hinweggeeilt, um zu etwas Neuem, Unterhaltendem zu gelangen, aber die geringe Sorgfalt, die er den Hauptfiguren schenkt, beweist gleich den Charakterzeichner, sowie die Art, nach der das Einzelne abgerundet, herausgestellt und concentrirt ist, die Gabe der Auffassung und schöpferischen Darstellung verräth. Möge Hr. Belani, der gewiß recht gut weiß, daß er in den Händen der Menge ist, bei dem dritten Theile seiner Trilogie, die den Sieg des freien Geistes über das Papstthum darstellen soll, mehr Fleiß und Tiefe verwenden und so etwas Würdigeres liefern als es in diesem Roman geschieht.

3. Antike Novellen. Von Ludwig Rein. Vier Bände. Leipzig, Kollmann. 1839. 8. 4 Thlr. 16 Gr.

Es ist ein misliches Unternehmen, das antike Leben in dichterischen Formen wiederzugeben, die aus dem Geiste der modernen Weltanschauung hervorgegangen sind. Gewöhnlich entstehen Zwittergebilde, wie z. B. Wieland und Bulwer liefern, die zwar in der alten Welt ihren Boden haben, aber doch ihrem Wesen nach der Romantik angehören und deshalb widerlich sind. Der Verfasser vorliegender Novellen, ein gründlicher und geistvoller Kenner des Alterthums, hat zwar kein solches Doppelwesen zu Tage gefördert, sondern Form und geistiger Inhalt bewegen sich streng innerhalb des griechischen Lebens, wenn auch in verschiedenen Epochen; aber es ist ein anderer Übelstand daraus hervorgegangen: die Gemälde sind kalt, sie ergreifen nicht, es fehlt ihnen Leben und Bewegung. Die Novelle und der Roman setzen die romantische Weltanschauung, das Leben im Christenthume oder ein verwandtes voraus; hier erst kommt das individuelle Leben zu seinem Bewußtsein, erkennt den Gegensatz des Idealen und Wirklichen, strebt selbständig und erfährt alle Verwickelungen, alle Lust und allen Schmerz des Daseins in eigener Brust. Im Alterthume verschwand die Individualität im Leben des Volks, des Staates; sie allein haben Charakter und Geschick, die sich in ihrer Größe, Einfachheit und Thatsächlichkeit wunderbar in den griechischen Tragödien abspiegeln und da mächtig ergreifen. Ludwig Rein hat sich allerdings bemüht, seine Erzählungen an solche Personen zu knüpfen, deren Leben sich noch in der griechischen Gesellschaft am meisten sonderte und Verwickelungen zuließ: ein Held, ein Tyrann, eine Priesterin, eine verwaiste athenienfische Jungfrau bilden die Hauptcharaktere seiner drei ersten Bände; aber dessenungeachtet bleibt das Interesse so allgemein, so geschichtlich und ruhig einfach, daß Leser, die das Alterthum nicht kennen und lieben, dabei nichts empfinden und denken werden. Anders schon ist es im vierten Bande, denn er erzählt aus der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts. Das Leben der Tochter des atheniensischen Philosophen Leontius, der schönen und herrlichen Athenais wird zu einem anziehenden Bilde verwebt; und das ist auch möglich, denn ihr Leben ist bewegt, sie wurde aus einer Sklavin die Gemahlin des weströmischen Kaisers Theodosius II. Sie als Kaiserin Eudoxia, ihr Gemahl, ihre Schwägerin Pulcheria, die im Namen des Bruders regierte, und ein Prätorianerhauptmann, Paulinus, dem Eudoxia in Liebe zugethan ist, sind die Gestalten, in welche die Liebe und das religiöse Interesse Wärme, Bewegung und Leben bringen. Das, was wir diesen Novellen zum Vorwurf gemacht haben, ihre Classicität, ist aber auch ihr Vorzug: sie athmen ganz den griechischen Geist. Die Personen empfinden, denken und handeln in der Weise ihrer Zeit und ihres Volks, überall herrscht griechische Sitte und Ausdrucksweise, und selbst die deutsche Sprache hat dadurch eine gewisse classische Ruhe, Würde und Einfachheit erlangt. Der Verf. hat den griechischen Geist aufgefaßt und besitzt das Talent, ihn zu reproduciren. Nur eine Stelle ist uns aufgefallen, wo er Athenais sprechen läßt, wie es nicht im Sinne des Alterthums liegt, so schön sie auch spricht. Sie beurtheilt ein Gemälde, und sagt, daß es auch in der Malerei Dissonanzen, Strahlentöne, Lichtaccorde und eine Harmonie der Farben gebe. Dies ist wol wahr, aber nie wird das von griechischen Lippen gesprochen werden, da die musikalische Harmonie, überhaupt der tiefe Sinn für musikalische Anschauungen bei den Griechen nicht ausgebildet war und folglich diese Analogie nicht stattfinden kann. Der Text des Werks ist mit gründlichen und umfassenden Anmerkungen begleitet, welche für die barbarischen Leser die nöthigen Erklärungen aus dem griechischen Leben und dessen Geschichte enthalten.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 54. —— 23. Februar 1840.

Briefe aus Sicilien.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 53.)

Nicolosi.

Für die Besucher des Ätna ist eine schöne Straße, die Strada Ferdinanda erbaut. Der Fürst Paterno, derselbe, dem die Eichenpflanzung gehört, die sogenannte Waldregion, welche da, wo man schon alle Vegetation der vulkanischen Asche längst gewichen glaubt, die Gipfel des Berges umkränzt, hat diese Straße angelegt; sie reicht aber nur bis gegen Nicolosi hinauf. Unterwegs in Mascaluccia hörte ich endlich einmal ein herzerfreuendes Wort. Mascaluccia liegt 2600 Fuß hoch über der Meeresfläche. Es ist eine langgestreckte Ortschaft mit fröhlichen Gärten, guten Häusern, stattlichen Kirchen. Man hörte Musik, man sah heitere, lebenslustige Gesichter, es war ein Festtag. Ich knüpfte ein Gespräch mit einigen Männern an, die des Weges gingen und mir höflich antworteten, aber nicht auf sicilisch. Man braucht keine Sprache der Welt zu verstehen, um in Mascaluccia die Unterhaltung zu führen. Eine gleiche Fülle, eine gleiche Lebhaftigkeit, eine gleiche Anschaulichkeit der Geberden habe ich nirgend in Italien angetroffen. „Es geht uns ganz gut", versicherten sie mir in ihrer eigenthümlichen Mittheilungsweise, die ich hier zum Besten des Lesers in ehrliches Deutsch übersetze. „Wir haben, was wir brauchen." „„Und kommt ihr nicht hinunter in die Stadt?"" „Wir gehen in die Stadt, um Früchte und dergleichen Waare hinabzutragen." „„Möchtet ihr nicht lieber in der prächtigen Stadt wohnen, als hier oben?"" „Ei, mit nichten. Sie placken sich in der Stadt und haben immer zu klagen. Wir placken uns auch, wir wissen aber wofür. Seht unsere Häuser, sie sind gut; seht unsere Kleider, sie sind nicht zu verachten; seht unsere Gärten, sie sind zum Todtfreuen. Was fehlt uns? Wir wohnen, wir kleiden uns und wir haben vollauf zu essen." Das ist gewiß ein großes Wort, das zu vernehmen wol allein der Mühe, 2600 Fuß zu steigen, werth ist; und es erschien um so größer, je mehr es, wie ein anderes von leichtem Gewichte, leicht hingeworfen wurde. In Nicolosi konnten wir den alten Herrn Gemellaro, den Begründer des Rasthauses am Fuße des Ätnakraters, nicht mehr besuchen; er war gestorben. Sein Neffe und Nachfolger, Dr. Gemellaro, bot die interessante Erscheinung nicht dar, die von jenem Greise alle Ätnareisende gerühmt haben. Auch konnten wir von der Casa Gemellaro keinen Nutzen ziehen, da ihr Eingang verschneit war. Der Berg lag so still da unter seiner Schnee- und Aschendecke, als ob er ewig sich nicht rührte, als ob es nicht unter der trügerischen Hülle verborgen glühte. Ich mußte unwillkürlich an die Rede des Professors von Messina zurückdenken. Der Berg ist ein Bild dieses Volkes. Oben ergriff uns ein so wüthender Sturmwind, daß er auf seinen gewaltigen Flügeln uns hinwegzuführen drohte; aber die Sonne ging in goldener Pracht auf, und über die ganze Insel warf der Riesenberg seinen langen Schatten. Als wir auf der Fläche am Fuße des Kraters verweilten, sahen wir eine zahlreiche Gesellschaft zu Pferde und Maulthiere durch den Nachtnebel heraufkommen. Es war eine Cavalcade der britischen Marineoffiziere von jener Flotille, die wir bei Taormina gesehen. Eine lächerlichere Mummerei läßt sich nicht ersinnen, als diese uns aufführten; Einige in wollenen Jacken unter ihrer Uniform und ganz mit dicken, wollenen Shawls und Tüchern umwickelt, Einige in braunen groben Regenmänteln, wie sie landesüblich sind, die Kapuzen über den Kopf gezogen, Einige in ungeheuern Pelzen nach Knecht Ruprecht's Art. Mein Freund und Gefährte, dem alle seine Gedanken sich in musikalische Reminiscenzen zu übersetzen pflegen und der diese selten ganz verschweigt, pfiff vor sich hin die ersten Noten des Duetts aus „Belmont und Constanze": „O Engländer rc."

Syrakus.

Die Geschichte von dem Pferderennen in Messina, das man unter die Hut der Sechspfünder gestellt habe, ist mir damals als eine spöttische Erfindung erschienen; ich bin inzwischen hier in Syrakus durch ein selbsterlebtes Abenteuer anderer Ansicht geworden. Wir kamen frühmorgens zu dem Hrn. Landolina, an den wir empfohlen waren, und fanden ihn in seinem Vorzimmer auf einem Sessel sitzend, von einer zahlreichen Versammlung umgeben. Niemand war da, uns anzumelden. Die Thüren standen offen. Der Hausrath war unansehnlich, im Vorzimmer nämlich; denn im Innern der Wohnung ist die Einrichtung prächtig, wie einem so reichen Manne aus einer der angesehensten Familien geziemt. Die Versammlung bestand aus Einheimischen und Fremden, welche ihm aus dem Stegreife Aufwartung machten, aus Geschäftsleuten, denen er verschiedene Anweisungen ertheilte, aus Dienstboten in Arbeitsjacken und baumwollenen Zipfelmützen, und Fremdenführern, welche sich ungenirt in das Gespräch mischten, und zwar sehr dreist und laut, denn der alte Herr ist harthörig. Alles stand, sprach und schrie durcheinander, es war das vollkommenste Bild von Wirrwar. Sobald wir uns durch diese rührende Sitteneinfalt durchgearbeitet und unsern Brief überliefert hatten, bedauerte Hr. Landolina, daß er im Begriff stehe, ein Paar Fremde in das Castell zu führen, unsere Gesellschaft aber nicht einladen dürfe, da die Erlaubniß des Commandanten nur auf drei Personen laute. Ein junger sicilischer Architekt, der vom Duca Serradifalco für dessen großes Werk über sicilische Alterthümer mit Aufgrabungen in Syrakus beauftragt ist, Hr. Cavatari, stellte ihm vor, daß wir, von ihm eingeführt, dennoch ohne Schwierigkeit den Zutritt erhalten würden, und Hr. Landolina ließ sich endlich überreden uns mitzunehmen. Nachdem er in einem Gemache, das zwischen Vorzimmer und Treppe lag, vor einem großen Wandplane des alten Syrakus verweilend und auf die für die Geschichte merkwürdigen Punkte mit seinem großen spanischen Rohrstocke deutend, seine Ansichten über die alte Topographie, gleichsam im Selbstgespräche und ohne sich an irgend Jemanden von den Umstehenden zu wenden, entwickelt hatte, setzte sich der Zug in Bewegung. Vor dem Castell angelangt, wurden wir von dem wachhabenden Offiziere

empfangen, einem großen stattlichen Manne, der mit zurückgeworfenem Kopfe und im vollen Gefühle seiner Würde und wichtigen Stellung die Ordre des Commandanten las. „Aber", begann er nach langer und sorgfältiger Prüfung des Papiers seine gemessene Rede, indem er unsern Kreis mit durchbringendem Blicke musterte, „es ist hier nur von drei Personen die Rede, und ich sehe hier, Hr. Landolina, in Ihrer verehrten Gesellschaft deren etliche mehr!" „„Einige von diesen Herren"", wurde ihm erwidert, „„haben sich zu spät eingefunden, als daß ich auch für sie hätte um die Erlaubniß des Eintritts bitten können; aber ohne Zweifel würde der Herr Commandant mir dieselbe ebenso wenig verweigert haben als für die andern. In seine Ordre ist die Zahl nur deshalb gekommen, weil dieselbe auch in meinem Gesuche gestanden."" „Der Fall ist bös und sehr bedenklich", versetzte der Offizier und stützte sein Kinn mit der Hand. „Die Mannschaft ist zum Exerciren ausgerückt, die Besatzung in diesem Augenblicke schwach, und ich weiß nicht, ob ich in solchem Falle befugt bin, so vieten Personen zugleich den Eintritt zu gestatten, um so mehr, als die Zeiten dermalen kriegerisch und schlimm sind." Kopfschüttelnd überflog er unsere Phalanx mit den Augen von der Rechten zur Linken und von der Linken zur Rechten. Wir waren wirklich zusammengenommen unser Sechs. Und was hätte man in Neapel gesagt, wenn plötzlich der Telegraph die Depesche überliefert hätte, daß durch tückische Überrumpelung die starke Festung Syrakus von einer fremden unbekannten Macht in Besitz genommen wäre? Als der Argus des Castells sich endlich den verwegenen Entschluß abgewonnen hatte, unsern einstimmigen Betheuerungen der lammhaftesten Friedfertigkeit Gehör zu geben, bat unser gütiger Führer um die Öffnung eines tiefen, brunnenartigen Raumes, der einem merkwürdigen mittelalterlichen Bade angehört habe. „O Herr Landolina! Sie gehen zu weit in Ihren Foderungen", rief der Offizier. „Ins Bagno kann ich Sie nun ein für alle Mal nicht ohne besondere Erlaubniß einlassen!" Zum Unglücke bedeutet ja Bagno nicht allein ein Bad; von welchem andern Bagno aber hätte der dienstgetreue Kriegsmann zu wisseu Beruf gehabt, als von dem Zwinger der Kettengefangenen! Verständigung war unmöglich, und wir mußten uns nachher an einem Einblicke von oben durch eine für Licht und Luft angebrachte Öffnung genügen lassen. Der Eine von unserer Gesellschaft war ein Maler, dem daran lag, einige schöne Architekturreste im Castell aufzuuehmen. Der Commandant hatte in seiner Ordre ausdrücklich bemerkt, daß man diesem Manne freistellen sollte, im Castell zu malen, was ihm gut dünkte. Da es aber für dieses Mal zu spät geworden, so sagte er dem Herrn Offizier beim Weggehen, des Malens wegen werde er morgen wiederkommen. „Nein", versetzte dieser, „das geht nicht an. Es steht in der Ordre nicht, daß ich Sie jeden Tag soll ungehindert malen lasseu, sondern nur überhaupt, ich soll Sie malen lassen. Dann aber folgt ein Datum, und dies ist das heutige. Das will sagen, ich soll Sie heute malen lassen, und heute ist doch keineswegs morgen." Der Mann war übrigens kein angeworbener Schweizer, sondern ein wirklicher Neapolitaner.

Man würde diesem lächerlichen Vorfalle gewiß eine falsche Deutung geben, wenn man ihn allein aus der zufälligen Vornirtheit eines Einzelnen ableitete. Die Garnisonen haben wirklich so gemessene Befehle erhalten, als die Besorgnisse der Regierung ungemessen sind. Ich habe im Innern der Citadelle Gelegenheit gefunden, mich von der Strenge und Gewaltsamkeit der Maßregeln, die man nimmt, zu überzeugen. In einem der Höfe sah ich hinter den Eisenstäben eines Kerkerfensters einen bleichen Mann, den ich wenig beachtete, weil ich ihn für einen bestraften Soldaten hielt. Inzwischen bemerkte ich, daß ein vornehmer Syrakusaner, der sich in unserer Gesellschaft befand, an das Gitter trat, und nach langem eifrigen Gespräche mit dem Gefangenen die herausgestreckte Hand ihm freundschaftlich drückte. Auf meine Frage, wer der Mann sei, erhielt ich zur Antwort: „Es ist ein Freund eines Ihrer Freunde in Rom und hat Grüße an diesen für Sie mir aufgetragen. Er heißt Salvatore Chindemi und hat hier bisher in Ansehen und Ehre gelebt." „„Und weshalb hat man ihn eingesteckt?"" „Wegen politischer Verbrechen!" Nun forschte ich weiter und der Andere fuhr fort: „Es waren Äußerungen von ihm hinterbracht worden über unsere mishandelte Stadt, die allzu freimüthig schienen. Man drang Nachts in seiu Haus und durchsuchte alle seine Zimmer, alle seine Schränke, ohne irgend etwas Verdächtiges zu finden. Nur einen Kasten, den ein im Auslande abwesender Verwandter bei ihm in Verwahrung gelassen, konnte er nicht öffnen, weil der Schlüssel nicht in seinen Händen war. Man erbrach das Schloß und fand in dem Kasten unter andern Effecten einen Rock und in einer Tasche dieses Rockes einen Zettel, welcher auf einen Zusammenhang mit politisch incriminirten Personen deutete. Man fand hierin Grund genug, ihn als verdächtig einzuziehen, und jetzt sind es vier Wochen, die er noch ohne Verhör im Gefängnisse zugebracht hat." Während dieser Erzählung hatten sich einige Soldaten von der Besatzung neugierig zu unserer Gruppe gesellt. Der Erzähler fuhr unbedenklich fort, denn das freie Reden, wie ich Ihnen schon sagte, haben die Sicilier sich noch nicht nehmen lasseu, und jene bedauerten den Gefangenen mit naiver Gutmüthigkeit, obgleich sie keine Sicilier waren, vielmehr königliche Soldaten. Die Härte der über Syrakus verhängten Strafe ist so groß, daß dem empörten Gefühle, welches die Bewohuer dieser Stadt von Mishandlungen reden macht, die Theiluahme nicht versagt werden kann. Keines Vorrechts hat die Stadt genossen, das ihr nicht genommen wäre. Sie war bisher Sitz der Regierung und Hauptstadt des Districts, welchem sie den Namen gab. Nun aber sind die neuesten Karteu falsch geworden. Die Intendantschaft heißt uunmehr nicht Syrakus, sondern Noto. Durch die Verlegung der Intendantur hat Syrakus die letzte Stütze seines Wohlstandes verloren. Der Reisende erwartet allerdings im voraus, daß der Anblick der Stadt zu der von ihrem Namen unzertrennbaren Vorstellung von erstaunlicher Größe, Pracht und Üppigkeit, wie man von seineu Studien, von der Schule schon sie mitbringt, einen ungeheuern Gegensatz bilden würde, aber jede mögliche Erwartung wird von der Wirklichkeit weit hinter sich gelassen. Wir wußten zwar, daß der Umfang der Stadt schon in Römerzeiten sehr verringert und zuletzt auf die Insel Ortygia beschränkt worden ist, während die übrige Riesenstadt, die einst eine Bevölkerung von wol 800,000 Seelen befaßt hat, verwüstet wurde, und doch konnten wir uns nicht erwehren, da wir die schöue alte Felsenstraße der Scala graeca gegen Sonnenuntergang hinaufritten, uns darauf zu freuen, wie wir auf ihrer Höhe die Zinnen vou Syrakus in des Abendroths Strahlen vor uns erblicken würden. Wir hatten noch weit zu reiten, über das natürliche Gestein hin, zwischen Feldern, Fundamenten aus dem Felsen selbst gearbeitet, zwischen vorstädtischen Gehegen mit freundlich aus dunkelm Grün herüberblickenden Granatblüten, bis wir die Stadt ersahen, bis wir über die Zugbrücken durch die Thore der dreifachen Befestigungslinie unsern Einzug in dieselbe hielten. Und dann! Ich weiß nicht, wie ich vor dem Leser die unsagliche Traurigkeit, welche uns gleich anfangs in der Stadt ergriff und von Schritt zu Schritte sich steigerte, rechtfertigen soll; denn aus den einzelnen Zügen, die ich zu überliefern vermöchte, wird er sich das wehmüthige Bild des Ganzen nicht zusammensetzen könneu. Die Elegien, zu denen die Verunehrung der Nymphen, die Besudelung der Quelle Arethusa, die Vernachlässigung der Cyane Reisenden oft Anlaß gegeben haben, kamen mir kindisch vor neben so vielem wirklichen Elende der Stadt, neben so großer Gesunkenheit und Noth. Die wundervolle Säulenreihe des zur Kathedrale umgewandelten Minerventempels, häßlich vermauert in der Kirchenwand, verunstaltet und aller Wirkung ihrer Profile beraubt; das Fragment des Dianentempels im Wandschranke eines Privathauses; das städtische Museum mit vielen schätzbaren Alterthümern eine elende Scheune, beschmutzt, bestäubt, durcheinandergeworfen die Monumente;

die erbarmungswürdige Procession — es war gerade Fronleichnamsfest — und das Gewimmer der noch in der Zurückerinnerung mit Schauder erfüllenden Festmusik; die Armseligkeit der beiden einzigen Speisehäuser, da man in dem einen einzigen guten Gasthofe für das Essen einen unerhörten Preis (1 Thlr. Preuß.) foderte; die mehr als je widerwärtigen Bettlergestalten — wozu die Aufzählung? Genug, es kann kein traurigeres Bild des Sturzes von stolzer Höhe und grundlosen Unterganges gefunden werden. Schauriger werden die Ruinen von Selinunt sein, aber es sind nur Mauern in Trümmern und zerschlagene Säulen, kein zertrümmertes Gemeinwesen, kein zerschlagenes Volk. Wer über den Fall alter Herrlichkeit Thränen zu vergießen keine Stätte erlesener achtet als Rom, der komme nach Syrakus! Denn wenn er Abends auf dem Janiculus bei S.-Pietro in Montorio steht, so sieht er in der glühenden Pracht des untersinkenden Lichtes eine schimmernde Welt von Kuppeln und Palästen von St.-Peter bis herum zu St.-Paul gebreitet und herrlich anzuschauen selbst die im Verfalle noch stolzen Ruinen der alten Roma, und von tausend Glocken dringt das Abendgeläute lebensvoll zu ihm herauf, und Augen neben ihm rechts und links der Römer, die heraufgekommen, glänzen vor Freude, versunken in den Anblick ihrer ewigen Stadt; aber wer auf dem Plemyrium des alten Syrakus steht, unter hohen Kornfeldern, bei den zwei traurigen Säulen, die vom Jupitertempel der einzige Rest sind, der sieht eine Meile weit, mehr denn 20,000 Schritte weit, um sich nur — Trümmer! Steinfelder, wüste Fundamente, öde Gräber! und gegenüber auf der Insel Ortygia Festungswälle und Gräben, welche nicht Dionysische Pracht, nicht Schätze, welche die Habsucht eines Verres reizen könnten, sondern die schmalen unansehnlichen Straßen einer verarmten, arg mishandelten Stadt verbergen; und wenn etwa neben ihm ein Bürger steht aus Syrakus, so hört er diesen seufzen und über Einen murren, den er questo macellajo nennt! Derselbe zeigt ihm dann wol jenes schöne Plätzchen, Tremila genannt, auf welchem der Volksglaube die Überbleibsel vom Hause des Timoleon erkennt, und kundig der alten Geschichten erzählt er ihm, wie dieses Haus die dankbaren Syrakusaner einst ihrem Retter und Befreier, der doch ein Korinther, ein Fremder gewesen, errichtet hätten, demselben, den nach seinem Tode sie auch durch ein Begräbniß auf Staatskosten ehrten, indem Demetrius der Herold ausrief: „Das syrakusische Volk will, daß jedesmal am Jahrestage dieser Bestattung durch feierliche Spiele das Gedächtniß Dessen begangen werde, der, nachdem er die Tyrannen vernichtet, und nachdem er die Barbaren in verschiedenen Schlachten besiegt, die großen Städte aus ihrer Verwüstung herstellte und bevölkerte und den Siciliern die Freiheit und die weisesten Gesetze gab." „Sollte nicht", so fährt er fort, „der Herrscher, der kein Fremder, der in Sicilien geboren ist, mehr für uns thun? Und zu Grunde gerichtet sind wir!" Diese Stimme, hier einem Einzelnen in den Mund gelegt, spricht factisch die Stimmung von ganz Syrakus aus. Es wird nicht unbekannt sein, weshalb der königliche Zorn so schwer auf dieser unglücklichen Stadt lastet. Man hat ja in den Zeitungen von den wilden Volksaufständen und den Greuelthaten zur Zeit, da die Cholera im Lande wüthete, gelesen. Ein Knabe, der Sohn eines von dieser Krankheit hingerafften Offiziers, der jetzt bettelarm sich durch kleine Dienste erhält, die er womöglich den Fremden, sonst aber leider auch mit allerhand Zwischentragen den Einheimischen, schon eingeweiht in die Geheimnisse der Sittenlosigkeit, zu leisten pflegt, dieser aufgeweckte und gewandte Knabe wußte uns Vieles aus jenen Tagen des Schreckens zu erzählen. Er ging über die Straße, da sie eben den Intendanten mit Pflastersteinen todtgeschlagen hatten. Grimmige Weiber mit aufgelösten Haaren, mit buntbefleckten Kleidern drängten sich um ihn und boten ihm Steine, um sie auf den Leichnam zu werfen. Der Knabe schauderte und verbarg vor Entsetzen das Gesicht in seinen Händen. „Ermorden", schrien sie, ihm die Hände vom Gesichte reißend, „ermorden soll man dich, du Balg! Wie? Willst du keinen Stein auf den Giftmischer, auf den Mörder deines Vaters werfen?" Mit den fürchterlichsten Drohungen zwangen sie ihn zu ihrem Willen. Es war ein Zustand damals, dessen Peinlichkeit nicht seines Gleichen hat. Die Angst brütete tausend eingebildete Schrecken, welche sich zu den wirklichen Leiden gesellten und das Maß der Verheerung voll machten. Wen die Seuche verschonte, den fraß die Furcht oder die Wuth des verblendeten Volkes. Man getraute sich nicht zu essen, nicht zu trinken. Dumpfe Gerüchte liefen um, daß das Wasser gefärbt erscheine, daß die Waaren auf dem Kräutermarkte verfälscht, Brot und Fleisch vergiftet seien. Ein Bürger schwur mir hoch und theuer, er selbst habe Eier eingekauft, an denen er bei genauer Betrachtung schwarze Pünktchen wie Nadelstiche wahrgenommen, und die weitere Untersuchung habe ergeben, daß durch diese feinen Öffnungen Sublimat hineingeflößt gewesen sei.

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

(Beschluß aus Nr. 53.)

4. Erzählungen und Novellen von C. von Wachsmann. Neue Folge. Vierter bis sechster Band. Leipzig, Focke. 1839. 8. 5 Thlr. 12 Gr.

Obschon die Dichtungsweise des geachteten Verf. längst eine ehrenvolle Stelle in der Literatur der Gegenwart einnimmt, können wir uns doch nicht enthalten, der kurzen Besprechung einige Worte über Bedeutung und Würdigung derselben beizufügen. Die historische Novelle ist das eigentlichste Kind unsers modernen Kunstlebens: denn sie ist unser Epos; sie verklärt die Zeiten und Ereignisse poetisch und läßt die Charaktere thatsächlich auftreten, ohne sie philosophisch zu zerlegen. Ihre Tendenz ist also eine doppelte, die Erläuterung eines historischen Stoffes und dessen idealische Verherrlichung; Studium, geistvolle Auffassung und poetische Reproduction ist hier darum ebenso sehr und noch mehr erfoderlich, als in einer freiern Dichtweise. Die Idealisirung der Geschichte rechtfertigt aber auch, daß sie sich über die actenmäßige Wirklichkeit erhebt, denn in dieser letztern herrscht die Willkür und der Zufall, welche die höhere Wahrheit, die Idee verwischen und verdunkeln — jede freiere Gestaltung ist also sogar nothwendig, nur daß sie das Wesen der Geschichte nicht berühre. Vorliegende Novellen sind in diesem höhern Geiste gedichtet; sie erheben sich ebenso sehr über die Masse unserer charakterlosen Zugliteratur, als sie ein Zeugniß von dem Talente ihres Verf. ablegen. Wie mannichfach auch die historischen Stoffe sind, überall herrscht Arbeit, Charakter und schöpferische Gestaltung des Gegebenen. Wir fassen das Gleichartige zusammen und erwähnen zuerst der Darstellungen aus der Geschichte der Schweiz. Der Sieg der Waldstädte bei Morgarten und Sempach über Leopold von Östreich, vor Allem aber das freie Bern im Kampfe gegen den übermüthigen Adel bilden die Schwerpunkte, um welche sich das tiefbewegte Leben jenes Volks und seiner Zeit gruppirt. Das Ritterwesen und das freie Bürgerthum treten sich in lebens- und charaktervollen Gestalten gegenüber und geben, bei aller Zerrissenheit und Vereinzelung des historischen Bodens, ein schönes Gemälde, aus dem die Macht des freien gesetzlichen Geistes emporblüht. Obschon wir die Chroniken und Specialhistorien nicht kennen, aus welchen der Dichter den Grund für seine Charaktere entnahm, und also auch nicht beurtheilen können, was freie Schöpfung und was Geschichte ist, so ist doch Alles im Geiste jener Zeit gehalten und gibt uns die Überzeugung von der höhern, von der dichterischen Treue. An die Familiengeschichte des in schöner Einfachheit und republikanischer Würde gehaltenen Arnold's von Winkelried knüpft sich eine romantische Schweizersage, die der Verf. durch seine phantasiereiche Erzählungsweise und durch das geheimnißvolle innere Leben eines Cretins, der mit den Erdgeistern in wunderbarem Zusammenhange steht, vertieft und zu einem ungewöhnlichen Interesse gesteigert hat. Ein zweiter Novellenkreis eröffnet sich uns hier-

auf aus der vorzeitlichen Geschichte Schottlands und der sagenreichen Inselgruppe, die an dessen nördlicher Spitze liegt. In der „Heldin von Dunbar", der Tochter des tapfern und strengen Thomas Randolph, der während der Minderjährigkeit des Sohnes von Robert Bruce das Reich regierte, spiegele sich in einer trefflichen Weise das sociale und sittliche Leben jener Zeiten und Derer, die dieselben bewegten, ab. Ein zweites Gemälde der Art mit dem Titel: „Der Pachter von Ballengiech", hat die Gestalt Jakob V. von Schottland zum Mittelpunkte, der unter jenem Namen und entsprechender Verkleidung das Land durchstreifte und sich auf diese Weise gern unter die gemeinen Stände mischte, um desto besser die Bedrückungen des übermüthigen Adels kennen zu lernen und dessen Frevel und Gewaltthätigkeiten zu bestrafen. Hierher gehört noch die geistvolle Bearbeitung einer Sage der märchen- und poesiereichen Orkaden, des ultima Thule der alten Römerzeit; sie fällt ins 13. Jahrhundert und führt den Titel: „Das Bad der Walkyren." Daselbst herrschten zur Zeit, wo das Christenthum bald völlig den Dienst und die Naturreligion der Druiden verdrängt hatte, die freien Nachkommen der alten Seekönige, unter dem Namen Jarls, Grafen. Einer dieser Jarls, im Bunde mit dem Letzten der Druiden, entbrennt in Liebe zu einer schönen Meerfrau, die er auch in seine Gewalt erhält; aber das Herz derselben ist für Menschen kalt, sie hat weder irdischen Haß noch Liebe, sie gehört einem andern Elemente an und entrinnt nach kurzer Zeit, in ihrer Sehnsucht nach den heimatlichen Wässern und ihrem dort als weißen Robben schmachtenden Geliebten, ihrem menschlichen und unglücklichen Gemahl. Reizende und dennoch züchtige Phantasie, psychologische Tiefe und treffende Naturschilderungen geben diesem Märchen einen hohen Werth. Ein abgesondertes und wahrscheinlich seiner Fabel nach selbsterfundenes Bild ist „Der Leuchtthurm". Das Schicksal eines kräftigen, aber durch die Leidenschaft des Spiels zum Seeraub verleiteten westindischen Pflanzers, in welches sich mit Interesse das Geschick von dessen Familie verwebt, bildet hier den Gegenstand und beweist ebenso sehr die gründlichen Kenntnisse des Verf. in Dem, was zur Darstellung des Seelebens gehört, wie seinen Phantasiereichthum. Die übrigen Novellen gehören dem Volke und der Geschichte Spaniens an. Auf dem geschichtlichen Boden Mexicos, unter Montezuma, verknüpfen sich die tapfern Gestalten der spanischen Conquistadoren, unter denen der edle und große Cortez hervorragt, zu einem anmuthigen Bilde, dessen Frische, Lebendigkeit und Farbenreichthum der Bearbeitung einen originellen Reiz verleiht, obschon dieser Stoff einer dichterischen Behandlung schon mehrfach vorgelegen hat. „Der Inquisitionspalast zu Valladolid" gehört indessen in die Zeit, wo Napoleon die spanische Erde unterwarf, und die lebendigen Schilderungen der Natur dieses Landes, seiner damaligen Zustände, sowie des Geistes der französischen Armee stellen uns deutlich heraus, wie unser Dichter in jenen blutigen und charaktervollen Kämpfen das Schwert mit eigenen Händen geführt hat. Die letzte Novelle, die diesen Kreis und auch den sechsten Theil schließt, trägt den Namen „Der Hirt von Villarcayo". Sie verherrlicht, wiewol sie sich gänzlich von Erörterung politischer Tagesfragen gebührender Maßen freihält, die Begeisterung, den hohen Muth und die Kraft der heutigen Basken und zeichnet dabei kühn und glücklich mehre der bedeutendsten carlistischen Parteigänger; auch hier ist eine eindringende Kenntniß spanischer Sprache, Sitte und Anschauungsweise herausgestellt und zu einem ansprechenden Ganzen verwebt. Alle diese historischen Stoffe sind kunstvoll geordnet und zusammengehalten durch eine entsprechende Fabel, die in ihrer befriedigenden Entwickelung, und in echtdichterischer Weise, die Figuren und die Ereignisse in einen nothwendigen Zusammenhang bringt und in gesteigertem und selbständigem Interesse jedem Bilde einen besondern Reiz verleiht. Die Sprache ist, wie die Darstellung, sittig, geregelt, aber dennoch äußerst kräftig; ihre Reinheit und Classicität läßt nichts zu wünschen übrig. 36.

Notizen.

Hr. Texier, bekannt durch die interessanten Berichte über seine Reisen durch Kleinasien, von denen er auch auf Kosten der französischen Regierung eine vollständige Beschreibung herausgibt, befindet sich seit einem halben Jahre in Begleitung der Herren de la Bourbonnaye und de la Guiche wieder auf einer Reise durch Vorderasien. Außer mehren andern Briefen an verschiedene seiner Freunde in Paris, hat er auch einen an den bekannten Maler Paul Delaroche aus Tabriz gerichtet, in dem sich folgende in Bezug auf Kunstgeschichte interessante Mittheilung über die Ruinen von Auni befindet: „Man findet in diesen Ruinen einen ganz eigenthümlichen Baustyl, der weder griechisch, noch römisch, noch arabisch, dennoch aber in seiner Eigenthümlichkeit sehr correct und von einem christlichen Volke in Anwendung gebracht worden ist. Um Ihnen eine Idee davon zu geben, wie viel Zeit dazu nöthig sein würde, um diese Ruinen vollständig abzuzeichnen, bemerke ich Ihnen nur, daß sich unter andern eine Kirche von 28 Metern Länge unter ihnen befindet, deren Inneres mit sehr wohl erhaltenen Malereien ausgeschmückt ist. Es sollte mich nicht Wunder nehmen, wenn diese Malereien zu einer gewissen Zeit von einer minder geschickten Hand überarbeitet worden wären; denn in den verlöschten Theilen derselben sieht man auf dem Stuck die mit Farbe gezogenen ursprünglichen Umrisse der Figuren, deren Zeichnung im Allgemeinen besser ist als bei den Gemälden. Die Gegenstände derselben sind aus dem Alten und Neuen Testamente entnommen. Man sieht den Einzug Christi in Jerusalem, die Predigt im Tempel, mehre Märtyrer und gewisse Überlieferungen, die wahrscheinlich der armenischen Kirche angehören. So erblickt man z. B. auf einer Art von Schild eine Person, die sich vertical auf den Händen, die Füße in die Luft gereckt, aufrecht hält; sie ist von einer Menge Gelehrter umgeben, die sich miteinander unterhalten. Auf den meisten Figuren dieser Gemälde steht ihr Name armenisch geschrieben. Der Chor der Kirche ist mit den Bildnissen der zwölf Apostel, nebst ihren Namen, verziert. Die Kuppel des Gebäudes — denn Alles ist noch wunderbar erhalten — zeigt in warmen und glänzenden Farben die große Gestalt eines Christus, der auf einem Throne sitzt. Die ganze Halle der Kirche ist ebenfalls mit Malereien geschmückt, die jedoch, dem Regen ausgesetzt, weniger gut erhalten sind. Auch ein Baptisterium ist mit Gemälden, doch von schlechtem Style, geschmückt. Alle diese Malereien tragen den Charakter des 13. und 14. Jahrhunderts. Blos um sie zu zeichnen, würde man mehre Monate in den Ruinen von Anni verweilen müssen. Wollte man aber auch die übrigen Monumente sowie die Inschriften, die alle Mauern bedecken, zeichnen, so zweifle ich, ob ein Jahr hinreichen würde. Der größte Übelstand dabei ist, daß die ganze Stadt von keinem Menschen bewohnt wird; man müßte also ein benachbartes türkisches Dorf beziehen, in welchem es aber mehren Europäern bei verlängertem Aufenthalt bald an Lebensmitteln fehlen würde."

Die Herausgabe des für die Kunstgeschichte so wichtigen Werkes des Hrn. Dusommerard: „Les arts au moyen-age", naht sich immer mehr seiner Vollendung. Vom „Atlas", dem Haupttheile des Werkes, sind bereits 20 Lieferungen (eine jede zu 7 Fr. 50 Cent. in Schwarz, und 15 Fr. colorirt), und 28 vom „Album" (eine jede zu resp. 6 und 12 Fr.), der andern Abtheilung, erschienen. Fast alle Stiche zu den folgenden Lieferungen sind beendigt. Das Werk beginnt von Konstantin dem Großen und geht bis auf die letzten französischen Könige aus dem Hause Valois herab, und beschäftigt sich mit Architektur, Bildnerei und Malerei in ihrem ganzen Umfange, Ornamentirungen und Goldschmiedearbeiten, kunstvollen Waffen, Hausgeräthe, irdenen Geschirren und Gläsern, Costumen, Handschriften und Diptychen rc. 43.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 55. —— 24. Februar 1840.

Briefe aus Sicilien.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 54.)

Wie schwer nun immer das Gewicht der damals begangenen Missethaten sei, ist es nicht ungerecht, eine ganze Stadt für den Wahnsinn ihres losgelassenen Pöbels zu bestrafen? Man muß gestehen, wenn Zorn hier an seinem Orte war, so traf dieser Zorn mit Recht mehr als den Pöbel. Sehr schlimm ist, daß nicht sowol die von der Cholera hervorgerufenen Unruhen hier Züchtigung zu fodern schienen, als vielmehr die deutlich kund gegebene Gesinnung der gesammten Bevölkerung. Es klingt unglaublich, aber die angesehensten und gebildetsten Männer der Stadt, die ältern in gleichem Maße wie die jüngern, haben mir noch jetzt betheuert: so albern es wäre, zu glauben, wie das Volk glaubt, daß die ganze Krankheit nur eine schändliche Erfindung der Regierung gewesen sei, um ihre Giftmischerei zu verstecken, so wahr und gewiß sei doch, daß die Regierung der Krankheit sich als eines Vorwandes bedient habe, um Diejenigen, welche sie fürchtete und haßte, durch ihre geheimen Agenten aus dem Wege räumen zu lassen. Man habe wol vernommen, wie der junge Fürst Trabia darum, daß er die Liebe des Volkes sich gewonnen, in die Verbannung geschickt worden sei; wie ferner in Palermo jene beiden Männer, welche während der Cholerazeit, da alle Communication mit der von Aufruhr und Mord erfüllten Umgegend abgeschnitten und die Stadt von Hungersnoth bedroht war, mit weiser Umsicht dennoch die Ruhe erhalten und den Mangel und die Gefahren kräftig bekämpft hatten, der Policeiminister Duca di Cumici und der Prätor Fürst Scordia, ebenfalls weil das Volk sie vergötterte, ihrer Ämter entsetzt worden seien. Aber in Syrakus sei man schlimmer verfahren; hier habe man mit Landesverweisungen nicht geglaubt sich begnügen zu dürfen. Durch eine unvorsichtige Äußerung hatte der Intendant selbst dem Argwohne Nahrung gegeben, dessen beklagenswerthes Opfer er wurde. Dieser einsichtvolle und wohlgesinnte Mann verkündete, gegenüber dem vorsichtlosen Leichtsinne der Meisten, welche das Zögern der in der Nähe umherschleichenden Krankheit vermessen und trotzig gemacht hatte, es würde nicht über 14 Tage währen, so würde die Cholera da sein. Zu seinem Unglücke war er ein allzu glücklicher Prophet. Nach Verlaufe von 14 Tagen war sie da. „Kein Wunder", hieß es nun, „daß dieser so haarscharf prophezeit hat. Der hat gut weissagen, der, was er selbst im Sinne hat auszuführen, weissagt. Wer darf noch zweifeln, daß die vorgebliche Krankheit von seiner Fabrik ist?" Es hatte an geschäftigen Neuigkeitsträgern so wenig als an Böswilligen gefehlt, welche das unbedachte Wort des Intendanten unter das Volk warfen. Der Sturm, den derselbe weckte, ließ sich von Jedem voraussehen, der den Zustand der Atmosphäre kannte, und je mehr die Straßen sich mit Leichen füllten, desto schrecklicher wuchs die Verzweiflung und die Wuth des Volkes. Hinweg von diesem Bilde des Jammers und der Raserei! Nur Eines Grabes, da ich von so vielen rede, lassen Sie mich noch gedenken, welches uns Deutsche näher angeht. In der Nähe der Katakomben von San-Giovanni, im Garten des trefflichen Herrn Landolina, ruht ein zu früh beweinter Freund, dem das Geschick die Drohung, fern vom Vaterlande zu sterben, nicht aber den Wunsch, bei der Pyramide des Cästius begraben zu sein, erfüllt hat, ruht ein deutscher Dichter, der geliebte Aristophanide. Sobald der Menschenfreund Landolina erfahren hatte, daß ein Deutscher in Syrakus erkrankt und hülflos läge, nahm er sich desselben sogleich mit der thätigsten Theilnahme an; aber es war zu spät, da Platen aus Furcht vor der Cholera sich ohne ärztlichen Rath mit hitzigen Mitteln selbst behandelt und sein Fieber auf eine tödtliche Höhe gebracht hatte. Es blieb seiner edeln Fürsorge nichts zu thun als dem Landes- und Glaubensfremden ein Fleckchen Erde auf seinem Grund und Boden zu schenken. Er hatte aber vernommen, daß der Verschiedene ein Liebling der Musen gewesen, und er schmückte das Grab mit einem Denkmale von verschiedenartigem Marmor, das sich flach an die Mauer lehnt, und in dem architektonisch ausgebildeten obern Felde unter einem mit Leier und Laubzweig verzierten Giebel zwischen gefurchten Pfeilern das Wappen der Familie, im untern postamentartig gestalteten Felde aber folgende Inschrift trägt: D. O. M. Augusto comiti Platen-Hallermunde Anspachiensi Germaniae Horatio vita functo Syracusae N. Decembr. 1835. Vixit an. XXXIX. M. I. D. XII. Marius Landolus Nava Eques S. M. O. H. — H. M. P. — S. T. T. L. (Dem besten höchsten Gotte! Dem Grafen August Platen-Hallermünde aus Anspach, dem Horaz Deutschlands, der am 15. Dec. 1835 in Syrakus starb, nachdem er 39 Jahre, 1 Monat, 12 Tage gelebt, hat Marius Landolus Nava, Johanniterritter, dieses Monument gesetzt. Sei dir die Erde leicht.) Geweiht ist die Erde nicht; welch wahrhaft christkatholischer Wunsch! Einige Gewächse in Kasten kommen zu beiden Seiten des Grabes kümmerlich fort. Vielleicht pflanzt noch eine fromme liebende Hand dorthin ein weniges Grün, Lorber und Rosen.

Ich hätte meine freundlichen Leser nur gar zu gern gebeten, mit mir den Anapus hinabzuschiffen, zwischen hohen grünen, krausen, schattenden Papyrusstauden zu der schönen und einsamen Cyane hin, zu dem unergründlich klaren tiefen Boden, in welchem die blauen blinkenden Fische spielen, auf dessen verführerischem Zaubergrunde die alten süßen Sagen von sehnsüchtig liebenden, unwiderstehlich hinunterlockenden Nymphen, von geheimnißvollen Gärten drunten, schönen Städten und lustigen Hainen lieblich lebendig werden; ich hätte sie gern geführt in die hohen prächtigen Hallen der Steinbrüche, zu dem reizend gelegenen Theater, zu den entzückenden Meeresblicken, in die orangen- und granatblütenprangenden Gärten, um die von so vielen widerwärtigen und traurigen Eindrücken belastete Seele zu erquicken und das getäuschte Gemüth mit Sicilien zu versöhnen. Aber schon fürchte ich für meine Briefe mehr Raum, als sie verdienen, in diesen Blättern in Anspruch zu nehmen und will solche Schilderung lieber anderer Gelegenheit aufsparen.

Dies aber bitte ich zu beherzigen, wie düster umwölkt und gewitterängstlich der Horizont des Menschenlebens dort, so heiter ist und holdselig Alles, was von den Sinnen ergriffen wird, und wer Sicilien nicht gesehen, der rühme sich nicht, Italiens Schönheit ergründet zu haben.

Palazzuolo.

In Syrakus beschlossen wir, der Küstenstraße nicht bis in die Südspitze der Insel, S. Palo, wo das alte Pachynum war, zu folgen, sondern quer durch das Land über Palazzuolo nach Terranova zu gehen. Palazzuolo wird man auf allgemeinen Karten nicht leicht verzeichnet finden. Es liegt aber südlich vom Berge Laura fast genau in der geraden Linie, die man von Syrakus nach Terranova ziehen kann, und an dem Wege, welcher von Nolo nach Caltanisetta führt. Die Straße über Palazzuo'o war im Alterthume wichtig; sie verband ansehnliche Städte miteinander. Palazzuolo selbst ist das alte Acrä. Gegen Syrakus ging sie über Erbesos und ich weiß nicht welch andere Stadt noch. Wir erkannten deutlich die ehemalige Lage dieser Städte an regelmäßigen Substructionen, zu welchen der natürliche Fels benutzt war, und an den zertrümmerten über einen gemessenen Flächenraum wüst ausgestreuten Bruchsteinen, sowie wir auf der durchaus verdorbenen Straße die antiken in die zu Tage liegenden und einst zu Chausseen benutzten Felsplatten tief eingedrückten Radspuren wahrnahmen. Die Skizze, welche ich von der heutigen Beschaffenheit dieser Straße zu geben habe, entwerfe ich mit Zittern, denn wer wird den Worten Glauben schenken? Wer wird nicht für augenscheinlich halten, daß sie aufs gröbste übertreiben? Von Syrakus aus gelangt man auf einem Landwege nach Floridia, der Erbbesitzung jener Fürstin, welche in Palermo den Offizier von der hanöverschen Legion, Hrn. v. Wilding, der vor ihrem Fenster mit dem Pferde stürzte, in ihr Haus aufnahm, treulich pflegte und zuletzt mit ihrer Hand beglückte; er ist seitdem der Fürst von Butera, einer der ersten Barone des Landes und wenigstens für Lebzeiten reich begütert; nach seinem Tode wird ein Theil der Erbschaft an das Haus Trabia fallen, mit dem Butera verschwägert ist. Er hat bekanntlich nach dem Tode der Fürstin in Petersburg wieder geheirathet. Man sagt, daß er in großer Gunst beim Könige stehe und sich zu behaupten wisse, und daß er durch seinen Einfluß dem Lande schon viel, so viel nämlich möglich war, und dies ist freilich wenig, genutzt habe. Floridia ist ein hübscher Ort, voll freundlicher und dienstfertiger Leute. Ich weiß nicht, warum die Leute gar so verwundert thaten, daß wir für den Wein, den sie von ihrem großen fässerreichen Lager uns reichten und den wir bezahlten, und für die Hülfe, die sie beim Aufsitzen unbezahlt uns leisteten, ihnen mille grazie sagten. Bald hinter Floridia betritt man ein schmales gewundenes Felsenthal voll Blumen und blühender Büsche, mit pittoresken Wänden und Bergzinnen, an einer Stelle Grotten in der Felswand darbietend, die etagenweise hineingehauen sind und, zum Theil mit Thür und Fenstern versehen, den Hütern der Olivenpflanzungen, welche die Abhänge reizend bedecken, zum Obdach dienen. Wir hatten hier eine kleine Entschädigung für das Thal von Ispica in der Nähe von Modica, welches wir aus Mangel an Zeit zur Seite mußten liegen lassen. So wenig uns die Untersuchung anficht, ob in besagten Höhlen die Ureinwohner Siciliens gehaust und die Stadt von ihnen herrühre, so dürfen wir doch beiher wol meinen, daß noch immerhin die heutigen Thalbewohner also hausen könnten, denn da der Romantik zu Liebe, wir sehen keinen andern Grund, der Zugang zu ihnen völlig unwegsam gelassen wird, so leben sie so ziemlich außer der cultivirten Welt, und was können sie, dem poetischen Zwecke gemäß, Klügeres thun, als dem wißbegierigen Reisenden ein Stückchen Troglodytenwirthschaft leibhaft zum Besten geben. Es wäre gewiß vieles Geld in guten Sixpence damit zu verdienen. — Das Thal, durch welches wir ritten, ist ohne Zweifel sehr schön, aber sein Weg unleugbar sehr häßlich; denn er ist so dicht mit kleinen und großen, scharfkantigen und rauhen Steinen überstreut, daß man, wofern man reitet, fürwahr zu keinem andern Gedanken kommen kann, als: der Gerechte erbarmt sich seines Viehes, und ist man abgestiegen, wiederum zu keinem andern, als: Herr, heile mich, denn meine Gebeine sind erschrocken! Zu unserm Muletaro sagte Einer: „Ihr Sicilier könnt euch rühmen, daß ihr in der ganzen Welt die schlechtesten Wege habt.“ „„Was?““ schrie der Mann entrüstet, „„Was wollt ihr? Was geht uns der Weg da an? Ist dieses Catania?““ Der redliche Muletaro war ein Catanier. Seltsam, wie Jedem seine Provinz das Land ist. Ihm wurde im Scherz entgegnet: „Euch Siciliern alle geht das an, wenn im Lande die Wege schlecht sind. Denn wenn ihr von Catania nach Palazzuolo wollt, so müßt ihr diesen Weg so gut wie Jene aus Palazzuolo nehmen.“ „„Ei was!““ war die Antwort. „„Wir haben in Palazzuolo nichts zu suchen, es wäre denn, daß wir einige Fremde hinschaffen. Freilich würden unsere Thiere auf einem guten Wege weniger leiden. Aber es ist nun einmal so!““ Dies kurze Gespräch gibt Stoff für vielerlei Betrachtung. Erstlich erkennt man hier deutlich die Ursache der auffallenden Entfremdung der Provinzen unter sich und der Gleichgültigkeit, ja der Feindschaft widereinander; sodann die Schwierigkeit, das Volk zu einer kräftigen Vertretung seiner gemeinsamen Interessen zu vereinigen; endlich die fatalistische Intoleranz, mit welcher sie sich dem „So ist es einmal“ unterwerfen. Sie zu einer gemeinsamen That zu stacheln, bedürfte es auch heute noch eines Alle zugleich gewaltig erschütternden Antriebes, eines Allen gemeinsamen heftigen Hasses, und zu dem Allen doch noch eines beharrlichen, von Ort zu Ort reisenden Johannes Procida. Übrigens begreift man, diese Bedingungen vorausgesetzt, die berüchtigte Vesper noch aus der gegenwärtigen, rachsüchtigen und tief verschlossen lang nachtragenden Sinnesart der Sicilier vollkommen. Es ist auffallend, daß der alte Franzosenhaß noch immer starke und weitverbreitete Wurzeln im Boden des sicilischen Volks hat. Wie dieser Haß mit ihren Vorstellungen verwachsen ist, beweist aufs sonderbarste die einem Giudice, oder gar dem Intendanten selbst — ich glaube in Caltanisetta — entschlüpfte Äußerung, mit welcher er bei einigen unserer Landsleute, die über Paßaufenthalt ernstliche Beschwerde führten, sich zu entschuldigen suchte: „Ich habe mir eingebildet, daß Sie Franzosen wären.“ Wir reisen aber noch in unserm steinigen Thale. Sobald man dasselbe verlassen hat, windet sich der Weg endlos ab und auf über kahle und öde, weiterhin von einigen Kornfeldern bedeckte Hügel und endlich zwischen den schon erwähnten Spuren alter Städte hin. Dann gelangt man zur Seite eines tief eingesenkten malerischen und üppig bebauten Thalgrundes in ein köstliches Gehölz. Steineichen und immergrüne Eichen, Korkbäume und gewaltige Johannisbrotbäume, dichtbelaubte Nußbäume, mächtige Myrthen und blütenbedeckte Oliven machen einander den Raum streitig, und zwischenhin wuchert und umschlingt und verkettet die Stämme und durchwirrt die Laubkronen ein blumiges und duftiges Gewühl von Kletterrosen und Geisblatt und hundertfältig anderm Rankengewächs. Nun aber folgt eine unglaublich praktische Auslegung von Genesis Cap. III, V. 24. Ejecit eum ex paradiso voluptatis! — Wir sahen Palazzuolo vor uns hoch auf dem Berge, in der Entfernung von einigen Miglien, ich meine nicht viel weiter als eine halbe Wegstunde weit. Der Weg führte im Bogen um den Rand des zuvor erwähnten reizenden Thales dahin. Welch ein Weg! Wie ich ein Knabe war, da las ich in Becker's Erzählungen mit Grausen von den Qualen der Unterwelt, zumal von der des Tantalus. Aber jetzt! Ixion's Rad, die Strafe des keuchenden Sisyphus, das Ennui der Danaiden, welche klägliche Erfindungen für Teufelswitz! Man hätte diese Alle weit raffinirter auf die Straße nach Palazzuolo Tag aus, Tag ein spaziren gehen geschickt! Wäre ich Zeus gewesen, die vielen Umstände mit dem Prometheus hätte ich mir nicht machen wollen; dem armen hinkenden Gotte hätte ich den weiten Weg zum Kaukasus, dem Adler die tägliche Mühe gespart. Aber leider gab es dazumal noch nicht die Straße von Palazzuolo; es hätte sonst nicht der 30,000 Jahre bedurft;

10,000 Stunden hätten hingereicht, um einen Halbgott und Titanensohn zu ruiniren. Wie schade nur, daß Dante diese Straße nicht gekannt hat, er hätte die Erde von deren Schrecken befreit, denn sicher hätte er sie in die Hölle verlegt! Ich verzweifle, dem Leser eine deutliche Anschauung von dieser Straße zu verschaffen. Annäherungsweise möge er sich ein wohlbehacktes und behäufeltes Kartoffelfeld in Brobdignac vorstellen, mit breiten Erdbänken und tiefen Zwischenfurchen; dieses, nachdem ein Detachement Reiterei eine Attaque darauf ausgeführt, zu Stein gefroren; sodann durch ein paar Erdbeben fleißig aufund abgebettet und hin und wieder zerklüftet; und endlich noch mit einem Regen von Mondsteinen reichlich begossen: dies ungefähr gäbe eine Silhouette der Straße von Palazzuolo. Die Riesenkraft, mit welcher hier der Zahn der Zeit genagt hat, erfüllt die Phantasie mit Schaudern. Wie hat er nur diese harte Felsenstraße, die nach unverkennbaren Zeichen, die sich an verschiedenen Stellen finden, einstmals fahrbar war, so ganz und gar zermalmen können! Einer von unsern Freunden, der sich jederzeit auf die äußerste Linke pflanzt und diesen ganzen Weg her, bis zu dem Ausgange unsers Paradisus voluptatis den Werth und die Grundsätze der Opposition uns demonstrirt hatte, war verstummt; seine Argumente lösten sich in Stoßseufzer und zerdrückte Verwünschungen auf. Er war, wie wir Alle, vom Gaule gestiegen, war aber am übelsten von uns Allen daran, denn die Sohlen seiner Schuhe, denen der Weg, den seine Füße unfreiwillig traten, nicht gefiel, gingen darauf aus, sich einen andern eigenen zu suchen, und beharrten in hartnäckiger Opposition gegen ihre Obrigkeit. Endlich gar des Bodens unter den Füßen verlustig, gerieth er gänzlich außer Verfassung und Fassung. Sein selbst vergessen rief er aus: „Hierher soll man doch Jeden führen, der daheim über den Zustand seines Vaterlandes klagt, damit er Zustände erkenne, in denen der ärgste Misgriff unserer Regierungen für ein Wunder der Staatsweisheit, die schlimmste Verschuldung derselben noch immer für einen Act der Gerechtigkeit gelten würde; damit er unsere Mängel ertragen und unser Gutes würdigen lerne!" Dixit!

Ich kann nicht umhin, hier noch einmal von den Straßen Siciliens überhaupt zu reden. Ich habe Ihnen schon gemeldet, daß die einzige große Chaussée im Lande diejenige ist, welche Catania einerseits mit Messina, andererseits mit Palermo verbindet. Rechnet man die für den innern Verkehr sehr unbedeutenden kurzen Chausseen von Messina hinüber nach Melazzo, von Syrakus nach Lentini, von Girgenti ans Meer und von Palermo nach verschiedenen Punkten seiner nächsten Umgebung ab, so hat ganz Sicilien weiter keine fahrbaren Wege. Rings um die Küste und durch das innere Land muß man zu Pferd oder Esel reisen. Da ist natürlich der Transport von Gütern nur mittels der Saumthiere möglich, und manche Strecken weit nicht einmal auf diese armselige Weise. Auch dies habe ich Ihnen schon berichtet, daß es zwischen Palermo und Messina keine directe Verbindung gibt, daß nur ein Briefbote zu Pferde auf dem zu Zeiten völlig unpraktikabeln Küstenwege, wenn der Weg es verstattet, in vier Tagen hin und in ebenso vielen Tagen hergeht, und daß auch auf der großen Fahrstraße über Catania für Passagiere kaum Hoffnung ist, mit geregelter Personenpost fortzukommen, weil nur ein Platz neben dem Courrier wöchentlich zweimal zu vergeben ist und bisweilen auch dieser nicht. Ist es ein Wunder, daß Sicilien bei der Menge seiner Ausfuhrartikel keinen Handel hat, daß bei seinem unerschöpflichen Kornreichthum es gezwungen ist, Getreide aus Odessa kommen zu lassen? Messina ist beiweitem am günstigsten gestellt. Die beträchtliche Ausfuhr an Früchten und an Thunfisch ist besonders bekannt. Nach sicherer Angabe hat sich in letzterm Artikel allein der Ertrag von 1839 auf 220,000 Ducati belaufen. Wieviel Getreide, wieviel Seide mehr, wieviel Korallenwaaren und wieviel andere Producte und Fabrikate könnten ausgeführt werden! Die Mittel Sicilien blühend zu machen sind so nahe liegend und so einfach. Unbegreiflich, daß sie nicht in Ausführung gebracht werden! Wäre die unglückliche Nothwendigkeit vorhanden, zur Herstellung der gesunkenen Finanzen das Land ausbeuten zu müssen, so kann ja doch ein Land in Blüte und Wohlstand mehr hergeben als ein verarmtes und schon darbendes Land. Andererseits, wie groß wäre der Gewinn an Liebe und Ergebenheit des Volkes. Es bedarf ja in Sicilien keiner künstlichen und ökonomischen Veranstaltungen, keiner berechneten Operationen. Gebt der Insel Straßen, verkettet die Städte eng miteinander, verknüpft die Interessen, öffnet die Häfen, gebt nicht nur frei, begünstigt die Verbindung mit Neapel, mit dem Auslande. Laßt alle Dampfschiffe kommen, so viel da mögen, die königlichen werden immer noch genug zu fahren haben und nicht müßig sein, das Bedürfniß ist so dringend vorhanden. Es ist wahrlich nichts zu thun als die Fesseln zu brechen, in welche der Verkehr geschmiedet ist. Gebt ihn nur los, es wird nicht Sporn und Peitsche nöthig sein; er wird schon rüstig durch die Insel rennen, man braucht ihm keine Schranken zu setzen, um seinen Lauf zu regeln, er wird sich selbst die beste Bahn suchen. Welch' eine Politik ist dies, zwei Länder, die ein einziges Reich bilden, gegeneinander zu sperren und Barrièren aufzurichten, an denen Handel und Wandel jeden Schritt weit mit der Stirne stößt. Aber ein Beamter, welcher der Verhältnisse sehr kundig ist, sagte uns: Die Verbindung von Neapel und Sicilien ist wie ein Wetterhäuschen. Bald tritt der weiße, bald der schwarze Mann heraus. Wenn es Neapels Vortheil gilt, so heißt es: wir sind eins, gebt her! Wenn es Siciliens Vortheil gilt; so heißt es: wir sind verschieden, helft euch selbst! Wäre dies die Sprache eines ungerechten Grolles, so ist doch beachtenswerth, daß durch alle Städte und durch alle Stände derselbe Laut des Schmerzes und des Unwillens zittert. Andere hörte ich alle Schuld auf die Religion wälzen. Wir sind nicht Christen, sagen sie. Unsere Geistlichkeit erhält das Volk in Aberglauben und Heidenthum. Mit kindischen Festen und sinnlosen Gebräuchen schläfert es seine Kraft ein und stumpft seine Einsicht ab. Ich finde wol ein andermal Gelegenheit, auf diesen Punkt zurückzukommen. Man muß aber zur Beurtheilung dieser Ansicht wissen, daß gegenwärtig, wie in ganz Italien, so auch in Sicilien ein Stadium der Entwickelung betreten wird, welches wir seit 50 Jahren hinter uns haben. Die Encyklopädisten sind aus ihren Gräbern gestiegen und pflanzen hier ihre Banner auf. Viele Bücher sind erschienen und erscheinen noch, welche den Kreuzzug gegen die neue Philosophie predigen. Die neue Philosophie ist keine andere als die verblichene von Jean Jacques und Voltaire. Es ist dahin gekommen, daß die Kellner in den Speisehäusern Friedrich's II. Werke lesen und sich für den Helden und Weisen von Sanssouci enthusiasmiren. Um wieder auf die Straße zu kommen, so wäre noch der Wunsch auszusprechen, daß die letzte Reise des Königs um die ganze Insel für die Heilung der alten eingewurzelten Schäden ein glücklich aufgegangenes Gestirn sein möge. Die Straße nach Palazzuolo hat der König zwar nicht geschmeckt, aber doch einige andere kennen gelernt, die nicht viel besser sind. Die Königin hat ihn bekanntlich auf dieser Reise begleitet. Wir fragten Jemanden, der damals den königlichen Personen nahe gewesen, auf welche Art das hohe Paar die abscheulichen Wege zurückgelegt habe. „Zu Pferde wie wir Alle." „„Wie bezeigte sich die Majestät bei so halsbrechendem Werk?"" „Sie stolperte, wie wir Andern auch, von Stein zu Stein und gab uns ein Beispiel von stoischer Gelassenheit." „„Und die Königin?"" „Sie beklagte sich wol und seufzte, und wenn es gar zu übel ging, so fing sie an zu weinen." „„Wohlgethan! So ist doch Aussicht auf Verbesserung. Das Land muß"", wurde dann hinzugefügt, „„es muß dies erschwingen. Der Vortheil ist zu groß und die Auslagen werden sich vielfältig wieder einbringen."" „Erschwingen?" war die Antwort. „Wir haben 120,000 Unzen (420,000 Thlr.) für Straßenbau auf einem Bret gezahlt. Und wir bezahlen seit 1826 eine unter dem Titel von Straßenbau um 2½ Pro-

cent erhöhte Grundsteuer. Wir haben dafür allerdings die Freiheit, uns so viel Straßen zu bauen, als wir nur wollen und können." Der Mann, der dies gesagt hat, war ein Palermitaner von Stande und überdies Geistlicher. Wenn dies die Sprache des unbegründeten Hasses und der Verleumdung ist, so ist nur zu bemerken, daß derselbe Laut des Schmerzes und des Unwillens durch alle Städte und durch alle Stände fliegt. Über die Höhe der Grundsteuer überhaupt und die Beitreibung derselben habe ich nichts erfahren. Die Zölle sind gewöhnlich verpachtet. Aus Neapel erinnere ich mich, daß die dortige Consumtionssteuer der Regierung zwei Millionen Ducati einträgt. Das Übernehmen der Staatseinkünfte soll die einträglichste von den wenigen Speculationen sein, welche den Capitalisten offen stehen. Die Hypotheken würden dort im Reiche zur Unterbringung des Geldes noch recht gut sein, wenn nicht ein wunderliches Gesetz das Geschäft fast unmöglich machte. Der Gläubiger ist nämlich im Falle der Insolvenz gesetzlich verbunden, vorausgesetzt, daß sich keine andern Käufer finden, das Grundstück zu ⅘ des Taxwerthes zu übernehmen. Es gibt daher keine vortheilhaftere Speculation, als eine ansehnliche Hypothek aufzunehmen und alsbald seine Zahlungen einzustellen. Die bestochenen Taxatoren stellen das Angebot weit über den wahren Werth, und da sich natürlich nun kein Liebhaber findet, so muß der Gläubiger das Grundstück für einen enormen Preis behalten.

Es gibt auch noch andere gewinnreiche Praktiken, die besonders für die großen Herren sind, die man nicht hängt. Was dieselben möglich macht, ist die schamlose Käuflichkeit, welche im ganzen Reiche frei offen am hellen Mittag durch die Straßen prunkt und ihre Mausefallen allen Institutionen unangefochten stellt. Auch die Justiz ist der Spur nachgegangen und hat sich fangen lassen, die arme Blinde. Nur führt sie wenigstens die Wage nicht vergeblich, die ohnehin eine Geldwage sein soll. Vor dem lauten Geräusch der Wage hat sie lange nicht vernehmen und der Blindheit wegen lange nicht bemerken können, was für gute Geschäfte Principe Pe... mit falschen Unterschriften machte. Zuletzt brach der fleißige Krug aber doch. Zum Glück hatte sich ein Verhältniß mit der reichen Principessa Pa.. recht zur gelungenen Zeit angesponnen. Man konnte die Wage wieder klingen machen. Man wurde aber übermüthig und benahm sich verächtlich gegen zwei frühere Campieri. Diese, über solche Undankbarkeit entrüstet, fingen an, ein lautes Geschrei zu erheben. Man versuchte ihnen den Mund mit 1500 Unzen zu stopfen, unter der Bedingung, daß sie ins Ausland gingen. Nichts konnte ihnen erwünschter sein als dies Anerbieten, und mit einem Wechsel von besagter Höhe vom Prinz Pe.. ausgerüstet, entwichen sie; der Principe hatte für die Pässe nach Marseille zu sorgen gewußt. Die Berechnung war schlau angelegt. Die Cholera war eben ausgebrochen, und als die beiden saubern Herren in Marseille inne geworden waren, daß sie einen falschen Wechsel mitgebracht hatten und wuthschäumend und entschlossen, sich selbst sammt jenem zu verderben, zurückkehrten, fanden sie die Grenzen mit einem undurchdringlichen Cordon umzogen. Sie stießen gegen die Cholerawächter wilde Drohungen aus und suchten die Linie gewaltsam zu durchbrechen. Einer von ihnen wurde Tages darauf nach verzweifelter Gegenwehr ergriffen und gesetzmäßig erschossen, der andere drang glücklich über die Grenze und hielt sich an verschiedenen Orten versteckt, bis er nach wenigen Tagen in der Trunkenheit mit Bauern in Händel gerieth, diesen zu Leide ging und von ihnen ebenfalls, aber ungesetzmäßig todtgeschossen wurde. Als bald darauf Principessa Pa.. nichts mehr herzugeben hatte, blieb für Principe Pe.. kein Ausweg, als sich selbst auf und davon zu machen. Er ging nach Livorno und fristete sich mit den weislich geborgenen Trümmern des letzten Schiffbruchs. Es muß seit 1835 viel Gras überhin gewachsen sein, denn ich erfuhr, daß man in Palermo den Principe Pe.. mit jedem Tage zurückerwarte. — Ich merke, daß der Weg nach Palazzuolo mich weit abzuschweifen verführt.*) 49.

Miscellen.

In den kürzlich erschienenen Memoiren des Admirals Sidney Smith (2 Bde., herausgegeben vom Verf. des „Rattlin the reefer"), der als Commodore St.-Jean d'Acre gegen Bonaparte vertheidigen half, wird von Letzterm erzählt, er habe auf Golgatha, wo des Heilands Kreuz gestanden, den Freiheitsbaum pflanzen wollen. Das Einzige, was an dieser selbst von Sidney Smith bezweifelten Angabe glaubwürdig zu sein scheint, ist, daß sie aus dem Munde eines Abtes in Jerusalem herstammt, wol eines Geisteserben Dessen, welchen Lessing in seinem „Nathan" daselbst auftreten läßt.

Das fruchtbare, gewerbfleißige Nordamerika hat auch an Dichtern Überfluß. So sagen wenigstens die Zeitungen dieses Landes. Nach ihnen haben die Vereinigten Staaten 5023 Dichter, von welchen jetzt 94 in Staatsgefängnissen, 511 in Irrenhäusern, 280 in Schuldgefängnissen sich befinden. Franklin entriß dem Himmel den Blitz; an seinen praktischen Enkeln ist, scheint es, sein Beispiel nicht verloren. 48.

Bibliographie.

Babel. Herausgegeben von dem Literaten-Verein in Paris. Deutsch von O. L. B. Wolff. 2ter Band. 8. Leipzig, Weber. 1 Thlr.

Eichhoff, F. W., Vergleichung der Sprachen von Europa und Indien oder Untersuchungen der wichtigsten romanischen, germanischen, slawischen und celtischen Sprachen, durch Vergleichung derselben unter sich und mit der Sanskrit-Sprache, nebst einem Versuch einer allgemeinen Umschreibung der Sprachen. Aus dem Französischen mit alphabetischen Verzeichnissen der verglichenen lateinischen und griechischen Wörter begleitet und durch einige die deutsche Sprache betreffende etymologische Angaben vermehrt von *J. H. Kaltschmidt*. Schmal gr. 4. Leipzig, Weber. 4 Thlr. 12 Gr.

Eiselein, J., Die Sprüchwörter und Sinnreden des deutschen Volkes in alter und neuester Zeit. Zum erstenmal aus den Quellen geschöpft, erläutert und mit Einleitung versehen. Gr. 8. Freiburg, Wagner. 2 Thlr. 12 Gr.

Eugen von Beöthy und der Bischof von Großwardein. Gr. 8. Altona, Hammerich. 5 Gr.

Feldhoff, A., Christliche Gedichte. 8. Barmen, Langewiesche. 10 Gr.

Die Figurantin, oder Liebe und Tanz. Komische Oper in 5 Aufzügen. Von Scribe und Dupin. Nach dem Französischen frei bearbeitet von J. D. Anton. Lex.-8. Mainz, Schott Söhne. 1839. 3 Gr.

Schiller's erste bis jetzt unbekannte Jugendschrift. 2te Auflage. 8. Amberg, Klöber. 1839. 4 Gr.

Stahl, F. J., Die Kirchenverfassung nach Lehre und Recht der Protestanten. 8. Erlangen, Bläsing. 1 Thlr. 8 Gr.

Taschenbuch für Freude, Gemüth und Scherz. 16. Leipzig, Leo. 16 Gr.

Wandsdorf, A. von, Die Erstürmung des Falkenstein, oder des Drachenfelsers Tod durch die Macht der Zauberkräfte. Ritter- und Geistergeschichte. Mit Titelbild. 8. Gera, Heinsius. 1 Thlr.

*) Ein zweiter Artikel folgt im März. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 56. —— 25. Februar 1840.

Rafael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi von J. D. Passavant. Zwei Theile. Mit vierzehn Abbildungen. Leipzig, Brockhaus. 1839. Gr. 8. 18 Thlr.

Zu einer Zeit, wo das Kunstgeschwätz der Unberufenen in den Salons wie auf den Märkten, in Ausstellungsberichten wie in „Venetianischen Briefen" gellend in die Ohren klingt, aber auch namhafte Künstler und ganze Schulen sich in Richtungen abmühen, die der wahre Genius der Kunst nicht anerkennt, kann nichts tröstlicher, erwünschter und ersprießlicher erscheinen als ein Werk, welches, den erhabensten Meister der neuern Kunst und seine denkwürdige Zeit uns vergegenwärtigend, durch die gründlichsten kunsthistorischen Forschungen und besonnensten Urtheile allen wahren Kunstfreunden einen sichern Anhalt und eine erquickliche Zuflucht gewährt. Mit diesen Worten begrüßen wir das Werk des Hrn. Passavant, welches, längst erwartet, jetzt in der erwünschtesten Vollendung vor uns liegt, und als eine der wichtigsten und erfreulichsten Erscheinungen auf einem Gebiete der Literatur betrachtet werden darf, auf welchem leider so viel gleißendes Unkraut umherwuchert. Dem Geiste Rafael's und seinem Vermächtnisse an diese Welt ist hier zum ersten Male, wenn wir nicht sehr irren, volles Recht geschehen, und zwar von der Hand eines Deutschen, der mit reinster Liebe und Hingebung, mit heiligem Ernste und Fleiße, wie mit dem entschiedensten Berufe sich in seinen Gegenstand vertieft und dem großen Urbinaten ein Denkmal errichtet hat, welches über alle frühern emporragt. Um nicht ungerecht zu scheinen, wollen wir erst auf diese einen flüchtigen Blick werfen, ehe das große Verdienst unsers Verf. hier näher gewürdigt wird.

Vasari ist der Erste, in dessen großem Werke die Lebensbeschreibung Rafael's mit vorzüglicher Sorgfalt behandelt worden und dem wir bis heute noch das Meiste verdanken, wiewol auch ihm Manches unbekannt oder unklar blieb, wodurch die spätern Verwirrungen sich nur vermehrten. Zwar sollte eine „Vita inedita" Rafael's, welche Comolli zu Rom 1790 erscheinen ließ, die älteste Biographie und, nach des Herausgebers Meinung, bald nach Rafael's Tode von Giovanni della Casa verfaßt sein; doch ist sie nichts Anderes als ein magerer Auszug aus dem Vasari und ein modernes untergeschobenes Fabrikat. Mehr als zwei Jahrhunderte hindurch begnügten sich nun die Kunsthistoriker, das Leben Rafael's nach Vasari in Auszügen zu geben, oder den Ausgaben des Vasari schätzbare Notizen aus ältern Schriftstellern und neue Entdeckungen beizufügen, wie von Bottari und della Valle geschah. Erst in der neuesten Zeit erschienen mehr selbständige Werke über Rafael, theils compilatorischer Art, theils durch neue Entdeckungen und eigenthümliche Ansichten ihrer Verfasser ausgezeichnet. Dahin gehört der Artikel über Rafael in H. H. Fuessli's „Allgemeinem Künstlerlexicon", der, 24 Bogen stark, 1815 auch besonders erschienen ist; G. Chr. Braun's sehr dürftiges „Rafael Sanzio's Leben und Werke" (Wiesbaden 1815 u. 1819); Friedr. Rehberg's „Rafael aus Urbino" (München 1824); G. K. Nagler's „Rafael als Mensch und Künstler" (München 1836). Vielen Beifall durch die glatte Darstellung erwarb sich Quatremère de Quincy's „Histoire de la vie et des ouvrages de Rafael", wiewol sie durchaus oberflächlich und ungründlich ist. Diesen Fehlern suchte Fr. Longhena in seiner italienischen Übersetzung: „Istoria della vita e delle opere di Rafaello Sanzio da Urbino, del Signor *Quatrèmere de Quincy*" (Mailand 1829), abzuhelfen, indem er Noten auf Noten häufte, die zwar alles über Rafael bis dahin Bekannte enthalten, aber doch häufig unkritisch und geschmacklos sind. Sehr wichtig für Rafael's Voreltern, Familienleben und Jugendgeschichte ist des Pater Luigi Pungileoni „Elogio storico di Giovanni Santi pittore e poeta, padre del gran Rafaello da Urbino" (1822, 1 Heft), und sein „Elogio storico di Rafaello Santi da Urbino" (1829—31, 2 Hefte). Die meisten Erwartungen erregte C. F. v. Rumohr's Abhandlung über Rafael von Urbino und dessen nähere Zeitgenossen, die sich im dritten Theile der „Italienischen Forschungen" befindet, aber auch für sich herausgegeben ist. Wie Alles, was Hr. v. Rumohr schreibt, ist auch dieser Aufsatz anziehend und stellenweise belehrend, aber arm an neuen, begründeten Thatsachen, während es an irrigen Ansichten und willkürlichen Behauptungen darin nicht fehlt.

Trotz dieser Vorarbeiten blieb also eine umfassende, gründlich und kritisch behandelte Lebensbeschreibung Rafael's noch immer ein großes Bedürfniß, bis das Schicksal zu dessen Befriedigung unsern Verf. ausersah. Was er selbst

nicht beabsichtigte, das regte der verstorbene Prof. Braun in Mainz in ihm an, welcher, die Schwächen seines Buches über Rafael erkennend, Hrn. Passavant aufmunterte, selbst ein Leben Rafael's zu schreiben; doch fühlte dieser dem schwierigen Unternehmen sich damals in keiner Weise gewachsen. Umstände begünstigten indessen den Vorschlag, sodaß Hr. Passavant zu diesem Zwecke eine den Kunstfreunden bekannte Reise nach England unternahm, zum dritten Male Paris besuchte, während eines vollen Jahres Italien bereiste, wo er früher schon sieben Jahre verlebt hatte, nach Wien ging u. s. w. Die großen Gemälde Rafael's in Spanien hatte er früher in Paris kennen gelernt. Aber hören wir ihn selbst, wie er den Bericht über seine Vorarbeiten schließt:

Ich darf daher sagen, daß mit Ausnahme weniger Werke von geringer Bedeutung, mir alle übrigen von Rafael durch Selbstanschauung bekannt sind. Die Wiege und die Schauplätze seiner Thätigkeit habe ich besucht. Ich durchforschte fast alle größere und viele kleinere Bibliotheken Italiens, Deutschlands, Englands und Frankreichs, um Documente für Rafael's Leben und seine Zeit zu erwerben; nur das Archiv in Rom, sowie das Mediceische in Florenz blieben mir wie so vielen Andern verschlossen. Durch meine Forschungen gewann ich indessen nicht nur einen klaren Überblick im Allgemeinen, sondern ich erhielt auch eine solche Masse von Notizen über das Einzelne, daß nur wenige Punkte im Leben Rafael's mir nicht mit wünschenswerther Klarheit vor Augen stehen. So ausgerüstet glaube ich nun mit den Ergebnissen meiner Forschungen ans Licht treten zu dürfen.

Man wird nicht erwarten, daß wir hier in alles Einzelne einer an Details so reichen Arbeit eingehen; wir können nur auf das Hauptsächlichste hinweisen und Kunstfreunden den großen Reichthum andeuten, welcher in den beiden Theilen des Werkes enthalten ist. Der erste, mit einem reichen Anhange versehen, beschäftigt sich mit dem Leben Rafael's; der zweite gibt das Verzeichniß seiner Werke.

Der erste Theil zerfällt in fünf Hauptabschnitte: I. Giovanni Santi, Rafael's Vater. Santi, nicht Sanzio muß der Name geschrieben werden, wie er von Pungileoni berichtigt worden ist; doch dürfte es kaum gelingen den Namen Sanzio zu verdrängen, der die Sanction von drei Jahrhunderten für sich hat. Rafael selbst unterschrieb sich stets, ohne nach altitalienischer Sitte des gemeinen Lebens seinen Familiennamen anzugeben, Rafaello da Urbino; aber in den Urkunden heißt die Familie Sante, de Sante, de Sancte und Santi, welches später zu Sanctius latinisirt und irrig in das italienische, seit Vasari allgemein angenommene Sanzio verwandelt worden ist. Dieser erste Abschnitt, welcher denselben Quellen, aus welchen Pungileoni schöpfte, entlehnt, aber reichhaltiger in den Resultaten ist, ist darum so höchst wichtig, weil er uns nicht nur die Abstammung und die Familienverhältnisse des großen Meisters, sondern auch die nächsten Umgebungen sehr anziehend darstellt, unter welchen sowol er als sein sehr begabter Vater sich entwickelten. Die Familie Sante oder Santi stammte aus Colbordoto, einem urbinischen Städtchen, von wo Giovanni's Vater sich nach Urbino übergesiedelt hatte und hier als Handelsmann mit Landeserzeugnissen zu einigem Wohlstande gediehen war. Urbino, wohlbefestigt in felsicher Gebirgsluft auf einer der höchsten Höhen des Appenins gelegen und von herrlichen Felsenbildungen umgeben, durch welche östlich das adriatische Meer blickt, stand damals unter der Herrschaft des Herzogs Federico da Monteseltro, eines ritterlichen Fürsten, der, ein Beschützer der Gelehrten und Künstler, die damals ausgezeichneteste Gemälde- und Büchersammlung besaß und, so oft er von rühmlichen Kriegszügen heimkehrte, in seinen reichgeschmückten Schlössern zu Urbino und Gubbio einen stattlichen Hof hielt. Unter der Einwirkung solcher Örtlichkeiten entwickelte sich des jungen Giovanni Santi Liebe zur Kunst und selbst ein poetisches Talent, welches er durch eine in Terzinen verfaßte Lebensbeschreibung des Herzogs bewährt hat. Nachdem er durch die Kunst sich einen hinlänglichen Erwerb gesichert, vermählte er sich mit Magia, der tieffühlenden Tochter des Battista Ciarla, eines thätigen Handelsmanns, mit welcher und seiner bei ihm im Hause wohnenden verwitweten Schwester Santa er ein höchst glückliches Leben führte. Die erste Frucht dieser Ehe war unser Rafael, welchen Magia (bedeutungsvoller Name der Mutter für einen solchen Sohn!) am Charfreitage 1483 gebar, aber nur wenige Jahre mit hoher Mutterliebe erzog, da sie schon 1491 dem Ihrigen durch den Tod entrissen ward. Giovanni fand zwar in Bernardina, der Tochter des Goldarbeiter Pietro di Porte, wieder eine Gattin, mit der er auch einträchtig lebte, aber keine Magia, und Rafael erhielt eine Stiefmutter, die ihm nach des Vaters bereits 1494 erfolgtem Tode mancherlei Verdrießlichkeiten bereitete. Unser Verf. gibt uns einen umständlichen Bericht über die Werke Giovanni's, nach welchem dieser als ein sehr ehrenwerther Maler erscheint, der zwar noch an der aus Giotto's Schule hergebrachten Compositionsweise festhielt, aber doch schon seinen Gestalten eine größere Individualität verlieh, und wenn er auch berühmte Zeitgenossen in der Kunst nicht erreichte oder eine neue Bahn brach, doch als ein talentvoller und gewissenhafter Künstler der Anerkennung würdige Werke schuf. Hr. Passavant verdient allen Dank, daß er Giovanni's lange mishandeltes Andenken so überzeugend wieder zu Ehren bringt, welche dieser nicht blos als Vater Rafael's, sondern auch „um seiner eigenen Tüchtigkeit und mannichfachen trefflichen Leistungen willen" redlich verdiente.

II. Rafael's Lehr- und Wanderjahre, 1495 — 1508. Nicht lange war es dem jugendlichen Rafael beschieden, sich in dem heimischen Urbino der wohlthätigen, vom genius loci gespendeten Einflüsse und der geliebten Ältern zu freuen. Nach des Vaters Tode verblieb er in der Pflege seiner Stiefmutter Bernardina und unter der Vormundschaft seines väterlichen Oheims, des Priesters Don Bartolomeo Santi, die beide das Vertrauen des zartfühlenden Knaben nicht gewinnen konnten, welches dieser im vollsten Maße seinem Mutterbruder Simone di Battista Ciarla zuwendete. Gewiß hatte der Vater noch die Freude, die großen Anlagen des Sohnes

zur Kunst wahrzunehmen, ihn zu unterweisen und ihn behülflich bei seinen eigenen Arbeiten zu sehen; leider aber hat sich nichts von den frühesten Versuchen Rafael's erhalten, und selbst die Nachrichten aus ältern Handschriften in Urbino sind darüber höchst ungenügend. Ebenso wenig weiß man, wer nach des Vaters Tode den zwölfjährigen Knaben unterrichtete, wenn schon die Muthmaßung den Luca Signorelli und Timoteo Viti als seine Lehrer bezeichnet, welche Maler damals nacheinander sich in Urbino befanden. Gewiß aber bestimmte sein sich entwickelndes Talent die beiden Oheime, ihn in die blühende Malerschule nach Perugia zu bringen (wahrscheinlich um 1495), an deren Spitze Pietro Vannucci, gewöhnlich Perugino genannt, stand. Hier befreundete er sich mit vielen talentvollen Mitschülern, namentlich mit dem schon gereiftern Luigi von Assisi, Ingegno genannt, mit Bernardino Pinturichio, Domenico di Paris Alfani und mit dem liebenswürdigen Gaudenzio Ferrari; hier machten seine großen Fortschritte ihn bald zum Gehülfen und Theilnehmer an den Arbeiten des Meisters, die der Verf. näher bezeichnet (S. 58). Aber schon 1499 riefen ihn fortwährende Streitigkeiten zwischen seiner Stiefmutter und seinem Vormunde nach Urbino zurück, wo sein liebevolles, schon früh zu Aufopferungen geneigtes Gemüth den Hausfrieden bald wiederherstellte. In Urbino fand er keine Beschäftigung, wol aber erhielt er im J. 1500 Aufträge in Città di Castello. Hier malte er für die Kirche Sta.-Trinità eine große Umgangsfahne (drapellone) und das Crucifix in der Sammlung des Cardinals Fesch; für die Augustiner die himmlische Krönung des heiligen Nicolaus von Tolentino (seit 1789 verschwunden), und für die Familie Gavri oder Gavari einen Christus am Kreuze, umgeben von Maria, Johannes, Magdalena und dem heiligen Hieronymus, welches Bild jetzt ebenfalls sich in der reichen Sammlung des Cardinals Fesch befindet (S. 60—63). Nach Vollendung dieser Arbeiten begab er sich wieder nach Perugia, wo er viele Arbeiten lieferte, auf denen allen noch ganz das Gepräge der Schule ruht. Sie sind genau von unserm Verf. (S. 64—70) angegeben und beschrieben; wir erwähnen hier als die bekanntesten von ihnen die Madonnen Alfani und Connestabile-Staffa in Perugia, die Anbetung der Könige, früher der Familie Ancajani in Ferentillo gehörig, jetzt in Berlin, und die durch den Stölzel'schen Kupferstich bekannte, für Maddalena degli Oddi gemalte Krönung der heiligen Jungfrau, einst in Perugia, jetzt im Vatican. In diese Zeit fällt auch die Hülfe, die er durch Anfertigung von zum Theil noch erhaltenen Zeichnungen und Entwürfen seinem Freunde Pinturichio leistete, als dieser die Libreria im Dome zu Siena mit Darstellungen aus dem Leben des Äneas Sylvius Piccolomini (nachmals Papst Pius II.) zu schmücken beauftragt war. Zu Anfange 1504, wo er wol förmlich die Werkstätte Perugino's verlassen haben mochte, malte er für die Franciscanerkirche in Città di Castello nach einem Vorbilde seines Meisters, doch seinen Gestalten höhere Anmuth und leichtere, belebtere Wendungen verleihend, das berühmte Sposalizio, sodann in Urbino, wo jetzt der Herzog Guidubaldo herrschte, für denselben einige kleine Bilder, unter welchen ein Christus auf dem Ölberge (jetzt dem Principe Gabrielli in Rom gehörig) ausgezeichnet ist. Aber hier in Urbino war es auch, wo der Ruhm des Kunstlebens in Florenz und der großen Schöpfungen Leonardo's mächtiger in seine Seele drang und ihn an den Arno zog, wohin er auch, mit einem uns erhaltenen Empfehlungsschreiben der Schwester des Herzogs an den Gonfaloniere Soderini in Florenz, im Herbste desselben Jahres aufbrach. Dieser erste Aufenthalt in Florenz, den Rafael vorzüglich zum Studium des Masaccio und Leonardo da Vinci benutzte, währte nicht lange, doch malte Rafael während desselben einige Bilder, und unter diesen die ewig herrliche Madonna del Granduca. Mit dem Ablaufe des Winters veranlaßten ihn mehre Bestellungen nach Perugia zurückzukehren, wo er für die Nonnen des heiligen Antonius von Padua eine große, jetzt in Neapel befindliche Altartafel malte (die thronende heilige Jungfrau das bekleidete Christuskind haltend, mit den heiligen Petrus, Paulus, Rosalia und Katharina; die fünf Bildchen der Predella befinden sich an verschiedenen Orten Englands), wie auch ein anderes Altarblatt für die Familie Ansidei, welches jetzt im Besitze des Herzogs von Marlborough in Blenheim ist. Kunstfreunden wird die Nachricht willkommen sein, daß wir von diesem noch nie gestochenen herrlichen Bilde einen ausgeführten Kupferstich von Ludwig Gruner zu erwarten haben. Noch malte er in Perugia in der Camaldulenserkirche S.-Severo sein erstes Frescobild: die heilige Dreifaltigkeit, umgeben von sechs Heiligen des Camaldulenserordens; der untere Theil des Bildes, dessen Beendigung Rafael verschob, wurde erst nach seinem Tode von dem alterschwachen Perugino ausgeführt. Mächtig von Florenz angezogen, begab er sich jetzt zum zweiten Male dahin (1505) und erhielt dort durch Kunstgenossen und den eigenen Genius Anregung zu den trefflichsten Werken. Zu diesen gehören die Madonna mit dem Stieglitz, die er für Lorenzo Nasi malte; die heilige Jungfrau im Grünen und die heilige Familie bei der Fächerpalme für Taddeo Taddei; das Bildniß des Angelo und der Maddalena Doni; das Portrait einer jungen Florentinerin in der Tribune zu Florenz und ein anderes Frauenbild im Palaste Pitti. Um diese Zeit läßt ihn unser Verf. sich nach Bologna begeben, wohin ihn der Ruf des Francesco Francia zog, vielleicht auch eine Einladung des dort herrschenden Giovanni Bentivoglio, für den er ein Presepe malte, welches verschollene Bild Hr. Passavant nach einer Beschreibung der Frau v. Humboldt jetzt in San-Ildefonso vermuthet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Marquis von Normanby.

Seit einiger Zeit erscheinen in einem londoner Wochenblatte („Weekly dispatch") mehr oder weniger scharfe Charakteristiken lebender englischer Staatsmänner, von welchen die des jetzigen Staatssecretairs des Innern, des Marquis von Normanby, früher bekanntlich Lordlieutenant von Irland, besonders glücklich zu sein scheint. Nach einer Schilderung des höchst

feinen und ansprechenden Äußern des Marquis, welcher das suaviter in modo und fortiter in re glücklich in sich vereinige, resumirt die Charakteristik folgendermaßen: „Normanby ist ein Mann von Takt und Talent, aber nicht berufen, auf die Schicksale eines Landes einen entscheidenden Einfluß auszuüben; ein Mann, der sich zwischen Schwierigkeiten durchzuwinden, nicht aber den Widerstand niederzuschlagen fähig ist; einer, der zu gewinnen und zu überreden, nicht aber zu befehlen und Gehorsam zu erzwingen vermag. Dies wird so ziemlich das Urtheil eines Jeden sein, der den Marquis bei seinem Auftreten im Parlamente beobachtet; und es wird durch Alles, was sonst die Geschichte von ihm weiß, unterstützt. Und dieser schöngelockte, gewandte, interessante Mann ist Irlands Heiland, der Mann, den dessen Tribun O'Connell feiert, der Mann, nach welchem alle schmucken Frauen der grünen Insel ihre Kinder Mulgrave taufen, statt wie früher Patrick oder Looney, der Mann, den jeder Sumpfbewohner in Erin, sei es selbst mit Aufopferung des eigenen Lebens davor bewahren würde, daß ein Beresford ihm auf den Fuß träte, oder daß ihm ein Policeidiener der Orangepartei eine einzige Haarlocke wegschösse. Er ist, seit Lord Esser, der Irland regierte und dennoch dessen Liebe gewann, der einzige Engländer, der jemals in dieses Land geschickt wurde, ohne daselbst verabscheut zu werden. Auf diesem Manne ruhten die Hoffnungen Irlands; nach seinem Antlitze, als dem ihres Herrschers, blickten alle Einwohner dieses Landes in Vertrauen auf Gerechtigkeit und Hülfe, und sogar jetzt, wo das Meer ihn von ihnen trennt, sehen sie auf ihn mit Zutrauen und Dankbarkeit. Wenn sein Wohl es erfoderte, so bedächte sich kein barfüßiger Bettelbube in ganz Irland einen Augenblick, für ihn in den tiefsten Sumpf zu springen. Diese Erscheinung hat einen tiefern Grund, als oberflächliche Betrachtung zeigen kann. Normanby ist nicht der Mann, welcher sich bei einem gesunden Zustande dir bürgerlichen Gesellschaft Einfluß erwerben kann. Er ist es nicht; aber der Zustand der bürgerlichen Gesellschaft in Irland ist auch kein gesunder. Er nimmt eine Stellung ein, in welcher wir meistens Männer sehen, die sich ganz wohl den Titel oberster Bedrücker von Irland hätten beilegen können. Sie waren es, die einer der grausamsten Parteien, die jemals in einem Lande auftraten, Schutz verliehen, während die gesammte Bevölkerung ausgeplündert und aufs tiefste gekränkt wurde. Jahrhunderte hindurch waren die Lordlieutenants von Irland die Haupttriebfeder in einem System, welches jedem oranischgesinnten Grundbesitzer, dem Enkel oder Urenkel eines Cromwellianers, welcher unter dem Vorwande des Hochverraths einen irischen Adeligen von seinem Eigenthum vertrieben hatte, zum beliebigen Gebrauch gegen seine Nachbarn eine bewaffnete Macht zur Verfügung stellte. Normanby hat dieses System ganz einfach geändert. Sein einziges Verdienst dabei ist, daß er nicht mehr die Papisten gebunden hielt, während die Protestanten angehetzt wurden dieselben zu kränken, sondern beiden Parteien ein kräftiges Halt! zurief; daß er den Unterdrücker in die Schranken stricter Gesetzlichkeit zurückwies und den Ausschweifungen des gekränkten Rechtsgefühls bei den Unterdrückten steuerte. Er erkannte weder die Protestanten als das Salz der Erde an, noch betrachtete er die Katholiken als bloße Holzhacker und Wasserträger. Er bestrebte sich, beide Parteien als gleich anzusehen und milde zu regieren. Man kann sich wol vorstellen, welchen Lärm eine solche Revolution in Irland hervorbringen mochte. Man stelle sich vor, welcher Zustand der Dinge in Sparta daraus erwachsen wäre, wenn Lykurg den Staatsbürgern befohlen hätte, ihre Heloten zu emancipiren. Ähnliches Entsetzen ergriff die Protestanten in Irland, als sie merkten, daß ihr neuer Vicekönig die Klagen der Katholiken anhörte; und daß es wirklich wahr wurde, daß ein Mitglied der Staatskirche, das einen der wilden Papisten beraubte oder kränkte, fast ebenso als Verbrecher angesehen wurde wie ein Papist, der sich Gleiches gegen ein Mitglied der Staatskirche erlaubt hatte. Von einem solchen Zustande der bürgerlichen Gesellschaft, welcher jedem Engländer und ohne Zweifel dem Marquis von Normanby selbst so natürlich vorkommt, hatten in Irland beide Parteien zufolge ihrer bisherigen Erfahrung keinen Begriff. Normanby war durch seinen Takt und seine Talente zu seinem hohen Posten wohl geeignet und im Stande, das Princip, das er sich vorgesetzt hatte, durchzuführen. Eine kleine Gunst, abwechselnd mit einer kleinen Züchtigung, mit einer solchen Gewandtheit ausgetheilt, daß die Wagschalen in stetem Gleichgewicht blieben. Keine gewaltsame, keine strenge Maßregel, nichts, das einer oder der andern Partei Gelegenheit zu einem Triumphe geben könnte, den man auf den Parteibannern zur Schau trüge. Das suaviter in modo ist überall augenscheinlich; das fortiter in re tritt weniger hervor. Vielleicht dachte er, wenn er jedem Hündchen, das ihn anbellte, nachlaufen wollte, verliere er viel Zeit, ohne viel an Würde zu gewinnen. Wahrscheinlich hatte er hierin Recht. Es ist schwer, in dergleichen Geschmackssachen das Betragen eines Mannes zu beurtheilen, ohne ihn selbst über seine Motive zu hören. Wenn einem Narren wie Charleville, oder einem einfältigen Träumer wie Oxmantown in den Sinn kommt, eine Anzahl Impertinenzen und falsche Angaben zusammenzulesen und vor den Vicekönig zu bringen, so thut dieser wol recht daran, ihnen voll Würde einen Verweis zukommen zu lassen, statt sie auf der Stelle zu züchtigen. Meinerseits denke ich aber daran, was Chatam, Pitt, Wellington oder andere Männer von starkem Geist gethan haben würden, und bleibe bei meiner Meinung, daß Normanby ein gewandter, aber nicht ein großer Mann ist. Ihr gutes Glück gab den Whigs den Lord Mulgrave zum Vicekönig von Irland. Als ihre Wahl zum Lordlieutenant auf ihn fiel, war er dem größern Theil der politischen Welt nicht weiter bekannt, als daß er, nicht eben mit besonderm Glücke, Gouverneur von Jamaica gewesen war. Von Denen, welchen er dem Namen nach bekannt war, erinnerten sich Einige, daß er für das Ministerium zu stimmen pflegte, Andern fiel bei, daß sie einige Romane, wie „Ja und Nein", „Matilda" u. a. m. gelesen hatten, die sie in dem Lesezimmer ihres Clubs angetroffen, und welche Kinder der Laune, wie sie aus der „Literary gazette" erfuhren, einem gewissen Heinrich Constantin Phipps, Graf von Mulgrave, angehörten. Bis zur Zeit seiner Ernennung hatte der edle Lord weit mehr Verse in Taschenbücher und Complimente in Albums, als Proteste in die Protokolle des Oberhauses eingerückt. Er war mit viel Geschick, doch ohne großen Effect als Redner aufgetreten; daß er Romane schrieb, sprach etwas gegen ihn, ob er aber ein Mann von Bedeutung sei oder nicht, wußte Niemand zu sagen. Die Whigs wählten ihn, ebenso wie die Tories den Sir Arthur Wellesley gewählt hatten, d. h. ohne irgend mehr von ihm zu wissen, als daß er einer bedeutenden Familie angehörte. Die Wahl der Whigs fiel äußerst glücklich aus und sie rechneten sich dieselbe deshalb zur Ehre an. Der Wunsch, die glückliche Wahl, die sie gethan, ins glänzendste Licht zu stellen, bewog die Minister, dem Lordlieutenant das Haus der Pairs zu öffnen und den Grafen von Mulgrave zum Marquis von Normanby zu machen. Gegenwärtig ist der Marquis Staatssecretair des Innern; versteht er sein Spiel wohl, so ist er in kurzer Zeit Premierminister und zwar mit der vollen Einwilligung Melbourne's und aller seiner Freunde. Ich weiß nicht, wie sich die Meinung verbreitet hat, er sei tüchtig, an der Spitze eines starken liberalen Cabinets zu stehen, und daß sich alle Reformir um ihn sammeln; gewiß ist es aber, daß diese Meinung herrschend geworden ist, und daß Normanby, wenn er nur will, sie zur Wirklichkeit machen kann. Er ist einer der sechs Männer in Großbritannien, welche, wenn sie wollen, die Königin und das Land für immer vor den Tories bewahren können. Der Marquis gehört einer alten englisch-irischen Familie an, die sich auch auf König Jakob II., durch seine natürliche Tochter von der berühmten Katharine Sedley zurückführen läßt. Auch in dieser Beziehung zeichnet er sich unter dem englischen Adel aus, der bekanntlich meistens von Emporkömmlingen nicht der besten Art abstammt." 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 57. —— 26. Februar 1840.

Rafael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi von J. D. Passavant. Zwei Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 56.)

Von Bologna aus besuchte Rafael seine Vaterstadt Urbino wieder, wo damals der Hof des Herzogs Guidubaldo sich in der Periode des höchsten Glanzes befand und durch eine große Anzahl der ausgezeichnetsten Männer und Frauen, die der Verf. alle namhaft macht, verherrlicht wurde. Wir begnügen uns Pietro Bembo und Baldassare Castiglione zu nennen, aus dessen berühmtem „Cortigiano" Hr. Passavant uns sogar eine lange platonisirende Rede übersetzt, dergleichen in den Abendunterhaltungen des Hofes gehalten wurden, der allerdings durch seinen Geschmack die heutigen Soiréen unserer vornehmen Welt beschämt. Unter mehren kleinern Bildern, welche Rafael in Urbino malte, muß ein heiliger Georg genannt werden, den der Herzog für Heinrich VII. von England bestimmte, von dem er den Orden des Hosenbandes erhalten hatte. Dieses vom Grafen Castiglione nach England gebrachte Bildchen hängt jetzt, nach mancherlei Schicksalen, als Votivbild mit einer brennenden Lampe davor, neben dem großen Bildnisse des Kaisers Alexander in dem Saale der Eremitage zu Petersburg, in welchem die von Dawe gemalten Portraite aufgestellt sind. Wahrscheinlich malte er auch damals in Urbino sein eigenes, durch den neuesten Stich von Forster bekanntes Bild, welches jetzt die Sammlung der Künstlerportraite der florentiner Galerie schmückt; wenigstens befand es sich in Urbino, bis es an die Akademie von S.-Luca in Rom und von hier nach Florenz kam. Ob Rafael noch in Urbino war, als Papst Julius II. auf seinem glänzenden Zuge zur Unterwerfung von Bologna dort hinkam, ist ungewiß; jedenfalls begab er sich bald wieder von Urbino nach Florenz. Hier malte er für Domen. Canigiani die heilige Familie, welche, früher in Düsseldorf, jetzt in München ist, und machte viele Studien und den Carton zur Grablegung, die er aber in Perugia ausführte. In Florenz malte er dann noch die heilige Katharina (jetzt bei Hrn. Beckford in Bath), das reizende Bild eines sich auf die Hand stützenden jungen Mannes (jetzt im Louvre Nr. 1196, vielleicht doch aus einer etwas spätern Zeit), die Madonnen Niccolini (in Pensangar in England), Tempi (München), Colonna (Berlin), die sogenannte belle Jardinière und die Vierge au linge (beide in Paris). In diese Zeit fällt auch seine Bekanntschaft mit Fra Bartolomeo di San-Marco, von dessen breiterm Auftrage der Farben und seiner schönen Behandlungsweise der Carnation er sich viel aneignete. Man erkennt dies namentlich in der damals gemalten Madonna del Baldacchino, welche jetzt den Palast Pitti ziert. Mehre angefangene Bilder aber wurden nicht vollendet, denn Rafael folgte in der Mitte 1508 einem Rufe nach Rom, welchen ihm, nach Vasari's Angabe, Bramante, hingegen nach Pungileoni der junge Herzog von Urbino und Präfect von Rom, Francesco Maria della Rovere, bei Julius II. ausgewirkt hatte. Genug, er begab sich eilends auf den Schauplatz seiner höchsten Thätigkeit.

III. **Rafael unter Julius II., 1508 — 13.** Um den Vatican als den Hauptsitz der in höchster Blüte stehenden päpstlichen Macht zu verherrlichen, konnte Papst Julius keine glücklichere Wahl treffen, als in dem damals fünfundzwanzigjährigen Rafael. Der von seiner hohen Aufgabe begeisterte Künstler zeigte sich des erhaltenen Rufes würdig und bewährte seine geniale Meisterschaft sofort in der Stanza della Segnatura, welche Hr. Passavant nach den darin dargestellten allegorisch-symbolischen Gegenständen nicht mit Unrecht das Zimmer der Facultäten genannt wissen will, weil hier „nach vier Richtungen, durch Theologie, Philosophie, Poesie und Jurisprudenz der Umfang aller Wissenschaft und Erkenntniß des Menschen dargestellt sei". Auch findet er die Wahl dieser tiefsinnigen Gegenstände dem Orte vorzüglich angemessen, an welchem „das Oberhaupt der christkatholischen Kirche die Anordnungen unterzeichnete, die ihrer Bestimmung nach die allseitige geistige Förderung der Heerde Christi auf Erden bezweckten", welche Annahme wir dahingestellt sein lassen. Man hat in neuern Zeiten wegen des Aufwandes von Gelehrsamkeit, welche bis ins Einzelne dieser Stanzengemälde verbreitet ist, auch die Idee dazu dem Künstler absprechen wollen; unser Verf. aber nimmt ihn gegen diese Behauptung in Schutz und vindicirt Idee und Ausführung der herrlichen Fresken dem großen Meister, der indessen wol oft mit seinen gelehrten Freunden Castiglione, Sadoleto, Bembo und Andern sich berathen haben mag. Hr. Passavant gibt nun eine ausführliche Schilderung der Disputa oder Theologie, dieser

wunderbaren Composition, die an Reichthum und Tiefe, feierlicher Haltung des symmetrischen und zum innigsten Zusammenhange verbundenen Ganzen, an edeln und schön gruppirten Gestalten zu den herrlichsten Arbeiten Rafael's gehört, und in der Tiefe und Lebendigkeit der Charakteristik von keinem Werke der neuern Kunst erreicht wird. Dann folgt der Parnaß, ganz ein Bild des heitern, poetischen Lebens, welches damals in der geistreichen höhern Gesellschaft Italiens zu finden war. In dem die Geige spielenden, keineswegs schönen Apollo will der Verf. eine Portraitfigur, und zwar den damals berühmten Improvisator Giacomo Sansecondo erkennen, welchen Castiglione in seinem „Cortigiano" rühmend erwähnt. Eine besonders ausführliche Beschreibung und Erklärung ist der Schule von Athen gewidmet, in welcher nach Hrn. Passavant Rafael den ganzen Entwickelungsgang der griechischen Philosophie chronologisch entwickeln wollte. Diese Annahme ist sehr sinnreich durchgeführt, zum Theil auch treffend, aber häufig auch mit einigem Zwange, sodaß der Verf., der fast in jeder Figur des Gemäldes eine historisch berühmte Person erkennen will, zu dem „sein könnte, oder möchte oder dürfte" meistens seine Zuflucht nehmen muß. Unbegreiflich ist dem Ref. die Behauptung gewesen, daß der Mann mit Knebelbart und Turban hinter dem Pythagoras „den Alkmäon vorstellen möchte", da hier offenbar ein Saracene, und, wie man immer angenommen, Averrhoes angedeutet ist, wodurch Rafael sehr sinnig den Übergang griechischer Weisheit zu den Arabern bezeichnet hat. Nicht minder sinnig befindet sich auf der entgegengesetzten Seite Zoroaster, durch welchen Rafael auf den (damals allgemein angenommenen) Ursprung der griechischen Philosophie aus morgenländischen Quellen hingewiesen hat. Hr. Passavant gibt hier fast des Guten zu viel, nämlich eine Geschichte der griechischen Philosophie im Auszuge, indem bei jedem Philosophen nicht nur Geburts- und Todesjahr, sondern auch seine Lehrmeinungen u. s. w. angegeben sind, wie er denn im zweiten Theile (S. 103) eine tabellarische Zusammenstellung seiner Annahmen und der frühern Erklärungen mittheilt.

Alles bei diesen Frescobildern über die Technik und Darstellungsgabe Rafael's Gesagte ist durchaus vortrefflich, und jeder wird mit dem Verf. die erhabene Weltanschauung bewundern, durch welche der Künstler das Höchste im Christen- und Heidenthume aufzufassen und darzustellen, und abstracte Ideen in lebendig ansprechende Formen und Bilder zu bringen verstand. Aber Rafael hat uns auch einige theuere Reliquien seiner Feder hinterlassen; gern wird man daher von den in diese Zeit fallenden Sonetten Rafael's, derer drei sich erhalten haben, eins in der Übersetzung und den freundlichen und bescheidenen Brief lesen, den er um dieselbe Zeit an Francesco Francia schrieb. Hr. Passavant erstattet sodann Bericht von den Staffeleigemälden, welche Rafael in dieser Periode verfertigte, von welchen wir nur die heilige Jungfrau aus dem Hause Alba, die Madonna di Foligno und die heilige Familie erwähnen wollen, die aus der Galerie Farnese in das Museum zu Neapel gelangt ist (II, 147). Einen Augenblick aber müssen wir noch bei den berühmten, wahrscheinlich 1512 gemalten Bildnissen verweilen, welche, auch durch den Morghen'schen Stich bekannt, so lange für die Portraite Rafael's und der Fornarina gehalten worden sind. Das erstere, jetzt in München, ist nun ziemlich allgemein für das Bild des Bindo Altoviti anerkannt, doch eben nicht in München, wie der Verf. meint; denn der neueste Katalog der Pinakothek bezeichnet dasselbe noch als das Bildniß des unsterblichen Rafael.*) Das herrliche Frauenbild, in dessen Colorit Rafael die Tiefe und Wärme des Giorgione erreichte, weshalb man es sogar diesem Meister oder auch dem Sebastiano del Piombo zuschrieb, stellt gewiß nicht Rafael's Geliebte dar, wen aber sonst? Nachdem Einige auf die berühmte Vittoria Colonna, Andere auf die Herzogin Elisabeth von Urbino gerathen, ist Hr. Passavant geneigt, in ihr die von Vasari erwähnte Beatrice Ferrarese zu erkennen, d. h. „keine fürstliche Person aus dem Hause Este, sondern eine zu ihrer Zeit ausgezeichnete Dame aus Ferrara, vielleicht eine jener geistreichen Improvisatorinnen, von denen uns aber keine nähere Kunde übrig geblieben ist", eine Annahme, die allerdings Manches für sich zu haben scheint.

Derselben Epoche gehört eins der schönsten Werke Rafael's an: die Propheten und Sibyllen, welche er für Agostino Chigi auf der Wand über dessen Kapelle in Sta. Maria della Pace malte. Bei dieser Gelegenheit wird des Einflusses gedacht, welchen Michel Angelo auf unsern Meister ausübte, und den unser Verf. sehr richtig gegen die Behauptungen Vasari's u. A. feststellt. Daß ein so gewaltiger Genius wie Michel Angelo auch auf Rafael einwirken mußte, liegt in der Natur der Sache; aber weit entfernt ihn nachzuahmen, und wo er es that, nicht mit Glück (wie im Jesaias), hat er das vielleicht hier und da Angenommene seiner eigenen reichen Individualität gemäß umgestaltet, innig assimilirt und sein schöpferischer Genius sich dadurch eben nur zu neuen und eigenthümlichen Flügen begeistert. Michel Angelo's Werke, wie überhaupt die großartigen Umgebungen, unter denen Rafael jetzt wirkte, haben ihn nur mächtig angeregt, und diesem herrlichen Aufschwunge verdanken wir die erhabensten, tiefeigensten Schöpfungen seiner Kunst. Darum war er auch stets von der reinsten Bewunderung für Michel Angelo erfüllt, während Neid, Unverträglichkeit und andere Flecken den Charakter des großen Florentiners entstellten.

Den Abschnitt beschließt die Schilderung der Stanza d'Eliodoro, deren vier Wandgemälde: die Vertreibung des Heliodor aus dem Tempel, die Messe von Bolsena, Petri Befreiung und Attila nicht minder sorgfältig als die vorigen beschrieben und gewürdigt sind. Im Vergleiche mit den Fresken in der Stanza della Segnatura hebt der Verf.

*) Dieser Katalog, der sich sonst alles Raisonnements enthält, fügt dieser Nummer noch die überraschend neue Bemerkung bei, daß „unter diesem unsterblichen Künstler die Kunst in Italien ihren Culminationspunkt erreicht und in seinen hinterlassenen Meisterwerken den Triumph ihrer höchsten Blüte gefeiert" habe (S. 151).

an diesen spätern eine größere Meisterschaft in der Ausführung und Composition, den breitern, sichern und doch geistvollen Auftrag der Farbe und die unübertroffene Schönheit und Wahrheit des Colorits hervor, während in den ersten eine größere Strenge der Zeichnung, höherer Adel in den Charakteren und überhaupt eine tiefsinnigere Bedeutung zu finden ist.

IV. Rafael unter Leo X., 1513—20. Julius II. starb, während Rafael im Heliodorzimmer malte, dessen beide letztern Gemälde sich bereits auf Leo X. beziehen, indem die Befreiung Petri eine Anspielung sein soll auf die Befreiung Leo's aus der französischen Gefangenschaft, in welche er als Cardinal-Legat in der Schlacht von Ravenna gerathen war, und der Attila eine Anspielung auf die Vertreibung der Franzosen aus Italien, welche Leo X. mit Hülfe der Schweizer gegen Ludwig XII. 1513 gelang. Am Hofe dieses kunst- und prachtliebenden Papstes erreichte auch Rafael den Gipfel seiner irdischen Größe, bewahrt vor den verderblichen Einflüssen einer üppigen und sittenlosen Zeit durch seinen Genius und durch den Umgang mit den edelsten Geistern. Hier macht der Verf. vor allen namhaft den schon mehrmals erwähnten Grafen Castiglione, dessen herrliches von Rafael gemaltes Bildniß den Louvre schmückt (Nr. 1195), den von Leo zum Geheimschreiber ernannten P. Bembo, den berühmten Humanisten Jak. Sadoleto, die ausgezeichneten Schriftsteller Andrea Navagero und Agostino Beazzano (ihre Bildnisse, von Rafael für Bembo auf eine Leinwand gemalt, befinden sich im Palaste Doria zu Rom, dort irrigerweise Bartolus und Baldus genannt), die Dichter Sannazaro und Antonio Tebaldeo; auch mit Ariosto stand Rafael in freundschaftlichem Verkehre und selbst im Briefwechsel. Zu seinen hohen Gönnern gehörten die Cardinäle Riario, Giulio de' Medici und Dovizio da Bibiena, der ihm sogar seine Nichte als Gattin zugedacht hatte; ferner der Kanzleipräsident Bald. Turini aus Pescia und der päpstliche Kammerherr G. B. Branconio aus Aquila, welche Beide er zu seinen Testamentsvollstreckern ernannte. Rafael stand jetzt im Zenith seiner Größe; nicht nur die Jünger der Kunst strömten deshalb jetzt scharenweise nach Rom, sondern auch die Altmeister fanden sich ein, wie denn 1513 oder 1514 Leonardo da Vinci, von vielen Schülern begleitet, sich nach Rom begab; Dürer knüpfte aus weiter Ferne mit Rafael ein freundschaftliches und von diesem hochgehaltenes Verhältniß an. Nach Dürer's Beispiel fing nun auch Rafael an seine Zeichnungen und Entwürfe durch den Kupferstich vervielfältigen zu lassen, wozu er an Marcantonio Raimondi den trefflichsten Künstler gewann. Da Vasari bei Gelegenheit der Kupferstiche des Marcanton zum ersten Male der Geliebten Rafael's erwähnt, so bespricht auch unser Verf. hier diesen interessanten, aber noch nicht aufgehellten Gegenstand, namentlich die Bildnisse dieser sogenannten Fornarina, deren eines sich im Palaste Barberini und ein anderes ganz herrliches in Pitti befindet.

Über Rafael's Leistungen in der Architektur und Sculptur, die in diese Zeit fallen, erhalten wir (S. 238—254) vollständigen Bericht. Durch einen päpstlichen Bestallungsbrief vom 1. August 1514 war er auf Empfehlung des sterbenden Bramante zum Baumeister der Peterskirche ernannt worden, deren nach seinen Angaben ausgeführtes Modell leider nicht mehr existirt. Auch der Hof di S. Damaso im Vatican wurde nach seinem Plane gebaut, außerdem mehre schöne Häuser in Borgo S. Pietro u. s. w. Er ging bei seinen architektonischen Studien in der Gewissenhaftigkeit so weit, daß er sich den noch nicht ins Italienische übersetzten Vitruv in diese Sprache durch den gelehrten Marco Fabio Calvo aus Ravenna übertragen ließ, dessen Handschrift mit Rafael's beigefügten Randnoten sich jetzt in der münchener Bibliothek befindet. Aber auch bei den Bauten selbst, denen leider die Ruinen Roms als Stein- und Marmorbrüche dienten, sorgte er für die Schonung und Erhaltung aller Marmore, auf denen sich antike Inschriften befanden, wozu er sich eigens ein päpstliches Breve ausstellen ließ. Dieses Breve hat bei Einigen die irrige Meinung erzeugt, als sei dadurch Rafael zum Präfecten der Alterthümer ernannt worden, welches Amt erst drittehalb Jahrhunderte später von Winckelmann bekleidet ward. Von den Bildhauerarbeiten bespricht Hr. Passavant die sehr schöne Statue des Propheten Jonas der Kapelle Chigi in Sta. Maria del Popolo; durch eine Stelle in einem Briefe des Grafen Castiglione veranlaßt, ist er aber auch geneigt, in der Gruppe eines todten von einem Delphin getragenen Knaben, von deren verloren gegangenem Originale sich ein Abguß bei den Mengs'schen Gypsen befindet, eine Arbeit Rafael's zu erkennen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Institut historique und der Ursprung der französischen Sprache.

Der berühmte premier grenadier de France, Corret de Latour d'Auvergne, zu Carhaix in der Niederbretagne geboren, hat unter dem Titel „Origines gauloises" ein Werk geschrieben, worin er zu beweisen sucht, daß die französische Sprache, welche man für eine in gerader Linie abstammende Tochter der lateinischen hielt, wenigstens was die Hälfte ihrer Worte betrifft, celtischen Ursprungs sei, d. h. jener Sprache der alten Gallier angehöre, aus welcher das Lateinische und Griechische selbst zahlreich entlehnt haben.

Diese Meinung, so ungewöhnlich sie für den ersten Anblick schien, war auf so bewährte Thatsachen gestützt und mit einer so gelehrten Beweisführung umgeben, daß viele Gelehrte des vorigen Jahrhunderts und selbst der neuern Zeit sich seiner Ansicht anschlossen. Don Pelletier hat in seinem „Dictionnaire celto-americain" auf die Analogien hingewiesen, die zwischen der Sprache der Niederbretagne und den orientalischen Sprachen bestehen, und Hr. de Grandval, Conseiller von Artois, hatte in einem „Discours historique sur l'origine de la langue française" den Beweis zu liefern versucht, daß die französische Sprache nichts Anderes wäre, als das Gallische der alten Druiden, das im Laufe der Jahrhunderte und durch die aufeinander folgenden Invasionen der Römer und Barbaren modificirt und umgewandelt worden sei. Le Brigant, Verf. einer celto-bretagnischen Grammatik, Legonnidec, ein gelehrter, mit den alten gallischen Monumenten sehr vertrauter Bretagner, dem die Bretagne in diesem Augenblicke ein Mausoleum errichtet, Mahéo de la Bourdonnaie, ein anderer gelehrter Bre-

tagner, Abkömmling des ehemaligen französischen Gouverneurs von Ile de France, theilten die Meinung von Latour d'Auvergne und brachten neue Gründe zu ihrer Unterstützung bei.

Das „Dictionnaire encyclopédique", ohne sich entschieden über diese linguistische Frage auszusprechen, berücksichtigt gleichwol die eben angeführten ersten Autoritäten; in dem Artikel Langues weist es nach, wie die französische Sprache mit ihren Artikeln, Hülfsverben, ihrer analytischen Wortstellung, ihrem Mangel an allen Endungen, ihren methodischen Constructionen von der lateinischen abweiche, die, eine inversive und elliptische Sprache, Alles dem Effecte und der Harmonie zum Opfer bringe, und wie sehr sie sich dagegen durch ihren Charakter der celtischen, hebräischen und den orientalischen Sprachen annähere, welche dieselbe methodische und analytische Ordnung befolgen.

Allein da viele Personen, mit gewöhnlichen Kenntnissen ausgerüstet, über die zahlreichen der lateinischen Sprache von der französischen entlehnten Worte urtheilen konnten, hingegen nur eine beschränkte Anzahl das Niederbretagnische und Hebräische, das alte Celtische und die orientalischen Sprachen verstand, so hatte sich allgemein die Ansicht gebildet, daß Latour d'Auvergne und die seiner Meinung folgenden Gelehrten mehr den nationalen Inspirationen nachgegeben als den wahren Geist der philologischen Wissenschaften zu Rathe gezogen hätten.

Nun aber tritt ein provençalischer Gelehrter, der alle Patois des mittäglichen Frankreichs kennt und die alte celto-armoricanische Sprache gleichfalls studirt hat, Panet de Trémolière, mit einem dem Institut historique zugesendeten interessanten Memoire hervor, betitelt: „Eléments primitifs dont se compose la langue française et dans quelle proportion y sont entrées les langues celtique, grecque, latine, tudesque etc.", worin er nicht ansteht das celtische Element für das hauptsächlichste zu erklären und zur Unterstützung seiner mit jener der oben erwähnten Gelehrten übereinstimmenden Meinung mehr als 500 aus den verschiedenen Patois des südlichen Frankreichs gezogene Wörter anführt, die mit einer ähnlichen oder analogen Bedeutung noch heutiges Tages in der Niederbretagne, in Wales, in Cornwallis, im Norden von Schottland und Irland gesprochenen Sprache existiren.

In der über dieses Memoire in dem Institut historique entstandenen Discussion bemerkte Ottavi, welchen großen Umfang die philologischen Studien seit einiger Zeit gewonnen haben und welchen großen Nutzen die Geschichte daraus ziehen könne; er erinnert an die Arbeiten Renouard's, der der französischen Sprache einen ganz lateinischen Ursprung gebe. Mavi ist nichtsdestoweniger der Ansicht, daß es keine eigentliche Muttersprache gebe; alle unsere modernen Sprachen seien mehr oder weniger gemischt, oder zusammengesetzt. Vier Elemente haben ihm zufolge einen großen Antheil an der Bildung der officiellen und administrativen Sprache der Gallier haben müssen: das Iberische oder Cantabrische, das man auf den beiden Abhängen der Pyrenäen sprach und dessen Idiom die Basken erhalten haben, das durch die Colonie von Aeles oder Marseille eingeführte Phocäische oder Griechische und das Celtische, welches nach Cäsar die Sprache des Landes war. Delphine ist der Meinung, daß, wenn die Liguistik die Geschichte aufhelle, diese ihrerseits auch wieder jene berichtige; die Elemente der französischen Sprache seien römisch und deutsch und sie habe sich erst im 12. Jahrhundert wahrhaft gebildet. Das griechische Element sei vor den beiden andern verschwunden. Nach Montglave würde man Unrecht haben, überall Celten zu erblicken; Renouard habe sehr gut dargethan, wie sich die römische Sprache im südlichen Gallien über die iberische gleichsam hinaufgeschichtet habe, woraus dann die langue romance und die reiche Literatur der Troubadours entstanden. Venedey ist der Ansicht, daß Renouard dem römischen Einflusse zuviel eingeräumt; ein siegreiches Volk könne allerdings erklären, daß seine Sprache die officielle Sprache der Besiegten sein solle, allein es könne sie nicht immer als Privatsprache aufzwingen oder die Sitten ändern. Die Franken z. B. ebenso wenig als die Normänner hätten ihre Sprache dem unterjochten Gallien aufnöthigen können. Wilhelm der Eroberer sei in England nicht glücklicher gewesen; 1362 sei die französische oder normannische Sprache, welche mehr als hundert Jahre geherrscht habe, in diesem Königreiche abgeschafft worden, ohne eigentlich den Geist der einheimischen Sprache im mindesten geändert zu haben.

Trémolière, zur Vertheidigung seines Memoire gelassen, bemerkte, daß alle aufgestellten Meinungen zur Verstärkung seines Beweises dienten. „Es ist wahr, daß die besiegten Völker sich nicht leicht von ihrer Religion und ihrer Sprache lossagen. Die siegreichen Römer wollten die Menschenopfer der Celten abschaffen und sie zur Annahme ihrer Götzenbilder oder ihrer Sprache vermögen. Allmälig zogen sich die Besiegten von den Mittelpunkten der Fremdherrschaft zurück und fuhren fort, wie in Armorica in das Dickicht ihrer Wälder verborgen, ihre alte Sprache zu reden, nach ihren alten Gewohnheiten zu leben und die von ihren Vorfahren überkommenen Opfer darzubringen. Diejenigen, welche sich zu Gunsten des baskischen oder iberischen Elements erklären, vergessen, daß die Kimris, ein Volksstamm in Armorica, der sich mit Schiffahrt beschäftigte, sich in abgelegenen Höhlen zurückzogen. Ohne Zweifel verdankt die lateinische Sprache eine große Anzahl ihrer Wörter der celtischen; allein um den Ursprung einer Sprache kennen zu lernen, darf man sich nicht blos an die Etymologie halten. Die Worte gehen leicht aus einer Sprache in die andere über, ein Factum, das jeden Tag vorkommt. Man hat sehr treffend bemerkt, daß man mittels Inductionen, die aus dem Geiste, dem methodischen Gange und den allgemeinen Grundsätzen der Sprachen gezogen sind, allein ihre Verwandtschaft feststellen kann." 4.

Literarische Notiz.

Die weibliche literarische Welt Englands hat in der neuesten Zeit ihre rastlose Thätigkeit bekundet durch Lady Chatterton, die in drei Bänden drei Erzählungen: „A good match", „The heiress of Drosberg" und „The cathedral chorister", geliefert hat. Der Ausdruck gleich liebenswürdiger Gefühle nicht minder, als auf der andern Seite ein gleich schwacher Styl bekunden die Verwandtschaft mit den früher erschienenen „Erinnerungen an eine Reise nach Irland" von derselben Verfasserin. Die erste Erzählung behandelt fast einen und denselben Gegenstand mit Mrs. Trollope's jüngstem Werke: „One fault"; zwei Schwestern heirathen, die eine in reiches Elend, die andere in ärmliche, aber Zufriedenheit gewährende Verhältnisse, bis das gütige Schicksal das Rad umdreht und ihre Glücksumstände gegenseitig ausgleicht. Die zweite Erzählung beschäftigt sich mit einem schwierigern Gegenstande und bewegt sich in höherm Kreise an dem an malerischen, aber mysteriösen und tragischen Scenen, in der Geschichte Italiens, hervorragenden Hofe Johanna's von Neapel. Die letzte ist zugleich die schwächste dieser Erzählungen. — „The governess" der Gräfin Blessington verdient wol eine nähere Berücksichtigung, täuscht aber die Erwartung, daß die Verfasserin die Mängel im Familienerziehungswesen überhaupt, sowie die gewöhnliche falsche Stellung der Privaterzieher in den Familien und die daraus für die Erziehung selbst entspringenden schädlichen Erfolge insbesondere als das Hauptelement ihres Stoffes ansehen werde; vielmehr ist die Schilderung von der Art, daß sie auf jedes weibliche Wesen ebenso gut wie gerade auf eine Gouvernante paßt, sie läßt mithin die Geschichte dieser Unglücklichen und ihre zurückgesetzte Stellung noch ungeschrieben. 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 58. —— 27. Februar 1840.

Rafael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi von J. D. Passavant. Zwei Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 57.)

Der Reichthum des Stoffes in diesem Abschnitte, den der Verf. höchst gewissenhaft verarbeitet hat, nöthigt uns nur das Wichtigste summarisch zusammenzufassen. Wahrhaft begeisterte Schilderungen entwirft Hr. Passavant von mehren dieser Zeit angehörigen Staffeleigemälden, als der Madonna mit dem Fische, der heiligen Cäcilie und der Vision Hesekiel's; eine von Vasari hochbelobte, für den Grafen von Canossa gemalte Geburt Christi, wie die Bildnisse der Herzoge Giuliano und Lorenzo de' Medici sind spurlos verschwunden. Dann folgt die Beschreibung des dritten vaticanischen Zimmers, Stanza di Torre Borgia oder dell' Incendio genannt, welches Rafael, der jetzt auch seine Schüler zu Hülfe nehmen mußte, mit den Gemälden Karl's des Großen, des Reinigungseides Leo's III., der Besiegung der Saracenen unter Leo IV. und des Burgbrandes unter demselben Papste geschmückt hat. Hierauf die Loggienmalereien und deren ornamentale Verzierung durch Giovanni da Udine; die Tapeten und die ewig unübertrefflichen Cartons derselben, in welchen der höchste Gipfel der Historienmalerei erreicht ist. Während dieser großartigen Arbeiten mußte Rafael auf Leo's X. Geheiß nach Florenz, einen Plan zur heute noch unvollendeten Façade der St.-Lorenzokirche zu entwerfen; dort fertigte er auch die Pläne zu den schönen florentinischen Palästen Pandolfini und Uguccioni an. In Rom wurde dann nach seinen und Giulio Romano's Skizzen im Vatican ein Badezimmer des Cardinals Bibiena mit mythologischen, die Macht der Liebe versinnlichenden Darstellungen geziert, welche Giulio Romano ins Üppige trieb; so durfte damals die heidnische Gesinnung und weltliche Lust der Kirchenfürsten sogar im päpstlichen Palaste sich brüsten! Ähnliche Darstellungen, doch von Giulio Romano, zieren die ehemalige Gartenloggia der Villa Palatina, jetzt Hrn. Charles Mills gehörig; besondere Erwähnung aber verdient die sogenannte Villa Rafael's, welche jetzt im Parke der Villa Borghese liegt. Hr. Passavant macht es wahrscheinlich, daß ein Kunstfreund, vielleicht ein begüterter Kaufmann, Besitzer dieser Villa gewesen sei, deren ornamentale Malereien aus Rafael's Zeit herrühren, jedoch nur eine (Alexander und Roxane) von Rafael's Erfindung, und eine andere (die allegorische Darstellung der Leidenschaften) von Michel Angelo's Composition, während das Mittelbild, die Hochzeit des Vertumnus mit Pomona, einem Schüler Rafael's anzugehören scheint.

Zu den berühmten Staffeleibildern dieser Periode, von welchen der Verf. sehr ausführlich handelt, gehören die Kreuztragung, merkwürdig durch ihre wunderbare Rettung aus dem Schiffbruche; die Heimsuchung, für die Kirche S. Silvestro dell' Aquila in der Abruzzen gemalt; die unter dem Namen der „Perle" bekannte heilige Familie, und eine andere heilige Familie, zu welcher Rafael doch wol nur den Carton gemacht hat, alle vier in Spanien. Als Joseph Napoleon Spanien verlassen mußte, wurden sie mit nach Paris geflüchtet und dort, nach ihrer Reclamation, in das Hotel des Marquis von Almenara abgeliefert, wo Ref. sie oft zu sehen so glücklich war. Ferner malte Rafael in dieser Zeit die berühmte Madonna della Sedia; für Franz I. den Erzengel Michael, der den Satan in den Abgrund stößt, die große heilige Familie mit den blumenstreuenden Engeln, die heilige Margarethe mit dem Drachen und das Bild der schönen Johanna von Aragonien; die ursprünglich dem Cardinal de Boissi gehörige heilige Familie mit der Wiege befindet sich jetzt ebenfalls in der Sammlung des Louvre. Wir erwähnen noch das in seiner Art ganz einzige Bild Leo's X. mit den Cardinälen Giulio de' Medici und Lodovico de' Rossi, das Portrait eines Violinspielers, jetzt im Palaste Sciarra-Colonna, welchen der Verf. für den Improvisator Andrea Marone hält, der seine Dichtungen mit der Baßgeige begleitete, auch einen Preis gewann, den das Lorberreis andeuten dürfte, und selbst ein Lieblingsgesellschafter des Papstes war; endlich das erhabenste und verklärteste aller Madonnenbilder: die Madonna des heiligen Sixtus. In diese Zeit fallen auch Rafael's Malereien in der sogenannten Farnesina, d. i. die Loggia im Gartenpalaste seines Gönners Agostino Chigi, wo er bereits in einem Saale die Galathea gemalt hatte. Hier stellte er nun die Fabel des Amor und der Psyche in den reizendsten Zeichnungen dar, deren malerische Ausführung leider fast ganz seinen Schülern überlassen blieb. Ungeachtet diese, unter deren Händen das Rafael'sche Ideal meistens im Sinnlichen und Materiellen verschwand, auch hier die Gestalten ins Massenhafte übertrugen und die

Mitteltinten in der Carnation ziegelroth hielten, leuchtet dennoch immer die Schönheit der Originalentwürfe siegreich hervor.

Eine besondere Erwähnung finden noch die archäologischen und kunsthistorischen Studien, deren unser Meister in Rom sich befliß. Dahin gehört namentlich die Aufnahme des antiken Roms nach seinen ehemaligen Quartieren und Monumenten, worüber noch ein uns auch hier italienisch und deutsch mitgetheilter Bericht Rafael's an Leo X. vorhanden ist. Doch dürfte wol das Meiste von diesem Berichte, gewiß aber die sehr rhetorische Form, auf Rechnung des Grafen Castiglione zu setzen sein. Diese Forschungen Rafael's erstreckten sich aber nicht auf Rom allein; er sendete Zeichner nach allen Theilen Italiens und bis nach Griechenland, um Studien nach antiken Monumenten zu erhalten. Auch für die Kunstgeschichte war er thätig, da er eine Schrift mit kunsthistorischen Notizen hinterließ, die Vasari noch zu seinem Werke benutzt hat, von der aber aller Nachforschungen ungeachtet keine Spur aufzufinden ist. Noch hatte Rafael die herrliche Altartafel der Verklärung Christi, sein letztes Werk, nicht ganz vollendet, als der Tod den unsterblichen Künstler im 37. Lebensjahre am Tage seiner Geburt, am Charfreitage 1520, von dieser Erde abrief. Im Pantheon, wo er sich sein Grab bestellt, in dessen Nähe kurz zuvor die ihm verlobte Maria da Bibiena begraben worden, wurde er unter der tiefsten und allgemeinsten Trauer von ganz Rom bestattet.

V. Über Rafael und seine Schüler. Bevor der Verf. zur nähern Charakteristik Rafael's und seiner Verdienste übergeht, werden noch mehre Werke erwähnt, welche, von Rafael vorbereitet, nach seinem Tode von seinen Schülern und Erben Giulio Romano und Giovanni Francesco Penni vollendet wurden. Dahin gehört zuerst die große Sala di Costantino im Vatican. Aber nur zur Erscheinung des Kreuzes hatte Rafael eine ausgeführte Zeichnung und zur Schlacht gegen den Maxentius einen Carton verfertigt; die Ausführung fiel dem Giulio Romano anheim. Die Taufe Konstantin's durch Papst Sylvester schreibt man dem G. F. Penni, und die Schenkung Roms an den Papst dem G. Romano und Rafael del Colle zu. Ebenso hat an der zweiten Reihefolge der Tapeten, die man traditionell Arazzi della scuola nuova nennt, Rafael nur durch die Zeichnung eines Kindermordes und einige andere leichte Entwürfe Theil genommen, von denen die Anbetung der Hirten und die der Könige noch vorhanden sind. Alle übrigen Compositionen sind später von seinen Schülern entworfen und von geringem Werthe. Von Rafael nur untermalt, aber ganz von G. Romano und Penni vollendet, ist auch die Altartafel der Krönung Mariä für die Nonnen von Monte Luce bei Perugia (jetzt im Vatican), welche Rafael schon 1505 und dann wieder 1516 contractmäßig übernommen, aber nicht beendigt hatte. Was endlich Rafael's Antheil an den sogenannten Majolicagefäßen betrifft, so hat man bekanntlich den großen Meister nicht nur zum Maler, sondern selbst zum Verfertiger dieser Geschirre machen wollen, welche grundlose Behauptung hier vollständig widerlegt wird. Erst nach Rafael's Tode wurden dessen Compositionen nach den Kupferstichen von Marco Antonio u. A. auf Majolica gemalt; wahrscheinlich entstand auch die Meinung, daß er selbst Zeichnungen zu solchen Gefäßen gemacht, durch die Verwechselung mit Rafael del Colle oder del Borgo, welcher für die Majolicafabrik in Pesaro viele Zeichnungen gefertigt hat.

Zu diesem Punkte seiner Darstellung gelangt, wendet sich der Verf. jetzt noch einmal rückwärts, um schärfer und genauer alle Momente ins Auge zu fassen, durch welche die seltene Entwickelung Rafael's zum größten Künstler der neuern Zeit bedingt ward. Nichts ist hier übergangen, was auf seine Bildung von Einfluß war, namentlich der Antheil des Perugino, die Einwirkung Michel Angelo's und der antiken Kunstwerke gewürdigt, aber immer darauf hingewiesen, daß „das Erwerben bei Rafael zugleich ein Verschmelzen zum harmonischen Ganzen" war und sein reicher Genius, von der höchsten idealen Schönheit und ihrem irdischen Abglanze durchdrungen, aus eigener Fülle die wunderbarsten Schöpfungen hervorrief. Zu den großen Eigenschaften dieses Genius zählt der Verf. den überschwänglichen Reichthum seiner Phantasie, seine große Productionskraft und seine klare Besonnenheit, mit welcher er bei der größten Mannichfaltigkeit sich in seinen jedesmaligen Gegenstand vertiefte und über alles in voller Lebensfrische Dargestellte den Zauber des Idealen ausgoß. Noch zwei andere große Eigenschaften hebt Hr. Passavant in den Werken Rafael's hervor: die ungezwungene Symmetrie seiner Compositionen, welche das wohlthuende Gefühl des Gleichgewichts erregt, und die großartige Vertheilung der Licht- und Schattenmassen, welche durch Ruhe und Ordnung erfreut. Dem Ganzen wie den einzelnen Gruppen seiner Compositionen wußte Rafael wie kein Anderer eine geschlossene und gerundete Configuration zu geben, welche, gleich einer schönen Gestalt, harmonisch auf den Sinn wirkt und der Seele ein bezauberndes Bild einprägt. Unübertrefflich war er in der tiefsten Auffassung der Charaktere, in der Schönheit seiner Zeichnung des Nackten, unerreicht in der Behandlung der Bekleidung, und meisterhaft in der Färbung, in welcher er durchgehend einen leuchtenden Ton hat, so daß bei der größten Tiefe seiner Farben die Schatten stets glanzvoll sind. Nachdem er die Werke des Leonardo da Vinci, Fra Bartolomeo und Giorgione kennen gelernt, wurde er auch mit dem Geheimnisse des Helldunkels so vertraut, daß er in diesem (z. B. in der Transfiguration) sogar dem Correggio sich näherte. Wie sehr das Gestirn Rafael's alle übrigen überstrahlte, das zeigte sich auf eine schlagende Weise im Museum des Louvre, als dieses unter Napoleon das Köstlichste aller Malerschulen enthielt. Hören wir, wie unser Verf. sich hierüber ebenso schön als wahr ausspricht:

Hier herrschte nun Rafael in seiner ganzen Überlegenheit. Wir wollen hierbei nicht von neuem an alle dessen schon öfters gerühmte Vorzüge, sondern nur der einzigen Wirkung gedenken, welche Rafael's Werke durch schöpferischen Reichthum der

Erfindung und eine unvergleichliche Mannichfaltigkeit ihrer Objectivität bei Allen erzeugten, welche sie so vereint zu sehen das Glück hatten. Verehren wir nun auch bei Leonardo da Vinci eine unerreichte Schärfe und Wahrheit der Umrisse und die Vollendung im Modelliren; erscheint Correggio unvergleichlich im Zauber seines Helldunkels, in der zarten Harmonie und Heiterkeit seiner Färbung; Tizian alle andern Meister überbietend durch die Frische seiner Carnation und die Pracht seiner Localfarben: alle scheinen in der geistigen Conception so zu sagen nur einen ihnen eigenthümlichen Grundton anzuschlagen, den sie durch alle Modulationen durchführen, daher denn auch eine lange Reihe ihrer Gemälde am Ende ermüdet. Rafael's Werke hingegen zeigen uns immer neue Gestaltungen, immer andere Seiten eines edeln und reichen geistigen Lebens, die uns auf eine neue Weise überraschend ansprechen, die sich gegenseitig wie das Leben in der Schöpfung ergänzen; daher, so viele seiner Bilder man auch neben- und nacheinander betrachte, sie doch niemals Ermüdung oder Überdruß empfinden lassen. Vorzüglich hierdurch drückte Rafael seinen Werken das Siegel der Einzigkeit auf und erwarb sich mit Recht den Namen des Göttlichen.

Da bei nicht Wenigen die Meinung gilt, daß Rafael's Werke aus der florentinischen Epoche denen aus der römischen vorzuziehen sind, so läßt sich der Verf. auch auf eine Widerlegung dieser Ansicht ein; dann gibt er uns noch eine Zusammenstellung von Urtheilen verschiedener Schriftsteller über die oft angeregte Frage, ob Rafael oder Michel Angelo höher zu stellen sei, und über ihr wahres Verhältniß zueinander; ferner eine kurze Schilderung von Rafael's vortrefflichem Charakter und liebenswürdiger Persönlichkeit; eine sehr lehrreiche Nachweisung seiner noch vorhandenen Bildnisse, und zum Beschlusse des Abschnitts ausführliche Nachrichten über Rafael's Schüler. Zu den mit Rafael in Verbindung getretenen, nachdem sie schon anderweitig ihre künstlerische Bildung erworben, gehören Benvenuto Tisi aus Garofalo, Gaudenzio Ferrari aus Valduggia und Timoteo Viti aus Urbino. Aber auch die ganz aus seiner Schule hervorgegangenen blieben weit hinter dem Meister zurück. Der ausgezeichnetste ist immer Giulio Romano, weniger bedeutend sind G. F. Penni, genannt il Fattore, Piero Bonacorsi, genannt Perino del Vaga, Giovanni Nanni da Udine, Polidoro Caldara da Caravaggio, Vincenzo Tamagni da San Gemignano, Bartolomeo Ramenghi da Bagnacavallo u. A. Zu den Schülern Rafael's aus dem Auslande sind zu rechnen Bernardin von Orley und Michael Corcie aus den Niederlanden, Georg Pens aus Nürnberg, ein Schüler Dürer's, Pedro Campaña aus Brüssel, von spanischen Ältern stammend, und sehr viele andere, die großentheils in Vergessenheit gerathen sind. Durch alle diese Schüler verbreitete sich die Darstellungsweise Rafael's in ganz Italien und wurde beinahe herrschend. Noch mehr trugen hierzu die leicht zu verbreitenden Kupferstiche bei, in welchen namenlich Marcantonio Raimondi den Geist Rafael's so richtig, frei und lebendig wiedergegeben hat, wie es seitdem nicht wieder geschehen ist. Aber eben weil er so innig von Rafael'schem Geiste und Formensinne durchdrungen war und diesen selbst auf fremde Werke (z. B. die Marter des heiligen Laurentius von Baccio Bandinelli) übertrug, wird es oft so schwierig zu bestimmen, was in jenen Kupferstichen nach Zeichnungen Rafael's, oder seiner Schüler, oder anderer Meister ausgeführt ist. Bald nach dem Tode Rafael's erlosch seine Schule in Rom selbst und Italien sah sich von seinen Schülern verlassen. Der Geist des großen Meisters wirkte nicht mehr belebend fort, obwol sein Name für immer ein Gegenstand der höchsten Verehrung blieb. Was auch in den Gemälden der Carracci, eines Guido Reni und Domenichino das hohe Vorbild erkennen läßt, immer fehlt es ihnen an tieferer Bedeutung, an seelenerhebender Kraft und dem höhern Adel der Bildungen. Als die Kunstansichten noch tiefer sanken, war es auch dem schönen Talente des Carlo Maratti, der, leidenschaftlich für Rafael begeistert, ihn studirte und seine Werke wiederherstellte, nicht möglich, auch nur „ahnungsweise den Geist Rafael's hervorzurufen". Erst der neuesten Zeit war es gegeben, tiefer in den Geist der großen Vergangenheit einzudringen, und namentlich einigen deutschen Künstlern verliehen, „in gewisser Hinsicht sich der Rafael'schen Auffassungsweise zu nähern", so weit dieses der Charakter unserer von einem andern Bewußtsein erfüllten Zeit und Kunstentwickelung zuließ.

So wird — schließt unser Verf. — Rafael Santi aus Urbino zu allen Zeiten einzig in der Geschichte der Menschheit dastehen, und seine Werke, so lange noch ein Schein von ihnen auf Erden übrig bleibt, werden gleich einem göttlichen Strahle in dem wildbewegten Leben alle edle Seelen zu hoher Freudigkeit erheben. Möge daher das Andenken an diesen liebevollen Genius, dem das Glück zu Theil wurde, in einem der gesegnetesten Länder der Erde zu weilen und zu wirken, lange befruchtend fortleben und auch die bildenden Künste auf der andern Seite der Alpen, die ein neues Streben ergriffen hat, immer näher zu dem von ihm erreichten Ziele führen: die Natur in den Werken der Kunst zu verklären.

(Der Beschluß folgt.)

Neuestes Gemälde von London. Von August Jäger. Zwei Bände. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1839. 8. 3 Thlr.

London hat neben dem Riesenhaften auch eine proteusartige Veränderlichkeit zu seinem Grundcharakter. Andere Städte, Paris, Wien, Petersburg, Berlin, verändern sich in Jahrzehnden oder in Generationen, noch andere, wie Rom, Neapel, Madrid, blieben seit Hunderten von Jahren stationnair. London ist jedes Jahr ein anderes. Diese Eigenthümlichkeit macht es nöthig, die vorhandenen Gemälde von London beständig zu revidiren, und raubt ihnen ihren Werth, wenn sie einige Jahre hindurch gedient haben. Das neueste Gemälde ist daher auch immer das willkommenste.

Der Verf. des vorliegenden ist unstreitig seiner Aufgabe ganz gewachsen gewesen und hat keine billige Anfoderung unbefriedigt gelassen. Die Fülle und Vollständigkeit, die gute Ordnung und Übersichtlichkeit der behandelten Gegenstände läßt nichts zu wünschen übrig, und wenn ihn ein Vorwurf treffen soll, so könnte es nur der eines Übermaßes in historischen Entwickelungen sein, vor welchem ein Städtemaler sich allerdings zu wahren hat. Überflüssig und seine eigentliche Aufgabe überschreitend ist allerdings Manches in den ersten Capiteln, welche die Geschichte Londons von den Römern her, die Verfassung Englands, Charakter und Sitten der Engländer, Verwaltung und commercielle Verhältnisse des Landes behandeln, und des Bekannten, Wiederholten und Ungehörigen kommt hier Manches vor. Inzwischen sind auch diese Darstellungen voll anziehender

Partien und werden von uns nicht ohne Belehrung und Wohlgefallen durchlesen. In den eigentlich topographischen Abschnitten herrscht Reichthum der Materie und eine sehr löbliche Anordnung. Die Belehrungen für die Ankunft in London, die Wahl einer Wohnung, die Charakteristik der verschiedenen Stadttheile sind vollständig. Bei der Charakteristik der Bewohner (Cap. IV) zeigt sich eine seltene Unabhängigkeit des Urtheils, eine große Uneingenommenheit der Ansichten. Der Verf. ist kein blinder Bewunderer des englischen Nationalwesens, wie so mancher seiner Vorarbeiter, ja er ist überhaupt kein Bewunderer desselben und weiß seine abfällige Meinung sehr gut zu motiviren. S. 100 sagt er z. B.: „Lobredner nennen England den ersten der Staaten, einen Musterstaat, das englische Volk ein freies, reiches, mächtiges, in commercieller und industrieller Hinsicht das erste, tief an Wissen, von praktischem Verstande, kräftig, derb, bieder, patriotisch, tapfer, religiös. Die Epitheta: gastfrei, heiter, mittheilend lassen sie aus; solcher Sünde macht sich selbst Friedrich v. Raumer nicht schuldig. Unsere Meinung aber ist: England wird von der Abendsonne, nicht von der Morgenröthe beschienen; die Zeit, wo sein Gestirn am höchsten stand, der Mittag, ist verschwunden. Andere Völker streben vorwärts, England sucht sich auf seinem Standpunkte zu behaupten, sein Culminationspunkt war erreicht — es ist im Sinken begriffen. Will man die Steuerung mancher schreiendsten Misbräuche, manches ins Leben getretene wohlthätige Institut der neuesten Zeit dagegen anführen? Wir können diese nicht als Fortschritte gelten lassen. Es sind abgedrungene Reformen, Halbheiten, die nirgend durchgreifen, Niemand befriedigen. England wurzelt im Alten, im Vergangenen, so gut wie der Orient; eine Abweichung von den Grundsätzen, die seine Größe gebildet haben, ist zugleich sein Untergang als Altengland, ist der Verlust seines Lebenselements, das es stärkte und erhob. Nehmt England sein Ausschlußsystem in der Handelswelt, füllt seinen Kanal aus, so ist England dahin. Ihr nennt den Engländer frei! Er ist es auch, oder könnte es doch sein, wenn er nicht ein Sklav seiner Vorurtheile, des schroffsten Kastengeistes, seiner religiösen und politischen Intoleranz wäre. Der Reiche ist überall frei! Genießt aber ein Land der Freiheit, wo Andersglaubende um ihres Glaubens willen zum Hungern verurtheilt sind? Ist die Freiheit blos materieller Art? Betrachtet das Gerichtswesen! Welch ein Un- und Widersinn! Schaut Irland an! Welch ein Greuel der Verwaltung! Seht, wie es mit Wissenschaft und Kunst steht, wie Halbheit, Stückwerk, kastenartige Ausschließlichkeit auch hier herrschen, gleichwie bei der Vertheilung des Vermögens, der Ehren, des Lebensgenusses. Kurz, seht England mit unbefangenem Auge an, und sagt euch selbst, ob ihr nicht überall auf Einseitigkeit, Zwang, Ausschließlichkeit, auf unverständiges Haften am Veralteten, Unfreiheit des Geistes und Bizarrerie, auf Verfall, auf Stagnation oder ohnmächtigen Versuch zum Fortschritt trefft!"

In dieser Art ist selten von England gesprochen worden, aber der Verf. motivirt sein Urtheil genugsam, um es zu einem beachtenswerthen zu machen; es ist nicht etwa Nicolai'sche Tadelsucht und Widerspruchsgeist, es ist Überzeugung, was aus ihm spricht. Vorzüglich ist es das Erziehungswesen, der politische Sektengeist und die kastenartige Eintheilung der Gesellschaft, die er als die Quellen der englischen Einseitigkeit und des Egoismus zergliedert und in ihren traurigen Wirkungen für das Nationalglück kennen lehrt. Diese Grundübel sind es, die sich aller vernünftigen Reform entgegenstemmen und England in gegebener Zeit zur Selbstvernichtung verurtheilen, wenn keine Wiedergeburt an Geist und Seele erfolgt. Der politische Kastengeist, die Standesvorurtheile und die Rangordnung der Gesellschaft, der bis zum Unsinn gestiegene Luxus, neben dem handgreiflichsten Elend, diese sind es auch, die den Fremden, wie den denkenden Engländer selbst, Jahr aus Jahr ein, von seinem Herde forttreiben und die Europa mit diesen Scharen roher und überfeinerter Inselsöhne überschwemmen, die mehr oder minder überall ein Spott sind und das alte günstige Vorurtheil für England mehr und mehr widerlegen.

Neben so viel Schatten versäumt der Verf. jedoch auch nicht, die Lichtseiten des englischen Lebens hervorzuheben, die praktische Tüchtigkeit, die Arbeitsliebe des Engländers und die großen Erfolge des Gemeinsinns und des Associationsgeistes. In England ist die Regierungsmacht stationnair geblieben; England hat den Entwickelungsgang des übrigen Europa, durch die Einheit der Macht, nicht durchlebt, das Werk Heinrich's VIII. ist nicht gelungen, wie das Ludwig's XI., Philipp's II., Karl's V.; die Regierung ist hier stets in der beklagten Stellung geblieben, die dem frühen Mittelalter eigenthümlich war. Hieraus hat sich der Kastengeist und nächst ihm der Associationsgeist als neue Macht entwickelt, und zwar zum Heil Englands, denn, welche andere Macht stünde dem vordringenden Egoismus der Einzelnen gegenüber und dämmte ihn ein, wenn nicht dieser Geist vorhanden wäre, der der wahre Beherrscher Englands ist.

Von der politischen Verfassung Englands gibt der Verf. auf 46 Seiten ein genügendes und übersichtliches Bild; die Verwaltung Londons stellt sich in einem ähnlichen Umfang gut dar. Bekanntlich hat London erst seit einigen Jahren eine eigentliche Policei, welche die schreiendsten Misbräuche mit trefflichem Erfolge zu beseitigen anfängt. Für den Gelehrten, für den Kaufmann, für den Vergnügensuchenden ist die Hauptstadt sodann in besondern Abschnitten geschildert, und wir müssen diese neue Eintheilungsform, bei der verwirrenden Fülle der Gegenstände, die sich zur Schilderung darbieten, als zweckmäßig loben. Kirchen, Paläste und die Umgebungen der Metropole nehmen ähnliche Abschnitte für sich hin und füllen und vollenden so das ganze mit guter Ökonomie vertheilte Bild. In das Einzelne läßt uns der hier zugemessene Raum nicht eingehen, wiewol es an neuen Details nicht fehlt. Mangelhaft zeigt sich besonders der Abschnitt über die Kunstsammlungen; glücklicherweise besitzen wir zur Ausfüllung dieser Lücke Werke wie das von Waagen. Über das Hervorstechende in öffentlichen Sammlungen berichtet der Verf. ziemlich gut. Das ganze Gemälde von London hat Anspruch darauf, zu gefallen und zu befriedigen; es berichtigt manches durch Raumer u. A. erweckte allzu günstige Vorurtheil, und wenn der Verfasser auch kein ausgezeichneter Maler oder Stylist ist, so macht er sich doch deutlich, gibt uns Anschauungen und lenkt und leitet uns zu eigenem Urtheil an. Wir können sein „Gemälde" daher empfehlen. 39.

Notizen.

Gegenwärtig ist man im Begriff, die Medaille auf Hrn. von Sacy zu schlagen, deren Modell von Hrn. de Paulis gefertigt worden. Abgesehen von dem künstlerischen Werthe des Modells, so ist auch der Kopf des Hrn. von Sacy, im Profil aufgenommen, als Portrait betrachtet, von vollkommenster Ähnlichkeit. Es ist bekannt, daß die Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften die Medaille schlagen läßt. Die Inschrift lautet: „Ob literas orientales, ingenio scriptisque illustratas, docento promotas, viro antiquae virtutis nato D. XXI septem. MDCCLVIII Vita functo D. XXI febr. MDCCCXXXVIII. Academiae decreto."

Das von der pariser Akademie gekrönte Werk: „La Bédouine" von Hrn. Poujoulat, Verf. von „Toscane et Rome", ist in einer dritten verbesserten und mit einer von Michaud verfaßten Untersuchung vermehrten Ausgabe erschienen. Unter der Presse befindet sich: „Examen des paroles d'un croyant et du livre du peuple", von Du Plessis de Grénédan, ehemaligen Deputirten. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 59. — 28. Februar 1840.

Rafael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi von J. D. Passavant. Zwei Theile.

(Beschluß aus Nr. 58.)

Ein Anhang zum ersten Theile enthält: 1) Beiege die Familie Santi betreffend; sehr genau aus alten Documenten entnommen. 2—4) Nachrichten über die Baumeister, Bildhauer und Maler des 15. Jahrhunderts in Urbino, wie über einige nicht mehr vorhandene Gemälde von Giovanni Santi; wichtig für die Kunstgeschichte und mehre Lücken derselben ausfüllend. 5) Mittheilung aus Giovanni Santi's Reimchronik. Die Handschrift derselben befindet sich in der vaticanischen Bibliothek unter den Codici Ottoboniani Nr. 1305. Hr. Passavant gibt daraus mit Beibehaltung der alten Orthographie einen genügenden Auszug, welcher hinreicht den Ton und selbst den poetischen Gehalt derselben kennen zu lernen. 6) Über die Maler der umbrischen Schule aus der letzten Hälfte des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts. Meistens auf Selbstanschauung gegründet und zu Hrn. v. Rumohr's „Forschungen" (im zweiten Bande) manche unbekannte Thatsache mittheilend. Der Verf. handelt hier besonders von Benedetto di Buonfiglio, Fiorenzo di Lorenzo, Niccolo Alunno, Pietro Perugino (sehr umständlich), Andrea di Luigi, genannt l'Ingegno, Pinturicchio, Giovanni lo Spagno, Eusebio di Sangiorgio, Dom. di Paris Alfani, Giannicola Manni, Berto di Giovanni, Giambattista Caporali, Tiberio d'Assisi, Franc. Melanzio und Sinibaldo Ibi. 7) Entwürfe zu drei Sonetten von Rafael. Sie befinden sich auf leichten Skizzen zum Wandgemälde der Disputa im Besitze des britischen Museums, des Erzherzogs Karl und im Lawrence'schen Nachlasse. 8) Franc. Francia's Sonett auf Rafael. Zuerst von Malvasia in seiner „Felsina pittrice" mitgetheilt, rührend durch die dem jugendlichen Freunde gezollte neidlose Anerkennung und Bewunderung. 9) Empfehlungsbrief der Herzogin Johanna v. Sora (Schwester des Herzogs von Urbino) für Rafael an den Gonfaloniere Pietro Soderini in Florenz. Wir haben seiner oben gedacht. 10) Verschiedene Briefe Rafael's. Sie sind an Franc. Francia, den Grafen Castiglione und seinen von ihm sehr geliebten Mutterbruder Simone Ciarla*) gerichtet; in allen spricht sich sein liebenswürdiger und bescheidener Sinn aus. 11) Breve Leo's X., wodurch Rafael zum Baumeister, und 12) ein anderes Breve, wodurch ihm die Befugniß ertheilt wird, alle für den Petersbau anwendbaren antiken Steine und Marmore zu erstehen, und zu verhindern, daß antike Inschriften durch die Steinmetzen in Rom zerstört werden. 13) Bericht Rafael's an Leo X. über die Gebäude der alten Stadt Rom und die Art, Pläne von denselben aufzunehmen. Dieser Brief, den der Marchese Scipione Maffei besaß, wurde zuerst in der Ausgabe von des Grafen Castiglione Werken durch die Brüder Volpi (Padua 1733) bekannt gemacht. 14) Aussprüche und Gedichte zu Rafael's Lob und auf seinen Tod. Von Celio Calcagnini, Castiglione, Ariosto, Muretus u. A. 15) Lebensbeschreibung Rafael's von Paolo Giovio. Zuerst von Tiraboschi mitgetheilt, an sich aber höchst ungenau und flüchtig, und höchstens durch die Notiz interessant, daß Rafael bei der Aufnahme des alten Roms sich der Magnetnadel bedient habe. 16) Über Rafael's Tod und die Aufdeckung seines Grabes. Ein sehr anziehender Aufsatz. Bekanntlich ist die Meinung sehr verbreitet, Rafael's frühzeitiger Tod sei durch übermäßigen Liebesgenuß verschuldet worden. Aber kein Zeitgenosse gibt diese Ursache an, welche erst 1549 Simone Fornari da Reggio in seinen „Osservazioni sopra il furioso dell' Ariosto" aufbrachte und Vasari wiederholte und ausbreitete. Wäre Rafael wirklich durch Ausschweifungen so geschwächt gewesen, wie hätte er gerade in seiner letzten Lebenszeit eine Menge so herrlicher und tiefsinniger Schöpfungen hervorrufen und so außerordentliche Anstrengungen ertragen können? Auch starb er nicht an einer langsamen Abzehrung, der gewöhnlichen Folge

*) In der Übersetzung des einen Briefes an den Oheim Ciarla (S. 256) ist unserm Verf. ein kleiner, doch sehr ergötzlicher Fehler begegnet. Indessen Errare humanum est! Es heißt nämlich im Original: Prima circa a tordona ve rispondo etc., und in der Übersetzung: Erstens von der Azel (!) zu reden u. s. w. Auch Ref. nahm an diesem tordona, welches kaum das Augmentativum von tordo sein konnte, einigen Anstoß, bis er mit Hülfe seines Freundes, des Hrn. Prof. Witte, die rechte Bedeutung fand. Tordona ist nämlich nichts Anderes als das unorthographisch zusammengezogene tor dona (torre oder togliere donna, ein Weib nehmen) und bezieht sich auf die dem jungen Maler von seinem Oheim gemachten Heirathsvorschläge, die er abgelehnt hat, aber nicht auf zurückgewiesene Azeln!!..

jener ungezügelten Lebensweise, sondern an einem hitzigen Fieber, welches er sich wahrscheinlich bei seinen Untersuchungen und Aufnahmen in den Ruinen Roms zugezogen hatte. Wir sind ganz mit dem Verf. einverstanden, „daß Rafael's zarter Körperbau, durch die unausgesetzten Anstrengungen seines überlegenen Geistes zu hoher Reizbarkeit gestimmt, dem ersten physischen Unfall unterlag" und er hierin das Loos so mancher Edeln theilte, die in der Glut der Begeisterung ihres Körpers nicht schonten. Höchst interessant sind die Nachrichten, welche Hr. Passavant über die 1833 veranstaltete Aufdeckung des Rafael'schen Grabes im Pantheon mittheilt. Das Hauptstück bildet hierbei der schöne, schon früher bekannt gewordene Brief eines herrlichen Augenzeugen, Friedrich Overbeck, an Philipp Veit. Das kleine vom Verf. erwähnte Ölbild, welches Horace Vernet von der Auffindung des Skeletts mit vielen Portraitfiguren malte, sah Ref. kürzlich im Besitze des Hrn. Directors v. Cornelius zu München, dem es der französische Künstler geschenkt hat. Alle Verehrer Rafael's müßten sich freuen, dieses Bild, welches mit außerordentlicher Wahrheit und Treue die Gegenstände wiedergeben soll, lithographirt zu sehen, was in Rom aus engherzigen Rücksichten nicht gestattet ward. Es ist im Werke, ein Monument für Rafael zu errichten, auch eine Subscription hierzu eröffnet worden, die in kurzer Zeit bedeutende Summen eintrug, doch hat nichts weiter darüber verlautet. Thorwaldsen hat inzwischen in einem herrlichen Basrelief die Apotheose des göttlichen Meisters dargestellt. 17) Versuch, die Stiche des Marcantonio Raimondi, Agostino Veneziano und Marco di Ravenna nach den Meistern zu ordnen, nach deren Zeichnungen sie gefertigt sind. Von den Kupferstichen nach Rafael wird hier nicht gehandelt, da ihnen ihre Stelle im zweiten Theile angewiesen ist.

Der zweite Theil des Werkes, unstreitig eine sehr mühsame Arbeit, an welcher der Verf. vorzugsweise Fleiß, Einsicht und Kritik in hohem Maße bewährt hat, bildet das vollständigste Repertorium über Rafael's Werke und wird für Kunstfreunde und Sammler ein unentbehrliches Handbuch sein. Den größten Raum (441 Seiten) nimmt hier das chronologische Verzeichniß der Gemälde Rafael's ein. Da die meisten schon im ersten Theile beschrieben sind, so findet man hier nur eine kurze Angabe des Gegenstandes derselben und der Disposition der einzelnen Theile, mit mancher Ergänzung zu der schon gelieferten Beschreibung. Meistens sind kurze Notizen über den Zustand der Gemälde und über ihre Geschichte beigegeben, regelmäßig aber bei allen die genaue Angabe der noch vorhandenen Studien zu denselben, sowie der Kupferstiche und selbst Lithographien nach den Zeichnungen und nach den Bildern, wodurch über den Gegenstand eine vollständige Übersicht gewonnen wird. Von ältern Copien sind öfters die wichtigsten angegeben, „damit, falls das Original mangelt, sie als Zeugniß für letzteres dienen, oder um durch eine umfassende Kenntniß derselben zu beweisen, daß mit Umsicht das wirkliche Urbild als solches [bez]eichnet worden". Das Verzeichniß beschreibt nun in fünf Rubriken: Rafael's unter der Leitung des P. Perugino ausgeführte Gemälde; seine Gemälde in des Perugino Manier; aus der florentiner Epoche; die unter Julius II. und die unter Leo X. in Rom ausgeführten. Ein Nachtrag zu diesem Verzeichnisse handelt ausführlich von allen dem Rafael zugeschriebenen Gemälden (S. 386—435) und gibt auch Rafael's Entwürfe zu Bildwerken (fünf Numern) und seine architektonischen Plane an.

Auf die Gemälde folgt das mit einem Aufwande noch größerer Mühe zu Stande gebrachte Verzeichniß der Zeichnungen Rafael's, geordnet nach den Ländern und den Sammlungen, in denen sie sich befinden. Es sind die in Italien, Deutschland, England, Frankreich, Spanien vorhandenen und aus der Sammlung Crozat bekannten Zeichnungen. Der Verf. bemerkt gewiß mit Recht, daß dieses Verzeichniß, so unvollständig es auch noch sein möge, doch das reichste von allen noch erschienenen sei und den Vorzug besitze, daß mit wenigen immer angegebenen Ausnahmen nur solche Zeichnungen darin aufgenommen wurden, von deren Originalität er sich durch Selbstansicht überzeugt hatte. Meistens sind Nachweisungen über die Herkunft der Zeichnungen beigefügt, sowie auch über täuschende Copien. Um das Auffinden beim Nachschlagen zu erleichtern, ist bei den größern Sammlungen die Anordnung befolgt, daß die verwandten Gegenstände zusammengruppirt sind, und zwar in der Ordnung: Altes Testament, Neues Testament, heilige Familien und Madonnen u. s. w. Durch alle Sammlungen findet eine fortlaufende Numerirung statt, sodaß die Summe von 576 Zeichnungen herauskommt, welche Zahl leicht zu verdoppeln gewesen wäre, wenn sich der Verf. nach den Katalogen oder den Angaben der Eigenthümer hätte richten wollen. Den Beschluß macht ein Verzeichniß von Kupferstichen nach den Bildnissen Rafael's und nach seinen Zeichnungen, die noch nicht bei den Gemälden erwähnt worden sind. Angehängt ist ein doppeltes Register: eines der sämmtlichen nach den Gegenständen geordneten Werke Rafael's, und ein Namenregister.

Wir haben noch von den Abbildungen zu berichten, welche in groß Folio in einer besondern Mappe beigegeben und vorzüglich dadurch interessant sind, daß sie mehre früher nie bekannt gemachte Gegenstände enthalten, und namentlich eine Anschauung des Ganges der künstlerischen Jugendbildung Rafael's gewähren. Es sind folgende: 1) Contrada del Monte in Urbino, in welcher Rafael's Geburtshaus, gestochen von Witthöft. 2) Altartafel für die Familie Buffi, gezeichnet von Ramboux, gestochen von Ludwig Gruner, nach einem tüchtigen Gemälde des Giovanni Santi. 3) Rafael im Alter von drei und neun Jahren, gestochen von Anton Krüger. Reizende Köpfchen, beide von seinem Vater gemalt, das erstere auf dem Altarblatte, welches sich jetzt im berliner Museum befindet, das andere in dem Frescogemälde zu Cagli, dem vorzüglichsten aller Werke Giovanni's. 4) Rafael im Alter von etwa 15 Jahren. Facsimile nach einer Zeichnung in schwarzer Kreide bei Hrn. Jeremias Harmann in London, lithographirt von Ludwig Zöllner;

ein treffliches Blatt. 5 u. 6) Rafael's Bild im Alter von etwa 23 Jahren, nach einem Gemälde von sich selbst in der florentiner Galerie, von Gruner gestochen; schon bekannt durch die Stiche von Preisler, F. Müller, Forster u. A. Bild der Geliebten Rafael's, gestochen von Gruner. Nicht die Fornarina des Palastes Barberini, noch weniger die der Tribune in Florenz, sondern ein herrliches Frauenbildniß von einiger Ähnlichkeit mit der Madonna di San Sisto und jetzt in der Galerie Pitti, von welchem Hr. Passavant es wahrscheinlich macht, daß dieses das von Vasari erwähnte Bild der Geliebten Rafael's sei, welches einst der Kaufmann Botti besessen. 7) Bild des Giuliano de' Medici, gestochen von Gruner. Das Original ist verschwunden, doch besitzt die florentiner Galerie eine Copie von Aless. Allori, nach welcher diese Abbildung gemacht ist, „mit dem Wunsche, daß sie zur Auffindung des Originals Veranlassung geben möchte". 8) Crucifix und vier Heilige, Altartafel für die Familie Gavri, um 1500 von Rafael noch ganz in der Kunstweise des Perugino gemalt, jetzt in der Galerie Fesch. Das früher noch nie gestochene Bild ist von Gruner gestochen. 9) Die Vision eines Ritters. Hier finden wir schon, bei aller Anhänglichkeit an die Schule, eine eigenthümlichere Auffassung und regern Schönheitssinn in der Zeichnung. Das liebliche, noch nie gestochene Bildchen, jetzt im Besitze der Lady Sykes in London, ist in der Größe des Originals von Passavant gezeichnet und von Gruner gestochen. 10) Christus auf dem Ölberge. Das Original, in der zartesten Miniaturweise gemalt, gehört seit zwei Jahrhunderten der Familie Gabrielli. Ganz peruginesk zeigt es doch in der Anordnung viel schönere Linien und eine größere Freiheit in den Charakteren. Auch dieses Bild wird hier zum ersten Male bekannt gemacht durch eine Zeichnung von Franz Schubert und einen Stich von Gruner. 11) Altarblatt der Familie Ansidei, jetzt in Blenheim. Dieses treffliche, 1505 in der florentiner Epoche gemalte Bild, wiewol noch nicht die Schule verleugnend, zeigt einen großen Vorschritt der künstlerischen Entwickelung. Zeichnung und Stich von Gruner, von dem wir ein ausgeführtes Blatt zu erwarten haben. 12) Facsimile eines Sonetts von Rafael in der Sammlung des britischen Museums, gezeichnet von Passavant, lithographirt von Zöllner. 13) Façade des Palastes Rafael's nach seinem Plane von Bramante erbaut, und Grundriß der Peterskirche nach Rafael's Plan. Es bedarf wol kaum der Bemerkung, daß sämmtliche Kupferstiche, ohne ganz ausgeführte oder auf den Effect berechnete Blätter zu sein, doch viel mehr als bloße Umrisse darstellen und ihnen an und für sich ein nicht unerheblicher Kunstwerth zuerkannt werden muß.

Haben wir hier auch nichts mehr als eine Skizze von dem großen Werke des Hrn. Passavant entwerfen können, so wird diese doch hinreichend sein, das ausgezeichnete Verdienst des Verf. in seinem wahren Lichte zu zeigen und dem kunstliebenden Publicum ein Werk zu empfehlen, auf welches unsere Literatur stolz sein darf. Wieder hat deutsche Gediegenheit und Universalität den Sieg davongetragen und zu Stande gebracht, was Ausländern und selbst den Landsleuten des unsterblichen Meisters nicht möglich war. Aber auch vor vielen Deutschen, die der Kunst und der Geschichte derselben ihre Studien weihen, hat der Verf., begünstigt durch den seltenen Beruf zum Pinsel wie zur Feder, seine Aufgabe auf eine höchst befriedigende Weise gelöst. Nicht daß wir meinen, er habe ein ganz fehler- und mangelloses Werk geliefert, an dessen Einzelnheiten die Kritik nicht Manches zu berichtigen oder die Zeit zu ergänzen hätte; aber er hat so viel geleistet, als die von Liebe beseelte Kraft, gereifte Einsicht, Treue und Gewissenhaftigkeit des einzelnen Mannes nur vermag. Namentlich hat dem Ref. der schöne, milde Sinn wohlgethan, der das Ganze durchweht und sich stets fern hält von den Anmaßungen vornehmthuender Kennerschaft, wie von der Dialektik oder Sophistik einer eingebildeten Kunstphilosophie, die uns ihre Weisheit wie Orakelsprüche aufdringen will. Die Philosophie des Schönen, zu welcher unser Verf. sich bekennt, opfert zwar nicht Alles dem Begriffe, aber sie vertieft sich liebend und lebenswarm in den Inhalt und athmet Demuth und Bescheidenheit. In diesem Geiste ist hier theils auf dem Wege historischer Forschung, theils durch sinnige Auffassung und Entwickelung Alles geschehen, um den unerreichten Heros der neuern Kunst in seiner vollen Glorie darzustellen und das erhabene Muster zur klaren Anschauung zu bringen, an welchem jede Kunstbestrebung unserer Tage ihren Werth prüfen, ihre Mängel und Fehlgriffe erkennen und zu höhern Schöpfungen sich reinigen und adeln kann. In dieser Hinsicht erscheint uns das vorliegende Werk besonders wichtig und zeitgemäß, abgesehen von seinem großen kunsthistorischen und ästhetischen Werthe. Und so zweifeln wir nicht, daß dasselbe aller Orten durch Belehrung und Belebung heilsam einwirken und die verdiente Anerkennung finden werde, welche demnächst Jeder auch der Verlagshandlung dankbar zollen wird, die das kostspielige Unternehmen auf die liberalste Weise gefördert und mit gewohnter Eleganz ausgestattet hat.

Hermann Friedländer.

Die englische Kritik über Alexander v. Humboldt's „Examen critique de l'histoire de la géographie du nouveau continent etc."

So wenig wie die deutsche Literatur scheint auch die deutsche Gelehrsamkeit bei den Engländern im Allgemeinen Anerkennung zu finden, und Werke der tiefsten und ausgebreitetsten historischen Forschung werden von ihnen mit der nämlichen Wegwerfung behandelt, mit denen sie sonst deutsche Werke des Geschmacks oder der philosophischen Speculation zu behandeln pflegen. Beweis hierfür ist ein im „Athenaeum" enthaltenes Urtheil über das letzte Werk des Mannes, den, wenngleich er nach dem Beispiel Friedrich's II. seine unvergänglichen Werke meist in eine fremde Sprache einkleidet, Deutschland einen seiner größten Gelehrten nennen darf, und nicht blos Deutschland, sondern Europa und demnach die Welt, die von ihm mit dem nämlichen Eifer, der nämlichen Ausdauer und Wißbegierde durchwandert wurde, wie er zu anderer Zeit die stillen Räume der Bibliotheken durchforschte. Über dieses Gelehrten letztes, bis jetzt fünf Bände starkes Werk: „Kritik der Geschichte der Geogra-

phie der neuen Welt", ein Werk, für welches er in seiner Jugend mit enthusiastischem Eifer erfüllt wurde, als er die Geschichte der Conquistadores an Ort und Stelle studirte, unterstützt von allen Hülfsmitteln, welche Archive, Bibliotheken und Klöster des spanischen Amerikas wie des spanischen Mutterlandes ihm gewähren konnten, und dem er 30 Jahre hindurch jede freie Stunde gewidmet hat, bis vornehmlich seine Reise nach Sibirien seinem Geiste eine andere Richtung gab und die begeisterte Vorliebe für dasselbe minderte, äußert ein Kritiker in dem genannten englischen Blatte sich folgendermaßen: „Es ist eine gelehrte Fehlgeburt, eine plumpe Masse formloser Gelehrsamkeit, die, nachdem der Verf. 30 Jahre damit gegangen ist, endlich durch eine Art von Kaiserschnitt ans Licht der Welt kam, ehe Züge und Gliedmaßen des Fötus sich gehörig ausgebildet hatten. Die bis jetzt erschienenen Bände sind weder in Capitel abgetheilt, noch enthalten sie Inhaltsverzeichniß oder Register, daß man sich in ihnen zurechtfinden könnte. In der methodischen Anordnung und dem äußern Plan, der unumgänglich nothwendig ist, um Klarheit und Zusammenhang in eine solche Masse kritischer Untersuchungen zu bringen, sind sie durchaus mangelhaft. Der Leser, mag sein Eifer und seine Wißbegierde auch noch so groß sein, muß ermüden an den ewigen Wiederholungen und den kleinlichen Untersuchungen, die ohne Ende und ohne sichtbare Unterordnung unter ein allgemeineres und höheres Argument aufeinander folgen. Dazu verschwimmt der Text fast in den Noten, sodaß der Leser, der beständig von jenem zu diesen, von diesen wieder zu jenem übergehen muß, durch die angehäufte Masse der Gelehrsamkeit ganz verwirrt wird. Von den Gelehrten wird das Werk allerdings sehr geschätzt werden, aber zur Popularität, die eine sorgfältigere Ausarbeitung ihm gesichert haben würde, kann es nimmer gelangen."

Also die Form ist es hauptsächlich, was der Kritiker bei einem reinwissenschaftlichen und tiefgelehrten Werke zum Gegenstande seines Angriffs macht, die Mühe, welche es verursacht, eine gründliche und schwierige Untersuchung in allen ihren Theilen zu verfolgen, was ihn dagegen einnimmt. Ob er wol je darüber nachgedacht haben mag, wie schwierig es ist, in solchen Werken Inhalt und Form zu vermitteln? Das Lästige des Ballastes von Noten und Excursen fühlt Jeder, Leser und Schriftsteller, aber wer möchte es wagen, denselben über Bord zu werfen und sich mit seinem glatten, hellpolirten, anziehend geschriebenen Texte dem Verdacht der Falschmünzerei auszusetzen, die sich unfehlbar bald auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Literatur einschleichen würde? Ist ein gelehrtes Buch, das einen allgemein interessirenden Gegenstand behandelt, für den Gebildeten überhaupt verständlich und genießbar, so ist dies ein großer Vorzug, aber der innere Gehalt und Werth ist sehr wenig davon abhängig. Popularität, auf welche der Kritiker so großes Gewicht legt, kann keineswegs dem gelehrten Forscher zum Hauptaugenmerk dienen, sonst würden wir sehr wenig gründliche Bücher erhalten und bald in die Oberflächlichkeit verfallen, welche die anziehend schreibenden Alten in ihren gelehrten Arbeiten mit Ausnahme einiger nicht anziehend Schreibenden zeigen. Doch die Engländer sind an Popularität jetzt gewöhnt: Walter Scott im „Leben Napoleon's" hat ihnen gelehrt, wie man historische Forschungen populair und anziehend zubereitet.

Nachdem der Engländer sich im Allgemeinen über Hrn. v. Humboldt's Werk ausgesprochen hat, geht er auf die Kritik einzelner Punkte der ersten beiden Bände ein, welche bekanntlich von den Ursachen handeln, durch welche die Entdeckung der neuen Welt vorbereitet wurde. Auf der alten Karte Fra Mauro's wird ein Vorgebirge Diab genannt, in der merkwürdigen Stelle, in welcher es heißt, daß ein indisches Fahrzeug dieses Vorgebirge umfuhr, in 40 Tagen 2000 Meilen gegen West und Südwest segelte, dann in 70 Tagen nach Cap Diab zurückkehrte und die Mannschaft beim Landen hier ein Ei, so groß wie ein Faß fand, das der mit ausgespreizten Flügeln 60 Schritt messende Vogel Craco gelegt hatte. Alexander v. Humboldt hält dieses Vorgebirge für das der guten Hoffnung und glaubt demnach, daß es 60 Jahre vor Diaz bereits von Hindus in westlicher Richtung umschifft sei. Der Engländer behauptet indeß, es sei das Cap Corrientes in der Nähe von Sofala el dhebed. Hierher und bis in die Delagoa-Bai seien nach unwiderleglichen Zeugnissen arabische und indische Kaufleute gekommen; weiter südlich finde sich keine Spur ihrer Anwesenheit. Auch sei die Sage von dem Riesenvogel nicht bei den Hottentotten am Cap, sondern unter den schwarzen Stämmen um die Delagoa-Bai und in Sofala einheimisch; er werde von ihnen Tongo genannt.

Von dem Aufenthalt des Colombo auf Island im Winter 1477 glaubt der Engländer, daß derselbe, indem er ihm von den Reisen und Entdeckungen der alten nordischen Seefahrer im Westen Kunde gab, auf seine geographischen Vorstellungen und demnach auf seinen Entschluß von dem bedeutendsten Einfluß war. Alexander v. Humboldt ist dagegen der Ansicht, daß Colombo diesen nordischen Seefahrern nicht das Geringste verdankt. Die Reise der Zeni nach Grönland und Amerika im 14. Jahrhundert, welche von dem deutschen Gelehrten nicht in Zweifel gezogen wird, hält der Engländer, besonders auf Zahrtmann's Gründe im „Nordischen Journal der Alterthümer" (Kopenhagen) gestützt, für erdichtet. Durch Ramusio's 1550 erschienene Sammlung von Reisen sei der Geschmack für diese Art von Literatur lebhaft angefacht worden; man habe daher Reisebeschreibungen geschmiedet und von dieser Art sei die Erzählung von den Reisen der Zeni. Auch in der Auffassung von Colombo's Charakter weicht der Engländer bedeutend von dem Deutschen ab. Dieser betrachtet ihn fortwährend, auch in den Träumereien seines höhern Alters, als eine Größe, schwärmerisch zwar, mystisch, von etwas unklaren und verworrenen Begriffen in Folge ungeregelter Lecture in den Kirchenvätern und andern geistlichen Schriften, aber edel, thatkräftig, beharrlich im Verfolgen von Ideen und Planen, kurz eine Genialität, und als solche mit jenem poetischen Zuge belebt, der nach Alexander v. Humboldt's Bemerkung allen großen und Großes verfolgenden Männern eigen sein soll. Der Engländer hebt dagegen seinen Golddurst hervor, der die Seele seiner Handlungen und die ihn beherrschende Leidenschaft gewesen sei, nennt ihn einen finstern Visionnair, den Keiner aus seiner Umgebung liebte, wie er selbst als Enthusiast und Schwärmer gegen Niemanden liebevolle Gesinnungen habe hegen können. Sein Ruhm beruhe keineswegs auf eigener innerer Größe, sondern auf dem Erfolge seines Unternehmens, das bedeutend genug gewesen sei, ihm die Bewunderung zuzuwenden, die dem Erfolge immer zu Theil werde, die er aber nicht verdiene. Das sind die einzelnen Punkte, welche der Engländer in den ersten beiden Bänden seiner Kritik unterwirft, von den folgenden Theilen ein Gleiches versprechend. Von ihrer Unbedeutendheit mag der Leser schließen, wie fest das Ganze steht. 19.

Literarische Notizen.

Der letzte jüngst erschienene Roman der Herzogin von Abrantes „Louise" wird als ein Buch von großem Interesse gerühmt. Der Roman spielt in den Kreisen unserer modernen Gesellschaft und erscheint wie das letzte Aufprallen eines großen, doch bereits niedergebeugten Herzens. Der Buchhändler Dumont, welcher das Manuscript erlangt hat, hat den Roman durch eine der Verfasserin nahe befreundete Person vollenden lassen, welche den Plan in den aufgeschriebenen Notizen und Andeutungen der Verstorbenen vorgezeichnet fand.

In 12 kleinen Bändchen erscheint in Paris ein neues wahrscheinlich pikantes Werk unter dem Titel: „Personnalités politiques et litteraires", von Alphonse Peyrat. Vom 1. bis zum 5. jedes Monats soll ein Bändchen ausgegeben werden. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 60. —— 29. Februar 1840.

Briefe aus Paris von Eduard Devrient. Berlin, Jonas. 1840. Gr. 12. 1 Thlr. 8 Gr.

Die Hauptstadt der civilisirten Welt, wie die Einen, das moderne Babel, wie die Andern es nennen, Paris, „das steinerne Räthsel", mit seinen unzähligen Winkeln, Seiten und Ecken, ist gegenwärtig wie in einer Periode des vorigen Jahrhunderts das Modeziel deutscher Touristen geworden; man dürfte nächstens an jeden Deutschen, der für gebildet gelten will, die Frage richten, ob er in Paris gewesen sei, wie man von jedem Leipziger erwartet, daß er Dresden, von jedem Potsdamer, daß er Berlin besucht habe. Nur gab man sich im vorigen Jahrhundert der Haupt- und Centralstadt Frankreichs hin als Stoff, um sich dort bilden, glätten, abschleifen zu lassen, jetzt soll Paris selbst den Stoff abgeben, über den man raisonnirt, den man verarbeitet, in sich aufnimmt, reproducirt und in Büchern dem deutschen Publicum zurechtsetzt. Darin aber offenbart sich der demokratische Fortschritt unserer Tage, daß früher meist nur der deutsche Adel, besonders der junge unter der Obhut eines Hofmeisters nach Paris pilgerte, während jetzt der bürgerliche Abhub oder die bürgerliche Elite der Menschheit denselben Weg alles Fleisches geht, der Demagoge, weil er hier die in seinem Vaterlande nicht gebräuchlichen Emeuten und Attentate in der Nähe zu sehen hofft, der sociale Tendenzler, um in der Atmosphäre des Abbé Lamennais und der Madame Dudevant zu athmen, sich vor dem Keuchhusten der deutschen Gesellschaft zu retten und bei Demoiselle Dejazet Philosophie zu hören, die Literaten Hinz und Kunz, um dicke Bücher über Paris oder Correspondenzen für deutsche Zeitblätter zu schreiben und so altklug zu schwätzen, als wären sie die Schüler Talleyrand's oder Ludwig Philipp's selbst und Thiers' und Guizot's intimste Freunde; endlich die Kleider- und Schuhmacher, um hier ihre in stiller deutscher Zurückgezogenheit gehegten und gepflegten idealen Träume von Körper- und Fußbekleidung zu realisiren.

Was Wunder, daß wir diesmal einen deutschen Schauspieler in Paris als eine verkörperte deutsche Reflexion umherwandeln sehen, einen Schauspieler, der entweder mehr oder weniger als ein Schauspieler ist, weniger, da er in seinen Ansichten und Grundsätzen so selten schauspielert, mehr, da sein Blick überall über die bloßen Theaterinteressen hinausliegt und sein Horizont ein allgemein menschlicher ist. Ref. hat Eduard Devrient oft auf der Bühne gesehen und ihn immer für einen sehr verdienstlichen, wenn auch durchaus nicht für einen genialen Schauspieler gehalten, liebgewonnen hat er ihn, wie er offen gestehen muß, erst in der vorliegenden Schrift. Devrient zeigt sich hier als einen kenntnißreichen Beobachter voll deutscher Gemüthlichkeit, der sich, selbst auf die Gefahr hin, für einen philisterhaften Anhänger vaterländischer Herzlichkeit gehalten zu werden, nicht scheut, überall sein ursprüngliches Gefühl reden zu lassen. Er gesteht, wenn und wie oft er an Heimweh gelitten und, der Heimat gedenkend, Thränen vergossen habe. Darüber soll man jetzt freilich nach den Principien neuern Styls billig hinweg sein; und doch ist es ein erhebendes und tröstliches Gefühl, auf Männer zu stoßen, welche Herz und Gemüth haben und Offenheit genug, sich zu einer sittlichen Basis zu bekennen. Allerdings können und wollen wir nicht ableugnen, daß des Reisenden Empfindung oft an Empfindsamkeit nahe anstreift und sich ins Weichliche verliert. Darstellung und Schreibart sind ungekünstelt, einfach, doch treffend, wenn auch hier und da fast zu kunstlos und nachlässig. Vieles ist zu journalmäßig; es scheint dem Reisenden sehr darauf anzukommen, den Leser zu benachrichtigen, was und wie viel er in Paris gesehen hat; so müssen wir hier hunderterlei Dinge aufgeführt finden, über die wir schon in hundert Büchern gründlichere Nachweisungen gelesen haben. Ein besonderes Geschick offenbart der Verf. für Portraitirung lebender berühmter Personen, obgleich es wahr ist, daß die meisten dieser Personen bereits häufig genug portraitirt worden sind, um ihrer wie ihrer Portraits überdrüssig zu sein. Devrient vergaß auch über den so vielseitigen Interessen, die er berührt, die Interessen seines Standes keineswegs, vielmehr möchte der Hauptwerth des Buches in den Beobachtungen zu suchen sein, die der Verf. über die pariser Theater, ihre Verwaltungen, Einrichtungen, Directoren, Schauspieler u. s. w. anstellt, wie über die französische Schauspielkunst im Allgemeinen und ihre besondern Merkmale und Eigenthümlichkeiten, wodurch sie von der deutschen abweicht. Verfolgen wir den Reisenden genauer, indem wir ihm, wenn wir so sagen dürfen, auf die Finger sehen und das Interessanteste aus seinem Buche mittheilen.

In Brüssel gefiel es dem Reisenden nicht; auch behauptet er, daß er überall die Trennung von Holland habe beklagen hören; alle Verhältnisse seien hier gemacht, unnatürlich, französischem Muster peinlich nachgeahmt. Dies Urtheil ist jedenfalls ein wenig zu vorschnell; um einem Volke in das Herz zu sehen, reichen einige Tage oder Stunden auf einer bloßen Durchreise nicht hin. Viel ausgeprägter und darum anziehender erschien ihm natürlich sogleich die Physiognomie von Land und Volk jenseit der belgischen Grenze. Die bettelnden kleinen Kinder fielen ihm in Frankreich besonders auf, sie liefen neben dem Wagen her, sangen Revolutionslieder und schrien „Liberté! liberté!" Somit wäre die französische Freiheit in der That ein Kinderspott geworden. Das ungeheure Treiben in Paris irritirt unsern Reisenden so gewaltig, daß er jetzt begreifen lernt, wie die Kinder vor Blödigkeit weinen können; er habe sich die Leute auf der Straße angesehen, um zu erforschen, ob sie es auch nicht übel nähmen, daß er in Paris sei. Diese Empfindung verliert sich doch gar zu sehr ins Kleinliche; es ist wenigstens nicht gut, wenn der Mensch Alles drucken läßt, was er fühlt. Eine Vorstellung im Théâtre du gymnase dramatique gewährt ihm durch das hinreißende Spiel der Leontine Volnys, der Dem. Habeneck, Bouffé's u. A. einen Genuß, der ihm die melancholischen Eindrücke des Tages ganz im Gedächtnisse auslöscht. Gewisse Äußerlichkeiten stören ihn aber doch gar zu sehr, z. B. wenn in den Zwischenacten Theaterzettel, der Moniteur du soir u. s. w. ausgerufen werden, oder ein Knabe in einem schäbigen polnischen Anzuge vor den Vorhang kommt und von der Rampe aus die Schnüre unter den Vorhang legt, an denen der zur nächsten Decoration gehörende Fußteppich befestigt wurde. Der Reisende stößt sich auch späterhin öfter an solche Kleinigkeiten, über die, wie er meint, ein deutsches Publicum mit Recht lärmen und lachen würde. Aber diese Ungezogenheit, diese Nonchalence gehören in das pariser Nationalleben, und wer möchte, wenn er tiefer blickt, ableugnen, daß gerade die Nachlässigkeiten günstig auf das lebendige und ungenirte Zusammenspiel der Schauspieler wirken, das Devrient so oft bewundert und den deutschen Schauspielern zum Muster aufstellt? Auf unsern Hofbühnen geht freilich Alles wie an der Schnur, leb- und lautlos, sauber und anständig her, dafür ist aber auch das Zusammenspiel der Schauspieler desto kälter, abgemessener, rücksichtsvoller und lebloser. So haben die Erscheinungen überall einen innern Zusammenhang, ergänzen und bestimmen sich wechselsweise und wirken eine auf die andere zurück. Ref. gesteht, daß ihm diese Nonchalance in den pariser Theatern Spaß gemacht haben würde, während sie unserm Reisenden Ekel verursachte. Wer in Paris sich behagen will, muß zuvörderst die minutiösen deutschen Vorurtheile und Bedenklichkeiten von sich gestreift haben; wenn er aber an ihnen festhält, so hat er auch kein Recht, gegen fremde Mängel zu predigen, die zum Theil in jenen Vorurtheilen begründet sind.

Über die Kunstausstellung des Louvre ist so wenig gesagt, daß dies Wenige in der That besser weggeblieben wäre. Eine Darstellung auf dem Théâtre des variétés entzückt unsern Reisenden, besonders Vernet im „Phoebus, écrivain public", das Vaudevilletheater dagegen stößt ihn ab, durch Gemeinheit oder Sittenlosigkeit in den Stücken und Darstellungen. In der Académie royale de musique sah er „Le filtre", von Auber und das Ballet „La fille mal gardée", fand aber die Chöre matt, die Scenirung leblos, die Choristinnen anstößig häßlich, die Decorationen höchst mittelmäßig, das Orchester hart und indiscret; dagegen wurde ihm in Conservatoire durch die über Alles treffliche Aufführung der Beethoven'schen Pastoralsymphonie ein unvergleichlicher Genuß. Demoiselle Rachel sah der Reisende mehrmals, als Roxane, als Camilla, als Emilia, als Hermione und als Dorine im „Tartuffe". Er fand sie gewaltig in der Darstellung des Zorns, des Grimms, ja der Wuth, besonders in der Darstellung der Roxane und Hermione; hierzu kommt eine schneidende Ironie, welche ihre Darstellungen charakterisirt und den Eindruck bis zum Entsetzen steigert; Mildes und Zartes dagegen ist gar nicht in ihr; für Geschlechts- und Geschwisterliebe hat sie keinen Ausdruck, keine Mittel, daher war ihre Camilla verfehlt zu nennen; so spielt sie auch die kecke, vorlaute und spöttische Dorine streng, böse und hart und mit der ihr eigenen bittern Ironie. Sehr interessant schildert Devrient seinen Besuch bei Dem. Rachel, wie ihre Umgebungen, ihre Ältern, sie selbst. Übrigens fürchtet Devrient, daß sie, wenn sie Corneille und immer nur Corneille zu spielen fortfährt, ihr Talent zu gänzlicher Monotonie stimmen dürfte. Indeß ist Delavigne beauftragt, eine Tragödie für Dem. Rachel zu schreiben. Sonst ist das Théâtre français, nach Devrient's Meinung, in einem ganz verfallenen Zustande; ein hohles Pathos herrscht in der Declamation; Haltung und Bewegung der Schauspieler sind ohne allen Anstand; nur Beauvallet wirkt durch sein markiges Organ. Devrient sah auf diesem Theater auch „Ludwig XI.", worin Ligier die Titelrolle, aber ohne alle eigenthümliche Färbung spielte. Er stellt hierbei folgende Reflexion an:

> Dies Schweben zwischen dem Grauenhaften, Furchtbaren, Wunderlichen und Humoristischen in einem Charakter will sich bei den Franzosen gar nicht verkörpern lassen. Der Ernst wird bei ihnen pathetisch, das Seltsame immer lächerlich. Ich dächte, der Grund davon läge bei ihnen im Mangel des Humors, im vollen Sinne des Wortes. Delavigne hat sich offenbar nur versucht in diesen Gestalten, aber er hat keinen Schauspieler gefunden, der auch nur seine Absicht verstände. Vergeblich denke ich nach der Reihe die Meister der hiesigen Bühnen durch; ich finde keinen, der im Stande wäre, Rollen wie den Shylock, Richard III., Mephistopheles u. s. w. darzustellen, während in Deutschland nicht das kleinste Theater existirt, das nicht einen Schauspieler dafür hätte; und wenn dies auch oft schwache Talente wären, so beweisen sie doch immer, daß die Gattung dieser Rollen unserer Bühne überhaupt eigen ist.

Dagegen ist der Reisende über das vortreffliche Spiel auf den übrigen Bühnen, wo es auf die Darstellung national französischer Charaktere ankommt, ganz entzückt; Alles voll Leben und ergreifender Wahrheit, voll Frische und Natur! Niemand sucht sich im Spiele zu isoliren

und durch einzelne Drücker, die er seinem Spiele und seinem Vortrage gibt, auf das Publicum so zu wirken, daß man ihm *applaudire*; man bewegt sich auf der Bühne so ungezwungen, als ob man zu Hause wäre. Nur eine gewisse *typisch* gewordene Manier des Vortrags, womit man oft gerade die Worte betont, auf denen die Bedeutung der Phrase durchaus nicht liegt, und in mehr ruhigen und conservationellen Partien ebenso stereotyp gewordene falsche Bewegungen wie eine zu nachlässige Haltung des Körpers misbehagen ihm; aber dies ist eben Alles nationell französisch. Dagegen lobt er ausnehmend die Treue des Costums auf den französischen Bühnen und empfiehlt den deutschen Theatern eine gleich sorgfältige Beachtung desselben, indem er der Ansicht ist, daß ein der Zeit und den Sitten treues Costum den Schauspieler auch über den Geist, in welchem er seine Rolle auffassen und darstellen müsse, aufklären helfe. Das mag bis zu einem gewissen Grade wahr sein; jedenfalls hält sich aber Devrient hier wie auch an andern Orten zu sehr an bloße Äußerlichkeiten. Die glänzendsten Zeiten der Schauspielkunst in Deutschland waren nicht die, wo man dem Costum ängstlich auf die Finger sah, man denke nur an die Zeiten der Eckhof, Brockmann und Schröder; wo die geistige Auffassung einer Rolle einmal *fehlt*, wird das getreueste und sauber copirteste Costum eben nichts als bloße Draperie sein, gegen deren Richtigkeit die falsche Auffassung um so unerfreulicher abstechen wird. Mit dem Publicum scheint auch Devrient darin einverstanden zu sein, daß die deutschen Theaterzustände der Verbesserung bedürfen, und er hofft in dieser Hinsicht Alles von Schauspielerschulen, die er in Deutschland zu stiften anräth. Weiterhin bedient er sich folgender auffallender und demüthiger Phrase:

Deutschlands Fürsten haben schon so viel für die dramatische Kunst gethan; sie haben ihr den Bettlerstab abgenommen, mit dem sie durch Deutschland wanderte, in Palästen ihr eine Heimat gegeben, an den Tischen ihrer Gnade sie gespeist; sie werden mehr, sie werden das Größte für diese Kunst thun, sie werden ihr mit vertrauensvoller Achtung einen Platz unter den akademischen Künsten anweisen u. s. w.

Spricht in dieser Tirade eine gewisse stolze Demuth, die sich darauf etwas zugute thut, daß die Schauspielkunst durch die Gnade der Fürsten in den Palästen eine Heimat gefunden, so spricht an andern Stellen die vollendetste moderne Schauspielereitelkeit, nicht so oft, wie wir sonst von einem Schauspieler erwarten sollten, aber doch zuweilen, nur daß Devrient seinem ganzen Stande, nicht seiner einzelnen Person seine Prätensionen zugute kommen läßt, wodurch sie ein wenig geadelt werden. Er zankt sich lange mit einem Franzosen über die Frage herum, ob die Schauspielkunst in der Akademie repräsentirt werden solle oder nicht; natürlich ist Devrient dafür und erwartet davon große Vortheile für die Schauspielkunst, obgleich doch erwiesen ist, daß Akademien von jeher jeder Art von Kunst eher nachtheilig als von Vortheil gewesen sind. Das Größte, was auf dem Gebiete der Künste geschieht und geschah, ist immer nur von Denen geschehen, welche außerhalb der Akademie standen. So hängt sich Devrient überall an einen Strohhalm, um die deutsche Schauspielkunst mit sich zugleich aus dem gefahrdrohenden Strudel ihres Verfalls emporzuziehen; so steigen die Prätensionen einer Kunst mit ihrem Verfall. Die Malerei wurde akademisch, als sie bis zum Äußersten gesunken war und im Dienste der Höfe stand. Ganz so ist es gegenwärtig mit der Schauspielkunst, die von den Höfen besoldet wird und ihnen in Allem zu Willen sein muß. Zu einer Zeit, wo die eigentlichen Kenner das Theater gar nicht mehr besuchen, weil seine classische Periode vorüber ist, wo das Ballet, der Opernpomp und die Posse alle frische Vegetation des Dramas verdrängen, wo die vaterländischen Dramendichter und in noch höherm Grade die vaterländischen Componisten fast gar nicht gefördert werden, wo es wol manchen tüchtigen überlegten Schauspieler gibt, aber in ganz Deutschland vielleicht nicht Einen, der durch die Urkraft seines Genies das Publicum hinzureißen im Stande wäre, zu dieser Zeit des von allen unabhängigen und unparteiischen Beobachtern eingestandenen Verfalls der Bühne wird von Ed. Devrient die Foderung gestellt, die Schauspielkunst solle in der Akademie repräsentirt werden!

In solche von der Kunst abseits liegende Reflexionen ließen sich die Meister der Kunst, ein Schröder, ein Fleck, ein Iffland und am wenigsten Ed. Devrient's Oheim, der große Devrient, gar nicht ein; aber jetzt will Alles, so tief es auch stehen mag, oben hinaus. Ein anderes Mal hatte der Reisende einen Disput über die Vortheile und Nachtheile der lebenslänglichen Anstellungen bei der Bühne mit dem berühmten Künstler Boccage und dem frühern Director des Ambigutheaters. Die beiden Franzosen erstaunten darüber, daß die bedeutendern deutschen Theater alle fürstliches Eigenthum sind, und sie mochten sich wol gestehen, daß dieser Umstand mit einzelnen Vortheilen, aber gewiß mit einem größern Gefolge von Nachtheilen verknüpft sei. Höflich und einräumend, wie die Franzosen sind, gestanden sie indeß ein, wie vortheilhaft diese jedenfalls nur scheinbare Unabhängigkeit von dem Geschmacke des großen Haufens und der Speculationswuth der Directoren dem wahren Gedeihen der dramatischen Kunst sein könne. Boccage warf aber nebenbei sehr richtig ein, die Sorgenlosigkeit könne die Schauspieler träge machen u. s. w. Das ist allerdings wahr, Wohlleben, Trägheit und Vornehmheit gehen nur zu leicht, wo es Kunstpflege betrifft, Hand in Hand; Deutschlands Bühnenwesen ist mit Beispielen davon überschüttet. Es hat Jemand die Phrase drucken lassen: „Als die Schauspieler wie Lumpe bezahlt wurden, spielten sie wie Könige; seitdem sie wie Könige bezahlt werden, spielen sie wie Lumpe." Diese Phrase ist jedenfalls zu stark; aber Herr Devrient thut Unrecht, von seiner eigenen Person, seiner Thätigkeit, seinem Studieneifer auf seine Collegen einen günstigen Schluß zu machen. An welchem Orte jene Stabilität zum Gedeihen der dramatischen Kunst ausschlüge, wüßten wir in dem Augenblicke wahrlich nicht anzugeben.

Abgesehen von diesen und andern Ansichten und Aussprüchen Devrient's, die wir für irrthümlich halten, oder

doch wenigstens beschränkt und mehr als individuelle Meinung denn als Princip ausgesprochen wünschen, enthält seine Schrift eine große Fülle schätzbarer und praktischer Bemerkungen über Schauspieler, Schauspielwesen und Schauspielkunst, die wir jedem seiner Kunstgenossen zur Beherzigung empfehlen möchten. Aber es gibt noch viele interessante Partien andern Inhalts, so seine Besuche bei Cherubini, Onslow, Alexander Dumas, Victor Hugo, Delavigne, wie in der Salpetrière, dessen Director, Dr. Pariset, er höchlich rühmt. Er besuchte das Hospital zugleich mit dem Naturdichter Reboul, der von Pariset so entzückt war, daß er, nachdem er lange mit ihm Worte des herzlichsten Abschieds gewechselt, sich plötzlich bückte und ihm die Hand küßte; das wollte nun Pariset erwidern und so geschah es, daß sich beide Männer in die Arme sanken. Wieder ein Beispiel von jener liebenswürdigen nationell französischen Gemüthserregtheit, die man in dem wunderlichen Deutschland für Affectation halten würde. Dagegen stechen Devrient's Klagen über die pariser Demoralisation furchtbar ab. Männer wie Bocage und der schon angeführte Exdirector des Ambiguthеaters versicherten Devrient, daß die Schranken der Ehrbarkeit zwischen den Geschlechtern ganz gefallen seien, daß eheliche Treue durchaus in allen Ständen zu den größten Seltenheiten, zugleich zu den größten Betisen gerechnet werde; man gab ihm darüber fast unglaubliche Details, und wirklich waren die Männer selbst ernsthaft dabei und schlossen immer: „Oui, oui, nous sommes une mauvaise nation." Es gäbe wol noch viele redliche, wackere Seelen in Paris und sie bildeten vielleicht die Majorität, aber Alles würde durch den Contact verderbt, oder erschiene wenigstens so in seiner Stellung gegen außen; es wolle sich Niemand ins Gesicht lachen lassen, und verloren wäre, wer in Paris lächerlich erscheine; einem Räuber, Diebe, Taugenichtse, einer Metze eine tugendhafte Teinture zu geben, das ertrage man, das sei guter Geschmack; aber Tugend da zeigen, wo sie in der Natur der Sache liegen soll, einen Priester fromm, einen Richter gewissenhaft, einen Ehemann treu, eine Frau keusch darstellen, das hielte man für durchaus lächerlich, langweilig und platt. Wir haben wol in Deutschland nicht nöthig, uns über diese Richtung zu verwundern; macht man doch auch bei uns in gewissen Kreisen die erheblichsten Anstrengungen, schon durch die Übersetzung und Überschätzung der französischen Literatur, uns zu diesem Zustande gänzlicher Ergebung in das Fatum des glänzenden modernen Lasters vorzubereiten. 16.

Literarische Notizen.

Das Journal „Die deutschen Theeblätter", jetzt umgetauft „Deutsche Blätter", welches in München erscheint und an welchem die ausgezeichnetsten der dortigen Schriftsteller Theil nehmen und es mit besonderer Liebe pflegen, ist im Norden zur Zeit noch weniger bekannt. Freilich dürfte sein Name nicht überall Anklang finden, wo man die Journalistik kräftiger und derber wünscht, als daß sie an den Theetischen Beifall fände; und auch der Umstand, daß die bairische Aristokratie und zum Theil auch die Diplomatie daran mitarbeitet, wird für manche Kreise nicht absolute Empfehlung sein. Aber man bedenke doch billig, daß an populairen Blättern kein Mangel ist und unsere Kaffeehäuser von Volks- und Pfennigblättern wimmeln; da möchte sogar eines, welches den guten Ton der feinen Gesellschaft vorzugsweise sich zur Aufgabe stellt, wieder Bedürfniß sein und eine Lücke füllen. Nichts ist ermüdender in der Journalistik als die Monotonie. Übrigens fürchte man nicht lauter Süßem und Zartem zu begegnen; es ist auch des Ernsten, Tiefsinnigen, des Geistvollen und wahrhaft Poetischen genug darin zu finden, welches den Blättern auch außer an Theetischen bereitwillige Aufnahme verschafft. Dafür bürgen die Namen der Redacteure und Mitarbeiter. Jene sind Franz von Elsholtz, Apollonius von Maltitz, F. A. von Zu-Rhein; unter diesen finden sich fast alle Notabilitäten der Literatur, auch die sonst in der Journalistik selten auftreten, als Herzog Maximilian in Baiern, Eduard von Schenk, Schelling, Graf Pocci, K. von Martius, Franz von Baader, F. de la Motte Fouqué, A. von Sternberg, Ludwig Bechstein, Tiedge, Freiherr von Freudenthal-leben, G. v. Heeringen u. A. 41.

Von A. Jal, Historiographen der Marine, erschien soeben in Paris: „Archéologie navale", zwei starke Bände mit 70 Vignetten in Holzschnitt. Das Werk ist die Arbeit von zwölfjährigen unermüdlichen Forschungen und Untersuchungen und verspricht den Gelehrten sowol wie allen Seeleuten von großem Nutzen zu sein. Auch enthält dasselbe viele bisher unedirte Documente. 5.

Literarische Anzeige.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

／ # Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 61. —— 1. März 1840.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Reise in das Morgenland in den Jahren 1836 und 1837, von G. H. v. Schubert. Zweiter Band. Erlangen, Palm und Enke. 1839. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr. *)

Erster Artikel.

Der erste Band dieses inhaltreichen und höchst anziehenden Reiseberichts hatte uns bis an die Thore Kairos, der alten ägyptischen Hauptstadt, geleitet. Der zweite führt als ein orts- und sachkundiger, begeisterter und beredter Geleitsmann zu den alten Pyramiden, durch die unwirthbare Wüste zu den heiligsten Stätten des alten und des neuen Bundes, bis zum Schluß der ersten Woche in Jerusalem. Er ist noch ungleich reichhaltiger und anziehender als der erste; die Darstellung wird in demselben Maße, wie der Inhalt bedeutender hervortritt, gedrängter, wärmer, anschaulicher; es ist, als ob mit jedem Schritt näher dem Ziele der alten Sehnsucht und der ersten Liebe das Herz des frommen und geistreichen Wanderers weiter, das Auge heller, die Hand in der Zeichnung kräftiger und sicherer würde.

Die Fülle der hier sich darbietenden Beobachtungen, Ansichten und Ergebnisse ist so groß, daß für den Ref. ein wahrer embarras des richesses eintritt und die Auswahl schwer wird, wenn weder die nothwendige Grenze des Umfangs dieser Anzeige ungebührlich überschritten, noch eine bloße nackte Erweiterung der Inhaltsanzeige gegeben werden soll. Versuchen wir, den Lesern d. Bl. wenigstens anzudeuten, wie ergiebig der Schacht ist, welchen der treffliche Schubert ihnen öffnete.

Er hat den reichen Inhalt des zweiten Bandes in drei Hauptabschnitte vertheilt, und erstens den Aufenthalt in Ägypten in sechs reichhaltigen Briefen an seine geliebte Schwester geschildert. Es ist eigentlich nur ein einzelner, dem Umfange nach kleiner, aber an Kraft und Bedeutung hochwichtiger Landstrich des alten Mizraim, den wir an der Hand des feinbeobachtenden und hellsehenden Führers durchwandern, jener fruchtbare, bis an die Wüste hinanreichende, von den Höhen des Mokkatam beherrschte Abschnitt des Nilthals, in welchem Kairo weithin sich ausbreitet, die Pyramiden mit andern Resten einer kolossalen Vergangenheit neben den Keimen eines neuen Lebens ihr durch die Jahrtausende ihres Daseins nicht gebeugtes Haupt erheben.

Kairo und die Umgegend boten vom ersten Einzug an bis zum Auszug nach sechswöchentlichem Verweilen den mannichfachsten Stoff zu Beobachtungen und Mittheilungen dar. Die gastfreundliche Wohnung eines theuern Landsmannes, Lieder, in einer der engen dunkeln Gäßchen des Koptenquartiers, gewährte unserm Reisenden und seiner trefflichen Hausfrau ein mit allen europäischen Bequemlichkeiten ausgestattetes Zimmer, mit der reizenden Aussicht in den blühenden Hausgarten, und auf dem platten Hausdache eine erhabenere Fernsicht nach den Pyramiden von Ghizeh über das gesegnete Nilthal hin, mit seinen grünenden Auen mit Palmenwäldern, zu Saladin's Burg am Rande des Mokkatamberges, näher die weite Stadt mit ihren Moscheen, Palästen, Hütten, Gärten, von denen aber nach Landessitte der Mann die Augen abwendet, damit er nicht die unverschleierten Frauen in der Nachbarschaft erblicke. Auf dieser Zinne des Hauses schaute und schrieb der Verf. behaglich in den kühlen Morgen- und Abendstunden, in der Mittagshitze unter dem Schirm und Schatten eines Dachansatzes, welcher den Molkof oder Windfang enthält, dessen weite Öffnung, die erquickenden Nord- und Nordostwinde unter seiner schrägaufstehenden Breterdecke auffangend, den kühlenden Hauch durch alle Theile des Hauses hinab verbreitet. Früh, lange zuvor, ehe der Morgenwind durch die Palmenzweige rauscht, weckt der in der Nähe fast zu starke, in einiger Ferne lieblichtönende Gesang der Gebetsausrufer, Mueddins, auf den Madnehs oder Minares der Moscheen in sinnigen Sprü-

*) Vgl. über den ersten Band Nr. 87—90 d. Bl. f. 1839. D. Red.

chen, deren mehre übersetzt vorliegen, die Schläfer. Einem zweiten Nachtrufer folgt eine Pause von mehr als einer Stunde, und dann bei Tagesanbruch von allen Minarets, auch der kleinsten Moscheen, der Adan, der erhabene Frühgesang, der alle Hörer zum Gebet und zur Einkehr in die Sicherheit (Wohnung des Friedens) einladet.

Wenn die Sonne durch die hohen Fenster hineinblickt, verbreitet sie auch im Januar schon eine Wärme wie bei uns an den schönsten Maimorgen, und um Mittag sucht man sorgsam den Schatten. An den meisten Straßenecken stehen zum Dienst bereit für die Wanderer, denen der Weg zu heiß wird, kräftige und nicht träge Esel, deren Führer um geringen Lohn sie darbieten und nebenher wandeln, den Weg bahnend durch das dichte Gedränge der volkreichen Straßen. Von dem muntern Treiben und der regen Geschäftigkeit auf den Straßen seit dem frühen Morgen bis zum Abend ist ein anziehendes buntes Bild entworfen; der Verf. versteht mit Worten trefflich zu malen. Da ziehen die Esel- und die Kameeltreiber mit den armen Fellahs (Bauern) und Geschäftsleuten an uns vorüber; die Frühstücksverkäufer, die Verkäufer der Scherbet, des Fulmudemmes (Saubohnengerichts), des Ersch, Brotes in Kuchenform, der Fatirehs oder Butterkuchen laden zum Genuß ein, die Kawehs, Kaffeeläden, zu denen Reiche und Arme sich drängen, die Buden und Läden anderer Handelsleute thun sich auf, sammt den offenen Läden der arbeitenden Handwerker. Allmälig kommen auch die vornehmen Leute aus ihren Häusern hervor, meist auf Maulthieren reitend; unter ihnen ragt der gelehrte Ulema, mit stattlichem Turban und schönem Gebetsteppich, der über dem Sattel liegt, hervor; fast Alle im Geleit ihrer stattlichen Tabackspfeife, die den Vornehmsten ein Diener nachträgt, und die nur im Ramadam, der Fastenzeit, in der die Bekenner des Islam vor Sonnenuntergang nicht rauchen, nicht einmal einen Tropfen Wasser in den Mund nehmen dürfen, bei Seite gelegt wird, da dann die Hände mit einem zierlichen Stöckchen, als Stellvertreter der schmerzlich entbehrten Pfeife, oder mit den Kugeln des Sebchah, ihres Rosenkranzes, spielen.

Die Beschwerden und Entbehrungen der langen Fastenzeit schärfen nur die zärtliche Sorge der Türken und Araber für ihren Magen, der dann, wenn vier Minuten nach Sonnenuntergang das flüchtige Abendgebet vollendet ist, mehr als eine reichliche Ladung empfängt, während Musikanten aller Orten und Märchenerzähler mit anmuthiger Abwechselung sich vernehmen lassen. Hinter den vergitterten Fenstern lauschen Frauen und Mädchen den Gesängen und Erzählungen, für die sie kleine Münzen zum Lohn hinabwerfen auf die Straße. Damit man denn auch die Vorbereitung auf das Tagesfasten nicht versäume, pocht der bestallte Musachir oder Wächter anderthalb Stunden vor dem Imsak, dem Morgenbeginn des Fastens, und einige Zeit nach ihm noch einmal ein geringerer Diener an jede Hausthür und mahnt, daß man noch esse, so viel möglich, bevor bei Tagesanbruch das „Ir-fa-uh", d. i. thut hinweg, nämlich die Speisen, ertönt. Auch das Morgengebet erschallt in dieser Zeit früher als sonst, damit man noch einige Zeit zum Essen gewinne. Viel ernster und strenger ist das Fasten der armen christlichen Kopten, die mehr als die Hälfte des Jahres in schwerer Enthaltsamkeit hinbringen, aber durch Branntweingenuß sich entschädigen.

Der zweite Brief, vornehmlich der Schilderung des Lebens der Frauen und des Haushaltes in Kairo gewidmet, ist nicht nur für Leserinnen, sondern auch für Leser von großem Interesse. Sammeln wir nur einige Andeutungen. Die Stellung und Behandlung des Weibes ist zum Verständniß des Glaubens und Lebens jedes Volkes, und so auch der Ägypter von hoher Bedeutung. Der Reisende kann hier freilich wenig aus Autopsie mittheilen, weil Männeraugen in die Räume des Harems nicht eindringen dürfen und die tiefverhüllten und verschleierten Gestalten der türkischen Frauen nur vorüberziehen sehen; aber landeskundige und erfahrene Beobachter gaben doch befriedigende Aufschlüsse. Die Ägypterinnen werden als sehr schön gepriesen; aber die bräunliche Haut ist durch das widerliche Einätzen von Figuren (Tättowiren) entstellt, und die Schönheit eine schnellverblühende, nur vom 14. bis zum 20. Jahre jugendkräftig; im 40. Jahre leuchten aus dem welken, runzlichen Antlitz nur noch die dunkeln feurigen Augen hervor. Auf das Verhalten der Männer gegen sie behauptet noch immer einen nicht geringen Einfluß die Meinung vieler Moslemen: „daß im Weibe keine Seele sei", obwol der Koran dem entschieden widerspricht und auch die Gesinnung der Söhne gegen ihre Mütter eine edlere Ansicht kundgibt. Die herrschende Sitte behandelt sie doch nur als eine seelenlose Waare, wie ein gestohlenes und darum sorgsam verstecktes Gut, dergestalt, daß kein Weib in Kairo zur Zeit des öffentlichen Gebets in der Moschee erscheinen und anderwärts nur strengabgesondert von den Männern das weibliche Geschlecht dem Gebet sich hingeben darf.

Der Bau der Häuser scheint vornehmlich auf die möglichststrenge Clausur der Frauen berechnet, und ist insofern sehr zweckmäßig, aber sonst wunderlich und geschmacklos. In ihren starkvergitterten, nur mit kleinen hochstehenden Fenstern versehenen, dunkeln Zimmern würden die einsamen Bewohnerinnen wie Gefangene verkümmern, wenn ihnen nicht das platte Dach, das den Augen fremder Männer ziemlich verschlossen ist, eine helle und heitere Zuflucht gewährte. Übrigens verengen Stühle, Tische, Schränke, andere Mobilien und Öfen den Raum der Zimmer nicht; nur Divans ziehen an den Wänden der Zimmer auf einer Erhöhung des Fußbodens sich hin, und ein niedriger Schemel, auf den man, wenn mehre Gäste da sind, eine etwas größere, aber doch nach dem uns gewohnten Bedürfniß sehr kleine Platte legt, vertritt die Stelle der Tische.

Die Erziehung der Töchter, selbst der Vornehmsten, deren Loos das traurigste, wie ihre Freiheit am meisten beschränkt ist, eignet sich freilich nicht, ihnen eine würdigere Stellung zu bereiten. Bis zum siebenten Jahre hin lernt das Mädchen beten, d. h. die wenigen Worte des Glaubensbekenntnisses mit einigen Verwünschungen der Nichtislamiten herplappern, darauf einige Capitel des Ko-

ran nachschwatzen, etwas Nähen und Stricken. In ihrem 11. oder 12. Jahre ist man bereits darauf bedacht, die Jungfrau zu verehelichen. Da wird sie denn wie eine Waare verhandelt an einen Burschen, der einen annehmlichen Preis als Morgengabe dem Vater oder Vormund bietet, wenn er zuvor sich versichert hat, daß sie auch etwas in sein Haus mitbringe. Bald nach abgeschlossenem Handel bringt der Bräutigam den Preis, der denn meist zur Ausstattung verwendet wird, ins Haus der Braut, die er aber in der Regel erst 6 — 10 Tage später von Angesicht schauen darf. Zuvor zieht die Braut mit ihren Freundinnen ins Bad, in welchem dann der Tag geselliger Freude gewidmet ist, während gleichzeitig im Hause des Bräutigams der Jubel ertönt. Erst am Abend des Hochzeittages sieht er unverschleiert die Braut, und der Lärm und das weitschallende Getöse bei dieser Feier begleitet die junge Braut in ihre Knechtschaft.

Sie darf von da an, wenigstens in den höhern Ständen, die Mutter und Verwandtinnen nicht besuchen, noch bei sich sehen; ihr Umgang beschränkt sich auf die Schwiegermutter oder Sklavinnen, und der meist noch ungezogene Gemahl erlaubt sich wol manchen Muthwillen, darf sie auch ohne Weiteres verstoßen, wenn er ihrer überdrüssig ist. Wenn sie, wie es im Mittelstande und bei dem niedern Volke meist der Fall ist, als die einzige oder doch erste Frau sich behaupten kann, wird ihr Loos erträglicher, sobald sie Mutter wird, worauf sie nicht mehr verstoßen werden darf. Von diesem Zeitpunkt an, der durch festliche Schmausereien verherrlicht wird, hat ihr Leben einen Zweck und größern Reiz gewonnen, um so mehr, da zärtliche Mutterliebe den Ägypterinnen eigen ist.

Ein anderes glänzendes Fest tritt ein, wenn der fünf- oder sechsjährige Knabe durch die Beschneidung ein Motahir, Bekenner des Islams, wird. Aber die häuslichen Feste sind selten, und die Langeweile mag wol oft die einsamen Frauen beschleichen, zumal die vornehmern, die jedoch auch durch Theilnahme am Hauswesen, mit Nähen und Sticken sich zu beschäftigen wissen, und besonders in der Kochkunst Meisterinnen sein sollen. Die Geheimnisse der Küche wollen wir hier nicht verrathen und nur erwähnen, daß die Fleischspeisen sehr weich gekocht oder gebraten werden müssen, weil man sich zum Zerlegen nicht der Messer und Gabeln, sondern nur der Finger bedient, was dadurch, daß vor der Mahlzeit Wasser zum Waschen gereicht wird, etwas erträglicher sich gestaltet. Die gegenseitigen Besuche der Frauen bringen denn auch eine Abwechselung in ihr einförmiges Leben.

Bei alledem bleibt die Seele arm und leer, und der Aberglaube, der mit Genien und magischen Kräften viel zu schaffen hat, bemächtigt sich ihrer um so unwiderstehlicher. Die Furcht vor den widerwärtigen Genien (es gibt nach der herrschenden Meinung auch günstigere), vor den Efrids, Seelen der Verstorbenen, Vampyrn und Guhls, Menschenfressern, ist so allgemein wie die vor dem misgünstigen Auge, das nicht nur den Menschen und Thieren, sondern auch den Dingen Gefahr droht. Dagegen schützt man sich durch Amulete, Talismane und, wenn die Wirkung des Blicks schon begann, durch Räucherungen. Die Menge der abergläubigen Gebräuche ist zu groß, als daß sie aufgezählt werden könnte.

Die Traumausleger, Tagewähler, Wahrsager, Zauberer, Teufelsbeschwörer, deren Künste zum Theil aus uralter Zeit vererbt wurden, machen gute Geschäfte und haben es in mancher Hinsicht wirklich zu einer ungemeinen, staunenerregenden Fertigkeit gebracht; sie selbst rühmen sich des Beistandes der guten und bösen Genien.

Erfreulich ist das freundliche Verhältniß zwischen Ältern und Kindern. Das vierte Gebot wird sehr heilig gehalten, der Ungehorsam gegen Vater und Mutter als eins der ärgsten Verbrechen betrachtet. Die Söhne setzen sich, essen, rauchen in Gegenwart des Vaters nie, bevor er es ihnen geheißen. Die Frauen sind oft glücklicher als in der Jugend in ihrem Alter, das durch die dankbare Liebe ihrer Söhne ihnen verschönt wird, welche sie schadlos hält für viele Unbilden des ehelichen Lebens.

(Die Fortsetzung folgt.)

Deutsche Literatur im Auslande.

In einer Culturgeschichte des 19. Jahrhunderts wird dereinst die Aufnahme, welche deutsche Wissenschaft und Kunst bei den verschiedenen Völkern gefunden, einen ebenso bedeutenden Anhaltspunkt bilden, wie früher die der wiedererwachten griechisch-römischen Studien. Von der Hand eines Meisters geschildert, würde der Einfluß deutschen Wesens auf die Völkergeschichte, besonders wenn dieser Einfluß mit dem des antiken verglichen und beide mit ihren historischen, sowie philosophischen Gegensätzen, der Scholastik und französischen Encyklopädie contrastirt würden, eines der anziehendsten Capitel in der Geschichte der Menschheit ausmachen und für Diejenigen, welche die daran sich knüpfenden Folgerungen sämmtlich machen könnten und wollten, einen wesentlichen Fortschritt zu einer volksthümlichen Ethik begründen. Ob und wann wir eine solche hoffen können, wird von dem Enthusiasten und von dem Weltmanne und Weltkinde verschieden bestimmt werden; beide werden in den Erscheinungen, welche das gegenwärtige Staats- und Geisterleben aufweist, verschiedene Symptome erkennen. Unverkennbar aber ist eine Erscheinung, die jedenfalls eine Verbesserung ist: das Bestehen und Wachsen wechselseitiger Achtung der Nationen füreinander, diese nothwendige Grundlage eines gedeihlichen Verkehrs zwischen Individuen wie zwischen Nationen. Vor etwa einem Jahrhundert nannte Swift die Deutschen, und zwar nicht unter der scherzhaften Maske Gulliver's, sondern mit dem vollem kirchlichen Ernste des Dechanten, das einfältigste unter allen Völkern (the dullest of nations). Man weiß, wie später Voltaire uns abconterfeite, und wie die gläubige und die ungläubige Welt in vornehmem Ignoriren deutschen Wesens wetteiferte. Es läßt sich nicht leugnen, daß diese, durch manche äußere Beziehungen befestigte, feindselige Gesinnung gegen die Deutschen, besonders in England, noch zahlreiche Bekenner hat; nur sind diese, sowie die von jenen großen Männern einst besuchten und gefeierten Kaffeehäuser und Hauptstraßen, jetzt nicht mehr so hohen Ranges wie ehedem. Unter den höhern Classen der Franzosen sowol wie der Engländer ist Achtung vor deutscher Kunst und Literatur bekanntlich weit verbreitet; sie ist zur Mode geworden. In Modesachen wirken aber natürlich vielerlei Motive mit; die „des Fleisches" oder solche „die uns in die Haut geheilt sind" am meisten. Wer kann glauben, daß der französische Übersetzer von Strauß' „Leben Jesu", mehr beabsichtigte, als, in echt französischer Artigkeit, den „Metaphysiciens au-delà du Rhin" ein Compliment zu machen? denn hatte ihm nicht Cousin's

Schleiermacher-Plato gezeigt, daß nicht Alles französisch ist, was französisch klingt? Auf der andern Seite, kann man bei den Complimenten, welche der Engländer der deutschen Literatur und Kunst zollt, jenes Mistrauen wol bemerken, das die Zügel der Fashion bei ihm halten hilft. Carlyle's Geisterseherei hat die Aufmerksamkeit, doch nicht die Neigung des Publicums, früher auf Goethe, jetzt auf Jean Paul gerichtet; vor deutscher Philosophie und Theologie hegt man eine wahre Gespensterfurcht, die, wie Jedermann weiß, da am lautesten sich verräth, wo sie am lautesten lacht, droht und poltert. Im Allgemeinen aber steht die Anerkennung deutschen Wesens bei den Engländern über solchen Einflüssen. Jeder Buchhändlerkatalog führt neue englische Übersetzungen deutscher einflußreicher Werke auf; Ausdrücke wie Ästhetik, Didaktik haben von da sich Bahn gebrochen zu dem englischen Ideenkreis; jedes neue Monatsheft von Zeitschriften aller Farben und Parteien sucht den deutschen Vettern etwas Neues abzugewinnen. Das neueste Heft von „Tait's Magazine" liefert sogar Übersetzungen von drei Burschenliedern.*) Man erlaube mir, der Einleitung zu derselben Folgendes zu entlehnen. Der Verfasser ist ein Engländer, der 1828 in Deutschland, wahrscheinlich in Göttingen, studirt hat.

„Es ist eine ebenso geistreiche als wahre Bemerkung, daß man England durch das Studium der englischen Politik, Deutschland durch das der deutschen Literatur kennen lernen muß. Dort ist das Unterhaus, hier sind die Universitäten der Kampfplatz, auf dem sich die bedeutendste geistige Thätigkeit entwickelt. Unter den Professoren müssen wir die Propheten der deutschen Freiheit suchen; bei ihnen finden wir, wenigstens geistig, alles Das verwirklicht, was dem freiheitstrunkenen Burschen in seinen rosigsten Träumen vorschwebte. Man muß uns zugeben, daß wir die freien Forschungen von Wolf und Niebuhr, Kant und Schelling zu der Burschenfreiheit in ein ziemlich nahes Verhältniß bringen, und den reichen, kräftigen Liederquell, den wir derselben verdanken, als eine ihrer edelsten Schöpfungen ansehen. Ebenso werden wir, wo es sich um einen englischen Genius handelt, wie den eines Whewell zum Beispiel — männlich und weit in der Hauptsache, und doch in gewissen Hinsichten so entsetzlich eng — diese Enge jenem unfreien Erziehungssysteme Schuld geben dürfen, dem sich die englischen Universitäten mit solcher Hartnäckigkeit hingaben. Eine Zeitung ist ein mächtiges Rüstzeug; aber ein Handbuch der Geschichte, der Philosophie ist auch mächtig. Die englischen Universitäten fanden eine Anzahl wackerer Kämpfer aus, gewappnet in Griechisch, um in Tageblättern und Zeitschriften den Bigotismus für Kirche und Staat zu predigen; von den deutschen Universitäten strömt eine unendlich größere Schar ehrlich forschender Denker, die zu keiner andern Kirche geschworen haben als der christlichen Liebe, deren Staat ihre Wissenschaft, deren Bürgerberuf die Wahrheit ist.

Die deutschen Universitäten sind der vielblätterige Band, in welchem die Urkunden geistiger Freiheit in Europa verzeichnet sind. Aus ihnen ging Martin Luther hervor. Den großen Reformator mit Trinkliedern zu verbinden, ist eine Ideenassociation, die in England befremden wird, die aber nichts weniger als keck ist, Luther war ein Bursche."

Recht glücklich benutzt der Verf. Luther's bekannten Reim „Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang" ... n Weibern, Weib und Gesang zur Charakteristik des deutschen Burschen, den er der englischen Phantasie dadurch näher bringt, daß er den englischen Seemann, the jolly british tar, als sein Eben- oder Nebelbild bezeichnet. Nicht Alles, was in dieser Einleitung gesagt wird, ist eine Lobrede auf Deutschland und seine Universitäten; aber mit aller Ehrlichkeit kann ein Deutscher in einem literarischen Blatte dies übergehen. Er darf sich fürs fremde Volk sowol wie für das eigene an der warmen Anerkennung freuen, welche seine Nationalität in England bis zu dem Grade gefunden hat, daß man daselbst deutschen Studentenliedern seinen Beifall nicht versagt; denn wie der Übersetzer derselben richtig bemerkt, nach den neologischen Doctoren, den Schülern eines Strauß und Gesenius, hatte seither die englische Pruderie vor den rauchenden und lärmenden deutschen Studenten den größten Abscheu. Man sieht aber jetzt im Großen wie im Kleinen allmälig ein, daß Altklugheit nicht Klugheit, und daß das geistliche Interesse mit dem geistigen nicht immer eins ist. 48.

*) Originell genug! „Der Bursch von echtem Schrot und Korn", „Auf, Brüder, laßt uns lustig leben" und die bekannte deutsche Version des „Gaudeamus igitur". In einem künftigen Hefte sollen die Engländer mit dem „Landesvater" regalirt werden. Man darf für diesen classischen Gesang vom Übersetzer viel hoffen, der einen bekannten vierversigen Trinkreim so übertragen hat:

> Such good christian chums we lack, Sir
> Who will drink their latest black, Sir
> Shoe and stocking and barefoot run
> Post to the D——l when all is gone.

Literarische Notizen.

Von Madrolle in Paris erschien ein Werk echt französischen Gepräges unter dem Titel: „Les grandeurs de la patrie et ses destinées en présence des révolutions et des puissances, en 1840"; das Buch ist mit folgendem Motto versehen: „La France attend quelqu'un ou quelque chose." — Die Literatur über Algerien wird fast unübersehbar. Außer Blanqui's Schrift „Algérie" erschien neuerdings: „La vérité sur Alger", von E. Duchassaing, einem Colonisten und Mitgliede des Municipalrathes in Algier. Auch erschien bei Andriveau-Goujon eine neue Karte von Algerien mit neuen Details, betreffend die Fläche von Metidscha und die dem Atlasgebirge naheliegenden Tribus und Gebietsstrecken; ferner eine andere von Berthe, die dem Grafen Rochefoucauld zugeeignet ist und zugleich das Gebiet von Tunis, Tripolis und Marokko, die Marschroute nach Konstantine, das Défilé der eisernen Pforten und den Plan von Algier und seiner Umgebungen umfaßt. Hierzu rechne man noch eine Schrift von Duvérine: „De la gestion des intérêts nationaux en Afrique, ou résumé de l'état politique et économique de l'Algérie."

Unter den neu in Frankreich erschienenen historischen Schriften dürften zu erwähnen sein: „L'Espagne ou histoire des derniers événements de la guerre civile actuelle dans la péninsule", von Guido, Grafen von Ortasini, ehemaligem Capitain der Artillerie und Stabsoffizier in spanischen Diensten; „Histoire des guerres religieuses en Auvergne pendant les 16ième et 17ième siècles", von André Imberdis, ein von der Akademie zu Clermont gekröntes Werk, welches in vier mit Holzschnitten und Karten versehenen Lieferungen und zwei Bänden erscheinen wird. Von speciellerm Interesse ist: „Caen en 1786, chronique normande", von A. Peignant, und von mehr romantischem und pikant skandalösem Inhalt: „Le Louvre sous nos rois, chroniques galantes de ce château royal", von E. Guérin, Verf. der „Nuits de Versailles". Unter den Biographien ist zu nennen: „Notice sur M. le duc de Blacas", von dem Vicomte de la Boulaye.

Neu angekündigt sind: „Le magnétisme opposé à la médecine", vom Baron Dupotet de Sennevoy; „Résumé des voyages, découvertes et conquêtes des Portugais en Afrique et en Asie, aux 15ième et 16ième siècles", von Madame H. Dujardny; „Notice sur la vie et les ouvrages de Bébian, ancien consul des études de l'institut royal de sourds-muets de Paris", von F. Berthier, einem Schüler und Vertrauten Bébian's; von belletristischen Werken: „Fréderic le lion", von Jules A. David; „La captive de Barberousse", von de Bermont; „Erostrate", Gedicht von A. Labensky (Jean-Polonius); „Système du monde ou loi universelle", Gedicht in drei Gesängen, von F. L. Groult de Tourlaville. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

@@BLOCK0@@# Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 62. —— 2. März 1840.

Reise in das Morgenland in den Jahren 1836 und 1837, von G. H. v. Schubert. Zweiter Band.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 61.)

Der dritte Brief führt uns aus den Häusern Kairos auf die Straßen zurück, das öffentliche Leben der Bewohner abbildend. Wir müssen uns hier auf wenige Andeutungen des Inhalts beschränken. Die Straßen Kairos sind zwar noch immer ungepflastert, aber durch Mohammed Ali's und Ibrahim Pascha's Vorsorge doch reinlicher als früher, noch immer eng und winklich, aber doch von den verengenden Bänken vor den Häusern befreit. Bei Neubauten setzt man jetzt an die Stelle der alten, unbequemen eine neue, mehr europäische Ordnung. Die vielen Thore, die im Innern der Stadt eine Straße von der andern trennen, sind nur in der Nacht verschlossen. Die Geschäftigkeit und das Gedränge auf den Gassen am Tage ist so groß, daß man die Sagen von der Volksmenge für wahr halten möchte; aber in den 30,000 Häusern wohnen doch nicht über 240,000 Menschen, von denen vier Fünftel ägyptische Moslemen, die übrigen Türken, Franken und andere Fremde, und nur etwa ein Zwanzigtheil koptische Christen sind, und etwa ein Sechzigtheil Juden. Der fanatische Widerwille der Moslemen gegen Christen und Juden ist sehr gemäßigt, obwol durch äußere Gewalt mehr zurückgedrängt, als durch bessere Erkenntniß überwunden.

Einen Überblick über den Kunst- und Gewerbfleiß der Einwohner gewinnt man um so leichter, da die Arbeiten und Waaren jeder Art auf besondern Märkten, die jedoch weniger freie Plätze als breitere Straßen sind, aufgestellt sich finden. Die meisten und kostbarsten Waaren sieht man in den Wikabehs oder Kaufmannsläden und Hallen, deren es gegen 300 gibt, aufbewahrt. Nur mit schmerzlicher Theilnahme kann man bei dem Sklavenmarkt verweilen, auf welchem Kinder und Jungfrauen der Abyssinier und Neger, rohen Mishandlungen preisgegeben, feilgeboten werden. Erfreulicher ist der Anblick der Schulen, in denen die kleinen Ägypter lesen und schreiben, besonders aber den Koran auswendig lernen, wobei sie es lautschreiend und unter wunderlichem Hin- und Herbewegen des Körpers zu einer großen Fertigkeit bringen, wobei man mit dem ersten Capitel beginnend, alsbald zum letzten, dann rückwärts zum vorletzten, bis hinan zum zweiten als dem längsten übergeht. Der Ficki oder Schulmeister wird in seinem Geschäft öfters unterbrochen durch Leute, denen er einen Brief schreiben soll, was sein wenig einträgliches Hauptgeschäft zu sein scheint. Die Gelehrsamkeit und Bildung dieser Schulmeister steht freilich auf einer sehr niedern Stufe.

Wir gehen an dem seltsamen Geschrei der Waarenausrufer, an den Aktars oder Droguisten, welche unter Anderm auch die berauschenden Massen aus Opium, Hanf und Nießwurz verkaufen, an dem unvollkommen eingerichteten Tollhause vorüber, und verweilen nur ein wenig bei der von zahlreichen Bettlern umgebenen Aharsmoschee, der berühmtesten, obwol nicht schönsten unter allen. Es ist ein weitläufiges steinernes, aus mehren verschiedenartigen Theilen zusammengesetztes Gebäude, in dessen Innern man nichts als einen viereckigen, nach oben offenen Hofraum erblickt, den bedeckte Säulengänge umgeben. Die breiteste und ansehnlichste dieser Hallen auf der Südostseite, der Richtung nach Mekka, ist der Versammlungsort zum Gebet und enthält das Wandgehäuse zum Koran und die Kanzel für den Freitagsprediger. Die drei andern, viel schmalern Säulengänge sind großentheils zu Wohn- und Lehrzimmern benutzt. Denn mit dieser Moschee ist eine berühmte Hochschule verbunden, die als der Hauptsitz arabischer Gelehrsamkeit betrachtet wird, aber ihre 1200 Studenten nur mit etwas Rhetorik, Logik, Algebra und Zeitrechnungskunde bekannt macht. Die Lehrer müssen sich mit einem geringen Lohn von ihren Zöglingen und mit der Aussicht auf eine Ulema- oder Kadistelle genügen lassen. In der Nähe ist auch eine Schule für Blinde, die meist als Gebetsausrufer angestellt werden, oder den Chören der Fakirs (Bettler), die man auch zum Hersagen des Glaubensbekenntnisses bei Leichenbestattungen dingt, sich gesellen.

Leichter als anderwärts können auch Franken hier zur Ansicht des Innern der Moscheen gelangen, gegen ein Trinkgeld an den Buab oder Imam, am leichtesten bei der Amramoschee in Altkairo oder Fostat. Das Baumaterial zu der mächtiggroßen Hassanmoschee, zu allen ihren Nebengebäuden und Ringmauern ist von einer einzigen jener kleinsten Pyramiden entnommen, die neben den drei großen von Ghizeh stehen wie Püppchen neben erwachsenen Menschen. Am Freitage, dem von Mohammed erwählten Sabbath, an welchem aber außer den Gebetsstunden das

Alltagsgewerbe seinen Fortgang hat, werden die Moscheen von den Islamgläubigen besucht, in Kairo nicht mit großem Eifer. Beim Eintritt eilt man zu dem Wasserbehälter in der Mitte des Hofes und verrichtet die gesetzlichen Waschungen unter Gebetsprüchen, an Händen, Mund, Nase, Ohren, Angesicht, Füßen, die, jedes Glied dreimal, ausgespült oder abgewaschen werden. Zu den übrigen Gebeten bedient man sich des Sebchah, einer Art von Rosenkranz, aus 99 und drei Kügelchen, meist von Aloeholz. Dreiunddreißigmal werden die Worte: „Unbegrenzter Preis sei Gott!" Dann einmal: „Unbegrenzter Preis sei Gott, dem Großen, und ewiges Lob!" Dann von neuem dreiunddreißigmal: „Preis sei Gott!" und einmal: „Erhaben sei seine Majestät; es ist kein Gott außer ihm!" u. s. f. wiederholt, zum Schluß: „Gott ist der Mächtigste an Größe; und Preis sei Gott überall und zu allen Zeiten." Wer, ohne sich stören zu lassen, in welchem Falle er von vorn anfangen muß, fortfährt, wird mit der ganzen Andacht in drei bis vier Minuten fertig und geht dann davon. Das ist denn freilich flüchtiges Lippenwerk, wie überhaupt im Wesen des Islam das Sterbliche und Vergängliche vorwaltet.

Wir müssen uns versagen, bei der Beschreibung der Citadelle und der köstlichen Aussicht, die sie auf ihrer Höhe gewährt, des Josephbeunnens, der Audienz bei Mohammed Ali, des Beiramfestes mit seinen Hoffeierlichkeiten, Volksbelustigungen und Gräberbesuchen, der Klopffechter und Tänzer, Schlangenbeschwörer, Possenreißer, Taschenspieler, Zigeuner und Romanzenerzähler und der ägyptischen Musik zu verweilen. Auch Das, was von den Lehren und Gebräuchen des Islam in Beziehung auf den Tod mitgetheilt ist, gestattet keinen Auszug.

(Die Fortsetzung folgt.)

Orthobiotik, oder die Lehre vom richtigen Leben. Von J. C. A. Heinroth. Leipzig, K. Tauchnitz. 1839. Gr. 8. 2 Thlr.

Wer kann Anleitung zum richtigen Leben ertheilen? Der Arzt, der Philosoph und der Geistliche. Der erste heilt, der letzte tröstet, und der Philosoph läßt sich beides gefallen. Gäbe es indessen keine Krankheit, kein Seelenleiden, so brauchte man weder den ersten noch letzten und vielleicht überall keine Anleitung. Dahin ist es nun nicht gekommen, sondern die Menschen brauchen Rath und Trost, mithin auch Bücher, worin beides gegeben wird. Ein solches Buch liegt vor uns, und bei der wirklich nachzuweisenden und oft genug beklagten Verkehrtheit, womit Viele ihr Leben einrichten, steht zu wünschen, sie möchten die Lehre beherzigen. Der Verf. ist Arzt und mit theologischen Lehren vertraut, auch in Bezug der letztern ein gläubiger Christ, welches Ärzte nicht allemal sind; er ist zugleich ein geistreicher Mann, und dadurch, wenn man will, zum Philosophen geeignet, nur freilich mit der Philosophie, sofern sie Product der Speculation ist, im erklärten Kriege, da er die Speculation einen passiven Zustand nennt, in welchem der Verstand von einer übermächtigen, nicht von Vernunft begeisterten Phantasie fortgerissen werde und in Labyrinthe gerathe, für welche ihm der ariadnische Faden der Vernunft mangele (S. 235). Doch dieser Umstand schadet wenig, weil auch Diejenigen Philosophen bleiben, welche dem Hochmuthe der Speculation widerstreben; weil — gleich den Philosophen — die Philosophie sich Alles gefallen läßt, selbst daß man ihr Dasein leugnet; weil endlich der größte Theil der Sterblichen ohne speculative Philosophie lebt und leben muß, sonach die daraus geschöpften orthobiotischen Vorschläge für ihre zahlreiche Gemeinschaft bedeutungslos bleiben würden.

Mag daher die Speculation auf verschiedene Weise den Gegensatz des Körperlichen und Geistigen auffassen, erklären, erhärten oder leugnen, für das Leben gibt es stets eine körperliche Seite und Richtung, wie eine geistige Seite und Lebensrichtung, leibliches Wohl und Wehe, geistige Freuden und Schmerzen, es sind also, wie der Verf. sagt, zwei Seiten und Richtungen, „die uns in Beschlag nehmen, die der Natur (das Körperliche) und die des Geistes" (S. 31). Darum theilt sich seine Orthobiotik in die Angabe des richtigen Lebens für Behandlung unsers leiblichen Daseins und Wirkens, und die geistige Seite desselben hat er als Denkleben, Thatleben und Gemüthleben erwogen. Letztere ist für den Menschen sehr bedeutend, indem „im Menschen das Thier frei werden soll", und seine Thätigkeit darauf ausgeht, „das höchste Leben der Erde in ein geistiges umzuschaffen". Darauf beziehen sich die alten Grundideen eines reinen Geisterreichs, sowie des Abfalls und der Entsündigung, wobei dieser Abfall nicht als in unserer physischen Einrichtung begründet angesehen werden kann, sondern eine wenngleich nicht nothwendige Folge des Hanges zum Bösen ist, dem durch Glauben an Christum, das Reich des Geistes und die Liebe zu Gott abgeholfen werden soll. Es ist ein Misverständniß der Dogmatik, daß die Menschen durchaus verderbt und zu allem Guten untüchtig wären, sie haben Vernunft, Verstand, Willen und Gewissen, sollen durch Selbstthätigkeit, durch die Stimme der Vernunft, die Stimme der Freiheit (S. 20) das rechte Leben gewinnen. Weltmenschen, die blos den Geschäften oder dem Vergnügen leben, und Diejenigen, welche von der Welt nichts wissen wollen und sehnlich nach Erlösung aus dem Jammerthale des jetzigen Lebens seufzen, verkennen ihre Aufgabe. Das richtige Leben kommt auch auf ganz andere Weise zu Stande als die sogenannte absolute Wissenschaft, obwol eine Wissenschaft dazu erfodert wird, deren Kern oder Princip in der göttlichen Offenbarung aufbewahrt ist.

Ganz kurz ließen sich des Verf. Vorschriften in dem Satz zusammenfassen: „erhalte deine Gesundheit und lebe wie ein Christ". Wenn nur beides nicht schwer wäre! Denn wozu sonst alle ärztlichen Verordnungen und theologischen Ermahnungen? Die Heilkünstler kämpfen mit leiblicher Krankheit, die Geistlichen mit der Sünde, sie werden des Übels nur selten Meister und verklagen dabei Diejenigen, denen geholfen werden soll, die Kranken und die Sünder; daß diese nämlich dem Rath und der Warnung nicht folgen, verkehrt und unbesonnen zu Werke gehen, mithin die Orthobiotik nicht einsehen oder verachten — es ist also nothwendig, näher zu entwickeln, was eigentlich verlangt wird, damit die Einsicht zunehme, und dies geschieht unter andern durch Bücher. So hat vor Jahren Hufeland eine „Kunst, das menschliche Leben zu verlängern" mitgetheilt, so haben Mehre eine Diätetik aufgestellt, so haben selbst Philosophen eine Anweisung zum seligen Leben geschrieben, der Predigten und Erbauungsbücher zu geschweigen.

Ein wißbegieriger Leser ist sonach reichlich berathen und er findet auch bei unserm Verf. viel gute Weisung. In Bezug auf das leibliche Dasein wird aufmerksam gemacht, wie der Mensch Herr seiner Sinne und Glieder sei, sogar bis zur willkürlichen Zerstörung des Lebens selbst. Er sei mäßig in der Nahrung, hüte sich vor übermäßiger Anstrengung, bedenke, daß sein selbstbewußtes Leben vom leiblichen geweckt und getragen werde, nehme Rücksicht auf Klima und Boden, auf Lebensalter, Kopf, Brust und Unterleib, hüte sich vor schlechten Gewohnheiten, erfrische sich durch Luft, Bewegung und Schlaf. Wider Rumohr's „Kochkunst", welche in ihrer Vervollkommnung die Zeichen steigender Volkscultur erblickt, empfiehlt der Verf. die einfachsten Nahrungsmittel, ist dem Frühstücke ohne besonderes Bedürfniß abgeneigt, und räth, nichts zur Unzeit, nichts im Übermaß zu genießen. Starke Getränke und W ein verweist

er für den Gebrauch des Alters u. s. w. Vor zu großer Kälte und Hitze, vor Feuchtigkeit der Wohnungen und Unreinlichkeit nehme sich Jeder in Acht, und vernünftige Menschen thun wol das Meiste in dieser Hinsicht Empfohlene, obwol bei Manchen auch eine unbegreifliche Sorglosigkeit oder hypochondrische Ängstlichkeit eintritt und ein Hang zur Schwelgerei und Unordnung Tausende hinreißt.

Aber nun, was wird orthobiotisch nach der geistigen Lebensseite hin verlangt? Denken ist wie die Unruhe einer Uhr für die innere Ökonomie unsers Seelenlebens, ein Bilden, wie dasjenige, welches wir in der Natur gewahr werden. Es gibt dafür eine äußere und eine innere Gesetzlichkeit. Die erstere ist in unserm sinnlichen Wahrnehmungsvermögen gegründet, und es ist eine wahre Kunst, die Außenwelt rein und unverfälscht aufzufassen, dies beweisen die Gespenster- und Geistererscheinungen, die Täuschungen der Leidenschaften. Die innere Gesetzlichkeit, mit der äußern in stetem Wechselverkehr, zeigt sich im Begreifen, Urtheilen und Schließen. Ihre Erscheinungen werden modificirt durch die verschiedene Cultur des Denklebens, durch den Zusammenhang desselben mit dem Gemüth und Thatleben. Gelehrsamkeit und Ungelehrsamkeit stehen einander gegenüber. Blos historische Gelehrte führen ein Autoritätsleben, und was die entgegengesetzte philosophische Bildung betrifft, so haben beide blos die Einseitigkeit gemein. Der Verf. beruft sich auf das künstliche Abstrahiren und auf die Geschichte der Philosophie, wogegen sich aber erinnern liebe, das Abstrahiren sei dem Menschen so natürlich als das Denken selbst, ja dessen eigenstes Wesen, und die Geschichte der Philosophie müsse ein Correctiv für die Einseitigkeit des Denkens darbieten. Freilich wenn man die Sache so stellt (S. 125): Hegel habe durch sublimirte Abstraction den Begriff zu Allem in Allem gemacht, und es bleibe nun nichts übrig, als den Begriff selbst in Nichts aufzulösen, ein Geschäft, welches schon die älteste, d. h. indische Philosophie vollbrachte — so hätte die Philosophie ihren Kreislauf aus Nichts zu Nichts beschlossen. Allein dem Nichts steht immer ein Etwas gegenüber, und auch dieses müßte sich in der Geschichte des Philosophirens zeigen, wie denn der Verfasser von Griechen und Goethe als Mustern eines natürlichen Denklebens spricht, denen nur das geistige gefehlt habe, weil Heiden und Goethe nicht geschickt zum Reiche Gottes gewesen.

Das richtige Denkleben ist nicht im bloßen rohen Vorstellungskreise, nicht im künstlichen Abstrahiren, nicht im natürlichen, einseitigen Denkleben und ebenso wenig im Einfluß der Temperamente zu suchen. Welches sind seine Bedingungen? Sie lassen sich mit dem bei Naturforschern gebräuchlichen Namen Princip und Basis bezeichnen. Das Princip muß über dem Verstande in der Vernunft seinen Grund und sein Bestehen haben, unser ganzes Denkleben soll der Wahrheit huldigen. Daß es Wahrheit gebe, bezeugt unser Bewußtsein, folglich unsere Vernunft. Das Ich bejaht sich selbst, und bewährt oder bewahrheitet seine Einheit in dem Ausdruck: „Ich bin." Wahrheit ist Einheit, in unserm Denkleben soll Einheit herrschen, die Vernunft soll unser ganzes Denkleben beherrschen. Die Basis für dieses Princip ist die Gegenständlichkeit überhaupt, oder die Gesammtheit der Gegenstände insbesondere. Die Beziehung zu dieser Gesammtbasis ist aufnehmend — Resultat die Wissenschaft — und rückwirkend — Resultat die Kunst. Nicht jeder braucht ein Gelehrter und Künstler zu sein, aber Erkenntniß und Vorbilden seines Handelns kann er nicht entbehren, sowol in Beziehung seines Denklebens auf die Welt, als auf den Geist.

Man muß nicht der Welt entsagen, um Antheil am Reiche Gottes zu haben, auch die Welt (Natur, Schöpfung) ist nicht ungöttlich, und wir können weder die Natur- noch die Menschenwelt entbehren. Das Denkleben ist hingewiesen auf die Erkenntniß der Raumwelt, Naturwissenschaft; obgleich eine Naturphilosophie, welche die gesammte Natur aus dem denkenden Geiste construiren, d. h. die Schöpfung nacherschaffen will, der Fata Morgana gleicht. Gegenständliche Begriffe zu gewinnen, ist Alles, was wir wünschen können. Jeder Kreis der Naturforschung hat sein eigenes Regulativ. Goethe ist das Muster eines unbefangenen Naturbetrachters. Für die Menschenwelt zeigt sich der Werth und die Nothwendigkeit der Geschichtswissenschaft, und das Denkleben wirkt auf jene schaffend und bildend sowol reel in Construction und Einrichtung des Staates, als ideell in Schöpfungen der redenden Kunst.

Das Wort Geist im Gegensatz gegen die Welt bedeutet Schöpfergeist; denn die Welt ist die Schöpfung. Wiewol nun dieser Geist sich in der Schöpfung offenbart, so ist doch die Schöpfung nicht der Schöpfer, oder, mit andern Worten, die Natur nicht Gott. Nur die Entstehung geistiger Wesen in der Zeit gehört zu Gottes Schöpfung, denn das Leben der geistigen Wesen in der Zeit ist vom Elemente der Freiheit bedingt. Gott kann sich in der Geschichte nur als Liebe offenbaren, wie auch die Thaten der freien Wesen beschaffen sein mögen. Die erste Art der Erkenntniß des richtigen Denklebens in Beziehung auf den Geist ist negativ über den Grund der Abweichung von wahrer Gotteserkenntniß und die mannichfaltigen Gestalten dieser Abweichung. Der Grund liegt im Menschen, im Hange zum Bösen, nicht in seiner sinnlichen Natur, sondern in seiner moralischen, in der Freiheit, die sich der Vernunft widersetzen kann, wozu die Neigung nicht vom Schöpfer in den Menschen gelegt, sondern wie ein Gifthauch an ihn gelangt ist, deren Quelle der Verfasser nicht weiter verfolgen will. Das richtige oder von der Vernunft geleitete Denkleben erkennt durch die Erscheinung Christi und dessen Offenbarungslehre die reinste Quelle der wahren Gotteserkenntniß oder der echten Theologie, mit Ausschluß der Verunstaltungen im Laufe der Zeit. Dem Katholicismus wie dem Protestantismus wird der Vorwurf des Autoritätsglaubens gemacht, eines fesselnden Afterglaubens und Antipoden der Wahrheit, welche feig macht. Diese Fesseln zu lösen vermöge blos die Vernunft, welche sich im richtigen Denkleben ausspreche. Wähne aber Niemand, dieser Gedanke des Verf. unterstütze den Rationalismus oder die Philosophie, denn es wird gegen des ersten Dünkel und Anmaßung geeifert, und von der zweiten heißt es: die Philosophie bedürfe des Geistes nicht, wie die Vernunft, sondern sei ihr eigenes Licht und erblicke nur ihre eigene Dürftigkeit. Versteht Ref. hierin den Verf. recht, so ist dieser im weitesten Sinne allerdings Rationalist und Philosoph, die Rechte der Vernunft und des Verstandes vertheidigend, nur will er den Gebrauch beider im Denkleben an das unvertilgbar im Bewußtsein gegebene Bedürfniß der Religion und Religiosität geknüpft und darauf bezogen wissen, denen die christliche Offenbarung entgegenkommt, welches zusammengenommen das Licht des Denklebens ausmacht, und in welchem Sinne von einem echten und unechten Rationalismus, von einer echten und unechten Philosophie geredet werden könnte. Allein der Streit über Echtheit und Unechtheit möchte hier von vorne beginnen und wieder nur durch Vernunft und Philosophie beizulegen sein. Kein äußerer Cultus, keine sogenannte gottesdienstliche Handlung wären Religion, sondern nur äußere Zeichen derselben (S. 176) und Sittlichkeit wäre die Liebe, welche im Thatleben erscheinen und dasselbe erfüllen soll.

Dies Thatleben ist der Betrachtung nicht minder wichtig als das Denkleben. Wollen ist Selbstbestimmung, ein Act der Freiheit. Handlung ist eine durch den Willen bewirkte freie Bewegung, vermittelt durch organische Thätigkeit, begrenzt durch Gegenstände der Handlung. Eine Handlung ohne Beschränkung durch organische Kraft und Natur ist die That, die Bewegung geht auf das Unbeschränkte aus, auf die Freiheit. Freiheit ist blos in freien Wesen zu finden, nur in Beziehung auf Menschen, organisch bedingten Wesen, ist That möglich, nicht in Beziehung auf Gott, die letztere Beziehung gibt nur ein Handeln nach oder gegen Gottes Willen, Gehorsam und Frömmigkeit oder Ungehorsam und Sünde. Diese Abhängigkeit hat nicht ihren Grund in der größern Macht des göttlichen Willens,

denn die Macht der Natur ist auch größer als die unserige, sondern in der Heiligkeit des göttlichen Willens, dessen Gesetz in unserm Gewissen lebt. Die Abhängigkeit von Gottes heiligem Willen ist keine absolute, unser Wille kann sich dem Gebot der Heiligkeit widersetzen. Im Gebot der Heiligkeit, als höchstes Ziel der Menschenbestimmung, liegt zugleich das der Seligkeit oder des ewigen Lebens. Es verlangt ein gemeinsames Wirken, nicht blos ein einzelnes für sich. Die Handlung eines Menschen in Bezug auf das Wohl und Wehe Anderer ist eine That, sie ist weder ein Zufälliges noch ein Nothwendiges, der Mensch ist dafür verantwortlich, und das Leben des Menschen ist seine That, das Thatleben uns angeboren, das Element des eigenen Lebens, wozu Wollen und Denken gehört. Falsches Thatleben widerspricht dem Gebot der Heiligkeit oder dem Gesetz der Freiheit, entweder negativ oder positiv. Wecke deine Erkenntniß, hänge dein Gemüth nicht an nichtige Dinge, meide die Laster, Lieblosigkeit, Religionshaß, Neid, Misgunst u. s. w. Gewöhne dich von Jugend auf an religiöse Eindrücke, folge der Stimme des Gewissens, das Gewissen ist der Schlüssel zur Religion, entwickele physische und intellectuelle Kraft, übe deine Einbildungskraft, deinen Verstand, deine Erfahrung, deine Willensstärke, thue das Gute, meide das Böse. Die Speculation leistet nichts für ein richtiges Thatleben, sie zieht davon ab. Mystische Grübler, astrologische Zukunftsdeuter, alchemistische Goldsucher, Projectmacher, selbst Eroberer kommen nicht zum richtigen Thatleben und zum Glück. Denn inneres Glück ist der Charakter des richtigen Thatlebens, wie Wohlbefinden Charakter der Gesundheit, es ist ein vernunftgemäßes Leben, alle Menschen haben Christum in ihrer Vernunft, die Feinde der Vernunft sind zugleich die Feinde Christi. Wir bedürfen eines solchen Anregers, eines solchen Lichtwesens außer uns, um das Lichtwesen in uns zu wecken, zu beleben, zu kräftigen. Christi Lehre war ganz auf das Thun gerichtet, sie war die Lehre des richtigen Thatlebens, selbst sein Leiden war eine That, die göttliche That unbedingter Ergebung in den Willen Gottes. In Beziehung auf Natur und Geist, auf den Beruf eines jeden Einzelnen, wird dieser Hauptgedanke vom Verfasser weiter entwickelt.

Das Gemüthleben endlich gilt ihm als lebendiger Kern und Mittelpunkt des Seelenlebens. Die Seele ist Gemüth und Herz, wiefern sie verlangendes und gebendes Wesen ist. Das Herz geht für das ganze Leben seinen eigenen Gang, der oft von dem des Willens ein sehr verschiedener ist, es gibt den Impuls zur Freude, zum Wohlsein. Jugend und Alter huldigen ihm auf eigenthümliche Weise. Gemüthleben steht in natürlicher Beziehung zum Denk- und Thatleben. Entweder bestimmt es das Denkleben, oder wird von diesem bestimmt, auch die Thatkraft wird durch Bedürfnisse und Triebe unsers Herzens angeregt. Für sich allein kann es unserer Bestimmung nicht entgegenführen, nämlich zur Freiheit, weder als verlangend, durch Befriedigung der Leidenschaften, noch als gebend, ja sich selbst aufopfernd, in welcher Beziehung Frauen und Mütter oft in falsche Richtungen gerathen. Es bedarf der Leitung der Vernunft, nur durch Vernunft ist der Mensch ein persönliches Wesen und kennt das Gesetz der Freiheit, und sie kann nichts Anderes vom Herzen verlangen als Religion, diese ist die zweite Bedingung des richtigen Gemüthslebens, und mit ihr der Glaube. Vernunft und Glaube sind Lichtverwandte, der Glaube sucht Gott, und die Vernunft ist seine Führerin auf dem Wege zu Gott, sie würde ihn aber nicht finden, wenn er sich nicht offenbart hätte, und der Gipfel aller Offenbarung ist Christus. Selbstbeschränkung und Selbstentäußerung werden verlangt, mit dem richtigen Denk- und Thatleben muß das Gemüthleben in Harmonie stehen. Auf Liebe Gottes, die sich aus dem Glauben entwickelt und woran sich die Hoffnung schließt, führt das Gemüthleben, Beispiele davon zeigt uns die heilige Schrift, und es findet in der Natur und der Menschenwelt fortwährende Nahrung.

Unverkennbar hat der Verf. seine Orthobiotik mit viel Gemüth durchgeführt, wovon zugleich eine gewisse strömende Fülle der Worte Zeugniß gibt, und gemüthvolle Leser werden ihm danken und der Wahrheit seiner Lebensauffassung beipflichten. Die Freunde schaefer Begriffe möchten oft strengere Bestimmungen wünschen, wie z. B. Vernunftleben, Denkleben, Thatleben und selbst Gemüthleben sehr ineinander übergehen, wofür freilich die Entschuldigung gilt, daß sie in der geistigen Persönlichkeit des Menschen eine Einheit bilden. Bitter wird der Verf. nur gegen zwei ihm feindliche Wesen, gegen die Philosophie und gegen den Geist der Zeit. Von jener heißt es: wie eine sehr lebensreiche Zeit gewesen, wo man noch Nichts von Philosophie wußte, so werde eine noch lebensreichere kommen, wo man nichts von Philosophie weiß, außer der Geschichte ihres Aufkeimens, Wachsens, Blühens, Absterbens. Im Geist der Zeit findet der Verf. dünkelhafte Einbildung, Falschheit und Lüge (S. 372, 373). Daß beide sich gegen alle Vorwürfe rechtfertigen können, bezweifelt Ref.; aber ebenso sehr, daß nichts als Verdammliches an ihnen sei und — daß man sie los werden könne; denn mit irgend einer Philosophie und mit irgend einem Geiste der Zeit muß Jedermann verkehren, und — wieviel daran ihm auch ärgerlich erscheine — sich dennoch behelfen. 28.

Notiz.

Shakspeare.

Besonders durch die beiden von Knight und von Tyas veranstalteten illustrirten Ausgaben Shakspeare's ist es jetzt in England Mode geworden, den großen Dichter Shakspere zu nennen, weil die meisten Urkunden, in welchen sein Name vorkommt, diese Schreibweise festhalten, während er sich in seinem Testament als Shakspeare unterzeichnete und die erste Folioausgabe seiner Werke ihn Shakespeare nennt. Ob wol die Deutschen die Mode annehmen werden, welche den Werktagsgebrauch zum Meister macht, während der Dichter der Nachwelt den Wink gegeben zu haben scheint, indem er Das, was doch ausschließlich für sie bestimmt war, sein Testament, in anderer Art als Kauf- und Schulddocumente unterschrieb? Zudem gilt nach gemeinem Rechte das letzte Wort. Sonst würde der Shakspearomane ungern auf die Schreibart Shakespeare verzichten, welche, ganz wie Homer seinen Ares, den Dichter eines Hotspur und Macbeth als Lanzenschwinger bezeichnet, wie der Name denn auch dem Großvater des Dichters auf einem der französischen Schlachtfelder von seinem Könige ertheilt worden sein soll. Wie wenig jedoch begründet das „historische Recht" der einen oder andern Schreibart sei, beweist folgender Variantenauszug aus den Gemeinderegistern von Stratford am Avon, in denen der Vater des Dichters 166 Mal genannt wird, und zwar (man entschuldige die Mikrologie!)

4	Mal	als	Shackesper	17	Mal	als	Shakspeyr
3	=	=	Shackespere	4	=	=	Shakysper
4	=	=	Shacksper	9	=	=	Shakyspere
2	=	=	Shackspere	69	=	=	Sharpear
13	=	=	Shakespere	8	=	=	Sharper
1	=	=	Shaksper	18	=	=	Shakrpere
5	=	=	Shakspere	9	=	=	Sharspeare.

Man sollte wirklich denken, Freund Puck aus dem „Sommernachtstraum" habe sich zuweilen mit Orthographie beschäftigt, wie er bekanntlich dem Sangesmeister zu manchen geographischen und archäologischen Daten verholfen. Dem ist aber nicht so; freilich verdanken wir die Variantensammlung einem Komiker, aber nur dem kürzlich verstorbenen Charles Mathews, der in seinen hinterlassenen Memoiren noch weiter bemerkt, daß die Schreibart Sharpear, welche wir am häufigsten im Register finden, auch insoweit populair ist, als der Name noch gegenwärtig in Stratford mit kurzer, nicht, wie regelmäßig geschieht, mit langer Anfangssylbe ausgesprochen wird. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 63. —— 3. März 1840.

Reise in das Morgenland in den Jahren 1836 und 1837, von G. H. v. Schubert. Zweiter Band.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 62.)

Im vierten Briefe geleitet uns der Verf. durch die Umgegend Kairos. Hier stehen die Denkmäler jener ungeheuern Flut, die vor Jahrtausenden das Erdreich bedeckte, in dem fast alle Hügel des Nummulitenkalks erfüllenden Gewimmel von Überresten lebendiger Wesen, in den versunkenen und versteinerten Waldungen der Vorwelt, vegetabilischen Mumien gleich, in den Thälern und Klüften, welche die Wassermassen in das Land hineinrissen, in den mit runden Kieseln besäeten Feldern und in den weiten Sandstrecken, neben dem jungen frischen Leben der Natur, gleich den uralten kolossalen Werken der Menschenhand neben den Gebilden der neuesten Zeit, wie die alten Ägypter ihre Todten zu Festen einluden, und den ernsten Anblick der Mumien zu den fröhlichen Eindrücken des gastlichen Mahles gesellten. Der Nil breitet noch immer seine Segnungen weithin über das Land aus; aber an seinen reichen Ufern verschläft ein meist sehr armes doch genügsames Volk seine Tage unter wüsten, oft schweren Träumen.

Am Saume des ausgetrockneten Teiches von El Esbekieh hin, in dessen Mitte jetzt Mohammed Ali einen botanischen Garten einrichten läßt, zum Thore von Boulak hinaus, auf wohlgebauter Straße, durch die neuen Gartenanlagen und Pflanzungen Ibrahim Paschas gelangt man nach Fostat oder Altkairo und an den Nil, der hier mit zwei Armen die Insel Ruda oder Rode, nach unverbürgter Sage die Stätte, wo Pharao's Tochter das Kind Moses aus dem Wasser rettete, umschlingt, und oberhalb derselben, wo er noch ungetheilt ist, Ghizeh gegenüber, einen unvergleichlichen Eindruck gewährt. Es ist nicht die Schuld des herrlichen Stromes, daß jetzt nicht über zwei Millionen Menschen kümmerlich sich nähren, wo zu Herodot's Zeiten sieben Millionen in Wohlstand und Üppigkeit lebten. Obwol durch die jährliche Anhäufung bei der Überschwemmung der Boden des Landes bedeutend erhöht worden, so hat doch gleichzeitig auch das Flußbett sich gehoben, und die Überschwemmung erreicht noch immer die Höhe wie in den Tagen Herodot's, Plinius', Plutarch's, nämlich 15—16 Fuß. Seiner Breite kommt keiner unserer vaterländischen Ströme gleich, 1300 pariser Fuß im engern Bett bei Luckfor, weiterhin 2034 und 2800—2846.

Ohne den Nil wäre das Land eine Wüste. Im Januar, da der Strom noch in fast vollem Bett geht und an den tiefern Thalstellen Teiche und Sümpfe stehen, da in Unterägypten auch noch öftere Regenschauer, deren Oberägypten jährlich kaum fünfe empfängt, auch wol Platzregen das Land erquicken und die mittlere Temperatur auf 10—12 Grad steigt, hat der Flachs schon Knoten gewonnen, der Weizen steht hoch wie bei uns im Mai, die Erbsenfelder sind voll großer Schoten, Bohnen und Rübsamen blühen, das Zuckerrohr wird geerntet. Aber diese Frische der Natur verschwindet bald. Im März steigt die mittlere Temperatur auf 20 Grad und darüber, in Oberägypten auf 24 und die Felder sind weiß zur Ernte; im April schneidet man den Weizen, und dann tritt die Periode der heißen, aus Süden strömenden Chamsimwinde ein, wol 50 Tage lang. Dann ist der Boden in großer Dürre geborsten und löst sich bei jedem Windhauch in Staub auf; das Grün der Auen verschwindet fast überall, nur der Palmbaum behält sein grünendes Laubdach. In dieser Zeit, da das heißere, aber doch gesündere Oberägypten oder das sinaitische Gebirge den des Klimas ungewohnten Fremden erträglicher ist, tritt meist auch die verwüstende Pest ein, die 1835 in Kairo allein 80,000, im übrigen Lande an 200,000 Menschen tödtete. Dann, wenn die Noth am größten geworden, heben die kühlenden Nordwinde häufiger und kräftiger zu wehen an, die Nilfahrt belebt sich wieder, und auf den 17. Juni folgt die wundervolle fröhlichgefeierte Nacht, die Nacht des Tropfens, da, wie die Astrologen sagen und berechnen, der kräftige Tropfen, welcher den Strom so hoch anschwellen macht, vom Himmel in den Nil fällt. Von da an wartet man sehnsüchtig auf die Stromschwelle, die aber erst gegen Anfang des Juli recht bemerkbar wird. Der Munadi verkündet nun mit einem Knaben im Wechselgesange das Anschwellen des Wassers und den Grad seines Steigens. Im August werden dann schon die verschiedenen Arten des Meerhirses und andere Gewächse, deren junges Grün am besten unter der Wasserdecke gedeiht, ausgesäet. Dann und im September wehen vorherrschend die kühlen Nordwinde, und es ist dann für den Fremden nicht mehr übel wohnen und reisen. Mit dem Austreten des Stromes über

seine Ufer beginnt an denselben hin bis zu seinen Mündungen ins Meer eine Reihe von Freudenfesten; bei Kairo ist das Durchstechen des großen Dammes das lauteste und fröhlichste Fest. Am 26. oder 27. Sept. hat der Strom in der Regel seinen höchsten Stand erreicht und tritt dann allmälig zurück, worauf alsbald die Aussaat des Weizens, der Gerste und der Gemüse beginnt, Alles noch in derselben durch den Strom normirten Ordnung wie in den frühesten Zeiten.

In Altkairo steht eine der berühmtesten koptischen Kirchen, nach alter Sage über den zum Theil unterirdischen Gemächern, in denen die heilige Familie ihr ägyptisches Asyl gefunden hatte. Hier, wie bei andern koptischen Kirchen, deren innere Einrichtung überall fast ganz gleich ist, fällt die Menge der angelehnten Krücken auf, deren man sich, weil der Gottesdienst mit der Abendmahlsfeier drei bis vier Stunden dauert und Sitze nicht vorhanden sind, zu einigem Ausruhen bedient. Nicht nur der Altarplatz, sondern auch die Räume für die Männer, und besonders für die Frauen sind stark vergittert. Im Heikel oder Sanctuarium wird nur koptisch, im Vorbau auch arabisch gesprochen. In und außer der Kirche verräth das Wesen des armen Kopten tiefen Ernst und Trauer. Dieses kleine noch überbliebene Häuflein der ägyptischen Christen beträgt kaum noch 140,000 Seelen, abgeschlossen auch von allen übrigen Christengemeinden durch ein tiefeingewurzeltes, fast gehässiges Mistrauen, das in frühern schmerzlichen Erfahrungen und unter dem Drucke der Herrschaft einer fremden Religion sich entwickelt haben mag. Die koptische Muttersprache, obwol noch immer beim Gottesdienst vorwaltend, wird selbst von den Priestern kaum noch gesprochen, und die Kopten selbst unterscheiden sich in Gestalt, Geberden und Gesichtszügen von ihren islamitischen Mitbürgern nicht merklich; in ihrer Lebensweise fast nur durchs Branntweintrinken, das ihnen nicht versagt ist; selbst in ihre Religion ist manches von Lehren und Gebräuchen des Islam eingedrungen. Das Land ist voll Trümmern zerstörter koptischer Kirchen und Klöster; das Volk selbst erscheint nur als Trümmer, in der vielleicht die von Engländern gestifteten Kinderschulen neues besseres Leben wecken.

Die Kopten sind das Interessanteste, was man in Altkairo sieht, das mit seinen engen Straßen und abgesperrten Quartieren die mittelalterliche saracenische Bauart beibehalten hat und nur wie ein Nomadenzelt erscheint neben dem riesenhaften Gemäuer, an das es angrenzt, den Überresten des ägyptischen, zu Kambyses' Zeit gegründeten Babylons, das von den Römern noch mehr befestigt, drei Legionen ihrer Krieger feste Wohnung gewährte. Früher hielt man diesen ungeheuern Bau für einen der Kornspeicher des Patriarchen Joseph. Und neben dieser versunkenen Größe die elenden Hütten der armseligen Fellahs! Den größten Theil des engen Raumes nimmt der gewölbte Ofen ein, auf welchem die Familie, die selten eine Decke zum Schutz gegen die Kälte der Winternächte besitzt, auf Binsenmatten ihr Nachtlager hat. Darüber wölbt sich von ungebrannten Backsteinen und Nilschlamm, oder von Palmenstrünken und Lehm eine Decke mit einer weiten Öffnung, die Luft und Licht eindringen läßt und in kühlen Nächten geschlossen werden kann. Nächst den Binsenmatten sind einige irdene Wasserkrüge und eine Handmühle, das Korn zu mahlen, fast die einzigen Geräthschaften.

Auf dem Wege an Fostat-Babylon vorüber, gegen das Familienbegräbniß Mohammed Ali's hin, hat man schon einen Vorschmack der Wüste. Überall Haufen noch unbebauten Schuttes und der zertrümmerten Häuser und Hütten. Weiterhin der südwestliche Abhang des Mokkatamberges, zum Theil mit alten und neuen Grabmonumenten und Gräberkammern bedeckt, dazwischen kleine Moscheen mit ihren Minarets. Der Mokkatam ist eine der Wurzeln jenes in mehren Reihen vom Nilthal nach dem rothen Meere, von West nach Ost ansteigenden Höhenzugs, dessen einzelne Gruppen durch breite, flach anlaufende Thäler geschieden sind; da wohnt die Armuth und der bitterste Mangel des heutigen Geschlechts auf den Trümmern der Paläste der Vorwelt. Hier in der östlichen Gebirgswüste des Nilthals sieht man die größte Farbenpracht und Schönheit des Gesteins; an manchen Stellen ist der Hügelabhang und das Thal ganz bedeckt mit den größern Kugeln des ägyptischen braunen, seltener des rosenrothen Jaspis, mit den kleinern des blutrothen sowie des gelben Carneols, mit Chalcedon und Onyrgesteinen; das nebenanstehende Gebirge hat Lagen des schönsten durchscheinenden Alabasters, weiter im Süden und höher im Nilthal die Felsen des weißen und des bunten Marmors, des Porphyrs und rothen Granits, im Südosten die Fundgruben des Smaragds und die Heimat des Chrysolits. Auf dem Wege vom Nilthal, namentlich bei Bessatin, nach Suez, durch das Wüstengebirge in der einst grünenden und blühenden, nun erstorbenen wasserleeren und verödeten Landschaft, am Felsenbett längstversiegter Gießbäche und Flüsse, ganze Waldungen versteinerter Sycomoren, Palmen und Akazien. Im nördlichen Verlaufe des Mokkatam ein Hügel aus fast glasigfestem, röthlichem und bräunlichem Sandstein, der, wie uralte Gruben und Brüche zeigen, schon früh zu Mühlsteinen und Bauwerken benutzt ward. Am Mokkatam zeigt sich auch schon, obwol noch in zwergartiger Gestalt die merkwürdige Jerichorose oder Auferstehungsblume.

In den Gärten von Schubra feierten am 27. Januar alle Sinne ein Fest der Lust; die Beete prangten und dufteten mit Tulpen, Hyacinthen, Jonquillen, Tazetten, neben der Fülle ostasiatischer und südamerikanischer Gewächse, die Orangen- und Citronenbäume mit Blüten und reifen Früchten. Im angrenzenden Park irrten flüchtigen Laufs einige schöne Strauße und mit ihnen die schönen Gazellen des heißern Afrika umher.

Die Trümmer von Heliopolis, der alten Priesterstadt On der Pharaonenzeit, kündigt schon von fern der hohe, aus rothem Granit gehauene Obelisk an, dessen Hieroglyphenschrift das Namenszeichen jenes Pharao Orsitesen enthält, während dessen dreiundvierzigjähriger Regierung, etwa 1706 vor Christi Geburt, Joseph nach Ägypten kam. Diese Spitzsäule stand einst, gepaart mit einer andern gegenübergelegenen, vor dem Eingange des erhabenen Sonnentem-

pels, und Pheron, Sesostris' Sohn, hatte noch zwei andere, welche an 50 Fuß hoch waren, hinzugefügt. Eine Allee von Sphinxen lief von da zum nordwestlichen Thore der Stadt. Jetzt lassen nur noch Wälle von Schutt die Umrisse des einst herrlichen Tempels und der Stadt errathen. Neben diesem gefeierten Tempel bestand in uralter Zeit wie zu Sais eine Schule der Tempelweisheit, zu der auch die Weisen des classischen Griechenlands wallfahrten, und deren Geheimlehre auch ein wissenschaftliches Erkennen des Laufs der Gestirne beurkundete, sowie eine reinere, ursprünglichere Erkenntniß des Göttlichen, die in spätern Jahrtausenden zum Götzendienst, abgöttischen Stierdienst, entartete.

In dem Dörfchen Matarieh, nahe an der Stätte von Heliopolis, strömt der „Quell der Sonne" das süßeste Quellwasser aus, das in Ägypten zu finden ist und dem auch Heilkräfte beigelegt werden. Hier fand, wie die Sage berichtet, die heilige Familie auf der Flucht nach Ägypten die erste Erquickung des lebendigen Wassers, den ersten Ruheort.

Der Inhalt des fünften Briefes — Reise nach Memphis, Sakkara und den Pyramiden — ist besonders anziehend. An einem schönen Januarmorgen, der unsere schönsten Maimorgen an zauberischem Reiz übertraf, fuhr man zum linken Nilufer über, wanderte dann durch Akazien- und Palmenwälder von Ghizeh nach Sakkara zu und erreichte vor Mittag die Stätte, wo 20 Fuß unter Schlamm- und Sandlagen, welche die jährlichen Stromschwellen allmälig aufgehäuft haben, der liegende Koloß gefunden ward, der die Bildsäule des Pharao Remeses II. getragen, vielleicht einer der sechs Kolosse, welche dieser Herrscher vor dem Tempel des Phtha, „des Vaters aller Götter", des unsichtbaren ewigen Gottes, des Anfangs und Ursprungs alles Seins, dessen Wesen Licht ist, errichtet haben soll. Auf dieser Stätte stand Memphis, der älteste Königssitz des ganzen Landes. Außer jenem Koloß und einigen Granittrümmern ist fast nichts davon übrig geblieben; ebenso wenig von dem Tempel des göttlichen Stiers, von einem spätern Geschlecht nahe am Tempel des Phtha erbaut. Nur einige Hütten dürftiger Bauern ruhen auf kleinen Hügeln alten und neuen Schuttes. Auf diesen Trümmern stand der Wohnsitz der Herrscher, bei denen Abraham ein Gast war, Joseph aus dem Gefängniß emporstieg zur Fürstenmacht, Jakob mit seinen Söhnen Schutz und Versorgung fand.

Sakkarah, ein von Arabern bewohntes Örtchen, das seinen Namen wahrscheinlich von der ältesten Gottheit zu Memphis, dem Phtha Sokar ableitet, bot den ermüdeten Reisenden ein behagliches Nachtlager in dem schöngelegenen Landhause des italienischen Grafen Odescalchi dar.

Vom Hügelabhange bei Sakkarah führt ein breiter gepflasterter Weg zu den Pyramiden; die südlichsten der ganzen langen Reihe, die von Daschur erreicht man reitend in einer Stunde. Die eine, die in fünf Absätzen fast 150 Fuß hoch sich erhebt, ist durchaus von ungebrannten Backsteinen, aus Lehm oder Nilschlamm mit zerhacktem Stroh vermischt, voller Sand, kleiner Schnecken und Muschelstücken erbaut. Aber der Backstein hat sich aufgelöst und zerbröckelt, sodaß man diese weder besteigen, noch ins Innere unbedenklich eindringen kann. Weiter gegen Norden erhebt sich, von Steinhaufen umringt, die größte Pyramide der südlichen Gruppe mit fast 150 stufenweisen Absätzen. Von da gegen Westen hin geht der Weg zu dem nahen, lieblichen Fajoum, dem District von Arsinoe, dem Lande der Rosen und der Fülle aller Naturgaben Unterägyptens.

Die zunächst angrenzende Pyramidengruppe scheint in ältester Zeit ein durch Mauern und Gräben umschlossenes Ganze gebildet zu haben; vielleicht lag in diesem Bezirk das Serapion von Memphis. Die größte dieser Gruppe steigt in sechs Absätzen, jede 25 Fuß hoch, bis zu ihrem breiten Gipfel auf; der Sand der Wüste hat den Eingang zu dem Innern verweht, das einen saalartigen Raum und mehre mit Hieroglyphen ausgemalte Kammern enthält.

Tausende von Mumiengräbern und Grabeskammern verbreiten sich in langen Reihen über den Hügel und dessen Abhang aus; eine Menge Schädel und andere Menschengebeine liegen zerstreut umher. Denn die Habsucht und die Noth der armen Leute hat die alte Scheu vor den Ruhestätten der Todten längst überwunden und sie begierig durchwühlt, sodaß der Reisende kaum noch ein nicht geöffnetes Grab entdeckt; denn die alten Ägypter schmückten die Todtenhallen ebenso reich, wie sie die Leichname selbst köstlich einbalsamirten und selbst in die Höhlungen derselben Kostbarkeiten legten, als wollten sie den Todten für die lange Grabesruhe bis zum Erwachen Alles, was ihnen im Leben lieb gewesen, wenigstens in Bildern zum Zeitvertreib und selbst Gedanken an die frühern Genüsse mitgeben. Wenn nun auch die Mumien nicht mehr wie früher als Arzenei nach dem Abendlande gesendet werden, gibts doch an und in ihnen und in ihren Gräbern noch immer Manches zu erbeuten.

Die Araber bringen dem Fremden eilig Mumien von Vögeln und mancherlei Kunstwerke, die in und bei den Todten gefunden wurden, und fristen mit dem kleinen Gewinn ihr kümmerliches Leben. Denn diese armen, bettelnden Bauern sind nicht mehr Eigenthümer des Landes ihrer Väter, und die Begierde nach Eigenthum ist in ihnen so mächtig, daß sie oft nur durch Mishandlungen zur Entrichtung der freilich sehr drückenden Auflagen genöthigt werden können. Manche Arten der Bodenerzeugnisse, insbesondere Baumwolle und Flachs, gehören nicht einmal zu einem Theil Denen, die das Feld bauen, sondern ganz der Regierung; von den andern Feldfrüchten nimmt diese zuvor so viel hinweg und von dem kargen Reste sind noch so viele Steuern und Abgaben zu entrichten, daß dem armen Fellah fast nichts bleibt. Die Regierung gibt ihnen zwar zum Bestellen der Felder allerlei Samen; dieser geht aber durch so viele unredliche Hände, daß er selten nothdürftig ausreicht, und Schutz gegen Betrug und Druck findet der Arme kaum bei irgend einem Richter, obwol in der neuesten Zeit Manches besser geworden ist. Und solches Elend unter dem mildesten Himmel, auf dem fruchtbarsten Erdboden!

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Jury Miloslawsky, oder die Russen im Jahre 1612, von M. N. Sagoskin. Aus dem Russischen nach der zweiten Auflage übersetzt von C. J. Schultz. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1839. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Es scheint dem Verf. selber nicht so ganz deutlich gewesen zu sein, was unter der Bezeichnung auf dem Titel „die Russen im Jahre 1612" verstanden werden solle: ob die durchaus zerrütteten politischen Verhältnisse, ob die Physiognomie des Lebens und Charakters in den verschiedenen Ständen? Wenigstens sind die erstern mit all ihrem Reichthum an Motiven für die Darstellung wenig mehr als andeutend gebraucht, wogegen die letztere kaum der Angabe des Jahres 1612 bedurfte, da dergleichen Leute, wie der Verf. sie anführt, trotz der seit Peter I. begonnenen Umwandlung, noch heute in Rußland überall zu finden sind. Auch dem Übersetzer muß dies Schwanken bemerklich geworden sein, da er es für nöthig hielt, am Schlusse des zweiten Bandes eine detaillirte Übersicht der politischen Wirren Rußlands um jene Zeit zu geben. Jury Miloslawsky, die Hauptfigur des Buchs, finden wir durchweg passiv. Sein Wohl oder Wehe hängt am Faden äußerer Einwirkung; er spricht nur wenige Male und handelt kaum gegen das Ende des zweiten Bandes; selbst seine kirchliche Verbindung mit der Geliebten ist nicht sein Werk, nicht einmal sein Wille, sondern das Ergebniß äußerster Gefahr, die der Priester nicht anders zu bewältigen vermag. Übrigens ist diese Scene an sich so schön, als überraschend und neu. Das meiste Interesse erweckt der Kosack Kirscha: wir verlieren ihn niemals aus den Augen und erfreuen uns stets an seiner naiven Laune, seiner Klugheit und der biedern Anhänglichkeit an Jury. Schließlich scheint es, der Verf. habe mit diesem Roman einen politischen Zweck vor Augen gehabt. Dem Russen wird ein Buch willkommen sein, welches von Polens Niederlage erzählt; der Pole dagegen wird es sich vielleicht gefallen lassen, wenn Jury den prophetischen Wunsch äußert: „Vielleicht werden einst unsere Enkel die Polen als Brüder umarmen, und diese zwei mächtigen Stämme der alten Beherrscher des Nordens sich in ein großes unbesiegbares Volk vereinigen."

2. Novellen von Paul de Kock, Fr. Soulié und Andern. Nach dem Französischen erzählt von C. Brinkmeier. Braunschweig, Meyer sen. 1839. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Unter den sechs Erzählungen sind zwei von der Gräfin von Asch, die uns tiefe Blicke in die Brust des Weibes verstatten. „Isabella", jung, schön, ein Edelstein der Salons, verdunkelt alle von der Natur und dem Glücke verliehenen Schätze durch Entsagung, diese aber wieder durch freiwilligen Tod. Die andere Erzählung: „Weiberliebe", ist eine Variation des alten Thema, daß Frauen nicht selten von dem zweideutigen, sogar schlechten Charakter wie durch einen Magnet angezogen werden. Athenais ist nicht schön, ihr Gemahl ein alter, aber braver Mann; sie wird geliebt von einem blühenden edeln Jüngling, welcher durch ihre bezaubernde Gesangstimme an sie gefesselt wird — sie aber ergibt sich einem Roué. Sie muß wissen, daß er sie betrügen wird, denn sie ist nicht einmal hübsch, aber dennoch liebt sie einen Roué, der ihren Gemahl im Duell tödtet. Von den übrigen Novellen zeichnen wir „Die Kreuze und der Wind" von Paul de Kock, vorzüglich aber „Ein Regenschauer" von Soulié aus. Überall Leben und Bewegung, wir glauben uns im Theater bei diesen echten Repräsentanten französischer Kunst. Eben diese kann der erstern jedoch allein ihren Werth verleihen, da ihr Sujet in der Art und Weise, wie es dem Leser vorgeführt wird, unbedeutend erscheinen muß.

3. Der Schulmeister von Frédéric Soulié. Aus dem Französischen von Wilhelm Wesché. Braunschweig, Meyer sen. 1839. Gr. 12. 1 Thlr. 8 Gr.

Wie oft nur ein flüchtiger Gedankenblitz, ein Ausruf, ein paar Worte im Dichter ein Gedicht, eine ganze Reihefolge von Scenen, einen Roman hervorrufen, so ist auch dieses Buch zunächst aus einer Stelle in den Memoiren eines Königsmörders, Senators, Grafen und Pairs von Frankreich hervorgegangen. Die Memoiren sprachen von den Greueln, welche die erste Revolution in Lyon gebar, und lassen die schöne Gattin des gefangenen Herrn von Favière vor dem Chronisten erscheinen. „Der Schmerz", sagt er nun, „dieser unglücklichen Gattin war so groß, ihr Verstand so außer sich, daß sie, alle Rücksichten gegen sich selbst, und ich kann auch wol sagen, gegen mich vergessend, so weit ging, mir ihre Gunst als Preis für die Gnade (nämlich die Rettung ihres Gemahls) anzubieten, welche sie mit Thränen und herzzerreißenden Ausrufungen von mir verlangte." Wir dürfen jene „Rücksichten" nur umkehren und haben sogleich den Roman. Der Frau von Favière hilft es nichts, der bluttriefenden Wollust eines königsmörderischen Emporkömmlings unterlegen zu sein: sie sieht dennoch den Gemahl unter dem Henkerbeil fallen und entflieht wahnsinnig mit ihrem einzigen Kinde, einer Tochter, im Arme dem gräßlichen Schauplatz. Sie wird im Irrenhause von einem Knaben entbunden — es ist der Schulmeister, der von jenem Grafen, seinem Vater, gebraucht wird, dessen Memoiren niederzuschreiben. Der Sohn des Grafen, mit einer Nichte desselben verlobt, findet in der Langeweile seines Bräutigamstandes und des Landlebens es angemessen, mit der Stiefschwester des Schulmeisters ein Verhältniß anzuknüpfen, und wie gewagt die Zeichnung dieses Mädchens erscheinen mag, müssen wir sie doch vorzugsweise als gelungen ansprechen. Das Verhältniß des Schulmeisters zu der Nichte des Grafen enthält ebenfalls höchst treffliche Züge, allein es scheint, der Verf. sei nicht ruhig genug beim Ausmalen desselben gewesen, wie er denn überhaupt gegen das Ende hin immer schneller zu eilen scheint, um nur das Buch zu schließen. Wie ein an Geist und Körper kräftiger, aber unausgebildeter Mann durch Liebe, Schönheit und Güte sich aus dem rohen Naturzustande erhebt, ist freilich schon mehrfach von Dichtern dargestellt: im „Schulmeister" sehen wir jedoch eine moderne rohe Natur und ihr allmäliges Aufwachen und Umwandeln zu einem Menschen gezeichnet, und wenn wir eben sagten, der Verf. sei nicht ruhig genug beim Ausmalen gewesen, so deutet dieser Ausspruch wol zunächst auf den Conflict der französischen und deutschen Natur hin. Der Franzose gibt mehr das Resultat, die Äußerung, die Erscheinung eines innern Lebens, der Deutsche zunächst dieses Leben und so viel möglich in seinen feinsten und weitesten Verzweigungen. Darin liegt es denn auch, daß dem Deutschen in den französischen Darstellungen Manches skizzenhaft, sogar roh erscheint, was bei aufmerksamer Betrachtung psychologisch wahr und tief begründet ist.

(Der Beschluß folgt.)

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Die Farbigen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Im Staate Neuyork kann kein Farbiger in der Miliz dienen, der nicht einen Grundbesitz von wenigstens 250 Dollars jährlicher Rente hat. Im Theater sind Farbige von den höhern Ständen streng geschieden, indem ihnen nur auf die Galerie und selbst da nur auf einen gewissen Platz zu gehen erlaubt ist. Ja, bei Feuersbrünsten, wo gemeinschaftliche Gefahr und Thätigkeit alle gleich machen sollte, sind sie im Rang den Weißen nachgestellt, da sie nicht an einer Spritze arbeiten, sondern nur die Eimer reichen dürfen.

Die Zahl der Monatschriften, die regelmäßig aus dem großen bibliopolischen Stapelplatz Londons, Paternoster Row, hervorgehen, ist 236; daneben 34 Vierteljahrschriften. Von den Pensionen, welche die Königin jährlich ertheilt, kommen 4300 Pf. St. auf Männer von literarischem Verdienste. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 64. —— 4. März 1840.

Reise in das Morgenland in den Jahren 1836 und 1837, von G. H. v. Schubert. Zweiter Band.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 63.)

Nirgend sind die Mumienfelder der Vögel und andern Thiere in solchen Massen zusammengehäuft als unsern von Sakkara. Der Haupteingang zu diesen merkwürdigen weiten Grabeshallen ist beschwerlich, da sie zum Theil vom feinen Sande der Wüste angefüllt sind. Aus einem geräumigen Gange mit mehren innern Kammern und buntgemalten Wänden führt eine schachtartige Öffnung senkrecht hinab in eine Gruppe von Kammern, an deren Wänden die irdenen Krüge, worin die einbalsamirten, mit Leinwand umwickelten Thierkörper liegen, aufgestellt sind, hinter der vordern Reihe noch mehre andere, verborgenere, in vielen Reihen hochübereinandergestellt. Wie weithin diese Räume reichen, ist noch nicht einmal bekannt.

Die dürftige Pyramidengruppe bei Abusir ist wahrscheinlich das Werk einer spätern nur nachahmenden Zeit, unsymmetrisch, unförmlich, halb aufgelöst und verfallen, nicht zu vergleichen mit denen von Ghizeh. Wie ein Thorhüter des Bezirks dieser größten Pyramiden steht vor ihnen das koloßale Bild der Sphinx, zu dem der Menschenleib sich verhält wie der Grashalm zu dem großen Palmbaum. Diese Sphinx ist viel jünger als die Pyramiden; denn der Pharao, der sie aus dem Felsen hauen ließ und dessen Bild sie darstellt, war, wie die hieroglyphischen Namenszeichen andeuten, Thothmes IV., etwa 1446 vor Christi Geburt. Die Barbarei der spätern Zeiten hat den Kopf verstümmelt, Zeit und Witterung haben auch manches zerstört; doch steht das Ganze noch groß und fest da.

Von den beiden pyramidalen Pylonen, welche zu Herodot's Zeit den Eingang zu der prächtig gepflasterten Platform am Fuße der großen Pyramide zierten, sind noch Reste vorhanden. Dieses Denkmal des Cheops oder Saophis macht, wenn man an seinem Fuße steht, auf die Seele einen unbeschreiblich gewaltigen Eindruck, nicht blos durch die Massen, das Gewicht und den Umfang der hier aufgehäuften Werkstücke, sondern wenigstens ebenso sehr durch den kühnen Menschengedanken, der in dem Werk der Hände ausgeprägt ist. Es ist, als ob dieser großartige Eindruck auch den Leib kräftige zum Ersteigen des hohen Gipfels. Unten erleichtern Schutthaufen das Ansteigen bis zum Eingang ins Innere, der schon ziemlich hoch liegt. Von da an ist das Hinanklimmen mühsamer, da die stufenartigen Absätze die Höhe eines Tisches und darüber haben; aber die geschäftigen Beduinen, die gern ein Tagelohn verdienen, harren schon und drängen sich zu den Fremden, sie hinanzuheben. Auf der breiten Platte des abgebrochenen Gipfels, auf der bequem ein kleines Haus stehen könnte, wehte der Nordwind kalt; aber ein mächtiges Felsstück bot Schutz dagegen, und die unvergleichliche Aussicht vom Gipfel konnte ungestört genossen werden. Der Überblick über die nächstangrenzende Region der Pyramidengruppe und über den Bezirk der Grabstätten fesselt das Auge unwiderstehlich, und weithin blickt man in die große libysche Wüste hinaus. Mühsamer als das Hinansteigen ist das Hineinklimmen und Kriechen zu den innern Kammern. Eine Schar von Beduinen war unaufgefodert mit brennenden Spänen vorangestiegen und hatte so viel Rauch und Staub erregt, daß der Aufenthalt in den heißen Räumen, in denen die aufgeschreckten großen Fledermäuse umherschwirrten, peinlich war. Noch ist weder nach oben noch nach unten das Innere hinreichend durchforscht. Hundert Fuß jenseit des Eingangs führt ein mit Granitplatten ausgelegter Gang in jenes geheimnißvolle Innere nach oben, unter einem Winkel von 27 Grad zu der sogenannten Kammer der Königin, und aus der unter gleichem Winkel sich fortsetzenden Galerie höher hinan zur größern Kammer des Königs, in welcher der schöne Sarkophag von geschliffenem Granit, sieben Fuß lang, drei Fuß breit gefunden ward, der jetzt leer ist; unter einem gleichen Winkel steigt man in einen weiten Raum nach unten hinab, ohne das Ende zu erreichen. Verschüttete Gänge führten in unterirdische Gemächer, die sich wahrscheinlich weithin in den Felsen erstrecken. Als diese große Pyramide noch vollständig war, umfaßte die Basis einen Raum von 550,000 Quadratfuß. Jetzt ihres Gewandes, des Überzugs von marmorartigem Kalkstein längst beraubt, mißt jede der vier nackten Seiten 716½ pariser Fuß, der ganze Umfang 2866 Fuß. Man zählt vom Boden bis zum jetzigen Gipfel 206 Lagen von Werkstücken, größtentheils vom Nummulitenkalk der Umgegend; von der Grundmauer an, so weit sie neuerlich blosgelegt worden, bis zu jenem Gipfel beträgt die Höhe 450 — 460 pariser Fuß. Die vormalige Spitze mochte noch einige 20 Fuß höher sein.

Nach Herodot's Zeugniß sind 100,000 Menschen, die im Drittel jeden Monats von andern Arbeitern abgelöst wurden, 30 Jahre lang mit diesem Riesenbau beschäftigt gewesen, der nur einer unbegrenzten despotischen Herrschermacht ausführbar war.

Die zweite Pyramide, die des Cephren oder Sensuphis, hat jetzt noch eine Höhe von 400 Fuß, und jede Seite der Grundfläche eine Länge von 680 Fuß. Hier ist der Überzug von geglättetem farbigen Marmor an vielen Stellen des obern Dritteis haften geblieben. Auch sie ist schon längst geöffnet.

Die dritte Pyramide, die des Mykerinus oder Moscheris, bedeutend niedriger als jene beiden, aber prächtiger, mit dem Gewand von geschliffenem Porphir, Sienit und Granit, ist in ihrem Innern noch nicht durchforscht, wenigstens nicht in neuerer Zeit.

Nach Plinius' Zeugniß sind diese drei großen Pyramiden innerhalb 78 Jahren nacheinander erbaut worden, und es ist die Vermuthung, daß sie in ihren Tiefen durch unterirdische Gänge miteinander in Verbindung stehen, sehr wahrscheinlich. Meist im Süden von diesen stehen noch sechs kleinere, und die Grundmauer einer siebenten, wahrscheinlich Werke einer spätern Zeit. Noch jetzt ziehen sich nach Süden und Norden, vom Bezirk der Pyramiden, Straßen mit mächtigen Steinen gepflastert hin.

In der Nachbarschaft finden sich noch Grabeshallen von prachtvoller Anlage und Ausführung, aus deren Tiefe kolossale Hieroglyphensärge herausgefördert worden sind.

Heimkehrend von diesen gewaltigen Denkmälern der Vorzeit, sehen die Reisenden noch jene merkwürdigen Brutöfen, in denen die Ägypter seit uralter Zeit durch künstliche Wärme die Küchlein aus den Eiern auskriechen ließen. Wir können hier dabei nicht verweilen.

Der sechste Brief schildert den Auszug der Mekkapilger und die Zurüstungen zur eigenen Pilgerfahrt. Der Auszug jener fanatischen Mekkapilger, der Hadschis, die wir schon im ersten Band der Reisebeschreibung auf der traurigen Seefahrt nach Alexandrien kennen lernten, ist mit einer solennen Procession verbunden, bei welcher der Irrwahn und Afterglaube der Islamiten aus dem Taumelkelch des Fanatismus in vollen Zügen sich berauscht und das der Menschenseele inwohnende tiefere Sehnen mit tollen Gaukelspielen zu stillen sucht. Beschwerlich, mühselig, gefahrvoll ist die Pilgerfahrt nach dem fernen Heiligthum, das jeder rechtgläubige Bekenner Mohammed's wenigstens einmal im Leben besuchen muß. Darum führt jeder Hadschi sein Sterbehemd bei sich, und Viele, besonders die Armen, die, selbst mit dem Unentbehrlichsten nur kümmerlich versehen, dem bequemern Zuge der Wohlhabendern sich nachschleppen in kurzen Tagemärschen, finden schon in der Wüste, mehr noch in und um Mekka selbst ihren Tod. Und doch sind immer Tausende bereit, für sich selbst oder um Lohn für Andere dahinzuziehen. Denn die Reichern machen es sich bequem und meinen das Gesetz zu erfüllen, ohne selbst sich den Beschwerden der Pilgerreise zu unterziehen, wenn sie einen Ärmern dingen, der für sie hinzieht, und heimkehrend Wasser aus dem heiligen Brunnen, Stücklein von der Decke, die auf dem Grabe des Propheten lag, Weihrauch und Rosenkränze mitbringt. So unsinnig das uns erscheint, so dürfen wir doch nicht allzu stolz auf die armen Mohammedaner hinabsehen, da ja mitten in der Christenheit der Wahn- und Aberglaube ganz auf ähnliche Weise sich abzufinden sucht mit den Beschwerden aufgelegter Büßungen.

Der Verf. gedenkt scheidend noch mit dankbarer Liebe der trefflichen Männer, welche ihm den langen Aufenthalt in Kairo angenehm und fruchtbar machten und die Weiterreise auf mannichfache Weise unterstützten, namentlich der trefflichen Missionnaire Gobet, der mit seiner edeln Gattin von seiner gesegneten Arbeit in Abyssinien durch schwere Krankheit entfernt ward, und Lieder, in dessen gastlichem Hause unser Reisender die freundlichste Aufnahme fand, des k. k. östreichischen Consuls Champion, des wackern Arztes Dr. Pruner (aus Baiern), des k. russischen Generalconsuls Duhamel, des k. k. Generalconsuls Laurin, des edeln Clot-Bei, des Begründers vieler tüchtiger Werke in Ägypten.

Durch Hrn. v. Champion mit einem arabischen Paß (Ferman), durch den griechischen Patriarchen und die Väter des Sinai mit Empfehlungsbriefen nach dem heiligen Berge und an das griechische Kloster in Jerusalem, durch den griechisch-katholischen Patriarchen nach Damaskus und in die Klöster des Libanon ausgestattet, hatte man einen zuverlässigen arabischen Scheikh, den alten Hassan, zum Geleitsmann durch die Wüste gewonnen. Ein junger geschickter Mechanikus, der Schweizer Hr. Franz, als Dragoman oder Dolmetscher, der Würtemberger Hr. Mühlenhof, ein Herr v. Kron aus Petersburg mit seinem arabischen Knechte, dazu ein kräftiger junger Araber, der an die Stelle Ibrahim's, des bisherigen Kochs, eintrat, und einige Landsleute, die nur bis Suez mitzuziehen gedachten, hatten sich der Karavane angeschlossen. Reis, Wasser und Kohlen, die dringendsten Bedürfnisse für die Reise durch die Wüste, ein Zelt, Matratzen und was sonst unentbehrlich schien, war auf die Kameele geladen und der reiche Vorrath eingesammelter Naturalien, in Kisten gepackt, zur Heimat abgesendet. So war Alles zum Auszuge gerüstet. *)

52.

Romanenliteratur.

(Beschluß aus Nr. 63.)

4. Aus dem Leben eines Schriftstellers von Frédéric Soulié. Aus dem Französischen von W. Schultz. Zwei Bände. Braunschweig, Meyer sen. 1839. Gr. 12. 2 Thlr. 16 Gr.

„Aus dem Leben eines Schriftstellers" ist ein Titel, der im Grunde zu jedem Buche paßt, und in diesem Sinne hat ihn auch Soulié mit besonderer Rücksicht des Umstandes gewählt, daß die Blätter eine Sammlung von Novellen, Bruchstücken, Situationen u. s. w. aus verschiedenen Epochen seiner schriftstellerischen Thätigkeit darbieten. Unter dem Gegebenen nennen wir vorzugsweise sogleich das Erste: „Ein großes Unglück", wegen der tiefen Blicke, die der Verf. uns in das menschliche Herz thun läßt. Wir hängen mit inniger Theilnahme an der unglücklichen Frau von Norbert und zweifeln

*) Der zweite Artikel folgt im nächsten Monat. D. Red.

nicht einen Augenblick an der Reinheit ihrer Gesinnung, ihres Herzens. „Christine in Fontainebleau" im zweiten Bande, die Ermordung ihres Stallmeisters Monaldeschi darstellend, ist dem Deutschen vielleicht sonst schon bekannt, immer aber wird ihm die Begebenheit, von einer französischen Feder gezeichnet, neu und anziehend erscheinen. Unter dem sonst noch Dargebotenen nennen wir: „Ein Gesetzentwurf" und „Eine Zigeunerin im 15. Jahrhundert" im ersten, sowie „Das Abenteuer von der galanten Katze" im zweiten Bande. Die „Sonntagsleiden" in demselben Bande sind drei zum Theil sehr flüchtig hingeworfene Situationen, die früher schon einmal ein Feuilleton gefüllt haben. Sie enthalten einzelne sehr gelungene Züge, doch wird sie der Verf. selber nicht eben hoch stellen wollen, wie denn ihre Aufnahme in dieses Buch nur dadurch gerechtfertigt erscheinen mag, daß sie eben auch ein Bruchstück aus dem Leben eines (französischen) Schriftstellers darbieten, der mehr als jeder Andere ein Mann des Tages ist.

5. Ein charmanter junger Mann. Roman in zwei Theilen, von Paul de Kock. Aus dem Französischen übersetzt von Lida Müller. Nürnberg, F. N. Campe. 1839. 8. 2 Thlr.

Dieser charmante junge Mann ist Verführer eines jungen Mädchens. Er hat leichtes Spiel, denn das junge Mädchen ist, wenngleich Tochter eines Napoleonischen Generals, doch ein einfaches Landkind. Nach seiner Heldenthat verschwindet der Charmante; Karoline wird Mutter, und mit Hülfe ihrer Magd gelingt es, Alles in den Schleier des Geheimnisses zu hüllen. Nur Einer, der junge Daverny, entdeckt sogleich beim ersten Besuch ihren Zustand, zieht sich zurück und erscheint erst wieder, nachdem er gewiß geworden, daß dem Kinde der Vater fehlt. Er liebt Karolinen trotz ihres Fehltritts, er wird mit ihr vereint und Beide fühlen sich unglücklich: sie, weil ihr Sohn verloren gegangen und sie dem Gatten gegenüber kein Geständniß wagt; er, weil er sich ungeliebt sieht. Sie trennen sich und nun tritt der Charmante wieder auf. Er ist ein vollendeter Taugenichts geworden; die Spuren, welche von dem Kinde wieder aufgefunden werden, benutzt er, um die Mutter nicht allein ihres Vermögens zu berauben, sondern auch ihr auf das empörendste zu begegnen. Mittlerweile ist es Daverny gelungen, das Kind wiederzufinden, und es wird das Mittel zu der schönsten Wiedervereinigung seiner Mutter mit ihrem edeln Gatten, während der Charmante im Zweikampfe mit einem durch ihn betrogenen Freunde fällt. Die Darstellung dieser Verhältnisse, welche mehrfach durch eine nicht geringe Zahl Nebenpersonen durchkreuzt und weitergeschoben werden, ist, was man in der Malerei „mit trockenem Pinsel gemalt" nennt. Von mancher Seite betrachtet, ist die Kunst Paul de Kock's wirklich bewundernswürdig, wenigstens insofern, als sie von einer eisernen Beharrlichkeit zeugt. Denn es ist doch wirklich keine Kleinigkeit, einen Roman in zwei Bänden herzustellen, der beständig im Dialoge fortschreitet, und ohne irgend von der scharf vorgezeichneten Bahn abzulenken, nur das durchaus Nothwendige gibt, so sehr, daß, wo der Verf. selbst spricht, eben nicht viel mehr Worte aufgewendet werden, als wir in gedruckten Schauspielen hier und da an Nachweisungen und Fingerzeigen für den Darstellenden antreffen. Damit wird unser Ausspruch „mit trockenem Pinsel gemalt" wol gerechtfertigt sein, denn wie diese Manier einen gar eigenen, vielleicht nur zwischen einem Holländer und Franzosen möglichen Bund zwischen Phantasie und dem nüchternsten Verstande bethätigt, so kann es nicht fehlen, daß die Darstellung von Kälte durchdrungen sein muß. Gleichwol ist der Verf. als tüchtiger Zeichner des Verkehrten, Albernen und Schlechten alles Lobes werth; er scheint ganz durchdrungen von der alten Erfahrung, daß das Schlechte dem Menschen leichter werde als das Gegentheil, und wie die Hölle dem Theologen, wie dem Dichter und Maler besser gelingt als der Himmel, so hält sich der Verf. als ein kluger Mann mehr auf der infernalischen Seite des menschlichen Lebens. Wie wir hören, ist aus diesem Roman schon ein Schauspiel hervorgegangen. Einem Deutschen wäre das vielleicht nicht möglich geworden, aber dem Franzosen konnte kaum etwas erwünschter kommen als ein Thema, welches überall Gelegenheit bietet, die Vorliebe für derbe Zeichnung und überkräftige Farbe an den Tag zu legen.

6. Die Welt wie sie ist. Von dem Marquis von Custine. Übersetzt von Fanny Tarnow. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 1839. 8. 3 Thlr. 18 Gr.

Unter den vorliegenden Romanen hat dieser das bedeutendste Thema, und zwar von einer Feder behandelt, der es nicht blos darum zu thun ist, die Schicksale ihrer Personen zu beschreiben, vielmehr benutzt sie diese nur als Vehikel zu den mannichfaltigsten philosophischen und moralischen Diversionen in so reichlicher Maße, daß kaum irgend ein Gegenstand auf diesen Feldern zu nennen wäre, welchen der Verf. nicht wenigstens berührete. Die Geschichte selber ist sehr einfach, eben deswegen aber so reichhaltig für den Zweck des Verf., die Societät von allen Seiten zu beleuchten. Ein junger Mann, Edmund, schreibt einem Freunde von der beabsichtigten Verbindung mit einem reichen, körperlich aber reizlosen Mädchen, und in seinem Übermuthe schildert er sich als einen Mann von Welt: er hat nur den Reichthum im Auge und weiß sich mit der Reizlosigkeit durch einige herbe Reflexionen abzufinden. Ein grober Misbrauch führt diesen Brief in Jackelinens Hände und wird nun die Grundlage unabsehbaren Elendes, das endlich nur mit dem freiwilligen Tode Edmund's geschlossen ist. Es hilft nichts, daß bei persönlicher Bekanntschaft Jackelinens Geist wahre Liebe und Verehrung in Edmund's edelm Herzen entzündet, selbst die klarsten Beweise derselben dienen in Verbindung mit einer Unbesonnenheit, und auch ohne dieselbe, nur dazu, ihn auf der Bahn des Unglücks weiter zu schieben. Die jesuitische Propaganda, eben damals in Frankreich wieder thätig, um das Volk von Atheismus, Freimaurerei und Protestantismus zu erlösen, hat Edmund und Jackeline mit feinen, aber unzerreißbaren Fäden umsponnen, und wenn die Eingeweihten für ihre Zwecke keinen Anstoß an Jackelinens Protestantismus nehmen, so nehmen sie ihn desto mehr an dem Unschuldigsten, was Edmund sagt und thut, ja sogar, was er unterläßt. So kam es denn, daß „Ruhm, guter Name, Reichthum, mit einem Worte, alle Trophäen, die Edmund gehofft hatte, zu Jackelinens Füßen niederlegen zu können, in ebenso viele beschimpfende Umstände verwandelt wurden, und sein Name sollte durch eine gerichtliche Untersuchung entehrt werden, die selbst, wenn seine Unschuld erwiesen wurde, ewig eine Schmach für ihn blieb!" Wir sagten oben, der Verf. beleuchte die Societät von allen Seiten, und haben damit ausdrücken wollen, daß seine Darstellungsweise die Dinge nicht als von ihm erschaffen gebe, sondern als ein schon Gegebenes betrachte, welches er als wohlgebildeter und unterrichteter Cicerone dem fremden Beschauer demonstrirt. Es war daher kaum nöthig, mehrfach zu bemerken, er schreibe nur Wahres, Wirkliches und durchaus keinen Roman; es muß aber bei dieser Weise an dem Beschauer ein scharfes, klares Auge vorausgesetzt werden, das im Stande ist, den vorgeführten Gegenstand im Moment ganz und rein aufzufassen, denn mehr als einen Moment gesteht uns der Verf. nicht zu, vielmehr weist er sofort alle möglichen Consequenzen nach und spricht dabei nicht selten ein Wort als ein apodiktisches aus. Daß er hierbei in den Fall kommen muß, Widerspruch herauszufodern, ist kaum anders möglich, und wenn es der Raum zuließe, könnten hier nicht wenige Fälle bezeichnet werden. So geben wir denn für alle nur einen. Band 3, S. 289 spricht der Verf. von der Nothwendigkeit positiver Religion und sagt zum Schluß: „Wenn man den Verstand verliert, so reicht der Traum, ein christlicher Philosoph zu sein, wie es die mehresten Protestanten zu sein glauben, nicht hin, uns vor Selbstmord zu schützen, sondern man muß in solcher Lage ein guter gläubiger Katholik sein." Billig wäre es doch wol, daß ein solcher Katholik den Verstand gar nicht verlieren könnte! Hat aber einmal der Mensch den Verstand verloren, so mag es sich leicht ereignen, daß er sich umbringt, er glaube, was er wolle. Schließlich

möchten wir wol erfahren, welchen Antheil die Bewohner der Normandie an diesem Buche nehmen. Der Verf. hat nichts gespart, sie ohne Ausnahme in ein gehässiges Licht zu stellen, und hat er die Wahrheit auch nur zur Hälfte gesagt, so müssen wir erschrecken: das civilisirte Frankreich hätte dann wahrlich noch viel zu thun! 34.

Notizen.

Das literarische Eigenthum in Frankreich.

Es steht in Frankreich fest: daß die politischen und literarischen Artikel, die ein Journal veröffentlicht, sein Eigenthum sind und kein anderes Journal dieselben nachdrucken darf, ohne Entschädigung dafür zu geben. Die Gerichte haben schon häufig Gelegenheit gehabt, nach diesem Grundsatze zu entscheiden; neuerdings wurde er wieder angeregt bei einer Klage des „Siècle" gegen das „Echo français". Das letztere hatte dem ersten in der Zeit von anderthalb Jahren 43 Feuilletons und 180 politische Artikel nachgedruckt, und der Gerant des „Siècle" verlangte dafür eine Entschädigung von 20,000 Francs. Das Handelsgericht sprach ihm zwar nur 50 Francs Entschädigung zu, aber blos weil er so spät geklagt und das Nachdrucken des „Echo français" vorher stillschweigend gleichsam gutgeheißen. Indeß mußte der Gerant des „Echo français" sich förmlich verpflichten, keine Artikel mehr dem „Siècle" nachzudrucken, und die Kosten bezahlen. Im Eingange des Urtheils sagt das Gericht: „Das literarische Eigenthum ist durch mehre Gesetze und Decrete geschützt, namentlich durch das Gesetz vom 24. Juli 1793; wenn es aber auch an jedem positiven Gesetze fehlte, würde das literarische Eigenthum dennoch wie jedes andere Eigenthum durch die Grundsätze der Billigkeit geschützt sein, die Niemanden erlauben, sich auf Kosten eines Andern zu bereichern. Die Herausgabe eines Journals macht von Seiten Derer, welche dasselbe unternehmen, Ausgaben nöthig, um Nachrichten und Abhandlungen rc. zu erhalten, von denen Andere unmöglich unentgeltlich Nutzen ziehen dürfen."

Bücher ohne Angabe des Druckers in Frankreich.

Der Buchhändler Terry im Palais royal in Paris war angeklagt, Bücher, auf denen der Name des Druckers nicht angegeben sei, hauptsächlich obscöne Schriften auf seinem Lager gehabt zu haben. Die Policei hatte ihm mehre dergleichen weggenommen und überdies gesehen, daß er ein Packet aus seinem Laden warf. In diesem Packet befanden sich ebenfalls dergleichen Schriften. Terry leugnete nun zwar, diese Bücher zum Verkaufe zu haben, und versicherte, sie gehörten einem Privatmanne; da es aber bekannt ist, daß er sich hauptsächlich mit dem Verkaufe obscöner Schriften befaßt, wurde er zu 2000 Francs Strafe und in die Kosten verurtheilt. Auch verfügte das Gericht die Vernichtung der weggenommenen Bücher.

In London wird sich in kurzem eine Gesellschaft constituiren, welche den Zweck hat, orientalische Schriften im Urtexte herauszugeben. Sie hofft, so viel Subscriptionen zu zwei Guineen jährlich zusammenzubringen, um die werthvollsten Werke in der syrischen, arabischen, persischen, türkischen, Sanskrit- und Zendsprache, sowie jener Indiens, der Tatarei, Tibets, Chinas und der Länder zwischen China und Hindostan, durch die Presse erhalten und vervielfältigen zu können. Die meisten dieser Schriften, die immer seltener werden, sind nur in Handschriften vorhanden, correcte Copien kann man ohne die Mühe und Kosten des Vergleichens nicht erhalten, und also steht dem Studium der orientalischen Literatur ein bedeutendes Hinderniß entgegen. Der Oriental translation fund, der ursprünglich hauptsächlich den Zweck hatte, orientalische Urtexte herauszugeben, hat sich leider blos auf Übersetzungen beschränkt und also am unrechten Ende angefangen.

In London sind die Memoiren des bekannten Sir Sidney Smith, herausgegeben von Howard (dem Verf. von „Rattlin the reefer"), erschienen, und man hoffte allgemein in diesem Werke etwas Ausgezeichnetes zu finden. Die unabhängigen englischen kritischen Zeitschriften erklären jedoch, das Werk sei eine jämmerliche Buchhändlerspeculation und Hr. Howard habe auch nicht den geringsten Erwartungen entsprochen. 51.

Bibliographie.

Die merkwürdigsten Begebenheiten aus dem Leben Friedrichs des Großen, enthaltend: Friedrichs Jugendjahre, Regierungsantritt, — den Schlesischen und Siebenjährigen Krieg, — das Leben und Wirken als Regent und Landesvater und Friedrichs Tod. 8. Quedlinburg, Ernst. 10 Gr.

Denkwürdigkeiten aus dem letzten Decennium des achtzehnten Jahrhunderts. Herausgegeben durch F. Hurter. Gr. 12. Schaffhausen, Hurter. 20 Gr.

Doering, H., Lebensumrisse von Carl August, Großherzog von Sachsen-Weimar, und von Möser, Falk, Seume, Lichtenberg und von Matthisson. Gr. 12. Quedlinburg, Ernst. 1 Thlr. 4 Gr.

Frauen-Spiegel. Vierteljahrschrift für Frauen. Unter Mitwirkung der geachtetsten Schriftstellerinnen herausgegeben von Louise Marezoll. 1840. 1ster Band. Gr. 8. Leipzig, Gebr. Reichenbach. 1 Thlr. 8 Gr.

Hennell's, C. C., Untersuchung über den Ursprung des Christenthums. Aus dem Englischen. Eingeführt von D. F. Strauß. Gr. 8. Stuttgart, Hallberger. 2 Thlr. 15 Gr.

Kerndörfer, H., Athanasia, oder Beweisgründe über Dasein Gottes und Unsterblichkeit der menschlichen Seele. Zur Beförderung des Seelenfriedens und der menschlichen Glückseligkeit herausgegeben. Gr. 12. Quedlinburg, Ernst. 8 Gr.

Maydell, L. v., Fünfzig Bilder aus der Geschichte der deutschen Ostsee-Provinzen Rußlands nebst erklärendem Text. 1ste Lief. Qu. Fol. Dorpat, Kluge. 1839. 3 Thlr.

Preusker, K., Ueber öffentliche, Vereins- und Privat-Bibliotheken, so wie andere Sammlungen, Lesezirkel und verwandte Gegenstände, mit Rücksicht auf den Bürgerstand. Behörden, Bildungsanstalten, literarischen und Gewerb-Vereinen, wie überhaupt jedem Wissenschaftsfreunde gewidmet. 2tes Heft. — Auch u. d. T.: Ueber Vereins-, Schul-, Dorf- und Privat-Bibliotheken, wissenschaftliche Sammlungen, Lesezirkel-Einrichtung und verwandte Gegenstände. Gr. 8. Leipzig, Hinrichs. 15 Gr.

Raumer, F. v., Kreuzzüge. 1ster Theil. Gr. 8. Stuttgart, Liesching. 1 Thlr.

Rebenstein, A., Novellen und Lebens-Bilder. 8. Berlin, Vereins-Buchh. 1 Thlr. 12 Gr.

Schoppe, Amalie, Die Schlacht bei Hemmingstedt. Historischer Roman. 2 Theile. Gr. 12. Leipzig, Taubert. 2 Thlr. 18 Gr.

Die beiden Spencer, oder die Wunder der Todtengruft. Nach einer wahren Englischen Geschichte des 14ten Jahrhunderts frey bearbeitet vom Verfasser Waldrafs des Wanderers. 8. Wien, Doll. 20 Gr.

Stahmann, F., Abenteuer und Liebschaften August des Starken, Königs von Polen, in Paris und Versailles. Historischer Roman. 8. Quedlinburg, Basse. 1 Thlr. 4 Gr.

Unger, F. W., Geschichte des öffentlichen Rechts in den Landen zwischen Niederrhein und Niederelbe von den ältesten Zeiten bis zur Ernennung des ersten sächsischen Herzogs ums Jahr 840 n. Chr. Geb. Eine Einleitung in eine Geschichte der Staatsverfassung dieser Lande. Gr. 8. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1839. 8 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 65. — 5. März 1840.

St.-Roche. Von der Verfasserin von Godwie Castle. Drei Theile. Breslau, Max u. Comp. 1839. 8. 4 Thlr. 18 Gr.

Der erste Roman der Verfasserin: „Godwie Castle", ist mit einem in Deutschland ungewöhnlichen Beifalle aufgenommen worden, und das Publicum wird dies neue Buch der Dame, welche ihr Incognito noch nicht abzulegen für gut befunden hat, mit Interesse bewillkommnen. Wir wollen zuerst über die Fabel von „St.-Roche" in der Kürze berichten, und wir besorgen nicht, durch eine kurze Skizze der Hauptereignisse und der wichtigsten auftretenden Personen der Lecture selbst und der Spannung auf die Entwickelungen, welche beim Lesen von Romanen häufig der Hauptreiz ist, bedeutenden Eintrag zu thun, da die Fabel so verwickelt, der Inhalt des Buches so reich ist, daß gewiß der Leser, wenn er auch den Gang der Ereignisse im Allgemeinen vorläufig kennt, noch hinreichend interessirt und gespannt wird.

Die Idee: eine Localität, einen Bau, eine Kirche, ein Schloß oder ein Haus zum Träger des Interesses eines Romans zu machen und den genius loci gleichsam als eine Person mithandeln zu lassen, ist allerdings nicht ganz neu; Walter Scott hat sie in „Kenilworth", Victor Hugo in „Notre-Dame" benutzt. Dies kann aber durchaus keinen Vorwurf gegen die Originalität der Verf. begründen, denn es kommt Alles darauf an, wie jene ganz allgemeine Idee näher bestimmt, ausgeprägt, individualisirt wird; und in dieser Beziehung wüßte Ref. kein Vorbild zu nennen, an welches ihn „St.-Roche" mahnte.

Auf einem der letzten Blätter lesen wir: „Der rächende Geist, der so lange drohend und züchtigend über dem alten Schlosse St.-Roche geschwebt, mußte sich versöhnt zurückziehen." Dies ist, kann man sagen, das Thema des vorliegenden Romans. Er zerfällt, wenn man so will, in zwei Romane, die jedoch insofern ein Ganzes bilden, als die Personen des in die spätere Zeit fallenden Theils die Nachkommen und Verwandten der im frühern auftretenden Personen sind, die Schicksale von jenen bedingt sind durch die Handlungsweise und Geschicke von diesen, und Eine bedeutende Person, welche, schon beim ersten Beginn der eigentlichen Verwickelung erscheinend, auch das Ende und die Lösung des Ganzen noch erlebt und einen Zeitraum von etwa funfzig Jahren umfaßt, als lebendige Zeugin und Trägerin der Ereignisse gelten muß, während das alte Schloß St.-Roche, mit welchem sie gewissermaßen verschmilzt und sich identificirt, ebenfalls die Einheit der Handlung stützt und repräsentirt. Wir Deutsche sind durch Steffens' „Walseth und Leith" schon an diese Art von Roman gewöhnt, worin mehr als eine Generation auftritt, und wir lassen uns durch Reichhaltigkeit und Interesse der Verwickelung und der Ideen leicht versöhnen mit der anfangs etwas fremden und zerstreuenden, schwerer zu bewältigenden Form; wiewol dem Ref. darüber allerdings Bedenklichkeiten aufgestiegen sind, daß der, als Episode behandelte, einer Person der spätern Generation als Erzählung in den Mund gelegte frühere Theil des Romans zwei Drittheile des gesammten Buches umfaßt, und so durch die Masse, wie auch, will den Ref. bedünken, durch das Interesse unverhältnißmäßig hervortritt. Doch wir gehen jetzt zur Erzählung über.

Das Schloß St.-Roche in Languedoc, zu welchem große, reiche Besitzungen gehörten, war von der Königin Katharina von Medici in frühern Zeiten prächtig eingerichtet und öfters bewohnt worden; sie hatte namentlich die polnischen Gesandten, mit welchen sie über die Wahl ihres Sohnes Heinrich v. Anjou zum König von Polen unterhandelte, dort herrlich bewirthet. Eine Geliebte ihres Gatten, Heinrich's II., die schöne Eudoxia Nemours, sollte auf Anstiften der Königin daselbst erdolcht worden sein und hatte einem Thurme des weitläufigen Gebäudes den Namen Eudoxienthurm gegeben. Sodann hatte die Königin einen frühern Günstling, den Marquis v. Spinola, durch einen Grafen v. Crecy-Chabanne aus dem Wege räumen lassen, während sie selbst auf dem Schlosse verweilte, und die entsetzliche Scene dieses Mordes, wo der Gemeuchelte das Geschlecht Beider verfluchte, vertrieb die Königin aus dem Schlosse, das sie nie mehr besuchte und dem Grafen v. Crecy schenkte. Ein Abkömmling dieses Crecy war der alte Marschall v. Crecy-Chabanne, ein tapferer, ehrenhafter Degen, Repräsentant einer der vornehmsten und reichsten Familien des Königreichs, ein Freund Condé's und Turenne's, aber der Kindheit und Jugend Ludwig's XIV. treu ergeben, hochgeehrt bei Hofe als invalider Krieger, vermählt mit einer Prinzessin Soubise, von welcher er zwei Kinder hatte, einen Sohn Leonin und eine Tochter Louise. Der eiserne

und polternde Marschall war nicht Herr in seinem Hause; er hatte seine Gattin, die er aus königlicher Hand empfangen, nie geliebt und sie ihn noch weniger; er war derb und gerade, sie dagegen ränkevoll, egoistisch, herrschsüchtig, und selbst bei Denen, die sie zu lieben meinte oder vorgab, nur auf Erreichung ihrer Zwecke bedacht. So behandelte sie auch ihren Sohn Leonin, für dessen Glück sie aufs zärtlichste besorgt schien, eigentlich nur als ein Werkzeug für ihre Plane mit ihm, und ihr Hauptbestreben ging darauf, allen eigenen Willen in ihm zu unterdrücken, ihren Willen ihm als Gesetz und Nothwendigkeit aufzuerlegen und ihn völlig sich dienstbar und unterwürfig zu machen, was ihr bei dem weichen, träumerischen und schwachen Charakter und Gemüthe des jungen Leonin nur zu sehr gelang. Dieser war übrigens ein wohlbegabter, liebenswürdiger, für das Schöne und Große empfänglicher, durch den Abbate Mafei, den Leiter und Lehrer seiner Jugend, sehr gut unterrichteter und ausgebildeter junger Mann, der durch große Reisen durch die Hauptländer, die Hauptstädte und Höfe Europas in Begleitung des väterlichen Freundes seine Weltbildung vollendet hatte, ohne doch eine wahre männliche Selbständigkeit zu gewinnen. Die letzte Zeit bis zu seiner Volljährigkeit, wo er am Hofe präsentirt werden sollte, brachte er, dem Willen seiner Mutter gemäß, die ihrer Herrschaft über ihn nie entsagte, in Schottland zu, im Schlosse eines Bekannten, des Grafen Gersey, Stirlings-Bai, weil die Marschallin hoffte, hier würde ihr Sohn, welchem mit seiner Majorennität sogleich St.-Roche mit großen Gütern zufiel, durch die drei wenig reizenden Töchter des Hauses nicht in Versuchung geführt werden, die Plane, die sie hinsichtlich seiner Vermählung längst hegte, zu durchkreuzen und zu stören. Kaum hier angekommen, erkrankte und starb der Abbate Mafei in den Armen des jungen, zärtlich an ihm hängenden Grafen Leonin, der hier den ersten großen Schmerz seines Lebens erfuhr und, dieser Stütze beraubt, sich selbst in gewissem Grade der Schwäche und Unmännlichkeit seines Charakters bewußt wurde, was ihn, neben dem erlittenen Verluste, noch melancholischer und menschenscheuer unter der etwas rohen und lärmenden, übrigens wohlwollenden Familie Gersey stimmte. In solcher Stimmung wich er gern den Jagdpartien, die man in den dichten Forsten oft anstellte, aus und las einsam in einem heimlich in der Jägertasche mitgenommenen Buche; bei einer solchen Gelegenheit wurde er, auf eine seltsam erschreckende Weise, mittels der Gefahr, die ein wüthender Eber drohte, mit einem Mädchen bekannt, das durch Geistesgegenwart ihre Dienerin und Freundin und wol auch ihn selbst rettete. Dies Mädchen war Fennimor Lester, die Tochter Sir Reginald Lester's, des Kaplans von Stirlings-Abtei. Der Vater war aus vornehmer Familie; aber von dieser wegen einer ihr misfälligen Heirath verstoßen oder doch nicht unterstützt, hatte er diesen bescheidenen Pfarrdienst angenommen, und lebte, nach dem Tode seiner Gattin, abgeschieden beinahe von der Welt, im traulichsten Verkehr mit der Natur, neben seinen geistlichen Berufspflichten, ganz der Bildung und der Liebe seiner Tochter. Fennimor ist das lieblichste Kind der Natur, von dieser mit der größten Anmuth des Leibes und der Seele ausgestattet, von ihrem Vater geistig und gemüthlich aufs trefflichste gebildet, aber unbekannt mit den Formen und Verhältnissen, den Sitten und der Verderbniß der Welt. Sie führt Leonin zu ihrem ehrwürdigen Vater, und im Gespräche mit diesen reinen, stillen, innigen Seelen, reich an wahrer Bildung, wird es dem schwermüthigen, scheuen Leonin zum erstenmale wieder wohl. In kindlicher Unbefangenheit gewöhnen sich die beiden jungen Leute mehr und mehr aneinander und die innigste Liebe erwacht in ihnen, welche von dem liebevollen Vater ohne Besorgniß wegen der Zukunft, arglos und mit Freude über ihr Glück, geduldet wird. Über den Unterschied des Standes und der Religion trägt sie — Leonin seine Liebestrunkenheit und Passivität, Fennimor ihre Unkenntniß der Welt hinweg. Stillschweigend wird der Bund der Herzen geschlossen, als Etwas, das gar nicht anders sein könne. Leonin will zu der ihm vorgeschriebenen Zeit nach Frankreich abreisen und, nachdem seine Majorennitätserklärung vorüber, nach Schottland zurückkehren, um Fennimor als seine Gattin seinen Ältern zuzuführen. Aber der alte Sir Reginald Lester fühlt sein Ende herannahen, und um seine Tochter sicherer zu stellen, wenn sie nach seinem Tode allein stände, schlägt er dem Leonin vor, noch vor seiner Abreise nach Frankreich ihn zu trauen. Leonin ist überrascht von solcher plötzlichen Nähe des Glücks und willigt entzückt ein; Fennimor ergibt sich gern in den Willen des Vaters und des Geliebten. Mittlerweile hat aber die Marschallin aus den Briefen ihres Sohnes, ohne daß er ihr ausdrücklich berichtet (denn er fühlt, daß der Gedanke an sie nicht zu seinem Glücke und zu Fennimor's Wesen stimmt und paßt), den Zustand seines Herzens halb und halb errathen, und um den Sachverhalt auszukundschaften, Unheil zu verhüten und die mütterliche Autorität zu sichern oder herzustellen, einen Freund, oder vielmehr einen Bekannten ihres Hauses, den Marquis v. Souvré, einen gewissenlosen, tückischen Intriguanten, der sich in aller Leute Vertrauen einzuschleichen, dadurch eine Herrschaft über sie zu gewinnen und Vortheil von ihnen zu ziehen weiß, und der, bei angeborener Bösartigkeit, besonders dem weichherzigen, sorglosen, von ihm weit übersehenen jungen Leonin, den er als einen unwürdigen Günstling des Glücks beneidet, bittern Haß geschworen hat, was er aber unter der Maske der Freundschaft versteckt, nach Schottland geschickt. Der Marquis kommt gerade noch zu rechter Zeit an, um, in der Kapelle von Stirlings-Abtei versteckt, Zeuge der Trauung Leonin's und Fennimor's durch der Letztern ehrwürdigen, schon sehr schwachen Vater zu sein. Zeugen der Trauung waren die schon erwähnte Dienerin, Emmy Gray, und deren Mann, John Gray. Jene, einige Jahre älter als Fennimor und ihre Jugendgespielin, finstern und düstern Gemüths, liebte eigentlich Niemand auf der Welt, auch ihren Gatten und ihr Kind Ellen nicht, außer Fennimor, welche sie vergötterte, auf deren Liebe sie eifersüchtig war

und für welche sie kein Loos glänzend und herrlich genug hielt. Emmy war schon aus Eifersucht dem jungen Leonin eigentlich nicht hold; sie prophezeite ihrem Lieblinge nichts Gutes von seiner Treue, und dann, als die Trauung stattfinden sollte, war sie empört, daß dieselbe so heimlich gehalten, daß sie nicht mit Glanz und Gepränge gefeiert wurde, sie glaubte ihre Freundin und Gebieterin dadurch entehrt und vergoß bittere Thränen des Zornes. Mit Mühe besänftigte Fennimor die zürnende Unglücksprophetin.

Am andern Morgen ward Leonin im Schlosse Stirlings mit der Nachricht überrascht und erschreckt, daß ein Fremder, aus Paris angekommen, ihn zu sprechen wünsche, und gleich darauf trat der Marquis v. Souvré selbst ein. Der kalte, tückische Mann begann sogleich seine feindseligen und boshaften Machinationen und Operationen, er steckte dem jungen Leonin ein Licht auf über das Bedenkliche und Gefährliche seiner Handlungsweise, über die er ihn zwang ihm ein Bekenntniß abzulegen, versicherte ihn, daß die Marschallin nie und nimmer ihre Einwilligung zu dem Geschehenen geben würde, spottete über den Enthusiasmus, womit der junge Gatte von seiner Geliebten sprach, spielte dann wieder die Rolle des theilnehmenden Freundes und ging endlich scheinbar aus Wohlwollen in den Plan Leonin's ein, Fennimor vor der Hand in Schottland zurückzulassen, ohne das Geheimniß ihrer Vermählung weiter zu verbreiten, selbst nach Frankreich zu reisen, im Fall der alte Sir Reginald stürbe, sie nach St.-Roche zu holen und dort mit ihr zu leben, bis seine Ältern ihm erlauben würden, sie ihnen vorzustellen. Bei diesem Plane hoffte Souvré Zeit genug zu seinen Ränken zu gewinnen.

Leonin foderte Souvré auf selbst auch Fennimor zu sehen und der Marquis willigte gern ein; der junge Gatte ging voran, um Fennimor auf den Besuch vorzubereiten; diese merkte sogleich an Leonin's Stimmung, daß etwas Besonderes mit ihm vorgegangen; sie war voll Trauer über die bevorstehende Trennung und voll Besorgniß um den Geliebten. Der Anblick des plötzlich aus dem Gebüsch hervorschauenden Marquis erschreckte sie tödtlich; „Die Schlange! die Schlange! der Böse ist doch da!" rief sie, und trotz der Versicherungen ihres Gatten, daß der Marquis ein theilnehmender Freund sei, konnte sie einen entschiedenen, tiefen Widerwillen gegen ihn nicht verhehlen, der im Verlaufe des Gesprächs durch den lüsternen Hohn des Marquis noch gesteigert ward. Sie gingen miteinander (die Scene dieser Begegnung war im Freien gewesen) in Reginald's Wohnung; Fennimor eilte, mit gepreßtem Herzen, voran — und fand ihren Vater in seinem Lehnstuhle entschlummert, kalt, todt.

Durch dies Ereigniß wurde Leonin's Kraft für den Augenblick vermehrt, das Bewußtsein seiner Pflicht gegen die von dem harten Schlage betäubte Gattin ward stärker und siegreicher in ihm; er wies für den Augenblick die kalten Rathschläge des Marquis ab, und entschloß sich sofort Fennimor nach St.-Roche mitzunehmen. Seiner Dienerschaft blieb seine Vermählung mit ihr kein Geheimniß. Noch hatte aber Leonin vor seiner Abreise eine schmerzliche Scene mit dem Grafen Gersey durchzumachen, der von Allem, was vorging, nichts geahnt hatte und nun heftig erzürnt war, daß er das Vertrauen der Marschallin so schlecht gerechtfertigt hatte. Leonin mußte die Schmähungen des Zürnenden gegen seine angebetete Geliebte anhören, denn der Lord schwur, er wolle die Copulation aus dem Kirchenbuche reißen und verbrennen, die Zeugen fortjagen lassen u. s. w. Mit tausendfach verwundetem Herzen, fast vernichtet, alle Schwierigkeiten seiner Lage jetzt erst klarer begreifend, entfernte sich Leonin, weinte sich im Walde aus, suchte dann seine um den Vater trauernde Fennimor und machte sich mit ihr und Emmy Gray sobald als möglich auf den Weg nach St.-Roche.

Hier führten sie einige Zeit ein einsames aber glückliches, Fennimor sogar ein seliges Leben; sie suchten sich in dem großen alten Gebäude wohnlich einzurichten und erfuhren von dem alten Castellan bei einer Besichtigung der lange verschlossen gehaltenen Räume schauerliche Geschichten, von welchen zum Theil noch sichtbare und greifbare Reliquien vorhanden waren — Blutflecken, und ein goldener Becher, aus dem Spinola vor seinem Tode einen Gifttrunk bekommen hatte u. s. w. Aber eines Abends ward ihr stilles, glückliches Zusammensein unterbrochen durch ein paar Zeilen, worin der Marquis v. Souvré dem jungen Grafen das Erkranken seines Vaters meldete und ihn auffoderte, unverzüglich nach Paris zu kommen. Leonin mußte sich entschließen, und Fennimor, so sehr sie vor der Trennung gezittert, gab ihm jetzt selbst Trost und Stärke. An einem Decembermorgen verließ er das Schloß, und aus dem Eudorienthurme wehte ein weißer Schleier als letzter Liebesgruß ihm nach, während Fennimor's Thränen strömten.

Als Leonin in Paris ankam, fand er seinen Vater auf dem Wege der Besserung und wurde von dem alten Degen mit stürmischem Jubel empfangen. Die Marschallin, von Souvré unterrichtet, wandte das verschiedenste, wechselndste Benehmen an, um sich die Herrschaft über ihren Sohn zu gewinnen und zu erhalten. Bald behandelte sie ihn drohend und einschüchternd, bald schmeichelnd und freundlich; sie stellte sich, nichts oder nur sehr wenig zu wissen, schnitt ihm sorgfältig die Gelegenheit ab, sich gegen sie auszusprechen und Geständnisse abzulegen, und behandelte, als die Sache doch einmal zur Sprache kam, sie als eine Jugendthorheit von keinen weitern Folgen, über die Leonin nur bald hinwegzukommen suchen müsse. Sie hatte an Souvré hierbei einen zwar nicht treuen, aber doch eifrigen, von eigenem Hasse getriebenen Verbündeten; Leonin wurde an den Hof Ludwig's XIV. gebracht und dort mit der ehrendsten Aufmerksamkeit aufgenommen und durch Gnadenbeweise ausgezeichnet. Niemand wußte sein Geheimniß, Niemand wollte es wissen, und der von seiner Mutter beherrschte, schwache Leonin ließ Allem den Gang, von der Zukunft und dem Zufalle Lösung und Rettung hoffend, und nicht ahnend, daß Absicht und Bosheit vielmehr Alles zu verwickeln und ihm grenzenloses Elend zu bereiten geschäftig waren. Nur

in der Einsamkeit der Nacht konnte er an seine Fennimor denken, zu der er zurückzukehren doch nie Gelegenheit und Muth fand; bei Tag ward er in die Strudel des Hoflebens hineingerissen, das ihn zuerst anwiderte, aber mit der Zeit doch mehr und mehr anzog. So verflossen mehre Monate. Unvermögend, selbst nach St.-Roche zurückzukehren, schickte er den schon sehr kranken Maler Lesfleur dahin, mit dem Auftrage, seine geliebte Gattin zu malen. Allmälig gelang es der Marschallin und dem Marquis, in Leonin einen gewissen Ehrgeiz rege zu machen, sodaß er nach einem Hofamte sehnlich strebte und dessen Verweigerung als eine bittere Kränkung empfunden haben würde. Es wurde ihm zu Theil, und damit der Plan der Marschallin zum Theil erfüllt; aber dieser ging noch weiter. Zwischen Leonin's Ältern und dem Herzoge und der Herzogin von Lesdigueres war eine Heirath ihrer Kinder insgeheim verabredet, und der Hof, d. h. der König, die Königin und Madame Henriette von England, begünstigte das Project. Victorine v. Lesdigueres, Hoffräulein der Königin, war eine durchaus edle, reine und hochherzige Natur, unvergiftet vom Hauche des Hoflebens; sie erkannte in dem, jenes Project nicht ahnenden Leonin ein liebenswürdiges, edles Naturell, sie fühlte sich durch sein ernstes, schwermüthiges Wesen angezogen und ihre Phantasie lieh ihm die Kraft und Männlichkeit, die ihm abging. Beide unterhielten sich oft und gern miteinander, und die Verbündeten wußten solchen Unterhaltungen den Schein ganz besonderer und berechtigter Vertraulichkeit zu geben. Die manchen Anspielungen auf dies Verhältniß verstand Leonin lange nicht, und erst als er von Jedermann und von Victorinen selbst für so gut als verlobt mit ihr angesehen wurde, gingen endlich dem Verblendeten die Augen auf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Über das Verhältniß des angelsächsischen Elements zum ganzen englischen Sprachschatz gibt eine Recension des angelsächsischen Wörterbuches von Bosworth interessante Daten. Unter den 38,000 Wörtern, welche die englische Sprache zählen mag, sind 23,000 sächsischer Abkunft. Nach Macintosh's Zählung sind in fünf Versen der Genesis in der englischen Bibel 130 Wörter, worunter nur fünf nicht sächsische; in fünf Versen des Evangelisten Johannes 74 Wörter, worunter zwei nichtsächsische. Von allen englischen Schriftstellern hat der witzige Swift das sächsische Element am besten, der Übersetzer Homer's, Pope, hingegen und die classischen Geschichtschreiber Hume und Gibbon am wenigsten gewahrt. Will man die Zahlenverhältnisse der germanischen und romanischen Wörter in den von Macintosh absichtslos durchmusterten Abschnitte als allgemeinen Maßstab gelten lassen, so stellt sich das deutschthümliche Element in den wichtigsten englischen Schriftstellern folgendermaßen heraus: Swift 9, Cowley 7, Shakspeare 6, Thomson, Addison, Spenser 5, Locke, Young und Dr. Johnson 4, Robertson und Pope 3, Hume und Gibbon 2. Englische Sprüchwörter natürlich wachsen fast ausschließlich auf sächsischem Grund, dem im Allgemeinen alle Bezeichnungen sinnlicher Gegenstände angehören; während die Wissenschaft — gewiß ohne alle innere Veranlassung — sich von ihm losgesagt hat. In der Synonymik liefert das romanische Element das scharf Individualisirte, oft das Euphemische; dem Germanischen gehören die allgemeinen, prägnanten, dichterischen Ausdrücke an. Es verdiente genauer wie bisher geschehen ist erörtert zu werden, in welcher Art die englische Sprache neue Ankömmlinge eingebürgert — unähnlich der deutschen — und die verschiedenen Theile einander assimilirt hat. Wir finden romanische Endungen an anerkannt sächsischen Stämmen und umgekehrt. Bei Mengesprachen, wie der englischen und französischen, in welchen die Assimilationskraft so wirksam hervortritt, findet der geistreiche Vinet (Vorrede zur „Chrestomathie française“) noch den Vortheil, daß sie sich selbst den Fremden besser assimiliren als Kernsprachen, die wie die deutsche aus unlegirtem Gold beständen. Leichter sind sie gewiß; aber man wird ihre größere Verbreitung über die bewohnte Erde vielmehr, wie bisher, von politischen Verhältnissen abzuleiten haben. Man erlaube mir, hier noch eine französische Artigkeit anzuführen, die den Deutschen mit Bezug auf die neuerdings so bedeutend gewordene Verbreitung unserer Literatur gemacht wurde: es ginge den Deutschen im Völkerverkehr, wie so vielen würdigen Männern im gesellschaftlichen Leben, das über gewandten, selbstgefälligen Ledermenschen, sehr häufig, stillere, gehaltvollere, in sich mehr abgeschlossene Geister zurücksetzt, bis man durch eigenes Insichgehen deren zufällige Äußerungen zu würdigen weiß und sofort um ihre Bekanntschaft sich bemüht.

In einer ihrer letzten Sitzungen beschäftigte sich die Royal medical society in London mit Betrachtung der verderblichen Einwirkung des Opiumrausches auf den menschlichen Organismus. Der Genuß des Opiums, sowol im flüssigen Zustand, oder in Pillen, als auch durch Rauchen in kleinen Pfeifen, ist ohne Zweifel schon seit langer Zeit in Asien einheimisch; gegen das Jahr 1716 wurden die Europäer zuerst darauf aufmerksam. Ganz im Gegensatz zu den Wirkungen des Weins und Alkohols bringt der Opiumgenuß im Körper zunächst einen Zustand absoluter Ruhe und in sich versunkener Behaglichkeit hervor. Wird er zur Gewohnheit, so verliert sich der Appetit, die Lust an Arbeit und jeglicher Anstrengung, die Muskeln werden schlaff; ja, allmälig wächst die Brust aus, die Rippen werden verdreht, die eine Schulter höher als die andere; der Kopf neigt sich beständig auf eine Seite, die Haut wird pergamentartig, die Kraft des Magens zuletzt ganz abgestumpft. Bei einem der bedeutendsten Opiumesser in Konstantinopel, Soliman, welcher vielen Europäern, unter Andern Lord Elgin, bekannt war, fand dies in dem Maße statt, daß er sich des Sublimates als Reizmittel zu bedienen pflegte. Und doch soll dieser Mann 106 Jahr alt geworden sein!

Gewöhnlich nimmt ein Opiumesser 2—300 Gran täglich zu sich; der Engländer, dem wir die originellen Memoiren eines Opiumessers verdanken, nahm oft eine Dose von 320 Gran auf einmal. Wie weit sich die verderblichen Folgen dieses Genusses in China erstreckten, kann man daraus ersehen, daß bei einer militairischen Expedition, die vor einigen Jahren im Kanton veranstaltet wurde, 4000 Soldaten nach einem ganz kurzen Marsche wegen völliger Entkräftung, die sich von jener Gewohnheit herschrieb, zurückgelassen werden mußten. Daß unter solchen Verhältnissen die chinesische Regierung endlich einschritt, ist nicht zu verwundern. So verderblich der Opiumhandel den Käufern wurde, so verderblich ist er auch den Producenten in Ostindien. Der Bau des Mohns, das Ritzen der Köpfe und Einsammeln des geronnenen Saftes erfodert große Sorgfalt und Mühe, welche den armen Unterthanen der Compagnie zu größter Vernachlässigung des Getreidebaues aufgezwungen wird. Der indische Bauer hält seine Äcker in einer Art Erbpacht, der in den für Opiumerzielung günstigen Gegenden in Opium entrichtet werden muß. In ähnlicher Art, wie an manchen Orten eine Tabacksregie, bestimmt der monopolisirte Käufer den Preis selbst. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 66. — 6. März 1840.

St.-Roche. Von der Verfasserin von Godwie Castle. Drei Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 65.)

Es war Sommer geworden, als die Rückkehr des Malers Lesieur den verzauberten Leonin plötzlich wieder dringend an seine Pflichten, an seine Liebe mahnte. Lesieur war von Fennimor freundlich aufgenommen worden, er hatte sie mit innigster Begeisterung zweimal gemalt, und sie hatte ihn während seiner heftigern Krankheitsanfälle gepflegt, noch mehr, sie hatte den innerlich zerrütteten und verwüsteten Mann, dessen Erzählungen und Äußerungen ihr ein trauriges Licht über die Welt gaben, in der ihr Gatte zu leben verurtheilt war, durch ihre himmlische Güte, ihre kindliche Frömmigkeit auf bessere Wege gebracht, ihn getröstet, beruhigt, innerlich umgewandelt. Begeistert und entzückt sprach jetzt der noch kränker zurückgekommene Maler dem erkalteten Gatten von seiner engelgleichen Frau, und mit Erstaunen erfuhr Leonin aus seinem Munde, daß Fennimor ihn in der nächsten Zeit zum Vater machen werde. Dies wirkte; er war entschlossen abzureisen, er erwirkte sich einen Urlaub, er nahm von seinem Vater Abschied, der es sehr sonderbar fand, daß der Sohn von seiner Braut fortreißen wolle, und von seiner Mutter, deren Worte ihn fast vernichteten. Sie wollte ihn durchaus nicht als vermählt anerkennen, sie erklärte ihm, diese vermeintliche Ehe sei ungültig, er wäre auf immer entehrt, wenn es bekannt würde, und ließ Winke fallen, daß er ja das Verhältniß nicht eben gewaltsam abbrechen, daß er es in der Verborgenheit von St.-Roche pflegen und fortsetzen könne; nur gab sie ihm zu bedenken, daß sein Name nur durch die Kinder aus einer ebenbürtigen, rechtmäßig kirchlichen Verbindung sich fortpflanzen dürfe.

Dieser Wink fiel wie ein Schimmer von Hoffnung in die Nacht der Verzweiflung in Leonin's Seele; er hielt die Ausführung dieser Vorschläge für möglich, und glaubte so sich aus einer Lage retten zu können, die ihm auf die eine oder andere Weise Verderben drohte. Er reiste ab, und als er in St.-Roche ankam, erwachte das alte Gefühl in ihm; fast außer sich, fragte er Emmy Gray, die ihm zuerst begegnete, nach seiner Gattin, ob sie lebe, wo sie sei, und eilte überwältigt sich ihr unter Thränen zu Füßen zu stürzen. Mild und sanft, ohne Vorwürfe, gehoben durch das Gefühl ihrer nahe bevorstehenden Mutterwürde, empfing sie den endlich wiederkehrenden Liebling nicht anders, als ob er gestern erst sie verlassen hätte. Rasch aber nahte ihre Stunde; am andern Morgen kniete Leonin an Fennimor's Bett und rief: „Fennimor, Fennimor! mein geliebtes Weib, du hast mir einen Sohn geboren!" Emmy's argwöhnischer Tadel, der während seiner Abwesenheit sich reichlich ergossen, verstummte nachgerade vor dem glücklichen Vater, der mit eifersüchtiger Sorgfalt Mutter und Kind behüten wollte.

In der Einsamkeit aber, in welche ihn die jetzige Lebensweise seiner Gattin, ihr Bedürfniß nach Ruhe und ihre Beschäftigung mit dem Kinde öfters versetzte, drängte sich ihm wieder das Bewußtsein seiner Lage am Hofe, als Kammerherr und als declarirter Bräutigam Victorinens, lebhafter auf; er war nicht mehr der glückliche, weiche Jüngling von Stirlings-Bai; eine Verhärtung des Herzens hatte ihn von der eigenen Mutter angesteckt, und er dachte bald nur wieder darauf, den Plan seiner Mutter so liebevoll und schonend als möglich auszuführen; denn dies einsame Leben kam ihm kleinlich und langweilig vor.

Die Taufe des Knäbleins zwang ihn zu einem Entschlusse; zum Erstaunen der anwesenden Zeugen gab er, vom Vicar um den Namen des Kindes befragt, diesen mit kalter, rauher Stimme an: Reginald Grey von St.-Roche, und verneinte ausdrücklich die Frage des Geistlichen, ob dem Kinde nicht der Grafentitel gebühre. Emmy Gray und Fennimor erfuhren davon nichts.

Leonin hatte jetzt das erste positive Böse gethan, und damit war in ihm eine Art Wahnsinn entstanden, eine Mischung von Schmerz, Verzweiflung, Haß und Grausamkeit, die sein ganzes Wesen in Gährung versetzte und nur eine hohnlachende Stimme aus ihm hörbar werden ließ, die immer aufs neue wiederholte: Vorwärts, vorwärts, du bist nicht mehr zu retten! In solcher Stimmung hatte er eine Unterredung mit Fennimor, die er auf ihr Schicksal vorbereiten wollte; aber die Arme hatte so wenig eine Ahnung, daß sie ihn gar nicht verstand, und als er nach einer feurigen Warnungsrede von ihr gegen die verderbte Welt sie hart anließ, brach ihre Kraft, und sie bat ihn um Verzeihung, daß sie ihre Stellung so verkannt und ihn gescholten habe. Dann ließ sie sich wegführen—

Leonin ließ sie gehen ohne ein mildes Wort, mit dem Trotze der Verzweiflung; sie aber sagte nichts mehr und sah ihn nur oft liebevoll besorgt an.

Jetzt kam ein Brief von der Marschallin, welcher Leonin von Seiten der Königin, deren Reisecavalier er geworden war, zurückrief und die Ankunft des Marquis v. Souvré meldete, um Alles ins Reine zu bringen. Leonin suchte Fennimor auf, um ihr Alles mitzutheilen; noch einmal machte sich ihr Einfluß auf ihn geltend; sie wollte mit ihm beten — da trat Souvré ein — und seine Erscheinung war die eines bösen Engels für Beide. Fennimor beschwor Leonin nicht wegzugehen, aber der Hohn des Marquis war stärker über ihn; er eilte mit Souvré fort, nur auf ein paar Augenblicke, glaubte er, aber es war für lange. Emmy Gray nahm sich der bewußtlosen Fennimor an, mit ebenso viel Haß gegen Leonin als Mitleid und Liebe für ihre angebetete Herrin. Der Marquis aber beredete Leonin, ohne Abschied abzureisen, und versprach ihm, das Übrige ins Reine zu bringen. Er ging zu Fennimor, er empörte sie mit seinen Vorschlägen zu einer Scheidung, die sie aufs entschiedenste ablehnte, und als sie ihm mit der Kraft der zornbegeisterten Unschuld einen Spiegel seiner Schändlichkeit vorhielt, da sagte er ihr voll Wuth das Entsetzlichste, er zeigte ihr den davonfahrenden Wagen Leonin's und hoffte sich an ihren Schmerzen zu weiden. Aber die Scene, wie sie leblos hinsank, überwältigte ihn und die Furien schienen ihn zu ergreifen. Sie todt glaubend, stürzte er hinaus und fort. Fennimor aber lebte noch, erholte sich wieder, aber ihr Geist war verstört, sie sprach nur die Worte: „er hat mich doch so sehr geliebt"; sie überstand dann eine lange heftige Krankheit, siechte aber mit halbem Bewußtsein hoffnungslos fort.

Leonin kehrte innerlich zerstört nach Paris zurück, um seinen angeblichen Verpflichtungen zu genügen; er war jetzt noch willenloser als je. Er mußte sogleich an den Hof, wo seine Vermählung mit der edeln, immer noch ahnungslosen Victorine auf eine für den Stolz beider Häuser höchst schmeichelhafte Weise vollzogen wurde. Erleichtert wurde ihm dieser Schritt durch ein Wort, das ihm unmittelbar zuvor der Marquis zuflüsterte: „Sie sind frei!" Am Tage nach der Trauung aber erfuhr er, und noch am Tage selbst die Marschallin, daß Fennimor nicht ihm entsagt habe, sondern daß sie (so glaubte nämlich der Marquis selbst) gestorben sei. Leonin lebte nun in dumpfem Jammer dahin, nur einigermaßen aufgerichtet durch die liebevolle Victorine, die er aufrichtig achtete und verehrte, ohne doch sein Herz gegen sie auszuschütten. Nur an den Abenden, wenn er allein war, hatte er Visionen, worin ihm Fennimor liebevoll und verzeihend nahte.

Ein Jahr verstrich; Victorine gebar einen Sohn; eine prachtvolle Taufe wurde veranstaltet, und der König und die Königin selbst wurden durch Stellvertreter, durch den Herzog von Orleans und Madame Henriette, Pathen des Kindes. Der Triumph der Marschallin und beider Häuser hatte die höchste Höhe erreicht; aber als man sich versammelte, fehlte der Vater; er kam nicht, man mußte ohne ihn die Ceremonie vollziehen, das Kind wurde getauft, und die Angehörigen waren wie vernichtet über die unheilbare Beleidigung, welche der königlichen Familie dadurch widerfahren war. Jetzt kam der Marquis v. Souvré herbei und flüsterte der Marschallin zu: Leonin sei nach St.-Roche abgereist, zu Fennimor seiner Gattin, welche noch am Leben sei. Bewußtlos stürzte die stolze Frau nieder, alle Gäste flohen auseinander; Leonin wurde seiner Stelle entsetzt und dem Hause Crecy der Hof verboten. Der ganze Adel zog sich von ihnen scheu zurück.

Durch den im Kloster St.-Sulpice auf den Tod krank liegenden Maler Lesieur, der von St.-Roche Botschaften erhalten, war Leonin auf erschütternde Weise in Kenntniß gesetzt worden, daß Fennimor noch, wiewol in großer Schwachheit, lebe und ihn noch einmal zu sehen sehnlich wünsche und hoffe. Bei dem sterbenden, von Fennimor's Schönheit und Tugend begeisterten, durch sie geheiligten Lesieur traf er auch Fénélon, den Freund Victorinens, der ihre Verbindung eingesegnet hatte, und stand so den innigsten Freunden seiner beiden Frauen als Verräther an beiden gegenüber. Er reiste unverzüglich nach St.-Roche ab; seine Ankunft war für Fennimor der letzte Augenblick des Glücks und des Lebens. Nach ihrem Tode versank Leonin in dumpfe, starre Verzweiflung. Mit Mühe ließ er sich nach Wochen durch den Pfarrer und den Arzt bereden, nach Paris zurückzukehren, um größeres Unheil von seiner Familie, von Victorinen abzuwenden. Als er zurückkam, war der alte Marschall am Schlage gestorben, das Haus ein Trauerhaus; doch hatte die Marschallin diese Gelegenheit geschickt benutzt, um die Gnade des Hofs und die Theilnahme des Adels wieder bis auf einen gewissen Grad zu gewinnen. Leonin war kalt gegen Alle, nur Victorinen begegnete er freundlich und mild, doch ohne sich ihr anzuvertrauen, und sie suchte sein trauriges Geheimniß nicht zu ergründen. Er nahm Kriegsdienste als Volontair, zeichnete sich aus, wurde einmal bei Hofe zugelassen und lebte dann ein vergälltes, durch Reue vergiftetes Leben mit der still duldenden Victorine. Das erste Kind, Ludwig, blieb ihr einziges; es wurde in St.-Sulpice unter Fénélon's Aufsicht erzogen, zugleich mit dem Kinde Fennimor's, Reginald v. St.-Roche. Die Knaben schlossen sich innig aneinander an, ohne ihre Verwandtschaft zu ahnen; Victorine ahnte sie und gewann den kräftigern Reginald, die Stütze des schwächern Ludwig, lieb wie ihr Kind; sie empfahl ihm den Letztern aufs dringendste, als sie miteinander auf Reisen gingen, und sie ahnte, daß sie ihre Rückkehr nicht erleben würde, was auch der Fall war. Der Chevalier de St.-Roche wußte nichts von seiner Herkunft und betrachtete Leonin als seinen Vormund.

Ehe sie Frankreich verließen, verweilten sie einige Zeit in Aebaise, bei dem Grafen d'Aubaine, für dessen Tochter Francisca Reginald eine tiefe Neigung faßte, die erwidert wurde; auch auf Ludwig machte sie Eindruck und seine Verbindung mit ihr lag im Plane der Familien. Beinahe hätte hier Reginald schon das Geheimniß seiner Herkunft erfahren, aber Souvré wußte es noch zu ver-

hindern. Nach einer Abwesenheit von ein paar Jahren kamen sie wieder nach Aebaise zurück; der Graf d'Aubaine war unterrichtet worden, daß Reginald ein Bastard sei, und so hatte man Francisca dahin gebracht, daß sie einwilligte sich mit Ludwig zu verloben. Keiner der beiden Jünglinge wußte um die Liebe des Andern. Aebaise lag nahe bei St.-Roche, und durch Emmy Gray, welche Reginald bis zu seinem vierten Jahre auferzogen hatte, erfuhr dieser seine und seiner Ältern Geschichte. Er eilte zu Ludwig, um ihn als Bruder zu begrüßen, und hörte mit Erstaunen von diesem, daß er mit Francisca nächstens werde verlobt werden. Ungestört jedoch blieb die Eintracht und Liebe der Brüder, wofür sie sich jetzt erkannten, und Reginald drang in Ludwig, ihn sogleich nach St.-Roche zu begleiten, um von Emmy Gray nähere Aufschlüsse zu erhalten. Ludwig that es; in einem entsetzlichen Gewitter, ganz erschöpft, erreichten sie St.-Roche, wo sie sich in einem der alten unheimlichen Säle ausruhten und erquickten. Ludwig schlief ein, Reginald, Gefahr fürchtend, hielt mit gespannter Pistole neben ihm Wache; aber der Schlaf überwältigte auch ihn, entsetzliche Träume stiegen in ihm auf und führten ihm die ganze Geschichte des Schlosses vor; er sah den Marquis Spinola Ludwig's blutigen Kopf tragen, er schoß seine Pistole auf ihn ab — und traf Ludwig, der schlafend neben ihm saß, ins Herz. Er fuhr erwachend auf, hörte ein Röcheln, sah Ludwig am Boden liegend, in dem Augenblicke trat Souvré ein und traf Anstalten, den Mörder festzunehmen, an dessen Schuld Niemand glauben wollte. Reginald verlor die Besinnung; er wurde mit der Leiche nach Aebaise gebracht, und nachdem er aus einer Krankheit erstanden, vor ein Specialgericht auf dem Schlosse gestellt. Die Marschallin trat als Klägerin auf, da Leonin es verweigerte, Reginald leugnete nicht — die Entschuldigung mit dem Traume war von keinem Gewicht; aber Emmy Gray trat plötzlich auf und offenbarte das Geheimniß seiner Herkunft, das er aus Edelmuth hatte verschweigen wollen, seine Rechte auf den Titel des Grafen v. Crecy. Francisca, deren Verstand gestört war, erschien im Saale; Leonin und die Marschallin waren wie vernichtet; aber Reginald's Sache wurde nicht gebessert und das Gericht in Paris verurtheilte ihn zum Tode. Die Marschallin glaubte sich den Schein der Großmuth zu gewinnen, wenn sie um sein Leben beim König bitte; die Bitte ward gewährt, weil Ludwig XIV. von Fénélon und Leonin Alles erfahren hatte, aber zugleich die Marschallin in ein Kloster verbannt und Souvré wegen Spionerie festgenommen. Reginald wurde freigelassen, mußte sich aber nach England, der Heimat seiner Mutter, begeben, reichlich mit Geld versehen, durch Leonin's, seines Vaters, Vermittelung, den er zwar nicht eigentlich haßte, aber von dem er nichts hören wollte. Er nahm den Namen Eton an, begab sich zu dem Bruder seiner Mutter, Bischof Lester, und vermählte sich aus Familienrücksichten mit dessen Tochter, der seine frühere Geschichte kein Geheimniß war und die, ihn innig liebend, doch auf sein Herz keinen Anspruch machte. Gebrochen an Körper und Geist wurde er nicht alt; seine Gattin folgte ihm bald; und die Mutterpflicht für ihr einziges Kind, Elmerice Eton, übertrugen sie der Gräfin Francisca d'Aubaine, die sich wieder erholt hatte, aber unvermählt geblieben war. Francisca war die vertraute Freundin von Elmerice's Mutter, wußte aber nicht, wer der Gatte derselben, Mr. Eton, war. Ehe Elmerice, nach dem Tode ihrer Ältern, nach Frankreich kam, hatte sie eine Neigung gefaßt für den jungen Marquis Leonce d'Anville, den sie im Hause des Lords Duncan-Leithmorin hatte kennen lernen. Leonce d'Anville war der jüngere von den am Leben gebliebenen Söhnen Louisens de Crecy, Schwester Leonin's, welche sich mit einem Marquis d'Anville vermählt hatte; der ältere Bruder desselben hieß Armand und war vermählt mit einer liebenswürdigen Frau, Lucile. Reginald hatte einen Widerwillen gegen die ganze Crecy'sche Familie, und deswegen, sowie aus Stolz, erklärte er sich gegen eine Verbindung, welche seiner Tochter ein ähnliches Schicksal wie ihrer Großmutter Fennimor bereiten konnte. Später jedoch ließ er sich etwas umstimmen und ermächtigte seinen Freund, Lord Duncan, nach seinem besten Wissen in dieser Angelegenheit zu handeln und im geeigneten Falle nach Jahresfrist seine Einwilligung zu geben. Doch blieb dies Elmericen ein Geheimniß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Königreich Hanover statistisch beschrieben, zunächst in Beziehung auf Landwirthschaft, Gewerbe und Handel. Vom Freiherrn Fr. v. Reden. Zwei Abtheilungen. Hanover, Hahn. 1839. Gr. 8. 4 Thlr.

Der Verf. dieses Werks hatte zuerst den Plan entworfen, eine vollständige Statistik des Königreichs Hanover hinsichtlich aller seiner Verhältnisse zu schreiben; aber die Schwankungen, welche in Beziehung auf so manche Verfassungs- und Verwaltungszustände in jenem Lande noch immer stattfinden, haben ihn veranlaßt, von seiner ursprünglichen Absicht abzugehen und den materiellen Theil abgesondert zu bearbeiten. Selbst die Statistik der Bevölkerung konnte er, da eine neue Volkszählung bevorstand, nur oberflächlich berühren. Die Art der Behandlung der Gegenstände dieser Schrift ist durch den vorhandenen Stoff bedingt worden: wo die Quellen reichlich flossen, namentlich wenn der Verf. aus eigenen Wahrnehmungen und Erfahrungen schöpfte, da konnte mehr geliefert werden, als wo nur sparsame Materialien vorlagen. Die Arbeit ist, laut des Verf. eigener Aussage, zu neun Zehntheilen aus handschriftlichen und solchen ähnlichen Notizen entstanden; er hat auf seinen Reisen im Königreiche, sowie als früheres Mitglied der Ständeversammlung in den ständischen Archiven seit Jahren dazu gesammelt; er fühlt sich aber auch sehr vielen sachkundigen Männern in allen Theilen des Landes und in den Nachbarstaaten für die schätzbarsten Mittheilungen zu besonderm Danke verpflichtet. Um möglichst genaue und ausführliche Nachrichten zu erlangen, theilte er gewöhnlich die einzelnen Abschnitte des Manuscripts jenen Männern zur Verbesserung und Ergänzung mit, welches von einer lobenswerthen Gewissenhaftigkeit in seinem Streben nach Vollkommenheit zeugt. Eine andere, vorzüglich an statistischen Daten reichhaltige Quelle, aus der unser Verf. frei schöpfen durfte, waren die Acten des Gewerbvereins für das Königreich Hanover; auch die königlichen Ministerien trugen durch ihre, demselben bewiesene Geneigtheit zur Vervollständigung seiner Schrift bei. Doch hatte die Arbeit große

Schwierigkeiten, besonders darum, weil es in Hanover an einem statistischen Bureau, mithin fast an allen (zu genauer Beurtheilung und besserer Erläuterung unentbehrlichen) tabellarischen Übersichten und Zusammenstellungen mangelt, wozu die äußerst geringe Zahl der vorhandenen gedruckten Quellen, die der Verfasser zu Rathe ziehen konnte, kommt. Um so größer ist sein Verdienst, so viel geleistet zu haben, als er es wirklich gethan.

Die erste Abtheilung des hier angezeigten Werks handelt von der Bodenbeschaffenheit und der Vegetation, der Landwirthschaft und der Gewerbthätigkeit; die zweite von den Verhältnissen des Verkehrs im Königreiche Hanover und den Nachbarstaaten, und von der Wissenschaft und Kunst.

Der Boden des Königreichs Hanover zieht sich von den Gipfeln der norddeutschen Gebirgskette (welche mit dem Harz im Südosten beginnend, sich nordwestlich bis nach Osnabrück erstreckt) bis zur Nordsee hin, immer flacher werdend. Auf den höchsten Punkten der Berge ist wenig Fruchtbarkeit, aber Reichthum an Holz und Mineralien; zwischen den Vorbergen, an den Hügeln und in der Nachbarschaft der Flüsse, sowie an den Ufern des Meeres ist größtentheils schöner fruchtbarer Boden; durch die Mitte des Landes zieht sich ein breiter Haide- und Moorstrich, zum Theil urbar gemacht, größtentheils aber als Weide, Holzgrund, oder zur Gewinnung von Torf benutzt. Die höchsten Berggipfel des Landes sind am Harze. Der größte Theil des Reichs gehört dem westlichen Theile des ausgedehnten Flachlandes an, welches, von den Dünen der Nordsee bis gegen den Ural und Kaukasus im östlichen Rußland fortstreichend, erst am Fuße der Hochländer Asiens sich endigt und unter dem Namen der sarmatischen Ebene bekannt ist. Ihr aufgeschwemmter Boden, einer jüngern, der sogenannten Diluvialformation angehörig, besteht vorherrschend aus weißem Quarzsande und ist in manchen Gegenden übersäet mit Trümmern in der Vorzeit zerstörter skandinavischer Gebirge, welche wahrscheinlich durch Eisgeschiebe aus dem Norden herabgeführt wurden. Sie finden sich als Granit- und Gneisblöcke mannichfacher Größe über die ganze lüneburger Haide verbreitet und kommen noch im südlichen Theile der Provinz Hildesheim vor. Bei einem Flächengehalte von fast 100,000 Quadratmeilen erheben sich die höchsten Punkte dieser Ebene nicht über 600 Fuß. Jahrhunderte lang mag der Boden dieser Ebene noch vom Meere bedeckt gewesen sein, als das mittlere Deutschland, und mit diesem der gebirgige Theil desselben, hervorragend über die Fluten, schon den belebenden Strahl der Sonne empfing und mit blühender Vegetation bedeckt war.

Fast drei Viertheile des Königreichs sind zu dieser Diluvialformation zu zählen; nur die südlichen Provinzen mit dem Harzgebirge, seinen gegen Westen und Nordwesten in mehrfachen Reihen auslaufenden Vorgebirgszügen und das neben ihm liegende Waldgebirge des Sollings machen eine Ausnahme davon. Die vom westlichen Harz nach Osnabrück sich wendende Flötzgebirgsreihe, bei Minden von der Weser durchbrochen die Porta westphalica bildend, durchzieht den westlichen Theil der Südprovinzen des Königreichs und verflacht sich bei Osterkappeln. Sie ist gegen Süden in fast paralleler Richtung vom teutoburger Höhenzuge begleitet, der unter dem Namen des Osnings den südlichsten Theil des Fürstenthums Osnabrück durchschneidet und zugleich die nördlichste Linie der westfälischen Höhen bildet, welche mit den Gebirgen der Rheingegenden in Verbindung stehen, allein von denselben durch eine Hochebene getrennt sind, die sich von den Umgebungen der Stadt Münster südöstlich wendet, mit der paderbornschen Senne schließt und hier die Grenzen des Ems-, Rhein- und Wesergebiets bildet. Westlich enden die Höhen des Osning mit den festen Sandfelsen bei Bentheim und Gildehaus. Im östlichen Theile des südlichen Königreichs durchziehen mehr nördlich vom Hauptgebirge abstreifende Hügelzüge von Sand- und Kalkstein die Provinz Hildesheim. Als nördlichstes Vorkommen im Lande erheben sich die Kalk- und Sandsteinflötze des gebirgigen Südtheils nochmals bei Lüneburg aus dem aufgeschwemmten Meeressande der Ebene, hier in Verbindung stehend mit Gyps- und Steinsalzmassen der Tiefe, aus denen reiche Salzquellen ihren Ursprung nehmen.

Die Natur gab den Einwohnern dieses Landes nur so viel, daß sie nicht ohne beharrliche Anstrengung die Annehmlichkeiten des Lebens erlangen konnten; Fleiß, Ausdauer und Ernst wurden so der Grundzug des Volkscharakters. Nicht allein, daß die neuen Flußgebiete ebenso viele Wörden und Angerreihen der künftigen Bebauung darboten; der Hülflosigkeit der Haidebewohner wurde durch Moore, der Betriebsamkeit der Küstenanwohner durch Marschen aufgeholfen. Moore und Marschen sind die beiden wichtigen Geschenke der Natur, wodurch die Bewohner der Sandebene in den Stand gesetzt wurden, die Wildsamkeit ihrer Nachbarn zu erreichen. Die Moore, welche anfangs den Anwohnern nur als eine beschränkende Last erscheinen mochten, vertreten jetzt durch den Torf, der aus denselben gewonnen wird, die Stelle der Wälder und Bergwerke. Ohne Moore wären wieder keine Marschen möglich, denn diese sind ein noch kostbareres Geschenk der Natur. Ihr Material, reich an Kalkerde, Talkerde und Humus, wird sowol vom Meer als von Flußwasser geliefert. Die beste Marsch eignet sich zu einer Viehzucht, welche an Vorzüglichkeit und Ergiebigkeit ihres Gleichen nicht hat. Sehr mannichfach ist, wenn man einen Blick auf die einzelnen Erdarten wirft, von denen auf diesen allgemeinen Stufen der Fruchtbarkeit der Ertrag des Bodens im Besondern abhängt, die Zusammensetzung der Erden, welche von den Sandinseln und Marschen des nördlichen Küstensaums, durch Haiden und fruchtbare Gründe, über Kalk- und Sandsteinbildungen des Flötz- und Übergangsgebirges hin, bis zu den Urgebirgshöhen des Harzes die obere pflanzentragende Decke des Bodens bildet. Sie gestattet eine sehr verschiedenartige Cultur desselben und ihre beste Benutzung nimmt einige Kenntniß ihrer Entstehung, ihrer Zusammensetzung und ihres Verhaltens gegen die Vegetation in Anspruch.

Der Verf. gibt die einzelnen Erdarten des Bodens genau an, aber uns gestattet hier der Raum nicht, ihm ins Detail zu folgen, sondern wir müssen den wißbegierigen Leser auf das Werk selbst verweisen.

Das Klima ist, der nördlichen Lage des Landes wegen, weder warm noch beständig, jedoch meist mild, gesund und Fruchtbarkeit befördernd, rauh nur in den höchsten Gebirgen. Die verschiedenartige und vielfach wechselnde Oberflächenbildung des Bodens, in Verbindung mit unter sich sehr abweichenden physischen Eigenschaften der vorherrschenden Erdarten und der Eigenthümlichkeit der Lage zwischen Meer- und Binnenland, sind von Einfluß auf mannichfache Abwechselungen in der örtlichen Vertheilung der klimatischen Verhältnisse und auf Abweichungen vom gewöhnlichen Verhalten. Am Harze verschwindet fast das Frühjahr aus der Reihe der Jahreszeiten und der lufthelle Herbst ist sehr kurz. Die Wärmestrahlung des Sandbodens im mittlern Landestheile läßt die Vegetation im Frühling um Hanover 8—10 Tage eher beginnen, als in der, doch südlicher liegenden, Gegend von Göttingen, wo dunkler gefärbter und fruchtbarer Boden vorherrscht. Die Trockenheit der Luft in den Sandebenen wird in den südlichen Landestheilen durch häufigern Regen, in den nördlichen durch die mit Feuchtigkeit geschwängerten Seewinde gemindert. Während diese hier mit großer Heftigkeit wehen und keine zusammenhängende Baumvegetation an den Küsten aufkommen lassen, sind sie zugleich durch eine der Gesundheit wohlthätige, sehr milde Temperatur ausgezeichnet. Unter den Winden herrschen die westlichen vor und bringen dem Lande Feuchtigkeit und Regen im Überflusse zu.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 67. —— 7. März 1840.

St.-Roche. Von der Verfasserin von Godwie Castle. Drei Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 66.)

In Trauer um die Ältern und um den Geliebten kam sie in Aebaise bei Francisca an. Leonce, der sich in der Nähe aufhielt, traf sie auf einem einsamen Spaziergange und befreite sie aus den Händen eines Wahnsinnigen, der sie in einen Abgrund hinabgezogen hätte, durch einen Schuß auf diesen. Aber Elmerice wies ihn, eingedenk des Verbots ihres Vaters, von sich. Als der Besuch der beiden Brüder d'Anville bei ihrer Verwandten, der Gräfin Francisca, angekündigt wurde, verließ Elmerice das Schloß, um eine Bekannte ihrer Mutter, die Frau St.-Albans, die Tochter der Emmy Gray, zu besuchen. Sie litt viel bei dieser engherzigen, mistrauischen und etwas gemeinen Frau, welche doch große Ansprüche machte, zeigte aber aus Pietät gegen ihre Mutter und aus Achtung für Herrn St.-Albans, einen feinsinnigen und rechtschaffenen Mann, die größte Geduld und Güte, begleitete die reisende Frau, die kaum von einer Krankheit genesen war, nach St.-Roche, wohin sie berufen worden war, um ihre alte Mutter, Emmy Gray, in einem gefährlichen Krankheitsanfalle zu pflegen, und überraschte die dortigen Leute, den alten Vicar, dessen Schwester und den Arzt durch eine Ähnlichkeit mit Jemand, deren Namen sie lange nicht erfuhr. Emmy Gray war immer düsterer und menschenfeindlicher geworden in Folge von Reginald's Schicksal; ein Theil des Schlosses war ihr durch Leonin's Willen ausdrücklich eingeräumt und eine große Pension wurde ihr bezahlt; Niemand durfte sie stören und sie sah selten Jemand, außer einigen Kindern. Ihre Tochter selbst war ihr gleichgültig und zuwider. Bald erlag Frau St.-Albans über der Pflege und wurde selbst krank; jetzt bestand Elmerice darauf, die Alte pflegen zu dürfen, und nach vielem Bedenken wurde dies genehmigt. Emmy Gray glaubte in ihr die geliebte Fennimor wiederzusehen und concentrirte plötzlich ihre ganze alte Liebe auf das junge Mädchen, das, gerührt von solcher Liebe, sich ihr zärtlich anschloß und auf ihre Launen willig einging. Die Alte weihete sie in die Heimlichkeit des Schlosses ein und ließ sie die Tracht Fennimor's anlegen. So lebten die Beiden ein traumhaftes Stillleben, und Emmy Gray, welche sich und halb auch Elmericen überzeugt hatte, daß sie die Enkelin Fennimor's de Crecy sei, träumte und prophezeite nichts Anderes, als eine Anerkennung ihrer Rechte.

Diese Prophezeiung erfüllte sich. Den beiden Marquis d'Anville lag nichts mehr am Herzen, als des reichen Erbes von St.-Roche, das sie sich nicht zueignen mochten, los zu werden und die wahren Erben aufzufinden. Sie reisten mit größerer Gesellschaft dahin und entdeckten durch einen Zufall in einem der alten Zimmer Elmericen. Die ganze Gesellschaft gewann das Mädchen lieb; aber sie blieb scheu und betrübt, sie hatte auf Leonce verzichten müssen und glaubte ihn in ein anderes Mädchen, Margot, verliebt; auch fühlte sie sich fremd in so vornehmer und reicher Gesellschaft. Aber unerwarteterweise kamen Gräfin Francisca und Lord Duncan an und brachten die erfreulichsten Aufschlüsse und Nachrichten, zu welchen auch Armand und Leonce d'Anville ihren ergänzenden Beitrag lieferten. Elmerice Eton war die Tochter Reginald's, rechtmäßigen Sohns und Erben des Grafen Leonin v. Crecy, dessen Vermählung mit Fennimor volle Gültigkeit hatte; das gerichtliche Urtheil über Reginald war von König Ludwig XV. aufgehoben und ihm alle seine Rechte zurückgegeben: Elmerice war Gräfin v. Crecy und Besitzerin von St.-Roche; Lord Duncan brachte die Erlaubniß ihres verstorbenen Vaters zu ihrer Vermählung mit Leonce, der nicht der Liebhaber, sondern nur der Vertraute von Margot gewesen war; der alten Emmy Gray wurde die Anerkennung und das Glück ihres Lieblings gemeldet, was das Herz der Sterbenden mit Freude, Milde und Versöhnung erfüllte, sodaß sie ihren Segen zu einer Verbindung Elmericens mit Leonce gab. Friedlich war jetzt ihr Tod; sie ernannte Elmerice zu ihrer Erbin, welche aber Frau St.-Albans überreichlich entschädigte. Zugleich mit Leonce und Elmerice feierte ein Graf Guiche und Margot ihre Vermählung. St.-Roche war jetzt der Sitz der Eintracht, der Liebe, des Segens, der alte Fluch war überwunden.

Bei diesem gedrängten Auszuge haben wir darauf verzichten müssen, der das Interesse und die Erwartung oft in hohem Grade spannenden, die Lösung erst spät bringenden Anordnung des Buchs selbst zu folgen, sowie auch darauf, eine genauere Charakteristik irgend einer der auftretenden Personen zu geben. Viele von diesen,

welche aufgeführt und mehr oder minder genau charakterisirt werden und deren Anzahl sich auf etwa 50—60 belaufen mag, fanden wir nicht einmal Raum zu nennen. Aber aus dem Mitgetheilten schon wird sich der Leser einen Begriff davon machen können, mit welchem Aufwande von Erfindung dieser Roman ausgestattet ist, was um so mehr anerkannt werden muß, als in neuester Zeit gar manche Autoren es mit der Erfindung, der Intrigue, sich gar leicht machen und kaum eine spannende Verwickelung darbieten, während solche im vorliegenden Buche sich drängen. Der Vorzug des Reichthums an Begebenheiten, an Handlung und an Charakteren kann dem Buche nicht bestritten werden, und ebenso wenig das Lob: ergreifende, rührende und tragische Situationen und Katastrophen in großer Anzahl vor die Seele des Lesers zu führen. Mehre solche Situationen und Katastrophen wurden, wiewol nur flüchtig, oben angedeutet, manche aber mußten auch übergangen werden. Die Sprache endlich ist in hohem Grade gebildet, edel, blühend und dient einer Fülle von philosophischen, psychologischen, sittlichen und historischen Ideen, von geistvollen und tiefen Bemerkungen zum lieblichen und reizenden Gewande und Träger.

Hiermit könnten wir vielleicht unsern Bericht schließen; aber wir glauben, die hochbegabte Verfasserin selbst würde uns wenig Dank wissen, wenn wir mit diesen allgemeinen Lobsprüchen von ihrem Buche schieden, wenn wir ihr nicht durch eine tiefer eingehende, auch den Tadel nicht scheuende Kritik bewiesen, daß wir an ihr Werk einen höhern Maßstab legen, daß wir größere Ansprüche daran machen als die einer kurzweiligen, das Interesse spannenden Unterhaltung, daß wir uns bemühten, in den innersten Geist ihres Buches einzudringen, seine Grundidee zu fassen und zu prüfen, die einzelnen Charaktere zu analysiren und Das zu bezeichnen, was uns als verfehlt oder mangelhaft erscheint.

Man pflegt den Roman als das Epos der modernen Zeit zu bezeichnen, ohne Zweifel in vielen Beziehungen mit gutem Grunde. Darin liegt nun aber nicht nur, daß die Modernen durch die herrschende Geistesrichtung und den waltenden Geschmack vorzugsweise auf den Roman, mit der Sprache der Prosa, angewiesen seien, sondern auch, daß die Gegenstände des Romans aus der modernen Zeit, aus einer solchen, welche unserer Art zu denken und zu empfinden nicht fremd sein darf, genommen sein müssen. Dieser Satz scheint durch die Erfahrung bestätigt zu werden; die Romane, welche antike oder frühmittelalterliche Gegenstände behandeln, lassen uns meist ganz kalt, erregen wenigstens kein sehr lebendiges Interesse; und die berühmtesten Meister im Fache des Romans haben auch wirklich ihre Themata aus der nächsten Vergangenheit, oder aus einer wenigstens nicht sehr fernen und entfremdeten Zeit genommen. Walter Scott selbst, den man uns etwa entgegenhalten könnte, griff mit den besten und beliebtesten seiner Romane, „Ivanhoe" etwa ausgenommen, nicht weiter als zwei bis drei Jahrhunderte in der Geschichte zurück, schilderte mithin Personen und Zustände, für welche in England und Schottland noch ein sehr lebhaftes Interesse vorhanden war. Dagegen aber nennen wir Goldsmith, Richardson, Fielding, Smollet, Bulwer; St. Pierre, Rousseau, George Sand; endlich Cervantes und Goethe, welche insgesammt die Scene ihrer Romane in die Gegenwart oder eine nahe Vergangenheit verlegen; und darauf dürfte sich wol die Vermuthung und Behauptung gründen lassen, daß im Wesen des Romans selbst die Foderung liege, an die Gegenwart sich anzuschließen, keine der Jetztzeit fremde Gegenstände und Elemente in sich aufzunehmen. Wie die eigentliche Poesie die Gegenstände bei aller Klarheit doch immer in eine duftige, verklärende Ferne rückt, so hat umgekehrt der in Prosa verfaßte Roman die Aufgabe, sie in recht anschauliche, fast greifbare Nähe zu rücken, und dies ist, ohne einen Aufwand von peinlicher und pedantischer Gelehrsamkeit, nur möglich bei Stoffen aus einer nicht fernen Periode. Eine weitere Consequenz hiervon dürfte auch sein, daß man nationale Gegenstände für den Roman wählen sollte; doch davon nachher. Wichtiger ist uns hier die Bemerkung: die Gegenwart, das Nächstliegende, das Bekannte und Erkannte erscheint uns in der Regel prosaisch, während uns das Längstvergangene, das Entfernte, das Unbekannte und Unbegriffene leicht in poetischem Lichte sich darstellt — omne ignotum pro magnifico! denn was ist das Wunderbare, so verwandt mit dem Poetischen, Anderes als Das, zu dessen Erklärung uns die natürlichen Gründe und Ursachen, die vermittelnden Glieder und Ringe fehlen? Die Folge davon ist, daß der Roman, wie in der Form, der Sprache, so auch in seinem Inhalte und Wesen nothwendig zum Prosaischen und Realen sich hinneigt, das Natürliche gegen das Wunderbare begünstigt, dem Bewußtsein das Übergewicht über die Phantasie zu verschaffen sucht und gern auf Wahrheiten, auf eine Moral losgeht, auch wenn der Dichter gar nicht darauf aus war, einen doctrinairen Roman zu schreiben. Man erinnere sich nur, welche Licenzen man dem Epiker und Dramatiker hinsichtlich der Wahrscheinlichkeit gestattet, die man dem Romandichter streng versagt, an dessen Werke man den Maßstab der Realität, der Wirklichkeit zu legen sich befugt glaubt. So sind denn auch die berühmtesten Romane, möchten wir behaupten, antipoetisch, nicht unpoetisch, die komischen Romane der Engländer, Cervantes' „Don Quixote", Rousseau's „Neue Heloise", Goethe's „Werther", „Wilhelm Meister" und „Wahlverwandtschaften". Im „Don Quixote" wird die poetische Phantasie, freilich in einer argen Übertreibung, zu Schanden gemacht, sie wird mit dem groben, plumpen, gemeinen Verstande zusammengekoppelt und selbst von diesem überlistet, sie wird auf jede Weise verspottet, mishandelt, gedemüthigt und bekehrt sich endlich, nach durchgemachter völliger Narrheit, zum ordinairen Bewußtsein und Verstand. Zwar stellt der Dichter der Phantasterei seines Helden eine echt seinsollende Poesie der Wirklichkeit in seinen edeln Liebespaaren, die sich so schön und glücklich finden, gegenüber; aber was bürgt dafür, daß der ungläubige und prosaische Zweifel sich nicht auch gegen diese poetischen Gestalten kehre und

sie ebenso für nichtige Geburten einer mit der Wirklichkeit im Widerspruch stehenden Phantasie erkläre, wie es die Amadis u. s. w. des Junkers von La Mancha sind? Rousseau's „Neue Heloise" ist antipoetisch; die Vernunft (oder Unvernunft) und der Despotismus des Vorurtheils und der bürgerlichen, socialen Verhältnisse tragen den Sieg davon über die Leidenschaft und das feurige, tiefe Gefühl des Herzens, und der sittlich freilich hochzuschätzende Sieg der vernünftigen Tugend wird erkauft durch Aufopferung der poetischen Blüte des Herzens. Goethe's Romane sind antipoetisch. Im „Werther" wird das poetische Recht der begeisterten Liebe besiegt von dem prosaischen Rechte des Versprechens und Besitzes, und Werther's Selbstmord ist zwar eine verzweifelte, aber doch prosaische Lösung der Verwickelung. Aufgabe und Ziel von „Wilhelm Meister's Lehrjahren" ist, den Helden des Romans von den poetischen Illusionen der Jugend zu heilen und ihn zu einem vernünftigen, nüchternen, bewußten Leben heranreifen zu lassen; die poetischsten Gestalten des Buchs müssen untergehen und die prosaisch-verständigsten behaupten das Feld, und so sind die „Lehrjahre", trotz der Fülle von Poesie darin, doch im Ganzen antipoetisch. Dasselbe gilt von den „Wahlverwandtschaften". Die Idee dieses Romans ist wol, wie die Vertheidiger der Sittlichkeit desselben annehmen, die: daß das sittliche Institut der Ehe nicht ungestraft verletzt und leichtsinnig behandelt werde; daß sich die Auflehnung der Leidenschaft gegen dasselbe hart räche. Die beiden leidenschaftlich Liebenden gehen, von der Nemesis der gekränkten Ehe ereilt, unter. Das ist nun, vom sittlichen Gesichtspunkte aus betrachtet, recht schön und gut; aber es ist nichts weniger als poetisch. In der Poesie sollte die Liebe immer, im Leben oder im Tode, triumphiren, wenigstens müßte sie in gewaltigem Kampfe erliegen, nicht aber, von starren Schranken aufgehalten, langsam verschmachten. Das Gefühl des Dichters trat jedoch in den „Wahlverwandtschaften" in Widerspruch mit der sittlichen Idee seines Werks; es macht aus den Bestraften, aus den Opfern der Schuld auch wieder Märtyrer, ja beinahe Heilige, und dies Schwanken, diese Unsicherheit, diese Collision zwischen sittlicher Vernunft und poetischem Gefühle drückt sich auch in dem Tode der beiden Liebenden aus, der halb als Strafe und Vergeltung, halb auch wieder als Erlösung und Vereinigung ihrer Seelen geschildert wird, der halb natürlich und halb gewaltsam, der das Maximum von Enthaltsamkeit vom Irdischen und das Minimum von Selbstmord ist. Diese Collision der sittlichen Idee und des poetischen Gefühls hat wol die verschiedenen Urtheile über den künstlerisch so trefflichen Roman hervorgerufen. Überhaupt soll und kann es kein Vorwurf gegen alle die aufgezählten Romane sein, daß sie ihrer Tendenz und Idee nach antipoetisch sind, vielmehr scheint dies eben im Wesen der Gattung selbst zu liegen, sobald man über die romantische Erzählung hinausgeht, und es kann, wie in den oben genannten Werken, trotzdem eine Fülle von Poesie im Einzelnen hervortreten.

(Der Beschluß folgt.)

Das Königreich Hanover statistisch beschrieben, zunächst in Beziehung auf Landwirthschaft, Gewerbe und Handel. Vom Freiherrn Fr. v. Reden.

(Beschluß aus Nr. 66.)

Unter dem Einflusse im Allgemeinen günstiger klimatischen Verhältnisse erzeugen die Natur und der Fleiß der Menschen im Hanöverschen fast Alles, was zur Nahrung, Kleidung und Wohnung erfoderlich ist, und die Einwohner würden dem Auslande nur wenig abzukaufen haben, wenn nicht manche fremde Erzeugnisse ihnen zum Bedürfnisse geworden wären, und wenn es nicht so viele unter ihnen gäbe, welche bei ihren Einkäufen aus Vorurtheil einer ausländischen Waare schon deshalb unbedingt den Vorzug geben, weil sie weit herkommt. Das Königreich hat aus allen Naturreichen wichtige Producte. Der Getreidebau, welcher fast allenthalben verbreitet ist, liefert zusammengenommen gewöhnlich mehr, als das Land bedarf. Die Staatskasse hat eine Grundsteuereinnahme von jährlich etwa 1,200,000 Thlrn. Unter den Gewerben steht mithin die Landwirthschaft oben an. Eins der größten und wirksamsten Hülfsmittel zur Verbesserung des landwirthschaftlichen Betriebes ist die Theilung der Gemeinheiten und die Verkoppelung gewesen, welche, gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts beginnend, bis zum Jahre 1833 schon das Resultat geliefert hatte, daß 737,825 Morgen der Generaltheilung unterzogen, 1,419,877 Morgen wirklich speciell getheilt, 423,557 verkoppelt worden waren. Ein ferneres Mittel zur Hebung der Landwirthschaft, dessen segensreiche Folgen täglich mehr sichtbar werden, ist die Ablösung der Grundlasten, zu deren Beförderung die Errichtung einer Creditkasse beabsichtigt wird. Das Land hat auch bedeutende Waldungen. Im Allgemeinen ist in den Provinzen südlich von Hanover, großentheils aus erhabenerem Flachland und Vorbergsgegenden bestehend, mehr der Feldbau, in den nördlichen Landestheilen, wo flachere Ebenen und Niederungen vorherrschend sind, mehr die Viehzucht Haupterwerbzweig und Gegenstand des auswärtigen Absatzes. Der Fischfang sowol zur See als in den vielen größern und kleinern Flüssen, Bächen und Gräben, auch in einzelnen Seen und Teichen des Königreichs, beschäftigt und ernährt eine bedeutende Zahl Menschen.

Von großer Erheblichkeit ist die Metallproduction. Der hanöversche Harz liefert durchschnittlich jährlich 9—11 Mark Gold, an 50,000 Mark Silber, über 80,000 Centner Eisen (mit dem Solling bei einer Eisensteinförderung von durchschnittlich 300,000 Centner), 100,000 Centner Blei und Glätte, 2—3000 Centner Kupfer und etwa 50 Centner Zink. So weit bis jetzt bekannt, kommen Kohlenflötze nur in dem südlichen Theil des Landes vor, hauptsächlich in dem Höhenzuge zwischen der Leine und Weser und dessen Fortsetzung am linken Weserufer im südlichen Fürstenthume Osnabrück. Übrigens besitzt das Land in seinen Torfmooren einen großen Reichthum an dem zur Betreibung der meisten Gewerbe unentbehrlichen Feuerungsmaterial.

Die sonstige Gewerbthätigkeit, außer der Landwirthschaft, beschäftigt den zehnten bis neunten Theil der Bevölkerung des Königreichs. Man verarbeitet bis jetzt weit mehr inländische als fremde rohe Erzeugnisse, wodurch dem Lande große Summen erhalten, größere verschafft werden; auch sind dadurch die Gewerbe vom Auslande weniger abhängig. Seit dem Anfang des Jahres 1834 hat das Königreich mehr als 300 neue und über 100 bedeutend erweiterte fabrikartige Etablissements erhalten, ein Beweis, daß die Gewerbthätigkeit da zunimmt. Von diesem Gegenstande handelt fast die Hälfte der ersten Abtheilung.

Der größte Theil der zweiten Abtheilung, nämlich von S. 1—434, handelt von Schiffahrt und Handel des Landes, sowol im Innern als mit den Nachbarstaaten und dem Auslande überhaupt, sowie von Allem, was auf den innern und äußern Verkehr Bezug hat oder damit in Zusammenhang steht, ihn fördert oder hemmt. Wer sich aber über diesen wich-

tigen Gegenstand belehren will, muß das Buch selbst lesen; was der Verf. darüber sagt, gestattet keinen Auszug. Dagegen wollen wir aus Dem, was er im letzten Abschnitt seines Werks über die Unterrichtsanstalten des Königreichs Hanover sagt, Einzelnes hervorheben.

Schon früh erkannte die hanöversche Regierung, daß die Wissenschaften dem geistigen Leben als Nahrung erfoderlich sind, und stiftete daher bereits 1734 die Universität Göttingen, welche schon 1735 eröffnet und am 17. Sept. 1737 eingeweiht wurde. Sie hat seitdem zu einer der berühmtesten ihres Gleichen sich erhoben und Tausende von Männern aus allen Theilen der Welt verdanken der Georgia-Augusta ihre Bildung. Besonders hat auf ihr die philologische und historische Gelehrsamkeit geblüht, auch die Naturwissenschaften, sowie Theologie, Medicin und Jurisprudenz, nur die Philosophie nicht.

Von den daselbst befindlichen öffentlichen Gebäuden und Instituten sind zu nennen: die Universitätskirche, das Concilienhaus und das prachtvolle Bibliothekgebäude, welches eine gegenwärtig aus etwa 300,000 Bänden bestehende kostbare Büchersammlung, eine vortreffliche Sammlung von Kupferstichen, ein Münzcabinet und eine bedeutende Kartensammlung enthält; das königliche akademische Museum mit seinen 14 Sälen, wovon 7 für zoologische, 5 für mineralogische und 2 für die ethnographische Abtheilung nebst Dem, was von Kunstsachen des Alterthums dem Museum zu Theil wird, eingerichtet sind. In dem Museum befinden sich ferner eine bedeutende Gemäldesammlung, welche einige treffliche Bilder älterer und neuerer Zeit enthält, ein physikalisches Cabinet und eine Modellsammlung, worin das Modell eines großen englischen Kriegsschiffs und das vollständige Modell eines Bergwerks besondere Aufmerksamkeit verdienen. Die neue Sternwarte, mit welcher das eisenfreie magnetische Observatorium in Verbindung steht; die Entbindungsanstalt; das chemische Laboratorium, das medicinische und chirurgische Hospital, die Stadtklinik und die beiden anatomischen Theater, die Universitätsapotheke; der schöne, 17 Morgen große botanische Garten; die 1751 errichtete königliche Societät der Wissenschaften; die vier Honorenfacultäten, welchen das Recht zusteht, akademische Würden zu ertheilen, Gutachten abzugeben, über die akademischen Preise zu erkennen, die in Göteingen von nicht Professoren herausgegebenen Schriften zu censiren; der unter dem Namen Spruchcollegium bestehende Justizhof; das archäologische Institut, das homiletische Seminar, die Reitbahn, der Fechtboden und die Singakademie.

Die Zahl der Studirenden betrug im letztvergangenen Sommer 664, von denen 461 Hanoveraner und 203 Ausländer waren. Die Zahl der akademischen Lehrer beläuft sich jetzt auf ungefähr 90, worunter 52 ordentliche und 12 außerordentliche Professoren sind. Von Michaelis 1737—1837 besaß die Universität 231 Professoren; die Zahl der während dieses Zeitraums inscribirten Studirenden war 39,736. Die Gesammtausgabe für die Universität beträgt jährlich 155—160,000 Thaler.

Das seit 1830 bestehende Oberschulcollegium hat die obere Leitung aller übrigen höhern Unterrichtsanstalten des Königreichs. Die 17 Gymnasien des Landes, unter welchen drei katholische und ein gemischtes, auch zwei Erziehungsanstalten, nämlich das Pädagogium zu Ilefeld und die Ritterakademie in Lüneburg, haben 135 ordentliche und 31 Hülfslehrer. Die Zahl der Schüler beträgt etwa 2200, welche in 99 gesonderten Classen unterrichtet werden; die Gehalte der 135 ordentlichen Lehrer betragen in runder Summe zusammen 78,000 Thaler, die der 31 Hülfslehrer 3300 Thaler. Die übrigen Kosten dieser 17 Anstalten, für Unterhaltung der Locale, für Feuerung, Licht, Lehrmittel, Vermögensverwaltung u. s. w. betragen noch ungefähr 25,000 Thaler. Zu diesen 106,300 Thaler werden aus allgemeinen Landesmitteln beigetragen etwa 30,000 Thaler, aus den eigenthümlichen, auf Fundationen beruhenden Mitteln der Anstalten und aus den städtischen Kassen ungefähr 44,000 und durch Beiträge der Schüler 32,000 Thaler. Höherer städtischer Schulen, deren obere Classen zugleich als Progymnasien dienen, gibt es im Ganzen 13, sonstiger städtischer Schulen 9. Seit dem J. 1837 sind in Hanover und Münden zwei Handelsschulen errichtet, welche einer immer steigenden Theilnahme sich erfreuen. Ehrenwerthe Erwähnung verdient, daß die Kaufmannschaft in Münden sofort auch zwei Stipendien gegründet hat, welche theils für unbemittelte Lehrlinge, theils aber auch für solche, die durch Fleiß und lobenswerthes Betragen sich auszeichnen, bestimmt sind.

Lehranstalten für einzelne Zweige der Wissenschaften und besondere Zwecke sind: die chirurgische Schule zu Hanover und das Institut zur Heilung armer Augenkranken daselbst; die Entbindungslehranstalten zu Hanover, Celle, Emden, Hildesheim und Osnabrück; die Thierheilschulen zu Hanover und Göttingen; die Predigerseminarien zu Hanover, Hildesheim (katholisch) und Loccum; die Schullehrerseminarien zu Alfeld, Hanover, Osnabrück und Stade, sämmtlich für evangelische Lehrer, in Hildesheim und Osnabrück unter dem Namen Normalschulen für katholische Schullehrer. Das Taubstummeninstitut zu Hildesheim; die Berg- und Forstschule in Klausthal; endlich militairische Lehranstalten, von welchen besonders die Militairakademie in Hanover besondere Erwähnung verdient.

Töchter- und Industrieschulen sind an vielen Orten; sogenannte niedere Bürgerschulen gibt es in allen Städten und Flecken. Landschulen sind etwa 3500 vorhanden. Demnach scheint nicht allein für die höhere und mittlere, sondern auch für die allgemeine Volksbildung im Allgemeinen gut gesorgt zu sein.

Möchten die biderben, festen und beharrlichen Hanoveraner sich recht bald eines gesicherten, verfassungsmäßigen Rechtszustandes erfreuen und der Verfasser vorliegenden Werks sich dadurch ermuntert fühlen, eine vollständige Statistik seines Vaterlandes zu schreiben. 13.

Notizen.

Von der Afghanensprache oder Pashtoo, welche in der Nähe von Kandahar gesprochen wird, legte Lieutenant Leach dem indischen Gouvernement kürzlich eine Grammatik vor. Charakteristische Gaumlaute und andere Merkmale bezeichnen diese Sprache, welche in zwei Hauptdialekten gesprochen wird, als eine Sproßform des Sanskrit. Der orientalische Witz hat viel an ihr auszusetzen. Das volksthümliche Urtheil, welches die arabische Sprache die der Wissenschaft, die türkische die vollendete Umgangssprache, die persische Zucker, die hindostanische Salz nennt, weiß für die afghanische keinen andern Vergleich als den mit dem Schreien eines Esels. Der Mohammedaner kann sich dabei auf seinen Propheten berufen, welcher das Arabische die Sprache des Himmels, das Afghanische die der Hölle genannt haben soll. Auch wendet man im Orient auf das Afghanische eine Erzählung an, die noch andere Sprachen sich Schuld geben lassen müssen. Es habe nämlich ein König seinem Vezier den Auftrag gegeben, ihm Proben aus allen bekannten Sprachen hören zu lassen. Nach langen Studien entsprach der Vezier bei jedem Namen, der aufgerufen wurde, zu vollkommener Befriedigung dem Gebote seines Herrn; als er aber an das Afghanische kam, rollte er eine kleine Kugel in einer zinnernen Büchse herum und betheuerte, er sei nicht im Stande gewesen, in dieser Sprache mehr als dieses Geräusch zu erkennen.

Hr. Barnham hat eine iambische englische Übersetzung des „Adamus exul" von Hugo Grotius herausgegeben. Man erkennt in diesem Drama, das seither wenig bekannt und in England nur in zwei Exemplaren vorhanden war, die Grundlage von Milton's „Verlorenem Paradies". 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 68. — 8. März 1840.

St.-Roche. Von der Verfasserin von Godwie Castle. Drei Theile.
(Beschluß aus Nr. 67.)

Um nun aber nach dieser langen Digression wieder auf „St.-Roche" zurückzukommen — die Verfasserin scheint das Bedürfniß gehabt zu haben, ihrem Romane eine echt poetische Seele einzuhauchen; sie scheint sich nicht damit haben begnügen zu können, durch eine unterhaltende, gut erfundene und spannend vorgetragene Erzählung eine sittliche Wahrheit zu veranschaulichen, wie man eine solche etwa aus den Schlußworten ableiten und so bestimmen könnte: „daß der irdische Besitz erst durch den sittlichen Werth seiner Besitzer Werth und Sicherheit erhalte", oder: „Nicht, was wir erleben, sondern wie wir es erleben, dies entscheide über Glück und Unglück"; sondern sie wollte auch eine poetische Idee, etwa wie man sie in der Tragödie der Alten findet, das Ganze durchströmen lassen, und so drängte sich ihr die Idee von Schuld und Fluch, Vergeltung, Entsündigung, Entzauberung und Versöhnung auf, und neben dem äußern, so zu sagen natürlichen und sichtbaren Pragmatismus geht eine geheime, verborgen waltende Macht her, welche in Ahnungen, Träumen und wunderbaren Fügungen sich beurkundet. Auf dem Schlosse St.-Roche und auf der Familie Crecy lastet ein Fluch von Spinola's Zeiten her, unter welchem die Familienmitglieder befangen sind, bis durch Elmerice endlich der Zauber gebrochen, die alte Emmy, in welcher dieser Fluch sich personificirt zu haben scheint, versöhnt und begütigt wird. Nun ist nicht zu leugnen, daß durch die Aufnahme dieses Elements, des Religiöspoetischen, des Abergläubischen und Wunderbaren manche treffliche Effecte bewirkt werden, daß dadurch das Ganze einen anziehenden poetischen Ton und Hauch empfängt; es ist ferner zuzugeben, daß das Wunderbare nie so objectiv und stark hervortritt, daß seine reale Existenz behauptet würde, sondern eigentlich doch immer nur in dem Glauben und in der Einbildung der betreffenden Personen vorhanden ist; man könnte sich den Traum Sir Reginald Lester's gefallen lassen, der in der Nacht, ehe seine Tochter Fennimor zuerst Leonin sah, sie zuerst in einem Kranze, dann von einem schwarzen Schleier bedeckt schaute; man könnte die Visionen, welche Leonin von Fennimor in seiner Verzweiflung hatte, erklärlich finden; aber das Wunderbare, d. h. nicht eben das geradezu, nach den Naturgesetzen und der Erfahrung Unmögliche, sondern nur das Seltsame und Ungewöhnliche, häuft und drängt sich in einem solchen Maße, daß das einzeln Mögliche in seiner Gesammtheit zu etwas Unmöglichem wird. Ganz abgesehen von vielfachen Unwahrscheinlichkeiten des Zusammentreffens, des Sichfindens oder Verfehlens von Personen, des Ankommens im entscheidenden Augenblicke und ähnlicher Licenzen, die wir dem Romane nicht streitig machen und erschweren wollen, finden wir das Gesetz einer nur mäßigen Wahrscheinlichkeit übertreten darin, daß die Enkelin Elmerice ihrer Großmutter Fennimor so sehr ähnlich sein soll, daß die alte Emmy Gray sie für Letztere nimmt, und noch mehr darin, daß Reginald, man weiß nicht, ob durch den Einfluß des unheimlichen Schlosses St.-Roche, oder durch die Wirkung des alten Fluchs von Spinola, mit einem höllischen Traume heimgesucht wird, der ihm unbekannte Geschichten, Personen, Zeiten in größter Deutlichkeit und Lebendigkeit zeigt und ihn durch eine feindselige Erscheinung reizt, im Schlafe seinen Bruder Ludwig todtzuschießen. Hieran, fürchten wir, wird der Glaube der meisten Leser ein Ärgerniß nehmen und sich erschöpfen; wäre es das einzige Unwahrscheinliche, so möchte es hingehen, aber sowie es ist, kommt es zu vielem Andern und macht das Maß überströmen. Und freilich hängt an diesem unwillkürlichen Verbrechen so viel, daß es nicht leicht durch etwas Anderes zu ersetzen war. Die Verf. sucht freilich den Traum und die That zu motiviren dadurch, daß das unheimliche Schloß die Scene davon ist, aber dadurch wird die Sache nur noch schlimmer und der Verstand der Leser sträubt sich nur um so mehr gegen das ihm zugemuthete Wunderbare. Fennimor's Unglück erklärt sich zwar allerdings genügend aus der Charakterschwäche Leonin's, aber das Unglück Reginald's und Ludwig's ist so motivirt, daß man nicht wohl umhin kann anzunehmen, daß hier der Fluch fortwirke, der auf dem Hause Crecy von Spinola's Zeit her lasten soll, und dieser Glaube paßt nicht wohl in einen ganz modernen Roman, zumal in einen solchen, der in die Zeiten Ludwig's XIV. und XV. verlegt ist. Und so scheint uns, was einerseits als auszeichnender Vorzug des Romans „St.-Roche" betrachtet werden könnte, die poetische Idee und der poetische Hauch, andererseits doch eher ein Fehler, weil darunter

die Wahrscheinlichkeit, ein Haupterfoderniß der Gattung überhaupt, allzu sehr leidet. Und wie wir „St.-Roche" einestheils zu poetisch finden, so finden wir es anderntheils auch zu philosophisch, zu metaphysisch für einen Roman. Auch dies ist in gewissem Betracht ein Vorzug vor Hunderten von Romanen, die, ohne Geistestiefe, ohne einen Anklang höherer Ideen, nur Begebenheiten, Gestalten und Bilder aneinander reihen und keinen Eindruck in der Seele zurücklassen, dem Gemüth keine Nahrung geben, und Viele dürften die Verfasserin um ihren philosophischen Geist beneiden; aber dieser Vorzug wird unsers Erachtens zu einem Fehler, wenn das Element der philosophischen Reflexion zu stark und nackt hervortritt. Der Roman ist Erzählung, und daher sollte in ihm die Reflexion nie von der Erzählung sich ablösen, die tiefern Gefühle, Anschauungen, Ideen sollten der Erzählung der Begebenheiten oder gelegentlichen Gesprächen ganz anspruchslos einverleibt sein und dem gebildetern Leser überlassen bleiben, dieselben herauszufühlen und zu abstrahiren; und wenn man dem Romandichter vergönnen will, hin und wieder in der Erzählung einen Ruhepunkt zu machen und ihn durch eine Reflexion zu bezeichnen, so sollte er sich doch immer zum Gesetz machen, solche Betrachtungen in die allereinfachste, verständlichste Sprache zu kleiden, wie dies z. B. Goethe in unübertrefflicher Weise thut, und sorgfältig vermeiden, Etwas, das sich klarer und einfacher ausdrücken ließe, durch eine abstracte und überschwengliche Terminologie zu verdunkeln. Noch störender als bei den eigenen Reflexionen des Autors fällt dies auf in Gesprächen, die er seinen Personen in den Mund legt, denn es ist doch gar zu unwahrscheinlich, daß Leute, die gerade nicht philosophisch gebildet sind, ohne sich zu besinnen und ohne sich misszuverstehen, so abstracte und metaphysisch klingende Reden wechseln. Es hat uns hin und wieder gemahnen wollen, als ob die Verfasserin allzu vertraut mit der Terminologie eines bestimmten Systems sei, und namentlich ist uns der häufige Gebrauch des Wortes: berechtigen, Berechtigung, aufgefallen, das man vielleicht ein paar hundert Mal in dem Buche findet. Um zu zeigen, was wir meinen und tadeln, führen wir ein paar Stellen an (Thl. I, S. 330):

> Je freisinniger, je umfassender, je geistiger wir das Leben zu erforschen suchen, je seltener sind wir frühzeitig fertig mit Ansichten und Meinungen, denn nur das geringere Bedürfniß schließt schnell mit dem kleinern Gesichtskreise ab. Wer mit weiterreichendem Streben den Weg beginnt, möchte nicht mit jenem Zustande tauschen, wenn er auch anscheinend in Vortheil setzt, den Dingen das Geheimniß des materiellen Gelingens, ihrer subjectiven Brauchbarkeit abfrägt und mit diesem Inhalte eine beruhigende, feste Stellung zu ihnen gibt. Aber es entsteht dann von jener Seite eine ironische Überlegenheit, die sich durch den sichtbaren Erfolg zu rechtfertigen scheint, die sich das Lob der Menge und ihre eigene Befriedigung sichert und den begeisterten Forscher belächeln läßt, der in dem Leben, das sie so bequem handhaben, noch einen Geist entdecken will, dessen Flügelschlag er hört und dessen Gemeinschaft er aufzufinden trachtet in demselben Leben, das sie in ihrer Auffassung schon ausgebeutet glauben.
>
> Wenn wir mit dem Verlangen, verstanden zu werden, in die Kreise dieser Frühfertigen gerathen, wird unsere fromme Unsicherheit verspottet, und wir haben Mühe, unser Selbstgefühl zu retten, welches wir oftmals nicht durch Beweise vertreten können, da Geister sich nur citiren lassen, wo die Zauberformel verstanden wird. Rette sich, wer kann, bei Zeiten! denn der dornenvolle Weg zwischen Ergreifen und Verwerfen, zwischen Erkennen und Einbilden, zwischen Hoffen und Verzweifeln, den der sehnsüchtige Forscher wandelt, er hat als Ziel, als Ideal eine aussöhnende Ruhe mit allen Erscheinungen der Erde vor Augen; den großen Zwecken gegenüber, vom Selbstgefühl verlassen, imponirt ihm die materielle Ruhe, die ihm so sicher von jener Seite entgegentritt, und er wird ihre sich unterordnende Beute, oder er geräth in Zweifel, die sein höheres Bedürfniß anfeinden, oder es langsam zerstören.

Wir glauben zu verstehen, was die Verf. sagen will, und erkennen die Wahrheit ihrer Meinung an; aber wir bezweifeln, ob der Ausdruck derselben glücklich gewählt, ob er mit Logik und Sprache ganz übereinstimmend ist, und vermuthen, daß Viele dergleichen Reflexionen ungenießbar finden werden. Möge die mit der englischen und französischen Literatur gewiß genauer bekannte Verf. sich selbst die Frage beantworten: wie sich jene Stelle in einer Übersetzung ausnehmen würde, ja wie sie nur sich übersetzen ließe?

Eine andere Stelle lautet so (Thl. II, S. 200):

> Lesieur war in eine Welt der Ideale getreten, deren Dasein er nicht für möglich gehalten hatte. Was von der Geltung, dem Berufe des Künstlers die Blütenzeit seines Lebens als süßer Traum umgaukelt hatte, und den Raum des Entstehens — den heitern Boden der Phantasie nicht verlassen durfte, um es nicht an der Außenwelt verflüchtigt zu sehen — dies ward ihm hier mit einem Ernst als Erwartetes, Wirkliches, Begehrtes abgefodert, und fand Raum und Existenz unter Umständen, die selbst einem Wunder glichen, aber dennoch Wahrheit waren. Unter dem schuldlosen Betasten dieser Kinderseele fand er die Künstlerseele wieder — ihre Träume und Entwürfe, ihre Absichten und ihr ganzes heiliges Selbstgefühl durfte er wieder erwecken, eingestehen! Ja, er mußte sich mit dem ganzen Schmucke bekleiden, damit sie ihn erkannte für Das, was sie in ihm suchte.

Und wenn diese abstracte Sprache nur in einzelnen Abschnitten sich fände! aber sie zieht sich mehr oder weniger durch das ganze Buch hindurch, das Verständniß erschwerend, den Genuß störend, und macht fast alle Personen gelegentlich so sprechen, als ob sie aus einer philosophischen Schule kämen.

Gerne beschäftigten wir uns mit der Analyse der einzelnen Charaktere, aber wir müssen uns des Raumes wegen jetzt kurz fassen. Wie schon erwähnt, ist das Personal von „St.-Roche" sehr groß, vielleicht zu groß. Wiewol nicht behauptet werden kann, daß irgend eine der vielen, meist sehr vornehmen, schönen und reichen Personen ganz müßig und bei dem Plane entbehrlich sei, möchte man doch wünschen, die Verf. wäre etwas ökonomischer gewesen. Beinahe entbehrlich scheint uns die Frau v. Sévigné, obgleich sie mit wenigen Worten sehr schön eingeführt und charakterisirt ist. Als Hauptcharaktere betrachten wir Leonin, Fennimor, die Marschallin und Souvré, und diesen müssen wir großes Lob spenden. Das Naturkind Fennimor, mit ihrer Reinheit, Liebe, Innigkeit, Geduld und Geisteskraft ist im Glück und im Leid trefflich geschildert. Der Charakter Leonin's, der, bei edeln Anlagen, durch Schwäche, Unentschlossenheit, Passivität

nach und nach zu Schuld und Verbrechen gedrängt und fortgerissen wird, scheint uns ein Meisterstück; nur vermissen wir genauere Schilderung und Motivirung seines Seelenzustandes während der sechs Monate, wo er zuerst von Fennimor getrennt war, und dann während seiner Ehe mit Victorinen; dies letztere Verhältniß ist zu leicht und flüchtig behandelt; ganz wahrscheinlich aber ist uns gemacht, wie ein Mann von Leonin's Naturell doch die Liebe zweier so edler und starker weiblicher Wesen gewinnen konnte. Die Marschallin, in ihrer rücksichtslosen Selbstsucht, ist sehr gut gezeichnet; Souvré gehört in die Classe der obligaten Bösewichter, von denen zum Glück schwer ist zu entscheiden, ob sie naturgemäß geschildert oder carikirt sind. Etwas unwahrscheinlich ist, daß er ohne einen bestimmten Zweck und Aussicht doch so überlegt und absichtlich auf das Verderben Leonin's von Anfang an soll hingearbeitet haben. Emmy Gray ist eine höchst poetische Gestalt, und ihre Tochter, Frau St.-Albans, eine höchst prosaische, aber nicht minder trefflich gezeichnet; ihr Charakter ist einer der originellsten des ganzen Buches.

Die Darstellung des französischen Hofs unter Ludwig XIV. ist sehr lebendig und glänzend; die Verf. verblendet sich nicht gegen das Hohle und Nichtige dieser Etikette, dieses Glanzes, huldigt aber doch gewissermaßen einem Optimismus, bei welchem unsers Bedünkens dem König allzu viel Ruhm und Ehre zugetheilt und der Glanz zu sehr mit wahrer Größe verwechselt wird. Fénélon's Erscheinung an diesem Hofe, als noch junger Mann, der eine tiefe Neigung zu Victorinen in seiner Seele niederkämpft und, entsagend, mit dem ihrer so wenig würdigen Leonin sie traut, ist sehr ansprechend.

Als einen Hauptfehler des Buchs haben wir schon den unabsichtlichen Mord Ludwig's durch seinen Bruder Reginald bezeichnet. Einem so ganz edeln, reinen Manne eine so gräßliche That im Traume aufbürden, ist für das Gefühl höchst verletzend und daher unpoetisch; es kann nur durch den fortwirkenden Fluch motivirt werden, bleibt aber immer gleich unwahrscheinlich. Und ebenso verletzend, ja empörend ist es, wenn gleich im Anfange des Romans Leonce Elmericen von dem Wahnsinnigen durch einen Schuß auf diesen, wie auf eine wilde Bestie, befreit. Wol mag er sittlich und rechtlich hierzu vollkommen befugt, ja verpflichtet sein, aber die Verf. hätte ihn nicht in diese Collision bringen sollen, auf den armen Menschen, den der Tod seiner Geliebten wahnsinnig gemacht, zu schießen, und vielleicht — verzeihe uns die Verf. die Vermuthung — hätte sich eine andere Auskunft gefunden, wenn der Wahnsinnige ein vornehmer Graf und nicht ein armer Jäger gewesen wäre. Des traurigen Vorfalls wird dann gar nicht weiter gedacht; genug, daß Elmerice gerettet ist! Die Gesetze der Humanität sollten doch, von einer weiblichen Feder zumal, heiliger gehalten werden, auch in der Fiction!

Trotz der einzelnen Ausstellungen aber müssen wir im Ganzen „St.-Roche" großen Lobes würdig erklären und sprechen die Hoffnung aus, daß die reichbegabte Verfasserin, die nur oft zu wenig ökonomisch mit ihren Kräften verfährt und des Guten zu viel thut, durch Maßhalten in allen Theilen, durch Streben nach Klarheit und Einfachheit ihren künftigen Productionen, denen wir mit Verlangen entgegensehen, einen noch höhern künstlerischen Werth verleihen werde; wir bedauern aufrichtig, daß sie auch diesmal, wie in ihrem ersten Buche, die Scene in fremde Länder verlegt hat, statt einen deutschen Stoff zu wählen, und würden uns sehr freuen, wenn sie künftig unsere Wünsche in dieser Beziehung erfüllte. Nicht nur aber der Gegenstand ist ausländisch, auch die Darstellung und Sprache hat häufig ein englisches Gepräge und wird erst durch Übersetzen ins Englische ganz verständlich. Auf wenigen Blättern finden wir folgende Wendungen: „welcher die Abendtafel anmeldete" (announced). „Auch jetzt — der Dame im Brautschmuck gegenübersitzend, lächelte diese"; so kann man im Englischen construiren, im Deutschen nicht. „Nachdem sie das Bild erkannt" (für: erkannt, welches Bild es war, im Englischen allerdings recognised). „Mit gegenseitig angenehm belebten Hoffnungen", für: beiderseitig (mutually). „Mit der Hoffnung ihres Grußes", statt: auf ihren Gruß, of. „Während die ältern Leute ihren Zuspruch genossen" (enjoyed). „Sie hatte nach einem Wege ausgesehen" (looked out for). „Die einen sehr steilen Abhang annehmen ließen" (let suppose), und dergleichen Vieles. Unrichtig ist: „sie ward davon erstarrt", „Todtenbleiche" statt: Blässe, „die sie durchreist war", statt: hatte.

Madame de Lafayette sagt in unserm Buche von der Sévigné: „Ich versichere Sie, daß sie nicht im Stande ist, orthographisch zu schreiben, und damit müßte man doch wol anfangen, wenn man eine Schriftstellerin sein will." Darauf erwidert Fénélon: „Wäre es nicht wichtiger, erst richtig zu denken? Wie Viele mögen den Vorzug besitzen, richtig zu schreiben, ohne einen einzigen Gedanken so ausdrücken zu können wie Madame de Sévigné"; wir erlauben uns, dies auf unsere Verfasserin anzuwenden und einige kleine Errata zu bezeichnen, die sie bei einer zweiten Auflage verbessern wird. Wir lesen öfters Nymbus, statt Nimbus; Resumee, statt Résumé, Hochzeit von Canaan, statt Kana, und ähnliche kleine Verstöße. Proben zu geben von den vielen trefflichen, poetischen, fließenden und tadellosen Abschnitten, wie wir gerne möchten, verbietet uns leider der Raum, und so müssen wir uns begnügen, die Leser dringendst zur Lecture des ausgezeichneten Buches einzuladen. 23.

Antigone. Ein Trauerspiel von Oswald Marbach. Leipzig, Hinrichs. 1839. 8. 16 Gr.

> Zugemessne Rhythmen reizen freilich,
> Das Talent erfreut sich wohl darin;
> Doch wie schnelle widern sie abscheulich,
> Hohle Masken ohne Blut und Sinn;
> Selbst der Geist erscheint sich nicht erfreulich,
> Wenn er nicht, auf neue Form bedacht,
> Jener todten Form ein Ende macht.

Solche Gedanken scheint Hr. Marbach gehegt zu haben, da er die Sophokleische „Antigone" den Deutschen faßlich und annehmlich zu machen unternahm. Wir können diese Gedanken

an sich nicht tadeln; ja, manche strenge Verdeutschung griechischer Originale, die fast schwieriger zu lesen als diese, erzeugen den Wunsch einer freiern Bearbeitung; und wie ein poetischer Geist durch eine solche Anmuthiges und Schönes erzeugen kann, das haben uns Wieland, Goethe und Schiller gelehrt. Nur gehört freilich auch ein wahrhaft poetischer Geist und ein Mann, der auch in der Technik der Dichtkunst wohl geübt ist, dazu, damit eine solche Bearbeitung, wir wollen nicht sagen würdig, aber mit Ehren sich neben ihr Original stellen könne. Als wir in dem Vorworte dieses Büchleins lasen: „Das Meisterwerk griechischer Poesie als Meisterwerk deutscher Sprach- und Verskunst wiederzugeben, war mein Streben", waren wir sehr gespannt; denn wo ein Streben ist, muß auch wol ein Bewußtsein inwohnender Kraft sein. Aber unsere Erwartung wurde nicht befriedigt. Ist hier und da die Sprache des Verf. auch kräftig und tönend, fließt auch der Vers in den Chören öfters leicht, so stoßen wir doch zu oft auf Stellen, die, sich zu großem Nachtheil, an die Vollendung des griechischen Meisterwerks erinnern und uns überzeugen, daß Hr. Marbach seiner Aufgabe nicht gewachsen war.

Der deutsche iambische Vers, wie Schiller ihn behandelt, ist einer der Tragödie würdigen Ausbildung fähig; aber würde wol Schiller Ismenen sagen lassen:

> Nichts habe ich vernommen.
> Nicht Freude und nicht Leid hab' ich gehört — ?

Hier thut der Hiat eine sehr üble Wirkung. Aber auch ohne Hiat, wie lahm die Worte der Antigone:

> Bald ist er selbst, der edle Kreon hier,
> Um dir und mir, auch mir! und allen andern,
> Die es noch nicht vernommen, nicht begriffen,
> Zu sagen, wie er's will, recht klar, verständlich.

Im zweiten Chore schildert der griechische Dichter die Gewalt und Kühnheit des Menschen; er hat auch die uralte Göttin Erde bezwungen, und reißt sie, mittels der Kraft der Rosse, pflügend auf. Hr. Marbach läßt den Chor singen:

> Selbst der Allgebärerin,
> Ihr, der Allernährerin,
> Ihr, der höchsten Göttin Erde,
> Hast du, daß sie dienend werde,
> Altes Herrscherrecht entrungen;
> Glorreich hast du sie bezwungen,
> Und es muß der Boden dampfen
> Unter deiner Rosse Stampfen.

In der Erzählung des Boten finden wir das liebliche, von den Dichtern des Alterthums öfters gebrauchte Bild, den Vogel, der sein Nest leer, der Jungen beraubt findet. In der Übertragung ist Antigone

> Gleich einem Vogel, welcher wiederkehrend
> Die lieben Jungen aus dem weichen Neste
> Herausgeschleudert auf dem Boden findet.

Man vergleiche die einzig schöne Stelle des Originals, wo Antigone ihre That vor dem Könige so heldenmüthig vertheidigt, mit Dem, was die Nachbildung (S. 35) gibt, und man wird sich überzeugen, daß es Hrn. Marbach nicht gelang, das Meisterstück griechischer Poesie als Meisterstück deutscher Sprach- und Verskunst wiederzugeben. 14.

Literarische Notizen.

Unter dem Titel: „Lettre à M. Thiers sur quelque points de l'histoire de l'empereur Napoléon", erschien eine Broschüre vom Baron Meneval, der, als Chef des kaiserlichen Cabinets, lange Zeit Napoleon's Vertrauter war. Meneval hat sich den Parteien fern zu halten und mit dem Interesse seiner Erinnerungen und Aufklärungen zugleich das Verdienst eines strengen und doch eleganten historischen Styls zu verbinden gewußt.

Ch. Lahure gab in Paris eine Broschüre heraus unter dem Titel: „Observations sur la demande faite par les libraires réunis en commission de reconnaitre chez nous, et sans conditions, la propriété littéraire des étrangers, et moyens de paralyser les contrefaçons belges sans nuire à aucune des branches de notre industrie."

E. Corbière gab einen Seeroman in zwei Bänden und unter dem Titel: „Tribord et babord" heraus. Der Verf. hat selbst ausgedehnte Seereisen gemacht und seine Erinnerungen in diesem Romane verarbeitet. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 69. —— 9. März 1840.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel's Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte. Herausgegeben von Eduard Gans. Der sämmtlichen Werke neunter Band. Berlin, Duncker und Humblot. 1837. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Hegel's Philosophie der Geschichte ist von allen Theilen seiner Philosophie derjenige, welcher den Schlüssel zu der Popularität und weitverbreiteten Anhängerschaft enthält, deren das System dieses Denkers sich neuerdings zu erfreuen begonnen hat. Nicht, als ob seine Leistungen auf diesem Gebiet, sei es an Originalität oder an Gründlichkeit seinen übrigen Werken bedeutend voranstünden; im Gegentheil, wenn die Nachwelt, wie sie es unstreitig thun wird, diesem Philosophen eine bleibende Stelle in der Entwickelungsgeschichte der Wissenschaft anweist, so ist schwerlich zu erwarten, daß sie das Motiv hierzu vorzugsweise aus Dem, was er gerade hier geleistet hat, entnehmen wird. Auf der andern Seite behaupten wir auch nicht, daß, wenn von Hegel weiter nichts als nur seine Ansichten über Philosophie der Geschichte bekannt geworden wären, diese für sich allein hingereicht haben würden, sich den Ruf und die Geltung zu erwerben, welche jetzt das gesammte System dieses Mannes gewonnen hat. Allerdings nämlich gilt dieses Ansehen recht eigentlich dem System als vollendetem und geschlossenem Ganzen. Die Kreise, unter welchen dasselbe nicht blos Anerkennung seiner geistigen Bedeutsamkeit, sondern wirkliche Anhängerschaft findet, sind wesentlich solche, denen es eben um eine allgemeine Grundlage des Wissens zu thun ist, auf welche sie bei ihrem besondern wissenschaftlichen Thun fußen können — Kreise, aus deren Mitte heraus der Herausgeber der gegenwärtigen Vorlesungen, dessen frühzeitigen Tod auch wir aufrichtig beklagen, Andersdenkenden die ziemlich naiv lautenden Worte zurief (Hegel's Werke, Bd. 8, Vorrede S. XLV): „so lange ihr uns kein wissenschaftliches System zu betreten gedenkt, müssen wir bei dem bleiben, welches wir haben." Allein wenn ein bestimmtes System ein Vertrauen der Art, wodurch ihm diese Stelle eingeräumt ward, sich erwerben sollte, so wird hierbei doch immer vorausgesetzt, daß sich der Inhalt seiner Lehrsätze wenigstens innerhalb eines bestimmten Erkenntnißgebietes der eigenen Einsicht und Beurtheilung seiner Bekenner durch seine nähere Beschaffenheit empfohlen und beglaubigt haben mußte. Und hier nun glauben wir nicht zu irren, wenn wir, unbeschadet übrigens der wirklichen Bedeutsamkeit des Systems, ohne welche es freilich nie dahin hätte kommen können, als solches Gebiet, was die Hegel'sche Philosophie betrifft, vorzugsweise das Gebiet der Philosopheme über Geschichte und geschichtliche Geistesentwickelung und Geistesgestaltung bezeichnen.

Es bedarf kaum einer besondern Erinnerung, daß wir mit dieser Behauptung nicht unmittelbar die gegenwärtigen Vorlesungen meinen, und daß also dieselbe ihrem Sinne nach nicht gerade mit dem Ausspruche des Herausgebers zusammenfällt, welcher in Bezug auf letztere (Vorr. S. XVI) die Hoffnung andeutet, daß dieselben „der leichteste Anknüpfungspunkt an die Hegel'sche Philosophie werden dürften." Diese Vorlesungen nämlich sind beiweitem nicht von Allen gehört worden, unter denen sich die Philosophie ihres Urhebers in der angegebenen Weise Geltung verschafft hat, ihre Veröffentlichung durch den Druck aber ist von beträchtlich jüngerm Datum als der Beginn und das Wachsthum dieser Geltung. Allein bereits durch die frühern Druckschriften Hegel's, namentlich durch die „Phänomenologie des Geistes" und die „Rechtsphilosophie", war eine reiche Fülle hierher gehöriger Aussprüche, Bemerkungen und mehr oder minder ausgeführter Darstellungen ins Publicum gekommen, und hatte schneller als der übrige, nicht eben leicht verständliche Inhalt dieser Werke daselbst einen Anklang gefunden. Noch mehr diente zur Verbreitung der geschichtsphilosophischen Ansicht Hegel's der Umstand, daß dieselbe auch in den übrigen Vorlesungen dieses Philosophen, über Religionsphilosophie, Ästhetik, Geschichte der Philosophie u. s. w. ein durchgehendes Grundmoment des Inhalts bildet. Sie war zugleich mit dem übrigen Inhalt dieser Vorlesungen schon beim Leben ihres Verfassers vielfach von dessen Zuhörern verarbeitet und in mannichfacher Gestalt dem Publicum entgegengebracht worden, nach dessen Tode aber waren mehre dieser Vorlesungen beträchtlich früher als die gegenwärtigen im Druck erschienen. So war denn bereits vor der Veröffentlichung dieser letztern ihr wesentlicher Inhalt in solchem Umfange zur Kenntniß Aller gelangt, welche sich für die Philosophie des verewigten Meisters interessiren, auch ohne ihr ein gründliches Studium zu widmen, daß man kaum noch finden kann, derselbe habe durch das Erscheinen des gegenwärti-

gen, ausdrücklich dieser Seite der Philosophie gewidmeten Werkes einen Zusatz von besonderer Erheblichkeit erhalten. Nur die nicht ganz verhältnißmäßige Werthschätzung der Form eines systematischen Zusammenhangs macht es erklärlich, wie der Herausgeber sich berechtigt glauben konnte, seine Vorrede von diesen Vorlesungen in einem Tone sprechen zu lassen, welcher dieselben als ein Werk von völlig neuem, epochemachendem Inhalt bezeichnen zu wollen scheint. Er übergeht das sachliche Verhältniß derselben zu den übrigen Vorlesungen und Druckschriften ihres Verfassers, so nahe es auch gelegen hätte, uns über den Grund zu belehren, weshalb wir hier auch unmittelbar zur Sache Gehöriges mit ungleich geringerer Ausführlichkeit und Vollständigkeit als in so manchen Partien jener andern Werke abgehandelt finden, weshalb überhaupt diese Vorlesungen sich, weder was die Strenge der Form noch was den Reichthum des Inhalts betrifft, mit jenen andern aus dem Nachlaß ihres Verfassers veröffentlichten Vorlesungen messen können.

Hiermit wollen wir jedoch nicht etwa den Verdacht eines leichtsinnigen Verfahrens bei der Redaction dieser Vorträge ausgesprochen haben. Im Gegentheil, wir wissen es dem verewigten Herausgeber aufrichtigen Dank, daß er dieselben zu einer lesbaren und fließenden Darstellung verarbeitet hat, und setzen gern voraus, daß er sich weder eine Weglassung von Erheblichkeit, noch eine Alteration des Sinnes dabei wird haben zu Schulden kommen lassen. Nur müssen wir gegen jede Überschätzung des Buches auch vom rein literargeschichtlichen Standpunkt ernstlichen Protest erheben. Der Leser würde irren, der in demselben Hegel's geschichtsphilosophische Lehren vollständig zusammengestellt zu finden erwartete. Ja, auch Derjenige würde seine Erwartung getäuscht finden, der etwa in diesen Vorlesungen, wozu die eigenthümliche Bestimmung derselben allerdings zu berechtigen scheint, eine in dem eigenen Sinne ihres Verfassers streng methodische oder wissenschaftliche Ausführung der anderwärts zerstreuten Philosopheme suchen wollte. Von der Strenge der Methode, in welche Hegel sonst das eigentlich charakteristische Moment seines Philosophirens setzt, dispensiren sich diese Vorlesungen fast gänzlich. Abgesehen von der sehr ausführlichen Einleitung, deren größerer Theil noch von dem Verf. selbst in seinem letzten Lebensjahre wörtlich ausgearbeitet vorlag, gehen sie fast nur an dem Faden einer summarischen Erzählung der weltgeschichtlichen Hauptthatsachen fort und das Philosophische wird in Gestalt einer Reflexion über diese Thatsachen eingeflochten, ohne daß in gleichem Sinne wie anderwärts beim Verfasser eine in streng gegliederter Form sich abwickelnde dialektisch-speculative Exposition des Inhalts beabsichtigt würde. Wiefern freilich von solcher Exposition die Voraussetzung einer absoluten Denknothwendigkeit dieses Inhalts, eines jede Zufälligkeit, jedes Auchandersseinkönnen der weltgeschichtlichen Thatsachen im Einzelnen, wie im Ganzen ein-für allemal ausschließendes Vorausbestimmtsein dieser Thatsachen eingeschlossen sein würde, so können wir das Abgehen von jener Strenge in diesem Falle nur für einen Vortheil halten.

Bei dieser Beschaffenheit des vorliegenden Werkes wird man es in der Ordnung finden, wenn, indem wir jetzt daran gehen, die philosophische Geschichtsansicht seines Verfassers ihren hervorstechendsten Charakterzügen nach zu bezeichnen, wir uns nicht allzu genau an die Grenzen dieses Buches binden, sondern mehrfach dabei an den Inhalt anderer Hegel'scher Schriften und Vorlesungen erinnern. Wir finden dies besonders aus dem Grunde nothwendig, weil gerade das Moment, welches für den Charakter jener Geschichtsansicht das wichtigste, das recht eigentlich ihn bestimmende und beherrschende ist, in gegenwärtigen Vorlesungen, ohne doch etwa durch ein anderes verdrängt zu sein, minder klar zu Tage liegt und mit minderer Schroffheit gelten gemacht wird als anderwärts. Das Streben nach Popularität und allgemeiner Verständlichkeit, welches wir in diesen Vorträgen vorwalten sehen, scheint den Verf. hier zu einer Milderung jener Schroffheit veranlaßt zu haben, dafern wir solche anders nicht etwa, wenigstens zum Theil, der klugen Hand und der gemäßigten Gesinnung des Herausgebers zuzuschreiben haben. Doch getrauen wir uns nach anderer Seite hin die Behauptung zu verantworten, daß gerade jenes Princip es hauptsächlich ist, was schroff, einseitig und von verletzender Härte, wie allerdings wir es zu finden nicht umhin können, nichtsdestoweniger dieser Geschichtsphilosophie den Eingang auch bei einem Publicum gewonnen hat, bei welchem früher eine Geschichtsansicht, welche ohne jene Einseitigkeit die wahren und großartigen Züge der Hegel'schen fast sämmtlich theilt, solchen nicht hatte gewinnen können. Denn könnte es wol eine populairere Geschichtsansicht geben, als die bekannte des Famulus Wagner:

> Verzeiht! es ist ein groß Ergötzen,
> Sich in den Geist der Zeiten zu versetzen,
> Zu schauen, wie vor uns ein weiser Mann gedacht,
> Und wie wirs dann zuletzt so herrlich weit gebracht.

An diese Worte nämlich erinnert uns die, zwar minder offen als anderwärts im gegenwärtigen Werke ausgesprochene, aber doch gleichfalls unverkennbar genug dasselbe beherrschende Tendenz der Geschichtsbetrachtung seines Verfassers. So sehr dieselbe darauf Anspruch macht und bis auf einen gewissen Punkt auch wirklich es erreicht, die Zeitalter und die Völker der Weltgeschichte nicht von einem äußerlichen, sondern von einem ihrem eigenen Geist gemäßen Standpunkt zu betrachten; so sehr sie ferner im Allgemeinen das Bewußtsein hat, wie dieser Geist der Zeiten und der Völker sich in den „weisen Männern", d. h. in den Künstlern, Dichtern und Philosophen jedes Zeitalters spiegelt und aus ihren Werken erst in seiner Wahrheit erkannt wird: so wenig kommt sie doch dazu, von diesem Bewußtsein die Anwendung auf sich selbst und auf das Verhältniß zu ihrer eigenen Zeit zu machen, so befangen bleibt sie in Bezug auf die Bedeutung dieser letztern. Die Gestalt, welche der Weltgeist in unserer Zeit gewonnen hat, ist ihr die schlechthin höchste und letzte; die Erkenntniß, in welcher sich diese Gestalt spiegelt, gilt nicht mehr für eine auf entsprechende Weise wie frühere Erkenntnißstufen bedingte und beschränkte, sondern sie ist

das absolute Wissen, die Wissenschaft in ihrer den göttlichen Geist mit dem menschlichen in Eins zusammenschließenden Vollendung. Der Gesichtspunkt, der sich aus dieser Befangenheit des Systems in der Geistesgestalt seines eigenen Zeitalters für die Würdigung früherer Zeiten ergibt, ist gewiß der einfachste und leichtest verständliche, der innerhalb einer Philosophie, der man es übrigens nicht absprechen kann, daß sie von dem Bewußtsein und der Anschauung eines organischen Processes weltgeschichtlicher Entwickelung durchdrungen ist, nur irgend gedenkbar war. Die Gestaltung des Geistes im Staate und in der Wissenschaft der Gegenwart gilt der Hegel'schen Philosophie für den daseienden, vollendeten Organismus des objectiven Geisteslebens; der geschichtlichen Vergangenheit wird hiernach die Darstellung dieses Organismus in seinem Werden, in seinen Anfängen und seiner allmäligen Fortbildung zufallen. Wie nun die werdende Gestalt selbst eine organische ist, so wird auch der Proceß ihres Werdens organischen Gesetzen unterworfen sein; die Natur aber und die Beschaffenheit dieser Gesetze wird sich um so leichter und um so reiner ergründen lassen, je unmittelbarer und je vollständiger die Gestalt, deren Herstellung der Zweck jenes organischen Processes ist, dem Blicke des philosophischen Beschauers vorliegt.

Es ergibt sich aus dem hier Bemerkten, daß wir in der Geschichtsphilosophie Hegel's zwei Seiten zu unterscheiden haben: die eine, welche dieser Philosophie nur im Gegensatze zu der Verstandes- und Reflexionsphilosophie unserer und früherer Zeit, aber nicht auch im Gegensatze gegen diejenige speculative Philosophie, aus deren Mitte die Hegel'sche selbst erst hervorgegangen, die Philosophie der naturphilosophischen Schule, eigenthümlich ist, die andere, welche sie ganz für sich allein zu haben, und in welcher sie wirklich original zu sein scheinen könnte, wenn sie nicht merkwürdigerweise gerade nach dieser Seite hin sich den Lieblingsansichten jener Reflexionsphilosophie auffallend wieder annäherte. In den gegenwärtigen Vorlesungen herrscht durchschnittlich die erste Seite vor, die zweite ruht zwar im Hintergrunde, und ihr verdankt das Werk die Möglichkeit, daß sein Inhalt zu einer übersichtlichen Klarheit gestaltet werden konnte, wie solches außerdem schwerlich würde gelungen sein, aber sie tritt wenig und meist nur in Negationen oder Beschränkungen desjenigen Inhalts, welcher der ersten Seite angehört, an die Oberfläche der Darstellung. Freilich liegt auch im Allgemeinen der positive Gehalt nicht blos dieses Werkes, sondern der Hegel'schen Geschichtsphilosophie überhaupt, derjenige Gehalt, welcher dieser Philosophie ihren bleibenden Werth gibt, wesentlich auf der ersten Seite. Die Philosophie Hegel's darf sich nicht das Verdienst anmaßen, das Princip, wodurch es gelungen ist, diesen Gehalt an den Tag des wissenschaftlichen Bewußtseins zu fördern, zuerst entdeckt zu haben; dagegen kommt ihr allerdings das Verdienst zu, ihn nach manchen Seiten weiter ausgebildet, insbesondere aber, ihn einem weitern Kreise zugänglich gemacht und unter demselben verbreitet zu haben. Dies ist ihr theils, wie bemerkt, durch die Hinzunahme eines zweiten, retardirenden und beschränkenden Princips, theils aber allerdings auch dadurch gelungen, daß in ihrem Urheber, wie keineswegs von uns geleugnet werden soll, jenes erste, positive und schöpferische Princip nicht ein angelerntes oder von außen aufgenommenes war, sondern ein, wenn auch zunächst vielleicht auf fremde Anregung, aber doch nicht ohne ursprüngliche, productive Geisteskraft hervorgerufenes, unter gründlichen und umfassenden Studien erarbeitetes.

Die große Anschauung, daß die Weltgeschichte einen organischen Proceß ausmacht, dessen inwohnendes, nicht blos äußerlich stoßendes und treibendes Princip eine geistige Einheit höherer Art ist, finden wir in diesen Vorlesungen (S. 12) mit den Worten ausgesprochen: daß „die Vernunft, die Substanz wie die unendliche Macht, sich selbst der unendliche Stoff alles natürlichen und geistigen Lebens, wie die unendliche Form, die Bethätigung dieses ihres Inhalts ist." Es wird diese Definition (S. 14) an den Ausspruch des Anaxagoras geknüpft, daß der νοῦς die Welt regiere, sowie auch (S. 16) an die christliche Idee der göttlichen Vorsehung. Hiernach könnte es scheinen, als sei jener von Hegel an die Spitze der Geschichtsphilosophie gestellte Satz seinem Sinne nach wesentlich verschieden, ja vielleicht diametral entgegengesetzt der bekannten Grundanschauung der Naturphilosophie, nach welcher das in der Geschichte waltende Gesetz als seinem innersten Wesen nach eines und dasselbe, nur zu einer höhern Potenz gesteigert, mit dem Gesetze auch des physischen Naturlebens begriffen werden soll. Es kann scheinen, als gehe die Tendenz der gegenwärtigen Geschichtsphilosophie dahin, das Leben des Geistes in der Geschichte von den Fesseln jener Naturnothwendigkeit zu befreien, mit welchen ihre Vorgängerin es belastet hatte, und dem Reiche der Natur als ein wesentlich anderes und höheres ein Reich der Vernunft und der Freiheit gegenüberzustellen. So, sagen wir, kann es minder Kundigen gar leicht erscheinen, und wirklich ist von Anhängern des verewigten großen Denkers dieser Schein behend genug benutzt worden, um der Welt glauben zu machen, derselbe sei in der That der Entdecker solchen Vernunftreiches, der erste Begründer einer, nicht sowol der Naturphilosophie sich an die Seite stellenden und sie ergänzenden, als vielmehr sie umschaffenden und im Lichte einer höhern Idee verklärenden Geistesphilosophie. Das Wahre aber ist, wie Jeder sehen muß, der nicht das Wesentliche des Gedankens in den bloßen Worten sucht, daß schon jene Naturphilosophie ihrem Princip und ihrer Anlage nach ganz in demselben, ja vielleicht in einem noch umfassendern Sinne Geistesphilosophie war, wie die Hegel'sche solches zu sein sich rühmen darf. Es mag immerhin zugestanden werden, daß sie nicht von der „Vernunft" das Alles mit ausdrücklichen Worten prädicirt hat, was wir hier bei Hegel von ihr prädicirt finden, wiewol es nicht eben schwer fallen dürfte, ziemlich gleichbedeutende Ausdrücke, die auch dort gebraucht worden sind, mehrfach nachzuweisen, und der sparsamere Gebrauch des Wortes „Vernunft", welches übrigens auch jene Philosophie in ganz ähnlicher Bedeutung, wie wir es nachher von Hegel wieder aufgenommen sehen, von der

Kant'schen und Fichte'schen überkommen hatte, wol von einem richtigen Bewußtsein über die in Wahrheit weit beschränktere Bedeutung herrühren möchte, welche der Genius der Sprache ursprünglich diesem Worte angewiesen hat. Allein auch in der Hegel'schen Geschichtsphilosophie liegt das Wesentliche, was ihr ihren philosophischen Gehalt gibt, nicht in dem Gegensatze, in welchem der Geist oder die Vernunft gegen die Natur gestellt wird, sondern gerade umgekehrt darin, daß die Gesetzmäßigkeit, mit welcher sich das Leben des Geistes in der Geschichte abwickelt, als ihrem innersten Grunde nach identisch mit der organischen Gesetzmäßigkeit des Naturlebens gefaßt wird. Allerdings ist diese Gesetzmäßigkeit, welche im Allgemeinen auf der Identität oder Wesenseinheit des Bewußten und Unbewußten, des Idealen und Realen beruht, hier unter der Form des Bewußtseins gesetzt, während sie in der Natur eine unbewußte bleibt. Allein dieser Unterschied bleibt auch in dem gewöhnlich sogenannten naturphilosophischen System keineswegs unbeachtet, und die Grundzüge, mit welchen bereits dieses System den großen allgemeinen Gang der Weltgeschichte vorzeichnete, unterscheiden sich von denen, welche wir bei Hegel wiederfinden, nur dadurch, daß sie, in Folge einer unbefangnern und großartigern Fassung jenes Princips, von der Beschränkung frei bleiben, vermöge deren bei Hegel der weltgeschichtliche Proceß als ein in allen wesentlichen Momenten bereits abgelaufener gefaßt und also jede Zukunft ihm, wenn nicht ausdrücklich, doch stillschweigend abgeschnitten wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen.

Tamisier's Werk über Arabien.

Tamisier, der bereits mit Combes eine Reise durch Abyssinien herausgab, hat vor kurzem ein anderes Reisewerk unter dem Titel: „Voyage en Arabie, séjour dans le Hedjaz, campagne d'Assir", erscheinen lassen. Bevor sich Tamisier mit seinem Reisegefährten Combes verband, durchreiste er Arabien in Geschäften des Paschas von Ägypten und machte eine Expedition gegen die Beduinen mit. Tamisier's Reisebericht, von Tag zu Tag fortschreitend, ist mit großer Einfachheit geschrieben und nicht arm an Curiositäten. Noch sehr jung und nicht eben mit tiefer Gelehrsamkeit ausgerüstet, steht ihm das bescheidene anspruchslose Gewand sehr wohl an, womit er seine Bemerkungen und Beobachtungen bekleidet hat. Auch der Gelehrte dürfte hin und wieder etwas finden, was ihm von Interesse sein könnte. Anziehend ist das Bild, welches der Verf. in ebenso sinnreicher als einfacher Weise von den Einflüssen entwirft, welche des Paschas reformatorische Einrichtungen auf den sittlichen Zustand der arabischen Bevölkerung und den materiellen seiner eigenen Unterthanen ausgeübt haben. Tamisier beschränkt sich darauf, nur über Das zu berichten, was ihm vor Augen lag, ohne sich ein Urtheil über die ägyptische Civilisation zu erlauben oder auf die wahrscheinliche Zukunft des Orients eine Anwendung zu machen. Nachdem auch er seine Bewunderung für die großen Eigenschaften des Paschas ausgesprochen hat, für die Resultate, welche durch seinen mächtigen Willen erzielt worden, für die Stiftungen, die er begründete, für die lebendige Regsamkeit, die er in der Industrie, in den Künsten und selbst in der Wissenschaft hervorrief, ist es merkwürdig, auch die Rückseite der glänzenden Medaille zu sehen und den Beobachter bis in die von der Hauptstadt entferntern Provinzen zu begleiten, mitten unter jene armen Fellahs, die man so roh dazu verwendet, allen Staatsbedarf herbeizuschaffen, mitten in den Kern dieser Armee, welche man mit dem Stock zusammentreibt; da findet man die alte Barbarei noch in ihrer vollsten Blüte. Der Bericht über den Zug gegen die Beduinen gibt eine Idee von der Unordnung, welche noch in der Verwaltung herrscht und von der gänzlichen Misachtung, welche die Hauptleute für das Leben ihrer eigenen Soldaten zeigen. Hunger, Krankheit und Entbehrungen jeglicher Art richten unter dem Heere eine größere Verwüstung an als das Schwert des Feindes, und auf einen unglücklichen Rückzug folgt ein Frieden, der geschlossen ist, fast ohne daß man mit dem Feinde zusammengetroffen. Indem Tamisier über die verschiedenen Kriegsereignisse und strategischen Bewegungen berichtet, macht er uns zugleich mit Gegenden bekannt, wohin bisher die Europäer nur mit großer Schwierigkeit vorgedrungen sind. Er bringt interessante Notizen über die Araber der Wüste bei, über die Beduinen, welche, eifersüchtig auf ihre Unabhängigkeit, alle Mittel der Treulosigkeit und der List anwenden, um sich dem Joche der Ägypter zu entziehen, über die hier und dort im Wüstensande zerstreuten Ortschaften, über die Erzeugnisse des Bodens und das Thiergeschlecht der Wüste. Diesen beiden Bänden sollen übrigens noch drei andere folgen, welche die Fortsetzung der Reise und historische, geographische und statistische Nachrichten über Arabien enthalten werden.

Unter dem Titel: „Essais d'histoire littéraire" gab E. Géruzez verschiedene Aufsätze heraus, die er früher in Zeitschriften und im „Dictionnaire de la conversation" veröffentlicht hat. Es sind Studien über verschiedene Schriftsteller, so über Bernard, Rabelais, Jodelle, d'Aubigné, Malherbe, Balzac u. s. w. und einige Abhandlungen über die Elegie, die politische Satire, die Poesie. Eine französische Kritik hierüber sagt: „Die hier gebotenen Artikel gehören allerdings in das Dictionnaire, für welches sie bestimmt waren, wenn sie aber der Verf. sammelt, wenn ihr Ensemble keine Zeitepoche, keine literarische Gruppe umfaßt, so haben wir ein Recht zu sagen, das Buch sei ein schlechtes Machwerk und entspreche seinem Titel nicht. Wie verdienstlich auch jeder einzelne Artikel an dem Platze, für den er bestimmt war, sein mochte, so hätte man ihn doch an seinem Platze bleiben lassen und sich nicht einbilden sollen, man habe Meisterwerke geschaffen, wovon man nicht genug Copien in die Welt ausgehen lassen könne. In einer Reproduction solcher Art spricht sich ebenso viel Eitelkeit als Unfruchtbarkeit aus, die für die Zukunft der Literatur von betrübender Vorbedeutung sind. Wenn selbst die Professoren ein so betrübendes Beispiel geben, was soll man da von den Eleven erwarten?" Der Kritiker gesteht sonst diesen Aufsätzen zu, daß sie mit Geist und nicht ohne Glanz geschrieben seien. Dergleichen Sammlungen gehören allerdings in das Gebiet der gewöhnlichen Bücherfabrikation und sind auch in Deutschland ziemlich allgemein geworden; indeß läßt sich nicht wohl absehen, warum ein Schriftsteller seine in den verschiedensten Journalen zerstreuten Aufsätze, von denen er gar keinen Ruhm und oft sogar wenig Honorar gehabt, sammeln und herausgeben sollte, wenn sie an sich nicht ohne Verdienst und einer größern Verbreitung würdig sind. Auf der andern Seite muß man freilich gestehen, daß, wenn der literarische Markt mit Sammelwerken dieser Art überfüllt wird, dies allerdings von der Schwächlichkeit unserer Literaturepoche ein Zeugniß ist. Aber Dessen, wovon der moderne Mensch Kenntniß zu nehmen hat, wird in einem so hohen Grade von Tage zu Tage mehr, daß für ein größeres Publicum geistreich geschriebene Skizzen, wie die von Géruzez, fast unentbehrlich geworden sind. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 70. —— 10. März 1840.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel's Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte. Herausgegeben von Eduard Gans.

(Fortsetzung aus Nr. 69.)

Der Begriff jener Gesetzmäßigkeit in dem Verlaufe der Weltgeschichte, welchen wir vorläufig als einen organischen bezeichneten, wird in seiner Allgemeinheit von Hegel S. 19—39 der Einleitung auf eine Weise auseinandergesetzt, die für den populairen, wissenschaftlicher Voraussetzungen entbehrenden Standpunkt, auf welchen sich diese Einleitung stellt, nicht ohne Verdienst ist, wenngleich wir sie eben in wissenschaftlicher Beziehung nicht genügend finden können. Das Hauptmoment, welches diese Entwickelung hervorhebt, ist das Verhältniß der Bewußtlosigkeit, in welchem die Triebfedern des menschlichen Handelns, Bedürfniß, Neigung, Leidenschaft, zu Demjenigen stehen, was aus dem Handeln geschichtlich resultirt oder dadurch erreicht wird. Der Verf. stellt jene Triebfedern und diese Resultate einander in der Kategorie von Mitteln und Zwecken gegenüber, gibt jedoch dabei zu verstehen, daß beides sich hier zu einander nicht so äußerlich verhält, wie in einer blos mechanischen Thätigkeit, daß die Zwecke nicht, oder nicht zunächst, als vorgebildet in einem den Gang der Geschichte von außen lenkenden Verstande, die Mittel als äußerliche Werkzeuge in der Hand eines solchen Verstandes zu fassen sind. Ohne Zweifel ist hiermit die Stelle berührt, in welcher der Begriff jener organischen Gesetzmäßigkeit der weltgeschichtlichen Entwickelung seinen eigentlichen Sitz hat. Allein das Verhältniß der als einander gegenseitig inwohnend bezeichneten Mittel und Zwecke bleibt bei dem Verf. in dem hier angeführten Zusammenhange eigentlich doch ein ungelöstes Problem. Sollte es gelöst werden, so müßte dabei von einer ausdrücklichern Einsicht in die Beschaffenheit der weltgeschichtlichen Zwecke ausgegangen werden, zu deren näherer Bestimmung der Verf. erst nachher (S. 40 fg.) fortschreitet. Der eigentliche Grund der Mangelhaftigkeit dieser Darstellung liegt jedoch nicht in der Ordnung, in welcher sie die Begriffe verhandelt, sondern in der bereits oben von uns gerügten Beschränktheit, in welcher sie den Begriff der weltgeschichtlichen Zwecke faßt. Genauer betrachtet nämlich, kennt sie keinen andern Zweck der weltgeschichtlichen Entwickelung, als die *Realisation des Staatsorganismus* in der ausgebildeten Gestalt, die er in unserer Zeit gewonnen hat. Das Verhältniß der Mittel und der Zwecke in der weltgeschichtlichen Entwickelung fällt in der Hauptsache zusammen mit dem entsprechenden Verhältnisse, welches sich in dem ausgebildeten Staate darstellt, denn auch von diesem gilt es ja gleichfalls, wie auch der Verf. (S. 28) ausdrücklich in Erinnerung bringt, daß jedes Glied die Zwecke des Ganzen unbewußt und unwillkürlich eben dadurch fördert, daß es seinen eigenen besondern Interessen nachgeht. Hiernach nun würde die Theorie des Organismus der Weltgeschichte als eine und dieselbe erscheinen mit der Theorie des Staatsorganismus, wie solche der Verf. in seiner „Rechtsphilosophie" aufgestellt hat, wenn nicht der Umstand einen Unterschied begründete, daß diesen letztgenannten Organismus die Weltgeschichte erst zu Tage fördern soll, sodaß also die Teleologie derselben sich so zu sagen als eine potenzirte darstellt, als eine solche, in welcher der Zweck selbst wieder eine Verknüpfung von Zwecken und Mitteln ist.

Man sieht, wie durch diese Betrachtung die Schwierigkeit, jene Teleologie in einen wissenschaftlich bestimmten Begriff zu fassen, noch gesteigert wird. Es ist nämlich nunmehr noch der Widerspruch zu überwinden, daß ein Zustand, welcher durch Abwesenheit des organischen Staatslebens ausdrücklich als ein solcher bezeichnet ist, in welchem die Handlungen der Einzelnen *nicht* zum Ganzen zusammenstimmen, nichtsdestoweniger als Moment eines Processes erkannt werden soll, in welchem solches Ganze aus den Handlungen der Einzelnen sich selbst erzeugt. Der Verf. ist diese Schwierigkeit umgangen, indem er (S. 30) hinsichtlich des speculativen Zusammenhanges vom Allgemeinen und Besondern auf seine „Logik" verweist, hinsichtlich der Anwendung auf das vorliegende Problem aber sich mit der Anführung von Beispielen und Gleichnissen begnügt.

Ein von dem angegebenen gänzlich verschiedener Gesichtspunkt für die Teleologie der Weltgeschichte findet sich in demselben Zusammenhange allerdings auch noch angedeutet, jedoch nicht ganz auf eine Weise, wodurch er zu dem Rechte gelangte, welches wir unsererseits ihm, der eigentlichen Tendenz des Hegel'schen Systems gegenüber, einzuräumen nicht umhin können. Wir meinen den Gedanken, der in folgenden Worten ausgesprochen ist (S. 36):

Die Religiosität, die Sittlichkeit eines beschränkten Lebens —

eines Hirten, eines Bauern, in ihrer concentrirten Innigkeit und Beschränktheit auf ganz wenige und einfache Verhältnisse des Lebens, hat unendlichen Werth, und denselben Werth als die Religiosität und Sittlichkeit einer ausgebildeten Erkenntniß und eines an Umfang der Beziehungen und Handlungen reichen Daseins. Dieser innere Mittelpunkt, diese einfache Region des Rechts der subjectiven Freiheit, der Herd des Wollens, Entschließens und Thuns, der abstracte Inhalt des Gewissens, das, worin Schuld und Werth des Individuums eingeschlossen ist, bleibt unangetastet und ist dem lauten Lärm der Weltgeschichte und den nicht nur äußerlichen und zeitlichen Veränderungen, sondern auch denjenigen, welche die absolute Nothwendigkeit des Freiheitsbegriffs selbst mit sich bringt, ganz entnommen.

In diesen Worten ist gewiß eine tiefe und große Wahrheit niedergelegt; aber kein Unbefangener kann sich verbergen, daß sie zu dem übrigen Inhalte der vorliegenden Geschichtsphilosophie in einem Widerspruche stehen, welchen zu lösen der Verf. nicht einmal den Versuch gemacht hat. Wenn das Höchste und Werthvollste, der eigentlich substantielle Kern des Geisteslebens, in allen weltgeschichtlichen Veränderungen unangetastet bleibt und demselben ebenso wenig etwas zugesetzt als entzogen werden kann, wozu denn noch jener „laute Lärm der Weltgeschichte"? Und woher jene „absolute Nothwendigkeit", welche, obgleich sie Veränderungen hervorruft, die „nicht blos äußerliche und zeitliche" sind, dennoch jenem substantiellen Kerne nichts anzuhaben vermag? Die Hegel'sche Philosophie, sie, die so laut gegen allen Dualismus eifert, hätte es billig vermeiden sollen, in dem Reiche des Geistes ohne allen Versuch einer Vereinigung oder Vermittelung solche doppelte Absolutheit zu setzen, wie wir hier gesetzt finden, eine Absolutheit des unmittelbaren Geistesinhalts oder der subjectiven Sittlichkeit, die zu allen Zeiten dieselbe bleibt, und eine Absolutheit der objectiven Gestaltung, welche erst am Ende der Weltgeschichte erreicht wird. Indeß macht sich die Philosophie von diesem Tadel bald wieder dadurch frei, daß sie zeigt, daß es mit jener Äußerung über den absoluten Werth der subjectiven Religiosität und Sittlichkeit, so sehr sie dem gesunden Sinne des Verf. als Menschen zur Ehre gereicht, vom Gesichtspunkte der Wissenschaft unmöglich ernstlich gemeint sein konnte. Sie wird sogleich durch die nachfolgende Bemerkung wieder aufgehoben, welche „im Allgemeinen dies festzuhalten" verlangt, „daß, was in der Welt als Edles und Herrliches berechtigt ist, auch ein Höheres über sich hat", indem „das Recht des Weltgeistes über alle besondern Berechtigungen geht". Damit nämlich ist offenbar nichts Anderes gesagt, als daß jener angeblich absolute Werth des Einzelnen, zu allen Zeiten der Weltgeschichte sich Gleichen, eben kein absoluter sei, sondern seine Berechtigung nur von dem Ganzen habe, worein das Einzelne entweder unmittelbar als Glied eintritt, oder sich mittelbar durch Eingreifen in den Entwickelungsproceß dieses Ganzen darauf bezieht.

Eine Philosophie der Weltgeschichte, welche das Problem der organischen Teleologie dieser Geschichte in seiner ganzen Tiefe fassen wollte, würde jenem Umstande, dessen die vorliegende nur flüchtig in einem Zwischensatze gedenkt, eine Betrachtung von ganz anderm wissenschaftlichen Ernst zu widmen haben. Sie würde ihm gegenüber auch das entgegengesetzte Moment zu beachten haben, welches bei Hegel auch nicht im Vorübergehen beachtet wird, nämlich daß der Zweck aller weltgeschichtlichen Entwickelung, während er, als subjectiv Absolutes gefaßt, schon von vorn herein erfüllt erscheint, nach der andern Seite hin, als objectiv Absolutes, sich als ein solcher darstellt, welchem die Weltgeschichte zwar ins Unendliche nachstreben, aber nie ihn wirklich erreichen kann. Denn daß ein Absolutes im eigentlichen Wortsinne auch die Gestaltung des Staatslebens nicht ist, welche nach Hegel für das höchste Ziel der Weltgeschichte gilt, dies kann ja auch dieser Philosoph nicht umhin, insofern anzuerkennen, als ihm der „objective Geist" noch keineswegs einer und derselbe mit dem „absoluten Geiste" ist. Gesetzt also auch, man wollte zugeben, daß jene Gestaltung innerhalb des weltgeschichtlichen Verlaufs das Höchste sei, wozu dieser Verlauf es bringen könne, so würde doch immer noch eine Jenseitigkeit des absoluten Geistes bleiben, zu der sich auch jenes relativ Höchste innerhalb der Zeitlichkeit wiederum nur als Untergeordnetes, als dialektisch aufzuhebendes Moment oder als Mittel verhalten müßte.

Freilich wird man uns vom Standpunkte jener Philosophie entgegnen, der absolute Geist sei eben kein Jenseitiges, sondern, als absoluter, das absolute Diesseits der Weltgeschichte, das in allem Wechsel und Werden des geschichtlichen Geistes schlechthin Gegenwärtige und Immanente. Allein hiermit wäre eben nur das Dilemma ausgesprochen, von welchem wir zu behaupten berechtigt sind, daß die Hegel'sche Philosophie, obgleich sie dazu getrieben werden kann, es in abstracto anzuerkennen, doch in der concreten Betrachtung der Weltgeschichte es mit nichten zu seinem wahren Rechte kommen läßt. Aus einer gründlich durchgeführten Dialektik dieser zwei Momente, der absoluten Diesseitigkeit des göttlichen Geistes einerseits und seiner gleich absoluten Jenseitigkeit anderseits, vermöchte erst mit mehr als nur oberflächlicher Wahrheit ein Begriff der Art und Weise entwickelt zu werden, wie der creatürliche Geist des menschlichen Geschlechts in seiner zeitlichen Entfaltung überhaupt dazu gelangt, sich Zwecke zu setzen, denen er erst unbewußt nachstrebt, um, wenn er die erreichten zum Bewußtsein gebracht hat, sogleich darüber zu neuen, ihm noch unbewußten hinauszugehen. Der Begriff dieser Zwecke, der einzigen, auf die eigentlich der Zweckbegriff anwendbar ist, ist nicht zu verwechseln mit dem Begriffe jenes Absoluten, was an und für sich oder der Idee nach erst der Weltgeschichte ihren geistigen Gehalt gibt. Wird das Eine mit dem Andern verwechselt, oder kommt es wie bei Hegel wenigstens zu keiner klaren Unterscheidung zwischen beidem, so ist davon die unmittelbare Folge, daß die Absolutheit des Übergeschichtlichen auf irgend einen beliebigen jener innergeschichtlichen Zwecke übertragen und somit diesem eine Bedeutung beigemessen wird, welche ihm in der Wahrheit der Sache keineswegs zukommt.

Gehen wir jetzt auf die Behandlung des concreten Stoffes bei unserm Verf. über, so finden wir, entsprechend jener Duplicität des wissenschaftlichen Princips, auf die wir vorhin aufmerksam machten, auch hier eine verwandte Doppelseitigkeit der Anschauungsweise, welche der Verf. zu

dem geschichtlichen Inhalte herzubringt. Auf der einen Seite läßt sich ihm ein bedeutender Grad von Geisteskraft in der Bezwingung des historischen Materials, von Schärfe und Gediegenheit des Blicks in der Auffassung des Gegebenen und Tüchtigkeit in seiner Verarbeitung keineswegs absprechen. Er hat von der Geschichte im Ganzen und im Einzelnen zwar nie das Studium eines Forschers vom Fach, oder eines eigentlichen Geschichtschreibers gemacht, aber die Studien, aus denen seine Philosophie der Geschichte erwachsen ist, sind doch sichtlich andere als die Studien eines Solchen, der, wie manche Nachtreter, nur etwa die allgemeinen Schulkenntnisse zu einem Unternehmen ähnlicher Art mitbringt, und die Lücken, welche diese gelassen haben, durch eine cursorische, ausdrücklich erst zu diesem Behuf unternommene Lecture zu ergänzen sucht. Hegel zeigt sich auch darin als wirklichen Philosophen, daß man es seinen Philosophemen wenigstens zum großen Theile anmerkt, wie sie die unwillkürlichen, naturwüchsigen Früchte einer mit unbefangener Liebe gepflogenen Beschäftigung mit dem geschichtlichen Stoffe sind, nicht die Treibhausfrüchte eines apriorischen Denkens, welches seine Erzeugnisse erst mit einem nachher eilfertig zusammengelesenen Material nothdürftig überkleidet. Insbesondere kommt ihm hier sein längere Zeit hindurch fortgesetzter gründlicher Verkehr mit den humanistischen Studien, mit dem griechischen und römischen Alterthum zu statten. An den Kenntnissen, die er in diesem Gebiet auf unbefangene Weise, ohne unmittelbaren Hinblick auf den Zweck philosophisch-systematischer Benutzung erworben und sie durch anhaltende Lehrthätigkeit in den Saft und das Blut seines Geistes verarbeitet hatte, besaß er theils ein tüchtiges, zur Anwendung immer bereit liegendes unmittelbares Material seines geschichtlichen Philosophirens, theils einen Anknüpfpunkt für Studien, die er auf andern Gebieten der Geschichte zum Theil erst später nachholen mußte. Dieser Vorbildung, verbunden mit der natürlichen genialen Begabung seines Geistes, haben wir es zuzuschreiben, wenn wir ihn gar manche einzelne Erscheinungen und auch wol ganze Perioden und Gesammtgestalten der Weltgeschichte richtiger würdigen und in ihren Sinn tiefer eindringen sehen, als es der abstract angelegte Maßstab seines Systems vermuthen lassen würde. Immer ist jedoch hierbei nicht zu übersehen, wie das Vermögen solcher gediegenen und glücklichen Auffassung des Einzelnen in seinem Geiste nicht außer Zusammenhang mit dem Princip und der Richtung seines Philosophirens steht. Es ist bedingt durch das philosophische Bewußtsein von der Immanenz des Absoluten im Zeitlichen, durch jenes Bewußtsein, welches freilich Hegel's Philosophie sich nicht ausschließlich vindiciren darf, indem es ihr mit derjenigen Philosophie, aus der sie selbst ihren Ursprung nahm, gemeinschaftlich ist. Freilich finden wir bei andern Geschichtforschern und Geschichtbetrachtern das nämliche Vermögen in gleichem oder in noch höherm Maße als bei Hegel, auch ohne daß man ihnen den ausdrücklichen Besitz jenes wissenschaftlichen Bewußtseins zuschreiben könnte. Allein was bei jenen die specifische, auf die Auffassung und Gestaltung des Geschichtlichen gerichtete Naturanlage des Geistes herbeigeführt hat, das konnte bei einem Philosophen, dessen eigenthümliche Richtung sonst gerade nur dem Allgemeinen und Abstracten zugekehrt und überdies von vorgefaßten Meinungen, die ihm die treue Hingebung an das Thatsächliche und Erscheinende verleiden mußten, keineswegs frei war, nur durch eine ausdrückliche Einsicht der Art ermöglicht werden, wie eben jene ist, mit welcher wir bei Hegel den angegebenen Vorzug seiner geschichtsphilosophischen Darstellung in Verbindung zu setzen, uns berechtigt wissen.

Allerdings nämlich müssen wir bekennen, daß dieser Vorzug, so bereitwillig wir ihn sowol in gegenwärtigen Vorlesungen, als in andern dem Inhalte nach verwandten Partien der Werke ihres Verfassers anerkennen, sowol im Allgemeinen, in der Hegel'schen Grund- und Gesammtansicht des Geschichtlichen, als auch zum großen Theil im Einzelnen einigermaßen getrübt wird durch das Beiherspielen und oft Vorwalten eines unerfreulichen, verneinenden und beengenden Princips, welches den geschichtlichen Gestalten nicht selten, indem dieselben in ihrer eigensten Individualität geschildert und gewürdigt zu werden scheinen, unvermerkt sich herzuschleichend, das Mark aussaugt und sie zu dürftigen Schatten und Schemen macht. Dieses Princip, obgleich es nicht überall in der Gestalt philosophischer Reflexionen auftritt, hängt jedoch ebenso unverkennbar mit der zweiten Seite des Hegel'schen Philosophirens zusammen, wie der vorhin erwähnte Vorzug mit der ersten. Das von Hegel der Weltgeschichte gesetzte Endziel steht in einem zu auffallenden Misverhältnisse zu den ungeheuern Zurüstungen, welche die Weltgeschichte, dieses Ziel zu erreichen, gemacht hat, als daß eine Darstellung, die von dem Standpunkte des Bewußtseins über dieses Ziel ausgeht, sich von einem gewissen Zuge der Ironie gegen den Geschichtsinhalt ganz sollte rein erhalten können. Wir halten dafür, daß dieser Zug dem Verf. selbst so gut wie unbewußt geblieben ist, sowie er mehr oder weniger allen Denen unbewußt bleiben muß, welche das von ihm aufgestellte Princip der Weltgeschichte für das wahre nehmen. Von diesen sehen wir Einige bei geschichtlichen Darstellungen ähnlicher Art, wie die ihres Meisters, in einen fast unerhörten Ton der Suffisance, der souverainen Geringschätzung alles Geschichtsinhalts fallen, während sie selbst solchen Inhalt durch die Einreihung in den vermeintlichen Entwickelungsgang des „absoluten Begriffs" oder der „ewigen Nothwendigkeit" aufs höchste zu ehren meinen. Andere, von mehr heiterer und gemüthlicher Disposition des Geistes, verbleiben bei einem harmlosen Geiten- und Gewährenlassen, ja Bewundern und Verehren Dessen, dem sie eine „historische Berechtigung" zugestehen, ohne den unendlichen Hochmuth auch nur gewahr zu werden, der sich über dieses Historische hinaus auf den „absoluten Standpunkt" gestellt weiß. Kann bei den Nachtretern sowol das Eine als das Andere als eine komische Geistesschwäche nur belächelt werden, so trägt bei dem Meister die entsprechende Eigenschaft einen ernstern Charakter. Die Neigung zur Geringschätzung und Verkleinerung des Geschichtlichen, die man in der von uns angedeuteten Weise als eine Con-

sequenz aus seinem philosophischen Standpunkte ableiten kann, ist zugleich in sein Naturell eingeschlagen und gibt sich daselbst als ein grämlicher, feindseliger Zug zu empfinden, der besonders auffallend in seinen Charakteristiken einzelner Persönlichkeiten, auch solcher, denen er übrigens Anerkennung und Hochachtung nicht versagen kann, wie z. B. Hamann's *) und Solger's, oder nationaler Eigenthümlichkeiten (wir verweisen unter andern auf den überaus bittern und gehässigen Aufsatz über die englische Reformbill im 17. Bande seiner Werke; auch der bekannte Artikel über die würtembergischen Landstände, der dem Verf. so heftige Feindschaft in seinem nächsten Vaterlande zugezogen hat, dürfte von einem ähnlichen Vorwurf nicht freizusprechen sein) hervortritt, während er in den allgemeinern Darstellungen durch die Anerkennung und Werthschätzung des idealen Momentes mehr in den Hintergrund gedrängt wird. Auch finden wir mit dem erwähnten Zuge gar nicht selten, und bisweilen in sehr auffallenden Contrasten und schwer zu vereinigenden Widersprüchen, die Bereitwilligkeit vergesellschaftet, die Bedeutung geschichtlicher Erscheinungen oder Persönlichkeiten nicht nur begrifflich anzuerkennen, sondern auch ausdrücklich preisend hervorzuheben. Allein das solchergestalt gespendete Lob gibt nur in seltenen Fällen einen ganz behaglichen Eindruck und erweckt nur selten die Empfindung, als ob es ein ganz reines und unbefangenes sei. Es scheint meistens mehr dem abstracten Begriff, als der concreten Sache zu gelten, und wir können nicht umhin, es sehr erklärlich zu finden, wenn wir bei den persönlichen Schülern Hegel's, so lange dieselben nicht, wie jetzt bei mehren der Fall ist, zur wirklichen Selbständigkeit des Charakters und der Intelligenz sich herausgearbeitet haben, den Einfluß der verneinenden Tendenzen ihres Meisters meist vor den entgegengesetzten vorwiegen sehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Wie weit liebevoller sind bei merkwürdiger Übereinstimmung dem Sinne nach mit dem Inhalte der übrigens höchst verdienstvollen Hegel'schen Kritik die Bemerkungen, die wir über Hamann bei Niebuhr finden („Lebensnachrichten über Niebuhr", Bd. 2, S. 479 fg.) — bekanntlich gleichfalls einem Manne, den Hegel auf eine beinahe unerklärliche Weise zum Gegenstande seines eigensinnigen Grolls gemacht hatte.

Literarische Notizen.

Von einer „Histoire philosophique des progrès de la zoologie générale depuis l'antiquité jusqu'à nos jours", von Victor Meunier, Professor der vergleichenden Anatomie und Physiologie, erschien der erste Band; der zweite befindet sich unter der Presse. Auch ist von Antoine Mace's „Cours d'histoire des temps modernes" der erste Band erschienen. Das Ganze soll drei Bände umfassen und eine Geschichte aller europäischen Staaten und Colonien von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis auf unsere Tage enthalten.

Von des Marquis von Chambray Werken erschien der fünfte und letzte Band; die drei ersten enthielten bekanntlich eine Geschichte der Expedition nach Rußland, der vierte eine Philosophie des Kriegs und der fünfte unter dem Titel: „Mélanges", enthält zehn verschiedene Werkchen, worunter das Leben Vauban's, eine Abhandlung über die polytechnische Schule, eine andere über die in der Kriegskunst von 1700—1815 stattgehabten Veränderungen u. s. f. 5.

Literarische Anzeige.

Bericht über die im Laufe des Jahres 1839 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 69.)

9. **Cobbett's (William)** englische Sprachlehre. Mit steter Hinweisung auf die deutsche Sprache, und mit Erläuterung der Vorbegriffe aus der allgemeinen Sprachlehre für Deutsche bearbeitet, für Schulen, zum Privat- und Selbstunterricht eingerichtet, mit mancherlei Übungsstücken und einem besondern Anhange für Kaufleute begleitet von **Dr. A. H. Kaltschmidt.** Zweite umgearbeitete Auflage. Gr. 8. 18 Gr.

Lehrern der englischen Sprache, die sich, bevor sie diese Sprachlehre einführen, noch näher damit vertraut machen wollen, gebe ich gern ein Exemplar gratis, wenn sie sich direct oder durch irgend eine Buchhandlung an mich wenden.

10. Conversations-Lexikon der Gegenwart. In vier Bänden. Erstes bis achtzehntes Heft. (Kal—Lindner.) Gr. 8. Preis eines Heftes von 10 Bogen auf Druckp. 8 Gr., auf Schreibp. 12 Gr., auf Velinp. 18 Gr.

Mit dem achten Hefte war der erste Band und mit dem sechszehnten Hefte der zweite Band dieses für sich bestehenden, in sich abgeschlossenen Werkes beendigt, das aber zugleich ein Supplement bildet zur achten Auflage des Conversations-Lexikons, sowie zu jeder frühern Auflage, allen Nachdrucken und Nachbildungen.

Die achte Originalauflage des Conversations-Lexikons in zwölf Bänden, wovon ein neuer Abdruck erschienen, ist fortwährend zu den Subscriptionspreisen von 16 Thlr. auf Druckpapier, 24 Thlr. auf Schreibpapier und 36 Thlr. auf Velinpapier zu erhalten. Auch ist sie durch jede Buchhandlung in einem neuen Abonnement, in das zu jeder Zeit eingetreten werden kann, in einzelnen Bänden zu den Preisen von 1 Thlr. 8 Gr. auf Druckpapier, 2 Thlr. auf Schreibpapier und 3 Thlr. auf Velinpapier zu beziehen.

11. Universal-Register zur achten Auflage des Conversations-Lexikons. Enthaltend in alphabetischer Folge eine Nachweisung der selbständigen Artikel dieses Werkes, sowie auch aller in andern Artikeln behandelten Personen und Gegenstände. Gr. 8. Auf Druckp. 16 Gr., auf Schreibp. 1 Thlr., auf Velinp. 1 Thlr. 12 Gr.

12. **Cuvier (Baron v.)**, Das Thierreich, geordnet nach seiner Organisation. Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere und Einleitung in die vergleichende Anatomie. Nach der zweiten, vermehrten Ausgabe übersetzt und durch Zusätze erweitert von **F. S. Voigt.** Erster bis fünfter Band. Gr. 8. 1831—39. 14 Thlr. 16 Gr.

Der erste Band (Säugethiere und Vögel) kostet 4 Thlr.; der zweite (Reptilien und Fische) 2 Thlr. 8 Gr.; der dritte (Mollusken) 2 Thlr. 16 Gr.; der vierte (Anneliden, Crustaceen, Arachniden und die ungeflügelten Insekten) 2 Thlr. 8 Gr.; der fünfte (die eigentlichen Insekten) 3 Thlr. 8 Gr.

13. Darstellung der Landwirthschaft Großbritanniens in ihrem gegenwärtigen Zustande. Nach dem Englischen bearbeitet von **A. G. Schweitzer.** In zwei Bänden. Erster Band. Mit 55 eingedruckten Holzschnitten. Gr. 8. Geh. 3 Thlr. 4 Gr.

Die erste Abtheilung mit 36 Holzschnitten kostet 1 Thlr. 12 Gr., die zweite Abtheilung mit 19 Holzschnitten 1 Thlr. 16 Gr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 71. —— 11. März 1840.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel's Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte. Herausgegeben von Eduard Gans.

(Fortsetzung aus Nr. 70.)

Was übrigens die nähere Art und Weise der Würdigung geschichtlicher Thaten und Persönlichkeiten betrifft, so pflegt Hegel sich dagegen zu sträuben, daß man bei derselben von dem einseitig moralischen Gesichtspunkt ausgehe und die Heroen der Weltgeschichte mit demselben Maßstab bürgerlicher Sittlichkeit messe wie andere Individuen. Auch in dieser Foderung finden wir Richtiges und Unrichtiges auf eine für den Standpunkt dieses Philosophirens charakteristische Weise vereinigt. Daß die Sittlichkeit jener Heroen eine andere ist als die gemeine bürgerliche, daß die höhern Pflichten, die ihnen auferlegt sind, sie zu Handlungen berechtigen, die in den niedern Kreisen des Privatlebens keine Stelle finden, hat seine Richtigkeit und kann nicht geleugnet werden. Die Einsicht in jene Elasticität der ethischen Begriffe, vermöge deren dieselben sich für die verschiedenen Sphären des Gesammtlebens der Menschen und des Thuns der Einzelnen verschieden gestalten und andere Verhältnisse auch andere Pflichten sowol als andere Rechte mit sich bringen — diese Einsicht, wohl zu unterscheiden von der empörenden Lehre, die zwar auch neuerdings in einigen ihrer Bekenner sich an die Hegel'sche Philosophie anzulehnen und aus ihr eine scheinbare Bestätigung zu entnehmen versucht hat, als gebe es für den geschichtlichen Heros, für das Genie überhaupt keine sittliche Beschränkung — ist eine der wichtigsten für die wahrhafte, philosophische Ethik überhaupt. Sie gehört zu denjenigen, durch deren Wiederhervorrufung und tiefere Begründung die Philosophie der neuesten Zeit, nicht die Hegel'sche allein, wiewol ihre Anhänger gern auch dieses Verdienst für sie allein in Anspruch nehmen möchten, die Wiederherstellerin des Begriffs einer substantiellen, im concreten Wesen des Geistes gegründeten Sittlichkeit geworden ist, dem leeren Absolutismus und Subjectivismus des kategorischen Imperativs der kritischen Philosophie gegenüber. Auch darin liegt eine große Wahrheit, daß (S. 32 der gegenwärtigen Vorlesungen) „die großen Menschen in der Weltgeschichte" dies vor den übrigen voraus haben, daß „ihre eigenen particularen Zwecke das Substantielle enthalten, welches Wille des Weltgeistes ist"; daß „dieser Gehalt ihre wahrhafte Macht, und als solche in dem allgemeinen bewußtlosen Instinct der Menschen und Völker ist, welche, innerlich dazu getrieben, keine weitere Haltung haben, Dem, welcher die Ausführung solchen Zwecks in seinem Interesse übernommen hat, Widerstand zu leisten, vielmehr sich um das Panier Dessen sammeln, der ihnen Das zeigt und ausführt, was ihr eigener immanenter Zweck ist". Allein man kann diese Einsicht, und man kann die philosophische Erkenntniß jenes wichtigen Begriffs der objectiven, substantiellen Sittlichkeit theilen, ohne deshalb mit Hegel zu der Consequenz fortzugehen, daß es für die Sittlichkeit geschichtlicher Individualitäten und Begebenheiten keinen andern Maßstab gibt, als den des geschichtlichen Erfolges, daß jede solchem Erfolg unterliegende Sittlichkeit sich als eine ohnmächtige und somit als keine wahrhafte mehr beurkundet. Solche Consequenz nämlich hängt bei diesem Philosophen wesentlich an seiner Nichtanerkenntniß eines übergeschichtlichen Princips und an der Einseitigkeit, mit welcher das Princip der Immanenz sich bei ihm geltend macht. Ohne Zweifel muß man es Hegel einräumen, daß, zugegeben die Voraussetzung, der Zweck der weltgeschichtlichen Kämpfe und Entwickelungen sei nur ein solcher, der innerhalb des geschichtlichen Verlaufes sich realisirt, dann von keiner andern Sittlichkeit der Individuen die Rede sein kann, als von einer solchen, welche entweder — die gewöhnliche bürgerliche Sittlichkeit — in den concreten Organismus des Staatslebens unmittelbar als Moment eintritt, oder — die Sittlichkeit der welthistorischen Heroen — solchen Organismus zu verwirklichen, oder den bereits wirklich vorhandenen durch einen höhern und vollkommenern zu ersetzen, bewußt oder unbewußt anstrebt. Die Idee dieses Organismus, dieses absoluten Zwecks und Endziels der Weltgeschichte, ist dann auch der absolute Maßstab für die Sittlichkeit der Einzelnen. Keinem Einzelnen wird Sittlichkeit abzusprechen sein, der sich, gleichviel aus welchen Beweggründen (man erinnert sich der bereits in der „Phänomenologie des Geistes" erhobenen Polemik gegen denjenigen Standpunkt sittlicher Beurtheilung, welche sich berechtigt weiß, vor Allem nach der Gesinnung der Individuen zu fragen) in einen bestehenden Staatsorganismus einfügt, oder zur Gründung eines neuen direct oder indirect hinwirkt. Umgekehrt aber wird keinem Einzelnen reine Sittlichkeit abzusprechen sein, der, bei seiner Tendenz

nach einer höhern Gestaltung der Sittlichkeit, irgendwie mit einem bestehenden, wenn auch unvollkommnern sittlichen Organismus in Conflict kommt. In der letzterwähnten Beziehung pflegt bekanntlich die Schule Hegel's, nach dem ausdrücklichen Vorgange ihres Meisters, selbst dem Sokrates, bei aller Anerkenntniß der höhern Berechtigung seines philosophischen Princips, in dem Conflict dieses Princips gegen das geschichtliche Princip des athenischen Staats, eine sittliche Schuld und seinen Mördern eine sittliche Berechtigung zuzuschreiben. Mit Recht hat man erinnert, daß folgerechterweise dieselbe Ansicht auch auf den göttlichen Stifter des Christenthums und sein Verhältniß zu den Juden, die ihn kreuzigten, übertragen werden müßte. Umgekehrt geht in Bezug auf Staatenumwälzer und Eroberer, wie Cäsar, Attila, Bonaparte, die Tendenz nothwendig dahin, dieselben von jedem sittlichen Flecken anderer Art, als etwa einem der vermeintlichen Schuld des Sokrates analogen, rein zu waschen. In diese Betrachtungsweise müssen wir so lange Bedenken tragen einzustimmen, so lange uns die Überzeugung unerschüttert bleibt, daß der Mensch Glied nicht blos dieser irdischen, sondern einer jenseitigen höhern Ordnung der Dinge ist, einer solchen, in Bezug auf welche erst der Gegensatz von Gut und Bös eine absolute Bedeutung hat, während ihm in Bezug auf Dinge dieser Welt allerdings überall nur eine relative beigemessen werden kann. „Selig sind, die reines Herzens sind", ist, wie von einer tiefern religiösen Empfindung überwältigt, auch Hegel anerkannt hat, „eines der größten Worte, die je gesprochen sind"; eben diese Reinheit des Herzens aber ist wahrlich etwas Anderes als die Kraft welthistorischen Wirkens, sowie das „Himmelreich", welches durch sie erworben wird, etwas Anderes ist als die Unsterblichkeit des Namens, welche man sich durch solches Wirken gewinnt.

Die Eintheilung der Weltgeschichte zeigt bei Hegel vier Hauptperioden oder Hauptgestaltungen, wofür dem Verf., wie aus der kurzen Verzeichnung derselben in seiner „Rechtsphilosophie" erhellt, der alte, halb-mythische Gedanke der vier Weltreiche als Typus hat dienen müssen. Wie es zugehe, daß hier auf einmal die Vierzahl an die Stelle der in seinem Systeme sonst allenthalben den Typus der ewigen Nothwendigkeit oder des „Begriffs" repräsentirenden Dreizahl tritt, darüber ist er uns die Rechenschaft schuldig geblieben. Man könnte vermuthen, daß die Einsicht in die freiere Natur und Bewegung des Geschichtlichen ihn in diesem Falle zum Abgehen von jenem Typus vermocht habe; allein dem steht entgegen, daß er die Gliederung in die von ihm angenommene Vierzahl der Weltreiche ganz in derselben Manier dialektischer Begriffsentwickelung behandelt wie anderwärts die triadischen Gliederungen. Die erste jener welthistorischen Gestaltungen ist die „orientalische Welt". Die Studien morgenländischer Geschichte und Literatur scheinen dem Verf., nicht auf eigentlich gelehrte Weise freilich, zu der ihm schon die sprachliche Grundlage fehlte, während der letzten Jahre seines Lebens besonders angelegentlich beschäftigt zu haben, während wir früher, z. B. in der „Phänomenologie des Geistes", den Hinblick auf jene Welt so gut wie ganz bei ihm vermissen. Auch hier können wir nicht umhin, es charakteristisch zu finden, daß es zunächst und vorwiegend ein negatives Interesse war, an welches wir ihn diese Studien knüpfen sehen, das Interesse der Polemik gegen die Überschätzung des morgenländischen Alterthums, besonders in Bezug auf Religion und Philosophie. Die Behauptung einer den ältesten Völkern gewordenen Uroffenbarung und daraus stammenden Urweisheit, die später verschwunden oder getrübt worden sei, diese Behauptung in der Gestalt, wie sie namentlich von Friedrich Schlegel und andern zum Mysticismus sich hinneigenden Gelehrten aufgestellt ward, war Hegeln recht eigentlich ein Dorn im Auge. Er geißelt sie bei jeder sich darbietenden Gelegenheit auf das härteste, und der stete Hinblick auf sie gibt allen seinen Darstellungen aus der orientalischen Welt (z. B. auch, außer den betreffenden Abschnitten der verschiedenen Vorlesungen, der sehr ausführlichen und sorgfältig ausgearbeiteten Beurtheilung von W. v. Humboldt's Schrift über den „Bhagavad-Gita" in Bd. 16 der Werke) eine vorwiegend verneinende Haltung.

Wir verkennen das Wahre keineswegs, was dieser Polemik zum Grunde liegt, sofern sie gegen den unhaltbaren Dogmatismus der Hypothese von einem angeblich vollkommnen Urzustande des Menschengeschlechts gerichtet ist. Indessen will es uns scheinen, als ob Hegel durch seinen gerechten Eifer gegen jenen Dogmatismus sich hin und wieder etwas näher, als es eigentlich wol in dem Sinne und Zusammenhange seiner geschichtsphilosophischen Ansichten liegt, an den entgegengesetzten, gleich verwerflichen Dogmatismus habe heranführen lassen, nach welchem der Menschengeist von einem Zustande thierischer Roheit sich stufenweise zum Bewußtsein seiner selbst und zur höhern Cultur erhoben haben soll. Wenn er in den religionsphilosophischen Vorlesungen die angeblich geschichtliche Dialektik der Religionsentwickelung mit Dem, was er die „Naturreligion der Zauberei" nennt, mit Fetischimus und Schamanenthum in ihren gröbsten Gestalten beginnen läßt, wenn er von diesen Gestalten aus eine ununterbrochene Continuität jener Entwickelung bis zu den höchsten Formen der göttlichen Offenbarung, bis zu der „absoluten Religion" annimmt: so ist hiermit offenbar ein Naturalismus der schroffsten Art ausgesprochen, ein solcher, wie ihn Hegel, wäre er ihm unter anderer Form entgegengebracht worden, wahrscheinlich selbst verworfen haben würde. Die gegenwärtigen geschichtsphilosophischen Vorlesungen gehen nicht bis zu jener untersten Stufe der „Natürlichkeit" des Geistes im niedern Wortsinne zurück, sondern sie beginnen die weltgeschichtliche Entwickelungsreihe mit China und Indien, also wenigstens mit Völkern, in denen ein höheres Princip nicht gänzlich vermißt wird. Dennoch bleibt man auch hier im Zweifel darüber, ob der Verf. einen realen oder unmittelbaren Unterschied dieses Princips von dem, was wir soeben das natürliche nannten, wirklich anerkennt; ob, mit andern Worten, der Gegensatz, den freilich auch er zwischen geschichtlichen und nicht geschichtlichen Völkern gelten zu lassen nicht umhin kann, nach ihm auf dem Besitz oder

Nichtbesitz eines höhern Geistigen beruht, welches sich bis zum Princip einer geschichtlichen Bildung zu gestalten vermag. Die verneinende Antwort würde als die richtige betrachtet werden müssen, wenn es als in Hegel's eigenem Sinne gesagt gelten könnte, was wir irgendwo innerhalb seiner Schule ausgesprochen gefunden zu haben uns erinnern: daß von der Zukunft der Geschichte angenommen werden müsse, sie werde nach und nach alle Völker des Erdballs auf dieselbe Stufe der Civilisation emporheben, auf welcher jetzt nur einige bevorzugte stehen. Doch leugnen wir nicht, daß Manches in Hegel's Schriften auch gegen diese Annahme zu sprechen und auf die Voraussetzung hinzudeuten scheint, die wir in Bezug auf die Frage nach dem Anfang der Menschengeschichte für die einzig richtige erkennen. Diese Voraussetzung nämlich ist, daß es, um den Menschengeist über jene Natürlichkeit emporzuheben, in welcher wir die sogenannten wilden Völkerschaften befangen sehen, welche zum Theil (vgl. Spix und Martius' brasilische Reiseberichte) nur böse Dämonen, aber keine gute Gottheit kennen, daß es, sagen wir, hierzu allerdings des Inwohnens oder der ursprünglichen Mittheilung eines geistigen Princips höherer Art bedurfte, desselben, welches seitdem in allen Entwickelungen der Weltgeschichte schöpferisch fortgewirkt hat. Durch diese Voraussetzung wird keineswegs ausgeschlossen, im Gegentheil, es ist in die richtig verstandene ausdrücklich eingeschlossen, daß auch dieses Princip, eben als gegebenes, als unmittelbares, anfangs in Gestalt der Natürlichkeit, unbewußt und unentfaltet auftreten und, weit entfernt, im zeitlichen Verlaufe der Geschichte von der ursprünglichen Vollkommenheit seiner Gestaltung herabzusinken, vielmehr aus seiner ersten Verschlossenheit in Keimgestalt sich allmälig in freier Selbstentfaltung zu immer edlerer und gediegenerer Gestaltenbildung erheben mußte.

Man wird leicht erachten, daß der Mangel an Klarheit über diese Vorfrage aller Geschichtsphilosophie bei unserm Verf. mehrfach ungünstig auf seine Darstellung der „orientalischen Welt" auch im Besondern einzuwirken nicht umhin konnte, obgleich diese Darstellung in gegenwärtigen Vorlesungen mit Vorliebe behandelt und verhältnißmäßig reicher als die übrigen Theile des Werkes bedacht ist. Indem dieselbe bei aller in unserer Zeit nicht mehr zu umgehenden Anerkennung der geistigen Substanz, welche sich in jenen uralten Cultursystemen des Morgenlandes offenbart, doch vorwiegend darauf gerichtet ist (am auffallendsten in dem Abschnitt über Indien, wo den Verf. die moderne, jetzt übrigens schon so gut wie überwundene Überschätzung der Sanskritliteratur am meisten verdrossen zu haben scheint), die Mängel dieser Cultur, ihre frühzeitige Erstarrung in entgeisterten Formen, oder die Ausschweifung in eine ebenso geistlose sinnliche und phantastische Überschwänglichkeit zu schildern: so fehlt dieser Schilderung jedes versöhnende Element. Sie läßt, so viel an ihr ist, jene Entartung im Lichte jener absoluten Nothwendigkeit erscheinen, welche bei unserm Verf. das ganze Gebiet der Geschichte beherrscht, und gibt keine Andeutung darüber, inwiefern dieselbe nicht vielmehr einem selbstverschuldeten Zurücksinken jener Völker aus dem durch Offenbarung des höhern Princips erschlossenen Geistesleben in die Sphäre des gemeinsinnlichen Naturlebens zuzuschreiben ist.

Wenn übrigens dieser Theil des Werkes in drei Abschnitte gegliedert wird, deren erster von China, der zweite von Indien, der dritte von Persien handelt, sodaß in dem dritten zugleich alle die Völker abgehandelt werden, die eine Zeit lang unter der Herrschaft des persischen Reiches standen, die Assyrer und Babylonier, die Syrer und semitischen Vorderasiaten, die Juden und Ägypter, so können wir nicht umhin, in dieser mit so offenbarer Willkür plötzlich wiederaufgenommenen triadischen Gliederung einen ganz leeren Formalismus zu erblicken, welcher, wenn irgend ein Werth auf ihn gelegt werden sollte, der unbefangenen Auffassung jener weltgeschichtlichen Gestaltungen nur würde Eintrag thun können.

(Der Beschluß folgt.)

Über Goethe's Torquato Tasso. Von Friedrich Lewitz. Königsberg, Unzer. 1839. 8. 18 Gr.

Unsern deutschen Classikern geht es fast jetzt schon wie den alten: man schreibt Noten, Scholien, Commentare darüber, und je mehr man dergleichen schreibt, um desto mehre werden nothwendig. Das vorliegende Buch behandelt Goethe's „Tasso". Ich für meine Person habe dies Drama nicht gern. Der Charakter desselben erinnert nämlich an Goethe's „Iphigenia", dieses kräftige plastische Bild; und doch ist von der classischen Größe der „Iphigenia" nichts so weit entfernt wie das genannte. Denn diese Vermischung der Classicität und des höfischen mittelalterlichen Wesens, das in der Prinzessin und in Leonore zur Erscheinung kommt, dieses schwärmende, raisonnirende, in Kunst und Politik, selbst in der Männer Gegenwart hineinschwatzende Wesen stößt mich zurück. Ja, wenn ein unverheirathetes Weib, wie die Prinzessin, über männlichen und weiblichen Charakter in einer Weise raisonnirt, wie das keine Frau thun kann und darf, wenn sie auch über die Jahre der Jugend längst hinweg ist — das berührt das Gefühl des Mannes durchaus unangenehm. Mit einem Worte, daß beide Frauen dem Tasso so weit überlegen erscheinen und gewissermaßen ein Protectorat über ihn führen, das tritt Einem höchst beleidigend entgegen, nicht blos in den Scenen, wo sie über ihn, sondern auch in denen, wo sie mit ihm sprechen. Was die Persönlichkeit des Tasso selbst betrifft, so ist er zwar noch Jüngling; aber nachdem er ein solches Werk, wie das „Befreite Jerusalem" ist, producirt hat, kann es uns, als Männern, nur widerwärtig sein, daß er sich von einer Frau leiten läßt wie ein Kind und berathen wie ein Schwächling. Wie unwürdig ist es, daß Tasso um des allerdings ältern und erfahrnern Antonio Rath und Leitung so zu sagen bettelt. Wenn er es auch nur thut, weil Leonore wünscht, daß Beide Freunde werden, so ist doch diese Erfindung des Dichters gemacht auf Kosten der Achtung, die wir dem Tasso bewahren müssen.

Dabei darf es durchaus nicht verkannt werden, daß die Charakterzeichnung in diesem Drama von meisterhafter Wahrheit ist. Wie vortrefflich ist die Schlauheit, die Selbstsucht und die scheinbare Fügsamkeit in Leonore dargestellt. Ein vollendeter Hofmann ist Antonio, einen Shakspeare'schen Hofmann möchte ich ihn nennen. Dazu kommt, daß das Gewebe, der innere Zusammenhang fein und durchweg psychologisch wahr ist. Indeß ein abgerundetes Ganze bildet dies Drama nicht; es ist wie eine Scene, wie eine Episode aus dem mittelalterlichen Hof-

leben. Man hat oft und bitter über Iffland gelacht, daß er die Misère des bürgerlichen Lebens auf die Bühne gebracht habe; indeß hier in unserm „Tasso" haben wir eigentlich nichts als die Misère, die Häkelei, das Sichhinüber- und Herüberzerren des sogenannten höhern oder Hoflebens.

Wenngleich nun der Verfasser der vorliegenden Schrift durchaus kein blinder Goethe-Verehrer genannt werden kann, so hat er diese meine eben ausgesprochenen Gedanken doch nicht berührt und ich lege ihm dieselben hiermit zur weitern Prüfung vor. Sein Buch selbst aber wollen wir im Folgenden kurz charakterisiren.

In der Vorrede wird zunächst misbilligend einer gewissen leicht fertigen Art der ästhetischen Kritik Erwähnung gethan, die, wo es auf Auseinandersetzungen ankommt, sich in Bildern und Gleichnissen umtreibt, bei allgemeinen oder gar subjectiven Rücksichten stehen bleibt und ihr Urtheil nicht aus dem Werke, sondern aus sich selbst schöpfen zu können wähnt. Unser Verfasser schließt sich in seiner Art und Kunst weniger an die Neuesten als an Lessing an, und verfährt rein analytisch, um ein wahres Bild von dem Leben des Dichters und seiner Werke zu gewinnen. Diesem seinen Principe, welches von allen Verständigen gebilligt wird, ist der Verf. in der Durchführung des Buchs treu geblieben.

In der kurzen Einleitung spricht er über die Goethe'schen Kritiker: Reck, Börne, Heine, Mundt, Menzel, Immermann, und vergleicht die Arbeiten der Genannten mit Humboldt's Schrift über „Hermann und Dorothea", sowie mit Lessing'scher Kritik. In der ersten Abtheilung folgt eine kurze Vergleichung der Individualität Schiller's und Goethe's, und die zweite ist überschrieben: Goethe ums Jahr 1787. Der Verf. sucht in diesem Abschnitte aus den Quellen, so weit sie ihm bekannt und zugänglich waren, den Bildungsstand und die Stellung des Dichters zu schildern in der Zeit, wo er den „Tasso" dichtete. Es wird in diesem Capitel erzählt, wie Goethe im Sommer 1786 plötzlich von Karlsbad aus nach Italien reist, wie er in Rom der Kunst lebt, in Neapel sich in vielfachen Lebensverhältnissen umhertreibt, auf Sicilien den Gebirgsarten und Formationen nachspürt, in Palermo nach Cagliostro forscht, und am Ende auf die Poesie, und zwar auf den 1777 schon einmal angefangenen „Tasso" zurückkommt. In der nächstfolgenden Abtheilung wird der geschichtliche Stoff des Gedichts kurz und verständlich auseinandergelegt, worauf dann der bedeutendste und Haupttheil des Buchs, die Analyse des Dramas selbst, folgt.

Im Eingange dieser Auseinandersetzung sagt Hr. Dr. Lewitz, daß man diesem Drama oft den Vorwurf gemacht habe, es sei zu wenig Handlung darin. Dagegen aber behauptet er: die Handlung entwickele sich hier allein aus den Charakteren, aus deren Conflicten; sie habe hier nichts Stoffartiges, nichts, was den Dichter genöthigt hätte, seinen Charakteren diese oder jene Wendung und Färbung zu geben. Es tritt hier keine Begebenheit ein, welche die Personen zu einer bestimmten Handlungsweise hinzwänge, sondern einzig durch das Harmonirende und Disharmonirende, das gegenseitige Verhältniß der Charaktere entstehen die Begebenheiten, löst und schürzt sich der Knoten der Handlung. Indeß, wenn unser Verf. zugibt, daß die Handlung hier nichts Stoffartiges enthalte, so ist das doch eigentlich wol nichts Anderes, als wenn man behauptet, es sei überall keine Handlung, keine dramatische Fortschreitung in diesem Gedichte. Ich für mein Theil behaupte dies wirklich, bin aber überzeugt, daß es in der Idee des Dichters lag, eigentlich nur eine Scene aus einem großen Ganzen — dem Hofleben — vorzuführen. Wenn nun unser Verf. behauptet, daß in diesem Drama eine dramatische Fortschreitung sich finde, so müßte er die einzelnen Momente derselben angeben; das hat er nicht gethan. Ist aber von dramatischer Handlung die Rede, so kann nicht die Veränderung im Seelenzustande der Personen als eine solche angesprochen werden, und Hr. Dr. Lewitz geht von dem Hauptsatze ab, wenn er sagt: Es kommt nur darauf an, ob die Charaktere im „Tasso" richtig sind, das heißt mit sich selbst und der aus ihnen entwickelten Handlung übereinstimmen.

Nun werden die einzelnen Personen des Dramas charakterisirt, und zwar sorgfältig, scharf, mit Wahrheit, sodaß dadurch der innere Zusammenhang des Ganzen klar und deutlich unserm Blicke sich darstellt. Mit viel Fleiß ist die Persönlichkeit des Antonio analysirt, desgleichen die Prinzessin Leonore. In der Charakterzeichnung des Fürsten kommt unser Verf. nicht auf die Stelle, wo Alfons selbst sagt:

So mag der Schwan dann kommen, daß es lustig
In unsern Gärten werde, daß auch mir,
Wie billig, eine Schönheit in dem Kühlen,
Wenn ich sie suche, gern begegnen möge.

Den Schluß des ganzen Buches macht ein Abschnitt über die Tendenz des Dramas. So gewiß jeder Dichter mit mehr oder weniger Bewußtsein eine Tendenz hat, die in seinen Werken sich ausspricht, ebenso gewiß verfertigt kein Dichter sein Gedicht in beständiger Rücksicht auf seine Tendenz: in jedem wahren Dichter ist ein Gott, der treibt und schafft. Die neuesten tendenziösen Dichter, die sich so nennen, sind gar keine. In dem fraglichen letzten Abschnitte unsers Buches beweist unser Verf. zunächst, daß die Tendenz unsers Dramas nicht die sein kann, den Kampf eines edeln weiblichen Herzens mit sich selbst, seiner Liebe und den ihr entgegenstehenden Verhältnissen zu schildern; denn Tasso selbst, sein Leben und sein Schicksal ist Mittelpunkt des Dramas. Auch kann die Tendenz nicht sein, zu zeigen, daß das innerliche Leben des Geistes gegen die Bestrebungen der Welt überall den Kürzern ziehe; denn die Hauptpersonen, die Prinzessin und Tasso, repräsentiren das innerliche Leben des Geistes gar nicht, sie streben über ihren Kreis gar nicht hinaus. So kann denn die Tendenz keine andere sein, als das Hofleben in seinem ganzen Umfange, in seinem tiefsten Wesen und Wirken zu schildern: in allen Personen und in allen einzelnen Zügen ihrer Handlungsweise ist die Schwäche, die Halbheit, ja selbst die Unsittlichkeit der Gesinnung, wo sie hervortritt, auf ganz gleiche Weise verhüllt und überkleidet durch blendenden Schmuck der Rede, durch zierlich und glatt ins Ohr sich einschmeichelnde Worte. Wenn ich nun darin von dem Verf. des vorliegenden Buchs abweiche, daß ich nicht das Hofleben in seinem ganzen Umfange im „Tasso" finde, sondern dies Drama nur für ein Stück aus dem großen Drama des Hoflebens ansehen kann, so stimme ich doch darin wieder mit ihm überein, wenn er sagt: Goethe hat auch in diesem Werke dem Grundsatze gehuldigt, daß Dichtung Befreiung der Seele ist; er hat damit seine Brust von allen beengenden und quälenden Gefühlen erleichtert, die das Leben ihm aufgedrungen hatte und dadurch zunächst für sich im Innern die Ruhe wiederhergestellt, indem das Verkehrte der erlebten Zustände, wie das Ringen nach einem Bessern, wenn sie künstlerisch dargestellt werden, schon dadurch Trost und Befriedigung gewähren.

Somit schließen wir, und bekennen, daß das Buch des Verf. seinem Zwecke vollkommen entspricht. 24.

Litterarische Notiz.

Die Camden society hat einen zweiten Theil welscher Lieder, „Mabinogion", herausgegeben, Lady Charlotte Guest auf eigene Kosten eine andere Sammlung welscher Gedichte, deren vornehmlichstes „Peredur Sohn des Evrawo" eine allerliebste Rittergeschichte ist. Sie ist mit gut geschriebenen Anmerkungen und durch einen Anhang erläutert, in welchem deutsche, nordfranzösische und isländische Sagen mit in die Untersuchung gezogen werden. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 72. —— 12. März 1840.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel's Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte. Herausgegeben von Eduard Gans.

(Beschluß aus Nr. 71.)

Der zweite und dritte Theil des Buches handelt von der griechischen und römischen Welt als dem zweiten und dritten „Weltreiche". Sie beide tragen, was das Verhältniß des Verf. und seiner Philosopheme zu dem geschichtlichen Stoffe betrifft, einen von dem ersten Theile insofern wesentlich verschiedenen Charakter, als der Verf. hier *nicht* wie dort seine sachlichen Studien erst zum Behuf der philosophischen Verarbeitung und von gewissen zuvor gefaßten Gesichtspunkten aus unternommen hat, sondern, wie schon vorhin erwähnt, sein philosophisches Gebäude auf eine schon zu früherer Zeit gelegten und gründlich angeeigneten Grundlage gelehrter Kenntniß errichten konnte. Dies wird schon in den spätern Partien des ersten Theils merkbar, da, wo der Verf. solche geschichtliche Erscheinungen verhandelt, die, wie z. B. die ägyptischen, mit dem classischen Alterthum in engerm Zusammenhange stehen und in den Studien desselben umfaßt zu werden pflegen. Sowol in gegenwärtigen, als vielleicht noch mehr in den religionsphilosophischen und ästhetischen Vorlesungen begegnen wir in diesen Partien, sowie nicht minder in den das griechische und römische Alterthum selbst betreffenden, Blicken von geistvollerm, tieferm und eigenthümlicherm Charakter, als irgend welche von denen sind, die Hegel in Bezug auf die übrige morgenländische Welt gethan hat. Durch die gesammte Ausführung dieser Abschnitte hindurch vernehmen wir Nachklänge aus dem letzten Hauptabschnitte der „Phänomenologie des Geistes", vielleicht dem Ideenreichsten von Allem, was Hegel überhaupt geschrieben hat; ja es sind, wenn man will, jene Theile der Vorlesungen im Grunde überall nur die weitere Ausführung, wenn auch immer eine eigenthümlich gehaltvolle, der dort zuerst ausgesprochenen Gedanken. Auch hier indeß begegnet man in dieser Ausführung einer, ganz gleicherweise den Charakter persönlicher Antipathie, wie die vorhin erwähnte, tragenden Polemik, und zwar diesmal gegen die neuere, durch Niebuhr angeregte, philologisch-kritische Geschichtsforschung auf dem Gebiete des classischen Alterthums. Sie geht insofern nach entgegengesetzter Richtung, als jene vorige, wesentlich negative, als sie gegen die vom Verf. in seinen Gegnern vorausgesetzte Tendenz, dem Alterthum etwas von seinem positiven historischen Gehalt zu entziehen, so nämlich, wie der Verf. solchen ein- für allemal gefaßt und sich angeeignet hatte, gerichtet ist. Hier also hängt, wie man sieht, diese Polemik eng zusammen mit der von Hegel frühzeitig in sachlichen Studien erworbenen Gesammtanschauung, welche dergestalt in seinen Ideenkreis verwachsen war, daß er, hier streng conservativ gesinnt, sich von ihrem wirklichen oder vermeintlichen Gehalt schlechterdings nichts nehmen zu lassen entschlossen blieb. In diesem Sinne sehen wir ihn (in den Vorlesungen über Ästhetik) Wolf's Homerische Hypothese nicht minder wie Niebuhr's Kritik der römischen Geschichte mit schnöden Worten anlassen, wiewol er dem erstern Gelehrten für seine Person ebenso freundlich gesinnt, wie dem letztern feindlich und abhold war. Der „mythischen Ansicht", die im Gebiet der biblischen Geschichte merkwürdigerweise neuerdings gerade an sein philosophisches System sich angelehnt und aus ihm ihre Principien entnommen hat, finden wir ihn, auf andern Gebieten wenigstens, so wenig geneigt, daß er sogar die Erzählungen vom trojanischen Kriege unbedenklich für wahre Geschichte gelten läßt. Übrigens ist nicht zu verkennen, daß Hegel's Verstimmung gegen die historische Kritik nach anderer Seite hin auch wieder mit der durch seinen philosophischen Standpunkt herbeigeführten Gleichgültigkeit gegen das Factische zusammenhängt. Wer nur in der Idee die substantielle Wahrheit erkennt, allem zeitlich Thatsächlichen *als solchem* aber nur eine Scheinexistenz zuschreibt, der kann die Bedeutung und den Werth eines wissenschaftlichen Strebens nicht hoch anschlagen, welches, von der Idee fürerst absehend, das Factische, die äußere Thatsächlichkeit nur innerhalb ihres eigenen Gebiets und um ihrer selbst willen auszumitteln und festzustellen sucht.

Für das hellenische Alterthum hat Hegel stets eine begeisterte Vorliebe an den Tag gelegt, und daß seine aus vertrauter Bekanntschaft mit den classischen Schriftstellern dieses Alterthums hervorgegangene Gesammtanschauung desselben, sowie sie sich in den betreffenden Abschnitten der verschiedenen Vorlesungen und in der „Phänomenologie des Geistes" bethätigt, eine lebendige und gediegene ist, läßt sich gewiß nicht in Abrede stellen. Sie hat ihren Mittelpunkt in dem gründlichen Studium der griechischen

Philosophen, zu denen sich der Verf. frühzeitig hingezogen gefunden hatte, wovon, außer dem mittelbaren Zeugniß, welches seine gesammte Philosophie davon gibt, seine Vorlesungen über Geschichte der Philosophie ein unmittelbares, unverwerfliches Zeugniß geben. Indessen hätte dieses Studium für sich allein nicht auf eine so lebendige, fruchtbringende Weise, als es bei Hegel in einem Grade, wie, Schleiermacher etwa ausgenommen, kaum bei irgend einem andern Philosophen der neuern Zeit der Fall war, in die Gestaltung seines wissenschaftlichen Denkens eingreifen können, wäre es nicht verbunden gewesen mit einer ebenso gründlichen Einsicht in die welthistorischen Verhältnisse und Umgebungen, in deren Mitte sich in der griechischen Welt die philosophische Speculation erzeugte und durch welche sich dort die eigenthümliche Gestaltung derselben bedingte. So entstand in seinem Geiste die ihm eigenthümliche, ebenso reiche als großartige und innerlich gediegene, wenngleich nicht von Einseitigkeit frei zu sprechende Anschauung von dem Processe des hellenischen Geistes, wie er von jener ersten Anregung durch das Räthselwort des noch schlummernden Selbstbewußtseins aus, welches zu ihm die ägyptische Sphinx gesprochen hatte, durch die verschiedenen Stadien der mythologischen und poetischen, der politischen und künstlerischen Bildung hindurch sich bis zu jener Stufe des Selbst-, des Welt- und Gottesbewußtseins hervorentwickelte, welche wir in der Philosophie des Sokrates, des Platon und des Aristoteles dargestellt finden. Allerdings ist in dieser Anschauung Manches noch nicht zur vollen wissenschaftlichen Klarheit hindurchgebildet, Anderes, durch ein willkürliches Herausgreifen einzelner Momente, denen nur der einmal gefaßte Gesichtspunkt des philosophischen Betrachters diese Bedeutung einräumen konnte, und Zurückdrängen anderer, in ein schiefes oder halbwahres Licht gestellt, das Ganze aber und Allgemeine bedingt und gefärbt eben durch die Besonderheit des Gesichtspunkts, der von Hegel, seiner wissenschaftlichen Tendenz und persönlichen Geistesanlage gemäß, genommen war. Wirklich unbefangene Betrachter werden sich schwerlich dazu entschließen, dem Verf. einzuräumen, daß der Kern jener hehren Gestaltenwelt nur dieser sei, den er darin nachzuweisen sich beflissen hat, nur diese allmälig aus der bunten Hülle dichterischer Gebilde und mythischer Vorstellungen sich herausarbeitende Form des Bewußtseins, die denn selbst wieder in andere und höhere Formen erst des religiösen, dann des speculativen Selbstbewußtseins übergehen soll. Immerhin aber bleibt es merkwürdig, wie dieser so einseitige und mangelhafte Gesichtspunkt in dem Geiste des tiefsinnigen Denkers das Vehikel werden konnte für eine dessenungeachtet so geistreiche und so lebensvolle Auffassung des griechischen Alterthums in der Gesammtheit seiner geistigen Gestaltungen, und wie diese Auffassung sich auch gegen die mehrfach verkümmerndern Einflüsse, womit die in späterer Zeit immer schroffer hervortretende Richtung seines Philosophirens sie bedrohte, in der Hauptsache frisch und ungetrübt erhalten konnte.

In minder günstigem Lichte wie das griechische erscheint dem Verf. das römische Alterthum, obwol er natürlich auch für dieses denselben Gesichtspunkt absoluter welthistorischer Nothwendigkeit festhält, auf welchen er sich ein- für allemal gestellt hat. Als eine Sonderbarkeit verdient bemerkt zu werden, wie er Niebuhr gegenüber sich darauf capricirt, es als geschichtlich festzuhalten und, so gut es gehen will, philosophisch aus dem spätern Charakter des römischen Staates zu erweisen, daß Rom (S. 294) „vom Hause aus etwas Gemachtes, Gewaltsames, nichts Ursprüngliches war"; nicht nur die Livianische colluvies wird in diesem Sinne vertheidigt, sondern auch, „daß in dem neugebildeten Staate keine Weiber waren", also die Erzählung vom Raube der Sabinerinnen als „ebenso geschichtlich" angenommen. Übrigens enthält auch dieser Theil, sowie der entsprechende in der Religionsphilosophie eine tief und richtig gefaßte und gut durchgeführte Grundansicht.

Als ein Übelstand, der aus des Verf. Anordnung sich ergab, kann es erscheinen, daß der Abschnitt, welcher von der Entstehung des Christenthums handelt, in ihn als eine Episode eingeflochten werden mußte, sowie auf entsprechende Weise ein Abschnitt über den Mohammedanismus in die Darstellung der „germanischen Welt". Über die religionsphilosophische Ansicht des Verf. vom Christenthum zu handeln, ist hier nicht der Ort; nur darauf machen wir aufmerksam, wie die dabei zum Grunde gelegte Voraussetzung über die geschichtliche Persönlichkeit seines Stifters (S. 336 fg.) offenbar eine andere ist, als die Ansicht sowol der einen als der andern der beiden Parteien, in welche gegenwärtig die Anhängerschaft Hegel's zerfallen zu wollen scheint. Ferner machen wir aufmerksam auf die beherzigenswerthe Bemerkung bei Gelegenheit der Zustände des byzantinischen Reichs (S. 350), welche darauf hinweist, wie wenig mit einer blos formalen Geltung oder Anerkennung der Religion und Kirche in ihrem ganzen Umfange einem gesunkenen Volke oder Zeitalter geholfen ist.

Der letzte Theil des Werkes, welcher die „germanische Welt" abhandelt, ist verhältnißmäßig am dürftigsten ausgefallen, da auch Hegel wie so manche akademische Lehrer die Kunst nicht verstand, die seinen Vorlesungen zugemessene Zeit am Beginne gehörig zu Rathe zu halten, um nicht am Schlusse gedrängt zu sein. Wir finden hier wiederum drei Abschnitte mit der Prätension, einen dialektischen Cyklus vorzustellen, überschrieben: „Die Elemente der germanischen Welt"; „Die Feudalität und das Mittelalter"; „Die neue Zeit". Im deutschen Alterthum und im Mittelalter ist der Verf. ungleich weniger zu Hause als in der alten classischen Welt; man vermißt hier fast gänzlich jene gediegene Anschauung des Substantiellen, welche den Philosophemen einen soliden Hintergrund gibt. Trotz mancher einzelnen gehaltvollen Gedanken, die auch hier nicht ausbleiben, kommt es zu keiner construirenden, oder, wie es Hegel lieber ausdrückt, „begreifenden" Entwickelung der großen kirchlichen und politischen Gestaltung des christlich-germanischen Mittelalters; schneller, als es eine unbefangene und umsichtige Darstellung gestattet hätte, geht der Verf. zur Verneinung über und läßt seiner An-

tipathie gegen die barbarischen Seiten des Staatslebens jener Zeit und die Äußerlichkeit des Cultus und Kirchenthums freien Lauf. Auch die Dichtung und Kunst, die Gemüthswelt und tiefsinnige Mystik des Mittelalters ist ihm, wie aus andern seiner Werke hervorgeht, fremd geblieben, oder nicht in dem Grade nahe getreten, wie die Kunst und Philosophie des classischen Alterthums. Mehr Beruf und Neigung finden wir in ihm, die Geschichte und Geistesentwickelung der neuern Zeit seit dem Schlusse des Mittelalters auch von der positiven Seite aufzufassen und darzustellen; nur freilich daß hier, je näher wir der unmittelbaren Gegenwart kommen, desto vielfacher und schroffer die Subjectivität des Verf. in idiosynkratischer Zu- und Abneigung gegen gewisse geschichtliche Gestalten und Charaktere — studium et ira — hervortritt. Hierzu kommt das oben gerügte Vorurtheil der gesammten Hegel'schen Geschichtsansicht, welches diejenige Gestaltung des wissenschaftlichen und des Staatslebens, die nach der idealen Seite durch das eigene philosophische System des Verf., nach der realen durch die Constitutionen der europäischen Staaten während der Restaurationsperiode bezeichnet wird, für das Endziel der Weltgeschichte nimmt. Übrigens lernen wir des Verf. Ansichten über neuere Zeit und Geschichte vollständiger und prägnanter aus andern Stellen und Partien seiner Werke als aus dem Schlußabschnitte des gegenwärtigen kennen, welcher nur als ein tumultuarischer Auszug gelten kann. Ch. H. Weiße.

Pfarrer Merino und General Cordova.

Ein englischer Offizier, der 1835 am spanischen Kriege Theil nahm, gibt im Decemberhefte des „New monthly chronicle" einige interessante Mittheilungen über diese Männer. Don Geronimo Merino, bekannter unter dem Namen, Pfarrer von Villaviado, mag jetzt 65 Jahre alt sein. Obwol schon in früher Jugend von seinen armen Ältern zum Geistlichen bestimmt, mußte er doch nach dem Tode seines ältern Bruders bis zu seinem 21. Jahre die Ziegen hüten. Da wurde in seinem Geburtsort Villaviado die Pfarrstelle erledigt, um die man ihm rieth, sich zu bewerben. Er ging zu dem Ende zu einem benachbarten Pfarrer in die Lehre und brachte es in anderthalb Jahren soweit, daß ihm Dispensation von der vorgeschriebenen Studienzeit und mit der Priesterweihe jene Stelle ertheilt wurde. Der Einfall der Franzosen rief ihn von seinen friedlichen Beschäftigungen ab; er stellte sich an die Spitze einer Guerilla von einigen Tausenden, die er aus Schmugglern, Hirten und Maulthiertreibern gebildet hatte, und führte in ähnlicher Art wie Mina in Navarra, nur mit weniger Taktik den kleinen Krieg in Castilien. Im Jahr 1814 ertheilte ihm Ferdinand die Pension eines Brigadier; eine eigentlich militairische Auszeichnung hätte sich mit seinem geistlichen Stande nicht vertragen, in den er sofort zurücktrat. Die Ereignisse des Jahres 1823 und 1833 machten ihn wieder zum Guerillaführer. In dem District zwischen Burgos und Madrid (45 Stunden Entfernung) schaltete er in dem letzten Kriege wie im eigenen Hause. Nie gelang es den gegen ihn ausgesandten Truppen, sich seiner zu bemächtigen, trotz aller Gewalt und List. Hatten sie das Haus umstellt, in welchem sie ihn vor wenigen Augenblicken seine Chocolade hatten trinken sehen, und hielten sich der versprochenen reichen Belohnung für gewiß, so fanden sie sich doch betrogen und den Pfarrer wie durch Zauberkünste entrückt. Wirklich stand Merino bei Freund und Feind in dem Rufe, als werde er, der sich dem Dienste des Herrn geweiht, durch eine höhere Macht beschützt. An weltlicher Klugheit ließ es derselbe übrigens nicht fehlen. Äußerst selten brachte er die Nacht in einem Hause zu; nie war er in dieser Zeit an demselben Orte mit seinem Truppe. War bei Sonnenuntergang der Ort zur Rast bestimmt, so entfernte er sich, von einem einzigen Diener begleitet, und kam erst in der Morgendämmerung wieder. Persönlich höchst tapfer, berechnete er doch alle seine Angriffe mit kluger Vorsicht; Schlauheit und Beharrlichkeit führten ihn, wenn er auch mehrmals geschlagen wurde, meist ans erwünschte Ziel. Sein Äußeres läßt den rastlosen Krieger kaum vermuthen. Er ist klein und nicht stark gebaut, wiewol äußerst abgehärtet; er ist selbst für einen Spanier ausgezeichnet mäßig, enthält sich des Weines, der geistigen Getränke und des Tabacks durchaus, schläft oft nicht mehr als 1—1½ Stunde in 24 und entschädigt sich dann kaum durch einen Halbschlummer auf dem Pferde. Seine Bekleidung ist die eines Hirten: die Jacke aus Schaffell, der braune Mantel und breitkrämpige grobe Hut. Seine Pferde, deren ihn immer mehre begleiten, sind der einzige kostbare Artikel seiner Equipirung und von ausgezeichneter Schönheit. Seine Waffen sind ein Paar Pistolen, Säbel und Donnerbüchse. Diese ladet er zu Anfang eines Gefechts mit einer Handvoll Pulver aus den Pistolenhalftern und mit 14 oder 15 Kugeln, daher er sie beim Abfeuern, um den Stoß zu schwächen, unter den rechten Arm nimmt und vorne mit der Linken hält. Man hat ihn oft der Grausamkeit beschuldigt; sein Fanatismus ist unbegrenzt; aber von allen Führern, die in dem blutigen spanischen Bürgerkriege aufgetreten sind, gibt es keinen, der freier von Eigennutz und Ehrgeiz wäre als Pfarrer Merino.

Ganz anderer Art ist General Cordova, ein vollendeter Hofmann, von großem Verdienste aber als Heerführer und Taktiker. Wiederholte Niederlagen und Zwistigkeiten hatten unter Mina's Oberbefehl die Armee der Königin auf die tiefste Stufe der Ohnmacht gebracht. Der 35jährige thatkräftige Cordova stellte in kurzem die Disciplin wieder her und führte die Truppen wieder zum Sieg. Hier zeigte sich sein Talent als Taktiker, indem er der gewandten Kriegführung des Zumalacarreguy, eines zweiten Fabius Cunctator, wirksam zu begegnen wußte. Die Truppen der Königin hatten die befestigten Plätze, welche ihnen als Anhaltepunkte in dem Gebirgskrieg dienen sollten, verloren. Cordova's Vorgänger hatten Streifzüge genug gemacht, aber der Feind war, wenn auch manchmal durch ihre Massen zurückgedrängt, im eigenen Lande immer Herr geblieben und hatte die Streifzüge mit Wucher vergolten. Cordova beschloß, ihn nicht dort aufzusuchen, sondern ihn enger und enger einzuschränken. Seine Linien lehnten sich rechts an Pampeluna, links an Bilbao, deckten seine Magazine und machten es dem Feinde unmöglich, die so nöthige Zufuhr und Ersatzmannschaft zu beziehen. Die Truppen der Königin konnten darauf wieder mit Erfolg angreifen; der Sieg bei Mendigorria war entscheidend.

Cordova hat ein sehr jugendliches Aussehen. Ein schlanker, mittlerer Wuchs, zarter Bau und ungewöhnlich helle Gesichtsfarbe, feurige, dunkelgraue Augen machen einen sehr angenehmen Eindruck. Er besitzt den feinsten Anstand; nur manchmal fiel unsern Engländern die ungewöhnliche Lebhaftigkeit seiner Mienen auf, besonders wenn er von etwas ergriffen war. Oft sah man ihn im Sommer 1835 im Theater zu Vittoria in derselben Loge mit dem kaltblütigen Briten, General Evans und dem finstern, bärtigen Espartero, der aufmerksam auf jeden Wink seines Obern Cordova wartete. Jetzt ist Espartero Herzog von Vittoria und Cordova durch ihn vertrieben, Flüchtling. Von einem höhern Geiste, wie etwa Napoleon, gezügelt, würde Cordova, trotz seiner Eitelkeit und Charakterlosigkeit, der Sache für, die er focht, die ausgezeichnetsten Dienste haben leisten können; es scheint jedoch, seine Rolle sei noch nicht ausgespielt. 48.

Literarische Notizen.

Der „Spectateur militaire", eine Sammlung geschichtlicher Memoiren, zeitgenossischer Erzählungen und kritischer Abhandlungen über die Kriegskunst, hat seinen 14. Jahrgang begonnen und liefert in seinen beiden neuesten Heften mehre sehr interessante Artikel, hierunter einen Bericht über die Schlacht bei Nisib, von dem bekannten Soliman-Pascha, mit einem authentischen Schlachtplan, und eine gediegene und gelehrte Abhandlung über die militairische Stellung der Franzosen in Algerien, worin der Verf., General Pelet, nachweist, daß Medeah der wichtigste strategische Punkt ist, der Schlüssel zu den Zugängen von Algier und der Knoten zwischen den östlichen und westlichen Provinzen, überhaupt ein Punkt, dessen permanente Besetzung eine Nothwendigkeit geworden ist. Der Herausgeber hat hierzu eine Karte von Algier geliefert. Endlich hat die militairische Intendanz, müde der gegen sie vorgebrachten Klagen und Anschuldigungen bezüglich der schlechten Versorgung der Kranken wie der Soldaten in Algier, in einem Artikel sich zu rechtfertigen gesucht, indem sie behauptet, daß sie alle ihr zu Gebote stehenden Mittel für das Wohlsein der Soldaten erschöpft habe, und daß die oft übertriebenen Übel, die man ihr zur Last legt, nur den unzureichenden Mitteln, welche man ihr bisher votirt habe, zugeschrieben werden können.

Unter dem Titel: „Revue générale de l'architecture et des travaux publics", hat Cäsar Daly, ein Architekt, in Verbindung mit den ausgezeichnetsten Ingenieuren und Baukundigen, eine periodische Schrift unternommen, worin, in Bezug auf Wissenschaft, Kunst und Geschichte, alles Material behandelt werden soll, wie sich auf dem zweiten Titel dieser Sammlung: „Journal des architectes, des ingénieurs, des archéologues, des propriétaires et des industriels", angedeutet findet. Die erste Nummer enthält unter Anderm von dem Herausgeber selbst „Mélanges", welche von tüchtigen Studien Zeugniß ablegen, die Hr. Daly in der Fremde, besonders in England, über den Zustand der Bauwissenschaft und deren Fortschritte gemacht hat. Die Holzschnitte im Texte und die großen Kupferstiche außerhalb des Textes sind nothwendige Beigaben; aber die Menge der Kupferstiche und die Vollkommenheit ihrer Ausführung zeigen zugleich einen Luxus, welche diese Revue jeder Vergleichung mit analogen Publicationen, die außerhalb Frankreich versucht worden, überheben.

Angekündigt wird eine zweite mit Kupferstichen gezierte Ausgabe von der Schrift: „L'évêque d'Hippone, confession; livre d'un style élevé et tout nouveau, par M. *Fourmont*, savant et modeste littérateur." Hierzu gehören folgende lobpreisende Worte der Verlagshandlung: „Freunde der schönen Literatur! da habt ihr ein Werk! Reinheit, Erhabenheit des Styls, lebhafte Bilder, seelenvolle Gemälde, interessante Details, pikante Episoden, nichts fehlt daran. Ich zeige das Buch des Hrn. Fourmont an. Junge Leute! es ist für Euch gemacht; die Geschichte des Augustinus ist die Eurige" u. s. w. Einen reellern Werth hat folgendes Buch: „Vie et travaux apostoliques des Mons. Hyacinthe-Louis de Quélen, archevêque de Paris", von Baron Henrion, ein 350 Seiten starker Band. 5.

Bibliographie.

Abrantes, Mme. Junot von, Blanka. Aus dem Französischen übersetzt von Emilie Wille. 2 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 6 Gr.

Albrecht, E., Die Entstehung der Namen Klagenfurt und Triest. Ein episches Gedicht. Mit einer kurzen Uebersicht der Geschichte Illyriens. Gr. 8. Leipzig, Schreck. 600⁴/₅ oder 1840. 6 Gr.

Albrecht, E., Sendschreiben an das Haus Rothschild. Eine Belehrung über den Stamm Levi. Gr. 8. Leipzig, Schreck. 600⁴/₅ oder 1840. 6 Gr.

Byron's Braut von Abydos; Maseppa und Lebensklänge deutsch von W. Gerhard. Gr. 12. Leipzig, Barth. 12 Gr.

Heinsius, Th., Friedrich der Zweite und sein Jahrhundert, in Bezug auf Sprache und Literatur, Schule und Volksbildung. Eine vaterländische Säcular-Schrift. Gr. 8. Berlin, Posen u. Bromberg, Mittler. 20 Gr.

Jacobs, Fr., Rückblick auf siebzig Jahre. Glückwunsch an Herrn Friedrich Kries, Hofrath und Professor, bei der Feier seines funfzigjährigen Amts-Jubiläums am 2. Nov. 1839. Aus dem Lateinischen von L. Köllner. 8. Gotha, Müller. 6 Gr.

James, G. P. R., Der Gentleman aus der alten Schule. Ein Roman. Aus dem Englischen übersetzt von E. Susemihl. 3 Bände. 8. Leipzig, Kollmann. 4 Thlr.

Kiencke, H., Wie müssen Dämonenglauben, Besessensein und Kerner-Eschenmayer'sche Gespenstererscheinungen nach dem heutigen Standpunkte der Physiologie und Psychologie erklärt werden? Für Gebildete aus allen Ständen. Gemeinfaßlich beantwortet. 8. Leipzig, Kollmann. 10 Gr.

Klio. Sammlung der interessantesten und bedeutendsten Darstellungen von wichtigen Ereignissen, Charakterschilderungen, Sittenbildern, Aufklärungen einzelner weniger bekannter Momente, merkwürdiger Züge aus dem Gebiete der neuern Geschichte. Den Memoiren aller gebildeten Nationen entlehnt. Herausgegeben von einer Gesellschaft von Gelehrten. 1ster Band. 3 Hefte. Gr. 8. Jena, Mauke. 1 Thlr. 12 Gr.

Klöden, K. F., Zur Geschichte der Marienverehrung besonders im letzten Jahrhunderte vor der Reformation in der Mark Brandenburg und Lausitz. Gr. 8. Berlin, Lüderitz. 18 Gr.

Lennep, J. van, Holland's romantische Geschichte. Aus dem Holländischen übersetzt von J. H. F. Lerz. 1ste Abth. Die Caninefoten. — Auch u. d. T.: Die Caninefaten. Ein historischer Roman. 2 Theile. Gr. 12. Aachen, Mayer. 1 Thlr. 12 Gr.

Moltke, L., Heideblümchen, gepflückt am Eingange des Dichterhaines. 8. Cüstrin. 16 Gr.

Norden, Maria, Der Matador. Eine Schilderung aus der jüngsten Vergangenheit Spaniens. 2 Bände. 8. Hamburg, Herold. 2 Thlr. 16 Gr.

Das Reich der Geister, nach den Ansichten, Beobachtungen und Erfahrungen aller Zeiten und Völker. Zur Annäherung der Menschheit an die Geisterwelt. Bearbeitet und herausgegeben vom Geosen *** 3ter Theil. 8. Leipzig, Kollmann. 12 Gr.

Schäfer, A., Die Hannöversche Verfassungsfrage bei der Ständeversammlung im Königreiche Sachsen. Eine Zusammenstellung der officiellen Documente. 1stes Heft. Gr. 8. Dresden, Walther. 4 Gr.

Scribe. Carlo Broschi. Historische Novelle. Nach dem Französischen von W. L. Wesché. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr.

— — Regine oder zwei Nächte. Komische Oper in 2 Aufzügen. Nach dem Französischen zur beibehaltenen Musik von Adam, vom Frhrn. von Lichtenstein. Lex.-8. Mainz, Schott's Söhne. 1839. 3 Gr.

Soulié, F., Villebois Tronm. Frei nach dem Französischen von J. Schoppe. Kl. 8. Leipzig, Krappe. 1 Thlr. 3 Gr.

Johannes Stegmaier, Schultheiß in Magenheim. Ein biographischer Beitrag zur Sitten- und Rechtsgeschichte des schwäbischen Volks. 8. Stuttgart, Krabbe. 8 Gr.

Des Kentuckier's John Tanner Denkwürdigkeiten über seinen dreißigjährigen Aufenthalt unter den Indianern Nord-Amerika's. Aus dem Englischen übersetzt von K. Andree. Gr. 8. Leipzig, Engelmann. 1 Thlr. 18 Gr.

Trahndorff, K. F. E., Wie kann der Supernaturalismus sein Recht gegen Hegel's Religionsphilosophie behaupten? Eine Lebens- und Gewissensfrage an unsere Zeit. Gr. 8. Berlin, Hentze. 14 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 73. —— 13. März 1840.

Ährenlese auf dem Felde der Memoiren von Friedrich Laun.

Wie beim Einernten der Feldfrüchte selbst der größten Aufmerksamkeit manche einzelne Ähre sich zu entziehen weiß, so übersieht auch gewiß der sorgfältigste Sammler von Erinnerungen aus seinem Leben bei einem solchen Werke gar viele einzelne Personen, Züge, Situationen und Anekdoten, welche in seine Collection gehört haben würden. Theils finden sich manche unter eine Masse beschriebenen Papiers verschobene Notizen erst hinterher wieder auf, theils ist der so wunderbaren Kraft, die man Gedächtniß nennt, vieles Erlebte zur Zeit des Einsammelns gerade nicht gegenwärtig, was nachher durch irgend einen andern Anlaß oft in den klarsten Umrissen und der bestimmtesten Gestalt und Färbung wieder lebendig ihm vor die Seele tritt. Dazu kommt, daß die Auswahl des so viel als möglich allgemein Interessanten ihre besondern Schwierigkeiten hat und durch die Besorgniß der Aufnahme misfälliger Dinge Vieles vielleicht von ihr ausgeschlossen wurde, das uns später des Anmerkens weit würdiger als manches von dem wirklich Aufgenommenen erscheint. Die mir bis jetzt in öffentlichen Blättern über meine gegen das Ende 1837 erschienenen „Memoiren" vorgekommenen Urtheile sind, nach Abrechnung eines, von dem unverkennbarsten Übelwollen gegen mich ausgesprochenen, wol geeignet gewesen, mich das Unternehmen ihrer Herausgabe nicht bereuen zu lassen. Zugleich hat man mir schriftlich und mündlich eine besondere Theilnahme an ihnen bewiesen. Dabei bin ich durch jene öffentlichen sowol, als diese gegen mich im Stillen geschehenen Äußerungen über Verschiedenes eines Bessern belehrt, über Anderes dagegen in meiner Ansicht bestärkt worden und so, wie ich mir schmeichle, zu einem sicherern Takte des dem Publicum Vorzulegenden und Nichtvorzulegenden gelangt. Das ermuthigt mich denn hier zum Darbieten einiger Spätlinge.

Zu den Künstlern von besonderer Auszeichnung, deren Bekanntschaft ich mich zu erfreuen hatte, gehörte der treffliche Landschaftsmaler Mechau. Seine vorzüglich auch durch echt poetische Auffassung des Gegenstandes anziehenden Gemälde zeugen von einem tiefen Sinne für die Schönheit und das Charakteristische der Natur im Ganzen und Einzelnen. Zugleich werden sie durch ungewöhnliche Sorgfalt in Composition und Ausführung empfohlen. Der Schatten der riesenhaften, köstlichen Bäume seiner auf dem fleißigsten Studium beruhenden Vorgründe bietet in der Regel einen recht wohlthuenden Contrast mit dem übrigen im warmen Sonnenscheine prangenden Theile der Landschaft, und die Abstufungen zwischen Mittelgrund und der mit der blauen Luft beinahe zusammenschmelzenden Ferne bilden eine gar erfreuliche Harmonie. Besondern Reiz gewährt seine gemeiniglich so sinnvolle als malerisch geordnete Staffage, ein Vorzug, der ihn gewiß schon allein vielen jüngern Landschaftskünstlern zum Muster empfiehlt. Außer seinen Ölmalereien sind auch die Gouachelandschaften Mechau's durch ihre Naturwahrheit und Farbenfrische von hohem Werthe.

Wie seine Kunstwerke, so hatte auch seine Person viel Eigenthümliches. Schon weit vorgerückt in den Jahren, als ich durch seine Freunde, die Professoren Hartmann und Seydelmann, mit ihm bekannt wurde, deutete die Schärfe und Munterkeit seines Auges auf ein im Innern noch recht jugendliches Leben. Die Wärme, in die er gerieth, sobald von Kunstgegenständen die Rede war, verbürgte die Wahrheit der Andeutung. Auch sein Äußeres schien sich dann im Strome der Rede zu verjüngen. Nicht groß von Figur, aber dem Anscheine nach kräftig, hatte seine Erscheinung besonders durch die sarkastische Heiterkeit und etwas Trotz in der Miene viel Anmuthiges. Sein Anzug war, eben weil er sich von dem Eigensinne der Mode unabhängig erhielt, gewissermaßen jederzeit in der Mode und doch beinahe ganz immer derselbe. An Einfachheit, Reinheit und Nettigkeit fehlte es seiner Kleidung nie. Seine ungemeine Herzensgüte wurde häufig darum verkannt, weil er dem kaustischen Witze, welcher ihm zu Gebote stand, gern freien Lauf ließ, oft ohne alle Ahnung, daß der Argwohn Gift daraus saugen könne.

Die Professoren Seydelmann und Hartmann pflegten gemeiniglich nach der Arbeit des Tages mit Mechau einen gemeinschaftlichen Spaziergang zu machen, der zunächst die körperliche Bewegung in freier Luft zum Zwecke hatte und sich gemeiniglich auf die Elbbrücke und die nahe Umgebung von Dresden beschränkte. Eines Tages geschah dies ausnahmsweise schon am frühen Morgen, und zwar

ging ihr Weg zufällig durch die Ostraallee nach der Friedrichsstadt hinaus, wo der damalige Chef der Kunstakademie, Graf Marcolini, in seinem Gartenhause wohnte. Eben war ein als Professor bei dieser Akademie angestellt gewesener, hochbejahrter Kupferstecher gestorben. Der mündliche Nekrolog, zu dem die drei Freunde diese Gelegenheit veranlaßte, mochte nicht gerade für einen Panegyrikus auf den Verstorbenen als Künstler und akademischen Lehrer gelten können.

Kaum war von da ihre Rede auf das Capitel einer zweckmäßigen Wiederbesetzung der von ihm bekleidet gewesenen Professur gekommen, als der Zufall drei bekannte Kupferstecher und Mitglieder der Kunstakademie nacheinander ihnen in den Weg führte. Alle drei fingen von dem Verstorbenen an und theilten zugleich mit, daß sie bei dem Grafen Marcolini gewesen, weil sie sich durch diese Gehaltserledigung veranlaßt gesehen, sofort um Zulage anzuhalten.

Kaum ist der Letzte wieder hinweg, so kommt schleunigst der Professor Graffi auf die Freunde zu und erzählt, daß er soeben aus Rom einen Brief erhalten, nach welchem dort eine furchtbare Hungersnoth eingetreten sei. Es gehe so weit, daß der Haufe sich über einen auf der Straße nur erst gefallenen Esel hergemacht und jeder ein Stück davon haben wollen. „Gerade wie bei uns!" lachte da Mechau hoch auf; „kaum ist hier auch Einer gestorben, so strömt Alles schon herzu, sich in sein Fell zu theilen."

Verletzte Mechau mit solchem Witze sehr oft, ohne es zu wollen, so hatte dagegen der heitere Geist und die zuweilen gar drollige Laune seines in ziemlich gleichen Jahren mit ihm stehenden Freundes Seydelmann etwas recht Mildes, Versöhnendes. Sein bis in das hohe Alter mit dem Roth des Wohlseins colorirtes Gesicht und das klare, blaue Auge waren von einnehmender Freundlichkeit. Die Haltung und jede seiner Bewegungen stimmten mit der Feinheit seiner Rede überein. Alles war aus Einem Gusse. Es konnte nur das Ergebniß eines fortdauernden Umgangs mit der vornehmen Welt sein. Noch in hohem Alter behauptete er die seiner Kleidung stets eigene Netigkeit, und obschon nur selten anders als in der Einfachheit eines dunkelblauen Surtout, dessen Schnitt, der Mode so wenig Hohn sprechend als ihr fröhnend, zunächst dem Bedürfnisse der Bequemlichkeit gewidmet schien, war ihm jenes gentile Wesen eigen, was nicht selten, sogar in der feinsten Welt, dem Fashionablen den Rang streitig macht. Sein ganzes Äußere verrieth es, daß er in seiner Jugend der beste Tänzer, Reiter und Fechter gewesen war. Die Kunstgeschichte wird nicht vergessen, daß er der Schöpfer einer ganz neuen Gattung vom Zeichnen in Sepia ist, welche sich bald einen ungemeinen Ruf erwarb.

Keiner der ihm Nacheifernden hat sich auf gleiche Höhe darin zu erheben gewußt als seine noch lebende Gattin Appollonia, welche durch diese Gattung ihrem frühern unter Anleitung von Mengs' berühmter Schwester, Therese Maron, mit vorzüglichem Erfolge studirten Fache, der Miniaturmalerei in bunten Farben, beinahe ganz abtrünnig gemacht wurde. Übrigens unterscheiden sich ihre Arbeiten dadurch von denen ihres Gatten, daß jene die Originale gemeiniglich im verkleinerten Maßstabe nachbildeten, während die seinigen das Urbild in gleicher Größe wiederzugeben pflegten. Für die Kunst ist ihre Virtuosität im Sepiazeichnen schon deshalb ein unverkennbarer Gewinn gewesen, da es ihr so gelang, den Geist der sixtinischen Madonna des Rafael bewundernswerth in die Zeichnung zu fassen, nach welcher der große Kupferstecher Müller der Jüngere aus Stuttgart jenes unsterbliche Blatt an das Licht zu stellen vermochte.

Bei dieser Gelegenheit glaube ich dem trefflichen Müller selbst eine besondere Erwähnung schuldig zu sein. Sein schon im 34. Lebensjahre erfolgter Tod war der empfindlichste Verlust, welcher die Kunst und besonders auch die dresdener Kunstakademie seit langer Zeit betroffen hatte. Im J. 1814 bei letzterer als Professor angestellt, schien er schon darum immer heimischer in dem neuen Wirkungskreise zu werden, weil er eben mit Vollendung seiner herrlichen Platte der Madonna beschäftigt war und sich zu dieser Arbeit durch das tägliche Anschauen des Originalwerks immer tiefer in dessen unergründliche Schönheit hineindenken und mit demselben vertrauter werden konnte.

Schon als Kind vergiftete ihm eine sehr schlimme Art von Pocken den Quell des Lebens insoweit, daß eine im Jünglingsalter noch mehr gesteigerte Kränklichkeit fast unausgesetzt seine Begleiterin blieb. Endlich wandelte in Folge seines unablässigen Sinnens und Arbeitens über der Madonna ein Seelenstörung ihn an, deren Dasein sich vielleicht zuerst durch folgende Thatsache kund gab. Müller findet sich auf dem Comtoir eines angesehenen Fabrikunternehmers und Besitzers eines großen Hauses in der Nähe seiner Wohnung ein und ersucht diesen, ihn mit seinem Locale bekannt zu machen. Nachdem solches mit Bereitwilligkeit geschehen ist, bittet der Professor, daß der Bewohner dieses Locals dafür sorgen möchte, letzteres längstens binnen acht Tagen räumen zu lassen. Der Fabrikant weiß nicht, ob er recht verstanden hat, und trägt auf Erläuterung an. Müller äußert hierauf, daß ihm von der Regierung aufgetragen worden, eine Lehranstalt für die Kupferstecherkunst baldigst zu gründen und einzurichten, und daß er das Local völlig dazu geeignet finde. Er könne daher nur seine Bitte wegen der Räumung auf das dringendste wiederholen. Betroffen über ein so auffallendes, befremdliches Verlangen, staunt der Hauseigenthümer den Künstler an. Er legt ihm dar, daß er für sein eigenes Bedürfniß des Locals benöthigt sei, auch als Besitzer des Hauses wol auf die Fortdauer der Benutzung desselben rechnen könne. Aber vergebens. Müller spricht von hier zu nehmenden höhern Rücksichten und verläßt ihn, da Beide von ihren gefaßten, ganz entgegengesetzten Meinungen nicht abgehen, ohne daß die mindeste Verständigung darüber erfolgen konnte. Der Fabrikunternehmer gibt der akademischen Behörde von der ihm so räthselhaften Zumuthung Nachricht. Aber diese weiß natürlich kein Wort davon. Bald darauf sammeln sich indes-

fen allmälig mehre Züge in der Stadt, die nur auf eine Seelenstörung des hochbegabten Künstlers hindeuten. Unter anderm tritt Müller eines Tages in das Atelier eines seiner theilnehmendsten Freunde. Dieser ist über die Hast, mit der es geschieht, um so mehr erstaunt, da Müller den sonst sehr oft wiederholten Besuch seit einiger Zeit beinahe ganz unterlassen hatte. Der Kupferstecher eröffnet ihm hierauf, daß er eine Vision gehabt habe. Es sei ihm nämlich die Madonna in ihrer ganzen Glorie erschienen, nebst der heiligen Barbara (welche bekanntlich Rafael auf seinem Gemälde mit angebracht), und zwar habe diese Heilige die Züge einer jetzt noch lebenden hohen Dame an sich getragen. Im Gefolge der Madonna sei auch Doctor Martin Luther, diesem übrigens zugleich die unverkennbarste Ähnlichkeit mit ihm (dem Künstler, dem Müller soeben diese Notizen ertheilte) eigen gewesen. Die Mutter des Heilands sollte Müller'n die wichtigsten Aufträge, unter anderm Vollmacht zu einer Wiedervereinigung der getrennten christlichen Kirchen und die Kraft, Kranke zu heilen, verliehen haben. Das Erschrecken des Hörers dieses Berichts war sehr groß, da er bereits den erwähnten Vorfall bei jenem Fabrikunternehmer kannte. Müller, ganz erfüllt von dem Gedanken an die ihm durch jene Beauftragung widerfahrene besondere Gnade, sprach von dem Eifer, mit dem er sich der Sache unterziehen wolle, und dachte sich eben über den Angriff derselben mit seinem Freunde zu berathen. Dieser, wohl einsehend, daß bei Müller's dermaligem geistigen Zustande der Versuch einer Widerlegung am zweckwidrigsten sein würde, suchte ihn vor Allem darauf aufmerksam zu machen, daß die Vorbereitungen zu dem Unternehmen für das Erste manche Ausgabe nöthig machen würden, deren Bestreitung wol die nächste, und zwar keine geringe Sorge sei. Allein Müller entgegnete mit Zuversicht, dafür werde von höherer Hand bereits gesorgt. Was man Geld und Gut nenne, bedürfe er zu keinem Unternehmen weiter. Die Gottheit habe ihn mit einem solchen Ansehen ausgerüstet, daß Jedermann thun werde, was er verlange, ohne im mindesten Geld und Gut dafür von ihm zu erheischen. Auch führte er zu Entschuldigung dessen, daß er während der ganzen Verhandlung den Hut auf dem Kopfe behalten hatte, an, die Madonna habe ihm nicht nur dieses, sondern überhaupt geheißen, die ganze Kleidung, welche er, wie sie ihm erschienen sei, angehabt, nicht zu verändern.

In der Meinung, er bedürfe keines Geldes weiter, war er besonders dadurch bestärkt worden, daß ihm am Abende zuvor im Theater, wohin er ging, an der Kasse sein Verlangen eines Billets sogleich gewährt wurde, obschon er versicherte, daß er allerdings kein Geld bei sich habe. Unstreitig kannte man ihn entweder schon von Person, oder man hatte das Zutrauen zu dem wohlgekleideten Manne, daß er den Betrag übersenden werde.

Als er von einem im Hause eines am hiesigen Hofe accreditirten Gesandten eingetretenen Krankheitsfalle vernahm, eilte Müller sogleich dahin, um von der vermeintlich ihm ertheilten Heilkraft Gebrauch zu machen. Bei allem Staunen über seine Behauptung, daß er im Stande sei, durch bloßes Auflegen seiner Hand die Heilung herbeizuführen, ließ man ihn gewähren. Freilich mag wol der Versuch die erwünschte Folge nicht gehabt haben.

Merkwürdig war, daß seine Gattin und überhaupt die ihm zunächststehenden Personen ebenfalls von dem, ihm vor jedem Andern zugestandenen Vorzuge eine Zeit lang vollkommen überzeugt schienen. Wirklich hat ihm auch, nach der Versicherung glaubwürdiger Personen, gerade in jenem unglücklichen Zustande eine ihm sonst gar nicht eigenthümlich gewesene, von erhöhter Geistesthätigkeit zeugende Überredungskraft beigewohnt, wie solche bekanntlich religiösen und sonstigen Schwärmern zuweilen in einem der Vernunft Anderer nicht selten sehr gefährlichen Grade zu Gebote steht. Es scheint auch wirklich ein damaliger, hiesiger Prediger durch seinen Besuch des geisteskranken Müller den Grund zu einem ähnlichen Gemüthszustande gelegt zu haben, dessen er erst lange nachher wieder entbunden worden.

Müller erlag leider seiner Seelenstörung in derselben berühmten Anstalt, auf dem Schlosse Sonnenstein, deren Wohlthätigkeit sich schon so oft an Kranken gleicher Art bewährte, die zum Theil für ganz unheilbar erklärt, daselbst doch noch den vollen Gebrauch ihrer Geisteskräfte zurückerhielten. Es ist ihm nicht einmal vergönnt gewesen, einen Abdruck des letzten und köstlichsten seiner Werke in dessen ganzer Vollendung zu erblicken. Seine Gattin, welcher er zwei Kinder hinterließ, hat sich, dem Vernehmen nach, späterhin mit einem Superintendenten in ihrer Heimat vermählt, ist aber ebenfalls nicht mehr unter den Lebenden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur russischen Literatur.

Aus dem Jahresberichte der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Petersburg, welcher in einer öffentlichen Sitzung am 10. Januar dieses Jahres durch den Staatsrath P. H. v. Fuß abgestattet wurde, geht hervor, daß von dieser Akademie im Laufe des letzten Jahres 18 größere Werke, 52 Abhandlungen und 50 kleinere Aufsätze, zusammen also 120 verschiedene Schriften ausgegangen sind; 49 derselben gehörten der physikalisch-mathematischen Classe an, 36 der naturhistorischen und 35 der Philologie, Geschichte und politischen Ökonomie. Von 24 ordentlichen Mitgliedern der Akademie und vier Beamten derselben gingen 13 der größern Werke und 68 Abhandlungen und Aufsätze ein, 19 Abhandlungen haben 14 Correspondenten und Ehrenmitglieder geliefert, die übrigen 20 Aufsätze sind von auswärtigen Gelehrten eingesandt worden. In derselben Sitzung hielt der Adjunct der Akademie, Dorn, einen deutschen Vortrag über die Wichtigkeit und die Fortschritte der asiatischen Studien in Rußland. Zugleich wurden als Ehrenmitglied der Akademie der Herzog Maximilian von Leuchtenberg und zu Correspondenten folgende acht Gelehrte proclamirt: der frühere Director des Lyceums in Warschau, jetzt Mitglied des dortigen Unterrichtscomité, Verf. des großen slawischen Wörterbuchs, S. G. Linde; der slawische Sprach- und Alterthumsforscher Prof. Schaffarik in Prag; der Prof. der orientalischen Literatur in Greifswald, Kosegarten; der Staatsrath Reichel in Petersburg; Hr. Schnitzler in Paris, Verf. eines historisch-statistischen Werks über Rußland; ferner der Präsident der wissenschaftlichen Commission des Nordens, Gaimard; der Director der turiner Sternwarte Plana und Hr. Owen, Mitglied der Royal society in London. Gegenwärtig zählt die Akademie 255 Mitglieder, nämlich 27

wirkliche Mitglieder, 98 Ehrenmitglieder und 130 Correspondenten. In Rußland selbst leben außer sämmtlichen wirklichen Mitgliedern 53 Ehrenmitglieder und 64 Correspondenten, in Preußen 11 Ehrenmitglieder und 20 Correspondenten, in Östreich 1 Ehrenmitglied und 4 Correspondenten, in den übrigen deutschen Staaten 8 Ehrenmitglieder und 14 Correspondenten, in Frankreich 9 Ehrenmitglieder und 13 Correspondenten, in England 9 Ehrenmitglieder und 6 Correspondenten, in Italien 2 Ehrenmitglieder und 2 Correspondenten, in Schweden 2 Ehrenmitglieder und 1 Correspondent.

Die Mitglieder der, neben der Akademie der Wissenschaften in Petersburg bestehenden „russischen Akademie", die ausschließlich zur Fortbildung russischer Literatur und Sprache gestiftet ist, beschäftigen sich jetzt eifrigst mit einer Umarbeitung des großen gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts erschienenen und bereits in den Jahren 1806—22 neuaufgelegten akademischen Wörterbuchs. Bis jetzt erstreckt sich die Erläuterung schon über 43,000 russische Wörter, in dem letzten Jahre sind allein die Erklärungen von mehr als 14,000 Wörtern durchgegangen und überarbeitet worden. Gegenwärtig besorgt diese Akademie auf ihre Kosten auch den Abdruck der Reichsverträge und Diplome, welcher von einer besondern bei dem moskauschen Archive des auswärtigen Ministeriums bestehenden Commission geleitet wird. Diese für die russische Geschichte und Diplomatik sehr wichtige Sammlung erstreckt sich jetzt bis auf den fünften Band; sie erscheint in Großfolio. Die Reihe von Übersetzungen der byzantinischen Schriftsteller, welche ebenfalls von dieser Akademie zugleich mit dem Originaltexte herausgegeben wird, ist neuerdings durch die Geschichte des Prokopius vermehrt worden. Sehr bedeutende Verdienste hat sich diese Akademie durch Unterstützung russischer Literaten bei Herausgabe ihrer Werke erworben, und mehren dieser Literaten ist es nur durch diese Beihülfe möglich geworden, ihre Werke zu veröffentlichen. Wie ansehnlich dieselbe war, ist daraus zu ersehen, daß die Akademie allein 1839 gegen 23,000 Rubel zu dem letztern Zwecke verausgabt hat. Zu Mitgliedern dieser Akademie sind in letzter Zeit der als Schriftsteller bekannte Staatsrath Fürst Wjäsemski, der durch seine Kenntniß fast aller europäischen Sprachen berühmte Cardinal Joseph Mezzofanti in Rom und der Prof. an der petersburger Universität Solowjew aufgenommen worden.

In Folge eines Berichts des russischen Ministers der Volksaufklärung, Uwarow, an den Kaiser ist von demselben angeordnet worden, daß, da die Mittel, welche bisher den Einwohnern der russischen Ostseeprovinzen zur Erlernung der russischen Sprache dargeboten wurden, den Bedürfnissen und dem Eifer für Erlernung dieser Sprache nicht entsprachen, nun in den Gymnasien des dorpater Lehrbezirks, nämlich in Mitau, Riga, Reval, Dorpat, ferner in der adeligen Domschule zu Riga und in den Kreisschulen zu Mitau, den beiden rigaschen, in denen zu Reval, Pernau und Dorpat besondere ergänzende Classen für die russische Sprache eingerichtet und besondere Lehrer der russischen Sprache angestellt werden sollen. Für jeden der an die Gymnasien berufenen russischen Lehrer ist ein jährliches Einkommen von 400 Rubel Silber festgesetzt, und dem Staate erwächst durch die ganze Anordnung eine jährliche Ausgabe von 4357 Rubel Silber. Da auf diese Weise die Hülfsmittel zur Erlernung der russischen Sprache vervollständigt sind, so ist zugleich die kaiserliche Bestimmung ergangen, daß vom 16. Dec. 1845 an (ein früherer Ukas vom Jahre 1836 nannte den 16. Dec. 1841 als äußersten Termin) Niemand in die dorpater Universität aufgenommen werden, noch von derselben den Grad eines wirklichen Studenten, Candidaten des Predigtamts oder Arztes erhalten darf, der nicht vorher in einem Examen eine genaue Kenntniß der russischen Sprache nachgewiesen habe.

Vielfach werden jetzt russische Gelehrte auf Kosten des Staats in das Ausland gesandt, um dort den Quellen für die russische Geschichte nachzuspüren. Unlängst ist der oben als neuerwähltes Mitglied der russischen Akademie genannte Prof. Solowjew von einer zu diesem Zwecke unternommenen Reise aus Schweden und Dänemark mit ziemlich reicher Ausbeute zurückgekehrt, und mit noch reicherer Strojew, der insbesondere im königsberger Archive Forschungen über den Handel mit Nowgorod angestellt hat. Interessante Data über den Handel Lübecks mit Nowgorod sind aus dem lübecker Archive durch den dortigen Generalconsul Schlözer gezogen worden. Neuerdings ist der Oberlehrer am Gymnasium zu Dorpat, Preuß, auf Kosten der petersburger Universität auf zwei Jahre ins Ausland, namentlich in die slawischen Länder, gesandt worden, um sich mit den slawischen Mundarten vertraut zu machen und die slawischen geschichtlichen und sprachlichen Documente zu studiren.

Im verflossenen Jahre ist auf Nowaja-Semlja der Marineoffizier Ziwolka, den die kaiserliche Akademie zu wissenschaftlichen Zwecken dahin abgesandt hatte, mit neun seiner Gefährten umgekommen. Er hat schon früher der Akademie die wichtigsten Dienste geleistet, unter Anderm die Ostküste von Nowaja-Semlja bis zum 75. Grade vermessen, auch unternahm vor einigen Jahren Prof. Baer in Verein mit Ziwolka seine Expedition nach Lappland. 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 74. —— 14. März 1840.

Ährenlese auf dem Felde der Memoiren von Friedrich Laun.

(Fortsetzung aus Nr. 73.)

Ferner gedenke ich eines Mannes, welcher seit 1772 Professor an der Kunstakademie zu Dresden gewesen, deren Directorium er in der Folge abwechselnd mit dem Professor Schenau führte. Es ist dies Johann Casanova, ein Bruder Desjenigen, der zu Dur in Böhmen lange Zeit die Stelle eines Bibliothekars beim dortigen Grafen v. Waldstein verwaltete und aus dessen in französischer Sprache geschriebenen Memoiren ein bändereicher, vielbekannter deutscher Auszug existirt. Der ungemeine Ruf Johann Casanova's, eines Schülers von Silvester und Dietrich, welcher den berühmten Rafael Mengs 1752 nach Rom begleitete, geht schon daraus hervor, daß daselbst nicht nur die großen Kunstkenner Winckelmann und Reiffenstein, sondern auch Angelica Kaufmann bei ihm Unterricht nahmen. Er galt für ein wahres Wunder im Theoretischen der Kunst, und sein anerkannter Name war gemeiniglich hinreichend, jede Zeichnung von ihm ohne Weiteres vor dem Vorwurfe irgend einer Incorrectheit in Schutz zu nehmen. Aber auch im Praktischen der Malerei fehlte ihm, als Geschichtsmaler, die Anerkennung nicht, obschon man an seinem Colorite einen zu kalten, trockenen Ton finden wollte. Besonders rühmte man, wie ich mich noch erinnere, eine Darstellung der Verschwörung des Catilina. Und der Beifall, welcher seinen Leistungen entgegenkam, beschränkte sich keineswegs blos auf Dresden, oder ging nur von dieser Residenz aus. Noch ehe er hierher berufen wurde, ließ Papst Clemens XIII. von Casanova sein Bildniß zum Geschenk für die Sorbonne malen. Auch hatte er schon vor seiner Anstellung in Dresden Vocationen nach England, Parma und Neapel ausgeschlagen. Noch im Alter konnte die verhältnißmäßige, große Gestalt, der geregelte Ausdruck des mit ein paar dunkeln, gebieterischen Augen versehenen Antlitzes dieses Künstlers die bedeutende Schönheit seiner Jugend nicht verleugnen. Ein sehr rüstiges Ansehen kam dazu und diese Rüstigkeit war kein bloßer Schein. Eben dachte er dies 1795 bei einem Familienfeste, einer Kindtaufe, wieder einmal zu beweisen, als die Anwesenden, aufgemuntert durch den heitern Charakter des Tages, das Spiel eines Forteplano zum Tanze benutzten. Auch er stellte sich mit der Schwester der Kindbetterin zur Menuet, einem Tanze, welcher eine besonders schöne Haltung, Gewandtheit und Grazie erfodert und damals für den Probirstein der Geschicklichkeit jedes Tänzers und jeder Tänzerin gehalten wurde. Ungeachtet der bereits auf ihm lagernden großen Reihe von Jahren, schien sich unser Tänzer sehr glücklich aus der schwierigen Sache ziehen zu wollen. Da jedoch herrschte das Schicksal ihm ins Ohr: „Bis hierher und nicht weiter!" Ohne zuvor das mindeste Unwohlsein verspürt zu haben, auch übrigens ohne alle bekannt gewordene Veranlassung dieses Unfalls, sank er plötzlich mitten im Tanze zu Boden und kam erst entseelt wieder aus dem Hause, dessen Freude sich sonach durch ihn in Trauer verkehrte. Von zwei Töchtern, welche er hinterließ, war die als Witwe eines königlichen Kammerherrn noch lebende ein Inbegriff weiblicher Vollkommenheit, im Innern wie im Äußern, Muse und Grazie zugleich. Ersteres in der Tonkunst und in der Malerei. Zwei Söhne, von denen der jüngere sich der Kunst seines Vaters widmete, sind bereits gestorben. Dem ältesten verdankt Dresden den ersten Gedanken an ein Etablissement von Elbbädern und auch dessen Ausführung. Aber die Zeit war noch nicht gekommen, wo die Wirkungen des kalten Wassers solche Würdigung fanden wie jetzt. Obschon ein anderer sehr industriöser Italiener, Namens Andreoli, die von Casanova angefangene Elbbadbetriebsamkeit regsamer fortsetzte, erlag die Entreprise doch wieder einem Mangel an Theilnahme.

Noch eine ziemliche Zeit nach dem Tode des akademischen Directors Casanova stand dieser, besonders als Zeichner und Kunsttheoretiker, in sehr hohem Ansehen. Sein Nachlaß enthielt unter Anderm eine Handschrift über die Malerei. Anfangs sollen von Seiten mehrer Buchhandlungen ungemein hohe Honorargebote dafür vergebens geschehen sein. Späterhin, heißt es jedoch, sei das Manuscript mit Nutzen nicht unterzubringen gewesen.

Der Zustand der Kunst in Dresden bei des Directors Casanova Tode und eine ziemliche Zeit nachher schien, abgesehen von einzelnen glänzenden und erfreulichen Erscheinungen, keine besondern Hoffnungen darzubieten. Es war auffallend, wie sehr damals die Mehrheit der Künstler das Höhere, den eigentlichen Adel der Kunst, ganz aus dem Gesichte verloren hatte. Über Correctheit und

Technik, Zeichnung und Colorit (Eigenschaften an sich allerdings sehr schätzbar und unentbehrlich) ging das Streben nur sehr weniger der jüngern Generation hinaus. Zu diesen wenigen gehörte vorzüglich der von hier gebürtige Historienmaler Kirsch, ein Mann von großem Talente und Schüler Casanova's, welcher aber leider in der Blüte seiner Jahre zu Rom den Tod fand. Auch beschränkten sich die meisten damaligen Kunsturtheile allein auf das Mehr und Minder, was ein Künstler rücksichtlich der oben angeführten Punkte in seinem Werke geleistet hatte.

Mit dem Vorbehalte, auf mehre damalige und spätere ausgezeichnete oder sonst merkwürdige Künstler künftig zurückzukommen, werde ich für jetzt nur noch eines wackern Schülers Casanova's und Anton Graff's, des Historien- und Portraitmalers Professor Pochmann gedenken. Er war einer derjenigen Künstler, welche eine lange Zeit besonderer Gunst genießen. Seine Portraits fanden größern Beifall als seine Leistungen im Fache der Geschichtsmalerei, doch haben auch diesen die Verehrer keineswegs gefehlt. Die nach der Natur von ihm in Öl gemalten Bildnisse empfahlen sich in der Regel durch die beim Portraitmaler nicht immer heimische Richtigkeit der Zeichnung und ein gefälliges, warmes Colorit. Seiner im Ganzen gelungenen Abrundung des Nackten schadete zuweilen der Anschein des Geschwollenen, auch litt sein Colorit mitunter etwas an Eintönigkeit. Es gab eine ziemlich lange Periode, wo er außer Stande war, die bei ihm gemachten vielen Bestellungen sämmtlich zu befriedigen. Mit Recht liebte man besonders auch seine Miniaturgemälde auf Elfenbein für Medaillons und Ringe. Während sehr viele Miniaturbilder durch ein Übermaß des Fleißes in der Ausarbeitung gleich manchen Porzellanmalereien bis zum völlig Seelenlosen und Nichtigen hinabsinken, sprach aus den kecker behandelten Pochmann'schen großentheils Geist und Leben.

Mit Recht galt der Künstler für einen wahrhaften Ehrenmann in allen Verhältnissen. Nicht leicht wird Jemand gefunden werden, auf dessen ganzem äußern Wesen das Innere so treffend sich ausprägt, als bei diesem Künstler. Weder ansehnlich, noch wohlgeformt, legte doch sein kraftvoller, gedrungener Körper, sein fester und sicherer Tritt das ihm eigene Gerade und Gediegene des Charakters dar. Sein Gesicht war vom Ideale gerade so weit entfernt als die ganze übrige Gestalt, aber aus dem an sich völlig bedeutungslosen, kleinen Auge und der ganzen mit diesem übereinstimmenden Miene sprach recht wohlthuend der ehrlichste, treueste Sinn und ein gerader, massiver, aber den diplomatischen Superfeinheiten des Hoflebens gar nicht zugänglicher Verstand. Seine Rede war kurz und kunstlos, jedes seiner Worte mit dem Stempel der reinsten Wahrheit bezeichnet, sein Anzug unverwüstlich. Immer und ohne Ausnahme trug er denselben franzblauen Frack mit den nämlichen gelben Knöpfen. Es schien aber nur so. Weil er jedoch lauter dergleichen Röcke und, vielleicht seit 30 Jahren, jeder davon ganz den Schnitt aller übrigen hatte, so bemerkte man das nicht. Ebenso wenig bemerkte man, daß keiner dieser Röcke anders als von dem feinsten englischen Tuche war, das Pochmann nur bekommen konnte. Sein gerades Wesen im Umgange hatte mitunter etwas zu Compactes, artete auch wol nach Umständen in eine Derbheit aus, die zuweilen, aber gewiß keineswegs am unrechten Orte, stattfand. So kam es kurz vor dem Ablaufe des mit dem Namen des philosophischen prangenden Jahrhunderts wol noch vor, daß mancher Vornehme seine Physiognomie zu hoch in die Wolken versteckte, um wahrnehmen zu können, was die sogenannte Weltweisheit inzwischen für Streiche unten auf der lieben Erde gemacht, und es ihm daher unbekannt geblieben war, daß Künstler, Gelehrte und Gebildete überhaupt, wenn vielleicht nicht de iure, doch gewiß de facto, neuerlich schon eine Art von Rang in der civilisirten Welt behaupteten. Ein Vornehmer, der eines der ersten Hofämter bekleidete, ließ denn auch einmal den Maler Pochmann rufen. Als nun der Mann ganz franzblauen Leibes und mit gelben Knöpfen vor ihm stand und vermuthlich schon durch die Stiefeln an seinen Füßen zu erkennen geben mochte, daß er die Gnade, die Schwelle dieses Hauses überschreiten zu dürfen, nicht gehörig zu würdigen wisse, so mochte die Excellenz ihm der Ehre vollauf zuzugestehen vermeinen, wenn sie ihn mit einem robusten „Er" anredete. Da dies übrigens in der besten Meinung und ganz bona fide von dem vornehmen Herrn geschehen, so war sein Erstaunen freilich groß, als Pochmann ihm geradezu erklärte, er leide dergleichen Er um so weniger von ihm, da sogar die höchsten Herrschaften, in deren Dienst Se. Excellenz stehe, ihm, dem freien Künstler, das gewöhnliche Sie nicht vorenthielten.

Daß übrigens damals auch anderwärts dergleichen Ereignisse vorgekommen sind, das scheint aus einem Sinngedichte des alten Dichters Göckingk zu erhellen. Es lautet:

„Ist Er Herr Göckingk?" „„Ew. Durchlaucht, wer?""
„„Was mich betrifft, so bin ich Niemands Er.""

Dem Epigramme würde ja die erfoderliche Spitze ganz fehlen, wenn es nicht eine wirkliche, von dem Dichter nur in Reime gebrachte Thatsache wäre.

Es mußten zu jener Zeit selbst die am höchsten gestellten Staatsbeamten von ihren Souverainen das seitdem sogar den Gemeinsten in der Anrede unheimlich gewordene Er sich gefallen lassen. Dieses geht aus einem andern Epigramme hervor, wenn ich nicht irre von demselben Verfasser, das auch an sich besonderes Interesse hat. Es wurde in irgend einem Musenalmanache unter der Aufschrift gegeben:

Der König von Dänemark und einer seiner Minister.

Minister.

Der uns den Hering salzen lehrte,
Verdiente, wahrlich, unsern Dank
Und daß man seinen Namen ehrte,
Weit eh', als der, der uns die Messiade sang.*)
Man muß Verdienst, glaub' ich, nach seinem Nutzen messen!

*) Hierbei ist in Erinnerung zu bringen, daß Klopstock, der Verfasser der „Messiade", eine dänische Pension zu beziehen hatte.

König.

Er mag wol gerne Hering essen?

Überhaupt hat dieses neuerlich beinahe ganz außer Curs gesetzte Er vormals auch bei andern Gelegenheiten sich geltend gemacht. So erhellt aus der höchst interessanten biographischen Skizze von dem Archäologen Böttiger durch seinen Sohn (Leipzig 1836, S. 11), daß Böttiger in der Vocation zur Stelle eines Rectors am guberner Lyceum aus dem Jahre 1784 mit Er titulirt wurde. Auch erinnere ich mich noch aus meiner Kindheit der oft vernommenen Anekdote von einem damals schon verstorbenen Superintendenten in Dresden, Namens Am Ende, der vermuthlich in seinen Anreden diesem Er eine allzu große Ausdehnung mochte gegeben haben. Zur Zeit als die sogenannten Leberreime einen Theil der gesellschaftlichen Unterhaltung ausmachten, nahm ein ansehnlicher Tafelverein, welchem auch dieser geistliche Herr beiwohnte, zu ihnen ebenfalls seine Zuflucht. Da geschah es denn, vermuthlich in Folge der durch den Genuß des Rebensafts erzeugten Rücksichtslosigkeit, daß der mit anwesende bekannte Satiriker Rabener folgenden Leberreim, auf Am Ende hindeutend, zum Besten gab:

Die Leber ist vom Hecht und nicht von einem Bär,
Der dort am Ende sitzt, nennt alle Leute Er.

Obschon Pochmann wegen seiner (auch durch mannichfache Unterstützung Nothleidender sich stets beweisenden) Gutherzigkeit, Einfachheit und Eigenthümlichkeit überhaupt, allem Vermuthen nach, die zum Erreichen des ehelichen Glückes erfoderlichen Eigenschaften in hohem Grade besessen hätte, so schien doch das Unglück einer sehr kurzen Ehe zu abschreckend auf ihn gewirkt zu haben, um ein zweites Wagestück dieser Art nicht für allzu groß zu halten. Er starb 1830 im 68. Jahre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schiller im Verhältniß zum Christenthum, mit einer einleitenden Abhandlung über das Verhältniß von Poesie und Religion, über antike und christliche Poesie, von Rudolf Binder. Zwei Bändchen. Stuttgart, Metzler. 1839. 16. 16 Gr.

„Das Publicum", sagte Goethe im J. 1825, „streitet seit 20 Jahren, wer größer sei, Schiller oder ich; und sie sollten sich freuen, daß überall ein paar Kerle da sind, worüber sie streiten können." Wir gedachten dieser Worte beim Lesen des vorliegenden Buchs; nicht als ob in ihm von einer Rangordnung zwischen den beiden Dichtern die Rede wäre, sondern weil es uns Freude machte, Goethe's Wunsch in Erfüllung gegangen zu sehen. Denn Schiller ist jetzt an der Tagesordnung und scheint für eine Zeit seinen großen Freund abgelöst zu haben. Wie manche Schrift ist seit kurzem über ihn erschienen! Besonders seit man ihm ein Denkmal errichtet hat. Wenn man Goethe endlich ein Denkmal gesetzt hat, wird auch er wieder an die Reihe kommen, obgleich die Stimmen über ihn auch in dieser Zeit keineswegs verstummt sind.

In dem vorliegenden Buche hören wir einen wohlgesinnten, von Liebe zu Schiller erfüllten, durch seine Zeit gebildeten Mann, dabei einen entschiedenen Christen über den großen Genius reden. Er thut dieses mit solcher Liebe und Ehrfurcht, solcher Mäßigung, daß die Lecture gleich anfangs für ihn einnimmt und auch wol einen strengern Kritiker zu Milde stimmen würde. Es thut uns wohl, daß wir in Hinsicht auf den Standpunkt des Christenthums, von dem aus in der neuern Zeit der große Mann oft so schnöde beurtheilt worden ist, doch etwas weiter gekommen sind. Hr. Binder ist weit entfernt, Schiller zu verdammen, weil die christlichen Dogmen von ihm nicht beachtet, nicht von ihm in seinen Gedichten bekannt worden sind; er sucht vielmehr darzuthun, wie es kam, daß er sich dem Christenthum entfremdete, wie aber allmälig der Geist desselben in ihm auftauchte und gegen das Ende seines Lebens wenigstens die Ahnung des Wahren in ihm zum Vorschein kam. So nimmt er den von ihm Verehrten in Schutz gegen die Zeloten, welche die Werke des großen Mannes gern vertilgen möchten.

Die Gesinnung ist lobenswerth. Doch scheint es bedenklich, gerade diesen Maßstab an einen Geist wie den Schiller'schen, überhaupt an einen Dichter zu legen. Ein dogmatisches System ist für ein Gedicht nicht passend, wenigstens demselben nicht günstig. An Beispielen, wie große Dichter, wenn sie ein Dogma zum Gegenstand einer Dichtung machten, sich abmühen mußten, ihm Poesie einzuhauchen, wie dieses ihnen nie völlig gelang, fehlt es nicht. Aber es ist hier nicht von einem dogmatischen Systeme, nicht von einzelnen Dogmen die Rede, sagt man, gemäßigter, in neuerer Zeit, und so sagt auch Hr. Binder; die Poesie soll nur von Geist und Wesen des Christenthums durchdrungen sein. Wohl! Aber die Größe des Christenthums zeigt sich auch darin, daß es sich jedem reinen und guten Geiste, wie verschieden er auch von andern sein möge, assimilirt, ihn läutert und verklärt. Wer will nun in dieser Hinsicht ein Gesetz, eine Regel vorschreiben? Muß nicht Hr. Binder selbst den Heiden Plato und Sophokles ein Etwas von christlichem Geist und Sinn zugestehn? Gewiß, wird er antworten; doch ist eine Empfindung, die nur das Christenthum in ihrer Fülle geben kann, die Sehnsucht, und ein Dogma, welches nothwendig der Anschauung, den Gedanken des Dichters zum Grunde liegen muß, die Erlösung. So wären wir denn doch auf ein Dogma gekommen, das freilich hier nicht so crass wie bei den Dogmatikern früherer Zeiten auftritt, doch immer streng genug, um den Dichter, wenn er noch auf Erden weilte, ausrufen zu lassen:

Du fesselst den Geist in ein tönend Wort;
Doch der freie wandelt im Sturme fort.

Fern sei es, daß wir die Erlösung für ein tönendes Wort halten, sie ist eine ewig ehrwürdige Grundwahrheit des Christenthums, und die Menschheit kann sie nicht entbehren. Nur soll man nicht von dem Dichter verlangen, daß er in seinen Gedichten diese Lehre ausspreche, er, der in seinen Gedichten auf dichterische Weise eine Versöhnung und Erlösung zu vermitteln bemüht ist. Und wie frei man auch, nach der oben erwähnten christlichen Ansicht, das Dogma auffassen möge — eine Färbung von System, zu welchem eine positive Religion sich immer in der Zeit gestalten wird, wird ein nach den obigen Ansichten abgefaßtes Gedicht immer tragen. Nach den in unsern Tagen wieder erneuten Ansichten des Christenthums hätte Schiller dann auch in seinen Werken andere Dogmen wiederklingen lassen müssen. Hr. Binder selbst klagt (Bd. 2, S. 31): „Ihm trat nicht sowol die eigene persönliche Verdorbenheit der menschlichen Natur als das Gebrechen der Welt überhaupt, die Öde der dürftigen Wirklichkeit in die Seele, und so suchte er Entschädigung in Idealen, die ihm die Würde der menschlichen Natur vorstellten." Damit sind wir denn auf ein Gebiet gekommen, auf dem der wahre Dichter nicht weilen kann. Sein Element ist Heiterkeit, die sich mit dem wahren Ernste wohl verträgt; er verkündigt, wie Goethe so schön sagt: „ein weltliches Evangelium", wie sehr sich auch Hr. Binder dagegen sträuben mag; jene Worte weisen auf den trüben Pietismus hin, welcher der Tod der wahren Poesie ist. Und was die gepriesene Sehnsucht betrifft — der Dichter kennt sie wohl, und er weiß sie zu nutzen; aber sie durchdringt ihn und seine Werke nicht; denn die Sehnsucht schwächt, und er bedarf der Kraft. Er wird den

tiefen Sinn der christlichen Dogmen ehren; aber die Region, in der sich seine Gestalten bewegen, ist die der Erscheinung, nicht, was hinter diesen und über ihnen liegt. Dieses letztere hat er in seinem Innern, und der Verständige wird in seinen Werken das Wort bethätigt finden:

> Der Schein — was ist er, dem das Wesen fehlte?
> Das Wesen — wär' es, wenn es nicht erschiene?

Es ist wahr, was Hr. Binder auch mehrmals andeutet, Schiller war in Hinsicht auf seine frühere Bildung, die so entscheidenden Einfluß auch auf seine spätere Zeit übte, sehr im Nachtheil gegen Goethe. Jener ward durch den Zwang, in welchem er lebte, zu Idealen getrieben, die der Dichtung nicht hold waren; dazu „war er", wie er selbst klagt, „früh von mangelhaften Gestalten umringt"; dieser, in bequemer Lage, mit allen äußern Vorzügen gesegnet, konnte sich an die Natur halten, der er nie zu entsagen brauchte, der er ein langes Leben hindurch treu blieb. Aber die Rettung, die Hr. Binder für Schiller andeutet, wenn er sagt (Bd. 2, S. 32): „Indem der Mensch durch Ideale die innere Sehnsucht beschwichtigt, fällt ihm die Frage nicht so eindringlich auf: Wie kann ich mich als Unreiner nahen dem heiligen Gott, der mich richtet nach dem Gesetze, das er selbst in meine Brust geschrieben?" — diese Rettung war dem Dichter nicht zu wünschen. So scheint uns auch Hr. Binder die ursprüngliche Eigenthümlichkeit Schiller's nicht glücklich mit Urbildlichkeit (Bd. 1, S. 158) bezeichnet zu haben. „Das Urbild des Menschen", sagt er, „schwebte besonders lebhaft vor seiner Seele; jeder Auswuchs, jede Verzerrung und Beschränkung war ihm unerträglich." Wie gut, wenn dieses war! Was könnte man einem Dichter Besseres wünschen? Aber das Ideal, was Schiller sich in seiner Jugend bildete, war wahrhaftig nicht das Urbild des Menschen; und wenn von Urbildlichkeit — der Ausdruck schon ist nicht wohl gewählt — die Rede sein soll, so kommt es gar sehr darauf an, welcher Art das Urbild, das man sich geschaffen. Es ist eins der merkwürdigsten Ereignisse im Gebiete der Dichtkunst, daß Schiller nach den Gedichten an Laura und andere dieser Periode, nach den „Räubern" zu einem „Wallenstein" gelangen konnte; und wenn irgendwo, so ist bei ihm die Kraft und Bildungsfähigkeit des menschlichen Geistes zu bewundern. Diese Bewunderung zollt auch unser Verf. dem großen Genius.

Nach seiner Ansicht — dies haben wir noch zu bemerken — müssen wir den wahren, rechten Dichter noch erwarten, den christlichen. Wir hegen keine Hoffnungen dieser Art, sehen es aber als einen Mangel des Buchs an, welches sonst, namentlich in den einleitenden Capiteln, viel Geistreiches enthält, daß in ihm so wenig von der Form die Rede ist. Nicht meinen wir hier Sprache, Versbau und was weiter zu diesem Äußern gehört, sondern die künstlerische Form. Hier müssen wir wol bekennen, daß es der Vorsehung gefallen, an den Griechen ein schwerlich wieder zu erneuendes Muster aufzustellen. Wie dürften wir hoffen, daß je in einem Volke der Naturgang, den bei jenen die Poesie und mit ihr die übrigen Künste genommen, sich wiederholen werde? Wir sprechen es kühn aus: Jeder Gedanke von göttlichem und wahrhaft menschlichem Ursprung ist als Inhalt würdig der Kunst; und diese, wie in dem Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller besprochen wird, hat es vorzüglich mit dem pathologischen Zustande des Menschen zu thun. Nirgend hat der Gehalt — an dem es wahrlich auch Schiller nicht fehlte — sich so würdig der Form vermählt wie bei den Griechen; und auf dieser gegenseitigen Durchdringung des Gehalts und der Form beruht doch alle Kunst. 14.

Notizen.

Handschriften englischer Autoren.

Wiewol gegenwärtig nur zwei authentische Autographen Shakspeare's vorhanden sind (eines unter seinem Testamente, das gegenwärtig in London in Doctor's Commons zu sehen ist; ein anderes in einem Exemplar von Montaigne, das kürzlich für 100 Guineen verkauft wurde), so glaubt man doch, daß seine Stücke ursprünglich alle nach einem Manuscripte seiner Hand gedruckt wurden, weil die Herausgeber der ersten Folioausgabe, Heminge und Condell versichern, daß sie in ihrem Manuscript fast nirgend einen Flecken oder eine Correctur gefunden hätten. Weder von Spenser's „Fairy queen", noch Milton's „Paradise lost" haben sich Manuscripte erhalten; dagegen sieht man in der Bibliothek des Trinity College in Cambridge einige Manuscripte von Jugendarbeiten des Letztern, unter andern ein sehr sorgfältig corrigirtes Concept des „Momus". Der männlich feste und klare Sinn des Dichters soll sich auch in seiner Handschrift verrathen. Von Dryden's Hand soll der Graf von Dorset Mehres besitzen, was sich jedoch nicht zur Veröffentlichung eignet. Von Pope finden sich zahlreiche Manuscripte im britischen Museum; sie rechtfertigen Swift's sarkastische Anspielung auf das Papiersparen Pope's, der seine meisten Gedichte auf alte Briefumschläge oder ausgerissene Blätter schrieb. Addison's Handschrift existirt wol nur noch in öffentlichen Urkunden. Die Privatbriefe des berühmten Junius an seinen Verleger, Woodfall, werden noch von dessen Familie aufbewahrt; die Hand ist steif, rein und strack und man sieht wohl, daß der Schreiber sie verstellen wollte. Von Thomson findet sich noch Mehres, doch nichts von Bedeutung. Nach Autographen von Goldsmith ist immer starke Nachfrage. Sein Gedicht „The deserted village", soll er mehr als 20 Mal abgeschrieben und mit solcher Sorgfalt gefeilt haben, daß er in einem Tage selten mehr als sechs Verse zu Stande brachte. Von Dr. Johnson hat man wenig mehr als Unterschriften unter kurzen Briefen; für den Druck schrieb er selten mehr als das Stück, das ihm der Drucker im Augenblicke abfoderte, und diese Stücke theilten das gewöhnliche Schicksal in Druckereien. Von Gibbon sind zahlreiche Briefe vorhanden; aber nichts von dem Manuscript seines berühmten Werkes, von dem der Verfasser rühmte, daß es Niemand außer ihm selbst und dem Setzer vor seiner Herausgabe zu Gesicht gekommen sei; was er, bei einem Werke von sechs Quartanten, und mit so mannichfachen Citaten, nicht mit Unrecht für etwas Ungewöhnliches hielt. Cowper's Manuscripte wurden durch die Sorgfalt seiner Freundin Unwin fast vollständig erhalten. Byron's und Crabbe's Originalmanuscripte hat ihr Verleger Murray gewissenhaft aufbewahrt; ebenso Cadell in Edinburg die der Waverley-Romane. Von letztern erzählt man sich, daß ein Zimmermann in Scott's Zimmer in Abbotsford, ehe dieser sich als den Verfasser bekannt hatte, einen Correcturbogen von „Robin dem Rothen" mit den Verbesserungen von Walter Scott's Hand auf dem Boden fand, aber das Geheimniß gewissenhaft bewahrte. Daß die bittere Recension von Lord Byron's Jugendarbeit „Hours of idleness", in den „Edinburgh review" aus Henry Brougham's Feder geflossen ist, wurde bekanntlich vor einigen Jahren entdeckt, als die Redaction dieser Zeitschrift in ihren Papieren räumte. Bei den großen Preisen, die man gegenwärtig in England für Autographen zahlt, läßt sich vermuthen, daß gegenwärtige und künftige literarische Notabilitäten ihre Handschriften mit mehr Ehrerbietung behandelt sehen werden.

Vor 17 Jahren kamen die glänzend ausgestatteten „Annuals" in England in die Mode. In dieser Zeit sind mehr als $1\frac{1}{2}$ Mill. von denselben verkauft worden. Der Debit hat jetzt etwas abgenommen, betrug aber in mehren Jahren durchschnittlich 150,000 Exemplare mit einem Erlöse von etwa 90,000 Pf. St., wovon gegen 6000 den Herausgebern und Mitarbeitern, das Doppelte den Kupferstechern, 9000 den Buchbindern und 4000 den Zeitungen und Anzeigeblättern zu Theil wurden. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 75. — 15. März 1840.

Ährenlese auf dem Felde der Memoiren von Friedrich Laun.

(Fortsetzung aus Nr. 74.)

Es mag wol 1802 gewesen sein, wo ich in Leipzig den damals etwa zwischen 20—30 Jahren stehenden Friedrich August Kanne kennen lernte. Ohne über die Fähigkeiten desselben in seinem Hauptfache, der musikalischen Composition, einen Ausspruch mir anzumaßen, kann ich behaupten, daß gründliche Kenner der Tonkunst ihn, der, aber mit weniger Glück, auch der Poesie huldigte, als ein recht schätzenswerthes Talent anerkannten. Besonders rühmten sie ihm viel interessantes Eigenthümliche nach. Früher hatte er weder der Theologie noch der Medicin so viel Geschmack abgewinnen können, um sein Leben einem dieser Fächer widmen zu mögen, was anfangs seine Absicht gewesen war. Mit dem Aufgeben eines sogenannten Brotstudiums erschien aber freilich das ökonomische Fußgestelle, dessen jeder im Leben bedarf, bei Kanne immer schwächer und wurmfräßiger zu werden. Es kam dahin, daß, sollte es nicht einmal unter ihm ganz zusammenbrechen, er Leipzig durchaus verlassen mußte. Kein Wunder wol, wenn Unterrichtgeben, wie es der Fall war, fast die einzige Quelle seines Einkommens ausmachte. Allem Anscheine nach war Kanne ein recht wohlwollender Mann. Er war von gewöhnlicher Größe, etwas breitschulterig und untersetzt, blassen, in der Regel freundlichen Angesichts, in dem sich aber zuweilen ein bitterer, satirischer Zug darthat, welcher wol hauptsächlich von dem Widerspruche zwischen seinem Selbstgefühle und der dasselbe so schlecht unterstützenden finanziellen Lage herrühren mochte. Das Antlitz erschien als das richtigste Wetterglas seines Innern. Am häufigsten hieß veränderlich der Normalzustand seiner Stimmung. Kanne war unendlich reizbar. Fast ganz in sich gekehrt, schüchtern und lautlos, gab ihm oft im nämlichen Momente noch der geringste Anlaß etwas Herausfoderndes, Renommistisches, verbunden mit einer Suade, welche kein Ende nehmen wollte. Ein absoluter Mangel an Menschenkenntniß wurde ihm manchmal nachtheilig, und mußte ihn, bei seiner gutmüthigen Offenheit, zuweilen in Verlegenheit bringen. Dazu kam noch, daß er sein Verdienst für weit mehr öffentlich anerkannt halten mochte, als solches wirklich war, und manche falsche Münze der Höflichkeit, die ihm dargeboten wurde, für ein Zeichen echter Liebe und Freundschaft aufnahm.

So erinnere ich mich, daß ich eines Tages im Gespräche mit einem noch lebenden, durch hohe Genialität wahrhaft ausgezeichneten Gelehrten auf der leipziger Promenade um die Stadt Jemand uns entgegenkommen sah, der plötzlich in einiger Entfernung wie eingewurzelt stehen blieb, um unmittelbar nachher auf meinen Begleiter mit weit ausgebreiteten Armen und dem Ausrufe: „Mein St**!" zuzueilen. Aber die also gestellte und betonte Anrede machte einen äußerst widrigen Eindruck auf den Eigenthümer des ausgesprochenen Namens. Offenbar durch Zurücktreten der Umarmung sich entziehend, erwiderte er die feierliche Allocution mit einem: „Ih, Herr Kanne!" bei dem mir selbst ein Eisstrom durch alle Glieder zuckte, den ich dem armen Kanne herzlich gern erspart hätte. Gleichwol kam mir, bei näherer Betrachtung, diese Aufnahme der Sache weit natürlicher vor, als die Wiedererkennungsscene, welche Kanne auf öffentlichem Platze spielen zu wollen schien. Er wollte es nicht, das Wort ging ihm wirklich vom Herzen, aber man mußte Kanne's Exaltation, verbunden mit einem eckigen, unbehülflichen Wesen, näher kennen, um nicht Alles für schlecht ausgedrückte komödiantenhafte Grimasse zu halten.

Bei seiner Abreise nach Wien trug Kanne mir sein zeitheriges Quartier in Leipzig an, und da es mir seiner hübschen Lage wegen convenirte, so bezog ich es auch. Am Morgen nach der ersten Nacht in meiner neuen Wohnung entwickelte es sich von Viertelstunde zu Viertelstunde immer klarer, warum mich der Abgereiste um Gottes willen gebeten hatte, von seinem Reisevorhaben Niemand etwas zu sagen. Seine zahlreiche Gläubigerschaft erschien nach und nach fast in allen Altern und Formen. Mancher Nachruf für den armen Kanne, der in meinen neuen vier Pfählen verhallte, würde schwerlich die Censur passirt haben, wenn er als Publicandum an die Zeitung gelangt wäre.

In Wien schien ein günstigeres Geschick dem Componisten die Arme zu öffnen. Aber sogar die anständigen, sorgenfreien Verhältnisse, die ihm ein fürstlicher Gönner bereitete, sagten seinem an völlige Ungebundenheit gewöhnten Geiste nicht lange zu. Der vierte Band von Gustav Schilling's „Encyklopädie der musikalischen Wissenschaften"

(Stuttgart 1837) charakterisirt ihn, der lieber mit Mangel kämpfte, als sich in eine von Andern geordnete Lebensweise fügte und 1833 an Darmentzündung, die Flasche in der Hand, den Geist aufgab, sehr richtig, und wiederholt den schon früher in der „Östreichischen Nationalencyklopädie" aufgenommenen Langer'schen, recht bezeichnenden Ausspruch über ihn, der also lautet: „Kanne war ein wunderliches Genie, ein kräftiger Centaur, in dem Geist und Menschlichkeit in stetem Ringen begriffen, der, obgleich von den Göttern reich begabt, doch stets das Ende eines Camoens und Kepler vor Augen sah u. s. w." Nachdem er auch in der „Wiener Zeitschrift" der Referent über Musikleistungen gewesen, eine Zeit lang die dortige „Musikalische Zeitung" redigirt, mehres Belletristische drucken lassen und mit einer nicht unbedeutenden Anzahl von Operncompositionen zum Theil Glück gemacht hatte, war er wirklich aus Mangel an allem Sinne für Ökonomie so heruntergekommen, daß er zuletzt für wenige Groschen zu Fertigung von Gelegenheitsgedichten aller Art auf Bestellung sich hergab.

Vom Professor Göde, dem in meinen Memoiren mehrmals erwähnten Verfasser des von allen Kennern mit großem Beifall aufgenommenen Buches: „England, Wales und Irland", welches mehre Auflagen erlebte und noch immer eins der vorzüglichsten Werke über den wichtigen Gegenstand ausmacht, einem Manne, der, vermöge seiner so tiefen als weit umfassenden literarischen Ausbildung, die Aufmerksamkeit jedes Literaturfreundes in gerechten Anspruch nimmt, können wol neue Züge, seinen Charakter und sein Eigenthümliches ins Licht zu stellen, schwerlich als ein unnützer Überfluß erscheinen. Daher schmeichle ich mir durch einige soeben aus meinem Gedächtnisse in voller Klarheit wieder hervortretende eher des Lesers Dank als dessen Misbilligung zu verdienen.

Niemand konnte wol die Sorgfalt in Bewahrung eines ausgezeichnet guten Credits weiter treiben und Gelegenheiten, die diesem zu bedrohen schienen, ängstlicher vermeiden als Göde. So setzte ihn denn auch eines Abends die entfernte Möglichkeit, durch den ungezügelten Frohsinn Anderer compromittirt zu werden, in wahrhafte Todesangst. Eingeladen zur Feier des neuen Jahres an dessen Vorabende, von einem werthen Freunde, einem damals in Leipzig studirenden Baron v. Friesen, brachten wir, acht bis zehn an der Zahl, recht vergnügte Stunden in dessen Wohnung zu. Ihre Fenster stießen auf die sogenannte Schwaneninsel am Barfußpförtchen. Schon eine ziemliche Zeit lang hatte die Punschbowle uns nicht vergebens ihr Aroma zugehaucht. Wir rissen die Fenster auf uns abzukühlen. Und weil in der Jugend die Welt sich, zumal bei vollen Gläsern, viel toleranter als im Alter ausnimmt, so jagten einander die wunderlichen Einfälle über Das, was in dieser Nacht noch Alles könne vorgenommen werden. Einer davon sprach besonders die Mehrheit der Anwesenden an. Den damaligen Stadtsoldaten, der populairsten Zielscheibe des burschikosen Witzes, sagte man, vielleicht mit größtem Unrechte, viel mehr Ungereimtes als Kluges nach. Unter Anderm wurde behauptet, sie litten ungemein am Kanonenfieber, und der Studiosus schien sich für verpflichtet zu halten, sie durch allerlei Schrecknisse davon zu curiren. So kam denn auch an diesem Abende auf Veranlassung der ganz in der Nähe unten unweit der Schwaneninsel fungirenden Schildwache die Rede darauf. Man sprach von der Wirkung, wenn unmittelbar nach dem letzten Schlage der Mitternachtsglocke, also gerade zwischen das alte und neue Jahr, ein mit brennenden Schwamm versehener französischer Schlag auf die Insel hinuntergeworfen würde. Das Bild des tapfern Factionnaires, wie er von der ganz unerwarteten Explosion ohnmächtig zu Boden stürzt, wurde nebst allen komischen Nebenumständen mit so frischen, kräftigen Farben ausgemalt, daß auch Göde darüber herzlich mitlachte. Kaum jedoch merkte er, daß man das Bild in das wirkliche Leben zu rufen dachte, als auch sein eben noch recht heiteres Gesicht sich in ganz ungewöhnliche Länge zog und seinem feurigen Auge der letzte Funke erlosch. Umsonst aber alle Vorstellungen! So groß auch wirklich das Ansehen war, in dem er bei den Anwesenden, insgesammt Zuhörern dieses schon als mehrjähriger Docent ungemein beliebten Mannes stand, so behauptete der durch den Punsch emancipirte Frohsinn diesmal dennoch die Oberhand. Vergebens beschwor Göde die Rädelsführer unter der Bemerkung, daß wir insgesammt in das Carcer transportirt werden würden. Vergebens trat unser, wie er selbst, als ein wahrhaftes Muster guter Ordnung bekannter freundlicher Wirth ihm vollständig bei. Zwei der heftigsten Anhänger des verhängnißvollen Projects (und zwar solche, die durch die Auszeichnung, mit der sie jetzt bedeutende Staatsämter bekleiden, wol darthun, daß sie ihre akademische Zeit keineswegs dergleichen Scherzen zunächst widmeten) eilten hinweg, einen französischen Schlag wirklich zu erkaufen. Hätte Göde es gewußt, so würde unser wackerer Wirth große Mühe gehabt haben, ihn bis zu ihrer Rückkehr bei sich zu behalten, so aber erfuhr er erst von ihrem Vorsatze, als sie mit der Erklärung zurückkehrten, daß die Stadt doch in der That ein wahres Nest sei, weil sogar am Neujahrsvorabende kein Gewölbe mehr offen, wo Feuerwerkssachen zu haben wären, und doch sei es noch lange nicht Mitternacht.

(Der Beschluß folgt.)

Reiseschilderungen.

1. Schilderungen aus Paris von **Eduard Kolloff.** Zwei Theile. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1839. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Paris fängt immer mehr an die große Kurbel zu werden, in welcher sich unsere junge Literatur bald inniger bald loser dreht; jeder jüngere Schriftsteller oder wer sonst sein Glück machen will, oder wer für politische und sociale Umwälzungen empfänglich ist, wendet sehnsüchtig sein Auge nach Paris, wo möglich auch den Wanderstab, und es wäre wol denkbar, daß eine allgemeine Transmigration der jungen Literatur nach Paris stattgefunden hätte, wie der römische Plebs nach dem heiligen Berg, wenn sie eben bei größern Geldmitteln wäre und einige Enttäuschungsfälle sie nicht ein wenig eingeschüchtert hätten. Was man freilich nicht in sich findet, muß man außerhalb suchen; Bücher verfassen will man einmal, aber wo soll

man allen Stoff hernehmen? An Productivität hat man Mangel; die raisonnirende Reiseliteratur ist einmal en vogue; der Boden des deutschen Vaterlandes ist so abgenutzt, so verbraucht, man fliegt also auf der Schnellpost nach Paris, auf dem Eilwagen seiner modernen Reflexion oder auf dem für alle Richtungen zugänglichen Omnibus des socialen Raisonnements durch die Straßen der Stadt, von Barrière zu Barrière, füllt seinen Reisekoffer mit Notizen und schüttet den Inhalt vor dem ganz erstaunten deutschen Publicum, welches hinter dem Ofen sitzen geblieben, in einem Buche aus. Das thut auch Kolloff gewissermaßen in seinen „Schilderungen aus Paris", das Resultat mehrjähriger Beobachtungen; aber der Inhalt ist reichhaltiger und anziehender, als wir ihn sonst in einem der jüngst erschienenen Bücher über Paris gefunden haben. Kolloff hält sich von der Politik möglichst fern, er beschreibt uns weder Thiers noch Guizot von Kopf bis zu Fuß und wie sie sich räuspern und spucken, er läßt sich auf keine Schilderung der Parteien in Frankreich ein, er weist den politischen Notabilitäten nicht wie Schulbuben ihre begangenen Fehler nach, er ertheilt Ludwig Philipp weder einen guten noch einen schlechten Rath, wie er sich künftig politisch aufzuführen hat, er greift vielmehr in das Volle des pariser Lebens, das er gründlich kennt, er führt seinen Leser in die Kaffeehäuser, die Estaminets und Speisehäuser, er setzt sich mit ihnen in die Fiaker und Cabriolets, er sagt uns, wo man am besten und wohlfeilsten ißt und trinkt, den wohlfeilsten und besten Taback kauft, wo und wie man wohnen soll, wie man sich mit den Wirthsleuten zu stellen hat, und ertheilt überhaupt eine so große Menge praktischer Vorschriften und Nachweisungen, daß wir sein Buch mit bestem Gewissen Allen empfehlen können, welche nach Paris reisen und sich vorher eine genaue Kenntniß des Terrains verschaffen wollen. So trocken der Inhalt des Buchs auch scheint, so entwickelt doch der Verf. eine eigenthümlich anmuthige Manier der Darstellung und Auffassung, wodurch er ihn würzt und die trockene Speise genießbar macht. Alles hat bei ihm einen genreartig idyllischen Anstrich, hier und da klopft ein Witz an die Thür des Buchs, aber leise und zierlich, obgleich wir gerade den Witz Kolloff's nicht für das Ehrlichste an ihm halten, ebenso wenig wie eine gewisse Art, die Dinge zu übertreiben, um auf den Leser möglichst stark zu wirken. Für die Kenntniß der pariser Sitten scheint uns das Buch nicht unwichtig zu sein; man lese nur die Artikel „Maskenbälle", wobei uns doch hin und wieder ein geheimes Grauen über die in Paris herrschende Demoralisation anwandelt; so wenn uns der Verf. die Musard'schen Maskenbälle schildert oder gar die Maskenbälle des eigentlichen Volks vor einer der 50 Barrièren, am Fastnachtsdienstag. Auf diesen Maskenbällen tanzt man die seit 1820 beliebt gewordenen Tänze, den Chahut und Cancan, deren kühne Mimik die üppigen Wendungen des Fandango weit hinter sich zurückläßt, und die, je später in der Nacht oder je früher gegen Morgen, in desto handgreiflichere Tollheiten ausarten. Daher liest man auch in den Tanzlocalen des Volks an allen vier Ecken des Saals auf schwarzen Tafeln in zwei Zoll großen weißen Lettern die Inschrift: „Ces Messieurs et des Dames sont invités à observer la décence en dansant (Art. 330 du code civil)." Auch die Artikel: „Das öffentliche Ausrufen", „Die Bettler", „Die Künstler", „Die Barrièren", „Straßenindustrie", „Zeitungsannoncen, Prospectus, Anschlagzettel", sind interessante Beiträge zur Kenntniß des pariser Lebens und enthalten mehr als ihr Titel verspricht.

2. Neunundzwanzig Federstriche aus England von Woldemar Seyffarth. Altenburg, Pierer. 1839. Kl. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Verf. der „Reisetage", der „Bunten Briefe", des „Dick Brown" u. a., Dr. W. Seyffarth, hat das Leben in London, also in England, in ähnlich gründlicher Weise durch langen Aufenthalt kennen gelernt, wie Kolloff das pariser Leben, doch hat er sich im Ganzen in höherer Sphäre gehalten und ist nicht so tief in die Schachte des eigentlichen Volkslebens hinabgestiegen wie dieser; auch fehlt ihm, bei sonst gewandter Darstellung, der Ton, der sich für eine Schilderung des englischen Lebens so eignete, wie sich Kolloff's ganze Manier für die Schilderung französischer Eigenthümlichkeiten eignet. Trotzdem ist Seyffarth's Buch nicht ohne Verdienst und Interesse, obgleich diese 29 Striche dem Verf. nur sehr zufällig in die Feder gerathen zu sein scheinen. Breit ist der Verf. allerdings, aber das englische Leben geht überhaupt ein wenig in die Breite, wie die englischen Romane, wie die Recensionen in ihren Reviews, wie endlich fast alle Berichterstattungen über Reisen durch und in England. Über Eduard Lytton Bulwer und über schriftstellerische Zustände in England finden wir hier einige interessante Capitel. Wenn man dem Verf. glauben will, so steht es mit dem Absatze der meisten Bücher und mit dem Honorare der Schriftsteller schlecht in England; früher, sagt er, wurden von keiner Novelle unter 750, von manchen, deren Verf. einen Namen guten Klanges hatten, zwischen 6—8000 Exemplare für die erste Auflage abgezogen und schnell vergriffen; jetzt müssen es schon Lieblinge der Lesewelt sein, deren Werken der Verleger einen Absatz von 500 Exemplaren zutraut. Auf einzelne glänzende Facta, wie auf den enormen Absatz der Boz'schen Lebensbilder und komischen Romane, scheint der Verf. bei diesem Ausspruch keine Rücksicht genommen zu haben. Poesien und philosophische Schriften finden nur schlechten Absatz, einen desto größern dagegen die statistischen Werke, was eine Folge mehrer neuerstandenen statistischen Gesellschaften ist. Auch historische Werke, wenn sie mit tüchtigem Inhalt eine gute Darstellung verbinden, haben einen guten Absatz und nach Biographien und Autobiographien ist große Nachfrage. Land- und Seereisen werden viel gekauft, die gebildeten Marineoffiziere brauchen deren eine gute Menge. Das gewöhnliche Lesepublicum begnügt sich mit Skizzen allerlei Art und verschlingt sie als tägliches Futter, wovon sein weitläufiger Magen morgen nichts mehr weiß. Bücher mit skandalösen Anekdoten, worin auf bekannte Personen mit Fingern hingewiesen wird, gehen reißend ab. Drei Umstände führt der Verf. auf, welche auf den Vertrieb neuer Werke ungünstig einwirken. Da ist erstens die jährlich größer und fürchterlicher werdende Masse der periodischen Blätter, und es fodert doch schon viele Geschäftsmuße, nur eine einzige Zeitung täglich durchzulesen; da ist zweitens die sogenannte wohlfeile Literatur, die für wenige Groschen das Interessanteste aus Werken liefert, welche durch ebenso viele Thaler nicht zu erkaufen sind; da ist endlich das Wiederauflegen beliebter Werke zu billigen Preisen in höchster Eleganz. Der, wie Seyffarth behauptet, im Ganzen gesunkene Absatz hat im Allgemeinen auch das Honorar niedergedrückt und die schöne Zeit, wo Byron sich jährlich 12,000 Pfund erschreiben konnte, liegt hinter uns, oder vielmehr hinter den Briten, denn in Deutschland haben wir nie eine solche Zeit gehabt. Doch sind die britischen Verleger oft aus freien Stücken ausnehmend großmüthig; Murray bewilligte Allan Cunningham für sechs Bände Lebensbeschreibungen britischer Maler 600 Pfund, das Werk ging und Murray überreichte dem Verf. dieselbe Summe ein zweites Mal. Interessante Artikel sind auch die über Kinderzucht und Erziehungsanstalten, über die Etonschule, wo selbst die vornehmsten Schüler bis zu ihrem 16. Jahre der Ruthenstrafe unterliegen, die Unreinlichkeit aufs höchste getrieben ist und, laut eines alten Statuts, täglich Schöpsenfleisch und kein anderes als Schöpsenfleisch servirt wird, endlich eine Abhandlung über die Abschaffung der Peitschenstrafe bei der englischen Armee. Der Verf. sucht hierin, aller Humanität zum Trotz, nachzuweisen, daß bei der eigenthümlichen Beschaffenheit der englischen Armee die Peitschenstrafe nicht ohne Gefahr für das Ganze abgeschafft werden könne. Mit dieser Beweisführung wird sich der Verf. die Sympathien der deutschen Leser um so weniger zu eigen machen, da er am Eingange des Capitels die schrecklichen Anstalten, die zu diesem schauderhaften Disciplinarverfahren getroffen werden und so oft den Tod nach sich ziehen, einzeln und in einer Weise aufzählt, daß man das Opfer äch-

zen und verröcheln zu hören meinen möchte. Der Verf. stützt sich hierbei auch auf einige Aussprüche Wellington's in Bezug auf die mangelhafte Disciplin des preußischen Heeres und die vortreffliche des englischen, Aussprüche, deren factische Wahrheit schon vor mehren Jahren von einem gelehrten und tüchtigen Stabsoffiziere der preußischen Armee bestritten und, so viel wir wissen, auch gründlich widerlegt worden ist. Sonst enthält diese Abhandlung vieles Interessante über die innere Organisation des großbritanischen Heerwesens. Zu den langweiligsten Partien des Buchs gehört unter Andern ein Capitel mit der Überschrift: „Die Zungenfertigkeit begründet den Vorrang des Menschen in der Thierwelt", und eine Stegreifvorlesung über das Thema: „Müßiggang, eine Wurzel des Übels." Dem Style des Verf. fehlt es nicht an Deutlichkeit und Klarheit, aber wol an Reiz des Colorits.

3. Erlebnisse eines Touristen in Italien und Sicilien. Von Adolf Strahl. Wien, Mösle und Braumüller. 1839. Gr. 12. 1 Thlr.

Ein wunderbares Land, dies Italien, das man so erzprosaisch den Stiefel Europas genannt hat; es ist bereits tausendmal bereist, beschrieben, nach allen Seiten hin ausgebeutet worden, und jedes Reisejournal bringt etwas Neues und aus jedem neuen Werke über Italien, mag es noch so unbehülflich geschrieben sein, quillt uns poetisches Leben entgegen, Ruinen- und Geschichtschauer, warme Luft, reizendes Farbenspiel, azurblauer Himmel und südliches Behagen. Strahl's Reisebericht gehört nicht zu den ausgezeichnetern und doch wird man ihn mit Vergnügen lesen, zumal da die größere Hälfte des Buchs das weniger bereiste und beschriebene Sicilien umfaßt, wo der Reisende manche in der That sehr interessante Excursionen unternahm und dabei Gelegenheit hatte, dem Volksleben genauer ins Auge zu sehen. Der Verf. hat auch einiges Novellistische in sein Reisejournal verwebt und viel Historisches aus dem Alterthum; denn die Östreicher sind einmal gezwungen, zur Vergangenheit zurückzuflüchten, wenn sie dem Lesepublicum mit geschichtlichen Betrachtungen aufwarten wollen; die geschichtliche Gegenwart ist ihnen statutenmäßig ferngestellt. Hin und wieder nehmen sich diese historischen und antiquarischen Citate recht gut aus, aber sie sind zu gehäuft und stützen sich oft auf allbekannte Thatsachen, die in jedem Schulbuche zu finden sind.

4. Kranichzüge nach dem südlichen Frankreich, der ligurischen und tyrrhenischen Küste, mit vorzüglicher Rücksicht auf Montpellier, Hyères, Nizza und Pisa. Von J. Alexander Goracuchi. Wien, Beck. 1839. 8. 18 Gr.

Der Verf., ausübender Arzt in Triest, begleitete den Fürsten Franz von Dietrichstein auf einer Reise, welche dieser zur Linderung seines Brustübels in das südliche Frankreich, durch die ligurische und tyrrhenische Küste unternahm. Die auf dieser Reise gemachten Erfahrungen und Beobachtungen über die klimatischen Einflüsse der verschiedenen Land- und Küstenstriche auf den menschlichen Körper theilt er in diesem Büchlein mit, welches allen Denen zu empfehlen sein dürfte, die zur Linderung körperlicher Leiden einen südlichern Himmelsstrich aufsuchen und über die Wahl der Gegend bei einem gründlich gebildeten Arzte, der an Ort und Stelle seine Beobachtungen machte, sich Raths erholen wollen. Neben diesem ärztlichen Bestandtheile des Buchs gibt es auch hier viele historische Citate und außerdem landschaftliche Studien und Städtebeschreibungen. Der Styl schmeckt nach dem in pomphaften Perioden gravitätisch einherschreitenden, verschnörkelten und guirlandenmäßigen aber doch steifen und schleppenden Style der wiener Taschenbuchsnovellisten.

5. Ben Mussa's, des Abgesandten von Abd-el-Kader, Briefe über Frankreich, Holland, Belgien und England. Frei nach dem Beduinischen von August Jäger. Zwei Bände. Leipzig, Nanck. 1839. 8. 3 Thlr.

Vorliegendes Buch gehört als ein fingirtes Reisetagebuch nur halber- und gezwungenerweise in die Rubrik der Reiseschilderungen, doch mag es hier seinen Platz finden, da der Verf. zum Theil sein eigenes Reisejournal, seine Beobachtungen, die er an Ort und Stelle, in England, Frankreich, Belgien und Algier gemacht hat, in diesem Buche verarbeitete. Wenn man dem Verf. auch alles Verdienst absprechen wollte, so wird man ihm wenigstens das Verdienst, ein vielgereister Mann zu sein und durch Distel und Dorn der Lebenserfahrung sich durchgearbeitet zu haben, lassen müssen. Der Verf. hat in seinem Buche eine ältere glückliche Erfindung in seiner Weise und mit vieler Leichtigkeit benutzt, er theilt die Beobachtungen eines Naturmenschen mit, welche dieser in dem complicirten Treiben der civilisirten europäischen Welt anstellte, nur daß diese Beobachtungen erst durch den Destillirkolben der Jäger'schen Betrachtungsweise gegangen sind und daher wenig von der Naivetät haben, wie sie bei einem Bewohner der Wüste, schriebe er je ein Tagebuch über Europa, sich jedenfalls aussprechen würde; wie hier Jäger seinen Abd-el-Kader sprechen läßt, kann eben nur ein Mensch sprechen, der als Europäer geboren und erzogen ist. Der Inhalt ist bunt, vielseitig und natürlich meist ironisch und satirisch, die Reflexion häufig zu leichtfertig und oberflächlich, die Darstellung flott, kunstlos, selbst nachlässig, das Ganze eine leichte und in leichten Augenblicken ziemlich genießbare Speise. 16.

Notizen.

Literarisches Suum cuique.

Wir sind seit einer Reihe von Jahren eifrige und getreue Leser des „Morgenblatt". Die Nummern desselben kommen aber öfters etwas spät zu uns und so haben wir auch erst in diesen Tagen den in Nr. 282—285 vom vorigen Jahre enthaltenen Aufsatz: „Erster Ausflug in die Welt. Das Lager von Boulogne" gelesen. Die Redaction des genannten Blattes verdient alles Lob für solche Schaustellungen aus dem Leben Einzelner, aber mit diesem Aufsatze ist sie einigermaßen hintergangen; denn in dem im vorigen Jahre zu Zürich erschienenen Buche: „Geheime Mittheilungen aus den Zeiten des französischen Kaiserreichs", welches nach E. M. de St.-Hilaire's „Souvenirs intimes du temps de l'empire" von J. Sebastiano bearbeitet ist, lesen wir gleich im ersten Abschnitte: „Das Lager von Boulogne" alle die im „Morgenblatt" mitgetheilten Einzelnheiten, die oft fast wörtlich, meistens aber nur in gedrängterer Zusammenziehung als in dem Hilaire'schen Buche sich wiederfinden. Auch verschwinden unter diesen allgemeinen, aus verschiedenen Memoiren zusammengetragenen Schilderungen des Lagers von Boulogne durchaus die Schicksale jenes Individuums, dessen erster Ausflug in die Welt geschildert werden sollte. Ist also nicht etwa jener T. Sebastiano selbst der Verfasser des fraglichen Aufsatzes im „Morgenblatt" (woran wir wegen der viel bessern Schreibart nicht gut glauben können), so mußte derselbe nothwendig seine Quelle nennen; denn zu einer solchen Benutzung fremden Gutes, wie sie seit mehren Jahren frank und frei in dem „Frankfurter Conversationsblatte" getrieben wird, hat das „Morgenblatt" noch niemals seine Spalten hergegeben. 11.

Man wundert sich über die Schnelligkeit, mit der die Vaudevilledichter irgend ein Erlebniß, ein Tagesgespräch für die Bühne zustutzen, und ehe der Vorfall noch in die Vorstädte von Paris gedrungen, ihn schon zur Aufführung bringen. Die Nordamerikaner, deren leitendes Princip die Schnelle ist, übertreffen sie sogar darin. So wurde im vorigen Jahre im Hafen von Neuyork ein Piratenschiff genommen und vier Tage darauf auf der größten Bühne der Stadt ein Melodrama aufgeführt, mit neuen Decorationen und Maschinerien, welche diese Begebenheit veranschaulichten. Das nennt der Bürger der vereinigten Freistaaten doing business. 31.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 76. —— 16. März 1840.

Ährenlese auf dem Felde der Memoiren von Friedrich Laun.

(Beschluß aus Nr. 75.)

Göde's durchaus fleckenloser Sittlichkeit ist bereits Erwähnung geschehen. Um so weniger aber kann ich mich der Anführung eines damit in Zusammenhang stehenden kleinen Ereignisses enthalten, welches an sich vielleicht zur Erwähnung zu unbedeutend sein würde. Iffland gab eben auf der leipziger Bühne Gastrollen. Göde und ich verfügten uns eines Tages schon nach dem Mittagstische, um drei Uhr in das dortige Parterre, das zwar ein sehr wohlfeiles und auch für anständig geachtetes Unterkommen war, aber in solchen Fällen nichts weniger als comfortabel genannt werden konnte. Es ist mir entfallen, welches Stück aufgeführt wurde; so viel aber weiß ich noch, daß die Bewunderung enthusiastisch war, welche Iffland erregte, und daß auch Göde und ich uns ungemein freuten über seine Leistung. Gleichwol hatten das lange Stehen in dem, bis auf zwei an beiden Seiten der Wand befindliche vorn ans Orchester stoßende, ganz kurze Bänke, von allen Sitzen entblößten Parterre und die bewaffnete Neutralität, in welcher die Ellenbogen sich immer darstellen mußten, wenn man einen freien Athemzug behaupten wollte, uns zuletzt so mürbe gemacht, daß wir, auf das fernere Schauen Verzicht leistend, uns bemühten, dem Fußboden so viel Platz abzugewinnen, um darauf sitzen zu können, was keine geringen Schwierigkeiten hatte.

Ein unter dem heftigsten Leiden im Streben Begeiffener kann seinem Lebensende kaum sehnlicher entgegensehen, als wir dem Ende des Stückes. Als wir endlich froh waren, die Stickluft, in der wir uns so lange befunden hatten, mit der Luft im Freien vertauschen zu können, da schlug uns an der äußern Thüre ein inzwischen eingetretener Platzregen höchst unfreundlich ins Gesicht. Dazu nahmen wir wahr, daß der unsaubere Sitz im Parterre den Untertheilen unserer schwarzen Fracks einen graubraunen Überzug mitgetheilt hatte. Und doch waren wir für den Abend vor das ranstädter Thor zu dem Doctor ** auf ein freundschaftliches Abendessen eingeladen, das er, der Unvermählte, in einem zur Funkenburg gehörigen Hause arrangiren lassen. Kein Gedanke an das Habhaftwerden von Wagen und Sänften, es half nichts, als den nassen Weg zu Fuße dahin zu machen. Aber später unter freundlichem Dach und Fach thaten uns eben die bestandenen, wenn nicht Abenteuer, doch Abenteuerlichkeiten, erst in der heißen Dampfmaschine des Parterre, und dann im eisigen Tropfbade des Himmels, die, wie sich nun ergab, viele der anwesenden jungen Männer, aus denen die Gesellschaft bestand, in ziemlich gleicher Weise erlebt hatten, in der Erinnerung recht wohl, sodaß durch sie der Abend, oder vielmehr die erste Hälfte der Nacht ein überaus heiteres, lebendiges Colorit erhielt. Besonders belebte den Punsch, welcher sich an das Dessert anschloß, der glücklichste Frohsinn. Eine, nebst einer bejahrten Dame dabei die Hauptrolle spielende jugendliche Hebe war viel zu frisch und reizend, um unter einer solchen Constellation unbemerkt zu bleiben. Der Eindruck mußte um so mehr sich vertiefen, da die Grazie der Sittsamkeit ihr im hohen Grade beiwohnte und dabei eine besondere Anmuth der Bewegungen durch eine sehr vortheilhafte Wahl der Kleidung recht herausgehoben wurde. Wenn aber alle Anwesende ein Wohlgefallen an ihr nicht verbargen, so waren auch drei bis vier darunter, deren Wohlwollen nachgerade immer mehr einer bestimmtern Richtung zusteuerte. Aus ihnen bildete sich um das Buffet eine Art von enger Ausschuß, der übrigens theils durch den Takt der siebzehn- bis achtzehnjährigen Blondine selbst, theils durch die stillschweigende Obhut der bejahrten Dame im rechten Gleise gehalten wurde. Daß auch Göde zu diesem Ausschusse gehörte, war ein Phänomen, das allgemeine Aufmerksamkeit erregte, weil kein Mensch weniger als er bei solchen Gelegenheiten Anlaß zu geben pflegte, sein Benehmen irgend einer falschen Auslegung auszusetzen. Und schwerlich würde auch der Frohsinn dieses Abends ihn zu einer solchen Ausnahme von der Regel verleitet haben, hätte nicht ganz offenbar die Hebe zwischen seinen keckern Mitbewerbern um ihre Freundlichkeit und ihm einen Unterschied gemacht, durch den sie ihm zu verstehen gab, daß sie seine Zurückhaltung den offenen Huldigungen der Nebenbuhler vorziehe. Wol möglich, daß auch Göde's Äußeres beitrug, das Zünglein der Wage des Mädchens ihm zuzuneigen. Der frischeste Jugendglanz blühte noch ganz unverletzt auf seinem einnehmenden Gesichte, und das große, dunkle, seelenvolle Auge mußte wol um so wirksamer sich erweisen, da es nichts weniger als dergleichen zu beabsichtigen schien.

Wer Leipzig näher kennt, wird wissen, daß die ganze umliegende Gegend alljährlich mit dem Schönsten, was ihr an Jungfrauen der ärmern Classen eben zugewachsen, diese Stadt überschüttet und zu deren Ausschmückung hierdurch, man darf das behaupten, einen recht artigen Beitrag liefert. Diejenigen davon, welchen es gelingt, durch lobenswerthe Eigenthümlichkeit ihre Existenz in angesehenen, guten Häusern zu befestigen, kehren nicht selten nach einer kurzen Reihe von Jahren als (im Verhältniß zu der Lage, in der sie aufwuchsen) ziemlich wohlhabend nach ihrer Heimat zurück, und sorgen durch das Beispiel, welches man sich an ihnen nimmt, fortdauernd dafür, daß der seit undenklicher Zeit eingeführte jährliche Mädchentribut für die gute Stadt Leipzig keine Unterbrechung erleide. Diese Wohlhabenheit solcher Mädchen wird nicht selten auf dem erlaubtesten Wege gewonnen. Aber der in Leipzig ganz einheimisch gewordene Göde hatte auch von vielen Exempeln des Gegentheils sprechen hören, und unterließ daher nie, wenn auf ein besonders reizendes Geschöpf dieser Art die Rede kam, die Warnung zu ertheilen, daß man sich vor dergleichen Reizen in jeder Hinsicht zu hüten habe. Um so begieriger war ich, auf unserm Heimwege miteinander sein Urtheil über die bei ihm den ganzen Abend so gut accreditirte, graziöse Person zu vernehmen, die ebenfalls, wiewol von ihrer Gebieterin mit sichtbarer Auszeichnung behandelt, der dienenden Classe angehörte. Anfangs begleiteten uns noch eine Menge Andere. Wir waren kaum aus dem Hause getreten, so fingen auch mehre schon an, die Aufmerksamkeit eines aus der Gesellschaft auf das Mädchen nicht ohne bedeutungsvolles Husten zu erwähnen. Göde schien nicht darauf zu merken. Erst als ihm geradezu gesagt wurde, daß er gemeint sei, lehnte er den Scherz im Allgemeinen, anfangs lachend, ab. Bei weiterer Verfolgung desselben aber gab er seinen offenbaren Unwillen darüber zu erkennen, daß man schon gleich vor der Hausthüre des Mädchens gedacht habe. Vielleicht gehe es nicht ohne Verdruß ab für die arme Person. Besonders empfindlich müsse es für ihn sein, wenn etwa gar sein Name mit genannt werden sollte. Je ernster sein Ton war, desto mehr bemühte man sich ihm diese Vorstellungen auszureden. Zuletzt sagte er: Das Gescheiteste ist nun endlich wol die Wahl eines andern Gesprächsgegenstandes. Diese fand zwar statt, Göde und ich konnten jedoch ihr nicht lange nachgehen, weil wir sehr bald durch unsern besondern Weg den Übrigen entführt wurden.

Kaum war ich allein mit ihm, so ließ er seinem Unwillen über die schon an der Schwelle des verlassenen Hauses ausgebrochene Indiscretion einiger Genossen des frohen Abends den vollen Lauf. Darauf rühmte er das Mädchen ungemein, erblickte in ihr eine an Sittlichkeit und Ordnung überaus glänzende Ausnahme von allen ihren Schwestern, gestand aber doch am Ende, nachdem ich ihm mein Wort geben müssen, keiner Seele davon zu sagen, daß sie auf sein Bitten ihm für den nächsten Vormittag einen Besuch versprochen habe. Zugleich beschwor er mich, ja deshalb nicht den mindesten Verdacht der Unordnung oder des Leichtsinns auf die Person zu werfen, und rief dazu seine Menschenkenntniß zur Zeugin auf. Es war gut, daß die sehr mattherzige Straßenbeleuchtung das Lächeln ihm entzog, welches mich hierbei anwandelte. Wo hätte der im strengsten Gleise der Sitte und des Anstandes wandelnde Göde zu einer mehr als oberflächlichen Kenntniß solcher Mädchen gelangen wollen? Übrigens war ihm abzumerken, daß er der vor allen seinen Mitbewerbern vorzugsweise von ihr zugestandenen Gunst im damaligen Momente einen hohen Werth beilegte.

Göde pflegte in der Regel bis tief in die Nacht zu arbeiten und, was damit als nothwendig zusammenhing, allezeit mehre Stunden später als ich sein Bette am Morgen zu verlassen. Aber trotzdem daß er diesmal noch länger als gewöhnlich in die Nacht hinein, und zwar nicht studirt, sondern geschwärmt hatte, stand er am folgenden Morgen vor meinem Bette, wie ich eben erst aufstehen wollte. Und doch war meine gewöhnliche Zeit des Aufstehens kaum um eine Stunde verspätet worden.

Natürlich fiel mir auf der Stelle das Mädchen als die Ursache seines so frühen Erscheinens ein. Aber ich besann mich bald, daß es diese Person darum nicht sein könne, weil er mir die Zeit, wo sie kommen wollte, gesagt hatte und bis dahin noch zwei ganze Stunde übrig waren. Kaum jedoch faßte ich ihn näher ins Auge, so sah ich auch den Anlaß zu der Ausnahme von seiner allmeinen Regel ganz deutlich aus dem diesmal außerordentlich stark colorirten Gesichte in den beiden braunen Augen leuchten, es war die äußerste Unruhe über den Besuch, der ihm bevorstand. Der mündliche Commentar alles Dessen, was mir sein Gesicht und ganzes Wesen bereits verrathen hatten, ließ nicht lange auf sich warten. Nachdem er, wie gewöhnlich in beunruhigenden Fällen, mit der flachen Hand an seine Stirn geschlagen, rief er aus: Welch eine Thorheit, das Mädchen hierher zu bestellen! Und welches Unrecht zugleich! Die Person ist zu hübsch, um nicht Jedem aufzufallen, der ihr auf unserer so langen und so lichten Treppe begegnen kann. Die Neugier, wohin sie geht, wird groß sein und das Erforschen der Sache nicht fehlen. Das Resultat aber verbreitet sich dann unfehlbar durch ganz Leipzig. Die arme Unbescholtene würde so um ihren guten Ruf kommen, und mir, allenthalben mit dem Namen ihres Verderbers gebrandmarkt, jedes honette Haus künftig verschlossen sein!

Nachdem Göde hierauf alle Möglichkeiten immer schauerlicher ausgemalt hatte, rief er: Nein! gab mir seinen Entschluß zum Ausgehen zu erkennen und eilte hinweg.

Nicht lange nachher hörte ich ihn seine Wohnung abschließen, und ungeachtet auf den verabredeten Besuch erst in etwa anderthalb Stunden zu rechnen war, polterte er doch die dicht an meinem Quartiere gelegene hölzerne Treppe so hastig hinunter, als ob er schon jetzt dem Mädchen zu begegnen fürchte. Zuverlässig, glaubte ich, werde mein Freund nicht allein aus Haus und Straße, sondern auch aus Stadt und Vorstadt eiligst entfliehen und wenigstens erst in einem benachbarten Dorfe sich

einige Ruhe vergönnen, weil er theils vor der hübschen Person, theils vor seiner Neigung zu ihr, deren Fortdauer noch mitten aus seiner Verzweiflung über den Schritt, zu dem er die Erfahrungslose verleitet, zuweilen herausblickte, sich hinlänglich zu sichern beabsichtigte. Allein darin irrte ich mich. Noch lange vor Eintritt des Erscheinungstermins glaubte ich auf den hölzernen Treppenstufen seinen Fußtritt zu vernehmen. Und wirklich fand er sich recht bald neben meinem Arbeitstische ein. Aus seiner, wider alle Gewohnheit, diesmal wenig geordneten Rede ergab sich, daß er beim Verlassen des Hauses gar nicht recht wußte, was er hatte anfangen wollen. Dann hatte er plötzlich an des Doctor ** Wohnung gestanden. Aber, fragte er sich, welch ein Gedanke, diesen zu besuchen? Nach den unglücklichen Scherzen der Consorten in voriger Nacht über das Mädchen und über ihn beim Verlassen des zur Funkenburg gehörigen Hauses konnte sich, seines Erachtens, der Doctor nur einbilden, daß der Besuch nichts weiter als ein Vorwand sei, und so prallte Göde unten an der Thüre wieder hinweg. Wohin aber, das wußte er bald desto besser. Ungeachtet er noch immer seinen Unwillen über sich selbst, daß er die unerfahrene Person zu einem nicht recht anständigen Schritte verleitet, ohne alle Schonung aussprach, glaubte er doch, da die Sache einmal geschehen, sich, möge der Ausgang auch sein, welcher er wolle, zu ihrer Ausführung schon darum entschließen zu müssen, weil das Mädchen, nach Dem, was er ihr gesagt, ihn zu Hause vermuthen mußte. So verließ er denn meine Stube wieder, um sie in der seinigen zu erwarten.

Die Dazwischenkunft einiger Freunde hatte mich indeß von dem Gedanken an den Ausgang der Sache ganz abgebracht. Die Freunde waren jedoch kaum wieder hinweg, als auch mit Göde's nochmaligem Eintreten mein Verlangen nach Nachricht um so größer wurde, da zwar wo möglich sein Gesicht noch höher flammte als früh, wo er damit an mein Bett trat, aber doch auf ganz andere Weise. Besonders deutete das reine, helle Auge darauf hin, daß alle Unklarheit und Unruhe wieder aus seiner Seele verschwunden waren. Und eben dieses klare Licht und der offenbare Triumph in seiner Miene verfinsterten mir, bei meiner genauen Bekanntschaft mit Göde's Art, die Ansicht von Dem, was vorgefallen sein konnte, nur mehr.

Endlich nachdem sein Blick, in einer ihm ganz eigenthümlichen Manier weit geöffnet, eine Zeit lang stumm und doch sprechend genug auf meinem Auge geruht hatte, rief er im Tone des Jubels: Sie ist gar nicht gekommen! — Wahrlich, ich wüßte nichts auf der Welt, was ich im jetzigen Augenblicke diesem ihren Nichtkommen vorziehen möchte, ihretwegen wie um meinetwillen!

Aus allem noch von ihm bei dieser Gelegenheit Geäußerten konnte ich abnehmen, daß er dem Mädchen diese Reparatur einer voreiligen Zusage sehr hoch anrechnete. Schwerlich hat Göde jemals daran gedacht, ihr darüber einen Vorwurf zu machen, oder überhaupt mit ihr wieder zusammenzutreffen. Er berührte auch die Geschichte mit keiner Sylbe weiter. Und als ich nach einiger Zeit davon gegen ihn anfing, sagte er: Den damaligen Morgen vergesse ich in meinem Leben nicht. Hätte die hübsche Person ihren guten Ruf weniger in Ehren gehalten, wo wären wir dann vielleicht jetzt, das Mädchen und ich? Wenigstens hätten wir Beide gewiß ganz aus unserm zeitherigen guten Gleise gebracht werden können!

Philosophische Betrachtungen der Natur, von Karl Snell. Dresden, G. Fleischer. 1839. 8. 18 Gr.

Die in diesem Buche mitgetheilten Abhandlungen waren ursprünglich zu Vorträgen vor einem größern Kreise von Gebildeten bestimmt, erwarben dem Verf. Freunde und so hoffte er, sie können sich auch dem größern Publicum zeigen und da denselben Gewinn bringen. Naturphilosophie steht nun freilich bei Manchen in übeln Ruf, indessen wird man sich doch mehr oder weniger ihrer nicht zu erwehren im Stande sein. Der Verf. setzt als das höchste Ziel der empirischen Naturwissenschaft die Erklärung und Ableitung einer ganzen Reihe von Erscheinungen aus einer Thatsache, und bei solcher Zurückführung wird man zuletzt bei einer Anzahl Thatsachen stehen bleiben, von denen der Grund ihres Daseins im Begriffe gesucht werden muß. Letzteres ist dunkel ausgedrückt und setzt voraus, daß die Thatsachen den Grund ihres Daseins in Begriffen haben können, während doch nach anderer Voraussetzung die Begriffe aus den Thatsachen folgen. Das Höchste, was die empirische Naturwissenschaft erreiche, sagt der Verf., seien Allgemeinheiten der sinnlichen Anschauung; dies sind ja eben Begriffe, und sie sollen als solche „dem Organismus unserer Ideen gar nicht assimilirt werden können" (S. 12). Können sie dies nicht, wie sind sie dann der Grund des Daseins der Thatsachen? Aber nach S. 14 sollen doch die Naturerscheinungen dem Schatz unserer allgemeinen Ideen einverleibt werden, und diese Ideen eröffnen einen Übergang von den Gesetzen der Natur zu denen des Geistes, zeigen Verbindungswege und Beziehungen zwischen der physischen und moralischen Welt. Man findet sich in diese Angaben schwer zurecht, wenn auch eingeräumt wird, „die Philosophie habe sich in alle Wissenschaften eingeschlichen und wirke wie ein kräftiges Arcanum". Gerade über dies Arcanum, seine Beschaffenheit, Wirksamkeit und Anwendbarkeit sind Philosophen untereinander und empirische Naturkenner in mancherlei Fehden begriffen.

Es gehört zur Eigenthümlichkeit neuerer Naturphilosophie, die Bedeutung gegebener Gegenstände und vorliegender Thatsachen aufzusuchen, welches einen weiten Spielraum für Combinationen und Vergleichungen verstattet. Schon in ältern Zeiten fand man im Menschen die Bedeutung eines Mikrokosmus, hielt die Trinität in jedem Theile des Körpers ausgedrückt, die Hand sollte den Himmel darstellen, das Herz die Sonne, der Speichel den Schnee, der Flatus die Winde in der untern Luftregion u. s. w. Ähnliche Deutungen finden sich in neuern naturphilosophischen Schriften, werden durch Witz und Phantasie vervielfältigt und haben doch für die Wissenschaft einen sehr zweifelhaften Werth. Auch unser Verf. spricht in der ersten Abhandlung über das Vorkommen und die Bedeutung des Giftes in der Natur, wobei nun das Vorkommen entschieden genug ist, die Bedeutung aber durch Combinationen und Vergleichungen gesucht werden muß. Weil die giftigen Thiere Wesen sind, die Grauen erregen und zweideutig in die Mitte von zwei sonst streng geschiedenen Classen gestellt erscheinen, so hält der Verf. deren Dasein für eine fixirte Entwickelungskrankheit. „Man kann gewissermaßen sagen, daß die frühere Natur untergegangen sei, indem sie sich selbst vergiftet habe." (S. 37.) Die Blausäure ist der in einer sinnlichen Form sich darstellende Tod. Sie gibt uns die Vorstellung von einem Zustande der Materie, den man lebendig todt nennen muß, und dieser Zustand war gewiß einmal der allgemeine und

herrschende in der Natur. Das Abbild dieser Urzeit ist die Blausäure. Alle giftigen Thiere führen ein träges, scheinbar verdrossenes Leben, schiesen aber schnell auf ihren Raub, und dieser Contrast macht schon den Eindruck eines unversöhnten Zwiespalts in ihrer Natur. Die Spinne ist eine Verkörperung der acuten Krankheit der allgemeinen Naturseele, wir haben hier ein sittlich Böses vor uns, nur in dem weitern Sinne, als dasselbe auch frei von Schuld sein kann, zum Unterschiede von menschlicher Verworfenheit. In demselben weitern Verstande, als man die Begriffe des Gesunden und Kranken in die Natur überträgt, kann man auch die des sittlich Guten und Bösen auf die Triebe, Begierden und Genüsse der Thiere anwenden. Wie man von der Lerche sagt, sie lobt ihren Schöpfer, so muß man von den giftigen Thieren sagen, sie fluchen ihrem Schöpfer wie die gefallenen Engel oder wie die Verdammten in der Hölle.

In ähnlicher Weise verbreitet sich eine zweite Abhandlung über die Lehre von den Mineralien. Sie haben keine objective Realisirung in einem Proceß des Allgemeinen, in welchem das Individuum seiner Wesenheit nach die Gattung selbst ist, und damit ein über die Wirklichkeit des einzelnen Individuums hinausreichendes allgemeines Dasein seiner Idee oder seines Begriffs enthält. Der mineralische Proceß wird nach der vollkommensten Darstellung des unmittelbaren materiellen Daseins streben, und das geschieht nach zwei entgegengesetzten Seiten, der Schwere und Härte, als den höchsten Tendenzen seines Wesens. Metalle und Edelsteine stellen den Urgegensatz dar. Schwere zeigt einen starken Trieb oder Zug der Versenkung ins Ganze; die Härte ist eine Abschliesung gegen das Äußere. Denselben Gegensatz haben wir in unserer eigenen Natur in den Zuständen des Schlafens und Wachens oder in dem Tag- und Nachtleben überhaupt. Die Metalle sind die Nachtseite der mineralogischen Productionen und die Edelsteine die Tag- oder Lichtseite derselben. Gold ist das Ideal der bloßen Existenz, in einem Stoffe ausgeprägt, der alle Veränderung und alles Werden am meisten von sich abweist, dessen Freude sich in der gelben Farbe desselben ausdrückt. Das Chlor ist sein unversöhnlicher Todfeind, in welchem die unorganische Natur sich feindlich gegen sich selbst wendet. Der Demant ist der höchste unter allen Edelsteinen, auch der härteste, hat die stärkste Verwandtschaft zum Licht. Die Kohle, woraus er besteht, ist unter den einfachen Stoffen der Natur derjenige, der die allgemeinste Bedeutung hat, am nächsten mit allgemeinen Begriffen zusammenhängt und eine Gier offenbart, sich mit sinnlichen Eigenschaften zu erfüllen. Der Demant so gut wie Gold muß für einen höchsten Zustand des unmittelbar sinnlichen Daseins gelten. Darum bewirkte der Demant bei der Seherin von Prevorst eine Steifigkeit der Glieder, ein Starren der Augen gegen Licht, als hielte ein tiefsinniges philosophisches Staunen ihre erhabene Seele gefangen. Das Gold bewirkt bei Magnetisirten ein unendlich tiefes Behagen des ganzen Wesens, seinem Begriffe gemäß. Daraus werden auch die Sagen aus dem der Natur näher stehenden Alterthume über die magischen Wirkungen der Metalle und Steine, besonders der Edelsteine, erklärlich.

In der letzten Abhandlung gibt der Verf. eine vergleichende Charakteristik der Sinne und stellt natürlich Gesicht und Gehör höher als die andern. Nur für sie ist etwas Sinnliches in geistige Bedeutung aufgegangen, ein Kunstwerk. Im Sehen erscheint uns alles Innere verschwunden, wie wir denn auch selbst zu den sichtbaren Objecten gehören; im Hören scheint uns alles Objective und Äußere zu verschwinden und in unser Inneres hereinzutreten. Die Gesichtswelt ist ein Abbild der Erkenntniß, hörend befinden wir uns in derjenigen Welt oder Weltanschauung, welche wir auf dem Gebiete des Geistigen die ästhetische nennen. Das Sichtbare ist eine Welt, wie sie durch die Wissenschaft, das Hörbare eine Welt, wie sie durch die Kunst verwirklicht wird.

Mit einer doppelten Bemerkung will Ref. diese Proben von Naturphilosophie beschliesen. Einmal: Combinationen solcher Art sind nicht so starr und unveränderlich, daß sie keine Wechsel verstatteten, wie z. B. über Gesicht und Gehör im Widerspiel zum Ebenerwähnten sich sagen läßt: Die Gehörwelt ist ein Abbild der Erkenntniß, das tönende Wort wird Träger des Gedankens, und aus Gedanken- und Wortverbindungen erwächst uns die Wissenschaft; die Gesichtwelt dagegen öffnet uns das Reich der Gestaltung, der schönen Formen, und ihre Anschauungen sind ästhetischen Inhalts. Das Hörbare ist eine Welt, wie sie durch die Wissenschaft, das Sichtbare eine Welt, wie sie durch die Kunst verwirklicht wird. Zweitens: Hr. S. hat sich der Vergleichungen und Deutungen mit einer gewissen Mäßigung bedient, die ihnen — indem Mäßigung eine Cardinaltugend ist — zur Empfehlung dient; Andere sind darin ungenügsamer gewesen, wovon oben aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts Einiges angeführt worden; aus dem Anfange unsers 19. Jahrhunderts liese sich eine reiche Sammlung veranstalten und sie würde aus den neuesten Jahren gewiß noch reicher ausfallen, wenn nicht diese Art der Naturphilosophie sich etwas überlebt hätte, und — was von Wissenschaften so gut gilt als von Kleidern und Hausgeräthe — aus der Mode gekommen wäre. Dies hindert aber nicht, daß sie zu jeglicher Zeit als Rococo wieder in die Mode kommen könne.

28.

Notiz.

Das Lob der Muttersprache.

Zum Lobe der englischen Sprache bemerkt der alte Camden Folgendes: „Daß unsere Sprache eine Mengesprache ist, gereicht ihr nicht zur Schande. Das Italienische ist gefällig, aber ohne Mark, gleich einer leise wogenden Wasserfläche. Das Französische ist zierlich, aber auch allzu geziert, gleich einer Frau, die sich kaum zu reden getraut, um nicht ihr Gesicht zu verziehen. Das Spanische ist majestätisch, doch überladen mit seinen vielen Os und grausig wie der Teufel im Schauspiel. Das Deutsche (Dutch, was sonst Holländisch bedeutet; während man High-Dutch, freilich mit einiger Begriffsverwirrung, für Hochdeutsch setzt; das hier Gesagte scheint aber auf das Holländische nicht zu passen) ist männlich, aber doch gar zu hart, als wolle Der, der spricht, bei jedem Worte Streit anfangen. Wir borgen von ihnen allen und ergänzen das Italienische durch größere Schärfe in den Consonanten, das Französische durch eine vollere Aussprache der Wörter, das Spanische durch größere Mannichfaltigkeit in den Endungen, das Deutsche durch eine sanftere Aussprache der Vocale, und so sind wir den Bienen gleich, die aus jeder Blume Honig saugen, die unedlern Säfte aber zurücklassen. Wo sich aber in einer Sprache Kraft mit Zierlichkeit, Fülle mit Feinheit, Züchtigkeit mit Würde, Beweglichkeit mit Stattlichkeit verbindet: wie kann diese Sprache anders sein, als voll der süßesten Anmuth?"

Der Franzose wird lächeln, wenn er seiner Sprache ebendieselben Vorwürfe gemacht sieht, welche er der englischen beständig Schuld gibt; die andern genannten Völker, der Deutsche nicht zuletzt, werden gleichfalls retorquiren; alle den Lobredner des Egoismus zeihen und Jeder — einen Lobredner seiner eigenen Sprache im Munde oder doch im Herzen haben, der jenem die Worte aus dem Munde genommen hat. Man denke nur, was Laharpe von der französischen, was Klopstock, Harnisch und Andere von unserer Sprache gesagt haben. Gewiß haben Alle Recht! Kennt nicht jeder Das am Besten, was er am innigsten liebt? und gilt nicht von den Verschiedenheiten der Sprachen, was Schiller von den Menschen sagt:

> Gleich sei Keiner dem Andern und gleich doch Jeder dem Höchsten.
> Wie das zu machen? Es sei Jeder vollendet in sich!

48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 77. — 17. März 1840.

Über die Abschaffung der Todesstrafe.

Denkschrift über die Rechtmäßigkeit und Zweckmäßigkeit der Todesstrafe und deren Abschaffung von H. Zöpfl. Heidelberg, Winter. 1839. Gr. 8. 8 Gr.

Des Verfassers Absicht war nicht, eine gelehrte Abhandlung über die Zulässigkeit und Nichtzulässigkeit der Todesstrafe zu schreiben, oder auch diesen Gegenstand vollständig und allseitig zu erschöpfen. Wir wollen darüber mit ihm so wenig rechten, als wir es misbilligen, daß er sein Thema nicht in streng-wissenschaftlicher Form, in kaltblütig-ruhigem Tone bespricht, und nicht lediglich zum Verstande, sondern auch zum Herzen redet. Seine Denkschrift ist gleichsam eine Rede an die denkende deutsche Nation, und insbesondere an eine deutsche, die badische, Ständeversammlung. Sie hat den praktischen Zweck, bei gegebener Veranlassung — der bevorstehenden Einführung eines neuen Criminalgesetzbuchs im Vaterlande — auf Verständigung über den wichtigen Punkt der Todesstrafe, auf die Überzeugung von der Nothwendigkeit ihrer Aufhebung, auf diese letztere direct hinzuwirken. Wer zum Volke redet, muß und soll aber nicht blos den Verstand, sondern auch das Herz, das Gefühl, das Gewissen desselben anfassen, von seinem Verstande zu seinem Herzen, von diesem zu jenem dringen. Die deutschen Gelehrten verstehen und thun das noch immer viel zu wenig, sei es aus Unbeholfenheit, aus misverstandener Vornehmheit, oder weil sie sich in die Wissenschaft um der Wissenschaft selbst willen so tief versenken — was allerdings auch sein Edles im Motiv und sein Gutes in den Folgen hat —, daß sie den höhern praktischen Zweck der Wissenschaft übersehen, zum großen Aufbau der Menschenbildung, zu einem veredelten Dasein, zur Wohlfahrt des Staats mitzuwirken, welcher ihr Schutz und Unterstützung gewährt. Deutschland hat von jeher so viel für die Wissenschaft und ihre Pfleger, diese haben von jeher zu wenig direct für das Vaterland gethan, und nur zu häufig den Zusammenhang und den Nutzen, die Nothwendigkeit des Zusammenhanges des Wissens und des Lebens übersehen. Und eben die Angelegenheit des Fortbestehens oder der Abschaffung der Todesstrafe geht gleich andern großen Gesetzgebungsproblemen einen Jeden und keineswegs blos die Juristen an. Das Volk soll dabei mit urtheilen, und es geschieht — eruft man sich doch auf seine Meinung bei Erörterung der Frage —, aber freilich nicht so selbständig, unbefangen, urtheilsmächtig, als zu wünschen wäre. Schon darum soll es bei der Discussion in das Spiel gezogen werden, damit es sein Urtheil aufkläre und ausbilde. Die Rechtmäßigkeit und Zweckmäßigkeit, oder die Unrechtmäßigkeit und Unzweckmäßigkeit der Todesstrafe ist keineswegs ein für den Nichtjuristen unfaßlicher, ist ein Gegenstand, über welchen wol jedem Staatsbürger von allgemeiner gesunder Bildung ein Urtheil zusteht, in gewisser Hinsicht ein unbefangeneres leichter ist. Daran, daß von Laien bisweilen mehr oder minder mangelhafte und verkehrte Urtheile über die Sache zu Tage gefördert werden, sind die Priester der Rechtspflege und Wissenschaft am meisten selbst Schuld, indem sie vielfach ihr Licht unter den Scheffel einer abschreckenden Schulsprache stellen, es in dickleibige Bände oder wissenschaftliche Zeitschriften verschließen, oder gar für sich behalten, statt es vor der Welt leuchten zu lassen. Das Urtheil über die Sache aufzuhellen, Stoff und Anleitung zur Bildung eines tüchtigen und begründeten zu geben, ist um so nothwendiger, da das Volk wenigstens in den constitutionnellen Staaten durch seine Abgeordneten zum Mitreden und Abstimmen über sie berufen ist. Dazu kommt, daß die Strafgesetze nur richtig, kräftig, vollständig dem Zwecke gemäß wirken, wenn sie in Übereinstimmung mit der Einsicht, dem Culturzustande, dem Rechtsgefühle und dem sittlichen Bewußtsein des Volkes stehen, was nirgend deutlicher hervortreten kann als gerade bei der Todesstrafe. Die Erörterung ihrer Beibehaltung oder Abschaffung sollte daher um so weniger als eine Sache der Schule, des Juristenstandes betrachtet werden. Aus diesen Gründen loben wir es und wissen Hrn. Zöpfl Dank, daß er als Lehrer der Rechte und als Richter in volksmäßiger Rede an das Volk sich wendet und an seinem Theile mitwirkt, dasselbe zum Nachdenken über die Sache, der es gilt, heranzuziehen und die vaterländische Gesetzgebung, was ihr leider in so hohem Maße fehlt, verständlich und populair zu machen.

Bei dem Allen sind wir indeß keineswegs gemeint es zu billigen, wenn flüchtig, ungründlich oder unklar zum Volke geredet wird. Diese Fehler sind bei jeder Form zu vermeiden, und gerade die Volksrede sollte sich recht sorgfältig vor ihnen hüten. Herr Zöpfl hat sie, wie uns deucht, nicht überall vermieden. Trotzdem empfehlen wir

seine, mit dem Ernst und Feuer der Überzeugung, des Bewußtseins, einer guten Sache das Wort zu reden, und wider verjährtes Unrecht, wider verderblichen Irrthum in die Schranken zu treten, geschriebene Denkschrift. Sie ist nichts weniger als inhaltsleer; wir erkennen an, daß ihr Verfasser viel Gutes, Scharfgedachtes, glücklich Benutztes, Wohlbegründetes gut und schön und mit dem Nachdrucke der Wahrheit gesagt hat. Wir werden darauf hinweisen, zugleich aber auch freimüthig und offen Dem entgegentreten, was uns schwach und verfehlt erscheint, und Hr. Zöpfl wird uns dies um so weniger verargen, als es ihm selbst um die Wahrheit, die Sache zu thun ist, welche durch offene und freie Erörterung nur gewinnen können.

Im Eingange bemerkt er, daß der sicherste Maßstab, wonach die geistige Bildungsstufe eines Volks, die Moralität eines Zeitalters bemessen werden könne, in der Strafgesetzgebung desselben zu finden sei; daß die Zeit selbst eine allgemeine Umwandlung in der Denkweise der Nation hervorgerufen, namentlich ein gesteigertes Rechtsgefühl den Abscheu vor dem Verbrechen vermehrt und das Bedürfniß einer Abschreckung durch rohe, in die Sinne fallende, das Gefühl empörende Strafen aufgewogen habe; daß der Ausschluß der Todesstrafe eine Mündigkeitserklärung in sittlicher Beziehung, eine moralische Emancipation, die Freierklärung aus den Banden der Barbarei sein würde. Er spricht sodann seine Hoffnung aus, daß die badische Ständeversammlung sich für diese Emancipation erklären werde, zumal der derselben vorzulegende Gesetzentwurf selbst wenigstens schon eine Zeit in Aussicht stelle, in welcher die Beseitigung der Todesstrafe keinem Bedenken mehr unterliegen dürfte. Weiter berührt und beklagt er hier das fast allgemeine Schweigen des gelehrten Juristenstandes, das außerhalb der Ständeversammlungen den Fortschritten der Humanität den empfindlichsten Nachtheil bringe. Er sucht den Grund desselben darin, daß der praktische Jurist durch sein positives Gesetzbuch und durch den täglichen Umgang mit demselben an die Todesstrafe gewöhnt sei, und daß sie hierdurch in seinen Augen ihre abschreckende Seite verloren habe, hauptsächlich aber in der eigenthümlichen Bildung des Juristen und in der Art der bisherigen Angriffe gegen die Todesstrafe selbst. Jeder, auch der weniger wissenschaftlich gebildete Jurist huldige einem gewissen Systeme, das eine Art juristisches Glaubensbekenntniß für ihn geworden sei. Man habe sich nicht darauf beschränkt, die Todesstrafe als unzweckmäßig anzugreifen, sondern sie zugleich als rechtswidrig angegriffen, und deshalb zugleich ein neues strafrechtliches System aufgestellt, nach dessen Princip die Todesstrafe sofort als unhaltbar von selbst wegfallen müßte, und das man als **Besserungstheorie** zu bezeichnen sich gewöhnt. Hierdurch aber habe man den meisten Widerstand hervorgerufen, denn ein großer Theil, namentlich der praktischen Juristen habe darin einen Angriff auf die von ihnen bisher adoptirten Systeme und Principien, welche sie bei Anwendung der Strafgesetze befolgt, erblicken müssen, und welche sie nunmehr als unrichtig und sogar als rechtswidrig erkennen sollen, was eine gar zu starke Zumuthung gewesen sei. Eine Jahrhunderte lang bestandene, durch ihr Alter geheiligte Gesetzgebung für ungerecht in einer ihrer tiefgreifendsten Bestimmungen erklären, sei ein Schritt, der dem im Dienste des positiven Rechts ergrauten Praktiker kaum anders als wie eine Empörung gegen das Gesetz erscheinen könne, und es sei gewiß zu hart, dem Juristen, dem gewissenhaften Richter anzusinnen, er solle sich selbst das Urtheil der Verdammniß sprechen, solle gestehen, die wichtigsten der Erkenntnisse, die er je gefällt, seien alle materiell ungerecht und rechtswidrig gewesen, und er selbst als Handlanger eines barbarischen Gesetzes höchsten Falls vor menschlichem Gericht entschuldigt, vor göttlichem nie gerechtfertigt. Das Schweigen des Richterstandes in dieser hochwichtigen Sache sei daher ein würdevolles zu nennen. Der praktische Jurist schweige, weil er in dem Streite, der früher oder später mit Aufhebung der Todesstrafe enden müsse, Partei geworden, was die Folge davon sei, daß man eine Frage, welche lediglich nur als eine criminalpolitische aufgegriffen werden sollte, zu einer Rechtsfrage gestempelt habe. Es sei zu vermeiden, wo es nicht nöthig, die Rechtlichkeit der positiven Gesetze zu bekämpfen, welches Beginnen mit jeder positiven Ordnung, mit jedem geordneten Staatswesen als im Widerspruche stehend erkannt werden müsse.

Wer bürgt uns dafür — ruft Hr. Zöpfl aus — daß nicht nach Jahrhunderten einer höher ausgebildeten Generation unsre harten Freiheitsstrafen und die verbesserte Einrichtung der Strafanstalten, die wir jetzt für das Gerechteste und Zweckmäßigste erkennen, ebenso hart und unstatthaft erscheinen, wie der Generation vor uns die Abstufungen der Todesstrafe durch Pfählen, Rädern, Köpfen, Hängen und Ertränken, oder wie uns nunmehr die Todesstrafe selbst?

Allein hier können wir nun Hrn. Zöpfl nicht beistimmen. Allerdings kann uns Niemand dafür bürgen, daß unsere, besonders bei den politischen Vergehen harten Freiheitsstrafen, unsere großentheils noch höchst erbärmlichen Strafanstalten einer höhergebildeten Generation nicht hart und unstatthaft erscheinen, ja, dies wird und muß nothwendig der Fall sein. Finden sie doch schon jetzt nur bei den Wenigsten Gnade. Unsere positiven Einsetzungen sind keineswegs alle dem Rechtsprincipe, soweit wir dasselbe erkennen, gemäß; bei manchen wird ziemlich allgemein zugegeben, daß sie demselben widerstreiten. Wir können daher ohne Zweifel weder fodern noch erwarten, daß sie von spätern Generationen alle rechtmäßig genannt werden. Wir können dies nicht einmal von allen denen fodern und erwarten, welche wir in gutem Glauben für rechtmäßig halten, weil unsere Rechtserkenntniß keine absolute, sondern nur eine relative ist. Wir sind aber wegen unserer Einsetzungen vor der Nachwelt und Geschichte wie vor uns selbst gerechtfertigt, wenn wir den erkannten Foderungen des Rechts nicht egoistischen oder muthwilligen Widerstand entgegengestemmt, sondern ihnen Raum gegeben, wenn wir uns gegen die Erkenntniß des Rechtmäßigen nicht gesträubt und verblendet, sondern redlich nach ihr gerungen und die gewonnene aufgenommen haben, wie wir es vermochten. Für den Richter ohnehin beruht die Gerechtigkeit der Strafe auf dem Gesetze, und durch Angriffe auf

die Rechtlichkeit dieser könnte sich der Gesetzgeber weit eher oder eigentlich allein verletzt fühlen. Der Richter, bei welchem dies der Fall, macht eine fremde Schuld zur eigenen ohne alle Noth. Freilich, wenn in Dem, was als Recht gilt, Unrecht erkannt, wenn es Unrecht genannt, wenn gefodert wird, daß es dem als Recht Erkannten weiche, so entsteht Widerstand bei den Gewohnheitsknechten, den Kurzsichtigen, Verhärteten, Eigenwilligen und Eigennützigen; ihre Empfindlichkeit wird erregt und ruft auch wol ein um so hartnäckigeres Widerstreben bei ihnen hervor. Allein es würde sehr verkehrt sein, deshalb der Hinweisung auf das Rechtmäßige auch nur aus vermeinter Politik zu entsagen, weil sie eben die stärkste Waffe wider jenen schlechten, doch nie ganz ausbleibenden Widerstand ist, indem ihr Gebrauch nicht blos den Gegner schlägt und entmuthigt, sondern zugleich den Freunden den Muth und die Ausdauer kräftigt und immer mehre Freunde gewinnt. Es mag minder unsanft sein zu sagen: Euere Gesetze sind unzweckmäßig, als sie unrechtmäßig nennen; es ist aber auch minder wirksam, schreckt die Gewissen nicht, ruft die Rechtsliebe und Verehrung nicht auf. In Dem, was man für Recht gehalten, Ungerechtigkeit erkennen sollen, ist mit Nichten eine zu starke Zumuthung, wenn das Unrecht erweislich ist. Sie kann Den nicht verletzen, der in gutem Glauben gewesen, wenn er nicht eigensüchtig, dünkelhaft, selbstwillig ist; dem Freunde der Wahrheit, des Rechts, der Menschheit, dem rechten Manne ist bessere Erkenntniß stets willkommen, er gibt sich ihr willig und freudig hin — er begehrt die Schonung nicht, bedarf ihrer nicht, verschmäht sie, jene Schonung, welche Hr. Zöpfl fodert, und wer sie fodert oder ihrer bedarf, der ist ihrer nicht werth und sie soll ihm nicht werden. Sie ist genau besehen Verzärtelung, Überklugheit, Unglaube, und nicht mit ihr wird das Böse, die Lüge, das Unrecht überwunden, nicht ihr verdankt die Menschheit ihre errungenen Siege im Reiche der Wahrheit und des Rechts. Die Völker, die ihre politische Freiheit dem Despotismus abkämpften, die Reformatoren, die Kämpfer für die Emancipation der irischen Katholiken oder die Freilassung der Neger u. s. w. hätten wol nicht vom Rechte der Freiheit und vom Unrechte der Tyrannei, von der evangelischen Wahrheit und der Lüge des Papstthums, vom Unrechte der englischen Nation und Kirche, von der Rechtswidrigkeit der Sklaverei reden, sondern, um ja nicht anzustoßen und zu viel zuzumuthen, nur auf die Zweckmäßigkeit der bürgerlichen Freiheit, der Reinigung der Kirche u. s. w. hinweisen sollen! Wie weit würden sie damit gekommen sein? Und liefert denn nicht gerade die Geschichte der Gesetzesreformen Beweise genug, daß die ungerechtesten Gesetze und Rechtsproceduren hauptsächlich dadurch fortgeschafft sind, daß ihre Unrechtmäßigkeit dargethan, in das hellste und grellste Licht gesetzt wurde? Hat das Schweigen des Juristenstandes in der betreffenden Sache wirklich den Grund, daß derselbe über die vorgekommenen Angriffe auf die Rechtmäßigkeit der Todesstrafe empfindlich geworden, daß er darin eine Empörung gegen das Gesetz erblicke, sich durch die darin liegende Zumuthung gekränkt fühle, so ist es wahrlich kein würdevolles, sondern ein sehr unwürdiges und unmännliches. Wir meinen jedoch, es habe einen ganz andern Grund. Die Richter bei unsern deutschen (nicht öffentlichen, durch keine Theilnahme des Volks in den Geschworenen garantirten) Gerichtsverfassungen betrachten sich zu sehr als eine Gewalt, die ihre Autorität nicht auf ein allgemein verbreitetes Rechtsgefühl im Volke, sondern wiederum auf äußere, von Oben herkommende Gewalt stützt. Unsere Justiz will mehr durch Furcht als durch die moralische Kraft des Rechts herrschen und gebieten. Unsere Gerichtsverfassung ist zu sehr mit der Staatsgewalt alliirt, zu wenig unabhängig von ihr, zu wenig volksthümlich und volksbeliebt. Der Despotismus aber, in welcher Form er auch erscheine, kann der Todesstrafe nicht wohl entbehren, für deren Beibehaltung sich überhaupt theoretisch wenig sagen läßt, weshalb Diejenigen, welche im Besitze der Gewalt sind, immerhin am klügsten handeln, wenn sie schweigen. Man weiß ja ohnehin, daß das Sprechen allein in Deutschland ziemlich gefahrlos ist, so lange man durch die Censur gezwungen wird, selbst die bescheidenste etwa misbeliebige Wahrheit durch einige Complimente courfähig zu machen. Wie Hr. Zöpfl übrigens dazu gekommen — uns deucht aus Motiven einer überfeinen, ihr Ziel überspringenden Politik — den Richterstand durch solche Schmeicheleien zu hätscheln, erklärt sich leicht, wenn man weiß, daß die Commission der zweiten badischen Kammer zur Vorberathung des Strafgesetzbuchs mit Ausnahme von Mittermaier (dem Präsidenten, der übrigens als Mitglied des Spruchcollegiums auch zu den Praktikern gehört), Rotteck und Welker, lediglich aus Richtern (sieben, wenn wir wir nicht irren) besteht. Glaubt man aber vom Richterstande, er widerstrebe dem Bessern — vorläufig angenommen, daß Abschaffung der Todesstrafe das Bessere ist — aus Standesbefangenheit und Egoismus, so wird man sicher dadurch nichts über ihn gewinnen, daß man ihm sagt, er habe ganz Recht darin, daß man ihm seine Zustimmung abzuschmeicheln, ihm gleichsam von der Seite beizukommen sucht, sondern höchstens etwas oder auch Alles dadurch, daß man seinen Egoismus aufdeckt und angreift. Der Standesegoismus ist immer etwas so Zähes, mit dem ganzen innern Menschen so sehr Verwachsenes, daß ihn sich die Leute nimmermehr abkosen und streicheln lassen. Hr. Zöpfl geräth aber außerdem durch seine vermeinte Politik mit sich selbst in einen unauflöslichen Widerstreit. Denn indem er die Zumuthung an die praktischen Juristen zu stark findet, daß sie in den Gesetzen, wornach sie bisher geurteilt, in ihren Erkenntnissen Unrecht und Rechtswidrigkeit sehen sollen — muthet er ihnen seinerseits zu, die gröbste Barbarei, Grausamkeit, Inhumanität, Vernunftwidrigkeit darin zu finden, denn diese sagt er der Todesstrafe nach, wo er dieselbe von der Seite der Zweckmäßigkeit auffaßt und dabei mahnt, dem Richter doch nicht mehr anzusinnen, mit sich und seinem Urtheil im Widerspruche, den Mord anzuordnen, den er straft, ihn nicht mehr zu zwingen Priester einer delirirenden Gerechtigkeit zu sein, die, ein zweiter Moloch, nur durch das Blut der Kinder unsers Volks befriedigt werden könne u. s. w.

Durch das hier Gesagte dürften auch bereits großentheils die Behauptungen Hrn. Zöpfl's widerlegt sein, daß die Frage über die Todesstrafe lediglich als eine criminalpolitische aufgegriffen werden sollte, und daß Bestreitung der Rechtlichkeit der positiven Gesetze mit jedem geordneten Staatswesen in Widerspeuch stehe. Wir haben indeß noch mehr dagegen einzuwenden. Consequent würde daraus folgen, daß keine Rechtsfrage, sei es aus dem Civil- oder Criminalrechte, anders als aus dem Gesichtspunkte der Zweckmäßigkeit aufgegriffen werden dürfte; daß aus der Discussion über die positiven Gesetze die Erörterung der rechtlichen Grundiage derseiben, aus der Rechtsphilosophie die Hinweisung auf das Rechtsprincip ausgeschieden werden müsse; oder vielmehr, daß von einem höhern Rechtsprincipe, als dem aus den positiven Gesetzen hervorgehenden, gar nicht die Rede sein dürfe. Wir wissen aber, das will Hr. Zöpfl selbst nicht. Die Gefahren und Übelstände dieser Consequenzen liegen auf der Hand. Es ist etwas Anderes mit muthwilligen Angriffen, aber es würde Scheu vor der Wahrheit, vor dem vernünftigen und wahrhaften Rechte sein, wenn man die Rechtlichkeit der positiven Gesetze nicht erörtern, Götzendienst gegen dieselben und knechtische Feigheit, wenn man ihre erkannte Unrechtlichkeit nicht bekämpfen wollte; es wäre dies außerdem vollkommen unpraktisch, denn das Rechtsgefühl sorgt schon dafür, daß sich die Frage nach dem Rechte immer wieder vordrängt und geltend macht gegen alle Unterdrückung, Abtreibung oder Abiockung. Sagt doch Hr. Zöpfl selbst, daß schon durch die große Anzahl und Verschiedenheit der Systeme, welche bisher über diese phiiosophische Begründung des Strafrechts aufgestellt worden, die Unentbehrlichkeit, die dringend, allenthaiben und ununterbrochen mit gleicher Stärke gefühlte Nothwendigkeit eines höhern, allgemeinen vernünftigen Haltpunkts, eines erhabenen, geläuterten Princips bewiesen werde. Kann man aber ein solches aufsuchen und hinstellen, ohne mehr oder minder positiven Einsetzungen von ihrer rechtlichen Seite entgegenzutreten? Die Erörterung der Rechtmäßigkeit der positiven Gesetze ist auch stets ungefähriich und gedeihiich in einem geordneten, d. h. im Ganzen auf die vorhandene Rechtserkenntniß gegründeten, doppelt nöthig und nur dem Unrechte gefähriich in einem ungeordneten Staatswesen. Hr. Zöpfl arbeitet hier wider Wissen und Willen der Stabilitäts- und Reactionspartei, den Gegnern eines wahren Rechtszustandes und der Erreichung eines solchen in die Hände; und das ist die Folge davon, daß er den Gegner nicht gerade in das Auge faßt, ihn nicht da anfassen will, wo er angefaßt werden muß, seine empfindlichste Seite schonen, ihn durch Caressiren und Hofiren bewegen möchte, statt unwirsch zu werden, seine Wehr in die Scheide stecken und fein säuberlich mit sich reden zu lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz.

John Heneage Jesse gibt in den „Memoirs of the court of England during the reigns of the Stuarts", in zwei aus den bändereichen Werken von Winwood, Rushworth, Birch, Wilson und Andern, sowie aus der gleichzeitigen Tagesliteratur zusammengezogenen Bänden gewissermaßen in Memoirenform eine Darstellung des Privatlebens und Charakters der Hauptpersonen an den Höfen Jakob's und Karl's I. mit dem Plane, „den Monarchen und Staatsmann im Hauskleide vorzuführen und ein Gemälde der Sitten jenes Zeitalters zu liefern". Der erste Band handelt über Jakob und Anna von Dänemark, welche Letztere von allen englischen Historikern fast mit Stillschweigen übergangen ist, was man zwar in Hinsicht ihres moralischen Charakters nicht zu bedauern braucht, aber dennoch erlangt sie durch ihren freilich nichts weniger als vortheilhaften Einfluß auf ihren Lieblingssohn Karl einige Wichtigkeit. Der Schilderung Anna's folgt die ihrer Kinder und des hohen Adels jener Zeit. Dieser Band schließt mit einer kurzen Abhandlung über Bacon, über dessen Lebensweise vielleicht folgende kurze Notiz nicht uninteressant ist: „Ben Jonson und Richard Graf von Dorset gehörten zu der Zahl seiner Freunde. Letzterer war ein so großer Bewunderer seines Geistes, daß er jedes Wort, das über die Lippen des großen Philosophen bei seinen gesellschaftlichen Unterhaltungen kam, niederschreiben ließ. Bacon arbeitete gern in seinem Garten in Begleitung eines Freundes oder Ammanuensis, der seine Gedanken augenblicklich zu Papier brachte. Unter Andern gebrauchte er den berühmten Thomas Hobbes von Malmesbury (dessen Werke, die englischen wie die lateinischen, ganz neuerlich eine neue Ausgabe durch William Molesworth erlebt haben), der bei seinem Herrn so beliebt war, daß dieser ihn auf seinen Lieblingsspaziergängen, wenn er sich seinem Denken hingab, gewöhnlich bei sich hatte, und stieg ein Gedanke in seinem Geiste auf, alsbald war Hobbes da und schrieb ihn nieder, was er, der gewöhnlichen Aussage seines Gebieters nach, besser als sonst Jemand um denselben that; denn wenn Bacon die schriftlichen Bemerkungen der Andern las, verstand er kaum, was sie geschrieben hatten, weil jene es selbst nicht verstanden hatten. Zuweilen verlangte er Musik in der Nähe des Orts, wo er arbeitete, zu hören. Bevor er zu Bette ging, trank er gewöhnlich starkes Bier, „um zuvor seine thätige Phantasie einzuschläfern, die ihn sonst einen großen Theil der Nacht hindurch wach erhalten haben würde". Bei Tafel war der Tisch je nach der Jahreszeit mit angenehm duftenden Kräutern und Blumen bestreut, was seiner Aussage nach Geist und Gedächtniß erfrischen sollte. War er auf seinem Landhause zu Gochamburg, so sah St.-Albans aus, als wäre der Hof dagewesen, auf so hohem Fuße lebte er. Dem Anscheine nach war er durch seinen Sturz nur wenig außer Fassung gebracht. Gondomar, der spanische Gesandte, traf ihn zufällig gleich unmittelbar nach diesem Vorfalle und wünschte ihn — ein gleich schlechtes Zeichen seines Witzes wie seines Gefühls — ironisch ein fröhliches Ostern. „Und Euch, Signor, wünsch' ich ein fröhliches Osterlamm (Passover)", war Bacon's Antwort, womit er nicht nur seinen Wunsch, den Gesandten recht weit aus dem Königreiche wegzusehen, ausdrückte, sondern auch auf dessen angeblich jüdische Abkunft anspielte, der größte Schimpf, der einem Spanier angethan werden konnte." Der zweite Band beschäftigt sich mit Karl I.; in der Erzählung seiner Gefangenschaft und Hinrichtung finden wir aber leider Zeugnisse aus einer Quelle, wie „The trials of the regicides", wobei der Unwerth der von den Hauptzeugen unter bittern Parteigefühlen gelieferten Beweise ganz vergessen zu sein scheint, sonst hätte Bradshaw nicht „ein unbedeutender Rechtsgelehrter", genannt werden können, da er doch zu dem wichtigsten Amte in der Republik erhoben ward und die Augen des ganzen Europa auf ihn gerichtet waren. Eben der Umstand, daß Karl's Richter Bradshaw für geeignet zu ihrem Vorsitzer erachteten, würde in Ermangelung anderer Beweise allein hinreichen, ihnen die Anerkennung ihrer Befähigung nicht vorzuenthalten.

47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 78. —— 18. März 1840.

Über die Abschaffung der Todesstrafe.

(Fortsetzung aus Nr. 77.)

Noch andere schlimme Folgen ergeben sich daraus, daß Hr. Zöpfl die rechtliche Seite der Sache unberührt gelassen wissen, ja, wie es scheint, eine solche sogar überhaupt nicht anerkennen will, indem er die Frage, um welche es sich handelt, für eine solche erklärt, über deren Beantwortung lediglich gegebene factische Verhältnisse, insbesondere die Höhe unsers gegenwärtigen sittlichen und politischen Culturzustandes, entscheiden könnten. Es ist aber bei der Strafgesetzgebung, und besonders bei solchen Capiteln derselben, wo der Rechtspunkt bereits stark in Zweifel gezogen ist, gefährlich, sogar gewissenlos, Alles auf den Ausgang eines Streits über Zweckmäßigkeit ankommen zu lassen. Man öffnet dadurch nur aller Willkür Thür und Thor. Wie leicht man in Betreff des Zweckmäßigen irrt, das beweist eben die Todesstrafe wenigstens für Diejenigen, welche Hrn. Zöpfl darin beistimmen, daß sie unzweckmäßig sei. Prüft man auch die Rechtmäßigkeit einer Einsetzung, so sichert man sich nach Gebühr möglichst gegen Unrechtsbegehung, denn man wird oder kann diese doch, wenn sich die Unrechtmäßigkeit ergibt, vermeiden, ob sie auch zweckmäßig erscheint; so wird man eben auf das wahrhaft Zweckmäßige hingeführt, denn man wird es suchen und finden das zugleich Recht- und Zweckmäßige. Dieses allein kann das wahrhaft Zweckmäßige sein, was das Zweckmäßige und nicht zugleich Rechtmäßige trotz allem Scheine niemals ist. Hr. Zöpfl erinnere sich, daß gerade in unserm Staatswesen gar manche positive Gesetze, die er nach seiner ganzen Richtung nicht billigen kann, zweckmäßig und vor allen Dingen bequem erscheinen, aber nicht rechtmäßig sind. Will er da nun überall die Rechtsfrage ausgeschlossen wissen? Zweckmäßig kann unter Umständen das Allerungerechteste und Empörendste erscheinen. Welch ein Widerspruch, daß sich die „Unentbehrlichkeit, die dringend allenthalben gefühlte Nothwendigkeit eines höhern allgemeinen vernünftigen Haltpunkts, eines erhabenen, geläuterten — in der Zweckmäßigkeit doch nimmermehr zu findenden — Princips" eben bei der Frage über die Todesstrafe nicht zeigen und geltend machen soll!

Gerade diesen Haltpunkt muß zumal der Gesetzgeber vor allen Dingen suchen als seinen Polarstern, sonst leitet ihn das Klippenlabyrinth der factischen Umstände nur zu leicht irre. Und liegt nicht factisch auch jedem wahrhaften Rechtssysteme ein erhabenes Princip — das mehr oder minder klar erkannte vernünftige Recht — zum Grunde? Jede legislatorische Arbeit soll und muß mit der Frage anfangen: was fodert die Gerechtigkeit? und keine schriftstellerische über legislatorische Fragen darf sie ungestraft ablehnen. Gerade dadurch, daß Hr. Zöpfl die Rechtsfrage ausschließen will, wird er vielfach unklar und verworren.

Indem er den Streit über Besserungs*)- und Abschreckungstheorien vermeidet und etwas möglichst Allgemeines, worüber man sich leicht vereinigen könne, aufstellen will, kommt er selbst zu einer sogenannten Retorsionstheorie, durch welche Wesen und Zweck der Strafe genau bestimmt werden soll. Wenn er damit aber auch beweisen könnte, daß jeder Mensch nur fodern dürfe, so von seinen Mitmenschen behandelt zu werden, wie er gegen diese selbst handelt, so folgt doch auf keinen Fall daraus, daß nun der Staat eine positive Nothwendigkeit solcher Retorsion in seinen Organismus aufnehmen müßte; es wäre nur das Erlaubtsein der Strafe bewiesen, nicht aber die Pflicht der Staatsgewalt, sie eintreten zu lassen. Doch wir meinen, Hr. Zöpfl komme durch seine Theorie auch so weit keineswegs, denn es wäre nur möglich durch den bedenklichen und unannehmbaren Zwischensatz, daß jede Rechtswidrigkeit des Einen den Andern zu einer entsprechenden Rechtswidrigkeit berechtige. Sodann würde folgen, daß es ebenso viele verschiedene Strafgesetze als strafbare Individuen geben müßte. Weiter dürfte sich auch die Behauptung, auf welche er sich stützt, daß dem Ver-

*) Wir verkennen das Gewicht wenigstens des Einwurfs gegen sie nicht, daß die Gesinnung der Menschen und ihre moralische Besserung ein unmittelbarer Gegenstand der Rechtsgesetzgebung nicht wohl sein könne, weil ihre Fortschritte äußerlich nicht sicher erkennbar sind. Allein die Grausamkeit, welche darin liegt, daß man einen mit Schuld belasteten Menschen gerade in dem Augenblicke, wo die Sünde bei ihm das höchste Maß erreicht hat, in die Ewigkeit schickt, ohne ihm die Möglichkeit der Besserung hier auf Erden zu lassen, ist, wenngleich aus dem Gebiete der Moral und Religion hergenommen, doch wenigstens sehr geeignet, die Wichtigkeit des Rechtes, welches jeder Mensch auf sein ihm von Gott gegebenes Leben, auf die nach dem göttlichen Gesetze der Natur oder Vernunft noch nicht abgelaufene Zeit seiner Besserung hat, anschaulich zu machen.

brechen ein — der Denk- und Vorstellungsweise Anderer entgegengesetztes — Urtheil oder Princip zum Grunde liege, in ihrer Allgemeinheit weder logisch noch psychologisch rechtfertigen lassen. Der Verbrecher denkt oft gerade wie andere Menschen und sein Verbrechen war lediglich Folge blinder ihn beherrschender Affecte. Die wüsten Leidenschaften der Menschen sind häufig weit mehr und zu sehr dem Walten der rohen Naturkräfte zu vergleichen, als daß sie auf ein Urtheil zurückgeführt werden könnten. Sagt doch Hr. Zöpfl selbst, der Entschluß zu einer verbrecherischen That setze eine Abnormität des Begehrungsvermögens voraus, und dringend nahe liege der Verdacht einer vorhandenen, wenngleich noch tief verborgenen, erst nach viel späterer Zeit erkennbar hervortretenden Seelenstörung. Wie dem aber auch sei, es kann nicht statthaft erscheinen, daß der Staat, als ein vernünftiges Agens, als Bändiger der ungeregelten Leidenschaften in seinem Schoose, eben auch wie eine rohe Naturkraft walte, oder aber so verfahre, wie wenn er von Leidenschaft getrieben wäre, und Hrn. Zöpfl's Theorie erscheint schon deshalb ungenügend, weil sie folgerichtig — ob er die Folgerung auch ablehnt — zu dem Satze führt, daß der Verbrecher nach einem ebenso unmenschlichen Principe behandelt werden dürfe, als das ist, welches wirklich oder vermeintlich seiner verbrecherischen Handlung zum Grunde liegt.*) Um so weniger aber kann die Strafe nach dieser Theorie als auf die höchste „Humanität basirt erscheinen, weil man dem Menschen nicht mehr bewilligen könne, als daß er nach seiner eigenen Denkweise behandelt werde". Es würde hieraus folgen, daß man gegen Den den grausamsten Glaubenszwang üben dürfe und müsse, der solchen selbst geübt und Scheiterhaufen für Ketzer errichtet hat; daß der Staat den schlechtdenkenden Einzelnen nach schlechter Denkweise zu behandeln, dieselbe gleichsam zu der seinigen zu machen habe u. s. w. Mit Einem Worte, das Ganze unterscheidet sich von der rohen Talions- oder Wiedervergeltungstheorie am Ende nur durch eine humane aber rein willkürliche Beschränkung und Wendung, welche ihr gegeben wird. Wir begreifen nicht, wie Hr. Zöpfl glauben kann, „Wesen und Zweck — die Idee — der Strafe sei durch sie vollkommen genau bestimmt", und pflichten ihm in Beziehung auf sie nur insofern bei, als er nicht behauptet wissen will, „daß sie etwas Neues sei". Übrigens ist er auch nicht einmal consequent in seiner Absicht, nur die Zweckmäßigkeit reden zu lassen. Er führt Cicero (in Verrem II, 5) an, wo sich derselbe entrüstet gegen die Todesstrafe ausspricht; aber Cicero hat dort schwerlich die Unzweckmäßigkeit vor Augen, sondern eben Gesetz und Recht.

*) Es verhält sich ebenso mit der Theorie, nach welcher der Staat die Todesstrafe mit dem Verbrechen (des Mordes) als Folge desselben soll verbinden müssen, weil sie das dem Verbrechen angemessene Übel, und weil die Vernunft fodere, daß die Strafe der Schuld völlig angemessen sei. Abgesehen davon, daß eine solche Vernunftfoderung im Sinne dieser Theorie nicht nachzuweisen ist, würde daraus folgen, daß z. B. ein Mörder, der grausam gemordet, von der Vernunft wegen auch auf eine grausame Weise hingerichtet werden müsse.

Hiermit sind nun unsere Haupteinwürfe geschlossen und wir wenden uns zur Inhaltsangabe des ausführlichern, der Beleuchtung der Zweckwidrigkeit der Todesstrafe gewidmeten Theils der Denkschrift, dem wir im Ganzen Beifall zu zollen uns gedrungen fühlen. Wenn wir uns dabei gegen unsern Wunsch kürzer fassen, so ist der Grund nur einerseits der, daß die Beistimmung keine so ausführliche Begründung fodert als der Widerspruch, und andererseits der, daß wir die Leser d. Blätter um so mehr zu veranlassen wünschen, die Schrift selbst zur Hand zu nehmen.

Von Seite 22 an behandelt Hr. Zöpfl die Frage lediglich als eine quaestio facti und geht zunächst auf die Geschichte zurück. Sein Ideengang, wobei wir indeß Manches unberührt lassen müssen, ist folgender: In Rom und Deutschland war die Todesstrafe in der ältesten Zeit sehr beschränkt, namentlich kannte das älteste deutsche Recht nur einen Fall, wo sie unbedingt eintrat, bei Verrätherei. Im sechsten Jahrhunderte Roms erhob die Lex Porcia die alte Sitte zum Rechte, wonach dem verurtheilten Verbrecher frei stand, sich der Todesstrafe durch freiwillige Verbannung zu entziehen. Die Lex Porcia galt unter einem südlichen Himmelsstriche, wo die Leidenschaften stärker glühen, Rom hatte Tausende von Proletariern und die öffentliche Ordnung bestand dennoch bei ihr. Selbst im Interesse des monarchischen Princips muß die Frage: ist die Stellung des Staatsbürgers in einer constitutionnellen deutschen Monarchie weniger frei, ist in ihr das Menschenleben weniger werth als in einer reinen Republik? verneint werden. Nicht einmal Sylla, Cäsar und Augustus wagten es unter blutigen Parteikämpfen, die Todesstrafe in Gesetzesform auch nur auf ein einziges Verbrechen zu setzen, sondern ihre höchste Strafart war die Deportation. Selbst in den schlechtesten Kaiserzeiten ging die alte Ansicht des römischen Rechts von der Unstatthaftigkeit der Todesstrafe noch nicht völlig unter. In Deutschland wurde sie seit Karl dem Großen häufiger angewendet; indeß war Freiheitsstrafe unbekannt, der Verbrecher durfte sich mit dem Ankläger durch Geld abfinden. Die Todesstrafe erhielt immer mehr schärfende Zusätze.

Der erste, den ich in der Geschichte des deutschen Strafrechtes gefunden habe, der es wagte gegen diese Barbareien im Anfange des 16. Jahrhunderts zu protestiren, und der das Gericht zwang mildere Todesstrafen zu erkennen, war (Hört! Hört!) nicht ein Jurist, nicht ein Theolog — nein, es war Meister Diepolt der Henker in Nürnberg, der dem Rathe 1513 rund heraus erklärte, daß er keinen Verbrecher mehr pfählen werde, daß er den Anblick der Seelenangst des unglücklichen Schlachtopfers nicht mehr ertragen könne, daß er des wüthenden Kampfes mit den Verzweifelnden müde sei, die mit der letzten Kraft der Raserei mit ihm rangen, bis es ihm gelingen konnte, ihnen den Pfahl durch den Leib zu treiben. Der Henker war es wieder, der 1576 die Vollziehung eines Urtheiles weigerte, welches auf fünf Griffe mit der glühenden Zange vor der Hinrichtung lautete, weil es gegen die Gewohnheit und sein Recht sei, mehr wie vier Griffe zu geben. Dahin mußte es also kommen, daß die Gerichte vom Henker über Das belehrt werden mußten, was Humanität, was Gerechtigkeit ist! Hat dies der Henker im Anfange des 16. Jahrhunderts gethan, so hat wol unser Diez recht geweissagt, wenn er schrieb: Es

wird eine Zeit kommen, ja, an manchen Orten ist sie schon gekommen, wo das Volk — der Pöbel — humaner sein wird als das Gesetz und seine Diener, wo Ihr umsonst einen Henker suchen werdet, der Euere Bluturtheile vollziehe, wo Ihr umsonst dem Schlechtesten aus der Hefe Eueres Volkes Geld bieten werdet, umsonst dem gefallenen Verbrecher Nachlaß der Strafe, damit er hingehe und mit kaltem Blute seines Gleichen abschlachte. — Ich setze hinzu: wo lebt in unserm Lande ein Gesetzgeber, wo ein Richter, der, wenn er für Todesstrafe gestimmt hat, dem Staate nicht seinen Arm verweigern würde diese Strafe zu vollziehen, wenn sich kein Anderer zur Vollziehung findet? Wo lebt ein redlicher Bürgersmann in unserm Vaterlande, der nicht durch eine solche Zumuthung sich entehrt fühlen würde? Aber das verträgt ein zärtliches Gewissen, das ist mit der Stimme der Ehre vereinbar, mit kaltem Blute, vielleicht bei einer Prise Taback ein Schuldig auszusprechen, das einem Andern den Auftrag gibt, in unserm Namen zu vollziehen, was wir selbst als eine entehrende Zumuthung erkennen. Hat Der eine Handlung weniger begangen, der sie einem Gehorchenden befiehlt?

Die Carolina war der erste große Sieg, den die Humanität der Barbarei abgewann, sofern sie das Gegengift gegen ihre Mängel in sich selbst trug; es bedurfte nur der fortschreitenden Entwickelung der Wissenschaft, der Humanität, der sittlichen und intellectuellen Cultur des Volkes selbst, um ihre ursprünglichen Härten zu mildern. Die Folter ist verbannt, die Strafe aller Verbrechen wenigstens um einen Grad heruntergesunken. Und doch war eine Zeit, wo man gegen diese Neuerungen der Praxis heftiger ankämpfte und den Buchstaben des Gesetzes, als hänge davon das Wohl des Weltalls ab, mit leidenschaftlicherer Heftigkeit in Schutz nahm, als in unserm Zeitalter die Todesstrafe noch in Schutz genommen werden kann.

Wer erinnert sich nicht des ungeheuern Kampfes, den es kostete, bis die Folter abgeschafft werden konnte — und wäre nicht ein Friedrich der Große, der königliche Weise von Sanssouci, auch hier mit seinem Beispiele vorangegangen — ich will nicht dafür bürgen, ob nicht die Folter in manchem deutschen Staate noch bestände. Glaubte man nicht damals, der Untergang aller Staaten sei in Frage, die Criminaljustiz so gut wie vernichtet, wenn man die geliebte und bequeme Folter nicht mehr sollte in Anwendung bringen dürfen? Wie sollte man fortan die Wahrheit erforschen! So schrie damals der juristische Pöbel — mit diesem Geschrei suchte man den Fürsten zu übertäuben! Die Folter fiel, und doch bestehen die Staaten noch, die Justiz ist kräftiger wie vorher, und das Gedächtniß der Folter ist bereits verschwunden. Die Praxis hat auch schon die Todesstrafe eingeschränkt — dies gibt man zu, dies hält man billig —, selbst ihre wärmsten Freunde wollen nur noch, daß man sie in den seltensten Fällen anwende, vielleicht auch gar nicht anwende, doch aber als Popanz im Gesetzbuche stehen lasse. Was heißt aber das, die Praxis hat eine Strafe eingeschränkt? Doch wahrlich nichts Anderes als: die Praxis hat die Todesstrafe bereits wirklich theilweise aufgehoben; sie hat sie in vielen Fällen abgeschafft, wo sie nach des Gesetzes Wort eintreten könnte; und daß es gut, daß es human, daß es gerecht war, daß die Praxis diese Einschränkungen, diese theilweisen Aufhebungen machte, will und kann man nicht leugnen — muß man zugeben, ja, man gesteht sogar, man ist darüber einig, daß man keine Ursache hat, zu wünschen, daß die alte Strenge wiederhergestellt werde. O, wenn dem so ist, da lasse man uns lieber unsere Carolina, die die Autorität der Praxis anerkennt, man lasse uns unsere gute bewährte Praxis selbst, die so schön, so trefflich, wenngleich langsam, Schritt vor Schritt — durch die That gezeigt hat, welche Strafen entbehrlich sind! Hat sie mit Hülfe der Zeit vermocht die Todesstrafe ohne Nachtheil für das Wohl des Staates theilweise abzuschaffen, sie wird hierbei nicht stehen bleiben — sie wird, sie muß uns von dem letzten Reste der Todesstrafe helfen, wie sie uns von den Hexen- und Ketzerprocessen und von der Folter geholfen hat, und auch unserer Zeit wird ein Fürst nicht fehlen, der groß genug denkt wie ein Friedrich II., um den letzten Rest der Barbarei des 16. Jahrhunderts auch in der Form des Gesetzes zu vertilgen, der menschlich genug fühlt, um sich selbst die Verantwortlichkeit vor seinem Gewissen, vor einem höhern Richter zu ersparen, die auf dem Federzuge lastet, der ein vielleicht sogar schuldloses Menschenleben endet!

Wir konnten uns nicht enthalten, diese Stellen als Proben der beredten Darstellung Hrn. Zöpfl's den Lesern d. Bl. vor Augen zu führen. Besonders wichtig ist aber, worauf er nunmehr kommt (wir müssen es jedoch ihrem eigenen Nachlesen überlassen), was er nämlich über die Unmöglichkeit, einen absolut sichern Beweis der Schuld und der Zurechnungsfähigkeit des Thäters zu führen, und über die Gefährlichkeit sagt, unsern deutschen, in ihren Urtheilen an bestimmte Formeln der Beweisführung gebundenen Richtern die Entscheidung über Leben und Tod anzuvertrauen, obgleich darin nur ein relativer Grund gegen die Todesstrafe liegt. Hr. Zöpfl erinnert hier eindringlich an gewisse schlagende Beispiele von der Unzuverlässigkeit criminalistischer Beweisführung, und das ist ihm wenigstens sicher gelungen, durch die Hervorhebung dieser juristischen Verhältnisse die Frage über die Zulässigkeit der Todesstrafe in ihrer vollen Wichtigkeit empfinden zu machen und Jeden mindestens zur ernstesten Prüfung anzuregen, ehe er es über sich gewinnt, sich für die Beibehaltung dieser ohnehin schon isolirt dastehenden, in das Strafsystem gar nicht mehr passenden Strafart zu entscheiden.

Er berührt sodann die moralische und religiöse Seite und sagt dabei unter Anderm:

Ist es denkbar, daß in christlichen Staaten die Todesstrafe so lange bestehen konnte, wo der Stifter einer Religion, die Liebe und Vergebung und Aufrichtung der Gefallenen verkündet, wo das Vorbild aller Tugend als Opfer des Justizmordes gefallen ist? Diese Erscheinung wäre kaum erklärlich, wenn man nicht wüßte, wie viel leichter das Bekennen eines Glaubens mit Worten als mit Thaten ist, und wie schwer der Mensch sich entschließt, über die Vernünftigkeit des Hergebrachten nachzudenken, und lieber den Unsinn neben der Wahrheit fortbestehen läßt, als er den ersten der letztern aufopfert. Die Erscheinung erklärt sich leicht genug daraus, daß die Christenheit, trotz all unserer gepriesenen Cultur und neuaufgelebten Christlichkeit, noch immer auf einer niedern Stufe des christlichen Bewußtseins stand und steht, und wir sehen auch darin einen Beweis der Erhabenheit und Größe der Person Christi, daß die gebildetsten Völker der Erde nach achtzehnhundertjährigem Ringen noch immer nicht dahin haben gelangen können, ja es noch nicht wagen zu können glauben, seine Lehre in ihr ganzes äußeres Leben aufzunehmen und dasselbe überall nach seiner Weltansicht zu gestalten. Im ganzen Alterthume — mit Ausnahme einiger Silberblicke indischer und platonischer Weisheit — galt das irdische Leben als ein Gut an sich, um seines Genusses willen. Mit dem Christenthume öffnete sich eine neue Weltansicht; durch seine Lehre und Geschichte ergab sich die neue Ansicht des Lebens, daß es keinen Werth habe an sich, und nur eine Pilgerfahrt, ein Kreuzzug sei nach dem heiligen Lande der Heimat, und sie soll die herrschende sein und anerkannt werden vor jeder Gesetzgebung, welche die höchste Vernunft eines Volks darstellen soll, ob auch das irdische Gefühl des Alterthums noch immer in Vielen walte. Und hieraus (daß wir an die Worte eines

geistvollen Beurtheilers der Frage erinnern) ergibt sich in Bezug auf die Todesstrafe, daß das Leben nicht philanthropischen Ideen, jener überspannten Weichlichkeit zu Liebe, welche nicht den Muth hat, das Böse in seiner wahren Verruchtheit anzuerkennen und die zu seiner Ausrottung nöthigen Mittel zu ergreifen, geschont werden soll, wenn irgend eine Nothwendigkeit der Vernunft seine Aufopferung fodert; daß aber auch, weil das Leben einen unendlichen Werth hat, dasselbe einem blos irdischen Zwecke niemals aufgeopfert werden darf, denn es ist die Bedingung der Vernunft, die Bedingung des christlichen oder himmlischen Lebens.

Freilich beweist man zu viel, wenn man aus den christlichen Grundsätzen von der allgemeinen Menschen- und auch Feindesliebe die Unrechtmäßigkeit der Todesstrafe zu beweisen versucht. Wol aber erscheint in der christlichen Ansicht, nach welcher das Leben nicht der einzelnen Person gehört, sondern der Vernunft, welche nach Gottes Rathschlusse in diesem Leben sich bilden und verwirklichen soll, die Todesstrafe als ein Unsinn, ein aus der christlichen Welt noch zu scheidendes Stück des Heidenthums, und als ein Verbrechen der Justiz, es müßte denn sein, daß die öffentliche Sicherheit ihrer nothwendig bedürfte, was jedoch im Frieden der Gesetze unserer Überzeugung nach keineswegs der Fall ist. Welch ein schreiender Widerspruch liegt darin, wenn auf der einen Seite der Staat die ganze Kirchengewalt an sich, die Kirche so zu sagen in sich aufnimmt, sie seinem ganzen Organismus als ein wesentliches Glied einfügt, wenn ferner die Strebungen nach Emancipation der Kirche aus der Vormundschaft des Staats durch hochtönende Theorien von Staats- und Kircheneinheit und deren Nothwendigkeit abgelehnt werden, und wenn der Staat doch auf der andern Seite sich sträubt, seine juristischen Einsetzungen von der christlichen Ansicht vollkommen durchdringen zu lassen, ja sogar Gesetze promulgirt, welche im schneidenden Gegensatze zu derselben stehen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Es ist vielen Lesern wol erinnerlich, daß Scharfsinn oder Zufall in dem Horazischen Verse: „Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi", die Jahrszahl 1830 entdeckte, was die Summe der Zahlen ist, welche durch die zugleich als römische Ziffern geltenden Buchstaben in dem Verse bezeichnet werden. In ähnlicher Art fand man das Anfangsjahr der Kirchenreformation, 1517, in dem Verse des Hymnus: „Tibi Cherubin et Seraphin incessabili voce proclamant", und das Jahr der Niederlage des Königs Franz bei Pavia, 1525, in jedem der folgenden Verse: „Regia succumbunt pugnacis lilia Galli" und „Captus erat Gallus; coeunt cum rure cohortes". Den Sieg des Kurfürsten Moritz über seinen kaiserlichen Gegner fand man vorhergesagt im größern Zahlwerthe des Namens Mauritius vor dem von Carolus (1010 gegen 105). Bekanntlich ist diese Spielerei sehr alt. Die naturphilosophischen Pythagoräer fanden es ganz natürlich, daß Hektor über Patroklos und Achilles über Hektor siegte, da ja ihre Namen die Zahlen 1225, 861, 1276 nachwiesen. Ihren Triumph feiert diese Grübelei und Künstelei in einem durch Böckh's Scharfsinn enträthselten, griechischen und iambischen Epigramm („Corpus inscriptionum", Bd. II, S. 487), dessen 12 Verse nicht allein durch die Zahl der Buchstaben, die jeder enthält, die Anzahl der Tage in jedem der 12 Monate, sondern auch durch ein aus ihren Anfangsbuchstaben gebildetes Akrostichon den Namen des Finders verherrlichen.

„Es ist durchaus nicht selten", sagt Dickens in „Niklas Nickleby", „daß Leute in demselben Augenblicke, da sie eine schreiende Ungerechtigkeit begehen oder gutheißen wollen, die Person, welche durch dieselbe leiden wird, oder durch eine ähnliche gelitten hat, bemitleiden und sich dabei selbst durchaus tugendhaft, moralisch und beiweitem besser als Andere vorkommen, welche gar kein Mitleid zeigen. Es mag dies ein Erheben des Glaubens über die Werke sein, und ist wirklich sehr bequem." 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 79. — 19. März 1840.

Über die Abschaffung der Todesstrafe.

(Fortsetzung aus Nr. 78.)

Doch kehren wir zu unserer Denkschrift zurück. Ihr Verfasser wirft weiter die Frage auf, ob die badische Ständeversammlung jetzt, wo nur allein der Entwurf eines Strafgesetzes, nicht auch der Entwurf eines Strafproceßgesetzes vorgelegt werde, über die Zulässigkeit oder Nichtzulässigkeit der Todesstrafe entscheiden könne? was er, wo nicht für unmöglich, doch für eine der größten Inconvenienzen erklärt. Wir halten es beiläufig unserseits für ein Glück, daß man zu einem Strafproceßgesetze jetzt noch keine Anstalt macht, weil augenblicklich kaum etwas Rechtes und Erwünschtes zu erwarten sein dürfte und das Gegebene doch erst wieder längere Zeit würde genügen müssen. Hiernächst erörtert der Verf. die mit der Abschaffung der Todesstrafe verbundenen Vortheile für das Strafrecht: dem Richter wird bei Beurtheilung der schwersten Fälle eine größere Ruhe des Gemüths und geistige Klarheit verstattet sein, indem er sich gegen einen nicht wieder einzubringenden Irrthum geschützt sieht, der — wir heben dies besonders hervor — nach einer Gerichtsverfassung so leicht möglich ist, in welcher der Referent und höchstens noch ein Correferent die Acten gelesen, wo sein Vortrag die einzige Basis der Entscheidung ist; das gegenwärtig so großem Streite unterliegende Princip der Imputation verliert seine Gefährlichkeit, man wird nicht mehr fürchten dürfen, Menschenleben durch Verurtheilung unwiderruflich durch einen Irrthum über die Zurechnungsfähigkeit zu enden. Sodann werden die Nachtheile beleuchtet, die man von der Aufhebung der Todesstrafe befürchten möchte. Hr. Zöpfl berührt dabei unter Anderm die Einwendung, daß ein Theil des Bürgerstandes an Beibehaltung der Todesstrafe hänge, und sehr beherzigenswerth sind namentlich die hier beigebrachten Bemerkungen, wodurch jenem zu Gemüth geführt wird, wie falsch er sein eigenes Interesse verstehe. Sehr richtig wird auch an die Mitschuld des Staats bei den meisten Verbrechen erinnert, und auf alle Das — tüchtige Polizei, Schulen, Zuchthäuser — gedrungen, was geeignet ist die Verbrechen möglichst zu verhüten. Zu sehr schlagenden Bemerkungen gibt dem Verf. die Seltenheit der Anwendung der Todesstrafe in Deutschland Veranlassung. Weiterhin wird sie für außerordentliche Fälle und eigenthümliche Verhältnisse als zulässig erkannt. Auch soll sie im Strafcodex des Militairs unentbehrlich sein. Wir geben es dem Verf. zu, daß auch der Staat in den Fall der Nothwehr gerathen, daß sein Bestehen die Tödtung von Individuen fodern könne, doch nur nach Standrecht, wie er auch selbst sagt, wo sie dann auch nicht als Strafe erscheint und der Tödtung des Feindes auf dem Schlachtfelde gleichsteht. Indeß ist dabei wohl zu erwägen, daß in neunzig Fällen von hundert, wo Hinrichtungen politisch nothwendig schienen, die Meinung von dieser Nothwendigkeit eine irrige war, die Tödtungen gerade als politische Fehler sich erwiesen, welche freilich auch begangen werden können, aber so leicht, und wenigstens nicht unter Anwendung von gerichtlichen, die Gerechtigkeit verhöhnenden und erniedrigenden Formen nicht begangen werden, wenn in der Denkart im Allgemeinen die Todesstrafe nicht blos für unzweckmäßig, sondern auch für rechtswidrig gilt und wenn sie im bürgerlichen Gesetzbuche ausgestrichen ist. Hätte Hr. Zöpfl ihre Rechtmäßigkeit geprüft, so würde er sie auch beim Militair in ruhiger Friedenszeit nicht für statthaft erklären. Militairische Todesstrafen in Friedenszeiten haben „keinen andern Grund, als eine Verwechselung des Spiels mit dem Ernste, der Zurüstung mit der That; das Leben des Soldaten gilt so viel als das jedes andern Bürgers; die nothwendige Strenge des Dienstes kann durch andere Strafen erhalten werden". Der Behauptung, daß die militairische Disciplin ohne die Todesstrafe nicht erhalten werden könne, liegt dasselbe Vorurtheil zum Grunde, aus welchem man vor 1807 so steif und fest behauptete, die Disciplin könnte im preußischen Heere ohne die Stockschläge nicht bestehen. Wäre die Todesstrafe aber wirklich bei unserm Militair nothwendig, so würde doch nicht die Nothwendigkeit ihrer Beibehaltung, sondern die einer Reform unsers zu sklavisch eingerichteten Wehrwesens folgen.

Schöne, eindringliche Worte, ausgesprochen mit einer Wärme, wie nur tiefbegründete Überzeugung sie einzuflößen vermag, redet der Verf. zum Schlusse, und ganz ausdrücklich weisen wir noch auf die nachstehende Äußerung hin:

> Das Wagniß, die Todesstrafe abzuschaffen, kann doch wol in einem Lande für so groß nicht geachtet werden, wo alle zwei Jahre ein Landtag zusammentritt, wo selbst die Einberufung eines außerordentlichen Landtages jeden Augenblick möglich ist, wenn man finden sollte, daß wirklich die Todesstrafe nicht

entbehrt werden könnte! Wahrlich die Sache ist so menschlich groß, so würdig, daß sie doch wenigstens des Versuches, wenigstens einer provisorischen Einführung werth geachtet zu werden verdiente. Wie wollen wir denn sonst dazu kommen, die Stimme der Erfahrung zu hören, welche die einzige ist, die Diejenigen anzuerkennen geneigt scheinen, welche ihr Ohr der Stimme der Vernunft verschließen?

Und das ist uns nun eben das Unbegreiflichste bei der ganzen Sache, daß man sich gegen den Versuch der Aufhebung der Todesstrafe so ängstlich sträubt, während man doch offenbar so sorglich ihre Anwendung vermeidet, wo es bei der bestehenden Gesetzgebung nur möglich ist. Man will ein Schreckbild behalten, von welchem man nun einmal gewohnt ist sich eine Wirkung zu versprechen, die freilich nirgend zu schauen ist. Das wird freilich nicht eingestanden. Man sagt, der Staat sei den Bürgern Schutz schuldig und die Aufhebung der Todesstrafe würde denselben aufheben. Will man aber nicht einräumen, daß dies durch die bisherigen Erfahrungen eben widerlegt ist, so wird man mindestens nicht leugnen können, daß es sehr zweifelhaft geworden, und dazu kommt, daß sich leicht aus demselben Vordersatze eine ganz entgegengesetzte Folgerung ableiten und eben aus der Natur des Staatszweckes die Rechtswidrigkeit der Todesstrafe erschließen läßt. Jener ist auf Schutz der Staatsangehörigen gerichtet, der Staat vernichtet aber diesen Zweck wenn er dem Einzelnen das Leben nimmt. In der geordneten Gesellschaft kann die dem Oberhaupte übertragene Gewalt unmöglich so weit gehen, dem Dasein der Mitglieder gewaltsam ein Ende zu machen, denn dieses Dasein hat Gott hervorgerufen und an dasselbe die Erfüllung der Menschenzwecke geknüpft. Die Wahrheit, daß der Staat dem Rechtschaffenen Schutz gegen den Mörder zu gewähren habe, leidet jedenfalls die Beschränkung, daß die Mittel, durch welche dieser Schutz zu gewähren ist, zulässige und rechtmäßige sein müssen, und nur durch einen Sprung gelangt man von ihr zu dem Schlusse, daß die Todesstrafe nothwendig und statthaft sei. Auf einen Schutz durch rechtswidrige, gemein-gefährliche, dem wohlverstandenen Interesse der Bürger selbst zuwiderlaufende Mittel hat und kann Niemand Anspruch haben, die Zweckmäßigkeit der Todesstrafe ist das erst zu erweisende, und es gibt andere und zweckmäßigere Mittel außer ihr, das Leben der Bürger zu schützen. Der brutale, von den Kosten hergenommene Einwurf verdient hier als gar zu hirnlos und schimpflich natürlich überhaupt keine Berücksichtigung. Daß kein Kerker so fest sei, um das Ausbrechen des gefangenen Mörders absolut zu verhindern, ist richtig, aber man beweist zu viel damit. Es ist wenigstens nicht in allen Fällen wahr, daß Derjenige, der das Leben eines Mitmenschen absichtlich zerstöre, dadurch erkläre, daß er in demselben oder einem ähnlichen Falle kein Bedenken tragen werde, fremdes Leben seinen Zwecken zu opfern. Der Mörder, der sich aus dem Kerker befreit hat, wird der Regel nach landflüchtig werden, und nur ganz außer der der Regel, und zumal sogleich wieder morden. Allerdings ist ein solcher Fall denkbar, allein dem Staate wird zu viel zugemuthet, wenn man verlangt, daß er das Leben der Bürger absolut, auch für die extremsten Fälle schützen, hier, daß er durch die Todesstrafe schützen solle. Auch Wahnsinnige, etwa mit dem Mordsinne behaftet, und Mörder können ihrer Einsperrung ein Ende machen und sind für diesen Fall wol noch gefährlicher als zurechnungsfähige, des Vernunftgebrauchs mächtige Todtschläger, und dennoch glaubt man sie mit der Hinrichtung verschonen zu müssen, sie nicht tödten zu dürfen, während doch jenes aus dem vom Staate zu fodernden Schutze hergenommene Argument consequent zu der entgegengesetzten Folgerung führen müßte, wenn man die Statthaftigkeit oder gar die Nothwendigkeit der Todesstrafe daraus herleitet. Ebenso verhält es sich in den Fällen, wo der allerdringendste Verdacht gegen Individuen vorliegt, Verbrechen begangen zu haben oder zu beabsichtigen, welche die öffentliche Sicherheit oder die Sicherheit Einzelner schwer gefährden, wenn der Verdacht bereits zur moralischen Überzeugung geworden, wenn es klar vor Augen liegt, daß die juristische Überführung sofort und vollständig durch Kerkertortur, durch Verrath, durch das in Anspruch genommene Zeugniß der nächsten Blutsverwandten zu erlangen sein würde. Man bringt jedoch diese Schutzmittel als unzulässige nicht in Anwendung, setzt die Staatsangehörigen lieber dringender Gefahr aus, behauptet nicht, daß dieselben die Anwendung der erstern fodern dürften. Auch wird nicht bedacht, wenn man durch die Todesstrafe vor einer Gefahr schützen will, daß man eben durch sie eine andere, wenigstens gleich große und wol noch größere oder doch schrecklichere herbeiführt, nämlich die der Hinrichtung Unschuldiger. Wir wollen zugestehen, daß die Entbehrlichkeit der Todesstrafe für uns und unsere Zeit nicht mit absoluter Gewißheit behauptet werden könne, sofern die Erfahrung noch mangelt, wie sich die Dinge gestalten möchten, wenn die Todesstrafe gesetzlich abgeschafft ist; allein aus demselben Grunde läßt sich auch die Nothwendigkeit derselben mit absoluter Gewißheit nicht behaupten, und wenn irgendwo, wäre hier eine solche Gewißheit erfoderlich. Die Anhänger der Todesstrafe müssen jedenfalls zugeben, daß starke Gründe für die Entbehrlichkeit, die Unzweckmäßigkeit derselben vorliegen, daß ihre Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit sehr zweifelhaft geworden ist, daß sie von vielen und achtbaren Stimmen für rechtswidrig, unräthlich und nachtheilig erklärt wird. Wie können sie sich nun dem Versuche widersetzen, der für sie und Andere allein den Beweis der Richtigkeit ihrer Meinung liefern, sie allein gegen Justizverbrechen und den Vorwurf, dergleichen zu begünstigen, sichern kann, da sie doch schwerlich in Abrede zu stellen vermögen, daß alle Strafübel, deren Zufügung die Erhaltung der öffentlichen Sicherheit nicht nothwendig fodert, Rechtsverletzungen und Justizverbrechen enthalten?

Unserer Überzeugung nach ist der — und zwar genügende — Grund aller, keiner andern Theorie zu ihrer rechtlichen Begründung bedürfenden Strafgesetzgebung ihre Nothwendigkeit, ihr Zweck die Erhaltung des Staats oder aber der vernünftigen Rechtsordnung, womit denn andere Zwecke, namentlich der der Besserung, verbunden werden mögen und sollen. Wir würden hiernach die Rechtmäßigkeit der Todesstrafe, obwol sie ein Eingriff ist in ein, wenn nicht

absolutes, doch für ein als relativ vollkommen begründet anzuerkennendes Recht, das Recht eines Jeden auf sein Leben, im Allgemeinen nicht in Zweifel ziehen, sofern ihre Nothwendigkeit für das Bestehen und die vernünftige Ordnung des Staats erwiesen wäre. Allein wir leugnen diese ihre Nothwendigkeit und also auch ihre Rechtmäßigkeit. Wir fodern von Denen, welche jene behaupten, den Beweis, in einem so wichtigen Falle den evidenten, bei den Einsichtigen durchaus keinen Zweifel übrig lassenden Beweis, der aber nicht anders als dadurch zu führen ist, daß man vermöge eines Versuchs die Erfahrung entscheiden läßt. Die Todesstrafe kann erst für rechtmäßig gelten, wenn *alle* andere Mittel zur Erhaltung des Staats, *alle andere* Mittel, die gröbsten Verbrechen sowol zu verhüten als zu bestrafen, erschöpft sind.

(Der Beschluß folgt.)

Die deutschen Päpste. Nach handschriftlichen und gedruckten Quellen verfaßt von Konstantin Höfler. Erste Abtheilung. Die Päpste Gregor V., Clemens II. und Damasus II. Mit einem Plane des mittelalterlichen Roms. Regensburg, Manz. 1839. Gr. 8. 1 Thlr. 22 Gr.

Es wäre keine uninteressante Aufgabe, die verschiedenen Ansichten zu erforschen und darzustellen, die seit der Reformation von protestantischen und katholischen Historikern über Hierarchie und Päpste ausgesprochen worden sind. Erstlich würde man mit verstärkter Überraschung wahrnehmen, wie Angriff oder Vertheidigung, Anklage oder Lobpreisung keineswegs bei denen sich immer finden, von denen man aus confessionellen Gründen das Eine nothwendig erwarten zu müssen glaubt. Die protestantischen Historiker Spanheim, Voigt, Leo, verglichen mit den Schriften katholischer Männer, wie de Potter's, Llorente's, Rotteck's, Ellendorf's liefern schon des Beweises genug. Und größere Werke, welche Papstthum und Päpste mit Heftigkeit gleichsam unter dem Schutze der Geschichte angreifen, wie dies jüngst von Weber und einem Antiromanus*) geschehen ist, gehören in der neuern protestantischen Literatur zu den Seltenheiten. Auch haben katholische Historiker, die für ihre Zeitgeschichte den Protestanten als parteiische Zeugen und Beobachter gelten, ebenfalls an Protestanten Vertheidiger gefunden, wie neuerdings Khevenhüller an Gfrörer. Ferner würde man recht deutlich sehen, daß die Geschichte, zu Parteizwecken aufgerufen, zwar Allen dient, aber nur Denjenigen wahee und gute Dienste leistet, die sie um der Gerechtigkeit und Wahrheit willen aufrufen. Denn Gerechtigkeit und Wahrheit allein geben ihr die Demantschärfe, die, ohne Scharten zu erhalten, in das innerste Mark des Gegners eindringt, während der von der Leidenschaft zu einer wüthenden Rotation getriebene Schleifstein des Aberwitzes oder des Scharfsinnes eine Schneide erzeugt, die sich umlegt, wenn sie auf den metallenen Schild der Wahrheit ihrer Gegner trifft. Endlich würde man noch eine ziemliche Anzahl von Historikern beider Parteien genauer zu beobachten Gelegenheit haben, die, nur leise auftretend und dem ersten Anscheine nach keiner Partei mit Entschiedenheit dienend, dennoch Parteizwecke verfolgen und den Unkundigen zu täuschen wissen. Sie gehören in der Regel keineswegs zu den Talentlosen oder Ungelehrten, sondern sie haben sehr oft ihr gelehrtes Gebiet recht gut durchforscht, haben glücklich aufgefunden, was sie für ihre Absichten brauchen, und ein Ganzes daraus geschaffen, was sich am Ende in den Augen der gewöhnlichen Beschauer gar schön ausnimmt. Unvortheilhaftes und Schmachvolles verstehen sie so geschickt zu bemänteln, oder mit so flüchtiger Hand darüber hinwegzugehen, oder endlich, wenn sich dies ohne grobe Unklugheit nicht thun läßt, mit einem so tiefen Seufzer der Scheinheiligkeit zu beklagen, daß man sie bei dem ersten Anblicke für die aufrichtigsten Freunde historischer Wahrheit halten sollte. Allein eine genauere Betrachtung der Sache selbst und der Verhältnisse, unter denen sie schreiben, lehrt, daß sie es nicht sind.

Zu dieser Classe von Schriftstellern, die noch daran besonders kenntlich sind, daß sie gelegentlich auf ihre Gegner einen verächtlichen Seitenblick thun, der ihren innern Groll und ihre wahre Absicht hinlänglich verräth, gehöet der Verfasser des vorliegenden Buchs. Wir freuten uns anfänglich über das Erscheinen desselben, weil es einen Titel an der Stirn trägt, der eine zur Zeit noch nicht gelöste historische Aufgabe erledigen zu wollen schien. Allein wir fanden uns bald über den eigentlichen Zweck des Verf. enttäuscht. Erstlich fiel es uns bei dem ersten flüchtigen Durchlesen des Buchs schon auf, weder einen freisinnigen katholischen noch einen protestantischen Historiker*) erwähnt zu sehen, indem es doch an solchen nicht fehlt, die trotz der an sich löblichen Tendenz des Verf., nach handschriftlichen und gedruckten Quellen zu verfahren, manchen trefflichen Dienst geleistet haben würden, wenn seine Absicht eine wahrhaft historische, eine wahrhaft redliche gewesen wäre. Ferner überzeugten wir uns, daß des Verfassers Bestreben lediglich ein theologisches im Sinne der römisch-katholischen Kirche sei; und unsere Überzeugung erhielt eine sichere Bestätigung durch die Bemerkung, die man S. 281 liest: „Bei den nachfolgenden Päpsten — von Stephan V. 885—891 an — verlassen uns die Quellen aufs neue, obwol es (?) sich bei manchen noch mit großer Wahrscheinlichkeit nachweisen läßt. Es ist dies im Ganzen einer jener materiellen Beweise der Fortpflanzung ererbter Tradition, deren Wahrheit jedoch vom theologischen Standpunkte aus ungefährdet wäre, wenn uns auch die Quellen ganz verlassen hätten.“ Wer derartigen Grundsätzen in der Geschichte huldigt, muß sich für keinen echten Historiker ausgeben oder auf historisches Vertrauen Anspruch erheben wollen. Die Geschichte erkennt in ihrer Auffassung und Darstellung keine Kirche, kein kirchliches Dogma als bindende nnd leidende Norm an. Und wollte der Verf., wie er sich in der kurzen Vorrede ausdrückt, „ein für den Ruhm des deutschen Vaterlandes und der gesammten christlichen Kirche nicht unersprieslisches Werk unternehmen“, so mußte er, um dieses Werk mit Glück und allgemeiner Anerkennung durchzuführen, kein kirchliches System, am allerwenigsten den Romanismus zu repräsentiren beabsichtigen.

Bei dem sorgfältigern Durchlesen des Buchs ergab sich endlich die zweideutige Haltung desselben noch deutlicher dadurch, daß, während man beinahe auf jeder Seite von greuelhafter Verdorbenheit der Päpste und des römischen Klerus, von Simonie, schändlichen Gewaltthätigkeiten, kurz von dem schmäligen Verfalle der Kirche und von der Unwürdigkeit ihrer Diener Beispiele in Menge zu lesen bekommt, diese Erscheinung doch so wenig die Heiligkeit der Kirche beeinträchtigend gefunden wird; ihren vermeintlichen Rechten kann durch solche Entwürdigung so wenig Abbruch gethan werden, daß man klar erkennt, wie der Verf., mit echt romanischen Grundsätzen ausgerüstet, im 10. und 11. Jahrhundert nur einen Durchgangspunkt für die päpstliche Hierarchie sieht: die sieben deutschen Päpste retteten durch ihre reformatorischen Bestrebungen, von den deutschen Kaisern unterstützt, die Hierarchie, und als Retter derselben haben sie einen besondern Anspruch auf den Dank der Deutschen und auf eine kirchliche Celebrirung. Und wie einsei-

*) „Das Papstthum im Widerspruch mit Vernunft, Moral und Christenthum nachgewiesen in seiner Geschichte von Antiromanus“ (3 Bde., Stuttgart 1838).

*) Wenn Böhmer, Stenzel und einige Andere erwähnt werden, so geschieht dies in so gleichgültigen und unbedeutenden Dingen, daß unsere obige Bemerkung dadurch nicht aufgehoben wird. Dagegen ist Phillipps das non plus ultra deutscher Geschichtsanschauung. Wir wissen schon warum.

tig der Verf. die Sache auffaßt und darstellt, dafür findet sich in dem Umstande ein besonderer Beleg, daß die in der vorliegenden Abtheilung seines Werks geschilderten drei deutschen Päpste mit Priestern, Mönchen*), Heiligen, heiligen Geschichten, Ekstasen und andern wunderlichen Dingen gleichsam verbrämt sind. Dagegen ist von einer Auffassung der politischen Seite der Erhebung deutscher Bischöfe auf den päpstlichen Stuhl durch Otto III. und Heinrich III. kaum eine Spur zu finden; und doch ladet diese Seite den Unparteiischen sogleich und vor Allem zu einer nähern Betrachtung ein. Erstlich schon darum, weil vorher noch kein Beispiel der Art vorgekommen war und auch nachher, was genau mit Roms hierarchischer Politik zusammenhängt, nur noch einmal mit Hadrian VI. sich wiederholt. Sodann liegt es auf der Hand, daß das Verfahren mit der päpstlichen Würde eng an die politische Richtung sich anschloß, die Otto III. und Heinrich III. nehmen zu müssen glaubten. Insbesondere aber wollte der zuletzt genannte Monarch durch seine deutschen Päpste eine Reformation des Klerus durchführen, und zwar zufolge seiner Meinung von kaiserlicher Machtvollkommenheit unter der Ägide der weltlichen Macht, eine Ansicht, die freilich nicht in den Kram Derer paßt, die mit hierarchisch gefärbten Gläsern die Geschichte anschauen und ihre Beobachtungen an den Mann zu bringen suchen. Und wie leicht wäre die Sache für den Verf. gewesen, da es an Büchern wahrlich nicht fehlt, die darüber Aufschluß geben, und er selbst eine ausgebreitete urkundliche Belesenheit besitzt, denn diese sowol als klare Darstellung und gute Stylisirung sind Eigenschaften, die sich in der vorliegenden Abtheilung des Werks auf eine nicht unrühmliche Weise beurkunden. Der Verfasser scheint seine Zeit in Italien gut benutzt zu haben. Und darum ist auch das Buch nicht ohne einen gewissen Werth; und wenn die beiden Abtheilungen, die wir noch zu erwarten haben, sich wenigstens diesen Werth zu wahren wissen, so wird dem Ganzen immerhin einige wenn schon einseitige Verdienstlichkeit zugestanden werden müssen.

(Der Beschluß folgt.)

Italien wie es mir erschienen ist. Von A. G. Eberhard. Zwei Theile. Halle, Heynemann. 1839. 8. 2 Thlr.

Das vorliegende Buch ist ein neuer Beweis, daß Italien seine anziehende und verjüngende Kraft für empfängliche Seelen noch nicht verloren hat. Vor einigen Jahren berichtete uns Hr. v. Strombeck von einer im höhern Alter dorthin unternommenen Reise, und jetzt thut es Hr. Dr. Eberhard, ein vieljähriger Anwohner des deutschen Parnasses, dessen liebliches Idyll „Hannchen und die Küchlein" gewiß Vielen noch im frischen Andenken ist. Im 70. Jahre seines Alters macht sich der lebensfrische Greis, dem die Zeit zwar einen Dämpfer auf seine Lunge, aber keineswegs auf seinen jugendlichen Geist zu setzen vermochte, aus dem nordischen Hamburg auf, um, von einer Freundin begleitet, die Reise über die Alpen zu unternehmen und ein halbes Jahr lang die hesperischen Gefilde zu durchwandern. Glücklich ist er wieder heimgekehrt, die sein ganzes Leben hindurch gehegte Sehnsucht nach dem schönen Lande befriedigt, Geist und Gemüth sind von den großartigsten Eindrücken erfüllt, und jetzt sammelt er die Blätter seiner Reisemappe, aus welcher schon früher einzelne in die „Abendzeitung" gelangt waren, zu einem Votivdenkmal für die Heimat. Man merkt es ihnen an, daß sie einer lebendigen Gegenwart entsprossen, daß die ihnen beigemengten Blumen an Ort und Stelle gepflückt sind, so sehr ist Alles noch von südlichem Hauche durchduftet. Aber außer diesen Blumen und Blättern hat der Verf. auch Dornen und Disteln mitgebracht, und zwar zu einer Geißel für — Hrn. Divisionsauditeur Nicolai! Mit schonungslosem Eifer geht er diesem verunglückten Reisenden auf Schritt und Tritt in dem von ihm so schmählich verleumdeten Welschland nach und findet natürlich jeden Augenblick Gelegenheit, ihn mit Ernst und Strenge oder mit Hohn und Spott für seine unzähligen Schnitzer und Böcke zu züchtigen. Daß Hr. Nicolai eine solche Züchtigung verdiente, ist gewiß, aber sie ist ihm auch bereits reichlich von Seiten des gebildeten Publicums und selbst der Themis, die er in seiner Verblendung angerufen, zu Theil geworden. Unser Verf. nimmt daher eine res judicata wieder auf und macht den schon genugsam bestraften und fast vergessenen Autor zur Zielscheibe seiner unbarmherzigen Satire. Erscheint uns nun diese auch in Bezug auf den Gegenstand etwas hors de saison, so ist sie doch an und für sich fast immer reich an Humor und beißender Sittlauge, deren sprudelnder Born gewiß viel zur Erheiterung des Lesers beitragen wird. Diesem aber können wir außerdem noch mannichfachen Genuß von dem Buche versprechen, welches des Heitern, Anziehenden und Pikanten, frisch aus dem Leben Gegriffenen gar vielerlei enthält. Besonders möge es allen künftigen Reisenden nach Italien empfohlen sein, denen daran liegt, über Wirthshäuser, Posten, Lohnbediente, Paßangelegenheiten u. s. w. ins Klare gesetzt zu werden, da bekanntlich der arme Nicolai durch diese Artikel, um nicht noch die Flöhe zu erwähnen, zu so excentrischen Schilderungen der hesperischen Landplagen hingerissen wurde, an denen er jedoch leider vergebens zum Märtyrer geworden ist. Jedenfalls hat der Verf. auf den Dank aller Derer zu rechnen, die gern erfreuliche Kunde von dem Lande vernehmen, das ihnen durch den Aufenthalt darin und seinen unzerstörbaren, von der Natur und Geschichte empfangenen Zauber ewig theuer geworden ist. 53.

*) Der Verf. meint, ohne Mönche habe die Kirche keinen Halt. Schon diese einzige Äußerung wäre so ziemlich hinreichend, um sagen zu können, ex ungue leonem.

Literarische Notizen.

In Paris erscheint jetzt ein „Répertoire dramatique des auteurs contemporains", eine Sammlung ausgewählter Stücke, welche auf den pariser Theatern — denn die Departements kommen in Frankreich überall nicht viel in Betracht — gespielt werden. Diese Sammlung wird in Lieferungen ausgegeben; jedes Stück bildet eine Lieferung und ungefähr 20 Stücke werden einen Band bilden; der Preis des Bandes ist 6 Fr. für Paris, der Preis einer Lieferung 20—60 Cent. je nach dem Umfange des Stückes. Die beiden ersten Bände, mit Portraits ausgestattet, enthalten Stücke von Ancelot, Anicet, Bourgeois, Brunswick, Desnoyers, de Lauven, Masson, Melesville, Paul de Kock, Paul Duport, Scribe, Théaulon, Vanderburck und mehren Andern.

Alle Wochen dreimal erscheint: „La correctionnelle, petites causes célèbres." Der Text steht unter der Direction von Jules Morère, die Zeichnungen sind von Gavarni, der, wie die französische Kritik behauptet, als Illustrateur dieser gerichtlichen Skizzen sich zu einer Feinheit der Beobachtung erhoben hat, wie früher noch nie. 25 Lieferungen sind bereits erschienen, jede Lieferung kostet nicht mehr als 3 Sous.

Von einem jungen jetzt in London wohnhaften französischen Literaten, Namens Roche, erschien in zwei Bänden eine „Histoire d'Angleterre", die freilich nur ein Résumé der wichtigsten Arbeiten über die Geschichte Großbritanniens, als solche indeß ihrer Gedrungenheit wegen brauchbar ist.

Als jetzt beendetes Werk in drei Bänden wird angezeigt: „Traité complet de philosophie, du point de vue du catholicisme et du progrès", von J. B. Buchez, Doctor der Medicin. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 80. —— 20. März 1840.

Über die Abschaffung der Todesstrafe.

(Beschluß aus Nr. 79.)

Die Erscheinung, daß noch immer Manche im Schoose auch des wohlgesinnten und denkenden Publicums für die Todesstrafe sich erklären, dürfte hauptsächlich darauf beruhen, daß man sich einmal daran gewöhnt hat, dieselbe für nothwendig und rechtmäßig zu halten, und wider die Gewalt des Vorurtheils zu schwach ist, daß man ferner zu beobachten glaubt, die Strafmilde der neuern Zeit gegen die Verbrecher schlage in Härte oder Benachtheiligung der rechtlichen Leute um, daß man angst wird um seine Sicherheit, sich empört fühlt über einzelne vorkommende Schauder erregende Verbrechen, daß die erregten Gerechtigkeitsgefühle Befriedigung durch blutige Sühne fodern. Der Mörder, sagt man, macht sich unwürdig, ferner unter Menschen zu leben. Aber wollt Ihr es besser wissen als Gott, der ihm das Leben fristet? Welchem Bekenntnisse Ihr auch angehören mögt, wo ist Euer Glaube, Eure Demuth, Eure Unterwerfung unter die göttliche Weisheit und Ordnung der Welt? Aber darf und soll nicht der Mensch gleich einem reißenden Thiere behandelt werden, der gleich einem solchen wüthet? Ihr habt aber zwischen einem Thiere und einem Menschen jedenfalls einen Unterschied anzuerkennen. Gegen den Menschen habt Ihr kein mehres Recht als das, ihn unschädlich zu machen durch zulässige Mittel, solche, die ihm und seinem Rechte nicht zu nahe treten, solche, wodurch Ihr nicht selbst ein Unrecht begeht, solche, die nicht über das Nothwendige zu Euerm Schutze hinausgehen, und Ihr habt die Nothwendigkeit der Todesstrafe, ja noch nicht einmal ihre Zweckmäßigkeit bewiesen, und könnt es möglicherweise erst, wenn Ihr wenigstens eine Zeit lang auf Euere Foderung derselben verzichtet, welche Foderung Ihr auf ihre eben erst noch zu erweisende Unentbehrlichkeit gründet. Die Abschaffung der Todesstrafe, sagt Ihr, sei ein Privilegium für Mörder. Aber das wäre nur richtig, wenn der Mörder morden dürfte, wenn der Mord ungestraft bliebe, was er nicht soll. Es handelt sich nur um eine recht- und zweckgemäßere Strafart. Das Leben des Mörders soll nicht heiliger und unverletzlicher werden, indem man ihn nicht tödtet, sondern der Staat soll dadurch sich und Alle schützen vor Justizverbrechen, vor dem Justizmorde, er soll dadurch einer dringenden Gefahr entgehen, er soll dadurch seine Achtung vor dem Leben und den Rechten Aller auf ihr Leben beweisen und diese Achtung einschärfen, statt durch blutige Hinrichtungsschauspiele die Scheu vor dem Blutvergießen zu vermindern. Man soll nicht in Strafmilde, aber auch nicht in Strafhärte zu weit gehen, im Zweifel aber die Milde vor der Härte erwählen, die von beiden die verwerflichste ist, sowol aus dem Standpunkte der praktischen Zweckmäßigkeit, als dem der Humanität. Prüft genau, ob es auch wahr sei, daß sich bei der Strafmilde der neuern Zeit die Verbrechen vermehrt haben, und wenn und wo es der Fall sein sollte, ob der Grund davon in jener Milde und nicht vielmehr in ganz andern Ursachen zu suchen sei, insbesondere aber, wenn die Strafmilde wirklich die Verbrechen vermehrte, ob sich dies zeige bei allen und nicht blos etwa bei gewissen Arten von Verbrechen, namentlich den geringfügigen. Vor allen Dingen aber prüft Euch selbst, wenn Ihr die Todesstrafe als nothwendig fodert, ob nicht ein feiges Verlangen nach Schutz, ob nicht ein geheimes Wohlgefallen am Tode des Verbrechers, ob nicht ein verborgener Rest von Menschenverachtung, von Freude an der Pein eines Mitmenschen, der Euern sittlichen Zorn erregt hat, ein Mangel von Liebe und Erbarmen, ob nicht unlautere Gefühle der Erbitterung und Rache — wie es bei den Meisten der Fall sein dürfte — insgeheim Euch beherrschen, sich in Euer Gerechtigkeitsgefühl, Euere an sich untadelige Entrüstung über Thaten der Bosheit und Unmenschlichkeit eindrängen. Solchen Motiven soll und darf der vernünftig geordnete, zumal der christliche Staat zum dienstbaren Werkzeuge sich nicht hergeben. Ja, es ist traurig wahr, daß noch immer von Zeit zu Zeit Thaten begangen werden, die jeden Menschlichfühlenden mit Schauder und Abscheu erfüllen, alles gesellschaftliche und menschliche Recht und Gefühl verhöhnen, auf die entsetzlichste Roheit, fast gänzliche Entmenschung der Thäter zu schließen nöthigen, unwiderstehliche Erbitterung gegen sie einflößen. Ihr haltet uns solche Beispiele vor. Wohl! Wir verkennen ihr Gewicht in der Wagschale nicht. Doch nun geht mit uns noch einen Schritt weiter, sucht den tiefsten Grund so grausiger Unthaten auf, und Ihr werdet Verkettungen von Ursachen und düstern Verhängnissen, werdet in ihnen und in den Versäumnissen und sittlichen Schäden der Gesellschaft, an welchen Alle ihren Schuldantheil tragen, so

vielen Grund und so viel Milderung jener Unthaten, werdet die Hauptschuld oft so offenbar bei der Gesellschaft finden, die für ihre minderbegünstigten Mitglieder so wenig, und zum Verderben derselben so viel, so wenig, um die Sünde in ihrem Schoose an der Wurzel anzugreifen, und so viel zur Vergrößerung der Maße derselben that — daß Eure Erbitterung gegen den Verbrecher sich wol oft in Mitleid verwandelt; daß Ihr an die eigene Brust schlagt und sprecht: Gott sei mir Sünder gnädig, statt den Tod des Sünders zu begehren; daß Ihr nicht mehr aus ruchlosen blutigen Thaten schließt, der Thäter sei vom Leben zum Tode, sondern er sei nach Möglichkeit zum Leben zu bringen; nicht mehr, er sei hinzurichten, sondern die Sünde der Gesellschaft sei zu ertödten; nicht mehr, die beleidigte Gesellschaft habe eine blutige Sühne zu fodern, sondern vielmehr die verderbte habe Buße zu thun; nicht mehr, sie müsse sich schützen und helfen durch Tödtung der Übelthäter, sondern durch Beendigung ihrer eigenen Schuld!

Zusatz.

Nachdem wir die vorstehende Anzeige abgesendet hatten, kam uns noch zu:

Die Rechtmäßigkeit der Todesstrafe. Als Antwort auf Dr. Zöpfl's Denkschrift. Von Karl Philipp Reidel. Heidelberg, Groos. 1839. Gr. 8. 16 Gr.

Die Schrift ist das werthlose Product einer Leidenschaftlichkeit und einer Afterphilosophie, welche sich nicht leicht toller geberden könnten. Der Form nach ist sie unerträglich abstoßend und ungelenk, dem Inhalte nach zu lächerlich und abgeschmackt, um empörend, zu empörend, um in der Art lächerlich zu sein, daß sie den Eindruck einiger Heiterkeit zurückließe. Das Schlimmste von Allem, sie ist entsetzlich langweilig. Nach einer kurzen Einleitung und Expectoration bringt sie lange Anmerkungen zu Zöpfl's Schrift, welche Seite vor Seite, und also schon deshalb fast nothwendig unter zahlreichen Wiederholungen commentirt wird. Aus dem bis zum Überdruß Wiedergekäueten ergibt sich nur das Resultat der heillosesten Ideenverwirrung und des kläglichsten Mangels an Logik. Der Verf. geht von den unrichtigsten Voraussetzungen, den handgreiflichsten Misverständnissen aus und langt bei den gröbsten Fehlschlüssen an. Er trifft weder die Sache überhaupt, noch Zöpfl's Ansicht insbesondere. Namentlich sind seine Vorstellungen vom Christenthume und der göttlichen Gerechtigkeit der Art, daß sich der Himmel darüber erbarmen sollte. Es muß wunderbar zugehen, wenn eine solche pseudo-christliche Anschauung nicht im Tollhause endet. Man höre nur. Die Diatribe hebt mit folgendem Satze an: „Wir wollen die Todesstrafe des Mörders entfernen aus Humanität, und würden dadurch unser Recht vielleicht (!) äußerlich und lahm machen, und in dem wichtigsten Falle die allein genügende und verhältnißmäßige Strafe wegnehmen." Wie viel Unerwiesenes und Strittiges wird aber damit als erwiesen und abgemacht vorausgesetzt. Doch weiter: „Ein Mörder ist Einer, der das Leben für nichts achten gewollt hat. An diesem freien Willen fassen wir ihn, und thun ihm, wie er frei wollend gethan hat. Wenn das nicht recht ist, so ist überhaupt nichts mehr recht." Also Rache — Aug' um Auge, Zahn um Zahn u. s. w. Und das soll Christenthum sein! Es ist aber unsers Wissens lediglich jenes durch dasselbe antiquirte Judenthum, das in Folge einer neuern bekannten Richtung in dem Gebiete der Theologie, die reinchristliche Gottes- und Weltansicht trübend, wieder herumspukt und sich hier nun auch in das der Jurisprudenz verirrt. Das Princip der Rache im Mosaismus war eben nichts Anderes als ein Nachklang heidnischer Gesinnungen. Hr. Reidel sagt: „Christliche Moralität verlangen wir auch im Rechte, und Nachklänge heidnischer Gesinnungen hierin sind uns ein Greuel." Wir finden indeß solcher Nachklänge, die ihm angeblich ein Greuel sind, noch mehre.

Dem Morde kann darum nur der Tod als Strafe entgegenstehen, weil durch jede andere Strafe das factisch vernichtete (?) Rechtsprincip nicht wiederhergestellt ist. Wer die abscheuliche Kraft gehabt hat, sich selbst durch die furchtbarste That über alles göttliche und menschliche Recht hinauszustellen, auf den paßt gar keine andere Rechtsbestimmung mehr als die alleräußerste. Er muß auch selbst durch die Furcht des Todes hindurchgeängstet werden zur Erkenntniß, daß er einen unsterblichen Geist hat, und daß alle andere Menschen seine Brüder sind, und daß man nichts thun müsse, was man selbst nicht haben wolle, und was sonst noch in dem Katechismus steht (!). Der Verbrecher hat das Recht darauf, daß ihm als Mensch diese letzte Ehre angethan werde; er war unser Mitbruder, und wir wollen an ihm thun, was recht ist (!!). Der Weg zur Versöhnung des Mörders mit Gott geht nicht durch das Zuchthaus, sondern durch den Tod. Alle andern Strafen, außer dem Tode, sind, auch von dem religiösen Standpunkte aufgefaßt, für den Mörder unangemessen. Man sollte denken, daß sich der ernstliche Gedanke an Abschaffung der Todesstrafe eher etwa bei den Negern, als bei uns weisen Christen zuerst hätte finden müssen. Hat ein Mensch den andern gemordet, so muß man doch wenigstens ihn zu retten suchen, damit nicht zwei sterben, denn dann ist noch ein Leben weniger. Wenn Einer durch Mord sich selbst des Lebens unwürdig gemacht hat, so gebt ihn auf, wie er selbst gethan hat, und laßt ihm sein Recht widerfahren, damit er wenigstens ein ordentlicher Geist sei, wenn er kein Mensch mehr sein kann. Wir haben die Galgen von den Landstraßen weggeschafft, nicht der Mörder, sondern unserer schwachen Nerven wegen. Zum Tode mit allen freiwilligen Giftmischern und Mördern! rc.

Wenn das und noch weit mehr Ähnliches in Hrn. Reidel's „Apologie des Todes" (er nennt seine Schrift selbst so und will damit ihre „Härte und Schonungslosigkeit" entschuldigen) kein Aberwitz ist, so wissen wir es nicht. Die Begründung der ausgezogenen Sätze ist, wie man leicht denken kann, ebenso aberwitzig und sophistisch. Die Widerlegung würde zu leicht sein und der Irrthum liegt zu sehr auf der Hand, als daß sie statthaft erscheinen könnte. Wohl verdiente insbesondere die philosophisch klingende Verdrehung und Profanirung der einfachen und ehrwürdigen Lehren des Christenthums, deren Hr. Reidel sich schuldig macht, die ernsteste motivirte Rüge. Indeß würde eine solche bei Hrn. Reidel und seiner Geistestaumelei vergeblich sein, und vor den Lesern d. Bl. ist sie überflüssig. Zudem ist die Schrift völlig ungeeignet nach Form und Inhalt, den Zwecken der Zöpfl'schen Denkschrift hindernd, die Wirkung aufhebend entgegenzutreten, da sie

ein zu schwaches Product ist, um die Gelehrten einzunehmen, zu gewinnen oder zu verwirren, und in die Hände des Volks den Weg nicht finden wird und kann. 26.

Die deutschen Päpste. Nach handschriftlichen und gedruckten Quellen verfaßt von Konstantin Höfler. Erste Abtheilung.

(Beschluß aus Nr. 79.)

Wir wollen jetzt einige Stellen zur theilweisen Rechtfertigung unsers Urtheils hier folgen lassen. Welche Wendung der Verf. und seines Gleichen in Absicht auf die weltberüchtigten pseudoisidorischen Decretalen machen, ersieht man aus nachstehender Anmerkung (S. 8): „Die Decrete der allgemeinen Kirchenversammlungen sind wohl zu unterscheiden von den pseudoisidorischen Decretalen, obgleich selbst von dieser Sammlung, aus welcher so viele unberufene Eiferer ein gewaltiges Rüstzeug gegen die christliche Kirche in diesen Jahrhunderten zu schmieden suchten, jetzt hergestellt ist, daß ihr Inhalt dem Wesen nach mit den frühesten päpstlichen (apostolischen) Decreten übereinstimmt, während die eigenmächtigen Zusätze Isidor's der Entwickelung der Hierarchie mehr schadeten als nützten." Diese Worte, um sie zu würdigen, bedürfen weiter keines Commentars; nur das sei bemerkt, daß, wenn der Verf. sich dabei auf Philipps und Walther berufen zu müssen glaubte, die wissenschaftliche Foderung zugleich an ihn erging, wofern es ihm anders um Wissenschaftlichkeit zu thun war, das audiatur et altera pars nicht zu vergessen und zu hören, was z. B. Eichhorn in seinem „Kirchenrechte" sowol als in seiner „Deutschen Staats- und Rechtsgeschichte" über diese vielbesprochene Sache als Resultat höchst gründlicher und ruhiger Forschungen niedergelegt hat. Wie steht es in diesem Falle, dem wir leicht noch manchen ähnlichen aus seinem Buche hinzufügen könnten, mit des Verf. aufrichtigem Sinne für historische Wahrheit? Mit welchem Auge der Verf. geschichtliche Ereignisse zu betrachten pflegt, dafür möge folgende Stelle Zeugniß ablegen: „Es besteht der Vorzug des sächsischen Kaiserhauses vor den fürstlichen Geschlechtern jener Zeit gerade darin, sich von so allgemein verbreiteten Übeln (der Simonie, der Geldgier) unbefleckt erhalten zu haben, und durch Macht und Ansehen ein Vorbild Aller, es auch in untadeliger Sitte, in Gehorsam und freiwilliger Unterwerfung unter die höhere Ordnung gewesen zu sein. Die Könige von Deutschland versuchten keine solche Scenen der Erniedrigung des kirchlichen Ansehens, wie sie in Frankreich auf der rheimser Synode*) stattgefunden hatten; vor ihnen flüchtete kein Adalbert von seinem Bischofsitze; es erfolgten aber auch über sie nicht die Strafgerichte, die wenige Jahre nachher über ihre östlichen und westlichen Nachbarn ergingen, und während die Vorsehung weder dem staatsklugen König Hugo noch seinem Sohne, dem König Robert die Gewalt ertheilte, der verwaisten Kirche ein Oberhaupt zu geben, ward diese ruhmvolle Aufgabe, die noch keinem abendländischen Fürsten geworden war, dem Sprößlinge der sächsischen Kaiser, dem sechzehnjährigen Könige der Deutschen zu Theil." Über die historische Wahrheit des ersten Theils dieses Satzes wollen wir hier gar nicht rechten, weil dies Erörterungen hervorrufen würde, die nicht hierher gehören; der Geschichtskundige wird ohnedem die Behauptung des Verf. zu würdigen wissen. Allein auf den Sinn des Ganzen müssen wir aufmerksam machen; er ist kein anderer als extra ecclesiam nulla salus, auch für den Monarchen nicht, sobald er sich der vermeintlichen höhern Ordnung (ecclesia) zu widersetzen wagt; die Kirche ist die einzige Vermittlerin des Heils zwischen dem Menschen und dem Himmel! So weiß der Verf. die Geschichte für seine Zwecke auszubeuten. Bekanntlich sagt das Sprüchwort, „man kann des Guten nicht zu viel thun"; etwas Ähnliches scheint dem Verf. (S. 200 fg.) begegnet zu sein. Dort wimmelt es — zu Anfange des 11. Jahrhunderts von Heiligen, von Feinden der Simonie, von eifrigen Anhängern der katholischen Kirche und von „zahlreichen und streng geregelten Klöstern, die einen tüchtigen und gebildeten Klerus heranzogen". Gleichwol lesen wir S. 205 aus einer Urkunde bei Mansi (XIX, S. 343) folgende Schilderung des damaligen Lebens der Kleriker: „Ipsi quoque clerici — ex liberis muliebribus filios procreant — ampla praedia, ampla patrimonia et quaecunque bona possunt, de bonis ecclesiae — infamis patris infamibus filiis adquirunt. Hi sunt (diese Bastarde) qui tumultuantur contra ecclesiam; nulli pejores hostes ecclesiae, quam isti; — sic annullatur ecclesia, sic mendicat." Wie paßt das zusammen? Die Urkunde hat vollkommen recht, wie gelehrte Geschichtskenner hinlänglich wissen, zumal wenn man dabei an die Vormundschaftszeit Heinrich's IV. denkt, oder auch nur lediglich an die unter Konrad II. ungescheut getriebene Simonie, so daß eine Urkunde den Sohn des Letztern, Heinrich III., sagen läßt: „Nam et pater meus, de cujus animae periculo valde pertimesco, damnabilem avaritiam in vita nimis exercuit." Wie läßt sich dieser Widerspruch lösen? Unstreitig durch die kirchlichen Grundsätze, die den Verf. bei seinen geschichtlichen Darstellungen leiten: die Blößen der römischen Kirche müssen möglichst zugedeckt werden, das Eine muß dem Andern aufhelfen. Die Kirche hatte nie Mangel an sogenannten Heiligen, ergo auch nicht an Heiligkeit; und das Übel, was sich einmal nicht wegleugnen läßt, war nicht so schlimm, als es aussieht, der überfließende thesaurus meritorum ecclesiasticorum war stets ausreichend, der Sünden Menge zu bedecken. Das ist allerdings ein gutes Radirmesser für die Flecken der hierarchischen Geschichte.

In Beilage Nr. 3 bringt der Verfasser die Kaiserkrönung Otto's I. zur Sprache, und sagt unter Anderm: „Schon aus dem Eide, den Otto schwur, um Kaiser zu werden, ist ersichtlich, daß seine Krönung rein persönlich war und den Papst durchaus nicht verpflichtete, wie man jetzt in allen Geschichtsbüchern lesen kann, die Kaiserkrone für immer bei den Deutschen zu lassen." Dieser Seitenhieb unsers Verf. soll eigentlich nicht die Geschichtschreiber treffen, weil dies nicht möglich ist — wir werden hernach sehen, warum —, sondern in der That Diejenigen, welche die weltliche Macht gegen hierarchische Anmaßungen in Schutz nehmen. Denn der Verf. schreibt weiter unten: „Die Päpste verrichteten bei der sogenannten Krönung der Kaiser jenen Dienst, welchen Samuel auf das Geheiß eines Höhern erst an Saul, dann, als dieser sich seiner Mission unwürdig gemacht hatte, an dem Sohne Isai's verrichtet hatte." Diese Worte sind bezeichnend genug. Natürlich kann nun Niemand vom Verf. erwarten, daß er zugeben werde, der Papst habe eine Verpflichtung zur Krönung des deutschen Königs je anerkannt; er stand wie Saul über menschliche Verpflichtung erhaben, er mußte erst die Würdigkeit des Sohnes der Kirche prüfen, er durfte ihn preiswürdig finden, aber auch verwerfen; daher die unantastbare Superiorität des kirchlichen Oberhauptes über das weltliche. Wie wenn nun Saul's Benehmen ebenfalls den Übermuth eines Priesters verrieth? wie wenn die Nachahmung seines Beispiels im Mittelalter die vielen und furchtbaren Unordnungen und heillosen Zerwürfnisse erklärte, von welchen die Fürstenhäuser und Staaten heimgesucht wurden? Aber auch darum kann der Verf. mit seiner obigen Bemerkung die Geschichtschreiber nicht ernstlich gemeint haben, weil keiner, der Kenntnisse und Umsicht hat, so lehren oder schreiben wird. Bekanntlich existirt überhaupt kein Vertrag zwischen Kaiser und Papst über die Verpflichtung des Letztern, dem jedesmaligen deutschen Könige die Kaiserkrone aufzusetzen. Und was sich in

---

*) Die bei Gelegenheit dieser Synode ([illegible]) vorgefallenen Scenen waren eine Folge der päpstlichen Eingriffe in die Metropolitangewalt. Der Verf. möge sich nur erinnern, was ungefähr 100 Jahre früher die päpstliche Curie in dem Streite mit dem alten Erzbischof Hincmar von Rheims von diesem Letztern zu hören hatte.

dieser Beziehung in Gratian's Decret findet, ist schon längst als unecht verworfen worden. Ja, wir glauben sogar behaupten zu dürfen, daß es im Interesse der Kaiser und der Päpste lag, einen solchen Vertrag überhaupt nicht einzugehen. Denn hätten die Erstern dafür gestimmt, so wäre dies eine Anerkennung des absoluten Rechts auf Seiten der Letztern zur Krönung eines deutschen Monarchen gewesen, was ja eben bestritten wird und zu Conflicten Veranlassung gab. Hätten dagegen die Päpste einen solchen Vertrag eingehen wollen, so wäre diese Verpflichtung eine Schmälerung des beanspruchten Rechtes gewesen, das sie vor Otto I. auch oft genug ausgeübt haben, die römische Krone mit hierarchischer Willkür auch an Nichtdeutsche zu vergeben. Die Päpste sind aber stets die klügsten und muthigsten Wächter ihrer in Anspruch genommenen Rechte gewesen. Einen Lichtpunkt in dem vorliegenden Buche bildet der kurze Abschnitt über den berühmten Abt Gerbert, nachherigen Papst Sylvester II. Diese Seiten haben wir mit Vergnügen gelesen. Freilich hat auch Hock eine treffliche Biographie von ihm geliefert, die Hrn. Höfler zu Gebote stand.

Wir schließen unsere Anzeige mit der Bemerkung, daß Geschichtschreiber, die die vorliegende Aufgabe ohne Parteizwecke künftig zu bearbeiten gedenken, in Hrn. Höfler's Werke manche brauchbare Urkundenmaterialien finden werden. Die Aufgabe selbst muß nach unserer Überzeugung noch für unerledigt angesehen werden. 54.

Literarische Notizen.

In der päpstlichen Akademie der Alterthumskunde machte am 16. Januar, unter der Präsidentschaft des Fürsten Odescalchi, der berühmte Antiquar, Ercole Visconti, die Versammlung mit einer wichtigen zu Cerveteri gemachten antiquarischen Entdeckung bekannt, worüber in den pariser Blättern durch einen Brief des Vicomte von Marcellus berichtet worden ist. Ein Landmann, der auf dem Felde arbeitete, stieß neuerlich mit einem Male auf neun Statuen, welche in einem unterirdischen Bau, Brunnen oder Gewölbe, verwahrt waren; sie scheinen dorthin mehr aus Absicht als aus Zufall gerathen zu sein. Diese Statuen sind über natürliche Größe, einige sogar kolossal. Der Adel des Styls, die Schönheit der Gewandung und die Größenverhältnisse selbst zeigen an, daß sie Personen von hohem Range darstellen, und ein Kopf des Kaisers Claudius — der einzige Kopf, den man auffand — brachte den Berichterstatter auf die Vermuthung, daß die übrigen akephalischen Bildsäulen ebenso viele Mitglieder der kaiserlichen Familie sein dürften. Der Art zufolge, womit die Bildsäulen in dem unterirdischen Bau aufgestellt waren, gleichsam als habe man sie vor einer drohenden Zerstörung schützen wollen, vermuthet der gelehrte Alterthumsforscher, daß man die noch fehlenden Köpfe gewiß finden und somit die Züge der Cäsaren des ersten Jahrhunderts nach Einführung des Kaiserreichs haben werde. Diese Entdeckung ist eine der wichtigsten, die man je gemacht, und in ihrer Art vielleicht einzig.

In Paris erschien: „Voyage autour du Caucase, chez les Tcherkesses et les Abkhases, en Colchide, en Géorgie, en Arménie et en Crimmée; par *F. Dubois de Montpéreux*" (2 Bde., mit einem Atlas). Der Verf. ist ein Schweizer, der auf eigene Hand und fast ohne Begleitung diese beschwerliche und gefährliche Reise unternommen hat. Lange Zeit hielt er sich in einem russischen Fort auf, von wo aus er die Soldaten, wenn sie, um zu recognosciren, ausrückten, häufig begleitete. Die Offiziere benahmen sich gegen den Reisenden sehr höflich und zuvorkommend und gaben ihm auf seine Excursionen militairische Bedeckung mit. So ist es dem Reisenden, welcher nur aus wissenschaftlichem Interesse dem gefährlichen Unternehmen sich unterzog, gelungen, über jenes merkwürdige Volk, welches schon so lange die Aufmerksamkeit der Welt beschäftigt, interessante bis dahin unbekannte Thatsachen beizubringen.

Hr. Cahen, Verf. einer rühmlich anerkannten Bibelübersetzung, gibt jetzt eine periodische Schrift heraus unter dem Titel „Archives israélites de France". Der Hauptzweck dieser interessanten Sammlung ist die Veröffentlichung authentischer bisher ungedruckter oder selten gewordener Documente, betreffend die Juden, welche vor 1789 in Frankreich wohnhaft waren; zugleich wird der Verf. auch weiterhin das Leben der Juden in Frankreich verfolgen, besonders die Reformbewegung des jüdischen Cultus, die sich in Frankreich bemerkbar macht. Auch soll das Publicum durch diese Schrift mit der hebräischen und biblischen Philologie, wie sie in Deutschland angebaut wird und deren Resultate in Frankreich wenig bekannt sind, vertraut gemacht werden. Außer einem Entwurf zu einer Organisation des jüdischen Cultus, publicirt durch das jüdische Centralconsistorium in Frankreich, enthält die erste Numer einen interessanten Artikel über die hebräische und jüdische Literatur seit 1789, eine Notiz über die Rabbinen zu Metz, und einen sehr bemerkenswerthen Aufsatz über die hebräischen Manuscripte in den Archiven des Königreichs. Von desselben Herausgebers Bibelübersetzung erschien eine neue Lieferung, welche das Ende des Jeremias enthält und an Reichhaltigkeit der Anmerkungen und Vollkommenheit der typographischen Ausstattung den frühern Lieferungen nichts nachgibt. 5.

Bibliographie.

Burns, R., Lieder und Balladen des Schotten ꝛc. Uebertragen von H. J. Heintze. Mit dem Bildniß und einem kurzen Lebensabriß des Dichters nebst erläuternden Anmerkungen. Gr. 12. Braunschweig, Westermann. 1 Thlr. 12 Gr.

Erinnerungen an Friederich von Laßberg, ehemaligen fürstlich Hohenzollern Sigmaringenschen Geheimen-Rath und Regierungsdirector. Eine kurze Darstellung seines Lebens und Wirkens, den Freunden des Verewigten gewidmet. Mit dem Bildnisse des Verewigten. 4. Stuttgart, Beck u. Fränkel. 6 Gr.

Giehne, F., Glossen zu der Schrift über die europäische Pentarchie. Lex.-8. Stuttgart, Literatur-Comptoir. 9 Gr.

Grävell, M. C. F. W., Der Baron und der Bauer oder das Grundbesitzthum. 8. Leipzig, Wienbrack. 22 Gr.

Grundlinien der Deklamationskunst. Zum öffentlichen wie zum Privatgebrauche. Von *r. 8. Leipzig, Fest. 9 Gr.

Horvath, J. G., Die Nonne, oder: Die Erstürmung von Vera-Cruz-nuova durch die Franzosen. Amerikanische Zeitbilder. 8. Meissen, Goedsche. 1 Thlr. 10 Gr.

Kriegk, G. L., Schriften zur allgemeinen Erdkunde. Gr. 8. Leipzig, Engelmann. 2 Thlr.

Marryat, Captain, Der arme Jacob. Aus dem Englischen von E. Brinckmeier. 1ster Band. Mit Abbildungen nach Stanfield. 8. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 6 Gr.

Näke, A. F., Wallfahrt nach Sesenheim. Herausgegeben von K. A. Varnhagen von Ense. 8. Berlin, Duncker u. Humblot. 9 Gr.

Politisches Rundgemälde, oder kleine Chronik des Jahres 1840. Für Leser aus allen Ständen, welche auf die Ereignisse der Zeit achten. Gr. 12. Leipzig, Fest. 9 Gr.

Sherry. Leben und Abenteuer Valentin Vox des Bauchredners. Aus dem Englischen von E. Brinckmeier. 1ster, 2ter Band. Mit Abbildungen nach Onwhyn. 1ste bis 4te Lief. 8. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 1 Thlr. 8 Gr.

Ulmer, K., Romanzen. 16. Nürnberg, Bauer und Raspe. 16 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 81. —— 21. März 1840.

Dramaturgische Schriften.

1. Die Dramatiker der Jetztzeit. Von Ludolf Wienbarg. Erstes Heft. Altona, Aue. 1839. Gr. 12. 15 Gr.
2. Über den Begriff des Hamlet von Shakspeare. Ein Versuch von Ferdinand Marquard. Berlin, Enslin. 1839. 8. 8 Gr.

Die Bühne ist gegenwärtig mehr als je an der Tagesordnung der Kritik, nicht wie vor 1830 nur in Bezug auf einzelne Schauspieler und Schauspielerinnen, Sänger und Sängerinnen, nicht in der Form eines lockern und losen Journalgeklätsches, weil man sich doch an irgend einem Gegenstande reiben und sein Müthchen kühlen wollte, sondern in Bezug auf ihre Fort- und Umgestaltung und in der Form principienmäßiger Erörterung. Man sieht die Wichtigkeit der Bühne ein, wenn es gelingen sollte, ihr eine höhere und nationalere Bedeutung zu geben, man sieht aber auch die Hemmungen ein, die ihrer Entwickelung im Wege stehen, die alten Schäden und Wunden, an denen sie krankt und welche Folge waren einmal der Vornehmheit und Schläfrigkeit der Bühnenverwaltungen, sodann des Mangels nicht an producirenden Talenten, sondern an solchen, welche eine praktische Richtung genommen und von ihrem genialen Eigensinne etwas nachgelassen hätten, endlich des Ungeschmacks im Publicum, welches, da ihm Gutes wenig geboten wurde, zuletzt mit Allem, auch dem Jämmerlichsten, vorliebzunehmen lernte. Selbst die Kritik wurde gleichgültig gegen die Bühne und forcirte sich in dieser Gleichgültigkeit bis zu der Behauptung, daß man sie aufgeben müsse, sie sei ein abgestorbener Zweig am großen Stamme des Nationallebens. Dagegen wucherte die Literatur der Romane und Novellen desto üppiger, die Tendenzschriften und die im socialen Style raisonnirenden Bücher nahmen überhand. Dramatisches wurde wenig gedruckt und, wenn gedruckt, wenig gekauft und gelesen. Raisonniren, selbst über das Raisonnement raisonniren, kritisiren, selbst die Kritik kritisiren, wurde immermehr Hauptsache. Allmälig macht sich aber das Bühnenbedürfniß wieder Raum; eine lange Schlachtlinie gegen das abgestandene Theaterwesen hat sich gebildet, und so peinlich den Theaterverwaltungen diese unablässigen Angriffe sein mögen, so verächtlich sie auf dieselben herabzublicken sich den Anschein geben, so werden sie doch zugestehen müssen, daß diese Angriffe wenn auch nicht von Achtung vor ihnen selbst, doch von Achtung vor ihrem Institut zeugen, und daß sie je länger je mehr in weiterer Ausdehnung Wurzel geschlagen haben. Viel hat sich freilich nicht gebessert; wir sehen sogar, was früher nie geschehen ist, die Bühne in Springer- und Seiltänzerbuden umgewandelt; aber daß es bis zu dieser Degradation der Bühnen kam, wird seinen Nutzen haben; die Extreme fodern sich heraus; tiefer sinken können die Bühnen nicht mehr, sie werden also früher oder später eine Gewaltanstrengung machen müssen, um sich emporzuschnellen, denn das Publicum, wenn in ihm noch irgend ein Funke von Ehre glüht, wird es überdrüssig werden, Reiter und Springer auf den Bretern, welche die Welt bedeuten, sehen zu wollen. Es ist ein trauriger Anblick, diese Verirrungen und Abnormitäten auf Bühnen dominiren zu sehen, welche ehemals durch die Vortrefflichkeit ihrer Darstellungen berühmt waren und gegenwärtig, selbst beim besten Willen, nicht mehr im Stande sind, irgend ein classisches Stück genügend zu besetzen, sodaß der Vorwurf, es gäbe für Classisches kein Publicum mehr, auf ihre eigene unclassische Fähigkeit, Classisches möglichst unclassisch darzustellen, zurückfällt. Im Gegensatze zu diesen verlorenen Bühnen sehen wir doch bei andern bereits ein freundlicheres Hinhorchen nach neuern dramatischen Productionen, und daß Gutzkow, der von vielen Seiten so verfemt gewesen und gewiß kein Mann für das große Publicum ist, bei mehren Bühnen, sogar bei dem Publicum, wie es scheint, eine freundliche Aufnahme fand, ist immerhin ein günstiges Symptom zu nennen. Noch vor wenigen Jahren würde ein solcher Fall wie ein Mythus ausgesehen haben.

In dieser Periode dramaturgischer Discussionen nennen wir ein Unternehmen wie das Wienbarg'sche von Herzen willkommen; ein Mann so enthusiastischen und flammenden Herzens wie Wienbarg wird der Sache, für die er das Wort nimmt, stets förderlich sein. Wienbarg ist gewiß ein Mann deutschen Herzens, innig, sinnig, kräftig, kräftigen Gesinnungen und Erscheinungen das Wort redend; Haß oder Liebe, die im Herzen ihren Ursprung haben, führen ihm die kritische Feder, nicht Eigenliebigkeit, nicht jener raffinirte Verstand, der, wo er tadelt, blos prickelt und verletzt, und wo er lobt, blos so weit lobt, daß

der nachfolgende Tadel das Lob verschüttet und bei lebendigem Leibe begräbt. Auch Wienbarg hat, wie die Jüngern alle, seine Periode gehabt, wo sein Urkern von allerlei socialen Würmern angefressen zu sein schien und sein deutsches Herz Anstalt machte, sich zu französiren. Es war damals, als er Gutzkow's Satelliten spielte, aber er ist von seinen Irrthümern zurückgekommen und in gegenwärtiger Schrift zeigt sich uns sein echtes und rechtes deutsches Herz aller Orten. Darum wählte er zum kritischen Gegenstande des ersten Heftes seiner Schrift ein echtes deutsches Drama, dessen Verfasser ein echter deutscher Mann, dessen Sujet echte deutsche Treue, Biederkeit und Heldenkraft — Uhland's Schauspiel „Ludwig der Baier". Wienbarg hat sich um Uhland als dramatischen Dichter ein wahrhaftes Verdienst erworben; es gibt leider so Viele in Deutschland, welche nicht eher den Werth einer Production einsehen, als bis ein geistreicher Mann kommt und ihre ungläubigen Thomasfinger an den schön gestalteten Gliedern des Kunstwerks auf- und abführt und in die Wundenmale legt, an denen des Dichters Herz blutet. Nun wird man hoffentlich einsehen, wie groß, wie wahrhaft national der Schatz ist, den wir an Uhland's köstlichem Drama besitzen. Wo bleibt da Raupach, wo Halm? Daß so viel Gutes in Deutschland verkannt und nicht beachtet wird, liegt daran, daß man so viel Schlechtes und Mittelmäßiges, weil der Modegeschmack dafür ist, aus Nachgiebigkeit gegen die Mode und um nicht zu widersprechen, lobt, entschuldigt, rechtfertigt, vergöttert und verhimmelt, daß man, wie der deutsche Biedermann Bürger empfand und sich ausdrückte, „gemeines Maß so gern für großes preist".

Wienbarg sagt zuvörderst einiges Allgemeine über Uhland als Dramatiker in seiner schönen, warmen und glänzenden Weise, und er begeistert sich für den Dramatiker Uhland so weit, daß er ihn höher schätzt als Uhland den Lyriker;

denn Uhland, der gefeierte Balladendichter — sagt er —, ist nur der in tausend Stücke gesprungene Uhland, der unbekannte oder kühl und schnöde beseitigte Dramatiker. Das ist die Wirthschaft der Welt. Sie zerschmeißt große Herzen und Talente und faßt die Stücke in Gold und Edelstein und verehrt sie als heilige Reliquien.

Das ist nun blendend schön gesagt, und die letzte Hälfte dieses Passus mag in gewissem Sinne wahr sein; aber gegen die erste Annahme streitet schon die Thatsache, daß Uhland, bevor dramatischer Dichter, Balladendichter und Lyriker war. Es ist auch falsch und willkürlich, Uhland den Balladendichter den in tausend Stücke gesprungenen Uhland zu nennen, vielmehr bilden Uhland's Balladen so gut ein organisches Ganze wie seine Dramen, seine Balladen liegen so gut wie seine Dramen hart an ihm, „wie dem Drachen seine Haut", sie sind ein Stück, das zwar in verschiedenen Farben spielt, aber doch ein Stück, nicht Stücke, noch Bruchstücke. Wir hören überhaupt Wienbarg lieber, wo er sich lust- und liebevoll der zerlegenden Betrachtung eines von ihm geschätzten Werkes hingibt, als wo er über Allgemeines spricht; denn in diesem Falle läßt er sich oft zu blendenden, aber inhaltlosen Phrasen hinreißen; er faßt z. B. ein einzelnes Wort in einem Satze auf und braucht es zu einem Bilde in einem zweiten, und ein Wort in diesem zweiten zu einem Bilde in einem dritten, sodaß man gar nicht zum Bewußtsein seiner selbst kommt. Er spricht z. B. von Denen, welche nicht durch das Volle, Ganze, sondern nur durch den Ausschnitt, den Theil angesprochen werden, und er fährt nun weiter fort:

Es sind die Leute, die den Wald vor Bäumen nicht sehen. Ich möchte sagen, die Sonne nicht vor Strahlen. Klänge es nicht zu prächtig und majestätisch. Aber ist nicht jedes Herz eine Sonne? Und weil Uhland's Sonne so groß, warm und freundlich sie nur war, sich gehemmt fühlte in ihren Strahlen, und weil sie durch das Prisma von Balladen und Liedern sich brechen mußte, halten sie, die selbst nur reflectirten Dichter-Gedichte des Strahlenden, das Prisma für die Sonne, die hinter ihnen und über ihnen einsam am tiefdunkeln Dichterhimmel leuchtet.

Sogar die schöne Einfachheit der Wienbarg'schen Prosa hat in Stellen der Art ein Ende. Die detaillirende Kritik des „Ludwig von Baiern" dagegen ist mit außerordentlich viel Feinheit, Geschmack und ästhetischer Einsicht durchgeführt; man lernt in ihr — gewiß ein großer Vorzug — den Dichter wie den Kritiker zugleich lieben. Uhland's Schauspiel ist so echt deutsch und auch wirklich an dramatischen Situationen so reich, daß man sich wundern muß, wenn man sich überhaupt über die Bühnenverwaltungen noch wundern darf, daß es auf keiner deutschen Bühne zur Aufführung gekommen ist, wenn auch nur des bloßen Versuchs wegen. Und ein Mann wie Uhland würde gewiß sein Publicum haben. Die unselige vornehme Bedenklichkeit und Trägheit! Ganz besonders müssen wir in Uhland's Dramen die einfach schöne, durchsichtige und doch kräftige Sprache bewundern, und was einzig ihre Wirkung schwächen könnte, ist ein der Mehrzahl der deutschen Dramen anhängendes Gebrechen, das zu Monologisch-Lyrische im Dialoge; man läßt die Personen, welche miteinander sprechen, nicht wirksam genug aufeinander noch auf die Situationen eingehen, und so kommt die wirksamst gedachte Scene um ihren Erfolg. So bei Uhland in jener an sich herrlichen Situation, wo Isabelle mit erloschenem Augenlicht dem wildherzigen Leopold gegenübertritt. Isabelle erzählt ihm ganz ruhig, allerdings in schönen einfach-edeln Versen, daß sie ihr Augenlicht ausgeweint habe. Leopold entsetzt sich darüber gar nicht, er beginnt, gleich nachdem Isabelle ausgeredet, im einfachen Style eines treuherzigen Chronikenschreibers zu erzählen:

> In jener Stunde, da mir Ludwig's Sieg
> Berichtet ward, stemmt' ich auf einen Stein
> Den Knauf des Schwertes und mit offner Brust
> Wollt' ich hinein mich werfen.

Zuschauer und Leser, welche auf die erschütternde Erzählung der Isabelle eine ganz andere Sprache von Leopold erwarteten, sind plötzlich in dem empfangenen Eindrucke gestört und müssen sich wieder in eine neue Gemüthsrichtung und Situation hineindenken. Und ebenso ruhig fährt Leopold fort, er könne ja auch jetzt noch thun, was er damals nicht gethan habe, und wenn Isabelle die That-

auch nicht sähe, so könne sie wenigstens in sein heißes Blut die Hand tauchen, worauf Isabelle ihm den Rath ertheilt, dergleichen Werke der Verzweiflung den Weibern zu überlassen, lieber solle er ihr den Gatten und das Augenlicht wiedergeben; denn er sei an dem ganzen Unglück schuld. Statt daß Leopold etwas auf die verzweifelte Foderung der Isabelle Bezügliches erwidert, stottert er eine Art Entschuldigung her, er habe immer ihrem Gatten die besten Rathschläge ertheilt, aber Friedrich habe sie nicht benutzt u. s. f. So kommt allerdings die tragisch großartigste Situation um alle ihre Wirkung.

Die Schrift Nr. 2 ist die etwas verworrene und auch sprachlich nicht selten verschrobene Arbeit eines wenn auch nicht im Denken, doch im Schreiben Ungeübten, der sich bemüht, den Charakter des Hamlet in einem andern Lichte, als bisher geschehen ist, darzustellen. Eine ganz unpraktische Schrift, die einen hohen philosophischen Standpunkt umsonst anstrebt und ihren Geist dadurch bekundet, daß sie das Shakspeare'sche Drama als ein praktisches, nicht als ein psychologisches, nicht als ein Herzens-, sondern als ein bloßes Lebensgemälde, wie etwa der Boz'sche „Oliver Twist" oder gar „Die Pickwickier" sein mögen, bezeichnet. Auch Hamlet wird zu einem ganz unpsychologischen Kerl heruntergewürdigt. Manches ist gut, z. B. was über den Gegensatz zwischen dem deutschen und dem englischen Drama gesagt wird. Der Verf. weiß sich im Allgemeinen nicht recht klar zu machen und es mag Manches, was auf dem Papiere dunkel erscheint, in seinem Kopfe klar und deutlich genug aussehen. Der Commentatoren haben wir schon zu viel, es wäre besser, wir ließen die Dinge, und hierunter die Dichterwerke Verstorbener laufen wie sie laufen, aussehen wie sie aussehen, und wirken wie sie auf ein unverbildetes natürliches Gemüth nur immer wirken können. 16.

Mittheilungen aus dem Leben eines Richters. Erster Band. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1839. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Die englischen „Mittheilungen aus dem Tagebuche eines Arztes" haben auch in Deutschland ein ungemeines Glück gemacht. Diesem Erfolg hat unstreitig das obengenannte Buch seine Entstehung zu verdanken. Über jene läßt sich viel sagen, Gutes und Schlimmes. Das Gute hat aber mehr in der Behandlung als im Stoffe seinen Grund. Ein sehr geschickter Schriftsteller ist über Stoffe gerathen, welche aus der Praxis nicht eines, sondern vieler Ärzte entnommen sind; und ebenso viel hat die Phantasie hinzugethan. Dieser Schriftsteller ist sehr wahrscheinlich kein Arzt, wenigstens kein bedeutender gewesen; denn eines solchen Praxis erlaubt in England so wenig als in Deutschland eine derartige Federthätigkeit und zugleich solchen Aufwand von Kunst, um wirklich vorgekommene Fälle so pittoresk auszumalen und so psychologisch zu detailliren. Auch in England mag der Buchhändler den ersten Anstoß gegeben haben, er gerieth aber an einen tüchtigen Mann, der aus einer Fülle von Fällen das Beste herauswählte und dem Gewählten ein Kleid zu geben wußte, wodurch es in allen literarischen Gesellschaften, besonders aber wo Pikantes geliebt wird, effectuiren konnte. Was man dem Buche vorwerfen kann, ist sein Genre; daß es, ohne Dichtung sein zu wollen, die dieses darf und soll, Wahrheit und Dichtung untereinander mischt und den Anspruch auf jene allein machen will. So wird es ein Zwitter, der Ansprüche erregte, aber nicht befriedigte; als ein Product für den Markt ein vortreffliches, mehr aber nicht. Die Lesewelt will jetzt Wahrheit, sie glaubt es wenigstens, und meint in den Memoiren daran mehr zu finden als in den classischen Dichtungen. Auf dem Markte gilt Betrug; also laßt sie durch Memoiren und Mittheilungen aus allen möglichen Tagebüchern betrogen werden, wenn nur der Betrug wieder eine Wahrheit wird und er, wie die adoptio, die naturam imitat. Daher glaubte das Publicum auch im Anfange an diese „Mittheilungen" bis sie in dem Maße wuchsen, als das Verlangen danach stieg. Nun aber ist man auf den Punkt gekommen, wo man nicht mehr weiß, was wahr ist, und auch an dem Wahrscheinlichen zweifelt.

Ob die „Mittheilungen aus dem Leben eines Richters" dem Buchhändler oder dem Richter ihre erste Anregung verdanken, läßt sich nicht sogleich entscheiden. Es ist nur so viel gewiß, daß sie unbestritten deutschen Ursprungs sind. Unser Vetter Michel läßt sich in den Erfindungen der Art nicht verkennen; — Erfindungen, damit soll dem zum Grunde liegenden Kern nicht seine Wirklichkeit abgesprochen werden. Ref. wollte unter dem Wort Erfindung diesmal nur das Präparat für den deutschen Markt bezeichnet haben. Es sind Criminalgeschichten mit etwas psychologischer Beigabe und im novellistischen Kleide. Dies Kleid ist aber durchaus deutsch, und wäre einmal eine Situation für unsere Nerven zu schreckhaft, so ist mit voller Gutmüthigkeit dafür gesorgt, uns wieder zu beruhigen. Criminalgeschichten haben unter allen Umständen ein großes Interesse; sie werden von allen Leserclassen verschlungen; der Kitzel des Schauerlichen, des Grausamen, des Geheimnißvollen, das Walten der göttlichen Vorsehung in der oft wunderähnlichen Entdeckung, das Spiel des Zufalls, die Verkettung der Umstände und die Verbindung des Geringfügigsten, was hier zur That, dort zur Entdeckung führt, alles dies und noch vieles Andere übt auf das Gemüth des Gebildeten wie des Rohen einen Reiz, dem man auch mit allem ästhetischen Schönheitsgefühl nicht widersteht. Wir haben in Deutschland so vortreffliche Criminalgeschichten aufgezeichnet als nur England und Frankreich. Juristen und Psychologen haben sich darin ausgezeichnet, und wenn sich Dichter derselben bemächtigten, so fühlten sie sehr richtig, daß, wenn sie nicht auf der gegebenen geraden Straße der erstern fortschreiten konnten, die psychologische Behandlung die angemessene sei. Das Hinzudichten und Ausschmücken mit romantischen Begebenheiten zerstört in der Regel mehr das Interesse, als daß es dasselbe hebt.

Ref. wünschte von den vorliegenden Mittheilungen sagen zu können, daß ihr Autor auf einem der beiden Wege geblieben wäre, dem streng juridischen Vortrage oder der rein psychologischen Behandlung; aber er hat beide vermischt und am Ende geglaubt, daß das Interesse des großen Publicums am sichersten durch eine novellistische Einkleidung zu erzielen sei. Sollen wir uns für die Wahrheit der Begebenheiten interessiren, so thut diese gar nicht wegzuleugnende Beimischung dem Eintrag. Fühlte er aber, daß die Wahrheit an sich nicht genug Interesse hatte, so mußte, um dies zu gewinnen, die novellistische Behandlung zur Hauptsache werden, und mit aller dichterischen Kunst mußte die kleine gegebene eine große künstlerische Wahrheit werden. Statt dessen ist beides vermischt, und im Durchschnitt gerechnet, weiß der Leser nicht wie er daran ist. Die alte Wahrheit ist verwischt und die neue nicht mächtig genug, um ihn anzuziehen. Ohne Zweifel ist der Verf. ein Mann der Themis, aus Acten, aus wirklich Erlebtem hat er seine Stoffe genommen, die Erfindung hätte ganz wo anders geschürft und andere Schachte zu Tage gelegt. Er ist ein humaner Jurist in kleinen Verhältnissen, das Kleinbürgerliche ist seine Sphäre, als Richter ist er kein Rhadamant, sondern ein gutmüthiger deutscher Justitiarius, der im Schlafrock, allenfalls die Pfeife im Munde, seine Untersuchungen führt. Aber ihm kam das Bedenken, ob die Ergebnisse seiner Acten allein werth-

voll genug seien, dem größern Publicum vorgeführt zu werden. Im gerechten Zweifel deshalb wandte er sich an die Muse, die ihn vielleicht schon ehedem ihr geflügelt Roß zu einem Abstecher geliehen. Aber der Ritt war zu kurz, das Thier kam nicht in den rechten galopirenden Flug der Begeisterung. Die Stoffe wurden nicht verarbeitet, sondern nur bearbeitet, und leider gerieth er dabei auf den Irrweg, mit Humor auszuhelfen, wo die Sache ihm zu trocken schien oder zu schrecklich. Dadurch bricht denn oft etwas Plebejes herein, was den Ernst für den Gegenstand keineswegs fördert.

Doch wir gehen zum Inhalt über und stoßen zuerst auf einen Criminalfall, überschrieben „Der Aristokrat", dessen Zusammenhang indessen, klar in seinen Motiven, doch so bedingt in seinen Verhältnissen ist, daß die Justiz ihn unbeseitigt liegen ließ. Unbezweifelt spielen diese Justizfälle in einem Lande, wo monarchischer Eigenwille und aristokratische Familienverbindungen Vieles durchsetzen, aber auch in jedem andern Lande, wo die Gerechtigkeitspflege nicht eine todte Maschinenthätigkeit ist, würden die hier obwaltenden Rücksichten eine gleiche Nachsicht gebieten; denn durch ihr Richtschwert würde keine Sicherheit geschafft, keine Gerechtigkeit gefördert und nur das Elend vergrößert. Ein Edelmann und Gutsbesitzer, von edelm Gemüthe, aber von der Natur in äußerer Liebenswürdigkeit vernachlässigt, heirathet spät. Die junge Gattin entspricht nicht Dem, was seine Seele verlangt. Ihre Koketterie erweckt einen schlafenden Dämon in seinem Gemüthe. Er sieht den Verführer durch ihr Fenster steigen. Mit zwei Pistolen schleicht er herein; die eine Kugel trifft und tödtet die Gattin, die andere fliegt dem enteilenden Verbrecher nach. Dieser entkommt zwar; aber der jüngere Bruder des Edelmanns, ein Offizier, kommt schwer verwundet von einer Jagdpartie nach einigen Tagen in seine Garnison. Der gerächte Edelmann versinkt in einen stumpfen Wahnsinn. Die Begebenheit ist novellistisch, reich an pikanten Situationen. Hier aber hat der Berichterstatter das Interesse wo anders gesucht. Zuvörderst in der rein juridischen Darstellung des Thatbestandes, wie die Hinzukommenden die Leiche, den Mörder u. s. w. gefunden; dann im Versuche psychologisch zu erklären, wie aus solchem Charakter nach einer solchen That der Wahnsinn naturgemäß eintreten könne. Letztere Mühe scheint fast überflüssig und ist auch nicht in einer Art gelöst, die um ihrer selbst willen das Interesse in Anspruch nimmt. Wahr ist die Geschichte, interessant und einfach. Was hinzugethan ward, ist zu wenig für das Interessante und zu viel für die Einfachheit.

„Des Weibes und des Mannes Ehre" ist eine sehr lange Kette von Begebenheiten, welche aber kaum auf den Charakter einer Criminalgeschichte Anspruch machen; und spielten die Ereignisse nicht gar zu sehr in unserer bürgerlichen Misere, so würde man an eine altspanische Novelle von gekränkter und geretteter Ehre erinnert. Ein Gardeoffizier von der ordinairen Sorte hat ein junges Mädchen unter dem Versprechen der Ehe verführt. Verstoßen von seinen Ältern, wird es als Landstreicherin aufgegriffen und gebiert in einer kleinen Stadt das Kind der Sünde. Hier aber verliebt sich der Arzt, ein feuersprudelnder Geist, der fürs Recht durch Dick und Dünn geht, in ihre ursprüngliche Tugend und Reinheit, und nach mancherlei mehr breiten als interessanten Zwischenvorfällen kommt es darauf an, wie ihren Widerspruch zu beseitigen, die als eine Entehrte den Ehrenmann durch eine Verbindung mit sich nicht beflecken will. Da findet sich der Fürst als ein deus ex machina aus der alten Komödie; der Verführer, der Offizier und Baron, wird von ihm gezwungen, die von ihm Verführte feierlich zu heirathen, und auf der Stelle wird er auch wieder ebenso geschieden und der Doctor führt statt einer Jungfer eine geschiedene Baroneß an den Altar. Wo die Verhältnisse so miserabel sind, findet das Gefühl an dergleichen dii ex machina eine Erquickung. Nur schade, daß die Miserabilität in der Wirklichkeit überall da ist, die Götter aber fehlen. Indessen eine so eclatante Abstrafung vornehmer Ruchlosigkeit spricht überall an, und das Schönheitsgefühl, das sich manchmal verletzt fühlt, kommt dagegen nicht auf. Eine Criminalgeschichte ist es nicht und eine Novelle ist es nicht geworden. Dennoch ist Ref. überzeugt, die Geschichte wird eben jenes rohen Interesse wegen ihr großes Publicum finden.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Anzeige.

Bericht über die im Laufe des Jahres 1839 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 18.)

16. Ikonographische Encyklopädie oder bildliche *Darstellung* aller Gegenstände der Medicin, Chirurgie und *Geburtshülfe*. Unter Mitwirkung der Herren: Hofrath und Leibarzt Prof. Dr. *v. Ammon* in Dresden; Prof. Dr. *Dieffenbach* in Berlin; Leibarzt Dr. *Grossheim* in Berlin; Geh.-Rath Prof. Dr. *Jüngken* in Berlin; Geh.-Rath Prof. Dr. *Kluge* in Berlin; Geh.-Rath Prof. Dr. *Trüstedt* in Berlin besorgt und herausgegeben von **Dr. Friedr. Jak. Behrend.** Erste Abtheilung: Nicht-syphilitische Hautkrankheiten.

    Auch unter dem Titel:
    Ikonographische Darstellung der nicht-syphilitischen Hautkrankheiten. Mit darauf bezüglichem systematischen Texte. Unter Mitwirkung des Herrn Geheimrath Dr. *Trüstedt* besorgt und herausgegeben von **Dr. Friedr. Jak. Behrend.** 30 Tafeln Abbildungen und 28 Bogen Text. Sechs Lieferungen. Grossfolio. 12 Thlr.

    Die zweite Abtheilung: Knochenbrüche und Verrenkungen, wird im Jahr 1840 erscheinen.

17. Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg, verwitwete Gräfin von Bernstorf. 8. Geh. 16 Gr.

    Besonderer Abdruck aus dem Jahrgang 1839 des Taschenbuchs „Urania".

18. **Gross (Jean),** L'eau fraiche, comme excellent diététique et admirable curatif, ou des vertus médicales de l'eau fraiche et de son usage, tant pour conserver la santé, que pour la rétablir. Ouvrage traduit de l'allemand d'après la troisième édition par l'auteur. Avec une planche. 8. Geh. 1 Thlr.

    Über die Kaltwassercuren erschien noch in meinem Verlage:
    Die Resultate der Wassercur zu Gräfenberg. Mit 1 Abbildung. 8. 1837. 1 Thlr.

19. **Hake (A. v.),** Sophonisbe. Trauerspiel in einem Act. Geh. 8 Gr.

20. ***Herder (Siegm. Aug. Wolfg., Freih. v.),*** Der tiefe Meissner Erbstolln. Der einzige, den Bergbau der Freyberger Refier für die fernste Zukunft sichernde Betriebsplan. Mit einer geognostischen Karte, einem Profil und einem Grundrisse. Gr. 4. Geh. 4 Thlr. 12 Gr.

21. **Heeringen (Gustav v.),** Reisebilder aus Süddeutschland und einem Theile der Schweiz. Gesammelt im Sommer 1838. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Gr.

    Von demselben Verfasser erschien früher in meinem Verlage:
    Meine Reise nach Portugal im Frühjahre 1836. Zwei Theile. 8. 1838. 3 Thlr. 12 Gr.

22. **Hermsdorf (Ed.),** Die Verfassungsurkunde für das Königreich Sachsen vom 4. September 1831 mit den sie ergänzenden gesetzlichen Bestimmungen zusammengestellt. Gr. 8. Geh. 16 Gr.

23. Franz Horn. Ein biographisches Denkmal. Mit Horn's Bildnisse und einer Abbildung seines Grabdenkmals. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 82. —— 22. März 1840.

Pierre Bayle, nach seinen für die Geschichte der Menschheit und Philosophie interessantesten Momenten, dargestellt und gewürdigt von L. Feuerbach. Erlangen, Enke. 1838. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Den großen Todten, dessen Name an der Spitze dieser Schrift steht, in das lebendige Bewußtsein der Gegenwart zurückzurufen, die Interessen seiner Philosophie mit denen unserer Zeit zu parallelisiren, wo nicht zu identificiren, ist ein schwieriges, ja theilweise bedenkliches Werk. Es ist dasselbe die Aufgabe vorliegenden Buches. Der Verf. erklärt, den anfänglich gehabten literarisch-psychologischen Zweck, über Bayle's Widersprüche ins Reine zu kommen, der Entwickelung des wesentlichsten dieser Widersprüche, zwischen Glaube und Vernunft, aufgeopfert zu haben, da Bayle „der Culminationspunkt dieses in der Geschichte der Philosophie und Menschheit unumgänglichen Zwiespalts" sei (Vorrede, S. IV). Hiergegen möchten wir bemerken, daß die Spitze eines Gegensatzes nicht in dem strengsten Negiren des Satzes, sondern in dem Dagegenstellen der widersprechendsten Behauptung liege: Bayle aber hat wenig mehr gethan, als nur geleugnet und zerstört. An dem Aufbau eines contradictorischen Systems der Vernunft gegen den Glauben hat er nicht gearbeitet, man müßte denn das Wegräumen zerbröckelter Glaubenssätze dafür halten wollen. Eben darum ist er auch kein Glied der Entwickelungskette der Philosophie zu nennen, sein Skepticismus hat keinen Inhalt, der ihm eine Berechtigung zu einem Standpunkte innerhalb der folgerechten Entfaltung des Geistes in der Geschichte gäbe. In diesem Alleinstehen liegt seine Bedeutung, aber zugleich auch die Maßlosigkeit seines Werthes für seine wie für unsere Zeit. Er steht auf dem Standpunkte des Verstandes, und von hier aus ist die Polemik gegen den Gedanken, gegen den Geist von stets gleicher Geltung, sie unterscheidet sich blos nach formellem Verdienste.

Können wir sonach dieser Erneuerung Bayle's einen Werth für unsere Zeit nur aus dem Gesichtspunkte der Literaturgeschichte zugestehen und müssen ihr dagegen eine Bedeutung für die Geschichte der Philosophie ableugnen, so gewinnt gleichwol diese Frage eine andere Wendung dadurch, daß Feuerbach — wie er sich in der Vorrede (S. V) ausdrückt — „sich nicht hat enthalten können, selbst auch ein Wörtchen mit drein zu schwatzen", mit andern Worten, daß er sich bemüht hat, viele Raisonnements von Bayle durch weitere Deduction, oft auch historische, mit vieler Gelehrsamkeit geschriebene Nachweisungen zu befestigen und zu begründen. Es ist zur Beurtheilung dessen nöthig, den Inhalt des Buches näher darzulegen. Der erste Abschnitt ist überschrieben: „Der Katholicismus, oder der Gegensatz von Geist und Fleisch", welchem ein zweiter: „Der Protestantismus, oder der Gegensatz von Glaube und Vernunft", folgt. An der Spitze steht der Satz: „Der Charakter der christlichen Welt ist der Dualismus", zu dessen Begründung der Verf. unter Anderm Folgendes sagt:

> Das Christenthum — wohl zu unterscheiden von der Lehre Christi — gesellte zu den nothwendigen und immanenten Kämpfen geistzerrüttende, transscendente Kämpfe, zu den körperlichen Leiden Seelenleiden, zu den natürlichen Gegensätzen unnatürliche Gegensätze — den Zwiespalt von Gott und Welt, von Himmel und Erde, von Gnade und Natur, von Geist und Fleisch, von Glaube und Vernunft.

Und ferner:

> Die Keuschheit war und ist in Wahrheit, als die wider- und übernatürlichste Tugend, die specifische Tugend des Katholicismus.

Der Verf. spricht, nachdem er aus den Schriften der Kirchenväter und aus der Geschichte hierauf Bezügliches angeführt, weiter davon, daß dem Wesen des Katholicismus die Kunst nicht entspreche, so sehr sie auch von der katholischen Kirche gehegt und gepflegt würde.

> Nur solche Bilder, welche keinen Kunstwerth haben, sind Bilder im Sinne und Geiste des echten Katholicismus, eben deswegen, weil sie blos religiöse, aber keine Kunstbedeutung haben, weil sie den Menschen nicht abziehen von der frommen Betrachtung des heiligen Gegenstandes, nicht den Sinnen schmeicheln, sondern vielmehr, mit Ekel und Widerwillen an allem Irdischen und Menschlichen ihn erfüllend, nur hinauf zum Himmel seine Blicke ziehen.

Nicht weniger als die Kunst widerspreche, heißt es weiter, die Wissenschaft dem innern, wahren Wesen des Katholicismus, und wer das leugnen wolle, müsse auch leugnen, daß die Verbindung des Aristotelismus mit dem Katholicismus der sonnenklarste, himmelschreiendste Widerspruch war. Der Protestantismus nun hob den falschen Gegensatz von Fleisch und Geist auf, aber,

> wie er sich als Kirche verwirklichte, befreite und errettete er den Menschen nur von seiner praktischen, nicht von seiner theoretischen oder intelligenten Seite; die höhern Ansprüche, die

Rechte des Erkenntnißtriebes, die Ansprüche der Vernunft anerkannte und befriedigte er nicht. Er blieb hierin in der alten Barbarei befangen, Glaubensartikel im Widerspruch mit der Vernunft aufzustellen und doch als wahr festzuhalten.

Hierauf charakterisirt der Verf. die nähere Bestimmung dieses Gegensatzes zwischen Glaube und Vernunft in Bayle als eine von theologischen Interessen freie.

Die Zweifel der Theologen waren Zweifel, wol mit Wissen, aber wider Willen, die Zweifel Bayle's aber auch, wenigstens im Vergleich zu jenen, mit Willen, dort im Widerspruche mit dem Wesen, hier im Einklange damit.

Weiter wird ein neuer Gegensatz zwischen Theologie und Wissenschaft aufgestellt; unter dem Drucke der Theologie habe die Philosophie, nicht minder die Naturforschung des 17. u. 18. Jahrhunderts im Widerspruche mit sich gestanden. Der Verf. geht hier genauer in die einzelnen Versuche ein, in den Eigenthümlichkeiten der Thiere die Größe Gottes nachzuweisen, und gibt gewissermaßen eine Geschichte des teleologischen Beweises. Hierauf fährt er unter Anderm fort:

Was ist das oberste Princip der Differenz zwischen der Theologie und der Wissenschaft? Dieses: das Fundament der Theologie ist das Mirakel, das Fundament der Philosophie die Natur der Sache, das Fundament der Philosophie die Vernunft, die Mutter der Gesetzmäßigkeit und Nothwendigkeit, das Princip der Wissenschaft, das Fundament der Theologie der Wille, das asylum ignorantiae, kurz das dem Princip der Wissenschaft entgegengesetzte Princip der Willkür. Man merke aber wohl, das Fundament der Theologie als einer particulairen Wissenschaft, der Theologie in ihrem specifischen Unterschiede von der Philosophie.

Halten wir einstweilen hier inne und wenden uns zur Betrachtung des vorliegenden Stoffes. Welchen Standpunkt haben wir für die Erkenntniß dieser Gegensätze? Sind sie im Geiste des Verf. überwunden, schwebt die Klarheit des Selbstbewußtseins über ihnen, und führt er uns dieselben nur darum in ihren schneidendsten Widersprüchen vor, um durch die Lösung und Versöhnung uns desto sicherer zu befriedigen? Wir finden davon keine Spur in dem Folgenden, das uns nur näher Bayle vor Augen stellt und sich von neuem mit Widersprüchen, und zwar mit den ihm eigenen beschäftigt. Wozu also, sind wir desto berechtigter zu fragen, wozu dieses Aufdecken wunder Seiten in der Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geistes? Wäre es blos im Interesse dieser Geschichte als solcher, so würden wir diese Explication deshalb mangelhaft nennen müssen, weil sie des Anhalte- und Richtpunktes entbehrt, der zur Würdigung des Gegebenen nothwendig ist. Es ist sehr leicht, in der Geschichte jeder Wissenschaft, und desto leichter, je rein geistiger, je barer der materiellen Beimischung sie ist, eine Reihe von Gegensätzen der Auffassung und Behandlung derselben zu finden, die durch den geistigen Standpunkt der Zeit bedingt, ja als Phasen der geistigen Entwickelung nothwendig waren. Man kann diese Gegensätze sogar oft in dem höhern Lichte eines Widerspruchs immanenter Principien darstellen, und eine solche Sublimation wird in vielen Fällen der Ausdruck einer durchdringendern Erkenntniß sein. Aber das ist nothwendiges Erfoderniß, daß jener Widerspruch entweder historisch als überwundener, oder philosophisch als zu überwindender dargelegt werde. Sonst stehen wir vor dieser Reihe von Gegensätzen wie vor einer Kette von ebenso vielen Problemen, sie erstarren, indem wir sie fassen wollen, und die Skepsis mit ihrem ganzen Gefolge wissenschaftlichen Leidwesens nimmt von dem Terrain Platz, auf welchem die echtphilosophische Entwickelung des Gedankens erfolgen sollte. Wir setzen aber hierbei immer noch voraus, daß blos in diesem plötzlichen Haltmachen und Erstarrenlassen der Misgriff unsers Führers liege, daß aber seine Thätigkeit bis dahin tadellos und folgerecht war, daß also die Anordnung des Zuges, die Vertheilung der Kräfte und der ganze Marsch richtig vor sich gegangen sei. Wie aber, wenn dem nicht *so ist*? Wie, wenn jene Gegensätze in einer Äußerlichkeit aufgefaßt und hingestellt sind, welche das eigentliche Wesen der Sache höchst einseitig berührt? Oder glaubt der Verf., daß mit solchen Abstractionen wie Bayle's Gegensatz zwischen Glaube und Vernunft der Kern des Protestantismus bezeichnet sei? Ist nicht Glaube und Vernunft ein Gegensatz, der sich als nothwendig, aber gleichwol der Vermittelung nicht entbehrend, in der Geschichte der positiven Religion aller gebildeten Völker zeigt? Und ist der Gegensatz zwischen Geist und Fleisch nicht mit ebenso vielem Rechte oder Unrechte, wie ihn hier der Verf. als den dem Katholicismus eigenthümlichen bezeichnet, vor nicht langer Zeit als ein in dem Christenthum überhaupt sich darlegender aufgestellt worden?

Und hier gelangen wir zu einem fernern Gesichtspunkte für die Auffassung dieser Schrift. Nach dem bisher Gesagten nämlich können wir nur einmal die ungenügende und theilweise unbegründete Darstellung historischer Erscheinungen, sodann den Mangel der Vermittelung und Abrundung misbilligen. Der Verf. zwingt uns aber, den Gesichtspunkt zu seinem Nachtheile noch weiter hinauszurücken, indem er diese Darstellung nicht als eine gewesener, sondern als eine noch vorhandener Gegensätze unzweideutig bezeichnet, somit die Wahrheit derselben zu vertreten gemeint ist. Es ist also in jedem Sinne ein erneuerter Bayle, wie denn diese Gegensätze die Operationsbasis für diesen wie für jeden Skeptiker waren und sein werden. Hiergegen nun haben wir an nichts weiter zu erinnern als an die hohe Aufgabe der Philosophie, die Vermittelung dieser Gegensätze zu erkennen; wir haben dem Verf. nur zu bedenken zu geben, daß eine Söhnung — und was nützt der Zweifel, wenn er nicht *diese* bewirkte — nicht aus dem Aufgeben des einen, sondern aus dem Vereinigen beider Gegensätze hervorgehen könne; daß aber eine solche ein durchdringendes Auffassen derselben und ein Erkennen Dessen voraussetze, was beiden als immanent und wahr zu Grunde liegt. Hat der Verf. in der ganzen neuern Philosophie keine Richtung gefunden, welche ihn dieser Vermittelung nähern, keine Kräfte, welche ihm jene Erkenntniß ermöglichen könnten, so kann es noch weit weniger im Bereiche dieser kurzen Anzeige liegen, eine solche auch nur von fern versuchen zu wollen. Indessen möge uns der Verf. das Bekenntniß erlauben, daß das

Buch, insofern es seine Meinung ausspricht, entweder ihm oder dem Leser zum Nachtheil gereichen wird. Denn die Trostlosigkeit der hier aufgestellten Widersprüche innerhalb des Protestantismus wie innerhalb der Wissenschaft nöthigt uns, sowol die Stellung des Verf. gegenüber Dem, der ihm nicht folgt, als die Stellung Dessen, der dem Verf. folgt, für bedenklich zu halten.

Inwiefern sich diese Schrift im Übrigen und zwar zum größern Theile mit der Darstellung der Bayle'schen Axiome aus seinen Schriften, auch mit der Vergleichung derselben mit andern, sowie bis zu einem gewissen Grade mit ihrer Widerlegung beschäftigt, ist sie ein höchst verdienstliches Werk. Insbesondere ist hier ebenso die Schärfe der Darstellung als die Gelehrsamkeit und Gründlichkeit der Forschung zu rühmen. Nach der Natur des Stoffes läßt jedoch dieser Auszug aus Bayle's Schriften hier keinen weitern Auszug zu. 29.

Mittheilungen aus dem Leben eines Richters. Erster Band.

(Beschluß aus Nr. 81.)

„Das Leben eine Bürde" macht andere Ansprüche. Der geheimnißvolle Zweifel, was den Mörder seiner Geliebten und den verunglückten Selbstmörder zur intendirten Doppelthat verursacht haben könne, der durch die lange Erzählung bis zum Schlusse genährt wird, die unerwartete Sinnesänderung desselben haben etwas von der pikanten Spannungskraft, welche das Essentiale einer echten Criminalgeschichte ausmacht. Nur schade, daß der Held ein so nichtsnutziger Lump ist, daß man auch nicht ein Fünkchen Interesse für ihn gewinnt. Von Anbeginn erscheint er als der miserabelste Wicht, daß man weder begreift, wie ein kerngesundes frisches Mädchen, seine Braut, sich in ihn verlieben konnte, noch wie seine Richter nach der ersten That das geringste Interesse für ihn fühlen können. Der Mensch ist so äußerlich hohl, als es sich nachher ergibt, daß er es auch innerlich ist, und statt ihn zu hätscheln und zu versuchen, ihn dem Leben wieder zu gewinnen, hätte man, konnte man ihn nicht bestrafen, ihn laufen lassen sollen. So ist denn diese Erzählung an ausstaffirter Roheit übervoll, und wird widerwärtig, weil versucht ist der Gemeinheit der Gesinnung einen gleißenden Schein zu geben. Es ist nicht zu verkennen, daß die Hauptzüge nicht erfunden, sondern Wahrheit sind. Auch ist der zum Grunde liegende Vorfall leider gar nicht selten, daß sich Liebende, die an den Verhältnissen verzweifeln, einen gegenseitigen Selbstmord verabreden; wenn es aber zur That kommt und der eine liegt entseelt vor dem andern, so findet dieser tausend Gründe, warum er die That an sich selbst verschiebt. Zur Schande unsers Geschlechts kommen die Fälle öfter vor, wo das Mädchen sich umbringt und der Mann dann zu feig ist. Einzelne Züge in dieser Geschichte scheinen übrigens nur psychologisch wahr, näher besehen sind sie es nicht. So will der Held sich z. B. schon früher aus Lebensüberdruß im Rhein ersäufen. Er schifft mit einem Kahne bis in die Mitte, springt dann ins Wasser und schwimmt, als ein geschickter Schwimmer, eine halbe Stunde gegen den reißenden Strom, um seine Kräfte zu ermüden. Dann als er merkt, nun ist es genug, richtet er sich noch einmal auf, um der schönen Welt und Gegend Lebewohl zu sagen, und taucht unter, um, nach seinem Willen, nicht mehr heraufzukommen. Dies ist nach allen Erfahrungen über den Wassertod unwahr. Wer auch noch so lebensüberdrüssig ist und sich ins Wasser gestürzt hat, fühlt im Augenblick des Ertrinkens eine krampfhafte Lust nach Rettung. Er schreit und klammert sich an was es sei. Die Natur ist bei der Beängstigung, die das Wasser hervorbringt, mächtiger als der stärkste Wille. Der aus dem Wasser Gerettete mag sich nachher eine Kugel durch den Kopf jagen oder an einen Baum hängen, die Angst des Erstickens würde ihn im Wasser doch wieder ergreifen. Ein guter Schwimmer bindet sich daher einen Stein um den Hals, weil er weiß, daß seine Willenskraft allein nicht ausreicht, ihn auf den Grund zu bringen und dort festzuhalten. Aber dieser liederliche, faule, entnervte Mensch, der in der sogenannt glühendsten Leidenschaft für seine Geliebte doch nicht so viel Kraft hat, daß er nur die geringsten Anstalten macht, etwas zu lernen, oder sonstwie durch Anstrengung und Thätigkeit ihren Besitz sich zu verschaffen, der von Anfang an der gottverlassensten Resignation und Verzweiflung sich hingibt und selbst den Nagel nicht fest genug in die Wand schlagen kann, um sich daran aufzuhängen, der kann am wenigsten eine halbe Meile gegen den Rhein schwimmen, dann sich aufrichten, um von der Welt Abschied zu nehmen, und darauf den Kopf untertauchen, um zur Nimmerwiederkehr auf den Grund zu schießen.

„Das Testament" ist eine minder anspruchvolle Erbschleichergeschichte mit vielen Umständlichkeiten bei wenig Stoff. Ein frommer, altdeutscher Jüngling mit gescheiteltem Haare ist der Betrüger, ein polternder Schiffscapitain der Betrogene. Einen psychologischen Nerv hat die Täuschung des Criminalrichters, der in der dritten betheiligten Person, dem Subrector, den Hauptbetrüger zu erkennen glaubt, in diesem einen Punkte aber ganz falsch geht, was den geübtesten Criminalisten wol oft begegnet.

Die letzte Erzählung „Der Eid" ist in ihrer Einfachheit eine der ergreifendsten, aber der Eindruck ein fast trostloser. Die jüngere Literatur hat gesaugt an den Brüsten der französischen Romantik, die göttliche Nemesis aus der Dichtung verbannt. Der gute Deutsche weiß, wenn das Lied zu Ende geht, nicht mehr, woran er ist. Belohnung und Vergeltung fehlen und statt deren die trostlose Aussicht auf eine Wüste, über der keine Sonne scheint. Unser Criminalist schwört doch nicht zu dieser Schule, er ist voller Wohlwollen und Trost auch für Unwürdige, seine Gutmüthigkeit ist unerschöpflich; dennoch hat er hier etwas geleistet, um das ihn auch ein französischer Romantiker beneiden würde. Ein armer Prediger hat einen bissigen Hund; er muß ihn, um Unglück zu verhüten, bei Nacht anschließen. Er hat aber auch einen tückischen Knecht, den er einmal gestraft und der es ihm nachträgt. In einer Nacht hat ein Hund viele Schafe gezaust und zerfleischt. Der Schäfer, auch ein böser Mensch, klagt den Pastor an, daß dessen Hund die Verwüstung angerichtet, und fodert Schadenersatz. Da ein anderer Beweis nicht möglich, schiebt er dem Prediger den Eid darüber zu; dieser leistet den vom Gericht vorgeschriebenen Eid dahin ab, daß nach seinem besten Wissen und Dafürhalten es nicht sein Hund gewesen, der den Frevel verübt. Schon daß der Prediger einen solchen Eid leistet, verdächtigt ihn bei seiner Gemeinde, noch schlimmer aber wird seine Lage, als sich mehr und mehr herausstellt, daß es wirklich sein Hund war. Sein tückischer Knecht hatte ihn, in boshafter Absicht, Nachts losgelassen und am Morgen wieder angeschlossen. Obgleich er vor dem Richterstuhl der gesunden Vernunft keinen Meineid begangen, denn er hatte nur einen Eid de credulitate oder de ignorantia abgeleistet und sich zuvor nach Kräften vergewissert, daß dem so sei, so heißt es doch in seiner Gemeinde und überall auf dem Lande: der Pastor hat einen falschen Eid geschworen. Sein Gewissen zwingt ihn in Folge dessen, sein Amt niederzulegen. Sein Lebensquell ist vergiftet und der treffliche gewissenhafte Mann versinkt und verkommt in Jammer und Elend. Kurz genug ist die Schilderung desselben, aber um so zerreißender; die Erzählung ist als Ganzes, wie auch in ihrer Ausführung, der beste Beitrag des Buches, welches, wir zweifeln nicht, sein Publicum finden wird, wenn die versprochene Fortsetzung an Mannichfaltigkeit der ersten Lieferung gleichkommt. 41.

König Heinrich IV. von seiner Schattenseite.

Merkwürdig ist das Portrait, welches Sismonde de Sismondi im 22. Theile seiner „Histoire des Français" (Paris 1839), der die Jahre 1598—1626, also die Regierungen von Heinrich IV. und Ludwig XIII. umfaßt, von dem vergötterten Heinrich IV. entwirft. Hier erscheint uns der Held von Béarn, der Heros der Galanterie in einem ganz neuen und eben nicht vortheilhaften Lichte. Die Authenticität der im vergangenen Jahrhundert herausgegebenen Memoiren Sully's ist noch nicht außer Zweifel gestellt; und was die dankbare Gesinnung des Volks für Heinrich IV. betrifft, so verdankt sie ihren Ursprung hauptsächlich dem Frieden von Verviers, welcher dem durch so lange Kriege grausam geplagten Lande einen zwölfjährigen Frieden gab. Vielleicht war dies Ergebniß mehr noch ein Werk der Zeit, als eine von Heinrich und Sully ausgegangene Wohlthat. Als Heinrich IV. den Thron bestieg, hatte er einen schweren Stand. Die Sittenverderbniß war allgemein, alle gesellschaftlichen Bande waren gelöst, und Heinrich's III. Beispiel hatte nicht wenig dazu beigetragen, mitten unter den bürgerlichen Kriegen die Unordnung zu vermehren. Da hätte es eines charakterfesten, sittenstrengen, unermüdlichen Mannes bedurft, um für die Dauer einen Zustand der Ruhe, der Sittlichkeit und des Glücks in Frankreich zu begründen. Aber die Eigenschaften eines großen Mannes fehlten Heinrich IV. durchaus. Als Heinrich IV. den Thron bestieg, war er 50 Jahre alt und man durfte von ihm wol erwarten, daß er sich wenigstens äußerlich klug und würdig benehmen werde; aber sein Umgang war der verkehrteste von der Welt; er war ein Herz und eine Seele mit Bellegarde, welcher 10 Jahre jünger als Heinrich und fast in allen Liebesabenteuern sein begünstigter Nebenbuhler war; mit dem Lothringer Bassompierre, der nicht mehr als 24 Jahre zählte und ihm oft seine Maitressen abspenstig machte; mit Beringhen, seinem Kammerdiener; mit La Varenne, der ihm in seinen Liebesunternehmungen aufwartete, nachdem er ihm in der Küche aufgewartet hatte; endlich mit Roquelaure, einem Edelmanne aus der Gascogne, von seinen intimern Freunden der einzige, welcher älter, aber zugleich auch zerstreuter war als der König. Hören wir Sismondi selbst:

„Heinrich IV. widmete täglich den Geschäften nur zwei Stunden; an das thätige Leben, zugleich auch an die Grobheit, oft auch Ausschweifung der Wachstube gewöhnt, bedurfte er starker Reizmittel, um sich stacheln zu lassen. Einen großen Theil seiner Zeit verbrachte er auf der Jagd und da er auf dies Vergnügen eifersüchtig war, gab er in Bezug auf die Erhaltung des Wildstandes Verordnungen, welche nicht blos beschwerlich, sondern auch grausam waren. Die, welche die Jagdgesetze verletzten, wurden einer Geldstrafe, oft auch einer Ruthenstrafe bis aufs Blut unterworfen, im Wiederholungsfalle mit der Galeere und selbst mit dem Tode bestraft. Was die Kaufleute, Handwerker, Arbeiter und anderes „bürgerliches Gesindel" betraf, so war diesen nicht blos die Jagd, sondern auch der Gebrauch der Büchsen, Stutze, Armbrüste und anderer Waffen untersagt u. s. w. Nach der Rückkehr von der Jagd brachte der König seine Abende beim Spiele zu, mit einer Leidenschaft, wie ein Mensch, der die starken Aufregungen des Kriegslebens erprobt hat und es liebt, das Glück zu versuchen. Er verlor darin sehr beträchtliche Summen, und das Beispiel, welches er gab, war um so beklagenswerther, da er dadurch mit Menschen in Berührung kam, welche seines Umgangs unwerth waren. Aber die Leidenschaft, welche den König noch stärker beherrschte als Jagd oder Spiel, war seine Leidenschaft für die Weiber; im Umgange mit ihnen vergaß er alle Klugheit, alle Würde, alle Sorgfalt für seine Interessen, selbst alle Redlichkeit gegen seine Freunde; denn er überbrachte unmittelbar seinen Maitressen die Nachrichten, die er über sie erhalten hatte, und sodann war er ihnen in der Ausübung ihrer Rache behülflich. Er war bereits in einem Alter, welches ihm etwas mehr Enthaltsamkeit hätte gebieten sollen; er besaß nichts von jener Schönheit, welche bei den Valois erblich war; und Frau von Simiar, früher gewohnt, Heinrich III. zu sehen, äußerte, als sie Heinrich IV. erblickte: „Einen König sah ich wol, aber nicht seine Majestät." Seine Haare ergrauten, Runzeln bedeckten seine Stirn und seine hagern Wangen; „die Liebe", äußerte Frau von Rohan, „kann sich ja gar nicht zwischen einer Nase und einem Kinne einnisten, welche sich ineinander verlaufen; dazu hatte seine Haut einen widrigen Geruch."

Seiner Stellung zwischen den Katholiken und Hugenotten war Heinrich nicht gewachsen; er verlor bei beiden Parteien seinen Credit, vernachlässigte zuletzt seine alten Freunde, die Reformirten, und schmeichelte dem katholischen Klerus, mit dem aber kein Frieden auf die Dauer zu halten war, da dieser die vollkommene Ausrottung und Vertreibung der *Reformirten* verlangte, was natürlich Heinrich's Wille nicht sein *konnte*. Sismondi erörtert dies weitläufiger und überzeugt uns davon, daß Heinrich eher die sittlichen Basen Frankreichs untergrub, als daß er einen moralischen Grund für die Zukunft gelegt hätte. Heinrich IV. hatte kein böses Herz und war von Gemüth jovial und aufgeweckt; er hatte sogar zuweilen edle und großsinnige Aufwallungen; aber die Ausführung seiner Plane entsprach nie weder dem Zweck noch der ursprünglichen Idee; er ließ sich nur allzu bald wieder von engherzigen Ansichten leiten und opferte das Gemeinwohl seinen Privatinteressen. Erfreute sich auch das Volk unter seiner Regierung einer gewissen Ruhe, welche der Entwickelung der Industrie und des Handels günstig war, so mußte es doch die Auflagen fortdauernd wachsen sehen, mit denen es belastet war. Heinrich's Günstlinge kosteten dem Lande viel; er selbst war verschwenderisch und schonte die öffentlichen Kassen nicht im geringsten. Seine Maitressen, das Spiel, die Jagd und seine Schlösser verschlangen einen großen Theil der Staatseinkünfte. Heinrich IV. legte vorzüglich auch den Grund zu der unumschränkten Gewalt, welche seine *Nachfolger* errangen, die aber in der großen Revolution ihren *nothwendigen* Rückschlag erlebte; er begann das große Werk der Unterdrückung aller ihm lästigen Vasallen, welches von seinen Nachfolgern mit Ausdauer fortgesetzt wurde und dessen Früchte Ludwig XIV. sammelte. Wenn dessenungeachtet Heinrich's IV. Tod allgemein beklagt wurde, so hat dies seinen Grund in der schwachen, hin und her schwankenden Stellung seines Nachfolgers Ludwig's XIII., an dessen Stelle seine Minister Könige waren. Dies in der Kürze ist der Hauptfaden, welcher von Sismondi in seiner Charakteristik der Regierung Heinrich's verfolgt und dargelegt wird. Es ist jedenfalls interessant, bei einem *französischen* Geschichtschreiber diese Unparteilichkeit zu finden, womit er den Lieblingskönig der Franzosen in seinen Schattenseiten darstellt, während sonst die entschiedenste Einseitigkeit in Liebe oder Haß die erste Eigenschaft französischer Historiker zu sein pflegt. 5.

Miscellen.

Maccaroni, der Vorgänger des Dandy, war der Spitzname der aus Italien heimgekehrten Reisenden, die das Heimische verachteten und unter den gerühmten Dingen auch die Maccaroni erhoben. Später wurde die Benennung gleichbedeutend mit beau, Stutzer.

Salmagondi nannte man zuerst einen Salat von Äpfeln und Hering, den die Gräfin Salmagondi, Hofdame der Maria von Medici, besonders liebte, auch als die Erfinderin dieses Gerichts angenommen wurde.

Bull dankt seinen Ursprung einem spaßhaften, sich oft widersprechenden Sachwalter zu Heinrich's VII. Zeiten, der Obadiah Bull hieß. 31.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 83. —— 23. März 1840.

Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der deutschen Literatur.

Die in München erschienenen „Deutschen Theeblätter" haben einer „erhöhtern Tendenz" und „dem Antheil eines wissenschaftlichen Leserkreises" den Thee geopfert und kommen seit dem 1. Jan. als „Deutsche Blätter für Literatur und Leben" in monatlichen Heften unter der bisherigen Redaction heraus. Den Reigen im neuen Tanz der Musen und Horen beginnt Ernst Freiherr v. Feuchtersleben in Wien mit einem Aufsatz: „Blicke in die Gegenwart und Zukunft der deutschen Literatur." Die Stellung desselben am Anfang einer Zeitschrift, sowie der Name des geehrten Hrn. Verf. würde die Aufmerksamkeit ihm zuwenden, wäre der Gegenstand auch von weniger allgemeinem Interesse, als er ist. Um so begieriger nahmen wir ihn zur Hand und lasen mit Theilnahme die ersten Zeilen:

> Mitten im Rauschen und Rollen der treibenden Gegenwart tritt wol dann und wann ein Moment ein, in welchem Einer und der Andere der Mitfortgerissenen, von einer mahnenden Stimme im Innern bewegt, sich verweilend umsieht, einem warnenden oder deutenden Tone entgegenlauscht, einen tiefern Blick in die bewegende Seele des Getriebes, wol auch einen an das zweifelhafte Ziel hinwerfen möchte. Für einen solchen Moment, für einen solchen Wanderer sind die folgenden Blätter bestimmt. Sie handeln von Literatur —

und haben unverkennbar die Absicht, Gleichgesinnte anzusprechen und — wenigstens im Geist — unter eine gemeinschaftliche Fahne zum Besten der Literatur zu rufen. Ist irgendwo Kenntniß der Thatsachen, Richtigkeit des Gedankens, Bestimmtheit im Ausdruck und Consequenz der Begriffe unerlaßlich, so ist es in einem Aufsatz, der mehr oder weniger das Ansehen eines Manifestes hat, das sichten und sondern, wählen und krönen will. Leider ist von alledem hier wenig mehr zu finden als das Gegentheil, und es möchte schwer sein, nach Lesung des Aufsatzes die literarische Gesinnung und Richtung des Verfassers mit Sicherheit zu bestimmen, wenn man etwa die Zuversicht ausnimmt, mit der er das Heil der deutschen Literatur von Östreich ausgehen läßt. Statt einer herkömmlichen Berichterstattung und Recension mögen mir die Leser gestatten, ein Gemälde vor ihnen aufzustellen, das in heitern und ernsten Zügen den Eindruck schildert, den gedachte „Blicke in die Gegenwart und Zukunft" auf mich, der ich gern und mit besonderer Andacht den Tönen aus der Vergangenheit lausche, gemacht. Was von letztern aus dem Munde Goethe's, Schiller's, Jean Paul's, Uhland's ꝛc. unter Anführungszeichen aufgenommen und den Sentenzen des Aufsatzes, die sich durch gesperrte Schrift kennzeichnen, entgegentritt, wird dem Leser nicht weniger bekannt sein, als dem Schreiber dieser Zeilen, der nun ohne Weiteres sein Bild aufrollt.

„Laßt uns thatkräftig zusammensein und Mehre um uns zu sammeln streben! Alles macht Proselyten ... und die Guten allein sollten es nicht wollen?"

So erging mit Beginn des Jahres und der „Deutschen Blätter für Literatur und Leben" der Aufruf zur Sicherstellung der Gegenwart und Zukunft deutscher Literatur. Er kam auch an mich und — mit Erfolg; denn zu wem möchte ich mich lieber zählen als zu den Guten? Ich schnürte mein Bündel, meine opera omnia nämlich, steckte sie Legitimations halber zu mir in die Westentasche, machte mich auf den Weg und sah mich schon im Geiste neben den Edelsten meines Volks unter der Standarte der Gegenwart und Zukunft unserer Literatur stehen.

Der Freude und Begeisterung indeß, mit der ich meinem Ziele zuging, machte leider bald die Verlegenheit ein Ende, in die mich ein Scheideweg und der Wegweiser daran, mit der Inschrift „Vergangenheit" an der Rechten, „Gegenwart und Zukunft" an der Linken setzten. Die Straßen liefen, dem Anschein nach, weit auseinander, die erste nach dem sonnigen Gipfel eines mir wohl bekannten Berges, die andere in unbekannte nebelbedeckte Niederungen. Kein billiger Mann wird es mir verargen, daß ich Bedenken trug, einen Weg einzuschlagen, der von jenen reizenden Höhen, auf denen wir Alle von früher Jugend an herumgeschweift, in unkenntliche Fernen abführte. „Kommt Zeit, kommt Rath!" dachte ich und setzte mich in den Schatten des Wegweisers.

Nicht lange, so nahte sich, bedächtigen Schrittes, ein feierlicher Zug ernster Männergestalten. Sie trugen alle den Lotosstengel auf dem Kopf und die drei ersten Finger der rechten Hand zusammengebunden vor dem geschlossenen Munde. Vergeblich forschte ich nach Namen und Bedeutung in der Literatur. Sie hatten keine. Nur für die Gegenwart und Zukunft wollten sie ein sprechen-

des nicht sowol als ein schweigendes Beispiel geben. „Schwäche", murmelten sie zwischen den Zähnen, „Schwäche ist es, wenn sich der Ohnmächtige — hierbei machten sie eine Bewegung des Umsinkens — durch das Gewahrwerden des Großen, des Gewaltigen zur kindlichen, lallenden Reproduction genöthigt, Schwäche, wenn sich der seufzende Lyriker nicht nur zum Singen, sondern auch zum Druckenlassen unwiderstehlich getrieben fühlt."

Ich drückte meine Westentasche fest zu. Sie aber murmelten fort: „Wir sind zwar nicht genannt in der „Gegenwart und Zukunft der deutschen Literatur", allein auch die Schweigenden wird der Unterrichtete leicht erkennen."

Von der Sonnenhöhe herab tönte in muntern Weisen dazwischen das Lied:

> Singe, wem Gesang gegeben,
> In dem deutschen Dichterwald.
> Das ist erst das rechte Leben,
> Wenns von allen Zweigen schallt.

Aber es verrauschte das Lied vor dem Sturm des herannahenden jungen Deutschlands. „Fast alle Schriftstellerei heutzutage ist Schwäche!" riefen ihre Anführer. „So sagt der Aufruf, und das ist auch unsere Meinung. In dem Kampfe um die Gegenwart und Zukunft der deutschen Literatur nehmen wir deshalb die erste Stelle ein. Wir sind die geborenen Antipoden aller Schwäche, und wie wir von Natur „groß und gewaltig" sind, so wollen wir es nicht als „kindliche, lallende Reproducenten" sein."

„Das heißt", rief eine lachende Stimme von oben:

> „Das heißt, wenn ich euch recht verstand,
> Ihr seid die Narrn auf eigne Hand!"

Bald folgte ein dritter Zug Gegenwärtiger und Zukünftiger; ich erkannte unter ihnen eine große Anzahl neuerer Bühnendichter:

„Egoismus ist es", riefen sie, „wenn man vergißt, für wen, ja, daß man für Jemanden schreibt und dichtet", so saget der Aufruf. Wannehr hätten wir vergessen, nur einen Augenblick vergessen, daß wir für Jemanden, daß wir für das Publicum, daß wir für das Theaterpublicum, daß wir für die Schauspieler schreiben? Bedarf es weitern Zeugnisses? Wir sind die Auserwählten der Gegenwart und Zukunft. Wir sind zwar nicht mit Namen genannt, aber der Unterrichtete wird uns erkennen.

„Ihr", rief eine zweite Schar, die jener auf dem Fuße folgte und die vom schweren Gewand der Demuth, in das sie gekleidet war, und von einem großen Crucifix, das einem Jeden an der Brust hing, so tief zu Boden gedrückt und gezogen ging, daß man keinen Kopf mehr sah, „Ihr die Auserwählten gegen den Egoismus der deutschen Literatur! Nun fürwahr, so lange noch ein Span von Schiller oder Goethe in Euch fortbrennt, so habt Ihr kein Recht, uns den Weg zu vertreten. Wir verlangen den Vortritt nicht aus weltlichem Hochmuth, sondern weil geschrieben steht: „Egoismus ist es, wenn man vergißt, für wen man, ja daß man für Jemand schreibt: Egoismus ist es, wenn man nur das eigene innere Bedürfniß vor Augen hat." Die Welt ist Zeuge, alle Literaturzeitungen sind es, vor allen unsere Werke, unsere Morgen- und Abendgebete, unsere Noth- und Trostlieder, alle unsere Erzählungen vom frommen Karl bis zur eiteln Jette sind es, daß wir nie „aus eigenem Bedürfniß" dichten. Nur um der Sünder und Schwachen willen setzen wir die Phantasie und das Gefühl, die uns der Herr gegeben, in Bewegung, nur zu ihrem Besten sind wir entzückt, nur zu ihrem Wohle seufzen, nur für sie schreiben wir! Wo wäre in Gegenwart und Zukunft weniger Egoismus?"

„Les extrèmes se touchent!" sagten die Andern, sagt der Aufruf. Und beide gingen verträglich in den Nebel hinein. In der Höhe aber erklangen Petrarca's Sonette, und eine Einzelstimme sang:

> „Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
> Gab mir ein Gott, zu sagen, wie ich leide!"

und eine andere Stimme sprach: „Der rechte Dichter schreibt, wie Goethe seinen „Werther", um den Empfindungen, die sich in ihm mit peinlicher Überfülle drängen, durch das Ausdrücken derselben, Luft und Raum zu machen."

Wieder ein neuer Dichtertrupp zog heran. „Die Meinung, daß uns die Poesie unmittelbar besser und reifer machen soll, die Tendenzenjagd, eine Frucht der Philosophiesucht, können wir auch noch immer nicht los werden", sagt der Aufruf, schrien sie. „Wir wollen sie bald los werden! Ja, wer unter uns hat sie? Unser ist Gegenwart und Zukunft der deutschen Literatur, und sind wir auch nicht mit Namen genannt, der Unterrichtete kennt uns!"

Ach, es war ihrer eine große Zahl und sehr junge Leute darunter. Unter wiederholtem Rufe: Keine Tendenz! am wenigsten eine moralische, patriotische oder philosophische! zogen sie vorüber und in den Nebel hinein. Aber von der lichten Höhe rief eine Stimme:

„Zu Wundärzten wollten Herder und Schiller in der Jugend sich bilden. Doch das Schicksal sagte: Nein! es gibt tiefere Wunden als die Wunden des Leibes — heilet die tiefern! — und Beide wurden Dichter."

„Empirie! Empirie!" schrie jetzt ein unübersehlicher Haufe. „Von der Empirie geht die Cultur aus, zur Empirie kehrt sie wieder zurück!"

(Der Beschluß folgt.)

Des classes dangereuses de la population dans les grandes villes et des moyens de les rendre meilleures. Par *H. A. Frégier*. Zwei Bände. Paris 1839.

Neben dem Buche des bekannten Arztes Parent-Duchatelet über die Prostitution in Paris gibt es wol kein Werk, das den verwahrlosten Zustand der untersten Classen der menschlichen Gesellschaft in den civilisirten Ländern Europas im Allgemeinen, und von Paris im Besondern, treuer und eindringlicher darstellte als das vorliegende, dem von der Akademie der

moralischen und politischen Wissenschaften zu Paris im vorigen Jahre der Preis zuerkannt worden ist. Wie die Schrift Parent-Duchatelet's zeichnet es sich ebenso durch Ernst und die Würde in der Darstellung als durch Gründlichkeit und genaue Kenntniß seines Gegenstandes aus. Letzteres wollen wir dem Verf. nicht so hoch anrechnen, da ihn schon seine Stellung als Bureauchef der Präfectur des Seinedepartements Veranlassung und Gelegenheit geben mußte, sich genau mit seinem Gegenstande bekannt zu machen. Ersteres aber ist nebst der sittlichen Tendenz und der menschenfreundlichen Gesinnung, die sein Werk durchdringen, bei einem Franzosen nicht genug zu rühmen, da wol nur wenige seiner Landsleute es vermieden haben würden, sich bei einem solchen Stoffe von aller Frivolität entfernt zu halten.

Alle große Städte nähren in ihrem Innern, mehr oder weniger verborgen, eine Classe Menschen in einem solchen Elende oder in einer solchen Verderbniß, daß sich die höhern Classen kaum einen Begriff davon machen können. Um ihre Gewohnheiten, Neigungen, Ausschweifungen kennen zu lernen, bedarf es eines eigenen Studiums, zu dem nur der besondere Lebensberuf oder ein glühender Eifer für die Besserung der Menschheit befähigen kann. Beide Antriebe wirkten bei unserm Verf. zusammen, und so hat er uns ein Buch geliefert, wie es, die englische Literatur vielleicht ausgenommen, wol keine andere besitzt; denn nur in Paris oder London können — glücklicherweise, sagen wir, für die übrigen Länder Europas — Bücher der Art in solcher Vollkommenheit geliefert werden. Wiewol nun das Werk des Verf. hauptsächlich die pariser Zustände darstellt und in seinen Raisonnements von ihnen ausgeht und auf sie zurückführt, so würde man doch sehr irren, wenn man es deswegen für die übrigen Länder des civilisirten Europas für unanwendbar erklären wollte. Denn welches auch die nationellen Verschiedenheiten zwischen Deutschen, Engländern, Franzosen, Italienern und Spaniern sein mögen, so ist doch die Civilisation, die sie durchdringt, in ihrem Ursprunge und ihren Elementen eine so gemeinschaftliche, daß sie nothwendig auch im Ganzen gleiche Ergebnisse in den Zuständen dieser Völker erzeugt haben muß. Was daher von dem einen Volke gilt, muß also auch im Allgemeinen — ceteris paribus — mehr oder weniger Anwendbarkeit auf die andern erleiden. Wir glauben daher, daß das vorliegende Buch ebenso dem praktischen wie dem theoretischen Staatsmanne, dem Historiker wie dem Philosophen, dem thätigen Menschenfreunde wie dem Administrativbeamten jedes europäischen Landes von Nutzen sein wird.

Der Verf. spricht durchweg aus eigener Erfahrung und hat keine der Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten gescheut, die sich ihm bei Nachforschungen der Art entgegenstellen mußten. Er hat gesehen, was er hier malt; seine Berichte sind Erinnerungen an Erlebtes, freilich nicht von der angenehmsten Art; doch muß man es dem Verf. dabei nachrühmen, daß er ihnen, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, etwas von dem abschreckenden Eindrucke, den die baare Wirklichkeit äußert, zu benehmen gewußt hat. Das Scheußliche deutet er mehr an, als daß er es ausmalt. Der Verf. führt uns zwar in alle Höhlen der Schande, des Lasters und des Verbrechens, läßt uns das Lärmen der Trunkenbolde, die Lumpen der elend Verkommenen, die Gespräche und Orgien der verworfensten Menschen hören und sehen; aber Alles wie hinter einem Schleier und in einem gedämpften Lichte; nicht um Knalleffecte hervorzubringen, sondern um den Weg zu zeigen, wie der Ruchlosigkeit zu steuern und immer noch Hoffnung vorhanden sei, den Versunkenen zu heben und zu bessern.

Folgen wir nun in einem kurzen Fluge dem Verf. auf seinen Wanderungen durch die Welt des Elends. Er unterscheidet scharf zwischen den blos armen und den gefährlichen Classen der Bevölkerung, mit welchen letztern er sich allein beschäftigt. Selbst der Ärmste, sobald er noch Kräfte und Arbeit hat und an der Ordnung festhält, ist ehrenhaft und kann hinlänglich bestehen; denn Arbeit „moralisirt", und Liebe zur Arbeit und Sparsamkeit bilden den Unterschied zwischen ehrenhafter und verächtlicher Armuth. Dagegen sind Faulheit, Trunkenheit, Spiel, Stromerei, Elend und Unzucht die Hauptursachen, welche ohne Unterlaß die Zahl Derer vermehren, vor denen sich die menschliche Gesellschaft zu fürchten hat.

Auf die Grenze zwischen ehrlicher und ehrloser Armuth stellt der Verf. den chiffonier. Gewöhnlich macht er des Tages drei Runden, zwei am hellen Tage und eine des Nachts. Die ekelhaften Gegenstände, die er aufliest, inficiren die Luft, und doch bewahrt und sortirt er seine „Waaren" in der einzigen Stube, die er mit Frau, Kindern und Hunden bewohnt. In weitem Abstand von den arbeitenden Classen lebend, hat er weder gesellige Sitten, noch edlere Regungen. Er ist hart, reizbar, selbstsüchtig und cynisch. Dessenungeachtet sichert dies Gewerbe Denen, die es treiben, doch ihre Existenz; jeder Mann kann bis zu zwei Francs, jede Frau einen und jedes Kind einen halben verdienen. Leider läßt aber die unter den chiffoniers herrschende Liebe zum unmäßigen Genusse des Branntweins ihnen weder Kraft und Sinn für Arbeit, noch Neigung zur Sparsamkeit. Haben sie einmal einen außergewöhnlichen Verdienst, so wird er mit Schlemmen durchgebracht. Dann geht es flott: ein Fiaker muß sie vor die Barrièren fahren, wo so lange Glühwein getrunken wird, als die Börse ausreicht.

Das Schicksal so gut wie seine Aufführung können den chiffonier in seinen Stand geworfen haben; dennoch steht er noch immer über Denen, welche, obgleich sie eine gute Erziehung genossen zu haben scheinen, durch Faulheit und Ausschweifungen aller Art herabgekommen und der Gemeinheit verfallen sind, ohne dabei ihre Laster noch jenen Schein von ehemaliger Bildung abgelegt zu haben. Ein Typus von ihnen ist jener Mann in schwarzem Frack von feinem Tuche, streng nach der Mode, wie sie vor einigen Jahren war, zugeschnitten, jetzt aber abgeschabt und wol gar in Fetzen; sein Blick ist jedoch nicht unterwürfig oder gar traurig, wie bei einem ehrlichen Dürftigen; er kokettirt noch in seinen Lumpen und zeigt in seinen Zügen die sorglose Unverschämtheit des Lasters. Am Tage ißt und trinkt er das Feinste, wenn er Geld hat, und des Nachts schläft er auf einer Strabutze für drei Sous. Er ist öffentlicher Schreiber; Schlemmerei, Spiel und Faulenzen theilen sich in seine Zeit, bis schlechte Streiche, insbesondere Verfertigung falscher Documente, ihn auf die Galeeren bringen.

Bei Darstellung der schrecklichen Wirkung der Trunkenheit, die Hr. Frégier bei dieser Gelegenheit gibt, erwähnt er, um zu beweisen, welche verlockende Kraft sie selbst für die arbeitenden Classen haben müsse, als Beispiel dreier Arbeiter, sonst geschickter und arbeitsamer Leute, die zusammen wohnten und, um so wenig Geld als möglich ihrer unheilbaren Leidenschaft für Spirituosa zu entziehen, sämmtlich nur einen Rock, ein Paar Hosen und ein Paar Stiefeln hatten, die sie Einer nach dem Andern anzogen, nur um in die Kneipe sich zu begeben und da ihr Gelüst zu befriedigen. Diese Anekdote würde höchst komisch sein, wenn sie nicht zugleich nur zu viel des Niederschlagenden enthielte.

Viel gefährlicher als die Trunksucht, und von allen lasterhaften Neigungen, welche mit unwiderstehlicher Kraft das gemeine Volk zum Verbrechen treiben, die zügelloseste ist jedoch nach Hrn. Frégier's Meinung das Spiel. Denn außer den großen moralischen Nachtheilen, welche sie auch bei Reichen ausübt, führt es bei den Armen noch andere schädliche Folgen und Umstände mit sich, die es zum schrecklichsten Werkzeuge der Entsittlichung machen. Die gemeinen Spielhöllen sind nämlich der Sammelplatz aller Gauner und Diebe, und der Spieler, der mit ihnen immer in Berührung kommt, ist durch Spielunglück oder Verführung nur zu bald dahin gebracht, freiwillig oder gezwungen nach und nach in ihre Reihen zu treten. Die Spielwuth umstrickt nicht minder Die, welche sich ihr ergeben haben, als die Trunksucht. Weiß man doch viele Beispiele von Verbrechern, die in dem Gefängnisse den Ertrag ihrer Arbeit, ja im voraus die Nahrung, welche ihnen gereicht wird, auf einen Tag, auf eine Woche, ja selbst auf einen

Monat verspielten. Und dabei ist der Fall vorgekommen, daß der Gewinner so hartherzig war, die conventionnellen Spielgesetze in Anwendung zu bringen und dem Verlierenden die Nahrung aus den Händen zu reißen. Die wüthenden Spieler fühlen weder Hunger, noch Durst, noch Schlaf; das Spiel geht ihnen über Alles; ja, es läßt den Verurtheilten selbst die Todesangst und die Stunde des Gerichts vergessen.

Von diesen geht der Verf. auf die Herumschweifer über; großentheils Leute, die schon in der Kindheit ihren Ältern entliefen, dann nach und nach Bettler aus Noth, Diebe durch Gelegenheit wurden und die fleißigsten Schüler der handwerksmäßigen Spitzbuben abgeben, bei denen sie förmlich in die Lehre gehen. Bei jedem öffentlichen Lärm, Auflauf oder Aufstand geben sie hauptsächlich die Verstärkungstruppen der Meuterer ab. Nicht besser als diese Landstreicher sind die Schmuggler, die mit den Aufsehern an den Barrièren und der Stadtumzirkung in einem ewigen, heimlichen oder offenen, Kriege leben.

So kommt der Verf. von den verdorbenen auf die verworfenen Classen. Es würde nns zu weit führen, ihm hier ins Einzelne zu folgen; es genüge daher an einer kurzen Aufzählung der verschiedenen Diebesarten in Paris und ihrer charakteristischen Benennung in der Gaunersprache.

Den Anfang macht der voleur à la tire, der eigentliche Taschendieb, dessen Manipulationen zu bekannt sind, als daß wir sie zu charakterisiren branchten. Ihm nahe stehen die bonjouriers, gewandte, resolute, wohlgekleidete und besonders leicht beschuhte Leute mit freundlichen Manieren, die in einer Stunde die Treppen in zwanzig verschiedenen Häusern auf und absteigen, immer die Wohnung eines Freundes suchend oder sonst etwas vorgebend nnd ein bon jour für Jeden bereit haltend, dabei aber die Gelegenheit wahrnehmen, wo es etwas zu stehlen gibt; zu diesem Zwecke wissen sie immer mittels des Adreßalmanachs die Namen von ein paar Miethleuten in jedem Hause, nach deren einem sie beim Portier fragen, wenn sie beim andern stehlen wollen. Nach ihnen kommen die rouletiers, die sich an den Plätzen aufhalten, wo die Landfuhrleute und dergleichen ankommen nnd anhalten; einer von ihnen läßt sich mit dem guten Gimpel vom Lande in ein Gespräch ein, während ein anderer von den Waaren, die jener mitgebracht, zu stehlen sucht. Der vol à la détourne erfodert mehr Gewandtheit, einen eleganten Anzug und die Manieren der gebildeten Welt; Einer von diesen Dieben kommt mit der Sicherheit eines vornehmen Mannes in einen Laden und läßt sich eine Menge Waaren zeigen; unterdeß sind seine Affiliirten eingetreten, die ebenfalls die Miene von Käufern annehmen, und während sich der Kaufmann noch mit dem Ersten oder einem Andern beschäftigt, sieht er bald seine übrigen Kunden und mit diesen auch ein Stück von seinen Waaren verschwinden. Der carreur sucht in allen Comtoirs nach Geldstücken aus der Republik oder der Kaiserzeit, stiehlt aber ohne Unterschied alle Münzen, die sich bei dieser Gelegenheit seinen fingerfertigen Händen gelegen darbieten. Der floueur macht sich mit offenherziger Freundlichkeit an irgend einen Einfaltspinsel vom Lande oder aus einer Provinzialstadt, den er an öffentlichen Orten recht gut herauszufinden weiß, gewinnt ihn durch seine Unterhaltung, führt ihn in ein Kaffeehaus und ladet ihn zuletzt zu einer Spielpartie ein, wo er sicher ist, ihn die ganze Zeche bezahlen zu lassen. Der americain wechselt immer seine Geldstücke gegen Fünffrancsthaler um, jedoch so geschickt, daß der Wechselnde statt der erstern nur Sous erhält. Der ramastique endlich ist immer so glücklich, neben einem Thoren Kostbarkeiten oder Juwelen auf der Erde zu entdecken, die er, da er eben keine Zeit hat, sie gleich zu verkaufen, seinem Mitfinder zu einem Spottpreis überläßt, der dennoch aber zu hoch ist, da jene Pretiosen nur von Kupfer und die Juwelen nur von Glas sind. Doch alle diese Arten bilden gleichsam nur die leichten Truppen des großen pariser Diebesheeres; die boucardiers dagegen sind die Linientruppen desselben. Sie suchen nicht blos durch List zu ihrem Ziele zu kommen, sondern durch Gewalt; mit Zangen, Brecheisen, monseigneurs genannt, und dergleichen versehen, machen sie sich des Nachts auf und der gewaltsame Einbruch ist ihr eigentliches Gewerbe.

So führt uns der Verf. Stufe von Stufe zu immer gefährlichern Classen; bis zu den boucardiers herab zeigte sich indeß immer noch mehr Begier nach fremdem Gute als Blutdurst; aber außer diesen, fährt der Verf. fort, „gibt es noch Geschöpfe von der tiefsten Verworfenheit, von einem wilden Charakter, die wie Hyänen in der menschlichen Gesellschaft sind, Alles für Alles aufs Spiel setzen und bereit sind, auf den ersten Hülferuf, auf das erste Zeichen von Widerstand von Seiten Derjenigen, die sie berauben, ihre Hände in Blut zu tauchen. Diese Banditen werden von ihren eigenen Genossen gefürchtet; denn selbst den schlimmsten Naturen ist es nicht so leicht gegeben, kaltblütig einen Mord an einem Wehrlosen zu begehen, den man nur bestehlen wollte. Kühnheit und Ruhe beim Mord ist nur eine Gabe weniger Bösewichter. Aber von diesen hat man auch welche gesehen, die die Tabackspfeife im Mund Nachts ein Fenster zu einem Raubmorde erkletterten, nachdem sie am Tage zuvor unter zahlreichen bacchischen Libationen und einer wilden Lustigkeit die Vorbereitungen zur Vollführung ihres Verbrechens getroffen. Ja, Einige haben offen eingestanden, daß sie am Abende, wo sie das doppelte Verbrechen des Diebstahls und des Mordes begangen, sich nicht gescheut hatten, mit ihren Helfershelfern ins Theater zu gehen. Andere arrangirten den Tag nach solchen Greuelthaten eine Partie mit öffentlichen Dirnen, wo bei Tische in schauderhaften Späßen und in ihrer schmuzigen Gaunersprache die scheußlichsten Anspielungen auf die gräßlichen Vorgänge beim Morde am Tage vorher zum Besten gegeben wurden."

Der Verf. kommt bei dieser Gelegenheit auf die öffentlichen Dirnen zu sprechen; doch wir wagen es nicht ihm weiter auf seinem Wege durch diese Region der Verworfenheit zu folgen, indem wir glauben, dem Leser eine hinreichende Idee von Dem gegeben zu haben, was er an Factischem über das Reich des Elends und Lasters in Paris in dem Buche Frégier's findet, das wie keines, ohne Übertreibung wie ohne Bemäntelung, schildert, was große Städte an Schmuz, Versunkenheit und Verbrechen erzeugen, hegen und nähren. Den Theil des Werkes, der sich mit den Mitteln beschäftigt, wie dieser gefährliche Theil der Bevölkerung zu bessern, oder wenigstens unschädlicher zu machen und zu vermindern sei, können wir nur berühren, da ein kurzer Auszug des Raisonnements desselben unmöglich ist. Nur das wollen wir noch erwähnen, daß sich in ihm die menschenfreundliche, wohlwollende Gesinnung, sowie die religiöse und sittliche Tendenz des Verf. nicht minder bewähren als in seinen Darstellungen des Factischen. 43.

Literarische Notizen.

In Lieferungen erscheint: „La tribune française, choix des discours et des rapports les plus remarquables prononcés dans nos assemblées parlamentaires depuis 1789 jusqu'en 1840"; mit einer philosophischen Würdigung der Arbeiten der verschiedenen Legislaturen, einem Résumé der wichtigsten Discussionen und biographischen Notizen über die Hauptredner, deren Reden in diesem Werke mitgetheilt werden. Herausgeber sind die Herren A. Amic nnd E. Mouttet.

L. Beaulieu, Mitglied der königlichen Gesellschaft der französischen Alterthümer, gibt heraus: „Archéologie de la Lorraine, ou recueil des notices et documents pour servir à l'histoire des antiquités de cette province." Der erste Theil ist bereits erschienen; der zweite wird künftiges Jahr die Presse verlassen. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 84. —— 24. März 1840.

Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der deutschen Literatur.

(Beschluß aus Nr. 83.)

Wer zählt die Völker, nennt die Namen der Novellen- und Memoirenschreiber, der Liebes- und Gelegenheitsdichter, der neuesten aus Lebenskoth formenden Romantiker, die diesen Zug bildeten! „Fleisch und Blut!" schrien sie. „Wahrheit! Wirklichkeit! Nur was warm ist, kann erwärmen! Wir sind die Erwählten des Aufrufs. Wir allein hauchen der im Idealisiren erstorbenen Dichtkunst wieder Leben ein."

Mich schauderte, und der Schauer des Entsetzens durchflog die obern Räume. Aber eine mächtige Stimme ertönte, wie Rollen des Donners um die geheiligten Höhen:

„Wer kann — wie ein schönes Angesicht von einer schönen Seele, so — das schöne Angesicht des urschönen Allgeistes werden? — Die Dichtkunst. — Gerade das Höchste, was aller unserer Wirklichkeit, auch der schönsten des Herzens ewig abgeht, das gibt sie und malt auf den Vorhang der Ewigkeit das zukünftige Schauspiel. Sie ist kein platter Spiegel der Gegenwart, sondern der Zauberspiegel der Zeit, welche nicht ist. — Dem Dichter, wie den Engeln, muß die Erkenntniß des Göttlichen die erste am Morgen sein und die des Geschaffenen die spätere des Abends. Denn aus einem Gott kommt wol eine Welt, aber nicht aus einer Welt ein Gott!" Und sanfter ertönte es darnach in melodischen Klängen:

> „Was sich nie und nirgend hat begeben,
> Das allein veraltet nie!"

Und weiter erklang es, und ein Lichtregen verklärte die Höhen der Vergangenheit und zeigte auf ihnen die Sänger und Bildner der Vorzeit, der hellenischen Götter und Helden und des christlichen Himmels. „Mit euch", so erklang es,

> „Mit euch, des Frühlings erster Pflanze,
> Begann die seelenbildende Natur;
> Mit euch dem freud'gen Erntekranze
> Schließt die vollendende Natur!"

Tief war ich untergesunken in die Wogen dieser heiligen Töne, und es wäre der nächste Zug Gegenwärtiger und Zukünftiger mir entgangen, wären diese nicht in rasselnden wiener Chaisen dahergefahren.

„Wein und Austern waren vortrefflich", sagte der Eine; „aber ich fürchte, wir haben uns doch dabei zu lange aufgehalten und kommen etwas spät!"

„Nicht zu fürchten", antwortete ein Anderer. „Haben Sie die Proclamation nicht gelesen? Wir sind ja namentlich gesehen in den „Blicken in die Gegenwart und Zukunft". Die Verheißung ist unser; und wenn wir die Literatur auch nicht in andere Umstände gebracht haben, so sind wir doch die Wiedergeburtshelfer! Bei uns in Östreich war es, wo Lessing's und des im übrigen Deutschland fast verkannten Wieland's...." Hier wurde der Redner durch ein „Oh! Oh!" von oben unterbrochen, und man hörte die Namen Dalberg, Jacobi, Amalia, Herder, Goethe u. s. w. Aber auf dem Wagen sagte Einer: „Ist doch der wiener Nachdruck von Wieland beinah allein durch Östreich aufgekauft worden!"

Der Erste aber fuhr fort: „Bei uns gilt der klare Menschensinn; hier ist Volksgefühl für poetisches Leben und lebendige Poesie!" Und ich dachte bei mir: warum haben die Leute mit solchen Mitteln nicht lange schon geglänzt in der Literatur? Aber freundlich rief es von oben:

> „Sei mir gegrüßt mit glänzendem Aug', o Volk der Phäaken,
> Immer ist's Sonntag, es dreht immer am Herd sich der Spieß."

Da fuhr der Redner auf dem Wagen beherzter fort: „Als noch das ganze übrige Deutschland vom Traume der Schlegel-Novalis'schen Hyperromantik gefesselt lag und tief-zarten Unsinn phantasirte, da war es eine einfach klare, ruhige Stimme aus unserm Vaterlande, die des verständigen Schreivogel, welche allein das Kind, wenn auch etwas laut, beim rechten Namen nannte."

Bei diesen Worten erhob sich ein krächzendes Geschrei aus einer Lache am Fuße des Berges: „Die Ehre lassen wir uns nicht nehmen. Kein Vogel in der Welt hat die Herren in Jena und Weimar ihrer Zeit so angeschrien als der Freimüthige!"

„Fahr zu", riefen mehre Stimmen auf dem Wagen. „Solche Stimmen können uns um die ganze Verheißung bringen. Nun dürften sich nur noch die Söhne des Thals uns an den Karren hängen, und drüben der Götz, der Faust, die Iphigenie, der Wallenstein mit den Räu-

dern, der Titan nebst Schoppe und Siebenkäs, ja Herder, Jacobi und was sich sonst dort beisammenfindet, gegen uns aufstehen, — wo blieben hernach unsere Verdienste gegen die Hyperromantik und alle unsere darauf basirten Hoffnungen?"

Da fuhren sie, aber doch gemächlich, in den Nebel hinein.

Mit Trommeln und Trompeten und vollständigem Orchester kam jetzt zu Fuß und zu Pferde, in offenen und bedeckten Wägen ein lustiger Zug in Maskentracht heran. Ritter und Nonnen, Könige und Bettler, Frauen und Ahnfrauen, Schuldige und Unschuldige, voran ein Narr in der Schellenkappe. „Eine feste Burg ist unser Gott!" aus den „Hugenotten" sang der Chor und Nonnen tanzten Galopade dazu. Operntextschreiber der neuesten Zeit erkannte ich viele, auch einige Romantiker, die in Notre-Dame studirt.

„Effect! Effect!" schrie Alles. „Der letzte Zweck liegt in den Händen der Vorsehung, sagt der Aufruf, den nächsten haben wir im Auge zu behalten! — Wirken möchte Jeder, aber Niemand will etwas bewirken! Das aber gerade thun wir. Wir rühren, wir fesseln, wir erschüttern, wir reißen hin. Bei uns wird blendendes Sonnenlicht auf Nachtgrund gemalt. Wir führen den Leser auf schwindelnde Höhen, in schauerliche Tiefen. Welches Kleid wir auch wirken, es gilt uns gleich, wenn wir nur etwas damit bewirken, wenn es nur funkelt und glänzt, sich bläher und rauscht. Wir sind unbedenklich die Gegenwärtigen und Zukünftigen, zwar nicht mit Namen genannt, aber welcher Unterrichtete erkennt uns nicht!"

Schon drängte ein neuer Haufe nach mit dem „Schall der Posaunen von Jericho". Es waren die „Guten" alle, die Proselyten machen wollten in Gegenwart und Zukunft. Ihre Zahl war Legion. Der Zweck des Aufrufs schien erreicht: „Die Minorität war zur Majorität" gemacht!

Da rief aus dem Nebel heraus mit dem Tone der Entrüstung und Verzweiflung eine einzelne Stimme:

„Misverständnisse über Misverständnisse!" Es war der Autor des Aufrufs. „Hab' ich denn nicht", fuhr er fort, „S. 11 rechts oben mit deutlichen Worten gesagt:

„Arbeitet unbekümmert, welche Götter draußen auf dem Markte verkündet werden, fleißig am Saume des göttlichen Gewandes fort!"

„Habe ich mich nicht S. 9 links oben unumwunden gegen die Dichter erklärt, denen „die Ausgeburten ihres Müßiggangs für Inspirationen gelten!" und nun wollen sie mir ins Angesicht behaupten, sie hätten sich damit nicht getroffen gefühlt! Mit demselben Rechte könnten die Ghaselen- und Sonettendichter unserer Tage sich zu mir schlagen, weil ich S. 11 rechts gesagt habe:

„Zuerst kommen die Formen, dann der Inhalt, welcher, wenn sie einmal da und anerkannt sind, unvermerkt in sie ergossen wird und sie mit Leben ausfüllt." Aber ich hatte ja S. 4 oben links ausdrücklich vorher gesagt:

„Nur derjenige Dichter wird die Palme erringen, der sich in seinen Stoff versenkt und ihn in der nur diesem Stoffe zukommenden bestimmten Form ausgebiert."

Könnten mir nicht noch nachträglich die Musen und Grazien aus der Mark nachlaufen, weil ich mich S. 9 links für „die einfachste Schilderung der Natur" erkläre gegenüber einem Parallelismus mit der kleinlichen Technik des Menschen und seinen oft ebenso kleinlichen Gefühlen."

Noch mehr: Könnten sich nicht alle schwäbischen Theater- und Modehumoristen, alle Anekdotensammler und Bonmotisten sämmtlicher unpolitischer Nachrichten in Deutschland unter meine Fahne stellen, weil ich S. 4 links oben und unten gesagt habe: „Weisheit und Poesie ist zweierlei! Zu viel Weisheit wird Thorheit!" Aber auf der vorhergehenden Seite rechts hätte ja jeder Narr vorher es lesen können, daß „die Poesie reine, große Stimmungen in uns erschaffen, unser Gefühl erweitern und nicht nur den intellectuellen, sondern den ganzen Menschen ergreifen muß."

Mit demselben Rechte könnte mir zuletzt die ganze weite breite Schule Hegel's nachlaufen und mich — obgleich ich geradezu und namentlich gegen sie ins Feld ziehe — für ihres Gleichen ausrufen, blos weil ich, obschon noch obendrein mit fremden Worten S. 3 rechts unten mich auf den Grund- und Bodensatz ihrer Philosophie stütze:

„Ein Mögliches ragt über alle Weiten,
Das Wirkliche zeigt sich im Raume blos."

und weil ich nicht nur durch Behauptungen, wie die S. 4 links unten: „Allzu tief wird flach!" sondern durch die ganze Reihe der angeführten und möglicherweise noch anzuführenden Widersprüche mich zu ihrem Dogma von der Einheit der Entgegengesetzten zu bekennen scheine.

„Aber so geht's", fuhr er fort und trat aus dem Nebel heraus, „sobald man anfängt, Alles in Allem zu sehen, sagt Lichtenberg, oder Alles in Einem, sag' ich, oder Nichts in Allem, oder Alles in Nichts — wird man leicht dunkel. Hol der Henker das Aufrufen zur gemeinschaftlichen Wiedergeburt der deutschen Literatur!"

„Alles Große im Reiche des Geistes geschieht einsam", tönte es von oben herab.

„Ganz recht!" fuhr der Autor fort. „So bleibe ich lieber am Scheideweg der Zeiten, wohin, wie ich merke, jezuweilen ein erfreuendes, erhebendes und belehrendes Wort aus der Vergangenheit dringt. Hier auch ist der beste Ort, auf ein neues schöpferisches Talent zu harren. Es möge kommen. Es möge sich ausbilden und seine Schöpfungen vor uns hinstellen. Das ist es, was wir brauchen!"

Ein vollstimmiger Chor von den heitern Höhen der Vergangenheit rief „Amen!" und ich wäre gern vorgesprungen, den Autor für sein letztes Wort zu umarmen, hätte mir nicht die lächerliche Furcht, er könnte mich etwa mit der Wolle meiner opera omnia in der Tasche, wie Abraham den Bock auf Moria, für das gottgefällige Opfer-

thier der Verheißung halten, alle Glieder gelähmt, die Füße, die Zunge — sogar die Schreibfinger. 27.

Hymnen an den Tod. Von Theodor Schwarz. Hamburg, F. Perthes. 1839. Gr. 8. 6 Gr.

Als „Denkstein" an der Ruhestätte der unvergeßlichen Lebensgefährtin vermittelten diese lebendigen Ergüsse eines glaubensstarken und liebevollen Herzens zunächst einen fortgesetzten geistigen Verkehr mit der Vorangegangenen, und dürfen in gleichbetroffenen und wahlverwandten Gemüthern willkommene Anklänge zu finden sicher sein, da sie als wahrhafte Lieder im höhern Chore den Tod als das bereits überwundene oder noch zu überwindende vorführen. Sogleich in den ersten an den Prolog sich anschließenden Worten:

„Unaussprechlich ist das Geheimniß des Todes und doch offenbar dem innern Sinn. Denn Sterben ist dein wahres Leben und im Tode, o Christ, ist deine größeste Schönheit. Was zieht mich so mächtig hinüber aus den Fluten des irdischen Daseins, aus dem Schaume der verbrausenden Lust? Bist du es, Geliebte, mit der sehnenden Brust? Konntest nicht ohne mich leben und nun, da du lebst, willst du mich aus dem Tode zum Leben führen? Soll ich auch jetzt noch bei dir sein und willst deine Seligkeit mit mir theilen? Alles, Alles, was dein war, das war auch mein." (S. 6.)

Oder weiter hinein:

„Nur frisch hinein, es wird so tief nicht sein!" schrieb einst ein frommer Mann. Und an jenem Sonntage, da du sterben solltest, sprachst auch du, Geliebte, mit deinem freudigen Muthe: „Soll's denn gestorben sein, nur frisch hinein!" Ja, so gingst du immer dem Schmerz entgegen, wie dein Herr dem Kreuze. So übtest du mit zarter Weiblichkeit stets das hohe Heldenthum der Selbstaufopferung und zeigtest deinen Kindern den Weg ins ewige Leben. O dieses gläubige „frisch hinein" wie mächtig griff es an mein Herz, wie tiefrührend durchdrang es meine Seele! Es war dieses Wort, als wenn ein Engel die weißen Schwingen plötzlich entfaltete und vor meinen Augen aufschwang zur blauen Ätherhöhe. Ich staunte es an und eine unendliche Sehnsucht zog durch mein Gemüth, dir nachzufliegen durch des Todes Schatten." (S. 24.)

Oder gegen das Ende:

„Versenkte dich die Liebe tief in Gott, siehe dann erst findest du dich selbst und bist dir deiner Ewigkeit und deiner Freiheit bewußt. Freiheit? Was ist Freiheit? O nicht deine schlechte Willkür, auch nicht die starre Nothwendigkeit einer ewigen Weltordnung. Wo der Geist Gottes ist, da ist Freiheit; da breitest du dich jubelnd aus zur ersehnten Höhe und bleibst doch bei dir selber; da überwindest du den Tod und sprengst seine ehernen Schranken; da wirst du göttlich in Gott und dein Handeln ist ihm ähnlich, als das Gesetz der Freiheit. Mensch zu werden, ganz Mensch, welch ein seliger Gedanke! Ist er weniger als ein Kind Gottes in Ewigkeit? und liegen nicht alle Schatten des Todes schon unter seinen Füßen? Ist der alliebende Gott nicht Mensch geworden, und hat sich selbst aus seiner reinen Ewigkeit in die Zeit versenkt, damit wir Creaturen von gestern her, die morgen schon wieder entschlafen sind, göttliche Menschen werden sollen, gemacht nach seinem Bilde, und ewig leben, wie Christus unser Haupt lebt? Kühn greife nach dieser Krone und laß dich durch nichts hindern, sie zu erringen! Verdiene deine Ewigkeit, dazu du berufen bist, durch eine Liebe, die nicht wandelt, durch eine Treue, die nicht aufhört, durch ein Wort, das nicht alt wird, durch ein Wirken, das keinen Lohn braucht, durch ein Gemüth, das Lebensbrot austheilt! Siehe du bist ein Ewiger, sei es nur! Besinne dich nur auf deinen Ursprung aus Gott und kehre fröhlich durch die Welt- und Todesnacht in das lichte Vaterhaus heim." (S. 55—56.)

Allerdings können, wo das Ganze den Eindruck bedingt, Bruchstücke das Begeisterte und Rhythmische der Sprache, welche diese Hymnen durchweht, das Kurze und Präcise des Ausdrucks, welchen das bewegte Gemüth zu wählen liebt, nur unvollkommen durchschimmern lassen. Gewiß aber verfehlen auch sie da, wo Glaube an das Heilige und Sehnsucht nach ihm vorhanden ist, einen Eindruck nicht, der durch zahlreiche Reminiscenzen an das Buch aller Bücher verstärkt wird. Dazu trägt der Anflug von Mystik, die sich von dem Christenthume fast gar nicht trennen läßt, das Seinige bei, und kaum ist zu befürchten, daß der Ausdruck der verlassenen Liebe, die mit so verschiedenen Farben das feste Band ihrer Treue durchwebt, Misdeutung finde und Anstoß gebe. Denn das menschliche Herz hat wol viele Zu- und Ausgänge; aber wenn einmal Erfahrung und Gewohnheit das Bild eines lieben, treuen Weibes in des Herzens Inneres gepflanzt haben, so ist es bleibend und mächtig und jedem Eindrucke auf die Länge gewachsen. Wie sind doch Diejenigen eigentlich zu beklagen, welche bei einem Verluste, der das Herz treffen, das Gewissen rühren, den Glauben stärken und das Unsterblichkeitssamenkorn beleben soll, durch die äußere Welt und ihr Treiben aus dem Netze der natürlichsten Gedanken sich herausreißen lassen, um sich ganz fremdartigen Interessen hinzugeben! Darum dem Manne Dank, der darauf Verzicht leistete, daß die Cypresse, die er an einem ihm theueren Grabe pflanzte, nur ihm ein Heiligthum sei und bleibe. In einem hohlen Nietenleben, wo unsere Wünsche und Zwecke nur Stufen und keine Gipfel finden, werden wir allein von der Liebe, wie von einer zweiten Welt, erfüllt und mitten im Todtenhause der Vergänglichkeit fühlt doch ein Herz, das treu liebt oder liebte, nichts als Unsterblichkeit. 45.

Über den Bau eines Museums in Dresden.*)

Berlin, 10. März 1840.

Geehrtester Herr und Freund!

Die Zeilen, worin Sie mir von dem Eindruck schreiben, welchen mein im vorigen Monat an Sie gerichteter Brief über die Nothwendigkeit eines Neubaus für die dresdner Galerie hervorgebracht, hat in mir Gefühle sehr verschiedener Art hervorgerufen. Daß die darin ausgesprochenen Ansichten dort in der öffentlichen Stimmung mehrfachen Anklang gefunden, hat mich mit der lebhaftesten Freude erfüllt, weil dadurch meine Überzeugung, daß in Sachsen sich noch ein lebendiges Interesse für die Wunderwerke jener Galerie erhalten hat, vollkommen bestätigt worden ist. Desto stärker ist aber auch gerade dadurch das schmerzliche Gefühl in mir erneuert worden, daß der definitive Beschluß der zweiten Kammer schon vor der Veröffentlichung meines Schreibens erfolgt ist; denn wenn auch dieselbe bei reiflicher und ruhiger Prüfung auf dem nächsten Landtage den Vorschlägen der Regierung ihre Zustimmung ferner nicht versagen sollte, so würde der damit verbundene lange Aufschub der Galerie immer zu großem Nachtheil gereichen. Ein Jeder, welcher mit alten Gemälden vertraut ist, weiß nämlich, daß die Verderbniß derselben, wenn sie einmal einen gewissen Grad erreicht hat, insofern die veranlassende Ursache nicht gehoben wird, mit Riesenschritten fortschreitet. Da nun aber ein Bau von einem Umfange wie der eines neuen Museums, die Zeit zu der so höchst nöthigen Austrocknung hinzugerechnet, ohnehin mehre Jahre dauern würde, wird Keiner, der mit dem dermaligen Zustande so vieler Bilder der dresdner Galerie und den schädlichen Einflüssen des Locals, welche selbst die Erfolge von Firnissen und Restauriren zum Theil immer von neuem vereiteln, einigermaßen bekannt ist, in Abrede stellen können, daß eine Frist von mehren Jahren, welche die Bilder noch in dem jetzigen Locale aushalten müssen, nicht sicher eine wesentliche Zunahme der Verschlechterung nach sich ziehen müsse.

Wie dringend wünschenswerth wäre es daher unter die-

*) Vergl. Nr. 43 d. Bl. D. Red.

sen Umständen, wenn die ehrenwerthen Mitglieder der zweiten Kammer noch vor dem Schlusse dieses Landtages, durch Genehmigung des Antrags der Regierung auf einen Neubau, dem vortrefflichen Beispiel folgen wollten, welches ihnen die zweite Kammer in Würtemberg gegeben, welche im vorigen Jahre den Antrag der Regierung zum Bau eines Museums anfangs zwar ebenfalls abgelehnt, später aber, einer bessern Einsicht folgend, noch bewilligt hat. Dort aber war beiweitem kein so dringender Grund zu einer solchen Sinnesänderung vorhanden, als dieses in Sachsen der Fall ist, denn dort drohte ein Verzug nicht einer großen Zahl von Meisterwerken aus den glücklichsten Kunstepochen Verderben, sondern soll dem Wesentlichen nach der Inhalt des neuen Gebäudes noch erst erworben werden. Die zweite Kammer würde zugleich durch eine solche Änderung ihres Beschlusses einen glänzenden Beweis ihrer ästhetischen und moralischen Bildung geben. Ersteres, indem daraus hervorgehen würde, daß der frühere Beschluß nicht die Folge einer Geringschätzung jener Kunstschätze, sondern lediglich des Mangels an der gehörigen Kenntniß der großen Gefährdung derselben in dem jetzigen Local gewesen ist, letzteres, weil sie dadurch aus reiner Liebe zur Sache sich nicht scheuen würde, sich zu dem allgemein menschlichen Loos: „Irren ist menschlich", frei zu bekennen. *)

Es ist mir sehr oft begegnet, daß aus Dresden kommende Fremde, welche mit den Kunstschätzen von ganz Europa bekannt waren, äußerten, es sei recht schade, daß diese Meisterwerke sich in Sachsen befänden, wo die schmähliche Verwahrlosung derselben augenscheinlich beweise, daß man dort gar nicht wissen müsse, was man eigentlich daran besitze. Bisher habe ich immer, meiner Überzeugung gemäß, darauf geantwortet, daß dieses doch nicht der Fall, die Hauptursache jenes beklagenswerthen Zustandes so vieler Kunstjuwelen vielmehr in den unabwendbaren, nachtheiligen Einflüssen des jetzigen Locals zu suchen sei. Sollte die zweite Kammer aber gegenwärtig, da diesem Grundübel abgeholfen werden soll, bei ihrem ersten Beschlusse beharren, so würde jenen nachtheiligen Urtheilen wenig entgegnet werden können, und würden die ehrenwerthen Mitglieder derselben, bei einer Gelegenheit, welche die Aufmerksamkeit aller Gebildeten in Europa auf sich ziehen muß, die mit Recht sonst so gerühmte allgemeine Verbreitung geistiger Bildung in Sachsen in einem höchst unvortheilhaften Licht erscheinen lassen. In welchem Maße dieser Beschluß auch die reinmateriellen Vortheile Sachsens beeinträchtigt, glaube ich schon in meinem ersten Schreiben hinlänglich dargethan zu haben, und es würde in der That einer sehr einfachen Berechnung bedürfen, um augenfällig zu beweisen, daß der alljährlich durch den Ruin der Galerie dem Lande zugefügte pecuniaire Verlust beiweitem größer sein würde, als der zu erreichende Vortheil durch die Erlassung von Steuern mittels der für das Museum gefoderten Summe.

Ich habe Ihnen noch meinen verbindlichen Dank zu sagen für die gütige Mittheilung des Aufsatzes über den Neubau des dresdner Museums im „Dresdner Wochenblatt" vom 18. Dec. des vorigen Jahres, welcher mir bisher ganz unbekannt geblieben war. Die in demselben aus genauer Kenntniß und verständiger Berücksichtigung der localen Verhältnisse beigebrachten Gründe haben mich in der Überzeugung, daß einzig und allein in einem Neubau das Heil der Galerie zu suchen ist, nur noch mehr bestärkt. Denn selbst wenn es angehen sollte, in dem jetzigen Locale der Galerie eine russische Heizung anzulegen, welches bekanntlich bei alten Gebäuden meist mit großer Feuersgefahr verbunden ist, so würde dadurch immer die große, austrocknende Hitze in der gegen Mittag gelegenen Seite, der, bei der durchaus nöthigen, öftern Lüftung, nicht zu vermeidende Steinkohlen- und Straßenstaub, sowie die, wegen der nahen Gebäude umher, vorhandene Feuersgefahr auf keine Weise beseitigt werden. Zu diesen die Bilder gefährdenden Umständen kommt aber noch, daß in diesem Local zu einem irgend angemessenen Genuß schlechterdings nicht zu gelangen ist, wie die in der neuern Zeit wahrgenommenen Verbesserungsversuche für jeden Unbefangenen wol am besten dargethan haben. Die zu große Höhe aller, die zu schlechte Beleuchtung mehrer Zimmer sind nicht zu beseitigende Übelstände. Alle Umbauten oder Einrichtungen in diesem Locale würden daher sicher nur zu dem traurigen Ergebniß einer unnützen Geldversplitterung führen.

Dr. **Waagen**,
Director der Gemäldegalerie des königl. Museums zu Berlin.

*) Dem Verfasser war bei Absendung seines Briefs unbekannt, daß auch die erste Kammer im Wesentlichen den Beschlüssen der zweiten beigetreten ist. Hiernach ist wol nur in dem Falle noch bei dem diesjährigen Landtage ein neuer Beschluß über den Bau eines Museums zu erwarten, wenn das sächs. Ministerium neue Anträge an die Kammern stellen sollte.

D. Red.

Bibliographie.

Arnold, A., Umrisse und Studien zur Geschichte der Menschheit. Gr. 8. Berlin und Züllichau, Eyssenhardt. 1 Thlr. 8 Gr.

Bericht an Se. Majestät den Kaiser von Russland über das Ministerium des öffentlichen Unterrichts für das Jahr 1838. Gr. 12. Hamburg. 9 Gr.

Borchers, F. A., Der Mensch in seinem Verhältnisse zu Gott, diesseit und jenseit des Grabes, im Lichte des Evangelii; oder: Die ewige Gerechtigkeit ist ewig die Liebe. Zur Verständigung und Erbauung. Gr. 8. Hamburg, Nestler u. Melle. 1839. 21 Gr.

Eckenberg, F. G., Prüfung der Gründe, welche den Erbfolge-Rechten des Herrn Reichsgrafen Gustav Adolph v. Bentinck auf die Herrschaften Kniphausen, Varel &c. der Herr Geheime Rath Karl Salomo Zachariä in den Heidelberger Jahrbüchern von 1840 entgegengesetzt hat. Gr. 8. Leipzig, B. Tauchnitz jun. 8 Gr.

Grillparzer, F., Des Meeres und der Liebe Wellen. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Gr. 8. Wien, Wallishausser. 1 Thlr.

Gründler, C. A., Über die Verbindlichkeit zum Beitrag der Kosten zur Erhaltung und Wiederherstellung der Cultus-Gebäude, nach den in deutschen Bundesstaaten geltenden Gesetzen, mit Rücksicht auf einige Particulair-Gesetze bearbeitet. Gr. 8. Nürnberg, Riegel u. Wießner. 1839. 12 Gr.

Häusser, L., Die Sage vom Tell aufs Neue kritisch untersucht. Eine von der philosophischen Facultät der Universität zu Heidelberg gekrönte Preisschrift. Gr. 8. Heidelberg, Mohr. 16 Gr.

Müller, H., Maria Königin von Schottland. Dramatisches Gedicht in fünf Acten. Gr. 8. Altona, Hammerich. 1 Thlr.

Preusker, K., Gutenberg und Franklin. Eine Festgabe zum vierten Jubiläum der Erfindung der Buchdruckerkunst, zugleich mit Antrag zur Gründung von Stadt- und Dorf-Bibliotheken. Allen Buchdruckern, Buchhändlern, Gelehrten, überhaupt allen deutschen Männern, welche an fortschreitender Menschheits-Bildung regen Antheil nehmen, gewidmet. Gr. 8. Leipzig, Weinedel. 6 Gr.

Satori, J., Schuld und Buße oder das St. Magdalenenkloster zu Debreczin und seine Bewohnerinnen. Wahrheit und Dichtung. 2 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr.

Winter, A., Frauenbilder. 1ste Sammlung. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 85. —— 25. März 1840.

Politische Flugschriften.

Die bekannte räthselhafte Schrift „Die europäische Pentarchie" hat jedenfalls wenigstens den Nutzen gebracht, daß sie die Aufmerksamkeit wieder einmal lebhafter auf die gegenseitige Stellung der Mächte, überhaupt auf die Fragen der äußern Politik gezogen hat, von denen allerdings der Bestand vieler Schöpfungen der innern abhängt, so lange diese noch nicht zu wahren Nothwendigkeiten des Volkslebens geworden sind. War auch die müßige Aufmerksamkeit des zuschauenden Publicums jenen Fragen immer treu, so beschäftigte sich doch die Thätigkeit der Publicisten in den letzten Jahren weit weniger mit ihnen, als dies früher der Fall gewesen ist. Dies wenigstens in Deutschland; denn in Frankreich sind die auf eine Umwälzung des Staatensystems gerichteten politischen Projecte niemals ausgegangen. „Die europäische Pentarchie" aber hat eine Besprechung dieser Fragen in Schriften und Journalen veranlaßt, die durch die Einmüthigkeit der Tendenz, die Vielseitigkeit der Betrachtungsweise und die Wärme des Kampfes wirklich recht interessant geworden ist. Ja, die Einmüthigkeit und der Eifer, womit der Pentarchist zurückgewiesen wurde, haben schon zu der Bemerkung Anlaß gegeben, daß man ihm eigentlich Dank wissen müsse, die Augen über Rußlands vermeintliche Absichten geöffnet, überhaupt gewarnt, gegen manche Täuschungen gerüstet, zu Vorsicht geführt zu haben. Es ist sogar insinuirt worden, der Pentarchist möge ein verkappter Liberaler sein, der eben diese, der zum Scheine von ihm vertheidigten Sache so ungünstige Wirkung beabsichtigt habe. Wer das glauben wollte, müßte das Buch nicht mit Ernst und Verstand gelesen, am wenigsten es zwischen den Zeilen gelesen, müßte die zahlreichen versteckten Malicen, die der Verf. sichtlich mit dem geflissentlichsten Eifer und mühevoller Kunst hinter seine friedlichen Worte verborgen hat, nicht beachtet, überhaupt nicht verstanden haben, wie das gerade das Wichtigste für den Pentarchisten ist, was am wenigsten hervortritt. Auch sind einzelne Stellen des Buches, die mit jener Annahme im schroffsten Widerspruch stehen, sichtbar mit einer Wärme der Überzeugung geschrieben, wie sie nie und nimmer erheuchelt werden kann. Ebenso wenig aber möchte Ref. der neuesten Annahme beitreten, die das Buch dem Grafen Gurowski zuschreibt. Die Sprache würde freilich kein Hinderniß sein; man konnte das Buch übersetzen lassen. Aber abgesehen davon, daß es von einer Reife, Sicherheit und Begründung der darin entwickelten Ansichten zeugt, wie sie bei Keinem zu erwarten sein dürften, der früher ganz entgegengesetzten gehuldigt, verräth es auch eine Bekanntschaft mit der neuesten deutschen Literatur und dem Stande unserer öffentlichen Meinung in ihren verschiedensten Nuancen — mit Ausnahme eines einzigen Punktes, den der Verf. sich wahrscheinlich gar nicht vergegenwärtigen wollte, weil er sein ganzes Project vereitelt, wie er denn überhaupt unsere Schwächen besser kennt als unsere Stärke —, die man dem Genannten durchaus nicht zutrauen kann. Übrigens lassen wir es dahingestellt sein, ob das Buch so ganz seinen Zweck verfehlt hat. Den offenen gewiß; aber der Verf. mag manchmal mephistophelisch gelächelt haben, wenn er sah, wie man selbst **seine** Autorität im Interesse gewisser Meinungen anzog, deren Wortführer sich auch dadurch nicht irren lassen, daß der Pentarchist diese Meinungen billigt.

Auf sein eigentlichstes Gebiet sind ihm noch wenige Gegner gefolgt, noch wenigere ihm darauf gewachsen gewesen. Doch wir wollen hier keine Recension über Recensionen schreiben. Aber es liegen zunächst zwei Schriften vor uns, von denen die eine direct „Glossen zu der Schrift über die europäische Pentarchie" macht *), die andere, indem sie Europa im J. 1840 **) schildert, dabei sich gleichfalls als Gegenschrift gegen die Tendenzen des Pentarchisten darstellt. Wir müssen die erstere Schrift für das Beste erklären, was bis jetzt gegen den Pentarchisten erschienen ist, überhaupt für ein Erzeugniß einer gesunden, tiefen und wohlbegründeten politischen Ansicht, und wir werden die Belege dieses Urtheils beibringen, indem wir die Aussprüche dieses Schriftstellers anführen, wo wir uns von dem Andern verlassen, oder nicht auf die rechte Weise unterstützt finden. Von diesem Andern gilt allerdings, was wir im Eingange dieses Absatzes sagten. Der Pentarchist wird sich durch seine Schrift nicht widerlegt hal-

*) Glossen zu der Schrift über die europäische Pentarchie. Von **Friedrich Giehne**. Besonders abgedruckt aus dem Februarheft des Jahrgangs 1840 der Monatsschrift Atlas. Stuttgart, Literatur-Comptoir. 1840. Gr. 8. 9 Gr.

) Europa im Jahr 1840. Von **Wolfgang Menzel. Stuttgart, Sonnewald. 1839. Gr. 12. 1 Thlr.

ten. Höchstens daß sie ihm als eine recht deutliche Darlegung der Antipathie der Liberalen gegen seine Sache erscheinen wird, welche Antipathie er sich allerdings auch nicht lebhaft genug vergegenwärtigt haben mag. Aber sehr richtig sagt Giehne:

Man mag eine Antipathie haben und seine Antipathie aussprechen; allein man würde ein sehr wenig sagendes Resultat erzielen, wenn man, anstatt von dem Standpunkte des Pentarchisten aus ihm in seine Folgerungen nachzugehen, ihm nichts weiter auseinandersetzte, als daß man seine Tendenzen eben nicht ausstehen könne.

Auch wird sich der Pentarchist erinnern, daß jene Antipathie 1813 verschwunden und 1829 im Verschwinden begriffen war. Sein Glossator dagegen stellt ihm zum Anfange auch eine Antipathie entgegen, aber eine ganz andere und tiefere. Die gewöhnliche Annahme schreibe, was man Vorurtheil gegen Rußland nenne, den modernen politischen Theorien, dem Liberalismus, den Ideologen zur Last. Die Ideologen lebten ein anderes Leben, dächten andere Gedanken und sprächen eine andere Sprache als das Volk. Was man ihre Vorurtheile nenne, möge durch eine andere Tagesrichtung gewendet, durch eine neuere Mode bestochen werden. Die Vorurtheile des Volkes seien zäher und lägen tiefer; sie allein könnten als eine Macht in Rechnung kommen, weil sie in unbestechlichen und unüberredbaren Massen aufträten und, wenn in Bewegung gesetzt, mit Energie aus dem Kopfe in die Faust führen. Wenn der tonangebende französische Liberalismus einst seine lang erwogene Allianz mit Rußland abschließe, möge ein Theil dieser Ideologen wieder zum russischen Enthusiasmus umschlagen. Das deutsche Volk nicht. Sein Vorurtheil, welches tief unter jener papierenen Oberfläche ruhe, sei ein Erbstück der althistorischen Erhebung, welche das germanische Element sich über das slawische gäbe; die jüngste Auffrischung desselben schreibe sich von dem Eindrucke her, den die russischen Armeen in Deutschland zurückgelassen und sei gerade zu der Zeit geschehen, in welcher die gebildeten Stände für Rußland schwärmten. Darüber führt nun Giehne charakteristische Züge auf. Es hat ferner Menzel's Schrift durchaus nichts Staatsmännisches, womit wir keineswegs blos die Manier meinen. Gleichwol scheint Menzel nicht ohne Absicht darauf geschrieben zu haben, da eine gewisse Gemessenheit und Zurückhaltung unverkennbar sind. Aber ein Verdienst ist der Schrift nicht abzusprechen, sie ist ein kräftiger Zuruf an die liberale Partei, sich nicht von den Geschenken der Danaer bestechen zu lassen. Dabei begrüßen wir mit Freuden auch hier jene echt deutsche Gesinnung wieder, die wir stets an Menzel geehrt haben, und vermissen ebenso mit Freuden das Verletzende, was er sonst wol in seinen Schriften hatte.

Er beginnt mit England, auf das er mit Recht die Freunde der Freiheit ihre Blicke richten heißt. Nachdem er sehr richtig bemerkt hat, wie schon das ein großer Vortheil Englands sei, daß es nie die Besorgniß wecken könne, es werde auf dem Festlande erobern und eine Universalmonarchie gründen wollen, fährt er mit der schönen Betrachtung fort:

Aber auch allein ist England groß in jeder Beziehung. Es schöpft nämlich aus allen Quellen der Macht, aus denen je ein Staat schöpfen kann. Es hat die ganze Kraft, das ganze Selbstbewußtsein, den ganzen Stolz seiner Nationalität sich bewahrt. Es hat an dieser Nationalkraft nichts verloren, indem es ein ganzes neues Volk, das nordamerikanische, aus sich gebar und die Unabhängigkeit desselben anerkennen mußte. Vielmehr ist es sein Stolz und ein untrüglicher Beweis seiner nationalen Lebensfülle, daß es allen seinen Eroberungen und Colonien den Stempel des englischen Charakters aufdrückte, daß die Kinder und Enkel dem Vater stets so ähnlich blieben, nicht entarteten und in der neuen Welt denselben Geist der Unabhängigkeit und Männlichkeit zeigten, wie in der alten. Nur aus einem so kräftigen Stamme konnten so tüchtige Sprößlinge hervorgehen.

Gegen den folgenden Satz dagegen: „England nahm früh die Reformation an, erkaufte sie mit weit geringern Opfern als Deutschland und genoß davon weit größere Vortheile", ließe sich Manches erinnern. Er würde wahr sein, wenn er von Schottland gesagt wäre. Aber England hat allerdings dem Umstande: daß in ihm die Reformation zuerst nicht vom Volke, sondern von der Laune eines Königs ausging, darauf wieder die Bigoterie einer Königin den Katholicismus emporhob, den dann ihre Nachfolger, aus politischen Gründen, bald mit, bald wider Willen von neuem verfolgen mußten, diesem Umstande hat es zunächst seine zweimalige Revolution, hat es lange und öftere Bürgerkriege und Spaltungen, sowie den unerquicklichen Charakter seiner Hochkirche zur Last zu legen. Ebenso wenig mag uns Menzel's folgende Versicherung beruhigen:

Die katholische Opposition in Irland war nie mächtig, ist es auch jetzt nicht und wird es nie werden, so lange die reformirte Mehrheit nichts von ihrer alten Energie verliert, und doch, wie es der humane Geist der Zeit verlangt, Duldung und Rechtsgleichheit gewährt.

Überzeugender ist Das, was Giehne über denselben Gegenstand bemerkt:

Die Gemeinschaft der englischen Schriftsprache und Literatur macht die Nationalität des Staates aus, und die feurigsten Reden O'Connell's zu Gunsten einer Abtrennung Irlands sind Komödien, so lange er sie in englischer Sprache hält.

Freilich erwähnt er gleich im folgenden Satze, daß Frankreich auch deutsch redende Provinzen hat. Indeß sind sie nicht mit eigenem Willen von Deutschland abgetrennt worden. Die politischen Vorzüge Englands erklärt Menzel wesentlich aus dem praktischen Verstande der Engländer.

Er erhob das Gleichgewicht und die gegenseitige Unterstützung und Steigerung (?) der Staatsfactoren zum Grundsatz und hielt denselben Jahrhunderte lang heilig, immer nachhelfend und verbessernd, immer wachsam, nie zerstörend, nie einschlafend.

Es ist Hundert gegen Eins zu wetten, daß, wenn es auch zu einer Krise kommen sollte, der englische Staat nicht revolutionirt, sondern nur wieder reformirt werden wird. Man stößt das unwürdige und schädliche Element aus, aber man desorganisirt nicht. Der Baum schüttelt die herbstlichwelken Blätter ab und erzeugt neue, aber er wird nicht umgehauen.

England erhält das Princip der Freiheit und des Fortschrittes, in den Schranken der Mäßigung und gesetzlichen Ordnung, fest und bewahrt sich dadurch die eigene, immer frisch lebendige, nie sich selbst zerstörende, oder in Trägheit erschlaffende Kraft.

Alles sehr wahr und schön gesagt, aber nirgend den Beweis bietend, daß Menzel wahrhaft verstanden, worin sich eigentlich der „praktische Verstand" der Engländer so eminent nützlich bethätige. Das Alles wird auch andern Völkern vorgepredigt und in unserer Zeit von Vielen so ziemlich befolgt. Es sind am Ende allgemeine Begriffe, bei denen Alles auf die Anwendung und Ausführung ankommt. Aber darin bewähren die Engländer ihren praktischen Verstand, daß sie, zwar von dem allgemeinen Geiste der Freiheit und männlicher Unabhängigkeit belebt, nirgend doch den allgemeinen Begriff an sich, die abstracte Idee ins Auge faßten, sondern überall das Concrete festhielten und eben dadurch auch eine wahre Verwirklichung des allgemeinen Begriffs erstrebten. Sie gehören nicht zu den Völkern, die sich auch einem Tyrannen fügen, wenn sie nur glauben können, daß er seine Gewalt dem Volke verdanke; die sich ruhig das Fell über die Ohren ziehen lassen, wenn es nur nicht unter der Form des Absolutismus geschieht. Ihnen wird nicht das Mittel zur Hauptsache, über der sie den Zweck vergäßen. Über denselben Gegenstand sagt Giehne:

In Großbritannien, dem Typus des historisch construirten Staats, machen die Rechte Aller, zusammengetragen, den Staat aus und schützen ihn auch; in den nivellirten Staaten dagegen hat man damit angefangen, Alles vor der Allmacht einer Staatsgewalt niederzuwerfen, und wenn dann der Liberalismus hinzutritt, so pfropft er dieser künstlichen Omnipotenz ebenso künstliche Beschränkungen auf, deren Addition in eine papierene Verfassung eingetragen wird. Aus Rußland könnte man auf diese Art mit Einem Federstrich einen constitutionnellen Staat machen, und es würde eine Schöpfung auf dem Papiere sein, wie die andern auch; Großbritannien aber, wenn es sich nicht vollständig zersetzte und in Atome auflöste, kann ebenso wenig absolutistisch werden als revolutionnair.

(Die Fortsetzung folgt.)

Taschenbuch der neuesten Geschichte von Friedrich Thiersch. Geschichte des Jahres 1837. Zwei Abtheilungen. Mit 12 Portraits. Stuttgart, Cotta. 1839. 3 Thlr. 16 Gr.

Herr Hofrath Thiersch hätte nicht nöthig gehabt, seinen Beruf zur Fortsetzung dieses von Menzel begründeten und bis zum J. 1836 fortgeführten Taschenbuchs zu bevorworten. Nicht genug, daß Jeder, der nur einigermaßen die Verdienste kennt, die er sich als thätiger und umsichtiger Beförderer der griechischen Sache und seit Jahren schon als publicistischer Schriftsteller erworben hat, von diesem Berufe schon von vornherein überzeugt sein konnte, so liefert jedes Blatt dieser Fortsetzung den glänzendsten Beweis dafür, mögen wir nun den Geist, der das Ganze durchweht, oder die glückliche, oft künstlerisch vollendete Darstellung des Einzelnen ins Auge fassen. Von der Darstellung des Einzelnen hier weitläufiger zu reden, würde nicht geeignet sein; nur das sei bemerkt, daß dieselbe sich blos auf England, Deutschland, die Schweiz, Belgien, Holland, Dänemark, Schweden mit Norwegen und Frankreich erstreckt, den Rest der europäischen Staaten und die außereuropäischen Völker und Länder einer zweiten Abtheilung vorbehaltend.*) Der Geist des Ganzen dagegen, die historisch-politischen Grundansichten, von welchen die einzelnen Mittheilungen getragen sind, verdienen und verlangen näher bezeichnet zu werden. Oberflächlich, aber eben deswegen unrichtig, könnte man sie mit dem Worte juste milieu kennzeichnen. Der Begriff des juste milieu wird, ins Deutsche übersetzt, sogleich ein anderer, unzweideutigerer, edlerer. Wir Deutsche wissen nur von einer rechten Mitte, die zugleich die richtige und die gerechte ist. Und diese deutsche rechte, wahre Mitte ist es denn auch, welche Herr Hofrath Thiersch vertritt. Das Gute, Rechte, Heilsame, das sich unzweideutig als ein solches ankündigt, will und verficht er, ob es ein Neues oder ein Altes sei. Von dem guten Alten verlangt er, daß es noch hinreichende Kraft, Lebendigkeit und Fähigkeit besitze, der Gegenwart sich fördernd anzuschließen; vom Neuen begehrt er, daß es nicht aus dem Blauen ins Blaue trachte, vielmehr aus dem Gegebenen sich entfalte, in der Gegenwart wurzele und in die Zukunft hineinwachse. Allen Ultraismus verwirft er, den des Bestehenden und Alten wie den des Werdenden und Neuen, als gleich verderblich und revolutionnair, mag er nun auf kirchlichem, politischem oder auf dem Culturgebiete in Wissenschaft und Kunst, in Schule und Leben sich geltend machen wollen. Nach der vielseitigsten Vorführung, Wendung und Erwägung der auf allen Lebensgebieten wahrnehmbaren Gegensätze und Extreme, die in ihrem fortwährenden Trachten nach Behauptung und Geltendmachen der Gegenwart den Charakter einer gewissen Gährung verleihen, schließt der Verf. seine musterhaft geschriebene Einleitung also:

„Vergleicht man die Bewegungen der Völker in der Gegenwart und ihre Gründe mit den Bewegungen der Vergangenheit, so findet sich, daß, ungeachtet vieles Eigenthümlichen unserer Tage, durch das Gepräge, welches Sitt' und Gewohnheit, Glaub' und Vorurtheil, Wahn oder Überzeugung, Bedürfniß oder Leidenschaft den menschlichen Dingen aller Zeiten als ein allgemeines Kennzeichen aufgedrückt haben, die Gottheit, in dem tiefsten Grunde der Herzen ruhend und in den gestaltenden und umgestaltenden Ideen sich offenbarend und mächtig, sie einem ihr lichten und uns dunkeln Ziele entgegenführt. Die Gegenwart ist das Kind der Vergangenheit, und während Vieles, was diese gedacht und gewollt, mit den Geschlechtern in dem tiefen Schachte der Jahrhunderte durch das Überfluten der folgenden begraben ward, so ragt aus ihm, aus dem ägyptisch-jüdischen (?), dem römisch-griechischen, dem romanisch-germanischen Alterthume noch Alles empor, worauf Religion, höhere Bildung und gesellschaftliche Ordnung mit ihren Grundfesten gebaut sind, und über ihm aufgegangen leuchtet die Sonne europäischer Einsicht, Bildung und Sitte, durch welche wir leben und gedeihen, so weit dieses bei dem bedingten Zustande unserer geistigen Gesundheit möglich ist. Ist aber den Übeln und Verirrungen, von welchen Europa, ja das ganze menschliche Geschlecht auch während eines langen und nur im Einzelnen erschütterten Friedens heimgesucht wird, ein allgemeines und großes Gut zu wünschen, so wäre dieses die Überzeugung, daß weniger auf die confessionelle Form der Kirchen und auf die sociale Form der Staaten, desto mehr aber auf Einsicht und Tugend die Zufriedenheit und das Glück der Gegenwart und Vertrauen auf die Zukunft gegründet ist" u. s. w.

Der Einleitung folgt eine charakterisirende Übersicht des 1837 Geschehenen, welche wir, obgleich sie selbst schon gedrängt genug ist, doch noch in größerer Kürze und theilweise zu skizziren suchen wollen. Das J. 1837 ist ein Schritt weiter in der allgemeinen Regung und Ausbreitung neuer Bestrebungen und ihrer Bekämpfung, welche zu Paris 1830 zum Ausbruche gekommen. England und Rußland sind vorwaltende, eifersüchtig sich beobachtende Mächte, von Frankreich und Deutschland aus einander gehalten. England hält sich im Innern zwischen den Bestrebungen der Reform und den Beschirmungen und Beförderungen des Alten. An letztern scheitert die angestrebte Rechtsgleichheit Irlands, aber die Regierung der Königin Victoria, eine Fortsetzung zwar der frühern, erscheint doch durch völlige Übereinstimmung des Staatsoberhaupts mit dem Ministerium stärker. Handel und Industrie entfalten fortwährend ihre, den

*) Siehe über diese zweite Abtheilung, was am Schlusse gegenwärtiger Anzeige bemerkt ist.

Erdball umspannende Energie. Deutschland vereinigt in seinem vielfach getheilten Gebäude die sich ausschließenden politischen Interessen, gewinnt durch Einigung der Verkehrs-, Handels- und Gewerbsinteressen, durch Erstarkung öffentlicher Einsicht. Sachsen, Baiern, Baden ergänzen und bessern auf dem Wege der Gesetzgebung, in Hanover führt politisches, in den preußischen Rheinprovinzen kirchliches Zurückschreiten ungelöste Verwickelungen herbei. Der skandinavische Norden schreitet wohlgeleitet einher unter seinem erfahrenen und greisen Könige, während Dänemark in finanzieller und administrativer Rathlosigkeit zwischen Vorschreiten und Zurückgehen schwankt. Holland fährt in den Anstrengungen eines blutlosen Kampfes gegen Belgien fort, welches dem verwunderten Europa die unerwartete Erfahrung darbietet, daß auch in den freiesten Staatsformen Ordnung und großer Wohlstand gedeihen könne, wenn die erhaltenden Kräfte groß genug sind und materieller Erwerb die Massen zufriedenstellt. Die Schweiz ist noch von den Bewegungen beunruhigt, welche der seit 1830 errungene Sieg demokratischer Verfassungsformen über die aristokratischen hervorgerufen hat. In ähnlicher Weise werden dann die romanischen Völker, Frankreich an der Spitze, dann die germanisch-amerikanischen und romanisch-amerikanischen durchgegangen, Rußland hervorgehoben, der Orient angereiht und endlich auf das Näherrücken Rußlands und Englands in Asien hingewiesen. Der Schluß der ganzen Übersicht lautet also:

„Das war die Lage und Bewegung der Völker, deren politisches Leben der allgemeinen Geschichte Stoff bietet, während des J. 1837, Erschütterungen im Einzelnen bei Ruhe der Reiche von großer Ausdehnung und überwiegender Bedeutsamkeit; aber diese Ruhe mehr eine äußere; ja, ohne daß im Laufe dieses Jahres ein einziges der großen Probleme gelöst wurde, welche in den Niederlanden, in Polen, in Spanien und Portugal, in der Türkei und Ägypten, in Griechenland und Afrika der europäischen Politik gestellt waren, sind zu den alten noch neue Verwickelungen, der Kampf weltlicher und geistlicher Macht zwischen Preußen und Rom, und der Kampf für das anerkannte und frühere Recht in Hanover zum Ausbruche gekommen. Gleichwol ist ein Ausbruch allgemeiner Befehdung noch nicht zu befürchten; doch bei jenen Schwierigkeiten und dem ihnen zum Grunde liegenden innern Zwiespalt der Ansichten und dem Kampfe der Ideen und Grundsätze, wird er allein durch die noch nahe Erinnerung an die erschütternde Katastrophe der Napoleonischen Zeit, durch die Unmöglichkeit großer Anstrengungen bei überspannten finanziellen Verhältnissen, durch die Gewißheit großer Gefahr des Kampfes und unberechenbarer Zufälle und Verluste, endlich durch die Friedensliebe bejahrter und von Unfällen oft heimgesuchter Herrscher und Staatsmänner mehr verlängert, als man nach der innern Lage der Parteien und dem Widerstreite der tiefliegenden und in unlösbarer Verwickelung begriffenen moralischen und industriellen Bedürfnisse aller Völker und Staaten, von welchen die politische Sphäre des Erdkreises eingenommen und ausgefüllt wird, zu hoffen berechtigt war."

Erst nach dem Schlusse dieser Anzeige kam uns die zweite Abtheilung desselben Jahrganges zu. Über den Geist, der in derselben weht, läßt sich nur wiederholen, was Eingangs ist erwähnt worden. Es wird hier in derselben lobwürdigen Weise Italien, die pyrenäische Halbinsel, Amerika, Rußland, endlich der Orient mit vorzüglicher Berücksichtigung Griechenlands abgehandelt. Die Mittheilungen über letzteres sind um so interessanter, als der Verf. dessen Zustände so genau kennt wie Wenige. Ebenso verdient der edle Unwille unsere volle Anerkennung und Zustimmung, mit welcher das Streben Rußlands geschildert wird, den Germanismus in den Ostseeprovinzen, gegen Vertrag und Recht, in Sprache, Sitten und Rechtszuständen zu unterdrücken. Noch rühmenswerther ist die Freimüthigkeit, mit welcher in einer Schlußbetrachtung der destructive Charakter des religiösen und politischen Romanismus an der italienischen, französischen, spanischen und portugiesischen Geschichte nachgewiesen, dem protestantisch-germanischen Principe dagegen eine unversiegliche Kraft vindicirt wird, nicht allein zu erhalten, sondern auch neu zu begründen und zu entwickeln, die Kraft eines wahren Fortschritts, einer immer neuen und reichern Zukunft. Endlich ruft der Verf. Deutschland auf, sich innerlich zu kräftigen und stets wach zu sein gegen eine nur zu sehr natürliche Coalition Frankreichs und Rußlands gegen Deutschland.

55.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 86. —— 26. März 1840.

Politische Flugschriften.

(Fortsetzung aus Nr. 85.)

Menzel setzt nun weiterhin Englands Vortheil und zunächst seinen Reichthum auseinander. Wie er beweisen will, daß England die Herrschaft usurpirt, daß es oft die Staaten des Festlandes mishandelt, tief beleidigt und in sehr wesentlichen Rechten und Interessen gekränkt habe, wissen wir nicht und wundern uns über dieses Zugeständniß um so mehr, als er es sichtbar ungern thut. Es erinnert dasselbe an die bekannten Declamationen der Franzosen aus Napoleon's Schule; Declamationen, die ganz neuerdings wieder nicht blos von Seiten der eigentlich Bonapartistischen Partei, sondern auch von einem Apostel des Fourierismus angestimmt worden sind. Auch Considérant stellt in seiner neuesten Flugschrift *) England als den Sitz des eingefleischtesten Egoismus dar, der von seiner Insel aus, deren Lage ihn tausend Rücksichten überhebe, unter tausend Bedrückungen und Unrecht aller Art die ganze Welt ausbeute, aber der immer mächtiger sich erhebenden Concurrenz über kurz oder lang unterliegen werde. Gleichwol weiß er in seiner chimärischen unité sphérale auch für England eine Rolle, dieselbe, in der es auch jetzt glänzt, die der Industrie und des Handels; er gibt uns nirgend an, worin das Unrecht und die Bedrückungen liegen, die er England Schuld gibt; er möchte nur jetzt die Meinung gegen England bewaffnen, weil es der unité sphérale widerstrebe und die Getheiltheit der Völker erhalte. Das ist es, das ist der Umstand, warum England ein Dorn in den Augen der Franzosen ist, daß es ewig an der Spitze der Seite stehen wird, die für die Unabhängigkeit der Nationen und gegen die Universalherrschaft kämpft. Das Bestehen aber eines Systems von unabhängigen, geschiedenen Staaten ist die Bedingung der Freiheit, des Glücks, der freien Entwickelung. Eintracht, Friede mögen durch das Vorschreiten der Humanität gefördert, verbürgt werden. Einheit ist eine unheilvolle Idee, ist etwas rein Mechanisches. Die Einheit Considérant's geht in echt französischer Weise von einem, wenn auch noch so friedlich dargestellten Principat Frankreichs aus. Wo aber eine vorwaltende Macht ist, da ist auch die Gefahr, daß fremde Interessen den ihrigen geopfert werden. Wo keine vorwaltende Macht ist, da bleibt auch den einzelnen Bestandtheilen des Staatensystems die Freiheit, nach Willkür zu handeln. Ist aber ihr Wille auf Eintracht gerichtet, so bedarf es wieder nicht der mechanischen Form der Einheit, sondern sie wird sich factisch und so gestalten, daß Jeder in Freiheit seinen Zwecken nachgeht, ohne die Andern zu stören. Bei den Staaten läßt sich eher als bei den Einzelmenschen erwarten, daß die Einsicht den Zwang entbehrlich macht. Es mag sein, daß die Engländer Egoisten sind. Alle Völker sind es, und wenn sie es nicht alle in Handlungen und Erfolgen kundthun, so liegt es weniger an dem Wollen als an dem Können. Der Egoismus des Engländers ist aber viel verträglicherer Natur und andern Völkern viel weniger gefährlich als der des Franzosen. England kennt die Sucht des Herrschens nicht. Auch seine Eroberungen sind ihm nicht an sich Zweck. Europas Staatensystem hat in England nur einen Beschützer seiner Unabhängigkeit, keinen Feind zu sehen. Selbst in den fremden Welttheilen, wo es Eroberungen gemacht hat, verfährt es in ihnen nur eben, wie es deren Benutzung und Behauptung fodert, überläßt aber sonst die unterworfenen Völker der Freiheit ihrer Richtungen. Der Ausdruck Seeherrschaft ist ein falscher; er ist ein Gleichniß und jedes Gleichniß hinkt. Es ist nichts Anderes, als wenn man Rothschild den König des Handels nennt. England verdankt es gewissen natürlichen Vortheilen und seiner Priorität in diesen Bestrebungen, daß es in Schiffahrt und Handel mit einem gewissen Übergewicht auftritt und andern Nationen die Concurrenz erschweren mag. Aber das Meer bleibt frei und die Bahnen bleiben frei, auf denen jeder Berufene mit England wetteifern kann. Allerdings zur Zeit eines Seekrieges ist es England zuweilen möglich gewesen, durch die Übermacht seiner Marine andere seehandelnde Staaten von ihren Handelswegen abzuschneiden. Ebenso kann das Haus Rothschild, wenn es darauf ausgeht, irgend einen andern Concurrenten in seinen Operationen behindern. So etwas wird immer nur momentan sein, nur Einzelne und auch sie nur in einer Richtung treffen. Im Ganzen aber unterscheidet sich Englands Übergewicht eben dadurch von jeder Landherrschaft, daß es blos das Product des Factums, der natürlichen Verhältnisse

*) De la politique générale et du rôle de la France en Europe. Paris 1840.

ist) und sich gar nicht auf ein prätendirtes Recht, gar nicht auf den bloßen Willen der Anmaßung gründet. Deshalb kann es auch nur auf gleiche Weise, durch Erstrebung derselben natürlichen Vortheile unschädlich gemacht werden. Jeder andere Weg würde dasselbe Unrecht enthalten, als wenn man den Reichthum seiner natürlichen Vortheile berauben wollte, was wieder nicht möglich wäre, als indem man ein schlechteres Recht für den Reichen festsetzte, als was für den Armen gilt. Es würde aber auch unklug sein; denn Englands Übergewicht beeinträchtigt unsere Freiheit, unsere Unabhängigkeit nicht, dient ihnen öfterer zum Schutze; und so wenig man den Handel im Allgemeinen, so wenig man den einzelnen Handeltreibenden als einen Feind betrachten kann, so wenig kann man die handeltreibende Nation als solchen ansehen. Wenn wir englische Waaren kaufen, wenn wir überseeische Waaren auf englischen Schiffen beziehen, unsere Waaren auf englischen Schiffen versenden, so thun wir es, weil sie uns diese Waaren, diese Dienste besser und wohlfeiler herstellen als unsere eigenen Schiffer und Händler oder die von andern Völkern, und so lange sie das thun, erzeigen sie uns eine Wohlthat. Mag auch England in allen Welttheilen Erwerbungen machen, es behandelt seine Colonien gut und verstattet freigebiger als Spanier, Portugiesen, Holländer und Franzosen andern Nationen Antheil an seinen Vortheilen.

Menzel glaubt, es sei Englands wesentliches Interesse, daß in der Levante keine große Macht sich bilde, nämlich weder Rußland noch Mohammed Ali dort herrsche. Aber warum arbeitet es an der Erhaltung der Pforte? Würde es in der That von Mohammed Ali und dessen Nachfolgern, wenn er welche hat, mehr zu fürchten haben? Hat Ägypten bessere Aussicht, eine große Macht zu werden, als die Pforte? England will dieses große Gebiet, was wirklich oder formell dem Scepter des Sultan gehorcht, nicht auseinanderfallen sehen, weil es wohl fühlt, daß die Theilung der Verlassenschaft nicht ohne große Stürme im europäischen Staatensystem abgehen werde. Deshalb arbeitet es daran, den Gegensatz aus diesen Ländern zu entfernen, und hält es für leichter und besser, die Autorität des Sultans herzustellen, als die des Vicekönigs in diesem ganzen Reiche zu begründen. Was für diese Ansicht spreche, das ist recht klar und beredt in einem, die orientalische Frage aus dem Gesichtspunkte der Civilisation beleuchtenden Schriftchen *) erörtert worden.

Menzel schließt die Betrachtung Englands mit der Bemerkung: England sei so glücklich, mit allen Mächten des Continents, Rußland ausgenommen, in freundschaftlicher Beziehung zu stehen. (Wir lassen die Ausnahme dahingestellt sein, jedenfalls halten wir die Conflicte nicht für unauflöslich.) Mit Frankreich sei es durch das politische Princip, durch das dynastische Allianzbedürfniß und durch die Rücksicht auf Algier verbündet. (Das würden sehr unsichere Haltmittel sein. Wichtiger ist es, daß, so lange die drei andern Großmächte eng zusammenhalten, jene beiden das Bedürfniß haben, sich aneinanderzuschließen, damit das contradictorische Element in dem europäischen Staatensystem verstärkt sei. Die drei andern haben aber, nicht blos um des innern Staatslebens willen, sondern auch sonst mehr Gründe, sich zueinander zu halten, als zu Frankreich.) Wenn endlich Menzel sagt: „Sollte Frankreich im Verlauf der Zeit den Gedanken aufgeben, vermittels des revolutionnairen Princips den alten Ruhm und die alte Größe zu erneuen, sollte es sich an das Königthum gewöhnen, so würde es zur alten Cabinetspolitik Ludwig's XIV. zurückkehren und die Reunion des linken Rheinufers, die es nimmermehr mit englischer Hülfe durchsetzen könnte, durch eine russische zu erzielen, den Versuch machen", so erkennen wir darin allerdings für wahr an, daß die Allianz mit England in dem Augenblicke zerfallen würde, wo Frankreich Eroberungspläne in Europa erfaßte, müssen aber die Ansicht sehr paradox finden, daß diese Möglichkeit von einem Untergange der revolutionnairen Tendenzen, welche Menzel den Gedanken, nicht etwa blos einer Partei in Frankreich, sondern Frankreichs nennt, und von einer „Gewöhnung an das Königthum" abhängig sei. Was seit 1830 geschehen ist, scheint eher für das Gegentheil zu sprechen und die Dynastie Orleans ist auf Interessen gestützt, denen der Friede Bedürfniß ist.

Von England geht Menzel auf Rußland über. Seine Macht sei groß, aber auch oft von Schmeichlern übertrieben worden, was im Kriege genützt, im Frieden durch Erweckung von Mistrauen geschadet habe. Es würde wirklich der mächtigste Staat in Europa sein, wenn es nicht so viele Antipathien gegen sich erregt hätte. Es habe keinen einzigen natürlichen Alliirten, außer für gewisse Fälle bedingungsweise Frankreich. Auch hier scheint uns Wahres und Falsches gemischt. Wir halten Rußland keineswegs für den mächtigsten Staat von Europa. Der beste Theil seiner Macht ist an sein Land gebunden. Wäre es so mächtig, wie Menzel darstellt, es würde gar oftmals ganz anders gesprochen und gehandelt haben. Was hat Rußland gethan, was sich mit den Leistungen Frankreichs im spanischen und im östreichischen Erbfolgekriege vergleichen ließe, der Revolutionskriege nicht zu gedenken, wo Frankreich nicht blos durch eigene Mittel stritt? Welche Kräfte hat nicht Preußen im siebenjährigen Kriege und 1813 entfalten können? Und wie nachhaltig hat sich nicht Östreichs Kraft nach so vielen Unfällen im östreichischen Erbfolgekriege und in den französischen Kriegen dieses Jahrhunderts gezeigt? Was aber die Allianzen Rußlands betrifft, so wird es stets Regierungen finden, die es als Freund begrüßen, wenn es den Kampf gegen die Revolution gilt, und selbst England wird sein „natürlicher" Alliirter sein, wenn irgend eine andere Macht zur Universalmonarchie aufstrebt und darüber mit Rußland in Conflict geräth. Menzel zählt darauf die Vortheile Rußlands auf. Seine Macht stütze sich auf ein starkes Nationalgefühl. Das russische Volk sei zahlreich (?), einig, der Regierung unbedingt ergeben, gehorsam und treu im Frie-

*) Die orientalische Frage und ihre Lösung aus dem Gesichtspunkte der Civilisation. Von Friedrich Schott. Leipzig, Brockhaus. 1839. 8. 18 Gr.

den, ausdauernd und tapfer im Kriege. Die russische Nation genieße den großen Vorzug der Einheit und Unabhängigkeit. Nur eins fehle der russischen Nation, die moralische Kraft, die Fähigkeit, nicht blos durch physische Waffen, sondern auch durch etwas Geistiges zu imponiren. Darum entbehre sie aller Sympathie bei andern Völkern. Gebildeten Völkern sei der Gedanke unleidlich, sich ihr zu unterwerfen. Dieser Mangel sei es auch, der die Versöhnung der stammverwandten Polen unmöglich gemacht habe. Es hänge damit auch eine gewisse innere Schwäche der russischen Heere zusammen. Zeige sich in neuerer Zeit im Heer- und Civildienst Rußlands eine Eifersucht der Nationalrussen gegen die Ausländer, so sei dieselbe gewiß mit zu den Schwächen der russischen Monarchie zu rechnen und von Seiten der Russen eine große politische Thorheit. Denn diese Ausländer hätten dem russischen Interesse treu und mit großer Geschicklichkeit gedient.

Auch in diesen Sätzen ist Manches, was bei näherer Prüfung große Zweifel aufregt, und der Verf. hätte eigentlich selbst bedenklich werden sollen, wie er mit dem Satze schloß: „Übrigens ist die Russomanie, die Alles ausschließen will, was nicht Nationalrusse ist, gewissermaßen eine Protestation gegen die Eroberung und in directem Widerspruch mit dem Systeme der Ausbreitung." Denn hier lag die Frage sehr nahe: ist die Eroberung, ist das System der Ausbreitung ein dringendes Interesse irgend einer Nation, zu jeder Zeit, und speciell der Russen zur jetzigen Zeit? Den Russen alle Fähigkeit, durch etwas Geistiges zu imponiren und alle Sympathien bei andern Völkern abzusprechen, scheint etwas zu weit gegangen zu sein. Jedenfalls müßte man in dem erstern Punkte einen besondern Nachdruck auf das Wort „imponiren" legen und seine Richtigkeit von dem Begriffe des „Geistigen" abhängig machen. Ebenso wenig möchten wir alle Sympathien für die Russen, die sich bei andern Völkern finden könnten, in Abrede stellen. Der Russe ist nicht blos „treu und ergeben im Frieden, tapfer und ausdauernd im Kriege", er hat auch manche gemüthliche Naturtugend, er ist gutmüthig, gastfrei, zuverlässig, kindlich, dabei geschickt und empfänglich für das Nützliche. Das patriarchalische Element, wie die heilige Ehrfurcht vor dem Religiösen, erzeugt manche Züge des Volkslebens, die uns reizen, und wenn die Sitten der untern Volksclassen in manchen Dingen der neuern Civilisation noch nicht nachgeeilt sind, so erinnert uns das an einen Zustand, über den wir uns erhoben halten, nach dem wir aber doch mit einer geheimen Sehnsucht zurückblicken. Es ist wol wahr, daß ein russisches Joch den Stolz der germanischen Völker bitterer kränken würde als irgend ein anderes. Aber die russische Nation, friedlich in ihren Grenzen lebend, wird um so weniger ein Gegenstand des Hasses sein, je weniger sie eigentlich Offensives gegen andere in sich hat, und kann in manchen Beziehungen Theilnahme erwecken. Eine Zeit vollends, die so viel Werth auf Alles legt, worin sich große und sinnreich geleitete materielle Kraft zeigt, mag leicht in Rußland Manches finden, was sie anstaunt. Was aber Menzel's Urtheil über die nationalrussische Partei betrifft, so sind wir darüber gerade entgegengesetzter Ansicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ist es erlaubt, einen Roman ohne Einwilligung des Verfassers zu dramatisiren und auf die Bühne zu bringen?

In Deutschland würde die vorstehende Frage eine sehr müßige sein; anders steht aber die Sache in Frankreich, wo die Achtung für das literarische Eigenthum sich längst schon auf eine höchst erfreuliche Weise Bahn gebrochen hat und dieses Eigenthum von den Gerichten kräftig geschützt wird. Einen darauf bezüglichen interessanten Rechtsfall theilen wir etwas ausführlich mit.

Paul de Musset hatte im Februar 1838 in der „Revue de Paris" eine Novelle unter dem Titel mitgetheilt: „L'homme le plus poli de France et de Navarre." Seitdem ließen die Herren Lefranc, Labiche und Marc Michel in dem Theater des Palais royal ein Vaudeville unter dem Titel: „M. le Coyllin, ou l'homme infiniment poli", aufführen. Paul de Musset, der überzeugt war, die Scenen, der Dialog, die Details und der Gegenstand wären seiner Novelle entlehnt, verklagte die Verfasser des Bühnenstückes und trug darauf an, sie sollten ihn als Mitarbeiter und Miteigenthümer des Vaudeville anerkennen, seinen Namen mit auf die Zettel setzen, ihm einen verhältnißmäßigen Antheil an dem Gewinn geben und ihm 2000 Fr. zur Entschädigung für die schon stattgefundenen Aufführungen zahlen.

Der Gerichtshof der ersten Instanz war der Meinung, Hr. v. Musset könne, da er eine directe Mitwirkung an dem Vaudeville nicht nachweise, auch nicht als Mitarbeiter und Miteigenthümer angesehen werden; dagegen habe aber Niemand das Recht, zu seinem Schaden die Novelle zu benutzen, deren Verf. er unbestreitbar sei; das Vaudeville sei nicht blos eine Nachahmung der Novelle, sondern an vielen Stellen eine wörtliche Copie derselben, dies Verfahren nehme dem Hrn. v. Musset das Mittel, seine Arbeit später auf dieselbe Weise zu benutzen. Dem zufolge wurden die Verfasser des Vaudeville verurtheilt, ihm 300 Fr. als Schadenersatz zu zahlen. So gering auch diese ihm zugesprochene Summe war, so appellirten die Verfasser doch und Paul de Musset appellirte gegen diesen Ausspruch des Gerichts. Dupin vertheidigte die Verfasser des Vaudeville.

„Es findet sich", sagte der Advocat, „in den Memoiren des Herzogs von Saint-Simon eine interessante Schilderung des Herzogs von Coislin, der in einer Zeit der Artigkeit, wie es die Ludwig's XIV. war, sich durch seine außerordentliche Artigkeit auszeichnete. Hr. Paul de Musset hat diese Schilderung zu einer Novelle benutzt; die Herren Marc Michel, Lefranc und Labiche ihrerseits benutzten dieselben Memoiren und machten Coislin zu dem Helden eines Vaudeville. Dazu haben sie wol das Recht. Das Stück hatte 39 Vorstellungen erlebt und Hr. v. Musset, der unstreitig einer derselben beigewohnt oder doch wenigstens die Ankündigung gelesen, schwieg länger als vier Monate. Endlich verklagte er die Verfasser und verlangte, von ihnen als Mitarbeiter anerkannt zu werden" rc. rc.

„Es hat immer ein nothwendiger und unvermeidlicher Gebrauch unter den Schriftstellern stattgefunden, nämlich die Duldung gegenseitiger Entlehnungen in der Literatur und in den Künsten; alle Künste, alle Zweige der Literatur treffen in diesem Punkte zusammen, denn sie beziehen sich sämmtlich auf die Kundgebung der Gedanken. Der Romandichter wendet sich an die Bücherkäufer, der Bühnendichter an die Zuschauer; unmöglich kann bei einem Bühnenstücke Alles dem Verfasser angehören und unsere größten Geister sind ein Beweis davon. So verdankt Corneille den Alten „Horace", dem spanischen Theater den „Cid"; Racine nahm aus der heiligen Geschichte „Esther" und

„Athalie"; Molière, der sich die meisten Entlehnungen erlaubt, brachte auf unsere Bühne den „Etourdi", nach dem „Inavertito" des Nicolo Barbieri, „Dépit amoureux" nach dem „Interesse" des Nicolo Secchi und „Sganrelle" nach dem „Arlichino cornuto per opinione"; es ist dieselbe Grundlage, derselbe Plan, fast dieselbe Anordnnng; aber man kennt auch den Ausspruch Molière's: „Ich nehme das Gute, wo ich es finde." Was sonst geschah, ist auch in unsern Tagen geschehen und viele Romane sind dramatisirt worden, so „Paul et Virginie", „Atala", „Le solitaire", die meisten Helden und Heldinnen Walter Scott's: „Die weiße Dame", „Lucie von Lammermoor", „Leicester"; so ferner der „Père Goriot" von Balzac, „Esmeralda" von Hugo, „Das goldene Kreuz", eine Novelle von Saint-Aguet; es könnten noch tausend andere Beispiele angeführt werden."

„Die Romandichter haben selbst die dramatischen Dichter ersucht, ihre Werke auf die Bühne zu bringen, und ihrerseits Bühnenstücke zu Romanen benutzt; so erschienen nach dem glänzenden Erfolge von „Adolphe et Clara", „Camille ou le souterrain", „La meunière du Puy-de-Dome", „Les deux forçats", „Le soldat laboureur" unter gleichem Titel Romane, die jenen Dramen entlehnt waren. Niemand hat daran gedacht sich zu beklagen; es war nur eine Umgestaltung, die Niemanden Schaden brachte. Der Rechtsgrund übrigens, den das Strafgesetzbuch gegen den Nachdruck angibt, paßt nur auf die gänzliche oder theilweise Reproduction eines Werkes; hier haben wir aber eine ganz andere Form, eine ganz verschiedene Sache. Das Plagiat ist in dem Gesetz ein unbekanntes Vergehen; es muß Schaden zugefügt worden und also ein wichtiger Theil der Gegenstand der Reproduction gewesen sein." Der Vertheidiger führt nun mehre Urthel der Gerichte an, in welchen Plagiate für nicht strafbar erkannt worden sind, und fährt dann fort: „Ein Bühnenstück hindert nicht, daß ein Roman über denselben Gegenstand die Gunst des Publicums gewinne und umgekehrt. Hr. v. Musset, der „M. de Coylin" zuerst als Journalartikel und dann als Theil einer Sammlung: „Portraits des originaux du 17ième siècle" verkauft hat, möchte ihn nun auch noch als Bühnenstück verhandeln. Er hat aber nichts von dem Sujet seiner Novelle geschaffen, sondern Alles in den Memoiren Saint-Simon's gefunden." Dupin erzählt nun mehre Anekdoten aus jener Novelle, die sich sämmtlich in den erwähnten Memoiren auch befinden. „Was hat nun das Vaudeville aus seiner Novelle genommen? Ich habe beide sorgfältig verglichen und gefunden, daß nur 50 Zeilen wörtlich aus der letztern in das erstere übergegangen sind; Musset selbst aber hat von den 40 Seiten, aus denen seine Novelle besteht, 11 gänzlich aus Saint-Simon entlehnt. Quis tulerit Gracchos, de seditione querentes? Von Diebstahl kann hier nicht die Rede sein; es handelt sich nur von einer Idee, welche keineswegs das Eigenthum des Hrn. von Musset ist und die man zu einem Vaudeville benutzt hat."

Darauf bemühte sich der Advocat, die Verschiedenheit in dem Bühnenstücke und der Novelle nachzuweisen, stützte sich besonders auf die Entwickelung, die in dem Vaudeville durch eine Person herbeigeführt wird, die in der Novelle gar nicht vorkommt, und machte endlich bemerklich, daß nach der Entschädigung von 300 Fr., die das Gericht ausgesprochen habe, Hrn. v. Musset 6 Fr. für die Zeile zugute kommen würden, während die Revues nur 1 Fr. für die Zeile zu zahlen pflegen.

Der Advocat Durat nahm nun das Wort für Hrn. v. Musset und sagte: „Ich bestreite das Recht der Nachahmung in gerechten Grenzen nicht; alle unsere großen Geister haben Gebrauch davon gemacht. Man kann eine Idee, eine Scene entlehnen; etwas Anderes aber ist es mit der sklavischen Copie des Gedankens, des Ensemble, aller Details und der Entwickelung, wie sie in dem streitigen Falle vorliegt." Er ging nun das Stück und die Novelle nochmals durch, wies überall, oft eine wörtliche Nachahmung nach, schloß mit der Behauptung, das Vaudeville sei nichts als eine Reproduction des Werkes des Hrn. v. Musset, und bestand auf den 2000 Fr. Entschädigung sowie auf Anerkennung seines Clienten als Mitarbeiter und Miteigenthümer des Stückes.

Pecourd, der Generalanwalt, erkannte, wie der Cassationshof und das königliche Gericht von Paris, an, daß, wo die Reproduction von geringer Bedeutung sei, das Plagiat nicht von dem Gerichte bestraft werden könne und nur dem Tadel der öffentlichen Meinung anheimfalle, daß es aber strafbar werde, sobald die Reproduction von Bedeutung und Wichtigkeit sei, wie in dem vorliegenden Falle. Doch glaubte er, die dem Hrn. v. Musset als Entschädigung zuerkannte Summe von 300 Fr. sei ausreichend. Nach einer Berathung von länger als einer Stunde verwarf das Gericht die beiden Appellationen und bestätigte den Ausspruch der ersten Richter. 51.

Literarische Notizen.

Angekündigt ist ein neues prachtvolles Illustrationswerk: „La Méditerranée illustrée", die Inseln und Küsten, Sicilien, die Küste der Barbarei, Calabrien, Gibraltar, Malta, Palermo, Algier, Ithaka, Bona, Korfu, Cephalonien ꝛc. umfassend; 64 herrliche Kupferstiche, von den vorzüglichsten Künstlern Londons nach den an Ort und Stelle gefertigten Originalzeichnungen der Herren Leitch, Grenville-Temple und Allen ausgeführt, werden dieses Werk zieren. Eingeleitet wird dasselbe durch einen historischen Versuch über das mittelländische Meer, von C. Pellé, einem der Redactoren der „Revue britannique", zusammengestellt nach den von den Herren Allom, S. R. Weight, A. Slade gesammelten Documenten und mit Angaben und Beobachtungen über das Bassin des Mittelmeeres von Ville-Hardouin, Chateaubriand, Reybaud, Lamartine, Michaud, Th. Campbell, Urquhart, Poujoulat ꝛc. bereichert. Das Ganze werden 32 Lieferungen bilden, von denen aller zehn Tage eine erscheint. Laut der Ankündigung haben die Kupferplatten die Bewunderung der geographischen Gesellschaft zu London und aller Reisenden erregt, welche das mittelländische Meer beschifft haben. Es sind bereits mehre Lieferungen ausgegeben.

Unter dem Titel: „Derniees voeux d'un vieil électeur de 1789", hat Herr Berryer der Vater, der Altmeister der Advocaten, einen kleinen Band voll gemäßigter und verständiger Ansichten veröffentlicht. Das „Journal des débats" mag seine Gründe haben, die Schrift zu loben, wenn es sagt: „Auch das constitutionnelle Recht Frankreichs ist für den Verfasser ein Gegenstand für einige gerechte Betrachtungen über die närrische Theorie des allgemeinen Stimmrechts geworden, wie über die Mittel, welche das so nothwendige Gleichgewicht zwischen den drei Gewalten aufrecht erhalten können." Auch über Verwaltungsfragen, über den Pauperismus, den Credit, die Tilgung der öffentlichen Schulden, die Unzulänglichkeit der Banken gibt Herr Berryer sein Urtheil ab, das, bei den reichen Erfahrungen und Kenntnissen des Verfassers, immer von Gewicht ist.

Über Erziehungswesen sind folgende Schriften angekündigt: „Cours normal des institutrices primaires ou directions relatives à l'éducation physique, morale et intellectuelle dans les écoles primaires", von Mlle. Sauvan, die im weiblichen Erziehungsfache einen Namen hat, und „Des écoles primaires supérieures en France", von H. Richelot.

Von dem Werke des Hrn. Briavoinne: „L'industrie en Belgique, causes de décadence et de prospérité, sa situation actuelle", erschien der zweite Band. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 87. — 27. März 1840.

Politische Flugschriften.

(Fortsetzung aus Nr. 86.)

Es ist nicht zu verkennen, daß bei den slawischen Nationen, von einzelnen Individuen abgesehen und nur den Gesammtcharakter beachtet, und so lange keine Romanisirung, Germanisirung oder sonstige organische Umbildung stattgefunden hat, die höhere *schöpferische* Vernunft weniger vorherrscht als bei den Germanen. Sie haben praktischen Verstand, Gewandtheit, List, ein richtiges Urtheil innerhalb der gegebenen Grenzen und ungemeine Geschicklichkeit im Auffassen und Nachbilden. Darauf beschränkt sich im Wesentlichen ihre geistige Befähigung. Ihr Charakter ist, wie bei den Celten und von den Eigenschaften abgesehen, die ihnen die Unterdrückung eingeprägt hat, der des Naturmenschen, wobei es von den Umständen abhängt, ob das Volksleben sich harmloser und gemüthlicher als bei den Germanen darstellen, oder ob es in Roheit und Verworrenheit ausarten soll. Sie konnten Jahrhunderte, Jahrtausende lang in einem nur durch Störungen von außen her veränderten Zustande verharren, nur mit wenigen Grundzügen einer Staatsherrschaft, das Meiste einem patriarchalischen Familien-, einem theokratischen Gemeindeleben und einzelnen Zügen der Sitte, des Volksthums vertrauend, aber keine sichere politische Gestaltung aus sich selbst entwickelnd. Diese nahmen sie vielmehr von außen her an, bald von den orientalischen, bald von den germanischen Völkern. Im erstern Fall bedurfte es nur einer Übertragung der Grundidee, die hier verwandte Stoffe fand und sich an ihnen zu einer eigenthümlichen Schattirung umbildete. Weniger geschickt waren die Slawen zur Annahme germanischer Ideen. Zur Annahme wol, aber das Angenommene verschlechterte sich nicht selten in ihren Händen, oder blieb im günstigsten Falle stehen. Das Erstere ist am deutlichsten in Polen gesehen worden, wo die germanischen Ideen, überdem nicht zur günstigsten Periode erborgt, geradezu schwächend gewirkt haben. Weniger offen, aber doch unverkennbar ist es in Rußland, daß gar manche, dem westlichen Europa abgeborgte Institute dort in ihrem innern Wesen geschwächt und entstellt wurden, und jedenfalls haben sie dort keine höhere Entwickelung erfahren. Zar Iwan Wassiljewitsch entlehnte die abendländischen Institute, so weit sie ihm in ihren äußern Formen und Zügen erkennbar waren, und führte sie in sein Reich ein. Zweihundert Jahre später standen sie wie damals in Rußland, in Manchem zurückgegangen und entstellt, in nichts zu Weiterm entwickelt, und Peter I. mußte abermals die inzwischen so gewaltig umgestalteten Institute der westlichen Staaten, so weit er sie verstand oder zu brauchen Lust hatte, übertragen in sein Reich. Sie würden wieder in Verfall gerathen oder stehen geblieben sein, wie sie waren, und man würde, wenn man Lust hätte, die neuern Vorschritte wieder im Ganzen und Großen übertragen müssen, hätte Peter I. den Schutz seiner Schöpfungen seinen Bojaren anvertraut und wäre sein Reich von dem Verkehre mit dem übrigen Europa abgeschlossen geblieben. Auch in dieser Beziehung war es daher gut, daß Rußland sich Europa näherte, daß seine Verwaltung sich fortwährend durch talentvolle Männer aus andern Ländern auffrischte, daß selbst sein Thron mit Sprößlingen fremder Fürstengeschlechter besetzt ward und daß Regenten, Minister und Generäle, zum Theil, um sich nothwendig zu machen und zu heben, fortwährend die Blicke auf die europäischen Bewegungen richteten. Immer aber ist die europäische Cultur in Rußland etwas Übertragenes und dort nicht, oder nicht zum Bessern gebildet worden. Nicht das ist die rechte Art, eine Nation zu bilden und zu heben, und nicht so wird der Staat mit dem Volke verschmolzen, nicht so werden beide segensreich *aufeinander* wirksam. Vielmehr kommt es darauf an, daß der slawische Staat die germanischen Grundideen zwar in sich aufnehme, sie aber selbstthätig zu einer der Eigenthümlichkeit des Volks und der Zustände entsprechenden Gestaltung ausbilde, die sich würdig als eine besondere Farbe dem Prisma der europäischen Cultur anreihe, eine Entwickelung darstelle, die, nicht nothwendig besser oder schlechter, aber aus derselben Wurzel zu etwas Anderm erwachsen wäre. Dazu ist der frühere Slawe nicht befähigt gewesen; der heutige, ein Jahrhundert lang durch eine fortwährend von außen aufgefrischte Cultur gebildete Russe kann es sein, und wenn er es ist, so würde die Entwickelung des russischen Staats- und Volkslebens in seinen Händen etwas Besseres versprechen, als in den Händen von übergesiedelten Ausländern, die nur das mitgebrachte Fremde auf dem fremden Boden anwenden, die nur das Fertige ihm aufzudrücken wissen, statt den edeln Keim in den Boden zu senken, damit dieser selbst ihn

entwickele. Damit soll übrigens nicht gesagt sein, daß Rußland sich niemals der Kräfte nützlicher Ausländer bedienen sollte. Es sind gar nicht allein die Ausländer, welche die Richtung bilden, die man als die antirussische bezeichnen will. Gar viele Russen gehören ihr an und sind nicht mehr Russen, sondern europäische Staatsmänner, welche mit allen von der europäischen Cultur gelehrten Herrschaftskünsten die reichen physischen Kräfte der russischen Nation regieren, um im Wirken für Rußlands äußere Macht die eigene zu halten und zu heben. Hier handelt es sich aber darum, ob die tonangebende Richtung die nationalrussische Farbe tragen soll, oder nicht.

Wenn es übrigens nur eine Annahme, eine Hoffnung des Ref. ist, daß das Erstere in der Gegenwart möglich, folglich für Rußland und eben deshalb auch für Europa, für die Menschheit wünschenswerth wäre, so ist es unsere feste Überzeugung, daß es für die Sicherheit Europas nur vortheilhaft wäre, wenn das slawische Element die russische Politik beherrschte. Der Slawe ist nicht eroberungssüchtig und weniger noch mit dem Talente begabt, Jahrhunderte lang einen systematischen Plan der Erweiterung durchzuführen. Er hat in den Zeiten der Barbarei rohe Beute- und Verwüstungszüge gemacht, denen bald ein Ziel gesteckt war; er mag zu flüchtigem Rachekrieg gereizt werden, es haben Zufälle zuweilen gewaltige slawische Reiche zusammengeballt, die nichts vermochten, was ihren Kräften entsprechend gewesen wäre, und wie Polen und Böhmen gezeigt haben, auseinander oder unter fremde Herrschaft gefallen sind. Was hat das gewaltige Reich der Jagellonen im europäischen Staatensystem vermocht? Die Herrschaft der Luxemburger stürzte, weil sie auf Böhmen, Habsburg siegte, weil es auf Östreich gestellt war. Was hat die Kraft der Hussiten Bleibendes geschaffen? Erobernd, den Nachbarn gefährlich sind die Slawen nur unter fremder Leitung geworden und sind nur Werkzeuge dabei gewesen, während ihr Sinn nicht dabei war. In ihrem Wesen liegt es, sich auf sich selbst abzuschließen. Ehedem verzehrten sie ihre Kraft in sinnlichem Genusse, oder in innern, planlosen Wirren. Im heutigen Rußland würden sie ein reiches Feld für innere Entwickelung finden und ihrem Sinne gemäßer darin beschäftigt werden. Die nationalrussische Partei ist stets gegen die Eroberungspolitik gewesen und noch 1813 wollte Kutusow nicht über die Oder. Die Staatsmänner aber, die der allgemeinen europäischen Richtung angehörten, brachten die Traditionen der europäischen Diplomatie mit, ahmten sie nach und freuten sich der gewaltigen Kräfte, die in Rußland zu ihrer Verfügung standen. Rußland hat erreicht, was es erreichen mußte: den Zugang zur Ostsee und zum schwarzen Meere. Es braucht nicht mehr. Die Zeit der Eroberungspolitik ist im Vergehen, und immer klarer wird man erkennen, daß in der Staatenwelt wie im innern Staate die Interessen nicht einander geopfert, sondern miteinander versöhnt werden müssen. Man hat darauf aufmerksam gemacht, daß auch Östreich ein slawischer Staat sei und hat uns einreden wollen, nicht von Rußland, sondern von Östreich drohe die höchste Gefahr; von Östreich aus werde sich der Rachekrieg der Slawen gegen die Germanen erheben. Lächerlich. Der Slawe kann vielleicht, wenn er Stocksklave und dem Germanen unterthan ist, einen Groll gegen diesen bewahren, der sich im persönlichen Verkehre fühlbar macht; aber er wird nie eine politische Stellung gegen den Germanen annehmen und einen Unterwerfungskrieg beginnen oder durchführen können. Der ganze Zwiespalt zwischen Germanen und Slawen findet zu den höhern politischen Combinationen keinen Zugang. Käme die gefürchtete große Slawenföderation zu Stande, Europa brauchte nicht deshalb zu zittern, so lange das slawische Element die Führung in jener Föderation hätte. In Rußland und Östreich hat es nicht die Führung. Aber die Machthaber in Rußland sind weder Slawen, noch Germanen, sondern Staatsmänner und Generäle in Rußlands Dienste. Sie leihen ihm ihre Talente, damit es sich von ihnen zu einem Ziele führen lasse, das ihm und ihnen auf Kosten anderer Nationen Glanz verschaffe. In Östreich mag die Zahl der Slawen die der Deutschen beiweitem überwiegen; aber die Herrschaft ist in dem Gesammtstaate bei den Deutschen, in den ungarischen Staaten bei den Magyaren, und von den Slawen ist der größte Theil, sind fast Alle, die sich von der untersten Stufe erheben, germanisirt. Aus allen den verschiedenen Nationalitäten, die Östreichs Scepter dienen, bildet sich in fortwährender Erneuerung und Verstärkung ein Gesammtcharakter, der da ist östreichisch und im Grundtone deutsch. Der größte Theil von Norddeutschland und von dem östlichen Mitteldeutschland war von slawischen Völkern bewohnt, unter denen sich deutsche Herrschaft festsetzte, und vielleicht ist Keiner in diesen Ländern, in dessen Adern nicht slawisches Blut rollte. Alle diese Slawen sind bis auf wenige Reste, welche, ganz nach slawischer Art, in allem Politischen sich unterwerfen und nur in der Sprache und den häuslichen Sitten das Slawenthum bewahren, germanisirt, ja ganz zu Deutschen geworden. Glaubt man, in diesem hohen Adel des östreichischen Gesammtstaates seien diejenigen Geschlechter, deren Namen slawisch klingen, weniger deutsch als die mit deutschen Endungen? Östreichs Staatsleben ist deutsch, wenn man will östreichisch und Alles wirkt darauf hin, diese Slawen mehr und mehr zu germanisiren. Also, so kann man sagen, in Östreich wie in Rußland germanische Führung slawischer Volkskräfte? Ja, nur mit dem Unterschiede, daß die Deutschen, die in Rußland Staatsmänner oder Generäle wurden, losgerissen von Deutschland, in den Dienst eines fremden Reichs getreten, nur eben die Befähigung des Deutschen mitgebracht haben, während in Östreich die Herrschaft, das gesammte Staatsleben deutsch ist und auf einem compacten deutschen Volksthum ruht.

Doch diese Betrachtung, die nicht gegen Menzel gerichtet ist, führt uns ganz von dessen Schrift ab. Auch darin findet er nicht ohne Grund eine Stütze des russischen Staats, daß der Zar zugleich Patriarch, die Kirchengewalt mit der Staatsgewalt verschmolzen sei. Nie würde es dort einem Erzbischof einfallen dürfen, sich der

Staatsgewalt widersetzen zu wollen, wie die von Köln und Posen. Auch gelehrte Theologen, die Spaltung erregen möchten, gebe es dort nicht. Nur eins fehle der griechischen Kirche, wie der Nation: die Gabe, nach außen zu imponiren und Sympathien zu erwecken. Giehne bemerkt bei demselben Punkte:

> Die Türkei hat lange Zeit die Seele ihrer Macht daraus gezogen, daß ihr Sultan **zugleich Kaiser und Papst** war; jetzt, da die Kaisergewalt dort im Absterben liegt, siecht auch die kirchliche mit, und das Sultanat findet im ganzen Reiche keinen moralischen Strebepfeiler vor, an dem es sich wieder aufrichten könnte. Mit der Kirchengewalt, wie mit andern Körperschaften, wird die nivellirende Staatsidee immerhin wieder auf die natürliche Erfahrung hingetrieben werden, daß kein **Stützpunkt** vorhanden ist, wo kein **Widerhalt**. „On ne s'appuie que sur ce qui résiste." Napoleon auf St.-Helena hat den Gedanken in diese Worte gefaßt und er hatte ein wohlerworbenes Recht darauf, ihn geltend zu machen; denn die **Verkennung** dieser Wahrheit war es, wodurch er sich **stürzte**.

Menzel hebt noch die Unumschränktheit der russischen Regierung hervor, die ihr im Innern Vortheil gewähre, während er die Vortheile nach außen, die Rußland durch seinen Eifer für die Sache der Legitimität suchen soll, als zweifelhaft darstellt. Er erwähnt die eifrige Sorge Rußlands für die materiellen Interessen und nimmt als gewiß an, daß Rußland der Besitz der Dardanellen aus dem Gesichtspunkte der materiellen Interessen nicht minder nothwendig sei, als aus dem militairisch-politischen. Nun, ob es ihn wünscht, das lassen wir dahingestellt sein. Aber daß er ihm aus irgend einem Gesichtspunkte **nothwendig** sei, müssen wir in Abrede stellen. Wäre er ihm nothwendig, so würde es ihn ganz gewiß bekommen. Menzel führt darauf eine Stelle an, worin der Pentarchist darzuthun sucht, daß Rußland nicht nach dem Besitz der Dardanellen, nicht nach der Eroberung Konstantinopels trachte. Er setzt ihr aber eine andere Stelle entgegen, ein Raisonnement eines Franzosen, Armand Lefebvre, aus der „Revue des deux mondes". Wir haben die ganze Denkschrift durch Lindner übersetzt erhalten in einer Schrift*), die aus dieser Übersetzung und aus unbedeutenden Bemerkungen in Gesprächsform zusammengesetzt ist. Man kann diese Denkschrift als eine Art Programm zu der russisch-französischen Allianz betrachten, und sie ist wenigstens nicht so matt wie die Einwürfe, die Menzel selbst an dieser Stelle gegen den Pentarchisten vorbringt, entbehrt aber der Sach- und Localkenntniß des Letztern gänzlich und geht ganz von dem Gesichtspunkte französischer Tagespolitiker aus. Übrigens sind sie Alle der Meinung, daß Rußland durch das Warten nur gewinnen könne. Eine Ansicht, die wir auch nicht unbedingt unterschreiben möchten.

(Der Beschluß folgt.)

*) Europa und der Orient. Verschiedene Auffassung der türkischen Frage. Von F. L. **Lindner**. Stuttgart, Metzler. 1839. 8. 1 Thlr.

Die pariser Kunstausstellung.

Paris, 5. März 1840.

Ich komme soeben aus dem Salon, welcher heute dem Publicum geöffnet worden. Diese alljährlich wiederkehrenden Kunstausstellungen sind weder der Kunst noch den Künstlern ersprießlich; erstere verliert dadurch an Gehalt, Gediegenheit und Einfluß; letztere lassen sich dabei vom Handwerk fortreißen und zu einer flüchtigen und gefühllosen Manier verleiten, welche den ohnehin schon sehr geschwächten Sinn für die Schönheit bildender Kunst aller erquickenden, stärkenden Nahrung beraubt und völlig zu ersticken droht. Übrigens zweifeln wir selbst dann an einem günstigern Erfolge, wenn man nur alle drei Jahre eine Ausstellung halten wollte. Das Übel hat zu tief gefressen; zu den Hauptursachen, welche dem Gedeihen der modernen Sculptur und Malerei im Wege stehen, gehört unstreitig, daß die Künstler schon von Jugend auf das edle und erhabene Ziel der Kunst aus den Augen verlieren; wenn man den Herren mit Schiller zuruft: „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben", so erhält man zur Antwort: „Was Würde! wir wollen leben!" Interesse haben diese jährlichen Ausstellungen insofern, als sie jedesmal ein treues Spiegelbild des geistigen Lebens der Nation gewähren. Was zuerst auffällt, ist die übergroße, ans Unglaubliche grenzende Productivität. Zwei Drittel der langen Galerie zwischen Louvre und Tuilerien, die angebaute hölzerne Galerie, der Vorsaal, der viereckige Saal, eine Seite der Apollogalerie, die Rotunde und der große Saal der sieben Kamine im ersten Stock, und eine lange Galerie im Erdgeschosse sind mit den Erzeugnissen eines Jahres angefüllt. Ferner erkennt man hier die vollkommene Gesetz- und Regellosigkeit, das Widersprechende und Schwankende der neuen französischen Literatur wieder. Vorliebe für Darstellung eines Äußersten, falsche Sentimentalität, Mangel an religiösem Bewußtsein und Gefühl treten auch hier in fast allen Erscheinungen hervor. Es hat sich seit der ersten Revolution ein gewisser Geist des Ungeheuern und der Empfindelei der Franzosen bemächtigt, der beinahe in allen neuesten Producten der bildenden Künste und schönen Literatur sichtbar ist. Das Wunderbare, Phantastische, Hoffnungslose, Abenteuerliche und Weinerliche nimmt meistens die Stelle des Spielenden, Muntern und Einfältigen ein, welches selbst die flachen Zeitvertreibarbeiten der tiefsten literarischen und künstlerischen Verfallzeit im vorigen Jahrhunderte auszeichnete. Auch in diesem Salon sehen wir noch vielfach Hinrichtungen und Ermordungen, Wahnsinn, Verzweiflung, Verführung, Vaterfluch, Blutschande und andern unsaglichen Jammer gemalt, und was die peinliche Seelenangst des Beschauers bei diesen Bildern noch steigert, sehr oft mit vielem Talent und großer Bravour der Pinselführung. Denn betrachtet man die moderne französische Malerei im Allgemeinen, so muß man gestehen, daß keine andere gleichzeitige sich mit ihr an Gründlichkeit des Wissens und an Beherrschung aller darstellenden Mittel messen kann. Außer der haarscharfen Erfassung des dramatischen Moments in den gewählten Aufgaben und einer durch sorgsame historische Forschungen erworbenen umfassenden Kenntniß des Costums und Beiwerks, ist der neuern französischen Malerei besonders eine auf fleißiges Naturstudium beruhende Tüchtigkeit der Zeichnung, eine feine Beobachtung der Luftperspective, um die verschiedenen Pläne auseinanderzusetzen, und eine große Sicherheit und Leichtigkeit des Vortrags in einem seltenen Grade eigen. Der geistige, ethische Gehalt ihrer Bilder, welchen die Künstler im Besitz so ausgezeichneter Mittel ausdrücken, befriedigt dafür in der Regel desto weniger. Bei größter technischer Fertigkeit fehlt meist die schöpferische Kraft, das poetische Princip; man denkt dabei an den Teufel der heiligen Therese, welcher Alles vermag, nur nicht zu lieben.

Die diesjährige Ausstellung kommt zwar hinsichtlich der Menge der Nummern (1849) den frühern nicht gleich; die des Jahres 1833 zählte deren 3318; allein die Jury hat an 2000

der eingesandten Gegenstände zurückgewiesen. Während der Restanration, wo die Künstler blos alle drei Jahre ausstellten, sah man selten mehr als 1500 Kunstwerke; seit der Julirevolution, wo auf Verlangen der Künstler jedes Jahr eine Ausstellung gehalten wird, belief sich die Zahl der ausgeführten Gegenstände jedesmal nahe an oder über 3000. Dieses Steigen der Leistungen erklärt sich allerdings zum Theil aus der Vermehrung der Künstler; allein auf der andern Seite nimmt die Größe der Bilder jährlich ab, mit der Größe der Zimmer, für welche sie bestimmt sind; die Aquarellskizzen werden von Jahr zu Jahr zahlreicher und die Staffeleigemälde treten immer mehr an die Stelle der großen historischen Stücke; und leider läßt sich auch nicht verkennen, daß die heutigen Künstler vor schweren Sujets, zu denen sie eigene Poesie mitbringen müssen, eine gewisse Scheu offenbaren und mehr der Vollkommenheit der technischen Ausführung als der phantasiereichen Darstellung kühner und erhabener Gedanken nachstreben. Die großen Compositionen, in welchen der Maler gründliches Geschichtstudium und die ganze Kraft seiner Kunst darlegen könnte, wird man auf den pariser Ausstellungen bald vergeblich suchen. Wir bedauern dies Mal nur eine geringe Zahl dieser gewichtigen Stücke anzeigen zu können. Diese sind: der 18. Brumaire in Saint-Cloud von Bouchot, gleich ausgezeichnet durch sinnreiche Anordnung wie durch lebhafte, dramatische Auffassung, blühendes Colorit und richtige Zeichnung. Trajan, welcher einer bittenden Frau Gerechtigkeit widerfahren läßt, von Eugène Delacroix, dem wilden Schlachten- und Griechenmaler; sein neuestes Bild befriedigt sehr wenig, es sind darin wol einige Züge, die ganz der Natur abgelauscht sind und viel Wahrheit haben, aber es fehlt zu sehr an Schönheit; namentlich ist die Farbe unangenehm und der Ausdruck des Kaisers übertrieben. Savonarola, in Florenz predigend, von Flandrin, ein in Farbe und Effect schwaches, in Composition und Zeichnung in einem fast an Overbeck erinnernden Streben nach tiefem Seelenausdruck höchst verdienstvolles Bild. Die Schlacht bei Wöringen von Keyser, einem antwerpener Künstler: der Herzog Johann von Brabant auf einem Grauschimmel ist mitten im Getümmel und entscheidet durch seine Tapferkeit den Sieg; überall Kampf und wildes Handgemenge und doch Zusammenhang, glückliche Gruppirung und Deutlichkeit; die Ausführung des Einzelnen ist freilich dem Ganzen geopfert; der breite Pinsel geht, nach der Masse strebend, rücksichtslos über das Detail hin. Der Kampf mit dem Drachen nach Schiller von Brune, woran eine etwas schwerfällige Ausführung zu tadeln. Der Tod des Präsidenten Brisson von Alexander Hesse, ein Gemälde, das bei dem schweren, trüben Ton doch viele Vorzüge in Absicht auf Zeichnung und Gewandung hat; allein so sehr sich auch der Künstler bemühte, Ausdruck in seine Köpfe zu legen, es ist ihm nicht gelungen, uns für den Gegenstand einzunehmen, obschon es eine Hängescene ist. Endlich erwähnen wir das große Bild von Couder: die Eröffnung der Generalstaaten in Versailles, ein Paradestück für das versailler Museum, in flüchtiger Decorationsmanier gemalt, jedoch mit vielen gelungenen Portraiten berühmter Personen. Den verlorenen Sohn von Clement Boulanger, und viele andere religiöse Bilder, die bei völligem Mangel an wahrem Gefühl eine Versündigung gegen die Religion und gegen den guten Geschmack genannt zu werden verdienen, möchten wir kaum mit zu den historischen Studien zählen. Boulanger repräsentirt namentlich die flüchtige Bravourmalerei, welche die romantische Schule aufgebracht hat und welche sich die ärgsten Ausschweifungen einer aller Regeln spottenden Ausführung gestattet. Effect ist Alles. Das ganze Maß des Leichtsinns, mit dem diese Künstler verfahren, sehen wir an dem verlorenen Sohn Boulanger's, einem 7—8 Fuß hohen Bilde, wo die Figuren ohne Studien, ja ohne Contur auf die Leinwand geworfen sind.

Das historische Genre hat sehr gute Gemälde geliefert. Dahin gehören: die Kindheit Duguesclin's und die Einschiffung Elisabeth's von England in Kenilworth, von Tony Johannot, zwei geistreiche Bilder, mit leichtem, unvertriebenem Pinsel, aber kräftiger Farbe hingemalt; das Religionsgespräch in Poissy und die Ermordung des Ramus, zwei tüchtige Arbeiten von Robert Fleury, welche bei großem Talent und vieler Phantasie einen gewissen Hang zur Übertreibung der Bewegungen, aber eine romantische Auffassung des Stoffs zeigen; die Verhaftung der Marschallin von Ancre von Jacquard, von liebenswürdigem Ausdruck, jedoch mit etwas flach verschönerndem Pinsel gemalt. Das eigentliche Genre brachte eine sehr große Anzahl geistreicher und bemerkenswerther Stücke. Hierher sind zu rechnen: Eine Familienscene von H. Scheffer, wie immer etwas kalt und protestantisch nüchtern, aber ansprechend und gemüthlich still; ein Mönch läßt zwei Hirtenknaben beten, von Schnetz, ein Bild, welches an Leopold Robert's Scenen aus Italien erinnert, nur ist die Stimmung heiterer und das etwas trübe Colorit, welches Schnetz eigen ist, unterscheiden ihn bei näherer Betrachtung sehr bald; der Verweis von Destouches; die Rückkehr aus der Stadt von Grenier, dem Maler der kleinen Holzdiebe und des Mauvais sujet et sa famille, welche durch die Stiche von Jazet bekannt sind; die Vorlesung von Grosclaude; das Hochzeitspräsent und die Abreise der Marinesoldaten von Duval-le-Camus. Diese hübsch erfundenen Genrebilder lassen in der Ausführung nichts zu wünschen übrig, und haben das Verdienst, bei einer trefflichen Haltung keine peinliche Technik zu verrathen, sie sind wie für den Kupferstich und die Lithographie gemacht, und die meisten der ebengenannten Bilder werden noch im Laufe dieses Jahres in allen Kunsthandlungen zu kaufen sein. Die Zahl der Genrebilder ist Legion. Überhaupt drohet die Genremalerei die historische zu verdrängen und zu überflügeln. Die Herrschaft der Bourgeoisie in Frankreich muß diese Folge haben. Man will prosaische mit Händen zu greifende Wahrheit, die ohne Mühe faßlich, aber auch ohne weitere Erhebung des ästhetischen Gefühls ist; man will die baarste Stuben- und Straßenwirklichkeit, ohne ein Sonnenstäubchen Poesie, Bilder mit Sujets, die freilich Jedermann verständlich sind, die aber auch weiter nichts Anziehendes haben als diese Verständlichkeit. Was sollen wir mit diesen Tagelöhnerbildern ohne Geist und Salz? Was kümmern uns die Besenfrauen, die sich dummdreist dem Publicum produciren; jene Unzahl von schwerfällig gekleideten Bürgerfrauen, die uns immer Dasselbe sagen, nämlich nichts; jene Grisetten in ihren Dachstuben, jene Familienscenen, deren langweilige Wirklichkeit vielleicht recht natürlich copirt ist, aber vor denen man immer ausrufen möchte: Gemälde, laß mich ungeschoren! Wodurch diese Bilder gewöhnlich dem Publicum gefallen, ist gerade eben Das, wodurch sie schlecht sind. Freilich wenn Gerard Dow und Terburg jene unbedeutenden Alltagsscenen malen, so vergißt man über der meisterhaften Darstellung Alles und sieht noch einmal mit Vergnügen im Bilde, was man auf jeder Gasse und in jeder Schenke sehen kann. Allein diese technische Vollendung haben die französischen Künstler denn doch noch nicht erreicht; wir bekennen jedoch, daß ein Hinneigen zum Princip der niederländischen Schule in der Kunst, wie auch im Leben sich für Frankreich herausstellt, und wir glauben, daß auf diesem Wege die französische Malerei sich allmälig organisch entwickeln und volksthümlich werde ausbilden können.

56.

Literarische Notiz.

Die drei besten Werke der Gräfin von Souza: „Adèle de Sénange", „Eugène de Rothelin", „Charles et Marie", kleine Meisterwerke, was Anmuth und Natürlichkeit betrifft, erscheinen jetzt in einem Bande bei Charpentier, als eine Abtheilung der „Bibliothèque-Charpentier", elegant gedruckt und mit einer bemerkenswerthen Abhandlung des bekannten Sainte-Beuve über das Leben und die Werke der Gräfin von Souza versehen.

5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 88. —— 28. März 1840.

Politische Flugschriften.

(Beschluß aus Nr. 87.)

Von Rußland wendet sich Menzel auf Frankreich. Es sei von Natur nicht zur Hegemonie in Europa berufen, wenngleich eine bedeutende Macht. Europa ist, nach unserer Meinung, überhaupt nicht bestimmt, eine Hegemonie zu dulden, sondern die Natur hat es zum Boden eines Systems von vielgestalteten, unabhängigen Staaten berufen. Frankreichs Gebiet begünstigt allerdings seinen politischen Einfluß ungemein. Der Geist und Charakter seines Volks aber tritt dem um so mehr entgegen, je mehr es dem erstern an Tiefe und Schöpferkraft gebricht, und je unleidlicher der letztere da wird, wo die Franzosen die Herren spielen können. Ganz anders freilich urtheilt Hr. Considérant. Der sagt:

Si le Français est le peuple le plus militaire de l'Europe, il en est en même temps le plus sociable: sa valeur militaire vient directement de la richessa et da la noblesse de son caractère, de son amour pour le mouvement, pour la gloire, pour les grandes choses, de sa capacité pour l'honneur et pour l'enthousiasme, de son esprit de corps, de la disposition naturelle de l'individu à prendre le ton de la masse, de la facilité chevaleresque avec laquelle il se plait à s'exposer au danger devant la masse, enfin du plaisir tout-puissant et passionné qu'il éprouve à se dévouer pour elle. — — Non! aucune nation ne peut être comparée à la nation française pour la sociabilité, pour le cosmopolitisme, pour la générosité politique, pour la liberalité envers les autres peuples, pour la facilité à se lier avec eux, et pour ce besoin de justice et d'humanité qui la presse de s'élancer au secours du faible, de l'opprimé, de toute nation qui lutte pour sa nationalité, pour sa liberté! — c'est pour cela que la France, malgré ses travers actuels, est toujours la grande nation, la nation initiatrice, et que les nations ses soeurs la voient irrésistiblement briller au milieu d'elles comme l'étoile de l'esperance, comme l'étoile de l'avenir et de l'humanité.

Wieder anders nimmt sich das Urtheil einer englischen Schrift aus, die Giehne citirt:

The great majority of the continental governments being absolute, the French immediately became liberal. This is the primary cause of the present prattle about liberty, a quality which the French cannot comprehend, for which they are unfitted and which they in fact despise. Glory and equality are their idols: they equally gratify the national insolence. Glory cannot be obtained without a strong government, and the only strong government, of which France is susceptible, is a despotism, and despotism is the only form of government under which any thing like equality can axist: before the one supreme chief all other men are equal; he is less a single exception to the general rule of level, than a standard, by which that general level is ascertained, and when they have further gratified their passion for equality by placing on the throne a man of the people, all the political wishes of a modern French patriot are satisfied.

Alle die schönen Dinge, die Hr. Considérant dort sagt, sie haben ihr Wahres; die Franzosen reden so und haben auch ihre Zeiten, wo sie so empfinden. Aber theils ist auf das Reden bei Franzosen nicht viel zu geben, theils die Consequenz zwischen allgemeinen Ideen und ihrer Anwendung auf Einzelne oft eine sehr seltsame, theils das Verfahren der einzelnen Franzosen von dem Reden und Denken derselben Menschen, als Glieder der Masse genommen, oft sehr verschieden. Die Empfindungen der Franzosen haben wenig Innerliches. Keine Nation hat einen so furchtbaren und raschen Wechsel von den edelsten Bestrebungen zu den greulichsten Ausartungen gezeigt, wie die Franzosen nur zu oft erfahren haben, wobei wir keineswegs blos an die französische Revolution, oder an die Jahre 1814 und 1815 denken. Menzel verbreitet sich übrigens unter obiger Rubrik noch besonders über die russisch-französische Allianz und über die Speculationen auf die Rheingrenze, wobei er hauptsächlich Stellen aus der erwähnten Schrift des Armand Lefebvre anführt. Schärfer noch weist Giehne die letztere Anmuthung zurück:

Der „republikanische" Franzose — sagt er — würde von neuem und mit Begeisterung den Despotismus eines Napoleon auf sich nehmen, um nur ein glänzender „Sklave" zu sein. — In dem Einen ist Frankreich zu allen Zeiten und unter allen Regierungsformen constant gewesen, daß es einen Druck nach außen will, um sich daheim zufrieden zu geben. — Die „wiener Verträge" glaubten sie zu zerreißen, als sie ihre Revolution von 1830 machten; um den „wiener Verträgen" einen Feind entgegenzustellen, der mit Europa Händel bekommen müßte, gehen sie auf eine Republik aus. Man muß ein deutscher Ideolog sein, um sich über dieses öffentliche Geheimniß zu täuschen. Wer immer Frankreich einen Regierungscandidaten vorzuschlagen hat, der empfiehlt ihn damit, daß er ihn als Eroberer der Rheingrenze präsentirt. — Es ist die „natürliche" und ist die „alte" Grenze Frankreichs, die sie damit in Anspruch nehmen. Die angebliche „Natürlichkeit" der Sache beruht auf dem verjährten Unsinne, daß eine Wasserstraße, der älteste Communicationsweg, den es in der Welt gibt, eine natürliche Scheidung bilde; aus der Flachheit der ganzen Ansicht blickt zugleich die solide Menschenverachtung hervor, welche die liberale

Ideologie mit dem Despotismus gemein hat, und vor welcher der geistige Charakter einer Nationalität, das tragende Element aller Bedingungen einer Volksnatur, für Nichts als für ein weißes Papier gilt, das man nach Belieben kanzleimäßig vollschreiben könne. Was die Eigenschaft des Alters betrifft, so ist diese „alte" Grenze zufälligerweise diejenige, welche Frankreich 17 Jahre lang besessen, und eine Bagatelle von einem Jahrtausend lang nicht besessen hat; mit behaglicher Ignorirung alles Historischen weist man dabei noch auf Karl den Großen zurück, wobei nur der kleine Umstand vergessen wird, daß dieser Karl ein Repräsentant der Deutschen war, welche Frankreich beherrschten; daß er in deutscher Sprache und von einem deutschen Hoflager aus seine Monarchie regierte; daß zu seiner Zeit nicht sowol das linke Rheinufer zu Frankreich, als vielmehr Frankreich zum linken Rheinufer geschlagen war.

Menzel geht nun zu Östreich über, und bestärkt hier besonders die Gründe, die Östreich zum Mistrauen gegen Rußland bestimmen und von einer Allianz mit Frankreich abmahnen sollen. Gut ausgeführt ist der Gedanke, daß eine Allianz zwischen Östreich und Preußen gegenwärtig eine sehr natürliche sei. Auch erkennt er an, daß, trotz aller mercantilischen und literarischen Mauthen und trotz so vieler feindseliger Tiraden gegen Östreich von der andern Seite her, gleichwol sehr innige Sympathien zwischen den übrigen Deutschen und den östreichischen bestehen. Denselben Staat vergleicht Giehne mit England:

Großbritannien und Östreich — sagt er —, das eine mit, das andere ohne Parlament, stützen sich auf historische Elemente und wissen dieselben zu pflegen; Frankreich aber, und Rußland und Preußen, welche ihm darin gleichstehen, sind Staaten, welche nivellirt haben.

Ob Menzel so ganz recht hat, wenn er gewisse Antipathien in Süd- und Westdeutschland gegen das sogenannte Preußenthum blos von dem „Gegensatze im politischen Principe" ableitet, lassen wir dahingestellt sein. Der Gegensatz des politischen Princips besteht auch zu Östreich. Jene Antipathien sind älter als die politischen Principien, um die jetzt gestritten wird. Und an der Größe des ganzen Gegensatzes wird man zweifelhaft, wenn man bedenkt, wie viele Einrichtungen des innern Staatslebens die constitutionnellen Staaten eben von Preußen entlehnt haben. Eine jedenfalls interessante Frage wirft Menzel auf, wenn er sagt:

Es ist allerdings sonderbar, daß Brandenburg in Bezug auf seine östlichen Nachbarn nie die Politik Östreichs befolgt hat, obgleich sie so nahe lag. Wie viel günstiger würde seine Lage sein, wenn das erlauchte Haus Hohenzollern sich die beiden Reiche Polen und Lithauen auf dieselbe Weise verbunden hätte, wie das Haus Habsburg die beiden Reiche Böhmen und Ungarn, und wenn es zugleich Liefland, Kurland und Esthland die Aufmerksamkeit geschenkt hätte, die das Haus Habsburg jederzeit der Lombardei und der dalmatischen Küste widmete.

Diese Idee hat viel Bestechendes. Wir sind zwar, wie die Sachen jetzt stehen, der Meinung, daß Preußens Blicke in der Zeit, wo noch von einer räumlichen Erweiterung die Rede sein konnte, besser nach Norden und Nordwesten als nach Nordosten zu richten waren, weil es dort eher Verstärkung seiner Kraft, Vervielfachung seiner Richtungen, Auffrischung seines etwas nüchternen und sterilen Wesens erwarten konnte, während es hierher nur hinbringen kann, was es selbst nicht im Überflusse hat. Allein die von Menzel berührte Combination ist allerdings eine großartige, die Preußen, so scheint es, eine der östreichischen analoge Stellung gegeben haben würde. Indeß erheben sich so manche Bedenken. Die Ausführbarkeit setzte eine Zeit voraus, wo Rußlands Macht noch nicht gereift, sein Anspruch noch nicht erhoben war. Damals aber stand das Haus Hohenzollern noch nicht so hoch, daß Polen sich Brandenburg unterworfen hätte. Polen konnte vielleicht einen Kurfürsten von Brandenburg zum König wählen. Aber der Sitz dieses Reiches wäre in Polen und nicht in Brandenburg, oder die Verbindung so lose gewesen wie zwischen Polen und Sachsen. Vergesse man nicht, daß dem Hause Habsburg der Kaisertitel unermeßliche Dienste geleistet hat. Übrigens hat die Erfahrung gelehrt, daß gerade die preußische Regierungsweise dem echten, besonders dem südlichern Slawen wenig zusagt. Im Übrigen rühmt Menzel die Macht der deutschen Nationalität als eine Hauptstütze Preußens, findet dagegen, daß seine kirchliche Stellung, „die von Rechtswegen seine Stärke sein sollte", seine Schwäche und daß auch sein politisches Princip nicht zu seinen Machtquellen geworden sei. Seine festeste und sicherste Stütze sei aber die Macht der materiellen Interessen. Weder von Rußland noch von Frankreich habe es zu hoffen, es sei auf Östreich und die kleinern deutschen Staaten verwiesen. Ebenso findet er für die letztern in einem innigen Aneinanderschließen und treuen, vertrauensvollen Zusammenhalten mit den genannten Großmächten die beste Sicherheit, und spricht darüber gar verständige und herzliche Worte, nicht ohne an Manches zu erinnern, wodurch der Glaube und das Vertrauen noch besser zu befestigen seien. Auch Holland, Belgien, die Schweiz weise die Natur an, sich dem Germanismus und dem deutschen Bunde anzuschließen, was er ausführlich, vielleicht im Verhältniß zu ausführlich, erörtert. Er begegnet sich übrigens darin mit Giehne, in dessen Schrift wir allerdings ein der Pentarchie ganz entgegengesetztes System angedeutet finden, was dem europäischen Staatensysteme einen überaus sichern Kern geben würde, der zudem keinem Argwohne Raum ließe und dem Frieden, dem Vorschritt der günstigste wäre: den deutschen Staatenbund, verstärkt durch den freien Anschluß der alten Glieder des Reichs. Giehne sagt:

Kaiser von Deutschland, im Sinne der heutigen Ghibellinen, ist derzeit der deutsche Zoll- und Münzverein, und es hat allen Anschein für sich, daß er immer breiter in diese Nationalaufgabe hineinwachsen wird. Seine nächste friedliche Eroberung dürfte ein Vereinspostwesen sein, und wenn jemals die Vertheidigung der gemeinschaftlichen Interessen es nöthig macht, so würde auch ein Vereinsfeldherr sich zur Hand finden. Demselben „Kaiser von Deutschland" ist es vorbehalten, die deutschen Niederlande und die deutsche Schweiz wieder an sich zu nehmen und auf diese Weise die Bollwerke Deutschlands wieder aufzurichten. — Wenn einmal Europa nach natürlichen Grenzen regulirt wird, so wird die dänische Sprache ein Volksdialekt, mit einer deutschen Schriftsprache über sich, und Kopenhagen ein deutscher Seehafen werden.

Die Prätentionen des Pentarchisten aber weist er durch eine sehr energische Darlegung der lebenskräftigen Bedeutung der deutschen Mittelstaaten zurück. Aber auch für ganz Europa bezeichnet er in dem Systeme der Nationa-

litäten das Einzige, was die Bürgschaft des Bestehens im vollen Maße hat, und auch sonst dem ganzen Leben der Einzelnen und der Völker einen höhern, edlern Charakter verleihen würde.

Über Skandinavien, die pyrenäische Halbinsel, Italien und den Orient geht Menzel nur kurz hinweg, und warnt nur zum Schlusse, sich nicht durch irgend eine große neue Bewegung überraschen zu lassen, sondern in Zeiten vorzusehen.

Hätte dieser Aufsatz nicht schon alles Maß des Raumes überschritten, wir könnten uns nicht enthalten, unsern Lesern zum Schlusse die herrliche Stelle vollständig mitzutheilen und mit unsern Glossen zu begleiten, in welcher Giehne die Ansicht des Pentarchisten von dem Mittelalter beleuchtet. Sie beginnt mit den Worten:

„Von dem Mittelalter verschont geblieben zu sein", das ist in der That ein seltsamer Vorzug, der Rußland zu Gunsten kommen soll. Unsere ganze europäische Civilisation steht auf den Schultern des Mittelalters; wer sich mit einem Sprunge auf die gleiche Höhe setzen will, dem geht eine Zwischenstufe ab. Das eben scheidet uns von den slawischen Nationen, daß sie ein Stück Weltgeschichte und ein Stück Welterziehung nicht mitgemacht haben, worin der gesammte Geist des Abendlandes seine Befruchtung empfing.

Und zum Schlusse heißt es:

Das Deutschland von heute hat noch immer hinaufzusehen an der Blütezeit seines Mittelalters. Die Deutschen von damals waren die erste Nation des Welttheils; ihre Künste und Gewerbe standen in einem Flore, der noch nicht zurückgekehrt ist, ihre Städte waren groß und reich, wie wir beides noch nicht wieder haben; unser Zollverein selbst, für unsere Zeit eine großartige Schöpfung, ist ein Zwerg neben der Größe der alten Hanse. Mit dem Anfange des modernen Weltalters, mit der Periode, in welche unsere Ideologen als aus der „Finsterniß" des Mittelalters in die „lichten Räume" der Neuzeit hereinschreiten, da eben beginnt die Unglücksgeschichte Deutschlands. An allen Enden des Reiches gehen Provinzen verloren; der Nationalcharakter erlahmt, der Reichthum verarmt, der Handel verkümmert, die Kraft versiegt, die Größe sinkt ein, die Freiheit stirbt ab, und das 18. Jahrhundert wird der Tummelplatz einer Unzahl von kleinstädtischen und liederlichen Hofdespotismen. Mag man immerhin sagen, Deutschland habe sich durch den Luxus an Freiheit zu Grunde gerichtet, welcher die Unterordnung unter eine Centralgewalt und damit die Erhaltung der Macht nach außen negirte: das Mittelalter selbst hat die beiden Gegensätze noch eben recht im Gleichgewicht zu halten gewußt. Die deutsche Nation würde die glänzendsten Blätter ihrer Geschichte ausreißen, wenn sie das Gedächtniß des Mittelalters verunehrte. Und diesen Ideologen darf man es als einen Popularitätstrumpf hinwerfen, Rußland sei vom Mittelalter verschont geblieben!

Doch zwischen beiden Stellen liegt noch Köstliches, und es sollte uns freuen, wenn recht viel Leser durch unsere Mittheilung auf die Lecture eines Schriftchens begierig geworden wären, das uns in sehr hohem Grade angesprochen hat. 57.

Romanenliteratur.

1. Der Erbgraf von Eginhardt. Altenburg, Pierer. 1839. 12. 1 Thlr.

Eine Unterschiebung des Erben, der, als ein nachgeborener echter Sohn, der täuschenden Frau unbequem fällt, ein edelmüthiger Fürst, der eine Neigung zu einer tugendhaften Witwe ritterlich bekämpft, die Liebe des untergeschobenen Sohnes und der wirklichen Tochter, die Bubenstücke des nichtswürdigen jüngern Grafen, sein und des Vaters Tod bilden einen Roman, der, aus lauter bekannten Requisiten zusammengesetzt, sich weder in der Erfindung noch in den Ideen über das Mittelmäßige erhebt, der nicht einmal das zweideutige Vergnügen der Spannung und Überraschung gewährt.

2. Erzählungen am Kamine, von Albert Graf Pappenheim. Drittes Bändchen. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1839. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Einer kurzen Einleitung folgen Lebensabrisse von Wahnsinnigen, insofern daraus die Ursachen der Geisteszerrüttung abzuleiten sind. Die Betrachtungen, die Beobachtungen verrathen den scharfsinnigen Denker, der den Räthseln in der Menschenbrust mit Geist nachforscht, dem ein Strahl von oben dunkle Stellen erhellt, durch welche freie Gabe des Genius und durch eigenes ernstes Studium er in das scheinbare Chaos harmonische Ordnung bringt. Der eine Wahnsinnige, welcher es wurde, weil er unvorsätzlich die Frau und das einzige geliebte Kind tödtete, hat nebenbei die fixe Idee, daß die Organisationen nach einem bestimmbaren Zeitraum wiederkehren, daß dies sich mathematisch beweisen und berechnen ließ. Er hat diese Hypothese in ein System gebracht, das neben manchen neuern und ältern Philosophemen bestehen könnte, wenn die Grundlage nur fester wäre. In dem Wahnsinn der jungen Lombardin, welche fremde Schuld büßt, der vielleicht einseitige Geistesbildung, ein überzartes Gefühl die Vernunft zerrüttete, sind noch zwei Erzählungen eingeschoben; die erste steht in einiger Verbindung mit der Unglücklichen, die zweite hat blos den Zusammenhang der Örtlichkeit. Es ist die Geschichte eines tapfern Condottiere, welcher für und wider eine Partei ficht, je nachdem es sein Vortheil erheischt, wobei ein Ahn der Pappenheimer recht stattlich auftritt, dem zu Liebe die Einschaltung wol auch entstanden sein mag. Aber die Gestalten haben Blut und Mark, sie lassen wünschen, daß von Leuten des Mittelalters, wie von unsern Zeitgenossen uns bald wieder etwas am Kamine erzählt werde.

3. Erzählungen eines Großmütterchens. Von Jos. N. Vogl. Wien, Tendler und Schaefer. 1840. 8. 1 Thlr.

Ein gutes Lied singt man gern und eine gute Geschichte hört man gern zweimal erzählen. Wenn aber Composition und Vortrag meisterhaft waren, und man nicht nur einen Abklatsch, sondern eine eigene ersonnene Variante geben will, so läßt man einen ziemlichen Zwischenraum verstreichen, bis an die Erneuerung gedacht wird, und an das wahrhaft Vortreffliche, das im Herz und Mund des Volkes lebt, wagt man sich gar nicht mit einer Veränderung, die fast nur eine Verböserung werden kann. Eine solche ist offenbar „Die gestohlene Lammsleber", die Grimm so wunderschön erzählt, in der die schwäbischen Provinzialismen noch den Ausdruck verstärken, die hier, weil die Scene nach Kroatien gelegt ist, ganz wegfallen müssen. Der Teufel ist schon öfterer mit besserm Humor und Witz überteufelt, mit tieferer Frömmigkeit besiegt worden, als es hier in dem Felskirchlein geschieht. „Hans in der Schule" ist ähnlich und besser in der Fortsetzung der „Tausend und einen Nacht" und in „Der kluge Hans", in Grimm's Märchen. Die Kiffhäuser Sage kennt man auch schon besser. In „Carlomann", wie hier mit Unrecht Carolus Magnus genannt wird, sollen zwei ganz getrennte Sagen zu einer verbunden werden, was nicht so recht gelingt. „Ritter Horimir und sein Schimmel" will gesungen sein, in Prosa nimmt er sich matt aus, Balladen und Lieder über den Gegenstand gibt es mehre und gute. „La pietra della madre" ist einfach erzählt, wie es die Begebenheit, die unerschütterliche Mutterliebe der Indianerin fodert, aber wer kein Fremdling in der neuesten Literatur ist, hat diese Geschichte, in mehr als einer Geschichte geschrieben, gewiß schon gelesen. „Die unbekannten Nummern" sind nicht zu schelten;

einige spannen und ziehen, aber in den launigen, schwankartigen will die natürliche Fröhlichkeit nicht von selbst fließen, sie ist mühsam heraufgepumpt, man hört den Schwengel knarren, die Kette rasseln, und das schmälert den Reiz. Für einen Autor von geringem Ruf wäre das Buch werthvoll, für einen von anerkanntem Verdienst bleibt es unter Dem zurück, was er leisten kann und soll.

4. Episoden aus dem Romane des Lebens. Von Johann Gabriel Seidl. Wien, Tendler und Schäfer. 1839. 8. 1 Thlr.

Die hier enthaltenen fünf Erzählungen tragen, wenn auch das Blumenstück nach Berlin gelegt ist, den östreichischen Charakter, ein gewisses behagliches Sichgehenlassen; die Fopperei ist schalkhaft, ironisch, aber nicht hämisch, vernichtend. Leichtgläubigkeit wird nicht selten bei den Lesern vorausgesetzt, sie haben die zweideutige Tugend einer jungen, in lockerer Gesellschaft aufgewachsenen Schauspielerin für probehaltig anzusehen, sie dürfen zu dem Einfall nicht den Kopf schütteln, wichtige Papiere in einen morschen Bilderrahmen zu legen u. a. m. Der Schmerz ist innig, rührend, in sanfte Wehmuth übergehend, nicht krampfhaft verzweifelnd, eher zu wortreich, was besonders für „Der lebendige Schatten" gilt. Die entsagende Liebe beruhigt sich durch Reflectiren, und da sie sich keine Neigung einbildet, ihr Gefühl nicht blos auf der Oberfläche schwimmt, die Entsagung auch das Werk der innern Nothwendigkeit ist, so fehlt es nicht an Stoff zum Reflectiren. Die originellste Erzählung ist: „Dr. Faust am Niederberge", in welchem Traum und Wirklichkeit sich gegenseitig so durchdringen, ineinander aufgehen, daß man nicht weiß, ob jener diese adelt oder umgekehrt, ob die Wahrheit dem Märchen, oder dem Leben angehöre. Der eigentliche Schluß fehlt, doch bedarf es keiner großen Anstrengung der Einbildungskraft, ihn zu ergänzen, wenn nicht ein dichterisch Begabter die Novelle weiter fortsetzen, wer weiß ob im Sinne des Autors dazu erfinden wollte.

5. Erinnerungsblätter. Eine Sammlung von Erzählungen und Novellen. Herausgegeben von A. Schumacher und B. Jäkle. Zweites und drittes Bändchen. Wien, Kaulfuß und Kugler. 1839. 16. 1 Thlr.

„Das Duell" von Bernard Jäkle enthält mehre Geschichten in einer, die, so lose auch der Zusammenhang scheint, sich wechselseitig erklären, den Ausgang bedingen. Die Ziehtochter eines Taschenspielers würde die bedeutendste Gestalt darin sein, wenn man nicht durch eine falsche Ähnlichkeit mit Mignon Ansprüche an sie machte, für die sie zu schwach ist. „Das Vocalquartett", humoristisches Lebensbild von Johann Heinrich Mirani, eine heitere Mystification, bei der selbst der alte Geck noch Ursache zur Zufriedenheit hat; man wurde auf ihn eifersüchtig, er kann sich auf den Bretern und als Dichter zeigen. Ist ihm die Selbsttäuschung beglückend, so war sie dem Quartett der jungen Männer betrübend, aber der Nebel schwindet, den reinen Äther trübt bald kein Wölkchen mehr. Den landschaftlichen Hintergrund bildet Teplitz mit gutem Geschick, ohne ängstliche Auspinselung jedes einzelnen Pünktchens.

6. Gianettino und Gaetana, oder der Bandit von Venedig. Roman in drei Büchern von Karl Heinrich. Leipzig, Klein. 1839. 8. 1 Thlr.

Die Gewalt der Umstände drängen einen Jüngling, der sich edel geboren wähnte, nun als Bastard gebrandmarkt wird, in das Banditenhandwerk, das ihn jedoch nicht hindert, von einer schönen Venetianerin, der Tochter eines Nobile, geliebt zu werden. Er wird ertränkt, sie geht ins Kloster, nachdem sie die Folter überstanden, was mit scheußlicher Genauigkeit beschrieben ist. Sollte der Verf. wieder eine Geschichte zu schreiben beabsichtigen, die auf venetianischem Boden vorgeht, so wäre ihm zu rathen, eines der unzähligen Bücher über Venedig nachzuschlagen, er müßte denn meinen, für ein gewisses Publicum sei Alles gut, was und wie man es seiner Lesegier vorschütte.

6. Der Elftausend-Jungfrauen-Tag zu Lüneburg im Jahre 1372. Eine historische Rittergeschichte von August Leibrock. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1840. 8. 2 Thlr.

Sollte unser Autor behaupten, schon in der vollen Blüte des historischen Romans solche geschrieben zu haben, so hätte er in seinem Sinne recht, denn das Historische in diesem machen nur geschichtliche Namen und eine größere Anzahl von Kämpfern aus, die am Ende auch für die zahlreichen ältern Brüder zu erfinden waren; im übrigen ist es, mit dem Wachmeister in „Wallenstein's Lager" zu sprechen, wieder der alte Bettel.

7. Die Flucht aus Genf. Von L. Wolf. Hamburg, Herold. 1839. 8. 1 Thlr.

Wahrscheinlich französischen Ursprungs. Politischer Parteigeist und die Art, wie die Liebe aufgefaßt ist, leidenschaftlich und kokett, deuten darauf hin. Es ist viel Bewegung, viel Spannkraft in dem Buche, für die meisten Leser auch ein anziehendes Raisonnement, und so ist der Beifall gewiß.

8. Führungen. Bilder aus dem Gebiete des Herzens und der Welt. Von Agnes Franz. Essen, Bädeker. 1840. 12. 16 Gr.

Zart und innig, tief gefühlt, lehrt die Verfasserin ihren Mitschwestern, daß das wahre Gottvertrauen nie sinken lasse, daß des Himmels Wege nicht unsere Wege sind, daß wir nicht verzagen sollen, wenn die Nacht des Unglücks hereinbricht, und daß selbst dieses zur Läuterung diene. Selten gebraucht sie zu ihren frommen Mahnungen Ausdrücke von Frömmlern. Die Redseligkeit ihrer Schreibart wird ihrem Geschlecht gefallen, aber den Männern zu breit dünken, die auch die Schilderungen der Männer in den Erzählungen nicht als ganz getreu werden gelten lassen.

9. Vergangenheit und Zukunft. Roman von Regina Frohberg. Zwei Theile. Gera, Heinsius. 1840. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Hier muß das bescheidene Verdienst schon länger harren wie oben, ehe ihm Anerkennung und Lohn wird, ja der süße Trank, der den bittern Geschmack des eingebrockten Unglücks wegspülen soll, kommt nicht einmal den armen duldenden Frauen zu gut, noch einem gekränkten Mann, den die unverschuldeten Leiden nur menschenscheu, nicht menschenhassend machten; die Labung, den Sonnenschein nach dem Regen genießen erst die Kinder jener, die indeß auch ihr Bündelchen zu tragen hatten. Die Geschichte geht bald vor, bald zurück, sodaß es zuweilen schwer fällt, sich nicht in den Personen zu irren. Der Styl könnte einfacher sein, doch kommen Metaphern, wie „der Riese der Zukunft pochte an die Bettkammer des Herzens", dem guten Geschmack zum Gewinn, nicht häufig vor. 18.

Bemerkung.

Folgende Ansicht Hazlitt's ist sehr bemerkenswerth: „Es besteht unter uns für Tugend, Genius und Freiheit ein Vorurtheil, das man schwerlich je zerstören kann und das man nie angreifen sollte. Leidenschaften wie Geiz, Ehrsucht, Liebe sind Vorurtheile, d. h. sie entstehen dadurch, daß man, durch Gewohnheit oder durch die Einbildung verleitet, gewisse Gegenstände über ihren wahren Werth hinaus schätzt. Fragt man uns jedoch, was denn eigentlich, ohne Rücksicht auf angewöhnte Vorliebe oder Begünstigung der Einbildungskraft, der wahre Werth der Gegenstände sei, so wird uns die Antwort wol schwer fallen. Jeden Gegenstand auf der Wagschale abstracter Vernünftigkeit bestimmen wollen, hieße die Triebe unsers Herzens vernichten, statt sie zu veredeln. Wer einen Menschen auf diese Art vernünftig machen wollte, würde ihn vielmehr zum Thiere herabwürdigen." 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 89. —— 29. März 1840.

Briefe aus Sicilien.

Zweiter Artikel.*)

Biscari.

Reisende — der Plural ist hier vorzüglich wichtig — finden sich in Biscari übel gebettet. Ein Unterkommen gibt es wol, aber eigentlich nur für das Vieh. Ein ungeheurer Stall und daneben eine schmächtige zweistöckige Schachtel von Backsteinen, unten Küche, oben Stube, acht Fuß lang und neun breit, das ist die Herberge von Biscari. Zu Dreien in diese Stube gesperrt, die, wäre auch der Raum hinlänglich, dennoch nicht sich schmeicheln dürfte, jemals drei Bettgestelle in sich zu fassen, weil das Haus nur deren zwei besitzt, und zitternd, ob nicht noch andere Schrecken die Sommernacht brüten werde, sehen wir mit Neid gegenüber einen schönen, freundlich getünchten, bilderbehängten, langen, leeren Saal, vor dessen offenen Thüren stattlich und bequem die Honoratioren der Stadt, Krämer und Syndaco und mancherlei Geistlichkeit sich auf Stühlen niedergelassen haben, um trockenen Mundes des edeln Zwiegesprächs und der herkömmlichen Langeweile zu pflegen. Es ist die Reunione der Stadt, eine Ressource, deren nicht das kleinste, schlechteste Nest entbehrt. Ich wüßte von Biscari nichts Erhebliches zu sagen, aber ich muß um die Erlaubniß bitten, noch einmal auf Palazzuolo zurückzukommen.

Palazzuolo hat eine imposante, aber keine schöne Lage. Graue Gebäude, auf grauem Felsen, zwar in mannichfaltiger Combination der Massen, aber in trüber Eintönigkeit der Farbe, und ohne irgend einen Baum, irgend eine Pflanzenform bringen schon aus der Ferne eine traurige und abschreckende Wirkung hervor. In der Nähe erblickt man ein Bild der Verödung und Zertrümmerung, welches zu der Frage verführen möchte, wie viele Monde seit dem Abzug Genserich's verflossen seien, oder ob etwa Apollophar und Apochaps die blutigen Banner des Bruderkriegs in der Nähe aufgepflanzt hätten. Am meisten ist der Anblick der bergab und bergan klimmenden Pfade im Innern der Stadt erschütternd, da diese innerhalb der Gassen das Elend der Landstraße, die ich zuvor geschildert habe, fortführen. Zwischen den Häusern, die armselig und vernachlässigt, oder, wenn ansehnlicher erbaut, verlassen und verfallen scheinen, klettert man wie draußen vor dem Orte über Steingeklüft und Gerölle fort. Ein Wirthshaus, oder auch nur ein Café ist nicht vorhanden. Wir kehrten in einer casa particolare ein und fanden in dem großen dunkeln Zimmer Spuren eines untergegangenen Wohlstandes, altväterischen Hausrath und eine Büchersammlung, die einen Priester als ehemaligen Besitzer erkennen ließ. Gegenüber lag der Palast des Barons Judica, dessen Werk über die Alterthümer von Acrä bei den Archäologen in Ehren ist. Das Museum in diesem Palaste ist seit dem Tode des Besitzers unzugänglich. Das Haus ist geschlossen, die Thüren sind unter Siegel gelegt und vier Custoden, von den verschiedenen Erben eingesetzt, welche sich einander gegenseitig zu bewachen nöthig finden, hüten die obrigkeitlichen Siegel. Die Proceßkosten verschlingen inzwischen die Erbschaft. Dergleichen zu erleben, braucht man freilich nicht erst nach Italien zu reisen. Die Alterthümer von Palazzuolo, welche bisher noch wenig bekannt sein werden, haben manche sehr beachtenswerthe Eigenthümlichkeit. Ein nicht sehr großes Theater, wieder wie gewöhnlich mit der prächtigsten Aussicht, diesmal auf eine Landschaft, in deren fernem Hintergrunde der Ätna dämmert, nicht weit davon ein anderes ganz ungewöhnlich kleines Theater und eine Reihe interessanter Grabkammern nehmen unter den Resten von Acrä die vorzüglichste Stelle ein. Das größere Theater, welches die Einrichtung der Scene ziemlich gut zu erkennen gibt, zeichnet sich vor allen übrigen alten Theatern durch mehre Reihen hinter der Bühne dicht nebeneinander eingesenkter Kessel oder cisternenartiger Cylinder aus, welche man nicht ohne Wahrscheinlichkeit für akustische Hülfsmittel hält. Das kleinere Theater, welches tiefer gelegen durch eine gewundene Seitentreppe mit dem alten Palast Dion's in Verbindung stand, wird für ein Probetheater oder kleines Hoftheater erklärt. Die Grabkammern liegen in drei Stockwerken übereinander. In jedem derselben bilden sie Doppelreihen von regelmäßigen Kapellen, die durch Pfeiler gesondert sind. Diese Kapellen lehnen sich an die Felswand und sind an den drei freien Seiten zwischen den Pfeilern durch steinerne Schranken von durchbrochener Arbeit, welche aus Reihen von Halbringen bestehen, geschlossen. Man könnte geneigt sein, diese Schranken für mittelalterliches Werk zu halten, aber man versichert uns, daß antike Vasen sich in den Gräbern gefunden haben. Der Ruhm der Entdeckung und Ausgrabung dieser Überreste gebührt dem genannten Baron Judica. Der Grund und Boden ist Eigenthum des Principe von Scilla, des Gran-Braciere des Königs. Die Monumente selbst hat die Regierung unter ihre Hut genommen und einen Custoden dabei angestellt, der ein Handwerker ist, ein Mann von anständigem, gesetztem Wesen und fähig, die vom Baron Judica vernommenen oder den Reisenden abgelauschten Ansichten und Bemerkungen zusammenhängend und verständig wiederzugeben. Als wir diesem Manne herkömmlicherweise beim Abschiede ein kleines Geldgeschenk boten, sagte er: „Meine Herren, ich nehme dieses an, obgleich es mir Freude machen würde, die Alterthümer, die ich werth hatte, den theilnehmenden Fremden uneigennützig zu zeigen. Aber ich kann den kleinen Vortheil nicht entbehren. Die Alterthümer, welche mir anvertraut sind, nehmen meine Zeit großentheils in Anspruch und die Regierung gibt mir für meine Dienste täglich 17 Gran. Sie werden dies nicht glauben wollen, denn es ist eine Schande. Ein Lastträger erwirbt mit einem einzigen Gange mehr. Aber ich sage Ihnen die Wahrheit." Ob diese Bezahlung, welche jährlich etwa 70 Thlr. beträgt, wirklich so schimpflich sei, wie unser Mann es darstellte, wird sich nicht beurtheilen lassen ohne genauere Kenntniß des Verhältnisses und des allgemeinen Maßstabes für Besoldungen dieser Art im Lande; wenigstens gibt es bei uns wol Cantoren- und Dorfschulmeisterstellen, welche nicht mehr eintragen. Aber wenn wir hier auch die Sprache nie zu

*) Vgl. den ersten Art. in Nr. 52 — 55 d. Bl. D. Red.

befriedigender Gewinnsucht vernommen hätten, so ist doch nicht zu leugnen, daß in allen Städten und in allen Ständen der gleiche Laut des Schmerzes und des Unwillens widerhallt. Der Custode brach uns einige Rosen, die auf dem alten Gemäuer des Theaters sparsam wuchsen. Wir baten ihn, der Blumen, deren nur wenige aufgeblüht waren, sich nicht zu berauben. „Lassen Sie mich machen, versetzte er. Der Boden ist des Königs, aber diese armen Blumen sind mein, ich habe sie gepflanzt und gepflegt. Ich kann sie Ihnen schenken; die Regierung gibt mir nichts dazu."

Girgenti.

Girgenti bietet dem Reisenden durch seine Lage, seine merkwürdigen Alterthümer und seine Betriebsamkeit so viel Gegenstände des Interesses dar, daß die Wahl schwer scheinen könnte unter all dem Mittheilungswerthen. Aber man kann gegenwärtig keinen Augenblick zweifelhaft sein, worüber man von hier aus zu berichten habe. Girgenti ist der Hauptort des sicilischen Schwefelvertriebs, und alle Bewegungen der jüngsten Zeit Siciliens haben sich um diese Angelegenheit gedreht; die Räubereien, die Befürchtungen der Regierung, die Erbitterung der Gemüther, die leisen und lauten Beschwerden der Betheiligten und Antheilnehmenden, alle werden aus der einen Quelle hergeleitet, dem sogenannten Schwefelmonopole. Es muß bei der Wichtigkeit dieser Angelegenheit und dem Aufsehen, welches dieselbe auch im Auslande erregt hat, von hier aus eine erschöpfende Darlegung der Verhältnisse allerdings erwartet werden. Aber die Urtheile, welche im Volke cursiren, sind wie gewöhnlich so wenig begründet und die Mittheilungen von Thatsachen widersprechen einander so sehr oder sind so ungenau, daß sich zu sichern Resultaten nicht gelangen läßt. Nun liegt mir zwar, indem ich dieses schreibe, eine Vertheidigung der Maßregel vor, welche durch ihre Publication in den „Annalen des Reichs" für eine officielle Rechtfertigung genommen werden muß und sich selbst als solche gegen den Schluß durch diese Phrase gibt: „Die neapolitanische Regierung läßt sich nicht zu Apologien herab, die Thatsachen aber sprechen" u. s. w. Diese officielle Darlegung ist jedoch, so sehr sie sich das Ansehen gibt, mit Gründen, Zahlen und Thatsachen zu fechten, nur ein Muster von oberflächlicher und unzureichender Entwickelung des Gegenstandes und kann nichts weiter beweisen, als wie wenig es mit der unverhohlenen Aufdeckung des ganzen Sachverhältnisses Ernst ist, und wie wenig man Denen, für welche man geschrieben hat, die Geschicklichkeit oder den Willen, aufmerksam zu folgen, zu folgern und nachzurechnen zutraut. Ich will mich bemühen, die Sache so klar darzulegen, als meine Hülfsmittel es mir gestatten.

Der Markt war in den letzten Jahren mit Schwefel überführt worden und die natürliche Folge davon war das Fallen der Preise. Die Zahl der Schwefelminen in ganz Sicilien belief sich zu Anfang des J. 1838 auf 134, davon 69 um Caltanisetta, 56 um Girgenti und nur 9 um Catania liegen. Die Production war im Jahre zuvor auf ungefähr 820,000 Cantar gestiegen, d. h. in gebranntem Schwefel, wozu etwa 8 Millionen und 500,000 Cantar des rohen Materials erfoderlich sind. Da nun angegeben wird, daß gegen 300,000 Cantar unverkauft blieben, so muß man den Absatz auf nicht ganz 600,000 Cantar anschlagen. Weshalb die officielle Schrift über den Arbeitslohn einige Notizen gibt, wird nicht recht deutlich, da dieselben nicht ausreichen, um die Kosten der Production zu berechnen. Sie bestimmt den in sämmtlichen Minen ausgezahlten Tagelohn ungefähr auf 1000 Ducati für 2000 Picconieri (Minenarbeiter), 800 Ducati für 4000 junge Bursche zum Fortschaffen des Schwefels an die Orte, wo er gebrannt wird; 120 Ducati für 200 Wächter, Aufseher, Meister, Factoren, und während einer Hälfte des Jahres 120 Ducati für 300 Brenner und Gehülfen (arditori ed assistenti). Rechnet man nun das Jahr nur zu 200 Arbeitstagen und die Zeit des Brennens zu 100, so hat die gesammte Production gekostet 396,000 Ducati oder 3,960,000 Carlin, und jeder von den producirten 820,000 Cantar nicht mehr als gegen 5 Carlin. Die Transportkosten bis zum Ablager am Meere variiren nach Verhältniß der Entfernung und Beschaffenheit der Wege zwischen 2 und 10 Carlin pro Cantar. Der Cantar kostet dem Eigenthümer daher am Hafen 7—15 Carlin. Die Verkaufspreise schwankten in den letzten Jahren zwischen 12 und 16, und stiegen nur ausnahmsweise auf 20 Carlin pro Cantar. Es wäre nach dieser Berechnung nicht einzusehen, wie die Verluste der Schwefelbesitzer so ungeheuer sein konnten, als sie angegeben werden; oder wenigstens scheinen sie nur die entferntern Eigenthümer getroffen zu haben, denen es allerdings im ungünstigern Falle unmöglich sein mußte, ihre Kosten zu decken. Man muß aber noch zweierlei in Anschlag bringen, nämlich den Überschuß der Production von 300,000 Cantar jährlich, und ferner die häufigen und beträchtlichen Beschädigungen der Minen durch Wasser und Feuer. Die Wassereinbrüche sind gerade für die beträchtlichsten Minen oder sogenannte Hauptminen, bei welchen alle die verschiedenen Schwefeladern in einen großen Stock zusammenlaufen, am nachtheiligsten, denn sie machen das ganze Werk bis zur Abführung des Wassers durch Leitungen oder Pumpen unbrauchbar. Die Wegschaffung des Wassers ist aber bei der großen Tiefe der Gruben äußerst kostspielig, und da häufig, nachdem dieselbe kaum gelungen, beim weitern Einschlagen ein neuer Einbruch des Wassers erfolgt, so ist begreiflich, daß ein solcher Unglücksfall den Besitzer ruiniren kann. Die Brände andererseits sollen sehr häufig vorkommen und außerordentlichen Schaden thun; sie entstehen theils durch Entwickelung von brennbarem Gas in den Schachten selbst, theils durch Unvorsichtigkeit der Arbeiter oder gar durch Frevel. Während Unfälle dieser Art keiner weitern Herleitung bedürfen, entsteht die Frage, woher die Überfüllung des Marktes entstanden sei. Wir erfahren, daß die gesteigerte Nachfrage, welche vor einigen Jahren eintrat, der Production einen plötzlichen Aufschwung gab; der einmal gegebene Antrieb wirkte aber fort, während auf der andern Seite der Bedarf nicht im Verhältniß zu der gesteigerten Thätigkeit blieb. Denn im Allgemeinen erleidet der Verbrauch des Schwefels in ganz Europa nur geringe Veränderungen, und das aufgelagerte Gut ist keinem Verderb ausgesetzt, durch welchen unerwartete Ankäufe nöthig gemacht würden. Sobald den größern Besitzern der Schwefel sich aufhäufte, fingen sie an zu schleudern, diejenigen vermuthlich am meisten, welche den Transport am wohlfeilsten hatten; und da mehr als die Hälfte der Minen, nach den obigen Angaben, in der Intendantschaft Caltanisetta, also entfernt von der Küste liegt, so konnten deren Besitzer mit den begünstigtern nicht mehr concurriren. Der Umsatz gerieth alsbald in die Hände einiger Speculanten, vornehmlich gewandter Ausländer und, wie die officielle Schutzschrift sich ausdrückt: „das Monopol des fremden Geldes lastete auf der sicilischen Armuth." Viele Eigenthümer suchten sich durch Verpachtung zu helfen. Der Contract pflegte dergestalt gestellt zu werden, daß der Pächter die Bearbeitung der Minen durchaus auf seine eigenen Kosten und das ganze Risico übernahm, und je nach Maßgabe der Ergiebigkeit des Werkes, des Wasservolumens in den Stollen, der Entfernung vom Stapelort und des Zustandes der Wege ein Pachtquantum von 15—30 Procent des durchschnittlich fixirten Ertrages der Minen zahlte. Wie sich bei den erwähnten ungünstigen Conjuncturen unter solchen Bedingungen Pächter finden konnten, vermag ich nicht einzusehen. Es scheint, als haben sie ihren Vortheil in übereilter Ausbeutung der Minen und sehr vermehrter Production gesucht, indem sie für die Niedrigkeit der Preise sich durch die Menge des Absatzes zu entschädigen dachten. Indeß konnte immer bei einem Artikel, dessen Verbrauch lediglich vom Bedürfniß abhängt, der gedrückte Preis keine stärkere Consumtion zuwege bringen. Wie dem nun sei, so ist doch dieses Thatsache und ist von Allen, welche ich darüber befragen konnte, mir bestätigt worden, daß die Klagen über den traurigen Verfall eines für Sicilien so wichtigen Industriezweiges schon 1838 immer allgemeiner und dringender wurden. Es lag der Regierung allerdings ob, Veranstaltungen

zu treffen, durch welche dem gänzlichen Ruin des Schwefelbetriebes vorgebeugt werden könnte. Ihr Einschreiten wurde noch aus einer andern Rücksicht unerlaßlich. Jene zuvor erwähnten Unglücksfälle traten immer häufiger ein, je eilfertiger man die Minen auszubeuten suchte; dadurch und durch die Fahrlässigkeit und Untüchtigkeit der Aufseher und Meister vermehrten sich die Fälle, in welchen Arbeiter zu Schaden und Siechthum kamen, außerordentlich, und die aus den vielen Brennereien aufsteigenden Schwefeldämpfe blieben nicht ohne Nachtheile für das vegetative und animalische Leben, oft in weitem Bereiche. Die Übelstände der letztern Art foderten ebenso sehr policeiliche als die der erstern ökonomische Abhülfe. Aber der ökonomische Theil der Aufgabe war beiweitem der schwierigere; denn den Misbräuchen, welche die bei Bearbeitung der Minen herrschende Willkür erzeugte, ließ sich durch Regulirung des Bergwesens und Beaufsichtigung, sowie andererseits der Anstellung ungeschickter Meister und dem mangelhaften oder gar gefährlichen Betriebe der Arbeiten durch Prüfung der Leute und Einrichtung einer solchen Musterbrennerei, wie sie jetzt wirklich bei Girgenti besteht, begegnen. Fassen wir die andere Seite der Aufgabe noch einmal und kurz zusammen, so galt es zu bewirken: 1) daß der von der Beschaffenheit der Wege bedingte unverhältnißmäßige Abstand der Transportkosten für entferntere und nähere Besitzer möglichst verkleinert und dadurch eine gleichmäßigere Vertheilung des Absatzes und Vortheiles unter allen Besitzern zu Stande gebracht; 2) daß dem zügellosen Verschleudern der Waare und also einerseits der damit zusammenhangenden Liederlichkeit der Minenarbeit und Brennerei, sowie andererseits dem dadurch unvermeidlichen Ruin des ganzen Erwerbszweiges ein Damm gesetzt würde; 3) daß der Gewinn, welchen einige fremde Speculanten allein zogen, indem sie die Vorräthe wohlfeil aufkauften und auflagerten, um den günstigsten Zeitpunkt für den Absatz an das Ausland abzuwarten, dem Lande selbst zugute käme.

Da nun der Generalstatthalter Fürst Campofranco die Angelegenheit der Fürsorge der Regierung dringend empfohlen hatte, so glaubte man den Antrag einer Handelscompagnie 1834 auf ein für 10 Jahre ihr zu ertheilendes Monopol nicht ungeprüft abweisen zu dürfen. Die officielle Schutzschrift, welche wir hier der Darstellung zum Grunde legen, thut nicht wohl, daß sie mit besonderm Nachdruck die Weisheit und Gerechtigkeit rühmt, mit welcher die Begutachtung des Vorschlags einer Commission von Schwefelbesitzern und Ökonomieverständigen übertragen wurde. Denn wie hätte man eine solche Commission anders als aus Betheiligten und Sachverständigen zusammensetzen können? Dies scheint sich so sehr von selbst zu verstehen, daß die Regierung sich nicht durch eine Apologie ihrer Loyalität in diesem besondern Falle eine Blöße geben sollte. Der Vorschlag wurde indessen von der Commission verworfen und die Regierung ließ damals die Sache fallen. Erst im März 1836 wurde dieselbe Commission wieder zusammenberufen, um einen neuen, auf ganz andere Grundlagen gestellten Vorschlag der Herren Taix und Aycard zu prüfen. Alle Mitglieder der Commission kamen darin wenigstens überein, daß Maßregeln zur Regulirung der Schwefelangelegenheit unverzüglich getroffen werden müßten; und ein Memorial des englischen Kaufmanns Wood sprach aus, daß dem vorhandenen Zustande beiweitem selbst ein entschiedenes Monopol vorzuziehen sein würde. Einige riethen, die Minen auf kurze Zeit gänzlich zu schließen. Die Unzulänglichkeit und Ungerechtigkeit einer solchen Maßregel wurde aber von der Mehrzahl sogleich erkannt, und der Generalstatthalter machte außerdem bemerklich, daß sie nicht einmal ausführbar sein würde. Die Mehrzahl stimmte für Annahme des Taix-Aycard'schen Projects mit einigen Modificationen des ersten Entwurfes. Die officielle Schutzschrift stützt sich auf diese Majorität; indessen würde für den wahren Werth des Projects, da die in die Commission berufenen größern Minenbesitzer leicht ihren persönlichen Vortheil dabei gewahrt finden konnten, eine solche Majorität keinen Beweis liefern, wenn nicht das Project in sich selbst untadelhaft gewesen wäre. Es bestand darin, daß die Gesellschaft sich anheischig machte, ein contractmäßig zu bestimmendes Capital auf Actien zusammenzubringen, eine ebenso zu bestimmende Quantität Schwefel den Minenbesitzern, unter welchen die Lieferung durch gerichtliche Abschätzung vertheilt werden sollte, zu festem Preise abzunehmen und ihnen für eine Mehrproduction bis auf die Hälfte derselben Quantität eine Entschädigung zu geben, endlich den Schwefel nicht über einen von der Regierung zu limitirenden Preis wiederzuverkaufen und für das Privilegium auf 10 Jahre dem Staate eine Pachtsumme zu bezahlen, welche durch eine Tantieme von dem mehr als contractmäßig ihr zustand abgesetzten Product erhöht werden sollte. Bei der Ausführung des Contracts, welcher mit dem 1. Juli 1838 ins Leben treten sollte, wurde festgesetzt, daß ein Theil der Pachtsumme zum Bau von 20 Miglien fahrbarer Straße verwendet werden sollte, wenn nicht die Gesellschaft selbst diese anzulegen vorzöge; ein anderer Theil sollte den Armenanstalten zufließen, das übrige den Staatskassen, aber mit der ausdrücklichen Bestimmung, zum Besten Siciliens allein verwendet zu werden. Man sieht, daß durch diese Einrichtung allen den angeführten Übelständen zugleich abgeholfen ist, sobald nur dieselbe gewissenhaft und geschickt ins Werk gesetzt wird. Die entferntern Besitzer erhalten gute Straßen für den Transport ihres Products; allen ist ein regelmäßiger Gewinn gesichert, der sich ohne besondere Unglücksfälle an den Werken nie verringern, wol aber in günstigem Falle steigern kann, indem bei vermehrter Nachfrage jedem Besitzer zusteht, seinen Schwefel, wo er will und kann, zu verkaufen, nur unter der Bedingung, daß er der Compagnie die Differenz zwischen dem ihr bestimmten Einkaufs- und Verkaufspreis bezahle; und von dem Gewinn, den die Gesellschaft macht, zieht einerseits das Land einen beträchtlichen Vortheil, andererseits jeder sicilische Capitalist, welcher Actien nimmt, seinen Antheil. Das Geschrei, welches in Folge dieses Contractes über Gefährdung des Eigenthumsrechts erhoben worden ist, bedarf vor den Einsichtigen und Unparteiischen wol keiner Widerlegung, da der Staat nicht nur das Recht, sondern die Verpflichtung haben muß, dem Schaden, welcher durch Misbrauch des Eigenthums dem Ganzen entstehen kann, vorzubeugen. Daß auch Franzosen und Engländer, welche Minen angekauft haben, hierbei sich beeinträchtigt finden konnten, ändert in der Sache gar nichts, da Derjenige, welcher in einem Staate Besitzthum erwirbt, sich dadurch den Gesetzen und Einrichtungen desselben nothwendig unterwirft, nicht nur denen, welche schon bestehen, sondern auch denen, welche erst später ins Leben treten. Daß endlich die Handelstractate mit Frankreich und England durch das Schwefelmonopol verletzt worden, ist völlig unwahr, da dieselben die englischen und französischen Unterthanen, welche Handel treiben, den am meisten begünstigten Nationen in Allem gleich stellen, keineswegs aber zu Freiheiten berechtigen, welche nicht einmal den Neapolitanern gewährt werden.

Um begreiflich zu machen, wie eine, für sich betrachtet, den Bedürfnissen so sehr entsprechende Maßregel so viel Unheil anrichten konnte, als wirklich geschehen ist, wird vor Allem nöthig sein, die allgemeinen Verhältnisse des durch den Contract herbeigeführten Standes des Schwefelhandels in bestimmte Zahlen zu fassen. Hier läßt die officielle Schutzschrift uns ohne genügende Belehrung, indem sie besonders den contractmäßigen Einkaufs- und Verkaufspreis nicht anführt. Indessen lassen sich diese mit ziemlicher Gewißheit aus den vorhandenen Angaben folgern. Eine mündlich mir gewordene Mittheilung stellt den hohen Mittelpreis, für welchen die Gesellschaft den Schwefel übernehmen muß, auf 22 Car. pro Cantar, unter der Voraussetzung, daß der Marktpreis in den letztern Jahren zwischen 14 und 36 geschwankt habe; da aber das Verhältniß in der officiellen Schrift auf 12 zu 20 angegeben wird, so dürfen wir den Mittelpreis nur zu 18 Car. pro Cantar bestimmen. Die Gesellschaft ist verpflichtet, jährlich 600,000 Cantar Schwefel zu übernehmen und für 300,000 Cantar eine Entschädigung

von 4 Car. zu geben. Die 20 Miglien Wegebau werden zu 60,000 Ducati gerechnet; die frommen Anstalten erhalten 6000 Ducati, der Staat 400,000 Ducati. Also

600,000 Cantar Schwefel à 18 Car.	Duc.	1,080,000
für 300,000 „ Entschädigung à 4 Car.	„	120,000
„ Wegebau	„	60,000
„ Armenanstalten	„	6000
„ die Staatskasse, angeblich zur Verminderung der Getreidesteuer	„	400,000
Demnach kosten der Gesellschaft ihre 600,000 Cantar Schwefel in Allem	Duc.	1,666,000

und wenn man die Kosten der Besoldung ihres Personals und der Instandhaltung der Gebäude dazu rechnet, etwa 2 Millionen Ducati, d. h. jeder Cantar kommt ihr über 3 Ducati zu stehen. Der ihr bewilligte Verkaufspreis muß also gegen 4 Ducati betragen.

Nun findet sich am Schlusse der officiellen Schrift eine merkwürdige Notiz, durch welche der schnelle Aufschwung, welchen die neue Maßregel dem Schwefelhandel gegeben, unwiderleglich bewiesen werden soll, welche aber vielmehr als diesen Beweis einen Fingerzeig enthält, aus welcher Quelle das Unheil, das die Maßregel hervorrief, entsprungen sei. Es heißt nämlich daselbst: „Gleich auf das erste Gerücht, daß die Regierung in der Schwefelangelegenheit eine Abhülfe getroffen habe, gingen vom Januar bis Ende Mai zu allmälig steigendem Preise mehr als 500,000 Cantar Schwefel aus Sicilien, und im Juni und Juli stieg die Ausfuhr zu der ganz unerhörten Höhe von 600,000 Cantar, woraus Sicilien ein Gewinn von fast 2 Millionen Ducati erwuchs."

(Die Fortsetzung folgt.)

Die neueste spanische Literatur.

Trotz dem unseligen Zustande des unglücklichen Spaniens blüht und gedeiht daselbst die Literatur doch wider alles Erwarten und diejenigen Leser, welche sich für die spanische Literatur interessiren, werden gewiß mit Vergnügen die nachstehenden Notizen erfahren.

Der berühmte Breton de los Herreros, den französische Kritiker seiner Fruchtbarkeit und seines Talentes wegen mit Scribe verglichen haben, gibt fortdauernd Beweise von seiner unerschöpflichen Phantasie und erfreut die Freunde des Theaters. Außer einem mit großem Beifalle aufgenommenen Lustspiele: „Una vieja" (Eine alte Frau), hat er vor kurzem ein vielbewundertes Drama aufführen lassen, „Vellido Dolfos", in welchem die Ermordung Sancho's II. von Castilien vor den Mauern von Zamora, die ehrgeizigen Pläne Urraca's, der Schwester Alfonso's VI., die fast fabelhaften Heldenthaten des Cid und andere Ereignisse aus jener romantischsten Periode der spanischen Geschichte mit Takt und Geschick und einer Gewalt, die kaum jener Calderon's nachstehen dürfte, auf die Bühne gebracht sind. Ein anderes Drama von einem jungen Dichter, Principe, genannt „El Conde Don Julian" und auf die traurige Katastrophe begründet, welche die spanische Halbinsel in die Hände der Araber brachte, wurde in Saragossa, der Vaterstadt des Dichters, mit solchem Erfolge aufgeführt, daß der Dichter mehre Abende hintereinander unter dem Jubel der Anwesenden mehrmals auf der Bühne erscheinen mußte. Ein anderes Bühnenstück derselben Art, „Blanca de Castilla" von dem jungen Figueroa, ferner „Felipe II" von Maldonado, und „Carlos II el hechizado" wird man mit Interesse lesen.

Eine gelehrte „Geschichte der Grafen von Barcelona" von Don Prospero Bofarull, Archivar von Aragonien, wird wegen der neuen Forschungen, der unparteiischen Beurtheilung und der gesunden Kritik sehr gerühmt. Don Andres Murriel hat kürzlich einen Band interessanter Denkschriften und ungedruckter Urkunden über die Regierung Karl's III. und die Verwaltung seiner Minister, Aranda und Floridabianca, herausgegeben, sowie eine Übersetzung des Werkes von Coxe: „Denkwürdigkeiten der Könige aus dem Hause Bourbon", mit kritischen und historischen Anmerkungen und mehren bis dahin unbenutzten Urkunden. Von Martinez de la Rosa ist ein anderer Band seines politischen und philosophischen Werkes „El espiritu del siglo" (Der Zeitgeist), sowie der zweite Band seines historischen Romans „Isabel de Solis" erschienen. Ein episches Gedicht unter dem Titel „Pelayo", von Ruiz de la Vega, der vor kurzem Mitglied der spanischen Regierung war, hat zu erscheinen angefangen, ebenso ein umfassendes Werk von Don Jose Mariano Vallejo über den Mineraireichthum der Halbinsel. Den unermüdlichen Arbeiten des Präsidenten der königlichen historischen Gesellschaft verdankt die gelehrte Welt zwei neue Bände der schätzbaren Sammlung von „Entdeckungsreisen der spanischen Seefahrer im 15. und 16. Jahrhunderte".

Unerwähnt bleiben füglich die zahlreichen Übersetzungen, welche in der letztern Zeit die Presse verlassen haben und unter denen sich viele der ausgezeichnetsten Werke der französischen und englischen Literatur befinden, sowie die zahllosen Romane und Novellen, welche die spanische Presse, gleich jener anderer Länder, ununterbrochen zu Tage fördert, obgleich unter ihnen manche sind, die Beachtung verdienen.

Neue Ausgaben der spanischen Classiker erscheinen fortwährend, sowie illustrirte von „Don Quixote", „Gil Blas" und andern populairen Werken. Auch die periodische Literatur gedeiht; es erscheinen gegenwärtig nicht weniger als 16 Vierteljahrs-, Monats- oder Wochenschriften, die ausschließlich der Wissenschaft oder Literatur gewidmet sind. 51.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 90. —— 30. März 1840.

Briefe aus Sicilien.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 89.)

Kann man, nachdem die Schutzschrift selbst wiederholt versichert hat, der Schwefelverbrauch in Europa erleide fast gar keine Schwankungen und nachdem man den durchschnittlichen Absatz des ganzen Jahres auf 600,000 Cantar angeschlagen hat, das plötzliche Herzuströmen der Käufer, durch welches innerhalb sieben Monaten der Absatz eines gewöhnlichen ganzen Jahres beinahe auf das Doppelte gesteigert ward, anders erklären, als aus der Besorgniß der Abnehmer, die Waare, sobald die neue Maßregel ins Leben träte, theuerer bezahlen zu müssen, und aus dem Wunsche, sich bei guter Zeit mit einer langausreichenden Quantität des Schwefels, der ja nach der Angabe der officiellen Schrift durch Auflagern nicht verdirbt, zu versorgen. Daß dieser Schwefel nicht von der Compagnie, sondern noch von den Besitzern selbst und andern Speculanten verkauft worden sei, scheint auch die Angabe des Gewinnes zu beweisen, da nach dem Verkaufspreise der Compagnie 1,100,000 Cantar über 4 Millionen Ducati einbringen müßten; die angeblichen 2 Millionen aber auf einen Verkaufspreis unter 2 Duc. pro Cantar im Durchschnitt, also wie gewöhnlich in guten Jahren zwischen 16 und 20 Carlin schließen lassen, oder die officielle Schrift müßte dann die 2 Mill. Ducati nur auf die im Juni und Juli ausgeführten 600,000 Cantar beziehen, welche Annahme zu den contractmäßigen Zahlungen der Compagnie von 1,666,000 Ducati für 600,000 Cantar einigermaßen stimmen würde. Alsdann sind aber immer 500,000 Cantar in demselben Jahre schon vorher abgesetzt gewesen, und die nothwendige Folge davon hat eine Stockung des Handels für den Rest des Jahres und das folgende Jahr 1839 sein müssen. Es wird hierdurch die Behauptung, welche wir schon in Neapel von allen Seiten aufstellen hörten, bestätigt, daß die Compagnie sich arg verrechnet habe nnd bei ihrem Contract nicht bestehen könne. Möglich, daß mit dem Verlaufe der Zeit diese ersten Scharten sich auswetzen lassen! Inzwischen sollte man denken, daß der Nachtheil ganz allein auf Seiten der Compagnie, daß hingegen die Minenbesitzer durch die Gewißheit eines regelmäßig unter ihnen vertheilten Absatzes zu bestimmtem Preise und durch die Aussicht auf Verbesserung der Wege zufriedengestellt, das gesammte Volk aber durch die den Armen gewordene Unterstützung und besonders durch die Herabsetzung der Getreideabgabe ganz zu Gunsten der Maßregel gewonnen sein müßte. Im Widerspruch hiermit stoßen wir überall auf heftige Klagen, scharfen Tadel, tiefe Entrüstung und allgemeine Erbitterung. Sehr natürlich! Mit dem Wegebau ist, wie es heißt, noch kein Anfang gemacht worden; von der Verringerung der Auflagen will man nirgend etwas gespürt haben; über die Verwendung der für die Armen, und insonderheit für die sicilischen Armen bestimmten Summe ist wenigstens nicht öffentliche Rechenschaft gegeben worden; und, was das Allerschlimmste ist, die Compagnie hat die durch den Contract erfoderte Quantität Schwefel in diesem Jahre nicht genommen. Die Ursache hiervon erklärt sich aus den obigen Berechnungen; die Möglichkeit, welche anderwärts ein Räthsel sein würde, hat an dem Zustande des Landes, wie ich in meinen frühern Briefen ihn schon vielfältig geschildert habe, ihren Commentar. Den Vorwand soll die gerichtliche Abschätzung gegeben haben. Die Gesellschaft erklärte, daß sie mit dem Entgegennehmen des Schwefels warten müßte, bis festgesetzt wäre, wie viel sie von jedem Eigenthümer zu verlangen habe. Verzögerung von Taxationen wird vielleicht nirgend zu den schwierigsten Kunststücken gehören, gewiß am wenigsten im Königreich beider Sicilien, wo die Göttin Käuflichkeit mit ihrer Wage und nicht blind, vielmehr mit allen Argusaugen auf dem Throne sitzt. Da nun durch den ungeheuern Absatz in dem ersten Monate des verflossenen Jahres die Betriebsamkeit in den Werken und Öfen außerordentlich zugenommen hatte und dann plötzlich aller Absatz aufhörte, während der Eifer der Production fortdauerte, so sahen viele Besitzer sich außer Stande, ihre Arbeiter zu bezahlen. Die Arbeiter, unversehens brotlos geworden nnd ohne Aussicht auf andern Erwerb, zerstreuten sich im Lande und suchten ihr Leben mit Wegelagerung, Kinderraub in Hoffnung des Lösegeldes und Brandschatzung aller Art zu fristen. Die Banden wurden so zahlreich und so dreist, daß im vorigen Winter selbst in den Straßen von Palermo Niemand seines Lebens sicher war. Da man von den verheißenen Vortheilen des Schwefelmonopols keinen einzigen, wol aber dieses durch dasselbe hervorgerufene Unheil empfand, so konnte die allgemeine Entrüstung über diese Maßregel nicht ausbleiben. Am meisten schrien natürlich dawider diejenigen Besitzer von Schwefelwerken, welche zu Grunde gerichtet waren. Die übrigen aber, welche sich halten konnten, waren auch nicht zufrieden, denn von den ihnen ganz erwünschten Ruin Vieler hatten sie deshalb keinen Vortheil, weil die Compagnie mit dem Abnehmen des Schwefels einhielt und andere Käufer sich nicht fanden, und weil sie überhaupt viel lieber selbst zu dem der Compagnie bewilligten hohen Verkaufspreise verkauft hätten, als durch Freude über die um 466,000 Ducati vermehrte Staatseinnahme ihren Patriotismus zu beweisen. Einer der Besitzer versicherte mir, die Gesellschaft habe von ihm 10,000 Cantar genommen, während er allein 400,000 Cantar ausbeuten könnte. Ihn fechte das wenig an; er lasse ruhig fortarbeiten und lagere seinen Schwefel auf, in Hoffnung besserer Zeiten, es fehle ihm weder an Capitalien noch an Raum dazu; doch von den 145 Eigenthümern in Sicilien seien wenige so günstig gestellt; man thue ihnen himmelschreiende Gewalt; es sei ein fürchterlicher Eingriff in die geheiligten Rechte des Eigenthums. Man sieht, wie diese Ansicht von der Sache, so einseitig sie ist, doch unter den Leuten sich verbreitet hat; wie werden erst jene reden, welche ihre Arbeiten haben einstellen müssen! Die gegenwärtige dringende Noth macht die Möglichkeit künftiger besserer Conjuncturen vergessen. In der Maßregel wird nichts gefunden als eine neue Geldschneiderei der Regierung; in den Unternehmern erkennt man nur die bevorzugten Fremden, die ge-

haßten Franzosen. Die in Bezug auf diese Angelegenheit herrschende Stimmung gibt folgendes Wort eines persönlich unbetheiligten und sehr einsichtsvollen Siciliers zu erkennen. „Wir leben in einem Lande, welches der Herr mit seinem besten Segen gesegnet hat, welches von Fruchtbarkeit überfließt, welches an Hülfsmitteln nicht seines Gleichen hat. Die Gaben, welche wir vom Himmel haben, hat man stückweis eine nach der andern uns verderbt und uns entrissen. Da ist uns nichts geblieben, als noch ein kleiner Bronnen, den Satan uns im Schoose der Erde brodeln läßt. Und nicht zufrieden, uns um die Güter, die uns Gott geschenkt hat, zu betrügen, hat man zuletzt uns auch noch Dasjenige geraubt, was selbst der Teufel uns gegönnt hat.“ *)

Auf dem Wege nach Girgenti ist mir gar oft die Lust angekommen, meinem Vorsatze, von landschaftlichen Schilderungen diese Briefe frei zu halten, ein klein wenig ungetreu zu werden. Auf meerbespültem Pfade, zwischen lachenden Saatfeldern, unter blühenden Oliven- und fruchtreichen Mandelbäumen, im Angesichte kühn auf den Berghöhen gelagerter Ortschaften und kühner noch gethürmter Felsenmassen: je mehr ich und je hitziger diese Lust mir aus dem Sinne schlug, desto listiger stahl sie sich immer wieder hinein und desto mehr Terrain gewann sie. Der Sophist in uns, dem es gegen die Mauern der besten Gründe und der vernünftigsten Vorsätze niemals an Geschoß und Sturmbock fehlt, brachte diesesmal ein großes Heer der allerplausibelsten Argumente herbei und fing zu parlamentiren an. Wenn ich auch zugestände, sagte er, was ich nicht zugestehe, daß das Bild Siciliens beständig vor Jedermanns Einbildung in deinem Vaterlande wäre, dann hast du selbst doch, der du als ein vorbedächtiger Reisender die vielen Bücher vor deiner Ankunft nicht ungelesen gelassen hattest, überall dich überrascht genug gefunden, und wenn ich auch einräumen wollte, was ich nicht einräume, daß eine Auffrischung solches Bildes da, wo du sie unternehmen willst, nicht an ihrem Orte wäre — denn hast du doch selbst dergleichen Schilderung in denselben Blättern je zuweilen angetroffen —, so gebe ich dies dir zu bedenken, daß Nachsicht wenigstens dir gewiß wäre, wenn du gleichsam zum Lohne für deine Mühe und übrigens bewiesene Enthaltsamkeit gelegentlich für einen Stoßseufzer deines Entzückens eine kleine Stadt und einen Augenblick der Theilnahme erbätest; aber, nicht nur, daß es dir erlaubt und verziehen sein würde, von Siciliens Trefflichkeit so gut du kannst zu reden und zu rühmen, so ist es Pflicht vielmehr, Dem, was dies Land jetzt ist, Das, was es sein könnte und sein sollte, immer von neuem gegenüberzustellen! Dann sah ich in Sciacca Esel mit Schwefelstufen schwer beladen in Menge hereintreiben; seitdem hat diese Angelegenheit, welche ganz Sicilien so sehr in Bewegung gebracht hat, mich wie natürlich vorzugsweise beschäftigt. Und endlich, als ich Agrigent in seiner Pracht erblickte und weiter auf den Wanderungen in seiner nächsten Umgebung ist wieder das vorige Gelüste mit verdoppelter Stärke aufgewacht. Ich habe deshalb in Abhandlung jener wichtigen Angelegenheit, soweit dieselbe mir klar geworden ist, das Meinige zu thun gedacht, um sodann in einem zweiten Briefe mir die Freiheit zu nehmen, Das nachzuholen, was auf dem Wege, der von Biscari mich hierherführte, sich mir dargeboten hat.

Der ganze Weg von Syrakus aus über Palazzuolo, Chiaramonte und Biscari nach der Küste hin schneidet, wie man sich erinnern wird, die untere Spitze des sicilischen Dreiecks von Osten gegen Westen ab, indem er zuerst gen Palazzuolo genau die Richtung nach Westen hält, sodann aber in einem kleinen Bogen ein wenig südwärts streicht. Dieser Weg ist, wie so viele andere im Innern Siciliens, von dem Bedürfniß wol, doch noch von keinem Feldmesser vorgezeichnete Wege, eigentlich weglos, und wer der Beschreibung, welche ich von der Straße von Palazzuolo zu machen hatte, gedenkt, wird sich nicht wundern, wenn er etwa auf seiner Karte zwischen Syrakus und dem genannten Orte, und zwischen diesem und Chiaramonte keinerlei Straße angemerkt findet. Will man den beschwerlichen Pfad quer durch das Land vermeiden, so gewinnt man den Vortheil obenein, das merkwürdige Thal von Ispica zu sehen. Man folgt von Syrakus aus der Küste, immer südwärts bis Noto, der gegenwärtigen Hauptstadt der Intendantur, und wendet sich erst dort, wofern man nicht bis in die äußerste Ecke, zum Cap von Palo, dem alten Pachynum vordringen will, ein wenig landeinwärts nach Spaccafurno; alsdann hat man die Wahl, über Modica ebenfalls nach Biscari hinauf, oder weiter die Küste, welche nun ihren Zug nordwestlich nimmt, verfolgend, über manche Stätte ältester geschichtlicher Erinnerung, gleich bis nach Terranuova zu gehen; man wird beim heutigen Sta.-Croce Reste finden, die wenig besucht sind, von Cluver für die bekannte Quelle der Diana angesprochen, und eine Ortschaft, welche noch den Namen der alten berühmten Camarina führt, doch von der Pracht dieser reichen Stadt kein Wahrzeichen als ein armes Stückchen Mauerwerks bewahrt hat, und zwar an dem Flüßchen Camarana, welches noch wie vor 2000 Jahren fließt, damals aber Hypparis hieß und den See Camarina durchschnitt, welchen der schädlichen Ausdünstungen wegen, aber wider die Warnung des Orakels, daß er besser unberührt bleibe „weil, wenn man rührte daran, leicht Kleineres Größeres würde“, die Einwohner ausgetrocknet haben. Mir scheint dieser denkwürdige Götterspruch auch heutiges Tages werth, mit goldenen Lettern an Siciliens Stirn geschrieben zu werden; denn leider hat man, während die wichtigsten Verbesserungen versäumt wurden, an einigen kleinen Schäden gerüttelt und großes Unheil daraus gemacht. Bei Camarina hat der bekannte Fürst Ignazio Paterno von Biscari, der Gründer des Museums in Catania, vor etwa 50 Jahren viele seiner schönsten antiken Vasen gefunden. Ich erwähne dieses Umstandes vornehmlich, um an die nachahmungswürdige Praxis zu erinnern, mit welcher er zu diesem Behufe die Arbeiten zu fördern wußte. Da er nämlich die Faulheit der Kapuciner sah und fleißig erwog, zu welchem Ende doch der liebe Gott diese traurigen Geschöpfe duldete, so beschloß er endlich in seiner eigenen Weisheit Menschen aus ihnen zu machen, und stellte das müßige Gesindel beim Graben an. Hätte Sicilien solcher Fürsten und ihrer guten Gedanken viel!

Zwischen Chiaramonte und Biscari wird man nicht inne, wie hoch man über dem Spiegel des doch nur wenige Miglien entfernten Meeres sich befinde. Man reitet über eine weite gleichförmige Ebene. Die Gaule messen Tritt für Tritt den langen sandigen Weg; das Land scheint aufgeschwemmt, während unzählige Blumen an den Wegsäumen blühen und zu beiden Seiten, so weit das Auge reicht, die Ölbäume ihre bläulichen mit Blütenschnee bedeckten Häupter über den wallenden bald grün, bald golden schimmernden Wogen der ausgedehnten Äcker im Winde wiegen. Es steht da meistens Gerste, fast zum Schnitte reif, doch auch mitunter Weizen. Die Eintönigkeit dieser Felder unterbrechen nur die niedrigen Lehmwände der Gehege, und von Zeit zu Zeit ein einsames Wirthschaftsgebäude oder eine zugespitzte Wächterhütte. Für den Genuß dieser Gegend muß man Landwirthschaftsaugen mitbringen; so vielversprechend diese Ernten sind, der Maler wird da nichts zu ernten finden. Ihm zu gute hat Sicilien überhaupt nur seine Küsten angelegt. Wo irgend der Weg tiefer in das Land hineinschneidet, führt er Tage lang über formlose Hügel und durch landschaftliche Wüstenei von Getreide und Ölgärten. Die weiteste Distanz erfodert übrigens nicht mehr als vier Tagereisen quer durch die Insel. Inzwischen ist an der nächsten Umgebung

*) Nach dieser Darstellung des Schwefelmonopols in Sicilien erlauben wir uns auf das soeben erschienene Werk von Friedrich von Raumer: „Italien. Beiträge zur Kenntniß dieses Landes“ (2 Thle.), zu verweisen, wo sich eine lichtvolle Auseinandersetzung der Verhältnisse findet. In der neuesten Zeit ist mehrfach von der Auflösung der Compagnie und Entschädigung derselben durch die Regierung die Rede gewesen.
D. Red.

Biscaris nicht ihr nüchterner und philanthropischer Verstand allein zu rühmen, sie hat nebenher, nicht ohne billige Berücksichtigung der Nützlichkeit, auch ein Element, welches ihre Poesie ausmacht und noch um Einiges besser ist als der Dornstrauch, der im „Prinzen Zerbin" den Poeten mitten auf meilenweiter Haide in so großes Entzücken versetzt. Die Zierde, von welcher ich rede, möchte etwa Dieser oder Jener mehr bizarr als schön nennen; nur um so zuversichtlicher darf ich sie in diesen unsern stangendürren und auswüchsigen Tagen für Poesie ausgeben. Es sind die Agaven, welche in gegenwärtiger Jahreszeit mit ihren haushohen Blütenschaften in langen und gedrängten Reihen den Weg auf beiden Seiten vergittern. Wer sie zum erstenmale und aus der Ferne sieht, wird glauben müssen, eine Marine zu erblicken, wo mit aufgerichteten Masten Schiff an Schiff liegt. Es ist erstaunlich, welche kolossale Anstalt das im Verhältniß zu dem Blumenstamme doch nur kleine Blattgebäude dieser Pflanze macht, um deren Bestimmung zu erfüllen. Die Schafte gleichen anfangs, ehe die Blütenkrone sich entfaltet, riesenhaften Spargeln, allmälig strecken sich zunächst dem Gipfel Arme wie an einer Lichterpyramide aus, welche die Blumen tragen. Verschwenderische Natur! Welch ein Übermuth der Kraft! Sie stellt den zierlichen Blumenleuchter auf eine hohe schlanke Säule, die sie wie im Spiele aus dem zackigen Fußgestelle heraustreibt. Es ist ihr nicht leid, dem Bischen Blütenstaube einen erhabenen Thron aufzubauen und an die Spanne Liebesleben die Üppigkeit eines ganzen Baumes, der doch die Jahreszeit nicht überdauern wird, zu wenden. Über die Nützlichkeit dieser Gewächse habe ich mich noch zu rechtfertigen. Der Stamm wird, wenn er seine nächste Schuldigkeit gethan hat, hart und holzig. Dann kommen die Bewohner dieser Gegenden, hauen ihn ab und machen zu allerlei Dienst einen Pfahl daraus. Ich habe Hütten gesehen, die aus solchen Aloeschaften construirt und mit Matten bedeckt waren, und einmal sah ich ein Wetterdach über einer Hausthür auf zwei dergleichen Pfeilern ruhen. Sie sorgen auch dafür, daß der Stamm sich fein frei und kräftig entwickeln könne, indem sie die mittlern Blätter der Pflanze mit dem Beile aushauen; häufig findet man die Spolien dieses Feldzugs auf den Wegen verstreut.

Gleich hinter Biscari senkt sich der Weg in ein Thalbecken hinunter. Die Vegetation, zuerst mit fast nichts Anderm als ihren langen Agavenlanzen gerüstet, zeigt sich nach und nach in prunkenderm Gewande. Blühende Oliven mehren sich und fangen an dicht genug zu stehen, um den Boden zu beschatten. Auf beiden Seiten steigen die Ölpflanzungen tiefer und tiefer den Berghang hinab, den Weg mit sich fortziehend. Bald rauscht ein Bach entgegen, welcher eine Mühle treibt. Der Leser fühlt sich ohne Zweifel schon romantisch gemuthet. Wüßte ich etwa einen Waldhornisten aufzutreiben, so wäre die Romantik vollkommen. Aber leider nimmt das Ding im Augenblick eine sehr classische Wendung. Es gilt unter den verwitterten Bögen eines antiken Aquäducts hindurchzureiten. Zwischen morschen und von Pflanzen überwucherten Steinen tröpfelt das Wasser reichlich herab. Der steinbedeckte Boden ist feucht und schlüpfrig. Bedächtig treten die Thiere von Stein zu Stein; aber das Engthal, welchem der Bogen der Leitung zur Pforte dient, ist in seiner Morgenfrische und Pflanzenschöne unbeschreiblich liebenswürdig. Den Ölbäumen gesellen sich lustig grüne hohe Hecken mit allerlei Geblüm durchwirkt; aus den smaragdnen Wänden schießen schimmernde Blütenbäche von wilder Vanille hervor. In kurzem klimmt der Weg wieder berghinan. Das Thal dehnt sich breit aus. Am Höhenrande langsam sich hinziehend, sieht man es drunten im hellen Sonnenscheine sich mit Erntelust füllen. Die gelbe Gerste schneiden mit der Sichel Männer und Frauen in bunter Reihe und emsiger Hast, und im Haferfelde gehen gemächlich weidende Esel. Die Höhen, welche dieses Thal gürten, haben ein flaches, sandiges Ansehen und zieren sich nur mit vereinzelten Büscheln niedrigen Strauchwerks. Sie wurden von einem unserer Gefährten afrikanisch genannt, treffend in der That, wenigstens für Jemanden, der von Afrika kein Partikelchen gesehen hat; es begegnen aber gewisse Wortklänge und Vorstellungen einander oft unversehens, wie Gerüche und Geschmäcke aneinander mahnen und wie völlig neue Erscheinungen in der Seele schlummernde Bilder wecken und sich der Phantasie wie alte Bekannte empfehlen. Zudem lag der Gedanke an Afrika hier so nahe. Der Wind, welcher landein geflogen kam, mochte wol, wie er von der Küste gegenüber dem Lande manchmal afrikanische Sämereien zuträgt, so diesmal uns afrikanische Stimmungen einflüstern. Näherten wir uns doch auch immer mehr der Gegend, welche am meisten und längsten karthagische Ansiedelungen beherbergt hat und in welcher wir unserm Scharfblicke schon im voraus zumutheten, noch afrikanisches Blut in der lebenden Race herauszuspüren. Unterdessen ließen wir ablenkend die Felder hinter uns, verwickelten uns tiefer in dem Gehügel. Die Sonne stand bereits hoch. Das Himmelsgewölb umfing uns wie ein Dom aus blauem Stahl, aber mit einer Bläue, so wunderschön, so tief, so klar, so leuchtend, daß es sich nicht beschreiben läßt; denn das schildernde Wort ist nur in Gleichnissen mächtig, und dieser königlichen Bläue weiß ich nichts auf Erden zu vergleichen. Einsam mitten aus dem unergründlichen Blau schaute der blasse Mond still auf uns herunter. Wir sahen nur ihn, denn die Sonne stand hoch über uns und etwas rückwärts. Es kam da plötzlich ein Gefühl über mich, als wäre keine Sonne da, als umfinge uns eine helle Nacht. Ich mußte wirklich unwillkürlich mich umsehen, ob der Himmel nicht zum Theil bewölkt sei, ob die Sonne scheine. Es war Alles umher so ganz in Licht getaucht, der Boden selbst so schattenlos, daß sich das Licht, des Gegensatzes entbehrend, nicht mehr empfinden ließ. So hat der alte Weise den Sphärenton gedacht, der, die ganze Welt ausfüllend, nicht von ihr vernommen werden kann. Über alle diese Hügel hin wuchert das niedrige palmenartige Gewächs (Chamaerops humilis), welches mit seinen starren scharfen Blattfächern die wunderlichsten Büsche formirt, aber, nachdem es die Aufmerksamkeit für einen Augenblick wie jedes Fremdartige beschäftigt hat, das Auge durch seine Gestalt und sein bestäubtes Grün kränkt. Wo die Hügel unruhiger werden und die schmalen Thälchen zwischen ihren Absenkungen tiefer und mannichfaltiger einschneiden, geht allmälig auch die Vegetation in ein anderes Wesen über. Juniperus und Erika und vielerlei Pflanzen mit quirliger Bildung und stielartigem Blätterwerke lösen einander ab und wachsen in immer dichterm Gedränge zu großen Gebüschen an. Aus dem wirren Gesträuche auf eine freiere sandige Fläche heraustretend, sehen wir in einiger Entfernung eine Sänfte, getragen, wie hier gewöhnlich, von zwei mit unzähligen Schellen behängten Maulthieren, zwischen den Hügeln halten und mehre Männer um dieselbe beschäftigt. Ein herrliches Abenteuer unverkennbar stand bevor. Geschichten aus dem „Don Quixote" fielen mir augenblicklich ein. Das Maurische, Spanische, Afrikanische kreuzte sich ja ohnehin schon im Hirne, daß nicht Eines mehr vom Andern zu unterscheiden war. Der „Don Quixote" zumal lag mir lange im Sinne. Die Schenke in Biscari, und der Wirth, man hätte schwören sollen, er ginge nach dem alten Futterbuche, daraus er den armen irrenden Junker zum fahrenden Ritter schlug; und eine Magd war in dem Hause, als hätte sie zur Maritorne leibhaft gesessen! Genug, wir spornten unsere Reitesel und Klepper mit den unbewehrten Fersen und schlugen in unnützer Anstrengung mit Knütteln darauf, um nur das nie erhörte Abenteuer recht geschwind zu genießen. Ach! als wir nach unglaublichen Mühseligkeiten die Sänfte endlich abgemüdet erreichten, die Treiber stachelten eben die klingelnden Maulthiere, um sie wieder in Trott zu bringen, da waren es zwei kalte, lange, langweilige, vornehme Engländergesichter, die aus dem Tragstuhle hervor uns anglotzten. Richtig! Wir hatten unser Gott bewahre uns! das wir seit einer schrecklichen Fahrt nach Capri keinen Tag versäumten, heute nicht gebetet. Wir waren sicher geworden. Noch hatten wir in Sicilien keinen Touristen gesehen, gehört

nur gelegentlich von einem, der in Palermo viele, viele Erkundigungen einzog, ob denn der Räuber wegen zu reisen räthlich und auf welche Art es am bequemsten möglich sei, der lange allen Versicherungen, daß Alles gegenwärtig sicher sei, nicht traute und dem armen Lande, das ihm so viel Besinnens machte, herzlich fluchte, der endlich eine gute Escorte bestellte, eine Sänfte annahm, dahineinstieg, die Gardinen zuzog, und einen Gendarmen vorne, einen Gendarmen hinten, süß von Palermo bis gen Borghetto schlief, der endlich dort im Regenwetter aufwachte, fünf Männer mit Flinten bewaffnet von weitem daherreiten sah, das Land ebenso langweilig als gefährlich fand, stracks umzukehren befahl und Tags darauf unter Verwünschung und Verdammung aller Lügenmäuler, die Sicilien je gepriesen, sich nach Neapel einschiffte, mit dem festen Vorsatze, ein Buch zu schreiben, worin er seinen Landsleuten über diese Insel, wie sie wahrhaft ist, die Augen öffnen wollte.

Das Unwetter in der Sänfte war vorübergezogen. Um uns, aus dem Gebüsche schlängelten Winden, weiße und rothe, sich in Üppigkeit hervor. Vorwärts, indem die Hügel sich öffneten, ein köstlicher Blick aufs Meer, hinterwärts ein anderer nicht minder köstlich auf den fernen Ätna. Als wir an den Strand kamen, sahen wir Terranuova, wie uns dünkte, nicht gar zu weit vor uns, dazwischen Felder und Felder, Korn und Korn. Hier ging es erst an mit den Schätzen Siciliens. Biscari war nur ein Vorschmack seiner Fruchtbarkeit gewesen. Der Weg durch diese Äcker dünkte uns endlos, denn wir waren müde und hungrig. Längst setzten sich die Fenster der Gebäude deutlich auseinander, je näher wir kamen, desto weiter schien es bis zur Stadt zu sein. Jetzt glaubten wir uns dicht davor, da zog der Weg noch ein paar Mal hin und her. Dann ging es über eine stattliche steinerne Brücke. Eine Brücke in Sicilien! Wer lernen will, welche Gefühle eine Brücke in der Seele hervorzurufen vermag, der bereise diese Insel! Auch uns begegneten Reisende mit Flinten. Es ist ihnen zur Gewohnheit geworden, das Gewehr mit sich zu führen, vielleicht zu Zeiten auch nöthig, um das Gesindel in Respect zu halten. Wir selbst hatten keine Waffen, setzten unser Vertrauen auf unser Glück und unsern bescheidenen Anfzug. Terranuova macht einen Eindruck von Wohlhabenheit. Sehr anständige Gebäude stehen auf beiden Seiten der Straße. Es wohnen in der Stadt viele begüterte Adlige. Auch ist einiges Gewerbe mit Baumwolle, Soda, Hanf im Gange. Die Hauptsache ist aber wol für den dortigen Wohlstand der Getreidemarkt. Nur freue sich Niemand auf ein gutes Frühstück in Terranuova! Zwei Hotels, sie nennen sich so, oder Wirthshäuser für die Herren Cavaliere, Reisende gibt es; das eine trägt sogar einen englischen Namen auf dem Schilde. Es kann wol sein, daß unser schlimmer Stern uns in das schlimmste geführt hat; aber so viel ist gewiß, daß Alles, was wir dort erhielten, ungenießbar, daß die Rechnung — wir hatten noch nirgend in Sicilien vorher zu dingen Ursache gehabt — unmäßig, und daß die Wirthin, eine garstige Megäre, gut genug sich für den Abzug durch Diebstahl zu entschädigen war. Wir riefen die Policei zu Hülfe, fanden selbige in der That sehr höflich und anspruchlos, aber letzteres leider nicht nur in Bezug auf unsere Beutel, sondern auch in Bezug auf unsere Inculpatin; man gab uns in Allem Recht, verhalf uns aber nicht zu unserm Rechte. Der Wirthin Töchterlein, sie war recht hübsch, versetzte ganz naiv auf den Vorwurf, daß man uns plünderte: Ja, allerdings hieße das geplündert. Wer aber könnte dafür? Es wäre doch sehr unrecht von uns gewesen, daß wir nicht, wie alle Herrn Ingresi thäten, zuvor gehandelt hätten. Wir möchten aber die Gnade haben, ihr, die in der Sache überaus unschuldig wäre, ein paar Bajocchi (sicilischer Bajocco = neapolitanischer Gran) zu schenken. Wir thaten darob nicht wenig ergrimmt, aber — sie war recht hübsch. Und sie bedankte sich.

(Der Beschluß folgt.)

Das Jahr 1839. Ein politisches Taschenbuch auf das Jahr 1840. Von Wilhelm Fischer. Manheim, Hoff. 1840. 8. 16 Gr.

Der rheinische Postillon hat sich in einen deutschen und sein Taschenbuch in ein politisches schlechtweg umgesetzt. Es ist eine Leichenrede, die schon bei Lebzeiten des Jahres 1839, am Christabende, fertig geworden scheint. Ein solches Ei, das ein vorübereilendes Jahr gerade noch im Wegfliegen fallen läßt, muß frisch genossen werden. Sein Verdienst besteht hauptsächlich in dieser Frische, und man hat an eine Geschwindgeschichte per Extrapost keine allzu strengen Foderungen zu stellen. Der Styl ist fließend und populair, doch ohne die Derbheit und den kernigen Witz, wie er den untern Volksclassen besonders behagt. Freilich hätte es kaum überwindliche Schwierigkeiten, in diesem Volkstone ein politisches Taschenbuch zu schreiben. Mag gleich das Schriftchen über die censurfreien 20 Bogen hinaus, so findet doch eine umsichtige Gesetzgebung Mittel genug, den besten Theil des Kerns schon im voraus herauszunehmen und dem lesenden Publicum die Schale übrig zu lassen. Der Verf. bezeichnet den Inhalt seines Werkchens als eine Chronik des Jahres 1839. Der Chronik entspricht eine einfache Darstellung der Thatsachen; der Verf. aber mischt viel subjectives Meinen dazwischen. Etwas mehr Brocken und weniger Brühe würde Denjenigen besser zusagen, die, an ein selbstthätiges Auffassen und Urtheilen gewöhnt, sich in keiner Weise gern vorurtheilen lassen. In seinen Meinungen hält sich das Taschenbuch zu Denjenigen, die man insgemein als Partei der Liberalen bezeichnet. Aber zu dem Insgemein gehören Männer, welchen die Sache der Freiheit und des Fortschritts eine Religion ist, woran sie ihr ganzes Dasein setzen; ein unwandelbarer Glaube, den sie nimmer verleugnen, wenn sie ihn auch nicht fort und fort auf dem Markte predigen. Für diese ist jetzt keine Politik zu schreiben, die sich in die Tasche stecken läßt; die Zahl der privilegirten Taschendiebe ist allzu groß. Es gibt Andere, die sich Freunde des allmäligen Fortschrittes nennen, für welche etwas Opposition und Freisinnigkeit zum alltäglichen Lebensgenusse gehört, welche aber zeitig den Wein mit Wasser zu mischen verstehen, damit ihnen nicht die politische Begeisterung über den Magen hinaussteige. Es sind die Liberalen, die lieber sprechen als handeln, lieber lesen als forschen; und für sie dürfte das „Politische Taschenbuch" eine ebenso angemessene als wohlberechnete Lecture sein. 46.

Literarische Notizen.

Die Illustrationswuth greift im französischen Buchhandel immer weiter um sich, wie ein glänzendes Laster, welches mit Vignetten und kleinen Bildern das Interesse am Inhalte des Buches selbst erstickt. So ist die „Corinna" von Mde. Staël-Holstein von den Buchhändlern Treuttel und Würtz, welche die sämmtlichen Werke der berühmten Verfasserin im Verlage haben, als Luxusausgabe angekündigt worden. Die Illustrationen, theils historische, theils landschaftliche Sujets darstellend, sind von Girard, Vernet, Gudin, Schnetz, Boulanger, Breton und Andern, die Holzschnitte von den berühmtesten englischen und französischen Künstlern ausgeführt. An Vignetten, Arabesken, verzierten Buchstaben und andern Zierathen fehlt es natürlich nicht. Beide Bände umfassen 40 Lieferungen, jede zu 24 Seiten.

Ein nützliches Werk erschien unter dem Titel: „Tableau de l'état physique et moral des ouvriers employés dans les manufactures de coton, de laine et de soie", von Dr. Villermé, Mitglied der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften. Das Werk umfaßt zwei Bände und ist im Auftrage der genannten Akademie gearbeitet worden. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 91. —— 31. März 1840.

Briefe aus Sicilien.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 90.)

Die Hauptstraße von Terranuova führt durch die ganze Stadt; an jedem Ende liegt ein Thor. Sobald man das westliche hinter sich gelassen hat, passirt man einen Weg, welcher dem Meere parallel läuft, hin und wieder zur Linken einen Blick auf dieses öffnet und mit Hecken, besonders viel Wermuth, der eben in Blüte stand, eingefaßt ist. Dann folgen weitläufige Kornfelder. Zur Rechten auf der Höhe liegt Butera. Man sagte uns, daß der Fürst sich viele Mühe gegeben hätte, eine verbesserte Ackerwirthschaft einzuführen, daß ihm aber doch zuletzt nichts übriggeblieben wäre, als wieder auf den gewöhnlichen Weg der Verpachtung zurückzukehren. Nach Landesart wird aber der Feldbau auf die kümmerlichste Weise getrieben. Sie geben dem trefflichen Boden überflüssige Ruhe, und sind zufrieden, wenn sie ein paar Jahre da das Vieh gehen lassen, wo sie die reichsten Ernten gewinnen könnten. Welch ein Ertrag wäre zu erzielen, wenn sie mit der Bestellung zweckmäßig zu wechseln lernten. Noch einmal zieht der Weg ein wenig aufwärts und landein, über die flimmernden Steinplatten, oft zwischen alabasternen Wänden hin, dann an das Meer hinab. Es reitet sich köstlich den bespülten Strand entlang. Die Muletaren haben die Gewohnheit, sich des gebundenern Grundes wegen dicht auf der Grenze zu halten, über welche noch die äußersten Säume der kehrenden Wellen züngeln. In breitem Zuge rauscht die Welle von fern heran, stutzt vor dem seichteren Boden einen Athem lang und hebt sich brausend, als wollte sie ihr Terrain überschauen; ihr erhobener Kamm überschlägt sich, fällt, zerfällt in flimmernde Schäume, welche wie mit neugieriger Hast emsig trippelnd heranhüpfen, dann schnell sich glätten und mit langem Halse strecken, so weit sie reichen können; gleich aber weichen sie in noch größerer Eile weit zurück und hinterlassen Ringe im feuchten Sande. Die Hufspuren der vorantretenden Rosse sind im Augenblick verwischt. Man wird nicht müde, dem wechselnden Spiele zuzusehen. Da wo das Gebirge ans Meer stößt, führt es diesem ein Flüßchen, die Falconara, zu. Eine alte Burg, durch neue Anlagen erweitert und in eine freundliche saubergehaltene Besitzung verwandelt, hart am Meere, wird von dem Bruder des Fürsten Butera, dem Major v. Wilding bewohnt, dessen Gastlichkeit wir vielfältig rühmen hörten. Wir hatten aber dort einzusprechen nicht die Zeit; denn obgleich wir Alicata auf einer weit in das Meer hineingreifenden Zunge schon vor uns liegen sahen, hatten wir bis dahin doch noch über 10 Miglien zurückzulegen. Der Weg zur Stadt führt, ein wenig vom Meere abbiegend, durch treffliche Felder. Wir fanden ihn belebt von vielen Bauern, die auf ihren Eseln unter lautem Gespräche und Gelächter von der Arbeit zufrieden nach Hause ritten. Der Wind, der uns zuvor fast zu frisch begegnet war, ließ nach. Die Sonne wirkte mild und erquickend. Allen Reisenden ist für diese Gegend ein gleich idyllischer Abend zu wünschen. Es fiel mir auf, daß die Gerste auf vielen Äckern in einzelnen Büscheln gesetzt war; ein Bauer, den ich darum befragte, erklärte, daß solches zur Schonung des Erdreichs geschehe. Alicata lag in zauberischem Lichte da, prächtig berghinauf getragen, ein ragendes Castell oben stolz auf dem Gipfel, ein anderes mit tiefen wirkungsreichen Schattenmassen ernst in das Meer hinausgebaut. Die Häuser, welche uns später im Innern der Stadt nur grau erschienen, waren im Lichte der sinkenden Sonne nach Verhältniß des verschiedenen Materials gelblich und röthlich getont. Die Färbung war jedoch in schönster Zusammenstimmung und das Ganze gab ein so vollkommenes Bild, das der Maler nur hätte abschreiben dürfen. Zwischen uns und der Stadt fiel der Salso, vor Alters Himera geheißen, breit in das Meer. Dort hat einst Agathokles, der verwegene, wilde Emporkömmling, derselbe, der nachher an Afrikas Küste in gleicher Absicht wie Cortes seine Flotte verbrannte, in blutiger Schlacht den Hamilkar besiegt. Und auf der Höhe des Berges, dessen Abhang Alicata deckt, des alten Eknomos, soll jene berüchtigte Veste gestanden haben, darin der tückische Phalaris den ehrnen Stier bewahrte, dessen Kunst, in Rindergebrüll das Stöhnen der in seinem Leib gerösteten Opfer zu verwandeln, er mit dem Todeskampfe des erfinderischen Meisters, des Perilaus, selbst zuerst erprobte. Jetzt lag Burg, Stadt und Fluß in feierlicher Stille, in tiefem Frieden, und die flüchtige Erinnerung alter Schrecken trug das Abendgeläute, das aus der Stadt herüberscholl, sanft hinweg. Die Furt durch den Salso wagte unser Führer wegen des starken Wassers nicht zu passiren. Eine Brücke gibt es nicht. Die Fähre liegt jetzt eine beträchtliche Strecke weiter hinauf, dem entgegengesetzten Ende der Stadt gegenüber. Es ist unbegreiflich, daß eine Stadt von so belebtem Verkehre nicht das Geld zum Baue eines für sie so wichtigen Verbindungsmittels soll erschwingen können. Von Alicata selbst habe ich wenig gesehen und erfahren; wir kamen spät und brachen früh wieder auf. Des Schwefels ist schon oben gedacht worden. Mit Wein wird Alicata wol einen ansehnlichen Handel betreiben. Der Wein ist sehr köstlich, zumal der Muscatello oder süße Sekt, der mir dem von Syrakus nichts nachzugeben schien. Im Ganzen fanden wir die sicilischen Weine zu gewöhnlichem Tischgetränk nicht angenehm; sie sind zu schwer, zu körperhaft, zu hitzig und mischen sich schlecht mit dem Wasser. Die Bearbeitung des Gewächses schien mir nicht übel, gewiß vorzüglicher als die römische, deren Producte einen gewissen Obstgeschmack nie verleugnen.

An der Straße von Alicata gegen Palma hin ist wieder, wie an allen vorigen, keine Mühe gespart, um dem Reisenden und dem Landmanne eine heilsame Motion zu verschaffen. Diese Methode gewährt den unleugbaren Vortheil, daß sie die ganze Mühe der Zeit und dem Zufalle aufbürdet und das Beste der Unterthanen auf die wohlfeilste Weise erreicht. Die stete Wiederkehr derselben Erscheinung regt immer wieder dieselben Betrachtungen an. Welche Absichten verfolgt nur die Regierung bei dieser merkwürdigen Vernachlässigung aller Communication mit und in Sicilien? Oder hat sie dabei eben gar keine! Und

ist die Vernachlässigung der Straßen und Brücken nur eine Folge der Vernachlässigung des Landes selbst? Ist es denn wirklich so viel bequemer, zu fürchten und sich zu wahren, als fürzusorgen und sich zu bewahren? Die Natur, wenn irgendwo ein Schaden ist im organischen Leben, warnt durch Schmerzen. Der Organismus des Staates folgt einem ähnlichen Gesetze. Und zuckt und stöhnt Sicilien denn noch nicht genug? Den Kranken für toll erklären und ihm die Glieder binden, ist zwar leicht, heilt aber nicht und hilft nicht. Mit den Truppen, die nach Sicilien hinübergeschickt werden, wird das Übel nicht ausgerottet. Oder bildet man sich ein, daß mit der Hemmung des Verkehrs und mit der Unterdrückung der lauten Klage auch der Ausbreitung des gerechten Zornes und dem Lauf der freien Gedanken die Wege abgeschnitten würden? Wähnt man, das Volk, je mehr es unter dem Drucke der Lebenslast und äußern Mühsal zu keuchen hätte, desto leichter unter der Ruthe halten zu können? Es kann unter dem Landvolke möglicherweise dahin kommen, daß eine Generation, die nie einen andern Weg als den von Palazzuolo nach Cassaro und Floricia gekannt hat, die von Jugend auf Väter und Großväter mit ihren beladenen Eseln über das verwilderte Gestein stolpern gesehen, das bezwingbare Übel mit der unabwendlichen Naturnothwendigkeit verwechsele. Ich sah auf der amalfitanischen Küste Weiber mit ihren nackten Füßen — denn Schuhe auf dem rauhen scharfen Gestein wären zu kostspielig — schwere Säcke auf den Schultern, große Lasten auf dem Kopfe, von San-Lazaro nach Vettica hinuntersteigen, jede zehn Minuten zum Ausruhen gezwungen, zwei Stunden auf eine Entfernung wendend, die bei gebahnter Straße keine halbe Stunde erfodern würde, und dennoch fröhlich und guter Dinge. Wir sind daran gewöhnt, war ihre Antwort, als ich ihnen ein bedauerndes Wort sagte. Aber seien immerhin dem Bauer alle hypochondrischen Grillen von Grimm und Aufruhr aus den Knochen zu rütteln, dasselbe Mittel, welches dazu verhilft, häuft in den Städten den miasmatischen Stoff nur desto giftiger zusammen. Was draußen das Volk so trefflich in Athem hält, dasselbe raubt dem Städter die ihm noch weit nöthigere Bewegung, engt ihn ein, bindet ihn innerhalb seiner Mauern, lähmt seine Thätigkeit und macht ihn über dem Unglücke des Landes brüten. Indessen gehört der Weg hinter Alicata zu den erträglichern, denn er ist breit, und wenn man, das aufgewühlte und zerschellte Pflaster der ehemaligen Straße vermeidend, sich auf den Stegen neben ihr hält, so kommt man leidlich von dannen.

Zuerst liegen rechts am Wege schöne cultivirte Gebreite, begrenzt von Hügeln mit zackigem Umrisse, links bebaute und bebäumte Höhen, über deren Rücken einzelne Gehöfte verstreut sind. Die Kornfelder drängen sich auf beiden Seiten dicht an den Rand des Weges. Allmälig verflachen sich die Höhen zur Linken und senken sich sanft zum Spiegel des Meeres hinab, die zur Rechten rücken kühner bis dahin vor und schauen von ihrem äußersten Vorsprunge mit einer alten Warte, Torre de' Gassi genannt, in dasselbe hinaus. Über letztere Höhen klimmt der Weg und geht in ein neues Thal ein, dem sie nur die linke Wand bilden. Auch dies Thal ist reich an Korn und Öl. Die Oliven wachsen mit Mandelbäumen vermengt an den Säumen des Weges. Der bläuliche Silberschimmer der einen und das frische maiige Grün der andern contrastiren reizend mit dem Golde der Felder. Immer breiter und üppiger wird die Cultur, sie überwältigt die Höhen und krönt sie mit Bäumen. Der Weg selbst, der sich zwischen aller der Pracht hindurchschlängelt, will nicht nachstehen und bekleidet sich mit unzähligen blauen Disteln, die mit ihren gelben und violetten Blumenkronen sehr zierlich erscheinen. Auch die Agaven finden sich wieder ein und tragen wie im Wetteifer ihre stolzen Blütenhäupter höher und schon ausgebildeter empor. Da entwickelt sich Palma in gefälligen Linien und mit geschnörkelten Thürmen auf der Höhe und sendet uns ein plätscherndes Wasser entgegen. Die Wasserströme frohlocken und die Berge sind fröhlich vor dem Herrn. Er aber kommt das Erdreich zu richten. Er wird den Erdboden richten mit Gerechtigkeit und die Völker mit Recht!

In der Nähe der Quelle unter schattigen Feigenbäumen gelagert, nahmen wir von den Vorräthen, welche wir bei uns führten, unser Frühstück ein. Ich will bei dieser Gelegenheit über die Art in Sicilien zu reisen einige Worte sagen. Man nimmt gewöhnlich für die ganze Tour um die Insel einen Lohndiener an, welcher die Maulthiere oder Pferde verschafft, die nöthigen Vorräthe mitnimmt, für das Nachtquartier sorgt, den Koch macht und Handdienste jeder Art leistet. Man ist auf diese Weise aller Mühen der Reise, aller Aufsicht auf das Gepäck, aller Zänkereien mit Muletaren, Wirthen und anderm Volke, alles Dingens und Feilschens überhoben. Der gewöhnliche Preis ist täglich zwei Ducati, das Miethgeld für die Thiere und alles Sonstige mit einbegriffen, und außer etwa Trinkgeld hat man weiter nichts zu zahlen. Wer von Palermo den Giro beginnt, wird jederzeit einen solchen Lohndiener mit Leichtigkeit finden, etwa den Fileeci aus Morreale oder den Stefano Agnello aus Palermo, vor Porta nuova, welche beide die angelegentlichste Empfehlung verdienen. Wer aber zuerst in Messina die Insel betritt, wird vielleicht dieses Vortheils entbehren müssen. Man empfahl uns einen Platzbedienten in Messina als einen sehr tauglichen und gewandten Mann — sein Name ist mir entfallen —, aber wir fanden den Preis, welchen er stellte, viel zu hoch. Wir versuchten deshalb uns ohne fremde Hülfe durch das Land zu schlagen und haben keine Ursache gefunden, unsern Entschluß zu bereuen. Den einen Fall in Terranova abgerechnet, hat es nirgend Verdruß gegeben. Überall fanden wir die Wirthsleute dienstfertig, freundlich und billig. Sie verlangen häufig, daß man selbst die Rechnung stelle, indem sie hoffen, daß der Fremde einen höhern Maßstab als den landesüblichen mitbringe, oder indem sie, durch einen gewissen Instinkt oder durch Erfahrung geleitet, dem Ausländer die Bezahlung zu einem point d'honneur machen, welchen sie dem Landsmanne nicht ohne Gefahr für ihr Interesse zumuthen dürften. Wir fanden aller Orten, wo wir übernachteten, Gelegenheit zu einer regelmäßigen Mahlzeit. Im schlimmsten Falle fehlte es doch nicht an Brot und Wein, Pasta zur Suppe, Hühnern und Eiern, Salatkräutern und Öl und Essig. Für die Bezahlung machte man uns fast überall eine genaue Liste von allen Speisen; da fanden wir nicht nur den Speisestoff und Gewürz und Zuthat, sondern auch Wasser und Feuerung angesetzt, und mit Recht, denn Alles und Jedes muß einzeln eingeholt werden, weil man auf die Küche für Fremde nicht eingerichtet ist; und auch das Wasser können sie nicht umsonst geben, weil sie es selbst vom Wasserträger kaufen, der es z. B. in Alicata außen vor der Stadt holt und in großen irdenen Krügen, zwei auf jeder Seite in dem Doppelkorbe seines Lastesels, durch die Straßen führt. Für manche Wirthshäuser, in denen sie das Säubern und Waschen für eine lasterhafte Angewohnheit halten, und für die Mahlzeit, die man um die Mittagszeit im Freien oder in einer schlechtversehenen Dorfstube einzunehmen hat, wird räthlich sein, einiges Geschirr und Geräthe in Bereitschaft zu halten. Wir haben sehr oft Ursache gehabt, uns über den in Syrakus gemachten Einkauf von schönem blanken Zinnzeuge zu freuen. Besonders darf man nicht versäumen, überall wo Apfelsinen und Limonen zu haben sind, einen beträchtlichen Vorrath mitzunehmen, denn wer darauf hofft, diese Früchte überall in Sicilien nur vom Boden auflesen zu dürfen, wird sonderlich auf der ganzen Südküste sich arg getäuscht finden. Hier in Girgenti sind zwar viele bittere Orangen (aranci amare) auf dem Markte, doch nur ein einziger Händler, buchstäblich nur ein einziger in der ganzen Stadt, hat süße Apfelsinen feil, und diese sind so theuer, daß man für 8 Bajocchi (etwa 2 Gr.) höchstens neun Stück erhält. Sie kommen auch weither, sämmtlich aus der Gegend von Palermo, denn gezogen werden sie hier kaum aus Liebhaberei in den Privatgärten. Sie sagen, der Boden tauge nicht dazu. Fast alle Städte Siciliens werden von Neapel aus mit einer guten

Art von Würstchen versehen, Capocolli genannt. Diese muß man sich nicht ausgehen lassen. Brot und Wein kaufe man Morgens da, wo man ausreitet, für den Tag ein. Zucker und Salz sind nicht zu vergessen. Der Transport aller dieser Dinge hat keine Schwierigkeit, da man ohnehin der Gesellschaft eines Packesels, der dem Führer zugleich zum Reitpferd dient, nicht entbehren kann. Man stelle sich die prächtige Cavalcade vor, der Mulataro voran, hochthronend auf der Brücke der vielen Quersäcke und Sattelkörbe, wie zwischen zwei Gebirgen und die ansehnliche Gesellschaft hinter ihm auf den steifen, stolpernden Rossen Mann für Mann, denn nebeneinander zu gehen, auch wo es der Weg erlaubt, dazu sind mit allen Reiterkünsten die Gäule selten zu vermögen.

Bei unserm Frühstück machten uns zwei Buben auf der Maultrommel (dort zu Lande marenzano geheißen, wenn ich es noch richtig weiß) Musik. Unter der Kinderwelt verfehlt man nirgend den alten lieben Bekannten zu begegnen, dem Soldaten- und Pferdespiel, den Puppen, Maultrommeln und Papierdrachen. Die Kinder sind sich aller Wege gleich, und halten es vermuthlich auch im Himmel gar nicht anders als auf Erden. Unsere Buben hatten übrigens ihren eigenen Witz fertig; denn auf die Frage, wie das Ding heiße, das sie in den Mund steckten, versetzten sie schalkhaft: „Macaruni!“ und fügten mit der entsprechenden anschaulichen Geberde hinzu: „Macaruni schmecken gut“; eine feine Anspielung auf unsere Bajocchi.

Münter in seiner „Reise“ erwähnt einer schönen Palme, die in Palma auf dem Marktplatz stehe; da wir nicht in den Ort hineingingen, so weiß ich nicht, ob sie noch besteht. Wenigstens ist der Name gerechtfertigt. Wie selten übrigens die Palmen in Sicilien sind, wird Niemand glauben wollen. Die meisten sollen auf der Nordküste anzutreffen sein. Ich habe in Terracina mehr Palmen auf einem Orte gesehen als bisher in ganz Sicilien zusammengenommen. Es ist keine Frage, daß sie überall auf der Insel gedeihen würden, wenn man sie anpflanzte, ja daß es auch jetzt ihrer viele dort geben würde, wenn man sie nicht hätte umkommen lassen. Und es wäre so sehr der Mühe werth, dieses schöne und nutzreiche Gewächs zu pflegen. Wie Vieles wartet in diesem Lande auf Pflege!

Wir ziehen weiter über die Hügel, welche jetzt ein öderes Ansehen haben. Alle diese Hügelreihen stoßen an das Meer und der Weg, auf- und absteigend, läßt eine nach der andern zurück. Der nächste Zug vor uns liegt lieblich in Farbe da und verstattet einen Blick auf das Meer, dessen Bläue tief gesättigt und einzig schön ist. Dann drängen sich die Höhen enger zusammen. Es geht immer bergan, immerfort zwischen Aloen, Pistazien und Mandelbäumen, Oliven und Kornfeldern hin. Von dem Kamme des Hügels erblickt man auch zwei Stücke Meer, durch eine edelgeformte Bergmasse getrennt. So wie die Küste sich verschiedt, enthüllt sich an dem linken Meeresstück eine malerische Burg. Die Formen des Gesteins, welches die Küste bildet, entfalten sich, je weiter man vorrückt, desto reicher und üppiger, viel zerklüftet und gegliedert wie in architektonischen Massen. Der höchste Punkt des neuen Hügelzuges ist erreicht und plötzlich wirft sich vor dem erstaunten Blick die schöngeschwungene Küste mit unzähligen sanften Buchten weit und weiter bis in die fernste Ferne, immer dämmernder und zauberischer in das endlose Meer hinaus. Die Meeresbläue, die zartere Bläue des Himmels, der violette Duft des letzten Höhenzugs und vorn der lieblich grüne Wiesenplan mit zartem hundertfältigen Geblüm! Die nähern Hügel fallen alle in gelinden Dachungen dem Meere zu, doch vielfach gespaltet und zertheilt. Der Weg geht durch die Wiesen hin. Vor einem tiefen Spalt bricht er unerwartet ab. Hier hat der eine Arm des Girgenti, des alten Acragas, welcher der Stadt den Namen gibt, sich durch die aufgeschwemmten Bänke sein Bett gewühlt. Man fängt nun an, die Tempel von Girgenti deutlicher zu sehen. Noch liegt eine tiefe Kluft zwischen uns und den steilen Höhen, auf welchen die heutige Stadt erbaut ist. Das Gebirg formirt hier sonderbare Platten, welche gegen das Meer hin sich abdachen. Der Anstieg zwischen den Schichten des Gesteins zur Stadt hinauf ist mühselig; der Fels bildet die Straße; man sieht Rinnen, welche man für alte Wagenspuren halten könnte, welche aber, näher betrachtet, nicht regelmäßig nebeneinander laufen, und wie man uns sagt, von den Landleuten zum Leiten des Regenwassers gemacht sind. Oben auf der Platform geräth man plötzlich wieder unter die auf dem Wege schon so viel gesehenen Äcker, welche Kornfeld und Ölpflanzung zugleich sind, aber durch die Überraschung, und nach der wilden Scenerie des schroffen Gebirgspasses erscheinen sie viel lustiger und prächtiger als je zuvor. Alle Reize, welche der Weg zerstreut darbot, vereinigen sich um Agrigent und verschmelzen sich zu dem entzückendsten Gesammtbild. Auf meerbespültem Pfad, zwischen lachenden Saaten, unter blühenden Oliven und fröhlichen Mandelbäumen, im Angesicht kühn auf der Höhe gelagerter Ortschaften und kühnerer Felsenformen der Küste, verlockte es mich zu reden von den Wundern dieses Landes und hier macht mich der Reichthum und die Fülle dieser seltenen Erscheinungen, noch verherrlicht von dem feierlichen Zug der hochehrwürdigen Tempel durch das fruchtbare grüne Gefild verstummen. Hier muß man stehen und sehen, von der Stadt hinunter meerwärts und von den alten Mauern und Tempeln hinauf zur Stadt. Wohin der Blick dringt, Lust und Sättigung! Girgenti ist der Kronjuwel Siciliens.

Ich schließe diesen Brief mit der Anempfehlung eines Blickes in die Gegend hinterhalb Girgenti. Man kann nicht fehlen; man steigt über die Terrassen der engen Straßen hinauf, und immer weiter, so hoch man bringen kann; man tritt hinaus (man wähle aber die Abendstunden) durch einen breiten Schwibbogen und hat eine Landschaft vor sich von Thal und Hügel, Land und Luft, die ebenfalls mit Augen gesehen und nicht in Worten vernommen sein will. Somit gute Nacht! freundlichen Dank für gehabte Geduld! *) 49.

Maria Malibran als Weib und Künstlerin, nebst Charakterzügen und Anekdoten aus ihrem Leben. Nach der Gräfin von Merlin von Georg Lotz. Leipzig, Kummer. 1839. 8. 20 Gr.

Die alten Römer hatten eine Ämilia, Porcia, Cornelia, Arria und viele andere hochherrliche Weiber, die in den Annalen ihrer Geschichte glänzen; wir Modernen haben eine Sontag, eine Dejazet, eine Rachel, eine Malibran Garcia, eine Fanny Elsler, Sängerinnen, Schauspielerinnen und Tänzerinnen, deren Bonmots unter dem Titel einer „Philosophie“ mitgetheilt werden, über die man Biographien und Monographien herausgibt. Wenn ein Mann, der die Welt mit großen und neuen Gedanken oder wichtigen Erfindungen bereicherte, aus dem Reiche der Lebendigen Abschied nimmt, so werden wir uns mit dem Schicksale leicht abfinden; daß aber eine Person, die uns vergnügte, ergötzte, unterhielt, durch den Tod uns entrissen wird, das ist wider die Verabredung — und wir murren. In dieser Zeit der Spiel-, Tanz- und Gesangvirtuosität kann es nicht Wunder nehmen, wenn über den Lebenslauf einer so eminenten Sängerin, wie Mad. Malibran wirklich war, ein ganzes Buch in Frankreich erscheint und von einer schnellfertigen Hand in Deutschland eingeschmuggelt wird. Mad. Malibran war in ihrer Art ein in der That ungewöhnliches Weib, von glühender natürlicher Leidenschaft, von echt weiblichem tiefen Gefühl beseelt und mit außerordentlichen Talenten begabt, selbst originell und, wenn wir wollen, eine Heldin; in der Ausübung ihrer Kunst schente sie nicht Mühsal, Schmerz, Krankheit und Tod. Viele Momente in ihrem Bildungsgange sind von großem Interesse. Wie originell sie war und wie sehr sie aller conventionnellen Regeln spottete, davon gibt die Art Zeugniß, wie sie Hrn. Beriot selbst ihre Liebe antrug. Nach einem von

*) Ein dritter Artikel folgt im nächsten Monat. D. Red.

Beriot gegebenen Concerte trat sie, Thränen in ihrem schönen Auge, zu dem Künstler, faßte zitternd seine Hand und sagte: „Ihr Erfolg macht mich überaus glücklich!" Beriot dankte und erwiderte: „Ihre gütige Anerkennung schmeichelt mir!" „Nein doch, nein!" stammelte Maria, „das ist es nicht, sehen Sie nicht, daß ich Sie liebe?" Wie aber die bloße Virtuosität gegenwärtig die Völker gejocht und geknechtet und in Blumenketten geschlagen hat, die aber doch jedenfalls Ketten sind, davon gibt uns das Buch vielfältige, oft widerliche Beweise. Ein Beispiel für viele. In Lucca wurden eines Abends in der Loge des Fürsten Erfrischungen herumgereicht; Maria sang und der Herzog kam auf den Gedanken, ihr einen Becher Eis zu senden; Jedermann strebte nach der Gunst, es ihr zu überbringen; einer der Günstlinge war der Bevorzugte; als er aber zurückkehrte, ließ der Herzog die Porzellanschale zerschlagen und vertheilte die Scherben an die Übrigen. Gleicherweise wurden in Venedig Shawl und Schnupftuch der Sängerin in tausend Stückchen zerschnitten und unter der fanatischen Menge, welche sie nach Hause mehr trug als geleitete, vertheilt. Ein moderner Machiavell hätte hauptsächlich das Princip geltend zu machen: Begünstigt die Virtuosität und die Virtuosen, wenn ihr euch in eurer Alleinherrschaft befestigen wollt! Maria Malibran war wohlthätig, unterstützte verarmte Künstler und veranstaltete Concerte, deren Ertrag ihnen zu gute kam. Wahrlich, damit trug sie doch nur einen kleinen Theil der Schuld ab, mit der sie der Menschheit verpflichtet war. In Mailand bezog sie für jede Darstellung 3000 Francs, und ein einziger Aufenthalt in England brachte ihr einen Überschuß von 200,000 Francs. Das aber ist eine schlimme Zeit, wo man es als eine große That, als Aufopferung preist, wenn eine Sängerin, welche Europa brandschatzt wie die römischen Proconsuln die unterjochten Provinzen, zu Gunsten eines armen Künstlers in einem Concerte eine Arie singt! Das Buch der Gräfin Merlin ist mit echt französischer Grazie und Liebenswürdigkeit, und mit Abwesenheit aller Kritik geschrieben; ob ebenso der Wahrheit in jedem Punkte getreu, und ob die Verf. nicht mit allzu weiblich enthusiastischen Augen gesehen hat, ist freilich eine Frage, welche dahingestellt bleiben muß. 16.

Notiz.

Bei der Bedeutung, welche in der neuesten Zeit Vorderasien als der muthmaßliche Schauplatz der im Oriente ihrer Entwickelung zueilenden Ereignisse wiedergewonnen hat, ist jeder Beitrag zur nähern Kenntniß der einzelnen Gegenden desselben von Wichtigkeit. Der geographischen Gesellschaft zu London wurden in ihrer Sitzung vom 9. Dec. 1839 Bemerkungen über eine von James Brant, Consul zu Erzerum, im Sommer 1838 unternommenen Reise durch einen Theil von Kurdistan vorgelegt, welche über dieses nur unvollständig bekannte Land manche Aufklärungen geben und die zeitherigen astronomischen, wie die barometrischen Bestimmungen der Lage der Orte häufig berichtigen, da die vorhandenen Karten bei wichtigen Städten, wie Musch, Bitlis, Palu, Kharput sich um 12—20 Meilen in der Breitenlage irren. So zeigt die von Brant's Begleiter, Glascott, gezeichnete Reisekarte, daß die Ausdehnung des Sees von Van gegen 30 Meilen in nordöstlicher Richtung gesetzt werden muß. Außer dieser Karte ist Brant's Bericht von einer Darstellung des armenischen Hochlandes zwischen Trebisond am schwarzen Meere und Mosul am Tigris begleitet, eine gerade Entfernung von 360 geographischen Meilen. Sie gibt die merkwürdigen Gestalten dieses erhabenen Plateau wieder, das sich größtentheils in einer Fläche von 6000 Fuß über dem Meere hält, bis an seinem Südende die Gebirge von Juwa-Tagh (mit den festen Plätzen der Kurden und der nestorianischen Christen) sich zu einer Höhe von 15,000 Fuß erheben, die dann meist abschüssig zu der niedrigen Fläche der mesopotamischen Ebenen herabfallen. Die Reisenden trafen zu Mezinahe, einem kleinen Dorfe südlich von Kharput, in einer der reichsten und am besten bebauten Ebenen der Türkei auf das Lager Hafiz Paschas, von dem sie sehr freundlich und aufmerksam empfangen wurden. 47.

Bibliographie.

Apel, A., Gedichte. 8. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr.

Berndt, J. C., Abdelkader oder drei Jahre eines Deutschen unter den Mauren. Nebst einem Anhange von Darstellungen und Erklärungen maurischer Sitten, Gebräuche, Sprüchwörter, Redensarten. 8. Berlin, Nicolai. 1 Thlr. 6 Gr.

Blüthen der griechischen Dichtkunst in deutscher Nachbildung. Mit einem geschichtlichen Überblicke und den nöthigen Erläuterungen begleitet von A. Baumstark. 1stes Bändchen. — Auch u. d. T.: Blüthen der epischen Dichtkunst der Griechen in deutscher Nachbildung. Mit den nöthigen Erläuterungen begleitet von A. Baumstark. 1ste Abth. Gr. 16. Karlsruhe, Groos. 8 Gr.

Römische Briefe von einem Florentiner. 1837—1838. 2 Theile. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 4 Thlr. 12 Gr.

Calderon de la Barca, Don Pedro, Schauspiele. Uebersetzt von J. D. Gries. 2te, durchgesehene Ausgabe. 1ster Band. Mit dem Bildnisse Calderon's. 8. Berlin, Nicolai. 12 Gr.

Ehrenberg, H., Ansichten über die Gräfenberger Wassercuren, begründet auf einen längern Aufenthalt daselbst. Gr. 8. Leipzig, Voß. 18 Gr.

Gagern, H. C. Freiherr von, Kritik des Völkerrechts. Mit practischer Anwendung auf unsre Zeit. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr. 20 Gr.

Hahn-Hahn, Ida Gräfin, Jenseits der Berge. 2 Theile. 8. Leipzig, Brockhaus. 3 Thlr. 12 Gr.

Köttgen, A., Gedichte. Herausgegeben von J. P. Lange. Gr. 12. Essen, Bädeker. 1839. 1 Thlr. 12 Gr.

Lützelberger, E. C. J., ehem. Pfr. zu St. Jobst bei Nürnberg. Die kirchliche Tradition über den Apostel Johannes in ihrer Grundlosigkeit nachgewiesen. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr. 12 Gr.

Raumer, F. v., Italien. Beiträge zur Kenntniß dieses Landes. 2 Theile. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 4 Thlr.

Joh. Ferdinand Schlez nach seinem Leben und Wirken. Herausgegeben von L. Ch. Dieffenbach. 8. Gießen, Heyer, Vater. 4 Gr.

Schott, H., Was hat Christus für die Frauen gethan? Und was sollen die Frauen für Christus thun? Aus der heiligen Schrift und aus der Geschichte beantwortet und seinen Mitchristen zur Beachtung dargeboten. 8. Leipzig, Fr. Fleischer. 4 Gr.

Schubert, G. H. v., Die Symbolik des Traumes. 3te verbesserte und vermehrte Auflage. Mit einem Anhange aus dem Nachlasse eines Visionairs: des J. Fr. Oberlin, gewesenen Pfarrers im Steinthale, und einem Fragment über die Sprache des Wachens. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr. 12 Gr.

Talvj, Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der Volkslieder germanischer Nationen mit einer Uebersicht der Lieder außereuropäischer Völkerschaften. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 3 Thlr. 12 Gr.

Varnhagen von Ense, K. A., Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. 5ter Band. — Auch u. d. T.: Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. Neue Folge. 1ster Band. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 3 Thlr. 12 Gr.

Ein Wort über animalischen Magnetismus, Seelenkörper und Lebensessenz; nebst Beschreibung des ideo-somnambülen Zustandes des Fräuleins Therese von B—y zu Vasárhely im Jahre 1838, und einem Anhang. Beobachtet, geschrieben und gegeben von Franz Graf von Sz....y. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 92. —— 1. April 1840.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Schwedische Geschichten unter Gustav III., vorzüglich aber unter Gustav IV. Adolf, von E. M. Arndt. Leipzig, Weidmann. 1839. Gr. 8. 3 Thlr.

Der Name des Verfassers, durch dessen patriotisches Benehmen in Deutschlands Unglücks- und Befreiungsjahren ein historischer geworden, ließ von vorn herein Freimüthigkeit und Wahrheit als Elemente seiner geschichtlichen Erzählungen erwarten, und nicht umsonst sagte schon die Ankündigung dieses Werks, daß es in Schweden nimmer hätte gedruckt werden dürfen. Wer irgend sich für Schwedens Geschichte und Volk interessirt, der findet in diesen denkwürdigen und lebendigen Schilderungen von Sachen, Personen und Handlungen die treueste Darstellung und die Erklärung sonst unbegreiflicher und im übrigen Europa selten richtig verstandener Ereignisse. Wäre das alte berühmte, leider gesunkene und geschwächte, vielleicht und hoffentlich in langsamer Genesung erstarkende Schweden noch jenes mächtige des 17. Jahrhunderts, hätten seine Umwälzungen unter den beiden letzten Gustaven tiefer in Europas damals gigantische Verhältnisse eingegriffen, so würde dieses Buch bald in den Händen der ganzen gebildeten Lesewelt sein, und mit inniger Freude würden alle Freunde der Wahrheit bekennen, hier endlich einmal wahre, unverfälschte und unumwundene Geschichte zu lesen. Schwedens Zukunft ist aber noch nicht abgeschlossen, es befindet sich sogar in einer Lage, welche ebensowol die Möglichkeit neuer Veränderungen als die Wahrscheinlichkeit vieljährigen Beharrens im gegenwärtigen Zustande und Umfange zuläßt. Seine Dynastie ist noch nicht durch die Weihe der Jahre consolidirt, seine Vereinigung mit Norwegen hat noch nicht die Probe einer gefährlichen Zeit bestanden, aus welcher erst sein künftiges Gewicht in der politischen Wagschale und seine europäische Bedeutung sich ergeben wird. Der Staatsmann, der aus der Vergangenheit auf die Zukunft schließt, der Finanz- und Handelsmann, der auch Schweden in seine Berechnungen zieht, und vor Allen der Historiker, der über Europas Norden sich und Andere belehren will, mögen also immer aus diesem Buche die schätzbaren, darin enthaltenen Materialien schöpfen.

Der deutschen Welt ist es bekannt, daß Ernst Moritz Arndt, als schwedischer Unterthan geboren, lange in diesem Lande gelebt und dort mit den Bedeutendsten verkehrt hat; seine Leser werden also nicht an seiner Befugniß zweifeln, über Schweden zu schreiben. Rec. dagegen hält sich für verbunden, auch seine Befähigung zur Beurtheilung dieses Werks des gelehrten bonner Professors anzugeben. Aus einer ursprünglich deutschen, in Schweden naturalisirten Familie stammend, auf deutschem Boden als schwedischer Unterthan geboren, trat er in seiner Jugend in schwedische Kriegsdienste bei einem der pommerschen Regimenter. Er theilte die Schicksale desselben während der Belagerung Stralsunds durch die Franzosen. Im Kriege gegen Rußland wohnte er den Seezügen der schwedischen Kriegsflotte bei, und auf der Scheerenflotte verschiedenen Landsteigungen und Gefechten an der finnischen Küste. Er hat in Stockholm garnisonirt und die Revolution von 1809 als naher Augenzeuge gesehen; nach derselben im August desselben Jahres war er mit bei dem Zuge und blutigen Treffen gegen General Kamenskoi in Westerbotten. Die Armee und ihr Geist waren ihm daher genau bekannt. Auch nach dem Frieden hat er viel in Schweden gelebt und dasselbe in allen Richtungen durchreist. Seine persönlichen und Familienverhältnisse verschafften ihm Zutritt in den ersten Häusern Schwedens, der überhaupt in diesem Lande jungen Männern leichter wird als in Deutschland. Seine Dienstverhältnisse brachten ihn eine Zeit lang in nahe und tägliche Beziehung zu dem bei Gustav Adolf's Sturz betheiligten Obersten, nachmaligen General von Engelbrechten, später zu dem heldenmüthigen, und nie genug zu verehrenden General Adlercreutz, unter dessen speciellen Befehlen er auch in Deutsch-

land und Norwegen stand. Solchergestalt hatte er Gelegenheit, die bedeutendsten Männer in der Nähe zu sehen, ihre Verhältnisse und Handlungen zu beurtheilen; und das Vertrauen, welches ihm sein Eifer und seine treue Gesinnung gegen das Land, dem er diente, erwarb, setzte ihn öfters in den Stand, gründlichere Blicke in die Motive der handelnden Personen zu thun, als dem gewöhnlichen Beobachter frei zu stehen pflegen. Vertraut mit dem Land, seinem Volke, seiner Sprache, Geschichte und Verfassung, glaubt Rec. sich ohne Anmaßung an die Beurtheilung des vorliegenden Werkes wagen zu dürfen. Dasselbe schließt mit dem Jahre der Entthronung Gustav's IV. Die spätere Zeit hat noch manches damals Verborgene, auf jene Vorgänge Bezügliche an den Tag gebracht; der Verf. selbst hat aus Gründen edler Rücksicht mit der Veröffentlichung seines Buchs bis nach des unglücklichen Monarchen Tode gewartet; um so besser werden sich seine Beobachtungen mit denen des Rec. vergleichen lassen. Gehen wir ins Einzelne.

In der **Einleitung** werden das schwedische Land und seine Nation geschildert und daraus die Gründe entwickelt, woher dort so viele zum Theil gewaltsame Staats- und Regierungsveränderungen entstanden sind; der Nation läßt der Verf. Gerechtigkeit widerfahren, indem er weniger ihrem Charakter die Schuld dieser Wechsel beimißt, als vielmehr tiefer liegenden Ursachen, vornehmlich dem Mangel an dicht und gedrängt zusammenwohnender Bevölkerung, deren gegenseitige Reibung einen Gemeingeist hervorzubringen im Stande wäre, im Gegensatze des Kasten- und Parteigeistes. Rec. will dieser scharfsinnigen Erklärung nicht entgegentreten; obwol auch in dichtbevölkerten Ländern dieser Geist oft halbe Jahrhunderte hindurch seine Macht geäußert hat, können ja dieselben Erscheinungen an verschiedenen Orten von verschiedenen Ursachen herrühren. Darin aber pflichtet er dem Verf. bei, wenn derselbe dessenungeachtet die alte nationale und historische schwedische Verfassung, welche das Volk in vier Stände eintheilt, bis auf Weiteres beizubehalten räth und vor der Neuerung des Zweikammersystems warnt, dagegen einige wichtige Änderungen oder Modificationen dieser alten Verfassung vorschlägt. Auch in diesen Vorschlägen stimmen wir mit dem Verf. überein, nur mit der Einschränkung, daß den bei Einführung derselben in ihren sanctionirten und hergebrachten Rechten Beeinträchtigten (dem zahlreichen **unbemittelten** Adel, dem das Repräsentationsrecht genommen werden soll, um es dem **begüterten** Theile des Bürgerstandes, den Bergwerksbesitzern u. s. w. zu geben) reelle Entschädigungen ausgemittelt werden müßten, wenn man nicht, statt Neid, Mistrauen und Zwietracht aussterben zu sehen, denselben neue Nahrung schaffen wollte. Würde ohne solche Entschädigung auch noch den gelehrten Corporationen und den bloßen Intelligenzen überhaupt unmittelbarer Antheil an der Mitvertretung gegeben, außer dem consultativen Einflusse, den sie von selbst ausüben, so würde es auch in Schweden bald dahin kommen, daß dort, wie in den meisten constitutionellen Staaten, eigentlich nur **ein** Stand existirte, der Bürgerstand, der, durch sein Übergewicht an Zahl und Besitzthum, mit Hülfe der Presse alle wahre Macht an sich gerissen hat und den Regierungen allein gegenübersteht; bald wäre dann das Zweikammersystem (aus dem eben Gesagten im Grunde nur ein Einkammersystem), als diesem Stande das günstigste, eingeführt und damit die alte Verfassung umgestürzt. Auf dieser aber beruht, trotz ihrer Mängel, Schwedens Nationalität und Unabhängigkeit am sichersten. Nur auf friedlichem, versöhnendem Wege bewirke man daher die Aufgebung alter Rechte und sorge dabei, daß auf einer Seite verloren gehende Übergewicht nicht auf die andere kommen zu lassen. Nur ein so starkes Reich wie Frankreich möchte während langer innerer Kämpfe und Fehden, welche bei unvorsichtiger Änderung der Verfassung unausbleiblich vorherzusehen wären, die Kraft behalten, sich dabei des Auslandes zu erwehren. Ein Reich wie Schweden hat doppelte Ursache, sich aller plötzlichen Rechtsverletzungen zu enthalten, zumal wenn nicht zu leugnen ist, daß gerade der Stand, der eingeschränkt werden soll, wenn er schon unter schwachen Regenten oft seine Macht misbrauchte, doch auch dem Staate unermeßliche Dienste geleistet hat, und daß eben durch ihn die leider in Schweden mehrmals zum größten Schaden des Reichs bestandene Eigenmacht der Herrscher in ihre Grenzen zurückgeführt wurde.

Ein anderer, dem schwedischen Adel vom Verf. gemachter Vorwurf, die Hinneigung zu südlichem Wesen und wälscher Sinnesart, ist nur zu gegründet; es ist dahin gekommen, daß man im schwedischen Adel zuweilen zwei verschiedene Nationen zu sehen glaubt: die französischen und die altschwedischen Männer. Hier aber liegt die Schuld nur zum Theil an der Nachahmungssucht, wovon die Schweden so wenig als die Deutschen frei blieben; den größten Theil trägt die Regierung Gustav's III., der, obwol ein Feind der französischen Revolution, doch nach Kräften und durch sein eigenes Beispiel die französische Hofsitte beförderte; unter der gegenwärtigen, aus Frankreich stammenden Dynastie macht sich die Fortsetzung wol von selbst. Die glänzende und geschliffene Außenseite der Großen, der Hofleute, der Gardeoffiziere und der in der Hauptstadt lebenden Edelleute contrastirt oft seltsam mit dem Anstrich offener, germanischer Biederkeit, welcher mehr beim Landadel und bei den Offizieren der Provinzialregimenter vorherrscht. Sehr viele Männer vereinigen aber auch beide Vorzüge, und eine trefflichere Erscheinung kann es nicht geben. Im Allgemeinen leidet jedoch die Nationalität gewiß darunter; wo die Sitte ausländisch wird, zieht sie auch leicht die Denkungsart nach sich.

Was der Verf. sonst noch dem schwedischen Adel vorwirft, ist von minderer Bedeutung; er tadelt die Klang- und Prahlsucht in den Namen seiner Geschlechter, und es ist wahr, daß hin und wieder Lächerlichkeiten vorkommen. Im Allgemeinen aber ist nicht einzusehen, warum, wo einmal der Gebrauch besteht, daß, wenn eine Familie geadelt wird, sie ihren Namen nach eigener Wahl oder nach Bestimmung des Monarchen verändert, man nicht lieber einen schönen und klangreichen Namen wäh-

len soll als einen minder hübschen. Das in Deutschland übliche Prädicat von, jetzt doch meistens ohne Sinn, bleibt hingegen bei solcher Namenumänderung fort, und so klingen die dortigen Namen, wie Silberbrand, Güldenpistol, Lorberzweig, Sterngranat, Rosenadler, Liliensäule, Ehrenwurzel, Löwenflug, Säbelherz (wir wählen mit Fleiß die auffallendsten) doch wol ebenso gut als deutsche Namen, wie von Becker, von Müller, von Fischer, von Schäfer, von Schneider u. s. w., die da vorkommen oder vorkommen können und bei uns, der Standeserhöhung wenig entsprechend, aus den frühesten Verhältnissen emporgekommener Familien beibehalten zu sein scheinen.

Der zweite Abschnitt des Werkes gibt eine kurze Schilderung der Zustände Schwedens und seiner Regenten, von der kalmarischen Union bis auf Gustav III. Anziehend war uns hier die treffliche Charakteristik Karl's XI., den man, um ihn mit einem Worte zu malen, den schwedischen Friedrich Wilhelm I. (von Preußen) nennen könnte, den weisen Haushalter und zugleich gefürchteten Herrscher, den Gründer der schwedischen Finanzen und des jetzigen stehenden Heeres in Schweden, ohne dessen Vortritt Karl XII. so wenig seine Thaten hätte verrichten können, als Friedrich der Große die seinigen ohne die von seinem Vater geschaffenen Mittel. Doch theilen wir nicht des Verf. Meinung, daß, wenn Karl XII. länger gelebt hätte, noch Glück für Schweden zu hoffen gewesen wäre. Sein Minister Görz hätte vielleicht dem innern Zustande des Reichs wieder aufgeholfen, demselben jedoch höchstens Norwegen als Zuwachs und Entschädigung für die verlorenen Länder verschaffen können. Peter der Große und die andern, früher durch Karl XII. erschreckten Monarchen hätten denselben nicht wieder im Süden des baltischen Meeres um sich greifen lassen. Einem Eroberer, von dem einmal erst der Zauber der Unüberwindlichkeit und der Schrecken des Namens gewichen ist, wird es schwerer, sich von neuem zu erheben, als einem andern Herrscher allmälig zur Größe zu gelangen. Und so wäre Schwedens Ansehen und Einfluß in Europa immer dahin gewesen, zumal sich gerade in jener und der nächstfolgenden Zeit Rußland und Preußen erhoben.

Die Regierung Gustav's III. erfüllt den dritten Abschnitt des Werkes. Auch dieser König ist treffend und mit gründlicher Kenntniß der Dinge geschildert. Eine so scharfe Entwickelung der Ursachen und ihrer Resultate kann nur da stattfinden, wo man entweder selbst mit Menschenkenntniß beobachten, oder aus dem Umgange mit den Zeitgenossen eines Abgeschiedenen authentische Nachrichten schöpfen kann. Zu der Zeit, wo der Verf. und auch der Rec. sich in Schweden aufhielten, lebten noch eine Menge ehemaliger Gefährten, Diener, Freunde oder Gegner Gustav's III., daher waren hier die Quellen so reichhaltig, daß sie eine so richtige Beurtheilung zuließen, wie sie dem Historiker selten möglich wird. Hin und wider sind jedoch hier, wie schon im vorigen Abschnitte, die Urtheile fast zu streng. Bei Erwähnung des Bundes von Anjala (S. 108) behauptet der Verf., die schwedischen Obersten hätten, wenn sie den Krieg wider Rußland für verfassungswidrig hielten, ihre Stellen aufgeben, aber nicht Aufruhr machen sollen. Dieser Schritt, im Angesichte des Feindes gethan, läßt sich allerdings nicht vertheidigen, seine Gehässigkeit erscheint höchstens durch das Bestreben gemildert, größeres Unheil zu verhüten. Aber ihre Stellen konnten sie nicht aufgeben, ohne nicht nur sich selbst und ihre Familien ins Elend zu stürzen, weil sie sie alle mit ihrem Vermögen theuer erkauft hatten, sondern auch ohne den für Krieger so schimpflichen Verdacht der Feigheit auf sich zu laden; ja, es darf nach schwedischem Kriegsgesetz bei ausbrechendem Kriege Niemand den Abschied verlangen. Ihr Rücktritt zu dieser Zeit hätte auch den Krieg nicht verhindert, andere wären an ihre Stelle getreten. Wollten sie also für die Verfassung, die sie beschworen, leben und sterben, so mußten sie ihren Bund schon in Stockholm schließen und dort dem Könige, wie später seinem Sohne widerfuhr, die Regierung nehmen; das konnten und wollten sie begreiflicherweise nicht, zumal Gustav's Plane doch möglicherweise mit Sieg gekrönt werden konnten. In dieser bittern Lage erhielten sie erst, als sie sahen, der König führe den Krieg schlecht, er stürze das Reich in Gefahr und Schuldenlast, ohne am Ende dem riesigen Gegner gewachsen zu sein, er habe den günstigsten Augenblick versäumt — erst da erhielten sie volle und gegründete Ursache zur Widersetzlichkeit oder glaubten, ihren Widerspruch verantworten zu können. Da nun aber der Krieg bereits begonnen und der Feind schon nahe war, so setzten sie hierdurch ohne Zweifel zu viel auf das Spiel; sie hätten einen Zeitpunkt abwarten sollen, wo die größte Gefahr vorüber oder siegreich bestanden war und ein ehrenvoller Friede zu erhalten stand, dann aber dem Könige erklären: sie könnten ihm nach ihrem Gewissen nicht länger folgen, und ihn zum Frieden zwingen sollen. Uns wenigstens scheint es, als wäre dies das von der Pflicht solchen Männern gebotene Verfahren, die nicht blos beeidigte Soldaten des Königs, sondern auch des Landes und seiner Verfassung sind; und immer wird, wo man die Verfassung durch das Militair beschwören läßt, dabei der Übelstand sein, daß selbiges dadurch aus einer völlig willenlosen gehorsamen Maschine in ein raisonnirendes und minder zuverlässiges Werkzeug verwandelt wird. Bemerkenswerth ist hierbei eine schon oben erwähnte Einrichtung des schwedischen Kriegswesens, welche wol bei dem größten Theile der Armee noch besteht: die Käuflichkeit der Offizierstellen. Wenngleich sie nach einer gewissen Norm stattfindet und man nicht wie in England, ohne durch die niedern Grade gegangen zu sein, sogleich die höhern kaufen kann, noch überhaupt zu willkürlichen Preisen, so muß doch jeder Offizier eine bedeutende Summe für seine Stelle erlegen und dies verhindert in vielen Fällen eine ehrenvolle Resignation. Dies ist die übele Seite der Einrichtung, die gute dagegen, daß sie den Offizier an sein Regiment, sein Vaterland und dessen Wohlfahrt immer fester bindet, da er nicht nur sein Leben, sondern auch sein Vermögen einsetzen muß. Und da aus dieser Ursache kein schwedischer Offizier ohne Urtheil und Recht seiner

Stelle entsetzt werden kann (nur in den höhern Chargen suspendirt oder vom Commando entfernt, damit der Dienst des Vaterlandes nicht durch Unfähigkeit leide), so tritt diese Einrichtung der Willkür kräftig entgegen. Selbst der arme Offizier findet stets die nöthigen Fonds dazu, denn das Geld ist nicht nur vortheilhaft, sondern auch so sicher angelegt, daß selbst wenn er stirbt, sei es vor dem Feinde oder im Frieden, von dem Einrückenden die Wiedererstattung an seine Familie geschehen muß. Wer aus billigen und triftigen Ursachen seinen Abschied verlangt, findet stets mit des Königs Erlaubniß einen Käufer für seine Stelle. Nur wen ein Verbrechen derselben verlustig gemacht hat, der hat keinen Anspruch auf pecuniairen Ersatz, und in gleichem Falle wären die Obersten Gustav's III. gewesen, wenn sie der König einer eigensinnigen, nach dem Kriegsgesetz unzulässigen Aufgebung ihrer Stellen hätte zeihen können. So viel glaubten wir zur richtigen Würdigung der angeregten Stelle des uns vorliegenden schätzbaren Buches sagen zu müssen.

Vierter Abschnitt: „Regentschaft Herzog Karl's von Südermanland als Vormund Gustav Adolf's." Hier ist vorzüglich die meisterhafte Schilderung Armfeld's zu erwähnen. Etwas streng scheint Herzog Karl beurtheilt. Der Verf. will nun einmal lauter kräftige Charaktere an der Spitze der Geschäfte. Wer mag ihm das verdenken! Allein ein Land wie Schweden bedarf öfter der friedliebenden, wenn auch schwächern Regenten; unter Herzog Karl sah es im Ganzen genommen glückliche Tage und er ließ seinem Mündel auch eben nichts verfallen noch vergeben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Michael Faraday.

Dieser ausgezeichnete Physiker und Chemiker ist der Sohn eines gewöhnlichen Grobschmieds, der ihn zu einem kleinen Buchbinder in London in die Lehre that, als er erst neun Jahre alt war, bei dem Faraday bis zu seinem 22. Jahre blieb. Die Umstände, welche veranlaßten, daß er die Buchbinderwerkstatt mit dem chemischen Laboratorium vertauschte, werden auf folgende Weise erzählt. Ned Magrath, jetzt Secretair bei dem Athenäum, kam vor etwa 25 Jahren zu dem Buchbinder Ribeau und sah, daß einer der Gesellen eifrig in einem Buche studirte, das er einbinden sollte. Er trat näher und sah, daß es ein Band der „Encyclopaedia britannica" war, aufgeschlagen bei dem Artikel Elektricität. Er ließ sich mit dem eifrigen Buchbindergesellen in ein Gespräch ein und wunderte sich nicht wenig, bei demselben nicht geringe chemische Kenntnisse zu finden. Er gab ihm darauf eine Eintrittskarte zu den Vorlesungen Davy's in der Royal Institution und hier konnte man nun jeden Tag den Buchbindergesellen dem Vorlesenden gegenüber, mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zuhörend oder bisweilen schreibend, sitzen sehen. Die Vorlesungen nahmen zuletzt ein Ende, aber Faraday's Geist hatte einen neuen Anstoß bekommen, der nur durch die größte Noth hätte unwirksam gemacht werden können; dies wurde jedoch durch die Bereitwilligkeit verhindert, mit welcher Davy dem verwandten Geiste zu Hülfe kam. Er ernannte Faraday zu seinem Gehülfen in dem Laboratorium und nach zwei bis drei Jahren konnte er ihn als Secretair gebrauchen. Jetzt steht der ehemalige Buchbindergeselle an der Spitze der Chemiker in England. Diese wenig oder gar nicht bekannten Notizen sind einer Schrift entnommen, in welcher man sie nicht sucht, nämlich Arnett's „History of book-binding." 51.

Die englische Literatur erlitt neulich einen Verlust durch den Tod der Mad. Boddington, welche zu Auteuil unweit Paris starb. Sie ist Verfasserin eines Bandes Gedichte, welche sich durch glänzende Phantasie, originelle Gedanken und einen Styl auszeichnen, der elegant ist, ohne affectirt, kühn, ohne nachlässig zu sein. Auch ihre „Erinnerungen einer Pyrenäenreise" fanden vielen Beifall. Mad. Boddington beendete vor ihrem Tode eine Arbeit, welche ihre Familie herausgeben wird. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 93. —— 2. April 1840.

Schwedische Geschichten unter Gustav III., vorzüglich aber unter Gustav IV. Adolf, von E. M. Arndt.

(Fortsetzung aus Nr. 92.)

Fünfter Abschnitt: „Regierung Gustav Adolf's IV." Dieses ist der Hauptabschnitt des Werkes und füllt fast zwei Drittheile desselben. Hier begegnen sich Verf. und Rec. als Augenzeugen der Ereignisse, da sie sie in so großer Nähe an sich vorübergehen sahen und miterlebten. Im Ganzen hat der Verf. vollkommen Recht, wenn er der Nation einen guten Theil der Schuld an ihrem und ihres Königs Unglück beimißt. Es war wirklich von 1800—10 oder 1812 in Schweden eine Zeit der Gesunkenheit, wo Erbärmlichkeit und französische Gesinnung an der Tagesordnung waren; eine aus der andern fließend, gleichsam ein Nachspiel von Deutschlands Zustand in den J. 1794—1807. Die Franzosen hatte man in Schweden nie im Lande gehabt, man kannte sie nicht, hegte daher um so mehr Parteilichkeit und klägliche Bewunderung für sie. Man freute sich aller ihrer Erfolge, zum Ärger der in Schweden lebenden Deutschen; und da man sich aus dem kleinen schwedischen Pommern nichts machte, so währte diese Gesinnung selbst noch nach dessen Verlust fort. Wie konnte nun Gustav Adolf's Kriegslust gegen Frankreich und besonders gegen Bonaparte einen andern Erfolg haben, als die Nation von ihm abwendig zu machen? Seine mehr deutsche Gesinnung ward ohne Zweifel durch die Reise nach Baden 1803 und seinen dortigen Aufenthalt bis 1805 verstärkt; es mag sein, was der Verf. behauptet, daß auch ohne diese Reise Gustav Adolf später mit Napoleon in Streit gerathen sein würde; sein Haß gegen ihn aber ward dadurch genährt, daß er das Treiben des Verhaßten in der Nähe sah, die Beschwerden über ihn beständig hörte; und so ward die Möglichkeit spätern guten Vernehmens zerstört. Daher die standhafte Verwerfung aller für Schweden sehr vortheilhaften Friedens-, Allianz- oder Neutralitätsvorschläge Bonaparte's, daher endlich Krieg; selbst Krieg mit Rußland und Dänemark. Aber die Schweden hatten schon in Deutschland gesehen, daß der König den Krieg nicht zu führen verstand, daß er selbst seine Bundesgenossen beleidigte und sich zu Feinden machte. Dazu hielten sie den ganzen Krieg für einen politischen Fehler, für ein ohne Noth vom Könige selbst herbeigezogenes Übel. Das war richtig, und hierin lag die große Schuld des Königs. Sie aber halfen ihm nicht kräftig und aufrichtig, als es einmal sein mußte, sie erwarteten vielmehr von seiner Überwindung Hülfe, als von ihrem Beistande und Muthe. Das war die Schuld der Nation, denn für Den, der Finnland kennt, ist es keinem Zweifel unterworfen, wie der Verf. auch ganz richtig sagt, daß, wenn des Königs Räthe, Helfer und Diener alle waren, wie sie sein sollten, wenn sie dem Beispiele treuer Ergebenheit folgten, das ihnen das Häuflein tapferer Finnen gab, die Russen nimmermehr ihm dieses Land entreißen konnten. War dann auch der König selbst seinen großen Vorgängern im Kriege ähnlich, so hätte Gustav IV. auf seinem Throne Napoleon's Sturz erlebt und nebst seinen Schweden einen großen Namen in Europa gehabt. Seine Politik war ja, wie es sich später erwies, die richtige; nur ist es ein Unterschied, ob ein kluger Regent eines großen, mächtigen und wohlgelegenen Staates in einer politischen Krisis entschieden Partei ergreift, oder ob der Monarch eines entfernten, armen und schwachen Staates sich zum Verfechter gegen drückende Übermacht aufwerfen will. Gustav Adolf's Politik entsprang weniger aus der Sorge für sein Volk, als aus bis zur Bigoterie gesteigertem Rechtsgefühl wegen der einem andern Königshause zugefügten Verletzung. Wohlfeiler und besser konnte er Schwedens Interesse befördern, wenn er sich neutral gegen Napoleon verhielt, allenfalls auch dessen Anerbietungen von Gebietsvergrößerungen in Deutschland, selbst in Finnland annahm, bis die Zeit kam, den allgemeinen Räuber zu strafen. Ja, er war gerade der einzige Monarch Europas, welchem seine glückliche Lage Neutralität verstattete. Dann hatte er die Nation für sich, deren Wohl zu besorgen doch seine erste Pflicht war — und dann hätten die Russen, aus eigenem Antriebe oder auf Bonaparte's Geheiß, nur kommen und versuchen sollen, Finnland zu nehmen!

Die finnische Armee allein, nur mit Hülfe eines Theils der Scheerenflotte, fast ohne Unterstützung des schwedischen Heeres, hat in einem zweijährigen Kriege gezeigt, was sie vermochte. Denn diese Männer fochten für Haus und Herd und für ihre freie Verfassung, aus Abscheu gegen Rußland und fragten nicht darnach, ob der König Recht oder Unrecht hatte. Ehre verdient der Verf.,

daß er die unsterblichen Thaten des finnischen Heeres unter Adlercreutz und Sandels dem übrigen Europa, welches sie kaum kannte, vor Augen führt und den vergessenen Helden ein Denkmal setzt. Sehr lesenswerth und nirgends so gut gegeben ist auch der im Buche befindliche Bericht über Armfeld's Zug nach Norwegen.

So viel über den allgemeinen Inhalt dieses fünften Abschnitts. Aber wir haben noch Einiges über verschiedene besondere, hier erzählte Begebenheiten zu sagen.

Zu S. 313. Die auf der Insel Gottland gelandeten Russen unter dem Admiral Bodisco waren nicht 1500, sondern beinahe 5000 Mann stark; die Truppen, welche der schwedische Admiral Cederström dort ans Land setzte, sie zu bekämpfen, betrugen noch nicht 3000. Er mußte also froh sein, daß Bodisco sich zu einer Capitulation bereden ließ, die ihm freien Abzug verstattete. Ein deutscher Offizier, Major v. Ryhlen, brachte diese durch seine Suade zu Stande und bekam den Schwertorden dafür. Bodisco hatte denselben 1788 bei Wiborg zum Gefangenen gemacht, und Ryhlen sagte ihm in seiner ersten Anrede, diesmal sei die Reihe des Gefangennehmens an ihm. In diesem zuversichtlichen Tone fuhr er fort, ihm die ihn bedrohende Macht zu schildern. Die Schweden waren noch auf den Schiffen und ihr Corps bestand aus lauter einzelnen Bataillonen verschiedener Regimenter (von den deutschen Regimentern waren etwa 300 Mann dabei). Daher konnte man den Russen mehr Uniformen auf den Verdecken zeigen, als verhältnißmäßig Truppen vorhanden waren. Während die Capitulation besprochen wurde, stiegen sie hinter dem Walde ans Land, und als es zum Ausmarsch der Russen aus dem Fort kam, wurden die Schweden, in einem Gliede, an den Wald gelehnt, in einiger Entfernung vom Fort aufgestellt, um den Feind über ihre Schwäche zu täuschen. Die russischen Soldaten knirschten und zerschlugen ihre Gewehre großentheils, als sie die geringe Zahl ihrer Gegner in der Nähe sahen. Wir führen dies an, um dem Hrn. Verf. die gewiß willkommene Gelegenheit zu geben, in einer spätern Auflage den dem Admiral Rudolf Cederström gemachten unverdienten Vorwurf der Schwachmüthigkeit zu berichtigen. Aber man hätte mehr Truppen nach Gottland schicken und die Russen wirklich gefangen nehmen sollen, welche, der Capitulation zuwider, bald wieder in Finnland auftraten. Insofern ist die Expedition oder vielmehr der König selbst zu tadeln, welcher immer wollte, ein Schwede solle 10 Russen besiegen, wie einst bei Narwa geschehen. Ebenso verlangte er von seinem Admiral, nachdem die finnische Scheerenflotte in Sveaborg verloren war, er solle den Russen die Scheeren durch seine Linienschiffe sperren, da die noch übrige schwedische Scheerenflotte hierzu unzulänglich geworden. Trotz aller Vorstellungen und mit höchster Gefahr, alle dazu bestimmten Schiffe zu verlieren, mußte dies ausgeführt werden. Namentlich war der Einlauf in Jungfrusund so enge und schlimm, daß alle drei dazu bestimmten Linienschiffe auf den Grund geriethen; zwei streiften nur über die Klippen und kamen durch die Kraft ihrer Bewegung los, das dritte blieb vier Tage lang sitzen und mußte während dieser Zeit ganz ausgeladen werden, um es flott zu machen. Ein nur wenig starker Wind durfte entstehen, so waren bei diesem Einlauf alle Schiffe verloren. Dennoch war die Sperrung unvollständig, die Russen gingen mit ihrer Scheerenflotte durch die Nebenkanäle zwischen den Inseln, vergebens suchte man sie durch die Barcassen der Schiffe daran zu hindern, die russischen Kanonenböte insultirten sogar die großen Schiffe, indem sie hinter den Felsenspitzen hervor Grundschüsse auf sie thaten und den schwedischen Admiral zwangen, seinen Ankerplatz zu ändern. Gustav Adolf kam selbst, kurz nach der Enterung des Styrbiörn (S. 318) auf seiner Jacht Amadis nach Jungfrusund, überzeugte sich von der Localität und war dennoch unzufrieden mit dem Geleisteten. Es war aber nicht zu verhindern, daß die Russen fortfuhren, die viel schwächere schwedische Scheerenflotte zu überflügeln und sie unter steten harten Kämpfen bis ins åländische Inselmeer zu verfolgen. Rec. spricht hier als Augenzeuge, indem er sich selbst auf den schwedischen Linienschiffen befand. Man vergleiche nun hiermit die dem Admiral Cederström von seinen Feinden gemachten, vom Hrn. Verf. (S. 317) nacherzählten Vorwürfe. Erfreulich ist es in der Beschreibung dieses Seekrieges zu lesen, wie der Verf. den Manen der gefallenen oder verstümmelten heldenmüthigen Anführer der schwedischen Scheerenflotte, Hjelmstjerna, Wirsén, Jönssen, Sjöholm, Dorph u. A. die verdiente Ehrensäule setzt.

Zu S. 318 — 323. Der englische Admiral Samuel Hood hatte nur zwei Schiffe, mit denen er den Schweden zu Hülfe kam; sie waren aber trefflich und mit Kupfer beschlagen. Mit diesen ging er mitten durch die ganze russische Flotte, welche vor der Bucht bei Hangö kreuzte, worin die Schweden lagen, bei stürmischem Wetter zu diesen hinein. Als er den schwedischen Admiral Nankhoff an seinem Bord besuchte, um Kriegsrath zu halten, machte er nach diesem kühnen Manoeuvre auch persönlich einen sehr guten Eindruck, indem sowol er als der ihn begleitende Adjutant nur noch einen Arm hatte, nachdem sie den anderen im Dienste ihres Landes verloren. Es ward beschlossen, Tags darauf gemeinschaftlich herauszusegeln, und da der Wind es erlaubte, auch ausgeführt. Die Russen, 18 Linienschiffe stark, wobei drei Dreidecker, außerdem 7 — 8 Fregatten u. s. w., flohen sogleich über das Meer nach Reval; die Engländer und Schweden folgten ihnen in einer Entfernung von fünf Seemeilen. Die Engländer durchsegelten bald diesen Raum, die Schweden, mit 15 Schiffen, wobei 12 von der Linie und drei Fregatten, außerdem mit einigen Kutterbriggs, segelten nicht schlechter als die Russen, aber auch nicht besser, blieben also zurück, während die Engländer das letzte russische Schiff, den Wsewolod, einholten. Sie griffen es zu dreien Malen an und gaben ihm jedesmal eine volle Lage; zweimal legten die Russen mit einem Theile ihrer Flotte bei, um dem Wsewolod zu helfen, und Hood mußte ihn loslassen; da dies Schiff aber nach erlittenem Schaden im-

mer schlechter segelte, so nahm er es das dritte Mal, schon dicht vor Reval, durch Enterung über den Bugspriet. Und so schlecht war auf der schwedischen Flotte die Stimmung gegen den König, daß hohe Seeoffiziere sagten: das ist schlimm; nun wird der König auch von uns verlangen, daß stets zwei unserer Schiffe es mit einer ganzen Flotte siegreich aufnehmen sollen, und wir haben nicht die Mittel der Engländer. In der That konnten die schwedischen, an Bord der englischen Schiffe commandirten Offiziere, welche nach des englischen Admirals Zeugniß der Enterung tapfer beiwohnten, nicht genug die Überlegenheit der Engländer in allen Stücken schildern.

Zu S. 346 u. 347. Bei der Erzählung der schändlichen Übergabe von Sveaborg redet der Verf. dem Könige das Wort, daß er dem beleidigten Admiral Cronstedt, vor dem er gewarnt worden, dennoch die wichtigste Festung anvertraut habe, und findet diese Gesinnung königlich. Das mag sein, aber es entschuldigt nicht. Königlicher noch ist es, bei so großen Interessen des Reichs die nöthige Vorsicht nicht außer Acht zu lassen. Es gab ja noch andere tapfere und geschickte Männer. Nicht umsonst war in der schwedischen Kriegsverfassung gesagt, daß vom Oberstlieutenant an aufwärts (also von dem Range an, den Regimentsbefehlshaber, Festungscommandanten und Linienschiffscapitaine mindestens zu haben pflegen) der König jeden Befehlshaber abrufen könne, ohne die Ursache anzugeben. Er brauchte ihm nach diesem Gesetze deshalb noch nicht seine Stelle zu nehmen, sondern konnte ihn nur von seiner Function interimistisch suspendiren, oder ihm eine andere anweisen, ihn versetzen; aber er konnte ihn auch zwingen, in der Folge, wenn er ihn nicht wieder anstellen wollte, seine Stelle, von welcher er die Besoldung bezog, zu verkaufen und den Abschied zu nehmen.

Zu S. 375. Hier kommt der Verf. auf denjenigen Schritt Gustav Adolf's, welcher ohne Zweifel die nächste Veranlassung zu seinem Sturze ward, indem sich dadurch Privathaß mit der öffentlichen Unzufriedenheit verband, und im Urtheile über diese Begebenheit kann Rec. dem Hrn. Verf. wenig beistimmen. Wir sprechen von der entehrenden Strafe, die Gustav Adolf über seine beiden Gardeinfanterieregimenter aussprach, von denen nur ein kleiner Theil bei einem unglücklichen Küstengefechte gewesen war und dabei seine Schuldigkeit nicht gethan haben sollte. Der König nahm ihnen ohne alle Untersuchung den Vorrang, den sie vor den Linienregimentern hatten und der so bedeutend war, daß er beim zweiten Garderegiment einen, beim ersten zwei Grade betrug, sodaß z. B. der jüngste Secondelieutenant dieser Garde als ältester Premierlieutenant in ein Feldregiment versetzt werden konnte, der jüngste Premierlieutenant als ältester Hauptmann u. s. w. durch alle Grade; ja, bei sogenannten melirten Commandos sah man hiernach wirklich oft Hauptleute der Garde Majors anderer Regimenter befehligen. Durch jene Kränkung beleidigte Gustav Adolf die ersten Familien des Reichs aufs bitterste, und vielleicht handelte er auch mehr aus Haß gegen seine beständigen Tadler als aus Gerechtigkeitsgefühl. Der Verf. sucht auch hier den König zu entschuldigen, die Schuld zum Theil auf den fürchterlich streng beurtheilten Obersten Mellin, damaligen dienstthuenden Generaladjutanten des Königs, also das Organ seines Willens zu wälzen, dessen Vorstellungen aber auf den König gewiß nicht den geringsten Eindruck gemacht haben würden. Und wenn er auch dem Könige selbst Unrecht gibt, so tadelt er doch seine Gegner, zu viel Geschrei hierüber erhoben zu haben. Als wäre es für solche Männer und ihre Familien eine Kleinigkeit, in ihrer Ehre aufs heftigste gekränkt zu werden, und als müsse man selbst diese dem allgemeinen Wohle opfern. Dies scheint zu viel verlangt. Alle, auch die größten Könige Schwedens hatten den Garden ihren uralten Rang gewährt und belassen. Nicht blos in einer Hofsitte, wie sie etwa den Noblegarden an andern Höfen, oder z. B. in Rußland den Leibdienern des Kaisers einen militairischen Rang bestimmt, ist der Ursprung davon zu suchen, sondern zwei nicht ganz unhaltbare Gründe hatten die für alle andern Regimenter drückend erscheinende Bevorzugung hervorgerufen, indem man dadurch erstens die Gardeoffiziere für die weit größern Kosten entschädigen wollte, die ihnen der Dienst in der Hauptstadt und die dazu gehörende glänzende Equipirung verursachte, verglichen mit der wohlfeilen Lebensart der Offiziere der Provinzialregimenter, die ihre meiste Zeit auf dem Lande, in kleinen Orten oder bei ihren Verwandten verleben konnten; zweitens, indem man Männer von solcher Bildung, wie eine glänzende Erziehung, Studien, Reisen u. dgl. sie zu geben pflegen, und die in Schweden in der Regel nur in den Familien des höhern oder reichern Adels zu finden ist oder war, deren Söhne eben in der Garde zu dienen pflegten, hierdurch schneller als Andere gleichsam gesetzlich befördern und ihnen, ohne bei jeder einzelnen Beförderung Geschrei und Misvergnügen zu erregen, ein so rasches Avancement verschaffen wollte, daß man darauf rechnen konnte, in den hohen und höchsten Stellen Befehlshaber zu sehen, die eben durch jenen äußern Firniß, verbunden mit allen reellen Vortheilen einer sorgfältigen, selbst kostspieligen Erziehung und dadurch erworbener Kenntnisse ihren Verhältnissen in hohen Ämtern in allen Beziehungen, zu ihren Untergebenen, zum Publicum, zu Fremden, besonders aber zum Feinde Ehre zu machen im Stande wären. Mochte diese aristokratische Ansicht, welche auch in Rußland dem hohen Range der Garden zum Grunde liegen mag, ungerecht erscheinen, mochte sie in Schweden für die jetzige Zeit nach des Königs Meinung nicht mehr passen, so konnte er sie vielleicht allmälig abschaffen, jedem neu eintretenden Jünglinge den erhöhten Rang verweigern; jedenfalls aber mußte er dabei das reine Motiv des allgemeinen Besten anführen, nicht gelegentlich zur Strafe eines unbewiesenen Verbrechens diese wichtige Neuerung vornehmen. Er konnte das Opfer der Vorzüge, nicht aber der Ehre, stillschweigend gebracht zu sehen verlangen. Gewiß mochte sich mancher Offizier in der Armee der Gleichstellung mit den Garden als einer an sich gerechten Maßregel freuen, nur nicht der Art und Weise, wie sie ge-

schah, welche Jeden für Kränkung seiner eigenen Ehre besorgt machen konnte und den Gardeoffizieren allgemeines Bedauern zuzog. Gab es aber wol für diesen König etwas Unvorsichtigeres, als diesen Männern mitten in ihrer Laufbahn ein Brandmal aufzudrücken, ohne Untersuchung noch Beweis, daß selbst diejenigen unter ihnen, welche bei der Affaire von Helsinge gewesen, ihr Schicksal verdient hätten, geschweige die andern, so nicht dabei waren? Fürwahr, man konnte sagen, Gustav Adolf lege es ausdrücklich darauf an, sich bei seiner Nation verhaßt zu machen, und Alles, was er that, mußte diesen Anschein haben. Gleich als traue er derselben nicht mehr, zog er nun die deutschen Truppen nach der Hauptstadt. Da sie des Garnisondienstes gewohnter waren als die Provinzialregimenter, so wäre bei Abwesenheit der Garden unter andern Umständen diese Maßregel nicht auffallend gewesen. Nachdem aber das Misvergnügen der Garden so sehr gereizt worden, wurde es ihm auch zum Verbrechen gemacht, die stockholmer Garnison nicht aus Nationaltruppen gebildet zu haben.

Zu S. 417 fg. Das letzte Ereigniß in Gustav Adolf's Regierung, die Verschwörung, welche seine Absetzung zur Folge hatte, wird nun des Hrn. Verf. Gegenstand. Wir möchten zu beliebiger Benutzung bei einer zweiten Auflage noch einige Particularitäten hinzufügen. Die erste sichere Nachricht von dem Aufstande des westlichen Heeres erhielt der König durch seinen Landshauptmann in Karlstad, Olof af Wibelius, einen alten, braven Finnländer, den Schreiber dieses selbst sehr wohl gekannt und in dessen Hause er sich rühmt willkommenen Zutritt gefunden zu haben. Wibelius war bei Ausbruch des Krieges Landshauptmann in Wasa, wurde nebst seiner Gemahlin von den Russen geplündert, gemishandelt, sogar gekantschuht, weil er sich standhaft weigerte, die russischen Proclamationen in Finnland zu verbreiten. Er entfloh nebst seiner Frau in die Wälder und legte mitten unter Gefahr und Noth den weiten Weg zum Könige zurück. Dieser gab ihm sogleich die gerade erledigte Landshauptmannschaft des karlstader Lehns am Wenersee. Adlersparre hatte auf seinem Zuge nach Stockholm kein Geld; er zog rasch und unerwartet nach Karlstad, besetzte die wehrlose Stadt, nahm die Landeskasse und setzte den Wibelius gefangen, da er sich weder anschließen noch sein Ehrenwort geben wollte, nichts zu verrathen. Aber aus seinem Gefängnisse fand der Treue Mittel, seinem Könige Boten auf Boten mit der hochwichtigen Nachricht zuzusenden, Bauern, die ihren Landshauptmann wie einen Vater verehrten. Einer derselben erreichte auf Umwegen den König.

Zu S. 423—425. Von den, dem Könige zu Gebote stehenden Auswegen bei Adlersparre's Anrücken wollte er wahrscheinlich denjenigen ergreifen, zum General Toll zu marschiren. Angeblich um den Rebellen den Paß zur Hauptstadt bei Södertelge, zwei Meilen davon, zu verlegen, detachirte er am 12. März Nachmittags den Obersten v. Norrmann mit dem einen der beiden deutschen Regimenter, dem Leibregimente der Königin. Das andere, v. Engelbrechten'sche, und einige Artillerie sollten Tags darauf mit dem Könige selbst nachfolgen, erst aber ihm helfen die Capitalien der stockholmer Bank als Anleihe mitzunehmen. Beide Regimenter, wenn sie auch vereinigt wurden, waren zu schwach gegen Adlersparre; jedes war von 1200 Mann, die es zu Anfang des Krieges betrug, auf 600 geschmolzen, obgleich man gefangene Franzosen, Italiener, Russen, Dänen, auch manchen Schweden mit darunter gesteckt hatte. Die Sperrung des södertelger Passes war eine Chimäre; Adlersparre konnte, sobald er sie erfuhr, den andern nördlichen Weg zur Hauptstadt wählen. Also ist mit Sicherheit anzunehmen, daß der König sich nur den Weg zum Feldmarschall Toll frei halten wollte, den er auch schon durch Courrier davon benachrichtigt hatte, wie Toll's Schritte in Schonen bewiesen. Als der König am 13. März, etwa um 9 Uhr Morgens, verhaftet ward, bestand die stockholmer Garnison aus einigen Schwadronen Leibwache zu Pferde, die dem Könige nicht ergeben waren; einigen Schwadronen Leibkürassiere und zwei Bataillons Leibgrenadiere, Truppen, welche vom Herzog Karl commandirt und auf die wenig zu rechnen war (die Leibgrenadiere waren vom Herzog selbst, doch wol mit des Königs Vorwissen, schleunig herbeigerufen, unter dem Vorgeben, er wolle sie inspiciren und zur Hand halten); ferner aus dem deutschen Regimente v. Engelbrechten (nicht Engelbrecht), dessen Oberst aber kein Tropf, noch parteilos war, wie S. 449 gesagt ist, vielmehr um die Verschwörung wußte und den Verschworenen dafür eingestanden hatte, daß sein Regiment sich still und neutral verhalten werde; endlich aus dem Sveaartillerieregiment und einiger Landwehr; diese mochten noch die zuverlässigsten sein, gerade sie aber waren die einzigen, die nicht zum Ausmarsch um das Schloß versammelt standen. Eine zahlreiche und mit guten Schießgewehren und Bayonneten bewaffnete, uniformirte Bürgergarde hatte Stockholm, der König ließ sie aber nicht unter die Waffen treten. Die Chefs derselben verstärkten dagegen aus eigenem Antriebe am Morgen der Revolution das stets die Nationalbank bewachende Detachement derselben weit über das Doppelte; eine Maßregel, offenbar gegen des Königs Absicht, die Bank zu nehmen, gerichtet. So war der Monarch in seiner eigenen Hauptstadt so gut als wehrlos.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen.

Von Lamennais' Werke: „L'esclavage moderne", ist eine zweite mit einer Vorrede vermehrte Ausgabe erschienen. Das Werk ist mehrfach vervielfältigt worden, besonders durch belgische Nachdrücke. Übersetzt wurde es in mehre Sprachen, auch in das Spanische und Flamändische.

Collin, Mitglied der Prüfungscommission an der Seinepräfectur, gab heraus: „Manuel de l'institruce ou instructions propres à diriger les jeunes personnes qui se destinent à l'enseignement public ou particulier." 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 94. —— 3. April 1840.

Schwedische Geschichten unter Gustav III., vorzüglich aber unter Gustav IV. Adolf, von E. M. Arndt.

(Fortsetzung aus Nr. 93.)

Zu S. 432—435. Als die Verschworenen zum Könige eintraten, fanden sie ihn sitzend, die Bibel vor ihm aufgeschlagen. Auf ihre Vorstellungen und Bitten, Frieden zu machen, legte er zwei Finger auf die Bibel und wiederholte seinen Schwur, nie mit Bonaparte Frieden zu schließen. Als er darauf bestand, Stockholm zu verlassen, und Adlercreutz nun seinen Degen begehrte, der König aber aufspringend ihn zog und rief: „Ihr seid Verführte und Verräther und Alle verloren!" sprang Adlercreutz auf ihn zu, entwand ihm mit der Andern Hülfe den Degen und warf den König auf ein Sopha. Noch Andere hielten die Thür zu, durch welche Mellin mit einigen Trabanten auf des Königs Geschrei eindringen wollte. Adlercreutz befahl, die Thür zu öffnen, trat dem Obersten Mellin entgegen und entriß ihm den metallenen, vergoldeten und emaillirten Stab, das Zeichen des Militairbefehls oder der Commandantschaft in Stockholm, dem alle Wachen gehorchen und welches der dienstthuende Generaladjutant de jour stets in der Hand führt.*) Den Stab aber vertheidigte Mellin tapfer, und es muß daher dem harten Vorwurf widersprochen werden, den ihm der Hr. Verf. wol nur nach unrichtigen Angaben nachsagt, er habe sich wie eine Mütze benommen. Adlercreutz, als der Stärkere, entwand ihm den in diesem Augenblicke so wichtigen Stab und brachte den Obersten Mellin und den Capitainlieutenant der Trabanten in Arrest, worin sie 24 Stunden blieben. Als wenige Minuten darauf der König seinen beiden bejahrten Wächtern entfloh, deren Obhut man ihn einstweilen anvertrauen mußte, da die Verschworenen draußen genug zu thun hatten, entrann er durch eine Seitenthür in dem Augenblicke, wo Adlercreutz durch die Vorderthür ins Zimmer zurückkam. Dieser verfolgte sogleich den König und kam in ein kleines Gemach, aus dem eine Treppe nach dem obern Stockwerke führte; er hörte den Fliehenden noch auf den obern Stufen und setzte ihm nach. Der König warf ihm ein Schlüsselbund ins Gesicht und hielt den ohnehin schwerfälligen General dadurch etwas auf, sodaß, als dieser oben auf dem Corridor ankam, der König nirgend mehr zu sehen war. Eine Wäscherin, welche Adlercreutz befragte, zeigte ihm, ohne zu wissen, was vorging, wohin der König gelaufen; auf gutes Glück stürzte Adlercreutz nach und kam über die große Treppe in den innern Schloßhof hinab, als eben der König aus einem andern Portal desselben quer über den Hof zur deutschen Wache eilte. Adlercreutz hätte ihn nicht eingeholt, aber Greif, der Oberjägermeister, und noch zwei Verschworene kamen zufällig gerade vom Portal zum Vorhofe her, wo die deutsche Wache war. Dieses Portal war geblendet, sodaß die Wache nicht in den innern Hof hineinsehen konnte. Greif hielt zuerst den König auf und wurde dabei von ihm verwundet. Zwei deutschen Schildwachen aber, die im Hofe selbst standen, rief der König zu, sie sollten schießen, auf Schwedisch skjut! Scharfe Patronen waren den deutschen Soldaten Abends vorher ausgetheilt worden, sie hatten aber noch nicht geladen. Doch näherten sich diese Männer mit ihren Gewehren dem Könige. Adlercreutz aber eilte ihnen entgegen und bedeutete sie mit großer Geistesgegenwart, der König sei krank, auf Schwedisch sjuk; und durch die Ähnlichkeit dieser Worte getäuscht, ließen sie ihn fortschleppen, zumal ihnen Adlercreutz unter Vorhaltung seines Commandostabes befahl, auf ihrem Posten zu bleiben.

Diese Erzählung ist nach dem Gedächtniß aus dem geheimen Bericht des Generals Adlercreutz an den Ausschuß der Stände entnommen, den Schreiber dieses lange nachher mit des Generals Erlaubniß auf dem Schlosse Leckö am Wenersee zu lesen bekam, welches die Stände diesem zur Belohnung seines patriotischen Wagstücks geschenkt hatten. Die Verhaftung des Königs ist darin mit allen ihren Umständen ausführlich beschrieben, und der Bericht stimmt mit geringen Abweichungen auf merkwürdige Weise überein mit des Königs eigener Erzählung, in der von ihm unter dem Namen Oberst Gustavson zu Bern 1835 herausgegebenen Schrift: „Der dreizehnte März 1809." Hier gesteht der König (S. 19) selbst, daß er sich sogar noch in den ersten Stunden nach seiner Verhaftung hätte auf dem Throne erhalten können, wenn er den Wünschen

*) Einen ähnlichen Stab führt der Oberstatthalter oder Civilgouverneur von Stockholm; wieder einen andern der dienstthuende Capitainlieutenant der Trabanten, als Befehlshaber im Schlosse; einen schwarz und weißen endlich der Oberadjutant de jour oder Platzmajor.

des Landes nachzugeben und die Reichsstände zu berufen versprochen hätte. Wir lassen dies dahingestellt sein, es scheint uns, die Verschworenen waren schon zu sehr compromittirt; außer allem Zweifel ist es aber, daß, hätte Gustav Adolf noch in der nächsten Viertelstunde vor seiner Verhaftung nur versprochen, in Stockholm zu bleiben und Unterhandlungen zu einem ehrenvollen Frieden zu versuchen, ihm trotz alles schon bestehenden Misvergnügens nichts zu Leide geschehen wäre. Alsdann aber waren Adlersparre und die mit ihm heranrückenden Aufrührer der westlichen Armee in der übelsten Lage, der König hätte sie nach der Strenge der Gesetze richten lassen können, und sie hätten sich glücklich schätzen müssen, eine Amnestie zu erbitten. Dies ist so gewiß, daß, als auf ihrem Marsch eine falsche Nachricht von den Vorfällen in Stockholm sie ereilte, wonach der König den ihm gemachten Vorstellungen nachgegeben habe, sogleich eine Menge Offiziere den Adlersparre verließen, sich heimlich entfernten und verbargen, ja, einige selbst, wie erzählt ward, auf ihre Posten an den Grenzen zurückreisten; bis schon nach wenigen Stunden eine zweite Botschaft den ganz andern Ausgang des Unternehmens in der Hauptstadt verkündete, worauf die verschwundenen Anhänger Adlersparre's sich wieder bei ihm einfanden.

Zu S. 448—450. Hier sind die deutschen Krieger gegen den Vorwurf zu rechtfertigen, den König in seiner Noth im Stiche gelassen zu haben. Wir werden nur von den Offizieren reden, denn der gemeine Mann konnte ohne sie nichts thun. Dagegen ist es noch die Frage, ob alle Soldaten ihrer Anführung unbedingt gefolgt wären, da außer den Deutschen viele Schweden, selbst Wälsche unter diesen nach alter Art geworbenen Regimentern waren und sich schon in der nächstvorhergehenden Zeit manche Anzeichen von versuchter Verführung und Losreißung von ihren Offizieren offenbart hatten. Nehmen wir jedoch für gewiß an, daß die große Mehrheit dieser Truppen, aus Deutschen bestehend, ganz von ihren Offizieren abhing und daß, wenn sich auch unter diesen mancher Schwede befand, doch im Allgemeinen in beiden Offiziercorps dieser Regimenter ein- und derselbe Geist herrschte, wie sie auch in großer Kameradschaftlichkeit aneinander hingen. Diese deutschen Offiziere nun liebten und ehrten den König, sie wußten auch, er war ihnen geneigt. Sie achteten ihn hoch als einen Ehrenmann von Gesinnung; allein sie liebten auch das Land, dem sie dienten, und waren gewohnt, die Verfassung zu ehren, auf welche sie ausdrücklich mit beeidigt waren. Alle ohne Ausnahme misbilligten des Königs Starrsinn, seine unpolitische Kriegslust und bedauerten den Verlust von Pommern und Finnland. Was ihre persönliche Lage betraf, so sahen sie durch diesen unglücklichen Krieg ihre eigene Laufbahn gänzlich zerstört. Hier war an Avancement wenig zu denken; es drohte ja Alles über den Haufen zu stürzen. Die Compagniechefs waren vollends ruinirte Leute, wenn Schweden von den Russen besetzt wurde, oder der Krieg auch nur noch ein Jahr währte; sie hatten alle ihre Einkünfte mit Pommern verloren, da sie auf dem pommerschen Etat standen. Nur nach des Königs Willen wurden sie einstweilen vom schwedischen Etat, oder vielmehr von englischen Subsidien, und zwar sehr mittelmäßig bezahlt. Ihr Vermögen steckte in ihren schon auf die Hälfte geschmolzenen Compagnien. Konnten sie diese nicht wieder in Pommern auf Werbung bringen und die alten Einkünfte durch Beurlaubung und Contracte mit der Krone über Lieferung von Bekleidung u. s. w. wiedererlangen, oder bei etwa veränderter Einrichtung eine Entschädigung dafür, so waren sie Bettler. Bekam selbst Schweden den Frieden, doch ohne die Erstattung von Pommern, so waren sie gleichwol ruinirt; es erging ihnen dann, wie so vielen Finnen, die auch nach Finnlands Verlust in Schweden weiter dienen wollten, für welche aber Schweden kein Brot hatte, mit Ausnahme einer geringen Anzahl, die durch besonderes Glück oder Verdienst Aufnahme fand. Dazu waren die meisten verschuldet, am tiefsten der Oberst v. Engelbrechten. Dennoch, bei dieser Lage, worein sie nur der König versetzt hatte, bei diesem Urtheile über ihn, fühlten Alle ihre Pflicht und hätten die Verschwörung zu Schanden gemacht, wenn sie gekonnt hätten. Ein schwerer und peinlicher Kampf tobte in eines Jeden Brust bei der Nachricht von des Königs Verhaftung; allein vor Augen lag sogleich die völlige Fruchtlosigkeit jedes Befreiungsversuchs. Keiner von ihnen, außer dem Obersten v. Engelbrechten und vielleicht seinem nächsten Unterbefehlshaber, wußte ein Wort von der stockholmer Verschwörung und von der beschlossenen Verhaftung des Königs, als bis diese geschehen war; als Beweis, wie unbekannt und unvorhergesehen sie war, mag dienen, daß, als Adlercreutz (der sich erst denselben Morgen nach langem und dringendem Zureden der Verschworenen zur Theilnahme und Ausführung entschlossen hatte, blos damit der König nicht nach Schonen entrinne und den Bürgerkrieg beginne) um 8 Uhr früh aus seinem Hause zum Schlosse ging, man nicht Zeit gehabt hatte, noch Mehre in den Bund zu ziehen. Seine Begleitung war so schwach, daß er, nur um anscheinend mit stärkerm Gefolge zu kommen, unterwegs 10—12 junge Offiziere, die ihm begegneten, bat, mit aufs Schloß zu gehen, wohin sie ihm folgten, ohne das geringste von der Ursache zu wissen. So überraschend nun die sich verbreitende Nachricht war, so unmöglich war es in der ersten Stunde, sich von der Wahrheit zu überzeugen; denn das Schloß war seit dem vorigen Tage gesperrt. Und als nun die Gewißheit immer mehr durchdrang, da erfuhr man zugleich, daß Engelbrechten zu den Verschworenen gehöre, da sah man ihn persönlich vor der Schloßwache stehen, um jeden Befreiungsversuch durch seine Autorität zu vereiteln, und sich mit den aus dem Schlosse Kommenden besprechen; da sah man, daß, ohne ihn vor der Front seiner Truppen zu erstechen, kein Anfang der Befreiung zu machen sei, und daß im Schlosse der Weg zum Könige nur über die Leiche des berühmten Adlercreutz gehe; ja, endlich wurde auch versichert, die Verschworenen umständen zahlreich den König, vier davon beständig mit bloßen Degen, sich ablösend, und sie würden ihn nur todt aus ihren Händen lassen. Und so ent-

schieden, wie man hinterher erfuhr, sich auch alle Verschworene vor der Ausführung gegen jede Verletzung der königlichen Person ausgesprochen hatten, so ist doch kaum zu bezweifeln, daß, da seine Befreiung sie auf das Blutgerüst bringen konnte, sie ihn lieber aufgeopfert als dieses zugegeben hätten. Adlercreutz, der Mann der That und das leibhafte Bild der Entschlossenheit, sagt in dem oben erwähnten geheimen Bericht an den Ausschuß der Stände:

Als ich eben an der kleinen Treppe anlangte und den König im Corridor nicht mehr sah, in diesem schrecklichen Augenblicke fielen mir meine Frau und sieben Kinder ein; ich wählte auf gut Glück eine Richtung und lief fort, mit dem festen Entschlusse, mich des Königs um jeden Preis wieder zu bemächtigen. Eine Wäscherin u. s. w.

Ja, wäre der König aus dem Schlosse zur deutschen Wache entkommen, außer Athem, ohne Hut, mit bloßem Degen, kein Zweifel, die Deutschen hätten ihn umringt und mit Gefahr ihres Lebens und Vergießung ihres Blutes zur Stadt hinausgeführt. Da er aber schon in den Händen der Verschworenen war, da kein Beistand, weder von Soldaten noch Bürgern seiner Nation, vielmehr Hinderung zu erwarten stand, welchen Befreiungsversuch sollte da der einzelne deutsche Offizier unternehmen? Wahrlich, nicht Mangel an Treue hielt die deutschen Offiziere von einem solchen ab und mehre gingen unter sich darüber zu Rathe. Ebenso wenig Furcht oder Feigheit; bei den Gesinnungen der neuen Machthaber, der Milde Herzog Karl's, dem Edelmuthe Adlercreutz's herrschte schon im Augenblicke der Umwälzung die innige Überzeugung, daß für den Kühnen, der in treugemeinter Pflichterfüllung verunglücke, keine andere Strafe zu besorgen sei, als kurzes Gefängniß und Entlassung in der Stille; und die Aussicht, vielleicht im Getümmel des Gefechts zu fallen, konnte wol nicht Krieger abhalten, die schon oft Gelegenheit gehabt hatten, Proben ihres Muthes zu geben, und bei denen Hoffnung auf Belohnung und Ehre ein großes Gegengewicht sein mußte. Eher konnte die Verlegenheit, was selbst im unglaublichen Falle glücklicher Befreiung des Königs mit ihm anzufangen sei, da er nicht lange geschützt werden konnte und durch seine Maßregeln strenger Ahndung gewiß sogleich selbst seine Befreier in die peinlichste Lage versetzt hätte, eher konnten diese Betrachtungen den Bedächtigen abhalten und zur Unthätigkeit verdammen.

Wer weiß indessen, was geschehen wäre, hätte nicht der König selbst Tags vorher den Oberst v. Norrmann mit dem deutschen Leibregimente der Königin nach Södertelge vorausgeschickt. Dieser Oberst war zwar nicht als ein Mann von großer Thatkraft und Entschlossenheit bekannt, allein doch kein Mitwisser der Verschwörung; er hätte die Versuche seiner Untergebenen auch wol nicht gehindert, oder, da er so unbefangen wie sie war, sie selbst angeführt. Engelbrechten, als der Klügere, hatte zwar viel Einfluß auf ihn, jedenfalls hätte Norrmann doch erst gewonnen werden müssen, wozu vielleicht keine Zeit war. Gelungen wäre zwar ein Befreiungsversuch aus den oben angegebenen Gründen schwerlich, möglicherweise aber die Verhaftung ganz unterblieben, wenn man ein Regiment in der Stadt wußte, dessen man sich nicht versichert glaubte. Hier sind die Folgen unübersehbar. Als den Tag darauf dieses Regiment in die Stadt kam, da war es zu spät; der Herzog war schon als Regent ausgerufen, das Commando in Adlercreutz's Hand bestätigt und von den Truppen anerkannt, der König streng bewacht — ja, die allgemeine Stimme hatte die Umwälzung sanctionirt.

Des Königs geringe Menschenkenntniß zeigte sich auch hier wie bei Cronstedt's Belassung in Sveaborg. Dem von ihm stets begünstigten Engelbrechten, dessen äußeres Auftreten einen einnehmenden Anschein von Offenheit hatte, der aber als der Klügere auch der Gefährlichere, und dessen nähere Verbindung mit den schwedischen Großen dem Könige nicht unbekannt war (wogegen Norrmann fast blos unter seinen deutschen Kameraden lebte), der schon bei vielen Gelegenheiten den Kopf aus der Schlinge zu ziehen gewußt und der im Rufe eines gar sehr vorsichtigen Mannes stand — diesem Engelbrechten traute Gustav Adolf die Kühnheit und aufopfernde Treue zu, der Bürgerschaft die Bank zu entreißen und ihn auf seinem gefährlichen Zuge zum General Toll zu geleiten —, blos weil er ihm mehr Wohlthaten als manchem Andern erwiesen! Es ist wahr, Engelbrechten haßte den König nicht, er konnte sich ja keinen gnädigern Souverain wünschen; er war auch nicht französisch gesinnt; aber er dachte über Gustav Adolf wie dessen pommersche Unterthanen im Allgemeinen, d. h. mit großer Gleichgültigkeit, nachdem der König ihr glückliches Ländchen ohne Noth so tief in das Unglück des Krieges gestürzt hatte. Fast unglaublich ist des Königs Verblendung über seiner alten Pommern Treue gegen ihn (in seiner oben angeführten Schrift über den 13. März eine Stelle, welche unser Verf. S. 481 wiedergibt), die er nach seinem Sturze bei seiner Reise durch Stralsund noch wiederzuerkennen glaubte. Man kann nicht sagen, sie waren ihm untreu, allein weit entfernt, ihm zugethan zu sein, hatte auch in diesem Ländchen die öffentliche Stimme sich längst gegen ihn erklärt. Überall trieben dringende Beweggründe eigener Wohlfahrt, die in diesem Falle mit der allgemeinen aufs innigste verbunden war, die Menschen zum Abfall von Gustav Adolf. Sie überwogen auch bei Engelbrechten die Regungen der Dankbarkeit, wie später bei Napoleon's Marschällen.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten.

London, Anfang März 1840.

Die Eröffnung der italienischen Oper mahnt mich an das herannahende Ende der Saison der großen englischen Wintertheater und daran, daß ich Ihnen über unsere hiesigen theatralischen Leiden und Freuden, namentlich über zwei neue Tragödien, ein Wörtchen zu berichten schuldig bin. Mit dem Drurylane schleppte es sich bis Weihnachten sehr mühselig fort. Der neue Director, Hr. Hammond, eröffnete dieses erste Theater mit einer Gesellschaft dritten Ranges; und obgleich er Alles that, um neue bessere Mitglieder zu gewinnen, und mehre Debutanten auftreten ließ, so gefielen unter diesen doch nur Miß Delcy,

welche als erste Sängerin, und Miß Montague, welche als erste tragische Liebhaberin auftrat, zwei junge liebliche Mädchen, von denen man sich allerdings viel versprechen kann, die dermalen aber ihren Fächern noch durchaus nicht gewachsen sind. Miß Delcy ist jedoch vor einigen Wochen — aus nicht bekannt gewordenen Ursachen — wieder ins Privatleben zurückgetreten. Unter diesen Umständen hatte man natürlich leere Häuser. Gegen Ende des Januar kam denn endlich vom Haymarkettheater Hr. Macready, der große Tragiker, herüber, nebst seinen ihn überall begleitenden Trabanten Hrn. Phelps, Mistreß Warner und Miß Hellen Faucit, in welchem Kleeblatte die ganze Kraft des hiesigen Dramas vereinigt ist. Sie haben denn jetzt durch ihr Auftreten im „Macbeth" und dem neuen Stücke, über welches ich unten weiter berichten werde, bessere Tage in Drurylane zurückgerufen. Hr. Hammond wurde jedoch am Ende des verflossenen Monats genöthigt, seine Zahlungen einzustellen und die Leitung dieser Bühne niederzulegen. Im Coventgarden unter Mad. Vestris — wie man sie, trotz ihrer Verheirathung mit Charles Mathews noch immer nennt, weil sie dem Publicum einmal unter diesem Namen lieb geworden — ging es besser. Sie besitzt besonders eine sehr gute Gesellschaft fürs Lustspiel, an deren Spitze Farren und Strickland stehen, und Sheridan's treffliche Stücke „Lästerschule" und „Nebenbuhler" wurden mehre Monate lang wöchentlich aufs ausgezeichnetste aufgeführt. Auch die köstliche „Beggar's opera" hatte hier, sowie auch im Drurylane, zur Zeit als „Jack Sheppard" in den kleinern Theatern so sehr anzog, zahlreiche glückliche Vorstellungen. In der höhern Oper aber konnte in keinem der beiden Theater etwas Bedeutendes geschehen; es fehlt ganz an einer genügenden ersten Sängerin, es gibt nicht einen einzigen Tenoristen und nur einen guten Bassisten, Phillips, dessen Spiel aber zu kalt ist. Im November begann dann die so liebenswürdige als meisterhaft spielende Miß Ellen Tree ihr Engagement in der Hauptrolle von Sheridan-Knowles' neuem Schauspiele „Love", welches drei Monate lang fast jeden Abend aufgeführt wurde, bis Leigh Hunt's neues Schauspiel: „A legend of Florence", an dessen Stelle trat. Das Haymarket hatte eine vortreffliche Saison. Es besaß zuvörderst die gegenwärtig im Coventgarden spielende Gesellschaft, die eine Anzahl leichter Erzeugnisse durch ihr sehr gewandtes und feines Spiel höchst anziehend machte. Im Anfange der Saison hatten wir hier ferner Charles Kean, der seinen Cyclus von Shakspearerollen durchspielte. Nichts kann freilich unheimlicher, unangenehmer sein als die Art, wie dieser junge Mann sich die Unregelmäßigkeiten seines Vaters zur Regel gemacht hat und dessen wild feuriges Spiel wie ein Automat nachahmt; er machte indessen seines Namens wegen sehr volle Häuser. Später erschien dann das Macready'sche Kleeblatt im „Macbeth", Othello", dem „Kaufmann von Venedig" und den Bulwer'schen Schauspielen. Die beiden letzten Monate der Saison, December und Januar, füllte Bulwer's neues Drama „The sea-captain" aus.

Über Knowles' und Bulwer's neue Stücke hier nur wenige Worte. Über letzteres berichteten wir kurz im November. Das Hauptinteresse der Handlung wird allerdings bis zum Schlusse sehr wohl erhalten; nur ist das Stück zu überfüllt von Nebenhandlungen, ja, es ist fast in jeder Scene eine neue Verwickelung angeknüpft, blos um den Zuschauer in steter Spannung zu halten. Sind auch die Charaktere mit Consequenz durchgeführt, so besitzen sie doch nichts Anziehendes. Der Schiffscapitain ist freilich so edel, so großmüthig, so tapfer u. s. w. wie irgend Jemand auf den Bretern, aber seine Sentimentalität und Weinerlichkeit ist für einen Schiffscapitain zu abgeschmackt. Die Mutter dagegen ist ganz ohne alles mütterliche Gefühl. Jede Mutter wird gewiß das Kind einer aus Liebe geschlossenen heimlichen Ehe, für welches sie viele Leiden zu bestehen gehabt hat, mit doppelter Zärtlichkeit lieben; hier aber kommt ein solches Kind, nachdem es lange für verloren gegolten, als ein trefflicher Mann zurück und die Mutter zeigt keine andere Regung, als ihrem Stolze und einem nichtsnutzigen Sohne einer zweiten Ehe zu Liebe jenen Sohn auf jede Weise und so schnell wie möglich wieder fortzuschaffen. Die Sprache endlich hat alle Bulwer eigenthümliche Fehler in höchstem Grade: Affectation, Übertreibung, Überhäufung und Verwirrung von Tropen und, wo Witz versucht wird, Gezwungenheit. Jeder gebildete Leser, der nicht von dem Namen des Verfassers bestimmt wird, muß sicher nach wenigen Seiten das Stück mit Verdruß aus der Hand legen.

Trotz seiner Fehler bringt jedoch dieses Stück immer den befriedigenden Eindruck eines Ganzen hervor. Sheridan-Knowles' Erzeugniß aber erscheint mir, obgleich im Kerne ganz gesund, durchaus verkrüppelt. Der Verf. hat sich zur Aufgabe gemacht, den Kampf der Liebe und des Stolzes in einem Weibe darzustellen. Sein Liebespaar besteht demnach aus der Tochter eines souverainen Herzogs und einem Sklaven desselben, welchem ersterer eine gute Erziehung geben ließ und später die Erziehung seiner Tochter anvertraute. Die Gewohnheit täglichen Umgangs nährt ihre Liebe, bis sie unbemerkt eine große Tiefe gewonnen hatte. Die Liebe der Gräfin verräth sich nun zuerst in einer sehr drastischen Scene. Sie, Hûon — wie der Geliebte heißt — und eine Partie Edelleute werden auf der Jagd von einem Gewitter überrascht; Hûon sucht, trotz der ihm gemachten Warnungen, unter einem Baume Schutz, es schlägt in den Baum ein, Hûon stürzt für todt nieder, und Katharine — so heißt die junge Gräfin — vergißt alle Rücksichten und überläßt sich laut ihrem Jammer. Dies ist gewiß vortrefflich gedacht. Die Edelleute nun theilen dem Herzoge ihre so gemachte Entdeckung mit, welcher, entrüstet, Hûon befiehlt, binnen 24 Stunden eine Sklavin, ebenfalls Katharine genannt, zu heirathen, und ihm im Weigerungsfalle mit dem Tode droht. Hûon zieht letzteres vor, der Herzog läßt ihm jedoch einige Stunden Bedenkzeit. Während derselben treffen sich Hûon und die Gräfin und es folgt eine sehr rührende gegenseitige Liebeserklärung. So weit ist Alles gut. Nun aber läßt die Gräfin Hûon schwören, blindlings Alles zu thun, was sie fodern werde, und befiehlt ihm sodann — der Sklavin seine Hand zu geben. Der Erstaunte thut dies, wird, wie verabredet, am Abend getraut und entflieht, wie zu erwarten war, sogleich nach dieser Trauung. Die ihm Vermählte war tief verschleiert und in der That nicht die Sklavin, sondern die Gräfin selbst, deren Namen, wie gesagt, ebenfalls Katharine ist. Nun, was heißt dies? Ist es wahrscheinlich, daß ein junges liebendes Mädchen auf diese Art handelt? Zu welchem Ende verheimlicht sie Hûon ihre Absicht, die Stelle der Sklavin zu vertreten? Die Sache ist zu ernst und zu gefährlich für ein Spiel. Stolz kann sie auch unmöglich bestimmen, nachdem sie Hûon unter Thränen ihre Liebe gestanden hat. Wir wissen, in Wahrheit, keine andere Erklärung zu finden, als daß wir hier erst am Ende des dritten Actes sind, der Verfasser aber noch zweier Acte bedurfte. In diesen beiden Acten zeichnet Hûon sich aus und wird ein Ritter, der alte Herzog stirbt, sodaß Katharine, seine einzige Tochter, ihre eigene Herrin wird, und gegen den Schluß des letzten Actes findet sie ihn wieder und reicht ihm ihre Hand. Haben diese beiden Acte irgend eine Bedeutung, so besteht sie darin, daß sie die Wirkung der drei ersten gänzlich wieder aufheben, denn der Sieg, welchen durch die Liebeserklärung der Gräfin gegen ihren Sklaven die Liebe über den Stolz gewann, geht dadurch, daß Hûon mit ihr gleichen Ranges ist, als sie sich ihm vermählt, ganz wieder verloren. Der große, anhaltende Beifall, den das Stück gefunden, erklärt sich indessen hinreichend durch die ergreifende Wirkung vieler Situationen, durch die Sprache, welche, obwol selten sonderlich poetisch, doch immer naturwahr und zum Herzen sprechend ist, und das meisterhafte Spiel der Miß Ellen Tree.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 95. —— 4. April 1840.

Schwedische Geschichten unter Gustav III., vorzüglich aber unter Gustav IV. Adolf, von E. M. Arndt.

(Beschluß aus Nr. 94.)

Die Ehrenrettung der deutschen Offiziere ergibt sich nach allem Gesagten von selbst. Mit einem Worte: die Unmöglichkeit, dem Könige zu helfen, hielt sie davon ab. Daß die Schweden nachher über sie triumphiren und diese Lage ihnen nicht gefallen würde, wie der Hr. Verf. S. 449 erzählt, wußten sie gleich im ersten Augenblicke; es erhöht aber nur ihr Verdienst der Mäßigung. Die einsichtsvollen Schweden sahen dies auch ein. Das gestörte gute Vernehmen zwischen den deutschen Truppen und den Garden stellte sich bald wieder her und später, im August 1809, im heißen Kampfe gegen General Kamenskoi in Westerbotten, den sie brüderlich nebeneinander bestanden, besiegelten sie es durch viel, gemeinsam fürs Vaterland vergossenes Blut.

Zwei Züge deutscher Treue mögen jedoch noch bezeugen, wie schwer es ihnen ward, bei des Königs Sturz die erste Regung zu überwinden. In der Stunde seiner Verhaftung war der einzige deutsche Offizier, der sich nicht unter des Obersten v. Engelbrechten Augen bei der Schloßwache und dem nur 100 Schritt davon aufmarschirten Regimente befand, und der ein unabhängiges Commando von etwa 30 Mann befehligte, der wachthabende Offizier im Palais der Prinzessin Albertine, etwa 800—1000 Schritt vom Schlosse. Er war in der That der Einzige, dem die Möglichkeit gegeben war, etwas zu unternehmen. Engelbrechten mochte wol Ähnliches fürchten, da, wenn jener Offizier die Nachricht von den Vorfällen auf dem Schlosse bekam, er nicht zugleich durch die Ansicht der Unmöglichkeit einer Rettung des Monarchen abgeschreckt werden und der eigentlichen Lage der Dinge noch unkundig sein konnte. Er schickte daher einen andern vom Schlosse ab, um jenen abzulösen. Dieser fand seinen Kameraden schon unvollständig unterrichtet, der König sei in Gefahr, und sah ihn mit Anstalten beschäftigt, die auf den Entschluß deuteten, dem Könige sogleich mit aller Mannschaft der Wache zu Hülfe zu eilen. Hieraus und aus seiner Weigerung, sich ablösen zu lassen, gewahrte der andere leicht, was in seiner Seele vorging. Erst eine treue Darstellung der Lage der Dinge beim Schlosse und der Gefahr für den schon gefangenen König selbst, bei einem tollkühnen Unternehmen, vermochte den Wachthabenden, sich ablösen zu lassen. Hieraus ist mit Sicherheit abzunehmen, daß, hätte der König nicht selbst Abends vorher alle Zugänge zum Schlosse sperren lassen, und hätten mehre Offiziere unabhängige Commandos gehabt, ihm Beistand geworden, oder seine Rettung durch die Flucht gelungen wäre.

Im Cabinet der auswärtigen Angelegenheiten arbeitete zu dieser Zeit unter dem Canzleipräsidenten Freiherrn Ehrenheim, welcher, wie (S. 451) ganz richtig angemerkt ist, aus Trauer über seines Königs Fall den Abschied nahm, ein junger Deutscher, welchem das Wohlwollen aller seiner Vorgesetzten und das Ansehen vieler Freunde seines verstorbenen Vaters in Schweden eine ehrenvolle, selbst glänzende diplomatische Laufbahn versprachen. Gleich am Nachmittage des Revolutionstages suchte dieser seinen Bruder auf, einen deutschen Offizier, und drang in ihn, noch in derselben Nacht des Königs Rettung zu unternehmen. Und da dieser ihm die Unmöglichkeit bewies, foderte er selbst sogleich seinen Abschied, gab alle seine vortheilhaften Aussichten auf und verließ bald darauf das Land. Er hat später gegen Napoleon in Östreich und Spanien gedient und steht jetzt in preußischen Kriegsdiensten. Seine politischen Grundsätze stimmten mit denen Gustav Adolf's überein. Ihm gereicht es zur Ehre, denselben seine persönliche Stellung, sein anvertrautes Amt geopfert zu haben. Der König aber mußte und durfte seinen noch so legitimen Ansichten nicht seine Krone, sein Reich und das ihm anvertraute Wohl seiner Unterthanen opfern. Will man aber die Schuld an seinem Sturze durchaus nicht ihm selbst beimessen, so trägt sie wol Niemand als Kaiser Alexander. Ohne seinen Angriff auf Finnland wäre Schweden unter Gustav Adolf später ein noch eifrigerer Bundesgenosse der Coalition gegen Napoleon geworden, als dies 1813 der Fall war, und das monarchisch-legitimistische Princip wäre nicht so arg verletzt worden, als es durch diese schwedische Revolution geschah. Allein auch Alexander's Benehmen und seine Verletzung einer Moral, die mächtigen Fürsten leichter in der Politik zu behaupten sein muß als schwachen, wird durch das große Interesse seines Reichs an Finnlands Eroberung gemildert; er durfte den seit mehr als einem Jahrhundert gewünschten günstigen Zeitpunkt dazu

nicht versäumen, ohne es mit den Russen zu verderben. Immer trägt Gustav Adolf, dessen Starrsinn den Vorwand dazu darbot, den größern Theil der Schuld.

Zu S. 465. Ein ganzes Geschlecht vom Throne auszuschließen, um der Fehler seines Oberhauptes willen: diese Lehre wird freilich nie in treuen deutschen Herzen wurzeln. Allein die Engländer, die Franzosen haben es gethan, und die Geschichte hat leider gelehrt, daß die Wiederkehr vertriebener Dynastien sie nicht befestigt, sondern die Furcht der Völker bestätigt hat. Hier wäre der Fall vielleicht anders gewesen, da des Thronerben Jugend noch in seiner Erziehung Mittel gewährte, den bösen Einflüssen rachsüchtiger Lehren zu begegnen, indem Vorurtheile irgend welcher Art in seinem Herzen noch nicht so tiefe Wurzeln hatten schlagen können als in denen der darum gefürchteten Stuarts und Bourbons. Die andern Gründe gegen die Ausschließung des Wasastammes sind (S. 478) sehr bündig angegeben; wundern möchte man sich überdies, daß Kaiser Alexander sein Unrecht gegen Gustav Adolf nicht wenigstens durch eine feste und bestimmte Erklärung zu Gunsten seines Sohnes zu sühnen suchte, welche vielleicht durchgedrungen wäre und aus mehren Ursachen selbst mit Rußlands Interesse übereinzustimmen schien. Dies bei Seite, so muß man doch bekennen, daß Schweden bis jetzt alle Ursache hat, mit seinen damals gefaßten Beschlüssen zufrieden zu sein. Daß nicht alle gleich nach der Revolution von 1809 gefaßten sanguinischen Hoffnungen in Erfüllung gingen, dafür konnten die Schweden nicht, die ja überhaupt nur aus trauriger Noth gehandelt hatten.

Finnland war und blieb verloren, doch trifft Karl's XIII. Regierung der Vorwurf nicht, sie habe nicht gethan, was sie konnte, den harten Verlust abzuwenden, sowol durch Unterhandlung als durch Waffen. Waren doch die Russen unter Kamenskoi schon nördlich um den bothnischen Busen herum bis Umeå nach Süden vorgedrungen, und wurden sie doch durch eine kräftige Waffenthat, durch einen Seezug, verbunden mit einer Landsteigung in ihrem Rücken nach scharfer Schlacht wieder vertrieben und die ganze Provinz Westerbotten befreit. Dieses Zuges, der im August 1809 geschah, erwähnt der Hr. Verf. nirgend, vielleicht weil er nicht vollkommen gelang, indem das russische Corps sich lieber löwenmüthig durchschlug, als in so mislicher Lage die Waffen zu strecken; und weil dieser Kampf am Ende Finnland nicht wiederbrachte. Allein der Hauptzweck war erfüllt, die Feinde von jedem Angriffe auf der Westseite des bothnischen Busens abzuschrecken. Vor diesem Zuge hatten sie schon von Abtretung des ganzen nördlichen Schwedens bis an die Dal-Elf gesprochen — erst nach demselben stimmten sie ihre Sprache herab.

Zu den vorzüglichsten Leistungen des Arndt'schen Werks gehören die Schilderungen einflußreicher Personen der beschriebenen Zeit und ihrer Charaktere, zu denen, wenn es hier der Ort wäre, noch mehre hervorstechende und bestätigende Züge geliefert werden könnten. Auch in diesem zuletzt von uns besprochenen fünften Abschnitte finden sich mehre dieser Zeichnungen, und sie sind fast alle wie aus dem Leben gegriffen. Am gelungensten sind die Schilderungen der Generale Essen, Toll; sodann die von Adlercreutz, Adlersparre und zum Theil von Engelbrechten. Nicht so ausführlich, doch richtig sind Stedingk, Bror Cederström, Tibell und Lagerbjelke vorgeführt; mit wenigen Zügen, doch treffend Vegesack, Boye u. A.; streng, wenn auch nicht ungerecht, sind der Reichsdrost Graf Wachtmeister und Graf Ugglas behandelt; zu streng Mellin, dem der Verf. seinen Mangel an Selbständigkeit und scharfem Verstande auf seinem Posten nicht verzeiht. Er war freilich nur, was man eine gute ehrliche Haut nennt, aber wir können doch nicht Alle Genies und Helden sein. Des Königs eigenes Bild ist mit rücksichtsvoller Zartheit, doch mit Wahrheit entworfen, die edle Königin mit verdienter Ehrfurcht dargestellt. Es ist eine Freude, Personen und Sachen so dargestellt zu sehen, wie hier.

Einige Mängel konnten bei einer, wie es scheint wegen anderweitiger Beschäftigung des Hrn. Verf. flüchtig betriebenen Herausgabe nicht ausbleiben. Wir wünschen bei einer zweiten Auflage einige den Sinn entstellende Druckfehler hinweg. So steht S. 380, Z. 10 v. u. Ew. Maj. hat einen Kopf, statt: Ew. Maj. hat er einen Kopf u. s. w.; S. 445, Z. 13 v. o. steht Adlercreutz statt Adlersparre; S. 126 steht mehrmals Grenskfund statt Svenskfund. Allenfalls kann der Leser dies selbst verbessern; dagegen hätten wol einige in Deutschland schwer verständliche Ausdrücke vermieden oder durch Noten erklärt werden sollen. Wenn z. B. in Schweden von der großen Flotte (S. 121, 315) die Rede ist, so versteht man darunter nicht wie in Deutschland eine zahlreiche Flotte, sondern eine Flotte von Hochbordschiffen, im Gegensatz der Scheerenflotte, die aus niedrigen, meist offenen Fahrzeugen besteht und auch wol die kleine, oder die Flotte der Armee genannt wird, weil sie bestimmt ist, dieser zur Seite zu fechten, sie von der Seeseite zu decken, selbst sie theilweise über das Meer zu transportiren. Unter eingetheilten Regimentern (S. 396 u. a. a. O.) werden in Schweden diejenigen verstanden, welche gewissen Regierungsbezirken (Lehnen oder Landshauptmannschaften in Schweden genannt) zugetheilt sind, aus denen sie gestellt werden. Die Krone gibt den Offizieren wie den Soldaten jedem eine Baustelle, d. h. eine Wohnung, Haus oder Hütte nach dem Grade des Empfängers, mit Ackerland umher, woran sie Überfluß hat; dazu sehr wenig baares Geld. Darin besteht ihr Sold. Die Offiziere verpachten meistens diese Baustellen, der gemeine Mann aber bewirthschaftet sie selbst, bleibt solchergestalt beim Pfluge und wird in Friedenszeiten nur höchstens drei Monate im Jahre unter die Fahnen gezogen. Durch diese für Schweden vortreffliche, von Karl XI. herrührende Einrichtung gewinnt der Ackerbau, und der Krieger wird fast unauflöslich an den Boden gefesselt, dessen Ertrag ihn unmittelbar ernährt. Er streitet im eigentlichsten Sinne für Haus und Hof, die ihm, wenn er ins Feld zieht, von der zurückbleibenden Bauerschaft bewirthschaftet

werden müssen. Sein Einkommen steigt und fällt mit den Kornpreisen, und dadurch war Schweden noch 1815 vielleicht das einzige Land, wo der Sold des Soldaten mehr als hundert Jahre lang ohne ihren Nachtheil unverändert hatte bleiben können. Rußland hat in seinen Militaircolonien diese Einrichtung, wiewol mit Abänderungen, nachgeahmt und sie ins Große getrieben. Früher zeigte nur die Türkei Ähnliches in den Timars oder Lehen und den damit belehnten Kriegern, Timarioten genannt. Auch ohne unsere hier gegebene Erklärung hätte für den Zweck des vorliegenden Buchs vielleicht der Ausdruck „Provinzialregimenter" genügt. Namen wie Hangöudd (Spitze der Insel Hang) S. 317 und andere sind als leicht übersetzbar auch im Buche erklärt, und das ist gut; dem deutschen Leser wird dadurch ein Begriff gegeben, den er festhalten kann.

Zum Beschluß dieser langen Recension danken wir mit aufrichtiger Freude dem Hrn. Verf., daß er sein Werk hat ans Licht treten lassen. Sein Wahlspruch scheint gewesen zu sein: Ehre, dem Ehre gebührt; aber auch umgekehrt. So nur verwaltet der echte Geschichtschreiber sein Richteramt und wenn es, wie hier, meist nur ein Todtenrichteramt ist, so mag man sich weniger über die Schärfe einer, den Beurtheilten und ihren Angehörigen leicht unberufen erscheinenden Gerechtigkeit beklagen. Wir wünschen dem Buche recht viele Leser und vor allen Dingen eine Übersetzung ins Schwedische, damit im Lande selbst sowol eine Lehre aus dem darin ausgesprochenen Tadel, als eine Freude aus dem gespendeten Ruhme geschöpft werden könne. 58.

Correspondenznachrichten aus London.

(Beschluß aus Nr. 91.)

Die beiden neuern Stücke nun, „Mary Stuart" von Haines, und „Legend of Florence" von Leigh Hunt, sind nicht ohne Verdienst; und da sie hier allgemeinen Beifall gefunden haben, so wird eine nähere, obwol kurzgefaßte Betrachtung derselben nicht unwillkommen sein. Die Handlung der „Mary Stuart" besteht in der Verschwörung der schottischen Adeligen gegen den Günstling der Königin, den Italiener Rizzio, und dessen Ermordung durch dieselben. Der Held des Stückes ist aber nicht, wie man nach dem Titel schließen sollte, Maria Stuart, noch ist es Rizzio, obgleich um ihn die Handlung sich dreht, sondern Ruthven, der nordisch-kräftige, eisenfeste aber barbarische und tückische Anführer der gegen Rizzio verschworenen Adeligen. Der Inhalt ist ungefähr folgender. Die eröffnende Scene leitet uns sehr gut in den Zustand der Dinge ein durch die Unruhe, mit der Morton und Andere vom hohen Adel auf Nachrichten von Ruthven warten, ihre Bestürzung, als sie vernehmen, er sei in der größten Lebensgefahr, und der bittere Hohn, mit welchem sie sich erzählen, Rizzio sei bei einer Procession gewesen, an der die Königin und deren Gemahl Theil nahmen. In der zweiten Scene unterredet sich Ruthven, sterbend und lebensmüde, im tiefsten Unmuth über das Geschick Schottlands, mit seiner lieblichen Tochter Katharine über sein herannahendes Ende. Morton aber tritt ein und stellt ihm vor, daß ohne seine Hülfe es das unvermeidliche Schicksal des schottischen Adels sein müsse, sich Rizzio's Joche zu beugen. Dies wirkt und er ruft aus:

Treffe
Das Land erst Hungersnoth und schwere Pest!
Sich Rizzio — Rizzio's Joche! — Ihr solltet nicht
Von Beutelschneidern wie von Kön'gen reden.
Der Macht Misbrauch erhabenes Verbrechen
Mit solchen Schurkenlastern nicht vermischen,
Die in dem Herzen eines Rizzio kriechen.

Morton.

Ich spreche meine Furcht.

Ruthven.

Hört auf zu fürchten
Und sprecht mehr, wie Ihr selbst.

Morton.

Mir zeigt das Feuer
In diesem Vorwurf, Ruthven lebt noch, ich
Will jetzt für Schottland hoffen.

Und in der That, Ruthven ist neu belebt und von diesem Augenblicke an bis zur Vollendung seines Racheplans gegen Rizzio wieder im unbeschränkten Besitz seiner frühern Geistes- und Körperkräfte! Er ruft hierauf Katharine, die abgegangen war, zurück und trägt ihr auf, sich zur Beobachtung Rizzio's und der Königin nach Hofe zu begeben, welchem unzarten Befehle sich die Tochter, obwol widerstrebend, fügt. Dies ist sehr getadelt worden, als eine gemeine, eines Mannes wie Ruthven unwürdige Hinterlist; allein Barbaren, wie Ruthven, ist keine Waffe natürlicher als Hinterlist; auch erklärt man sich leicht, daß ein junges Mädchen nicht wohl dem Befehle eines solchen Vaters, so unzarter Art der Befehl auch sei, zu widerstehen vermag. Der zweite Act enthält erst eine kurze Scene, in der die Lords Douglas und Chalmers bei Rizzio für Ruthven um eine Privataudienz bei der Königin anhalten, welches aber Rizzio, als dem Wunsche der Königin zuwider, abschlägt, sodann eine lange öffentliche Audienz der Königin, vor welcher, nachdem zuvor der englische Gesandte eine höchst insolente Botschaft der Königin Elisabeth abgegeben, Ruthven an der Spitze der verschworenen Adeligen erscheint, zur Überreichung von zwei Petitionen, eine für die Zurückberufung Murray's, des verrätherischen Bruders der Königin, und eine andere für die Entfernung von Ausländern vom Hofe. Es entsteht eine heftige Debatte zwischen Boswell und Ruthven, die so heftig wird, daß endlich Rizzio, obwol auf die leiseste Weise, an die Gegenwart der Königin erinnert, worauf Ruthven mit den Worten: „Welch ein kriechend Ding ist, das ich zischen höre!" sich gegen diesen wendet und eine ganze Flut der schmählichsten Invectiven gegen ihn ausgießt, bis endlich die Königin sich ihres Günstlings annimmt, obwol mehr wie eines getretenen Schooshundes als eines beleidigten Mannes, und sich mit ihm fortbegibt. Der Act schließt mit einer Unterredung Darnley's, des Gemahls der Königin, und Ruthven's. Darnley, voll Eifersucht gegen Rizzio, will seine Rache an dem Günstling sogleich ausgeführt haben, Ruthven aber sucht ihn zu bewegen, wie ein Mann und mit der erfoderlichen Klugheit und Geduld zu Werke zu gehen; eine Unterredung, die von dem Dichter vortrefflich ausgeführt ist. In der dritten Scene sehen wir die Königin mit ihren Frauen und in deren Mitte Rizzio, auf der Harfe spielend. Die Königin und Rizzio improvisiren ein kleines Schauspiel, in welchem Rizzio einen Troubadour und die Königin dessen Dame macht. In diesem Spiele hängt die Königin Rizzio das Medaillon mit ihrem Bildniß um, welches, obwol im Scherze gegeben, ihm nachher im Ernste gelassen wird. Die Königin und die Damen gehen ab. Rizzio bleibt und zu ihm kömmt Douglas, der ihn durch die niedrigsten Schmähungen zu reizen sucht, aber lange vergeblich. Endlich erwidert Rizzio, worauf Douglas zieht und Rizzio zu seiner Selbstvertheidigung genöthigt wird, zu fechten. Hierbei werden sie von Darnley betroffen, ein Umstand, der demselben sehr erwünscht kömmt; denn es wurde als ein Capitalverbrechen angesehen, in dem königlichen Palaste den Degen zu ziehen. Ohne sich auf die mindeste Untersuchung

einzulassen, läßt er daher sogleich Rizzio ins Gefängniß abführen, während Douglas frei davongeht. Im Anfange des dritten Actes harrt Darnley mit ängstlicher Erwartung Ruthven's, der ihm vom Unterhause Nachrichten auf seine Anträge bringen soll. Ruthven kömmt endlich und bringt ihm die abschlägige Antwort des Unterhauses, worauf Darnley, seinem Charakter gemäß, seinen Zorn gegen den Boten wendet, auf Ruthven schimpft und dann mit dem Schwerte gegen ihn losstürzt, welches ihm Ruthven jedoch — so sehr ist ihm seine Stärke wieder geworden — wie einem Knaben aus der Hand schlägt; andere Adelige kommen hinzu. So groß ist aber Ruthven's Verachtung Darnley's und so schwach dessen Gemüth, daß dieser Zwist durchaus keine weitern Feindseligkeiten zwischen beiden veranlaßt. Rizzio wird sodann vor Darnley gebracht, und, wie sich von selbst versteht, keine Vertheidigung seinerseits angenommen. Einem niederträchtigen Italiener, sagt Douglas, wäre man keinen Glauben schuldig. Diese Behauptung zu widerlegen, hält Rizzio eine Rede zur Vertheidigung Italiens, erinnert an Cäsar, Cicero und Horaz und an die Verdienste des mittelalterlichen Italiens um die Wiederherstellung der Wissenschaften, welche Rede beim Publicum sehr vielen Beifall gefunden hat, uns indessen ziemlich müßig scheint, da Rizzio doch wissen mußte, daß bei solchen barbarischen Gesellen, wie diesen Adeligen, die ihren Entschluß einmal gefaßt hatten, dergleichen Reden nur taube Ohren finden würden. Rizzio wird von Darnley des Landes verwiesen; die Königin aber kömmt herzu, spricht Rizzio frei und begibt sich, von diesem gefolgt, in großer Entrüstung von Darnley hinweg. Ruthven, der es für besser gehalten hatte, bei Rizzio's Verhör nicht gegenwärtig zu sein, kömmt jetzt mit seiner Tochter zu dem ergrimmten Darnley und läßt ihm von ihr erzählen, wie die Königin Rizzio ihr Medaillon umgehangen habe, welches, trotz allen Betheuerungen der Jungfrau, daß es nur in einem unschuldigen Spiele geschehen sei, als hinreichender Beweis der Schuld jener Beiden genommen wird. Im vierten Acte warnt Katharine die Königin vor Gefahr, welche ihr und Rizzio drohe. Es entsteht ein gegen Rizzio gerichteter Volkauflauf vor dem Palaste, der, von Ruthven angestiftet, zu weit getrieben und nur mit Mühe von ihm wieder beseitigt wird. Rizzio entschließt sich jetzt zur Flucht, doch kömmt er mit der Königin überein, sie am Abend noch einmal zu sehen. In der zweiten Scene sind die Verschworenen versammelt, um endliche Maßregeln zu verabreden. Besonders hat Darnley ein Document zu unterzeichnen, in welchem er die Ermordung Rizzio's gutheißt, eine Sache, gegen welche er — wie der Dichter sehr gut darstellt — viele kleinmüthige Bedenklichkeiten hat und der er auf alle Weise auszuweichen sucht, zu der er jedoch endlich durch Ruthven's Zureden bewogen wird. Kaum ist dieses geschehen, so wird Ruthven verkündigt, seine Tochter sterbe. Katharine wird zu ihm gebracht und sie strengt ihre letzten Kräfte an, ihn zu ermahnen, von seinen Feindseligkeiten gegen Rizzio abzustehen und dessen Unschuld zu betheuern. Sie stirbt sodann und Ruthven drückt seine Klage in einer Vision von dem Reiche des Todes aus — eine Arbeit, die wir dem Dichter lieber geschenkt hätten. Im fünften Acte sucht Ruthven dem Wunsche seiner sterbenden Tochter dadurch zu entsprechen, daß er sich zur Königin begibt, um diese zur Verbannung Rizzio's zu bewegen; da sie aber dieses aus dem Grunde der Unschuld Rizzio's weigert, so geht er entrüstet ab, mit den Worten, daß sie sein Schicksal besiegelt habe. Die Verschworenen, welche Rizzio's bevorstehende Zusammenkunft mit der Königin erfahren haben, treffen jetzt die nöthigen Anstalten zur That, besonders, um die Wachen auf ihrer Seite zu haben. Hierauf folgt die Schlußscene. Rizzio ist bei der Königin und singt ein — nicht eben geistreiches — Requiem für Katharine. Sodann entsteht ein Geräusch; die Thüren einer Reihe von Gemächern — in die der Zuschauer sieht — werden nacheinander geschlossen, und endlich tritt Ruthven in völliger Rüstung und mit geschlossenem Visir, begleitet von den übrigen Verschworenen, durch eine geheime Thüre ein. Mit dem Donnerworte: „Rizzio, komm her!" reißt er Rizzio, der in seiner Angst, hinter der Königin niederkauernd, sich an deren Gewand festhält, fort und wirft ihn den übrigen zu, die ihn erstechen und ins nächste Gemach fortschleppen, die Königin aber sinkt in Ohnmacht. Ruthven, der den übrigen gefolgt war, kömmt jetzt zurück — wir wissen nicht weshalb — und stirbt, nachdem er sich in einem Selbstgespräche versichert, daß die That kein Mord, sondern für das Vaterland geschehen sei.

Durch die vielen drastischen Situationen, die, wie man aus dieser kurzen Angabe ersehen wird, das Stück enthält, wie durch seinen größtentheils sehr dramatischen Dialog, verdient es allerdings den Beifall, welchen es beim Publicum gefunden hat. Seine Fehler sind jedoch groß und augenscheinlich. Die plötzliche Art, mit der Ruthven seine Kräfte wieder erhält, sie behält, bis er seinen Plan gegen Rizzio ausgeführt hat, und sie dann ebenso plötzlich wieder verliert, ist ganz gegen alle Wahrscheinlichkeit; er erscheint fast wie ein aus dem Grabe gekommenes und nach der Befriedigung seines Hasses zu demselben zurückkehrendes Gespenst. Da er die Hauptperson des Stückes ist, so verliert es schon dadurch die Würde der Tragödie und wird zum bloßen Melodrama; denn der Held einer Tragödie muß vor Allem durchaus innerhalb der Natur gehalten sein. Ebenso unerlaubt ist der durch gar nichts motivirte plötzliche Tod der Katharine. Überhaupt ist das ganze Sujet für eine Tragödie ungeeignet; die Wichtigkeit, mit welcher die Adeligen gegen Rizzio, der doch im Grunde ganz harmlos ist und nichts verbrochen hat, als daß er ein Ausländer, von niedriger Geburt und der Günstling der Königin ist, sich verschwören und, was aus blos gemeinem Neide geschieht, wie eine Angelegenheit des Vaterlandes behandeln, die That selbst endlich, die Ermordung eines wehrlosen Mannes von einer Anzahl schwer Bewaffneter —, alles Dies wäre ganz lächerlich, wäre es nicht so empörend und wirkte so niederdrückend auf das Gemüth. 22.

Literarische Notizen.

Von „La Pologne pittoresque", zum Besten der polnischen Ausgewanderten herausgegeben und von d'Olrich-Szaniecki geleitet, erschien soeben das erste Drittel des dritten Bandes. L. Mierosławski theilt darin die Geschichte Polens unter der Herrschaft des Hauses Sachsen, August's II. und August's III., wie derjenigen des Stanislaus Leszczynski mit, in einer kräftigen Darstellung und sinnreichen Auffassung. Die „Études sociales" von J. Wysłouch lassen erkennen, daß der Verf. mit der modernen Philosophie wohl vertraut ist. Die geographischen und statistischen Arbeiten von Slowaczynski, welche von emsigem Studium zeugen, wechseln mit anmuthigen Schilderungen von merkwürdigen Ortschaften oder malerischen Gegenden ab, welche von Chr. Ostrowski, der sich auch durch Gedichte in französischer Sprache bekannt machte, und von Ch. Forster, der einen schönen Aufsatz über Polen im „Univers pittoresque" erscheinen ließ, geliefert worden sind. Die speciellere Redaction des dritten Theiles hat Chonski geleitet.

Die Literatur über Algerien hat sich abermals vermehrt durch eine „Histoire pittoresque de l'Algérie", enthaltend einen Bericht über die Anfänge dieses Staats, eine Geschichte der gegen Algier unternommenen Expeditionen, die Beschreibung des Landes und seiner Einwohner, nebst interessanten Details, betreffend die Sitten der Kabilen, Beduinen u. s. w., endlich die Erzählung der Eroberung von Algier im J. 1830 und der Thatsachen, welche auf diesem Terrain bis zum J. 1840 stattgefunden haben. Das Werk ist von Eugène Hatin verfaßt und erscheint in 20 Lieferungen, welche mit Portraits, Ansichten und einer schönen Karte von Algier, Tunis und Marokko verziert sein werden. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 96. — 5. April 1840.

Stunden christlicher Andacht. Ein Erbauungsbuch von A. Tholuck. Hamburg, F. Perthes. 1840. 8. 2 Thlr.

Fassen wir unsere Zeit als eine Zeit der Wiedergeburt aller Dinge auf — und für eine solche Auffassung derselben dürfen wir gewiß der Zustimmung der großen Majorität unserer Leser gewiß sein —, so ist damit allerdings noch nicht ausgesprochen, ob wir eine Wiedergeburt zum Leben oder zum Tode meinen, ob wir in der Signatur unserer Zeit das Wehen eines aufweckenden Frühlings, oder statt dessen das abendliche Grabgeläute des schlummerbringenden Herbstes erblicken; und es mag in mehr als einer Hinsicht rathsam sein, die Frage: ob das Eine oder das Andere gerade jetzt sich begebe, ganz auf sich beruhen zu lassen. Im bunten Farbenschmucke des natürlichen Herbstes, unterm tiefblauen Himmel über der neuaufsprossenden Wintersaat kommt oft genug Frühlingsluft ins Herz; und die wallenden Frostnebel des Frühlings bringen mitunter so viel Herbstliches in die Morgenstunden des jungen Jahres, daß man wie mit Verwunderung den Lerchentriller aus ihnen herausjubeln hört. Wir bekennen indeß, daß wir, namentlich wo es um menschliche Zustände sich handelt, lieber mit dem Frühling als mit dem Herbste uns zu schaffen machen, und sollte es darum auch am Ende illusorisch sein, so wollen wir dennoch auch für diesmal uns einbilden, es gehe mit unserer Zeit unter vollen Segeln hinaus in erwachendes Leben und aufsprossenden Frühling, und darum von ihr für unsern gegenwärtigen Zweck nur in Frühlingsbildern reden, im schlimmsten Falle uns damit tröstend, daß wir auch so, bei der großen Verwandtschaft, die die Extreme — Leben und Tod, Frühling und Herbst — aneinanderknüpft, nicht eben weit von der Wahrheit abirren können, wenn wir nur sonst auf ihrem Grunde bauen.

Sei es also für jetzt angenommen, nicht vorausgesetzt, daß unsere Zeit sich als einen beginnenden Frühling voll schaffender Kräfte und aufsprossender Knospen und Keime betrachten lasse; und billig erwarten wir so zwar, daß in ihr nach und nach alle einzelnen Geschlechter und Arten der großen menschlichen Flora an die Reihe der Entwickelung und Entfaltung kommen; gleichwol gestehen wir natürlich auch sehr gern so viel zu, daß wir unserer Zeit eine specifische, eigenthümliche Beschaffenheit einräumen und daß eben durch diese die Zusammensetzung der Atmosphäre, dieses Schatzhauses aller bildenden und schaffenden Kräfte, in einer Weise bestimmt sein müsse, bei welcher sie der einen Art oder Gattung günstiger ist als der andern, und mitunter gerade durch Das die zartesten Pflanzenspecies tödtet oder verkümmern läßt, wodurch sie andere am glücklichsten fördert und ausbildet. Vergessen — das wollen wir uns getrösten — wird gewiß in dem dermaligen Zeitenfrühling nicht eine Art der zahllosen Gewächse und Pflanzenspecies auf dem großen Saatfelde menschlicher Tendenzen; wäre es auch nur, daß eine leere Stelle, die durch nichts Anderes erfüllt werden konnte, an die außengebliebene Inhaberin derselben erinnert und dadurch Veranlassung wird, der zurückgehaltenen in ähnlicher Weise einen Leichensermon zu halten, wie er noch mitunter bei der Beerdigung Todtgeborener gehalten zu werden pflegt. Wo gäbe es in dem weiten Winterfelde, wie es, von dem Frühlingsodem der Gegenwart überweht, vor unsern Blicken sich ausbreitet, Sprossen, Wurzeln, Knollen, die in dem schon weit hinter uns zurückliegenden letzten Zeitenfrühling und Sommer geblüht, auch wol Frucht getragen haben, und von welchen auch nur eine Art von den zahllosen Gärtnern der Gegenwart nicht beaugenscheinigt, geprüft und in frischbereitetes Land gesetzt würde, mit der stillen Hoffnung, sie könnte doch vielleicht in der neuesten Frühlingsausstellung zu einiger Bedeutung gebracht werden? Indeß kann es neben all diesem dem Beobachter unmöglich entgehen, daß die prunkenden Camellien und Georginen nur allzu üppig die einfache, anspruchslose Flora der Väter überglänzen und eben in der Gegenwart der Standort ein sehr dürftiger ist, mit welchem das einst gepriesene Veilchen und der altväterische Rosmarin sich begnügen muß; ja, daß überhaupt nach den beiden Hauptbeziehungen des Geruchs und der Farbe der Unterschied zwischen alter und neuer, liberaler und absoluter Flora in recht charakteristischer Abstufung sich feststellen läßt.

Wir verfolgen diesen Weg, der uns bei dem sich selbst überschüttenden Reichthume der neuern Botanik leicht Dasjenige, was für ein Zeitblatt das Unentbehrlichste ist, nämlich die Zeit selbst verlieren lassen könnte, nicht weiter, um von unsern allgemeinen Reflexionen die Anwendung nur auf eine Pflanzenspecies der menschlichen Zeit-

flora, und noch dazu auf eine Species zu machen, die wenigstens dermalen nicht zu den besonders begünstigten gehört. Unsere Überschrift mit Titel und Namen, die sie bringt, verräth deutlich genug, was wir meinen, und wir haben es nicht länger Hehl, daß wir für heute unsere Leser und Leserinnen zur Betrachtung des anspruchslosen, den Vätern aber sehr liebgewesenen, in seinem kräftigen Geruche herzstärkenden, sonst freilich ziemlich unscheinbaren Muscatgeranium der „häuslichen Andacht" oder „Erbauung" einladen. Gern möchten wir es herausbringen, theils wie diesem Gewächse, das fast bis zum völligen Eingehen der Species verkrüppelt scheint, aufs neue zu frischem, kräftigem Wachsthume verholfen, theils in welcher Weise es von der Schmach der Ächtung, durch die es gerade aus solchen Häusern, in welchen andere Blumen sich breit genug machen, vertrieben worden ist, einigermaßen erlöst werden könnte.

Häusliche Andachtsübungen — tagtägliche Familienerbauung — wenigstens am Morgen, beim Anfang des Tagwerks oder zum Feierabend, jedenfalls an den eigentlichen geistigen Sonnentagen des Lebens — woher, meint man, soll dazu nur noch jetzt im Leben die Zeit kommen? Zeit, die bei Jenen, welche für sich über die täglichen Nahrungssorgen hinaus sind, zur mühsamen, künstlich zusammengesetzten Leibespflege, sei es am Morgen oder am Abend, kaum zureichen will; und bei den Proletariern und Wasserträgern der Gegenwart, wenn sie anders Beschäftigung finden, in der Regel schon vor ihrer Erfüllung mit Beschlag belegt ist. Freilich sehen wir es deutlich genug, daß es keiner Zeit jemals mehr an Zeit gefehlt haben könne als der unserigen, weil man nicht müde wird, mit Eisenbahnen und Dampfmaschinen auf immer neue und größere Zeitersparniß zu denken, und gleichwol das gesuchte Ziel beiweitem noch nicht gefunden hat. Muß aber Zeit werden zum Essen, zum Trinken für den Leib, Zeit zu täglichen Douchen und Regenbädern für die ganze Familie wie zum Eckenstehen und der Tagblattslecture — da kann es am Ende, wenn man nur ernstlich wollte, auch nicht an den wenigen Minuten fehlen, die der Hausvater in Anspruch nimmt, und es muß Zeit werden für die Pflege eines Lebensbedürfnisses, ohne dessen Bewahrung das Leben jedenfalls nur einseitig, d. h. in sich zerstört und aufgelöst erscheinen wird. Machen wir es uns deutlich, so können wir nicht übersehen, daß dem Frühlingsgarten unserer Zeit etwas Wesentliches mangelt, wenn in seiner Flora das stillduftende Veilchen der häuslichen Frömmigkeit, wenn unter seinen hoffnungreichen Fruchtblüten die erquickende Weinblüte glaubensvoller Erhebung nach Oben vermißt wird. Es soll uns gerade nicht wundern, wenn die üppigen, schwellenden Blätter und Dolden des äußern Lebens eben jetzt aus sehr nahe liegenden Ursachen das zarte Gewächs des innern Lebens mehr als billig überschattet haben; aber ganz darf das letztere von jenen doch gewiß nicht überwuchert werden und die vielleicht undankbare Mühe, dem verschatteten wenigstens zu einigem Licht und unentbehrlicher Freiheit zu verhelfen, soll von Dem, der unserer Zeit wirklich ins Auge geschaut hat, nicht zurückgewiesen werden. Der jugendliche Rausch von der Emancipation des Fleisches ist aus den Köpfen und Theorien denn doch so ziemlich wieder verflogen, und lassen seine unerquicklichen Nachwirkungen noch in den Gliedern sich vermerken, so können wir freilich nicht helfen; auch das muß überstanden werden, mag die Aussicht auf die lange Dauer derselben noch so unerfreulich sein. Wie aber die Theorie *allmälig* wieder einlenkt und die Sterne des Glaubens und *einer* obern Welt aus den schwindenden Wolken in die Himmelsbläue wieder eintreten, um ihr mildes Licht über die wechselnde Erde auszugießen, so muß *es ja doch allmälig* den Zeitgenossen wieder einleuchtend werden, daß der Mensch nicht vom Brote allein lebt; die Realität *einer* Welt voll geistiger Kräfte und Bewegungen muß aus ihrer bisherigen Dämmerung in neuem Lichte auftauchen, und somit zugleich, wenn nur nun nicht etwa wieder auf der andern Seite das Maß überschritten wird, als die würdigste Ergänzung des Lebens überhaupt sich offenbaren.

Das versteht sich von selbst, daß wir nicht gerade für unsere protestantische gebildete Welt — auf diese beschränken wir uns fortan ausschließend — die Betpulte der Vorzeit zurückfodern und keineswegs gemeint sind, das Toilettenzimmer in eine Hauskapelle umzuwandeln. Auch darüber sind wir mit uns einig, daß es, um die Hausandacht, sowie sie für unsere Zeit gefodert wird, wieder aufzurichten, nicht eines besondern Hauskaplans oder eines stehenden Anagnosten bedürfe, so gewiß wir zugleich überzeugt sind, daß da die schönste Blüte an unserm Gewächse, wenn nicht die ganze Pflanze selbst verkümmern würde, wo irgend eine ausschließende religiöse Ansicht, sei es die der Rechten oder der Linken, in dem kleinen Haussacrarium sich geltend machen wollte. Wir gehen noch weiter! Nicht einmal das verlangen wir, daß die Hausandacht die Form eines besondern Cultus, einer eigentlichen geistlichen Übung annehmen möge, da wir allerdings besorgen, unsere kritisch-reflectirende Zeit leiste schon das Äußerste, wenn sie nur erst den Sinn für das „Gebräuchliche" im eigentlichen Kirchenleben wieder gewonnen haben wird, sodaß ihr noch auf lange hin die Unempfänglichkeit für jenes Element im häuslichen Alltagsleben wird nachgesehen werden müssen. Bei alledem aber meinen wir gleichwol, es werde eine Frühlingsblüte für unsere aufstrebende Zeit sein, bei welcher jeder bessere Sinn mit innigem Wohlbehagen verweilen dürfte, wenn man, endlich müde des in seiner ausschließenden Richtung in die Länge nothwendig übersättigenden Umtreibens in den Regionen der Kunst, des äußern Wissens und des sinnlichen Genießens, in dem Gebiete einer geistigen und obern Welt wieder Fuß gewonnen haben und über das reiche, mannichfaltige untere Leben der Gegenwart die wahrhaft verklärenden, versöhnenden und sichernden Strahlen aus jener herüber auszubreiten verstehen wird. Wir können allerdings es uns nicht begreiflich machen, wie ohne einen Himmel über der Erde das wahrhaft erleuchtende und befruchtende Licht auf die Pflanzenwelt herabkommen soll, da wir, jene phantastische Zauberlichtwelt unter der Erde

mit ihren aus Licht gewobenen Pflanzen aus „Tausend und eine Nacht" abgerechnet, noch nicht gesehen haben, daß mit aller künstlichen Erleuchtung und Treibhauswärme eine ersprießliche Vegetation in Katakomben zu erzielen gewesen ist. Und so meinen wir wirklich, all den unermeßlichen Schätzen und Förderungen des Lebens, die in der stillen Werkstätte der wunderlichen Geisternacht, wie sie bis daher über uns gewaltet hat, vorbereitet worden sind, werde das aufgehende Morgenlicht neuer, frischer Geistigkeit, wenn wir es von verschattenden Wolken frei zu halten wissen, erst das volle Gedeihen und die rechte Anwendbarkeit verschaffen können. Sollte es nicht wirklich am Ende so sein, daß die so kräftig sich regende und aufstrebende Frühlingsflur der Gegenwart nur auf das Anbrechen und Hervorgehen dieses Lichtes aus einer obern Welt gewartet habe, um, wenn es nun in seinem vollen Morgenglanze leuchtet, von den Strahlen desselben verklärt und umflossen, nun erst Aller Herzen in der rechten Fülle zu erfreuen und jedem die Frucht des Friedens und des vollen Genügens darzureichen?

Es würde, so denken wir es uns, wenn jene Pflanze einer höhern Ordnung, jenes Frühlingsmorgenlicht aus einer obern Welt geistiger Kräfte und Bewegungen wirklich den Weg in unsere geschmückten und mit allen Gaben der Erde reich ausgestatteten Häuser gefunden hätte, — es würde nun den Häuptern wie den Gliedern unserer Familien die stete Verbindung, in welcher die untere Welt mit der obern steht, immer gegenwärtig sein und gleichsam die heitere Regel, das ordnende und ausgleichende Maß zu allem Wechsel des Thuns und Leidens, des Arbeitens und Ausruhens, des Genießens und Entbehrens bringen. Damit aber dieser segnende Einfluß gesichert und fortwährend ein klares volles Bewußtsein von ihm erhalten, auch fortschreitend entwickelt und ausgebildet werden könnte, müßte man, allerdings von selbst und von innerm Bedürfnisse getrieben, doch gewiß darauf kommen, von Zeit zu Zeit sich jene Verbindung in unmittelbarer Beschauung und Erwägung vor die Seele zu stellen, namentlich in der Regel beim Beginn eines Tages gemeinschaftlich aus dem Quell der frommen Betrachtung zu schöpfen. Und wäre denn eben damit nicht eine Hausandacht begründet, die, es versteht sich, gleich entfernt von lästigem und unnatürlichem Zwange wie von seichter und unredlicher Empfindsamkeit, ein Band um die Glieder eines Hauses schlingen würde, das allerdings noch fester zusammenhalten dürfte, als es Bedürfniß und Convenienz vermag? Und möchten wir nun da nicht wenigstens noch fragen: ob sich eine so construirte und constituirte Familie, auf welche Stufe des Feudal- oder Geldadels wir sie auch gestellt uns denken, nicht zu einem würdigern häuslichen Gemälde eignen dürfte als jene, in welcher die Herzen vom ersten Morgenstrahle an sich abmühen, den schon längst ausgepreßten Früchten der Erde noch den letzten Tropfen Erquickung abzugewinnen und am Ende froh sind, wenn sie in wüster Betäubung der Sinne sich selbst vergessen können?

Wir fodern nach Allem, was wir bisher angedeutet haben, gewiß nicht zu viel, wenn wir darauf bestehen, daß es in unserer universalen Zeit nicht an Gärtnern fehlen dürfe, die, während Andere Anderes in dem gegenwärtigen Frühling der Menschheit pflegen, ihre Sorgfalt und Kunst dem unter langer Winternacht begraben gewesenen Gewächse der Hausandacht zukommen lassen. Sind wir so viel schon der allgemeinen Gerechtigkeit schuldig, so wird überdies in unserm Felde die erfreulichste Belohnung nicht ausbleiben. Unvermerkt aber sehen wir uns somit zu der wichtigen Untersuchung über die Art und Weise, in welcher unserm Gewächse eben jetzt die rechte Pflege und Förderung zu gewähren sein dürfte, hingeführt, und haben dabei zugleich den Vortheil, nun zu unserm eigentlichen Zwecke, zu der Schrift, die unsere Überschrift nennt, und ihrer Beurtheilung einlenken zu können. Wir folgen diesem Zuge noch in aller Kürze, um so unsere eigentliche Aufgabe ohne Weiteres zu lösen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Major Rawlinson über altpersische Geschichte.

In einer der letztern Sitzungen der Asiatischen Gesellschaft in London wurden mehre Briefe von dem Major Rawlinson vorgelesen, über dessen Bemühungen, die keilförmigen Inschriften zu Bisitun zu entziffern und zu übersetzen. Das Resultat seiner Forschungen scheint aus den authentischesten Quellen eine Geschichte des persischen Reichs von der Zeit des Kambyses an bis gegen das Ende der Regierung des Darius zu geben und in höchst befriedigender Weise die Genealogien nach Herodot zu bestätigen, wie auch in der Erzählung selbst sich bedeutende Abweichungen finden. Leider ward es dem Major Rawlinson sehr schwer, manche der Inschriften zu copiren, weil sie sich in so bedeutender Höhe befinden, daß es in den meisten Fällen gefährlich oder gar unmöglich ist, sich ihnen ohne kostspielige Gerüste zu nähern, zu deren Herstellung er weder Zeit noch Mittel hatte. Schon Ker Porter klagte über diese Schwierigkeiten. Auch das Verständniß der Sprache dieser Inschriften ist schwer, und er meint, sie sei näher mit der ältesten Form des Sanskrit, dem Vedadialekte verwandt, als mit der Sprache der Zend-Avesta. Jede Reihe der Inschrift umfaßt 96 Zeilen; die erste enthält die Titel und Abstammung des Darius, die über Weschtasp, Arscham, Arivaremen, Taischpaisch und Hekhamenisch, den Hystaspes, Arsamus, Ariaramnes, Teispes und Achämenes des Herodot verfolgt wird. Dann werden die Reiche aufgezählt, welche dem Darius unterthan waren, gegen 20 Provinzen umfassend, die sich von Jonien in Westen bis zu den Mekri, dem Volke des neuen Mekran, in Osten erstreckten. Die Art, wie Darius auf den Thron kam, wird ziemlich umständlich angegeben. Kambyses, aus dem Geschlechte Amakham, hatte einen Bruder, Berscheye, den Mergis Justin's und Smerdis Herodot's, den er in der Schlacht erschlug. Nach seiner Abreise wegen der Eroberung Ägyptens brachen Unruhen in dem Reiche aus, und ein Magier, Namens Gumat, gab sich für den todten Smerdis, den Sohn des Cyrus, aus, in dessen Namen er das Reich in der Abwesenheit des Kambyses in Besitz nahm, der um diese Zeit in Ägypten starb. Darauf griff Gumat die Susier an, über welche der verstorbene Smerdis regiert hatte. Die Susier entdeckten bald, daß er ein Betrüger war, und widersetzten sich ihm deshalb. Bald darauf wurde er von Darius als Gumat, der Magier, erkannt, von demselben mit einer Schar Bogenschützen angegriffen und getödtet. Darius bestieg nun selbst den Thron. Dann werden die Thaten des Darius in seinem neuen Reiche erzählt, besonders ausführlich die Wiederherstellung des Feuerdienstes und der Feueraltäre, die von den Magiern ent-

weiht worden waren. Dann wird der Aufstand von Susiana unter Atin, dem Otanes der Griechen, geschildert. Die Inschrift erzählt ferner den Aufstand von Babylonien unter Reschetobir, der sich für Nedukedrescher (den Nebukadnezar der Bibel) ausgab, von Darius aber geschlagen und gefangen genommen wurde. Der Aufstand ist sehr ausführlich beschrieben und nimmt die ganze erste Reihe der Inschrift, sowie die zweite ein, soweit Rawlinson dieselbe copirte. Die dritte beschließt einen Bericht über die Unterwerfung Parthiens. Hierauf folgt eine Beschreibung der Eroberung von Margusch (Merv), welche die achte Eroberung des Darius genannt wird. Dann folgt ein langer Bericht über die Empörung in der Provinz Persien. Die vierte Inschriftenreihe hält der Major Rawlinson für ganz unleserlich, da nur einzelne Worte übrig geblieben sind. Noch gibt es drei andere Reihen in medischen Charakteren, der Major vermochte aber durchaus nicht in die Nähe derselben zu gelangen; fünf andere folgen in babylonischer Schrift, die aber sehr verwischt ist und höchst wahrscheinlich nur eine Übersetzung der vorstehenden Geschichte enthält. Auch mehre sculptirte Figuren gibt es, welche Ker Porter in seiner Reisebeschreibung bekanntlich abbilden ließ; an die Inschriften daran vermochte er nicht hinaufzugelangen. Vier davon copirte der Major Rawlinson mit großer Schwierigkeit und Gefahr, indem er auf der höchsten Sprosse einer Leiter an einem Abgrunde von wenigstens 400 Fuß Tiefe stehen mußte. Die liegende Figur (man sehe die Reise Ker Porter's) ist Gumat der Magier, die nächste Atin, der Usurpator von Susa, und die vierte Fredwortisch oder Phraortes. 51.

Notizen.

Man geht damit um, das Andenken des bekannten Architekten Percier, welcher lange Zeit mit ebenso viel Talent als Erfolg die Bauschule in Paris leitete, durch eine Medaille zu verewigen. Das Modell rührt von dem Bildhauer David her, die Ausführung ist Herrn Domard übertragen worden. Die eine Seite der Medaille wird mit dem Portrait des Architekten geschmückt sein. Die Idee zu dieser Medaille ist von Achille Leclere, einem alten Schüler des Gefeierten, gefaßt und von allen Zöglingen des Meisters mit Eifer ergriffen worden. Man wundert sich, daß die Akademie der schönen Künste in dieser Sache nicht die Initiative ergriffen und Das für Percier gethan hat, was die Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften für die Medaille gethan, die auf Herrn de Sacy geprägt worden.

In Lieferungen erscheint in Paris „Revue poétique du salon de 1840" von J. F. Destigny. Das Werk wird aus 12 Lieferungen, 24 Bogen in Quart und 24 mit Sorgfalt ausgeführten Zeichnungen bestehen. Jede Lieferung wird sich in 350 Versen kritisirend, erläuternd und beschreibend über die betreffenden Kunstwerke weitläufiger aussprechen. Alle Sonnabend erscheint eine Lieferung und bis zum 16. Mai soll das Ganze beschlossen sein. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 97. — 6. April 1840.

Stunden christlicher Andacht. Ein Erbauungsbuch von A. Tholuck.

(Fortsetzung aus Nr. 96.)

Es sind die vorliegenden Tholuck'schen nicht die einzigen „Stunden der Andacht", die nach jenen berühmten und berüchtigten, viel gepriesenen und geschmähten aarauer unter gleicher Firma dem Zwecke häuslicher Erbauung dienen wollen. Eben in diesen Tagen ist uns der Anfang eines Unternehmens der Art mit dem nämlichen Titel vorgekommen. Neben diesen Erbauungsschriften aber mit gleicher Aufschrift hat unser Buchhandel in der neuesten Zeit, besonders von der einen Seite her, Bücher für denselben Zweck in großer Menge erscheinen gesehen, und neben den ganz neulich erst fertig gewordenen „Stimmen aus Sion" hat die geschäftige Presse die ältern Andachtsbücher von Arndt, Kempis, Heinrich Müller, Schmolke u. s. w. in neuen Gewändern, nicht ohne befriedigenden Absatz ins Publicum wiedereingeführt. Tholuck, der geistreiche, gelehrte und in Wahrheit unermüdliche Vorkämpfer in den Reihen Derer, die ein lebendigeres Anschauen der obern Welt unserer Zeit wieder zu vermitteln bemüht sind, zeigt offenbar durch seine neueste schriftstellerische That, daß er der Überzeugung ist, das Gewächs der häuslichen Erbauung, wenn es wieder aufleben solle, bedürfe ganz vornehmlich der Unterstützung guter, die Gegenwart in derselben Weise ergreifender Erbauungsbücher, in welcher die bessern der Vorzeit ihre Zeitgenossen an sich zu fesseln gewußt haben, und sagt darüber in der gehaltreichen Vorrede so viel, daß über den Ernst, mit welchem er seine Aufgabe erwogen hat, kein Zweifel übrig bleiben kann. Im Ganzen gehen die Ansichten der übrigen Erbauungsschriftsteller auf Dasselbe hinaus; und wir selbst wüßten in der That auch nicht zu sagen, welche bessere Förderung wir jener Familienandacht, wie wir sie oben angedeutet haben, wünschen könnten, als ein in dem rechten Sinn und der rechten Fassung ausgearbeitetes Andachtsbuch. Bei dem gehaltenen, besonnenen Charakter, den wir einer in unserer Zeit alltäglich sich erbauenden Familie wünschen müssen, muß der Gebrauch eines Buchs, das die Betrachtung leitet und bestimmt, so ziemlich den Hauptbestandtheil der geistigen Tagesnahrung, die gesucht wird, ausmachen. Haben unsere Familien nur erst wieder das Hinschauen auf die geistige Seite ihres täglichen Lebens insoweit sich angeeignet, daß sie wirklich das Bedürfniß fühlen, für jeden Tag dasselbe gewissermaßen zu fixiren und somit sein Licht wenigstens für einige Minuten in ihrer Gesammtheit recht unmittelbar sich zuzuleiten, so dürften gewiß alle Abweichungen zur Rechten und zur Linken nicht besser vermieden, so dürften in recht freier und unbefangener Weise die Strahlen echter Erbauung nicht sicherer aufgefaßt werden können, als wenn ein Andachtsbuch, wie es eben sein soll, jedesmal die besondere Anregung gibt, die Richtung bedingt und das Maß vorzeichnet. Nach all diesem nun ist es billig und recht, daß wir die Bemühungen, die Zahl der Erbauungsbücher für unsere Zeit zu vermehren, dankbar anerkennen und in Jenen, die sie über sich nehmen, eben die Gärtner erblicken, die wir oben für unser Gewächs wünschten und die ihm diejenige Pflege zuwenden, die, wenn die Pflanze zu einer zeitgemäßen Entwickelung kommen soll, nun einmal nicht entbehrt werden kann. Aber freilich ebenso wenig können wir nunmehr der Untersuchung darüber ausweichen, ob durch die bereits erschienenen Erbauungsbücher, und zwar, da wir allerdings nur dem in unserer Überschrift genannten Gärtner für diesmal verpflichtet sind, ob durch die vorliegenden „Stunden christlicher Andacht" des Hrn. Dr. Tholuck dem erkannten Bedürfnisse wirklich abgeholfen worden sei? und das Ergebniß derselben wird ganz natürlich unser Urtheil über die letztern bedingen.

Wie gesagt: Tholuck hat in der Vorrede zu seinem Buche sehr Gehaltvolles über seine Aufgabe geäußert, und unter Anderm die schwache Stelle in der Erbauungsempfänglichkeit unserer Zeit, die Übermacht der Reflexion (S. VI), sehr treffend beurtheilt. Wir verstatten uns indeß, zunächst unsern eigenen Weg zu gehen und stellen überhaupt zwei Foderungen hin, die wir an ein rechtes Erbauungsbuch unserer Zeit, wenn es wirklich ein Moment für die Wiederbelebung der Hausandacht gewinnen soll, machen, um in ihnen den Maßstab für eine unparteiische Schätzung des vorliegenden Werkes zu gewinnen. Unsere erste Foderung betrifft den Inhalt selbst und lautet auf eine entschiedene christliche Ansicht, die uns allerdings schlechthin unerlaßlich erscheint, wenn die Anschauung des Geistigen und Göttlichen überhaupt im Leben wirksam und bestimmend werden soll. Wir kön-

nen uns getrost auf die Erfahrung berufen, die es über allen Zweifel erhoben hat, daß durch allgemeine rationalistische und philosophische Auffassung der geistigen Dinge — und gründe die letztere sich auf den sublimsten Hegel'schen Idealismus — die Hausandacht nun und nimmermehr wieder erweckt werden kann. Witschel'sche „Morgen- und Abendopfer" und Schuderoff'sche Communionbücher sind ohne Widerrede die besten Ableiter für jede gemüthlichere Erhebung da, wo sie in Gebrauch kamen, geworden, und es ist ja wol völlig in der Ordnung, wenn das ganz Allgemeine und Zerfließende so lange nicht Wurzel fassen kann, als es sich gerade einzig und allein um Besonderes handelt. Wo es Hausandacht gegeben hat im eigentlichen Sinne des Worts, da war sie auf das Positive gegründet und die geschichtliche, darum streng bestimmte und individualisirte Auffassung des Christenthums und seiner überweltlichen Momente konnte allein Lebendigkeit, Innigkeit, Realität in ihre Äußerungen bringen. Es läßt sich geschichtlich nachweisen, daß die Flammen auf den Hausaltären der Christenheit in dem Grade verlöschten, in welchem die besondern Lehren des Evangeliums verallgemeinert und über ihre bestimmt umschriebene Eigenthümlichkeit hinausgeführt wurden; so gern wir zugeben, daß auch das Positive in einer Starrheit und Dumpfheit auftreten könne, bei welcher jenen Flammen die Bedingungen eines heitern Fortbrennens entzogen werden müssen, wie denn, wenn es anders wäre, die Hausandacht gar nicht so in Verfall hätte kommen können, wie es dermalen wirklich der Fall ist.

Unsere **zweite** Foderung hält sich an die **Form**, und um sie zu bezeichnen, bleibt uns allerdings nichts weiter übrig, als einige allgemeine Grundsätze auszusprechen, deren Billigung vornherein wir so ziemlich von allen Seiten uns versprechen dürfen, von deren besonderer Anwendung wir aber freilich nicht wissen, ob sie so, wie wir sie beabsichtigen, auch nur Einem außer uns noch gefallen wird. Ist nämlich der Inhalt guter Erbauungsbücher für unsere Zeit nothwendig ein entschieden christlicher, so soll er doch in einer Form dargereicht werden, wie sie der Zeit und den Foderungen derselben angemessen und als aus ihrer Individualität hervorgegangen zu sein erscheint, und darüber möchte man wol so ziemlich allgemein einverstanden sein. Allein was ist denn nun die eigenthümliche und individuale Gestalt des wunderlichen Proteus unserer Zeit? Wirklich kommt die Proteusnatur der Gegenwart gerade da am allerausgebildetsten zur Erscheinung, wo es sich um Bestimmung dieser Eigenthümlichkeit handelt, und wir wenigstens haben längst Verzicht darauf geleistet, eine Vereinigung der in wilder Leidenschaftlichkeit sich bekämpfenden Ansichten über diesen Gegenstand jetzt schon herbeigeführt zu sehen, fahren aber nichtsdestoweniger fort, unbekümmert, ob unsere Predigt Glauben finde oder nicht, und mit Catonischer Consequenz, unsere henotische Meinung in die brausenden Wogen und Stürme der Zeit immer und immer wieder hinauszurufen. Machen wir es auch in dem vorliegenden Falle so. Wahrlich nicht das Christliche unserer ascetischen Schriften ist es, was ihnen, wenn von der einen Seite Vergötterung, so von der andern geradezu unbedingte Zurückweisung zuzieht; dafür bürgt die ihm inwohnende Wahrheit, die eben als Wahrheit von Keinem verleugnet werden kann, da, wo ihre Strahlen in dem rechten Einfallwinkel das menschliche Auge berühren. Aber man sehe nur die Form genauer an, in welcher die himmlische Gabe geboten wird. Wenn diese von der Art ist, daß sie die Farbe der einen oder der andern jener vielfachen Fractionen trägt, in welche die Zeit, außer ihrer reinmenschlichen Einheit aufgefaßt, zerbröckelt und freilich so zerbröckelt, wie kaum irgend eine andere vor ihr: da soll's uns freilich nicht Wunder nehmen, wenn Tausende Dasjenige mit Verachtung zurückweisen, was andere Tausende mit unbedingter Verehrung hinnehmen. Gebe man doch unsern Erbauungsbüchern die Form, die allen Nuancen und Sonderheiten der Zeit zusagt, die von **jedem** Individuum der christlichen Gegenwart, das überhaupt urtheilsfähig ist, als die silberne Schale für die goldenen Äpfel anerkannt werden muß, die wirklich wie das Sonnenlicht in **alle** gesunde Augen der Zeit gleich tröstend und erquickend leuchtet! Wie soll das zugehen? Nun — schon Goethe sagt: „Es trägt Verstand und rechter Sinn mit wenig Kunst sich selber vor." Und wir sprechen es aus: **Ausschließend**, das ist das Erste, darf die Form unserer Erbauungsschriften durchaus nicht sein. Wie? sollen sie etwa den Kampf der Parteien auch in das Heiligthum der Privaterbauung tragen? Das sei fern! Die fromme Rede, wo sie wirklich für den Einzelnen erbaulich werden soll, fasse auch nur den Einzelnen und überlasse die ganze Welt außer ihm lediglich sich selbst. **Dazu** darf sie gar nicht Zeit haben, über den Kreis des Individuums herausgehen, Vergleichungen anstellen zu wollen und somit jenes längst gerichteten Pharisäismus schuldig zu werden. Gewiß, man schätzt die Gleichheit, die in der Anschauung unserer Zeit alle menschlichen Verhältnisse gewonnen haben, in der Regel viel zu gering und vergißt es nur zu sehr, daß jede Sonderung und Scheidung allein das Verletzende, Gleichstellung und Festhalten des **Allen** Gemeinsamen aber das Gewinnende, das Versöhnende ist. Und so wenig ausschließend, ebenso im vollen Sinne des Worts zugleich **angemessen dem Geiste der allgemeinen Bildung unserer Zeit** sei die ganze Fassung unserer Andachtsbücher, um Das, was eben für unsere Zeit manierirt genannt werden muß, in der rechten Ausdehnung zu vermeiden; angemessen jenem Geiste, der in **Klarheit** der Gedanken bei aller **Innigkeit** derselben, in **Gefälligkeit** und **Geschmack** des Ausdrucks, ohne sonderlichem Aufwand von **Schmuck** und **Prunk**; im völligen Hinwegsehen von gesuchter **Alterthümelei** wie von **moderner Geschraubtheit** und Ziererei; der in einer **Einfachheit** sich kund gibt, die von der Form nichts als das natürliche, eng anschließende Gewand für den würdigen Gegenstand fodert. Sehen wir da die beiden Bedingungen der würdigsten Form wie für so manches Andere, so ganz besonders für Andachtsbücher der Gegenwart: **nach außen** nicht ausschließend; **nach innen** durchaus angemessen und würdig der Bildung der

Zeit; und hätten wir nur erst wirklich ein solches Buch gewonnen, das so die oben bezeichnete goldene Frucht nun auch in silberner Schale darreichte, wir zweifeln nicht, daß unsere Pflanze aus ihm gar bald fröhliches Wachsthum und Gedeihen sich aneignen würde. Machen wir denn auf die vorliegenden „Stunden christlicher Andacht" von unserm Funde eine kurze Anwendung. Wir sehen nur zu gut, daß wir diesmal nicht Zeit haben, unsere geistliche Oekodometik, wie wir sie wol als selbständigen Anhang einer christlichen Homiletik künftighin in dem Reigen der theologischen Wissenschaften eingebürgert wünschen, weder vollständig zu begründen, noch ausführlich zu entwickeln.

Von den aarauer „Stunden der Andacht" hat Tholuck, wie schon bemerkt, den Titel seines Erbauungsbuchs entlehnt, und über sie (S. x der Vorrede) ein billiges Urtheil ausgesprochen, billiger, als man es sonst von der Seite her, welche unsern Verfasser so gern den Ihrigen nennt, gewohnt ist. Wir leiten unser Urtheil über die „Stunden christlicher Andacht" mit einigen Bemerkungen über jene ein. Unser oben gefundener Maßstab an das aarauer Erbauungsbuch gehalten, findet allerdings an diesem rücksichtlich der christlichen Entschiedenheit noch sehr viel zu wünschen übrig. Wir haben es kein Hehl, daß von flachem, modernem und altpelagianischem Rationalismus viel zu viel in ihm dargeboten wird, und daß überhaupt die Speise, die da gereicht wird, im Allgemeinen eine solche ist, die von einem sehr großen Theile der einen und der andern Partei verschmäht werden muß. Die Form aber ist, wie dies Tholuck selbst unumwunden anerkennt, offenbar von der Art, daß sie unsere obigen beiden Kriterien nicht zu scheuen braucht. Ruhige und besonnene Reflexion nicht verschmähend, redet das Buch eine würdige, gebildete, alle unschönen Auswüchse und Extravaganzen vermeidende, zugleich aber einer wirklich mitunter recht lebendigen Innigkeit sich erfreuende Sprache. Ausschließend in der Form, und insoweit dies eben von der Form abhängt, ist es auch nicht. Es lassen sich darum in der That Betrachtungen in dem umfangreichen Buche nachweisen, die, indem sie gegen eine entschiedene christliche Ansicht von Seiten des Inhalts nicht verstoßen, sie vielmehr in ihrer jeden Widerspruch gleich vornherein abweisenden Wahrheit hinstellen, mit ihrer würdigen, durchsichtigen und belebenden Form in jedem wirklich erbaulichen Erbauungsbuche, wie wir es uns denken, eine Stelle einnehmen, ja ihren Platz in ihm mit dem vollsten Rechte beanspruchen mögen. Wir können uns nach diesen wenigen Bemerkungen die entgegengesetzten Beurtheilungen, die höchst verschiedenartige Aufnahme, die das aarauer Buch erfahren hat und noch erfährt, gar wohl erklären, sind aber auch selbst, bei aller Anerkennung seines Werthes, doch im Ganzen und da wir an sich die höhere Geltung des Inhalts vor der Form festhalten müssen, mehr geneigt, für dasselbe zu wünschen, als es zu lobhudeln. In welchem Verhältnisse nun, so fragen wir billig an dieser Stelle, stehen zu ihm die Tholuck'schen „Stunden christlicher Andacht"? und die Antwort, die wir darauf zu geben haben, muß unstreitig am besten sich eignen, den Lesern unsere Meinung von den letztern ganz ehrlich zu verrathen. Wir sagen es ohne Weiteres: Bei dem vorliegenden Erbauungsbuche begegnet uns, ohne daß wir allzu ernstlich zu suchen brauchen, so ziemlich das ganz Entgegengesetzte, und sogar mitunter in schroffer Markirung. Wir sehen darum, ganz anders als bei dem aarauer Gewächse, in dem Inhalte des Tholuck'schen Buchs das wahre und echte Element eines christlichen Erbauungsbuchs in seiner ganzen Gediegenheit und Kräftigkeit — nur an einigen wenigen Punkten könnte man eine etwas größere geistige Freiheit und Vorurtheilslosigkeit vermissen —; der Inhalt ist so durch und durch und zugleich in einem Sinne entschieden christlich, in welchem er bei einer höchst geistreichen Entwickelung im Einzelnen der Gewinnung aller Unbefangenen und der freundlichsten Aufnahme selbst bei den Einseitigen, wenn sie nur nicht leidenschaftlich sind, gewiß sein kann. Allein ebenso müssen wir auf der andern Seite an der unverkennbar mit großer Anstrengung durchgeführten Form, und zwar hauptsächlich mehr in der ersten, weniger in der zweiten Abtheilung einestheils das Manierirte und, wie das hin und wieder gar nicht zu verkennen ist, mit offenbar irregeleiteter Absichtlichkeit, Gezierte und Unzeitgemäße, anderntheils das Ausschließende und Entgegensetzende, das jene gewiß nicht evangelische Selbstgefälligkeit, die ihr Fortgeschrittensein in der geistigen Entwickelung hauptsächlich an dem Zurückbleiben der Andern mißt, nur zu häufig durchschimmern läßt, bemerklich machen. Freilich sind wir es auch der Wahrheit schuldig, einzugestehen, daß unter den 88 Betrachtungen des Buchs sehr viele vorkommen, in welchen die Form diese störenden, beengenden Fesseln glücklich von sich abgeworfen hat und der des Worts in einer seltenen Biegsamkeit und Gewandtheit mächtige Verfasser so recht aus der Mitte der frischen Anschauung heraus das innere Leben in einer Fassung offenbart, in deren Lichte jedes Wölkchen zur lichten Himmelsbläue verklärt ist und der Leser es durch und durch fühlt, daß zu ihrer Vollendung Alles, was die geglättete und geförderte Zeitbildung zu bieten vermag, in schöner, ansprechender Einfachheit vereinigt worden ist. Solche Betrachtungen sind allerdings Blumen, wie wir sie für den Strauß eines vollendeten Erbauungsbuchs fodern, und wären alle Betrachtungen des Buchs solche Blumen, dann würden wir ihm ohne alles Bedenken den Preis zuerkennen. Wir haben kurz und entschieden geurtheilt und müssen, wenn auch nur noch mit Wenigem, unser Urtheil durch Einzelnes belegen.

(Der Beschluß folgt.)

Friedrich und Napoleon. Versuch einer historischen Parallele zur Feier des 31. Mai 1840. Mit dem Bildniß Friedrich's des Großen. Berlin, Lüderitz. 1840. Gr. 8. 12 Gr.

Die beiden größten Männer des vorigen und des jetzigen Jahrhunderts sind unter verschiedenen Gesichtspunkten und aus

verschiedenen Ursachen nicht selten miteinander verglichen worden; strenger aber und — wir müssen hinzusetzen — unbilliger ist dies nicht leicht geschehen als von dem berühmten Schlosser. „Beide Männer“, sagte dieser in der ersten Ausgabe seiner „Geschichte des 18. Jahrhunderts“ (II, 501), „fühlten ihre ganze Überlegenheit über eine elende Zeit und ihre Kinder, und verachteten sie, weil beide stille Tugend, sanfte Freundschaft und reine Liebe, die in jeder Zeit, wie in Pandora's Büchse zurückbleiben, nie gesehen und noch weniger gefühlt hatten.“ Daß eine solche Vergleichung schon aus dem Grunde sehr schwer fallen muß, weil uns Napoleon noch so nahe steht und nicht alle Urkunden und Beweismittel für seine Geschichte offen da liegen, hat auch Hr. Generallieutenant von Minutoli, der Verf. der vorliegenden Schrift, gefühlt und daher seine Parallele nur einen „Versuch“ genannt. Ist es nun aber schon von besonderm Interesse, wenn ein in militairische und diplomatische Verhältnisse so tief eingeweihter Mann wie der Verf., der zugleich im reichsten Besitze der verschiedenartigsten Kenntnisse sich befindet, eine solche historische Schilderung unternimmt, so dürfte dieselbe bei dem Herannahen des großen deutschen Jubelfestes der Thronbesteigung Friedrich's einmal als besonders zweckmäßig erscheinen, zweitens aber auch als sehr zeitgemäß, da sich jetzt deutsche Schriftsteller und deutsche Buchhändler um die Wette bemühen, in Napoleon eine Art von Heiland für Deutschland aufzustellen und sich an deutscher Nationalität um bloßen Geldgewinnes wegen versündigen. Es thut wahrlich Noth, gegen solche Circebecher ein Moly zu bereiten. Um so nützlicher ist die vorliegende, mit Unparteilichkeit und Sachkenntniß verfaßte Schrift.

Ein solches Buch will aber ganz und in einem Zuge gelesen sein. Wir können uns daher auch nur auf die Heraushebung einiger Hauptmomente und die Angabe des Gedankenganges beschränken.

Beide Männer, sagt der Verf. im Anfange seines Büchleins, waren in ihren Werken überraschende Erscheinungen, und unter verschiedenen Modalitäten die größten Feldherren ihrer Zeit und die Abgötter ihrer Heere. Beide waren Meister in der Staatskunst und beide hatten denselben Durst nach Ruhm und Namensunsterblichkeit. Beide beförderten die Künste und Wissenschaften und fanden Gefallen an ihren Werken. Beide suchten den innern Verkehr zu heben, und beide hatten ihre Schwächen und vorgefaßten Meinungen. Hierauf verfolgt der Verf. die Geschichte des Königs bis zur Beendigung des zweiten schlesischen Krieges, dann die Napoleon's von seinem ersten Auftreten bis zum Frieden von Campo Formio, Alles, wie überhaupt in der ganzen Darstellung, in klarer, gedrängter Übersicht, woran sich die Ereignisse des siebenjährigen Krieges nebst einem Berichte über die innere Verwaltung in Preußen nach diesem Kriege schließen, und auf der andern Seite die Begründung und Fortführung der Napoleon'schen Monarchie. Darauf werden die prägnantesten Eigenschaften, Mängel und begangenen Fehler beider Männer zusammengestellt und sie als Regenten, Staatsmänner und Feldherren miteinander verglichen. Die Urtheile über das rein Menschliche in beiden machen den Beschluß.

Friedrich und Napoleon leben im Munde der großen Menge in Deutschland besonders als Kriegsfürsten, denn die schätzbaren Nachweisungen, die Preuß über Friedrich's Regierungsweise geliefert hat, sind bis jetzt noch ein Eigenthum Weniger, ebenso wie Thibaudeau's gründliche Belehrungen über Napoleon's Administration und Gesetzgebung. Mit Recht hat also auch Hr. von Minutoli in einer für Leser aus allen Ständen bestimmten Schrift diese Hauptpunkte vorzüglich ins Auge gefaßt. Da wird denn in einer lesenswerthen Stelle unter Anderm hervorgehoben, wie Napoleon's Machtvollkommenheit ohne alle Einwirkung der Cabinete und ohne alle Fesseln eines, oft hundert Stunden entfernten Kriegsministers, ihm viele glückliche Erfolge in seinen ersten Feldzügen zugeführt hat, wie ferner in seinen spätern Kriegen die Masse der Combattanten und das eingerichtete Requisitionssystem sein glänzendes Genie bei den allein auf diese Weise möglichen schnellen Bewegungen seiner Truppen und Überraschungen seiner Gegner unterstützten, wie aber glückliche Erfolge ihn mehr als einmal verleiteten, sein ganzes Glück wie ein Spieler auf eine Karte zu setzen, wie im Unglück, z. B. nach den Schlachten bei Paris und bei Belle Alliance, ihn die Besonnenheit verlassen habe und wie er dann gewöhnlich die Schuld der Unfälle bald auf die Witterung, bald auf seine Untergebenen zu schieben pflegte. Friedrich aber war mäßig im Glücke, ließ sich durch seine Siege nicht verblenden, zeigte Seelenstärke im Unglück und erfocht seine wundervollen Siege mit einem Heere, das schwächer war als das seiner Gegner, und meistens aus Überläufern, Söldlingen und untergesteckten Kriegsgefangenen bestand und durch den damaligen starken Troß an raschen Bewegungen außerordentlich gehindert wurde. Napoleon hat die meisten dieser Vorzüge selbst anerkannt und so nimmt der Verf. keinen Anstand, die Feldherrnpalme dem Könige von Preußen zuzutheilen und glaubt mit einiger Wahrscheinlichkeit behaupten zu können, daß im siebenjährigen Kriege Napoleon der Macht seiner Feinde erlegen sein würde, Friedrich dagegen in den J. 1813—15 dieselben besiegt hätte.

Wo der Verf. von den Regenteneigenschaften beider Monarchen spricht, beschönigt er nicht Friedrich's ungerechtes Urtheil in der Sache des Müllers Arnold oder die Einführung der Regie und andere Monopole, aber er bezeichnet auch mit allem Rechte seine Regierung als gerecht, weise, nachdrucksvoll und dennoch menschlich, seine Politik als meistens gerade und ehrlich, jedoch als mistrauisch gegen andere Höfe, wozu er freilich hinlänglichen Grund hatte. Über Napoleon theilt der Verf. Chateaubriand's Schilderung mit, ohne sie indeß überall zu billigen, er läßt seinen ausgezeichneten Verdiensten um Frankreichs innere Organisation alle Gerechtigkeit widerfahren, aber er tadelt mit ernsten Worten sein Reich der Willkür, seinen Heißhunger nach Herrschaft und den rasenden Ehrgeiz, der ihn gegen Frankreichs und Europas Glück durchaus verblendete. Solche Dinge können jetzt nicht oft genug gesagt werden. Die Hinrichtung des Herzogs von Enghien und des Buchhändlers Palm, das Betragen gegen die spanische Königsfamilie werden mit Recht nicht übergangen, denn für solche Unthaten ist kein Blatt in der Geschichte König Friedrich's. Aber die Vergiftung der Pestkranken zu Jaffa nennt der Verf. eine „nicht erwiesene That“, wogegen er von Augenzeugen auf seiner ägyptischen Reise vernommen hat, daß Napoleon bei einem Aufruhr zu Kairo am 21. October 1798 eine Menge von Unschuldigen kaltblütig hat ermorden lassen.

Die noch übrigen Partien über die Bezüge beider Männer als Freunde und Verwandte, als Gelehrte und Schriftsteller müssen jetzt unerwähnt bleiben. „Wohl uns“, sagt der Verf., „daß sich hier abermals die Wagschale mit Übergewicht zum Vortheile des großen Königs neigt.“ Wer denselben aus seinen eigenen Schriften und aus quellenmäßigen Untersuchungen kennen gelernt hat und nicht blos aus der gewöhnlichen, unkritischen Tagesliteratur, wird diesem Urtheile gern beistimmen.

11.

Literarische Notiz.

Aus der Druckerei von Silbermann in Strasburg und dem Verlage von Paulin und Hetzel gingen hervor: „Fables et poésies choisies de Pfeffel“, in französische Verse übersetzt von Paul Lehr. Die Übersetzung wird ihrer Treue wegen gerühmt. Französische Journale sagen, daß in typographischer Hinsicht diese mit Vignetten verzierte Ausgabe des „deutschen Lafontaine“ mit Allem rivalisiren könne, was bisher aus einer französischen oder fremden Druckerei hervorgegangen; die vier ersten Lieferungen seien wahrhafte Meisterstücke. Die ganze Ausgabe wird aus 25 Lieferungen bestehen.

5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 98. —— 7. April 1840.

Stunden christlicher Andacht. Ein Erbauungsbuch von A. Tholuck.

(Beschluß aus Nr. 97.)

Das Tholuck'sche Erbauungsbuch ist ein neues Zeugniß von der großen, fruchtbaren Thätigkeit ihres Verfassers. Wer die übrigen literarischen Arbeiten desselben nur oberflächlich kennt, der staunt gewiß, ihn auf einmal mit einem 40 Bogen starken Andachtsbuche, in welchem alle Betrachtungen und selbst die zahlreich eingewebten Verse und geistlichen Lieder mit nur wenigen Ausnahmen ausschließend sein Werk und sein Eigenthum sind, auftreten zu sehen. Es versteht sich, daß sich die Ausarbeitung eines wissenschaftlichen Werks mit der Production eines Erbauungsbuchs gar nicht parallelisiren läßt. Wie übrigens das Buch aus dem eigenen Bedürfnisse des Verfassers in einer Zeit schwerer Krankheitsprüfung seiner Idee nach empfangen und später in einer das Augenlicht desselben bedrohenden Periode wirklich zum Lichte geboren wurde, das mögen unsere Leser in der Vorrede (S. IV fg.) selbst nachsehen. Die Anlage des Buchs, die ihrer Form nach, ohne die Planmäßigkeit zu verleugnen, doch „starren Schematismus" sich fern zu halten weiß, gibt nun, zusammengehalten mit den sonst bekannten Principen Tholuck's, für unsere Behauptung, daß der Inhalt ein entschieden christlicher sei, den naheliegenden Beweis. Der allgemeinsten Structur nach haben die „Stunden christlicher Andacht" einen allgemeinen und einen besondern Theil, wovon der erste nach den drei christlichen Tugenden, Glaube, Liebe und Hoffnung in **drei**, der zweite nach dem Gegensatze des kirchlichen (beim Verf. das Leben der Kirche) und des alltäglichen Lebens (bei dem Verf. das Menschenleben) in **zwei** Unterabtheilungen sich trennt. In der eigentlichen Ausführung werden uns 88 Betrachtungen geboten, die in dem ersten Drittheil des Buchs nach einem weit kleinern Maßstabe zugeschnitten sind als in den beiden letzten, wo sie fast durchgängig zu ausführlichen Abhandlungen, mitunter dem Umfange und der Construction einer Predigt recht nahe kommend, erweitert werden. Man vergleiche nun das specielle Inhaltsverzeichniß (S. XV—XVIII) namentlich mit der versificirten Charakteristik der oben angegebenen fünf Unterabtheilungen der beiden Hauptheile (S. XIII u. XIV), und man wird unserer Versicherung über die entschieden christliche Ansicht, die durch das ganze Buch hindurchgeht, bereitwillig Glauben schenken. Wir setzen nach genauer Durchsicht aller Betrachtungen mit der vollsten Überzeugung noch hinzu, daß die hier gegebene christliche Ansicht beiweitem der Mehrzahl ihrer Einzelheiten nach so geistreich, lebendig und in sich wahr ist, daß alle einigermaßen Billige ihr zufallen müssen. Einzelner trübenden Flecken gedachten wir schon oben, und sie finden wir zumeist da, wo die Grenze zwischen Himmel und Erde, zwischen dem Sein in Gott und außer Gott, zwischen Welt und Gnade mit dialektischer Spitzfündigkeit und eben für die Reflexion, für welche sie nun und nimmermehr dargestellt werden kann, haarscharf gezeichnet werden soll. Wir erwähnen dafür die 41. Betrachtung: „Wie lange hinkt ihr auf beiden Seiten?" die 44.: „Da du dein Antlitz verbargest, erschrak ich"; die 59.: „Nun aber sind der Glieder viele, aber der Leib ist Einer." Auch nach Abstreifung der eigenthümlichen Form, von der wir sogleich reden wollen, bleibt, so meinen wir, in diesen und noch einigen andern Abhandlungen eine Rauheit und Herbigkeit der Ansicht übrig, welche die Probe allgemeiner Anerkennung und Billigung nicht aushalten kann. Gewiß aber ist es: nur kleine Flecken — und in welcher andern ähnlichen Schrift möchten sie kleiner vorkommen? — an der Substanz der gebotenen Frucht selbst sind unsere Ausstellungen; wir legen auf sie durchaus kein Gewicht und gehen vielmehr ohne Weiteres zu der verheißenen Begründung unserer allerdings schwerern Anklage gegen die eigentliche Form des Buchs über.

Wir finden, unter Anerkennung einzelner und zwar sehr zahlreicher trefflicher und alle Wünsche befriedigender Ausnahmen, an der Tholuck'schen Form im Allgemeinen beide Foderungen, die wir an die reale Erscheinung eines Erbauungsbuchs machen, zu wenig berücksichtigt und befriedigt — wir finden die Fassung im Ganzen **allzu ausschließend**, und dann in einer Weise **manierirt**, bei welcher sie Dem, was der Geschmack aller Bessern der Zeit fodert, indem sie gerade die Rücksicht auf die geförderte Zeitbildung zum Theil absichtlich vernachlässigt, nicht zusagen kann. **Ausschließend** — sowol nach innen als nach außen — Jenes immer wiederkehrende Unterscheiden zwischen Dem, was man war und was man ist, mit dem selbstgefälligen Bewußtsein, wie weit man es gebracht habe,

das in einer gewissen Classe von hyperchristlichen Schriften unserer Tage, die nun einmal Keinen aus „der Natur" ohne Eclat in „die Gnade" übertreten lassen können, die gute Sache so sehr der Verunglimpfung aussetzt, hat — das ist nicht in Abrede zu stellen — bei Tholuck nur zu ausgedehnten Eingang gefunden. Und in derselben Weise findet sich bei ihm die andere Art der Ausschließung, die der Welt die Auserwählten, Denen, die draußen sind, die Kinder des Reichs gegenüberstellt und bei allem Streben nach christlicher Demuth doch eine Wurzel des geistlichen Stolzes wird, die so unendlich viel Unheil angerichtet hat und am Ende die einzige Quelle aller Spaltungen und Trennungen in dem zur innigsten Vereinigung durch die alles vermittelnde Liebe bestimmten Ganzen der Menschheit geworden ist. Wir haben nicht nöthig, Einzelheiten anzuführen. Es ist bekannt, daß unser christlicher Achilles schon sonst diese verwundbare Stelle verrathen hat, und in ihr gerade erkennt der Unbefangene den Tribut an, den Tholuck seiner Hinneigung zur Partei, die er zumal früherhin nur zu entschieden gezeigt hat, nicht zu versagen vermag.

Wenden wir uns noch mit Wenigem zur zweiten Anklage. Wie ausschließend, so ist die Form nur zu manierirt. Es ist klar, mit redlichem Willen hat der Verfasser gerungen, die rechte Darstellungsweise zu finden; gefühlt hat er, wie viel darauf ankomme, daß die Speise in der rechten Weise zubereitet und dargeboten werde. Aber indem er den Bogen spannte, hat er ihn überspannt und damit wol aufs neue die Fülle der Gestaltungsfähigkeit, die ihm in einem Maße wie Wenigen unserer Tage verliehen ist, bewährt, aber zugleich auch gezeigt, daß ein allzu üppiges Feld leicht auch taube Blüten tragen kann. Er sagt in der Vorrede (S. VIII): „Ich habe hier auch die Kanzelsprache verlassen dürfen, ich habe — je nachdem der Gegenstand es gab — bald mit Claudius, bald mit Kempis, bald mit Tersteegen, bald, und zwar am öftersten, mit Luther gesprochen"; und ahnet freilich nicht, welchen gefährlichen Klippen und Brandungen er eben damit das Schifflein seiner Rede ausgesetzt hat. Wir heben hauptsächlich darum es hervor. Bei seiner großen Geschicklichkeit, die Sprache der nur eben genannten Männer der Vorzeit zu reden, vergißt Tholuck nur zu leicht, in welcher Zeit sie redeten, und alterthümelt. Der Gnome, des Sprüchworts Wichtigkeit leuchtet unserm Ascetiker ein; er weiß, wie solche Schlaglichter oft mit einem Male bis in den innersten Grund der Seele Klarheit bringen; aber da steht ihm eine solche Fülle von Sinnsprüchen, Apologen und Proverbien zu Gebote, daß sie ihn selbst überschütten, und nun fallen denn auch so manche mit heraus, die in das Räucherwerk einer gebildeten Erbauung unangenehme Ingredienzen bringen. Mit plastischer Lebendigkeit — so meint unser gewandter, des Lebens in seinen wunderlichsten Schattirungen kundiger Vorbeter —, mit nichts schonender Natürlichkeit und Popularität muß ja wol am sichersten und eindringlichsten der Thau des höhern Gedankens in die selbst verschlossene Seele gebracht werden können; aber da wird allerdings die Rede mitunter nur zu natürlich, und es will oft bedünken, als ob selbst der komische Effect mit in der Absicht gelegen habe, und die eigentliche Nahrung der Andacht bleibt so einem nur einigermaßen wähligen Gemüthe geradezu vorenthalten.

Wir könnten noch weiter classificiren, aber es sei damit genug. Ist nun wol jene Alterthümelei namentlich in den eingestreuten Versen und Liedern zu verkennen, bei welchen selbst Sprachverrenkungen und nichtcharakteristische prosodische Härten erneuert, zugleich aber auch die eigenthümliche Auffassungsweise der vergangenen Zeit der Gegenwart, die doch jedenfalls auch ein Recht hat, ihre eigene Individualität beachtet zu sehen, aufgedrungen wird? Wir geben eins statt aller! Die 31. Betrachtung beginnt mit dem Verse:

> Wol hat das Stäblein Weh' viel Teufel auszutreiben,
> Bevor der Rebe kann, von Ranken rein, bekleiben.
> Doch ist es abgesehn auf keinen ohne Zweifel
> So ernstlich und so oft, als auf den Hochmuthsteufel.

Bei dem allzu bunten Reichthume der überall vorkommenden Gnomen und Sprüchwörter erinnern wir unter den vielen auffallenden nur an folgende; S. 536: „Das ist der alte Schade: der liebe Gott curirt dich und der Doctor streicht das Geld dafür ein"; S. 421: „Ein Kind verderben ist, wie eine Jungfrau schänden"; S. 156: „Die Gevatterbitter bei des Teufels Kindtaufen"; S. 310: „Der Mutter schenk ich, die Tochter denk ich." Und jene zu weit getriebene Natürlichkeit mit Dem, was ihr anhängt, kann gewiß nicht in Abrede gestellt werden, wenn wir auch nur wenige Passagen aus dieser Gattung unsern Lesern vorführen. Wir übergehen Ausdrücke, wie: gelassentlich S. 14; untodtgeschlagenerweise S. 117, und ähnliche, denen man die Wurzel, aus welcher sie gewachsen sind, nur zu bald ansieht. Aber ist es nicht doch offenbar zu populair, wenn es heißt S. 45: „O Herzeleid über alles Herzeleid, daß Gott das Herzblatt sich ausgerissen" &c.; S. 99: „Es hat wol Mancher da erst Lectionen nehmen müssen, um zu lernen, daß Kaviar und Austern gut schmecken"; S. 223: „Wie Mancher hat schon bei einem Glase Punsch gesungen: Wir Menschen, wir sind alle Brüder" &c.; S. 265: „Statt immer Kohl und Rüben etwa einmal einen Rippenbraten zu essen"; S. 275: „Wer die Ehre haben will, den lieben Gott zum Gevattersmann zu behalten, der muß keine Bastarde zur Taufe bringen"; S. 401: „— wahrlich sie würden nicht blos wählen bei dem falschen Coulissenlichte einer lustigen Gesellschaft oder eines Ballabends"; S. 545: „Meister Klügling, der die Milch des göttlichen Worts erst durch seinen Kohlensack seigen will, damit sie sauberer werde." —? Das ist aber auch nicht zu übersehen, daß Betrachtungen wie XI: „Der Herr hat mich je und je gezogen"; XV: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes"; XVIII: über das Alte Testament; XXVIII: die Schule der Leiden; XXIX: von der Anfechtung; XXXIII: die Freiheit des Willens, und mehre andere, besonders aus den längern Abhandlungen der letzten größern Hälfte des Buchs, namentlich die wirklich poetisch-tiefe Geburtstagsdichtung LXXXI nicht nur die ge-

rügten Klippen fast ganz umschifft haben, sondern auch eine Würde und Lebendigkeit der Darstellung zeigen, die selbst vielfodernde Wünsche vollkommen zu befriedigen im Stande ist!

Und welche Stelle weisen wir nun nach all diesem unserm neuesten Erbauungsschriftsteller unter den Gärtnern der Zeit, denen die Pflege der nur zu sehr vernachlässigten Pflanze häuslicher Andachtsübung vertraut ist, an? Die Pflanze, die er bietet, wird Vielen eine freundliche, willkommene Gabe sein. Sie brauchen wir nicht näher zu bezeichnen. Die Ultras der äußersten Linken aber werden es nicht fehlen lassen, das Treffliche an ihr zu übersehen und die Flecken und Rostflecke, die auch wir nicht verkennen, nicht ohne ihr gewohntes Geschrei bloszustellen. Und die Unbefangenen mögen gewiß an manchem Blatte und an mancher Dolde sich gern erfreuen, aber dennoch wünschen, daß das ganze Gewächs reiner gehalten und schlanker entwickelt sein möchte. Um also ein anderes Bild zu gebrauchen: der wackere Schütze hat einen glücklichen Anfang gemacht, die schwierige Aufgabe zu lösen; sein Pfeil hat das Ziel, aber nur nicht das Schwarze getroffen. Auf denn, wackere Schützen! nehmt den Bogen des Odysseus auf, und wer ihn spannt und wirklich in die Mitte trifft, es soll ihm an dem würdigsten Kranze, wie er dem würdigen Gegenstande gebührt, gewiß nicht fehlen. 59.

Reise nach dem Orient, vom Eremiten von Gauting. 1836, 1837, 1838. Vier Theile. Stuttgart, Hallberger. 1839. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Der Verf. reist, um andere Sitten und Gebräuche zu sehen (IV, 108); von Reisebeschreibungen selbst aber hält er nicht viel. „Ich glaube", sagt er (III, 30), „daß Menschen, welche viel reisten und viel sahen, die schlechtesten Reisebeschreibungen machten, weil sie eine Menge Kenntnisse und Ideen gesammelt, die sie bei dem Leser voraussetzen, daher Vieles weglassen, weil es ihnen nicht merkwürdig scheint, und dabei doch die Unmöglichkeit fühlen, das Gemälde anschaulich darzustellen. Es gibt nichts Ekelhafteres, als einen Reisebericht zu schreiben und zu lesen." Inwiefern der Verf. mit diesem Urtheile über sich selbst und über seine vorliegende Reisebeschreibung den Stab bricht, lassen wir dahingestellt sein; wir finden vielmehr der Meinung, er sei zu egoistisch, als daß er selbst dadurch auch das Lesen derselben für ekelhaft habe ausgeben wollen. Wenigstens kann und will Rec. dieses Urtheil im Allgemeinen darauf nicht anwenden. Zwar herrscht in den Mittheilungen unsers Reisenden keine Ordnung; Alles wirft er untereinander, wie es ihm in den Wurf kommt, und die verschiedenartigsten Ideen durchkreuzen seinen Kopf und seine Berichte, sodaß den Leser allerdings bisweilen ein Gefühl von Ekel beschleichen könnte. Dagegen ist die Darstellung des Verf. auf der einen Seite wohl geeignet, über die von ihm bereisten Länder vielfachen Aufschluß zu gewähren, insofern er ebenso ihre Gegenwart ins Auge faßt, als an diese Gegenwart Betrachtungen über ihre Vergangenheit anknüpft und sie durch philosophische Raisonnements fruchtbar macht; auf der andern Seite ist diese Darstellung voll Laune und Witz, obwol letzterer bisweilen nur als ein schlechter und niedriger gelten kann, oft auch voll Ironie und Satire, namentlich über die Dummheiten der Menschen, und da, wo es ausgezeichneten Naturschönheiten gilt, erhebt sie sich sogar bis zur poetischen Begeisterung. Man sieht es übrigens den Mittheilungen und Urtheilen an, daß sie keine vorherbestimmten, keine einseitig gemachten sind, sondern daß sie aus unmittelbarer Anschauung der Gegenstände selbst sich entwickelt haben, sollte auch nicht immer eine richtige Ansicht der Dinge zum Grunde liegen. Der Reisende selbst ist kein engherziger, grämlicher Eremit, der in ängstlicher Frömmigkeit den Schein der Heiligkeit sich zu bewahren strebt; vielmehr erscheint er als ein gar lustiger Lebemann, als ein Weltbürger von praktischem Verstande und gesunder Vernunft, der sich ebenso gegen das Regieren der Völker aus den Zimmern heraus, und nicht nur für die Sorge für die materiellen Interessen, sondern auch für die geistigen erklärt und es mit der Freiheit der Völker hält, ja sogar der Revolution, als einer durch Misgriffe und Misbräuche von oben herab gebotenen Nothwendigkeit, das Wort redet, als selbst für Religionsfreiheit sich ausspricht. Voll Kenntnisse, wenn es sich um die Vergangenheit der Völker handelt, macht er auch auf die Lehren und Winke aufmerksam, die aus der Geschichte der Vergangenheit zu uns reden, und ebenso spricht er sich offen und freimüthig über die Gegenwart aus, mit der er freilich im Ganzen etwas unzufrieden sich äußert. Nicht Krankheit der Gesinnung, nicht Schwäche des Verstandes gibt sich hier kund; im Gegentheile trifft man hier im Allgemeinen eine kräftige Gesinnung neben gesunden Ideen an, wie man sie bei dem Verf. vielleicht in solchem Grade nicht vermuthet hätte. Dies Alles zeigt sich, mag nun sein Raisonnement in das Gebiet der Politik sich wagen, oder sein Urtheil über Misgriffe und Misbräuche der Regierungen, der Behörden, ganzer Volksclassen oder Einzelner sich auslassen. Im Allgemeinen bringt es sein oben angegebener Zweck, warum er reist, sowie sein natürlicher Sinn dafür mit sich, daß seine Darstellung vorzüglich dem öffentlichen Leben der Völker, die er besucht, den dortigen Sitten und Gebräuchen, dem Äußern der Städte und der Länder, durch die er gekommen, und deren Eigenthümlichkeiten, den Denkmälern der Vorzeit und den gegenwärtigen Reizen der umgebenden Natur zugewendet ist —, leider! jedoch dies Alles, wie schon bemerkt, in dem buntesten Gewande, gleich dem Oriente selbst, der das Ziel seiner Reise war und wo das Leben in ewigem Drängen und Treiben, ohne bestimmtes Ziel und ohne festes Gesetz und strenge Ordnung sorglos sich bewegt.

Das Ziel der Reise unseres Eremiten war der Orient. Er machte die Reise nach diesem Ziele von München aus, über Wien, durch Ungarn, Siebenbürgen, Serbien, die Walachei, Bulgarien, zunächst nach Konstantinopel. Diesen Weg führt den Leser der erste Theil der vorliegenden Reisebeschreibung; aber obgleich der Reisende selbst nur im Fluge alle diese Länder durchzogen, so ist doch auch im Fluge Manches mit ihm und von ihm zu lernen. Er erklärt sich bei dieser Wanderung, die ihm die Verhältnisse und gegenwärtigen Zustände jener Länder selbst so recht vor die unmittelbare Anschauung rückt, nachdrücklich gegen die bisherige Politik Östreichs in Betreff der südöstlich angrenzenden Provinzen, wogegen er in Serbien als ein Prophet in Betreff der letztern, schon damals von ihm geahnten Revolution erscheint, welche Milosch um den Thron gebracht hat, und in der Walachei die Dummheit und die Verderbtheit des Volkes, den Mangel an Cultur, die Sklaverei nach oben und nach unten nicht arg genug schildern kann. — Der zweite Theil verbreitet sich zunächst über Konstantinopel und geleitet sodann nach Smyrna und weiter nach Alexandrien. Über den Charakter der Türken urtheilt der Verf. günstig, aber ihre Zeit, meint er, habe sich erfüllt und auch gegen Mahmud und dessen Reformen erklärt er sich als erfolglos. Übrigens war er in Konstantinopel während der Pest und wohnte dort in einem Hause, wo die beiden Ältern der sehr schönen Tochter von 17 Jahren an der Pest starben. Wegen des sehr schönen Mädchens blieb er dort wohnen, und er lebte ruhig vor der Pest mit dem schönen Mädchen in dulci jubilo, bis sie nach drei Wochen ebenfalls die Pest bekam und endlich durch die Dummheit des Arztes starb. Bei dieser Gelegenheit spricht er

sich gegen die Ansteckung durch Berührung als eine fabelhafte Erfindung aus; doch werde es schwer sein, hiervon zu überzeugen, weniger weil es eine Dummheit, als weil diese Fabel eine gar einträgliche sei. Auch über die Griechen äußert er sich auf günstige Weise, dagegen ungünstig über die Regentschaft, und überhaupt ist er der Meinung, daß Griechenland, d. h. das griechische Volk, in der Gegenwart durch die Revolution so viel wie Nichts gewonnen habe, obwol ihm eine schöne Zukunft nicht abzusprechen sei. In Syra eifert er sehr gegen die dortige Quarantaine (wie denn der Verf. im Allgemeinen diese Anstalten als durchaus ungenügend verwirft), indem dieselbe eine schändliche Prellerei sei, welche 100,000 Francs einbringen müsse. Ob dies letztere in facto gegründet sei, wissen wir nicht; wäre es aber, so wäre das ausgesprochene Urtheil allerdings vollkommen gegründet, und dann würde es auch hier mit Horaz-Schiller heißen:

Wenn die Könige baun, haben die Kärrner zu thun!

Wie schlecht bisweilen des Verf. Witz ist, und wie er dann selbst unter die Grenzen gemeiner Frivolität herabsinkt, beweist er S. 109, wo er über die noch vorhandenen Alterthümer in Griechenland auf eine Weise spricht, daß er endlich geradezu in die Worte ausbricht: „In meinen Augen ist die ganze Akropolis (in Athen) mit ihren zerstückten Bildern und Säulen nichts wie ein altes Weib, wogegen mir ein junges schönes Mädchen und ein neues Haus, worin eine glückliche Familie lebt, mehr Vergnügen macht.“ In solchen und ähnlichen Beziehungen ist es allerdings ekelerregend, des Verfassers Reisebeschreibung zu lesen! — Der dritte Theil beschäftige sich mit dem Aufenthalte in Ägypten, d. h. in Alexandrien und Kairo, sammt der Nilreise bis zu den Katarakten. Mohammed Ali behandelt der Verf. als König und er hat auch den dritten Theil seines Buches selbst etwas vorlaut: „Sr. Majestät Mohammed Ali, König von Ägypten, von Nubien und Abyssinien, von Arabien, von Palästina und Syrien, Herr von Jerusalem, Mokka, Mekka und Medina“, gewidmet. Unser Eremit gelangte bei Sr. Majestät zu der Gnade einer Audienz, wobei sich Mohammed über näher oder entfernter ihn angehende Gegenstände mit Kenntniß und Verstand aussprach, unter Andern aber über die deutschen Zeitungen sich beschwerte, weil sie ohne Kenntniß der Lage ihn beurtheilten und meinten, die Ägypter seien Deutsche. Über sein Wirken, sowie über seine Plane läßt sich der Verf. nur vortheilhaft vernehmen, und er sagt geradezu, daß, wenn aus Ägypten etwas werden solle, der Weg des Mohammed Ali der einzige sei. „Alles“, setzt er hinzu, „was man ihm vorwirft, ist der richtige Weg des tiefdurchdachten Verstandes, wozu nur sein großes Genie fähig ist, das man in andern Ländern bei andern Menschen nicht begreifen kann.“ Übrigens gilt nach des Verfassers Meinung Dasjenige gerade von Ägypten, was er, wie schon oben bemerkt worden, von der Mangelhaftigkeit der Reisebeschreibungen sagt, und er bittet deshalb alle Diejenigen, welche etwas darüber wissen wollen, selbst hinzugehen. Indeß mag er damit seine eigenen Mittheilungen über dies Land, dessen äußere Gestaltung, das dortige öffentliche Leben, die Sitten und Gebräuche u. s. w. doch wol nicht als ganz werthlos haben bezeichnen wollen, wie sie dies denn auch im Allgemeinen keineswegs sind. Von Alexandrien schiffte der Verf. nach Malta. Er verbreitet sich hier unter anderm über die Einnahme der Insel durch Bonaparte, wobei er es, wie an andern Stellen des Buchs, an kleinlichen und selbst an sich unwahren Herauslassungen über Letztern nicht fehlen läßt. Von dem Marktplatze in Valetta schreibt er folgende Inschrift ab: Magnae et invictae Britanniae Melitensium amor et Europae vox has Insulas confirmat a. d. 1814. Die Lüge hierin ist ebenso frech, als die Geduld, womit man dort dieselbe so öffentlich sich breit machen läßt, in der That Bewunderung verdient! — Von Malta führt uns der Verf. im vierten Theile nach Sicilien, wo er namentlich Syrakus, Catania, Palermo und Messina berührte und da nebenbei ein sauberes Geschichtchen von einem Capuziner erzählt, das zugleich einen Beweis dafür liefert, wie dort die Justiz der Heiligkeit der Mönche durch die Finger sieht. Indeß ist es ja auch nicht gar zu lange her, daß wir in Baiern die skandalöse Geschichte eines gewissen Riembauer erlebten; und was that da die Justiz? Von Sicilien ging der Verf. nach Neapel, dessen Lage und Umgebungen er nicht reizend genug schildern kann. Auf dem Vesuv erzählt er, daß vor einiger Zeit ein Offizier sich dort am Krater duellirt und seinen erschossenen Gegner in denselben geworfen habe, nachher, um sich zu entsühnen, Mönch geworden sei und noch in den heiligen Ländern vegetire, darüber auch ein bekanntes Buch geschrieben habe. Vor einigen Jahren habe er eine Schwester verloren und die andere lebe noch zu Pesth in Ungarn. In Neapel und anderswo in Italien klagt der Verf. vielfach über Paßprellereien und Zollschererelen; dagegen lobt er in Rom die Jesuiten, die alten und die neuen, bemerkt von dem gegenwärtigen Papste, daß er ein sehr liebenswürdiger Mann von großer Gelehrsamkeit sei, die Mängel der Kirche und der bürgerlichen Verfassung (wahrscheinlich des Kirchenstaats) bei dem Geiste unserer Zeit sehr gut einsehe und in der ganzen Fülle begreife, sie aber von seiner Höhe aus zu ändern für unmöglich halte —; ein klarer Beweis, daß das Papstthum eine Pest ist, die Alles um sich her verpestet. Das gilt auch von dem Kirchenstaate selbst. Von Toscana dagegen ist der Reisende, wie schon Andere, im Allgemeinen entzückt, und überhaupt ist er mit Italien und den Italienern ganz und gar nicht so unzufrieden wie Andere à la Nicolai. Die weitere Rückreise machte er über Bologna, durch einen Theil der Lombardei und Tirol. 17.

Notiz.

Die Masse, in welcher der Regen in einigen Gegenden Indiens fällt, grenzt ans Unglaubliche; sie erreicht dort die Höhe von mehren Fuß, während sie in Europa nur zu Zollen fällt. In dieser Hinsicht ist die Station von Mahubeleshwar innerhalb der Provinz Bombay besonders ausgezeichnet. Der Arzt auf dieser Station, Dr. Murray, hat über dieses merkwürdige Phänomen nach Europa berichtet: „Die Station von Mahubeleshwar liegt an dem westlichen Abfalle der Ghats, eines Gebirgszuges, welcher sich von 1000 Fuß bis zu 8000 Fuß Höhe erhebt und von Surate bis zum Cap Comorin erstreckt. Die Station liegt 4500 Fuß über dem Ocean. Die mittlere Temperatur ist hier nahe 14° R. In den Ghats gibt es viele Wälder, aber in zerstreuten Haufen, sodaß sie auf die meteorologischen Erscheinungen wenig Einfluß haben. Nahe bei der Station ist die Quelle des berühmten Stromes Kistnah, welcher die Halbinsel durchschneidet. Die Masse des jährlichen Regenwassers, welche auf der Station Mahubeleshwar fällt, stieg im J. 1834 zu der außerordentlichen Menge von 25 Fuß 2 Zoll, und doch fiel sie nur in dem kurzen Zeitraum von vier Monaten, vom Juni bis Ende September.“ General Lodwich, welcher den Dr. Murray die officiellen Register mittheilte, fügt hinzu: „Die Menge des Regens steigt bis zu 302,21 Zoll. Das wird die europäischen Naturbeobachter Wunder nehmen, aber ihr Erstaunen würde sich verringern, wenn sie Augenzeugen wären und den Regen in Strömen herabfallen sähen, mitten durch eine dichte Masse von Wolken und Nebeln, welche bis zum Boden herabhängen, und das zwar fast ohne Unterbrechung sechs Wochen lang hintereinander bei einer ziemlich hohen Temperatur.“ Dieser enorme Regenfall scheint indeß der Gesundheit nicht schädlich zu sein, denn das Detachement, welches das ganze Jahr hindurch die Station besetzt hält, hat nicht mehr Krankheitsfälle aufzuweisen und die Bevölkerung ist ebenso kräftig als an andern Orten. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 99. —— 8. April 1840.

Iris. Eine Sammlung erzählender und dramatischer Dichtungen von Eduard Mörike. Mit zwei Darstellungen nach Zeichnungen von Fellner und Nisle. Stuttgart, Schweizerbart. 1839. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Theils bereits Gedrucktes, theils zum ersten Male Mitgetheiltes von mehr und minder vollendeter Kunstgestaltung. Es ist mit Sammlungen der Art eine eigene Sache. Kann man es dem Dichter, der eine Zeit hindurch in einzelnen Werken nur Theile seines Wesens der Welt zur Schau gestellt hat, auch nicht verdenken, wenn er später darauf bedacht ist, das Einzelne zu einem Ganzen zu vereinigen, gleichsam die einzelnen Ausstrahlungen seines Geistes zu einem Strahlenbündel zu verknüpfen und so ihre Wirkung zu verstärken, so darf derselbe doch auch von der andern Seite die gesteigerten Ansprüche nicht unerwogen lassen, denen die wiederholte Spende in solcher Vereinigung überall begegnen wird. Der Leser glaubt nun das Recht zu haben, in den Leistungen verschiedener Jahre eine organische Fortentwickelung zu suchen, und pflegt gegen die Schwächen, über die den Verf. bereits das Urtheil des Publicums, die Stimme der Kritik und eigene Prüfung belehren konnten, weit weniger Nachsicht zu üben, als gegen die Autorsünden einer ersten Erscheinung. Gewiß würden manche junge Schriftsteller, wenn sie die Erstlinge ihrer Thätigkeit der öffentlichen Beachtung baldmöglichst entzögen, besser für ihren Ruf sorgen, als wenn sie Dem, was in Blättern, die dem Augenblicke bestimmt sind, vielleicht an seiner Stelle war, durch vorzeitige Vereinigung zu ganzen Sammlungen den Schein einer größern Wichtigkeit und eine Dauer und Verbreitung geben, die sie in der Regel später selbst am meisten beklagen.

Solcher Art ungefähr waren die Gedanken, mit denen wir die „Iris" zur Hand nahmen. Unsere Befürchtung, auch hier abermals blos eine Anzahl dem Tode verfallener, nur künstlich aufgefrischter Blumen zum Kranze verbunden zu sehen, bestätigte sich glücklicherweise nur zum Theil. Wir fanden zwar Altes bei Neuem, aber in dem Einen wie in dem Andern zumeist ein warmes, frisches poetisches Leben. Zudem glauben wir einen wirklichen Fortschritt in den meisten der hier mitgetheilten Arbeiten verschiedener Jahre zu gewahren, und aus dem Vorworte ergibt sich, daß die Kritik mindest nicht unberücksichtigt geblieben ist. Schwabenland ist das Land der Sage, wo sie noch lebendig um alte Mauern und Thürme flattert und in unverfälschter Jugend von Munde zu Munde zieht, und der Dichter braucht nur aufzuhorchen, um die willkommensten Stoffe zu erbeuten, der Märchenerzähler sich nur merken zu lassen, daß er sprechen wolle, um die aufmerksamsten Hörer zu finden. Das haben denn auch seine Dichter begriffen, und die um sie her unter dem Volke wieder auftauchende oder vielmehr nie ganz verschwundene Gespensterfurcht und Gespensterlust, über die wir dem Lande sonst eben nicht Glück wünschen mögen, kommt ihnen, indem sie die Empfänglichkeit für das Wunderbare nährt, wol auch zu statten. Auch Eduard Mörike ergeht sich, wenn uns die vorliegenden Mittheilungen zu einem Schlusse der Art berechtigen, am liebsten in dem Gebiete der Wunder und Träume und spricht gern bei den guten Alten, der Base Sage ein. Doch will er, scheint's, nicht den Kindern gleichen, die sich, wenn die Alte den blanken Schrein vor ihnen eröffnet, von der aufgethanen Herrlichkeit geblendet, ihrem Zauber willenlos dahingeben und mit sich spielen lassen, wo sie zu spielen vermeinen. Wir lieben diese Weise der Kinder und sehen es gern, wenn Der, der uns die Welt des Wunderbaren aufschließt, unsern Glauben gefangen nimmt und uns, als könnte es eben nicht anders sein, darin festhält. Das entgegengesetzte Verfahren zieht uns den Boden unter den Füßen weg, und das Gefühl einer Willkür, die mit uns ihr Spiel treibt, läßt uns zu keinem reinen Genusse kommen. Der Verf. scheint anderer Ansicht. Er hat keine Lust, sich das Märchenhafte über den Kopf wachsen zu lassen, sondern nimmt seine Vernunft zusammen und läßt, dem Übernatürlichen gegenüber, der Wirklichkeit mehr Recht widerfahren, als Mancher gutheißen möchte. So namentlich — denn auch vom entgegengesetzten Äußersten finden wir weiter unten ein Beispiel — in dem ersten, „Der Schatz" überschriebenen, Märchen, in welchem das Wunderbare nur so mit beiläuft, während sonst die Ereignisse sich auf ganz natürlichem Wege entwickeln. Aber selbst Jenes geht zuletzt größtentheils auf einen bloßen Gespensterspuk der alten gottlosen Burgherrin, Frau Irmel, hinaus, und was etwa noch übrig bleibt, ist von der Art und steht so vereinzelt, daß der Leser darin eher das Gaukelspiel einer erhitzten

Phantasie, oder die Einbildungen eines lebhaft Träumenden sieht, als die ineinandergreifenden Wirkungen einer Geister- und Feenwelt. Es ist, als hätte der Verf. selbst die Rolle des neckenden Koboids übernommen. Doch wir wollen darüber nicht mit ihm rechten, um so weniger, da sein glückliches Erzählertalent uns vom Anfange, wo der junge Goldschmiedgesell auszieht, um in Frankfurt die Steine für die Brautkrone seiner Fürstin einzukaufen, bis zum Schlusse, wo derselbe, von unsichtbaren Mächten seiner Habe beraubt, im grauen Schlößchen Ännchen, seine erste Liebe, wiederfindet, so anmuthig zu unterhalten und zu fesseln weiß. Die Darstellung, der die süddeutsche Färbung der Sprache, die auch minder gewöhnliche Idiotismen nicht verschmäht, hier recht wohl thut, hat Anschaulichkeit und Leben, und oft gelingt es ihr, mit wenigen Strichen uns ein reizendes Bildchen vor Augen zu stellen, wie S. 43: „In der Meinung, ein Fuhrwerk vom Thal her zu hören, sprang sie mit Leichtigkeit aufs nächste Mäuerchen und horchte, den Ast eines Ahorns ergreifend, ein Weilchen in die Luft" u. s. w. „Der Schatz" — unter den mitgetheilten Stücken nach unserer Ansicht das gelungenste — war früher in dem „Jahrbuche schwäbischer Dichter" erschienen und ist hier, wie es scheint, ohne Veränderung wieder abgedruckt. In Hinsicht auf die Entwickelung am Schlusse, die bei der ersten Erscheinung hier und da Tadel gefunden, müssen wir dem Verf., der sich über deren Beibehaltung in der Vorrede rechtfertigt, beistimmen.

Die darauf folgende Oper: „Die Regenbrüder", gewährt eine recht heitere Unterhaltung, ohne auf irgend höhere Bedeutug Anspruch zu machen. Es gab eine Zeit in unserer Literatur, wo auch die unscheinbarsten Versuche, die Sprache der Poesie musikalisch auszuprägen, verdienstvoll waren. Sie sind uns noch jetzt, auch bei Ermangelung tiefern Gehalts, als historische Denkmale werth. Operntexte unserer Zeit dagegen müssen weit über das gewöhnliche Maß hinausragen, um, unabhängig von einer sie begleitenden Musik, ein selbständiges Leben zu behaupten.

Als Dichtung können wir den „Regenbrüdern" keinen hohen Rang anweisen. Die Erfindung ist weder sinnreich noch neu. Thebar und Aitrachnod, zwei Könige und Zauberer, haben sich einander lange — der Eine mit Regengüssen, der Andere mit Feuer und Wind — bekämpft und zwei Landschaften sind dem Verderben preisgegeben worden. Dafür müssen, nachdem sie selbst von der Erde geschieden sind, die zurückgelassenen Kinder büßen. Thebar's drei Söhne ziehen in Wolken und Nebel durch die Erde und befeuchten das Land, während die drei Töchter des Andern den Wald, den See und die Mühle zu Wohnsitzen erhalten haben, um Jägern, Fischern und Müllern Segen zu bringen. Nach geraumer Zeit führt der Zufall die Brüder in die Mühle, in welcher Justine, die eine der Schwestern, als Pflegetochter des Müllers lebt. Alle drei entbrennen bei des Mädchens Anblicke und werben um ihre Hand; diese aber, die nur zu Einem sich hingezogen fühlt, nimmt, um die Wahrheit ihrer Liebesschwüre zu prüfen, mit Hülfe eines am Grabe des Vaters erhaltenen magischen Ringes die Gestalt der Schwestern an, und indem sie durch dieses Mittel in dem Gegenstande ihrer Neigung Den, der für sie am heißesten glüht, leicht entdeckt, entzündet sie die Herzen der beiden Andern mit Liebe für die Schwestern und löset so den Bann der Letztern. Dieser, wie man sieht, sehr einfachen Handlung fehlt es nicht an artigen Scenen, wie die der Verwandlung Justinens, die, gut gespielt und gesungen, nicht ohne heitere Wirkung bleiben kann. Hierzu kommen außer einem muntern Dialog einige kleine hübsche Gesangstücke, neben denen freilich andere, wie:

> Hör' doch den eiteln Tropfen!
> Nur her! man muß ihn klopfen!
> Der stolze Schulmeister
> Glaubt an keine Geister ꝛc.

sich gar zu sehr auf der Linie der alltäglichsten Opernpoesie halten. Eine ähnliche Ungleichheit zeigt sich in der Sprache, in welcher, bei der sonst darauf verwendeten Sorgfalt, einzelne Nachlässigkeiten zwiefach auffallen. Wir haben oben angedeutet, daß wir nicht zu den rigorosen hochdeutschen Puristen gehören, die allem Provinziellen den Krieg ankündigen, vielmehr erkennen wir recht wohl dessen Bedeutung für den Ausdruck des Naiven und Volksmäßigen; aber wir können es nicht gutheißen, wenn Affectation oder, wie hier der Fall sein mag, Bequemlichkeit wirklich Falsches oder rein Unverständliches einschwärzt, wie, wenn wir lesen:

> „Die Hölle, sie strömt ein Gluten heraus",

oder:

> „Drum hat er's Laufen wieder verschmeckt."

Dennoch zweifeln wir nicht, daß „Die Regenbrüder", von einer glücklichen Composition getragen (sie sind vor kurzem in Stuttgart mit Musik von Lachner zur Aufführung gekommen), von der Bühne herab Anklang gefunden haben.

„Der letzte König von Orplid", ein dramatisirtes Märchen, das nun folgt, ist augenscheinlich in einer frühern Periode geschrieben und zeugt von einem strebsamen, nach Entfaltung ringenden Talente, das unter dem überwiegenden Einflusse seiner Meister — wir können hinzufügen, der besten — noch nicht ganz zu sich selbst gekommen ist. Ob Herr Mörike wohl gethan habe, diese Dichtung getrennt von dem Ganzen, dem sie ursprünglich angehörte, noch einmal drucken zu lassen (sie ist einem ältern Romane: „Der Maler Nolten", entlehnt), überlassen wir der Beurtheilung Derer, die den genannten Roman, den wir nicht gelesen haben, kennen. Der Verf. berichtet selbst die Entstehung seines Märchens. Die Fiction einer utopischen Insel im stillen Meere und eines ebenso utopischen Volkes mit einer von jungen Freunden zu geselligem Scherze oder gemeinsamer Übung hinzugedichteten Historie und Mythologie mag den ersten Flügelschlägen jugendlicher Talente einen willkommenen Spielraum geboten haben; unmöglich aber können wir glauben, daß der Verf. nicht später das Bedürfniß eines festern geschichtlichen, wenn auch sagenhaften Bodens gefühlt haben sollte. Wir

würden ihn vor diesem centrifugalen Dichten in das Phantastische und Blaue hinaus, das wir für ebenso gefährlich halten, als das entgegengesetzte noch häufigere Haften am Genreartigen, Alltäglich-Bornirten, warnen, hätte er nicht selbst dadurch, daß er das kleine Stück ein „Schattenspiel" nennt, zu verstehen gegeben, wie ihm nicht entgangen sei, daß auf solchem Hintergrunde eben nur Schemen sich bewegen können. Ein tausendjähriger König, der sich, sein Volk und seine Zeit überlebt hat, begehrt, wie ein Ahasverus, der nicht sterben kann, unter einem eingewanderten fremden Geschlechte und über den Trümmern seiner ehemaligen Herrlichkeit, nach dem Tode; aber eine Feenfürstin, die ihn liebt, hält ihn in den Netzen ihrer Reize und im Leben gefangen, bis ein altes Buch und ein Kind ihm Erlösung bringen. Wir haben uns vergebens um die tiefere Bedeutung des Gedichts gemüht, die uns vielleicht mit dem Gestaltlosen und Vagen in Erfindung und Charakterzeichnung wie mit dem erkünstelten, nicht selten an Manier und Unnatur streifenden Pathos der Sprache einigermaßen versöhnt hätte. Wol können wir uns denken, wie ein junger, noch nicht zur Reife gediehener Dichtergeist, wenn er von der Lecture des „Sommernachttraum" und des „Faust" herkommt, sich einbilde, er schaffe Ähnliches, wenn er einige der Töne nachsummt, von denen er soeben entzückt ward; aber minder begreiflich ist es uns, wie so etwas in reifern Tagen aufs neue geboten werden könne. Die Poesie liegt hier noch im Taufhemd, das ihr vornehme Pathen beschert und recht stattlich herausgeputzt haben, und dem Verf. hat augenscheinlich die Vorliebe — wir wissen nicht, ob mehr für diesen Putz oder für gewisse Jugenderinnerungen und Jugendträume einen Streich gespielt. Auch die eingewebten Scenen zwischen Wispel und Consorten, die nur zu ihrem Nachtheil an die Handwerkerscenen des „Sommernachttraum" — hoffentlich unabsichtlich — erinnern, verrathen eine noch sehr jugendlich beschränkte Weltanschauung. Wie konnte sich Hr. Mörike die Gelegenheit entgehen lassen, in diesen Auswürflingen europäischer Civilisation die auffälligern Sünden der letztern zu geißeln! Es wäre vielleicht nicht uninteressant gewesen, zu sehen, wie sich politische Radotage, verfehlte Börsenspeculation, religiöse Bornirtheit, Weltschmerz und jede Art von Europamüdigkeit auf fremdem Boden geberde. Statt dessen gibt er uns — man weiß nicht zu welchem Ende — ein unerquickliches Bild bodenloser Gemeinheit, das durchaus einer tiefern psychologischen Ausführung bedurft hätte, um einigermaßen erträglich zu werden, das aber so nichts als Ekel und Unwillen zurückläßt. Hier gab es zu tilgen und zu bessern, was dem Verf. auf dem höhern Standpunkte nicht schwer geworden sein würde. Daß er einen solchen gewonnen, zeigt die Novelle „Lucie Gelmeroth", die früher schon in der „Urania" unter dem Titel: „Miß Jenny Harrower" gelesen und von einem andern Berichterstatter in d. Bl. beurtheilt worden ist, was uns einer ausführlichern Besprechung überhebt. Hr. Mörike hat dieselbe, auf eine wohlbegründete Ausstellung jenes Rec. hin, aus England nach Deutschland verlegt und dadurch die aus gänzlicher Unkunde des englischen Gerichtsverfahrens geflossenen Fehler beseitigt. Übrigens können wir in das verwerfende Urtheil des frühern Ref. nicht einstimmen. Ohne große Zurüstungen gibt uns der Dichter in einfacher Erzählung ein Seelengemälde, dem es, bei aller scheinbaren Unnatur in dem Charakter der Heldin, nicht an psychologischer Wahrheit gebricht und das durch einzelne tiefe Blicke in das menschliche Herz und in die Sophistik des Gefühls und der Leidenschaft bis zu Ende anzieht. Wir wünschen ihn auf diesem Felde öfter wieder zu finden.

Das Märchen: „Der Bauer und sein Sohn", das letzte Stück dieser Sammlung, erzählt auf wenigen Seiten recht artig in glücklich nachgebildetem Volkstone die Geschichte eines mishandelten Gauls, der zu einem Königsrosse wird und, während sein hartherziger Peiniger um Haus und Hof kommt, dessen Sohne, seinem heimlichen Wohlthäter, zu Glück und Wohlstand verhilft. Die wohlwollende Absicht, die diesem Märchen die Entstehung gegeben, ist leicht zu erkennen. Wir empfehlen dasselbe jedem künftigen Volksschulbuche zur Aufnahme. In der Kinderbrust schon muß der Abscheu gegen Thierquälerei Wurzel fassen, wenn obrigkeitliche Befehle und Vereine etwas ausrichten sollen, und immerhin mag zu solchem Zwecke auch die Poesie die Hand bieten, sie, der alles Fürsprechen und Beschwichtigen so wohl ansteht.

Zwei radirte Blätter nach Zeichnungen von Fellner und Nisle, Scenen aus den „Regenbrüdern" und „König Orplid" darstellend, schmücken das auch sonst sehr anständig ausgestattete Buch. 88.

Maria Stuart, Königin von Schottland. Treu nach historischen Quellen geschildert von Wilhelm von Schütz. Mainz, Kirchheim, Schott u. Thielmann. 1839. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Der Verf. hat es sich zu der an und für sich dankenswerthen Aufgabe gemacht, die liebenswürdige Königin von Schottland von dem Vorwurf eines verbuhlten Weibes, der bisher auf ihr gelastet und durch Friedrich v. Raumer's Mittheilungen aus englischen Quellen ein neues Gewicht gewonnen hat, möglichst rein zu waschen. Und in der That, wenn er die übernommene Advocatur hier und da auch etwas zu fein und zu spitz treibt, und wenn wir ihm in vielen einzelnen Gründen, das Meiste für üble Nachrede, Verleumdung und Intrigue zu erklären, auch keineswegs beitreten können: so müssen wir doch gestehen, daß wir uns im Allgemeinen vom Resultat seiner Untersuchungen überzeugt halten, davon nämlich, daß Maria's Verhältniß zu Rizzio kein Liebesverhältniß gewesen, und daß sie von der Theilnahme und selbst von der Mitwissenschaft an der Ermordung ihres Gemahls Darnley freizusprechen sei. Außerdem bleibt aber noch genug übrig von Verliebtheit, Koketterie und selbst von einer gewissen Falschheit und Intriguenkunst, welche sie allerdings nur zu hart büßen müssen. Daß sie Darnley nicht geliebt, sondern nur aus Politik geheirathet, dagegen Bothwell gleichzeitig, die Gemahlin Darnley's, den Gatten einer Andern geliebt, innig, feurig, ja allein geliebt habe, thut der Verf. selber dar. Ob aber dieses Verhältniß, wenn es auch bis zu Darnley's Tode ein nur seelisches geblieben ist, nicht gleichwol einen Makel im Gemüthe Maria's unausgetilgt läßt, ist eine andere Frage. Daß übrigens Maria's Gefangenhaltung

und Hinrichtung aus durchaus politischen Gründen zu erklären, wenngleich nicht zu rechtfertigen sind, davon ist man wol schon längst überzeugt gewesen. Doch behandelt der Verfasser diese Partie der Anschuldigungen Maria's nur nebenbei, nur als Mittel für den Zweck, ihren persönlichen Charakter in einem reinern, menschlichern Lichte erscheinen zu lassen; obgleich es ihm schwerlich unverdienstlich vorgekommen sein kann, sie als eine Märtyrin für den Katholicismus so recht prägnant hinzustellen. Warum hat er ihre katholischen Intriguen, Parteimachungen u. s. w. nicht näher beleuchtet? War es vielleicht gerade jetzt nicht der rechte Zeitpunkt, uns Protestanten an ein Tableau von List, Verschlagenheit und Unermüdlichkeit zu erinnern, in welchem man eine gewisse Portraitähnlichkeit mit neuern und neuesten Bemühungen erblickt hätte? Gleichviel; das aber dürfen wir unsern Lesern nicht verschweigen, daß Hr. v. Schütz ein wahrhaft enragirter Verfechter des Katholicismus ist. In dieser Rage verliert er den Kopf so weit, daß ihm der Protestantismus nicht blos, wie die gewöhnlichen Romantiker thun, Kunst und Poesie, sondern auch alle Wissenschaft und namentlich alle Historie verdorben und zu einem Lügengewebe gemacht hat. Nur Johannes Müller, Lingard und Hurter finden, sofern sie katholisirende Historiker sind, Gnade vor seinem Richterstuhl. Dagegen hat er sich Hrn. Friedrich v. Raumer, der doch in seinen „Hohenstaufen", dächte ich, so sanft mit Katholicismus und Papstthum umgegangen ist, als irgend ein Protestant nur kann, zum Gegenstande seiner bittersten, an persönliche Verunglimpfung streifenden Invectiven gemacht, denen ein lauterer Eifer für historische Wahrheit nicht allein zu Grunde liegen kann. Daß auch Tieck nicht ungerupft davongekommen ist, freut uns sehr; denn es ist der beste Beweis, daß Tieck's religiöse Gesinnung nicht katholisch genug ist. In dem Wahnbestreben, Alles, was nicht katholisch ist, als möglichst schlecht, Alles aber, was gut und vortrefflich ist, auch als katholisch zu bezeichnen, geht unser Verf. so weit, daß er, eigentlich nur auf diesen Grund gestützt, behauptet und glaublich zu machen sucht, Shakspeare sei katholisch gewesen, und wenn er auch eine Zeit lang den Katholicismus äußerlich verleugnet habe, so sei er doch immer wieder zur rechten katholischen Gesinnung und endlich wol auch zur Kirche zurückgekehrt. Shakspeare's „Hamlet" und „Sturm", und ebenso die tiefsten und herrlichsten seiner Charaktere hätten nur aus einem katholischen Geist geboren werden können; Hamlet stelle personifizirt die durch protestantische Zweifel zerrüttete, zu allem Handeln verzagt gemachte Seele vor u. s. w. Sapienti sat. Wir wissen nicht, ob unser Verf. derselbe Wilhelm v. Schütz ist, welcher in den beiden ersten Decennien unseres Jahrhunderts mehre, invita Minerva ans Licht gekommene, dramatische und sonst dichterische Versuche verfaßt hat; wäre es aber derselbe, so wäre der Geistesbankrott, zu welchem er jetzt gelangt zu sein scheint, wenigstens erklärlich. 55.

Notizen.

Die Geographie der Verbrechen („La géographie de la criminalité", wie jetzt die Franzosen sagen) liefert in Rußland folgende Resultate: „Die meisten Mordthaten geschehen in den Districten von Tamboff, Kursk, Simbirsk, Orenburg und besonders dem von Perm; Selbstmorde kommen besonders häufig vor in den Provinzen von Minsk und Twer; der Schleichhandel wird vorzüglich in Volhynien und dem Gouvernement von Wilna und zwar ausschließlich von Juden betrieben; Räuber hausen noch vorzugsweise in den Gebieten von Kursk, Orel, Jaroslaff und Bessarabien; Diebstähle geschehen am häufigsten zu Perm, Petersburg und Wilna. Allgemein klagt man, daß der Familiencultus, ehemals ein so national russischer Charakterzug, sich zu schwächen beginnt. Die Bande zwischen Ältern und Kindern fangen an locker zu werden. Verletzungen der väterlichen Autorität, ehemals so selten, ja fast unerhört in Rußland kommen jetzt häufig vor. Man sieht, daß auch Rußland in der modernen Gesittung Fortschritte macht. Rückfälle sind übrigens unter den bestraften Verbrechen selten in Rußland, ohne Zweifel, weil die Strafgesetze hier so hart sind und das Pönitentiarsystem so nachdrücklich. Man hat in Rußland drei Kategorien von Strafhäusern: 1) Die Polizeigefängnisse, für Angeklagte bestimmt, welche bis zu ihrer Verurtheilung darin verbleiben müssen; 2) die Correctionshäuser, bestimmt für Diejenigen, welche sich gegen die Polizeigesetze in nicht zu schwerer Weise vergangen haben; 3) die Centralgefängnisse für Verbrecher, welche auf länger als ein Jahr verurtheilt sind. Schwere Verbrecher befinden sich nur so lange in einem russischen Gefängniß, als ihr Proceß dauert; man schickt sie nach Sibirien, sobald die Verurtheilung erfolgt ist. Um auf die Moral zu wirken, bedient man sich in den russischen Gefängnissen fast eben derselben Mittel, welche durch das Auburn'sche System angezeigt sind, man ertheilt den Gefangenen Elementar- und Religionsunterricht, läßt sie arbeiten oder sorgt für vollständige Absonderung. Auch ist die Kerkerdisciplin sehr streng und die Überwachung sehr genau. Die moralische Leitung der Gefängnisse ist einer besondern Gesellschaft anvertraut, welche 1819 unter dem Patronat des Kaisers Alexander und der Präsidentschaft des Fürsten Trubetzkoi gegründet wurde und unter ihren Mitgliedern die ansehnlichsten Personen des Reiches zählt. Die Leistungen dieser Gesellschaft sind wirklich erstaunlich. Von Jahr zu Jahr vermindern sich die Recidivfälle, sodaß man fast an ihr gänzliches Aufhören glauben dürfte. Im J. 1836 kamen deren nur 135 vor, worunter der größte Theil auf die in Sibirien und nicht in den russischen Gefängnissen lebenden Deportirten kommt.

Hr. Chopin, welcher früher durch eine Geschichte von Rußland sich bekannt machte und gegenwärtig ein großes Werk über die Revolutionen des Nordens erscheinen lassen will, hat für seine unter dem Titel: „La première communion", erschienene versificirte Übersetzung von Tegnér's „Nachtmahlskindern" ein Danksagungsschreiben vom König von Schweden, dem er die Übersetzung widmete, erhalten. Karl Johann dankt dem Übersetzer im Namen der schwedischen Literatur, daß er den großen Dichter Schwedens in so trefflicher Weise bei den Franzosen eingeführt habe. 5.

Bibliographie.

Altes und Neues aus dem Schatze deutscher Dichtkunst. Eine chronologisch geordnete Sammlung, mit biographischen Einleitungen, zunächst für Declamation und Stylistik. Gr. 8. Dortmund, Krüger. 12 Gr.

Bechstein, L., Grumbach. 2ter Theil. Der Fürst und sein Wort. — 3ter Theil. Die Fürstin und ihre Treue. Gr. 8. Hildburghausen und Meiningen, Kesselring. 1839. 4 Thlr.

Choulant, L., Über den animalischen Magnetismus. Eine Vorlesung gehalten in der Gesellschaft Albina zu Dresden am 12. Februar 1840. Gr. 12. Dresden. 8 Gr.

Diefenbach, L., Gedichte. Gr. 12. Gießen, Ricker. 20 Gr.

Die eiserne Jungfrau. Eine Geistergeschichte aus der Vorzeit Böhmens. Mit Titelkupfer. Gr. 12. Wien, Mayer u. Comp. 21 Gr.

Mühlböck, R., Der wilde Jäger, oder das Todtengericht im Erzgebirge. Eine historisch-romantische Geschichte aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges. Mit Titelkupfer. Gr. 12. Wien, Mayer u. Comp. 21 Gr.

Neidhardt, A., Maiblätter. 8. Gießen Ricker. 20 Gr.

Plessen, M., Gedichte. Gr. 8. Schwerin, C. Kürschner. 1 Thlr.

Veith, J. E., Die Samariterin. Gr. 12. Wien, Mayer u. Comp. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 100. —— 9. April 1840.

Der Bauer Prießnitz und die Wasserheilanstalten.

Alle Befestigungskunst der medicinischen Policei, sich gegen die Angriffe unberufener Afterärzte zu verwahren, alle Bemühungen der ärztlichen Zunft, sich, gleich den übrigen Facultäten, in den alleinigen Besitz des Rechtes ihrer Kunstausübung zu setzen, sind bis jetzt unzureichend gewesen und werden so lange unzureichend bleiben, als es zum Theil die Ärzte selbst sind, die ihre Kunst vor den Augen des Publicums durch Wort und That herabwürdigen und jenen Afterärzten selbst ein Hinterpförtchen öffnen, durch das sie ihre verbotene Waare einschwärzen können. So kommt es denn, daß fast in allen Ländern Einzelne, zwar nicht Diplom und Doctorhut, wol aber Ruf und Gewinn mit den privilegirten Ärzten theilen und mit und ohne Licenz, mit und ohne Glück den Leuten ärztlichen Rath ertheilen. Dauert auch in der Regel die Herrlichkeit nicht lange, wird der neue Wunderthäter auch genöthigt sich vom Dreifuß herunterzubegeben, so schwingt sich ein Anderer hinauf. Man muß eine Zeit lang in der Welt gelebt haben, um zu erfahren, wie vielen falschen Götzen dieser Art das Volk schon geopfert hat, man muß gesehen haben, wie bald dieses, bald jenes medicinische System bis in den Himmel erhoben, bald dieses, bald jenes Mittel als das allein hülfreiche gepriesen, bald dieser, bald jener Wunderdoctor als der Retter aus allen Nöthen von der Menge belagert worden ist, man muß dies Alles erlebt haben, um — allen Glauben an dergleichen Afterärzte und Afterheilmethoden zu verlieren. Frühere oder spätere Enttäuschung ist das Schicksal aller Derer gewesen, welche solchen falschen Propheten nachgejagt, und nur die Wissenschaft hat sich den wenigen positiven oder negativen Gewinn angeeignet, zu dem ihr die einseitigen Richtungen nach einem verfehlten Ziele und die Erfahrung verholfen haben. Sie steht fest und trotzt allen Stürmen der Zeit, und wenn ihr auch mathematische Gewißheit abgeht und ihr noch Vieles fehlt, um auf den Namen eines vollendeten Systems Anspruch machen zu können, so ist sie doch reich an Wahrheiten, die sich auf die Erfahrungen von Jahrhunderten stützen und ihr durch Niemand, der der Stimme der Vernunft Gehör gibt, streitig gemacht werden können. Sie gibt sich selbst nicht für vollkommen und unfehlbar, aber sie ringt nach höherer Vollkommenheit und geht wie ein ruhiger Strom unverrückt ihres Weges, alle Nebenbäche, die ihren Vorrath bereichern können, in sich aufnehmend und Menschenwohl befördernd, wie und so viel sie vermag.

Im ruhigen Besitze Dessen, was der wissenschaftliche Arzt auf dem Wege des Nachdenkens und sowol eigener als fremder Erfahrungen errungen hat, könnte er geduldig dem geschäftigen Treiben Einzelner zusehen, die sich der Erfindung besonderer, das menschliche Leben gegen Krankheit schützender und sie selbst besiegender Mittel rühmen, kühn und vermessen das ganze wissenschaftliche Gebäude der Medicin umzustürzen drohen und die leichtgläubige Menge, die nun einmal gern das Neue dem Alten vorzieht, an ihrer Bude versammeln. Er könnte ruhig auf den Ausgang hinweisen, den gewöhnlich noch alle solche Verheißungen und Erwartungen genommen und sich mit einer neuen Erfahrung über das thörichte Treiben und die wechselnde Laune des Volks begnügen. Aber die Sache hat noch eine andere Seite, die er nicht unbeachtet an sich vorübergehen lassen darf. Erstens gilt es Menschenleben und Gesundheit, und es fragt sich, ob das neue Mittel oder die neue Heilmethode nicht von der Art ist, daß sie beides gefährdet; zweitens hat die Medicin einen großen Theil ihres Heilapparats dem Volke, zufälligen, glücklichen Griffen Einzelner zu danken, die selbst keine Ärzte waren. Wie schon Hippokrates einen Theil seiner medicinischen Kenntnisse aus den Weihtafeln und Inschriften des koischen Tempels hernahm, so verschmähten auch spätere Ärzte nicht, manchen unter dem Volke üblichen Mitteln und Curmethoden ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden, und noch in der jüngsten Zeit versicherte der alte gute Heim, Manches von Hirten und Abdeckern gelernt zu haben. Es darf sich daher auch der wissenschaftliche Arzt der Untersuchung nicht entschlagen, ob ein von dem Volke ausgehendes neues Mittel oder eine neue Curmethode geradehin verwerflich sei oder nicht, und ob es sich nicht der Mühe lohne, wenigstens Eines und das Andere davon seinem Heilapparate einzuverleiben. Neben diesen beiden Rücksichten gewährt es noch ein besonderes Interesse, zu beobachten, wie sich in einzelnen Fällen die heilende Naturkraft durch die verschiedenartigsten Curmethoden hindurchringt und oft, allen Mishandlungen zum Trotz, den Sieg davonträgt.

In der neuesten Zeit hat sich eine solche, aus niederm Stande entsprungene Curmethode geltend gemacht, die

ihrer Seltsamkeit und Eigenthümlichkeit wegen unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen muß. Wir meinen die sogenannte Wasserheilmethode oder, wie das Kindlein nach griechischer Taufe genannt worden ist, die Hydropathie. Oder wäre es nicht seltsam, daß ein schlichter, kaum die gewöhnliche Elementarschulbildung besitzender Bauer, in einem fast ganz unbekannten Winkel der Erde, an einem Abhange der fernen Sudeten, ohne öffentliche Anpreisungen und ohne alle andern Hülfsmittel als durch den Ruf der von ihm vollbrachten Heilungen, in kurzer Zeit eine solche Celebrität erlangt hat, daß von nah und fern Menschen aus allen Classen herbeiströmen, um sich von ihm behandeln zu lassen; ja, daß die von ihm gegründete Wasserheilanstalt an Frequenz der Gäste manchem berühmten Badeorte gleich steht? Wäre es nicht seltsam, daß dieser schlichte Landmann alle seine Kranken ohne Ausnahme mit keinem innern und äußern Arzneimittel, sondern mit bloßem klaren Wasser behandelt und ihnen dabei Entbehrungen auflegt, die, was zum wenigsten die aus der vornehmern, nicht an sie gewöhnte Classe betrifft, zu wahren Qualen werden müssen? Wäre es nicht seltsam, daß eine solche von allen bisherigen abweichende Curmethode nicht allein an der Stätte ihrer Geburt immer mehr an Ausbreitung gewinnt, sondern auch die Aufmerksamkeit der Regierungen und Ärzte in einem Grade auf sich zieht, daß manche der Letztern sich bewogen fühlen, bei dem schlichten Bauer in die Schule zu gehen und nach seinem Vorbilde ähnliche Wasserheilanstalten an mehren Orten Deutschlands zu gründen?

Die Sache verdient in der That, daß man sie näher ins Auge fasse. Um uns ein womöglich treues Bild davon zu verschaffen, ziehen wir diesmal unter den vielen bereits darüber erschienenen Schriften hauptsächlich die drei folgenden zu Rathe, und knüpfen daran einige Reflexionen:

1. Die Resultate der Wassercur zu Gräfenberg. Mit einer Abbildung. Leipzig, Brockhaus. 1837. 8. 1 Thlr.
2. Beobachtungen, Erfahrungen und ihre Ergebnisse zur Begründung der Wasserheilkunde, hauptsächlich in Folge allerhöchsten Willens nach einem längern Aufenthalte in der Wasserheilanstalt des V. Prießnitz zu Gräfenberg, dargestellt von Ed. Schnizlein. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. München, Franz. 1838. 8. 12 Gr.
3. Wasser thut's freilich! Miscellen zur gräfenberger Wassercur. Von J. H. Rausse, wirklicher geheimer Zauberer und großer Medicus beim Stamm der Schlangenindianer, correspondirendes Mitglied aller Akademien und gelehrten Gesellschaften in den Ländern der Karaiben und Hottentotten, Ritter unzählig vieler Orden aus den Staaten Lichtenhain, Ziegenhain und Passendorf u. s. w. Zeitz, Schieferdecker. 1839. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Vincenz Prießnitz, der Erfinder und Begründer der neuen Curmethode, wurde durch einen in seinem Jünglingsalter erlittenen körperlichen Unfall zuerst auf die Anwendung des kalten Wassers als Heilmittel geführt. Es sind nun bereits 20 Jahre, daß der damals achtzehnjährige Vincenz, von einem Wagen herunterfallend, eine oder einige Rippen brach, und daß, theils in Folge der allgemeinen durch den Fall hervorgerufenen Stockung von Blut in den Lungen, theils durch den Druck der gebrochenen Rippenenden in den Organen der Brust sich ein entzündliches Leiden zu bilden begann. Durch die ein trauriges Geschick für die Zukunft versprechenden Aussprüche des herbeigerufenen Wundarztes bewogen, beschloß Prießnitz sich diesem Manne nicht anzuvertrauen, sondern selbst seine Heilung zu versuchen. Er suchte nun seinem Körper eine solche Lage zu geben, daß die leidende Seite frei war, und brachte es unter großer Ausdauer, durch anhaltendes tiefes Einathmen in Verbindung mit der geeigneten Lage dahin, daß die Knochenenden wieder in ihre gewöhnliche Verbindung traten. Die entzündlichen Zufälle des Lungenorgans aber wurden allein mittels stets erneut aufgelegter feuchtkalter Compressen und dem innerlichen Genusse eines frischen Quellwassers beseitigt, sodaß der Kranke ungewöhnlich bald wieder den Landbau für den ergrauten blinden Vater besorgen konnte. Auf Veranlassung seiner Heilung wendete er nun bald das ihm befreundete Element in verschiedenen Krankheiten der Thiere wie der Menschen und zwar mit in der Regel stets glücklichem Erfolge an. Die Zuversicht zu seiner Kunst wuchs in dem Grade, als sich der Ruf seiner Heilungen weiter ausbreitete; aber es fehlte auch nicht an Verfolgungen und Denunciationen, insbesondere von Seiten der Ärzte, sodaß sich im Jahre 1838 endlich die östreichische Regierung veranlaßt sah, einen durch sein nahe vierzigjähriges Wirken in der Residenz als ausgezeichneter Arzt bekannten, durch seine amtliche Stellung den wohlthätigsten Einfluß auf die medicinischen Institute u. s. w. im östreichischen Kaiserstaate ausübenden hochgestellten Beamten, Baron v. T., als Commissair nach Gräfenberg zu senden, um die Thatsachen möglichst genau festzustellen und über Prießnitz's Persönlichkeit sowol, als über seine Curmethode treuen Bericht zu erstatten. Das Resultat dieser Untersuchung fiel ganz zu Prießnitz's Vortheil aus und er wurde zur fernern Leitung seiner Anstalt und zur erfolgreichen Behandlung durch das von ihm angewendete Verfahren für vollkommen befähigt erklärt, ja, es findet in Folge dieses Ausspruchs nunmehr nicht blos eine Duldung der ärztlichen Behandlung durch Prießnitz statt, sondern die Anstalt ist auch durch Hinsendung eines eigenen Policeibeamten factisch in die Reihe der übrigen Badeorte des Kaiserstaates aufgenommen worden, ohne daß jedoch daselbst die Darreichung irgend eines andern Arzneimittels oder ein chirurgischer Eingriff dem Naturarzte gestattet würde.

Was Prießnitz's Persönlichkeit betrifft, so schildern ihn alle Berichterstatter als einen uneigennützigen, verständigen, unternehmenden, auf seine Sache selbstvertrauenden, mit Sorgfalt, Sicherheit und Festigkeit zu Werke gehenden Mann, der ziemlich wortkarg ist, sich auf die Fragen einzelner Kranken, auf das Befühlen des Pulses, das Besehen der Zunge u. s. w., worauf andere Ärzte Gewicht

legen, nicht einläßt, dagegen aber die ganze Person des Kranken, seine Haltung, seine Bewegung, seinen Blick, seine Sprache, seine Physiognomie besonders scharf ins Auge nimmt und insbesondere bei dem ersten Bade seiner männlichen Kranken die Beschaffenheit ihrer Haut, ihre Färbung, Dichtigkeit, Elasticität, ihren eigenthümlichen Fettglanz, ihre Wärmecapacität und Schwitzfähigkeit u. s. w. wohl beachtet. Er besitzt daher eine Diagnostik eigener Art, die zwar nicht so umfassend ist als die anderer Ärzte, aber vielleicht deshalb, weil sie von ihm um so strenger und umsichtiger gehandhabt wird, ihn sein Ziel nicht verfehlen läßt. Außer diesem hat ihm der Himmel eine Gabe verliehen, ohne die der Arzt überhaupt, auch bei den ausgezeichnetsten Fähigkeiten, nur eine sehr klägliche Rolle in der Welt spielt, wir meinen die Gabe, sich das Vertrauen der Menschen zu erwerben.

Prießnitz ist in der That ein Mann, dessen Äußeres und dessen Haltung schon Vertrauen einflößt — sagt der Verf. von Nr. 2 — ein Mann von kräftigem, etwas untersetztem Körperbau, mit breiten Schultern, das Gesicht von den Narben der Menschenblattern etwas gezeichnet, hat er Ruhe in allen Bewegungen, Ruhe in seinen Gesichtszügen, Ruhe in seinem Blicke, in seinen klaren blauen Augen, eine wohltönende, helle Stimme und vor Allem eine Festigkeit des Benehmens, welche im Umgange mit Menschen ein so entschiedenes Übergewicht gibt.

Selbst in gefahrvollen Lagen des Kranken verlassen Prießnitz Muth und Besonnenheit nicht.

Gerade hier, bei diesen Stellen, wenn dem Patienten alle fünf Sinne wild toben, das Bewußtsein vergeht und der Körper fürchterlich arbeitet, dann ist er — wie uns der geistreiche Verf. von Nr. 1 berichtet — trefflich, ausgezeichnet, sachverständig; er fährt vom Bock mit einer Leine (der Wassercur) fünf rasende Rosse im krakauer Postzuge ruhig und haarsicher die Wände hinauf und durch Abgründe hinüber, indeß dem theilnehmenden Zuschauer Hören und Sehen vor Besorgniß schwinden, denn mitunter liegt der Patient hart auf dem Tode.

Genug, bei diesem Passus hat die gräfenberger Anstalt keine Mängel, denn Prießnitz ist dann Alles in Allem um und bei dem Patienten, ersetzt ihm Freund und Wärter; da muß man ihn sehen, sein Herz und Auge durchglüht von Menschenliebe, die Hände und Arme voll kräftigstem Eifer und geschickt, wie ich keinen pflegenden Chirurgen und Wärter jemals erblickte, und der Kopf ruhig, geistesgegenwärtig, voll hundert Auskunftsmitteln und neuen hülfreichen Anschlägen; das ist der seltene, von der Natur zum Arzte in seinem Kreise prädestinirte Mann!

Mit solcher Hochachtung und solcher Begeisterung sprechen aber Alle, die Prießnitz näher standen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Handbuch der poetischen Nationalliteratur der Deutschen, von Haller bis auf die neueste Zeit. Vollständige Sammlung von Musterstücken aus allen Dichtern und Dichtungsformen, nebst Angabe der frühern Lesarten, biographischen Notizen und literarisch-ästhetischem Commentar. Von Heinrich Kurz. Erste Abtheilung: Haller bis Goethe. Zürich, Meyer u. Zeller. 1840. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Um diesem schönen, reichlichen und auch äußerlich vorzüglich ausgestatteten Buche mit dem gerechten Urtheile zu begegnen, das es anzusprechen hat, müßte man sich vor allen Dingen schon im Besitze jenes im Titel versprochenen literar-ästhetischen Commentars befinden. Dort werden sich nämlich auch die Gründe ergeben, nach denen sich das ganze Werk construirte, während bis jetzt der auf diesem Gebiete Bewanderte sich noch manchen Zweifel gegen die kurz ausgesprochenen Haupttendenzen der Vorrede erlauben kann. Von jeher hat es uns schon geschienen, als ob mit der secundairen Poesie Haller's, die in unserer Literaturgeschichte selber nur das Mittelstück jener lange dudelnden Hirtenflöte und kirchlich-lehrhaften Orgelpfeife gewesen ist, ein Lesebuch der neuern Poesie nicht begonnen werden sollte; und auch G. Schwab hat in seinem Lesebuche für dieses Beginnen nicht die rechten Gründe aufzufinden vermocht. Schwab's Chrestomathie, wie diese eben vorliegende, hat sich die tüchtige Aufgabe gestellt, mit unsern neuesten Producten und deren geschmackvoller Zusammenreihung nicht blos unser deutsches Interesse, sondern auch die Aufmerksamkeit des kunstliebenden Auslandes für unsere Dichtkunst enger zu sammeln. Gegenwärtiges Handbuch ist sogar den beiden französischen Gelehrten und Staatsmännern Saint-Marc Girardin und Paul François Dubois zugeeignet. Wie ist es aber beiden Werken möglich, dem Auslande einen offenen Sinn für unsere Geisterherrlichkeiten zu geben, wenn wir ihm jetzt noch den Genuß von Haller's „Ursprung des Übels, von Uz' „Theodicee", oder die eigenwillige schiefste Nationalität und Sprache zumuthen, die in den Abfällen der Klopstock'schen Muse, in Denis', Mastalier's u. A. Bardenpoesie begraben ist und begraben bleiben sollte! Wir sagen hiermit nicht zu viel, wir stimmen, so scheint es wenigstens, damit gerade mit dem Hrn. Herausgeber des in Rede stehenden Handbuchs sehr zusammen, wenn er im Vorworte behauptet „einzelne treffliche Erscheinungen einer jeweiligen poetischen Epoche seien für ein solches Handbuch von keiner Entscheidung, sobald die Epoche selbst gehaltlos, oder wegen der schon ferne liegenden Sprache unzugänglich ist".

Somit können wir unsere erste Bedenklichkeit hier deshalb abbrechen, weil der Hr. Verf. sie mit uns theilt und die Beruhigung gibt, in seinem Commentare die nöthigen Aufschlüsse darüber ertheilen zu wollen. Ein anderes Bedenken reiht sich jedoch gleich an das erste. So verdienstvoll und human es nämlich auch ist, die Autoren unverändert und ungekränkt in der Spracheigenthümlichkeit und Wortgewohnheit ihrer Zeit vor uns erscheinen zu lassen, so scheint uns doch die Sammlung ihrer Varianten und Correcturen jetzt noch nur in reingrammatische und lexikalische Werke verwiesen werden zu müssen. Dort sind sie wie natürlich auf ihrem Platze und führen die Sprachgeschichte fort, in der Geschichte der Poesie hingegen verbittern sie dem größern Publicum leichtlich den gewünschten Genuß, zeigen statt des einheitlichen, raschentstandenen Kunstwerks das langsame, mühevolle Product der Reflexion und unterscheiden nur die ohnedies schon genugsam erkannten schlechtern Poeten in ihrer schweißtriefenden Anstrengung von den glücklichen improvisationsartigen Ergüssen oder Worttänzen begabter wirklicher Dichter. Der beste Beweis ergibt sich für unsere Behauptung aus vorliegendem Buche selbst. Auf S. 66 beginnt Lessing's „Nathan". Obschon es nun neuerlichst wieder durch Kahlert angeregt worden, daß Lessing seine Gedichte prosaisch niederzuschreiben und sie erst dann aus seiner Prosa in den Vers zu übersetzen gepflegt habe — so konnte Hr. Kurz hier doch keine Lesart aufbringen, selbst dann nicht, wenn er sich zu diesem Abdrucke auch der damals noch nicht cursirenden Ausgabe Lachmann's hätte bedienen können. Warum? Weil Lessing, wenn auch ein secundairer, so doch in dem Maße gewandter Dichter war, daß er eine klar erfaßte Idee auch in einer ebenso klaren, durchsichtigen und fixen Form zu geben vermochte; weil er es in einem Briefe selber gesteht, daß ihm nur die poetische Conception schwer werde, daß ihm hingegen sein Jambus weit weniger Mühe mache als die ausgezirkelte kaltberechnete Prosa seiner „Galotti". Wenn nun auf S. 66 bei Lessing sich keine Varianten ergeben, und auf S. 190 bei Ramler diese ein Drittheil der Druckseite wegnehmen — was beweist es mehr, als

daß nach Lessing, den wir in Vers und Prosa noch immer ohne Anstoß lesen, ein geleckter und corrigirter Ramler, den wir gar nicht mehr lesen, keine Stelle mehr einzunehmen habe, oder daß wir aus Ramler's Varianten nach Lessing's Ausdrucksweise und Gedankenreinlichkeit keinen literarhistorischen Nutzen mehr schöpfen werden. Denn noch einmal sei's gesagt, hier stottert oder spricht ungeirrt nicht ein Zeitunterschied (den doch die Variantensammlung anschaulich machen soll), sondern ein größerer oder geringerer Beruf zur Dichtkunst. Und dies beweist auch noch Withof, der, obschon er in dem Handbuche erst auf S. 294 erscheint, also dem Raume nach um mehr als hundert Seiten von Lessing absteht, und als der Variantenreichste erscheint, natürlich, weil er der Poesieärmste wirklich ist. Dadurch soll aber nun der ernste Fleiß des Hrn. Herausgebers nicht einen Augenblick tiefer geschätzt werden, der es sich hat angelegen sein lassen, überall die Originalausgaben seiner Autoren zu sammeln und ihre Ursprünglichkeit herzustellen. Er hat sich damit ein gewisses Verdienst erworben und dem Fachgelehrten sehr empfohlen durch die Sorgfalt, die jenen Editoren fast sammt und sonders abgeht, die sich heutzutage anmaßen durch sogenannte Sammlungen und Classikereditionen das gelehrte deutsche Volk in jenes Eigenthum zurückführen zu wollen, wohin es keines solchen Führers bedarf, weil es dieses Eigenthum und diese Nationalität noch nie veräußert hat. Wahrlich gegen solche Fabrikanten und Schnellbleicher dürfte man Lessing's Ausruf: „O, daß Luther darüber urtheilen könnte" — in den Wunsch verkehren: O, daß ein schroffer Lessing noch einmal erschiene, um diese Leichtsinnigen von den Wegen zu vertreiben, die sie nicht gebahnt haben, aber gleichgültig dahinschlendern.

In dieser Hinsicht erfreut uns des Hrn. Verf. Unternehmen; sein Fleiß, sein Ernst, seine wirkliche Liebe zu seinem Gegenstande, seine Unverdrossenheit über einen Stoff, der heutzutage nicht so ganz mehr lohnen will, der wegen seines langfortgesetzten Misbrauchs erst eine ziemlich verspätete Anerkennung zulassen wird — all dies hat die Art einer edeln und uneigennützigen Hingebung, die, wie jederzeit ein tüchtiger Literat, dem richtigen Patriotismus verwandt ist.

Läßt man sich nun noch mehr in das Einzelne ein, so wird man die Auswahl als besonders lobenswerth anerkennen müssen, wie sie z. B. bei der zerstreuten, oft vagen und blos rhetorischen Poesie Herder's hier getroffen worden ist. Wie leicht wäre es doch gewesen, hier den schon hundertmal abgedruckten „Cid" zum hundert und ersten Male noch einmal abzudrucken — ein Gedicht, aus dem sich Herder's bürgerlicher und gelehrter Charakter just am allerdürftigsten ergibt. Dafür aber hat Hr. Kurz glücklich solche lyrische Stücke ausgesucht, welche den Christen, den Patrioten, den Schicksalspropheten in Herder beurkunden und ihm zuweilen dadurch die physische Gestaltung wieder verleihen, die er seit geraumer Zeit schon in unserer Dichtkunst verloren zu haben schien. Ähnliches, nur nicht in so großer Ausdehnung gewahren wir bei Wieland's Gedichten, wo auch der gewöhnliche Misgriff unterblieben ist, nur etliche Stanzen aus dem „Oberon" dem Publicum vorzudrucken, das lieber ein Ganzes liest, weil es richtiger als die Literaturtagelöhner urtheilt, daß ein Gesammtwerk, wie Epos oder Drama, nicht aus einer Scene oder Episode begriffen werden kann. Auf dieses richtige Denken gestützt, gibt der Verf. grundsätzlich nur Vollständiges und zwar in allen Dichtungsformen aus allen von einem jeweiligen Dichter bearbeiteten Gattungen. So führt uns dieser erste Band unsere Dichter bis Goethe vor, und der zweite wird bis zur neuesten Zeit reichen.

Zwar ist gegenwärtig mit diesem Werke ein anderes gleichnamiges in neuer Ausstattung auf den Markt getreten, W. Wackernagel's „Deutsches Lesebuch", dessen zweiter Theil denselben Umfang und aus noch frühern Epochen her einnimmt, sodaß diese beiden umfassenden Werke sich fast das Publicum streitig zu machen scheinen. Wir glauben indeß, so nützlich auch ein solcher Wettkampf unserm Volke, und so ersprießlich er der gelehrten Sache und der Ausbreitung in weitere Kreise sein muß, daß beide Handbücher ihren Weg ganz friedlich und bequem neben und sogar miteinander machen werden. Denn die beiden Herausgeber vertheilen sich just so streng, wie das Publicum selbst, in die zwei großen Hauptinteressen unserer Zeit und ergänzen sich gegenseitig, nur mit dem Unterschiede, daß ich mir des allgemein politischen und humanen Stoffes in des Hrn. Kurz Handbuch lieber eine überwiegende Masse als jene tädiöse Kirchenliederbreite bieten lassen mag, die von unserer Zeit wol die äußere Hülle, das Kleid der Sprachfertigkeit, nicht aber den Ernst und Kern unsers Wollens und Wünschens entlehnen will und kann. 60.

Literarische Notizen.

Ferdinand Denis gab heraus: „Chroniques chevaleresques de l'Espagne et du Portugal, suivies du Tisserand de Ségovie, drame du 17ième siècle", alte Legenden, welche durch ihre Naivetät, einfache Schreibart und wundersame Färbung anziehend sind. Manche von diesen Novellen erinnern an die Erzählungen von „Tausend und eine Nacht" und haben ganz die Anmuth der arabischen Novellen, die man nicht müde werden kann zu lesen und wieder zu lesen. Vorzüglich zeichnet sich die Erzählung von dem Fräulein Theodor aus, einer ebenso wunderbar schönen als gelehrten jungen Dame, welche vor dem Könige mit den weisesten Männern disputirte und einen nach dem andern aus dem Felde schlug. Die zahlreichen Noten, welche der Herausgeber hinzugefügt hat, beweisen, wie sehr es ihm darum zu thun war, das literarische Verdienst seiner Arbeit durch ein historisches Interesse zu erhöhen.

Angekündigt ist der elfte Band der zweiten Folge (26. Band der Sammlung) der „Archives curieuses de l'histoire de France, depuis Louis XI jusqu'à Louis XVIII", eine Sammlung seltener und interessanter Stücke, mitgetheilt nach dem auf der königlichen Bibliothek und in den Archiven des Königreichs aufbewahrten Texten. Der soeben erschienene Band enthält unter Anderm eine Geschichte und Beschreibung des Invalidenhauses, Memoiren des Marquis de Guiscard, betreffend die Cevennenangelegenheit (1702), über den Fanatismus der Epoche von 1692, politische Briefe von Fléchier rc. Auch erschien von Michelet's „Geschichte Frankreichs" der vierte Band, welcher die Regierung Karl's VI. und die Gründung der englischen Herrschaft in Frankreich umfaßt; der fünfte Band wird noch vor Ende dieses Jahres vollendet sein. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 101. —— 10. April 1840.

Der Bauer Prießnitz und die Wasserheilanstalten.

(Fortsetzung aus Nr. 100.)

Ungeachtet sich die Curmethode Prießnitz's im Wesentlichen um die Anwendung des kalten Wassers dreht, so hat sie doch so viel Eigenthümliches, daß es sich der Mühe lohnt, davon hier einen kurzen Abriß zu geben. Morgens um halb vier oder halb fünf Uhr wird der Kranke geweckt, in große und dicke Wolldecken eingewickelt wie ein Wiegenkind, jedoch nicht so fest, daß das Reiben der Arme am Körper und der Füße aneinander dadurch verhindert wird, und mit einem Deckbette oder wol auch noch mit einer zweiten wollenen Decke bedeckt. Während des Einwickelns wird kaltes Wasser getrunken, bis ein reichlicher Schweiß ausbricht. Will die Haut an einzelnen Theilen nicht schwitzen, so werden um dieselben, während der ganze Körper in den Decken liegt, in kaltes Wasser getauchte und wieder ausgerungene Compressen gelegt. So schwitzt der Kranke lange, lange, bis er am Kopfe oder Brust beklommen oder unbehaglich wird und das Öffnen der Fenster und ein paarmaliges kaltes Trinken nicht mehr dagegen anschlagen. Bis zu welchem Übermaße dieses Schwitzen in einzelnen Fällen getrieben wird, davon gibt das folgende, der Schrift Nr. 1 entnommene Geschichtchen einen Beweis. In einem dünngebauten zweistöckigen Bretterhause logirte parterre ein Pfarrer, über ihm der Oberst v. H*** aus M***, und über diesem in der Giebelstube (sodaß die Wand der letztern mitten auf das Zimmer des Obersten trifft) ein sehr vollständiger, kräftiger wiener Banquier, Hr. v. P***. Kürzlich läßt der Pfarrer unten früh den Obersten bitten, kein Wasser auf die Dielen zu gießen, schon liefe es durch. Der Oberst, aus dem Schlummer geweckt, bemerkt verwundert mitten in seinem Zimmer Wasser, zu welchem, siehe da, neuer reichlicher Zufluß von oben her tropft. Er eilt persönlich zum eben schwitzenden Banquier und bittet, kein Wasser zu gießen. Oben ist keines zu sehen, endlich hört man unter dem Bette Tropfen klatschen, da läuft denn durch des Banquiers zwei Heumatratzen sein rieselnder Schweiß durch zwei Etagen, wovon er gar im Träumeln nichts gemerkt. Untergestellte Schüsseln hemmten die weitere Überschwemmung.

Während des Schwitzens melden sich allgemach durch die Badezeit alle alten und neuen Schmerzen, alle vernarbten Schußwunden, Frostflecke u. s. w., die innerlich oder äußerlich der Körper je empfunden und die nicht durch ganz vollkommene Heilung absolvirt worden sind. Wenn die Schwitzpartie vorüber ist, geleitet der Badediener den Kranken, eingewickelt in die naßgeschwitzte Decke und in einen Mantel, hinunter in das Kellerbad, wo er, nachdem er sich Kopf, Brust und Nacken kalt gewaschen, langsam untertauchend, in eine große hölzerne Wanne steigt, in welche von den Bergen stets ein kleiner Strahl frisches Wasser läuft und abläuft, das sich in den heißesten Wochen bis zu plus sechs Graden Réaumur erwärmt. Gleich nach dem Bade, das nur eine bis drei Minuten, je nach Behagen, dauert, legt man recht kalte, immer gut ausgewundene Umschläge auf die leidenden Stellen, und erneut diese Umschläge mehrmals am Tage; sie müssen so dicht anliegen, daß auch bei den Bewegungen nicht die dünnste Schicht Luft zwischen Haut und Umschlag dringt, nur unter den dicht anliegenden entsteht bald so große Wärme, daß die Leinewand beim Abnehmen oft dampft. Hierauf macht man eine Promenade auf den freien, schönen Gräfenberg, wobei man sechs kleine Gläser kaltes Quellwasser allmälig trinkt; das dritte, vierte Glas schmeckt schon nicht mehr, indeß man muß, denn etwa zwanzig Becher frischgeschöpftes Wasser sind täglich empfohlen. Zum Frühstück wird kalte, ungesottene Milch, Butter und Brot und Honig genossen, wenn er gerade zu haben ist. Nach dem Frühstücke trinkt man einige Gläser Wasser und begibt sich hierauf nach den Bergdouchen, die im dichtesten Fichtenwalde am steilen Abhange des Hirschbadkammes liegen; es sind deren sieben, vier untere für die Männer, die drei obersten für die Damen. Die Lungen der oben Angekommenen müssen zu höchster Ruhe gelangen, dann entkleidet man sich rasch und geht mit warmer Haut unter die kalten Douchen. Kalt bis zu drei Grad Wärme herab, von höchstens fünf oder sechs. Die zahlreichen Felsenquellen strömen 7—800 Fuß am Hirschbadkamme herunter, werden in Rinnen aufgefangen und stürzen mit freiem Falle noch 8—17 Fuß auf einen hölzernen Fußboden. Werden die Douchen in den Rinnen durch ein Bretchen oder einen Stein richtig gestellt, so ist der Strahl oben am Munde der Rinne mehr als armsdick und kommt, wie eine Peitschenschnur zusammengehalten und verdünnt, unten zweifingerdick an; so wirkt er am besten, haut

scharf und arbeitet die Haut aller Glieder hoch kupferroth und brennend durch. Bei einer ganz kurzen Probe unter dem Siebenzehnfüßer glaubte der Verf. von Nr. 1 durchlöchert worden zu sein; auch unter dem Zwölffüßer muß man z. B. die Hand ziemlich fest halten, wenn sie nicht niedergeschlagen werden soll. Die kranken Theile exponirt man dem Schlage am häufigsten, doch nie die Brust noch den Unterleib und nur einen Augenblick den Kopf, am meisten das Kreuz. Zwei Minuten bringt man anfänglich in den Douchen zu; Einige schließen gegen Ende der Cur mit 15 — 20 Minuten unter dem Siebenzehnfüßer, doch Alles nur nach fortschreitendem Behagen. Fünf bis sechs Minuten beträgt die Douchezeit der Mehrzahl der Kranken. Während des Anziehens genießt man 2 — 3 Gläser Wasser und kehrt, vom Gehen erwärmt, wieder nach Hause zurück. Nun geht es zu Tische. Das Mittagessen besteht aus einfacher, kräftiger, manchmal derber und reichlicher Hausmannskost. Auf die sehr dünne Suppe folgt meist gutes und vieles Rindfleisch mit einer sehr constanten Begleitung von Sauce, ein andermal Gemüse, dann noch gebratenes Kalbfleisch oder Schöpsenfleisch, Hühner, Enten u. s. w. mit Salat, auch Salzgurken. Statt des letztern Gerichtes erscheinen am Mittwoch und Freitag Mehlspeisen. Zum Nachtisch wird noch einmal Butter aufgetragen. Wer außerdem noch etwas Erlaubtes genießen will, findet auf dem Vorplatze des Speisesaales Leute, die Semmeln und Milchbrote, andere, die Pfefferkuchen und Marzipan, andere die Erdbeeren mehre Monate hindurch oder Himbeeren und verschiedene Sorten von Obst feil haben. Von allen diesem kann man nach Belieben kaufen und verzehren. Besonders werden Erdbeeren mit Zusatz von Milch und Zucker, oder geronnene (gestockte) Milch nach Tische Mittags und Abends in ansehnlichen Quantitäten verzehrt, und es soll durch ihren Genuß Niemand belästigt werden. Die Mittagsmahlzeit währt ziemlich lange, da man langsam essen und dazwischen viel Wasser, frisch vom Brunnen weg, trinken soll. Nach Tische macht man eine kleine Pause im Trinken, geht langsamen Schrittes spazieren, oder nimmt Theil an gesellschaftlicher Unterhaltung. Ein guter Theil der Gäste wird auch Nachmittags in die Decken eingewickelt. Diese machen sich vor der Einwickelung etwas mehr Bewegung, um den Schweiß darauf leichter zu erregen, bleiben bis 6 oder 7 Uhr Abends in den Decken liegen, baden wieder kalt und nehmen darauf das Abendessen zu sich, welches ebenfalls aus Milch, Butter und Brot und bisweilen aus einigen warmen Kartoffeln besteht. Außerdem wird Frühstück und Abendessen allgemein ganz kalt genommen und auch das Mittagessen kommt fast kühl auf die Tafel. Nach dem Abendessen bleiben die Curgäste noch ein Stündchen zusammen, um sich durch Gespräch, Musik, Tanz u. s. w. zu unterhalten. Viele aber nehmen noch ein Sitzbad, bevor sie sich zur Ruhe begeben, was überhaupt einen wesentlichen Bestandtheil der Cur ausmacht und von Manchen des Tages drei bis vier Mal wiederholt werden muß. Fürwahr, alles Mögliche für einen Tag!

Was die Krankheiten, in denen sich die gräfenberger Cur nützlich erweist, und ihre Heilung betrifft, so stimmen die Aussagen unserer Berichterstatter darüber ziemlich überein. Die an Rheumatismen und Gicht Leidenden machen die Mehrzahl der Curgäste aus. Insbesondere sind es solche, die durch häufigen und reichlichen Genuß feiner Speisen und erhitzender Getränke, durch beständigen Aufenthalt in wohlgeheizten Zimmern, durch Bedecken und Einhüllen einzelner Glieder, durch delicate Gewohnheiten, langes Bettliegen, schlechte Lecture u. s. w. Leib und Seele verweichlicht haben. Bei Ablagerungen der Gicht auf verschiedene Körpertheile, auf verschiedene Gelenke mit folgender Gelenksteifigkeit und Contracturen sollen ausgezeichnete Heilungen vorgekommen und bei einem solchen Kranken sogar die Gichtknoten an den Händen schmerzhaft ausgeschworen sein. Unter den übrigen Krankheiten, welche sich für diese Curmethode besonders eignen, werden noch Katarrhe, insbesondere wenn sie Folge eines Magen- und Unterleibsleidens sind, Leiden in Folge des Misbrauchs von Mercur oder zu vieler Arzneien, Schwäche nach starken Blutentziehungen in Folge hitziger Krankheiten, Geschwüre jeder Art, Hämorrhoiden, Hypochondrie, Hysterie, Skrofeln, Rhachitis, Hautkrankheiten u. s. w. genannt. Selbst gegen Entzündungen innerer Eingeweide, gastrische Fieber, Cholera, Dysenterien, Schleimfieber, Wechselfieber, Typhus soll sich die Cur hülfreich erwiesen haben. Als Krankheiten, welche sich nicht für diese Cur eignen, nennt uns der Verf. von Nr. 1 Rückendarre, Verrücktheit, Lungen- und Luftröhrenschwindsucht, Gliedwasser (?), Nervenzerrüttung, Epilepsie, erbliche Congestionen des Blutes nach dem Kopfe, starken Gesichtsschmerz, Leberverhärtungen, ruinirte innere Organe und vergeudete Kräfte. Bei Augenleiden, Harthörigkeit, Flechten, Krätze, frischen und alten syphilitischen Leiden soll die Hülfe nur beschränkt sein.

Wenn auch nur die Hälfte der hier genannten Krankheiten durch Prießnitz's neue und originelle Curmethode sicher und dauernd geheilt werden kann, so würde sie sich schon des Lobes vollkommen würdig machen, mit dem sie sowol von Laien, als auch von einem Theile der Ärzte überschüttet worden ist, denn wir besitzen bis jetzt in der ganzen Medicin kein Mittel, welches sich eines ähnlichen glücklichen Erfolgs in der Anwendung gegen die verschiedenartigsten Krankheitsformen rühmen könnte. Selbst die Wirkung der kräftigsten unter unsern Mineralquellen ist immer nur eine bedingte, und wir können nicht sagen, diese oder jene Quelle heile diese oder jene Krankheit in allen gegebenen Fällen gründlich, sicher und dauerhaft. Doch abgesehen davon, ob dies auch die gräfenberger Curmethode zu leisten vermag, wie es nicht wenige ihrer Vertheidiger und Panegyristen zu behaupten sich erdreisten, so gründet sich der Ruf dieser Cur noch auf andere Momente als die Zahl der Krankheiten, gegen die sie sich hülfreich bewiesen haben soll. Weit lauter als sie spricht die Zahl der Kranken, die alljährlich sich nach Gräfenberg begeben, um dort Heilung von Übeln zu suchen, die sie bisher bei Ärzten nicht finden konnten. In der That, es muß irgend etwas Wahres an der Sache sein, wenn wir auch den Reiz der Neuheit, die Liebe zum Wunder-

baren, die Originalität der ganzen Curmethode u. A. noch so hoch dabei anschlagen wollen. Es läßt sich kaum denken, daß ein schlichter Bauer in einem verborgenen Winkel der Erde, ohne andere Mittel zu seiner Empfehlung als den Ruf seiner gelungenen Curen, Kranke aus den entferntesten Gegenden zu sich hinziehen, daß alle die Menschen, die mündlich und schriftlich sich zu seinem Lobe vereinigen, verblendet und betrogen und selbst die vorsichtige östreichische Regierung und ihr Commissarius in einem Grade getäuscht worden sein sollten, daß sie nicht einfache Curerfolge von den Blendwerken eines Charlatans zu unterscheiden vermöchten; es müssen sich Resultate dieser Curmethode herausgestellt haben, die für eine größere Wirksamkeit sprechen, als daß sie blos auf Rechnung eines glücklichen Zufalls geschrieben werden könnten. Man wird uns zwar einwerfen, daß auch andere Curmethoden zu Ehre und Ruf gekommen, deren Unzulänglichkeit und Nichtigkeit sich am Ende bei näherer Betrachtung und fortgesetzter Erfahrung doch erwiesen habe; man wird uns auf das neueste Beispiel dieser Art, wir meinen auf Hahnemann und seine hochgepriesene Lehre hinweisen. Allein wie viel hatte diese Lehre vor der Curmethode unsers Gräfenberger Bauers voraus, was zur Begründung ihres Rufes beitrug! Der Name ihres Erfinders, seine schriftstellerische Thätigkeit, seine praktische Wirksamkeit in mehren bedeutenden Städten im Mittelpunkte von Deutschland, die Leichtigkeit der Anwendung seiner Heilmethode, ihre wenigstens scheinbare Wohlfeilheit u. s. w. Alles dies kam unserm Prießnitz nicht zu statten, er mußte sein Kindlein von der Wiege an in Dürftigkeit heranziehen, und es mag ihm wahrlich nicht wenig Mühe gekostet haben, bis er es so weit brachte, ihm bei der Welt Eingang zu verschaffen. Wie aber aus talentvollen Kindern, die sich durch Widerwärtigkeiten und Hindernisse auf der Bahn des Ruhmes emporringen müssen, gewöhnlich die tüchtigsten Männer werden, so hat auch er den Triumph erlebt, daß sein Kindlein aus der Niedrigkeit zur Höhe herangestiegen ist und sich mancher gerühmten Nymphe keck an die Seite stellen kann. Wir gönnen dem Manne diesen Lohn seiner Anstrengungen, denn, ob sich auch seine Curmethode für die Folge bewähren möge oder nicht, wir glauben, daß er es redlich mit den Menschen gemeint und mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften die Idee zu verwirklichen gesucht habe, die er, ob zum Heile der Menschheit oder nicht, möge vor der Hand dahingestellt bleiben, zu verwirklichen berufen gewesen zu sein scheint.

Es gibt wol kaum einen Arzt, der sich nicht durch längere Erfahrung einen gewissen praktischen Takt erworben, durch eigene wiederholte Versuche eine gewisse Fertigkeit in der Anwendung einzelner Heilmittel in besondern Krankheitsfällen und bei besondern Körperconstitutionen zu eigen gemacht hätte, sodaß er nun diese Mittel besser zu handhaben versteht, als es andere Ärzte zu thun vermögen. Je einfacher er diese Mittel angewendet, je mehr er ihnen ihre Eigenthümlichkeit in der Wirkung abgelauscht hat, desto sicherer wird er bei ihrem Gebrauch, und es kommt, wie sich längst durch die Erfahrung erwiesen hat, bei der eigentlichen Krankenbehandlung nicht sowol darauf an, daß ein Arzt einen großen Apparat von Mitteln im Kopfe habe und ihre Wirkungen theoretisch kenne, sondern daß er mit ihnen selbst praktisch umzugehen und sie zur rechten Zeit und am gehörigen Orte jedem besondern Falle anzupassen wisse.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Volkssynode. Kämpfe um ihre Einführung in den Canton Zürich. In gesammelten Blättern von M. Hirzel, Altbürgermeister. Zürich, Orell, Füßli und Comp. 1840. Gr. 8. 8 Gr.

Während der politisch-religiösen Gährung im Canton Zürich, durch die Berufung des Dr. Strauß an die dortige Hochschule erzeugt, war mit Anderm die Einführung einer aus Geistlichen und Laien gemischten Volkssynode zur Sprache gekommen. Sie sollte an die Stelle der jetzigen Synode treten, welche nach der bestehenden Kirchenverfassung ausschließlich aus Geistlichen und einigen wenigen weltlichen Mitgliedern, mit blos berathender Stimme, zusammengesetzt ist. Die Gründung einer solchen gemischten Synode, als einer wahrhaft volksthümlichen Repräsentation sämmtlicher Bekenner der evangelischen Kirche des Cantons Zürich, figurirte in erster Linie unter den an den großen Rath vom sogenannten Glaubenscomité gestellten Begehren; und die Führer der Partei, wodurch am 6. Sept. vorigen Jahres die frühere Regierung gewaltsam gesprengt wurde, hatten dasselbe Begehren zum Gegenstande einer von nahe 40,000 Bürgern unterzeichneten Petition zu machen gewußt. Allein auch unter den Anhängern der Berufung des Dr. Strauß fanden sich eifrige Freunde einer repräsentativen Kirchenverfassung im Geiste des demokratischen Princips. Zu diesen gehört der frühere Bürgermeister Hirzel, ein Mann, der sich während seiner ganzen politischen Laufbahn von gemeinen Rücksichten des persönlichen Interesses frei erhalten hat und dessen reines Wohlwollen für das Volk selbst seine leidenschaftlichsten Widersacher nicht in Abrede zu stellen vermochten. Von diesem Volke in augenblicklicher Aufregung miskannt, verfolgt, verhöhnt und am 6. Sept. bis zum Tode bedroht, kommt er ihm fort und fort mit der alten Treue und Anhänglichkeit entgegen. Es kann nicht fehlen, daß ihm diese unwandelbare Gesinnung auch wieder die Neigung seiner Mitbürger zuwende, und wirklich läßt sich eine Umstimmung der öffentlichen Meinung zu seinen Gunsten schon jetzt deutlich gewahren. Um so mehr ist zu erwarten, daß die angeführte Schrift, als ein wiederholtes Zeugniß seiner Gesinnungen, eine günstige Aufnahme finde.

Der Verf. hat seinem Werkchen aus einem „Sendschreiben an die zürichersche Gemeine vom 6. Dec. 1830" eine Stelle als Motto vorangesetzt, worin sich schon damals seine stets festgehaltene Ansicht über das Verhältniß der Einzelnen und des Volks zur christlichen Kirche und Glaubenslehre deutlich aussprach. „Ich will Gott", so heißt es, „nach meinem Gewissen verehren. Lobet ihn, er hat uns zu einem Volk von Priestern und Königen gemacht (Offenb. 1, 6); er hat die Scheidewand zwischen ihm und uns weggerissen, er hat seine Stimme in unser Herz geschrieben. Geistliche Führer, Wegweiser, Erzieher zur Schönheit, zur Wahrheit und Frömmigkeit, aber keine geistlichen Fürsten, deren Ausspruch Gesetz meines Glaubens wäre." In einem kurzen Vorworte hebt Hirzel die seltsame Erscheinung hervor, daß man früher, im Namen vieler Tausende, der Regierung die Foderung vorgelegt: „Es soll eine freie Repräsentation der Kirche stattfinden, in einer aus weltlichen und geistlichen Mitgliedern gemischten Synode, und es sollen die Sitzungen der Kirchensynode öffentlich sein"; daß man die Verweigerung dieser Foderung dem damaligen großen Rathe zum Vorwurfe gemacht und mit aus diesem Grunde das Volk aufgeregt habe, bis es zur Gewalt geschritten sei, daß aber

nach dem 6. Sept. weder die Geistlichkeit, noch der unter dem Einflusse der Glaubensbewegung gewählte große Rath in wiederholten Versammlungen der Volkssynode auch nur mit einem Worte gedacht haben; ja, daß sogar das Organ der kirchlichen Bewegung, die „Neue Kirchenzeitung", leise andeute, was unter dem gestürzten Regiment zur Belebung des religiösen Sinnes wünschenswerth gewesen, möge unter dem neuen weniger dringlich sein. Wol habe man seitdem ein neues Sabbath- und Sittenmandat erlassen und es verlaute, daß mit dem Auswendiglernen der an die Erwachsenen gerichteten Sprüche und Reden Jesu wieder die kleinern Kinder geplagt werden sollen; aber von der Volkssynode sei es ganz stille geworden. Mit Recht wirft darum Hirzel die Frage auf: Ob man wirklich damit umgehe, dem Volke seine kirchlichen Rechte vorzuenthalten, für die es von seinen Führern zum Kampfe aufgerufen worden; und ob das Volk nur in den „bösen Tagen", in den Tagen der Noth gut gewesen, seine Stimme in Glaubenssachen abzugeben, in den „guten Tagen" aber zum Stillschweigen verdammt werden solle? Er hätte hinzusetzen dürfen, daß die wesentlichsten Veränderungen seit dem 6. Sept. nur Personaländerungen waren und im Hinblicke, daß das ganze Resultat der Bewegung darauf hinausgelaufen ist, die gewaltsam erledigten Regierungssitze mit anderm Fleisch und Bein auszufüllen, hätte er wol fragen mögen, ob man wirklich nur selbstisches Interesse, oder das des Volkes im Auge gehabt?

Um nun die Erinnerung an das früher so lebhaft Verhandelte wieder aufzufrischen, hat Hirzel den glücklichen Gedanken gehabt, alles Betreffende kurz zusammenzustellen. Zu diesem Zwecke hat er die im „Volksfreunde" schon früher erschienenen Aufsätze über das Synodalwesen noch einmal abdrucken lassen. Darunter findet sich unter Anderm eine gedrängte Darstellung der evangelischen Kirchenverfassung Schottlands, sowie der rheinpreußischen Lande Jülich, Kleve, Berg und Mark. Darauf folgen die Verhandlungen und Beschlüsse der zürcherischen Behörden über Einführung einer Volkssynode, vor dem 6. Sept. 1839. Wir sehen daraus, daß die Gründung eines solchen Institutes von einer Commission des großen Raths beantragt worden ist; daß sich ein Gutachten der Mehrheit des Kirchenraths dagegen, jedoch die Majorität der auf der Synode versammelten Geistlichkeit dafür erklärt hat; daß sodann von Seiten der Regierung die Verwerfung des Antrags vorgeschlagen wurde, und daß in demselben Sinne, durch 141 gegen 36 Mitglieder, die Abstimmung des großen Rathes erfolgt ist. Außer einer Beilage, welche die nähern Vorschläge über Organismus und Geschäftskreis einer Volkssynode enthält, führt noch das Schriftchen einige gewichtige Worte aus Troxler's „Die den Christen heiligen Schriften" an. Troxler faßt hier die Foderungen, die in günstigem Zeitpunkte im Interesse der religiösen und kirchlichen Freiheit und Gleichheit zu stellen seien, in Folgendem zusammen: Emancipation des Katholicismus von der absolutistischen Macht des Papstthums, wie des Protestantismus von seiner Unterwürfigkeit unter die Staatsgewalt; Aufhebung der Absonderung des geistlichen Standes von der christlichen Gemeinde als eines außer und über ihr stehenden Klerus; Selbständigkeit der Kirche wie des Staats als der geistlichen und weltlichen Lebensseiten der Menschen und Völker im Christenthume; Zurückführung beider auf die Gemeinde oder Gesellschaft als gemeinsame Grundlage derselben; Reorganisation der Kirchen nach den Grundsätzen der ursprünglichen Gemeindeverfassung der Gläubigen und Getreuen, gemäß der Urbildung des Christenthums. Troxler ist in neuerer Zeit in vielfache Streitigkeiten selbst mit Solchen verwickelt worden, die früher mit ihm für die gleichen Zwecke einzustehen schienen. Was er auch persönlich verfehlt, oder was er versäumt haben mag, um solchen stets beklagenswerthen Zerwürfnissen vorzubeugen, so wird man doch seinen Ansichten über die Stellung von Staat und Kirche, so weit sie hier mitgetheilt sind, die Zustimmung kaum versagen können. In der That dürfte es bei den Freunden der Glaubensfreiheit, welchen diese Freiheit nicht bloße Glaubensleerheit ist, nur noch eine Frage sein, ob der günstige Zeitpunkt für Gründung von Volkssynoden eingetreten ist, und in welcher zweckmäßigen Form diese zu organisiren sind? Es war begreiflich, daß sich im Canton Zürich der frühere große Rath gegen eine solche Gründung ausgesprochen hat: er fürchtete die Entstehung eines besondern Kirchenstaates im weltlichen Staate, eine beständige feindselige Opposition des einen gegen den andern. Aber dieser Grund fällt bei den jetzigen Gewalthabern weg, welche behaupten, mit der religiösen Überzeugung des Volks im Einklang zu stehen. Das im Volke wieder lebhafter erwachende religiöse Bewußtsein fodert für stete und geordnete Entwickelung und Fortbildung ein aus ihm selbst hervorgegangenes Organ. Dies gilt für Protestanten wie für Katholiken. Nie und nimmermehr wird sich der Staat durch blos formelle Bestimmungen, durch Concordate, durch Ausübung des Placet, durch direct oder indirect zwingende Maßregeln gegen die Mitglieder des Klerus, in eine dauernd befriedigende Stellung zur katholischen Kirche zu setzen vermögen. Die Nationalisirung katholischer Kirchen ist das einzige Mittel gegen die Ultramontanisirung zu einer römischen Kirche; und diesem Nationalgeiste, der auch auf dem kirchlichen und religiösen Gebiete ein eigenthümlich selbständiges Dasein zu entfalten strebt, darf es an einem Körper nicht fehlen. Aber freilich werden repräsentative Kirchenverfassungen nur bei repräsentativer Staatsverfassung möglich sein, weil sich der Staat, den Vertretern jeder besondern Confession gegenüber, auf das volksthümliche Organ eines Gesammtwillens muß berufen können. 46.

Notizen.

Den französischen Kammern ist bekanntlich ein Gesetz in Bezug auf das Lebensalter und die Arbeitszeit der in den Manufacturen zu verwendenden Kinder vorgelegt worden. Die Vorarbeiten der zur Prüfung des Gesetzes von der Pairskammer niedergesetzten Commission haben zur Aufdeckung vieler Misbräuche geführt, denen es z. B. zuzuschreiben ist, wenn für 10,000 junge Leute, welche von der militairischen Untersuchungscommission für zulässig befunden worden, zehn vorzüglich im Ackerbau thätige Departements nur 4029 Individuen darboten, die man für verwachsen oder für zu schwach erklärte, während zehn Departements, die sich vorzüglich durch Manufacturthätigkeit auszeichnen, als mittleres Resultat 9930 Individuen ergaben, die sich als unbrauchbar für den Militairdienst erwiesen. Es gibt in Frankreich Manufacturherren, welche Kinder von nur sieben, ja sechs Jahren in ihren Anstalten und zwar täglich in übermäßig langer Arbeitszeit verwenden. Wie übertrieben die Foderungen der Generalconseils des Handels und der Manufacturen in dieser Hinsicht sind, stellt sich am besten heraus, wenn man sie mit den in Großbritannien und Preußen geltenden Bestimmungen vergleicht. Man nehme sieben Kinder von 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15 Jahren, so würden diese täglich im Durchschnitt zur Arbeit verwendet werden können: nach dem großbritannischen Gesetze 68 Stunden, nach dem preußischen 70 Stunden, nach der Bestimmung der Generalconseils des Handels und der Manufacturen 84 Stunden. Nach dem Vorschlage der Commission der Pairskammer würde ihre tägliche Arbeitszeit 72 Stunden betragen haben. Der Gesetzentwurf ist von der Pairskammer in mehren Punkten amendirt worden und vorläufig bleibt es in dieser Beziehung noch bei den bis jetzt geltenden willkürlichen Bestimmungen.

Eine satirische Schrift von C. Ledhuy erscheint unter dem Titel: „Les pichenettes (chiquenaudes et croquignoles)." Sie wird in Lieferungen ausgegeben, je nach Belieben des Autors, zwei-, drei- oder viermal des Monats. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 102. —— 11. April 1840.

Der Bauer Prießnitz und die Wasserheilanstalten.

(Fortsetzung aus Nr. 101.)

Uns bedünkt, so habe Prießnitz mit seinem Schwitzen und seinem Wasser umzugehen gelernt. Es ist sein Eins und Alles, kein Wunder daher, daß er sich in ihre Wirkungsweise hineingelebt und durch die Länge der Zeit gelernt hat, wie er sie hier und wie dort gebrauchen muß. Um dies zu können, muß er freilich auch diagnosticiren, er muß die Fälle genau zu unterscheiden wissen, wo er das Eine oder das Andere zu thun oder zu lassen hat. Das vermag er denn aber auch, wenn nicht alle Berichte trügen, und besteht auch gleich seine ganze Diagnostik, im Vergleiche zu der unserer übrigen Ärzte, aus wenigen Fragmenten, so wird er diese wol desto fester und umsichtiger zusammenzufassen wissen. Es sind wenige, aber wichtige Momente, auf die er achtet: Haltung, Bewegung, Blick, Sprache, Physiognomie des Kranken, besonders aber die Haut, dieses tief in alle Functionen des Organismus eingreifende Organ und seine Absonderungen. Es sind Momente, aus denen auch mancher andere erfahrene Arzt auf wichtige, oft verborgene krankhafte Veränderungen zu schließen vermag, und möge auch immerhin die alleinige Beachtung dieser Momente einseitig erscheinen, so bleibt Prießnitz's Beispiel doch nicht das einzige seiner Art; es gibt auch unter uns Ärzte, die ihre Aufmerksamkeit vorzugsweise einzelnen solchen Momenten, mit Übergehung der übrigen, zuwenden, ohne deshalb zu den schlechten und unglücklichen gezählt werden zu können. Ref. kannte einen sehr glücklichen Arzt, über den sich alle Welt beklagte, daß er so einsylbig am Krankenbette sei, aber dennoch großes Zutrauen zu seiner Kunst hegte. Sein Auge und sein Finger aber, mit dem er den Puls fühlte, waren seine Wegweiser.

Sehen wir auf die Methode, deren sich Prießnitz zur Heilung seiner Kranken bedient, so können wir ihr schon die Wirksamkeit für gewisse Fälle nicht abstreiten, wenn wir sie mit frühern Erfahrungen zusammenstellen. Der innere und äußere Gebrauch des kalten Wassers hat sich zu vielseitig erprobt, als daß man an seiner Zweckmäßigkeit für einzelne dafür besonders geeignete Fälle zweifeln sollte. Kalte Waschungen und Begießungen gelten schon lange als ausgezeichnete Mittel gegen Typhus- und Scharlachfieber, und in den russischen Dampfbädern haben wir ein Mittel, was dem Prießnitz'schen Verfahren ganz analog ist, nur mit dem Unterschiede, daß hier die gesteigerte Hautausdünstung durch bloßes Einwickeln, also durch verhinderte Ableitung und Condensation der eigenen Körperwärme erzwungen wird, während dort erhitzte Luft und Wasserdämpfe dazu benutzt werden. Aber ohne Zweifel beruht der heilsame Erfolg der Prießnitz'schen Curen nicht allein auf dem Schwitzen und der Anwendung des kalten Wassers. Wir haben schon oben erwähnt, daß es hauptsächlich an Leib und Seele verweichlichte Menschen sind, denen die Cur besonders zusagt, und höchst wahrscheinlich sind es solche, denen die gräfenberger Anstalt ihren meisten Ruf zu danken hat. Gewiß nicht ohne Absicht hat ihnen Prießnitz so viele Entbehrungen auferlegt und ihnen die Cur selbst zur Arbeit gemacht, damit ihnen die Arbeit zur Cur werde. Schwitzen, Baden, Fomentiren, Douchen, Sitzbäder, Laufen, Wassertrinken u. s. w. gibt eine volle Tagesarbeit und nimmt Körper und Geist wenigstens auf eine ganz andere Weise in Anspruch, als dies in frühern Lebensverhältnissen bei dergleichen verweichlichten Naturen der Fall gewesen ist. Dazu kommt noch eine frugale Kost, strenges Verbot gegen den Genuß reizender Getränke und den Gebrauch von Arzneien, heiteres Zusammenleben im geselligen Kreise und keine steife Etikette und schroffe Absonderung der Stände, wie sie an andern Badeorten zur eigenen Qual der Gäste einheimisch geworden sind, keine leidenschaftliche Aufregung durch Spiel oder andere den Gang der Cur störenden Vergnügungen (als der umsichtige Prießnitz bemerkte, daß einige seiner Curgäste anfingen das Billardspiel mit Leidenschaft zu treiben, ließ er das Billard sogleich wegnehmen), mit einem Worte: Prießnitz hat sich eine Art von Supremaţie in seinem kleinen Wasserstaate erworben, deren sich manche andere Ärzte nicht rühmen können und welche ohne Zweifel zum Gelingen mancher Cur wesentlich beiträgt. Rechnen wir dazu seine Persönlichkeit, wie sie oben geschildert worden ist, die Besonnenheit, Sicherheit und Zuversicht, mit der er das Ganze leitet und auch der schwersten Aufgabe entgegentritt, so darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn sich Kranke aus allen Weltgegenden um ihn versammeln und sich Curerfolge herausstellen, die seiner Sache Ruf geben, ja in einzelnen Fällen den Laien zur Bewunderung und zum Erstaunen hinreißen mögen. Der

Mann hat ärztliches Talent, obgleich er keine ärztlichen Kenntnisse besitzt, als die ihm sein Nachdenken und seine Erfahrungen verschafft haben, er ist Virtuos in seinem Fache, und wenn Ref. einmal in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt werden sollte, sich einer Wassercur zu unterziehen, so würde er sich immer lieber in die Hände Prießnitz's, als in die seiner Jünger und Nachtreter begeben, wenngleich diese Doctordiplome aufzuweisen haben, die jenem noch abgehen, wozu er aber vielleicht durch die Barmherzigkeit einer unserer medicinischen Facultäten in der Folge noch gelangen kann.

So viel von der glänzenden Seite des Prießnitz'schen Curverfahrens; mögen nun aber unsere geehrten Leser mit uns auch die Kehrseite betrachten. Wenn wir auch die Wirksamkeit dieser Methode für gewisse Fälle zugestanden und den Erfinder derselben als einen Mann erkannt haben, der zur Handhabung und Leitung derselben hinreichenden Verstand, Geschick und Muth besitzt, so sind wir doch keineswegs so verblendet, daß wir in die allgemeinen und übertriebenen Lobeserhebungen, von denen jetzt alle öffentlichen Blätter voll sind, mit einstimmen oder seine Curmethode wol gar als ein Universalmittel über alle bisher bekannten Heilmethoden stellen sollten. Wir haben vielmehr gute Gründe, sowol an der allgemeinen Zweckmäßigkeit derselben, als auch an den glücklichen Erfolgen zu zweifeln, wie sie die allzeit geschäftige Fama darzustellen sich bemüht.

Obwol uns Prießnitz von Ärzten als reiner Empiriker ohne alle theoretische Grundsätze geschildert wird, so spricht doch sein ganzes Verfahren dafür, daß ihm eine theoretische Ansicht zum Grunde liegt, freilich eine Ansicht, die mit wissenschaftlichen Ideen und Principien nichts gemein hat, sondern rein mechanischer Natur ist und auf den ersten Blick ihre niedere, der Bildung des Landvolkes adäquate Abkunft verräth. Irren wir nicht, so denkt er sich den Organismus als einen Körper, der von außen diese oder jene Krankheitsstoffe in sich aufnimmt, die ihn nunmehr belästigen und wieder hinausgetrieben werden müssen. Sind sie aber hinausgetrieben, so muß der Körper von innen und außen abgehärtet werden, damit er die Empfänglichkeit zur Aufnahme neuer solcher Stoffe verliere und kräftig gegen sie ankämpfe. Daß dies die Prießnitz'sche Ansicht sei, beweist das unmäßige und anhaltende Schwitzen, wozu er den Körper nöthigt, die darauf folgende innere und äußere Anwendung des kalten Wassers und das große Gewicht, was er auf die Erscheinung von Beulen, Geschwüren, Ausschlägen u. s. w. als heilsamen Krisen legt. Wir können uns hier um so weniger auf eine Widerlegung dieser grobsinnlichen Ansicht einlassen, als uns dies zur Darlegung anderer, geläuterter und der Natur entsprechenderer Ansichten über die Entstehung der Krankheitsprocesse führen würde, die wir einem gemischten Lesepublicum nicht aufbürden wollen; aber dafür können wir uns bei unsern Lesern verbürgen, daß das Erkranken ebenso wenig immer auf diese grobmechanische Weise erfolgt, als die Heilung immer auf jenem Wege des Austreibens und Wiederabhärtens erzielt werden kann. Scheidet auch der Körper durch die Haut mannichfaltige Stoffe aus, die als verbraucht und überflüssig nicht mehr zum Leben tauglich sind, so gilt dies doch durchaus nicht von allen Stoffen, die auf diesem Wege abgesondert werden. Sowie er durch übermäßige Eiterungen und durch andere Absonderungswege auch assimilirbare, noch zum Leben brauchbare Stoffe verlieren und dadurch nach und nach zur Abzehrung und zum Verfall seiner Kräfte geführt werden kann, so kann dies auch durch übermäßige Hautabsonderung geschehen; jene Beulen, Geschwüre, Ausschläge u. s. w., wie sie in Folge des übermäßigen Schwitzens entstehen, sind daher keineswegs immer als Krankheitsstoffe anzusehen, sondern sie sind Producte einer durch das anhaltende Schwitzen selbst hervorgebrachten, krankhaft erhöhten Hautthätigkeit, wie sie auch bei Gesunden erzeugt werden würden, wenn man sie täglich 1 — 2 Mal in wollene Decken einhüllte. Sie sind nicht die Krankheit, die hier sichtbar zu Tage tritt, sondern Erzeugnisse einer erst durch anhaltendes Schwitzen krankgemachten Haut. Ebenso wenig ist es aber auch erwiesen, daß der menschliche Organismus, wenn er durch kalte Behandlung abgehärtet wird, nun vor allen äußern Krankheitseinflüssen gesichert sei. Alles, was möglicherweise dadurch erzielt werden kann, ist eine geringere Empfänglichkeit der äußern Haut gegen Temperaturwechsel. Aber wie vielen andern Einflüssen, außer denen der Kälte und Wärme, ist der menschliche Körper sonst noch ausgesetzt? Selbst die atmosphärische Einwirkung ist damit noch nicht abgeschlossen. Man denke nur an den verschiedenen Luftdruck, an die verschiedene chemische Beschaffenheit der Luft, an Elektricität und Magnetismus u. s. w. Gegen alle diese verschiedenen Einflüsse kann uns das kalte Wasser nicht sicherstellen.

Aber angenommen, daß die Schwitz- wie die kalte Wassercur, jede für sich, zur Heilung von Krankheiten geeignet sei, was sie ohne Zweifel sind, so fehlt es uns noch ganz an Erfahrung, um zu bestimmen, wie viel dabei auf Rechnung der einen oder der andern komme. Prießnitz mag zwar durch langjährige Erfahrung zu einiger Einsicht gelangt sein, daß er nicht bei allen Kranken auf gleiche Weise verfahren dürfe, aber welchen Antheil eine oder die andere Methode an der Cur habe, ob nicht in einem Falle diese, in einem andern jene schon allein hinreichend sei, was jede für sich und was beide im Vereine wirken, das weiß er sicher nicht anzugeben.

(Der Beschluß folgt.)

Antonio Ribby.

Das Leben eines Gelehrten, wenn weder dessen Laufbahn mit den Weltereignissen oder nur den Schicksalen des Vaterlandes in deutlicher Wechselbeziehung steht, noch eine in ihm hervorstrahlende und schöpferische Kraft des Genius die Begierde, dessen allmälige Entwickelung zu erkennen, weckt, gibt freilich an sich der Schilderung wenig Stoff. Indessen liegt in einem jeden solchen Leben, wofern es nur in Ernst und Tüchtigkeit durchkämpft ist, schon um der Feindschaft willen zwischen den materiellen Mächten und dem eigensten Antheil des Geistes ein Inhalt, welcher es der Betrachtung, meist einer wehmüthigen, werth macht. Denn während jede andere Arbeit

ihres Lohnes gewärtig sein darf, ist diejenige, welche vornehmlich der Freiheit von zerstreuenden, hemmenden, wenn nicht lähmenden Sorgen für die bloße Existenz bedürfte, am meisten, gleich als sollte das Bewußtsein des Lebens in einer andern Welt dadurch wach erhalten werden, der Ungewißheit alles Dessen, was die diesseitige fodert, preisgegeben, und noch dazu scheint diese Welt an Allen, welche nicht in dem Triebwerk ihrer allgemeinen Interessen gehen, für solche Verachtung durch ein nur um so voller geschüttet und gerüttelt Maß von Mühen und Leiden Rache zu nehmen oder Anerkennung ihrer Macht zu ertrotzen. Geben nun die Studien der Wissenschaften und schönen Künste für jenen Bruch mit der Behaglichkeit des Daseins zum Ersatze das stille innere Glück und den süßen Trost, welche von den ältesten Zeiten an bis heut ihre Freunde nicht müde geworden sind zu rühmen, wo wären, um diese Frucht zur Reife zu bringen, alle Bedingungen günstiger vereinigt als in Rom? Es ist nicht zufällig, daß der Name Wissenschaften und schöne Künste hier fast ganz gleichbedeutend mit dem der Erforschung des Alterthums geworden ist, und es ist nicht Willkür, wenn der Römer unter den Trümmern und Spuren tausendjähriger Herrlichkeit und Lebensfülle im Durchleuchten des in Nacht gesunkenen Riesenbaues jetzt die Kraft und den Ruhm seiner Stadt erkennt, weil die alten vergrabenen Schätze nirgend in gedrängterer Pracht beisammenliegen, also nirgend auch der Antrieb, ihnen nachzuspüren, größer ist. Daher wird, was sonst mit Schrecken und Betrübniß geschaut werden müßte, diese gänzliche Zurückgezogenheit des vorhandenen Lebens aus den Kämpfen, welche die lebendige Welt bewegen, hier als ein Gewinn und als eine weise Veranstaltung erscheinen. Wenn die Flucht aus dem Getümmel den Musen vor allem Andern ein Bedürfniß ist, so wird eine glücklichere Zufluchtstätte schwerlich die Erde ihnen zu bieten haben. Seitdem Prometheus-Winckelmann den ersten Funken herabgebracht hat, ist das Feuer hier auf den Herden und auf Leuchtern und Lämpchen nicht erloschen, bald heller lodernd, bald wenigstens am Docht und unter der Asche glimmend. Wol war es im Beginn dieser merkwürdigen Epoche nur um das Innerste und Heiligste zu thun, den Lebenspuls der alten Kunst zu belauschen, das Räthsel der geheimnißvollen Idee in den edelsten Formen, in welchen sie sich sinnlich offenbart hat, zu entziffern; das Bedürfniß aber, Material genug von allen Seiten für solche Forschung herbeizuschaffen, schloß alsbald der Wißbegierde neue und weitere Räume auf. Nicht die Denkmäler der Kunst allein, welche aus Ruinen und Gräbern hervorgezogen wurden, auch diese Stätten selbst zeigen sich der Betrachtung würdig und es ward zur Aufgabe, die über den classischen Boden verstreuten Spuren des alten Völkerlebens mit den in Schriften auf uns gekommenen Überlieferungen in Einklang zu bringen und das Eine durch das Andere zu begreifen. Hier öffnete sich auch für untergeordnete Kräfte ein weites Feld der Thätigkeit, und da nur Wenige der Kuß des Genius weihet, so zeigte sich auch Solchen, denen zwar nicht der Scharfblick und das Feingefühl eines Visconti, nicht die tiefdringende Gelehrsamkeit eines Borghesi, wol aber eine warme Liebe zu den Studien, viel Bewunderung der großen Vergangenheit und ausdauernder Fleiß zu Theil geworden war, ein schönes und würdiges Ziel.

Eine der ersten Stellen nimmt unter den treuen Arbeitern **Antonio Nibby** ein. Geboren am 4. October 1792, fand er als Jüngling auf dem archäologischen Felde, das allmälig als eine gesonderte Mark in der Gelehrtenrepublik zu gelten anfing, eine große Ernte reif, die vielen Schnittern Arbeit verhieß. Es muß hierbei erinnert werden, daß die Italiener gewohnt sind, unter dem Namen Archäologie nicht die Kunde der objectiven Denkmäler allein, vielmehr den ganzen Complex von antiquarischen Kenntnissen, welche für dieselbe vorbereitend und vermittelnd sind, zugleich zu begreifen, und daß die Mehrzahl unter ihnen weniger an der Erkenntniß und Beschreibung dieser Denkmäler in ihrer Selbständigkeit als an dem zügellosen oft mehr verdunkelnden als aufhellenden Spiel der Anwendung von Sagen und Überlieferungen auf dieselben Gefallen findet. Die Topographie der Stadt und ihrer Umgebung, welche solchem Gelüst am meisten Spielraum gab, war denn auch, sonderlich seit Nardini's Zeit, am meisten verwirrt und verunreinigt worden; sodaß es in ihr viel zu prüfen, zu sichten und überall an die Stelle des leeren Vermuthens und Fabelns die unbefangene Betrachtung des Vorhandenen zu setzen galt. Wir sehen solchem Bemühen auch unsern Nibby allmälig mehr und mehr sich hingeben. Zuerst aber führte der herkömmliche Gang der Studien ihn zu der Beschäftigung mit den classischen Schriftstellern, durch welche allerdings auch der Grund für jene andern Studien gelegt werden muß. Sein richtiges Gefühl ließ ihn schon frühe einen der wesentlichsten Mängel erkennen, an welchem die besten Bestrebungen seiner Landsleute kranken, die Vernachlässigung der griechischen Sprache. In einem Alter von 17 Jahren unternahm er es in seinem Kreise für das Studium derselben die Theilnahme zu wecken und, geleitet durch die Lieblingssitte seines Volkes, stiftete er unter dem Namen der Hellenica eine Akademie. Ob wirklich das Gefühl des Bedürfnisses oder ob nur der eitle Hang zu auszeichnender Theilnahme an gelehrten Vereinigungen Viele seinem Unternehmen gewann, wird schwer zu entscheiden sein, nur war im bessern Falle der Erfolg zu wenig nachhaltig; denn obgleich 1813 diese Hellenica nicht nur in Rom bereits 50 Mitglieder zählte, sondern auch einer Tochter, die den Namen Parthenopea annahm, in Neapel sich rühmen durfte, so sehen wir sieben Jahre später dieselbe gänzlich sich auflösen und aus ihren Trümmern eine Vereinigung mit sehr veränderten Zwecken, die jetzige Tiberina, hervorgehen. Inzwischen war Nibby 1812 als Schreiber für die griechische Sprache bei der vaticanischen Bibliothek angenommen worden, anfangs zwar nur provisorisch und während der Abwesenheit des eigentlichen Besitzers dieser Stelle, bald aber nach dessen Tode, 1814, nachdem er kurze Zeit dem Grafen von St.-Leu als Secretair gedient hatte, definitiv. Er zeigte sich dieser Auszeichnung werth durch die in den Jahren 1817—18 herausgegebenen und mit antiquarischen und kritischen Noten begleitete Übersetzung des Pausanias, welche in dem an Gräcität darbenden Italien mit Freude und Beifall so lebhaft aufgenommen wurde, daß eine zweite Auflage jetzt vorbereitet wird, während den Werth der kritischen und erläuternden Beigaben die archäologische Akademie durch Aufnahme derselben in ihre Acten anerkannt hat. Als der Secretair der Congregazione economica, der auch in der Wissenschaft industriöse Nicolai, welchem Nibby als Gehülfe bei seiner Beschreibung der Paulskirche durch Ausarbeitung der Inschriftensammlung gedient hatte, ihm die Stelle eines Minutante in derselben Congregation verschafft hatte, heirathete er, und von diesem Augenblicke an lassen sich die äußern Schicksale seines Lebens in die wenigen Worte zusammenfassen, daß er das am Eingang dieser Mittheilungen beklagte Loos zu tragen hatte und männlich trug. Wol wurden ihm verschiedene Ämter gegeben und Arbeit genug, nur das Einkommen reichte nicht hin, um die Sorgen für eine zahlreiche Familie genügend zu bestreiten. Durch so viele fleißige Schriften, welche er herausgab, vermochte er auch nur um Weniges die schwer drückende Last zu erleichtern. Und Lob und Ehren, die gespendet wurden, machten Weib und Kind nicht satt. Er hat seit 1820 an der Stelle seines Lehrers Lorenzo Rè den Lehrstuhl der archäologischen Wissenschaften bei dem römischen Archigymnasio eingenommen, war auch in das aus 12 Mitgliedern gebildete philosophische Collegium der Universität eingetreten. Sodann war er in die Generalcommission für die Alterthümer und schönen Künste beim Camerlengat erwählt worden und bei der französischen Akademie wurde er als Professor der Archäologie angestellt. Daß er einer Menge gelehrter Gesellschaften Mitglied war, als derer von Rom, Neapel, Florenz, Turin, München, bedarf wol nicht erst der Versicherung. Mit allen seinen Ämtern und Titeln, mit aller sauern Arbeit bis an sei-

nen frühen und schnellen Tod nicht glücklich genug, das Nothdürftige zu erschwingen, hinterließ er die Seinigen in Armuth.

Nibby hatte seine archäologischen Studien unter der Anleitung des genannten Lorenzo Rè begonnen. Die erste Arbeit, mit welcher er auf diesem Gebiet hervortrat, war die von ihm besorgte und mit vielen kritischen Noten begleitete vierte Ausgabe des Nardini, welcher er eine verdienstliche Abhandlung über die Straßen der Alten beigab. In demselben Jahre 1819 erschien sein Aufsatz über den sogenannten Friedenstempel, in welchem er die Basilika des Konstantin erkannte. Diese kleine Schrift, welche ihm einen harten und unverdienten Angriff Fea's zuzog, war nur der Vorläufer größerer Arbeiten. Den Untersuchungen über das Forum, die Via sacra, das Amphitheater des Flavius und die nahegelegenen Punkte folgte die in Deutschland bekannt genug gewordene „Antiquarische Reise in den Umgebungen Roms". Während die Bemühungen der Meisten, wie dies gewiß löblich und gut ist, aber dem allgemeinen Bedürfniß nicht Befriedigung gewährt, auf die Untersuchung des Einzelnen gingen, fand Nibby von Anfang an in sich die Lust und die Geschicklichkeit, die zerstreuten Forschungen zu sammeln und zur Förderung der Übersicht alles Dessen, was gewonnen war, zu einem großen Gesammtbild zu ordnen. Diesen Zweck, obgleich er selbst die Untersuchung des Einzelnen nicht hintansetzte, verlor er niemals aus den Augen, und darin vornehmlich ist wol das Verdienst zu setzen, welches er sowol um den bloßen Liebhaber der römischen Alterthümer als um die gelehrte Welt hier und im Ausland sich erworben hat. Ein Ganzes, vom Hauch des Geistes lebendig, aufzubauen, dies war freilich ihm nicht gegeben; das Einzelne bleibt Einzelnes in seinen Büchern, doch ist es wenigstens beisammen und so als Material nützlich und dankenswerth. Seine „Antiquarische Reise" unterwarf er einer völlig neuen Bearbeitung, welche er von 1837—38 unter dem Titel einer Analyse der Gell'schen Karte der Umgegend Roms in drei Bänden herausgab; das Material erscheint in diesem Buche in alphabetischer Anordnung. Eine Reihe von einzelnen Abhandlungen füllt den Zeitraum zwischen der ersten und zweiten Bearbeitung: die Erläuterungen zu den von Gell entworfenen Mauern Roms (1820), über die Form und Einrichtung der ältesten christlichen Kirchen, über den Circus des Caracalla und den Tempel der pränestinischen Fortuna (1821), über die Hauptpunkte der Triangulirung Conti's und Riechebach's, über den Gabino-See (1824), eine antiquarische Reise zur Villa des Horaz, Subiaco und Trevi an den Quellen des Aniene, eine Reise nach der Villa Hadriani, Untersuchungen über Porto und die antike Straße dahin, Bericht über eine Ausgrabung an der Porta Nomentana (1826), antiquarische Reise nach Ostia (1829), über das Grab der Horatier und Curiatier (1833) und über die Orti Serviliani (1833). Außerdem begann er ein Lehrbuch der Archäologie, welches nur als Compendium für die Studenten der Universität zu achten ist und eine Zusammenstellung geographischer, topographischer und antiquarischer Hülfskenntnisse enthält, und ferner ein Lehrbuch über die römischen Alterthümer; von dem erstern erschien nur der erste Band (1828), von dem letztern die ersten vier Bücher (1830), während das Ganze auf 12 Bücher angelegt war. Dem Werke über die Umgebungen Roms reiht sich die Beschreibung der Stadt selbst an, welche unter dem Titel „Rom im Jahre 1838" in eben diesem Jahre zu erscheinen begann. Der zweite Theil war beendigt, als den Verfasser der Tod übereilte. Doch wird die Herausgabe der Fortsetzung aus den hinterlassenen Manuscripten durch Freundeshand besorgt werden; die beiden fertigen Bände umfassen das alte Rom und beschreiben die Monumente in alphabetisch geordnete Classen vertheilt.

Auch über Denkmäler der Skulptur hat Nibby eine Reihe von Arbeiten geliefert, zuerst eine Abhandlung über den sterbenden Fechter (1820), dann in Gemeinschaft mit Lorenzo Rè Erläuterungen zu den Monumenten des capitolinischen Museums, ferner: Beschreibung ausgewählter Monumente der Villa Borghese und endlich die Fortsetzung des „Museo Chiaramonti". Außerdem wird nur noch die Erläuterung eines vulcentischen Vasenbildes zu erwähnen sein, und die 1824 zuerst besorgte und seitdem dreimal wieder aufgelegte Bearbeitung oder vielmehr Umgestaltung des alten „Guida" von Vasi, welche in den Händen so vieler Reisenden ist und gewöhnlich kurzweg der „Nibby" heißt.

Nibby's Werke tragen durchweg das Gepräge des Ernstes, dem es um die Sache selbst zu thun ist, und bilden den erfreulichsten Gegensatz gegen die gelehrte Gleißnerei, der man so häufig in Italien begegnet. Wenn sie auch nicht gänzlich und überall von abenteuerlicher Hypothesenlust freigesprochen werden können, so ist doch das Bestreben, kritisch und gründlich zu Werke zu gehen und zu sichern Resultaten zu gelangen, in ihnen vorherrschend.

Der Nekrolog, welchen Hr. Campanari in das Wochenblatt „Album" einrücken ließ, schließt mit den Worten: „Nibby war von untersetzter Statur, von kräftigem Gliederbau, rüstig und von ernstem, eher strengem Wesen, ein unermüdlicher Arbeiter, karg im Lobe fremder Leistungen, willensfest, weniger Leute Freund, aller Achselträgerei und Augendienerei von Herzen feind. Er lebte in Dürftigkeit und starb in Mangel. Die Pietät eines Freundes gewährte ein ehrenvolles Leichenbegängniß. Die Regierung und die Großmuth einiger hochgestellten Personen, zweier Akademien *), mehrer braven Männer und der Fremden, welche sich in Rom aufhalten, vereinigten sich zur Unterstützung der zahlreichen unglücklichen Familie dieses um die Wissenschaften und die Archäologie wohlverdienten Mannes." Er starb an einem hitzigen Fieber, im noch nicht vollendeten 47. Lebensjahre am 29. Dec. 1839. 49.

Miscellen.

Lob der Buchdruckerkunst.

In der Einleitung zu Letzner's „Corvey'scher Chronik" (Hamburg 1590) liest man: „Dieweil aber Schreiben eine sehr beschwerliche und mühselige Kopfarbeit ist (sonderlich wenns täglich getrieben) und noch viel saurer und schwerer ankommt, wenns mit Unlust und Verdruß geschieht, auch viel Zeit und Weil dazu gehöret, ehe man ein Buch schreiben und verfertigen kann, so hat Gott der Welt, uns und unsern Nachkommen zum Besten, die hohe, edele und in aller Welt rhumwürdige Kunst der Truckerei in Teutschland in der Erzbischöflichen und churfürstlichen Stadt Meintz, durch den edeln Ritter Johann von Guttenberg geoffenbaret und herfürbracht Anno Christi 1440, als Kaiser Friedrich der dritte zum Kaiserthum kommen. Etliche setzen dieses in 1442. Jahr und schreiben dieser Kunst anfänglich Erfindung Johanni Gensefleisch zu Straßburg zu und die Vollziehung gen Meintz, von dannen sie durch Conradum Schweinheim und Arnoldum Pannartz gen Rom, und ferner durch Nicolaum Jonson in Frankreich kommen, und daselbst merklich verbessert und ausgebreitet worden."

Shakspeare

war in der Mitte des vorigen Jahrhunderts den Deutschen noch so wenig bekannt, daß der berühmte Professor Gottsched in seinem „Wörterbuch der schönen Wissenschaften" (Leipzig 1760) nichts von ihm zu sagen wußte, als: „Shakespear (William), ein englischer Dichter. Die Engländer machen viel Wesens aus seinen theatralischen Gedichten, die an der Zahl sehr groß sind. Doch hat sich in neueren Zeiten eine gewisse Frau Lenox gefunden, die vielen seiner berühmtesten Stücke die Fehler gewiesen hat. Man hat noch andere Gedichte von ihm, als u. s. w." 61.

*) Der französischen und des Instituts für archäologische Correspondenz.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 103. —— 12. April 1840.

Der Bauer Prießnitz und die Wasserheilanstalten.

(Beschluß aus Nr. 102.)

Ebenso wenig vermag aber auch die Cur, als ein Ganzes genommen, nicht allen einzelnen Fällen, selbst in einer und denselben Krankheiten zu entsprechen. „Eines schickt sich nicht für Alle"; und wenn sich manche Kranke während der Prießnitz'schen Cur an sie zu gewöhnen scheinen, so müssen wir dabei wohl erwägen, mit welchen heftigen Reactionen und Gefahren für das Leben dies geschieht, und es steht noch sehr in Frage, ob dabei der zu hoffende oder auch wirkliche Gewinn die damit verbundene Wagniß aufwiegt. Der bei dem Volke einheimische Glaube, daß dieses oder jenes Mittel, diese oder jene Curmethode, gegen diese oder jene Krankheit helfe, hat sich auch nie bewährt, so lange die Welt steht. Immer waren es nur einzelne Individuen, die, auch bei scheinbar gleichen und ähnlichen Leiden, durch gleiche Mittel geheilt wurden. Wie die Natur überhaupt in ihren Erscheinungen und Formen sich nie gleich ist und in stetem Wechsel sich gefällt, so ist es auch mit den Krankheiten. Eben daher ist aber auch die ärztliche Kunst so schwer und die Bestimmung, wo dieses oder jenes Mittel aus dem großen Heilapparate paßt, an so feine diagnostische Unterscheidungen geknüpft, daß ein kurzes Menschenleben nicht hinreicht, damit nur einigermaßen aufs Reine zu kommen. Wenn daher auch Prießnitz einen glücklichen Griff gethan hat, einen Griff, den einsichtsvolle Ärzte zu benutzen wissen werden, so ist damit das Schwerste noch nicht gethan, die Frage, in welchen Fällen die ganze Cur, in welchen nur ein Theil derselben und in welchen sie gar nicht angewendet werden darf, ist noch nicht gelöst und erwartet ihre Lösung noch von einer wissenschaftlichen Bearbeitung der ganzen hydropathischen Angelegenheit. Diejenigen Kranken, welche sich in Prießnitz's Hände geben, mögen daher bedenken, daß sie sich einer Curmethode überlassen, für welche die Indicationen noch keineswegs feststehen, für die es keine andere Bürgschaft gibt als die ihres Erfinders und des glücklichen Erfolgs, dessen er sich bisher in seinen Curen erfreut hat, daß diese Curmethode eine Menge Seiten des Organismus unberücksichtigt läßt, die von dem Arzte zur Heilung von Krankheiten in Anspruch genommen werden können, und daß man endlich ebenso gut eines nassen als eines trockenen Todes sterben könne.*)

Aber die Kranken werden ja gesund, schreien Prießnitz's Anhänger, ja, auch solche werden gesund, welche durch wissenschaftliche Ärzte nicht geheilt werden konnten! Geduld! auch darüber läßt sich noch manches Wörtchen sagen! Daß Kranke, und unter ihnen auch solche, welche an langwierigen, hartnäckigen Übeln gelitten haben, in Gräfenberg gesund werden, wer wollte es bezweifeln? Aber zuvörderst fragt es sich, was dabei auf Rechnung der Cur selbst und was auf Rechnung anderer Nebenumstände, Reise, einfache Lebensweise, Entfernung von Sorgen und geistiger Anstrengung, Bergluft, körperlicher Bewegung u. s. w. geschrieben werden muß, Umstände, die bekanntlich auch bei jeder andern Brunnencur in Betracht kommen. Daß Prießnitz's Anstalt gegen letztere im Vortheil steht durch seine strenge Badepolicei, durch die Arbeit und körperliche Bewegung, die einfache Kost, die Zerstreuung, die die Cur mit sich bringt, haben wir oben schon angedeutet.

Fragen wir nach der Menge der Kranken, die bei dieser neuen Curmethode ihre Gesundheit wiedererlangen, so bleibt die Antwort jedenfalls sehr unbestimmt und für den Sachkenner ungenügend. Man weiß, wie es mit dem Urtheile des Publicums über solche neue Curen bestellt ist. In seiner Meinung wiegt eine glückliche, von auffallenden Erscheinungen begleitete, oder an einer hochgestellten Person vollbrachte Cur zehn unglückliche auf, und während ein Geheilter das Lob seines Retters und seiner Methode auf allen Gassen und Straßen singt, schleichen sich zehn Ungeheilte von dem Curplatze beschämt und stillschweigend hinweg, um ihre Enttäuschung nicht laut werden zu lassen.

Auch um die Beobachtungen über die Prießnitz'schen Curerfolge steht es mislich. Wer sind Die, welche uns bis jetzt Bericht erstattet haben? Einzelne Geheilte, meist Enthusiasten, wie sie die Welt heutiges Tages gleich zu Dutzenden hervorbringt, wenn es sich um etwas Neues handelt, Journalisten, die stets auf der Lauer stehen, wo es etwas zu berichten gibt, aus dem sich mit Zusatz von

*) „Der Wille droben geschehe, aber ich stürbe gerne eines trockenen Todes!" Gonzalo in Shakspeare's „Sturm".

einigem Dunst etwas machen läßt; junge Ärzte, die auf dem gewöhnlichen Wege nicht zu Praxis kommen können und sich auf Prießnitz's Schultern emporzuheben hoffen rc. Stellen wir aber auch die Competenz dieser Berichterstatter nicht in Zweifel, so müssen wir billig fragen, haben sie denn auch das Prießnitz'sche Verfahren lange genug beobachtet, um sich darüber ein genügendes Urtheil anzumaßen? Reicht ein Aufenthalt von mehren Monaten hin, um darüber zu entscheiden, ob ein zumeist für chronische Krankheiten geeignetes Verfahren wirklich dauernde Hülfe bringt? Den meisten solchen Berichten sieht man es denn auch an, daß sie das Ergebniß einer oberflächlichen und nicht tief in die Sache eingehenden Untersuchung sind. Sie halten sich meist im Allgemeinen, sie sagen uns, daß Prießnitz selbst nicht alle Kranke für seine Methode geeignet hält, daß einige geheilt, andere nur gebessert werden, einige länger in der Cur bleiben, andere im nächsten Jahre wiederkommen müssen, und endlich einige ungeheilt wieder abreisen, — Alles, wie es in der ärztlichen Praxis und in Orten, wo Mineralbäder sind, auch vorkommt.

Endlich aber ist noch zu erwägen, daß alle Erfahrungen, die bis jetzt über die Curerfolge in Gräfenberg gemacht worden sind, nicht über die Prießnitz'sche Badesaison hinausreichen. Verlohnt es sich nicht der Mühe, auch zu fragen, was wird aus den Kranken, auch den geheilten, nachdem sie Gräfenberg verlassen haben? Es bedarf keiner medicinischen Kenntnisse, um einzusehen, daß ein Monate lang fortgesetztes Schwitzen, Baden, Fomentiren, Douchen, Wassertrinken u. s. w. nicht allein einen tiefen und dauernden Eindruck auf alle organischen Verrichtungen hervorbringen, sondern auch dem Körper, dem alles dieses beharrlich aufgedrungen und zur Gewohnheit geworden ist, eine Richtung geben müsse, die zu allen folgenden Lebensverhältnissen in dem schärfsten Contraste steht. Wer aber wähnt, der Körper, der alle diese Feuer- und Wasserproben bestanden, gehe nun verjüngt und gestählt, wie ein Phönix aus der Asche, hervor und bedürfe allenfalls nur des fortgesetzten kalten Waschens, Badens und Trinkens, um hinfort auf gleicher Scala der Gesundheit zu bleiben, ist sicherlich in großem Irrthum. Der Körper wird sich ebenso schwer wieder an das Entbehren aller jener Dinge, namentlich aber die excessiv gesteigerten Absonderungen einzelner Systeme und Organe gewöhnen müssen, als er sich früher an das Ertragen derselben gewöhnte. Er muß zur gewöhnlichen Temperatur der erwärmten Zimmer, zur geistigen Arbeit und körperlichen Unthätigkeit, zur weichlichen Kost u. s. w. zurück, er mag wollen oder nicht. Der menschliche Organismus läßt sich viel bieten, ohne zu unterliegen, aber uns soll Wunder nehmen, ob diesen Wechsel der Extreme Alle gut ertragen und ob nicht wenigstens Einzelne ihm zum Opfer fallen. Ref. hat in seinem kleinen Kreise bereits von drei Kranken gehört, die zwar scheinbar genesen aus Wasserheilanstalten nach Hause kamen, aber kurze Zeit darauf acuten Krankheiten erlagen. Auch dem Verf. von Nr. 1 sind mehre Fälle bekannt geworden, wo nach guter Cur ein rascher Tod erfolgte, er schreibt jedoch diese Todesfälle erneuten Ausschweifungen im Trinken zu. Es kann Zufall sein, aber dergleichen Beispiele mahnen zur Vorsicht und lehren uns mit unserm Urtheile über die Wirkungen eines neuen Heilmittels nicht vorschnell zu sein. Geben wir auch zu, daß der Organismus durch Störungen in seinen Kräften und Verrichtungen, wie sie der krankhafte Zustand mit sich bringt, in ein anderes Verhältniß zu den Einflüssen der Außenwelt tritt und daß zur Entfernung und Ausgleichung dieser Störungen Einwirkungen erfoderlich sind, die sich nach Quantität und Qualität von denen unterscheiden, wie sie der gesunde Zustand erheischt, so leuchtet doch von selbst ein, daß diese Einwirkungen ebenso wenig beharrlich fortgesetzt werden dürfen, wenn das Gleichgewicht der Kräfte und Verrichtungen wiederhergestellt, d. h. der gesunde Zustand eingetreten ist, als daß man, wenn sie dem Körper durch die Länge der Zeit zur Gewohnheit geworden sind, sich zu plötzlich von ihnen entfernen dürfe. Die Gefahr, die mit ihrer Entfernung verbunden ist, wird um so größer sein, je größer der Gegensatz ist, in welchem sie mit den Einflüssen des gewöhnlichen Lebens stehen, je weiter sich dabei das so erkünstelte Leben von dem natürlichen entfernt. Nun gibt es aber in der That nichts, was mit dem gewöhnlichen Leben in größerm Contraste stände, als ein solches unmäßiges Schwitzen, ein solches Durchnässen und Durchkälten, ein solches Überschwemmen der Eingeweide mit Wasser, wie es die Prießnitz'sche Cur fodert. Auf härtere Proben seines Reactionsvermögens und seiner Ausdauer kann der Organismus kaum gestellt werden; es ist, als wollte man ihn für die Einwirkungen eines Schmelzofens oder der Katarakten des Niagaras empfänglich machen. Soll er nun auf dieser Schwebe zwischen den Extremitäten von Wärme und Kälte erhalten werden? Das ist nicht möglich, selbst wenn er, wie einer der Prießnitz'schen Curgäste gethan, sich das kalte Wasser täglich und stündlich oben zwischen Hals und Cravatte bis in die Schuhe hinabfließen läßt, oder seinen Magen und Eingeweide mit täglichen 24 Gläsern kalten Wassers überschwemmt. Das Geschäftsleben wird wieder seine alten Rechte geltend machen und andere nicht weniger nothwendige Einflüsse, Bewegung, Zerstreuung, einfache Kost u. s. w. werden mangeln; es wird sich für Wenige ein Plätzchen auf der Erde finden, auf dem sie im Stande der Unschuld verharren können, und nicht, gezwungen oder freiwillig, früher oder später wieder nach dem verbotenen Apfel greifen werden. Daß dies aber nicht ohne nachtheilige Folgen für die Gesundheit geschehen werde, läßt sich aus physiologischen Gesetzen mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit vorausberechnen, und es wird uns nicht Wunder nehmen, wenn in der Folge eine und die andere Hiobspost den Enthusiasmus über Prießnitz und sein neues Bethesda etwas herunterstimmen sollte.

Da wir fürchten müssen, unsere Leser schon zu lange mit wässriger Kost bewirthet zu haben, so fassen wir Das, was wir noch über die obengenannten drei Schriften zu sagen haben, in wenige Worte zusammen. Der Verf. von Nr. 1 ist ein heiterer, launiger, hier und da muthwilliger Mann, zwar für Prießnitz's Methode eingenom-

men, aber kein Enthusiast, und ihm sind auch die schwachen Seiten der Sache nicht entgangen. Obwol er sich selbst nur für einen Laien in der Medicin ausgibt, so möchten wir ihn doch für einen verkappten Arzt halten; er sieht gut und kann, wie alle Ärzte, das Erklären und Theoretisiren nicht lassen. Unter den vorliegenden Schriften geben wir der seinigen unbedingt den Vorzug und empfehlen sie besonders allen Denen, die sich von dem Leben und Treiben in Gräfenberg ein treues Bild verschaffen wollen. Ein Paar solcher Badegäste sind selbst gleich einer Cur. Um einen Vorgeschmack seiner heitern Darstellungsweise, zugleich aber auch ein Beispiel zu geben, auf welche Weise Prießnitz mit hysterischen Damen umzugehen weiß, theilen wir folgendes Geschichtchen mit. Eine solche Dame

ärgerte sich, daß sie den guten Prießnitz bei seiner Ruhe nicht genug zu tracassiren vermochte; die ausbündigsten Lamentationen und Zustände hörte er mit höflicher Gleichgültigkeit an, da er den Ungrund und ihre Fortschritte in der Cur durchsah; nun ließ sie ihn des Nachts zu ihren Ohnmachten holen; er ordnete geduldig Einiges an, fragte aber am Morgen nicht nach ihr, ging ihr auf hundert Schritte aus dem Wege und besuchte sie nicht. Das schrie um Rache, Strafe! Kurz, Mittag kommt sie spät mit ihrer Gesellschafterin zum Essen in den Saal, schleicht schmachtend daher, stellt sich neben den speisenden Prießnitz und flötet klagend: Sie wissen gar nicht, wie mir ist! ich bin unendlich elend krank! wollen Sie mir nicht sagen...? — Ha! (unterbricht der sie mit einem freundlichen Blick) speisen Sie etwas, gnädige Frau, Sie werden Appetit haben, das ist das Beste — grüßt sie höflich und spricht eifrig mit Andern. Mit finstern Wolken auf der Stirn gewittert sie die Suppe hinab, da plötzlich fällt ein Schrei, und — unsere Schmachtende liegt vor einigen Hundert Menschen in bester Ohnmacht. Prießnitz administrirt ihr ein wenig kalt Wasser auf die Schläfe, heißt den herbeieilenden Badedienerinnen die Dame ins Souterrain tragen und sie dort alsogleich ins kalte Wasser legen. Sowie sie nur gehoben wird, wacht sie ganz ungefähr auf, versichert, daß es vorüber sei, und bittet, sie wieder an den Tisch zu setzen. Diesmal nicht, meine Gnädige, antiphonirt Prießnitz, wenn Sie von mir geheilt sein wollen, so muß ich unabänderlich das kalte Bad verordnen, ich stehe sonst für nichts; die Ohnmacht in der Nacht, jetzt die bei Tische, das ist zu viel, hier muß schnelle Gegenwirkung eintreten. Von einigen sehr ernsten und achtbaren Damen, die nicht viel Spaß verstehen, zugeredet und escortirt, geht die Procession ins Souterrain, die Dame wird, trotz ihrem zweifelnden Fragen, ob auch die Suppe, so kurz vor dem Bade genossen, nicht schaden könnte, von den Dienerinnen im Nu entkleidet, mit guter Manier ins herzhaft kalte Wasser getaucht und von den instruirten Frauen sechs Minuten lang darin erhalten, wie sie auch klappernd vor Frost bat und sich am Wannenwande debattirte. Nachher rief Prießnitz ihr freundlich zu, bei jeder nächsten Ohnmacht setzen wir dann immer zwei Minuten im kalten Wasser zu, das wird gewißlich helfen! Sie nahm eifrig den Platz bei Tische wieder ein, indeß die Gesellschaft mit stiller Satisfaction kicherte; seitdem bekam die Gute keine Ohnmacht mehr und war docile wie ein Kind.

Nr. 2, dessen Verfasser sich im Auftrage des Königs von Baiern im Sommer 1837 nach Gräfenberg begab, um Prießnitz's Verfahren einer Prüfung zu unterwerfen, hat ein mehr wissenschaftliches Gepräge als Nr. 1. Es gibt eine kurze aber klare Ansicht der Sache, räumt ihr zwar große Vorzüge ein, übertreibt aber nicht und hält sich in einer bescheidenen Mitte. Der Versuch, sie in einen theoretischen Rahmen zu fassen, scheint uns mislungen und jedenfalls noch zu frühe, indem das Gebiet der Erfahrung noch nicht abgeschlossen genug ist. Manches könnte dem Verf. von dieser Seite entgegengestellt werden, was sich jedoch mehr für eine medicinische Zeitschrift eignet.

Wenn der Verf. von Nr. 3, wie es scheint, ein Arzt ist, so erklärt es sich, wie er ein Apostat geworden und die leichtere Wasserpraxis einem gründlichen Studium seiner Wissenschaft vorgezogen hat. Das ganze Buch ist eine Mischung von leeren Phrasen, Prahlerei und Unsinn, hier und da bis zum Cynischen herabsinkend. Wir könnten dieses Urtheil mit hinreichenden Belegen unterstützen, wenn es sich der Mühe verlohnte, und wir es nicht für angemessener hielten, dergleichen Auswüchse der Literatur lieber ganz zu ignoriren.

Karl Hohnbaum.

Einiges über Ungarn. Nach dem „Néhány szó a' lóverseny körül" des Grafen Stephan Széchenyi, aus dem Ungarischen übersetzt von Hermann Klein. Pesth, Heckenast. 1839. Gr. 8. 2 Thlr.

Auf dem Titel ist das Motto angebracht: „Greif' in deinen Busen und antworte: womit du es in deinem bisherigen Leben am meisten gehalten hast; ob mit deinen Leidenschaften, mit dem Stärkern oder mit der Wahrheit? Und je nachdem du dir hierauf aufrichtig zu antworten genöthigt sein wirst, demgemäß bemitleide, verachte oder schätze dich selbst." Da dieser Sinnspruch eine Anrede und keinen Monolog enthält, so wird er erst vollständig klar, wenn man diese Schrift ganz gelesen hat. Graf Széchenyi trat 1827 mit mehren wackern ungarischen Magnaten zusammen, um die sehr gesunkene Pferdezucht „des auf das Pferd geborenen Ungars" zu heben. Sie hatten sich auf Betrieb des Erstern, der selbst in England deshalb gewesen war, mit großen Kosten Vollbluthengste und -Stuten verschafft, Jokeys, Trainer und Stallknechte gemiethet, um nach einem klar verstandenen, rationellen Plane die Züchtung dieser schönsten Pferderace nach Ungarn zu verpflanzen, das dazu ungleich bessere und wohlfeilere Gelegenheit bietet als England. Denn es hatte sich, wie überall so auch hier, ergeben, daß das vollblütige arabische Pferd nur höchst selten so gut und vorsichtig gezüchtet und mithin so stark und kräftig ist, als das englische Vollblutpferd. Um die Theilnahme zu beleben, eröffneten sie in jenem Jahre ein Wettrennen zu Pesth, setzten selbst ewige Preise zum Belauf von 1039 Dukaten jährlich, zu denen der nicht übermäßig reiche Graf Széchenyi jährlich 100 Dukaten beisteuerte, aus, ermunterten andere zu Preisen auf unbestimmte Zeit und riefen dadurch einen lebhaftern Sinn für Pferde- und Viehzucht und endlich aus den Vereinen dafür einen großen landwirthschaftlichen Verein hervor. Dieser erwarb nach einem wohldurchdachten Plane des Grafen Karolyi in Pesth einen großen Hof nebst passenden Gebäuden zu Versammlungen, zur jährlichen Viehschau, zu Auctionen und zu sonstigen Gesellschaftszwecken. Es entstanden Traininranstalten; eine Rennbahn wurde bei Pesth 1837 acquirirt und alle Symptome, daß jene Patrioten durch Beharrlichkeit und Opfer endlich den großen Zweck erreichen werden, Ungarn zu einem großen Markt schöner Rosse auch für das Ausland zu erheben, sind vorhanden.

Gleichzeitig sahen wir den, jetzt 48jährigen Grafen Széchenyi, seiner Schwächlichkeit und der Sorge für seine Güter und Familie ungeachtet an der Spitze aller patriotischen Bestrebungen, welche die letzten zehn Jahre der Geschichte Ungarns auszeichnet. Die Dampfschiffahrt, die Regulirung des Donaustroms, Straßen- und Kanalbau; genug, alle Mittel, den innern Verkehr zu beleben und zu erleichtern, brachte der Graf

mit seinen Freunden in Ungarn und Siebenbürgen nachdrücklich zur Sprache. Es erwachte unter dem bessern Theil des ungarischen Adels das Gefühl der Nothwendigkeit, sich an die Civilisation Europas selbstthätig anzuschließen. Die rationelle Landwirthschaft der Deutschen und Engländer erscheint ihnen als das Hauptmittel, den gesunkenen und sinkenden Wohlstand nicht nur vieler großen Familien, sondern des ganzen Landes wieder zu heben, die Liebe zur Heimat in dem, im Auslande herumschweifenden magyarischen Adel zu erwecken und eine Selbständigkeit des Landes und Volkes zu erschaffen, die jedes Jahrzehnd weiter zu schwinden drohte.

Gegen diese noblen, patriotischen Bestrebungen erhob sich mit Spott und dralligen Späßen die Zeitschrift „Hirnök" des Hrn. Drosz in Pesth und insbesondere schloß sich Hr. Ludwig Pesti daselbst diesen oppositionellen Bestrebungen in Betreff der veredelten Pferdezucht an. Man lobte die Landgestüte mit arabischen Hengsten, obwol sie eine verkrüppelte Race geben, tadelte die Wettrennen, weil nur hochadelige Herrschaften die von ihnen gesetzten Preise gewinnen könnten, nicht der Bauer, bestritt überhaupt ihren Nutzen, bestritt den Vortheil der Veredelung der Pferdezucht, wie Graf Széchenyi, der bereits in seinen beiden frühern Werken „Lovakrul" (über Pferde) und „Villag" (Welt) darüber sich ausgesprochen hatte, und Pesti beging die Thorheit, sich auf das Urtheil des Marschall Marmont, dieses „alten Soldaten und Heerführers" zu berufen, welcher in seinem Reisetagebuche höchst ignorant die Wettrennen in Pesth getadelt und sich über die Verbesserung der Pferdezucht in Ungarn dahin ausgesprochen hatte: „daß es für Ungarn nützlicher sei, zur Veredelung der Pferde englische als arabische Hengste einzuführen." Da also der Hr. Marschall gerade das gerathen hatte, was die Magnaten, an deren Spitze Graf Széchenyi stand, bereits gethan, so erhob sich der Letztere, die Ignoranz der gedachten Herren recht gründlich nachzuweisen und zugleich sein Volk ebenso gründlich als klar über den Plan und die Nothwendigkeiten bei Veredlung der Pferde und insbesondere über die Unabweislichkeit der Wettrennen und des Wettens überhaupt sich auszusprechen.

Etwas Klareres, Schlagenderes, Durchdachteres über diesen für den Nationalreichthum jedes Landes so wichtigen Gegenstand möchte schwerlich in irgend einer Literatur existiren und wir dürfen ohne Bedenken diese Schrift allen denkenden Nationalökonomen empfehlen. Aber zugleich wird Jeder, der sie liest, tiefe Blicke in die Versunkenheit ungarischen Lebens und ungarischer Zustände thun und beklagen, daß dieses schöne Land durch einen unbegreiflichen Misgriff der Verwaltung sich selbst entfremdet worden ist. Im Donaugebiet gelegen, weder Quelle noch Mündung dieses großen Stromes besitzend, wie Polen auf ehemals germanischem Grund und Boden gesiedelt, kann dieser Staat nur ein deutsches Interesse haben, wenn er weder türkisch noch russisch werden will, und dies kann und darf er nicht werden, denn es ist gegen das Gesetz der Natur, daß ein fremder Staat die Mündung des Stroms besitze, deren Quellen ihm nicht gehören. Die Herrschaft verschiedener Völker über verschiedene Theile Eines Stromes ist ein vorübergehender, unfertiger Zustand. In keinem slawischen Lande ist die germanische Beimischung so bedeutend als in Ungarn; und dennoch steht seine magyarische und seine slawische Bevölkerung noch auf einer so tiefen Stufe der Cultur, wie nur irgend ein slawischer Staat Europas.

Alle diese Momente scheint Graf Széchenyi begriffen zu haben. Mit sehr geschickter, leiser, aber klarer Feder deutet er seinen Schmerz und seine Hoffnungen an und ruft seine Landsleute zur Vaterlandstreue, den Adel zur Ehrenhaftigkeit und die Freunde zur That und Ausdauer auf.

Lebt der Graf Széchenyi lange genug, so dürfte ihm Ungarn im Wesentlichen seine Wiedergeburt verdanken. Die östreichische Regierung hat bereits ihre hohe Einsicht bethätigt, und obwol sich Dünkelhaftigkeit, Unwissenheit und Unüberlegtheit in der Verwaltung des Landes selbst noch mit der Opposition zu paaren scheinen, geht die Regierung in die Absichten dieser Patrioten ein; denn es dürfte die Zeit nicht fern sein, wo Oestreich aus der passiven Politik in die active, ja in die offensive übergehen muß, um das schwarze Meer und die Donaumündungen zu gewinnen, um diese größte Lebensader des Reichs sich und ganz Deutschland nicht aufs neue verstopfen zu lassen.

Die ungarische Sprache, bekanntlich eine der wenig bildsamen, hat den Hrn. Übersetzer verleitet die Monotonie des Periodenbaues beizubehalten und sich dermaßen vom Original abhängig zu machen, daß seine nicht unbedeutende Gewandtheit unzureichend gewesen ist, der Übersetzung etwas höchst possirlich Schleppendes zu nehmen, ohne dem Gegenstand sein hohes Interesse zu entziehen. Freuen muß man sich, daß im Ganzen in Ungarn so richtiges Deutsch geschrieben wird; nur einige wenige Solöcismen stören den hochdeutschen, schriftsässigen Ausdruck. Es würde Deutschland sehr erwünscht sein, aus der Feder des Grafen Széchenyi eine Rechtfertigung, weshalb man die ungarische Sprache zur Staatssprache erhoben, und darin der weit gebildetern deutschen und der weit bildbarern slawischen, welche beide in Ungarn mit jener gleich heimisch sind, vorgezogen, den Zutritt der Civilisation aber damit erschwert habe, welchen früher die lateinische Sprache für alle drei, ziemlich gleich große Volksstämme im Ungarlande vermittelte. 6.

Literarische Notizen.

Unter dem Titel: „Du progrès social et de la conviction religieuse" gab Mde. Bayle-Mouillard (Elisabeth Celnart) ein Werk heraus, dessen erster Theil vom Institut und der zweite von der Gesellschaft für christliche Moral gekrönt worden ist. Die hier behandelten Fragen sind folgende: 1) Die Nationen schreiten viel mehr in der Erkenntniß als in der Moral fort; welches sind die Ursachen, welches die Heilmittel dieser Ungleichheit in dem Wachsthum beider? 2) Ist es für jeden edeln Menschen eine Pflicht, dahin zu streben, sich eine religiöse Überzeugung zu bilden und sie durch seine Worte und Lebensweise kund zu thun? An Gemeinplätzen und declamatorisch ermüdenden Tiraden fehlt es bei der Beantwortung dieser Fragen nicht, doch trifft man auch auf brauchbare Ansichten und interessante Betrachtungen über das Verhältniß der Kirche zum Staat wie der verschiedenen Culte zueinander. Man muß anerkennen, daß die Franzosen Schriften dieser Art ernster nehmen und nicht so leichthin verwerfen, wie die Vertreter der modernen deutschen Literatur gegenüber solchen ihrer Meinung nach trivialen Schriften, aus Ekel und Überdruß an jeder religiösen Manifestation, thun würden.

Von P. de Kock erschien in Paris ein neuer Roman: „La jolie fille du faubourg"; von J. Neuvil Gedichte: „Illusions"; von Elzéar Blaze pikante zum Theil novellenartige Jagdgeschichten, worunter auch einige Münchhauseniaden, unter dem Titel: „Le chasseur conteur ou les chroniques de la chasse, contenant des histoires, des contes, des anecdotes et par-si par-là quelques hableries sur la chasse, depuis Charlemagne jusqu'à nos jours." Der Verf. ist bereits durch viele Schriften über das Jagdwesen bekannt. Von Charles de Bernard sind zugleich mehre Romane im Werke oder unter der Presse: „La peau du lion" zugleich mit „La chasse aux amants" (2 Bde.), „Le veau d'or" und „Un marché de dupe". Mehre Romane desselben Verfassers haben die dritte Auflage erlebt, z. B. „Le paravent", und sein Roman „Les ailes d'Icare", ist soeben erschienen. Ferner ist ein neuer Roman von E. Sue angekündigt: „Jean Cavalier ou les fanatiques des Cévennes", von A. Jal, Verf. der „Scènes maritimes": „Les soirées du gaillard d'arrière" (3 Bde.), und von dem Baron de Bazancourt: „Un dernier souvenir" (2 Bde.). 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 104. —— 13. April 1840.

Ein französisches Urtheil über die neueste deutsche Literatur.

Die „Revue des deux mondes" bringt in ihrer fünften Lieferung dieses Jahres eine „Revue littéraire de l'Allemagne" von X. Marmier, die, wie uns bedünkt, mehr als die gewöhnlichen französischen Journalartikel über deutsche Literatur der Beachtung und Besprechung von Seiten der deutschen Kritik würdig ist. Insbesondere ist es wol der Tendenz d. Bl. angemessen, auf solche Erscheinungen, die mehr die allgemeinen Verhältnisse der Literatur, ihre Beziehungen aufs Leben, mit einem Worte das Reinmenschliche derselben und nicht das Speciellwissenschaftliche behandeln, Rücksicht zu nehmen und sie ihren Lesern vorzuführen. Diese Motive und der Umstand, daß der Aufsatz Marmier's nicht wohl eines Auszugs fähig ist, mögen es rechtfertigen, wenn wir denselben den Lesern d. Bl. vollständig mittheilen. Einige Bemerkungen zu demselben mögen uns am Schlusse dieses Artikels vergönnt sein.

Es sind nun 12 Jahre, daß Wolfgang Menzel sein Buch über die deutsche Literatur folgendermaßen begann: „Die Deutschen thun nicht viel, aber sie schreiben desto mehr. Wenn dereinst ein Bürger der kommenden Jahrhunderte auf den gegenwärtigen Zeitpunkt der deutschen Geschichte zurückblickt, so werden ihm mehr Bücher als Menschen vorkommen. Er wird sagen, wir haben geschlafen und in Büchern geträumt. Wir sind ein Schreibervolk geworden und können statt des Doppeladlers eine Gans in unser Wappen setzen."

Diese Ausdehnung der Presse, welche die Kritik selbst 1828 mit bitterer Ironie anerkannte, ist seitdem nur noch gewachsen. Jedes Jahr wird der Meßkatalog dicker, jedes Jahr strömen die tausend Bäche des deutschen Buchhandels in den großen leipziger Hälter über. Sonst konnte man noch ohne zu große Anstrengung die Werke aufzählen, welche der Katalog regelmäßig zur Oster- und Michaelismesse anzeigte. Jetzt wagt auch der unerschrockenste Statistiker kaum eine Zählung anzustellen. Es wäre, als wollte man die Blätter des Waldes zählen, die der Herbstwind verweht. Dies ist kein regelmäßiger Zustand mehr, das ist eine Plage wie die der ägyptischen Heuschrecken.

Während England und Amerika sich mit unablässiger Thätigkeit in das beschwerliche Treiben des Gewerbfleißes werfen, während Frankreich sich um die politische Tribune zusammenrottet, fährt Deutschland, unbeweglich wie eine Spinnerin im Ofenwinkel sitzend, fort geduldig den Faden von seinem Rocken zu ziehen. Alles, was uns Franzosen so viel lebhafte und unerwartete Anregungen gewährt, verursacht kaum ein leises Geräusch im stillen Deutschlande. Wenn wir eine Idee hinausschleudern, übergibt es sie der Analyse seiner Schulen, und wenn wir handeln, träumt es. Doch hieße es Deutschland unrecht thun, wenn man diese Ruhe der Gleichgültigkeit zuschreiben wollte. Nein, das alte germanische Blut kann sich nicht so vor sich selbst verleugnen. Es liegt im Grunde des deutschen Volks zu viel Edelmuth, zu viel Adel des Charakters, als daß die gesellschaftliche Bewegung der benachbarten Völker, ihre Tage des Kampfes und ihre Ängste, ihre Erfolge und ihre Unfälle nicht in ihm wahrhafte Sympathie erwecken sollten. Eher könnte man ihm vorwerfen, daß es sich selbst vergesse und jeden Augenblick in eine Art ordinairen Kosmopolitismus verfalle. Aber es ist nun einmal seine Art, vielmehr Untersuchungen anzustellen, statt zu handeln. Es wohnt dem Weltkampfe der Völker wie jene Kampfrichter bei, welche in den Turnieren des Mittelalters die Stechbahn ausmaßen und die Waffen der Kämpfenden. Es mengt sich ins moderne Drama wie der Chor der griechischen Tragödien, der, mit freudiger oder klagender Stimme, abwechselnd den Siegesruf des Helden oder die Wehklagen des Schlachtopfers wiederholt. Die Sage erzählt, daß man in einer Höhle des Wunderbergs (Untersbergs, den wiederum Marmier mit dem Kiffhäuser verwechselt, obwol er der Schauplatz einer ähnlichen Sage ist, nur daß in ihr Karl der Große figurirt) den Kaiser Friedrich den Rothbart vor einem Marmortische, das Schwert zur Seite, sitzen sehe. Von Zeit zu Zeit berichten ihm die vorbeiziehenden Hirten von Dem, was in der Welt vorgeht. Er hört mit gesenktem Haupte ihre Erzählung und fragt, ob die Raben noch über dem Berge fliegen; denn wenn die Raben aufhören zu fliegen und sein weißer Bart dreimal um den Tisch reicht, dann wird er seinen Ruhesitz verlassen und auf den Schlachtfeldern wieder erscheinen. Ich fürchte sehr, das ganze Deutschland möge dem alten Kaiser gleichen, es möge wie er in seine Wunderhöhle verzaubert sein und, um seine verschwundene Kraft wieder zu erhalten, warten, bis die Raben aufhören zu fliegen und sein Bart in den Furchen schleift.

Doch einmal haben die Männer dieser Generation Deutschland sich stolz und feurig erheben sehen, um gegen uns ins Feld zu ziehen. In der That, es war eine schöne Bewegung. Ein Ruf brachte alle die alten teutonischen Stämme in Aufregung; ein Gedanke vereinigte sie. Da war nicht mehr Rede von den verschiedenen Königreichen, Fürstenthümern, Herrschaften. Die getrennten Glieder des alten Reichs hatten ihren Stahlharnisch wiedergefunden und ihr eisernes Wehrgehäng. Der Norden Deutschlands reichte dem Süden die Hand, und das Volk, gestachelt wie ein Stier, springend wie ein verwundeter Löwe, stürzte sich aufs Schlachtfeld, schwang das Schwert und schüttelte seine blonden Locken. Die Musen selbst nahmen den Helm der Minerva. Der Gelehrte verließ, gleich dem Mönche des Mittelalters, seine Celle, um Theil am Kreuzzuge zu nehmen; der Student verkaufte seine Bücher, um ein Pferd zu kaufen, und der Dichter, gleich dem Barden Erin's, spannte die Saite seiner Leier auf seinen Bogen. Der feurige Jahn predigte das deutsche Volksthum den ganzen Weg nach Frankreich

entlang; der junge und ritterliche Körner sang in der Biwacht sein „Schwertlied", und Rückert schleuderte, ebenso viel verstählten Pfeilen gleich, seine „Geharnischten Sonette" in die Welt.

Kaum hatte aber der Sieg diesen Eintagssoldaten von der Höhe seines Wagens herab einige unfruchtbare Palmen zugeworfen, so beeiferten sie sich auch schon wieder heimzukehren; und sah man sie so schnell wieder sich ihren Studien hingeben, so hätte man sagen mögen, sie hätten die größte Eile, die Zeit, die sie im Waffendienste zugebracht, durch die Arbeit ihrer Feder wieder einzubringen, und das Blut, das sie fließen sahen, unter einem Strom von Dinte zu verbergen. Schon 1815 fragte Uhland mit seinem poetischen Seherblick, ob die Kämpfe und Wunden der Männer seines Zeitalters ihren Kindern zu gute kommen würden. Jetzt könnte man antworten: Ja, diese Kämpfe und diese Wunden haben dazu gedient, eine Menge von Schriftstellern und Pressen zu beschäftigen. Deutschland hat nach seinen Schlachten zwar keine Bronzesäule errichtet wie wir; aber es könnte eine andere, höher als die unserige, aus den Broschüren, Pamphleten, schwerfälligen Abhandlungen und den unzählbaren Erzählungen, welche die letzten Kriege erzeugt, aufschichten, denn eine Hälfte seines Lebens verbringt es im Überlegen, die andere im Schreiben. Geh, in welchen Theil des alten Deutschlands du willst, tritt in die erste beste Stadt, in den mittelmäßigen Hauptort eines Landestheiles, in einen Marktflecken, und du wirst wahrscheinlich eine Druckerei *), vielleicht ein Journal, jedenfalls aber wenigstens zwei oder drei mit Schreiben beschäftigte Menschen finden. Die, welche noch kein Amt haben, schreiben, um eins zu erhalten; Die, welche eine wichtige Stelle bekleiden, um zu beweisen, daß sie würdig ihren Platz ausfüllen. Die Professoren der Universitäten schreiben, um die Ehre ihrer Körperschaft aufrecht zu erhalten, und die jungen Leute, die kaum die Schulbank verlassen, um sich an den Lectionen ihrer Lehrer zu rächen. Mit einem Worte, alle Welt in diesem glückseligen Lande schreibt, oder träumt wenigstens von der Seligkeit des Schreibens. Deutschland, sonst durch das Band des Reichs vereint, jetzt kaum durch den Bundestag in Frankfurt zusammengehalten, bildet in Sachen der Literatur eine viel geschlossenere und compactere Welt, als es dies wahrscheinlich je in der Politik oder dem Gewerbfleiße der Fall sein wird.

Es ist eine Mandarinenrepublik — wohlgemerkt, daß wir das Wort Mandarin nicht für absolut synonym mit gelehrt halten. Die, welche die dicksten Bände herausgeben, sind die Senatoren dieser Republik, die reichen Buchhändler sind ihre Patricier und die leipziger Börse ist ihr Capitol. Alles, was man von der Entwickelung und dem Ehrgeiz der alten Staaten erzählt, ist nichts im Vergleiche mit der unablässigen Thätigkeit dieser Republik. Was hat dieses gute und emsige Deutschland nicht Alles geschrieben, seitdem es so zu einer Corporation von Schreibern und Druckern constituirt ist! Welcher Name, welche That, welches alte oder neue Buch ist seinen angestrengten Forschungen entgangen? Welche Idee hat es nicht hundertmal in seinen Schmelztiegel gethan und dann analysirt und zergliedert? Und was bleibt zuletzt der Nachwelt von alle der Masse von Büchern, die jedes halbe Jahr die Buchläden überfüllen? Einige schöne Werke ohne Zweifel; aber wie wenig sind deren! Die Zeit ist nicht mehr, wo die großen Männer in Weimar die Welt durch die Hoheit ihrer Werke in Staunen setzten, wo Tieck seinen Feenpalast mit den mittelalterlichen Säulchen und Fensterrosen aufbaute, wo Novalis seine wunderbaren Visionen erzählte, wo die Brüder Schlegel ihre zierlichen Theorien entwickelten, wo Jean Paul Richter mit Riesenschritten das endlose Reich der Phantasie durchlief. Die hervorragenden Genien sind todt und die Männer zweiter Linie, die sie überlebt haben, halten, vom Alter ermüdet oder von plötzlichem Schlummer überfallen, ein in der Kampfbahn. Der erste von ihnen allen, der Stärkste nach den Starken, Tieck, ergreift nur von Zeit zu Zeit mit geschwächter Hand Pinsel und Palette, mit denen er sonst erfinderisch so viel reizende Blumen und Arabesken hervorzauberte. Uhland hat seine melancholische und ritterliche Harfe in die stürmischen Verhandlungen der Tribune geworfen. Grillparzer hat sich von der Indolenz des östreichischen Lebens ergreifen lassen. A. W. Schlegel schreibt sapphische Verse für den Kronprinzen von Preußen, und seit mehren Jahren hat die träumerische und schalkische Muse H. Heine's aufgehört ihre bittersüßen Lieder zu seufzen.

Die Zeit der großen Werke ist nicht mehr. Mit Goethe selbst sank dieses glänzende Zeitalter, dessen Phasen er nacheinander alle durchlaufen hatte, ins Grab. Wie ein strenger Meister, der das Werk, welches er unternommen, bis ans Ende überwacht, sah er die Schnitter einen nach dem andern davongehen und stieg in das Grab, die elfenbeinerne Pforte, die Klopstock und Lessing eröffnet hatten, hinter sich verschließend. Als dieser Mann nicht mehr war, glaubten Die, welche er durch die Macht seines Blickes gezügelt hatte, daß die Stunde gekommen sei, wo sie nun auch ungestraft herrschen könnten, und warfen sich auf seine Verlassenschaft, wie sonst die ehrgeizigen Centurionen sich auf die der Kaiser warfen. Der nahm sein Scepter, der seine Krone: eine schwere Bürde, welche die schwachen Körper niederdrückte. Der Schatten des großen Dichters mußte recht über diese Mummerei lachen. Als sie sich denn in den weiten Falten von Goethe's Mantel verschwinden sahen, fingen sie an Den wegzuleugnen, den sie nicht zu ersetzen vermochten. Sie verließen den Weg, den er so breit und schön gebahnt hatte, bildeten unter sich einen Bund der Wiedergeburt, der sich stolz das junge Deutschland nannte und von dem ersten Tage seiner Entstehung zu predigen und dogmatisiren anfing. Unter andern nationalen Ideen erhob dieser Verein schöner Geister Voltaire über alle Genien; unter andern neuen und originellen Ideen lehrte er den St.-Simonismus. Er gründete Journale *), schrieb Dramen, Romane, Gedichte und bildete sich dabei ein, mit jeder Broschüre die Welt umzugestalten, dabei nahm er den durch seine Paradoxen hervorgebrachten Skandal für Erfolg und benebelte sich in dem Weihrauche, den er sich verschwenderisch selbst streute. Als er alle seine Theorien entwickelt und die Vorzüge seiner Moral sowie die Schönheiten seines Styls hinlänglich mit glänzenden Farben dargestellt hatte, erzeigte ihm im Augenblicke, wo er eben aller Wahrscheinlichkeit nach die Pforte des umsonst den Proselyten geöffneten Tempels wieder schließen und auf dem dürren Boden seiner Werke und der Nichtigkeit seines Ruhms einschlafen wollte, die Policei den Dienst, ihn zu verfolgen, was ihm für einige Monate wieder neues Leben schenkte. Nachher lösten sich seine Bande und die feurigsten Apostel des jungen Deutschlands wurden gute friedfertige Bürger, die jetzt in ganz gutem Vernehmen mit Policei und Censur leben. Einer von ihnen, der ein unwiderrufliches Anathema gegen den Ehestand geschleudert, war der erste, der sich verheirathete. Ein Anderer, der sich einen gewissen Ruf durch sein demagogisches Feuer erworben hatte, hat das Honorar für eines seiner letzten Bücher dazu angewendet, eine Livrée machen zu lassen, und arbeitet jetzt daran, sich ein Wappen zusammenzustellen.

In diesem Augenblicke gibt es keine literarische Schule in Deutschland, oder vielmehr, es gibt so viele Schulen als Leute, die ein Buch schreiben. Der Gelehrte, der einem alten Texte eine neue Auslegung gibt, bildet eine Schule; der Dichter, der eine neue Zusammenstellung von Sylben und einen neuen Rhythmus in Anwendung bringt,

*) Da könnte Hr. Marmier den „Temps" eines Bessern belehren, der erst dieser Tage behauptete, das Herzogthum Nassau sei ein so unbedeutendes und uncivilisirtes Ländchen, daß sich in seinem ganzen Bereiche nicht einmal eine Druckerei befinde, um die Regierungsacten zu drucken!

*) Eines der vorzüglichsten war der „Phönix". Er ist auf seinem Scheiterhaufen gestorben und nichts läßt ahnen, daß er wieder aufleben werde.

bildet eine Schule; der Kritiker bildet eine Schule durch ein Paradoxon, der Historiker durch eine Citation, der Romanschreiber durch eine süßklingende Liebesphrase oder den unerwarteten Effect einer Mordthat. Sobald das Buch, das eine dieser hohen Offenbarungen enthält, dem Publicum übergeben ist, so erscheint es auf dem Felde der Literatur wie eine Fahne, um welche sich alle literarischen Parteigänger eilig versammeln. Die Einen greifen sie an, die Andern vertheidigen sie. Die beiden Parteien bekämpfen sich mit Dilemmen, Metaphern und Citationen. Man sollte meinen, einen jener scholastischen Kämpfe des Mittelalters zu sehen; und das Ergebniß des ganzen Kampfes ist nichts als eine Masse von Journalartikeln, Büchern und Broschüren, die die Zeit in die Lethe der Literatur versenkt.

Die Natur der deutschen Sprache trägt noch dazu bei, die Zahl dieser ephemeren Sekten zu vermehren. Sie selbst ist täglich neuen Versuchen und neuen Analysen unterworfen; denn die großen Männer des 18. Jahrhunderts haben sie wol zu einer großen Höhe emporgebracht, aber nicht fixirt. Keine Akademie hofmeistert sie, kein Professor der Rhetorik schreibt ihr ihre Haltung vor. Sie ist nicht wie die unsere gezwungen, vorsichtig auf einem schmalen Fußsteige zu gehen, von dem sie alle Abwege kennt, alle veraltete Redensarten zu vermeiden und vor jeder Neuerung zu fliehen. Sie gibt sich allen Einfällen des Schriftstellers hin. Sie ist gravitätisch und auch wieder leicht; sie wirft ebenso gut den Mantel des Mittelalters über sich wie das moderne Florkleid; sie schillert von neuen Ausdrücken und verwickelt sich in langen Redensarten; sie setzt Wörter zusammen, erfindet Adjective und schafft Umstellungen. Im Süden erweicht sie die Sylben und vocalisirt die Consonanten, um dem Ohre der Frauen und Dichter zu schmeicheln; im Norden kräftigt sie ihre Töne und schreckt vor keiner Rauhheit der Philosophie und Dialektik zurück. Hier ist sie ein roher und skizzenhafter Stoff, mit Fremdwörtern, Verbalsubstantiven und schwerfälligen Tiraden gespickt, die ungestraft aller Interpunction Hohn sprechen; dort ist es eine zarte Stickerei, mit Kunst gezeichnet und sorgfältig in allen ihren Einzelnheiten gearbeitet. Kurz, Deutschland hat ebenso viel verschiedene Sprachen, als es verschiedene Geisteseigenthümlichkeiten hat. Die Sprache des Dichters ist nicht die des Geschichtschreibers, und die des Philosophen gleicht der des Romanschreibers in keinem Stücke. Hegel hat sich eine Sprache geschaffen, von der ein Drittel der Wörter sich in keinem Wörterbuche findet, und andere Schriftsteller würden Dem, der sie zu lesen versucht, einen großen Dienst leisten, wenn sie ihren Werken ein kleines Glossar und einige erklärende Anmerkungen beifügen wollten; denn wenn auch aus all dieser stylistischen Mannichfaltigkeit ein philologischer Reichthum hervorgeht, so entsteht doch oft auch eine merkliche Verwirrung daraus, da viele deutsche Schriftsteller, einzig und vor Allem mit dem Grundgedanken ihres Buches beschäftigt, ihre Sprache ziemlich wie die Mystiker des 16. Jahrhunderts den Körper behandeln, d. h. wie eine grobe Hülle, wie eine werthlose Materie, die keine Sorgfalt verdient. Noch vor einigen Jahren gab es in Heidelberg einen Professor, dessen Geist sich zu den höchsten philosophischen Speculationen erhoben hatte. Auf seiner langen und mühsamen Laufbahn hatte er Alles studirt und Alles gelernt, eine Kleinigkeit ausgenommen, die ihm völlig seiner unwürdig schien: wir meinen die gemeine Kunst, seinen Gedanken auf eine klare Weise auszudrücken. Wenn er eine seiner gelehrten Abhandlungen an die berliner „Jahrbücher" einsandte, versammelte sich das ganze Redactionscomité, um sie zu lesen und zu erklären. Jeder mußte über die dunkelsten Phrasen seine Meinung abgeben; öfters aber sah sich dies ehrwürdige Tribunal, das keine Versammlung von Sphingen (Oedipen) war, außer Stand, die sublimen Räthsel des Philosophen zu lösen, und schob sie, obwol mit Bedauern, in ihre Cartons. Die Geschichte dieses Professors ist die vieler Deutschen von vielleicht ausgezeichnetem Geiste, die man aber nicht studirt, aus dem einfachen Grunde, weil sie zu schwer zu verstehen sind.

In Ermangelung eines überlegenen Genies, das selbst die Regeln des Schönen vorzeichnete und die untergeordneten Geister nach sich zöge, geht jeder Schriftsteller auf dem Wege, der ihm am meisten zusagt; jeder von ihnen bildet sich seine Theorie und seine Sprache, wohl oder übel, je nach seinen Kräften oder seiner Geduld. Jeder von ihnen begeistert sich durch den Gedanken an seine eigene Wichtigkeit, krönt sich mit eigenen Händen und nennt sich König seines kleinen Reichs. Von nun an hat er volles Vertrauen auf seine Legitimität, nennt sich Souverain von Gottes und der Musen Gnaden und würde jeden Angriff der Kritik auf sein Reich als Hochverrath betrachten. Auch unter uns gibt es eine Menge solcher kleinen Könige, die ihr Patent nur vom Preßbengel und ihre Investitur nur vom Feuilleton empfangen haben. Doch hindert uns der Glanz ihres Diadems nicht, ihr Elend zu sehen. Wenn kein großer Schriftsteller aufsteht, wenn kein wichtiges Werk in der literarischen Welt erscheint, klagen wir (d. h. die Franzosen) laut über Verfall der Kunst, über Gedankenarmuth. Unser Nothschrei zeigt wenigstens an, daß wir das Gefühl von einem bessern Zustande der Dinge in uns tragen, unsere Angst drückt unsere Wünsche aus; die Deutschen aber legen sich sehr gut in dieser Art von Schlummer zurecht, wo nichts sie in ihren vergnüglichen Träumen stört. Seit zehn Jahren, kann man sagen, hat eine große Zahl von ihnen die Freuden der Ruhe und die Seligkeit der Mittelmäßigkeit vollkommen schmecken lernen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Cid und T. W. Broxtermann.

Wie kommt es nur, daß der Cid ein so berühmter dramatischer Stoff geworden ist?

Der episch-romantische Cid, wie Herder ihn uns vorführt, nachdem er seines Vaters Ehre an dem Grafen Gormaz ehrlich gerächt hat, und erst darnach und dadurch mit dessen Tochter Ximene bekannt geworden ist, bewirbt sich um sie ohne viele Umstände und erhält sie richtig zur Frau. Corneille und seine Nachfolger aber lassen des Cid Liebe dem unglücklichen Zweikampfe vorhergehen, der nun den vorgeblich tragischen, im Grunde aber nur weinerlichen Knoten schürzt und einen Kampf der Leidenschaft mit der Pflicht herbeiführt, der als solcher niemals vor das Forum der Ästhetik, sondern vor das der Moral gehört, der vor diesem den Menschen groß und über die Natur erhaben darstellen kann, aber in einem ästhetischen Werke immer nur das schmerzende Gefühl gibt, daß ein Wurm sich an dem Stachel, der ihn getroffen hat, krümme. Es ist kein ästhetischer Genuß — oder Grausamkeit müßte Wollust sein — diesen Krümmungen und Windungen zu folgen, die ohnehin eine unnütze Qual sind, wenn das gequälte Geschöpf zuletzt doch untergeht, und eine schlechte Entschuldigung, wenn am Ende die Pflicht der Leidenschaft weicht. Es ist hier kaum eine andere befriedigende Auflösung möglich als männliche Entsagung, die aber ebenso groß als zart behandelt werden muß, wenn sie nicht kühlend wirken soll. Diese Auflösung ist aber meines Wissens nie versucht. Corneille, nachdem er die Liebenden in seinem künstlich gebildeten Labyrinthe eine gehörige Zeit herumgequält hat und uns die große Kunst, mit der er dieses thut, freilich dieselbe Zeit hat bewundern lassen — obwol er das Weinerliche des Stücks durch Einmischung der in moderner Weise entsagenden Infantin noch vermehrt — läßt endlich die Liebenden vollständig stecken, blos mit der Aussicht, daß die allmächtige Zeit und, nach der Devotion der Dichter Ludwig's XIV., die Protection des Königs die noch immer trennende Kluft allmälig ausfüllen werde. So soll denn allmälig recht werden, was anfangs unrecht scheint. Sein Übersetzer (Brandenburg, Wiesike, 1820) verbessert unter diesen Umständen den Titel Tragödie in „heroisches Schauspiel" und läßt die ganz überflüssige Infantin weg, übrigens aber alles beim Alten. Niemeyer (Köthen, Aue, 1810) behält in seiner „Bearbeitung" den Titel Tragödie und die Infantin bei, läßt aber am Ende beide Liebende untergehen und hübsch in Einem Grabe beerdigt werden.

Von allen diesen Behandlungen gilt Johannes v. Müller's Ausspruch: daß des Cid aufblühende Jugend mit der Mähr mancher Abenteuer geschmückt werden, die zum Theil übel erfunden, aber wohl besungen seien. Man lese den „Cid" von Herder zuerst, der hier wahrlich nicht an die schaurig-originelle Brautwerbung Richard's III., wohl aber an die milde Kraft der „Frithjofssage" erinnert, und man wird, wenn man sich dann zu jenen Dramatikern wendet, lebhaft inne werden, in welchen unreinen, falschen, gekünstelten Gang von Anfang an alle Gefühle gestoßen werden. Man wird sich dann vielleicht wundern, daß das berühmte Drama noch so viel Befriedigung zurückläßt, als immerhin noch der Fall ist, und dies vielleicht den übrigen Schönheiten des Gedichts, d. h. der Kunst des Dichters beimessen wollen, aber das Geheimniß beruht weit mehr darin, daß Ximenens Widerstand ihren Grund nicht sowol in einem Pflicht- als in einem leidenschaftlichen Ehrgefühl hat, oder, wenn man will, daß Ximenens Pflichtgefühl unter dem Gesichtspunkte einer wahren Leidenschaft dargestellt ist. Der Kampf der Leidenschaften aber unter- und gegeneinander, den der Mensch den Kampf gegen das Schicksal zu nennen beliebt, sobald die innere Handlung in äußere übergeht, das ist der wahre Gegenstand der Tragödie.

Eine andere Auflösung hat Theobald Wilhelm Broxtermann versucht. Dieser Dichter (geboren zu Osnabrück 1771, gestorben zu München 1800) lebte leider nicht lange genug, um alle schönen Hoffnungen zu verwirklichen, die sich an ihn knüpften. Er starb, ohne seine Werke gesammelt zu haben, in deren Zerstreutheit sein Name fast verschollen, und über die Kluft voll weltgeschichtlicher Ereignisse, welche ihn von uns trennt, nicht als Zeitgenosse auf uns gekommen ist. Die Sammlung seiner Werke, mit welcher der Unterzeichnete eben beschäftigt ist*), wird ihm neben Kleist und den Stolberg seinen ehrenvollen und dauernden Platz in der deutschen Literatur wieder anweisen. Broxtermann, der seiner eigensten Natur nach Epiker war (er besang als solcher den Bischof Benno, Wittekind und Gustav Adolf's Tod), versuchte sich 1795 auch als Dramatiker, und zwar am Cid. Dieser Cid, der mit dem französischen Vorbilde zwar auch jene unglückliche Einleitung gemein hat, übrigens aber ganz selbständig neben ihm steht, vermeidet möglichst jenen weinerlichen Ton, theils auch durch Weglassung der Infantin, theils durch Zusammendrängung des Stücks im vierten Acte und besonders durch kurze Behandlung aller lamentirenden und Vorführung kriegerischer Scenen. Zur Auflösung aber hat sich der Dichter eines Experiments bedient, das, wenn auch den Umständen nach geschickt genug motivirt, doch immer als ein deus ex machina erscheint, der Nachricht nämlich, daß Ximenens Vater an seiner Wunde nicht gestorben, vielmehr glücklich geheilt sei, wonach denn die Liebenden glücklich werden. Sie hätten darnach zwar viele Trübsal sparen können, doch gönnt man ihnen den glücklichen Ausgang, eben weil der Dichter jene Trübsal nicht allzu quälerisch ausgemalt, vielmehr die richtigen Gefühle: Entsagung und männliche Haltung in unverschuldetem Unglück zu rechter Zeit hat anklingen lassen. Leider fehlt diesem ersten (und einzigen) dramatischen Versuche des Dichters das sonst bei ihm hergebrachte Schrot und Korn, die Kürze und Präcision des Ausdrucks, das eigentlich dramatische Element, an dessen Stelle, nach des Dichters Natur, das epische vorwaltet; und das spanische Colorit, das nirgend stark aufgetragen, erscheint an einigen Stellen sogar verfehlt.

Der Dichter sah dies bald selbst ein. Er hatte zwar sein Manuscript einem Freunde zur Besorgung übergeben, kümmerte sich aber nicht weiter darum, als kein Resultat erfolgte. Da erschien auf einmal: „Ehrgefühl und Liebe, oder der Cid, ein Trauerspiel von T. W. Broxtermann" (Brandenburg, Leich, 1799) schlecht gedruckt, ohne Wissen und Willen Broxtermann's.

*) Sie werden nächstens bei Lüdecke in Osnabrück in Einem Bande Großoctav zu dem Preise von 1 Thaler erscheinen.

Das Manuscript war nämlich durch Broxtermann's Freund für ein bestimmtes Honorar 1795 dem Prediger und Buchhändler J. C. Gieseke in Magdeburg übergeben, welcher damals ein ungewöhnliches Bücherlotterieproject auf die Bahn brachte. Dies Project scheiterte aber, Gieseke sah sein ganzes Vermögen in Concurs aufgehen und Broxtermann's Manuscript fiel der Leich'schen Buchhandlung wahrscheinlich als Entschädigung zu, ohne daß Broxtermann das Geringste davon erfuhr, der auf diese Art zugleich um den ganzen pecuniairen Lohn seiner Arbeit kam. Da schrieb er, unterm 26. Nov. 1799, an einen Freund: „Die Nachricht, daß dieser Schmerzenreich unter meinen Söhnen (ich nenne ihn so, weil er in den unglücklichsten Jahren meines Lebens empfangen und geboren worden ist und daher auch alle Zeichen der Miserabilität, als Schwäche, Furchtsamkeit, Geschwätzigkeit ꝛc. an sich trägt), daß dieser Schmerzenreich sub auspiciis Linkii — rectius Leichii — in der Welt erschienen, hat mich so indignirt, daß ich mich gleich daran gegeben einen neuen Cid zu machen — facit indignatio versus. Aber dieser neue (denn er ist schon fix und fertig) schaut aus andern Augen. Er ist ein Haimonskind und trägt die Kraft seines Vaters an sich."

Der Katalog der leipziger Michaelismesse von 1800 führt diesen Cid auf als: „Ehrgefühl und Liebe, oder der Cid, umgearbeitet für die münchner Schaubühne" (München 1800). So citirt ihn auch Meusel (1802) in seinem Artikel über Broxtermann, und gleichwol ist er nirgend zu finden. Schon Baader im „Gelehrten Baiern" (1804) führt nur die Ausgabe von 1799 an, und Jördens (1810) gleichfalls; einige Aufrufe von Broxtermann's Freunden aus jener Zeit sind ohne Erfolg geblieben. Kaiser's „Bücherlexikon" erwähnt die neuere Ausgabe auch nicht, und am Theater zu München, wo seitdem sieben Intendanten gewechselt haben und der große Brand sich ereignet, ist gleichfalls nichts zu erfragen gewesen.

Es würde aber — wie hoch oder gering man nun auch den Werth aller Cid in Corneille's Manier anschlagen will — nach jenen Äußerungen des Dichters selbst jedenfalls sehr interessant sein, die neue Ausgabe mit der ältern zu vergleichen, und ersuche ich daher alle Freunde der Literatur, die etwas Näheres von diesem zweiten Cid Broxtermann's wissen, mir solches entweder direct oder durch diese Blätter bald gefälligst mittheilen zu wollen.

Esens in Ostfriesland, 8. März 1840.

C. Wedekind.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 105. —— 14. April 1840.

Ein französisches Urtheil über die neueste deutsche Literatur.

(Fortsetzung aus Nr. 104.)

Eine Anomalie eigener Art ist es, daß dieselben Leute, die sich untereinander mit dem eitelsten Mistrauen, mit der kitzlichsten Empfindlichkeit betrachten, den Fremden gegenüber die vollkommenste Bescheidenheit zeigen. Mit Erbitterung streiten sie sich mit ihren Landsleuten um das Königthum in der Literatur, überlassen es aber gern ihren Nachbarn. Ein in ihrer Sprache geschriebenes, in ihrem Lande gedrucktes Buch muß immer befürchten von der Keule zerschmettert zu werden; das unscheinbarste Werk aber, das ihnen von jenseit des Rheins oder des Kanals zukommt, hat Aussicht, sehr bald ein Unsterblichkeitsdiplom zu erhalten. Dieser Zustand der Dinge ist traurig, denn es zeigt sich zugleich Schwäche und Neid darin, ungerechte Strenge von der einen Seite und übertriebene Bewunderung von der andern, sowie, was am meisten zu beklagen ist, Mangel an Nationalität. Der Fremde, welcher Deutschland liebt, welcher weiß, was es gewesen ist, welcher einsieht, was es sein könnte, sieht mit Schmerz, wie es sich so erniedrigt, seine Kraft vergißt, seine Bestimmung verleugnet. Und leider kann Deutschland diesen Zustand der Dinge, den wir hier schildern, nicht leugnen. So lange Goethe lebte, hielt er es mit kräftiger Hand vom Abhange zurück, von dem es später hinabsank. Er suchte es in einem edeln Stolze und Nationalgefühle zu festigen. Die Erinnerungen an sein großes Jahrhundert waren übrigens noch zu frisch, um nicht einen günstigen Einfluß auch für die Folgezeit auf Deutschland auszuüben. Es durfte nur einige Jahre zurückblicken und die berühmten Namen sehen, die aus seinem Schoose aufstiegen, sowie die Werke, die es hervorbrachte, um zu fühlen, welche mächtige Trieb- und Lebenskraft noch in ihm walte. Kaum aber war der letzte Lichtglanz seines goldenen Zeitalters erloschen, als Deutschland, durch das plötzliche Dunkel, das es umgab, beunruhigt und gestört, furchtsam auf den alten Weg zurückkehrte, den es früher wandelte. Es beugt sich jetzt mehr vor den Literaturen des Auslandes als zu den Zeiten Gottsched's. Man muß es sehen, mit welcher Sorgfalt diese literarischen Pflanzensammler die exotischen Gewächse in ihr Herbarium einreihen, mit welchem Eifer vorzüglich Das gesucht wird, was aus Frankreich kommt, wie man unsere Bücher nachdruckt und sie übersetzt. Hierbei ist überdem noch zu rügen, daß die Deutschen in dieser hitzigen Reproducirung unserer Literatur nicht einmal immer das Gute vom Schlechten unterscheiden. Sie täuschen sich über Styl und Verdienst der meisten unserer Schriftsteller; sie legen Werke vom verschiedensten Werthe in dieselbe Wagschale und stellen Leute in ihrem Pantheon auf, deren Namen man kaum nebeneinander zu sehen erwarten sollte. Aus Furcht, den kleinsten Theil ihrer Ernte zu vergessen, nehmen sie Alles, was ihnen unter die Hände kommt, vom Cederzweig bis zum Ysopstengel. Es gibt keinen noch so unbedeutenden Autor unter uns, der nicht mehrmals jenseit des Rheins citirt, analysirt und wahrscheinlich auch übersetzt worden ist, denn Deutschland übersetzt Alles. In Leipzig und Jena gibt es völlige Übersetzungsfabriken, ganz wie Kattunfabriken, und Tagelöhner, die für den und den Preis den Cubikfuß arbeiten, die einen Roman morgens beim Frühstück anfangen und ihn zwei Tage nachher von Kopf zum Fuß in ein deutsches Gewand gekleidet abliefern, sodaß er der Welt sich zeigen kann. Was sich nicht zu einem Buche fügt, rückt man in Journale. Die „Literarischen Blätter der Börsenhalle", die frankfurter „Didaskalia", die jenaische „Minerva", die stuttgarter „Europa" und funfzig andere Wochen- und Monatschriften übersetzen in einem weg unsere Revuen und Journale. Unter diesen Sammlungen zeichnet sich das „Magazin der Literatur des Auslandes", von Lehmann, und das „Ausland", von Pfizer redigirt, aus, die wenigstens eine ernste Arbeit aus einer Aufgabe machen, mit welcher die Andern nur so schnell als möglich fertig zu werden suchen.

Doch das ist noch nicht Alles. Die Deutschen, nicht zufrieden, uns so aus der Ferne zu studiren, wollen uns auch in der Nähe sehen und pilgern häufig zu uns herüber. Sie haben mehr als einmal unsern Schriftstellern ihre fehlerhaften Schilderungen Deutschlands zum Vorwurfe gemacht, und glauben ohne Zweifel uns darin unterweisen zu können, wie man Sitten, Geist und Charakter einer fremden Nation kennen lernt. Aber will man wissen, wie die deutschen Reisenden, die uns mit den Worten: Ich habe Frankreich gesehen — verlassen, dieses wirklich studirt haben? Hier sind zwei Beispiele, die einen Begriff davon geben können. Ein Deutscher kommt vor einigen Jahren in Paris an; wohlgemerkt ein mit einem wichtigen Amte bekleideter Deutsche, Universitätsprofessor, Doctor der Philosophie, zukünftiges Mitglied des Consistoriums (?), kurz eine Respectsperson. Er landet in der rue Richelieu, diesem classischen Zufluchtsort der Fremden und Provinzialen, und schickt noch an demselben Tage an zwölf Schriftsteller, die er für die Höhenpunkte der Literatur betrachtete, die Bitte um Erlaubniß zu einem Besuche. Der erste war Chateaubriand, der zweite Paul de Kock, und Touchard-Lafosse kam, wie ich glaube, gleich nach Victor Hugo. Wenn er jetzt wiederkäme, müßte er wenigstens noch den Namen des Hrn. Flourens seiner Liste beifügen. Den Tag darauf nahm er einen Fiaker und machte elf Besuche. Er hätte gern in einem Zuge auch noch den zwölften gemacht; aber dazu mußte er wieder vor die Barrière hinaus, denn die Visite betraf Béranger und der berühmte Dichter wohnte in Passy. Nachdem dieses erste Pensum beendigt war, besah sich unser Deutscher das Invalidenhaus und Franconi, die Börse und das Café des aveugles, den Pflanzengarten und den Père-Lachaise, beguckte drei Buchhandlungen und zwei Läden mit Steindrücken, excerpirte einige Notizen über den Stand der Angelegenheiten aus einem Abendblatte und einer Flugschrift des Hrn. v. Cormenin, kaufte drei Romane behufs davon zu machender Übersetzungen und gelangte glücklich wieder auf die Laffitte'sche Diligence. Acht Tage nachdem er in der rue Richelieu seinen Einzug gehalten, war er schon wieder auf dem

Wege nach Deutschland, und kaum in seiner Universität angelangt, schrieb Hr. Professor O. L. B. Wolff einen ziemlich dicken Band unter dem Titel: „Briefe über Paris.“

Ein anderer Deutscher, der noch nicht Professor ist, aber darauf hinarbeitet und durch drn Erfolg seiner literarischen Wirksamkeit ein Vorspiel von seiner professorischen geben möchte, befindet sich seit drei Jahren in Paris, ganz so beschriben in seiner Wohnung zurückgezogen lebend, wie er es nur zu Göttingen oder in Leipzig in seinem Studentenzimmerchen konnte. Er geht nicht aus, kommt in keine Gesellschaft, bewegt sich nicht mit den politischen Bewegungen oder den Salonscoterien. Besucht ihn Einer, so ist es sicherlich ein Deutscher; faßt rr ja an einem schönen Tage den Entschluß, seiner Pantoffeln und seines Schlafrocks sich zu entledigen und sich kühn auf das Straßenpflaster zu wagen, so geschieht dies gleichfalls nur, um einen Deutschen zu besuchen. Die übrige Zeit wälzt er mit merkwürdiger Geduld die größten Folianten, geht den „Moniteur“ von einem Ende bis zum andern durch und übersetzt ganze Coiumnen aus unsern Journalen. Bricht etwa, während er so mit seinen Excerpten beschäftigt ist, ein Aufstand aus, oder fällt ein Ziegel vom Dache, so steckt er die Nase zum Fenster heraus, beeilt sich aber bald wieder wie eine unermüdliche Ameise zu seiner Arbeit zurückzukehren. Aber was für rin schönes Buch glauben Sie, das er in dieser Absperrung von der Außenwelt, in dieser dem äußern Leben verschlossenen Leben vorbereitet? Er arbeitet an einem Werke von drei oder vier Octavbänden, das den Titel führen soll: „Über den politischen, sittlichen und intellectuellen Zustand Frankreichs im J. 1840.“ Daß diesrs Buch eine seltene Arbeit in Ansehung von Forschung und Gelehrsamkeit werden könne, ist leicht möglich; ob aber auch wahr und lebendig? Daran zweifle ich.

Dennoch finden alle diese Bücher, gute oder schlechtr, eilig zusammengestoppeltr oder langsam gearbeitete, ihren Drucker und ihren Käufer, denn der Bedarf des deutschrn Volks an Büchern geht ins Ungeheuere. Es bedarf deren der Weltmann, der dort noch nicht wie in Frankreich vom politischen Treiben ganz in Anspruch genommen ist; es bedarf drren der ganze friedfertige, glückliche Mittelstand, der sich aus Selbstbildung und Unterricht ein süßes Gesetz gemacht hat; es bedarf deren der Handwerker und Bauer, die alle lesen können, und alle in ihrer Werkstatt oder auf ihrem Hofe einige Bücher haben wollen, um ihre Winterabende oder ihre Sonntagsmuße damit hinzubringen. Daher kommt es, daß dir Buchhändler, aller Fehlspeculationen ungeachtet und trotz der Masse unglücklicher Werke, die als Krebse wieder ins Lager zurückkriechen, in Deutschland noch reich werden, odrr sich wrnigstens mit Ehren aufrecht erhalten.

Bis jetzt habe ich die Schattenseite der deutschen Literatur dargestellt; es gibt aber auch eine erfreulichere zu schildern. Nach dem Verluste von so viel großen Männern, die Deutschland in der Achtung der andern Nationen so hoch erhoben, ist Drutschland dennoch nicht wie ein Wald, in dem die Art des Holzschlägers weder Baum noch Strauch hat stehen lassen, gänzlich von Berühmtheiten entblößt. Sein Leben ist in seiner Trauer noch nicht erloschen, seine männliche Schönheit hat sich noch nicht ganz unter seinen Witwenkleidern verloren. So lange ein großes Land wie das deutsche seine friedlichen Einrichtungen, seine verständigrn Neigungen, seine Arbeitsgewohnheit und seine beiden mächtigen Eigenschaften des tiefen Drnkens und der Ausdauer bewahrt, was darf man dann nicht noch für Wissenschaft und Kunst von ihm erwarten? Ich wende mich an euch, edle Schule des Grimm'schen Brüderpaares, und bewundere das gelehrte Gebäude, das ihr mittels so vieler Forschungen und geistreicher Beobachtungen aufbautet. Ich öffne die Pforten der Hochschulen und sehe ein ganzes Volk von Gelehrten, die mit einer, nur der der Benedictiner vergleichbaren Beharrlichkeit die Arbeiten ihrer Vorgänger weiter verfolgen. Hier setzt Ottfried Müller seine archäologischen Studien fort, dort fügt Ritter ein neues Blatt zu seiner Geographie, und während Bopp und Hammer unter literarischem und philologischem Gesichtspunkte die Reichthümer des Orients ausbeuten, sammeln Lachmann, Wolf, Hoffmann v. Fallersleben, v. d. Hagen mit frommer Hand die poetischen Überreste des Mittelalters. Wenn ich in diesrr schnellen Aufzählung, die ich später wiedrr aufnehmen werdr, Humboldt's nicht erwähne, so geschieht dies, weil wol jeder unserer Leser schon seinen Namen ausgesprochen hat; denn wenn man vom wissenschaftlichen Deutschlande spricht, so kommt er wol Jedem zuerst in den Sinn. Wenn ich vom Gebiete des ernstern Wissens zu dem der Poesir übergehe, so stoße ich zuerst auf die letzten Gedichte und Briefe, dir Chamisso sterbend seinrr schwachen Hand hat entfallen lassen, und auf die zarten Liebeslieder, die orientalischen Parabeln und die melancholischen Elegien Rückert's. Neben den tristen nnd kalten Fragen, die das Strauß'sche „Leben Jesu“ angeregt hat, sieht man hier die frommen Gesänge und naiven Lieder, die Guido Görres, der Sohn des Philosophen (wol hier nur im Gegensatze zu den französischen sogenannten Philosophen des 18. Jahrhunderts so genannt), wie um ein gutes Werk zu verrichten, unter den Katholiken verbreitet, und dort neben den matten Nachahmungen unserer Literatur die Poesien Gustav Schwab's und die im Norden und Süden von Deutschland gesammelten Volkssagen, die wenigstens einen nationellen Charakter haben. Endlich mitten unter einer Menge geist- und kraftloser, meistens den unsern ungeschickt nachgemachter dramatischen Versuche sah man einige andere auftauchrn, die bessere Hoffnungen für die Zukunft erregen. Zu diesen gehört unter andern die „Griseldis“, die der Sohn (?) eines Diplomaten, Hr. v. Münch-Bellinghausen, unter dem bescheidenen Pseudonym: Halm, herausgegeben hat. Es ist dies eine der rührendsten Sagen des Mittelalters, von einem Manne dramatisch bearbeitet, der die naiven Schönheiten und den poetischen Geist dieses Zeitalters tief fühlte. So gab er uns ein Gemälde von der hohen Aufopferung, von der Hingebung einer Frau an die grenzenlose Liebe zu ihrem Gatten. Da findet man all die reizenden Namen aus den Sagen der Vergangenheit wieder, alle diese edeln und anmuthigen Gestalten, welche die alten Dichter Frankreichs, Deutschlands, Italiens und Englands geschildert haben, den tapfern Arthur, den König der Tafelrunde, die schöne Ginevra mit Lancelot vom See, und Tristan, dessen heldenmüthige Abenteuer Gottfried v. Strasburg erzählt, und den muthigen Parcival, den Wolfram von Eschenbach in einem Gedichte besang, länger als die Iliade. Alle diese ritterlichen Bilder verschwinden jedoch vor dem der Griseldis, der armen Köhlerstochter, welche die Bewunderung eines glänzenden Hofes auf sich zieht, der demüthigen Frau ohne Arg und Neid, vor der sich rine Königin beugt. Nichts ist rührender als die Scene, wo sie, ihres Kindes beraubt, aus ihrem Hause vertrieben, von ihrem Gemahle verleugnet, sich entfernt, einen letzten Liebeswunsch für Den flüsternd, der sie, nachdem er sie zu hohem Range erhoben und ihr einen berühmten Namen verliehen, nun unerbittlich ins Elend und den Schmerz verstößt Dann, als sie vernimmt, daß Alles, was sie erduldet, nur ein Spiel war; daß man, indem man ihr das Kind nahm, sie aus dem Schlosse verbannte und ihres Namens beraubte, nur ihre Geduld und ihre Sanftmuth auf die Probe stellen wollte; als sie erfährt, daß es ihr eigener Gatte gewesen, der es gewagt hat sie diesrr schrecklichen Pein zu unterwerfen, so ist es um den letzten täuschenden Schein, um das letzte Glück geschehen. Für Den, von dem sie sich edel und tief geliebt glaubte, konnte sie Alles ertragen, Erniedrigung, Armuth, Einsamkeit; aber zu denken, daß sie der Spielball eines nichtigen Einfalls, der Gegenstand eines schimpflichen Versuchs sein konnte, sie, so edel, so zärtlich, so sicher seiner Liebe — dies ist ein Gedankr, der sie tiefer verwundet als alle die schmerzlichen Gefühle, die sie in dem Zeitraume einiger Augenblicke empfunden hat. Sie erhebt sich dann mit all ihrer Würde, verstößt Den, der so blind war, sie zu verkennen, und so grausam, sie umsonst zu tödtlichen Leiden zu verurtheilen. Hier en-

digt das Drama. Keine Mordthat färbt es blutig, und doch enthüllt es uns ein Gemälde des tiefsten Schmerzes, ein Gemälde vom Erlöschen des feurigsten Irrglaubens, von einer großmüthigen Gesinnung, die unterliegt, und von einem Herzen, das bricht. (Hr. Marmier bemerkt hierbei in einer Anmerkung, daß dieses Drama nächstens in einer französischen Übersetzung erscheinen und von einem französischen Dramatiker bühnengerecht gemacht werde.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Angelsächsische Literatur.

1. Béówulf, dasz älteste deutsche, in angelsächsischer mundart erhaltene heldengedicht nach seinem inhalte und nach seinen historischen und mythologischen beziehungen betrachtet. Ein beitrag zur geschichte alter deutscher geisteszustände von *H. Leo*. Halle, Anton. 1839. 8. 16 Gr.
2. Scôpes vídsídh. Sängers Weitfahrt. Ädhelstans Sieg bei Brunanburg. Angelsächsisch und deutsch von L. Ettmüller. Zürich, Schultheß. 1839. 8. 6 Gr.

Vorliegende Sprachdenkmale der angelsächsischen Literatur sind zuerst von Nichtdeutschen veröffentlicht und gewürdigt worden, während es der neuesten Wendung des Studiums unserer alten Nationalliteratur und ihrer Verzweigungen vorbehalten blieb, auf den Werth, den dieselben theils an sich als Denkmale einer poetischen und einer Heldenvorzeit, theils in ihrem Verhältnisse zu den Sagenkreisen der einheimischen Poesie haben, genauer und unter selbständigen Forschungen hinzuweisen. Bei dem „Béówulf" hat Nachlässigkeit und Unkenntniß des Angelsächsischen zusammengewirkt, um die Bekanntschaft mit demselben einem größern Kreise von Sprachforschern, geschweige denn das allgemeine Verständniß dieses Gedichts dem Publicum überhaupt vorzuenthalten. Wiewol die einzige Handschrift in England existirte, so war es doch ein Däne, der Staatsrath Thorkelin, der sie im J. 1815 unter dem Titel: „De Danorum rebus gestis saec. III. et IV.", in einer sehr unvollkommenen Weise zuerst herausgab und mit einer noch viel ungenügendern lateinischen Übersetzung begleitete. Zwar folgte 1820 eine zweite und zwar dänische Bearbeitung desselben Gedichts von Grundtwig unter dem Titel: „Bjowulfs Drape, et Gothisk Helte-Digt fra forrige Aar-Tusinde", allein weder für die Verbreitung der Kenntniß dieses Gedichts, noch für die Sichtung und Herstellung des Textes war damit ein Fortschritt geschehen. Auch Conybeare's und Turner's Bemühungen, die sich nur auf Einzelnes aus demselben erstreckten, standen zu isolirt und unzugänglich da, und erst seit Kemble in einer, 1835 zum zweiten Male aufgelegten Ausgabe den „Béówulf" nebst dem, „Travellers song" betitelten (das unter Nr. 2 als „Sängers Weitfahrt" edirte) und einem fernern angelsächsischen Gedichte: „The battle of Finnesbush" veröffentlichte, konnte von einer bessern Möglichkeit, sich mit Sprache und Inhalt des Gedichts vertraut zu machen, die Rede sein, wobei die von demselben 1837 herausgegebene Übersetzung mit dazu gehörigem Glossar nicht unerwähnt bleiben darf. In vorliegendem Buche hat nun der, neuerdings für Verbreitung des Studiums der angelsächsischen Literatur so thätige Leo eine Einleitung zu dem Gedichte gegeben, in welcher er die historischen und mythischen Grundlagen, sowie die geographischen und genealogischen Angaben desselben erörtert und mit einer ausführlichen Inhaltsübersicht schließt, die mit erläuternden Anmerkungen zu den schwierigsten Stellen begleitet ist. Eine Zugabe, die sowol von dem subjectiven Standpunkte des Verf. zu seinen Mitarbeitern auf diesem ager incultus der Sprachforschung zeugt, als überhaupt den geschichtlichen Hergang der Occupation dieses Terrains nicht unwesentlich erläutert, ist das Vorwort, in welchem, außer einem beiläufigen Verzeichniß einer sehr ansehnlichen Masse von Druckfehlern in seinen „Sprachproben", eine leonische Antikritik gegen Ettmüller's Beurtheilung des ebengedachten Werks in der halleschen „Literaturzeitung" enthalten ist. Indem wir uns einer Berücksichtigung dieser Polemik und der ihr zu Grunde liegenden sprachlichen Singularitäten hier völlig enthalten — wie wir dies schon durch die friedliche Zusammenstellung der Schriften beider, so feindlichen Männer angedeutet haben — begnügen wir uns, den sachlichen Inhalt der Leo'schen Schrift ins Auge zu fassen. Der erste Abschnitt beschäftigt sich mit der „historischen Anlehnung" des Gedichtes. Ausgehend von dem in den meisten Werken der deutschen Sagendichtung offenbaren Charakter, welcher die historischen Grundzüge dem vorherrschenden Mythischen fremd bleiben und sogar durch das letztere immer mehr verdrängen ließ, finden wir auch im „Béówulf" eine wesentlich mythische Dichtung, der jedoch aus der ihr zunächst vorhergehenden Zeit einige wirklich historische Data „eingestickt" sind. Ein solcher historischer Punkt ist zunächst die Geschichte des Königs der Weder-Géáten, Hygelâc. Unter diesem angelsächsischen Namen ist, wie Hr. Leo sprachlich nachweist, der in lateinischen Chroniken Chochilaichus genannte Dänenkönig zu verstehen, von dessen Streifzuge in die pagus Hattuariorum um das J. 520 ebendaselbst berichtet wird. Inwiefern in mehren Stellen des Gedichts auf einen solchen Zug hingedeutet und insbesondere die dabei vorkommenden Namen mit den historisch bekannten in Einklang zu bringen seien, weist Hr. Leo weiter und, wie es scheint, sehr genügend nach. Ohne ihm hierbei ins Detail folgen zu wollen, bemerkt Ref. jedoch nur, daß er sich augenscheinlich von diesem Streben nach Combination zu der etwas gewagten Behauptung mag haben verleiten lassen, in der ersten der angeführten Stellen unter der: „In francna fäðm" (wörtlich: in der Wurfspieße Umarmung) eine Hinweisung auf die Chattuarier, also Franken zu finden, und sie zu übersetzen: „in der Franken Handgemenge"; eine Deutung, die gegen die poetische Erhebung des Gedichts, namentlich an dieser Stelle, sowie gegen den Zusammenhang zu sehr absticht, als daß sie mit der bloßen Hinweisung auf jene historische Übereinstimmung allein sich rechtfertigen lassen dürfte. Eine fernere von Kemble versuchte Anlehnung des Gedichts an den halbmythischen König Offa von Angeln sucht Hr. Leo zu widerlegen, wogegen er einer andern hinsichtlich der hier vorkommenden Glieder des Scildingengeschlechts stattgibt. In dem zweiten Abschnitte, welcher von dem mythischen Inhalte des Gedichts handelt, deutet Hr. Leo vor Allem auf die Spuren einer Überarbeitung des Gedichts von christlicher Hand hin, wogegen viele Züge des Heidenthums noch nicht ganz verwischt erscheinen; das Resultat ist, daß das Lied vom Béówulf als treues Abbild der Lebensauffassung der deutschen Heidenwelt dastehe, während die eigenthümlichsten Züge nordischer Sagenwelt in demselben ganz fehlen, sowie daß seine Entstehung nach dem J. 580 anzusetzen und in das deutsche Angeln zu verlegen sei. Die Mythe des Gedichtes knüpft sich hauptsächlich an die weithin verzweigte Sage vom Scêáf an; Hr. Leo weist ferner nach, wie diese letztere durch den veränderten Namen des Scêáf in Sigfrit in die Sagenreihe von den Volsungen „hereingestoßen" worden sei, er zeigt das Verhältniß, in welchem sie zur Genovevensage stehe, und legt den Kern derselben, die wunderbare Geburt und Erziehung eines Helden von einer Schwanenjungfrau (Meerfey) dar. Wir übergehen die fernern Berührungspunkte unsers Gedichts mit andern Sagen, namentlich denen der Volsungen und der ältern Amelungen, und wenden uns zum dritten Abschnitt, welcher die geographischen Angaben des Béówulfliedes zum Gegenstande hat. Diese sind allerdings bedeutender als die historischen Daten, welche sich in dem Liede finden; sie fallen aber dem Gebiete einer Specialität anheim, das hier keinen Auszug gestattet, und wir begnügen uns mit der allgemeinen Bemerkung des Verf., daß sich in dem Gedichte eine kleine politische Welt darlege, welche die verschiedenen Stämme der Dänen, Gréáten, Angeln und Schwaben auf den dänischen Inseln, in Schonen und auf der kimbrischen Halbinsel bilden; wogegen sich auch weitere, obwol schwächere Beziehungen zu den Wendeln an den Südküsten der Ostsee, zu den Frisen an den Süd-

küsten der Nordsee, zu den Franken und Schweden finden. Mühsam und genau hat Hr. Leo im vierten Abschnitte die Stammtafel der im Liede vorkommenden Heldenfamilien, der Scildingen, der Hrêdlingen und der Seylfingen, entworfen. Indem wir hier — da der fünfte Abschnitt, die ausführliche Inhaltsübersicht mit einzelnen sprachlichen Erläuterungen, keinen geeigneten Auszug zuläßt — von dem Buche scheiden, können wir Hrn. Leo das Zeugniß eifriger Forschung und geschickter Combination selbst dann nicht versagen, wenn einzelne Hypothesen, noch mehr, wenn sprachliche Untersuchungen und historische Behauptungen sich, wie das bei seinen frühern Arbeiten auf diesem Gebiete der Fall gewesen ist, nicht als so begründet ausweisen sollten, wie es nach seiner Darstellung den Anschein hat und für die Feststellung der Sache selbst zu wünschen wäre. Ref. selbst hat schon oben auf eine derartige zu rasch gewagte Combination und Erklärung aufmerksam zu machen sich erlaubt, und es bleibt jedenfalls gediegenen Sprachforschern für Gleiches ein ziemlicher Raum übrig.

Das unter Nr. 2 aufgeführte Schriftchen des Hrn. Ettmüller gibt zunächst ein, unter dem Titel: „Travellers song", von Conybeare, dann von Kemble edirtes und auch in Leo's „Sprachproben" aufgenommenes Gedicht, welches in 143 Zeilen die Beschreibung einer Reise durch verschiedene Länder in ganz trockener Aufzählung der Völkernamen enthält. Daß demselben ein bedeutender Werth für die Geschichte der deutschen Stämme nicht abzusprechen sei, geht allerdings aus dem ganzen Inhalte hervor, doch wird derselbe jedenfalls sehr gemindert dadurch, daß blos die einzelnen Namen der Völker, höchstens ihrer Könige, dastehen, und somit es, zumal so manches noch kritischer Berichtigung unterliegt, noch lange ein Gegenstand linguistischer und historischer Untersuchung bleiben wird, bevor davon feste Resultate für die Kenntniß jener Geschichte zu ziehen sein dürften. Es ist in dieser Hinsicht dem bekannten Schiffskatalog Homer's zu vergleichen. Wenn Hr. Ettmüller an der Leo'schen Ausgabe die Ungenauigkeit der Prosaübersetzung und den Mangel erklärender Anmerkungen tadelt, so ist ihm andererseits mit Recht entgegenzuhalten, daß die ängstliche Genauigkeit seiner Übersetzung fast den Charakter der letztern aufhebt, indem Das, was Hr. Ettmüller deutsch nennt, erst eine, dem Leser überlassene Übertragung in ein verständliches Deutsch erfodert; auch mag er sich selbst hiervon dann und wann überzeugt haben und hat daher dieser Übersetzung noch besondere Bemerkungen zum Zwecke der Verdeutlichung beigegeben. Seine Übersetzung erinnert in ihrer übertriebenen Worttreue und ganz originalgemäßen Wortfügung nicht selten an die bekannten Verbalversionen griechischer Classiker. Dagegen ist den erklärenden Anmerkungen, welche sich fast nur auf die Deutung der Völker- und Königsnamen des Gedichts beziehen, vieles Verdienst nicht abzusprechen; sie stehen übrigens in ziemlich durchgehender Beziehung zu den, von Lappenberg in seiner Recension der Leo'schen „Sprachproben" („Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik", Aug. 1838) aufgestellten Behauptungen. Angehängt ist noch Text und Übersetzung eines 73 Zeilen langen Gedichts auf Ädhelstan's, Königs der Westsachsen, Sieg bei Brunanburg im J. 937 über Constantin, König von Schottland, und Anlaf (Oleifr) König von Dublin. Ein interessanter poetischer Schlachtbericht, hohes Siegsgefühl mit Bulletinston verbindend. Die Übersetzung ist nicht viel verständlicher als die vorige. Zur Probe: „So war's ihnen arthaft von den Nahverwandten, daß sie oft im Kampfe gen der Feinde jeden das Land beschirmten, Hort und Heimat." Und warum hier nicht die bei Leo so vermißten, erklärenden Anmerkungen? 29.

Literarische Notizen.

Von Geoffroy Saint-Hilaire erschien in Paris: „Fragments biographiques, précédés d'études sur la vie, les ouvrages et les doctrines de Buffon." Eine Sammlung größerer oder kleinerer Notizen und Betrachtungen über Buffon, Daubenton, Thouin, Lacépède, Pinel, Lamarck, Cuvier, Sérullas, Meyraux, Latreille. Die wichtigste Arbeit ist die über Buffon, der von Geoffroy Saint-Hilaire auf eine außerordentliche, fast übermäßige Weise gefeiert wird. Buffon's Verdienste als Schriftsteller, die Magie seines herrlichen Styls u. s. f. werden von dem Biographen zwar anerkannt und des spätesten Nachruhms für würdig gehalten, scheinen ihm aber, Buffon's Verdiensten als Naturforscher oder besser Naturphilosophen gegenüber, weniger in Betracht zu kommen, denn nach der Meinung Geoffroy's ist Buffon der größte Naturphilosoph, welcher bisher existirt hat; seine Arbeiten erst haben den neuen Weg gebahnt, auf welchem Goethe und Geoffroy Saint-Hilaire selbst weiter gegangen sind. Buffon's Theorien sind, wie der Biograph sagt, so außerordentlichen Gepräges, daß sie von Tag zu Tag mehr Wichtigkeit erlangen werden, je mehr man das gewohnte Geleis der Analyse und der Classification verlassen und in das weite Feld der Synthese einbiegen wird. Geoffroy Saint-Hilaire betrachtet ihn als den Ersten, welcher durch sein mächtiges Genie das Ganze der Natur in seinen unzähligen Einzelheiten zu umfassen gewußt und den Keim zu dem Systeme gelegt hat, welches zur Entdeckung der Wahrheit führen und die tiefsten Geheimnisse, die seltsamsten Erscheinungen um uns her enthüllen muß. Von dieser hingebenden Verehrung für Buffon beseelt, malt er uns auch Buffon's Leben und Charakter in den hervortretendsten Zügen aus und zugleich die Streitigkeiten, in welche Intrigue und niedrige Gesinnung den großen Mann verwickelten. Diese Darstellung beschließt der Biograph mit einer Parallele zwischen Buffon und Goethe und durch eine glänzende Huldigung, die er dem französischen Naturforscher darbringt, ihm, von dem mit Recht der Ausspruch gilt: „Majestati naturae par ingenium." Man weiß übrigens nicht, ob Goethe durch den Vergleich mit Buffon, in seiner Eigenschaft als Naturforscher, zu hoch oder, da sein Genius weit über die bloße Naturforschung und in die verschiedensten Gebiete hinausragte, zu niedrig gestellt wird. Der Hang der Franzosen zu Parallelen dieser Art hat nicht selten etwas Lächerliches, wie eine Parallele erst kürzlich bewies, welche George Sand zwischen Goethe, Byron und Mickiewicz anstellte. Die übrigen Aufsätze des Buches sind zwar von geringerer Ausdehnung, enthalten aber im Allgemeinen eine sehr gerechte und interessante Würdigung der Dargestellten und werden von einem biographischen Abriß der mühe- und ehrenvollen Laufbahn Geoffroy Saint-Hilaire's selbst beschlossen, dessen Autor J. Reynaud ist. „Die Arbeiten des Hrn. Geoffroy", sagt dieser, „lange Zeit der öffentlichen Aufmerksamkeit entzogen, entweder wegen ihrer dem allgemeinen Verständniß wenig günstigen Form oder wegen der Präponderanz des Hrn. Cuvier (mit welchem Geoffroy Saint-Hilaire bekanntlich über einige naturhistorische Gegenstände in Streit gerieth), beginnen in der Welt den Platz einzunehmen, der ihnen gebührt. Hr. von Cuvier ist ein schwindender (?), Hr. Geoffroy ein emporsteigender Ruhm; der Eine wird mit der Zeit Das verlieren, was er zu viel, der Andere gewinnen, was er zu wenig hatte. So wird die Zukunft das Gleichgewicht dadurch herstellen, daß sie dem Einen gibt, was sie dem Andern nimmt. Man kann sagen, daß das Gericht der Nachwelt bereits beginnt." Ein Aufsatz mit der Überschrift: „De l'esprit de Dieu, d'éclatante manifestation dans les phénomènes de l'univers", welcher den Schluß dieses Bandes bildet, enthält die Ansichten des Hrn. Geoffroy über den Schöpfer der Welt und seine Antwort auf die Beschuldigungen des Materialismus oder des Unglaubens, die man gegen ihn richtete.

Ein sogenanntes „Album caricature" erschien unter dem Titel: „Aventures du vicomte de la Linotière, lion féroce, ou séjour à Paris d'un jeune provincial." 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 106. —— 15. April 1840.

Ein französisches Urtheil über die neueste deutsche Literatur.

(Fortsetzung aus Nr. 105.)

Noch gibt es einen Zweig der deutschen Literatur, der durch sein Alter sowie durch seine regelmäßige Wiederkehr unsere Aufmerksamkeit wenigstens für einige Augenblicke verdient. Es sind dies alle die Keepsakes, Annuals oder Taschenbücher, die um das Ende jedes Jahres hinter den Fenstern der Buchläden zu erblicken sind mit ihrem eleganten Einbande, ihren Guirlanden und Arabesken, ähnlich den Blumentöpfen, welche die Bewohner des Nordens hinter ihre Fenster stellen, um eine Abwechselung in das eintönige Grau des winterlichen Himmels zu bringen. In England druckt man sie auf das schönste Velinpapier, bedeckt sie mit Gold und Sammt und reiht sie so ins Gebiet der Fashion ein. In Frankreich überläßt man sie den Launen der Provinzialen und Fremden. In Deutschland meint man es ernstlich mit ihnen. In einem solchen Almanach fingen göttinger Studenten um die Mitte des 18. Jahrhunderts an Oden und Elegien zu veröffentlichen, die ein neues Zeitalter in der deutschen Poesie weissagten. In einem solchen Almanach ließen Goethe und Schiller ihre berühmten „Xenien“ erscheinen; denn lange waren diese Almanache für Deutschland Das, was uns unsere Revuen sind. In ihnen trat der Dichter, der Romanschriftsteller öffentlich in der literarischen Welt auf, und mehr als ein Autor blieb der Sammlung treu, die seine ersten Versuche aufnahm. Tieck hat das Glück der „Urania“ begründet(?), indem er ihr jedes Jahr eine seiner schönen Novellen mittheilte, und wenige Zeit vor seinem Tode rühmte sich Chamisso, daß sein Name auf dem Titel des „Musenalmanach“ stehe. In einem Lande, wo das Leben in voraus geregelt ist, wo man die materielle Wiederkehr derselben materiellen und geistigen Freuden für ein Glück mehr hält, ist die Erscheinung dieser kleinen Bücher, die unter ihrem Einbande von Moirépapier ausnehmende Ansprüche auf Geschmack verbergen, eine jener unschuldigen Freuden, deren unsere (d. h. die französische) unruhige und bewegliche Existenz uns beraubt hat. Deutschland würde wahrscheinlich ebenso überrascht — ich hätte beinahe gesagt, betrübt — sein, einen Winter ohne Taschenbücher, als einen Frühling ohne Sonne und einen Herbst ohne Ernte zu sehen. Der größte Theil dieser Sammlungen enthält nichts als Novellen und Gedichte. Andere sind speciell Notizen über Kunst, Theater und Geschichte gewidmet. Jeder Leser wählt den seinen, wie wir unser Journal wählen, und es gibt Familien, wo diese literarisch-poetischen Almanache mit heiliger Sorgfalt als Andenken an die verflossenen Jahre aufbewahrt werden.

Unter den literarischen Erscheinungen ernsterer Art hebe ich Arndt's „Schwedische Geschichten unter Gustav III. und Gustav IV. Adolf“ hervor. Es ist dies derselbe Arndt, der zur Zeit unserer Kriege mit Deutschland sich unter den feurigsten seiner Landsleute durch seinen Haß gegen Napoleon und seine Schriften gegen Frankreich auszeichnete. Als die jenaer Schlacht Preußens Geschick unsern Waffen unterwarf, fühlte sich Arndt in seiner Heimat nicht mehr in Sicherheit und floh nach Schweden, wo seine antinapoleonischen Schriften ihm nur die Gunst Gustav's IV. erwerben konnten. Er verweilte einige Zeit in Stockholm, durchwanderte nachher die verschiedenen Provinzen Schwedens und gab dann (d. h. nach dem Zusammenhange dieser Stelle: nach 1806; aber Arndt's „Reise durch Schweden“ kam schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts heraus) eine ziemlich lange und eintönige Beschreibung seiner Reise heraus, die aber im übrigen sehr reich an Thatsachen und Beobachtungen ist. Beim Sturze des Napoleon'schen Reichs kam er nach Deutschland zurück und wurde zum Professor an der Universität Bonn ernannt. Da begann er seine wüthenden Reden gegen Frankreich und seine Abhandlungen über die Freiheit Deutschlands von neuem. Doch erklärte man diese Freiheitswünsche, welche die preußische Regierung, als noch die mächtige Hand des Kaisers auf ihrem Haupte lastete, als Thaten des Patriotismus ansah, sogleich für aufrührerisches Geschrei, als die Unabhängigkeit wiedererlangt war. Der arme Arndt, der noch bei den Ideen von 1807 geblieben, war wol sehr erstaunt, sich plötzlich als ein gefährliches Wesen bezeichnet zu sehen, er, der sich (und das mit Recht) für einen der Befreier Deutschlands betrachtete und der vielleicht in der Meinung lebte, seine Feder könne in eine Wagschale mit Blücher's Schwert gelegt werden. Die Polizei stellte Haussuchung bei ihm an und bemächtigte sich seiner Papiere. Der Präsident der Provinz suspendirte ihn von seiner Professur und die mainzer Bundescentralcommission foderte ihn auf, sich vor ihr wegen seiner demagogischen Ideen zu verantworten. Arndt schrieb Protestation auf Protestation; er erklärte, weder einer geheimen Gesellschaft anzugehören, noch ein Verführer der Jugend, noch ein Jakobiner zu sein, und hatte in der That ganz Recht. Er war von Grund aus seinem König und der monarchischen Regierungsform ergeben, liebte aber die Aristokratie nur wenig. Sein Wort reichte nicht hin, um ihn zu rechtfertigen. Er erlitt alle Quälereien einer strengen gerichtlichen Untersuchung und erhielt nur nach unzähligen Schwierigkeiten die Erlaubniß, seine Vorlesungen aufs neue beginnen zu dürfen, wieder.

Sein neuestes Werk nun trägt das lebhafte Gepräge seiner alten politischen Leidenschaften. In der Vorrede erklärt er, seine Sympathie für Gustav IV. entspringe aus seinem Hasse gegen Napoleon. In der Einleitung entwirft er ein sehr ausführliches und interessantes Gemälde von Schweden. Alles, was er vom moralischen Zustande dieses Landes, vom Charakter des Volkes und den Gewohnheiten des häuslichen Lebens im Norden sagt, ist sehr treffend. Nur die Aristokratie ist ihm unbequem. Wenn er auf sie zu sprechen kommt, gährt der demokratische Sauerteig in seinem Gedanken und seine Rede wird sarkastisch. Er vergißt aber, daß diese Aristokratie mehre Jahrhunderte hindurch der lebenvollste Theil der schwedischen Nation war, und daß sie ihre Berühmtheit in den schwierigsten Stellen und auf den Schlachtfeldern errungen hat, mit Gustav Wasa in den Wäldern Dalekarliens, mit Gustav Adolf auf der Ebene von Lützen und mit Karl XII. auf den Feldern Polens. Er vergißt, daß

diese Aristokratie nicht, wie in andern Ländern, eine hochfahrende und anmaßliche Kaste ist, nur gestützt auf die Überlieferungen der Vergangenheit, stolz auf ihre Privilegien und abgetrennt vom gemeinschaftlichen Leben. Vielmehr ist es die starke Seite der schwedischen Aristokratie, daß sie sich immer tief von Nationalgefühl durchdrungen gezeigt, oft mehr auf Seiten des Volkes als der königlichen Macht gestanden und zu gewissen Zeiten sich selbst erneut hat, indem sie durch Talente oder Muth ausgezeichnete Nichtadelige in ihre Mitte aufnahm und sie mit ihren Titeln schmückte. Man öffne nur jetzt die Register des schwedischen Adels; neben jenen alten Familien der Bonde, Brahe, Bjelke, deren Geschichte so zu sagen mit der des ganzen Landes beginnt, wird man hundert andere von sehr jungem und sehr bescheidenem Ursprunge erblicken. Der größte Theil der Männer, die in der letzten Zeit hohe Staatsämter bekleidet haben, waren ganz einfach Söhne von Geistlichen, Kaufleuten und Professoren, und das Haupt der Opposition auf dem Reichstage, der eben in Stockholm versammelt ist, ist ein alter Edelmann.

Die auf diese Einleitung folgende Erzählung ist nach denselben antiaristokratischen Grundsätzen abgefaßt. Gustav III. und Gustav IV. erscheinen darin als zwei große und imponirende Gestalten mitten unter den unruhigen Schatten des Adels. Der Eine wie der Andere hatte indeß viele Fehler, der Verfasser muß es selbst zugeben; aber er hält es doch für ausgemacht, daß sie die ersten Könige der Welt gewesen sein würden, wenn sie nicht jene unselige Aristokratie um sich gehabt hätten. Nun wissen wir aber Alle, welche die Geschichte Schwedens unparteiisch studirt haben, daß, wenn auch diese Könige — wie dies allen Königen so geht — mitunter das Unglück hatten, schlecht von den Vollstreckern ihrer Befehle bedient oder von ihren Ministern verrathen zu werden, sie doch selbst meistens die erste und einzige Ursache ihrer Fehler und Unglücksfälle waren.

Gustav III. war, man kann es nicht leugnen, ein mit den glänzendsten Eigenschaften begabter Fürst, schön, geistreich, unterrichtet, leidenschaftlich für kriegerischen wie literarischen Ruhm eingenommen; doch ließ er sich vom Schein der fremden Höfe blenden und verleugnete die Einfachheit seiner Vorfahren. Er verbreitete die üppigen Gewohnheiten, die verderbliche Frivolität und die thörichten Galanterien des versailler Hofes in seiner Umgebung. Mit einem Worte, er war, wiewol mit mehr Würde und mit einem höhern Geiste, der Ludwig XV. Schwedens. Er war geliebt und verehrt gewesen wie dieser, sah sich aber, ebenfalls wie dieser, der Zuneigung seines Volkes schon mehre Jahre vor seiner Ermordung durch Ankarström beraubt.

Was Gustav IV. betrifft, so beging er nur einen leichten Irrthum, nämlich zu glauben, er sei der Mann, der es mit Napoleon und Frankreich aufnehmen könne; was sag' ich mit Frankreich? nein, auch mit Rußland, Dänemark und England, denn er befand sich wirklich mit diesen vier Mächten, und zwar er ganz allein, im Kriege. Sein Königreich war ihm ein fabelhaftes Land, von dem er weder den Umfang noch die Hülfsquellen richtig kannte. Er verordnete einst eine außerordentliche Auflage von 200 Millionen und war sehr erstaunt, zu vernehmen, daß dies das zwanzigjährige Einkommen des ganzen Landes wäre. Er hielt Schweden noch immer für die vagina gentium, und meinte, er dürfe nur auf die Erde stampfen, um Soldaten daraus hervorgehen zu lassen. Aber die Schweden wurden müde, ihn immer stampfen zu hören; so zogen sie eines Tages gegen ihn aus und setzten ihn ganz einfach vor die Thüre des Reichs. Zur Zeit als sein Streit mit Frankreich ausbrach, sagte der „Moniteur" von ihm, er habe von seinem Ahnherrn Karl XII. nichts als die Narrheit und die großen Stiefeln. Der Einfall war etwas roh, aber treffend.

Arndt hat nun die beklagenswerthen Folgen der Herrschaft Gustav's IV. und die Fehler Gustav's III. als zu unbedeutend dargestellt. In dieser Beziehung ist sein Buch unvollständig; aber man findet darin kostbare Documente über mehre Begebenheiten, von denen der Verfasser Augenzeuge war, über Staatsmänner, die er gekannt hat, über Thatsachen, deren geheimen Hergang er sehr wohl in Erfahrung bringen konnte, da er sich an Ort und Stelle befand. Übrigens haben wir noch nichts gleich Ausführliches über diese so belebte und dramatische Epoche der schwedischen Geschichte. Bis daß Geijer sie mit seinem gewohnten Scharfblick schildert, oder Fryxell sie mit der Lebhaftigkeit seines Gedankens und Styles darstellt, behält das Arndt'sche Werk das Verdienst einer Denkschrift, die man mit Nutzen zu Rathe ziehen und mit Interesse lesen wird.

Ein anderer Professor der Universität Bonn, Loebell, dem man schon mehre sehr empfehlenswerthe historische Aufsätze verdankt, hat eben ein für uns besonderes interessantes Buch herausgegeben. Nämlich eine sehr umfängliche Biographie von Gregor von Tours („Gregor von Tours und seine Zeit"), ein Gemälde seiner Zeit, eine charakteristische Schilderung seiner Zeitgenossen. Guhrauer, der 1839 der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften eine Denkschrift über den Plan zu einer Expedition nach Ägypten, den Leibnitz Ludwig XIV. vorgelegt, überreichte, hat eben die auf dieses merkwürdige Project bezüglichen Documente vervollständigt und sie in einem Buche herausgegeben, das unsere Historiker zu Rathe zu ziehen nicht verfehlen werden („Kurmainz in der Epoche von 1672"). Heeren und Ukert, die eine vollständige Sammlung historischer Werke unternommen haben, setzen sie mit ebenso viel Eifer als Einsicht fort. In den früher in dieser Sammlung erschienenen Werken ist nun auch die „Geschichte Englands" von Lappenberg und der Anfang der „Geschichte Dänemarks" von Dahlmann gekommen. In einem andern Fache müssen wir die nun endlich erschienene, so lange erwartete vollständige Sammlung der Minnesänger von v. d. Hagen hervorheben. Wir werden ein anderes Mal die Würdigung dieser verschiedenen Werke versuchen.

Wenn wir also in der Unzahl von Büchern, die uns die Kataloge des deutschen Buchhandels anzeigen, viel Tadelnswerthes finden, so sieht man doch auch hier und da mehr als ein des Lobes würdiges Werk darin. Und selbst in diesem Tadel gegen Deutschland liegt noch Etwas, um das wir es beneiden können. Sein Fehler ist nur, zu viel Bücher zu erzeugen; sie sind aber wenigstens ernst und geben Zeugniß von Anstrengung und Fruchtbarkeit. Das deutsche Publicum macht noch die Buchhändler reich, das unsere ruinirt sie. Dort in Deutschland verlangt man doch noch Bände; hier begnügt man sich mit dem Feuilleton.

Hiermit schließt der Marmier'sche Aufsatz, und an uns ist es nun, uns Rechenschaft über den verschiedenartigen Eindruck zu geben, den die in ihm ausgesprochenen Urtheile in uns erweckt haben. Bleiben wir zuerst bei dem Geiste stehen, der das Ganze durchdringt, bei der Gesinnung, die sich durchweg darin kundgibt, so muß man eingestehen, daß beide höchst anerkennungswerth sind, und dies um so mehr, wenn man in Anschlag bringt, daß der Verf. ein französischer Literat ist. Denn vom französischen Standpunkte aus will es etwas bedeuten, den Stab über die in der neuesten deutschen belletristischen Literatur herrschende Nachäfferei der französischen zu brechen; dies zeugt von einer Unbefangenheit und Vorurtheilslosigkeit, wie man sie bei Franzosen nicht häufig zu finden gewohnt ist. Gewöhnlich findet bei ihnen aus Nationaleitelkeit das Gegentheil statt, und selten wissen sie die Berechtigung einer fremden Nationalität anzuerkennen; noch seltener aber möchte es sein, daß sie es einem fremden Volke zum Fehler anrechnen, sich von französischer Sitte und Wesen corrumpiren zu lassen.

Stieß uns doch noch vor kurzem das Beispiel eines bedeutenden französischen Schriftstellers auf, der mit der selbstgefälligsten Vanität in den eitelsten Dingen die Überlegenheit und den allwaltenden Einfluß der französischen Nation suchte und fand, und sich nicht um ein Haar von der Einbildung des großen Haufens der französischen Literaten entfernte, die selbst im französischen Koch, Tanzmeister und Haarkräusler, selbst in der französischen Putzmacherin und Kammerjungfer, die sie im Auslande treffen, den Beweis von der Allgemeinheit französischer Cultur und von der Allgewalt französischer Civilisation finden, die alle die übrigen Barbaren von Europa erst zu wohlgezogenen Menschen gemacht haben. Kennt man dieses Nationalvorurtheil der Franzosen, so wird man den Beweis von Unbefangenheit, den Marmier in diesem Punkte gegeben, erst recht zu würdigen und es ihm Dank wissen, einen Theil der Deutschen belehrt zu haben, wie sehr sie sich in den Augen jedes tüchtigen Ausländers durch Entäußerung alles nationellen Selbstgefühls und Charakters herabsetzen. Der Theil des in Rede stehenden Aufsatzes, welcher diese Schattenseite der neuesten deutschen Literatur, und des deutschen Charakters überhaupt, hervorhebt und mit Recht an den Pranger stellt, scheint uns überhaupt für deutsche Leser der wichtigste und belehrendste Passus der ganzen Abhandlung, indem sie darin einen Beweis ad hominem finden können, bis zu welcher Verachtung von Seiten des Auslandes jedes Aufgeben der Nationalität auch in untergeordneten Dingen, jene Schmiegsamkeit und Biegsamkeit, jenes Hofiren des Auslandes, dessen sich ein Theil der Deutschen, vorzüglich der höhern Stände, noch immer schuldig macht, am Ende führen muß. Doch wir brauchen nicht weitläufiger hierüber zu sein, Marmier's Worte sind zu deutlich und den faulen Fleck zu sehr treffend, als daß nicht Jeder, den jener Vorwurf angeht, sich getroffen fühlen sollte.

Als eine andere höchst ehrenwerthe Eigenschaft in dem vorliegenden Aufsatze müssen wir die Pietät gegen große Männer, die Achtung für alles wahre Positive, den Widerwillen gegen die zersetzenden Tendenzen unserer Zeit, die Abwesenheit aller Frivolität, den Ernst und die Reinheit der Absicht, mit einem Worte die sittliche Richtung bezeichnen, die sich im ganzen Aufsatze kundgibt, und vorzüglich in einer Opposition gegen die sogenannte Schule des jungen Deutschland und die durch sie angeregten Bestrebungen ausspricht. Ohne Zweifel werden hämische Angriffe von dieser Seite gegen den Verf. nicht ausbleiben; er mag sich aber nur dadurch nicht irre machen lassen und sich durch den Beifall aller Derer für entschädigt halten, die in der Literatur nicht blos ein pikantes Spiel des Geistes sehen.

(Der Beschluß folgt.)

Geschichtliche Miscellen.

Wie Herzog Galeaz Visconti II. von Mailand die Demagogen strafte.

Gleich allen italienischen Freistädten trug Mailand nur ungern die Oberherrschaft eines Einzigen, der noch dazu sich gewöhnlich seinen Lüsten hingab und durch Verführung junger Frauen und Mädchen die Gatten und Väter gegen sich aufreizte. Daher die beständigen Verbindungen gegen den Regenten, an den auch wol die nächsten Verwandten Theil hatten, in Hoffnung, sich eine mächtige Partei zu bilden und selbst die Herrschaft für sich zu gewinnen. So war die Regierung aller Fürsten aus dem Hause Visconti im 14. Jahrhunderte dadurch und durch die fortwährenden Kämpfe der Guelfen und Ghibellinen eine unruhvolle, mit Besorgniß und Mistrauen erfüllt, weil die der Regierung entgegenstrebenden Parteihäupter nur mit Mühe unterdrückt oder wenigstens niedergehalten werden konnten.

Galeaz Visconti II. hatte bei dem Ableben seines Vetters Giovan einen Theil der Regierung Mailands überkommen, einen zweiten aber durch den Tod seines Bruders Matteo erhalten; doch hatte er nicht nur mit dem Marchese von Montferrat Krieg, der ihm die in Avignon angeworbenen englischen Söldnerhaufen ins Land schickte, welche die Männer in Ketten verhungern ließen und die Frauen misbrauchten, wenn sie sich nicht sogleich durch hohes Geld auslösten, sondern es fielen auch mehre Städte, wie Genua, Novara und Alba, von ihm ab, weil er aus ungemessener Baulust die Unterthanen sehr bedrückte und die von seinem Großvater Matteo und seinen andern Vorfahren erbauten Paläste niederreißen ließ, um sie, mit ungeheuern Kosten, von Grund aus neu aufzubauen. Die Unterthanen mußten nicht nur die Materialien dazu liefern, sondern um ein Geringes auch die Arbeiten thun. Die marmornen Hauptthüren an der Marienkirche ließ er mit ihren reichen innern Verzierungen von einer, den mailändischen Kaufleuten aufgelegten Steuer aufführen. Wegen seines kränklichen Körpers liebte er das Waffenspiel nicht; er handelte und regierte blos nach dem Gutachten des Giovanni de Pepoli, der unter dem Beistande einiger Räthe die Geschäfte leitete. Zur Unterhaltung liebte er die Würfel, durch welches Spiel Viele seiner nächsten Umgebung verarmten. Um die verlorenen Besitzungen wiederzubekommen und um neue zu erwerben, ward er in mancherlei Fehden verwickelt, zu denen Geistliche und Laien beitragen mußten, weil das baare Geld für deutsche und ungarische Söldner weggegeben ward. Dennoch blieben alle besoldete Diener stets vier bis sechs Monat im Rückstande, daher dienten sie ihm schlecht: die Wächter schliefen, die Soldaten wollten nicht fechten. Obgleich doppelt so stark als die englischen Raubvögel, vermochten sie doch die Plünderung und Verheerung des ganzen Landstriches von Pavia, Alessandria, Tortona und Vercelli nicht zu hindern. Die meisten Vergehen wurden durch Geldstrafen abgebüßt, selten erlassen; denn des Herrn ganzes Bestreben ging dahin, seine Einkünfte zu vergrößern, Alles an sich zu ziehen. Sein Kriegsoberster war Pandolf Malatesta, er richtete mit großem Aufwande wenig oder nichts aus. Ihm folgte der deutsche Graf von Landen, der nicht viel weniger kostete und dennoch nicht mehr that. Er ward darauf in einem Gefecht mit den Engländern, nachdem ihm durch einen Steinwurf der Vordertheil des Helmes zerschmettert ward, mit einem Spieß in den Mund und nachher unter den rechten Arm hinein gestochen, daß er nach wenigen Tagen starb. Fürst Galeaz und viele Große in Mailand betrauerten ihn sehr.

Weil es dem Regenten nicht gelingen wollte, die Widerspenstigen zu bezwingen, war er wenigstens bedacht, ihr Vermögen, fahrendes und unbewegliches, seiner Kammer zuzueignen. Stets hatte er mehre Vornehme aus den größern Städten als Geiseln bei sich, ohne Unterschied der Parteien — aus Pavia allein über 40! — er ließ sie selbst da nicht fort, als die Pest in Mailand und in dem Gebiete herrschte, daß mehre von ihnen hinweggerafft wurden. Mancher entging dadurch dem schmählichern Tode, daß ihm nach und nach im Gefängniß die Glieder abgehauen wurden, bis er starb, wie es vorzüglich einem Priester geschah.

Weil doch Verrath und Aufruhr sich unaufhörlich erneuerte,

gab Galeaz seinen Richtern folgende Vorschrift, die Bosheit der Verräther zu bestrafen: „Der Wille des Herrn ist: die Oberhäupter verrätherischer Umtriebe nach einer Folgereihe zu bestrafen. Sie bekommen am ersten, dritten, fünften und siebenten Tage fünf Peitschenhiebe und bleiben jeden folgenden Tag in Ruhe; dann wird ihnen am neunten und elften Tage Kalkwasser mit Essig zu trinken gereicht, und sie, wie vorher, am zehnten und zwölften Tage unberührt gelassen. Am dreizehnten Tage werden ihnen zwei Riemen aus den Schultern geschnitten und um das Maul geschlagen; nach einem Tage Ruhe werden ihnen beide Fußsohlen abgezogen, um sie alsdann auf Erbsen gehen zu lassen, das nach abermaliger eintägiger Ruhe wiederholt wird. Der achtzehnte ist ein Ruhetag, am neunzehnten und einundzwanzigsten müssen sie auf dem Esel reiten. Am dreiundzwanzigsten Tage wird ihnen ein Auge ausgerissen, am fünfundzwanzigsten die Nase abgeschnitten, am sieben- und neunundzwanzigsten beide Hände, am ein- und dreiunddreißigsten Tage aber der eine und alsdann der andere Fuß abgehauen. Auf dieselbe Weise werden sie, mit wiederholten Zwischenräumen von einem Tage, vom fünfunddreißigsten bis zum neununddreißigsten nach und nach entmannt. Am einundvierzigsten werden sie hinausgefahren und aufs Rad gelegt." Wenn nämlich ihr Leben nicht früher schon geendet hat! Es wurden Mehre in den Jahren 1362 und 1368 mit dieser Strafe belegt, vor der jede Menschennatur zurückschaudert.

Ein anderes Edict des Herzog Galeaz berechtigte alle Justizbehörden: zum Besten des Fiscus die Güter der Rebellen und dem Reiche treulosen Verräther einzuziehen, die selbst als Landesverräther der Lebensstrafe verfallen sind, weil sie auf irgend eine Weise öffentlich oder insgeheim gegen die, dem Fürsten schuldige Treue und Gehorsam sich auflehnen, etwas zu seinem Nachtheil anstiften oder sich gegen seine Befehle ungehorsam erweisen. Man sieht leicht, welche große Ausdehnung auf solche Art die Benennung eines Verräthers erhielt. Waren auch die Strafen unter andern Umständen etwas geringer, blieben sie doch immer grausam genug, denn nach der Eroberung des Schlosses Galeazzo, wo in der Nacht einer der Rebellenhäupter mit den meisten Bewohnern entflohen war, wurden fünf zurückgebliebene, und darunter ein Priester, vor ihren Wohnungen an einem Fuße aufgehangen. Bartolo Sixti aber, von dem Galeaz im Park von Pavia mit dem Schwerte in den Schenkel gestochen ward, in der Absicht, ihn umzubringen, ward nach der Sitte jener Zeit — die sich bis ins 16. Jahrhundert erhielt — durch vier Pferde zerrissen; alle Glieder seiner Familie wurden Landes verwiesen. Herzog Galeaz Visconti starb nachher 1378.

Seinem nach ihm regierenden Bruder, Barnabo Visconti, ward bei seiner Entsetzung durch seinen Neffen nicht minder Abscheuliches Schuld gegeben, was wir hier nicht weiter berühren.

Gastronomie im 14. Jahrhundert.

Als der Herzog Lionel von Clarence, Sohn des Königs von England, 1368 die Prinzessin Violante von Mailand heirathete, wurden bei dem großen Gastmahle achtzehn Gänge, jeder von funfzig verschiedenen Speisen aufgetragen. Zuerst erschienen vergoldete Spanferkel, denen Feuer aus dem Maule brannte, und Meerschweinchen, sehr wohlschmeckend zugerichtet, von zwei großen Dienern, mit sammetnen Kragen und Besatz von seidenen Schnüren aufgetragen, nebst zwölf Schalen voll Brühe, an den Ketten von vergoldetem Metall sich befanden. Zum zweiten, Hasen und Hechte, ebenfalls trefflich zubereitet, getragen in zwölf Schüsseln von Dienern in Livrée, auf den Kragen mit Dressen und seidenen Schnüren; zugleich sechs lebendige Falken, als das Wappen des Herzogs von Clarence und als Geschenk für denselben. Drittens, ein großes, zierlich angerichtetes Kalb mit gebratenen Krammetsvögeln, von sechs englischen Doggen begleitet und sechs Hatzhunden mit Halsbändern von Sammt und vergoldeter Bronze. Zum vierten, gebratene Rebhühner, Wachteln und Krammetsvögel, dabei zwölf Sperber mit Glöckchen von vergoldeter Bronze, die seidene Kappen und Fangleinen mit Knöpfen von vergoldetem Silber hatten, mit dem Wappen des Herzogs von Mailand, des Vaters der Braut. Auch zwölf Spürhunde mit bronzenen Ketten. Fünftens, gebratene Enten, Reiger und Karpfen von sechs Falken begleitet, die sammtne mit Perlen besetzte Kappen, mit silbernen Knöpfen und Heften hatten. Zum sechsten, Rindfleisch und fette Kapaunen mit Knoblauch und Störe im Wasser, zugleich zwölf Panzer ohne Halskragen; einige mit Wappen des Herzogs, hatten silberne, vergoldete Kolben und Schnallen, die übrigen aber von Bronze und vergoldet. Zum siebenten, Kapaunen, Fleisch und Nieren in Citronenbrühe; dabei zwölf vollständige Turnierrüstungen, mit Lanze, Sätteln und allem Zubehör, Alles köstlich gearbeitet mit vergoldeten Schnallen. Zwei davon, für den Herzog bestimmt, waren besonders prachtvoll, mit Silber eingelegt und dem eingeschmelzten Wappen. Achtens, Pastetchen von Rindfleisch und Käse und große Puddings von Eingeweiden; zugleich zwölf völlige Harnische, wovon ebenfalls zwei für den Herzog, mit seinem Wappen von Silber eingelegt, die andern von vergoldetem Metall waren. Neuntens erschien Gehacktes von Fleisch und Fischen, wobei zwölf Stücke Goldstoff und ebenso viel Seidenzeuch gebracht wurden. Zum zehnten, Pökelfleisch und Neunaugen, mit sechs silbernen Becken, sechs Pocalen und zwei Flaschen voll weißen Wein und Malvasier. Zum elften, Rostbraten von Böcklein und Lämmern, zugleich sechs kleine Pferde mit trefflichem Sattel und Zeug, sechs Lanzen, sechs schön gemalte und vergoldete Schilde, nebst sechs stählernen Helmen, zwei davon für den Herzog mit silbernen, vergoldeten Schnallen und Heften, die andern mit vergoldeter Bronze verziert. Zwölftens, Hasen und Rehe mit Pfirsichen sehr wohlschmeckend zugerichtet; dabei zugleich sechs große und schöne Hengste mit prachtvollem Sattelzeug und, wie vorher, mit Lanze, Schilden und stählernen Helmen, die beiden vorzüglichsten dem Herzoge bestimmt. Zum dreizehnten, Rind- und Hirschfleisch mit eingemachtem türkischen Weizen und Pfirsichen zubereitet, dabei sechs kleine abgerichtete Pferde mit vergoldeten Zäumen und sammtnen Halftern, mit Decken von grünem Sammt, woran Quasten und Behänge von karmoisiner Seide waren. Zum vierzehnten, gebratene und gekochte Kapaunen und junge Hühner mit Äpfeln und Citronen in Ragout; zugleich sechs große Turnierpferde mit goldenem Zaumzeuge und karmoisinen Sammtdecken, an denen Quasten, Schnuren und Troddeln von Gold waren. Funfzehntens, Pfauen mit Welschkohl, Bohnen mit eingesalzenen Zungen und Karpfen; dabei ein Kamisol und Kappe von Perlen, mit einer Perlenquaste auf letzterer und einem dergleichen Mantel, mit Hermelinfutter. Sechzehntens gebratene Kaninchen, wilde Gänse, Pfauen, Enten und Aale; zugleich ein sehr schönes silbernes Becken mit einem Smaragd, einem Saphir, einem Rubin, einem Diamanten und einer Perle, mit vier trefflichen Gemälden in Email. Zum siebzehnten, Kuchen, Torten und Käse und zwölf der schönsten fetten Ochsen. Endlich zum achtzehnten, frische und getrocknete Früchte, überdem zwei sehr schöne Pferde des Grafen Visconti, deren eins der Löwe und das andere der Abt hieß, und noch 77 gute Pferde für die Hofherren und das Gefolge des Herzogs von Clarence, für den alle nicht genießbare Dinge bei diesem Gastmahle: Pferde, Hunde, Rüstungen rc. als Geschenke herbeigebracht und mindestens auf dem Hofe vorgezeigt, alsdann aber zu seiner Disposition gestellt wurden. Der Marschall des Festes war Graf Galeaz Visconti selbst und hatte zwölf Cavaliere zu seiner Hülfe bei sich.

Der Bräutigam blieb noch einige Tage nach der Hochzeit in Mailand, dann ging er nach Alba, wo er aber krank ward und bald darauf starb. 62.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 107. — 16. April 1840.

Ein französisches Urtheil über die neueste deutsche Literatur.

(Beschluß aus Nr. 106.)

Haben wir nun der tüchtigen Gesinnung des Verf. im Allgemeinen, und dem richtigen Geiste, mit welchem er die verkehrten Richtungen der Zeit, besonders in Deutschland, uns vor Augen stellt, bekämpft, Gerechtigkeit widerfahren lassen, so möge es uns auch erlaubt sein, das zu sagen, worin wir nicht ganz mit ihm einverstanden sein können. Um es gleich vornherein in einem allgemeinen Satze auszusprechen, so scheint uns die schwache Seite des Aufsatzes hauptsächlich darin zu liegen, daß er weit richtiger und gerechter die Schattenseiten der neuesten deutschen Literatur als ihre Lichtseiten hervorhebt und beurtheilt. Hieran ist der Grundirrthum schuld, in welchen der Verf. verfallen, daß er das sogenannte junge Deutschland und Alles, was sich daran knüpft, sowie die ganze gegenwärtige deutsche Unterhaltungsliteratur für etwas mehr als vorübergehende Erscheinungen hält und glaubt, sie bilden den Mittelpunkt der neuesten deutschen Literatur und diese gehe gewissermaßen in ihnen auf. Hier trifft den Verf. der gegründete Vorwurf, daß er die eigentliche deutsche Literatur der neuesten Zeit, die, welche diesen Namen verdient, durchaus nicht hinlänglich kennt; daß er viel mehr seine Kenntniß aus Zeitschriften und den literarischen Tageserscheinungen als aus den bedeutendern Werken der Poesie und Wissenschaft geschöpft hat. Hier zeigt sich ferner recht deutlich, daß geistreiche Auffassungsgabe und löbliche Gesinnung nicht allein hinreichen, um ein Urtheil über die ganze Literatur einer Zeit fällen zu können. Einen einzigen Umstand nur wüßten wir dabei zur Entschuldigung des Verf. aufzuführen, nämlich den, daß er sich durch das in Frankreich bestehende Verhältniß der periodischen und Tagesliteratur — die dort einen viel bedeutendern Rang einnimmt und in der neuesten Zeit wirklich den Mittelpunkt der französischen Literatur bildet — hat verleiten lassen, dasselbe auf Deutschland überzutragen und die deutsche neueste Literatur als einen Haufen nichtsnutziger Schriften, ähnlich den ägyptischen Heuschrecken, als eingeschlummert, versunken, desorganisirt darzustellen. Sonst wüßten wir nicht, wie es der Verf. verantworten wollte, daß er die bedeutendsten literarischen Erscheinungen, wie sie jeder Literatur Ehre machen würden, wie z. B. Schlosser's, Ranke's und Gervinus' neueste historische Schriften, wie ferner die neuesten poetischen Schöpfungen Lenau's, A. Grün's und Immermann's, wie endlich die bedeutende literarisch-kritische Wirksamkeit Menzel's und Varnhagen v. Ense's mit Stillschweigen übergangen hat; der strengen Wissenschaften, die noch immer den Mittelpunkt von Deutschlands literarischem Leben bilden, gar nicht zu gedenken. Aber selbst wenn wir in Betreff der letztern keine specielle Kenntnißnahme von ihm verlangten, so konnten wir doch von ihm verlangen, daß er der Kämpfe und Bestrebungen auf philosophischem, theologischem, rechtswissenschaftlichem, philologischem Gebiete Erwähnung gethan hätte. Er wäre dann bestimmt nicht zu dem, gelinde gesagt, sehr unbegründeten Urtheile gekommen, daß es jetzt keine wissenschaftliche Schule mehr in Deutschland gebe und keine Autorität mehr etwas gelte. Hat denn Hr. Marmier gar nichts von der historischen und philosophischen Rechtsschule gehört; von der über Hegel hinausgehenden philosophischen Richtung, an deren Spitze Fichte und Weiße stehen, und der verjüngten Hegel'schen Schule mit Männern wie Feuerbach u. s. w.; von der realistischen und der grammatisch-kritischen Richtung in der Philologie, von Rationalismus und Supernaturalismus in der Theologie und den Kämpfen zwischen diesen Gegensätzen? Im Vorbeigehen erwähnt er Strauß's und seines berühmten Buchs; schon alles Das, was sich daran knüpft, hätte ihn von der Falschheit des eben gerügten Urtheils überzeugen können. Freilich liegt ein Ideenkampf, wie er sich in all den obigen Gegensätzen, vorzüglich aber im Streite um das Strauß'sche „Leben Jesu" offenbart, zu weit von dem ganzen französischen Leben und Treiben, das sich doch, im Grunde genommen, mehr um äußere, materielle Interessen dreht, ab, als daß man von einem Franzosen eine unbefangene Würdigung desselben verlangen könnte; dazu müßte er fähig sein, wenigstens für den Moment der Betrachtung, aus seiner Besonderheit herauszugehen. Das aber dürfen wir fodern, daß man wenigstens das Bestehen dieses höhern geistigen Lebens in Deutschland und des Kampfes um die höchsten Interessen des Geistes anerkenne und ihm dieselbe Berechtigung zugestehe wie dem social-politischen Treiben in Frankreich und dem industriell-politischen in England. Oder meint etwa der Verf., daß die

durch Strauß's „Leben Jesu" durch ganz Deutschland hervorgerufene Aufregung nicht mindestens ebenso viel werth sei, als die Kämpfe um Wahlreform z. B. in Frankreich und der Streit um die Korngesetze in England? Daß ein Buch in Deutschland solche Wirkung hervorbringen konnte, hätte dem Verf. zeigen sollen, daß dieses lange noch nicht in die geistige Apathie versunken ist, wie er nach dem schmählichen Ende der jung-deutschen Bewegung und der Elendigkeit eines Theils der Unterhaltungsliteratur annehmen zu dürfen glaubt. Was uns aber am meisten wundert, ist, daß der Verf. so ganz und gar der durch das kölner Ereigniß veranlaßten confessionellen Streitigkeiten und ihrer bedeutenden Rückwirkung auf die Literatur nicht gedenkt; denn hier bedurfte es nicht erst großen Suchens und Forschens; Ursprung, Facta und Folgen liegen ziemlich klar vor Augen. Wahrscheinlich ist der Verf. kein Leser der „Hallischen Jahrbücher", sonst würden ihm hierin und auch wol in anderer Beziehung die Augen geöffnet worden sein. Um über die rege Thätigkeit, die auf den höchsten Gebieten des geistigen Lebens in Deutschland noch immer herrscht, und über die Theilnahme, welche sie im ganzen Publicum findet, einen Fingerzeig zu erhalten, durfte der Verf. nur Frankreich in diesem Punkte mit Deutschland vergleichen und sich fragen, ob das „Leben Jesu", wenn es in französischer Sprache erschienen wäre, die geringste Beachtung beim größern Publicum errungen haben würde, und ob zwischen französischen Protestanten und Katholiken ein geistiges Ringen wie in Deutschland denkbar sei, ein Kampf, der noch durch andere Motive als Leidenschaft und äußere Interessen hervorgerufen würde. Wo findet man außer dem politischen, socialen und belletristischen Gebiete überhaupt in Frankreich eine allgemeinere geistige Bewegung, die sich, wie alles Ringen, durch Parteiungen und Schulen offenbarte? Haben etwa die vereinzelten philosophischen Bestrebungen, welche in neuerer Zeit in Frankreich ans Tageslicht getreten sind, sich einen entscheidenden Einfluß auf die übrigen Wissenschaften und das Leben zu erringen gewußt, oder beschränken sie sich nicht vielmehr auf den engen Kreis Derer, die sich speciell ihnen widmen? Zeigt sich in der größern Zahl der französischen Juristen eine Tendenz, die über die praktische Anwendbarkeit ihres Wissens hinausginge? Gibt die französische Geistlichkeit nur ein einigermaßen bedeutendes Zeichen wissenschaftlichen Geistes? Findet in Frankreich ein ähnlicher Kampf statt wie der zwischen Realisten und Humanisten in Deutschland, der selbst den geringsten Dorfschulmeister zur Theilnahme anregt? Ja, selbst die exacten Wissenschaften, die wir hier ganz aus dem Spiele lassen, haben sich, wiewol die große extensive Regsamkeit, die in ihnen in Frankreich herrscht, durchaus nicht geleugnet werden soll, keines innern geistigen Lebens zu erfreuen wie in Deutschland, wo sie nie von der Philosophie sich ganz getrennt haben.

Schon ein oberflächlicher Blick auf die offen daliegenden äußern Erscheinungen, wie sie sich im geistigen Leben der beiden Nationen kundthun, hätte den Verf. in seinem Urtheile etwas vorsichtiger machen sollen, wenn er auch es nicht für nöthig befunden, das innere Wesen, den Mittelpunkt der deutschen Literatur sich deutlich zu machen. Wiewol von den besten Absichten und, so weit er sich der beiderseitigen Nationaleigenthümlichkeiten bewußt ist, von einer ungewöhnlichen Vorurtheilslosigkeit beseelt, ist es ihm doch nicht gelungen, vom französischen Standpunkte bei seinem Urtheile über deutsche Literatur sich zu einem richtigern zu erheben. Hierin liegt das *πρῶτον ψεῦδος* seiner ganzen Argumentation. Es möge uns daher noch schließlich vergönnt sein, auf die Unterschiede in der Stellung und dem Wesen der Literatur in Frankreich und Deutschland aufmerksam zu machen; denn hieraus erklärt sich alles Übrige. Wenn die Literatur nichts ist als der geistige Ausdruck des ganzen Lebens eines Volkes, so wird die Eigenthümlichkeit des letztern auch die des erstern bedingen und die welthistorische Bestimmung eines Volkes sich auch in seiner Literatur aussprechen. Nun dürfte es aber wol nur wenigen Zweifeln unterliegen, daß die Aufgabe, welche zu realisiren das französische Volk seit seinem entscheidenden Eintreten in die historische Bewegung der neuern Zeit von der Vorsehung berufen ward, keine andere ist als die höchste Ausbildung der socialen Zustände. In dieser Arbeit steht es unbezweifelt allen andern Völkern voran. Die Kunst ist nicht seine starke Seite; es hat weder Dichter, noch Maler, noch Baumeister, noch Tonsetzer ersten Ranges aufzuweisen; es ist kein Kunstvolk wie die Griechen und die Italiener. Ebenso wenig hat es sich schöpferisch in Gestaltung des *politischen Lebens* bewiesen; Römer und Engländer gehen ihm als Eroberer, Gesetzgeber und glückliche Ausbilder eigenthümlicher Staatsformen voran; was Frankreich darin in neuster Zeit aufzuweisen hat, ist nichts weniger als originell und läßt sich durchweg auf jene beiden schöpferischen Urbilder beziehen. Und was hat Frankreich je durch seine Eroberungen Bleibendes erreicht? War nicht sein größter Feldherr und Eroberer ein Italiener? Dasselbe gilt von der Entwickelung des religiösen und eigentlichen wissenschaftlichen Lebens; in diesem Falle hat es *seit der Reformation* hinter Deutschland zurückgestanden. Oder hat es nicht etwa die Reformation von Deutschland aus erhalten? Hat die französische Theologie je einen entschiedenen Einfluß aufs Leben erhalten? Überkam es nicht die bedeutendste geistige Bewegung, die im Schoose der französischen Nationalkirche entstand, den Jansenismus, von außen, aus einem germanischen Lande? Wirkte sein bedeutendster Philosoph, Descartes, nicht viel eingreifender und nachhaltiger in den Niederlanden und Deutschland als in seinem Vaterlande? Oder kann sich Frankreich wie Deutschland einer eigenthümlichen Philosophie rühmen, die in ununterbrochenem Zusammenhange selbständig und aus eigenen Keimen sich entwickelt und auf alle Wissenschaften und Verhältnisse des menschlichen Daseins den unberechenbarsten, wenn auch wegen der häufigen Mittelglieder oft nicht in die Augen fallenden Einfluß hat? Eine Reihe von Philosophen, wie Leibnitz, Kant, Fichte, Schelling und Hegel hat es nicht aufzuweisen; desgleichen nicht eine mit der Philosophie Hand in Hand gehende eigenthüm-

liche Kritik, wie sich in Deutschland von Lessing aus gebildet hat. Dafür ist es aber anderthalb Jahrhunderte lang Herrscherin und Gesetzgeberin im ganzen Gebiete des socialen Lebens gewesen und übt bis diese Stunde auf ihm noch einen vorwaltenden Einfluß fast in ganz Europa. Wir sagen absichtlich sociales und nicht geselliges Leben; denn nicht blos Umgangssitte und die äußern Formen des menschlichen Daseins fanden in Frankreich vor andern Ländern ihre höchste, leider einseitige Ausbildung, nein, auch die höhern, die wichtigsten Zustände der menschlichen Gesellschaft an sich betreffenden Fragen, wie z. B. die gegenseitige gesellschaftliche Stellung der Stände, wurden in Frankreich zuerst in Anregung gebracht und mit einer Regsamkeit ihrer Lösung entgegengeführt, an der das ganze Volk Theil nahm. Auch die ganze politische Thätigkeit des Volks war mehr auf diesen Punkt als auf ein politisches Leben an sich gerichtet. In Frankreich ward der Kampf zwischen Königthum und Aristokratie entschieden und die letztere besiegt; in Frankreich erlangte die Monarchie und mit ihr höfische Sitte, wie im Mittelalter das Ritterthum und ritterliche Sitte, die höchste Ausbildung und verbreitete sich von da herrschend über ganz Europa; in Frankreich fanden die Ideen von den natürlichen Rechten des Menschen, von Rückkehr zum Naturzustand, vom gesellschaftlichen Vertrag u. dgl. — ebenso wie früher die entgegengesetztesten Ideen — zuerst Anklang und in der Revolution eine Verwirklichung, die den ganzen socialen Zustand von Europa erschütterte. Alle großen Staatsmänner Frankreichs, von Richelieu und Ludwig XIV. bis auf Mirabeau und Sièyes haben eine viel größere Bedeutung durch ihre Einwirkung auf die sociale Gestaltung der Zeit als durch ihre politischen Schöpfungen im engern Sinne des Worts; und welche Siege Frankreich auch erfochten haben mag, immer hat es einen bedeutsamern und dauerhaftern Einfluß durch seine sociale Suprematie als durch materielle Macht und politische Wirksamkeit geäußert. Die ganze französische Revolution ist weit wichtiger, erfolgreicher und schöpferischer in ihrer socialen als in ihrer speciell politischen Bedeutung, wiewol diese gar nicht geleugnet werden soll; und die ersten Schriftsteller Frankreichs, Montesquieu, Voltaire, Rousseau, Bayle und Diderot haben sammt und sonders ihre Lorbern hauptsächlich auf diesem Gebiete gepflückt. Niemand wird wol anstehen sie für unendlich einflußreicher auf den Gang der Cultur in Europa zu halten, als die französischen großen Dichter Corneille und Racine, als die Philosophen Malebranche und Condillac, als Bossuet und Fénélon, und Voltaire's Größe wird gewiß heutzutage zu allerletzt in seinen Trauerspielen gesucht.

Alle diese Erscheinungen nun beweisen wol aufs unwiderleglichste, daß die sociale Thätigkeit der Angelpunkt des französischen Volkslebens ist. Daher auch die besondere Wichtigkeit und Ausbildung, welche in Frankreich alle die Zweige der Literatur erhielten, welche mit jener Richtung in der unmittelbarsten Verbindung standen: der Sittenroman, das Lustspiel, alle komischen, satirischen und epigrammatischen Dichtungsgattungen, das gesellige Lied — chanson —, mit einem Worte die Unterhaltungsliteratur; ferner das Pamphlet und die Journalistik; endlich sämmtliche den socialen Zustand der Menschen und Völker betreffende Wissenschaften. Drum darf es auch nicht Wunder nehmen, daß in Frankreich der homme de lettres der Repräsentant aller dieser Gattungen der socialen Literatur, eine ganze andere Wichtigkeit besitzt als der bescheidene deutsche Literat; denn auf ihm beruht das Stehen und Fallen des ganzen lebendigen Theils der Literatur, die sämmtlich, auch in den strengern Wissenschaften, in Frankreich ihre Lebenskraft aus jenem socialen Mittelpunkte zieht und wieder nach ihm zurückstrebt. Geschichte, Philosophie, Religions-, Staats- und Rechtswissenschaft, selbst die exacten Wissenschaften sind dort von der socialen Thätigkeit des Volks bedingt. Unbedingt würden wir daher jedem Beurtheiler der französischen Literatur Recht geben, wenn er in dem Verfalle jenes socialen literarischen Gebietes auch den Verfall der ganzen Literatur und in allen übrigen bedeutenden Erscheinungen nur ein zufälliges Auftauchen einzelner Phänomene erblickte. Ebenso unbedingt müssen wir aber eine Übertragung dieser Betrachtungsweise auf die deutsche Literatur tadeln, deren Mittelpunkt ein ganz anderer ist. Wie sich das ganze Nationalleben der Deutschen seit der Reformation wesentlich zu einem innern gestaltet hat, so kann man wol nicht mit Unrecht die Bestimmung, welche das deutsche Volk in der Arbeit der welthistorischen Entwickelung des Menschengeschlechts in der neuern Zeit erhalten hat, als die Entfaltung des Geistes an sich, als die Darstellung des reinen Gedankens in allen seinen Beziehungen bezeichnen. Die freie Wissenschaft ist sein höchstes Ziel, die Arena, auf der es die schönsten Lorbern errang; sie ist ihm nicht Mittel zu einem andern Zwecke, wie dem Franzosen und Engländer, sondern Selbstzweck. Und wer möchte es leugnen, daß die schönsten Seiten der deutschen Historie in den drei letzten Jahrhunderten, nicht in seiner politischen, sondern in der Geschichte seiner geistigen Thätigkeit zu finden sind? Auf diesem Felde zeigt sich eine ununterbrochene selbständige eigenthümliche Entwickelung; hier hat Deutschland Resultate erlangt wie kein anderes Volk. Was ergibt sich nun aber hieraus für das Verständniß der deutschen Literatur? Daß wie das Geistesleben der Mittelpunkt des deutschen Volkslebens, so auch der reinste Ausdruck desselben, die Wissenschaft, der Mittelpunkt seiner Literatur sei. Blüht jene frei und frisch fort, so ist für diese nichts zu fürchten; denn jene ist die Wurzel und der Stamm, woraus auch die übrigen Zweige des Baums der deutschen Literatur entsprossen sind und Kraft und Leben saugen. Hiernach läßt sich leicht das Verhältniß ermessen, in welchem die deutsche sogenannte sociale und mit ihr die Unterhaltungsliteratur zur Gesammtheit und dem Mittelpunkte des deutschen geistigen Lebens und Treibens steht: es ist nur ein untergeordnetes. So kann es wol kommen, daß diese Glieder des literarischen Körpers an einem localen Übel leiden, ohne daß man deswegen den ganzen Leib für erkrankt halten dürfte. In diesen Fehler aber ist Marmier ver-

fallen. Er hat sich von dem Verfalle unserer Unterhaltungsliteratur und von der Jämmerlichkeit und innern Halt- und Zuchtlosigkeit, die sich im Treiben des jungen Deutschlands offenbarte, verführen lassen, diesen Zustand auch auf die übrigen noch gesunden Theile unserer Literatur überzutragen. Hierin hätte er sich nun leicht durch genaueres Eingehen in dieselben eines Bessern belehren können, und es wird ihm schwer werden, sich in diesem Punkte vom Vorwurfe der Oberflächlichkeit zu reinigen. Übrigens sind wir weit entfernt, jene Erbärmlichkeit unserer socialen Literatur, von der Marmier eine jeden Deutschen so beschämende als treffende Schilderung gibt, für ein Symptom zu halten, das keine Berücksichtigung verdient; im Gegentheil halten wir sie, wie untergeordnet auch für Deutschland der Werth derartiger Geisteserzeugnisse sein mag, doch für eine Calamität im literarischen Leben Deutschlands und wünschen von ganzem Herzen, daß Jeder, der eine Ahnung von der Stellung hat, welche die Literatur in unserm Gesammtleben einnimmt, dazu beitrage, ihr ein Ende zu machen. Denn nur in dem Grade kommt eine Literatur ihrer Vollkommenheit nahe, als sie aus einem Principe sich zu entwickeln und alle ihre Glieder mit einem Geiste zu durchhauchen sucht. Welches die empirischen Ursachen zu dieser betrübenden Erscheinung, deren Möglichkeit eben aus der ganzen Stellung der deutschen Belletristik zur Gesammtliteratur rationell so einleuchtend sich ergibt, nun seien, sowie ob die ganze deutsche Literatur nicht auf einem Wendepunkte und im Eintritt in eine neue Phase stehe, wobei jenes Darniederliegen der schöngeistigen Literatur ein nothwendiges Übel sei, dieses hier zu erörtern, würde zu weit führen; aber andeuten wollten wir diese Fragen, um dadurch zur weitern Besprechung aufzufodern. 48.

Bibliographie.

Beidtel, J., Betrachtungen über einige durch die Zeitumstände besonders wichtig gewordene Gegenstände der Civilgesetzgebung und Staatswirthschaft. Gr. 8. Leipzig, Barth. 21 Gr.

Bernard, Ch. de, Die Narus Flügel. Aus dem Französischen von St. Friedrich. 2 Bände. 8. Breslau, Verlags-Comtoir. 2 Thlr.

— — Der gordische Knoten. Aus dem Französischen von F. Robert und St. Friedrich. 2 Theile. 8. Breslau, Verlags-Comtoir. 2 Thlr.

Blutrosen. Schauer-Erzählungen. Frei nach dem Französischen und Englischen. 3ter, 4ter Band. — Auch u. d. T.: Nachtschatten. Schauer-Erzählungen. Frei nach dem Französischen und Englischen von St. Friedrich, F. Robert u. A. 1ster, 2ter Bd. 8. Breslau, Verlags-Comtoir. 2 Thlr. 6 Gr.

Ehrenstein, H. W. v., Freddolinen. Erinnerungen an Süddeutschland und Oberitalien. Gr. 8. Dresden u. Leipzig, Arnold. 1 Thlr. 8 Gr.

Frankel, D. Z., Die Eidesleistung der Juden in theologischer und historischer Beziehung. Gr. 8. Dresden u. Leipzig, Arnold. 21 Gr.

Gottwald, Ed., Betrachtungen eines Buchdruckers an Guttenberg's Denkmale, und des Meisters Traum. Gedichte. Gr. 8. Dresden u. Leipzig, Arnold. 2 Gr.

Grund, F. J., Die Aristokratie in Amerika, aus dem Tagebuch eines deutschen Edelmanns. 2 Bände. Mit 2 Bildnissen. Gr. 8. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 1839. 3 Thlr.

Hauff, H., Moden und Trachten. Fragmente zur Geschichte des Costüms. 8. Stuttgart und Tübingen, Cotta. 1 Thlr. 12 Gr.

— — Skizzen aus dem Leben und der Natur. Vermischte Schriften. 1ster Band. Gr. 8. Ebendas. 1 Thlr. 16 Gr.

Hilscher's, W. J. E., Dichtungen. Originale und Uebersetzungen aus Byron, Moore, Goldsmith, Southey, Weller, Lamartine, Ariosto, Foscolo. Herausgegeben mit einem biographischen Vorworte von L. A. Frankl. Mit dem Portraite des Dichters. Gr. 12. Pesth, Heckenast. 2 Thlr.

Isidor. Gesammelte Schriften. Der Pfeil des Apollo. Zweite Liebe. Das Privattheater 5ter Band. 8. Leipzig, Wunder. 1 Thlr.

Das Leben und Treiben des berüchtigten Theob. Dan. Carl Göbel, auch Baron von Göbler und Dr. med. Werner genannt, und die Ergebnisse der im Jahre 1839 zu Mainz gegen ihn und seine Mitbeschuldigten geführten peinlichen Untersuchung, dargestellt von einem Juristen. 8. Mainz, Faber. 10 Gr.

Lewald, A., Katte. Aus dem Jugendleben Friedrichs des Großen. 8. Stuttgart, Krabbe. 1 Thlr. 18 Gr.

Lundblad, K., Geschichte Karl des Zwölften Königs von Schweden. Nach dem schwedischen Original übersetzt, berichtigt und erweitert von G. F. v. Jenssen. 2ter Theil. Mit dem originalen Todesbilde des Königs, einigen Facsimiles, einer Skizze der Belagerung von Frederikshald im Jahre 1718 und XXIV Anlagen. Gr. 8. Hamburg, F. Perthes. 4 Thlr.

Mayer, K., Gedichte. 2te, sehr vermehrte Ausgabe. 8. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 1839. 1 Thlr. 20 Gr.

Morahk, A., Harfenklänge. Eine Sammlung christlicher Gedichte. Gr. 12. Lüneburg, Herold u. Wahlstab. 12 Gr.

Müchler, K., Anekdotenalmanach. 16. Berlin, Nauck. 1 Thlr.

Deutscher Musenalmanach 1ster Jahrgang. Mit Beiträgen von F. Rückert, N. Lenau, L. Bechstein u. A. und einer Composition von F. Mendelssohn-Bartholdy. Mit 2 Stahlstichen. Breit 8. Leipzig, B. Tauchnitz jun. 2 Thlr. 16 Gr.

Pechlin, F. v., Gedichte. 8. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 1 Thlr. 15 Gr.

Pfizer, G., Dichtungen epischer und episch-lyrischer Gattung. 8. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 1 Thlr. 16 Gr.

Rappe, J., Pharos. Gr. 12. Dortmund, Krüger. 4 Gr.

Rauert, M. H. T., Die Grafschaft Ranhau. Ein Beitrag zur genauern Landeskunde. Gr. 8. Altona, Hammerich. 1 Thlr. 12 Gr.

Reybaud, Ch., Claude Stocq. Aus dem Französischen von St. Friedrich. 8. Breslau, Verlags-Comptoir. 1 Thlr.

— — Das Geheimniß. (Georges.) Aus dem Französischen von St. Friedrich. 8. Ebendas. 1 Thlr.

Salven des Witzes und der Laune. Eine Sammlung der pikantesten Anekdoten aus dem Leben gegriffen. Kl. 8. Ulm, Rübling. 14 Gr.

Schmitt, H. J., Kritische Geschichte der neugriechischen und der russischen Kirche, mit besonderer Berücksichtigung ihrer Verfassung in der Form einer permanenten Synode. Gr. 8. Mainz, Kirchheim, Schott u. Thielmann. 2 Thlr.

Strahl, A., Wasili und Aglaë oder die neue Helena. Eine Erzählung aus der neuesten Geschichte des Orients für gebildete Leser. Gr. 16. Wien, Volke. 15 Gr.

Trautvetter, F. W. v., Kaleidoscop. Volks-Mährchen und Sagen zum Fasching 1840. Gr. 12. Dresden u. Leipzig, Arnold. 1 Thlr.

Walden, S. J. F., Ida, oder Selbstbeherrschung — das Loos der Weiber. Ihren sämmtlichen jungen Freundinnen gewidmet. 8. Dresden u. Leipzig, Arnold. 18 Gr.

Zachariä, J. F., Der Renommist. Ein scherzhaftes Heldengedicht. Mit einleitendem Vorworte von J. Zachariä. Mit 8 sarkastischen Federzeichnungen von Hosemann. Gr. 12. Berlin, Bethge. 10 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 108. —— 17. April 1840.

Reise in das Morgenland in den Jahren 1836 und 1837, von G. H. v. Schubert. Zweiter Band. Erlangen, Palm und Enke. 1839. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Zweiter Artikel.*)

II. Die Reise durch die Wüste. Statt der gewöhnlichen, etwas nördlichern Karavanenstraße ward der Weg über Bessatin, am südlichen Abhange des Mokkatam gewählt, der nicht nur ein höheres naturhistorisches Interesse, sondern auch die erhabensten geschichtlichen Erinnerungen gewährt. Montag am 13. Febr. 1837 Nachmittags zog die Karavane aus und übernachtete bei dem Dörfchen Bessatin zum ersten Mal unter freiem Himmel. Dort begann auch das beschwerliche Reiten auf dem Kameel, „dem Schiff der Wüste", das bei seinem Fortschreiten eine unbequeme Bewegung von vorn nach hinten macht, die anfangs dem ungeübten Reiter einen der Seekrankheit ähnlichen Zustand bereitet. Die erste Tagereise in der Wüste bergauf, bergab, zwischen dem Höhenzuge des Mokkatam zur Linken und dem des Torrah zur Rechten hin, währte nur sechs Stunden, bot aber den Augen mannichfache Ergötzung und den letzten Blick in das Nilthal und zu den Pyramiden. An den malerisch-schönen Bergwänden und in den Schluchten grünten und blühten reizende Gewächse, und auf dem Boden umher lag mannichfaches Gestein und mehr als ein Lager verkiester Baumstämme, mächtige Massen, großentheils in der Richtung von Nordost gen Südwest.

Von da an gewährte jeder Tag in der Wüste neue Eindrücke und neue eigenthümliche Genüsse. Vom Morgen bis zum Abend ohne Rast, hoch auf dem Kameele thronend, das in immer gleichförmigem Schritt, geräuschlos auftretend, dem Ziele zueilt, kann man in Anschauen und in stilles Sinnen um so ungestörter sich versenken, da die Kameele in langer Reihe eins hinter dem andern in solcher Entfernung forttraben, daß die Reisenden jeder auf sich selbst beschränkt sind und nur das Allernöthigste einander zurufen. Zwar reist man in der Wüste wie über einen weiten Kirchhof, ein Todtenfeld; aber auch dieses ermangelt nicht des Reizes für den denkenden Geist und das fromme Gemüth. Bei der einförmigen und höchst einfachen Kost — die Hauptmahlzeit am Abend besteht selten aus etwas Anderm als in Wasser gekochtem Reis, und das Wasser aus den Schläuchen, oft schlammig und trübe, ist fast der einzige Labetrunk —, nicht von mannichfachen Berührungen zerstreut, zumeist auf seine innere Welt beschränkt, wird man leichter erregbar für alle äußere Eindrücke und innere Bewegungen, und fühlt sich zu höherer Andacht um so mehr gestimmt, als die Erinnerung an die großen Thaten Gottes, welche einst diese Einöde verherrlichten, hier unwiderstehlich sich aufdringt.

Nicht überall sieht man nur den Sand der Wüste; in der von niedrigen Höhenzügen kesselartig umgrenzten Thalebene sind die vielen Seitenthäler mit grünendem Gesträuch erfüllt, und wenigstens in den ersten Monaten des Jahres sieht man Heerden der Lämmer und Kameele mit ihren Jungen auf der Weide, und bald näher, bald ferner Heerden von Ziegen, auch einzelne Esel. Die schönsten Jaspiskugeln, Achate, Chalcedone, Onyrsteine, kleine Karneole laden den Sammler ein, vom Kameel zu steigen und den Weg, wo der Kiesboden fester ist, zu Fuß zu wandeln. Auch der Anblick einer Luftspiegelung, die auf der öden Fläche in täuschendähnlicher Gestalt kleine Seen oder das Ufer eines Stromes darstellte, reich umsäumt von hochwüchsigen Bäumen und grünen Feldern, ergötzte die Reisenden mehr als einmal.

Am Abend des ersten Tages in der Wüste wanderte Dr. Roth, der junge rüstige Reisegefährte, vom Lagerplatze aus, die Gegend zu durchforschen, und kehrte nicht wieder. Die Nacht verging unter Sorgen; ein hohes Feuer wurde angezündet; der Schall der Flinten, das Geschrei der Beduinen durchdrang die Luft, ohne den Verirrten herbeizurufen. Am Morgen wurden Kundschafter auf schnellfüßigen Dromedaren in verschiedener Richtung ausgesendet und kehrten am Abend wieder, ohne den Verirrten gefunden zu haben. Die Karavane hatte indeß langsam sich vorwärts bewegt und das zweite Nachtlager errichtet; da kehrte der Verlorengeachtete, wunderbar gerettet, tief ermüdet und völlig erschöpft, zur allgemeinen Freude zurück.

Der Weg durch die immer öder werdende Wüste ward durch den Anblick des herrlichen Berges Attaka verschönt, und in der Mitte des dritten Wandertages erblickte man Suez mit seinen Minares und blauen Zinnen. Nur sparsames, dünnes, graufarbiges Grün umher. Der hochummauerte überdeckte Brunnen vor der Stadt erquickte

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 61—64 d. Bl. D. Red.

die Kameele, die seit vier Tagen nichts getrunken, weniger die Reisenden, denen der salzige Geschmack nicht zusagte, obwol das Nilwasser in den Schläuchen bereits auch einen Nebengeschmack angenommen hatte. Von da aus sah man endlich in deutlicher Nähe die dunkle Flut des rothen Meeres. Jenseit der Stadt ragten aus demselben die hohen Mastbäume der Schiffe hervor; zur Rechten lag die Felsenwarte des Attaka. Die Zelte zum Nachtlager wurden vor dem Stadtthore nordwärts, nahe am Meeresstrande aufgeschlagen.

Die Stadt beherbergt in 600 Häusern und Hütten gegen 1400 Menschen, nirgend eine Spur von Gärten, Feldern, oder auch nur ein grünes Flecklein, kaum ein dürftiges Sträuchlein, ringsum eine dürre ausgestorbene Sandwüste, kein Brunnen süßen Wassers, der Boden überall von Salz durchdrungen; außer den zahlreichen Kameelen der Handelskaravanen erblickt man fast nur den großen ägyptischen Aasgeier und den häßlichen verwilderten Hund. Aber das lebendige Gewimmel des indischen Oceans, das sich auch über das rothe Meer ausbreitet, zieht das Auge an, und der Naturforscher findet an der Küste einen unerschöpflichen Reichthum der schönsten Conchylien, im feuchten Küstensande mannichfache Arten.

Empfehlungsbriefe hatten den Reisenden gastliche Häuser geöffnet; die Stadt selbst bot Lebensmittel aller Art, sonst aber wenig Sehenswerthes. Die Kameele mit dem Gepäcke hatten einen vierstündigen Umweg um die nördlichste Ausbreitung des Meeresarms zu machen; indeß überschauten die Reisenden von einem der höchsten benachbarten Hügel noch einmal die Landschaft und blickten, wie am Bosporus und Hellespont, hinüber in zwei Welttheile, die aber nicht so freundlich und einladend wie dort erscheinen. Nirgend die Spur eines Waldes oder auch nur eines vereinzelten Baumes. Der enge, durch sparsames Gesträuch grünlich gefärbte Streifen Landes, nach Norden hin, mitten durch die Wüste beider Welttheile, ist wahrscheinlich das verschüttete Bett jenes alten Kanales, Hero, der von Sesostris begonnen, von Psammetich II. und Darius fortgesetzt, durch die Ptolomäer beendigt, das rothe Meer mit dem Nil verband. In einer halben Stunde fuhr man von Suez aus über die Meeresbucht, die Grenzlinie beider Welttheile, nach Asien hinüber, von dessen Küste an auf sandigem Wege in einer Stunde das Tamariskengebüsch erreicht ward, bei welchem das Nachtlager aufgeschlagen werden konnte.

Am folgenden Tage (19. Febr.), da der Himmel so rein und klar war, daß man jeden Felsenvorsprung und den schmalen gangbaren Saum des fünf bis sechs Stunden entfernten jenseitigen Strandes des Meerbusens deutlich unterscheiden konnte, erblickte man schon zwei Stunden nach dem Aufbruche, am Sonntagsmorgen, die Gruppen der Dattelpalmen, die an den Brunnen Mosis stehen, und bald darauf diese selbst. Im Schatten eines Palmengebüsches ruhend, hörte man im Geiste das Lied Mosis, das an dem Tage erklang, da der Herr Israel sicher durchgeführt hatte durch das Meer und Pharao's Rosse und Wagen in den Fluten begraben. Fünf größere und mehre kleine Öffnungen strömen ein trinkbares, aber salziges Wasser aus; süßes Wasser fand sich nirgend. Wahrscheinlich lobte den großen Erretter das Volk Israel am Morgen nach der drangvollen Nacht, um diesen Brunnen gelagert; denn die neuesten Forschungen haben die älteste Überlieferung bestätigt, daß der Durchgang der Israeliten von der gegenüber gelegenen Thalebene Beda erfolgte, welche zwischen dem Attaka (Baal Zephon) und dem südwärts von ihm gelegenen Kuaiba (Migdol) an das Ufer ausmündet.

Die Wüste Sur, durch die der Weg sich hinzog, ist wasserleer und öde, der Boden mit *Feuersteinen* bedeckt, und so steinig, daß nur mit Mühe die *Zeltpfähle* am Lagerungsplatze befestigt werden konnten. Am folgenden Tage zog man an dem Brunnen Howara (Mara) vorüber, dessen Wasser klar, aber bitter ist. Am folgenden Tage ging der Weg nahe an Dschebel Pharaun (Pharaosberg) am Meere hin, vorüber an den heißen Quellen des Hamman Pharaun (Pharaosbad), und führte in das von vielen wildwachsenden Palmen und Tamarisken verschönte östliche Ende des Thales Garandel (*des Elims* der heil. Schrift?), an dessen zwölf Wasserbrunnen, von 70 Palmen umkränzt, die Heere Israels, von Marah kommend, sich lagerten. In den schönen Thälern, die von da an durchzogen wurden, zeigte Arabien Etwas von der Fülle seines Gewächsreiches. Weiter dicht am Meere hinziehend, gelangte man in die Nähe des *Mokkatebthales*, durch welches der gewöhnliche Weg zum *Sinai führt*, wahrscheinlich auch die Kinder Israels zogen, und welches auch den Natur- und Alterthumsforscher, mit seinen Monumenten und Felsenwänden, die mit Hieroglyphen beschrieben sind, anzieht. Aber der Besuch der Küstengegend bei Tor schien wichtiger.

Ein schöner Abend ward dicht am Meere in der Nachbarschaft der Höhen gefeiert, in deren Klüften und Höhlen die ältesten Anachoreten ihr stilles Leben führten. Jetzt stehen über den Grotten die Klöster des heil. Paulus und des heil. Antonius, von koptischen Mönchen *der strengsten* Ordnung bewohnt. Zur Sicherung gegen die umwohnenden, zudringlichen Araber sind alle Zugänge zu den Wohnungen der Einsamen vermauert und man wird an einem Seile zu einer Fensteröffnung hinangezogen.

Vom Meere abwärts ging der Weg hinüber nach der Ebene el Kaa, vermuthlich die Wüste Sin der *heil.* Schrift; zur Rechten von den niedrigen Küstenhöhen des Heman, zur Linken, ostwärts, vom Hochgebirge des Serbal begrenzt, weiter auf der allmälig nach Süden absenkenden Ebene Kaa, über ausgetrockneten Betten der Gießbäche, in denen die Jerichorose besonders groß wuchs, zum grünenden Palmenthale Wadi (Said), beim Mosesbade, wo um die thurmartige Wohnung eines *griechischen* Mönches Landhäuser der Bewohner von Tor und Beduinen Hütten sich angebaut haben. Tor *selbst*, ein armes Örtchen, aus 40 dicht zusammengedrängten Häusern bestehend, wird von griechischen Christen bewohnt; in der Nähe sind bedeutende Dattelnpflanzungen, dem Katharinenkloster des Sinai gehörig, die eine reiche Aus-

beute geben, zumal jetzt, da Mohammed Ali die Christen gegen die Räubereien der Beduinen in Schutz genommen hat. Die Wanderung durch die Umgegend ist durch den schlammigweichen, von Salz durchdrungenen Thon, der die Füße festhält, sehr erschwert; doch fehlt es nicht an anziehenden Gegenständen für den Naturforscher. El Wadi, nahe bei Tor, gilt mit seinen Palmenpflanzungen als das Elim der heil. Schrift; das Mosesbad, das von ihm umschlossen wird, ist ein ummauerter Quell klaren, aber salzigbittern Wassers, das bei den Hadschis sehr in Ehren steht.

An einem schönen Sonntagsmorgen (26. Febr.) begrüßte man von fern das enge, erhaben schöne Felsenthal Hebron und erreichte es gegen Abend, nachdem man vorüberziehend an der seltenen Schönheit des Serbals die Augen geweidet hatte. Die heiße Wanderung durch das herrliche Thal am folgenden Tage, an einem klaren frischen Bächlein hin, gewährte mannichfache Genüsse und für die Sammler reiche Ausbeute. Nach beschwerlichem Steigen den steilen Felsensteig hinan, bot das an Weideland reiche Thal Slof ein willkommenes Nachtlager auf duftenden Kräutern, nicht fern von einem Beduinendorfe, dar. Von der Mündung des Garbathales an begann ein sehr beschwerliches Hinansteigen über die Granitklippen des Radoaberges, welcher die südliche minder steile Wand des Garbathales bildet, durch eine schauerliche, aber großartigschöne Wildniß. Eine Art von Steinpflaster und eingehauene Stufen, das Steigen erleichternd, verdankt man dem Fleiße der Mönche, welche in frühern Jahrhunderten zu Tausenden die sinaitische Halbinsel bewohnten und mitten in der Einöde des Gebirges zahlreiche Klöster und Pflanzungen angelegt hatten. Der Verf. erkrankte auf dem Wege an einem fieberhaften Weh und folgte nur mühsam dem Zuge der Gefährten. Aber der Anblick des Bostanthales mit dem Horeb, dem Berge Gottes, und im Schatten seiner sieben Hügel, das Thal mit dem Katharinenkloster erquickte Leib und Seele. Der freundlich entgegenkommende greise Prior stieg auf der Leiter über die hohe Mauer des Gartens den ältern Reisenden voran, während die jüngern an Seilen hinangezogen wurden zum fensterartigen Eingange des wohlbefestigten Gebäudes.

Mitten im schönsten Frühlinge erschien unter den Cypressen, duftenden Orangen und blühenden Obstbäumen des Gartens, dann in den kleinen netten Zimmern, welche die Gastfreundschaft den Reisenden geschmückt hatte, nach der Wanderung durch die Wüste, das Katharinenkloster mit seinen 23 Kapellen und Kirchen, denen auch eine Moschee beigefügt werden mußte, als ein Paradies. Der erste Gang war der zur Hauptkirche, welche, nach alter Sage, über der Stätte erbaut ist, da Moses den feurigen Busch sah und die Nähe des Herrn erkannte. Ein schöner stiller Tag folgte nach der erquickenden Nachtruhe auf weichen Teppichen. Am folgenden Tage (2. März) ward unter dem freundlichen Geleite des ehrwürdigen, hochbetagten, aber noch rüstigen Priors der Sinai bestiegen. Das Hinansteigen ist beschwerlich, aber durch einige zum Theil verfallene Stufen erleichtert, welche Kaiser Justinian oder Helene legen ließ. Die müden Wanderer ruhten in der Grotte an der Quelle klaren frischen Wassers, das, so erzählt man, auf des heil. Sangarius Gebet hier aus dem Felsen quoll und unerschöpflich hervorbringt. Höher hinauf, auf einer Gebirgsplatte, im Cypressenschatten, steht ein gemauerter Brunnen; die nahe Felsenhöhle ist die Stätte, wohin Elias der Thisbite zu Gott sich rettete vor Ahab's und Jesabel's Verfolgung; das Kirchlein über der Grotte ist sehr verfallen; der Eliasbrunnen liegt 6126 Fuß über dem Meere, 1400 über dem Klosterthale; das ist die Höhe des eigentlichen Horeb, von welchem der Sinai nur der südöstliche 900 Fuß höher ansteigende Gipfel ist. Endlich nachdem man kurze Zeit auf der Felsenplatte geweilt, auf welcher Moses zum Gedächtniß des über Amalek's Heer errungenen Sieges dem Herrn einen Altar erbaute, war der majestätische Gipfel erreicht, und nicht nur die außerordentliche und ganz eigenthümliche weithinreichende Aussicht, sondern mehr noch die Gewalt der größern Offenbarung, die einst hier kund geworden, ergriff unwiderstehlich die Gemüther. Da steht der Wanderer mehr als 7000 Fuß über der Meeresfläche erhaben und überschaut einen Kreis, der 23 Meilen im Durchmesser, 144 im Umfange enthält, und wol 200, wenn man die Berge, die jenseit dieses Kreises liegen, hinzurechnet. Und wohin man sieht, nirgend eine grünende Wiese, kein Wald, kein Bach noch Wasserfall, kein Dorf, keine Hütte, ringsumher das Granitgebirge mit riesenhaften Tafeln und Felspyramiden; oben, wenn Sturm und Donner schweigen, die allertiefste Stille. Hier ward den Menschen das Gesetz des Herrn gegeben.

An der Stelle der noch stehenden Moseskapelle stand einst wahrscheinlich eine größere christliche Kirche, aus deren Werkstücken die Moschee, besser erhalten als die Christenkirche, erbaut sein mag. Unten in der Schlucht, welche die Grenze zwischen dem Sinai und Horeb bildet, führt ein gangbarer Weg zum Thale und Kloster Erbain.

Das Katharinenkloster, wohin die Reisenden zurückkehrten, ist ein Rest der vielen Kirchen und Klöster, die einst die Halbinsel schmückten; als die Mohammedaner das Land eroberten, betrug die Zahl der Mönche 6—7000. Jetzt findet man nur noch 30 Christen, das sind die Bewohner des Katharinenklosters, die außer den Stunden der Andacht sich mit mancherlei Handarbeiten beschäftigen und an karger Kost sich genügen lassen. Es sind meist gesunde heitere Greise.

Um den Horeb und Sinai herum breiten sich viele Thäler und Schluchten nach allen Richtungen aus; im Seboyethale, in welches der Sinai mit jäher Felsenwand sich herabsenkt, und in dem angrenzenden Thale Erbain war Raum genug für Israels Heere, wenn sie am Tage der Gesetzgebung dort lagerten. Manche Gegenden dieses Hochlandes sind ein duftender Gewürzgarten. In einigen Thälern grünen freundliche Gartenanlagen. Ein Wald von Orangen, Citronen und Ölbäumen steht am Kloster Erbain, dessen ansehnliches Gebäude jetzt nur noch von den Mönchen des Katharinenklosters besucht wird. Im

Boſtanthale und in den Seitenthälern bezeichnet die Sage manche Stätte, die durch die Geſchichte Moſis geheiligt iſt.

Unter den Gaſtgeſchenken, welche der freundliche Prior dem Verf. reichte, war auch ein Büchschen mit ſinaitiſchem Manna, das von dem in unſern Apotheken vorhandenen weſentlich verſchieden iſt und durch den Stich eines Inſekts aus den Zweigen der Mannatamariske hervorgelockt wird, aber ſo ſparſam und doch ſo geſucht, daß es in hohem Preiſe bleibt. Das Manna, welches Iſrael in der Wüſte ſättigte, muß in jedem Fall ein ganz anderes geweſen ſein.

Im herrlichen Klima der ſinaitiſchen Thäler entfaltet ſich eine Fülle ſchöner Gewächſe; die Sammler trugen eine reiche Ausbeute davon, weniger aus dem Thierreiche, obwol auch dieſes die Mühe des Suchens, Sammelns und Aufbewahrens lohnte und bis zur Abreiſe viele Thätigkeit in Anſpruch nahm. Von den frommen Mönchen mit Vorräthen freigebig ausgeſtattet, vom alten Prior ein Stücklein geleitet, ſchied man dankbar von den lieben Menſchen und von der ſtillen Friedensſtätte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Johannes Huß. Vom Verfaſſer des Armin. Amberg, Lämmermann. 1839. Kl. 8. 7 Gr.

Unter dieſem beſcheidenen Titel gibt der Hr. Verf. das Leben des trefflichen Huß, wahrſcheinlich als ein Leſebuch für gebildete Stände, ohne weitere Einleitung und Andeutung der Veranlaſſung und des Zwecks. Da es in Baiern erſchienen iſt, ſo könnte man ſich wol denken: die Thatſache, daß ein Herzog Ludwig von Baiern den Scheiterhaufen dieſes frommen Mannes ſchürte, ſolle eine Bedeutung in dem Augenblicke erhalten, wo mancherlei Zumuthungen und Beengungen der proteſtantiſchen Glaubensfreiheit in Baiern in den Weg zu treten ſcheinen. Allein einer ſo untergeordneten Nebenrolle in dieſem großen Drama kann dieſe Schrift nicht wol ihr Daſein verdanken, denn die bairiſche Geſchichte hätte beſſern Stoff für den Zweck im reichen Maße geliefert. Was Ref. zu jener Vermuthung einen Augenblick verleitete, iſt theils der Ton der Schrift, der weder reinhiſtoriſch, ſondern im Tone der modernen Geſchichtſchreibung, d. h. novellenartig gehalten iſt, theils die galante Oberflächlichkeit, mit welcher die gründlichere hiſtoriſche Entwickelung der Lehre abgethan und ſichtbar auf den letzten, großen Effect hingearbeitet wird. Für den gemeinen Mann iſt die Diction nicht überall verſtändlich, ja ſelbſt nicht für die höhern Stände, wenn ſie nicht einige fremde Sprachen, insbeſondere etwas Latein und Franzöſiſch verſtehen. Dieſe Art Leſer langweilt freilich die Gründlichkeit, und ſie lernen Geſchichte am liebſten aus Romanen. Allein wenn wir dies Alles nebſt einigen kleinen geſchichtlichen Verſtößen und nicht ganz bequemer Anordnung des Laufs der begleitenden Begebenheiten an der Form dieſer kleinen Schrift tadeln, ſo wünſchen wir derſelben übrigens in der Leſewelt eine gute Aufnahme ihres höchſt intereſſanten, höchſt wichtigen, für Proteſtanten und Katholiken gleich bedeutungsvollen Gegenſtandes wegen. Der Verf. verſpricht das Leben des Hieronymus von Prag, Huß' Schüler und Leidensgenoſſen, zu geben, und es iſt ſogar zu wünſchen, daß er den Fortgang dieſer Geſchichten im Huſſitenkrige nebſt den Parteiungen und dem Ausgange der Begebenheiten bis zur Reformation mit ſeiner nicht ungewandten Feder verfolge, aber ſich populairer halte. Man glaubt nicht, wie ſehr es an guten hiſtoriſchen Leſebüchern für das Volk fehlt, das mit wahrem Hunger verſchlingt, was ihm einigermaßen Gutes, insbeſondere aus dem Gebiete der Religionsgeſchichte geboten wird.

Bemerkenswerth iſt, daß zwei Bogen dieſes Schriftchens aus der Officin des Verlegers entwendet worden ſind; doch iſt dem Ref. nicht bekannt geworden, welches Motiv dem Diebſtahl zu Grunde gelegen und welches Reſultat der Proceß gegeben hat. 6.

Literariſche Notiz.

Ein Commis-voyageur nicht gewöhnlicher Art, Namens J. L. Moré, gab heraus: „Fragments d'un album de voyages." Der Verf. hat darin die Erinnerungen von ſeinen Geſchäftsreiſen in Frankreich, Deutſchland und der Schweiz geſammelt und zeigt ſich überhaupt als unterrichteter Mann und glücklicher Beobachter, von echtem Gefühl und einem warmen Herzen beſeelt. Man verlange von ihm keine poetiſchen Beſchreibungen, keine überſchwänglichen Phraſen, ſein Hauptſtreben iſt, überall wahr zu ſein, die Dinge rein auf ſich wirken zu laſſen und die empfangenen Eindrücke in einfacher Sprache wiederzugeben. Hierzu kommt eine gewiſſe Bonhomie, Freimuth und eine gefällige aber ſolide Moral. Der Verf. erſcheint überall als ein Schweizer, ungekünſtelt, ſodaß er zu der jetzt ſo allgemein gewordenen prätentiöſen Reiſeliteratur einen erfreulichen Gegenſatz bildet. Vielleicht ſchlagen ſeine Betrachtungen hier und da zu ſehr in das ſogenannte „intime" Genre der Literatur, aber die Abſicht iſt überall edel und ſittlich. Auch was der Verf. über den Handel, über die Douanen, über alle dem Staatshaushalt angehörigen Gegenſtände ſagt, iſt wohl zu beachten. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 109. —— 18. April 1840.

Reise in das Morgenland in den Jahren 1836 und 1837, von G. H. v. Schubert. Zweiter Band.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 108.)

Die Reise vom Sinai nach dem Berge Hor, am Nachmittage des 7. März angetreten, ging von der Breite des Bostanthales abwärts durch das nach Norden verlaufende Scheikhthal, eins der weitesten und schönsten der Halbinsel, der Wüste zu, die man neu gestärkt und muthig wiederbetrat. Die Thäler, die noch durchzogen wurden, waren durch seltsame Felsenpartien, mannichfache Gebirgsarten und Pflanzen ausgezeichnet. Oft unterbrach der Gesang der in Mimosenbäumen lauschenden Vögel die feierliche Stille. Nach langer, oft beschwerlicher Wanderung erfreute wieder der Anblick des Meeres und des jenseit dem ailanitischen Meerbusen gelegenen arabischen Gebirges und naher Dattelpflanzungen. An der Küste bei Dahab wohnte Jethro, der weise Priester von Midian. Am Meere hin, dessen Wogen öfters an die Füße der Kameele schlugen, und das, hier besonders fischreich, viele Beduinen nährt, an Palmenpflanzungen und hohen Felsenmassen, weiter über sandige, von jedem Pflanzenwuchse entblößte Ebenen, dann vorüber an einer Waldung von Akazien und Tamarisken, vom Meere ab- und landeinwärts um das Vorgebirge Dschebel Scherafa herum, in ein grünendes Thal mit Tamarisken, Gewürzkräutern und kreuzblumigen Pflanzen, wieder bergan durch einen Engpaß, wieder durch ein grünes Thal führte der Weg endlich zu einem Lagerungsplatze, unfern von der schmalen Meeresbucht, die hier die schönsten Conchylien ausstreut, besonders als der Sturm, der in der Nacht die Zelte der Reisenden umgeworfen, die Fluten gewaltig bewegt hatte. Weiterhin bot sich eine unbeschreiblich schöne Aussicht über das ganze Ende des ailanischen Meerbusens, nach dem steilen Gebirgspasse, südwärts von Akaba dar. Unsere Reisenden konnten die nahe Insel Jezirat Pharaun, welche arabische Mauern und Festungswerke hat, aus viel ältern Werkstücken erbaut, und einst einen sichern Hafen hatte, in welchem wahrscheinlich Salomo's Schiffe gebaut wurden und mit Ophirs Schätzen beladen einliefen (denn dort lag wol das alte Ezeongaber), nicht besuchen. Vom nordöstlichen Ende des Meerbusens wendete sich der Weg am östlichen Ufer hin, bis man zum Thore des mitten in einem schönen Palmenwalde gelegenen Castells von Akaba gelangte. Der Commandant dieser kleinen Feste drang den Reisenden eine Leibwache auf und verzögerte, um höhern Preis zu erpressen, die Sendung der unentbehrlichen Kameele zur weitern Pilgerfahrt, bis endlich am dritten Tage, nachdem die interessante Gegend am Meere hin durchforscht worden, die gemietheten Kameele unter Leitung eines Prinzen, des Emir Salem von Ghaza, des großen Scheikhs der Araber, eintrafen, worauf alsbald der Zug sich in Bewegung setzte.

Das allmälig bedeutend ausgedehnte Thal der Araba senkt sich am Saume des Tyhgebirges immer tiefer hinab, sodaß in der Regenzeit ein großer Theil der westlichen Thaltiefe überschwemmt sein mag. Die Einöde, in die man nachher eintritt, ist nicht ohne Pflanzenwuchs. In dem höhergelegenen großen Dorfe der Araba, der Residenz des Scheikh Salem, bot dieser eine gastliche Aufnahme dar und, am festlichen Tage des Korban-Bayrams, das Schauspiel eines Wettrennens zu Pferde. Mächtiger zogen die großen Erinnerungen an die heilige Geschichte an; denn wahrscheinlich weilten die Heere Israels am längsten in dem Thale der Araba, zu dem sie auf ihren durch die starke Hand des Herrn geleiteten Irrzügen öfter zurückkehrten. Auch die giftigen Schlangen der Gegend, von den Beduinen sehr gefürchtet, mahnten an jene, denen Viele aus den Scharen des pilgernden Volkes erlagen.

Am 18. März, als man von Scheikh Salem sich verabschiedet hatte, trat ein Wüstensturm ein, der mit dichtem Nebel und aufgewühltem Sande und Steingerölle die Sonne verdunkelte; gegen seine Schrecknisse gewährte endlich das trockene Bett eines Winterstromes mit dickstämmigem Tamariskengesträuche eine leidliche Zuflucht. Mit großer Mühe wurden endlich die Zelte aufgeschlagen, die aber keinen hinreichenden Schutz gegen den feinen, bis in die verschlossenen Kisten eindringenden Wüstensand gewährten. Am folgenden Tage, da unsere Pilger den Palmensonntag feierten, war die Luft abgekühlt und ein milder Regen erquickte das dürre Erdreich. Als der Himmel sich wieder erheitert hatte, lag das hehre edomitische Gebirge, welches durch seine riesenhaften Pfeilerformen einen überwältigenden Eindruck auf die Sinne macht, nahe vor den erstaunten Augen, und der Hor, Aaron's Grabstätte,

schaute majestätisch-ernst über das niedrige Gebirge herunter. Als die Mündung des Wadi Musa erreicht war, brach ein gewaltiges, aber schnell vorüberziehendes Gewitter aus, bei dessen Herannahen die wetterkundigen Beduinen bereits einen sichern Lagerplatz erwählt und die Zelte aufgeschlagen hatten.

An jähen Abgründen hin, über natürliche sehr hohe Stufen waren drei Stunden lang die Reitkameele (die Lastthiere hatte man bei den Zelten zurückgelassen) das Hochgebirge hinangestiegen und die Augen hatten sich an der Herrlichkeit der Natur in der Nähe und Ferne ergötzt, nahe an den Grenzen des Landes Uz, in welchem Hiob mit seinen Freunden lebte, als die Höhe erreicht war, die zu der obersten Terrasse des Wadi Musa führt, von der aus der Hor bestiegen ward. Durch eine seichte Einbuchtung in den buntgestreiften Sandstein ist er in zwei Gipfel getheilt, auf deren einem, dem östlichern, Aaron's Grabmal steht, mit dem viereckigen Gebäude, welches die Andacht der Mohammedaner über der Ruhestätte des von ihnen hochverehrten Propheten erbaute. Das untere Grabgewölbe scheint wie der Überbau und der Sarkophag in diesem nicht von hohem Alter zu sein. Die Aussicht vom Hor, hinüber nach dem Lande Hiob's, hinab in das Thal des Moses und auf Petras Gräberstadt, sowie in die meist grünen, mit Cypressen und Gesträuch bewachsenen Spalten und Schluchten des Hor selbst, dann nach Westen hinüber in die weite Thalebene der Araba ist unvergleichbar, und die Heiligkeit der Stätte, auf der man steht, stimmt die Seele zu Lobgesängen.

Der Rückweg vom Hor senkt sich steiler zur alten, seltsamen edomitischen Felsenstadt Petra (das Sela und Jaktheel der heil. Schrift) hinab, dessen von einem frischen Bache durchströmtes Thal als ein riesenhafter Saal erscheint, von der eigenthümlichsten, in solcher Art und Größe ganz einzigen Architektonik der Natur und der Menschenhand. Aus dem Felsen heraus sind mächtige Gebäude, vollendete und unvollendete, von manchen nur das Dach mit Säulenknäufen, von andern das obere Stockwerk (denn dieser Bau aus der gewaltigen Masse musste von oben beginnen) ausgehauen, zum Theil wie Adlerhorste am Felsen hängend, von so titanischer Gestalt, daß das römische Amphitheater am Fuße der uralten Bauwerke, obwol selbst großartig aus dem Felsen gehauen, eng und kleinlich erscheint. Der Anblick der Ruinen von Petra, dieser Gräber- und Felsenstadt, macht einen um so unauslöschlichern Eindruck, da hier überall in kolossalen Formen große Gedanken ausgesprochen erscheinen. In dem Engthale der bunten Sandsteinfelsen, welches, von dem östlich gelegenen Eldschi her, den eigentlichen Eingang nach Petra bildet, steht der prachtvolle, wunderschöne aus Einem Stück des röthlichen Sandsteins gehauene Tempel, der, ursprünglich gewiß zum Ehrenmale der Todten bestimmt, von den Beduinen das Khasneh oder Schatzhaus des Pharao genannt wird; weiterhin der kühne Bogen, welcher von der Höhe der einen Thalwand zur andern hinübergespannt ist, dann die meist in pyramidale Gipfel endigende von Säulen der verschiedensten Art getragenen Portale, hinter denen man große Gebäude voraussetzt, die sich nicht finden, meist nur einige enge Kammern. Oben in den Höhlen und Gebäuden am Felsenhange hausten wahrscheinlich die ältesten Bewohner von Sela; der untere Theil des Thales zeigt die Spuren der Römerzeit und ein armes Geschlecht bewohnt die jetzige Krämerstadt.

Am 21. März ward von der Lagerstatt am Wadi Musa aufgebrochen, um durch das Ghor nach Palästina zu eilen. Der ältere Scheikh, welcher die Reisenden begleitete, ermahnte beim Aufbruche, auf einen möglichen Anfall von feindlichen Beduinen *gefaßt zu sein*. Meist durch Gießbachbetten, in manchen *Krümmungen*, führte der Weg, vorherrschend in der Richtung von *Nordost gen* Nord, hinaus in die freie Ebene der Araba, welche von da an nördlich bis zum todten Meere das Ghor heißt. Die Aussicht über diese mehre Meilen breite Fläche hin, im Westen vom Sandsteinzuge des Tyh begrenzt, ist weit und reich. Das Ghor senkt sich von Ost gen West, sodaß man einen ganzen Tag abwärts reitet, bis man in den kleinen tiefen Thalkessel gelangt, der nach barometrischen Messungen 91 Fuß unter dem Spiegel des rothen Meeres liegt, dessen Saum aber eine bequeme und anmuthige Lagerstätte darbot.

Der Weg ging weiter durch eine grüne, an beiden Seiten von der Wüste umsäumte Aue, in fast nordwestlicher Richtung, dann mehr nördlich, nach einer *sandigen* Ebene, auf der ein großer runder Stein *liegt*. Die Beduinen mühten sich alle diesen Stein ein wenig hinaufwärts zu wälzen, weil die Sage geht, er rücke alljährlich und in der neuesten Zeit immer rascher nach Süden hinab, und werde endlich bis ans Meer bei Akaba kommen; wenn dies aber geschähe, dann breche der Tag des Endes, des Gerichts an. Durch ein mit Mimosenbäumen bewachsenes Thal mit vielen engern *Nebenthälern* und Schluchten gelangte man zu einem grünen Thale, vor welchem nördlich der hohe, kahle Madaraberg liegt, in dessen Nähe einst Kades lag. Dort *zwischen Kades* und Sur irrte Hagar, Ismael's Mutter, als sie der Sara entflohen war, umher, bis der Engel des Herrn sie zur Rückkehr bewog; dort war die „Stätte des Verzagens", bei welcher Israels Heere eine Nacht durchweinten, als die vorausgesendeten Kundschafter von dem verheißenen Lande ungünstige Nachricht brachten. Über *dieses* Gebirge hin stürmten dieselben Heere, auf eigene Kraft trotzend, aus eigener Macht das Land zu erobern. Bei Kades starb, nahe vor dem Ende der vierzigjährigen Reisen, die Prophetin Mirjam, Mosis Schwester.

III. Die ersten zwölf Tage in Palästina. Die Reise durch die Wüste von Südjudäa nach Hebron, am 23. März, dem grünen Donnerstag begonnen, ging erst mühsam das hohe Madaragebirge hinan, dann abwärts in eine Ebene hinein, über die Grenze des heiligen Landes, das als ein lieblicher Blumengarten, mit blühenden Tulpen, Anemonen und Hyacinthen die Fremdlinge aufnahm. Reich an Brunnenwasser und üppigem Weidelande, dessen heiteres Grün mit dem Farbenschmucke

mannichfacher Blüten durchwebt war, bot diese Gegend den anmuthigsten Ruhepunkt nach der mühseligen Wanderung durch die öde Wüste. Am folgenden Tage, am stillen Freitage, gelangte man durch das blühende Ateichethal und das Thal Ghirsalgula in die Gegend, wo die Erzväter öfter ihre Heerden weideten, in die Nachbarschaft von Bersaba, vorüber an einem gemauerten Brunnen, Bir Melach genannt, an welchem unten Heerden getränkt wurden, über das Hochthal, Wadi Malath oder Maiah, an einem Beduinendorfe vorüber, und jenseit des terrassenförmig ansteigenden Kalkgebirges, Dschebel Chalil (Gebirge Hebron), zu einer fruchtbaren Höhe, auf der, zum erstenmale nach der vierzigtägigen Wanderung durch die Wüste, wieder Getreidefelder und Menschen in orientalischer Kleidung erblickt wurden, und statt der drückendheißen, austrocknenden Luft der Wüste balsamischer Lebenshauch die Brust erquickte. Vorüberziehend an den Ruinen von Araad (von den Beduinen Arefad genannt, vielleicht jenes Arad, welches zu Mosis Zeit der Sitz eines cananitischen Königs war), erreichte man das auf einem Felsenhügel gelegene Städtchen Esmua oder Samua, in dessen Nähe man sich lagerte und mit Eiern, Milch, Butter und frischem Brote von den herauseilenden Einwohnern gesättigt ward. Gärten mit Oliven, Feigen und Pistazienbäumen lagen umher.

Am folgenden Morgen ward ein tiefes Thal seiner Breite nach durchstrichen, jenseit desselben eine Anhöhe bestiegen, die eine weite Aussicht in das herrliche Land eröffnete, nach Südost auf die Felsen der Gemsen, die Wüste Engeddi, in der David vor Saul sich verbarg, auf den Berg Mare, wo der Verfolgte aus den Händen seines Feindes errettet ward, und mehr gegen Nordwest auf den Berg Karmel. Vom nördlichen Abhange der Anhöhe hinab, durch ein Engthal, in nördlicher Richtung, vorüber an den Höhen, in deren Osten die Wüste Siph lag, und an alten und neuern Ruinen, wahrscheinlich an der Stätte der alten Levitenstadt Juta, das von Einigen für Bethzacharia, den Geburtsort Johannes des Täufers gehalten wird, auf dem letzten hochansteigenden Berge vor Hebron, von wo aus das herrliche Thal, in welchem Hebron liegt, ganz nahe erblickt ward. Beim Hinabsteigen sah man zur Rechten ein großes Gebäude mit hohen Mauern und heller Färbung, jene Moschee, in der die zwiefache Höhle verborgen ist, in welcher Abraham neben Sara, Isaak neben Rebekka, Jakob und Lea begraben liegen, in dessen Inneres aber Christen und Juden der Zutritt versagt ist.

Hebron, eine der ältesten Städte, noch jetzt ein nicht unansehlicher Ort (nach jüdischer Tradition, Adam's Grab), im Morgenlande gewöhnlich Chalil (der Geliebte) genannt, liegt *) in einer Gegend, die einem großen reichen Ölgarten gleicht; die Abhänge der Hügel und die Fläche des Thales grünen und blühen mit allen Kräutern der Wiesen und Gärten; dazwischen, besonders auf der Seite nach Jerusalem hin, zeigen sich reiche Weinpflanzungen. Durch das enge finstere Thor gelangte man zu dem vielwinklichen Häusergewirr, dem Stadtviertel, in welchem die meisten Israeliten, mehr als 60 Familien, an 600 Seelen, beisammenwohnen. Sie feierten eben ihren Ostersabbath; aber das wunderlich gebaute, doch sehr reinliche Haus des Oberrabbiners, eines gelehrten und frommen Israeliten, der auf den Trost Israels wartend, vor Jahren hierhergezogen, nahm die Reisenden gastlich auf.

Am Ostermorgen ward genauer jene Moschee, die, einst eine christliche Kirche, die Doppelhöhle Machpelatie, welche Abraham zum Erbbegräbniß erkaufte, umschließt, wenigstens von außen, so weit es die Eifersucht der Islamiten den Christen vergönnt, betrachtet. Sie ist mit einer hohen Ringmauer umgeben; von den Thürmen, die auf den vier Ecken standen, sind nur zwei erhalten; wieviel die Mohammedaner auch in der alten Kirche, zuerst von der Kaiserin Helene begründet, umgestaltet haben, so ist doch ihre ursprüngliche Anlage und Bestimmung noch zu erkennen. Die hüttenartigen Kenotaphien im Innern der Höhle sind von türkischer Bauart. Mit der heiligen Stille an dieser Stätte contrastirte die geschäftige Bewegung in dem Theile der übrigens auch stillen Stadt, in welcher die Glasfabriken für einen großen Theil des Orients ihre Waaren bereiten. Die Wanderungen zu Abner's und Isboseth's Grabstätte, zu der angeblichen Davidsburg, die wahrscheinlich der christlichen Vorzeit angehörte und Wohnung des Bischofs von St.-Abraham war, zum Grabe Jesse's (Isais), zu Abraham's unerschöpflichem Brunnen, und weiterhin, im Hebronthale, Isaak's und Jakob's Brunnen, und auf den Bergen umher, die einst Mamres, jetzt fast ausgerotteten Hain beschatteten, gewährten am ersten und zweiten Osterfesttage Erbauung und Genuß.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) 2700, oder nach neuern barometrischen Messungen 2842 par. Fuß über der Meeresfläche, 200 Fuß höher als Jerusalem.

Über die Schaubühne. Von einem großen Verstorbenen. Würzburg, Stahel. 1839. Gr. 12. 4 Gr.

Diese gegen die Existenz der Schaubühne mit moralischen Gründen und Beweisführungen ankämpfende Schrift ist aus dem Septemberhefte des „Allgemeinen Religions- und Kirchenfreundes" von 1839 besonders abgedruckt. Wir zweifeln, ob solch ein allgemeiner Religions- und Kirchenfreund in der unparteiischen Stellung sei, über die Zulässigkeit der Schaubühne unter gebildeten Völkern gerecht und billig urtheilen zu können. Die Seite der Schaubühne, welche der Verf. tadelt, mag vorhanden sein, aber sie ist eben nur eine Seite, und es gibt kein Ding, keine Institution, keinen Zustand, keine Person in der Welt, welche nur eine Seite hätten. Oder wer wollte Thor genug sein, die christliche Religion darum zu verwerfen, weil sie auf ihrem Wege so viele Blutspuren hinterlassen, in ihrem Gefolge Inquisitionen, Martern, Autosdafé, Priesteranmaßungen, Trug und Lug und lange Kriege gehabt hat? Man muß aber wohl unterscheiden zwischen der Bühne, wie sie sein könnte und sollte, und der Bühne, wie sie sich in ihrer Ausartung und ihren Auswüchsen darstellt. Der Verf. dieser kleinen polemischen Schrift hat aber nicht viel Fähigkeit, zu urtheilen, desto mehr den Willen, zu verurtheilen; so bringt er wol einzelne Wahrheiten zu Markte, aber nicht die volle einzige Wahrheit, welche resultirt, wenn man den Gegenstand nach allen Seiten hinwendet und das Facit zieht. Die Neigung zu dramatischen Vorstellungen ist jedem einigermaßen aufgeweckten Volke ange-

boren; es ist ein unschuldiger natürlicher Hang, der in seinem Grundwesen wahrlich nichts Verfängliches, noch Unsittliches hat. Wenn die rohe Einfachheit, worin sich dieser Hang bei uncultivirten Völkern genügt und befriedigt, bei einem verfeinerten Volke in eine Kunstform übergeht, so ist dieser Übergang gewiß ebenso nothwendig als erfreulich; die Unsittlichkeiten, Häßlichkeiten und Gräßlichkeiten aber, welche die Bühne eines ausgearteten, vom wahren Kunstgeschmacke abgeirrten Volkes zu verunstalten pflegen, sollte ein vernünftiger Mann nicht der dramatischen Kunst und Poesie zur Last legen, sondern dem Volke, der Zeit selbst und Denen, welche den Ungeschmack herbeiführen, pflegen und nähren. Wahrlich, wenn alle beschränkten Köpfe zugleich so griesgrämig wären, wie dieser verstorbene Gernegroß, so würde man in diesem ohnehin so einförmigen Leben vor Langweile sterben müssen. Die Menschheit hat ihre Arbeit, sie will also auch einen Spaß, eine Erholung haben. Die Verführung aber liegt nicht sowol in der Bühne, wie der Verf. meint, sondern außer der Bühne, deren Verderbniß immer nur mit der Verderbniß eines Volkes zusammenfällt. Oder welchem verständigen Menschen fiele es wol ein, zu behaupten, daß eine Bühne, wie sie bei den Atheniensern zur Zeit ihrer höchsten Blüte war, verderblich auf das Volk wirken könne? Der Verf. scheint das zwar selbst zuzugeben, wenn er sagt, daß die tragische Muse der Griechen frömmer gewesen als die unserige, dennoch behauptet er, daß dramatische Dichtungen von hohem poetischen Werthe ebenfalls verderblich wirken, indem sie die jungen Zuschauer zu Gluten der Leidenschaften entflammen und auf eingebildete Höhen versetzen. Aussprüche dieser Art, welche sich in der kleinen Schrift häufen, waren es auch, welche den Referenten anfangs zu der Meinung verführten, der Verf. habe eine ironische Abhandlung geschrieben, während ihn die weitere Lecture überzeugte, daß der Verf. es mit seinen Aussprüchen ganz ernst und trocken meine. Der große Verstorbene citirt Solon, Sokrates, Cicero, Juvenal, Rousseau, Fénélon, Massillon und viele Andere, auf deren kräftige Schultern er sich stützt, um mit fanatischen Gesticulationen und Geberden gegen das Schauspiel zu predigen; er erinnert sich „nicht ohne Rührung" an die Zeit, als er 1775 in der Schweiz war und unter den vielen unabhängigen Freistaaten nicht einen fand, der eine Bühne gehabt hätte, darum seien auch die Sitten damals noch so rein und die Liebe zur Freiheit so groß gewesen; als aber 1791 ein französisches Theater in Genf eingerichtet worden, so sei es mit Genf vorbei gewesen; denn schon im folgenden Jahre, 1792, habe Genf aufgehört, ein selbständiger Staat zu sein. Nun, wenn die Bühne wirklich, was wir noch bezweifeln, so große Dinge im Bösen vollbringen kann, was muß sie nicht, wenn sie auf sittlicher und echt künstlerischer Basis ruht, nach der Seite des Guten hin vollbringen können? Was übrigens einige Bemerkungen auf den letzten Seiten dieser Broschüre betrifft, welche gegen die dünkelhafte Scheinbildung, den flitterhaften Dilettantismus, die demoralisirte Haltung der jetzigen Jugend gerichtet sind, so dürften sie, wenn auch übertrieben, doch im Allgemeinen nicht unbegründet sein. Jedenfalls ist es wahr, daß die Bühne in der Weise, wie sie jetzt besteht, zu den gerechtesten Klagen Anlaß gibt, und wenn es ihr auch nicht möglich ist, in einem Jahre, wie der Verf. zu vermuthen scheint, ein Volk oder Völkchen zu demoralisiren und so schimpfliche Folgen zu haben wie angeblich in Genf, so ist sie doch sehr wohl im Stande, nach und nach die Grundlagen der Sittlichkeit zu untergraben, mit den vielen Entsittlichungsmotiven der modernen Zeit Hand in Hand zu gehen und besonders die Gemüther zu verflachen, zu verweichlichen und zugleich die Begriffe von wahrer Poesie und Kunst gänzlich zu verwirren. Daß das Schriftchen, angeblich bereits 1811 geschrieben, eines alten Mannes Werk ist, läßt sich nicht verkennen; es ist darin viel guter Wille, Salbung des Vortrags, Kenntniß und Erfahrung, aber auch wenig Frische und Neuheit der Ideen. 16.

Notiz.

Eine kölnische Frage im 9. Jahrhundert.

Ecclesia non sitit sanguinem! Dieser kanonische Satz erhielt erst spät seine praktische Gültigkeit, da bekanntlich Bischöfe und Äbte bis ins späte Mittelalter und noch später den Harnisch um ihre Brust schnallten und Helden mit der Faust waren, was auch Concilien und Päpste dagegen eiferten. Aber in frühern Zeiten war es sogar ihre Reichspflicht, in Wehr und Waffen die Höfe und die Lager ihrer Kaiser und Könige zu beziehen. Doch daß auch kanonische und Streitfragen über die Jurisdictionsbezirke der Bischöfe durch das Ritterschwert entschieden wurden, und als im Wege Rechtens, gehört zwar zu den Seltenheiten, kommt aber doch vor. Schon in der ältesten deutschen Geschichte finden wir ein Beispiel davon, einen Streit zwischen dem Erzbisthum Köln und der weltlichen Macht, der so verwickelt schien, daß ihn nicht Concilien und Congresse schlichten konnten, sondern es wurden zwei Ritter bestellt, die ihn im Zweikampf durch das Schwert ausfechten mußten. In der Politik der deutschen Karolinger hatte es gelegen, die norddeutschen, im Lande der Sachsen gestifteten Bisthümer, deren Wirksamkeit nach Norden und Osten zu, gegen Wenden, Dänen und Schweden sich richten sollte, zu einer starken, selbständigen Macht zu vereinen. Um deshalb wurde das Bisthum Hamburg und das Bisthum Bremen zu einem Erzbisthum Bremen verschmolzen. Aber der Erzbischof von Köln, unter dem bis da das Bisthum Bremen gestanden, widersprach der Standeserhöhung seines Suffraganbischofs und der daraus hervorgehenden Beschränkung der kölner Diöcese. Die Könige Ludwig und Lothar mußten viel unterhandeln, ehe sich der kölner Erzbischof gefallen ließ, die Entscheidung dem Papste Nicolaus anheimzugeben. Dieser genehmigte die kaiserliche Einrichtung und trennte (858) Bremen, wie es hieß auf immer, vom Erzstifte Köln. Aber etwa 30 Jahre später, als Adalgar als dritter Erzbischof in Bremen waltete, erneuerte der Erzbischof Hermann von Köln den alten Streit und vindicirte die Abhängigkeit des bremer Bisthums von seiner Kirche. Die Bischöfe von Tongern, Utrecht, Münster, Minden und Osnabrück erhärteten durch ihr Zeugniß, daß vor Adalgar sich kein bremer Bischof geweigert habe, unter dem kölner Erzbisthum zu stehen. Es kam, trotz der alten päpstlichen Entscheidung, zu einer neuen Untersuchung deshalb, und da geistliche und weltliche Richter sich nicht aus und ein wußten, erkannte man, daß in dieser schwierigen Frage der menschliche Verstand nicht ausreiche. Also müsse auf ein Gottesurtheil appellirt werden. Es fanden sich auch zwei wackere Ritter, die für die Ehre der beiden Bisthümer sich den Hals brechen wollten. Vor einem Concilium in Tribur wurde der Kampf gefochten und der Kämpfer für Bremen unterlag. Das Gottesurtheil entschied für die kölner Suprematie und die Synode vernichtete auf diese blutigen Acten hin die Privilegien des apostolischen Stuhls, nebst den kaiserlichen Verordnungen, die zu Gunsten des besiegten Erzstiftes sprachen. König Arnulf und Papst Formosus bestätigten (895) den Synodalbeschluß, und Bremen blieb während Adalgar's Lebzeit und noch unter zweien seiner Nachfolger dem kölner Erzbisthum unterworfen. Dennoch muß man dem Gottesurtheil durch blanke Schwerter nicht so unbedingt getraut haben, und seltsam gerade aus Rom geschahen von Seiten der Päpste noch mehre Widersprüche gegen den kölner Stolz und für die bremenser Rechte, und diese letztern scheinen de facto sich behauptet zu haben. Denn eine Bulle Papst Sergius' III. verwies, trotz des Gottesurtheils, den damaligen Erzbischof von Köln mit seinen Ansprüchen zum Schweigen. Wenn schon im 9. Jahrhundert die kölnischen Fragen durch ein Gottesurtheil nicht beseitigt wurden, möchte man im 19. noch weniger damit aus den mannichfachen Zweifeln ins Reine kommen. 41.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 110. —— 19. April 1840.

Reise in das Morgenland in den Jahren 1836 und 1837, von G. H. v. Schubert. Zweiter Band.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 109.)

Nach zweitägiger Rast in Hebron eilte man am 28. März dem Ziele der Reise zu. Seitwärts, östlicher als die gewöhnliche Heerstraße nach Jerusalem, wendete sich der Weg durch grüne Felder zu einem vom großen viereckigen Hofraume umschlossenen Gemäuer aus riesenhaften Werkstücken, umgeben von der fruchtbarsten Gegend Palästinas; diese Stätte ist, nach israelitischer Tradition, Abraham's Wohnung. Nordwärts von dieser, vom Haine Mamre ab, den Hügel hinunter, durch ein Thal voller Weingärten, gelangt man zu einem auf der jenseitigen Anhöhe liegenden arabischen Dörfchen, in welchem ein ansehnliches, fast burgartiges Gebäude, als Nathan's, des Propheten, Grab bezeichnet wird. Westwärts davon erreicht man bald die gerade Straße von Hebron nach Jerusalem; da, wo der Seitenweg mit dieser zusammentrifft, stehen, nahe bei einem gemauerten Brunnen voll reichen, lebendigen Wassers, Ruinen von Gebäuden, die noch jetzt von alterthümlicher Pracht zeigen. Höchst wahrscheinlich lag dort Beth-Zur oder Bethsur, unter Josua dem Stamme Juda zugetheilt, von Rehabeam, nachmals von den Makkabäern und Bacchides befestigt. An jenem Brunnen taufte, nach wahrscheinlicher Sage, Philippus den Kämmerer der Königin Candaca. Die Eingeborenen, welche die Ruinen Luar oder Iluel nennen, behaupten, hier, nicht in Hebron selbst, habe David während der ersten sieben Jahre seines Königreichs gewöhnlich gewohnt. Von diesen Ruinen, in deren Nähe sich noch viele Felsengräber finden, bis zu Salomo's Teichen, geht etwas westlich der nähere Weg nach Jerusalem, dem ein Theil der Reisegesellschaft mit den Kameelen folgte, während die Andern an der alten Wasserleitung hin, am höhern Abhange des Berges, den Pfad wählten, der bis zur nächsten Anhöhe hin auch nach Bethlehem leitet. Nur wenig weiter nordwärts im Thale thaten Salomo's verschlossene Gärten sich auf, aus denen am 28. März zum dritten Male in demselben Jahre der Frühling mit seinen Blütenbäumen die Reisenden begrüßte, nachdem sie ihn im Januar in Ägypten, schöner im Februar am Sinai genossen hatten. Als sie den äußersten (nordöstlichen) Rand des Höhengürtels, der die Salomonischen Gärten umschlingt, erreichten, da lag vor ihnen im Norden, jenseit des tiefen, jäh abfallenden Thales, auf der Höhe des Felsenberges, Bethlehems Stadt, zur Rechten (gegen Osten) das grüne von Bäumen beschattete Feld der Hirten und des Gesanges der Engel.

Endlich war der steile Berg erklommen, auf welchem die Stadt David's liegt. Das große, castellartig gebaute und wohlverwahrte lateinische Kloster an einem Ende der Stadt gelegen, that ein kleines, sorgfältig verschlossenes Pförtchen auf, und vom Prior, einem geborenen Spanier, bewillkommt, nahmen die Reisenden die für sie bereiteten Zimmer ein. Aber obwol der Leib der Ruhe und Erquickung bedurfte, eilten sie doch noch, wenn auch nur flüchtig, die heilige Grotte Bethlehems zu sehen. Der Prior führte sie durch die langen Kreuzgänge des alten Klostergebäudes, dann durch die uralte, innen mit Teppichen bekleidete Basilika, zu der Felsenhöhle, in der nach dem unbestrittenen Zeugnisse der ersten christlichen Jahrhunderte Christus geboren ward. In diese große, natürliche Höhle des Gebirges, die ihren eigentlichen Eingang vom Tage herein außerhalb des Gebäudes hat, führt innerhalb der darüber gebauten Kirche eine Treppe hinab. Lampenlicht erleuchtet den innersten Raum, dessen Wände und Boden mit Marmorplatten ausgelegt sind. Neben die heilige Krippe hatte die Andacht eines Pilgers einen duftenden Blütenzweig gestellt. In einer Nebenkammer der Höhle hat der Kirchenvater Hieronymus, als Greis, unwiderstehlich von der heiligen Stätte angezogen, seine Wohnung gehabt.

Es war spät geworden, und man mußte eilen, Jerusalem, dessen Thore mit Sonnenuntergang geschlossen werden, zu erreichen. Nicht gar fern vom Wege, gegen Westen, zeigte sich Rahel's Grabmal; auf der Anhöhe, in der Mitte des Weges, beim Eliaskloster, in der Nähe jenes Brunnens, bei welchem den Weisen des Morgenlandes von neuem der Stern erschien, erblickten die sehnsüchtig suchenden Augen Zions Burg mit ihren Zinnen, Morija's Tempel und Jerusalems Stadt, vom hellen Glanze der Abendsonne beleuchtet. In diesen Anblick versunken, mit unaussprechlichen Gefühlen, standen die Wanderer still und beschleunigten dann wieder ihre Schritte, erreichten schnell den untern Teich im Thale Gihon, welches weiter

gegen Süden in Ben Hinnons Thal endet, und zogen mit Scharen der Pilgrimme, welche den schönen Frühlingstag außerhalb der Stadt gefeiert hatten, durch das Thor Jerusalems ein. In der gewöhnlichen Herberge abendländischer Pilger, im lateinischen Kloster S.-Salvador, bot die Gastfreundschaft des Pater Guardian des heiligen Grabes unserm Schubert und einigen seiner Gefährten eine Wohnung an; sie zogen es aber vor mit den Übrigen vereint in dem naheangrenzenden Pilgerhause einzukehren, wo ihnen drei bequeme Zimmer eingeräumt wurden.

Die erste Woche in Jerusalem begrüßte Schubert am frühen Morgen des ersten Rasttages, auf dem platten Dache des Hauses, als der Tag kaum graute, der Mond im letzten Viertel noch klar am Himmel leuchtete und über dem Ölberge die ersten Strahlen des Tageslichtes auffuhren. Als dort sich Auge und Herz geweidet, eilte man, ohne einen Führer zu erwarten, hinunter in die heilige Stadt, in der das Geräusch des Alltagslebens, des Kaufens und Verkaufens zwar störend die feierliche Stimmung der Seele berührte, aber nicht zerstreute.

Der erste Gang richtete sich zur Kirche des heiligen Grabes, aber sie war verschlossen; denn die Türken, in deren Besitze die Schlüssel sind, öffnen die Thüren nur zu gewissen Stunden, und außer diesen nur um hohen Preis. Es war also zunächst nur das Äußere zu betrachten. Die Zweifel und Bedenken, ob die Stätten, welche als das heilige Grab und als Golgatha jetzt und seit Jahrhunderten bezeichnet werden, wirklich als solche historisch erweislich sind, beseitigt der Verf. auf überzeugende Weise. Allerdings liegen sie innerhalb der jetzigen Stadtmauer, da sie doch der heiligen Geschichte und den jüdischen Sitten gemäß außerhalb der Stadt gesucht werden müssen; aber neuere Untersuchungen haben hinreichend erwiesen, daß die ganze westliche, jedem Auge als ein unsymmetrischer Ansatz erscheinende Ecke der Stadt, in welcher das lateinische, sowie der größere Theil des griechischen Klosters und die Grabeskirche stehen, außerhalb der alten Mauern, von denen man noch deutliche Spuren sieht, sich befand. Allerdings wurde auch diese Gegend, in welcher schon zu Christi Zeit vereinzelte von Gärten umgebene Häuser der Neustadt (Bezetha) standen, unter der Regierung des Kaisers Claudius durch Agrippa I. mit einer neuen, der dritten Mauer umgeben, aber erst gegen 10 Jahre nach der Kreuzigung Jesu. Dazu kommt der positivere Erweis, daß auch nach Jerusalems Zerstörung die andächtige Liebe der Christen unter den Trümmern Golgathas Stätte leicht wiedererkannte und sie oft und viel besuchte. Um diesen Wallfahrten ein Ende zu machen, ließ Kaiser Hadrian, 60 Jahre nach der Zerstörung Jerusalems, an der Stätte, da Christus notorisch gekreuzigt worden, einen Venustempel erbauen und über dem Felsen, in welchem das heilige Grab anerkannt war, eine Jupitersstatue aufstellen. Als nun 200 Jahre später die Kaiserin Helene die heiligen Stätten aufsuchte, da gaben gerade die Überreste jener heidnischen Denkmale ihr sichern Fingerzeig und Anhalt. Als dann am Fuße des Felsens Golgatha unter dem hinweggeräumten Schutte die Grotte des heiligen Grabes, sowie die alte Sage sie beschrieben, wiederaufgefunden, gereinigt und zur Stätte der Andacht geweiht war, da erhob sich auch bald über dem Grabesfelsen ein domartiger Bau, von hohen Säulen getragen, um das Grab ein schöngepflasterter Vorhof, an drei Seiten von Säulenhallen umgeben, und ostwärts vom heiligen Grabe auf Golgatha eine prächtige Basilika. Der Perserkönig Kosroes verheerte und plünderte 614, von den Juden verleitet, den herrlichen Bau, den Kaiser Heraklius 628 wiederherstellte und der Khalif Omar, dem 639 die feste Stadt nach tapferm Widerstande sich ergab, beschützte. Im J. 1010 verwüstete ihn abermals der ägyptische Khalif Hakem, mit dessen und seines Sohnes Erlaubniß er jedoch schon 1048 wieder aus seinen Trümmern erstand. Die ersten christlichen Könige Jerusalems brachten die vereinzelt stehenden Baue der Kreuzigungsstätte, des heiligen Grabes und der Kreuzesauffindung unter Ein Dach, sie zu einem etwas unregelmäßigen Ganzen verbindend, das noch im Hauptumrisse unverändert dasteht. Der große Brand, welcher 1807 die Kuppel über dem heiligen Grabe zerstörte, und der Wiederaufbau derselben hat keine bedeutende Veränderung bewirkt. Der Verf. theilt eine umständlichere Beschreibung dieses weiten Baues mit, in welchem die Armenier die Helenenkapelle, die Griechen die Kreuzigungskirche, die Lateiner die heilige Grabeskapelle unter ihrer Obhut haben und diese Tag und Nacht durch zahlreiche Grabeshüter verwalten lassen.

Nachmittags führte der Padre Secretario unsere Pilger zu der nun eröffneten Grabeskirche. Scharen der Andächtigen aus allen Gegenden des Morgenlandes drängten sich ein; in den verschiedensten Sprachen ertönten die Stimmen der Andacht, auch bei den stärksten Männern von Thränen begleitet. Mit feierlichen Gesängen setzte sich der tägliche Umgang der Minoriten durch die geheiligten Stätten des weiten Tempelgebäudes, von der Kapelle der Lateiner aus, in und bei welcher der Zug sich versammelt, in Bewegung, zur Säule an der, einst in Pilatus' Hause stehend, Christus gegeißelt ward, zur Stätte, wo er gebunden stand, während die Heiden die Vorbereitung zur Kreuzigung trafen, dann zu der zerbrochenen Säule, an der, vormals im Richthause stehend, er mit Dornen gekrönt ward, weiter zur Stätte, wo die Kriegsknechte seine Kleider theilten, dann hinab in die Tiefe der Felsen zur Kapelle der Kreuzesfindung, dann hinan auf Golgathas Felsenhöhe und wieder hinab zu der Steinplatte, auf welche der heilige Leichnam gestellt ward. Ein dürftiger Auszug aus der warmen und lebensreichen Schilderung, die vor uns liegt, wäre hier am wenigsten an seinem Orte.

So können wir auch nur andeuten, was die Augen sahen, nicht was das Herz dachte und empfand, als am folgenden Tage der Schmerzensweg, via dolorosa, gewandelt ward. Der alte Weg ist jetzt zum Theil mit Häusern bebaut; wo jetzt der Thurm des Gerichtsthors steht, war die alte Stadtmauer; hier trat der große Dulder hinaus ins Freie, auf den Weg des Kreuzes. Unten im Thale, am tiefsten Punkte der Stadt, wo das mühsame Aufwärtssteigen begann, ward dem Simon von Cyrene

das Kreuz aufgelegt. Von da an bezeichnet die alte Sage noch manche Stelle als geheiligt durch die erhabensten Thatsachen. In der Nähe des Thores der Ostseite, welches an die Stelle des Schafthores getreten ist und hinabführt nach Gethsemane, werden zur Linken Ruinen als das Haus der heiligen Anna, Maria's Mutter, gezeigt; zur Rechten, innerhalb des Thores, erblickt man den Teich Bethesda mit drei noch wohlerhaltenen Hallen; einen Theil des festgemauerten Wasserbehälters füllt ein Haufen Schutt aus, überwachsen mit wilden Granatbäumen. Tritt man zum jetzigen Stephansthore hinaus, so sieht man im Thale Gethsemanes Garten und den grünenden Ölberg mit seinen drei Gipfeln. Eine steinerne Brücke führt über den jetzt trockenen Bach Kidron; uralte Ölbäume stehen zur Rechten; über die Eintiefung des Thales zur Linken breitet der überhangende Fels seine dichten Schatten. Ein durch den Felsen gehauener, mit einer Thür verschlossener Gang führt hinein in die nur dämmernd beleuchtete Felsenstätte, da Christus in der Angst seiner Seele blutigen Schweiß vergoß. Nahe dabei ist der Ölgarten, in welchem die drei Jünger, die er zu Zeugen seines Todeskampfes gewählt, verweilten und schliefen, während er kämpfte; einige uralte Ölbaumstämme, auch von den Türken geschont und geschützt, sind, ausgehöhlt durch das Alter, mit Steinen ausgefüllt und umgeben, um sie gegen Stürme zu schirmen. Die Stelle im Garten, da Christus von Judas verrathen ward, haben die Türken, als eine verfluchte, mit Steinhaufen umzäunt. Auf dem mittlern Gipfel des Ölbergs steht die Himmelfahrtskirche; schon die früheste christliche Überlieferung bezeichnet jene Stelle der mittlern Kuppe, an welcher der Weg von Bethanien nach Jerusalem vorüberführt, als die Stätte der Auffahrt. Der nördliche Gipfel, einige Hundert Schritte von jenem entfernt, trägt eine Denksäule, welche an den Ort erinnern soll, von dem aus die Engel zu den Jüngern sprachen, als der Herr von ihnen geschieden war. Der dritte südlichste Gipfel heißt der Berg des Ärgernisses, weil hier Salomo im schwachen Alter seinen fremden Frauen den Molochsdienst gestattete.

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Dichter und Kaufmann. Ein Lebensgemälde von Berthold Auerbach. Zwei Bände. Stuttgart, Krabbe. 1840. 8. 3 Thlr.

Diese Dichtung erhebt sich in ihrer Bedeutsamkeit beiweitem über die Masse der dahinflutenden Romanenliteratur. Schon vor mehren Jahren stellte Hr. Auerbach, in der „Zeitung für die elegante Welt", in einer geistreichen Skizze das Leben des jetzt schon längst vergessenen jüdischen Dichters E. M. Kuh dar; hier hat er diesen Charakter wieder aufgenommen, umfassender entwickelt und die frühere Farbenskizze zu einem Geist- und Sittengemälde des jüdischen Lebens erweitert, wie es in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erscheint. Es zeigt von Tiefe des Geistes und dem Begriffe einer echt dichterischen Darstellung, daß sich Hr. Auerbach nicht in Tendenzen verliert, die einzelne sociale und philanthropische Zwecke in Aussicht stellen, sondern daß er das allgemein Menschliche festhält und für Juden und Christen, für die Welt zum Bewußtsein zu bringen sucht; denn an das ewig tragische Geschick des Geschlechts reihen sich ja die Fragen über das Endliche und Zufällige von selbst; es ist die Wahrheit, die Natur im Spiegel der Poesie, die er uns zeigt, über deren tiefe, bedeutungsvolle Züge ein Jeder in seiner Weise nachsinnen muß. Wie viel der Dichter zu seinem Bilde aus der Wirklichkeit nahm, können wir weder bestimmen, noch liegt viel daran; auf die höhere, ideale Geschichte eines menschlichen Herzens kommt es hier an, und die hat er trefflich bearbeitet und nach den besten Quellen, d. h. aus seiner eigenen Geistestiefe. Der Stoff war schwer; er hat einen Charakter zum Gegenstande, der mehr als Phantasie und Gewandtheit, der den tiefen Seelenkenner und hauptsächlich den Begriff eines eigenen reichen Lebens erfodert. Ephraim Moses Kuh ist ein Geistesverwandter Rousseau's, reich und überschwänglich ausgestattet, aber verkümmernd, misgeleitet und endlich zerstört durch den Zug der Empfindung, deren Herrschaft ihn nie aus der Subjectivität und Reflexion heraustreten, die objective Weltanschauung nicht aufkommen läßt und seine sittliche Energie verdirbt. Daß dieses schöne und seinem Urwesen nach sicherlich bedeutsame Naturell sich nicht einmal, wie es gewöhnlich geschieht, in ein gewaltsam gehaltenes Gleichgewicht mit der Welt setzen konnte, sondern in dämonischer Consequenz alle Stufen und Probleme einer unversöhnten Subjectivität durcharbeiten mußte, bis er in Leibes- und Geistesschmerz zusammenbrach, liegt in dem äußern Geschick, das auf ihn eindringt. Ephraim ist Jude, und das Verhältniß zum zeitlichen Geiste seiner Nation, sowie auf der andern Seite zur christlichen Gesellschaft, bildet den Riß in seinem Leben, der seine zart organisirte Natur unheilbar zerstört und seine Stellung zur Welt immer schroffer macht. Seine erste Jugend ist nach dem Willen seines in der streng-jüdischen Orthodoxie befangenen Vaters talmudischen Studien gewidmet, in welchen er bald unter der Leitung eines unglücklichen und innerlich zerrissenen Lehrers zum Zweifel und zum Unfrieden gelangt; er gibt auf ein Rabbiner zu werden, und erlernt den Handel. Aber der Kampf und die Disharmonie mit dem äußern Leben tritt in dieser Sphäre erst recht hervor, sodaß er sich entschieden in sich selbst zusammenzieht und allein einen warmen und innigen Antheil den Musen widmet. Sein vereinzelter und durch Reflexion getrübter göttlicher Funke gibt sich in ihm durch epigrammatische Dichtung kund, und daß er nur in dieser Art productiv sein kann, und wiederum nur in gewisser Weise, das ist von Hrn. Auerbach schön hervorgehoben und entwickelt. Ein reicher Erbe, zum Manne gereift, verläßt Kuh seine Vaterstadt Breslau, um sich zu seinen Verwandten nach Berlin zu begeben; er will dem Verhältniß mit einem schönen Mädchen entgehen. Ein thätiges Geschäftsleben und die Aussicht auf eine ruhige, heitere Zukunft, wie sie ein Paria der Gesellschaft vor sich sehen kann, ist anfänglich in Berlin im Anzuge; aber erneute Einwirkungen der Liebe auf dieses schon selbstquälerische und in Eitelkeit sich verzehrende Gemüth sind es, die ihn unauflöslich mit sich selbst verstricken; nach einer wüsten Zeit ergreift er deshalb den Wanderstab, um die Welt zu sehen und in dem lehrreichen Wechsel ihrer Bilder seinen kranken Geist zu reinigen und zu versöhnen. Damit er ohne Judenzoll die Länder durchziehe und allen den verletzenden Vorurtheilen entgehe, denen seine Nation ausgesetzt ist, reist er unter dem Namen und der Legitimation eines italienischen Marchese: aber die große Welt zeigt sich dem verstimmten und einseitigen Ephraim nicht anders als die kleine. Blutenden Herzen kehrt er zurück, als er in Dresden angehalten, wegen Defraudation und Fälschung ins Gefängniß gesetzt und zu einjähriger Karrenstrafe verdammt wird. In völliger Auflösung des Geistes wirft er anstatt der Strafe sein Vermögen hin und kehrt zu seinen Verwandten nach Breslau zurück; liebevoll aufgenommen und gepflegt von diesen, zieht er noch eine Reihe von Jahren sein zerrissenes Dasein hin, denn wiewol er nun das Leben haßt, fehlt ihm doch die Energie zum Selbstmorde. Zwischen diesen Hauptwendepunkten bewegt sich die Fülle der Ereignisse und Personen, welche theils die Motive für die Entwickelung dieses prosaischen Charakters sind, theils der Hauptgestalt überhaupt zur

Folie dienen. Unter den zahlreichen Individuen, welche in die Sphäre Kuh's treten und sie mächtig erschüttern, haben einige historischen Charakter, wie Lessing, Mendelssohn, Gleim, Maimon, Casanova, andern kommt indessen sicherlich, wenn auch nicht geschichtliche Bedeutsamkeit, doch die Wirklichkeit zu; alle aber, mögen sie nun den Vorder- oder den Hintergrund füllen, sind auf das charaktervollste, oft nur mit einigen sichern Strichen gezeichnet. Besonders tritt das Talent des Dichters, die Charaktere zu individualisiren und auseinanderzuhalten, in der Zeichnung seiner Frauen hervor, wo bei der größern Einheit des Geschlechts die Demarcationslinien für die Eigenart nur dem begabten Geiste sichtbar sind. Einzelne Thatsachen hier anzuführen, würde diesem kurzen Berichte unangemessen sein, aber wir fodern unsere Leser auf, das geist- und poesiereiche Buch selbst in die Hand zu nehmen. Möge der Verf. desselben fortfahren, durch das Prisma der Poesie das Bewußtsein der Zeit zu klären, und stets die Anerkennung finden, die vorliegendem Werke, sowie seinem großartigen Gemälde, das er von Spinoza aufgestellt hat, mit Recht zuertheilt werden muß.

2. Edward in Rom. Eine Novelle in neun Büchern. Zwei Bände. Breslau, Max u. Comp. 1840. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Diese Novelle, wenn man dem Buche anders diesen Namen gestatten will, soll aus dem Nachlasse eines jungen Mannes zusammengestellt sein, der von Abkunft ein Engländer, von Geistes- und Bildungsart ein Deutscher gewesen ist, und nun schon unter der hehren Trümmerwelt modert, die er in seinen Schriften zu verherrlichen gesucht hat. Aus Tagebüchern, Briefen und monologen Ergüssen, die zum Theil aus fremden Sprachen übertragen, mögen die Theile dieses Buchs hergenommen sein, aber das Unorganische und Fragmentarische desselben hätte es wol erfodert, daß wenigstens der Stiefvater des Buchs, der Redacteur, mit seinem Namen für den einheitlichen Ursprung dieses Kindes bürgte. Indessen, Spurius oder nicht, Wirklichkeit oder Dichtung, das Buch bringt uns manches Schöne und Geistreiche, und deshalb sei es willkommen! Edward, der junge im Norden Deutschlands gebildete Kunstfreund, liebt Giorgiona; er ertheilt ihr diesen Namen, weil in ihrem bedeutsamen Gesichte der Styl des großen Meisters Giorgione sich offenbart: groß und lieblich, feurig und stolz, wild und sittsam, gleicht sie der Magdalena dieses Malers. Sie ist von Rom abwesend und die vier ersten Bücher sind in Form von Monologen an die entfernte Geliebte gerichtet. Der Liebende schildert hier bald die schöne und große Natur Italiens von den Hügeln Roms und seiner Umgebungen herab, bald verliert er sich in die geologische oder in die Völkergeschichte dieser geweihten Erde. Kenntnisse, Ansichten von bildender Kunst, von Alterthümern, Lieder, wie er sie fand, oder seiner Brust entströmten, Abenteuer auf seinen Wanderungen, an sich und Andern erlebt, fließen nebenbei ein, sodaß es dem Ganzen an Reiz und Anmuth nicht fehlt, wenn wir auch wünschen möchten, daß das Feuer und die Begeisterung den jungen Beschauer nicht zu sehr im Allgemeinen gefangen hielte. Das fünfte Buch beschreibt das römische Carneval; während sich Edward von dessen Wogen hin und her tragen läßt, erhält er von der Hand einer Maske die Einladung nach den Katakomben, er folgt ihr und findet daselbst die geliebte Giorgiona; eben hat sie dort gebeichtet. Er ist glücklich und fleht um ihren Besitz, sie nimmt es gütig auf, aber zögert mit der Entscheidung. An der Seite seiner Geliebten durchwandert nun Edward die alten und neuen Heiligthümer der großen Roma und eine gut gezeichnete Gesellschaft fördert bei diesen Wanderungen alle Schätze und Blüten seines kunsterfüllten Geistes hervor; namentlich ist den Gesprächen, die bei einem nächtlichen Besuche des vaticanischen Museums gepflogen werden, bei all ihren mythologischen Abschweifungen, große Originalität nicht abzusprechen. Eine nächtliche Wanderung in den Trümmern des Colosseums bei Fackelschein entfesselt endlich die zurückgehaltene Leidenschaft beider Liebenden, das stolze, kalte Weib sinkt in Edward's Arme. Ehe sie sich ihm aber für immer hingibt, eröffnet sie ihm großmüthig ihre Geschichte; sie war die Gemahlin eines russischen Grafen, den sie nie geliebt hatte. Voll Haß gegen den ungeliebten Gatten, welcher roh die Blumen ihrer Jungfräulichkeit brach, gewöhnte sie ihren Körper an ein mildes Gift, sodaß sie an einem Mahle ohne Gefahr theilnehmen konnte, durch welches sie ihren unwürdigen Gemahl vergiftete. Edward erstarrt bei dieser Erzählung; „grause nicht", ruft sie, „jener Mord ist der Quell der Größe geworden, die du in mir bewunderst". Der Geliebte kämpfte schwer, aber bald wandte er sich und fand seinen Tod und das Ende seiner Liebespein in den Wellen — aus Zufall; die Gräfin aber ging nach Neapel, wo sie bei dem Besuche der Ruinen von Pästum von einem stürzenden Säulencapitale erschlagen wurde. Dies die schöne Novellenskizze, welche den Rahmen bildet, in den die mannichfaltigsten Reflexionen und Ansichten über Kunst und Wissenschaft, Gegenwart und Vergangenheit der römischen Welt auf sinnige Weise eingefaßt sind.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Eine londoner Buchdruckerei.

In der neuesten Nummer des „Quarterly review" findet sich eine interessante Beschreibung der Buchdruckerei der Herren Clowes in London, welche vielleicht die größte Anstalt dieser Art in Europa ist. Nachdem die Zahl der Setzer, Drucker, Correctoren, Gießer, Laufburschen ꝛc. angegeben ist, theilt der Verf. eine Übersicht mit von den Mitteln dieser kolossalen Druckerei zur Ausbreitung von Kenntnissen u. s. w.; es arbeiten hier fortwährend 19 Dampfpressen (von denen jede in einer Stunde 1000 Bogen bedrucken kann) und 23 gewöhnliche oder Handpressen, ungerechnet die Abziehpresse in jedem Setzersaale. Durch diese Dampf- und Handpressen sind die Herren Clowes in den Stand gesetzt, gleichzeitig zu drucken: Brown's Foliobibel; Wyse's „Spelling-book"; „First report of St. Martins subscription library"; religiöse Tractätchen in ungeheuer starker Auflage; die „Penny cyclopaedia"; das „Penny magazine"; die Zeitschrift „The harmonist"; „The imperial calendar"; Kataloge für Buchhändler; „The christian spectator"; „Pictorial Shakspeare"; Henry's Foliobibel; Butler's „Lives of the saints"; „Registration of births and deaths"; Boothroyd's Bibel; „Palestine or the Holy-Land"; „The way to be healthy, wealthy and wise" (in 300,000 Exemplaren, von denen täglich 20,000 abgeliefert werden); das „Quarterly review" und mehre andere Werke. Mit dieser Buchdruckerei ist eine Schriftgießerei verbunden, welche die erstere fortwährend mit neuen Lettern versieht und zwar täglich mit 50,000 Stück. Wegen des ungeheuern Lettervorrathes wird es dieser Druckerei möglich, Revisionsbogen nach Ost- und Westindien zu schicken; es wird in diesem Augenblicke bei den Herren Clowes ein Werk gedruckt, das regelmäßig monatlich in England erscheint und von dem die Correcturbogen mit den Dampfschiffen nach Amerika an den Verfasser zur Revision geschickt werden. Die Zahl der Bogen, die bei den Herren Clowes gesetzt stehen, belaufen sich auf 1600 und jeder wiegt im Durchschnitt 100 Pfund. Das Gewicht der nicht in Formen stehenden Schriften dagegen beträgt ungefähr 100 Tonnen (à 20 Centner), und jenes der Stereotypenplatten in ihrem Besitze gar 2000 Tonnen, im Metallwerth 200,000 Pf. St. Die Zahl der Holzschnitte erreicht die Höhe von 50,000. Die Stereotypenplatten befinden sich in zwei festen Räumen oder Kellern. Die Quantität des Papiers in den zwei Trockensälen beträgt gegen 3000 Ries, jene des vorräthigen Druckpapiers 7000 Ries und die des jede Woche gedruckten und unter das Publicum gebrachten etwa 1500 Ries. Die Druckerschwärze, welche in derselben Zeit verbraucht wird, beträgt ungefähr 12,000 Pfund. Die Kosten des Papiers mögen 100,000, die der Schwärze 1500 Pf. St. betragen. 51.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 111. —— 20. April 1840.

Reise in das Morgenland in den Jahren 1836 und 1837, von G. H. v. Schubert. Zweiter Band.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 110.)

Unvergleichlich ist die Aussicht vom Ölberge. Gegen Westen thut sich dem Blicke weithin die heilige Stadt auf; gegen Osten hin schaut man von einer Tiefe zur andern, bis zum Kessel des todten Meeres hinab, und jenseit des Wasserspiegels, dessen nördliches Ende man sieht, erhebt sich der Bergzug des Nebo und Pisga; im Norden des Salzmeeres tritt das Jordansthal, das Ghor aus dem Verdecke der diesseitigen Höhen hervor; auch das Kidronthal kann man bis an jenes Meer verfolgen. Von Ost nach Nord gewendet, erblickt man die Höhen des Gebirges Ephraim, besonders deutlich Ebal und Garizin bei Sichem. Vom mittlern Gipfel des Ölberges nach dem Kidron hinabsteigend, gelangt man in das Thal Josaphat, durch welches das Bett des Kidron sich hinzieht, zu der Menge jener Grabmäler, welche, gleich denen zu Petra, fast ganz aus der Masse des Felsens gehauen sind. Diesem Thale der Gräber und Schatten verbirgt sich die Sonne in den Morgenstunden hinter dem Ölberge, Nachmittags hinter dem Morija. Seit Jahrhunderten sind hier die Grabstätten der israelitischen Bewohner Jerusalems; da zeigt man Josaphat's und Absalom's Gräber; auf das letztere werfen die Türken Steine mit einem Fluche wider ihn und wider Jeden, der seinen Ältern nicht gehorcht. Nicht die Israeliten allein, die auf prophetische Zeugnisse sich gründen, auch die Mohammedaner und ein großer Theil der morgenländischen Christen erwarten, daß vom Ölberge und Thale Josaphat ein großer Tag der Entscheidung und des Gerichts ausgehen werde.

Über die steinerne, tief in den Felsen gehauene Kidronsbrücke führt ein steiniger Wege steil hinan zur südöstlichen Ecke der Stadt, dann minder beschwerlich, zum Theil eben, an der Südseite der Mauer herum nach dem Zionsthore zur angeblichen Stätte des Hauses des Hohenpriesters Hannas. In der Richtung nach Westen wandelnd, sieht man in der Ferne, am jenseitigen Abhange des Gihonthales, die Grabstätten der Pilger, man sagt, auf dem mit den Silberlingen des Verräthers erkauften Töpfer- oder Blutacker. Zur Linken des Weges, nahe am Zionsthore, auf der jetzt außerhalb der Stadt liegenden Höhe des Zionsberges, zeigt man die Stätte, da Kaiphas' Palast, und jenseit derselben die, wo das Haus, in welchem Christus das heilige Abendmahl einsetzte, gestanden haben soll. Der kleine, meist aus Schutthaufen gebildete Hügel, neben dem sogenannten Hause der heiligen Anna in der Nähe der Stadtmauer, bietet die nächste und beste Aussicht nach dem Morija und zugleich nach dem Ölberge dar; in der stillen Einsamkeit dieses Ortes feierte der Verf. manche schöne Abendstunde und überschaute die Stadt, welche vor andern eine Stadt der Gräber, ein großer Gottesacker heißen mag. Überall Wandlung! An der Stätte des Salomonischen Tempels steht seit 537 die Moschee des Khalifen Omar, Sackhara; aber der Grundstein, den der Herr in Zion legte, steht fest und unverrückt.

Die Wanderung um die Stadt, am äußern Umfange der vom Sultan Suleiman 1534 vollendeten starken und hohen Mauer hin, lenkt den Blick auf viele anziehende Punkte, von denen wir nur einige hervorheben. An der Davidsburg (Pisanercastell) und deren mächtigem Thurme sind die riesenhaften Werkstücke der untern Mauern, namentlich des Davidsthurms, wol unverrückt geblieben und können aus Davidischer Zeit herstammen. Diese Akropolis beherrscht die ganze Stadt, deren Befestigungswerke jetzt einem nicht zu schwachen Feinde weniger Hindernisse entgegenstellen würden als den Kreuzfahrern, an deren Thaten und Erfolge die Wanderer hier sich mit wehmüthiger Theilnahme erinnerten. Die Ostseite der Stadt ist die interessanteste und bedeutungsvollste, und ihr jetziger Umriß wol noch der alte, da die Natur selbst hier eine Grenze setzte. Auf dieser Seite steht das goldene Thor, welches, von den Türken zugemauert, weil prophezeiet ward, daß durch dasselbe einst ein Held und König der Christen einziehen werde, wol dem entspricht, durch welches Christus unter dem Hosiannarufen des Volkes seinen Einzug hielt. Auch andere Thore der Stadt sind zugemauert, andere seit dem neuesten Aufstande der Syrer verschlossen. Die Aussicht von der Südseite der Mauer ist eine der schönsten um Jerusalem her. Jenseit des Tyropöonthals, welches innerhalb der alten Stadt selbst den Morijaberg vom Zion abgrenzt, da wo jetzt Dornengesträuch über Haufen zertrümmerter Marmorsteine wächst, erhob sich Herodes' prächtiger Palast mit seinen Gärten und gemauerten Cisternen.

Es mögen an 17,000, mit dem Militair 18,000 Menschen die Stadt bewohnen, 6000 Juden im engsten, niedrigsten Raume zusammengedrängt, 9000 Türken und kaum 3500 Christen. In neuer Zeit wandern geräuschlos viele Israeliten hier ein, besonders deutsche, unter denen sehr gelehrte und fromme Männer und achtbare Familien gefunden werden. Sie warten auf den großen Tag der Erfüllung der alten Verheißung, als Altgläubige, nicht angesteckt von dem Liberalismus des modernen Judenthums.

Auf der Wanderung zum Zion ward das große Klostergebäude der Armenier besehen. Da sind in weitem Raume viele Häuser, Hütten und Höfe mit einer alle umfassenden hohen Mauer zu einem Ganzen verbunden, in welchem 8 — 9000 armenische Pilger ein sicheres Unterkommen finden. Der Raum wird noch jetzt durch den Ankauf ganzer Plätze erweitert. Die große Kirche war eben neu ausgeschmückt, auch mit Malereien eines armenischen Künstlers, in denen freilich die Kunst und der Geist sehr vermißt wird.

Auf der Höhe des Zion, auf welcher das Haus stand, in welchem Christus das heilige Abendmahl einsetzte, zeigt man auch die Stätte des Hauses des Kaiphas, welche die Armenier mit einer „Kirche des Erlösers“, sowie die Türken die Stätte des Hauses, wo der Herr sein hohespriesterliches Gebet sprach, mit einer Moschee überbaut haben. Der Eintritt in den Saal des Abendmahls, in welchem auch die Apostel am Tage des Pfingstfestes versammelt gewesen, und Maria, die Mutter Jesu, gestorben sein soll, ist den Fremden gegen eine Abgabe an den türkischen Thorhüter gestattet, nicht so der Zutritt zu den unterirdischen Gewölben, welche die Sage als die Gräber David's und mehrer der ältesten Könige Judas bezeichnet.

Wenn man vom Zion über die Felder, aus denen häufig Trümmer der alten Stadt hervorragen, nach der Gegend hinabsteigt, in welcher die Wasserleitung aus Salems Brunnen jenseit Bethlehem (in irdenen Röhren) ihren Verlauf nach Morija nimmt, trifft man auf dem Wege in der Ebene der Wasserleitung, gegen die Mauern der Stadt hin, jene Felsengrotte, welche die Überlieferung als die Stätte bezeichnet, da Petrus seine Verleugnung bitterlich beweinte.

Die letzten Stunden des ersten Sonnabends in Jerusalem feierten unsere Pilger in Gethsemane, auf dem Ölberge, im Thale Josaphat, und wallfahrteten am Sonntage, nachdem sie die großentheils unterirdische Grabeskirche bei Gethsemane besucht hatten, deren Stätte Maria sich zur Grabesruhe erwählte, neben dem Kidronthale hin nach Bethanien. Auf dem Platze des vormaligen Bethphage stehen Häuser von Bäumen umgeben; von dort ist nur noch eine kleine Anhöhe zu ersteigen; da erblickt man links von der Heerstraße ab, die nach Jericho führt, das Dörflein, das auch in seiner jetzigen Gestalt noch als einer der lieblichsten Orte des Landes erscheint, im Schutze der Berge, umgeben von hohen Bäumen, die gegen Westen hin einen Wald der Gärten bilden. Nicht fern von dem zertrümmerten Gemäuer, das, wie man sagt, zu Lazarus' Hause gehörte, steigt man in die tiefe Felsenkammer hinab, die für Lazarus' Grab gehalten wird. Der nächste Weg von Bethanien nach Jerusalem hinan führt über die Mitte des Ölberges, auf einem schmalen Bergrücken, welcher die Höhe von Bethanien mit dem Ölberge verbindet.

Am Sonntagsnachmittage ward der Quell Siloahs, im Süden der Stadt, begrüßt, aus dem ein klares Bächlein am Grabe Jesaias' vorüberfließt, hin nach jener Bergschlucht, die sich zwischen Morija und Zion hinzieht. Steigt man dort auf den steinernen Stufen hinauf, wo in der engen Felsenkluft das klare Wasser dem Felsen entquillt, so steht man an dem einen letzten Ende eines unterirdischen Baues, welchen die Türken allen Forschungen unzugänglich machen. An der südöstlichen Stadtecke, auf der hoch ummauerten Fläche des Morija, der jetzt die Omarmoschee trägt, zeigt sich der verschlossene Eingang zu mächtig weiten Gewölben und Gängen der Tiefe, von denen auch anderwärts unter den Trümmern der alten Stadt Spuren sich finden und mit denen weite Wasserbehälter und Brunnen in Verbindung stehen mögen. Dahin flüchteten, als Titus die Stadt belagerte, Viele mit ihren Schätzen. Hiskias hatte Quellen in der Tiefe aufgefangen und nach dem Tempelberge geleitet, unter welchem in einem Umfange von fünf Stadien ein Wasserbehältniß am andern sich fand. Im Tempel drang aus Öffnungen, die allein den opfernden Priestern bekannt waren, das Wasser, so oft sie wollten, in Menge hervor.

Die nördliche Umgegend der Stadt vor dem Damascusthore besteht aus Trümmerhaufen, über welchen Pflanzungen von Feigen-, Maulbeer- und Ölbäumen sich weithin verbreiten. Da lagen noch viele Werkstücke verschüttet, obwol Byzantiner, Sarazenen, Franken und Türken zu mächtigen Bauwerken Massen alter Trümmer benutzten. Eine Viertelstunde nordwärts vom Damaskusthore liegen die sogenannten Königsgräber, und nahe dabei die Gräber der Richter (des Sanhedrium), ganz eigenthümlich gestaltete, von Menschenhand ausgehauene Felsenhöhlen, mit kunstreichen, halberhabenen Skulpturen in den Wänden, seltsamen, zum Theil zerbrochenen, inwendig hohlen Säulen, aus dem Felsen ausgehauenen dicken Thüren, vordem durch mächtige Angeln mit der Decke und dem Boden der Kammern verbunden, Bruchstücken von steinernen Särgen, deren Größe das Hineinschaffen durch den engen Eingang unmöglich machte.

Anderthalb Stunden weit von der Stadt liegt die Stätte des alten Gibea Saul's oder Benjamin's auf einem allmälig ansteigenden Felsenhügel; nur noch eine umgestürzte Säule und einige behauene Stufen erinnern an den Ort, dessen Name mit schreckenerregenden Zeichen in das Buch der Geschichte eingeschrieben ist. Nordwärts von dieser Stätte, nahe am Dorfe Schafat, erheben sich zwei kegelförmig spitzansteigende Felsenhöhen, wie Spitzen zweier Thürme eines altgothischen Doms; zwischen ihnen führt ein schmales grünbewachsenes Thal hin; sie erinnern an die zwei spitzigen Felsen Bozez und Senne, welche Jonathan's Heldenthat verherrlichte. Auch von Anathot, Jere-

mias' Geburtsorte, deutet kaum ein übriggebliebenes Gemäuer die Stätte an.

Ein Versuch, etwas näher zum Morija hinanzudringen, mislang, weil die Türken diese Stätte um so eifersüchtiger bewachen, je fester sie an der Überlieferung halten, daß Dem, welcher an jener heiligen Stätte betet, eine Gewährung seiner Bitte zugesagt ist. Darum sollen die Christen wie die Juden fern bleiben, damit sie dort nicht beten um die Wiedergewinnung Jerusalems mit seinem Tempel.

In dem Gemäuer eines von Arabern bewohnten schmuzigen Hauses wird das Gefängniß gezeigt, in welchem Petrus, zwischen zwei Kriegsknechten gebunden liegend, wunderbar befreit ward. Die Ruinen des Hauses der Johanniterritter werden von alten Ölbäumen überschattet. Die mächtig große Pilgerherberge der Kaiserin Helene wird jetzt von türkischen Pilgern benutzt, steht aber großentheils leer. Sehr gut eingerichtet ist das Armenhaus der Lateiner. Das Haus Simon's des Pharisäers, in welchem Maria Magdalena Christum salbte, ist mit der längstverfallenen Magdalenenkapelle im Besitze eines arbeitsamen Türken. Vor dem Damaskusthore wird auch die Grotte des Jeremias gezeigt, eine Felsenhalle, 76 Fuß in der Länge und Breite und 40 Fuß Höhe, wahrscheinlich durch Menschenhände ausgegraben. Auf dem Hügel jenseit dieser Grotte überblickt man die Stadt von der Nordseite in ihrer ganzen Ausdehnung. Nicht fern von ihm soll der Hohepriester Jaddus, im hohenpriesterlichen Gewande, dem Zuge der andern Priester in weißen Gewändern voran, Alexander dem Großen entgegengetreten sein und durch seinen Anblick den Helden tief erschüttert haben.

Mit einem sinnigen Besuche an der Ostseite der Stadt und innerhalb des Stephansthurmes, mit den Augen weilend bald am Ölberge, bald auf Morija und auf der Zionshöhe mit ihrem Tempel, beschloß der Verf. einen schönen, reichen Tag und den zweiten Band seiner Reisegeschichte. Der dritte und letzte Band wird über Palästina noch mehr Kunde bingen und die Heimreise über Griechenland schildern.

Unsere Anzeige des zweiten Bandes ist länger geworden als die des ersten, weil hier des Anziehenden noch weit mehr vorlag; wir fürchten nicht, daß sie die Leser ermüden wird, obwol sie nur Bruchstücke des schönen Ganzen mittheilt, dessen eigentlicher Kern sich nur Dem enthüllt, der Schubert's eigene Darstellung nicht blos liest, sondern auch mit gleichgestimmter Seele lebendig auffaßt. Unsere Skizze wird aber nicht blos Denen, welche das liebe Buch nicht selbst lesen, sondern auch Denen, die sich schon mit ihm befreundeten, eine Übersicht der hervorragendsten Punkte dieser morgenländischen Reise gewähren.

F. A. Koethe.

Romanenliteratur.

(Beschluß aus Nr. 110.)

3. Der Missionnair oder des Wahnes Doppelgänge. Ein Roman von Siegmund Frankenberg. Drei Bände. Leipzig, Meißner. 1840. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

In dem vorliegenden Romane sind alle Fälle, Wendungen und Situationen erschöpft, welche in den Dichtungen der Art, alter und neuer Zeit, als typisch gelten. Rettung aus Lebensgefahr, Kinderraub, Duell, einfacher und Raubmord, Spiel, Entführung, Verführung, Wiederfinden, Versöhnung, Heirath u. s. w., sind in einer meisterlichen Verkettung und mit wunderbarer Ökonomie in diese drei Bände gebannt. Hätte der Verf. dies Alles erfunden und nicht gefunden, so besäße er die fruchtbarste Phantasie, die je ihre Bilder auf das Papier geworfen, aber so wird sein Verdienst um Vieles geschmälert, da er den Vorrath behandelt, welcher in den Leihbibliotheken in Massen aufgestapelt ist. Wundersam, die harmlosen Gemüther, nachdem sie es hundert Mal gelesen, werden in einer neuen Combination, unter neuen, überschwänglichen Redensarten, doch wieder ergriffen und gerührt! Und wohl ihnen, wenn sie ihre Sehnsucht nach Poesie in solchen Büchern stillen, die, was auch sonst ihr Fehler sein mag, die Tugend und Sittlichkeit nach den härtesten Prüfungen doch als Siegerin hervorgehen lassen, wo das Böse untergeht und der Schlechte voll Reue auf sein verlorenes Leben zurücksieht, wie dies hier der Fall ist. Mit der Charakterzeichnung in diesem Buche sieht es freilich übler aus, denn es fehlt den Charakteren die Wahrheit, sie entwickeln sich nicht naturgemäß. Wir übergehen die Menge der Gestalten und berühren nur die Hauptfigur, den Missionnair. Viper, so heißt er unter andern Namen, ist Mitglied einer geheimen Gesellschaft für die Bekehrung der Juden; er tritt anfänglich als schwärmerischer Anhänger der römischen Kirche auf und erlaubt sich in dieser Befangenheit jegliches Mittel, um seinen höchsten Zweck, die Bekehrung der Juden, zu realisiren. Allerdings hat sich nur zu oft Fanatismus mit Greuel und Verbrechen gepaart, aber dieser Missionnair hat ja auf einmal ganz andere Seelenzustände, ihn bewegen ganz andere Leidenschaften als die Bekehrungswuth, er ist meistentheils zu klug, zu welterfahren und blasirt, als daß er nur einen Funken Religion, geschweige den Hang haben sollte, den Katholicismus auf jede Weise zu verbreiten: und doch soll sein religiöser Eifer nicht Maske, sondern Wahrheit und Motiv seiner Handlungen sein. Die Fabel des Buchs ist so complicirt, daß wir Verzicht leisten müssen, ihren Inhalt hier wiederzugeben.

4. Leben und Traum. Novellen von Julius Hammer. Zwei Theile. Leipzig, Engelmann. 1839. Gr. 12. 2 Thlr. 12 Gr.

Form und Inhalt dieser Novellen deuten darauf hin, daß sie einem tiefen Gemüthe und einem feingeschliffenen Geiste entsprungen sind; anmuthige Einfachheit und Züchtigkeit der Sprache, gemessene, sinnige Reflexion und glückliches Eindringen in Gemüthszustände, so weit es die Dichtart erlaubt, sind deshalb besondere Vorzüge des Buchs. In der Benennung „Leben und Traum" gibt der Dichter selbst die Andeutung auf die höhere, poetische Lebensanschauung, die in seiner Dichtung herrscht, sowie er in dem einleitenden Märchen den Conflict ausspricht, den ein geweihterer Genius mit der Plattheit und Gemeinheit der Wirklichkeit erleidet. „Herz und Krone" tragen die ersten beiden Erzählungen an der Stirn. Ludwig XVIII., als er in Italien, ein flüchtiger Namenkönig, herumirrt, gewinnt das Herz einer edeln und reizenden Veroneserin. Er hat sich den Namen Marquis de Laroche beigelegt, aber auch der wirkliche Edelmann dieses Namens hält sich als Emigrant in Verona auf und liebt die schöne Laura; dies gibt die Verwickelung. Aus Hochachtung und Liebe für seinen Fürsten resignirt der wirkliche Laroche bei sich und bewahrt den König vor einem feindlichen Überfalle der Republikaner, als derselbe nächtlicherweile von seiner Geliebten Abschied nimmt, um für immer die unsichere italische Erde zu verlassen. Laura erfährt dabei, daß sie einen König liebte, und wiewol sie ihm ganz ihr Herz geschenkt, ist sie doch gefaßt ihn auf ewig zu verlieren; sie erhebt sich mit Resignation und verpflichtet Ludwig für seine geweihte Mission; dieser Gedanke, Einfluß wenigstens auf das Wohl der Welt zu üben, tröstet und erhebt sie. Der Marquis aber erhält vom Könige ein Billet, das ihn einst zur Dankbarkeit verpflichten soll, wenn er den Thron bestiegen. In der zweiten Erzählung empfängt der alte und von der Last des

Schicksals gebeugte Fürst das Billet. Ein Sohn Laura's und Laroche's händigt es ihm ein; er bittet um Hülfe, weil er seinen Bruder erschlagen, der die Unbeflecktheit seines Weibes in blinder Leidenschaft mordete — das unglückliche Weib aber ist die natürliche Tochter des Königs, die er mit einer spanischen Nonne gezeugt. Schmerzlich wird das gekrönte Haupt in die Vergangenheit versenkt.

Der zweite Cyklus führt den Namen „Traumbilder der Zeit". Sie schildern, diese Traumbilder, die Situationen eines Offiziers der Napoleon'schen Armee vor der Rückkehr des Kaisers von Elba und mögen allerdings zu einer Zeit dagewesen sein, wo ungeheuere politische Stöße das sociale Leben einer großen Nation erschütterten, die Gemüther verwirrten und die Interessen spalteten. Treffliche Darstellung innerer Momente und schlagende Charakteristik lassen darauf schließen, wie der Dichter auf dem freiern Boden des Romans sein Talent am besten entfalten könnte. Den Beschluß des Buchs macht ein Märchen; ein poetischer Schneider wird hier von seiner Leidenschaft zur himmlischen Muse und auch von der Zerrüttung glücklich geheilt, welche die unglückliche Neigung in seine Vermögenszustände gebracht hat. Scherz, Humor und Satire, die doch den heitern Ausgang nicht hindert, sichern auch dieser kleinen Dichtung den Beifall, sodaß wir unsern Lesern mit Recht die beiden Theile empfehlen können.

5. Der Weltbürger. Ein historischer Roman von Ferdinand Stolle. Drei Bände. Leipzig, Meißner. 1839. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

Ein Roman, der sich der Geschichte zu einem Hintergrunde bedient, auf dem sich die Gestalten und Charaktere der Dichtung zeichnen, kann wol eigentlich kein historischer genannt werden, wenn auch, wie es hier geschieht, auf diesen Hintergrund eine überwiegende Sorgfalt verwendet ist und derselbe das Interesse des Lesers mehr in Anspruch nimmt, als die Darstellung der Charaktere; denn auch der Mittelpunkt einer historisch-romantischen Dichtung liegt immer nur in seinen Hauptgestalten, mit deren organischer Entfaltung sich auch erst alles Beiwerk auseinanderlegen und bedingt sein muß. Die Seele, das bewegende Princip des vorliegenden Romans ist einer jener jungen deutschen Don Quixote, dessen Gemüth sich fanatisch für die politische Freiheit entzündet, ohne den Begriff derselben zu haben. Er begeht in blindem terroristischen Eifer seine Thorheiten in Frankreich, Deutschland und Polen, bis er endlich abgekühlt zur Ruhe und, ein glücklicher Ehemann, in den Hafen eines kleinen Besitzthums gelangt. Sicherlich will ihm Hr. Stolle doch nur den Namen eines Weltbürgers ironisch beigelegt haben. Ihm zur Seite läuft sein Bruder, Ottokar, dessen Zudringlichkeit für den jungen Ritter sich aus der brüderlichen Liebe und aus der Mission erklärt, die ihm ein theures Mädchen, welches den Weltbürger Guido liebt und endlich sein Weib wird, ertheilt hat. Ottokar stellt die rectificirende Vernunft vor, er ist das Ideal der Dichtung, aber so wie er erscheint, möchten wir ihn für einen argen Philister, für einen Charakter, der weder kalt noch warm ist, halten. Hinter Ottokar wiederum trabt, von einem unwiderstehlichen Freundschaftstrieb gezwungen, ein lustiges Genie, Severin, der in seinem gemüthlichen Leichtsinn und froher Lebenslust an den Verwickelungen der Zitereignisse gar keinen innigen Antheil nehmen will; er würde in der That eine anmuthige und originelle Erscheinung sein, wenn ihn nicht die Feigheit den Charakter der Gemeinheit aufdrückte. Nicht allein diese drei Hauptfiguren, sondern das ganze Personal, welches sich mannichfaltig um dieselben gruppiet, entbehren der Kunst einer nothwendigen und entschiedenen Entwickelung, wie sie der Roman fodert: sie sind Schablonengemälde und bleiben es bis an ihr, meistentheils seliges, Ende. Darum erklärt es sich auch, wie das Interesse an der eigentlichen Dichtung verwischt und auf die interessantern Episoden abgeleitet wird, welche die geschichtlichen Vorfälle im revolutionairen Frankreich und Polen erzählen. Namentlich ist es der Kampf Polens, dessen tragische Größe unsern Verf. zur Begeisterung hinreißt, sodaß er seinen Roman vergißt und in die Geschichte tiefer eindringt, als es für den Zweck des Ganzen nothwendig war. Diese Theile des Buchs sind vom Herzen gekommen und gehen zum Herzen.

36.

Notizen.

„Fruits de la solitude; ouvrage composé de 1740 à 1750; par *N. F. Marquis de Chambray.*" Nicolas François, Marquis von Chambray, geboren 1675, widmete sich früh der militairischen Laufbahn und nachdem er darin 12 Jahre verbracht und den Kriegen in Deutschland und Flandern beigewohnt, verheirathete er sich und zog sich auf sein Landgut zurück, wo er fortan ein sehr stilles Leben führte und seine Zeit mit der Besorgung seiner häuslichen Interessen wie mit frommen Andachtsübungen hinbrachte, denen er mit einem glühenden Eifer bis zu seinem Tode anhing. Geprüft durch die Unfälle des Krieges und häusliche Kümmernisse, vertiefte er sich gänzlich in die Gefühle einer strengen Frömmigkeit, die ihn immer mehr die Einsamkeit suchen und das Nachdenken liebgewinnen ließ. Jedes Jahr begab er sich nach der Abtei von la Trappe, wo er mehre Monate verbrachte und die Ordensregeln aufs strengste erfüllte. Im J. 1740, als er sein 65. Lebensjahr erreicht, errichtete er in einem Tannenwalde seines Parks eine Zelle ähnlich denen der Karthäusermönche. Hier brachte er den größten Theil seiner letzten Lebensjahre zu, in tiefer Einsamkeit, frommen Übungen und der Meditation sich widmend, wovon er nur durch die Sorge für seine Familie und durch die Ausübung wohlthätiger Handlungen abgezogen werden konnte. Einen großen Theil seiner Mußestunden verwandte er auf die schriftliche Abfassung seiner Gedanken, auf eine Sammlung von nützlichen Lehren, frommen Rathschlägen und heilsamen Hinweisungen. Diese Sammlung ist es, welche jetzt ein Mitglied der Familie von Chambray unter obigem Titel, den Nicolas François Chambray selbst wählte, herausgegeben hat. Die Liebhaber einer ascetischen Lecture werden in dieser Sammlung ihre Befriedigung finden; die Grundsätze der strengsten Frömmigkeit sind darin auf eine etwas sententiöse Art entwickelt, aber doch in eleganter Form, und manche Gedanken sind wenigstens sinnreich zu nennen. Die Artikel sind gewöhnlich kurz, die Sprache gedrängt, fast wortkarg. Für unser Jahrhundert möchte sich diese Lecture im Allgemeinen wenig eignen; besonders dürften uns Deutschen viele Aussprüche als bloße Gemeinplätze erscheinen, welche der Franzose tief nennen würde; denn die Franzosen sind ein wesentlich sententiöses Volk. Jedenfalls ist diese literarische Erscheinung um ihres merkwürdigen Urhebers willen von vielem Interesse.

Die „Bibliothèque-Charpentier", eine Sammlung der besten französischen wie ausländischen Werke (der Bd. zu 3 Fr. 50 Cent.), kündigt als ihre nächsten Bestandtheile an: „Poésies complètes de Sainte-Beuve", „Oeuvres complètes de Rabelais", mit Bemerkungen und Einleitung von Ch. Labitte; die Memoiren Alfieri's, übersetzt von A. de Latour; eine Übersetzung des Koran von Kasimirski, Attaché der französischen Gesandtschaft am Hofe des Schah von Persien; Klopstock's „Messiade", übersetzt von der Baronesse A. von Carlowitz; die beiden Faust von Goethe, übersetzt von H. Blaze.

Zu Turin starb vor kurzem eine der ausgezeichnetsten Dichterinnen Italiens, die Gräfin Diodata Rovero di Rovello, geb. zu Turin 1774 und Tochter des verstorbenen Marquis Giuseppe Angelo di Saluzzo, einer der Stifter der königlichen Akademie zu Turin. Erzogen wurde sie zu Paris, wo sie auch ihre ersten dichterischen Versuche in französischer Sprache veröffentlichte. Unter ihren Werken, welche 20 Bände bilden, sind vorzüglich zwei Sammlungen lyrischer Poesien, ein großes Gedicht: „Spazia", und 12 Novellen in dramatischer Form zu nennen.

5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 112. —— 21. April 1840.

Die Ateliers des Bildhauers David. *)

Es lebe die Romantik! — vor Allem die pariser Romantik. Ihre Heroen sind ganz unbezahlbare Originale. Ach, wie es mich so heimatlich anweht, wenn ich auf den Straßen den langgelockten, zwickbärtigen Studenten begegne, die mich an unsere deutschen wirklichen geheimen Demagogen nnd Hofräthe erinnern. Oft um mir eine ganz besondere Freude zu machen, etwa Samstags Nachmittag, wo mich noch immer das Andenken an die Ruhe-, Freuden- und Kneiptage plagt, gehe ich in die Rue neuve des beaux arts, um die jungen Maler, Bildhauer und Architekten Revue passiren zu lassen, wenn sie aus der Schule kommen. Dann wehen mich Heimatsluft, Turnlieder und Fechtbodenreminiscenzen an, und ich wähne mich hundert Meilen weit von Paris in Jena oder Heidelberg. Die guten Leute wissen gar nicht, was sie durch ihre Plagiate uns armen Deutschen in Paris für unbeschreibliche Freude machen.

Aber das lange Haar, der Zwickbart, der altfränkische Schnitt des Rockes, die Renaissance, die man auf den Straßen zum Besten gibt, ist wahre Kinder- und Spielerei gegen die, welche man in den Ateliers eines auch nur halbwegs auf der Höhe der Zeit stehenden jungen Malers und Bildhauers sieht.

Vor einigen Wochen führte mich der Zufall zu Hrn. X., einem Maler, der vor mehren Jahren den ersten Preis erhielt. Einer meiner Freunde aus Havre hatte eine Kiste mit Löwen- und Tigerhäuten, Hängematten, Pfeilbogen, Streitäxten und Muscheln für ihn aus Südamerika erhalten und ich kündigte dem Maler die bevorstehende Ankunft derselben in Paris an.

Als ich in die Malerwerkstatt eintrat, sah ich mich in eine Art naturhistorisches Cabinet, oder auch in die wohlgeordnete Rumpelkammer einer herumziehenden Schauspielertruppe versetzt. Ich hatte die Wahl und konnte, was ich sah, für das Eine und das Andere nehmen. Wenn ich schon mit der Localität in Verlegenheit war, so ging es mir mit den Persönlichkeiten noch schlimmer. Nur eines von den anwesenden lebenden Geschöpfen erkannte ich sogleich für einen Neufundländer, denn dieser ging ganz ungenirt in seinem Werktagkleide als Hund umher. Der Maler selbst aber war ein Stück Großmogul, Großsultan, Heinrich IV., Alexander, Karl der Große und Don Quixote. Eine scharlachrothe Strumpfhose erinnerte an Mephistopheles, große Schnabelschuhe an den Hof Franz I., ein himmelblauer Sammtschlafrock, mit großen Blumen durchwirkt, an Harun al Raschid, eine weiße Schärpe, die jenen über den Lenden umschloß, an die Ritter und Ritterfräulein des 12. Jahrhunderts, eine rothe Mütze an die Jakobiner der neunziger Jahre. Alle Zeiten, alle Länder, alle Völker waren vertreten, und das 19. Jahrhundert, der junge Maler, stak in diesem Trödelmarkte aller Weltepochen und aller Weltzonen und that, als ob er hier zu Hause sei. Ich aber wußte nicht recht, ob ich lachen, mich ärgern, oder den armen Teufel bemitleiden sollte.

Als ich ein paar Tage später Hrn. und Mad. B. und ein paar Jugendfreunde zu Hrn. David führte, waren mir dieses romantische Atelier und der romantische Maler noch zu lebendig im Andenken, um nicht unwillkürlich zu Vergleichungen geführt zu werden; und dann wurde mir die edle Einfachheit des ausgezeichneten Meisters nur um so klarer, und er und sein ganzes Wesen erhielten durch meinen Großmogul und seine naturhistorische Rumpelkammer ein Relief, das den Edelstein nur um so mehr hob.

In der Rue d'Assas hinter dem Luxembourg, ferne vom Gewühl der Hauptstadt, liegt die beinahe ländliche Wohnung David's. Über einen kleinen Hofraum gelangt man zu dem einfachen, schlichten, aber nicht uneleganten Hause des Bildhauers. In einem kleinen Stübchen, wo jeder Fleck an der Wand und auf dem Kamin mit Basreliefs, Medaillen, Büsten und Statuen alter, mittler und neuester Zeit geziert sind, wartet der Besucher meist, bis er Hrn. David angekündigt ist. Durch einen niedlichen Garten, in dem man oft den scheu, wie junge Rehe, die Fremden fliehenden beiden Kindern David's, wahren Engelköpfchen, begegnet, kommt man endlich zu den Ateliers.

David's Atelier gleicht einigermaßen einer großen Scheune, oder auch der Werkstatt eines gewöhnlichen Maurermeisters. Vier flache, hohe Mauern, die bis ans Dach reichen, und das Dachgebälke sind alle Verzierungen. Ringsum an den Wänden in halber Mannshöhe ist eine ungehobelte Breterbank, auf der Büsten, Statuen, Ent-

*) In Nr. 36 u. 37 d. Bl. theilten wir einen Aufsatz David's über Bildhauerkunst mit, auf den wir hier verweisen. D. Red.

würfe zu Kunstwerken und vollendete Meisterstücke durcheinanderstehen, und dann hier und dort in der Scheune selbst eine Drehbank, auf der ein Marmorbild den letzten Feilstrichen entgegensieht, oder auch eine halb ungestaltete, halb gemodelte Thonmasse an der Wunder größtes, die erste Menschwerdung erinnert. Das ist das ganze Geräthe, und außer diesem Nothwendigen gibt es in den Ateliers Hrn. David's meist kaum einen Stuhl, sicher keinen, auf den man sich ohne Gefahr für Rock und Kleid setzen könnte.

Als wir eintraten, war David eben mit der Modellirung eines neuen Standbildes, Ambroise Pari, beschäftigt. Er trat uns entgegen und ich stellte ihm Mad. B. und die drei Herren, die ich ihm zuführte, vor. Mad. B. sah mich etwas verwundert an, und als wir bereits eine gute Weile mit David mehre seiner Werke gemustert hatten, frug mich einer der beiden jungen Männer, die uns begleiteten: „Aber ist denn das der David selbst?" Die Verwunderung unserer Dame und diese Frage machten mich lächeln, denn ich hatte sie vorhergesehen und sie waren natürlich genug nach den Ideen, die man sich oft von pariser Künstlern und pariser Ateliers im Auslande macht, und die man mitunter auch wie bei meinem Maler-Großmogul in den untern Regionen der Kunst bestätigt findet.

Wer Abends spät oft durch die Rue d'Assas oder auch die Rue cherche-midi geht, begegnet dort mitunter einem kleinen, schlechtgekleideten oder in seinen Mantel gehüllten Manne, der langsam fortschlendernd, vor sich hin, oder besser in sich hineinschauend, seine Pfeife raucht. Das ganze Äußere dieses Mannes deutet auf nichts weniger als den großen Künstler hin, und man würde ihn etwa für einen untergeordneten Beamten der Regierung halten, der soeben aus dem Kaffeehause kommt, wo er mit seinen ehemaligen Schul- und jetzigen Bureaukameraden die sich jeden Abend wiederholende Dominopartie abgespielt hat. Die einfache Kleidung, das ungezierte herabfallende blonde Haar, die schlichte natürliche Haltung, die freundlichen Gesichtszüge David's haben auf den ersten Anblick etwas Vulgaires, etwas total Plebejisches. Nur das schöne, offene Auge, der in den Winkeln sich verfeinernde Mund und die breite Stirn deuten, wenn sich Mund und Auge beleben, auf ein tiefes Gemüth, auf edle, große Gedanken. Aber dennoch würde man selbst dann schwerlich ahnen, daß man einem der ausgezeichnetsten Bildhauer der Gegenwart gegenüberstehe. In seinem Atelier ist das aber im ersten Augenblicke noch schwerer. Das schlichte Wesen wird hier nur noch erhöht durch einen einfachen leinenen Kittel, einen oft acht Tage alten Bart, sein meist ungeregelt um den Kopf herabhängendes Haar und die vom Marmorstaube geweißten, vom Thone beschmutzten Hände. So erklärt es sich denn von selbst, daß man in ihm eher den Gesellen, den Arbeiter, als den großen Künstler zu sehen glaubt, und ich fand das Erstaunen unserer Dame, die Verwunderung meines Freundes ganz natürlich und war darauf gefaßt, weil ich schon oft bemerkte, daß David beim ersten Anblicke einen ähnlichen Eindruck hervorrief. Im Gespräche treten dann bald das tiefe Gemüth, der durchdringende Geist, mit einem Worte, der große Künstler leibhaftig hervor. Das blaue Auge belebt sich, die große Stirn verkündet den schaffenden Gedanken, der ruhige Mund den Menschenfreund und jedes Wort den denkenden Schöpfer großer Meisterwerke.

David war eben mit der Modellirung des Standbildes Ambroise Pari's beschäftigt. Pari war Militairarzt unter Karl IX. Er war Protestant, aber seine Kunst rettete ihn in der Bartholomäusnacht. „Wir dürfen Den nicht tödten, dem so Viele das Leben verdanken", sagte Karl IX.; aber die königliche Milde war nichts weniger als uneigennützig und rein menschenfreundlich, denn auch der König wußte, daß er selbst keinen bessern Arzt als ihn finden werde. Als Arzt aber übte Pari auf die Soldaten den bedeutendsten Einfluß aus und bei einer Belagerung von Larochelle war er mehr Befehlshaber als alle Generale und hielt den Muth der Soldaten durch seine Gegenwart auf den Wällen und überall, wo die Gefahr am größten war, aufrecht. Das David'sche Standbild ist großartig und schön. Daß die Formen vollendet sind, braucht man bei einem David'schen Werke kaum noch anzuführen, denn selbst seine Gegner und Neider gestehen ihm diese Formenvollendung stets zu. Aber außer der schönen Form weiß David auch seinen Werken einen eigenthümlichen Geist, eine innere Thätigkeit zu geben, die man sonst fast nie so klar in einer Bildhauerarbeit hervortreten sieht. Die Griechen und überhaupt die Alten stellten in ihren Bildhauerwerken meist den Zustand der Ruhe dar, und noch heute gibt es viele Künstler und Kunstkenner, die diese Art vorziehen. Es ist nicht zweifelhaft, daß dieselbe einfachere, schönere Formen erlaubte, daß die Auffassung und Ausführung leichter sind. Aber ist denn Formenschönheit der letzte Zweck der Kunst? Das ist die Frage, und David verneint sie in seiner Unterhaltung wie in seinen Werken. Er sagt: „Das Kunstwerk, das den Zuschauer nicht anregt, das keine Gedanken in ihm aufruft, das seine Seele nicht durch die Vergegenwärtigung großer Thaten und Ideen belebt, ist eben ein todter Stein, wenn auch die Form des Marmors noch so schön wäre. Solche Gedanken aber kann nur die That, nur das die That vergegenwärtigende Bild hervorrufen. So oft ich ein Standbild zu machen habe, studire ich meinen Helden und suche den Augenblick zu erfassen, wo er sich in seinem ganzen Ich, in seiner eigenthümlichen geistigen Thätigkeit zeigte, und diesen Moment wiederzugeben, ist dann mein Streben. So entstand der Turenne, den ich mir nicht anders denken kann, als im Augenblicke, wo er seinen Feldherrnstab in die feindlichen Schanzen schleudert; und den Augenblick habe ich darzustellen versucht. Oft ist es aber schwerer", fuhr er fort, „einen solchen bezeichnenden Moment im Leben eines großen Mannes zu finden. Der tiefste Denker und Philosoph hat selten einen solchen. Die Ruhe, das Denken sind es hier, die man zu vergegenwärtigen suchen muß, und das ist oft schwerer, als man glauben sollte. Bei Ambroise Pari hatte ich den denkenden, philosophischen Arzt und den rasch handelnden Menschenfreund zugleich

darzustellen. Deswegen versuchte ich seinem Kopfe die Ruhe des Philosophen, seinem gesenkten Blicke das tiefe Denken einzuprägen. Der ganze Körper dagegen ist in Bewegung. Er wurde eben zu einem gefährlich Kranken gerufen, geht raschen Schrittes, hält mit der einen Hand den Mantel fest, den er sich nicht Zeit genommen hat, ganz umzuwerfen, und greift mit der andern nach seinen chirurgischen Instrumenten, während er eben über den Fall, den er behandeln soll, nachdenkt. Die neben ihm liegenden Bücher deuten dann wieder den Gelehrten, die auf denselben liegenden Instrumente den Praktiker, und die Büchse hinter ihm den Vaterlandsvertheidiger an, der, wo es Noth that, selbst dem Tode ins Auge zu sehen nicht scheute."

Und wahrlich die Erklärungen, die uns David gab, waren überflüssig, denn das Standbild Ambroise Pari's sprach sie so klar aus, als der Meister es nur in Worten zu thun im Stande war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Philipp Otto Runge.

Dieser seltene Künstler, dessen Leistungen die ausgezeichnetsten seiner Zeitgenossen mit aufmunternder Anerkennung und ehrendem Beifall begrüßten, starb bereits 1810 im 34. Jahre seines edeln und darum der längsten Dauer würdigen Lebens. Daß der Tod ihn den nur zu schnell folgenden Tagen des Unheils und namenlosen Elends entzog und ihn Hamburgs Marterwochen nicht miterleben ließ, hat wol selbst in den verhängnißvollsten Tagen die Seinigen und seine Freunde über seinen Verlust nicht trösten können, vielleicht nur den Schmerz um denselben vermehrt. Hätten nicht frommer Sinn und unerschütterlicher Glaube, die wir als Grundlage dieses ahnungsvollen, sinnigen und tiefforschenden Geistes ansprechen, gerade ihn, wie oft sein wohlwollendes Herz auch bluten mochte, vor Tausenden glücklich die trübsalvollste Zeit bestehen helfen? Wenn er von dem umgebenden Jammer hinweg das Auge zum Himmel gewandt hätte, sein Blick wäre kein trotziger gewesen, nicht einmal ein fragender; auch Trost und Hoffnung brauchte er nicht am Firmamente zu holen, er hatte sie ja im reichem Maße in sich. Und hätte der Ausgang nicht am Ende doch herrlich seinen Glauben bewährt?

Welche Zeit der Stürme und des Wandels ist seit dem Beginn der künstlerischen Wirksamkeit Runge's über die Erde gegangen! Seine Periode, etwa von 1803—10, war sicher nicht geeignet, der versunkenen Kunst aufzuhelfen, im Gegentheil trat die Ungunst der äußern Verhältnisse jedem Aufschwung hemmend entgegen. Um so höher ist aber das Verdienst des Wackern anzuschlagen, den sein ältester Bruder ohne Übertreibung den ersten deutschen Künstler neuester Zeit nennt, der den von bedeutendem Erfolg gekrönten Versuch gemacht hat, der so gut als erstorbenen Kunst der Malerei ein Leben aus dem Innern heraus einzuhauchen, sie durch Unterlegung des unmittelbar aus der Natur im Gemüth aufgenommenen und verarbeiteten Stoffs auf eine neue und originelle Bahn zu lenken. Denselben Zweck verfolgten durch literarische Mittel L. Tieck, Fr. Schlegel und mehre mit ihnen verbundene Freunde; der jedem tüchtigen Streben mit Rath und That entgegenkommende Goethe ließ es an Aufmunterung nicht fehlen; selbst Görres, den damals weder politische noch religiöse Leidenschaften verdlendeten, der aus den tiefen Schachten seines Geistes gediegenes Gold zu Tage förderte, führte 1808 die Radirungen der nach Runge's unter dem Namen der „Tageszeiten" bekannten vier großen allegorischen Darstellungen mit Prophetenstimme beim Publicum ein. Des Künstlers Farbenlehre, die 1810 unter dem Titel: „Farbenkugel, oder Construction des Verhältnisses aller Mischungen der Farben zueinander" u. s. w. erschien, versah Henrich Steffens mit einer „Abhandlung über die Bedeutung der Farben in der Natur".

Nur zum kleinsten Theil sind die Productionen des Künstlers, dessen Bedeutsamkeit ein längeres Leben unendlich gesteigert haben würde, öffentlich bekannt worden. Seit Jahrzehnden schon ist von Runge's schriftlichem Nachlaß die Rede, der um so wichtiger und interessanter erscheinen muß, als der Künstler unsers Wissens außer der nur erwähnten „Farbenkugel" nichts dem Drucke übergeben hat. Den Buchhändler Fr. Perthes, zu dessen Verfügung schon seit längerer Zeit die nachgelassenen Schriften seines verewigten Freundes gestellt waren, hielt bisher eine gewisse Pietät von deren Veröffentlichung ab, obgleich er sich selbst sagen mußte, daß er Unrecht thue, der Welt so Werthvolles vorzuenthalten. Früher, als sonst wol geschehen wäre, gebietet ein trauriges Ereigniß jede Bedenklichkeit schweigen zu lassen: des Künstlers ältester Sohn, Otto Sigismund Runge, ein talentvoller und fleißiger Bildhauer, stirbt in Folge seiner Anstrengungen bei Ausschmückung des Winterpalastes mit Werken seiner Kunst im März vorigen Jahres in Petersburg, und hinterläßt eine Witwe und einen Sohn im zartesten Alter. Zum Besten dieses Sohnes bestimmt nun Hr. Perthes den Ertrag des geistigen Nachlasses seines Großvaters, den des Letztern ältester noch lebender Bruder gesammelt und zum Druck vorbereitet hat.

Die Einladung zur Subscription ist erschienen. Es muß uns daher hier genügen auf dieselbe und die darin aufgenommene Inhaltsangabe zu verweisen, die jeden nicht oberflächlich Gebildeten zeigen wird, welche Fülle großer und tiefer Ansichten und Erörterungen über Leben und Kunst im Allgemeinen und gedankenvoller künstlerischer Conceptionen in diesen „Hinterlassenen Schriften" von Runge niedergelegt sind. Auch die Rubriken: Phantasien und Märchen — zwei der letztern haben den Weg in Grimm's „Kindermärchen" gefunden — und die Auswahl von Briefen an die Seinigen, seine Freunde, Mitkünstler, an berühmte Dichter und Gelehrte, wie Arnim, Brentano, Görres, Schelling, Schlegel, Tieck u. A., sowie Schreiben dieser an unsern Künstler werden des Unterhaltenden und Interessanten genug bieten. Die Beisteuer des Herausgebers wird endlich zum nur zu lange verschobenen Abschluß über das Leben und die künstlerische Wirksamkeit seines achtbaren Bruders verhelfen. Das Bildniß Philipp Otto Runge's und einige, größentheils verkleinerte Zeichnungen nach dem Künstler in Steindruck von Otto Speckter sollen dem Werke beigegeben werden.

Wir wünschen schließlich, daß außer Denen, welche ihr Beruf und das künstlerische Interesse zunächst an den Runge'schen Nachlaß führen, noch eine große Zahl anderer Gebildeten der wohlwollenden Absicht des ehrenwerthen Verlegers entgegenkommen und sich in den Besitz eines Werkes setzen mögen, dessen gediegener Inhalt sie mit Achtung und Liebe für den als Mensch und Künstler in gleichem Grade ausgezeichneten Mann erfüllen wird, der noch Alles besitzt, was so viele Neuern verloren und sich zum Theil sogar des Verlustes rühmen. 63.

Öffentlicher Unterricht in Rußland.

Während man uns die politische Protection Rußlands in Büchern anträgt, erscheint soeben in Hamburg ein „Bericht an Se. kaiserliche Majestät von Rußland über das Ministerium des öffentlichen Unterrichts für das Jahr 1838", in dem wir Aussicht auch auf eine wissenschaftliche Reaction und Refluenz von dem großen Reich in Osten erhalten. Das nachahmende System, heißt es darin, an das die Ausländer Rußland für immer gefesselt wähnten, verschwindet allmälig, und die Fremden sind erstaunt, daß man dort sein eigenes Leben führt, nach eigenen Principien athmet und eigene Bestimmung sucht, ohne dabei die Vortheile der allgemeinen Bildung einzubüßen und

auf der Bahn der Wissenschaften zurückzubleiben. Die Fortschritte der gelehrten Bildung unter geborenen Russen sind den Ausländern auch nicht entgangen; die glänzenden Data dieser Veränderungen sind über die Grenzen gedrungen und haben das leichtsinnige Urtheil der Ausländer theils in Unglauben verwandelt, theils in überdachte Prüfung dieses unerwarteten Ganges der Dinge. Bei den reißenden Fortschritten der russischen Civilisation ist zu erwarten, daß, wie man in einigen Jahren von Abhängigkeit zur Emancipation gelangt ist, so auch in ebenso kurzer Zeit der Schritt zur Rückwirkung auf die frühern Bedroher der nationalrussischen Cultur werde gemacht werden; und diesem Erfolge wird das Resultat jener überdachten Prüfungen dieses erfreulichen Ganges der Dinge bei den Ausländern entgegenkommen, die natürlich nicht ermangeln können, zur Aufnahme des Wohlgeprüften sich geneigt zu finden. Dies ist am meisten von den Deutschen zu hoffen, die sich nie müßig zeigten, wo es galt ausländischen geistigen Gütern die Schlagbäume zu öffnen. So wie früherhin die deutsch-russischen Provinzen die Vermittler der deutschen Bildung für Rußland wurden, so werden sie bald umgekehrt Vermittler der russischen Civilisation für Deutschland werden. Zur Zeit sieht man in dem Berichte noch die traurigen Einflüsse der frühern Zeiten, die alle Lehranstalten mit deutschen Docenten überflutteten; man kann aber von der Regierung erwarten, daß sie künftig vorzugsweise russische Gelehrte befördern und die deutschen nicht allein in Gesinnung, sondern selbst bis auf ihre Namen in russische umformen werde. Zu diesem Ziele deuten die Fortschritte der russischen Sprache offen hin, die in dem Berichte gerühmt werden; außer der Astronomie, der Naturkunde, der Technologie gibt es offenbar keinen Zweig des Unterrichts und der Wissenschaft, der sich so augenscheinlich wohlthätiger Fürsorge und großer Freigebigkeit in Rußland zu erfreuen hätte. In den Gouvernements Wilna und Grodno, bis unter die Tataren in Taurien, besonders aber in den deutschen Provinzen werden in Unzahl Bücher zur Erlernung der russischen Sprache verbreitet und unentgeltlich an die Bedürftigen vertheilt; jedem Studirenden ist diese Sprache zur Pflicht gemacht. So sieht man mit Freude sich den echt russischen Nationalsinn unter allen Stämmen des Reichs verbreiten und es gehört zu den allgemeinen Erscheinungen, daß russische Geschichte und Alterthümer unter der väterlichen Aufsicht der Regierung angebaut werden, und zu den „seltenen aber angenehmen", daß selbst in hebräischer Sprache eine Geschichte von Rußland publicirt ward. Wie sehr die Zustände des öffentlichen Unterrichts die Achtsamkeit der Deutschen verdienen, übersehe man zu überdachter Prüfung nur aus einigen Angaben, die wir aus dem Berichte entheben, der wie alle russischen Berichte bekanntlich im höchsten Grade glaubwürdig und wol selbst übertrieben bescheiden und zurückhaltend ist. In dem ungeheuern Reiche erfreuen sich auf den gesammten öffentlichen und Privatlehranstalten beinahe 100,000 Zöglinge beiderlei Geschlechts des Unterrichts! Auf den sechs oder sieben Universitäten studiren 2700 Jünglinge, also noch mehr als Berlin in den günstigsten Zeiten in seinen Mauern gesehen hat. Der petersburgische Lehrbezirk, der aus sechs Gouvernements besteht, hat 9 Gymnasien, 50 Kreisschulen, 104 Pfarrschulen und 100 Privatschulen, während in der Stadt Berlin nur 5 Gymnasien und etwa 250 sonstige Schulen sind. Der besondern Aufmunterung und Unterstützung des Kaisers scheinen sich (nach S. 22 des Berichts) zwei sich auszeichnende Knaben im Reiche zu erfreuen. Selbständige Werke erschienen in Rußland 1838 im Ganzen 777, die nach der sorgfältigsten Zählung 9222¼ Druckbogen enthalten; 51 periodische Schriften, 4447¼ Druckbogen stark. Aus dem Auslande wurden 500,000 Bücher eingeführt. Man begreift, daß diese auswärtigen Bücher den Censurbehörden am meisten zu thun geben; das im Inland Erscheinende nimmt nicht so viel Kräfte in Anspruch, und es gehört offenbar zu den angenehmen Erscheinungen, daß in Minsk und Grodno die Censoren wegen mangelnder Beschäftigung eingegangen sind, was voraussichtlich immer weniger selten werden dürfte. Solche leicht zu ordnende Zustände kreuzen sich nach unserm Berichte mit sehr schwer zu ordnenden in andern Zweigen, wo genauere Aufsicht und Fortschritt mit der Zeit nöthiger ist. Von allen europäischen Staaten, in denen man immer von Accommodation an die Zeit und ihre Bedürfnisse spricht, hat kein einziger nur irgend vergleichbare Einrichtungen, die den feinsten Nuancen der jeweiligen Zeiterfodernisse einen so minutiösen Einfluß in die Schulanstalten gestatten, wie man ihn kaum in den beweglichsten und zu Veränderungen geneigtesten Republiken finden würde. Auf den Gymnasien ist kein gemeinsamer Lehrplan, der wie in Preußen alle über einen Leisten behandelte. Auf jedem einzelnen Gymnasium ist kein dauernder Lehrplan; der im dorpatschen ist auf ein Jahr allergnädigst verlängert worden. Anstalten von der Wichtigkeit wie Seminarien werden nur termin- und versuchsweise eingerichtet (S. 65). Je nach dem Bedürfnisse führt man die griechische oder deutsche Sprache ein, oder ersetzt die eine mit der andern. Man bevorzugt am rechten Orte die technischen Wissenschaften und alles Praktische. Welches deutsche Gymnasium könnte sich rühmen Realabtheilungen und technische Wissenschaften zu besitzen, Gesetzkunde und gerichtliche Praxis zu lehren? (S. 17, 29 fg.) Welche deutsche Realschule lehrte die schönen Wissenschaften, wie hier vorschriftmäßig geschieht? und welche deutsche Vorschrift fügt die weise Beschränkung bei, daß die schönen Wissenschaften auf den Realschulen nicht weiter sollten gelehrt werden, „als sie sich unmittelbar auf die technischen Wissenschaften beziehen"? In der That, so wenig dieser Bericht enthält, so sieht man doch hinlänglich, wie wichtig und der Aufmerksamkeit werth er ist. Wir schweigen von so vielen andern beherzigenswerthen Einrichtungen, zu denen sich hier die Winke finden, z. B. daß die künftigen Lehrer nicht zu diesem Berufe sich vorbereiten, sondern vorbereitet werden, in Professoreninstituten und sonst; daß die Privatlehranstalten nicht ihrer freien Willkür überlassen sind; daß über die Bauernschulen jährlich von den Gouvernementsadelsmarschällen berichtet wird, und was dergleichen Vorschriften mehr sind, die überall in einem und demselben Geiste verfaßt sind: dem Volk einen sichern und bedächtigen Fortschritt in der Civilisation zu versprechen, besonders aber auf dem gewonnenen Standpunkte fest zu verharren. 64.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 113. —— 22. April 1840.

Die Ateliers des Bildhauers David.

(Fortsetzung aus Nr. 112.)

Über der Statue Pari's war das Modell eines kolossalen Monuments zum Andenken eines Generals Gobert. Seine Vaterstadt will ihm dasselbe setzen. Gobert war einer der Krieger der Revolution und des Kaiserthums, wie diese deren so viele gezeugt haben. Auf den Basreliefs des Piedestals stellt David seine Kriegsthaten in Italien, Haiti, Spanien und Deutschland dar und geht in diesen Basreliefs weiter, als je vor ihm ein Künstler zu gehen gewagt hätte, indem er bis zu sechs Lords perspectivisch, Einer hinter den Andern, aufstellt. In diesen Basreliefs ist ein Leben, eine Handlung, eine Menschenmenge, eine Perspective, wie man sie wol in Gemälden, aber fast nie auf den Stein gehauen findet.

Das Hauptmonument ist endlich eine Reiterstatue des Generals. Und abermals keine stolze, prunkhafte Paradestellung, wie sonst die der unendlichen Mehrzahl dieser Standbilder. David stellt den General Gobert in dem Augenblicke dar, wo er in Spanien von einem Guerilla todtgeschossen wird. Die Kugel hat ihn eben getroffen. Das Pferd, durch den Schuß erschreckt, bäumt sich und der Reiter zieht krampfhaft die Zügel an, während er im Begriff ist, vom Pferde zu fallen. Rückwärts gebeugt, zeigt die ganze Figur die letzten Anstrengungen des scheidenden Lebens und gab dem Künstler Gelegenheit, die schönsten Wendungen und die kecksten Bewegungen des Körpers darzustellen. Unter dem vordern Theile des Pferdes liegt der Guerilla, der den General getödtet hat, mit der einen Hand auf die Erde gestützt, in der andern sein Gewehr haltend. Er unterliegt, aber er ist nicht besiegt. In seinen Zügen sind der edelste Muth, der tapferste Widerstand, die festeste Entschlossenheit ausgedrückt. Man sieht es ihm an, daß er, augenblicklich unterliegend, sich bald genug wiedererheben wird. Er ist der Held des Kunstwerkes; David, gegen den wir diese Ansicht aussprachen, antwortete ruhig lächelnd: „J'aime les peuples, qui luttent contre la tyrannie." Für einen Franzosen, die in Menge noch immer durch die Glanzepoche des Kaiserthums geblendet sind, ist es schon viel, wenn er nur zugibt, daß Napoleon kein Recht auf Spanien hatte; denn selbst die verständigern Franzosen finden, wenn sie auch das innere Unrecht einsehen, das Napoleon gegen Spanien begangen hat, Gelegenheit, ihn zu entschuldigen und zu zeigen, wie die französische Eroberung ein Glück für Spanien gewesen, wie das spanische Volk durch dieselbe aus seinem vielhundertjährigen Schlummer erwacht und zu einer neuen Lebensthätigkeit erstarkt sei. Als ob die Lava, die zerstört, und die dann später dem Boden, den sie ausgebrannt, eine neue Thätigkeit gibt, an und für sich eine Wohlthat zu nennen sei.

David bezeichnet die Napoleon'schen Heldenzüge ohne Umstände als eine Tyrannei und fragt wenig darnach, ob das dem Ohre seiner Landsleute gut oder schlecht klinge. Was ihm aber mehr als allen Andern ein Recht hierzu gibt, ist, daß er selbst, als Napoleon noch in seinem vollen Glanze aufrecht stand, ein ähnliches Urtheil über ihn sprach. Damals noch ein schlichter Steinhauer, mußte er im Tagelohne arbeiten und wurde von seinem Meister dazu verwendet, die Verzierungen an dem neuen Flügel des Louvre auszumeißeln. Napoleon nahm hier oft die Arbeiten in Augenschein, und alle Mitgesellen David's verließen, so oft der Kaiser die Säle des Louvre durchzog, ihre Gerüste, um einen Blick des großen Kriegers im Vorübergehen zu erhaschen. Nur David arbeitete ruhig fort und wurde oft der Gegenstand der Neckereien seiner Mitgesellen. C'est un homme comme un autre, war seine hochverrätherische Antwort, während er seinen noch hochverrätherischern Gedanken: c'est un tyran, unterdrückte. Der Sturz Napoleon's aber berührte ihn wie ein Unglück Frankreichs, weil er nicht zu einem Besserwerden führte, weil Fremdherrschaft an die Stelle seiner nationalen Tyrannei trat und überhaupt der Stolz und die Macht Frankreichs gebrochen waren. Zu derselben Zeit war David nach England gegangen. Er hatte schon vielen Ruf, aber war noch immer reicher an Lorbern als an Geld. Damals bot man ihm in England große Summen, wenn er ein Siegesdenkmal für die englische Armee durch seinen Meißel verschönern wolle. Keine Macht der Welt und selbst die Noth war nicht im Stande, ihn hierzu zu bewegen, und so sah er sich bald genöthigt seine Kleider zu verkaufen, um sich nur wieder nach Frankreich überschiffen lassen zu können.

Doch zurück in die Ateliers David's. Auf jener an den Wänden angebrachten Breterbank standen eine Menge Skizzen, Entwürfe, und unter andern die Armand Car-

rel's, Talma's, Gutenberg's u. s. w. Carrel's Statue ist das Einfachste, was ich in dieser Art gesehen habe. Der neumodische Frack, die glatte Hose des 19. Jahrhunderts werden sonst als höchst unkünstlich verschrien. Nach fünfhundert Jahren werden sie so poetisch sein wie die Kleider der Ritter und selbst der Mantel der Römer. Nur das Nackte ist schöner als alle Faltenwürfe und Kleider aller Zeiten. Aber wo einmal das Nackte nicht anwendbar ist, da sollte man sich an das Costum der Zeit für Zeitgenossen halten. Und dann ist eben das Costum unserer Zeit in seiner Einfachheit charakteristisch und am Ende wenigstens ebenso schön, wenn nicht schöner als das der Ritter des Mittelalters. Wer aber einem Manne des 19. Jahrhunderts eine römische Kleidung, eine das Nackte zwar befördernde, aber den Gegenstand ins Lächerliche ziehende Toga um die Schultern wirft, ist gerade so klug wie die Künstler des Zeitalters Ludwig's XIV., die sich einen Amor nicht anders als mit der unvermeidlichen Alongeperücke denken konnten. Das Schönste in dieser Art ist unstreitig jener nackte Voltaire in der Bibliothek des Instituts zu Paris, den man, um recht treu zu sein, in seiner auszehrenden Magerkeit darstellte, sodaß man ihm alle Rippen im Leibe zählen kann. Eine größere Satire auf Diejenigen, die stets die Darstellung des Nackten predigen, gibt es nicht, als dieser sehr ernst gemeinte nackte Knochenmann Voltaire. Das David'sche Denkmal Carrel's, im Frack und schlichter Hose dargestellt, ist ein Beweis, wie wenig diese Bekleidung den wahren, tüchtigen Künstler verhindert, seinem Gegenstande Ernst, Würde und monumentalisches Ansehen zu geben. Wer auch von Carrel nicht ein Wort gehört hätte, muß vor diesem Standbilde, vor dem edeln, gebieterischen Blicke, vor der Ruhe und dem Ernste in allen Zügen, vor dieser freien Stirn, dieser einfachen und doch so stolzen, Gleichgewicht und Selbstbewußtsein lebendig aussprechenden Stellung ahnen, daß er vor dem Bilde eines ausgezeichneten Mannes, eines Elitengeistes steht. Und das ist am Ende Alles, was die Kunst zu erreichen streben kann.

Der Entwurf zur Statue Talma's, die in der Vorhalle des Théâtre français aufgestellt ist, bekundet eine andere Auffassung. Das Nackte war hier möglich, gegeben, denn Talma trat meist in Rollen aus der Römerzeit auf, und scheute sich nicht selbst auf den Bretern seine unbedeckte Brust, seine nackten Arme zu zeigen. David hatte ihn nicht in dieser oder jener Rolle darstellen wollen, sondern im Allgemeinen, wie er mit einem römischen Mantel behangen über seine Rolle nachdenkt, vielleicht wie er zuerst den kecken Gedanken faßte, die hergebrachten Ziererein der alten Schauspielerkunst vor den Kopf zu stoßen und, das Vorurtheil verachtend, in der Römerwelt als Römer zu erscheinen. Das Gesicht ist voller Ausdruck, das Nackte schön geformt, der Faltenwurf keck und natürlich. Und doch gestehe ich gern, daß mir dieser Talma von allen David'schen Werken am wenigsten gefällt, und vielleicht gerade das Nackte mag davon Ursache sein. Talma als Mensch, als Künstler gehört dem 18. und 19. Jahrhunderte an, und seine Rolle war doch am Ende nicht auf eine Scene aus einer Römertragödie beschränkt.

In dem Denkmale Gutenberg's, das David für Strasburg entworfen hat, tritt dann der Künstler wieder in seiner ganzen eigenthümlichen Art hervor. Gutenberg, in dem schlichten langen Gewande seiner Zeit, steht einfach und ruhig neben einer Presse, aus der er eben den ersten Druckversuch hervorgezogen hat. Er hält das Blatt, es beschauend so, daß die gedruckte Seite auch dem Zuschauer sichtbar ist, in beiden Händen. Und auf diesem Blatte steht: Et la lumière fut! Diese Worte allein sind ebenso viel werth als manches Kunstwerk der tüchtigsten Künstler. David ist ganz besonders glücklich in solchen Lichtpunkten. Selten geht ein Werk aus seinem Atelier hervor, auf dem er nicht einen ähnlichen eingemeißelt, auf dem er nicht in ein paar Worten, in einem Attribute einen großen Gedanken zu verewigen gesucht hat. So sah ich in Rouen einen Genius des Handels von ihm, der eine Wage der Gerechtigkeit in der Hand hält, durch die er gegen die Idee des Alterthums, die aus dem Gotte des Handels auch den des Diebstahls machte, protestirte. Jener Guerilla in dem Gobert'schen Monumente ist ein ähnlicher Gedanke, eine Protestation gegen die Unterdrückung, die Frankreich sich gegen ein anderes Volk erlaubte. Auf dem Fußgestelle Ambroise Paré's steht: Je les pensais, Dieu les guérissait. Doch wozu vorgreifen, wir werden noch oft auf Ähnliches in seinem Atelier stoßen.

(Der Beschluß folgt.)

Zur Kritik der Geschichte der Pulververschwörung.

Es ist über die Pulververschwörung in den zwei Jahrhunderten, welche seitdem verflossen, so viel geschrieben worden und die reiche Literatur über diesen Gegenstand erst kürzlich wieder durch eine in den Thatsachen vollständige, übrigens jedoch wenig empfehlenswerthe Darstellung von Thomas Lathbury unter dem Titel: „Guy Fawkes; or a complete history of the Gunpowder-treason" vermehrt worden, daß es unsere Absicht nicht sein kann, den historischen Verlauf der Begebenheit selbst hier auseinanderzusetzen; dagegen dürfte es nicht unangemessen sein, auf die wahren Ursachen und Veranlassungen, welche das Ereigniß herbeiführten, auf die Beweggründe, welche die in die Verschwörung verwickelten Personen vorzugsweise bestimmten, sowie auf einige weniger bekannte, oder bisher nicht genugsam beachtete Umstände, welche dieselbe begleiteten, aufmerksam zu machen. Auskunft und Belehrung gewährt in dieser Hinsicht weniger das soeben angeführte Werk, das wenngleich das jüngste, doch in einem sehr altmodischen und stockthеologischen Geiste geschrieben ist, als vielmehr Soames' treffliche Geschichte Elisabeth's, dann des Dr. Short Geschichte der englischen Kirche, in welcher namentlich über den damaligen socialen Zustand des Landes schätzbare Nachrichten gegeben werden, und Jardine, der von allen auf den Vorfall bezüglichen Originalurkunden eine genaue Analyse mitgetheilt hat. Man gelangt durch diese Schriftsteller zu der Überzeugung, daß gemeinsamer Groll wegen erlittenen Unrechts die Verschworenen vereinte und zu dem rasenden Beginnen trieb. Unter Elisabeth, die sich gegen die Katholiken indeß im Fall der Nothwehr befand, wie Einer, der auf seinem Pfade jeden Augenblick den Ausbruch eines Hinterhalts zu fürchten hat, waren dieselben mit großer Strenge, ja selbst mit Härte behandelt worden; aber ge-

wiß nicht aus religiösen, sondern rein aus politischen Gründen. Ihre Legitimität war selbst in den Augen mancher Protestanten verdächtig: wie viel weniger mußten die römischen Katholiken, die die Gültigkeit keiner von bürgerlicher Gewalt vollzogenen Ehescheidung zugestehen, geneigt sein, Anna Boleyn als Heinrich's VIII. rechtmäßiges Weib und ihre Tochter als rechtmäßige Erbin seines Throns anzuerkennen! Ein standhafter und gewissenhafter Katholik konnte daher in den Augen der Elisabeth'schen Regierung nur als Hochverräther erscheinen, weil ein solcher dieselbe blos für factische Gewalt ansah, einen Rechtstitel ihr nicht zugestand. Daher die schwere Verfolgung gegen alle Diejenigen, welche die geistliche Suprematie des Papstes anerkannten und die der Krone leugneten, oder den in dieser Hinsicht vorgeschriebenen Eid (Oath of supremacy) verweigerten, und zwar nicht blos gegen Geistliche, sondern ebenso wohl gegen Laien, deren Anhänglichkeit an ihren Glauben, unter den damaligen Umständen freilich immer mit gewichtigen politischen Momenten verknüpft, mit den schwersten Geld- und Gefängnißstrafen geahndet wurde. Im letzten Regierungsjahre der Königin betrug die Summe der von Katholiken erhobenen und in die Schatzkammer geflossenen Geldbußen allein 10,333 Pf. 9 Sh. 7 P., und wie man systematisch darauf ausging, widerspenstige Katholiken ausfindig zu machen, wie wenig Delicatesse die Königin selbst in diesem Punkte zeigte, das geht aus dem Schreiben Topcliffe's, eines von der Regierung zum Ausspüren hartnäckiger Katholiken gebrauchten Agenten, an den Earl von Shrewsbury vom 30. Aug. 1578 hervor. Wir erfahren daraus, daß Edward Rookwood, der Besitzer von Euston-Hall, etwa 14 Tage, nachdem die Königin ihn persönlich besucht und sich gastlich von ihm hatte bewirthen lassen, mit noch acht andern Edelleuten „wegen eingefleischten Papismus" verhaftet und eingekerkert wurde. Durch die ihm auferlegten Geldbußen wurden hierauf seine Vermögensumstände so zerrüttet, daß seine Besitzungen verkauft werden mußten. Was Wunder, daß Ambrosius Rookwood, ein Vetter des unglücklichen 1598 im Gefängniß von Bury St.-Edmund gestorbenen Mannes, sich 1605 unter den 12 Verschworenen befand! Jeder von ihnen hatte ganz auf die nämliche Weise entweder ihm selbst oder seiner Familie zugefügtes Unrecht zu rächen. Was die durch langen Druck und Verfolgung Gereizten noch mehr erbitterte, war die Täuschung, welche Jakob I. den Katholiken bereitete. Seine Mutter wurde von den Katholiken für eine Art Märtyrin angesehen, für ihn war nicht, wie für seine Vorgängerin, die Nothwendigkeit vorhanden, auf dem Suprematseide zu bestehen, da seine Legitimität sich nicht anfechten ließ, die Königin endlich war der katholischen Religion im Herzen zugethan und, wie aus einer Depesche des französischen Gesandten v. Beaumont hervorgeht, bereit Alles dafür zu thun, bis zu dem freilich gescheiterten Versuche, ihren Gemahl zu bekehren: die Katholiken durften also hoffen, ein milderes System an die Stelle der streng gehandhabten Strafgesetze eingeführt zu sehen, um so mehr da der König selbst sie in diesen Hoffnungen bestärkte. Die Handlungen seiner ersten Regierungsjahre entsprachen seinen Versicherungen. Die Geldbußen, welche 1602 über 10,000 Pf. Sterl. betragen hatten, sanken 1603 plötzlich auf 300, im folgenden Jahre sogar auf 200 Pf. herab. Aber des Königs Sinn war unbeständig und veränderlich, die anfänglich gegen die Katholiken geäußerte Milde verwandelte sich bald in drückende Strenge, und im J. 1605 betrugen die von ihnen erhobenen Strafgelder schon wieder über 6000 Pf. Sterl. Den Grund dieser Sinnesänderung findet der bereits angeführte Gesandte in der Beschuldigung der von ihm durch harte Gesetze gereizten Puritaner, er sei im Herzen Katholik; um dieselbe als nichtig und grundlos zu erweisen, habe er sich plötzlich wieder dem System der Strenge zugewandt, von dem die Katholiken sich eine Zeitlang befreit gesehen hatten. Merkwürdig ist, daß, nach dem nämlichen Gesandtschaftsbericht, zur Zeit dieser Systemsänderung der König mit der päpstlichen Curie in einer geheimen Unterhandlung begriffen war, die nichts Geringeres beabsichtigte, als ihn selbst zum Übertritt in die katholische Kirche oder wenigstens zu der Einwilligung zu bewegen, daß sein ältester Sohn im römischen Glauben erzogen würde. Clemens VIII. hatte nämlich viel Vertrauen zum König, und hoffte denselben, wenngleich jene Unterhandlung sich zerschlug, zuletzt noch günstig für die Katholiken zu stimmen. Darum zogen ihn auch später die Verschworenen nicht ins Geheimniß, was sie überhaupt mit keinem auswärtigen Hofe gethan haben.

Die Häupter der englischen Katholiken, als sie die mehre Jahre gehegten Erwartungen plötzlich getäuscht sahen, als die Geldbußen von ihnen nicht nur mit der alten Schärfe wieder eingetrieben, sondern auch die Rückstände der frühern Jahre mit unbarmherziger Strenge nachgefodert wurden, mußten auf verzweifelte Mittel sinnen, um so mehr, da die Reise Eines von ihnen, des Mitverschworenen Winter, nach den Niederlanden, welche zum Zwecke hatte, den damals mit Abschluß eines Friedensvertrags zwischen Spanien und England beschäftigten spanischen Constabel Velasco zur Auswirkung eines günstigen Artikels für die englischen Katholiken zu bewegen, sich vergeblich erwiesen hatte und Sicherheit sich auf keinem andern Wege als auf dem der äußersten Gewalt mehr erwarten ließ. Was die Bedrückten besonders schmerzte, schon wegen des dadurch gekränkten Nationalvorurtheils, war der zur Gewalt gefügte Hohn, indem nach dem ausdrücklichen Zeugniß des französischen Gesandten Beaumont in einer Depesche vom 1. Juni 1605 hungrigen Höflingen, welche Jakob mit aus Schottland gebracht hatte, die Bußen als Gnadengeschenke überwiesen und reiche, wegen Verweigerung des Suprematseides darein verfallene Katholiken ihnen zur Eintreibung der Strafgelder überlassen wurden, die sie natürlich mit allem denkbaren Übermuthe vollzogen. Unter solchen Umständen wurde man auch zu der tollsten und verzweifeltsten That bereit, jede neue Härte verstärkte diese Stimmung und namentlich trug folgender Umstand dazu bei, alle Aussicht auf friedliche Abhülfe des Nothstandes zu vernichten und die Erbitterung der Unterdrückten auf den höchsten Grad zu steigern. Auf den Assisen zu Manchester 1604 waren mehre römische Missionarien verurtheilt worden und der vorsitzende Richter hatte bei dieser Gelegenheit, außer andern Schmähungen, erklärt, daß Jedermann, der bei einem Jesuiten oder Seminarpriester Messe höre, des Hochverraths schuldig wäre. Wegen dieses Vorganges reichte ein angesehener Katholik, Pound, aus Lancashire, dem Könige eine Bittschrift ein, in welcher er sich über Verfolgung der Katholiken zu beklagen wagte. Er wurde für diese Kühnheit vor die Sternkammer gezogen, zu unbestimmter Gefängnißstrafe, zweimaliger Ausstellung am Schandpfahle und einer Geldbuße von 1000 Pf. verurtheilt. Die Verschwörung war nun reif. Der erste Gedanke dazu war von Catesby gefaßt worden, der namentlich unter Elisabeth viel gelitten hatte. Er theilte denselben hierauf zwei Freunden, Wright und Winter, mit. Guy Fawkes, den der Letztere von seiner niederländischen Reise mitgebracht hatte, und Thomas Percy wurden zunächst, in Catesby's Wohnung, ins Complott gezogen, und als alle fünf sich gegenseitig Treue und Verschwiegenheit geschworen hatten, hörten sie Messe und nahmen das Abendmahl bei einem Jesuitenmissionnair Gerard, doch ohne denselben, wie Fawkes und Winter nachher einstimmig und feierlichst versichert haben, ihr Vorhaben merken zu lassen. Dagegen scheinen sie, im Sommer 1605, als der Verschwörung schon mehre Andere beigetreten waren, wie Robert Keyes, der Sohn eines protestantischen Geistlichen, den seine Mutter im katholischen Glauben hatte auferziehen lassen, John Grant, Robert Winter und Thomas Bates, zwei andern Geistlichen, den Jesuiten Garnet und Greenway einen Wink gegeben zu haben. Wie weit indeß diese dadurch eingeweiht wurden und ob es überhaupt geschah, ist durchaus nicht mit Genauigkeit zu bestimmen. Gegen Ende Septembers (1605) wurden noch Sir Everard Digby, Ambrose Rookwood und Francis Tresham gewonnen, alle Familien angehörig, welche wegen Verweigerung des Suprematseides schwer gelitten hatten. Wer an den Ein-

Fluß einer höhern Leitung auf die menschlichen Angelegenheiten glaubt, dem muß es scheinen, daß der Zuletztgenannte der Verschworenen nur deshalb unter Elisabeth mit dem Leben davonkam, daß er wegen seiner Theilnahme an dem, man weiß nicht, ob man sagen soll tollen oder räthselhaften, Aufstande des Grafen Essex verwirkt hatte, um jetzt zum Werkzeuge zu dienen, wodurch diese gräßliche Verschwörung vereitelt wurde. Denn er war es, der Monteagle das Geheimniß verrieth und ihm den Warnungszettel zusandte. Der französische Bericht über das Complot im Staatsarchive nennt ihn ganz bestimmt; Dasselbe thun der Jesuit Greenway und die Geschichtschreiber Bartoli und Juvencius. Jardine führt außerdem die genauesten und merkwürdigsten Umstände an, wodurch jene Angaben über allen Zweifel erhoben werden. Monteagle war Tresham's Schwager, war mit ihm und Winter in den Aufstand Essex's verwickelt gewesen und hatte während der letzten Regierungsjahre der Königin Elisabeth mit dem Könige von Spanien einen verrätherischen Briefwechsel geführt. Wahrscheinlich war es Tresham nicht blos darum zu thun, seinen Verwandten und Freund zu retten, wie gewöhnlich erzählt wird, sondern das ganze Complott, in dessen Geheimniß er als eine zuverlässige Person sich einzuschleichen gewußt hatte, zu vernichten. Die Zusendung und Überreichung des Billets gleicht ganz einem zuvor verabredeten Spiel, das seinen Verrath verschleiern oder wenigstens den wahren Weg verdecken sollte, auf welchem die Regierung zur Kunde von der Verschwörung gelangt war. Es ist in der That schwer, in dem Empfang des Schreibens eine im voraus veranstaltete Scene zu verkennen. Monteagle hatte sich am Morgen nach seinem Wohnhause in Hoxton begeben; hierauf wurde ihm mitten unter seinem Hauspersonal ohne alle Heimlichkeit oder Vorsicht der Brief überreicht; er gab denselben an Thomas Ward, einen vertrauten Freund der Verschworenen und der Mitwissenschaft verdächtig, um ihn laut vor allen Anwesenden vorzulesen. Ward benachrichtigte am folgenden Morgen Winter und Catesby von dem Schreiben und drang in sie, nach Flandern zu entfliehen. Monteagle's Dienste wurden durch einen bedeutenden Jahrgehalt belohnt.

Daß die Regierung wohl wußte, den Häuptern der Katholiken sei nur durch Einführung eines Spions in ihren undurchdringlichen Kreis beizukommen, und sich dieses Mittels bedient haben wird, darauf deutet eine Äußerung des Erzbischofs von Canterbury (Bancroft), gethan zu einer Zeit, als der Proceß des vorhin genannten Pound die größte Spannung hervorgebracht hatte und von der dumpfen Verzweiflung der Katholiken nichts Gutes zu erwarten war. „Da kein Katholik den andern verräth", sagte er, „so meine ich, daß man, um etwas von ihnen herauszubringen, einen Judas unter sie einschieben müsse." Daß aber Tresham dieser Judas war, daß er sich von der Regierung als Werkzeug gebrauchen ließ, das wird dunkel in einem Schreiben angedeutet, in welchem der Aufseher des Towers dem Earl von Salisbury Tresham's Tod anzeigt. Dieser starb nämlich im Tower, ehe die Verschworenen zum Verhör gebracht waren. Wie und woran? wird nicht gesagt; der Briefsteller zeigt sich aber besorgt, daß der Leichnam den Freunden des Verstorbenen zu Gesicht kommen möge, und trägt deshalb auf ein schleuniges Begräbniß an. Besonders merkwürdig ist die Stelle, für Tresham sei, wenn er seine Krankheit überstanden hätte, der Gang der Justiz keineswegs zu fürchten gewesen. Alle seine Freunde hätten die feste Überzeugung gehabt. Eine dunkle, eine schwarze Ahnung muß hier in Jedem aufsteigen. Die Ermordung des Sir Thomas Overbury beweist hinlänglich, wie wenig man sich unter Jakob I. ein Gewissen daraus machte, sich lästiger Gefangenen auf dem kürzesten Wege zu entledigen. So bekannt die Pulververschwörung ist, hielten wir diese Bemerkungen und Notizen doch für mittheilungswerth. 19.

Literarische Notizen.

In Paris erschien: „La colonne Napoléone et le camp de Boulogne", worüber ein französisches Journal folgende Bemerkungen macht: „In dieser Schrift herrscht ein wahrhafter Kunstreiterstyl à la Franconi. Ambert erblickt im Kriege das Princip aller Civilisation, alles Wohlseins, alles moralischen und intellectuellen Fortschritts. Nach seiner Meinung fördert der Krieg den Handel, bereichert er die Völker, mildert die Sitten, erzeugt die Poesie und wird somit die Quelle der gesammten Literatur. Also, da Napoleon gewissermaßen die moderne Personification des Krieges ist, so muß man ihn als Wohlthäter der Menschheit erkennen und verehren; und die Säule, aufgerichtet auf dem Lagerplatze von Boulogne, wird das Denkmal sein, vor welchem sich die zukünftigen Geschlechter beugen werden, segnend das Andenken des berühmten Kriegers. Dieser Ton des Verfassers ist vielleicht passend, um in den Casernen und in der Mitte der Paradeplätze den Enthusiasmus zu wecken, aber er ist nicht der Ton eines Geschichtschreibers und auch nicht im Stande, die Aufmerksamkeit des Lesers zu fesseln. Diese auswüchsige und blinde Bewunderung bringt zuweilen den Eindruck einer Satire hervor, und wenn man diese Schrift liest, so fühlt man sich gestimmt, den ehrgeizigen Eroberer und seine glänzende aber beklagenswerthe Herrschaft noch strenger zu richten." Merkwürdig bleibt es immer, diese antinationale Sprache in einer französischen Kritik zu finden; wie es aber in Frankreich Journale gibt, welche unter jeder Bedingung Krieg haben wollen, so gibt es auch Journale, welche durchaus Frieden haben wollen. Auch hier liegt die Wahrheit in der Mitte. Der Krieg ist an sich eine Barbarei, aber oft ein höchst nothwendiges Mittel, um die in Egoismus, Kälte, Flauheit und in den kleinlichsten Motiven erstarrte Menschheit aufzurütteln und der viel gehässigern Barbarei, die aus dem Zustande einer weichlichen Überfeinerung hervorzugehen pflegt, vorzubeugen.

„Notice historique sur le lieutenant-général *Lapara de Fieux* et sur les siéges dont il a dirigé en chef les attaques et particulièrement sur celui de Barcelone, en 1697, avec un plan des attaques; par M. *Augoyat*, lieutenant-colonel du génie." Lapara war ein Zeitgenosse Vauban's und in des Letztern Schule gebildet. Nachdem er viele Belagerungen sowol in Italien wie in Spanien geleitet, entraffte ihn ein frühzeitiger Tod; er starb an einer Verwundung, die er im Anfange der Belagerung von Turin 1706 bei einer Recognoscirung des Terrains erhielt. Obgleich mit seinem Meister Vauban nicht zu vergleichen, war er doch damals ohne Widerrede der erste nach ihm in der Kenntniß und Leitung des Geniewesens. Vauban selbst lernt man näher kennen in folgender kürzlich erschienenen Schrift: „Abrégé des services du maréchal *Vauban*, fait par lui en 1703, publié avec un supplément; par M. *Augoyat*." Diese Berichterstattung rührt von Vauban selbst her und wurde von ihm verfaßt bei der Gelegenheit einer Promotion von zehn Marschällen, welche 1703 stattfand und worunter Vauban selbst mitbegriffen war. Es geht daraus hervor, daß der berühmte Ingenieur 40 Belagerungen in höchster Instanz befehligte; er hatte ferner mehre wichtige Commandos, das eine in Flandern, das andere in der Bretagne, wo er die Engländer bei Camaret schlug; endlich machte er die Entwürfe zu 160 Plätzen und Seehäfen, deren Ausführung der König ihm anvertraut hatte.

Der Ingenieur Bineau gab heraus: „Chemins de fer d'Angleterre, leur état actuel; législation qui les régit; conditions d'art de leur tracé; leur mode et leurs frais d'établissement; leur système et leurs frais d'exploitation; leur circulation; leurs tarifs et leurs produits; application à la France des résultats de l'expérience de l'Angleterre et de la Belgique." 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 114. —— 23. April 1840.

Die Ateliers des Bildhauers David.

(Beschluß aus Nr. 113.)

In einem zweiten, etwas reinlicher gehaltenen Saale hat David seine Büsten und Medaillen aufgestellt. Nur ein paar größere Kunstwerke sind hier, und zwar der Tambour Barra, ein Denkmal Marko Bozzaris' und eine Statuette, die Freiheit darstellend.

Kaum zwölf Jahre alt, wollte Barra, von vorzeitigem Feuer der Begeisterung ergriffen, Theil an den Gefahren der Vertheidigung der Freiheit und des Vaterlandes nehmen. Er wurde Tambour und zog mit nach der Vendée. Gefangen genommen, verlangten die Kämpfer der Legitimität von ihm, daß er durch ein: Vive le roi! sein Leben erkaufen sollte. Er drückte seine dreifarbige Cocarde aufs Herz, schrie, so laut er konnte: Vive la république! und fiel von zwanzig Kugeln durchbohrt. Der Convent erkannte ihm die Ehre des Pantheon zu und der Maler David wurde beauftragt die Sterbescene des begeisterten Knaben darzustellen. Die Zeit und die Verhältnisse aber verhinderten die Ausführung dieses Beschlusses. David d'Angers hat Joseph Barra als Nachlaß seines Namensvetters übernommen. Der Tambour Barra war im vorigen Jahre im Salon aufgestellt. Der Gegenstand wurde natürlich vielfach von den Kritikern getadelt. Die Jury d'admission glaubte sogar eine Art Censurgesetz machen zu müssen, und verbot im Allgemeinen alle Inschriften auf den auszustellenden Kunstwerken, um insbesondere den Beschluß des Convents über Barra, den David auf die marmorne Unterlage seines Tambours gemeißelt hatte, und dann den Spruch: La liberté ou la mort! der auf dem zerbrochenen Säbel zu lesen ist, überkleistern zu dürfen. Die guten Leute fürchten sich vor Gespenstern. Die Formschönheit des Werkes wurde allgemein anerkannt, und wirklich gibt es wenige Kunstwerke der classischen Zeit, die gerundeter, schöner, jede Muskel, jede Faser, jede Ader andeutend, dem Leben so nahe treten, wie David's sterbender Tambour. Die Auffassung dagegen fand manchen Tadel in ihren Einzelnheiten. Die Einen tadelten, die Andern lobten, daß der todte Tambour nackt sei, Andere wunderten sich, daß er, obgleich nackt, doch einen Strumpf am Fuße habe. David sagt: er habe dadurch andeuten wollen, daß derselbe eben erst seiner Kleider beraubt worden. Auch die dreifarbige, emaillirte Cocarde, die der Todte noch aufs Herz gedrückt hält, wurde getadelt, und David sagt einfach: „Wenn sie nicht dreifarbig wäre, so wäre sie einfarbig, und zwar weiß, und gerade das wollte ich nicht." Ob er in diesen Nebensachen Recht oder Unrecht hat, mögen Andere beurtheilen; wenigstens aber zeigen auch diese seine Art zu denken und zu sein. Übrigens ist der todte Tambour ein so edles, ein so liebevolles Wesen, daß ihn gewiß Niemand ohne innere Bewegung sieht; wie denn der reine, gefühlvolle Enthusiasmus, den Mad. B. vor demselben begeistert aussprach und der oft in ähnlicher Art in dem David'schen Atelier von einem schönen Munde ausgesprochen werden mag, gewiß allein dem Künstler ein schöner Lohn für seine Arbeit ist. David sagte: „C'est un jeune homme du peuple. On l'a oublié, malgré son sublime dévouement pour une cause, qui lui était sacrée. J'ai voulu lui rendre ce que lui était dû." Daß er das Werk vorerst nicht verkaufen wird, ist klar, und es schien ihm das nicht sonderlich zu Herzen zu gehen. Je l'ai fait pour moi, sagte er uns.

In einer Ecke des Ateliers steht der Grabstein Bozzaris'. Es gibt gewiß kaum ein einfacheres und zugleich tiefer gefühltes und ebenso tiefen Eindruck hervorrufendes Denkmal. Auf einer Marmorplatte liegt ein Kind, mit der einen Hand sich stützend und mit dem einen Zeigefinger der andern den auf den Stein eingehauenen Namen: Marko Bozzaris, Buchstabe für Buchstabe folgend, buchstabirend. Das ist Alles. David erzählte uns: „Als ich mit dem Gedanken eines Grabsteines für Bozzaris, den ich den Griechen verehren wollte, umging, führte mich eines Tages der Zufall auf den père Lachaise. Ich sah dort einen Knaben spielend auf einem Grabe liegen und die Buchstaben mit dem Finger nachlesen. Mein Monument war fertig, ich hatte es gefunden." Aber Das ist es eben, was den Künstler bekundet, daß er so Schönes, so einfach Erhabenes findet, daß er aufliest, wo Tausende gedankenlos vorüberziehen. Auf dem père Lachaise steht sicher kein einziger Grabstein, der so einfach schön und ergreifend ist; und selbst die David'schen, die dort aufgestellt sind, spiegeln die Eitelkeit der Menschen ab, da eben Diejenigen, die Grabsteine bestellen und machen lassen, mehr an sich denken als an den Gestorbenen.

Wir traten endlich vor die Statuette der Freiheit und

David sagte uns lächelnd: „Voilà ma maitresse à moi." Statuetten sind heute ein Gegenstand der Mode, sie dürfen in keinem Salon fehlen und zieren alle halbwegs fashionablen Kamine. Die Elsner, die Taglioni, Tamburini, und wie sie alle heißen die Götter des Tages, die Eintagsfliegen der Breter, sind zu den Laren der neuern Zeit geworden. „Aber es gibt auch Leute, denen diese nicht genügen", dachte David, „und ich will ihnen eine andere Heldin machen." Die David'sche Freiheit ist ein keckes Weib, sie scheut den Kampf nicht und erinnert an die Heldinnen der Nibelungen. Sie sieht so aus, als ob ihr auch einmal das Gelüste kommen könnte, ihren unwürdigen Buhlen an Hand und Fuß zu knebeln und an einem Nagel aufzuhängen. In der rechten Hand eines muskelstarken Armes hält sie Lorberkronen, die aber die feste Hand zu knicken scheint. Viel liegt ihr nicht an diesen Lorbern, das sieht man. Mit der Linken aber drückt sie ein Munitionsgewehr, das an ihrem Fuße steht, fest an sich an, als wolle sie sagen: die Freiheit will errungen und ihre Vertreterin muß kampffertig sein; oder auch, als ob sie, an den eben errungenen Sieg denkend, der Waffe danke. Zu ihren Füßen liegt eine zerbrochene Kette, auf einem neben ihr stehenden Pfeiler eine Feder, eine Palette, ein Meißel, Wassermaß und eine Wage. Das Wort ist ihre geistige Waffe, die Künste sind ihre Bundesgenossen, Gleichheit ihr Ziel und Gerechtigkeit ihr Maß. So erklärte uns David diese Symbole. Endlich liest man auf jenem Pfeiler 1830 und 18.., die Schlußzahl fehlt. Es ist das einer jener Funken, wie sich deren in allen David'schen Werken finden, und bei Gutenberg sich mit: Et la lumière fut, übersetzt. Von keinem seiner Werke sprach David mit mehr Innigkeit, als von dieser seiner Geliebten. „Ich werde sie einem Mouleur schenken, damit er sie tausendfach abgieße, und man sie in den Straßen verkaufe, wie die Bilder du petit corporal." Daß David ein Enthusiast ist, brauche ich nicht zu sagen. Sonst wäre er wol überhaupt kein Künstler. Wir freuten uns der kleinen Göttin, noch mehr der Liebe ihres Anbeters und standen länger vor ihr als vor allen andern Werken des Meisters. Sie rief Andenken hervor und Anekdoten in Menge über die Ereignisse von 1830. Einer meiner Freunde sagte zu David: „Ihre Freiheit müßte auf der Julisäule stehen"; und David antwortete: „Wir leben in einer Zeit, wo die Tänzerinnen die ersten Heldinnen, die angebeteten Halbgötter der Gesellschaft sind und deswegen hüpft der Genius der Julisäule auf einem Beine umher. Die Elsner würde es nicht besser machen können." — „Übrigens ist das Bild charakteristisch genug", sagte ein Anderer, „denn die Julirevolution flog weiter, ehe sie noch vollendet war." Es ist auffallend genug, daß man nichts Besseres gefunden hat, um diese große Dreitageephemere zu bezeichnen. Auch nur eine Anekdote aus jenen Wundertagen ist mehr werth als die ganze Säule. „Ich sah", fuhr einer der Anwesenden, der dem angegebenen Ideengange gefolgt war, fort, „zwei Kämpfer in der Nähe des Louvre, einen stämmigen, handfesten Mann, und hinter ihm einen Gamin, jener bewaffnet mit einer Doppelflinte, dieser waffenlos. Es ging scharf her an dem Platze, wo sie standen. Zufällig drehte sich der Mann um, wurde den Knaben gewahr und sagte ihm: „Was machst du hier, gehe nach Hause, sonst wirst du auch dein Theil bekommen." „Ich will mich so gut schlagen wie du", antwortete der Gamin. „Du hast ja nicht einmal eine Waffe", erwiderte der Mann, und der Knabe antwortete ruhig: „Ich warte, bis du todtgeschossen bist, dann nehme ich deine Flinte." Und jener erwiderte dann ebenso ruhig nach einer Pause, während welcher er den Knaben verwundert angesehen hatte: „Du hast Recht, komm mit." Und Beide zogen, kämpfend der Eine, der Andere den Tod seines Vorkämpfers abwartend, weiter." Und für solche Scenen ein hüpfender Springer und Tänzer mit einer Brandfackel in der Hand, als Verewigung derselben!

So plauderten wir hin und her, bis wir uns endlich zu den Büsten und Medaillen wendeten. Nicht ein Mann der neuern Zeit, der sich auf eine oder die andere Weise zum Besten der Menschheit in Kunst und Wissenschaft ausgezeichnet hat, fehlt in dieser Sammlung. David sagte uns: „Les grands hommes, les vrais grands hommes, les bienfaiteurs de l'humanité, les génies de la paix sont mon culte." Und wirklich reiste er in der Welt umher, nach Deutschland, England, Italien, um Keinen zu vergessen, der sich um die Menschheit verdient gemacht hat. So finden wir denn hier Arago neben Goethe, Beranger neben Tieck, Lamennais neben Börne, George Sand neben Paganini, Victor Hugo neben Mina. Es gibt sicher kaum eine vollständigere Physiognomien- und Köpfesammlung als hier, und es ist oft auffallend, wie auf den ersten Anblick hier uns die Männer, die wir bewundert haben, so klar vor die Seele treten, als ob sie lebendig vor uns ständen. David kennt das Geheimniß, in das Portrait, in die Formenwahrheit den Geist hineinzutragen, und so reden diese Steine eine Sprache, als ob sie es ihren Vorbildern abgelernt hätten. Wir ahnen den kecken Reformator, den tiefen Denker vor der Büste Arago's; wir empfinden den wohlthätigen Eindruck des seelenvollen Lächelns eines Béranger, die tiefe Gemüthlichkeit eines Tieck, die begeisterte Gott- und Freiheitsliebe eines Lamennais, den kecken, sich selbst verzehrenden, die Welt mit Liebe umfassenden Humor eines Börne. Und jener Paganini, die Zerrissenheit seines innern Wesens in jedem Zuge tragend, ist vielleicht durch seinen Kopf einer der sprechendsten Belege für die Wahrheit wenigstens einzelner Ansichten Gall's, denn nirgend sah ich die Stelle, der Gall das Musikorgan anweist, so hervortreten wie am Kopfe Paganini's. Der Gelehrte und der Menschenfreund finden in der David'schen Sammlung ein Feld, wie es ihnen selten geboten wird, der Künstler aber, oder auch Der, der für die Kunst Gefühl hat, bewundert gewiß nirgend mehr als hier den Künstler. Stunden lang zogen wir von Büste zu Büste, von Medaillon zu Medaillon, jeder suchte einen Freund seines Herzens, und jeder fand ihn. Mad. B. blieb mit freundschaftlichen Erinnerungen vor der kleinen Statuette Tieck's stehen, denn selten ist es einem Künstler gelungen, das Wesen seines Vorbildes so lebendig in seine

Copie hineinzutragen. „Wie er leibt und lebt, ich habe ihn hundertmal so gesehen", sagte unsere Dame, was hinreichte, um Hrn. David zu der Bitte zu veranlassen, die Statuette zum Andenken an zwei Freunde in ihrem Salon aufzustellen. Es ist gefährlich, vor großmüthigen Menschen seinem Herzen freien Lauf zu lassen, und ich selbst konnte dieser Gefahr nicht entgehen, denn acht Tage später schickte mir David einen Abguß seiner kleinen Geliebten ins Haus.

Erst das allmälige Dunkelwerden erinnerte uns, daß wir dem fleißigen Künstler den ganzen Nachmittag geraubt. Dennoch führte er uns, ehe er uns entließ, noch in ein drittes Atelier, wo seine Arbeiter den Stein aus dem Rohen hauen. „Hier sollen sie mein liebstes Kind sehen." Und wirklich war es sein Kind, sein Robert, ein wunderschöner Knabe, nackt an einem Weinstocke auf den Fußspitzen stehend und eine Rebe bis an den Mund herabziehend. Die Liebe des Vaters hatte hier dem Künstler die Hand geführt und ein Bild geschaffen, das Jedem ins Herz hineinlächelt, der es ansieht. Der Vater, der Mensch standen gleich liebevoll vor uns, und wer so etwas beneiden könnte, würde sicher in Verlegenheit sein, ob er dem Künstler seine Kunst, oder dem Vater den Knaben entwenden würde, wenn er die Macht dazu hätte. Großes schaffen, ist ein Göttergeschenk, aber, das Große schaffend, an das Wohl der Menschen denken, ist eine Gabe, mit der die Götter kargen, da sie es ist, die sie von den Menschen unterscheidet. Wer den Künstler in David bewundert, läßt ihm nur halb Gerechtigkeit widerfahren, wenn er nicht zugleich bedenkt, daß jener Künstler in seiner Kunst das Mittel sucht und findet, auf die Menschen zu wirken, sie zu veredeln und, ihnen Großes und Edles zeigend, sie zu Großem und Edelm aufzufodern, anzuspornen. Die Nachwelt wird dereinst dem Meister, der stets an den Zweck seiner Kunst dachte, der nur schuf, um Beispiele der Liebe, der Freiheit, der Aufopferung vor Aller Augen zu vergegenwärtigen, ein würdiges Denkmal setzen. Sie wird ihn nennen, wenn sie von den Wohlthätern der Menschheit spricht.

35.

Denkmäler altniederländischer Sprache und Literatur. Nach ungedruckten Quellen herausgegeben von Ed. Kausler. Erster Band. Tübingen, Fues. 1840. Gr. 8. 5 Thlr.

Ein Werk, das unsere Aufmerksamkeit in doppelter Hinsicht, sowol auf Stoff als auf Sprache ganz besonders in Anspruch nimmt. Die altniederländische Literatur, deren Kenntniß und Studium neuerlich besonders durch Mone so vorzüglich gefördert worden ist, steht in engen, man möchte sagen, stammverwandtschaftlichen Beziehungen zu der altdeutschen; diese sind um so hervorstechender, je mehr im Laufe der Zeit diese nationelle und sprachliche Verwandtschaft sich verwischt hat, und je weniger man die auffallende Ungleichheit des gegenwärtigen literarischen Standpunktes beider Nationen verkennen mag. Die Bedeutsamkeit des mächtigen Flanderns gegenüber nicht minder kräftigen Ländern und Herrschern, der Reichthum seines Nationallebens und die Stärke seines Nationalcharakters sicherten diesem Volke einen hohen Rang in der Geschichte des Mittelalters, namentlich des frühern; daß die Sprachdenkmale aus früher Zeit wie die nicht viel spätern, die sich auf dieselbe beziehen, nicht minder bedeutend sein dürfen, läßt sich mit um so größerm Rechte dann erwarten, wenn ihre geschichtliche Tendenz so unverkennbar wie im vorliegenden kund gegeben ist. Hierzu kommt bei diesem Werke, daß es eine jener eigenthümlichen Ausdrucksformen hat, zu welchen sich Geschichte und Poesie in den ersten Entwickelungsepochen der literarischen Bildung zu verbinden pflegen. Der Herausgeber weist in der sehr gut geschriebenen Einleitung das Verhältniß nach, in welchem sich diese Stufe poetischer Auffassung und Darstellung des Geschehenen zu der aus ihr hervorgehenden, mit andern Worten, in welchem sich die Reimchronik zum Epos befindet. Er zeigt, wie ein Hauptgrund dieses Übergangs in der Erfindung der Schrift liege, indem die jenseit derselben liegende Geschichte — wenn sie anders in jeder Beziehung so genannt werden kann — dem Epos als Stoff anheimfällt, während die spätern Erlebnisse des Volks ihre natürliche Form der geistigen Aufbewahrung in der Reimchronik finden. Und so nicht blos bei den germanischen Völkern, sondern ähnlich auch Homer gegenüber den Cyclikern, die dann in die Prosa der Logographen sich auflösen. Für Deutschland kommt hierbei noch die eigenthümliche Trennung der in der Nation vorhandenen Elemente, des germanischen und des römischen, in Betracht, von denen jenes in der auf mündlicher Überlieferung ruhenden Heldenpoesie, dieses in der auf schriftliche Tradition gestützten Chronikendichtung sich offenbart, die Epochen beider aber gleichzeitig sind. In besonderer Anwendung auf die vorliegende Reimchronik ist ferner der blühende Zustand der flandrischen Volkscultur genauer dargelegt, es sind Schilderungen der Pracht Brügges, der Hauptstadt, von Augenzeugen noch aus dem 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts beigebracht, und ihnen zur Seite die Beweise für eine gleich großartige Wirksamkeit und Macht in den Zeiten des Mittelalters gestellt, sodaß der literarische wie der historische Standpunkt des vorliegenden Werkes sehr treffend und genügend nachgewiesen ist. Näher findet sich nun in demselben eine sichtliche Verschiedenheit des Alters der Abfassung, die nicht blos in der vierfach verschiedenen Schrift des Manuscripts, sondern vornehmlich in der bedeutend abgeschwächten poetischen Kraft der spätern Theile gegen die frühern sich kund gibt. Der Herausgeber zieht nach mehrfacher Erörterung hieraus den Schluß, daß der erste Theil der Chronik von einem Zeitgenossen Jakob von Maerlant's, wo nicht von diesem selbst, herrühren möge, wogegen der zweite Theil einem spätern, in Gent lebenden Dichter zuzuschreiben sein dürfe. Die Handschrift selbst, aus der gegenwärtiges Gedicht entlehnt ist, ist die schon durch Gräter bekannte sogenannte komburger Handschrift, welche, wahrscheinlich von einem Dechanten des Ritterstifts Komburg bald nach der Mitte des 16. Jahrhunderts aus den Niederlanden für sein Stift erworben, mit der Aufhebung des letztern in die königliche öffentliche Bibliothek zu Stuttgart überging. Der Inhalt derselben, welcher außer dieser Reimchronik 39, darunter sehr werthvolle poetische Denkmäler umfaßt, ist ausführlich in der Einleitung dargelegt und die diplomatische Erörterung des, unser Gedicht enthaltenden Theiles mit vieler Genauigkeit und Umsicht gegeben. Die Chronik selbst, die in 10,569 Zeilen die flandrische Geschichte vom J. 792 bis zum 25. April 1404 (mit der Angabe dieses Tages schließt sie) erzählt, läßt begreiflicherweise keinen Auszug für d. Bl. zu. Über ihre Quellen ist zu sagen, daß die erste Hälfte augenscheinlich zum größten Theile bloße Bearbeitung einer Übersetzung aus lateinischen und französischen Chronisten ist, während in der spätern Hälfte entweder nur einzelne solcher Quellen benutzt sind, oder gar keine Übereinstimmung mit dem Texte einer bis jetzt bekannten Quelle zu entdecken ist. Der Herausgeber hat ein Hauptaugenmerk darauf gerichtet, diese so benutzten Quellenstellen ausführlich nachzuweisen, und den ersten Theil seiner Anmerkungen (S. 358—428) dieser Vergleichung und Zusammenstellung unter wörtlichem Abdruck der lateinischen Chronikentexte gewidmet. Einem großen Abschnitte liegt namentlich die sogenannte „Genealogia

comitum Flandriae", theils in der im „Corpus chronicorum Flandriae" erschienenen Recension, theils in der von Galopinus gegebenen (die sogenannte „Flandria generosa") zu Grunde. Den werthvollsten Theil der Bemühungen des Herausgebers um das Verständniß des vorliegenden Werks und um Aufhellung einzelner Punkte der altflandrischen Geschichte überhaupt enthalten die fernern Anmerkungen von S. 429—711. In ihnen ist ein überaus reiches Material, verbunden mit den umsichtigsten und gründlichsten kritischen Forschungen, wenngleich oft nur aphoristisch und überhaupt etwas vereinzelt, niedergelegt und dadurch dem Werke, das zunächst nur als Sprachdenkmal die Aufmerksamkeit der literarischen Welt in Anspruch zu nehmen geeignet war, eine zweite höchst bedeutungsvolle Seite nach seinem Werthe für die Geschichte und die sich von ihr abzweigenden Studien mit anerkennenswerthem Eifer abgewonnen. Indem wir der Fortsetzung dieser „Denkmäler" mit Freuden entgegensehen, können wir die sehr empfehlende äußere Ausstattung nicht unbemerkt lassen, die auch von der sichern und netten Ausführung der Lithographien (die Figur eines gewappneten Ritters, wie sie am Eingange der Handschrift sich befindet, und Schriftproben der letztern darstellend) vortheilhaft unterstützt wird. 29.

Literarische Notizen.

Rosini, der bekannte italienische Gelehrte und Literat, der bereits zwei in das Französische und ins Deutsche übersetzte Romane geschrieben, hat sein neuestes in Lieferungen erscheinendes Werk: „Storia della pittura italiana, esposta coi monumenti", dem Könige der Franzosen gewidmet. Neun Lieferungen, welche den ersten Band dieser schönen Sammlung bilden, sind bereits der Bibliothek des Instituts einverleibt worden. Die chronologische Anordnung ist trefflich, die Nachbildungen rühren von einem geschickten Zeichner und Kupferstecher her. Man findet hier unter andern mehre Werke von Nicolo und Giunta Pisano nachgebildet, ferner eine Jungfrau von Cimabue, ein bewundernswerthes Abendmahl von Giotto, die beiden allegorischen Bilder von Simon Memmi, darstellend die Künste und die Wissenschaften einerseits und die streitende und triumphirende Kirche andererseits, welche eine Kapelle in der Kirche Santa-Maria Novella zu Florenz schmücken, mehre entzückende Productionen von Fiesole und die herrlichen Gemälde des Masaccio in der Kirche del Carmine zu Florenz &c.

Als Fortsetzung seiner „Histoire de la révolution qui renversa la république" gab Rougarède de Fayet heraus: „Histoire du siècle d'Auguste et de l'établissement de l'empire romain", ein Werk, das in französischer Weise mit dem Geschichtlichen des Inhalts das Memoirenartige der Darstellung verbindet und für den Weltmann unterrichtender sein dürfte als für den Gelehrten. 5.

Zur Nante-Literatur.

In den „Annales des mines" (sechste Lieferung für 1839) ist unter den in der zweiten Hälfte des vorigen Jahres in Deutschland erschienenen naturwissenschaftlichen Werken und Schriften, und zwar (S. VIII) zwischen Struve's „Observationes astronomicae" und Bronn's „Lethaea geognostica", aufgeführt: „Nante auf der berlin-potsdamer Eisenbahn." Daß es Nante bis dahin bringen würde, ist sicher weder ihm noch seinen Urhebern im Schlafe eingefallen. Wieviel vermag doch ein Titelabschreiber! 68.

Bibliographie.

Beidtel, I., Untersuchungen über einige Grundlagen der Strafgesetzgebung mit Rücksicht auf die neueren Entwürfe zu Strafgesetzbüchern und einige neue Strafgesetze. Gr. 8. Leipzig, Barth. 1 Thlr. 15 Gr.

Bericht über Rossetti's Ideen zu einer neuen Erläuterung des Dante und der Dichter seiner Zeit. In zwei Vorlesungen. Breit gr. 8. Berlin, A. Duncker. 12 Gr.

Bibliothek der gesammten deutschen National-Literatur von der ältesten bis auf die neuere Zeit. 8ter Band: Liederbuch der *Clara Hätzlerin.* — A. u. d. T.: *Liederbuch der Clara Hätzlerin.* Aus der Handschrift des böhmischen Museums zu Prag herausgegeben und mit Einleitung und Wörterbuch versehen von *C. Haltaus.* Gr. 8. Quedlinburg, Basse. 2 Thlr. 8 Gr.

Burns, R., Gedichte. Übersetzt von P. Kaufmann. Gr. 8. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 1839. 1 Thlr.

Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt und Litteratur. 4ter Band. Mit vollständigem Namenregister über Band I—IV. Gr. 8. Berlin, A. Duncker. 1 Thlr. 18 Gr.

Des Sergeanten Johann Georg Fäßler von Oberuzwyl Militair-Schicksale und Reise nach Griechenland, Aegypten und dem gelobten Lande. Von ihm selbst erzählt. Breit gr. 8. St. Gallen u. Bern, Huber u. Comp. 1 Thlr. 12 Gr.

Förster, E., Handbuch für Reisende in Italien. Mit 10 in Kupfer und Stein gravirten Plänen. 8. München, Liter.-artist. Anstalt. 3 Thlr. 8 Gr.

Fouqué, F. Baron de la Motte, Göthe und Einer seiner Bewunderer. Ein Stück Lebensgeschichte. Gr. 8. Berlin, A. Duncker. 12 Gr.

Hanke, H., Ehen werden im Himmel geschlossen. Roman. 2 Theile. Gr. 12. Liegnitz, Kuhlmey. 1839. 3 Thlr.

Bibliopolisches Jahrbuch. 4ter Jahrgang. Mit B. Herder's Portrait und 1 artistischen Beilage. Gr. 8. Leipzig, Weber. 2 Thlr.

Kalisch, E. W., Deutsche Gedichte für Schulen. In 3 Abtheilungen. 8. Berlin, A. Duncker. 18 Gr.

Lebensgeschichte des 105jährigen in Wolfenbüttel lebenden Invaliden-Unterofficiers Johann Heinrich Behrens, eines Zeitgenossen und Kriegers Friedrich's des Großen, welcher im 7jährigen Kriege von dessen Anfange bis zur Schlacht bei Torgau als Unterofficier unter den Ziethenschen Husaren gedient hat, und jetzt in seinem zweiten Jahrhundert durch die Gnade Sr. Majestät des Königs von Preußen und Sr. Durchlaucht des regierenden Herzogs von Braunschweig, mit einer Pension bedacht wird. Nach Mittheilungen desselben geschildert. Mit 2 Abbildungen. Wolfenbüttel, Holle. 8. 4 Gr.

Loben, A., Mano di Ferro, der kühne Piraten-Chef, oder: Der Tuneser in Palermo. Romantisches Seeräubergemälde. 2 Bände. 8. Nordhausen, Fürst. 2 Thlr.

— — Mara, oder: die Locken der Seejungfrau. Romantische Ritter- und Geistergeschichte. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr.

Pantheon auserlesener Erzählungen des Auslandes. Mit einem Vorworte von Albert Knapp. 1ster Band. Gr. 16. Stuttgart, Belser. 6 Gr.

Romanus, Das vergiftete Sarazenenschwert. Eine Räuber-, Ritter- und Geistergeschichte. 2 Bände. Mit lithographirter Abbildung. 8. Nordhausen, Fürst. 2 Thlr.

Schwabe, E. L., Die Erfindung der Buchdruckerkunst und ihre Folgen. Eine Vorbereitungsschrift zur vierten Säcularfeier. 8. Leipzig, G. Wigand. 4 Gr.

Strahl, A., Die Belagerung von Bonifazio, und Der Untergang des Hauses Leca. Zwei Erzählungen. Gr. 12. Wien, Rohrmann. 16 Gr.

Thalheim, F., Der Abt zu Mosbach, oder: Ritterschwert und Henkerbeil. Romantische Kloster- und Rittergeschichte der Vorzeit. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr. 2 Gr.

Hierzu Beilage Nr. 1.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 1. 23. April 1840.

Literarische Reise nach Italien im Jahre 1837, zur Aufsuchung von Quellen der böhmischen und mährischen Geschichte, von Franz Palacky. Prag, Kronberger. 1838. Gr. 4. 1 Thlr. 8 Gr.

Die böhmischen Stände ertheilten bekanntlich 1831 dem Dr. Palacky in Prag den Auftrag, eine Geschichte von Böhmen zu verfassen. Nachdem der erste Band dieser Geschichte erschienen war und Hr. Palacky in Böhmen und den benachbarten Ländern nur unzureichende Quellen zur Fortsetzung seines Werkes auffinden konnte, wodurch er bei Abfassung des zweiten Bandes desselben um so mehr sich beengt fühlte, als gerade die Chronik des Abts Gerlach von Mühlhausen mit 1198 abbricht und von dieser Zeit an bis 1248, also über ein halbes, sehr wichtiges Jahrhundert alle historischen Nachrichten fehlen, so richtete Hr. Palacky sein Augenmerk auf die großen Sammlungen, die im Vatican in Rom befindlich sind und die Geschichte fast aller christlichen Völker umfassen. Durch die angesehensten Männer, insbesondere durch den Grafen Kolowrat empfohlen, verließ Palacky am 20. März 1837 Prag. Ohne sich unterwegs eine Rast zu gönnen, erreichte er am 26. März, am ersten Ostertage, die Höhen von Optschina, wo sich dem Reisenden gewöhnlich zu seinen Füßen eine überraschende Aussicht auf die Gestade von Istrien, die großartigen Gebäude von Triest, den Wald der Segel im Hafen und den weiten Spiegel des adriatischen Meeres eröffnet. Der böhmische Gelehrte sah von hieraus nichts als einen von Schneeflocken angefüllten Abgrund. In Triest verweilte er zwei Tage. Um schneller das Ziel seiner Reise zu erreichen, berührte er diesmal Venedig nicht, sondern begab sich landeinwärts über Udine, Treviso und Rovigo nach Ferrara. Hier bestieg Palacky die päpstliche Eilpost, aber da war er übel angekommen, denn das riesenhafte Gebäude, das ihn aufnahm, bewegte sich über Bologna, Ancona, Loretto, obgleich sechs bis acht Pferde und zuweilen auch noch vier Ochsen vorgespannt waren, so langsam vorwärts, daß er erst am 9. April in Rom eintraf.

Gleich der erste Schritt, den Palacky that, um zu dem Archive des Vaticans Zutritt zu erhalten, überzeugte ihn davon, daß er die Schwierigkeiten seines Vorhabens zu gering angeschlagen hatte. Seitdem Raumer und Pertz, welche die Liberalität der Aufseher dieses Archivs nicht genug rühmen können, ihre Excerpte hier gemacht haben, hat sich gar Vieles geändert. Zwar steht noch derselbe Prälat, Graf Marino-Marini, dem Ganzen vor, da aber in neuerer Zeit dem Archive Manches entnommen worden ist, dessen Veröffentlichung man ungern gesehen hat, so wird jetzt kein Fremder weiter zur Durchsicht und Benutzung desselben selbst zugelassen, sondern nur Copien der Documente werden unter dem Siegel des ersten Vorstehers ausgegeben. Solche Copien hat Monsignor Marini auf Verlangen der englischen, französischen, preußischen, sardinischen und zuletzt noch der russischen Regierung, jedoch, nach altem Gebrauche, gegen sehr theure Copialien, veranstalten lassen. Bei solcher Bewandniß hätte Palacky leer zurückkehren müssen, wenn sich nicht der östreichische Gesandte für ihn verwandt hätte, sodaß ihm mit Erlaubniß des Papstes gestattet wurde, nicht nur den Katalog der Documente durchzugehen, sondern auch einige der Documente selbst zu betrachten und zu lesen. Von den ungehefteten Documenten und Manuscripten zeigte ihm Monsignor Marini nur die Briefe Friedrich's I. Barbarossa, Otto's IV., Friedrich's II., der armenischen, ungarischen Könige, auch das mit goldenen Buchstaben geschriebene Diplom Otto's I, von 962, sowie einen französischen Brief der Maria Stuart, den sie einige Stunden vor ihrem Tode an Papst Sixtus V. geschrieben. Wichtiger waren auch ihm die päpstlichen Regesten, jene ungeheuere, aus 2016 Bänden bestehende und seit Innocenz III. fortlaufende Sammlung von officiellen Briefen, Diplomen, Instructionen des päpstlichen Hofes, aus der schon Carafa, Baronius, der Pole Bzovius und andere Annalisten der Kirche geschöpft haben.

Aus diesem Archive theilt nun Palacky ein langes, aus 429 Nummern bestehendes Register der von ihm durchgesehenen zur böhmischen Geschichte gehörigen Documente mit. Die ältesten sind:

1. Anno 879. 18 Juni. Joannes pp. VIII Zvuentapu (icum) de Meravua ad tenendum in rebus fidei traditionem sedis apostolicae hortatur eumque certiorem facit, quod Methodium archiepiscopum Romam evocaverit.
2. Anno 879. 18. Juni. Methodium episcopum pannoniensis ecclesiae ob ritum slavicum ad se delatum, Romam citat.
3. Anno 880. Mense Junio. Id. Sfentopulcho glorioso comiti nuntiat, Methodium archiepiscopum rite fidei suae integritatem sedi apostolicae probasse et ritum slavicum approbatum fuisse; idcirco eidem Sfentopulcho Methodium commendat.

Anno 1080. 2. Jan. Gregorius VII. Vratislaum ducem Boem. hortatur, ne cum excommunicatis communicet, negatque licentiam divina officia in lingua slavonica celebrandi.

Anno 1207. 4. Jan. Innocentius III. Vladislaum Poloniae ducem de obstinatione sua in perpetratis contra libertatem ecclesiasticam graviter redarguens, mandat Pragensi et universis Poloniensibus episcopis praecepisse, ut archiepiscopo Guesnensi contra eum, nisi resipuerit auxilio adessent.

Diese Excerpte reichen bis zum J. 1306.

Bei Benutzung der vaticanischen Bibliothek überzeugte sich Palacky dagegen, daß jetzt alle Schwierigkeiten, die hier früher den Gelehrten gemacht wurden, unter Männern wie Mezzofanti und Laureani gänzlich gehoben sind; insbesondere rühmt er den Letztern wegen seiner Bereitwilligkeit und Geduld als ein Muster eines Bibliothekars. In der Bibliothek excerpirte Palacky: das zweite Buch der Chronik von Petrus aus Zittau in lateinischer Sprache, die handschriftlichen Werke des prager Bischofs Johann Jenstein, meist theologischen Inhalts, ferner wichtige Documente über die Geschichte und Lehren des Huß und Hieronymus von Prag u. a. und „Intimatio Hussitorum in studio Cracoviensi et responsiva Rectoris universitatis Cracoviensis", dann in literarischer Rücksicht wichtige bulgarische und andere slawische Manuscripte.

Als sich in Rom beunruhigende Gerüchte von dem Ausbruche der Cholera in Neapel und der Annäherung dieser Krankheit verbreiteten und die Archive geschlossen werden sollten, sah sich Palacky genöthigt, obgleich er seinen Zweck nur zum Theil erreicht hatte, seine Rückreise anzutreten. Er verließ Rom am 20. Juni. Über Livorno gelangte er nach Florenz. Hier fand er sehr wenige Materialien zur böhmischen Geschichte; nur ein an die Florentiner gerichteter Brief des bei Varna gebliebenen Königs Wladislaw von 1444 war der Abschrift und Mittheilung würdig. Auch die ambrosianische Bibliothek zu Mailand, wo Palacky sechs Tage verweilte, bot sehr wenig auf die böhmische Geschichte Bezügliches. Nicht weniger wurden Palacky's Erwartungen in dem Archive zu Venedig getäuscht, in welchem er nach manchen Erzählungen so große Schätze für seinen Zweck, insbesondere über die Handelsverbindungen mit Venedig zu finden gehofft hatte. Aber dieses Archiv beginnt erst mit dem 16. Jahrhundert und seit dieser Zeit besitzen die Böhmen sehr reichhaltige einheimische Archive. Die ältern

Documente dieses Archivs befinden sich jetzt in Wien. Noch mehr Ausbeute gewährte die St.-Marcus-Bibliothek, und hier fand Palacky mehre Manuscripte von Bedeutung.

Von Venedig machte Palacky die Rückreise über Triest und Grätz und schon Ende Juli befand er sich wieder in Böhmen. 7.

Darstellung der Kriegsbegebenheiten in Dessau während der Jahre 1806—15 von einem Augenzeugen. Dessau, Ackermann. 1839. 8. 12 Gr.

Die Viertel-Säcularfeier des denkwürdigen Jahres 1813, an zahlreichen Orten unsers Vaterlandes unter verschiedenen Formen begangen und an mannichfaltige Anhaltepunkte angeknüpft, veranlaßte den Gedanken an die Bearbeitung und Herausgabe dieser „Darstellung", als deren Verf. sich am Schlusse des Vorworts ihr Verleger zu erkennen gibt. Der Natur der Sache nach hat es in der Berechnung des Verf. gelegen, die Ausführung seines Gedankens den Landsleuten im engern Sinne des Worts zu gute kommen zu lassen und er darf auf den Dank derselben sichern Anspruch machen, da die ganze Schrift scharfe Beobachtungsgabe und sorgfältige Tagebuchführung bekundet, letztere aber theils in dem durch seine bürgerliche Stellung erleichterten Austausche von Gedanken und Nachrichten, theils in den von mehren Seiten ihm zugekommenen glaubwürdigen und authentischen Mittheilungen die wünschenswertheste Vervollständigung finden konnte und gefunden hat. Der Ton der Schrift selbst ist ganz populair gehalten, daß auch von dieser Seite ihrer Verbreitung und ihrem Verständnisse bis in die unterste Volksclasse herab nichts im Wege stehen dürfte. Man wird sich aber durch sie auch außerhalb der Grenzen Anhalts gern an die furcht- und hoffnungsvollen Jahre erinnern lassen, deren Gedächtniß mit unauslöschlichen Schriftzügen in den Tafeln der Geschichte steht. Denn nachdem seit jener Periode fast ein Menschenalter vergangen ist, werden die Reihen Derer, die als Augenzeugen oder Theilnehmer jener Kämpfe in Deutschland mit und gegen Frankreich ein Wort mitreden können, immer lichter und es nimmt sich übrigens ganz eigen aus, wenn, wie hier, ein solcher Zeuge den damaligen, fast fanatischen Haß gegen den Mann repristinirt, den das neue Geschlecht lieber vergöttern möchte.

Bezüglich auf die Sachen selbst führt freilich diese Specialgeschichte, einige unbedeutendere Details abgerechnet, der allgemeinen eben keine Bereicherungen zu. Denn mehr einen Durchgangs- als Entwickelungspunkt gab Dessau in jenen Jahren ab. Daher kam es aber auch, daß es selbst und in seinen nächsten Umgebungen den eisernen Fußtritt des Krieges schwerer fühlte als mancher Ort und manche Gegend, welchen diese Furie gleichsam im Vorübergehen einen weltgeschichtlichen Namen hinterließ. Truppendurchzüge, Einquartirungen, Sperrungen der Elbe bald von dieser, bald von jener Partei rc. bilden den Hauptbestandtheil der Mittheilungen des Verf. und geben ihm ungesuchte Veranlassung zur Darlegung der wackern, patriotischen Gesinnungen, die in ihm und seinen Tagesgenossen waren. Um jedoch die Leser d. Bl. auch im besondern nicht ganz leer ausgehen zu lassen, sei aus der entscheidenden Octoberzeit 1813 wenigstens Folgendes nach den Worten des Verf. mitgetheilt:

„Daß der Kaiser Napoleon selbst bis ganz in die Nähe Dessaus kam, ist höchst wahrscheinlich. In Naundorf, in einem der letzten Häuser rechter Hand, wenn man nach Gustav Adolf hinausgeht, lag ein hoher General im Quartier. In dieses Haus kam in der Nacht vom 12. zum 13. gegen 11 Uhr plötzlich ein Offizier, weckte den schlafenden General, der sofort aufstand, sich eiligst ankleidete und den Besitzer des Hauses mit allen den Seinigen aus dem Wohnhause entfernen ließ. Nach einer kurzen Zeit fuhr ein Reisewagen, mit vier Pferden bespannt, vor, dem einige Reiter mit gezogenem Säbel vorsprengten und folgten und aus welchem zwei Männer stiegen, die der einquartierte General an der Thüre des Gehöftes, den Hut in der Hand, empfing und mit ihnen in die Stube ging. Der Besitzer des Hauses, neugierig zu sehen, wer das wol sein könne, hatte sich unter einem Vorwande dem Hause genähert und durch das Fenster gesehen, daß einer der Angekommenen in einen grauen Oberrock gekleidet, den Hut auf dem Kopfe, auf einem Felleisen des einquartirten Generals saß, die Arme auf die Knie und in die Hände den Kopf gestützt, während dessen Begleiter und der General in ehrfurchtsvoller Stellung standen. Nach Verlauf von etwa einer Stunde, während welcher die Pferde vor dem Wagen, sowie die der Bedeckung gefüttert worden waren, fuhren die beiden geheimnißvollen Fremden wieder fort, denselben Weg, den sie gekommen waren. Wenn man die Berichte damaliger Zeit, in welchen nachgewiesen wird, wo Napoleon jeden Tag war, aufmerksam durchlieset, so findet sich gerade in der Zeit vom 12. zum 13. Oct. eine Pause, in welcher alle genaue Nachrichten fehlen, wo derselbe während dieser Nacht gewesen ist. Von Düben, wo er Tags vorher und Tags darauf wieder war, konnte er bei seiner Art schnell zu reisen, recht wohl einen Abstecher hierher gemacht haben, um selbst zu sehen und zu hören, wie es hier stehe."

Für zwei Beilagen ist man dem Verf. Dank schuldig. Die erste: „Coup d'oeil historique sur la maison d'Anhalt", ist der Wiederabdruck eines fliegenden Blattes, welches Napoleon, als er mit seinen Truppenzügen zuerst die anhaltinischen Länder berührte, zur Orientirung seiner Beamten und zur Vertheilung unter sie drucken ließ und welches sich sehr selten gemacht hat. Die zweite gibt aus amtlichen Quellen eine Übersicht der Lasten, welche das Herzogthum Dessau in dem Jahrzehnd von 1805—15 getragen hat. Sie summiren sich in einer Totalsumme von zwei und einer halben Million Thalern. „Man muß erstaunen über die Größe dieser Summe, zu der, wenn man die damalige Bevölkerung des Landes zu 55,000 Seelen annimmt, jeder Kopf zwischen 45 und 50 Thlr. hat beitragen müssen, und da man im Allgemeinen auf jede Familie fünf Seelen rechnet, so hatte jede derselben zwischen 225 und 250 Thlr. zu tragen. Vielen aber ist diese Zeit weit theurer zu stehen gekommen, denn die Armen, die ohnedies der Unterstützung bedürfen, konnten nicht zu diesen Kosten beitragen; diese mußten noch überdies von den Wohlhabendern mit übernommen werden." 45.

Medicinische Unterhaltungsbibliothek oder Collectivblätter von heiterm und ernstem Colorite für alte und junge Ärzte. Drittes Bändchen. Mit dem Bildnisse Max. Stoll's. Leipzig, Engelmann. 1839. Gr. 8. 18 Gr.*)

Es ist gut, daß unsere heutige Literatur neben einer Menge von Collectivblättern und Collectivbüchern noch manche tüchtige Originalarbeit aufzuweisen hat, unsere Nachkommen würden sie sonst als eine sehr geistesarme bezeichnen müssen. Kaum ist je ein Koch sinnreicher gewesen in der kunstvollen Zusammensetzung seiner Gerichte, als es jetzt mancher Buchmacher und Buchcollecteur ist. Besonders gilt es, ein gutes Aushängeschild zu finden; ist dieses erst gefunden, so macht sich dann, mit Hülfe einer guten Bibliothek und einiger Abschreiber, die Sache von selbst und man erlebt es alle Tage, daß ein auf solche Weise zusammengeflicktes Buch, wenn es nur sonst den Leuten gerecht ist, oft größeres Glück in der Welt macht als manches andere, das seinem Verf. jahrelange Arbeit gekostet hat und seinem innern Gehalte nach weit höher steht.

Wir fürchten nicht, den unbekannten Herausgeber der „Medicinischen Unterhaltungsbibliothek" schamroth zu machen, wenn wir sein Buch mit in jene Reihe stellen, denn der Titel bezeichnet es ja schon als solches und er ist ehrlich genug, wenig-

*) Vergl. über das erste und zweite Bändchen Nr. 9 und 10 d. Bl. f. 1839. D. Red.

stens bei den meisten Artikeln die Quellen zu nennen, aus denen er geschöpft hat; ja, die Tendenz des Buchs, einem und dem andern von der Tagesarbeit ermüdeten Praktiker eine angenehme Unterhaltung zu verschaffen oder einen Spaß vorzumachen, läßt es mit den Mitteln, die dazu benutzt werden, nicht so genau nehmen, als wenn sich der Herausgeber auf wissenschaftlichem Grund und Boden befände.

Auch dieses Bändchen liest sich angenehm und enthält manches Gute und für Den, der es nicht schon an der Quelle selbst geschöpft hat, Dankenswerthe, aber auch manches Überflüssige, Nichtzubeachtende und Triviale, wie dies gewöhnlich der Fall bei dergleichen Sammlungen ist, bei denen man sich beeilt, ein neues Bändchen voll zu machen.

Unter den Charakteristiken zeichnet sich Hecker's „Biographie Maximilian Stoll's", des großen Reformators der Heilkunde, würdig aus, und auch Larrey's Biographie gibt uns ein treffendes Bild dieses Arztes und Wundarztes. Die Novelle: „Die seltsame Augencur", von Hermann Meynert, aus Bäuerle's „Wiener Theaterzeitung", gehört zu jener leichten Waare, wie man sie heutiges Tages so oft in belletristischen Blättern findet; der an wissenschaftlichen Ernst gewöhnte Arzt aber läßt sie an sich vorübergehen. Beiweitem besser ist: „Eine Nacht aus dem Leben eines jungen Arztes", von Laster; es ist wenigstens Geist und Leben darin. „Die Vor- und Nachurtheile", von Anonym. Obscurus (aus Beer's „Gesundheitszeitung") und „Die Kranken von Ehemals und Jetzt", von Alois Jeitteles (ebendaher), enthalten treffende Züge aus einem Bilde unserer Zeit, und bezeichnen treu das schwierige Verhältniß, in welchem sich der Arzt zum sogenannten gebildeten Publicum befindet. Die „Bemerkungen über den Zustand der Medicin auf der Insel Java", von E. Selberg (aus dem „Ausland"), verdienen besonders von jungen Ärzten gelesen zu werden, welche Lust in sich verspüren sollten, dieses für die Ausübung ihrer Kunst wie für das Leben gleich ungünstige Land aufzusuchen. Was die in diesem Bändchen enthaltenen Poesien betrifft, so scheint sich der Herausgeber entweder in der Wahl vergriffen zu haben, oder der medicinische Boden zu steril für poetische Erzeugnisse zu sein. Warum zieht der Herausgeber nicht lieber die gesammte Natur herein, wenn die kranke keinen Stoff liefert? Auch Poesien von Ärzten würden reichlichen Stoff liefern. Die alte wie die neue Zeit ist daran eben nicht arm. Dem Zwecke des Buchs am meisten entsprechend sind die Miscellen, Curiosa und Anekdoten, obschon auch manches Triviale mitunterläuft. Namentlich enthält Prof. D. Heim's „Altes aus England" manches Bemerkenswerthe, z. B.: „Während der Bürgerkriege in England leisteten viele ausgezeichnete Ärzte als Hauptleute bei der Infanterie und Reiterei Dienste; der berühmte Harvey (Entdecker des Blutumlaufs) befehligte eine Truppe Reiterei. Mancher Militair erwarb sich hierbei einige ärztliche Kenntnisse und wurde sofort durch eine Art von militairischem Mandate zum Doctor befördert. So z. B. wurde Capitain Morgan im J. 1647 von dem General Fairfax zum Doctor der Medicin zu Oxford ernannt. General Aston, Oberst Spencer, Lucin u. A. wurden auf diese Weise zu Doctoren ernannt, oder setzten ohne weitere Berechtigung ihren übrigen Titeln das M. D. bei."

Einen Pendant zu dem bekannten Vorschlag des verstorbenen Weinhold, die Männer zu infibuliren, um die Übervölkerung zu verhüten, finden wir in einem 1761 gedruckten Plane zur Vertilgung der Lustseuche. Der bescheidene Antrag ist in folgende Worte gefaßt: „Ich schlage vor, sämmtliche Einwohner Europas zu saliviren; wird dieses Verfahren überall und gleichzeitig durchgeführt, so wird es alles Auffallende verlieren, obwol die Schwierigkeit, ganz Europa gleichzeitig in Speichelfluß zu versetzen, nicht zu leugnen ist. Man wird fragen, wer die Kosten zu nehmen seien? Ich denke, es sollte nicht zwei Millionen Pfund Sterling kosten, alle Einwohner Englands zu saliviren, besonders da zu hoffen steht, daß nicht ein Drittheil derselben es dahin kommen zu lassen nöthig haben würde; am Ende ließe sich diese Summe leicht und gleichmäßig durch eine Nasensteuer auftreiben. Sicher würde Niemand die Auflage zu groß halten, für die Sicherheit seiner Nase im Gesichte eine Guinee zu bezahlen, und ich hoffe, daß wenigstens der vierte Theil der Einwohner unserer Insel diese Zierde des Gesichtes behalten werde." Dr. Monsey starb in dem hohen Alter von 96 Jahren und war ein halbes Jahrhundert Arzt am Chelseahospitale bei London. Er vermachte seinen Leichnam dem dortigen anatomischen Theater und schrieb wenige Tage vor seinem Tode an Cruikshank mit der Bitte, ihn, da er noch wenige Stunden leben werde, zu secirén. Einige Jahre vor seinem Tode hatte er die Absicht, seinen Leichnam in seinem Garten beerdigen zu lassen und verfertigte sich eine Grabschrift, die mit folgenden Worten schloß:

What the next world may be, never troubl'd my pate;
And be what it may, I beseech thee, oh! fate!
When the bodies of millions rise up in a riot,
To let the old carcase of Monsey lie quiet.

„Über das wahre ärztliche Savoir faire", aus der Feder des großen Wundarztes Richter (was hier nicht angegeben), ist des berühmten Mannes unwürdig und hätte wol eine schärfere Widerlegung verdient. „Aufgefangene Bittschrift der Blutegel an die Versammlung der deutschen Naturforscher und Ärzte in Berlin 1828" ist ebenso witzig als wahr. 65.

Les nuits de Versailles par *Guérin*. Paris 1838.

Guérin ist einer der Schriftsteller, welche die Romane dutzendweise liefern. Es ist mir immer unbegreiflich gewesen, wie es möglich ist, daß die Flut von Romanen, welche von ihm und zehn oder zwölf seiner Handwerksgenossen ausgeht, ein Publicum findet, und zwar in Frankreich, wo man im Allgemeinen so wenig liest, wo man so große Ansprüche macht, wo man so sehr verwöhnt ist durch die Lecture des Vortrefflichsten, was einheimische und fremde Schriftsteller im Fache des Romans geleistet haben. Das vorliegende Buch enthält eine Reihe quasi-historischer Novellen, welche dem französischen Hofleben der vorigen Jahrhunderte entnommen sind und sich für Zeit- und Sittengemälde in Scott'scher Manier geben möchten. Der Verfasser zeichnet die Portraits seiner Personen mit sichtbarem Fleiße, aber es gelingt ihm nicht uns ein sprechendes Bild derselben zu geben, wir sehen nur einzelne Züge, die sich nicht zum lebendigen Ganzen einen wollen. Die Situationen sind von dramatischem Interesse entblößt, unbehülfliche Schilderungen, ohne zureichende Motive, ohne Wahrheit, ohne Zweck. Plan ist eigentlich gar nicht vorhanden; die Ereignisse folgen einander, wie Gott will, und der Verf. sieht sich jeden Augenblick genöthigt eine unverständliche Scene, das Auftreten einer unbekannten Person, einen räthselhaften Dialog durch eine lange trockene Erzählung zu erklären, etwa in der Weise, wie der Prologus des Terenz sich und das Stück ankündigt. Der Gang der Handlung ist sehr oft unlogisch, unnatürlich, unglaublich, die Charaktere sind formlos oder überladen, die Personen fallen aus der Rolle, das Costum wird auf eine schreiende Weise verletzt, von Witz oder vielmehr esprit, der so gemein geworden ist, daß er gar kein Verdienst des französischen Schriftstellers mehr ausmacht, ist keine Spur vorhanden; nur einen leichten ironischen Zug findet man etwa hier und da. Der Styl hat nichts Ausgezeichnetes als einige Sonderbarkeiten, die durch häufiges Wiederkehren höchst lästig werden; dahin gehört z. B. das übertrieben oft vorkommende Und im Anfange eines Satzes, welches der Sprache einen unerträglichen Anstrich von Affectation gibt. Guérin hat übrigens einen moralischen Zweck im Auge, er malt den Verfall der Sitten in düstern Farben, er zeigt die traurigen Folgen der Thorheit, er brandmarkt das Laster, auch wenn es sich in die Falten eines Purpurmantels hüllt. Leider aber verführt ihn diese Tendenz auf üble Abwege, sie verleitet ihn zu Übertreibungen, durch welche er seinen Zweck verfehlt, denn die Caricatur macht selten einen moralischen Eindruck. So läßt

er die Katharina von Medici ihren gehässigen Charakter gleichsam von den Dächern predigen; wenn sie einer Creatur einen Auftrag gibt, so verfehlt sie nie ihr zur größern Stimulirung des Eifers den Galgen im Hintergrunde zu zeigen. Der erträglichste Theil des Buchs sind einige Criminalgeschichten der an Verbrechen so reichen Regierung Ludwig's XIV., bei denen der Verf. nur die Aufgabe der Einkleidung hatte. 9.

Miscellen.

Die Juristen waren auf Luther, weil derselbe das Corpus juris canonici verbrannt hatte, nicht gut zu sprechen. „Nimis inconsulte id combusserat", sagt Karl Ferdinand Hommel in seiner „Epitome sacri juris" (Leipzig 1777), S. 48, und führt darauf in der Note zum Beweise, mit welchem Hasse Luther gegen die „Leges nostras" erfüllt gewesen sei, eine Stelle wörtlich an aus der Predigt, welche Luther am 15. Februar 1548 in der Kirche zu Wittenberg gehalten hat, betreffend den Unwerth des kanonischen Rechts. Die Ausdrücke sind von einer solchen Beschaffenheit, daß die feine Sitte unserer Tage es kaum gestatten dürfte, diese Stelle, zumal in einer Zeitschrift, dem Publicum wieder vor die Augen zu bringen. — Was dagegen zu Luther's Rechtfertigung gesagt werden kann, möchte wol in den wenigen gediegenen Worten Robertson's *) enthalten sein: „Luther's Ungestüm und Heftigkeit, die Zuversicht, mit welcher er seine Meinungen behauptete, der Stolz und die Verachtung, womit er Allen begegnete, deren Gedanken von den seinigen abwichen, alle diese Dinge, die man in Zeiten der Mäßigung und Verfeinerung für große Flecken in dem Charakter eines Kirchenverbesserers angesehen haben würde, schienen seinen Zeitgenossen nicht übertrieben. — — Selbst die groben Possenreißereien, womit seine Streitschriften angefüllt sind, und die ungesalzene Kurzweil, die er zuweilen in seine ernsthaftesten Reden einmischt, waren ihnen nicht besonders anstößig. In den damaligen noch rohen Zeiten wurde keine gelehrte Zänkerei ohne eine beträchtliche Mischung der erstern getrieben und letztere war sogar bei den feierlichsten Gelegenheiten und in der Behandlung der wichtigsten und ehrwürdigsten Gegenstände gewöhnlich. Beides schadete seiner Sache so wenig, daß vielmehr dieses Schimpfen und Lächerlichmachen in Widerlegung der papistischen Irrthümer und in Überredung der Menschen, dieselben abzulegen, ebenso kräftig war, als löblichere Beweisgründe und dringende Vernunftschlüsse." **)

Wie sehr übrigens die der Reformation geneigten deutschen Fürsten damaliger Zeit ein Beispiel von entschiedener Denkart gaben und wie rasch der Fortgang der verbesserten Lehre gewesen sei, bekunden unter Anderm die Berichte des nach Speier zu dem dort 1526 gehaltenen Reichstag Abgeordneten der Reichsstadt Regensburg an den dasigen Rath vom 20. Julius: „Der von Hessen und Sachsen sind in lauter Bram gekleidet, haben in den Ärmeln von Buchstaben: Das Wort Gottes bleibt in Ewigkeit. Und Landgraf von Hessen hat am Pfintztag Nacht, als er dahin kommen, ein Ochsen vor seiner Herberg öffentlich schlagen lassen und denselben Freitags unverborgen gespeist." Im Berichte vom 20. August heißt es: „Der Kurfürst von Sachsen und Landgraf von Hessen sammt etlichen andern mehr Fürsten und Herren gehen alle Tage zur Predigt in des von Sachsen oder Hessen Höfen, in welchen man stettigs einen Tag um den andern predigt, und lauffen die Leute über vier und fünf Meilwegs zu. Und gestern haben etliche das Volk an zwei Predigten ungefährlich auf 14,000 Menschen überschlagen gehabt." *)

*) Geschichte der Regierung Kaiser Karl's V., Bd. II, S. 167 fg.

**) Man vergleiche damit weiter die treffliche Stelle ebendaselbst. Bd. III, S. 83—85.

Schon d'Alembert hat bemerkt, daß die Jesuiten zwar in jeder Gattung von Gelehrsamkeit erhebliche Vorschritte gemacht haben, daß viele von ihnen große Mathematiker, Alterthumskundige und Kunstrichter gewesen, daß sie auch einige vorzüglich berühmte Redner gebildet haben, daß aber niemals einer aus diesem Orden aufgestanden sei, der den Namen eines Philosophen hätte verdienen können. Es scheint eine unvermeidliche Wirkung der Klostererziehung zu sein, daß sie den Geist fesselt und einschränkt. Mußte doch, nach der Verfassung der Gesellschaft, der Praefectus bibliothecae die Bibliothek wöchentlich zweimal selber auskehren und alle Jahre einmal ausklopfen, und 1656 richteten die Jesuiten zu Amberg ihre Schüler ab, lutherische und andere verbotene Bücher ihren Ältern oder Kostherren mit frommem Betrug zu stehlen und in das Jesuitencollegium zu bringen; ja, es wurde sogar 1713 ein Johann Christoph Philipp Beyer aus Hanover, der unter dem Namen Liberius Verinus viele Schmähschriften gegen die Jesuiten herausgegeben hatte und sich in Bamberg von ihnen ertappen ließ, daselbst lebendig verbrannt. Inzwischen haben sich die Jesuiten doch die Gunst zweier der größten und noch dazu protestantischen Fürsten zu verschaffen gewußt. Gustav Adolf, König von Schweden, äußerte während seiner Anwesenheit in München (1632) bei der Tafel: „Wenn ich katholisch wäre, hätt' ich doch die Jesuiten noch am liebsten." Friedrich II., König von Preußen, fällte das Urtheil: „Ich habe in allen Rücksichten nie bessere Priester als die Jesuiten gefunden." Hierüber ist sich um so weniger zu verwundern, als der Zweck des Ordens es erheischte, den Charakter hochgestellter Personen zu erforschen und sich um deren Gunst zu bewerben. Ebenso waren die Mitglieder des Ordens zum unbedingten Gehorsam gegen ihre Vorgesetzten, insbesondere gegen die Aussprüche und Befehle ihres Generals in Rom verbunden. Als daher die Vorstände der Jesuiten in München sehr lobpreisende Berichte **) über die von Gustav Adolf und seinen Unterfeldherren erfahrene Behandlung nach Rom erstatteten: so wurden sie darüber vom General bedeutet: „sich da, wo man von Ketzern Gutes zu sagen habe, kälter und kürzer zu fassen." Dabei mußte es sein Verbleiben haben. Die zum Theil alles Maß überschreitenden Behauptungen in den Schriften der Jesuiten, insbesondere der Theologen, hat vorzüglich Anton Bucher in seinen humoristisch-satirischen Darstellungen der Welt vor Augen gelegt, meist auf eine höchst ergötzliche Weise. So wird unter Anderm angeführt ***), daß der Jesuit Pater Weisbach sage, daß ein Priester mehr ist als die Mutter Gottes, weil Maria Gott nur einmal auf die Welt heruntergebracht hat, der Priester aber ihn, so oft er will, vom hohen Himmel herabbringen kann.

Der Marschall Sully, erster Minister Heinrichs IV., widerstand allen Lockungen, ihn zum Katholicismus zu verleiten, und als der Papst selbst ihn durch einen sehr schmeichelhaften Brief zum Übertritt zu bringen suchte, antwortete er sehr artig und versicherte: „Er werde nie aufhören für die Bekehrung Sr. Heiligkeit zu beten." 25.

*) C. T. Gemeiner's „Geschichte der Kirchenreformation in Regensburg" (Regensburg 1792), S. 46.

**) Der Auszug aus den Berichten der Jesuiten in München über die Anwesenheit des Königs Gustav Adolf daselbst, in v. Lang's Geschichte der Jesuiten in Baiern S. 135—141 ist höchst interessant.

***) Bucher's sämmtl. Werke, Bd. VI, S. 50. In der Kinderlehre auf dem Lande (S. 411—412) hat der sich ereifernde Pfarrer den oben ausgehobenen Satz sehr erbaulich seinen Zuhörern vorgetragen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 115. — 24. April 1840.

Briefe aus Sicilien.

Dritter Artikel.*)

Girgenti.

Girgenti ist in jeder Hinsicht einer der wichtigsten und anziehendsten Punkte Siciliens. Nicht nur durch die Schönheit seiner Lage merkwürdig, vereinigt es in sich die meisten derjenigen Elemente, aus welchen gegenwärtig die wesentlichsten Interessen Siciliens sich bilden. Sowie man nirgend im Lande dringender veranlaßt ist, den Zustand der Insel in Bezug auf seine bedeutendsten Erwerbsquellen und seinen Handel zu erwägen, besonders auch die jüngste schon besprochene industrielle Angelegenheit, so knüpfen sich vielleicht an keinen andern Ort leichter und natürlicher Betrachtungen über das gelehrte und wissenschaftliche Treiben im Lande. Man könnte auch ohne Kenntniß des Einzelnen von der politischen, commerciellen und intellectuellen Lage des Landes einen Schluß auf seine Wissenschaftlichkeit machen. Sicilien ist nur ein Pantheon großer Erinnerungen, und dem entsprechend kann seine geistige Thätigkeit nur der Vergangenheit gelten. Abgeschnitten von den Lebenspulsen der Gegenwart, vegetirt es auf den Wurzeln, die es einsam in seinem eigenen Stückchen Boden geschlagen hat, ohne von dem Umschwunge der Ideen, welche die übrige intellectuelle Welt befruchten, Säfte zu ziehen, und ohne Rückwirkung auf deren Entwickelung und Gestaltung. Daher ist Sicilien, ich spreche dies nicht als eine pikante Bemerkung und im Leichtsinn, sondern ernst erwogen und mit Schmerz aus, wenn auch nicht für die Wissenschaft, doch wissenschaftlich todt zu nennen. Die fleißigen Arbeiten auf dem archäologischen Felde, die angelegentlichen Studien der alten classischen Literatur, die Forschungen in der Geschichte des eigenen Landes, die schönen Bücher, welche an den Tag gefördert werden, liefern gute und gar nicht zu verachtende Materialien zu dem großen Gebäude der Wissenschaft; aber indem das Gebäude selbst in der Fremde sich vollendet und der bildende Geist, welcher es ausführt, nicht hier herüberwirkt, bleiben alle diese achtungswerthen Beweise doch nur Kärrnerdienste. Die Wissenschaften, welche das Alterthum erforschen, haben, an sich selbst betrachtet, überhaupt etwas Unlebendiges und erscheinen für sich allein nur als die Befriedigung der übrigens unserer Natur nothwendig innewohnenden Wißbegierde, gewinnen aber dadurch, daß sie als ein unentbehrliches Glied in dem ganzen lebendigen Organismus der Erkenntniß stehen, ihren unmittelbaren Antheil an der gegenwärtigen, wirklich thatenvollen und im Dienste der existirenden Welt begriffenen Arbeit des Geistes. Wo nun das Bewußtsein dieses Zusammenhanges und der Unterordnung unter denselben fehlt, da werden sie zu einem blos angenehmen, wenn auch immer recht löblichen Zeitvertreib herabgewürdigt. Siciliens Wissenschaft ist nur in Papier und Leder gebunden, aber nicht im Blut und Saft der Sicilier. Wenn man auch sagen dürfte, daß sie, wenigstens in den Zweigen, die sie zu treiben vermag, im Blute sei, so bringt sie es doch nicht zu Früchten. Denn man spürt sie nirgend in der Gesammtbildung des Volkes. Es lautet allerdings sehr wohl, zu sagen, daß die Wissenschaft ihrer selbst willen getrieben werden solle, und hat seine Richtigkeit im Gegensatze sowol zu jener Theorie, welche sie zur pädagogischen Drehbank oder zum Windfang und Regulator der Industrie machen möchte, als auch zu jener Gesinnung, welche sie zum Besten der glücklichen Besitzer melken zu dürfen meint. Ein Baum ist auch eine Existenz für sich und hat in den Augen des Schöpfers einen unendlichen Werth, aber wir pflegen und hegen die Bäume doch nicht, damit sie selbst der Schöpfung nicht fehlen, sondern zum Besten der bedürftigen Menschheit. Und die Wissenschaften sind nicht minder der Leute wegen da. Sie sind, um in dem Gleichniß zu bleiben, die höchsten Lebensformen, die Blüten der geistigen Existenz eines Volkes und vollenden sich nach dem Gange einer ganz naturgemäßen Entwickelung zu Früchten, welche den Samen des intellectuellen Fortlebens in sich schließen. Wo diese Blüten daher sich finden, ohne daß des Volkes Geistesleben der Baum sei, auf welchem sie wachsen, da sind sie nur Zierblumen, zum Welken gebrochen. Ich sage nicht, daß es an solchen Männern, welche das wahre Verhältniß der Wissenschaft zur Bildung des Volkes begriffen und herzustellen begehrten, und Das, was ihnen fehlt, wohl wissen, in Sicilien mangelte. Im Gegentheil, vielfältig ist die Sehnsucht nach einem bessern Zustande aufgewacht und von manchen Seiten ist die Klage über den gegenwärtigen Jammer und die Anerkennung des Bedürfnisses laut genug geworden. Sicilien hat gehabt und hat seine tüchtigen Gelehrten, seine vaterlandsliebenden, hellblickenden, begeisterten Männer. Einige, welche bisher die Stützen der Literatur Siciliens gewesen sind, hat leider seit kurzem der Tod hinweggenommen. Von diesen ist vor Allen Domenico Scinà zu nennen, der, in den Naturwissenschaften, in der Geschichte des Landes und in philologischen und antiquarischen Forschungen wohlbewandert, mit treuer Liebe zum Vaterlande und zur Wissenschaft einen wahrhaft humanen Sinn und eine bedeutende Persönlichkeit verband; von den Lebenden der um die Bildung des Volkes, um die Verbreitung des Interesse für Wissenschaft und um die Verbesserung der materiellen Lage seines Landes unablässig sich mühende und unermüdliche Vincenzo Mortillaro, der Unternehmer, Beförderer, Redacteur einer Anzahl periodischer Schriften, derselbe, der unter dem schon genannten trefflichen Duca di Cumia bis zu dessen Abberufung die Geschäfte der Generaldirection der Policei mit größter Umsicht und gar beliebt im Volke leitete. Diese und andere wackere Männer haben nicht nur die vorhandene Noth und die fühlbaren Mängel erkannt und beklagt, nicht nur den Ursachen des Elends im materiellen und im intellectuellen Leben des Volkes nachgedacht und auf Mittel zur Abhülfe gesonnen, nicht nur freimüthig über die Lage Siciliens sich in öffentlicher Rede und in öffentlichen Schriften ausgesprochen, sondern, zum Theil auch in den Geschäften betheiligt, mit der That nach

*) Vgl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 52—55 und 89—91. D. Red.

Kräften gewirkt. Und doch ist, während bis etwa 1836 manche schöne Hoffnung am Horizonte des sicilischen Lebens aufgetaucht war, seitdem Alles vielmehr zurück als vorwärts gegangen. Nicht angerühmt darf ich den schwermüthig zürnenden und strafend klagenden Publicisten Filippo Minolfi lassen, nicht unerwähnt das treffende Wort, welches er in Bezug auf eine von Lob der vielen von der Regierung ausgegangenen Förderungen und der vielen im Volke gethanen Fortschritte triefende Rede des Präsidenten der catanischen ökonomischen Gesellschaft Scuderi entgegnet: „Lasset uns nicht uns Riesen dünken, da wir Pygmäen sind. Niemand liebt mehr als wir Sicilien und weil wir es lieben und kennen, seine gesegnete und glückliche Natur, darum sind wir gedrungen zu beachten, was ihm fehlt und was es doch so leicht besitzen könnte!"

Diese vielfältigen und angestrengten Bestrebungen Einzelner übersehe ich nicht, aber ich fürchte, daß die Paar Schwalben, welche selbst nicht sich für Gesellen des Sommers ausgeben, welche man aber so gern wenigstens als seine Vorboten ansehen möchte, ich fürchte, daß sie vielmehr Nachzügler sind, die in dem langen Winter ihr Dasein in Noth fristen, oder hierher versprengte und verschlagene Kinder eines den Wissenschaften günstigern Himmels. Denn dazu, daß von diesen eine Regeneration ausgehe, scheinen im Volke die Bedingungen nicht vorhanden zu sein. Wenn ich sagte, daß Sicilien in geistiger Beziehung von den Lebenspulsen der Gegenwart abgeschnitten sei, so war damit nicht gemeint, daß es völlig keinerlei Notiz von dem Allen nehme, was im übrigen Europa vorgehe. Vielmehr sind ungeachtet des so sehr erschwerten Bücherverkehrs gar viele Sicilier immer bemüht gewesen und noch bemüht, von der Wissenschaft der Fremde Vortheil zu ziehen. Ja, sie greifen zu dem Ausländischen, je neuer es ist, desto besser, wo möglich je toller, desto willkommener, mit der liebenswürdigsten Ungeduld und mit der leidenschaftlichsten Hitze. Sogar deutsche Bücher findet man in ihren Journalen hin und wieder angezeigt, Hirt's „Baukunst der Alten", oder Böttiger's Abhandlungen und Gerhard's „Antike Bildwerke" in ihren Dissertationen citirt. Sie haben den St.-Simonismus, als er im Schwange war, besprochen. Sie haben sich für das homöopathische System interessirt. Ja, in Palermo soll die Homöopathie nicht nur so sehr zum guten Ton gehören, daß keine Dame mehr gesund sein darf, sondern auch von den Behörden in Hospitälern eingeführt worden sein, Spötter sagen, der wohlfeilern Arzneien wegen; kurz, so geschwinde Schritte soll sie dort machen, daß die Schule Sicilien bald als ihr gelobtes Land ansehen wird. Die Oekonomisten des Auslandes studiren sie in Übersetzungen mit dem größten Eifer. Und in der Poesie haben sie es nicht ertragen wollen länger classisch zu sein, sondern haben den Romanticismus eingeführt. Diese Dinge sind zu ihnen gekommen wie die Modefigürchen aus dem „Courrier des dames" in den „Passatempo per le dame" von Palermo, nicht nur vom Wirbelwinde der Neuigkeitssucht vorübergejagt, sondern auch zum Theil in Verzerrung. Und eben deshalb ist zu fürchten, daß Vieles allein durch die Berührung mit dem Auslande geweckt worden, was von dauerhaftem Werthe für Sicilien nur dann sein könnte, wenn es auf seinem eigenen Boden gewachsen wäre, oder wenigstens den Boden, um dort Wurzel zu schlagen, geeignet und vorbereitet fände. Man nennt nicht Ackerbau, wenn ein Liebhaber etliche Kornproben in seinem Garten erzieht, und daß von solcher Liebhaberei die Cultivirung eines ganzen Landes auszugehen liebe, möchte wenig erfahren worden sein. Vielmehr ist hiermit eine andere große Gefahr bereitet, zu deren Andeutung ich mir erlaube, dem Worte Minolfi's eine weitere Beziehung zu geben: „Lasset uns nicht uns Riesen dünken, da wir Pygmäen sind." Das junge Volk, vornehmlich in Palermo und Messina, lernte in so hochfahrenden Ideen und emphatischen Phrasen schwelgen und fing an, stolz auf Journale und Journälchen, Akademien und Broschürchen, Briefchen und Complimentchen höflicher Reisenden, sich viel zu dünken und das Nothwendigste zu versäumen. Schade wäre es, wenn unter dem Unkraut des Dünkels die wenigen guten Keime, die sich seither zeigen konnten, erstickt würden. Um aber die Betrachtung zu verfolgen, inwiefern die Wissenschaft in Sicilien die Bedingungen des Gedeihens vorfinde, ist es nöthig, die verschiedenen Gebiete derselben zu trennen.

Ich erinnere an die zuvor gemachte Bemerkung, daß Siciliens geistige Thätigkeit der Vergangenheit gelte. Die antiquarischen Wissenschaften nehmen unter den Bestrebungen seiner Gelehrten eine der vornehmsten Stellen ein. Dasselbe fand ich einmal in dem Journale „L'Antologia" von Florenz bei Gelegenheit einer Revue der sicilischen Literatur angemerkt. Mit dem herablassenden und aufmunternden Tone eines hohen Gönners, der sich über die Schulprüfung, der er eben beigewohnt, vernehmen läßt, wurde dort versichert, daß die Sicilier in der That keine Wissenschaft vernachlässigten, aber doch mit Vorliebe die antiquarischen und die Naturwissenschaften anzubauen schienen, demnächst auch auf die Zweige der Gesetzgebung und Nationalökonomie vielen Fleiß verwendeten. Dies ist in der That der Fall. Aber die Vorliebe für diese Gebiete ist begreiflich, ebenso begreiflich wie die Vernachlässigung anderer. Daß die Theologie keine lebendige Wissenschaft hier haben kann, bedarf nicht der Versicherung. Der einzige Punkt, von welchem einiger Antrieb zu Untersuchungen ausgehen kann, ist das sicilische Kirchenrecht, welches den König zum gebornen Delegaten des Papstes macht, und doch wird auch in dieser Beziehung das Thema erschöpft sein. Die Dogmatik ruht bequem auf den kanonischen Polstern des tridentinischen Concils und erschwingt allerhöchstens noch einen Skrupel, ob die letzte Ölung an einem vor Palermo auf der Straße Sterbenden, mit ungeweihtem Öl von einem mitleidigen Priester vollzogen, Gültigkeit oder nicht habe, eine causa, die doch endlich der Union von S.-Paolo in Rom zur Entscheidung zufiel; oder sie geht im poetischen Lustwald mit sechs lahmen daktylischen Füßen in lateinischen Pantoffeln spazieren, wie etwa Herr Kanonikus Catalano beweist, der sein Gedicht: „De venerabili eucharistia", in vier Büchern und Bänden mit gelehrten Noten und Anmerkungen zu Palermo auf Löschpapier herausgab und seit einem Lustrum so fleißig zur Förderung der Gottseligkeit verschenkt, daß er wol nur noch vier Fünftel der ganzen Auflage liegen haben wird. Fragte aber Jemand: Wie steht es im Lande um die Philosophie? so möchte die sprüchwörtlich gewordene Antwort auf die Frage nach der Höhe des Gebirges Sinai die passendste sein. Das weiß man nicht! Sie tragen die verschiedenen philosophischen Systeme vor, d. h. den Stoicismus, Epikureismus oder, wie sie sich kurz fassen, Idealismus, Realismus und den Skepticismus, die Logik und eine Art Metaphysik unter dem Titel Ideologie. Man hatte indeß gefühlt, daß die alten abgetragenen Lehrbücher von Soave u. s. w. nicht mehr der Zeit angemessen waren, und auf den Antrag des berühmten Scinà eröffnete die Commissione della pubblica istruzione ed educazione eine Concurrenz für das beste ideologische Schulhandbuch. Sechs Arbeiten wurden schon 1826 im Manuscript eingereicht; man fand dieselben nicht genügend und sandte sie den Verfassern mit verschiedenen Ausstellungen und dem Wunsche, sie umgearbeitet wiederzuerhalten, zurück. Die Verfasser nahmen zum Theil diese Zumuthung übel oder hatten zum Umarbeiten nicht Lust. Nur einer von ihnen und zwei neue Concurrenten reichten ihre Versuche 1835 abermals ein und Prof. Tedeschi legte sein bereits gedrucktes Buch bei. Ich weiß nicht, was aus der Sache weiter geworden ist; sie scheint sanft eingeschlafen zu sein; ich glaube auch, daß man ihr dieses unbedenklich gönnen kann. Die Naturwissenschaften sollte man in Sicilien blühend vermuthen, weil es ihnen an Material nicht fehlt, weil sie vorzugsweise die Ruhe und Abgeschiedenheit vertragen, sogar lieben, und weil sie an die unendliche Zersplitterung und Vereinzelung des Beobachtens gewöhnt sind. Aber doch sagen die Kundigen, daß durchaus nichts Erhebliches auf diesem Felde geleistet worden sei und geleistet werde, wenigstens nichts Eigenthümliches und Selbständiges. Mir scheint,

als wäre auch hier Antrieb und Bewegung von fremden Forschern ausgegangen. Einen geachteten Namen hat der ältere Gemellaro, der Gründer der einen Casa auf dem Ätna, welcher 1839 gestorben ist, hinterlassen. Überhaupt wird, wenn der naturwissenschaftliche Ruhm Siciliens erschallen soll, immer mehr auf die Männer des vorigen Jahrhunderts zurückgegangen, den großen Mäcen, Fürst Ignaz Biscari, den Vulkanologen und Mineraliensammler Gius. Gioeni, von welchem die Akademie in Catania ihren Namen hat, den Kanon. Recupero, der ebenfalls über den Ätna Untersuchungen anstellte, die Cassinesermönche von Palermo und Catania, welche sich um die Anlegung naturgeschichtlicher Sammlungen bemühten, und Andere, welche man in Scinà's „Prospect der Literaturgeschichte" nachsehen kann. Mit den Naturwissenschaften ist erst in neuerer Zeit in Sicilien die Medicin in engere Allianz getreten. Sie war im vorigen Jahrhundert noch immer an die theologische Bildung gekettet. Als ihr Befreier ist Agostino Giuffrida aus Catania anzusehen, der schon als Jüngling gegen die eingewurzelten Vorurtheile den Kampf begann und in seiner Vaterstadt eine Schule von Ärzten gründete, aus welcher unter Andern Antonio di Giacomo, Franc. Mar. Scuderi und sein besonders berühmter Bruder Rosario Scuderi hervorgingen. Diese Schule widerstand aufs kräftigste dem Brownianismus, der im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts in Sicilien einbrach und schnell populair wurde. Dieses Alles ging an den Küsten und auch da nur in den Hauptstädten vor. Im Innern der Insel schrieb man die Krankheiten bis in neueste Zeit den Hexen, dem bösen Auge, den Vampyren, den Berufungen zu, und heilte durch Amulette, Besprechungen, Sympathien und allerlei Quacksalbereien. Die wenigen alten Praktiker behalfen sich mit einigen Resten von Boerhavianismus. Die Chirurgie hat überall auf der Insel fast gänzlich daniedergelegen und nur erst seit kurzem haben einige junge Leute im Auslande studirt, um sich zu Chirurgen zu bilden. In den Küstenstädten haben manche Ärzte die Erscheinungen der Zeit durch Journale und fremde Bücher kennen zu lernen nicht unterlassen. Daher man in den periodischen Schriften Siciliens Berichte über das Hahnemann'sche System, über Sprengel's Polarität, Focault's Lebensorganismus antrifft. Diese Stücke sind jedoch, wie mir scheint, völlig äußerliche und historische geblieben. Die Pharmacie soll hinter den Fortschritten, die sie anderwärts mit Hülfe der Chemie gemacht hat, hier nicht zurückgeblieben sein. Für die Mineralbäder sowie für die Einführung der Pockenimpfung hat die Regierung Sorge getragen.

Dr. Antonio di Giacomo, aus dessen Aufsatz über den Zustand der Medicin in Sicilien die obigen Notizen entnommen sind, gibt als das vorzüglichste Hinderniß der Bildung tüchtiger Ärzte im Lande den Mangel klinischer Lehrsäle an. Ein königliches Decret von 1820 hat die Einrichtung eines solchen im Hospital S.-Marco von Catania befohlen. Ich habe dort nicht nachgefragt, ob das Edict in Ausführung gekommen sei. Aber auch dann wäre es nur ein schwacher Anfang. Derselbe Arzt räth auch die Errichtung von Physikaten an, durch welche die öffentliche Klinik, Chirurgie, Vaccination in den verschiedenen Districten geleitet und beaufsichtigt würde, welche durch Vermittelung der Syndaci Berichte an die Intendanzen einzureichen haben sollten. Wie viel fromme, gute Wünsche steigen in Sicilien auf, welche gute, fromme Wünsche bleiben!

In der Rechtswissenschaft ist Filangieri ein Hauptschriftsteller, und als Orakel in Allem, was das bürgerliche und peinliche Recht, nebenher auch was Logik und Philosophie, Oekonomie und Politik angeht, wird Giandomenico Romagnosi verehrt. Die juridische Praxis hat allerdings eine lebendige Anregung erhalten durch den neu eingeführten Rechtszustand, durch die Aufhebung der Lehnseigenheit, durch die Vernichtung der Fideicommisse und die Ablösung der Ländereien. Für die Vereinfachung des Proceßwesens hat man dadurch Sorge getragen, daß außer den Syndaken und den Giudici di circondario Friedensgerichte eingesetzt wurden (Giudici conciliatori). Der König hat gleich nach seiner Thronbesteigung mit unglaublicher Rüstigkeit an der Verbesserung des bürgerlichen Zustandes in seinem ganzen Lande zu arbeiten begonnen. Die Jahre 1831, 1832 u. 1833 sind für beide Sicilien eine ununterbrochene Kette guter, oder doch gut gemeinter Verordnungen und Einrichtungen. Wäre dies so fortgegangen, oder wäre auch nur die Kraft gewonnen worden, dem einmal Eingeführten seine Existenz und Wirksamkeit zu sichern! Es besteht die löbliche Einrichtung, daß in jedem Jahre nach den Herbstferien der königliche Procurator die Gerichtszeit mit einer Rede eröffnet, welche er vor der Plenarversammlung der Tribunale zu halten hat. In einer solchen Rede beklagt der Procurator Mendella bei der Tribunalseröffnung in Girgenti aufs bitterste, wie wenig den weisen Absichten der Regierung entsprochen werde. Er rügt insbesondere die übergroße Fahrlässigkeit, Unwissenheit und Trägheit der Friedensrichter, die schändliche Gewaltthätigkeit, Betrügerei und Bestechlichkeit der gerichtlichen Executoren, und lobt nur die Ortsrichter wegen ihrer Amtstreue und Pünktlichkeit. Diese wenigen Züge werden hinreichen, um begreiflich zu machen, daß man kaum sagen könne, die Rechtswissenschaft Siciliens sei irgend die Grundlage seiner Rechtspflege. Von einem productiven Leben der Rechtswissenschaft auf dieser Insel oder nur der Möglichkeit eines solchen will ich gar nicht reden.

Ich habe von dem Zustande aller vier Facultätswissenschaften ein gedrängtes Bild zu entwerfen versucht, um zu zeigen, weshalb ich glaube die Wissenschaft Siciliens todt nennen zu müssen. Theologie und Philosophie sind hier ohne Frage „sehr todt", die Medicin läßt sich vom Auslande einigen Athem einblasen, und die Rechtswissenschaft hat es mit einem durch Machtspruch in das Land hereingetragenen und noch ganz unreifen und unentwickelten Zustande zu thun.

Zwischen den Bemühungen der vereinzelten Gelehrten um die Wissenschaften im engern, oder vielmehr im höhern Sinne und dem wirklichen Maße der geistigen Bildung im Volke ist der Abstand, wie bemerkt, schon fühlbar genug. Aber ungleich schärfer stellt der Gegensatz von Theorie und Praxis sich da heraus, wo es die materiellern Seiten des Volkslebens gilt, nämlich in derjenigen Lehre, oder wenn man durchaus will, Wissenschaft, welche die Gesetze und Verfahrungsweisen der Staatswirthschaft und ökonomischen Nutzung und Mehrung der von der Natur und dem Kunstfleiß dargebotenen Erwerbs- und Existenzmittel entwickelt. Die Sicilier, bemerkte die zuvor erwähnte „Antologie" von Florenz, verwendeten auch auf die ökonomischen Wissenschaften vielen Fleiß. Kann dies in einer Zeit, die fast keine andern Wahrheiten als solche, die, wenn auch nicht wahr, doch zur Waare werden, respectirt, befremden? Die in Sicilien erwachende intellectuelle Thätigkeit mußte ihre Richtungen einerseits von der Natur und den Bedürfnissen des Landes nehmen, andererseits vom Exempel des Auslandes. Beide Nadeln drehten sich nach demselben Pol. Sehr belebt wurden die ökonomischen Studien durch die Einrichtung der ökonomischen Societäten in allen Hauptstädten der verschiedenen Valli (Thäler, Districte). Schon 1831 beauftragte der König den Prinzen Leopold, Herzog von Syrakus, den er bald nach seiner Thronbesteigung (im Nov. 1830) zum Statthalter von Sicilien ernannt hatte, mit der Bildung dieser Societäten, um den Ackerbau und die Industrie des Landes zu befördern, Berichte über den Zustand derselben einzureichen und Vorschläge zur Verbesserung zu machen. Wir haben hier diese Societäten nur in Hinsicht auf die theoretische Anregung, welche sie gaben, zu betrachten. Und in der That haben sie in dieser Beziehung viel mehr als in praktischem Einfluß auf den Zustand des Landes geleistet. Denn schon 1833 fand der Vicepräsident der ökonomischen Societät von Catania nöthig, die Versammlung mit solchen Worten zu beschwören: „Lasset uns nicht in theoretischen Speculationen unsere Kraft erschöpfen und unsere Zeit vergeuden; lasset uns mit Rath und That dem Landmann und dem Handwerker beispringen damit es nicht bald mit Recht von

uns heiße: Es hat in Sicilien ein Institut gegeben zur Beförderung des Ackerbaus und der Gewerbe, es ist in jedem Thale eine ökonomische Societät zur Verbesserung des Zustandes im Lande gewesen; aber befördert haben sie Nichts und Nichts verbessert." Und der ökonomischen Societät von Caltanissetta hat an demselben 30. Mai, in derselben Stunde ihr braver Präsident zugerufen: „Es ist ein weites Feld, das Euch eröffnet worden; es ist eine lohnende Arbeit, zu welcher Ihr berufen seid. Zeigt durch die That, daß wir den Vorwurf nicht verdienen, den uns die Fremde fort und fort zuschleudert, daß wir Sicilianer die nützlichen Werke mit Eifer beginnen und mit Eile im Stiche lassen." Von den Vorschlägen, welche zur Abfassung eines agrarischen Katechismus und eines Handbuchs für Gewerbtreibende, zur Anlegung von Baumschulen und Musterpflanzungen, zur Vertheilung von Sämereien, jungen Stämmen, Ackergeräthschaften u. dgl. gemacht wurden, finde ich hoffentlich noch einmal Gelegenheit zu reden. Weit üppiger als diese Maßregeln gediehen die Untersuchungen über die verschiedenen finanziellen Systeme, die Abhandlungen über die Vorzüge der directen oder der indirecten Besteuerung, die Streitigkeiten über die Frage: ob Sicilien seiner Natur und Stellung nach ein ausschließlich ackerbautreibendes oder auch ein industrielles Land sei. Um also über diese Literatur zu urtheilen, welche, weil sie es mit der materiellen Wirklichkeit des Staatslebens zu thun hat, müßiger als jede andere ist, wenn ihre Principien nicht zu Normen der Praxis werden, wollen wir, um nicht noch einmal zu dem traurigen Ausspruch: auch hier ist Tod! gezwungen zu sein, den mehrerwähnten Minolfi für uns reden lassen. „Wir bestreiten nicht", sind seine merkwürdigen Worte, „daß in Sicilien gegenwärtig die Verbesserungen fortschreiten; aber wir bestreiten, daß es mit seinem Wohlstande besser werde. Denn zum Wohlstande eines Staates gehört, daß der Ackerbau blühe, daß die Gewerbe blühen, daß der Handel blühe, daß heilsame Kenntnisse sich im ganzen Volke verbreiten, daß die Production kräftig, die Consumtion gehoben und der Umsatz leicht und rasch sei."

(Die Fortsetzung folgt.)

Leben und Sterben. Mittheilungen aus dem Tagebuche eines Geistlichen. Herausgegeben von Ambrosius. Erstes Bändchen. Leipzig, Gebhardt und Reisland. 1839. 8. 12 Gr.

Als ich dies Büchlein zur Hand nahm und durchblättert hatte, fielen mir unwillkürlich die Mittheilungen aus den Tagebüchern des englischen Arztes Harrison ein, die bei dem deutschen Publicum die verdiente Beachtung und Theilnahme gefunden haben. Die Auszüge aus dem Tagebuche eines frommen, evangelischen Geistlichen verlieren nicht gerade bei dieser Vergleichung. Freilich ist der Kreis einer Dorf- oder kleinen Stadtgemeinde, in welcher er sich bewegt, weit beschränkter als der jenes Arztes, der Hülfe und Rettung in die angesehensten Familien, zu den reichsten Kaufleuten und ersten Staatsbeamten bringen soll, freilich erscheint die menschliche Natur in der vorliegenden Schrift nicht auf jenen Höhepunkten des Glücks und des Elends wie in der englischen Schrift, mit einem Worte, das vorliegende Büchlein ist weit weniger drastisch als das englische Werk, aber darum hat es doch seine Vorzüge und Tugenden. Diese finde ich in des Geistlichen warmer Sorge für das Elend seiner Gemeindeglieder, in seinem theilnehmenden Herzen für den Kummer des Armen und Gebeugten, in der Glaubensfreudigkeit, die ihn innige, ermahnende und erweckliche Worte in den Hütten der Sterbenden und Leidenden spenden läßt. Solche Erfahrungen können daher nur wohlthuend auf Andere wirken, sie werden namentlich diese Kraft bei jüngern Geistlichen bewähren, denen ihr Beruf oft schwer wird und dann die Stimme älterer, vielgeprüfter Männer nicht zusprechen kann. Darum glaube ich dies Büchlein allen diesen vorzugsweise empfehlen zu können, aber auch Andern, die eine stille, beruhigende Lecture lieben und im Genuß des eigenen Familienglücks es nicht verschmähen in die Hütten des Elends zu treten. Als besonders gelungen sind mir die Abschnitte Nr. 2, 8, 11, 14 und 16 erschienen: eine besondere Gewandtheit zeigt auch der Verf. in der Erklärung der Gleichnißreden Jesu und in der Deutung der Träume. 11.

Literarische Notizen.

Die „Revue critique des livres nouveaux" von Cherbuliez, welche sonst den neufranzösischen Schriftstellern nicht zugethan ist, sowol aus Gründen der Sittlichkeit und bürgerlichen Solidität wie der Ästhetik, fühlt sich doch bewogen, dem neuen Roman von A. Dumas: „Aventures de John Davys", Lob zu zollen. Hier, wird gesagt, habe die glänzende Einbildungskraft des Verfassers einmal einen ihrer würdigen Gegenstand gefunden; hier habe A. Dumas einmal auf alle Lappalien und Aufschneidereien verzichtet, um eine wahrscheinliche, nicht außer den Grenzen der wirklichen Welt liegende Erzählung zu liefern. John Davys ist ein englischer Seemann, der allerdings mit dem Helden in Marryat's Romane einige Ähnlichkeit hat. Überhaupt ist die Idee offenbar dem englischen Autor entlehnt, aber die Details sind neu, voll Kraft und Bewegung. John Davys, Sohn eines Schiffscapitains, welcher aus dem Dienste geschieden ist, nachdem ihm eine Kugel ein Bein weggenommen, ist von Kindheit an für den Seedienst bestimmt. Seine ersten Spiele und Studien sind alle nach diesem einen Ziele hingerichtet. Als er auf die Schule kam, bestand sein ganzes Wissen in einigen geographischen Kenntnissen, einer leichten Bekanntschaft mit der Literatur, hauptsächlich aber in der Nomenclatur aller Takelwerke eines Schiffes und in der Praktik der verschiedenen Seemanoeuvre, welche er wie ein Matrose ausführen und wie ein Marinelieutenant commandiren konnte. Nach einigen dem Studium der alten Sprachen gewidmeten Jahren empfängt er einen Auftrag und schifft sich ein. Von da an beginnt für ihn eine Reihe von mannichfaltigen Abenteuern, die hier auf eine so lebendige, wenn auch zuweilen etwas verdünnte Manier geschildert werden, daß die Aufmerksamkeit des Lesers gespannt und von Anfang bis Ende festgehalten wird. Man findet hier keine von jenen Übertreibungen, welche den französischen Romanen desselben Genre so gewöhnlich sind, Nichts geht über die Schranken des Möglichen hinaus, nichts verletzt die Schicklichkeitsgesetze, welche die Literatur, in ihrem eigenen Interesse, niemals verletzen sollte. Die Charaktere sind im Ganzen gut gezeichnet, man nimmt Theil an dem Helden, der voll jugendlichen Feuers, voll Muth und Redlichkeit, nirgend aber outrirt erscheint. Rührend ist die Zwischenerzählung von einem aus Unbedachtsamkeit eingeschifften und sodann mit Gewalt festgehaltenen armen Teufel, welcher Matrose werden muß und später zum Tode verurtheilt wird, weil er in einem Augenblicke der Verzweiflung an dem despotischen Lieutenant Rache nehmen will, welcher ihn von Frau und Kindern trennte und diese in Jammer und Elend gestürzt hat. Überall ist hier Effect, ohne daß Dumas zu jenen gewaltsamen Mitteln und gräßlichen Scenen, wovon E. Sue ein so beklagenswerthes und leider oft nachgeahmtes Beispiel gab, seine Zuflucht genommen hat. Wenn die Fortsetzung dieser beiden ersten Theile von gleichem Werthe sein sollte, so würde dieser Roman gewiß die beste Production sein, welche Dumas seit lange geliefert hat, und überhaupt zu den hübschesten Romanen der gegenwärtigen Literatur Frankreichs gehören.

Die treffliche Übersetzung der sämmtlichen Werke Plato's von Victor Cousin ist jetzt bis zum dritten und letzten Bande gediehen. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 116. —— 25. April 1840.

Briefe aus Sicilien.

Dritter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 115.)

So finden wir uns mit unserer Würdigung der Wissenschaften in Sicilien am Ende doch wieder auf die Anerkennung historischer und archäologischer Arbeiten zurückgeführt. Der Alterthumskunde bietet die Insel als vornehmstes Material ihre architektonischen Reste und ihre Gräbervasen. In dieser Hinsicht ist Girgenti ein vorzüglich reicher Fundort und dadurch Mahner an die wissenschaftlichen Bestrebungen der Sicilier, aber auch nur Mahner; denn es ist eben auch nur Fundort. Der Mittelpunkt und Hauptsitz der Bestrebungen selbst ist Palermo; denn Messina, obgleich die zweite Hauptstadt der Insel und jetzt auch Universitätsstadt, ist mehr auf seinen Handel als auf irgend etwas Anderes bedacht, und außer diesen verdient nur Catania wegen der schon erwähnten Pflege der Naturwissenschaften und medicinischen Disciplinen Erwähnung. Girgenti aber, nur Girgenti hat die vortrefflichsten Tempel, sowie auch sonstige Alterthümer, und handelt ja doch mit Schwefel, ist volkreich und gewerbthätig. Es sonne sich auf seinem Berge, über seinen fruchtbaren Matten gelagert, besehe sich seine Schätze und lasse sich von Andern die Wunder seiner untergegangenen Herrlichkeit erzählen! Doch Herr Politi! Es hat auch Girgenti seinen Mann der Wissenschaft. Es wird ja Niemand Girgenti auf seiner Reise berühren, ohne Hrn. Raffaello Politi zu besuchen. Hr. Politi ist seines Zeichens eigentlich ein Architekt, seiner Bildung ein Polyhistor, seines Amtes ein königlicher Inspector der Alterthümer im Val di Girgenti, seines Charakters ein Freund der Reisenden, seines Brotes ein Vasenhändler und seines Vergnügens ein Sammler und Schauspieldirector. „Hüte man sich", spricht Hr. Politi, „dies Land zu schelten! Sicilien hat auf seiner Höhe wie in seiner Erniedrigung immer auf den Spuren seiner alten Größe geleuchtet und leuchtet noch in großen Männern (einen Spiegel!), ungewöhnlichen Geistern (einen Spiegel!), Leuten von treffendem Verstande (einen Spiegel!), welche die Gegenstände zu sehen und ihren Werth zu schätzen verstehen." Hr. Politi sagt aber aus Bescheidenheit nirgend, daß er so zu sehen und zu schätzen versteht; er hat nur die Andern von Seite zu Seite gescholten, daß sie über Girgenti sinnlos gefabelt, weil sie nicht gelernt haben, in den schönen Künsten zu sehen. „Unverschämtheit ist es", fährt Hr. Politi fort, „zu sagen, daß Sicilien noch eine ungeschnittene reife Ernte, eine ungepflückte Jungfräulichkeit sei, wie im „Moniteur" einstmals zu lesen gewesen. Unverschämte Charlatanerie! Es ist kein Schritt breit Landes in Sicilien, der nicht gelehrt beschrieben und erläutert wäre von seinen Eingeborenen."

Girgenti hat Hr. Politi gelehrt beschrieben und erläutert. Das Buch heißt „Il viaggiatore in Girgenti ed il Cicerone di piazza", denn es ist in Form eines Gespräches abgefaßt und witzig zu lesen, zwar nicht mehr ganz neu, weil es 1826 erschienen, aber doch noch vollkommen ausreichend, wie man daraus schließen kann, daß es Hr. Politi selbst noch heutigen Tages um 3 Ducati abläßt. „Das ist zwar theuer", sagt er selbst, „aber der Druck und das Papier kosten hier zu Lande viel!" Und eine Hand voll Broschüren gibt er gern noch gratis in den Kauf. „Haben Sie das Museum des Hrn. Politi schon gesehen?" (Hr. Politi läßt den „Cicerone di piazza" sprechen) „Noch nicht." „O, Sie finden in seiner Galerie und andern Zimmern eine ausgesuchte Sammlung der allerschönsten modernen Kupferstiche in Rahmen. Mit den ältern, welche er in Mappen besitzt, sind es wol 4000 Stück (hier folgt eine namentliche Aufzählung der besten). Sie finden auch das gewählteste Assortiment der besten Lithographien aus München. Sie finden auch eine zahlreiche Sammlung von Gypsgüssen (hier folgt eine kleine Liste). Sie finden auch einige wenige Originalgemälde und eines von Vinci, ein einziger Fabius ist 1000 Marcellen an Werth (hier folgt die Bemerkung, daß Se. Maj. der König von Baiern 1817, als er noch Kronprinz war, seine Echtheit anerkannt hat). Sie finden auch ein Naturaliencabinet mit den merkwürdigsten Schwefelkrystallen ꝛc. Sie finden auch eine kleine Sammlung von Medaillen, kostbar geschnittenen Steinen, Ringen und andern Seltenheiten. Sie finden auch eine ganze Stube voll prächtiger griechisch-sicilischer bemalter Vasen, deren viele bereits von Hrn. Politi selbst (es spricht hier immer nicht Hr. Politi, sondern der Cicerone) erklärt und publicirt sind, voll ägyptischer Idole, aus gebranntem Thon, Bronzen, Alabasterwaaren und dergleichen. Sie finden auch unterschiedliche Fragmente von antiker Sculptur und Architektur, so Hr. Politi selbst versteckt unter Trümmern entdeckt und aufgelesen (es folgen immer kleine Registerchen). Sie finden auch eine zwar kleine, doch erlesene artistisch-antiquarische Bibliothek (es folgt ein kleiner Katalog). Sie finden ein Löwchen aus Giallo antico und einen unschätzbaren Apollo-Torso von spanischem Marmor, halblebensgroß und aus der besten Zeit der griechischen Kunst (hier wird bemerkt, daß Hr. Bildhauer Villareale ihn absolut zum Bacchus machen will). Und übrigens, Excellenz! der Hr. Politi liebt und ehrt, Sie glauben nicht wie sehr, die ausländischen Reisenden (man sieht, ich habe recht gesagt) und hat nicht allein die Gefälligkeit (Hr. Politi spricht nicht, sondern immer der Führer), sie Alles nach Belieben betrachten zu lassen, zu welcher Tageszeit es ihnen ansteht, sondern hat mir ausdrücklich befohlen, dieselben in die Loge seines allerliebsten Theatrinchens einzuladen, so oft daselbst tragisch oder komisch gespielt wird von den Philodramatikern, deren Director und Mitschauspieler Hr. Politi ist, oder von der komischen Truppe. Sie müssen wissen, daß Girgenti kein Theater haben würde, wenn nicht der Hr. Politi dieses auf seine eigenen Kosten in seinem eigenen Hause erbaut hätte, welches zwar durch die Localität beengt, doch mit allem Nöthigen ausgestattet ist und die sonderbare Elasticität besitzt, daß es immer zu klein ist, wenn die Liebhaber spielen, und immer reichlich groß, sobald die Komiker von Profession auftreten." „„Cicerone (jetzt spricht der vornehme Fremde), Cicerone, ennuyire mich nicht mit deinem Geschwätz. Ich kenne den Hrn. Politi, ich habe ihn besucht, habe Empfeh-

lungsbriefe an ihn mitgebracht, werde auch nochmals zu ihm gehen vor meiner Abreise!"" Nicht mehr wie billig. Der Fremde ist ein Mann von Welt, wie man auch schon daraus sieht, daß er den guten Cicerone oder Marcus Tullius (diese Betitelung ist sein Hauptwitz) einmal über das andere animale oder bestia nennt, worauf dieser: „Schön Dank, oder zu viel Güte" sagt, und ihm gelegentlich eine Ohrfeige applicirt und da der Andere „Au!" sagt, sie mit einem Ducato vergütigt. Den einen Passus kann ich nicht unerwähnt lassen, weil er aufs kunstreichste Charakter und Witz vereinigt. „Dies sagen", sagt der Cicerone, „besagte Schriftsteller." „„Anders aber"", erwidert der Fremde, „„sagt Cicero, der große Marcus Tullius, nicht da, Vieh!"" Diese Scene ist unstreitig von dramatischer Wirkung.

Seinen besten Fleiß hat Hr. Politi auf die Erklärung von Vasenbildern gewendet. Außer einigen Abhandlungen über den Jupiterstempel Agrigents und die Anordnung der sogenannten Giganten, welche man unter den Trümmern gefunden hat, sind die vielen von ihm edirten Broschüren Publicationen antiker Vorstellungen auf Thongefäßen. Die Vasen- und Broschürenliteratur spielt überhaupt eine große Rolle in Sicilien. Man kann sich kein bequemeres Gewerb denken als solch eine Illustrationsfabrik. Erstens, je unwichtiger die Vorstellung und je unsicherer ihr Inhalt ist, desto mehr beliebige Gelehrsamkeit kann man darüber aus dem ersten besten Dutzend Bücher zusammentreiben. Zweitens, ein Bogen ist auf unbedeutende eigene Kosten bald gedruckt und nimmt sich in einem farbigen Umschlage zumal mit seiner Bilderbeilage doch gar artig aus. Drittens, man hat eine anständige Verehrung, um das Handwerk zu grüßen, verschickt die Exemplare weit und breit ins In- und Ausland mit schmeichelhaften Briefen an die Herren Collegen, wodurch man das Recht auf die allerhöflichsten und aufrichtigsten Lobsprüche und die Anwartschaft auf eine Vermehrung der eigenen Bibliothek mit Hülfe des nächsten Gegenpräsents beiher erwirbt. Bedenkt man dazu, welchen Rausch und Taumel die alten Urnen und irdenen Geräthe über die gesammte archäologisch gelehrte Welt gebracht haben, so wird man sich nicht wundern, daß in Sicilien die überschätzende Freude über den neugewonnenen, fetten und lockern Boden, der eine unendliche Ernte ohne viel Schweiß und Arbeit verhieß, noch weit mehr als anderwärts und einen noch viel unstetern Irrwischtanz ausblies. Das einfache Recept zu solchem Machwerk, die wohlfeile Art, Lorbern einzuhandeln, die Unmöglichkeit, bei diesem hastigen Durchkriechen der in einem Winkel zusammengehäuften Trümmer einen freien Blick in die großen, ernsten, heiligen Hallen der Wissenschaft zu thun, dies Alles, verbunden mit der kindischen Freude über die Entdeckung, daß man auch ungescholten ein Wort mitsprechen könne, hat auf den literarischen Charakter einer beträchtlichen Menge der hiesigen Gelehrten nicht anders als verderblich einwirken können. Kleinlichkeit, Pedanterie, Eitelkeit, Persönlichkeit, Neid, Haß und Aufgeblasenheit hat man nicht weit noch lange zu suchen. Ernsten wissenschaftlichen Tadel sehen Viele für Beschimpfung, Unterlassung unverschämter Lobhudelei für Feindschaft an. Ein Gelehrter aus Catania schreibt an den Redacteur einer literarischen Zeitschrift: „Ich habe mit dem äußersten Erstaunen in Ihrem Blatte unter einer Recension des Buches meines Freundes L. meinen Namen unterzeichnet gefunden. Wie ein solches Versehen möglich war, da doch in der Überschrift der rechte Verfasser der Kritik genannt ist, begreife ich nicht. Der Vorfall ist mir aber überaus unangenehm, denn es ist mir niemals in den Sinn gekommen, ein Werk eines von mir verehrten und mir befreundeten Verfassers zu tadeln. Wie unparteiisch jene Beurtheilung immerhin sei, so will ich doch nicht für den Urheber derselben angesehen sein." Die Gesinnung, welche sich auf diese Weise ausspricht, sieht die Wissenschaft für nichts Anderes als für den Kram der Gelehrten an. Und doch sagen selbst die Krämer viel vernünftiger: Handelschaft ist keine Freundschaft. Den Revers zu diesem Gepräge gibt der lächerliche Kitzel der Eigenliebe, die sich nicht verhehlen kann, sobald und besonders vom Auslande irgend ein Zeichen der Anerkennung oder Theilnahme einläuft. Derselbe Gelehrte, von dessen Unparteilichkeit soeben ein Zeugniß mitgetheilt worden, erhielt 1834 eine Einladung zu der Versammlung der Naturforscher, welche damals in Stuttgart stattfand. Wie lief der Überselige umher, den offenen Brief in der Hand, die trunkene Freude in den Augen! Er reiste ab, er las unterwegs in Strasburg in der geologischen Gesellschaft ein Memoriett, französisch abgefaßt, über einige Punkte der Geologie; er las sodann in Stuttgart eine lateinische Abhandlung über den Ätna; ja, er ward vom Könige zur Tafel gezogen. „Ich will nicht reden", schreibt er selbigen Tages nach Sicilien an seinen Freund, der unverzüglich selbigen Brief in einem Journal abdrucken ließ, „ich will nicht reden von den splendiden Einladungen dieses besten Fürsten Wilhelm's I. Ich bin nur glücklich, daß ich zu beweisen Gelegenheit hatte, auch aus Sicilien können Männer hervorgehen, die sich vor den übrigen nicht zu verstecken brauchen (che non fanno l'ultima figura in mezzo agli altri)." Aber der Neid der Götter gönnt Keinem sein Glück ungetrübt. In demselben Catania lebt noch ein anderer Gelehrter, ein Mann, der ein naturhistorisches Cabinet gesammelt hat, wie er sich gedruckt ausdrückt: „zu seiner und seines Sohnes Belehrung"; doch wolle er alle wißbegierige Jünglinge zur Benutzung desselben hiermit eingeladen haben. Und diesem Manne wird das Unglaublichste zu Theil, sogar nach Frankreich zu reisen und mit den französischen Naturforschern Bekanntschaft zu machen, Freundschaft zu schließen. Sieh da! Ich stellt' mein Sach' auf Ruhm und Ehr. Juchhe! Und sieh! gleich hatt' ein Anderer mehr. O weh! Es geht über alle Vorstellung, welchen Werth die Gelehrten des Landes darauf legen, daß der durchziehende Fremde von Bildung sie besuche. Ein Empfehlungsbrief, worin es heißt: vi raccomando questo valente letterato oder distinto letterato thut Wunder. Übrigens ist man auch ohne Brief wohl aufgenommen. Ein Mann, der eine gestochene Visitenkarte abzugeben hat, gilt schon deshalb für einen Cavaliere. Dies ist nun in der That ein wohlthuender Zug im Charakter der sicilischen Gesittung, er beweist die kindliche Einfalt, daß Kenntnisse und Bildung in voller Achtung stehen und dem Manne seinen Rang anweisen, freilich im Ganzen wol nur dann, wenn sie weither sind. Der Reichsbaron stellt den unterrichteten Fremden, ohne Frage nach dessen Herkunft, sich selber gleich, indem er ihm jede zuvorkommende Höflichkeit erweist. Auch nehmen Siciliens Große in der Literatur des Landes theils selbst als Forscher, theils als thätige Beförderer der Wissenschaft eine bedeutende Stelle ein. Da sie oft zugleich an der Spitze der öffentlichen Angelegenheiten stehen, so ist mehrmals der sonderbare Fall erlebt worden, daß wissenschaftlicher Antrieb, Schutz der Wissenschaft und selbst wissenschaftliche Thätigkeit von der Policei ausging. Daß der Herzog von Cumia Generaldirector der Policei gewesen, ist schon angeführt worden, ebenso daß unter ihm der für die Literatur so eifrig thätige und selbst eifrig schreibende und redigirende Mortillaro die Geschäfte geleitet. Früher hat der Marchese Pietra Ugo delle Favare, der, irre ich nicht, 1823 Statthalter der ganzen Insel wurde, in gleicher Doppelthätigkeit sich ausgezeichnet. Und der Herzog von Serradifalco, von welchem sogleich mehr die Rede sein wird, ist noch gegenwärtig Chef der Doganen. Glückseliges Elend, wo die Policei nicht blos mit Streichen die Literatur bearbeitet, vielmehr selber auf den Strich fliegt!

Favare, Cumia, Mortillaro haben vornehmlich die Verbreitung der Civilisation und die Belebung des Interesses für die Wissenschaften durch Zeitschriften zu bewirken getrachtet. Ich vermuthe, daß dem Leser, welcher dieser Insel seine Theilnahme schenkt, einige genauere Nachrichten über die periodische Presse Siciliens angenehm sein werden. Die Unternehmungen des vorigen Jahrhunderts auf diesem Felde, welche fast alle einen sehr ernsten Charakter hatten und zum Theil auf die Politik ihr Hauptaugenmerk richteten, gingen erstaunlich schnell zu Grunde. Den ersten Versuch machte Dome-

ico Schiavo 1756 mit der Herausgabe von Memoiren zur sici-
ischen Literaturgeschichte; dieses Journal lieferte gute Aufsätze
iber historische, geographische und antiquarische Gegenstände.
ihm folgten 1764 die neuen Miscellaneen von Sergio, politi-
chen und literarischen Inhalts. Das „Giornale ecclesiastico"
ind die „Notizie de' letterati", welche beide 1772 ihre ersten
Nummern ausgaben, hörten beide im folgenden Jahre zu er-
cheinen auf. Einer längern Dauer als alle diese Blätter hatte
ich die Sammlung von „Opuscoli" sicilischer Autoren zu er-
reuen, welche unter der Leitung des Salvatore di Blasi ihre
vissenschaftlichen Aufsätze, zuerst von 1758 an, 20 Jahre hin-
urch ununterbrochen herausgab, und dann nach einer 10jähri-
en Pause wieder erschien und in unregelmäßigen Lieferungen bis
796 fortbestand. Ein anderes „Giornale ecclesiastico", trat 1793
nit seinem ersten und letzten Bande auf, und 1794 wagten sich
wei Zeitschriften zugleich hervor: eine „Gazzetta letteraria",
velche in Form von Briefen redigirt wurde, und ein „Gior-
ale di tutte le scienze", großartig angelegt, aber ebenso
venig als sein Zwillingsbruder vom Glück und Publicum be-
ünstigt. Alle diese Niederlagen hatten dem literarischen Eifer
icht den Muth zu brechen vermocht. Mit dem neuen Jahr-
nndert war eine neue Zeit aufgegangen. Indessen scheint man
ch nicht allzu schnell in den Ideen, welche die französische Re-
olution in Umlauf gesetzt hatte, in Sicilien zurecht gefunden
i haben. Die Kriegsunruhen brachten Sicilien ein unverhoff-
s Glück. Seit 1799 war der König gezwungen, in Paler-
io zu residiren. Man sollte denken, daß mit dem gesteigerten
eben, welches die Gegenwart des Monarchen anfachte, auch
e literarische Thätigkeit einen neuen Aufschwung hätte nehmen
iüssen. Aber die Männer, welche damals eine Stimme in
:r gelehrten Welt Süditaliens hatten, waren noch die Al-
n. Der bekannte Joach. Jos. Hans, der Erzieher Franz I.,
elcher nachher zum Marchese erhoben wurde, war mit nach
alermo gekommen. Er und die Freunde, welche er in Sici-
en gewann, die Brüder Blasi, Alfonso Airoldi und Andere
andten sich unter der Ägide des dem Alterthum so gewogenen
arl III. gänzlich archäologischen Studien zu. Andere, ein
Sterzinger, Franc. Nasci, Scinà, lagen der Philologie nach
:rt strenger und abgeschlossener Gelehrten ob. Salvatore
Blasi war des Journalwesens müde geworden. Auch der zweite
ufenthalt des Königs in Sicilien seit 1806 brachte keine Än-
:rung in den literarischen Gewohnheiten hervor. Man schrieb
:oße Bücher und kleine Broschüren über antiquarische Gegen-
inde für die Gelehrten und gedachte nicht der übrigen dar-
nden Heerde. Erst 1810 machte sich eine Zeitschrift im lite-
rischen Harnisch und mit politischer Lanze auf den Kampf-
atz hinaus, das „Giornale di Palermo", blieb aber auf dem
:lde der Ehre. Dann (1814) lichtete ein schwer befrachteter
auffahrer die Anker und spannte weite Segel aus, unter dem
teuermann Rafinesque; er führte einen Spiegel als Sinnbild
id die Inschrift: „Specchio delle scienze", nannte sich aber auch
Giornale enciclopedico di Sicilia". Er brachte vornehmlich aus-
ndische Waare, sehr preiswürdige allerdings und erlesene,
er er strandete im nächsten Jahr, vermuthlich weil er für
icilien Untiefen zu schwer geladen hatte. Ganz das Gegen-
eil von ihm war die „Deca di belle arti" von Franco, Inzenga
d Agnello, ein leichter Schmetterling, der in derselben Zeit
ne bunten Flügel lustig ausbreitete und sich auf den Lüften
r unterhaltenden Neuigkeiten wiegte; nach vier kurzen Monden
bete er sein Insektenleben. Nun blieb alles still. Erst 1822
g ein anderes Insekt aus, die „Sicilische Biene". Sie drohete
t ihrem Stachel, denn sie nannte sich „indelicato", aber nach
hs Monaten hatte sie ihn stecken lassen. Unterdessen kroch ein
iupchen auf einen einzelnen Baum im Garten, genannt „Neues
urnal ausgewählter physikalischer und medicinischer Literatur"
n Dr. Candiloro; dieses verpuppte sich nach drei Lieferungen und
g farbenschimmernd als „Neues Universalarchiv der schönen
eratur, Künste und Wissenschaften" muthig aus; es war aber
e Eintagsfliege.

In diesem Jahre 1822 vereinigte sich eine Gesellschaft rüstiger Literaten zur Herausgabe eines zeitgemäßen Journals, welches sie auf bessere Grundlagen als alle die bisherigen zu stellen sich vorsetzten. Sie sagten: „Die vielen literarischen Unternehmungen haben bewiesen, daß in Sicilien die Liebe zu den Wissenschaften und die Begeisterung für des Vaterlandes Ruhm und Ehre niemals erloschen gewesen. Daß bisher aber alle guten Unternehmungen misglückten, kann nur daran liegen, daß die Unternehmer als Privatleute zu abhängig von mancherlei Conjuncturen sind und keine Garantie für den Fortgang ihrer Arbeit haben. Man muß deshalb die Regierung in das Interesse zu ziehen suchen." Die Regierung sagte wirklich zu dem Allen: Ja! Sie gab Unterstützung her, sicherte ihre Protection zu und befahl, daß jede wohlhabende Commune ein Exemplar kaufen müßte. Die „Iris" erschien demnach und stand lächelnd am Himmel, als Wahrzeichen, daß es mit Sturm und Gewitter nunmehr ein Ende habe. So lächelte sie sechs Monate lang. Unterdessen hatte aber der böse Wind der schlechten Finanzverwaltung, welche die Herren Unternehmer vermuthlich über alle die tiefen Untersuchungen der finanziellen Lage des ganzen Landes vergessen hatten, einen solchen Wolkenberg von Schulden heraufgeweht, daß die Sonne der Regierung nicht mehr hindurchscheinen konnte. Noch zur rechten Zeit nahm der Policeidirector Favare sich der Sache an und das Journal erschien unter dem veränderten Namen: „Zeitschrift für Wissenschaft, Literatur und Kunst." Wiederum wäre es durch die Uneinigkeit der Redactoren fast zu Grunde gegangen. Man vernahm diese ernste Klage: „Es gibt unter uns einen unheilvollen Geist der Unverträglichkeiten, welcher die besten Unternehmungen zerstört; es herrscht ein Eigenwillen und eine Empfindlichkeit, durch welche andere gemeinnützige Entwürfe schon im Keim erstickt werden. Wir sind von so flüchtiger und zugleich von so träger Natur, daß der jäh aufflackernde Eifer im Augenblick verlöscht und daß sich unser Entzücken in Abneigung verwandelt." Von 1827 schleppte das Journal eine kümmerliche Existenz hin. Aber 1833 wurde es vom Herzog von Cumia reorganisirt; man übergab die Redaction einer Gesellschaft von Gelehrten, stellte andere als Berichterstatter, andere als Mitarbeiter an und ließ correspondirende Mitglieder zu. Man führte eine geregelte Rechnungsführung ein, und wiederum verordnete die Regierung, daß jede Commune von mehr als 1000 Seelen das Journal zu halten hätte. Später leitete Vincenzo Mortillaro, der anfangs Vicedirector war, die Redaction allein. Das Journal hat sich seitdem durch seine ernste und ruhige Haltung, durch seine Freimüthigkeit und Unparteilichkeit, sowie durch die Mannichfaltigkeit seiner Mittheilungen bedeutend ausgezeichnet. Ich weiß nicht, was aus ihm geworden ist. Die letzten Lieferungen, die mir zu Gesicht gekommen sind, waren von 1836. Vielleicht ist es eingegangen, seitdem Cumia und Mortillaro die Besorgnisse der Regierung durch ihre außerordentliche Popularität erweckt haben und jenseit der Meerenge versetzt worden sind. Eine würdige Stelle nahmen neben diesem Journal die strenger wissenschaftlich gehaltenen „Effemeridi scientifiche e letterarie" ein, gestiftet 1832, von demselben Mortillaro, dem Fürsten Granatelli und einigen Andern. Auch diese litten eine Zeit lang durch Zwistigkeiten der Redactoren, haben sich aber bis jetzt behauptet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das polnische Münzwesen.

Das letzte Programm des posener Mariengymnasiums enthält eine gelehrte Abhandlung „Von dem polnischen Münzwesen" vom Professor Poplinski, aus der wir Das, was von allgemeinem Interesse ist, hier mittheilen. Es ist eine weitverbreitete Meinung, die sich besonders häufig bei den russischen Geschichtschreibern wiederholt findet, daß Polen bis auf den böhmischen König Wenzel, der 1300 den polnischen Thron bestieg,

sich einer Art ledernen Geldes bedient habe. Der Urheber dieser Fabel ist der Anonymus, Archidiakonus von Gnesen, der zur Zeit Kasimir des Großen (1333—70) schrieb. Er sagt, daß unter der Regierung Wenzel's die kleinen Groschen in Polen eingeführt worden seien, da man früher im Handel ein schwarzes, stark mit Kupfer untermischtes Silber und Köpfe von Fellchen der aspergillorum gebraucht habe. Diesen Köpfen fügte ein anderer Geschichtschreiber, Miechowita, Kanonikus von Krakau, noch Schwänzchen hinzu, von Thierchen, die er asperioli nennt. Und nun läßt sich nachweisen, wie sich eine vollständige Fabel von einem ledernen Gelde nach und nach bei den spätern Geschichtschreibern Polens ausgebildet hat. Was dieser Fabel zum Grunde liegt, ist Folgendes. Wie die südlichen Völker sich eines Rindes (pecu, pecunia) als des allgemeinen Pretiums beim Austausche der Sachen bedienten, so vertraten bei den nördlichen Nationen, bei welchen die Jagd die Hauptbeschäftigung war, Pelzfelle, namentlich Marter, Fuchsbälge, Hermeline und andere die Stelle des Geldes und dienten im Handel für eine bekannte Größe, nach welcher man andere Gegenstände zu schätzen pflegte. Wenngleich nun später der Gebrauch der Metalle eintrat, so behielt man doch neben dem wirklichen Gelde die ursprüngliche und natürliche Art zu zählen und zu schätzen bei, da das Pelzwerk in dem rauhen Klima noch immer die hauptsächlichste Waare war. Und so wurden die gerichtlichen Strafen oft durch eine gewisse Zahl von Pelzwerken bestimmt, und bei den Russen hat sich neben der Mark von Silber eine Mark von 20 Marderfellchen sehr lange in Gebrauch erhalten, ja die Einwohner von Sibirien pflegen bis auf den heutigen Tag den allgemeinen Werth der Sachen nach Sorok Zobel zu bestimmen. Durch kein zuverlässiges Zeugniß läßt sich nun aber erweisen, daß auf solchen Fellen durch Stempel der Nominalwerth ausgedrückt gewesen sei, wie Karamsin und andere russische Geschichtschreiber behaupten. Vielmehr läßt sich aus vielen Stellen der ersten polnischen Annalisten beweisen, daß Polen vor Wenzel wirkliches Geld gehabt hat, und jetzt sind wir im Stande, fast von allen polnischen Fürsten von Boleslaw dem Großen, also vom J. 1010 an, wirkliche alte Münzen aufzuweisen, worüber in dem trefflichen Werke Lelewel's „Numismatique du moyen age" vollständige Belehrungen zu finden sind.

Die ersten polnischen Münzen entstanden unter dem Einflusse der angelsächsischen. Als die ältesten sind die Solidi bekannt, die Boleslaw der Tapfere zwischen 1009 und 1025 schlagen ließ, sie sind von sehr gutem Gehalte und zeigen auf der einen Seite eine rechte Hand, auf der andern in der Mitte ein Kreuz. Erst Boleslaw der Stolze setzte sein Bildniß auf die Münzen. In der Folge ertheilten die polnischen Könige das Recht, Geld zu schlagen, an Bischöfe und mehre größere Städte und daher erscheinen die ziemlich zahlreichen Münzen, auf denen das Bild des heiligen Adalbert oder doch dessen Name sich befindet und die wahrscheinlich in Gnesen geschlagen worden sind. Die unter dem Namen Bracteaten bekannten Münzen, jene dünnen kupfernen oder silbernen, doch mit Kupfer stark vermischten biegsamen Blechlein, auf denen zuweilen dieselben Figuren, die von der einen Seite hervorstehen, von der andern vertieft erscheinen, wie die getriebene Arbeit der Goldschmiede, kamen in Polen auf, seit Mieczyslaw der Alte (im 12. Jahrh.) die Münzen durch wiederholtes Umprägen zu verschlechtern begann. Dieser Verfälschung der Münzen wirkte, wie in Deutschland, so auch in Polen die Reform entgegen, welche König Wenzel unternahm. Die Groschen (vom Lateinischen crassus, d. i. grobe, dicke Münze, im Gegensatz gegen die dünnen Bracteaten), welche Wenzel zuerst 1280 in Prag schlagen ließ, fanden auch in Polen Eingang, und eine Zeit lang rechnete man in Polen zugleich nach polnischem und böhmischem Gelde. Endlich führte Kasimir der Große 1347 in Groß- und Kleinpolen eine feste Münzordnung ein. Er ließ nach dem Muster der böhmischen ganze und halbe polnische Groschen prägen, sein Münzfuß stimmte auch ganz mit dem böhmischen überein. Nach und nach verschlechterte sich aber auch dieser Münzfuß wieder, wozu zum Theil die Einführung der ganz schlechten Schillinge beitrug, welche der Hochmeister Heinrich von Plauen in Danzig schlagen ließ. Endlich ertheilte der schwache Sigismund III. einzelnen Privatleuten, wie dem Buschius in Posen 1591 die Erlaubniß, silberne Schillinge zu schlagen, und ließ 1596 die Münze an den Meistbietenden verpachten, woraus höchst nachtheilige Folgen für das allgemeine Wohl entstehen mußten, da die Pächter wieder in die zweite und dritte Hand ihr Recht zu verpachten pflegten. Dazu kamen noch die Schweden, die nach der Eroberung Rigas daselbst eine große Menge Geldes unter polnischem Wappen schlagen ließen. Ja, Sigismund, der großmüthige Gönner der Jesuiten, schämte sich nicht aus der Münze unrechtmäßigen Gewinn zu ziehen, sodaß der Reichstag sich genöthigt sah, 1626 eine Untersuchung anzuordnen, ob auch das Geld nach den letzten Reichstagsbeschlüssen geprägt werde. Und so geschah es, daß der Groschen, dessen Werth zur Zeit Kasimir des Großen 5 Sgr. $8^1/_3$ Pf. betrug, 1629 nur noch gegen 6 Pf. galt. Mit dem J. 1656 verschwinden, unter den Wirren zur Zeit Johann Kasimir's, die silbernen Groschen gänzlich, und der Münzmeister Boratyni schlug binnen zwei und einem halben Jahr für mehr als eine Million preußische Thaler kupferne Schillinge, mit welchen das ganze Land so überschwemmt wurde, daß der Geschichtschreiber Kochowski sagt: „Eo anno in Polonia argenteam aetatem finitam et aeneam coepisse, non inepte dici potest." Unter Johann Kasimir wurden jedoch auch die ersten Gulden durch den ersten Münzmeister Tympf aus Thorn geprägt, daher sie den Namen Tympfen bekamen; sie waren von geringem Gehalte, man gab sie zu 30 Groschen aus, ihr innerer Werth aber war nur 12 Groschen. Erst 1766 ordnete der Reichstag eine Regulirung des Münzfußes an, und es wurden nach dieser neue Dukaten (die es in Polen übrigens schon seit Alexander's und Sigismund's I. Zeiten gab), sowie Thaler und Gulden geschlagen. 7.

Literarische Notizen.

Ein neuer historischer Roman von dem Grafen Victor du Hamel trägt den Titel: „La ligue d'Avila ou l'Espagne en 1520" (2 Bde.). Ferner erschien von E. Pelletan: „La lampe éteinte" (2 Bde.); von Madame Bonnefoy-Pérignon: „La duchesse de Bragance"; von Arnould Fremy: „Les femmes proscrites"; von Th. Mauriee: „Une chronique de village"; und von A. Vacquerie Poesien unter dem seltsamen Titel: „L'enfer de l'esprit." Henry Berthoud, Hauptredacteur des „Musée des familles" und Verf. von „La soeur de lait", „Chroniques surnaturelles de Flandre" ꝛc., gab heraus: „Pierre Paul Rubens" in zwei Bänden. Unter den ältern Werken, welche in illustrirter Gestalt neu aufgelegt werden, nennen wir besonders Fénélon's „Telemach", mit einer Einleitung von Philippon de la Madelaine, über das Leben und die Werke Fénélon's. Die Illustrationen, 150 Vignetten und 12 große Kupferstiche (letztere auf chinesischem Papier), sind von den Herren Baron und Celestin Nanteuil. Das Werk erscheint in 36 Lieferungen. Auch Buffon's sämmtliche Werke erscheinen gegenwärtig in 5 Bänden, 225 Lieferungen à 25 Cent. und mit 240 Kupferstichen geziert.

Als Bestandtheile des bei Gebrüder Didot erscheinenden „Univers pittoresque", werden folgende Werke angekündigt: „Histoire et description de la Pologne" von Forster (1 Bd. mit Kupferstichen) und „Histoire et description de la Turquie", von Jouannin und van Gaver. Jouannin, erster Dolmetsch des Königs für die orientalischen Sprachen, hat sich lange Zeit im Orient aufgehalten und ihn in seinen charakteristischen Eigenschaften gründlich kennen gelernt. Das Werk zieren 100 Kupferstiche. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 117. — 26. April 1840.

Briefe aus Sicilien.

Dritter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 116.)

Von dem „Technologischen Archiv", welches 1830 Rosario Carresso unternahm, erschienen nur drei Hefte, von einem medicinischen Journal, in demselben Jahre begonnen, nicht mehr als vier. Auch noch verschiedene andere Zeitschriften, wie der „Industrioso" u. m. a., hatten keinen Bestand. Die Journale, welche gegenwärtig in ganz Sicilien erscheinen, sind folgende. Außer dem bereits genannten in Palermo: das officielle Journal „Ceres", täglich ein Blatt, die politische Zeitung „Erix", wöchentlich zwei Mal, und der ebenfalls politische „Sicilische Telegraph"; die „Biblioteca sacra", seit 1832, eigentlich eine Sammlung umfangreicherer Schriften; das „Archiv für Medicin und Chirurgie", seit 1834, und im Jahr darauf mit dem von Mortillaro begonnenen „Journal der medicinischen Wissenschaften" vereinigt; das „Pathologische Journal der Gefängnisse von Palermo", 1823 begonnen, stockend, ebenso das „Journal für Vaccination"; das „Journal für Klinik", vom großen Hospital von Palermo, in seltenen Lieferungen, seit 1829; das „Journal für Industrie und Handel", wöchentlich ein Blatt; der „Zeitvertreib für Damen", mit Modekupfern, wöchentlich ein Blatt; „Das Dampfschiff", Unterhaltungsblatt mit instructiver Tendenz, unternommen von den Brüdern Mortillaro und den Brüdern Linares; und endlich das Journälchen, welches der übermüthigen Jugend einen Tummelplatz eröffnet: der „Sicilische Nachforscher" (Indagatore). In Messina: „Der peloritanische Beobachter", seit 1834, wöchentlich ein Blatt, Handel, Politik und dergleichen betreffend; „Der Zuschauer von Zancle", seit 1833, enthaltend officielle Bekanntmachungen und politische, literarische und artistische Nachrichten, außerdem Gedichte und Fehdebriefe der romantischen Schule, welche in Messina ihren Sitz hat; der „Maurolico", seit 1834, ebenfalls durch Mortillaro angeregt, mit moralischer Tendenz, voll sogenannter Charakterbilder, und Oppositionsblatt gegen den Romanticismus; endlich „Der messinesische Marcus", wöchentlich ein Bogen. In Catania: die „Atti der Gioenischen Akademie", halbjährig ein Band in Quart, schwerfällig. Außer diesen geben die Intendanzen von Palermo, Catania, Girgenti und Trapani Wochenblätter heraus. Der „Monitore economico-technologico-agrario" der ökonomischen Societät des Valle di Messina, welcher in zwei Bogen monatlich erschien und den industriösen Bürgern zum Rathgeber dienen sollte, ist allmälig eingeschlummert.

Der Herzog von Serradifalco, welcher zuvor erwähnt worden, macht sich durch sein großes Werk über die sicilischen Alterthümer verdient. Die Ausstattung ist splendid. Diejenigen architektonischen Theile der Monumente, welche sich bemalt gefunden haben, werden in Farben wiedergegeben. Durch malerische Ansicht der Reste mit ihrer landschaftlichen Umgebung, durch Grundrisse, Aufrisse, Restaurationen und Details wird das Bild jedes einzelnen Denkmals zu großer Anschaulichkeit gebracht. Die drei bisher bearbeiteten Bände enthalten die Alterthümer von Selinunt, von Segeste und von Agrigent. Für Syrakus werden gegenwärtig die Materialien zusammengebracht. Wir machten bei unserm Aufenthalt daselbst die Bekanntschaft des jungen Architekten Cavallari, welcher im Auftrage der Commissione di antichità e delle arti die Ausgrabungen leitet. Er hatte das Theater, soweit es die anstoßende Besitzung erlaubte, ganz vom Schutt befreit und schickte sich an, nach den Grundlagen des großen Jupitertempels zu graben, von welchem man nichts als die beiden einsam ragenden Säulenstümpfe kennt. Wir hören bereits, daß seine Bemühungen vom schönsten Erfolge gekrönt werden. Früher waren ihm in Gemeinschaft mit seinem ältern Bruder Domenico diese Arbeiten unter der Direction des schon genannten Prof. Villareale, welcher Mitglied der Commission ist, übertragen. Aber den ältern Cavallari hat ein früher Tod in der Blüte seiner Begeisterung und seines Strebens hinweggepflückt. Einem andern Werke, welches der Herzog gleichzeitig herausgegeben hat, den mittelalterlichen Bauwerken Palermos nämlich, macht man den Vorwurf höchst auffallender Untreue und Willkürlichkeit. Das Werk, von welchem hier die Rede ist, scheint mir, soweit ich selbst die Vergleichung zu machen im Stande war, diesen Vorwurf nicht zu verdienen. Die Zeichnungen zu demselben sind von Saverio Cavallari selbst, welcher die Messungen mit großer Gewissenhaftigkeit ausführt. Die gelehrte Bearbeitung des erläuternden Textes besorgt der Kaplan des Herzogs, der Abbate Nicolo Maggiore, ein in den humanistischen Wissenschaften bewanderter, in den orientalischen Sprachen gelehrter Mann und auch der ultramontanen Sprachen, unter diesen unserer Muttersprache, kundig. Man kann die Bemühungen dieser Männer, insbesondere auch das Talent, die Strebsamkeit, den Eifer des jungen sicilischen Künstlers, um die beliebte Redensart auch zu erlegen, nicht genugsam rühmen.

Über die Tempel Agrigents ist von allen Reisenden geredet worden, und obgleich neue Untersuchungen zu manchen neuen Resultaten geführt haben, so betreffen doch diese nur Details, deren Besprechung hier nicht am Orte ist. Vielleicht ist es aber Manchen erwünscht, wenn ich des einen Tempels gedenke, von welchem ehedem kaum einige Spuren zu entdecken waren, vor einigen Jahren aber die Brüder Cavallari den Grundriß, ganze Säulen, beträchtliche Stücke des Gebälkes und Giebels und sehr interessante Details entdeckten, auch die drei Säulen der nordwestlichen Ecke mit ihrem Gebälk und einem Stück des Frontons aufrichteten; denn derselbe ist noch nirgend, so viel ich weiß, als in dem letzten, bisher wenig verbreiteten Bande des Werkes von Serradifalco bekannt gemacht worden. Der Tempel ist derjenige, für welchen Fazello den Namen Kastor und Pollux aufgebracht hat. Es ist ganz deutlich, daß derselbe ein hexastylus peripteros gewesen; vermuthet hat man ihn hypaithros, doch ist dies nicht zur Gewißheit zu bringen. Die langen Seiten hatten, die Ecksäulen wieder mitgezählt, 13 Säulen, sodaß der ganze Peristyl aus 34 Säulen bestand. Die Säulen, cannelirt und mit vortrefflichen dorischen Capitälern, haben

einen Durchmesser von Palm 4, 7 und in ziemlich gutem Verhältnisse die fast fünffache Höhe von Palm 23, 1, 6; die Säulenweiten glaube ich mit 5 Palm richtig anzugeben; sie sind etwas knapp. Der Architrav, ganz glatt, ist hoch Palm 3, 7, 3; der Fries mit schlichten Triglyphen und leeren Metopen, hoch: Palm 3, 8, 2, und das Kranzgesims, den Rinnleisten mitgerechnet, 3, 5, 11. Dieser Rinnleisten ist mit Löwenköpfen verziert und nicht, wie z. B. am Parthenon, in Form eines Wulstes, sondern wie eine aufrechte Kehlleiste gebildet. Dieselbe Form hat unter ihm die Kehlleiste. Dieser Umstand, die manierirte Behandlung der Löwenköpfe und die Verzierung des Überschlags des Karnießes mit einem Perlstab können glauben machen, daß das äußere Gebälke des Tempels aus späterer römischer Zeit herrührt. Die Riemchen unter der hangenden Platte und Gurt und Riemchen der Tropfen unter dem Friese waren glänzend roth und blau gemalt. Es fand sich aber noch ein anderes Gebälk, vermuthlich vom Innern des Tempels, welches von dem vorigen abweichend und auch nach Art der übrigen in Agrigent gefundenen Gebälke gegliedert und sehr reich bemalt ist. Der mit Löwenköpfen und zwischen diesen mit Palmetten in flachem Relief, Blatt um Blatt blau und roth verzierte Rinnleisten bildet eine zurückgeneigte Fläche. Die Kehle über demselben hat eine Blätterverzierung, ebenso in Relief gearbeitet, das Blatt blau mit weißem Rand und weißer Blattrippe, der Grund roth mit weißen Sternchen zwischen den unterwärts gekehrten Blattspitzen. Die Platte über dem Allen schmückt ein Mäander in zierlich geordneten blauen Linien, welche da, wo sie Quadrate bilden nach innen roth gesäumt sind. Diese schönen Reste lassen auch nicht den leisesten Zweifel über die Art, wie die Alten ihre Gebäude zu bemalen liebten, mehr übrig.

In Girgenti selbst ist vielleicht Niemand außer Hrn. Politi, welcher sich für diese Dinge interessirt. Und man muß zu seinem Ruhme sagen, daß er die seiner Obhut anvertrauten Schätze aufrichtig liebt und ehrt. Er thut auch zu ihrer Ehre, so viel er vermag. Manchen Barbareien in Behandlung derselben hat er freilich nichts entgegenzusetzen als sein zürnendes Wort. „Was ist dies für eine impertinente, ganz unerträgliche Inschrift am Architrav dieses Tempels?" läßt er beim Anblick der auf dem Concordientempel dem Könige in großen Lettern dargebrachten Huldigung seinen Reisenden sprechen. — „„Es ist ein Streich"", entgegnet der Cicerone, „„welchen der mit der Restauration beauftragte Architekt anno 1787 dem Tempel gespielt hat."" — „Der Ignorant! der freche Wicht! der Speichellecker!" — „„Ereifern Sich Excellenz nicht! Geschehen ist geschehen und post factum laudabimini!"" Dann in der Kathedrale bei Besichtigung des herrlichen Sarkophags, auf welchem Phädra und Hippolit vorgestellt sind, ruft der Fremde aus: „Weshalb hat man dieses Denkmal in einen Bretterkasten gesteckt?" — „„Damit es Niemand auffresse, und dann, Excellenz! des Skandalums wegen. Es sind einige Nuditäten darauf. Und die Geschichte! Eine Königin, welche ihrem Stiefsohn nachstellt! Und die alte Kupplerin!"" — „Aber warum bringt man ihn auch in die Kirche?" — „„Um ein Taufbecken zu haben. Warum soll die Todtenkiste eines alten Heiden, auf welcher eine liederliche Geschichte abgebildet ist, nicht dienen können, um das christliche Sacrament zu verwalten?"" Hr. Politi hat 1822 ein Project drucken lassen, um dem Sarkophag eine schicklichere Aufstellung zu geben, aber man hat nicht Rücksicht darauf genommen. Vor etwa 20 Jahren fing das Wasser an durchzutröpfeln. Da kamen die Herren Kanonici auf einen gescheiten Einfall. Das Capitel besaß noch einen andern sehr schönen Sarkophag von weißem Marmor, von einem Elefanten getragen und mit reizenden Vorstellungen von Genien und Laubwerk verziert. Diesen steckten sie in den Phädra-Sarkophag hinein und nun tröpfelt es nicht mehr. Abgesehen davon, daß die Aufstellung des Denkmals die Besichtigung fast unmöglich macht, gibt es an diesem Orte noch eine andere Abscheulichkeit. „Was ist hier für ein unerträglicher Geruch?" fragt der Reisende. „„Es ist da ein kleines Gemach, Excellenz, welches den Herren Kanonikern zu ihrer Privatbequemlichkeit dient"", versetzt der Cicerone. Hr. Politi sagt dem Capitel noch manches Andere zum Schimpfe nach, womit unsere Leser hier nicht behelligt werden sollen. Aber Denen, welche nach Girgenti kommen, ist doch jedenfalls zu rathen, daß sie das Büchelchen sich anschaffen.

Vor einigen Jahren machte Hr. Politi den Vorschlag, eine Kunstschule in Girgenti einzurichten. Es ist darauf nicht eingegangen worden. Aber das Unterrichts- und Erziehungswesen ist überhaupt noch so sehr im Argen, daß man nur erst den dringendern Anfoderungen zu entsprechen suchen sollte. Am schlechtesten ist es mit dem Volksunterricht bestellt. Die Bell-Lancaster'sche Methode des gegenseitigen Unterrichts, welche in Italien zuerst Piemont in Anwendung brachte, fand, wie alles Neue, auch in Sicilien Eingang. Die Commissione della pubblica istruzione ed educazione erließ die Verordnung, daß jede Commune von 4000 Seelen wenigstens eine solche Schule einrichten sollte. Aber es ist beim Verordnen geblieben und die Communen haben es beim Klagen und beim guten Willen bewenden lassen. Es fehlt auch gar zu sehr an Fonds für dergleichen neue Einrichtungen. Ein gewisser Herr Terzo klagt in einer Zeitschrift: „Warum hat die Methode des gegenseitigen Unterrichts nicht mehr Verbreitung in Sicilien, warum da, wo sie eingeführt ward, nicht mehr Erfolg gehabt? Warum sind nirgend Fortschritte sichtbar? Warum? Möchten die Directoren, Inspectoren und Begründer von Schulen im ganzen Lande dieser Sache sehr gründlich nachforschen und darüber ihr Gutachten abgeben!" Er beschwert sich auch über die Vernachlässigung der weiblichen Erziehung und sagt ganz richtig: „Wenn man den Männern unterrichtete Frauen gibt, so hat man in jedem Hause eine Schule eröffnet." Worte! Worte! Worte!

Girgenti besitzt einige lebendige Merkwürdigkeiten, welche, wie wir aus Hrn. Politi's Dialoge sehen, der Reisende vor 13 Jahren schon gerade so vorfand, wie sie jetzt sind. Dazu gehört ein bettelnder Capuciner, welcher Oliven anbietet, und die Kapelle von Girgenti, d. h. einige herumziehende Musikanten, welche Hr. Politi so beschreibt: „Zwei blinde Männer, welche singen, obgleich sie schon vor 40 Jahren nicht mehr piepen konnten, und ein Flötist, der, so alt er ist, noch nicht dahintergekommen, wie er sein Instrument an den Mund zu setzen habe. Dies ist der einzige musikalische Kunstgenuß, mit welchem eine sicilische Haupt- und bischöfliche Stadt ihre Gäste regalirt." Endlich noch die zudringlichen Anticaglienhändler und die Ruffiani. Das Mistrauen des Volkes gegen alle möglichen fremden und einheimischen Geldsorten ist auch schon damals gewesen, wie es jetzt ist. Hier ist ein Napoleonsdor! — Der gilt nicht in Girgenti. — Wohlan, hier ist ein Louisdor! — Der gilt nicht in Girgenti. — Gut, hier sind spanische Piaster! — Excellenz, die gelten wol in Girgenti, aber dieser ist unecht. — Wie so? — Er ist nicht voll. — Nicht voll? — Ja, er ist beschnitten oder befeilt, denn er ist kleiner als die rechten. — Aber dafür auch dicker! — Das thut nichts, man nimmt ihn nicht in Girgenti. — Ich habe ihn in Syrakus erhalten. — Wol möglich, aber er gilt nicht in Girgenti. — Schönes, ärgerliches, armes, reiches, unvergeßliches Girgenti, lebe wohl!

(Der Beschluß folgt.)

Söhne der Zeit. Eine Novelle von **Wilhelm Elias**. Halle, Anton. 1840. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Der Doctor Florentin, der über ein naturhistorisches Museum die Aufsicht führt, sitzt Abends beim Lampenschein vor einem wunderschönen weiblichen Skelett, und wiewol er die volle Gunst desselben, als es noch lebte, genossen, durchrüttelt ihn doch der poetische Wunsch, daß Lebensschauer dasselbe wieder ergreifen möchten, um der vergangenen Lust aufs neue theilhaft zu werden. Er ruft „die Geister des Alls" unter andern an: „Fügt aus der Diamanten reinstem Lichte das Auge zusammen und gebt es dann der dunkeln Höhlung wieder; gießt Schnee in Silberfluten um die Knochen und tränkt und sättigt ihn

mit dem schönsten Purpur, den je Apollo's Glühen auf Eos' Wangen jagte." Da klopft es und die liebenswürdige Thekla, die Schwester der verblichenen Klara, tritt herein. Der Studirende kann sich nicht anders denken, als daß „die Besuchende den lobenswerthen Vorsatz gefaßt habe, auf einmal den großen Schritt der Bekehrung von der alten, oft gerügten Sprödigkeit zur höchst willkommenen sinnlichen Freiheit zu thun und in seinen Umarmungen die Sünde der Tugend abzubüßen." Aber als er sie schon umfassen will, „gewahrte er ihre thränenfeuchten Wangen" und das junge Mädchen spricht zu ihm: „Der Ort, wo ich Sie aufsuche, ist nach ehrwürdigen Begriffen vielleicht ebenso unpassend als die Stunde, zu der es geschieht, eine ungewöhnliche ist, und dies mag das Überraschende meines Erscheinens denn erhöhen. Auch wissen Sie, wie ungern ich mich in einem Orte erblicke, wo in Dem, was uns hier umgibt, mit so vieler Umständlichkeit und auf eine Schauder und Ekel erregende Weise dem Geiste und dem Leben des Gesetzes nachgespürt wird; was denn doch zuletzt nur, wie Erfahrung bestätigt, vom Geiste der Geister ab und zum Tode — ich meine der schönsten Gefühle führt. Dies vereint sage Ihnen, daß die Veranlassung, die mich vermögen konnte, diese angemessenen Bedenken dem gegenüber gering zu achten, was mich zu diesem Besuche trieb, jedenfalls ihre Achtung verdienen müsse." In gleich natürlichen Worten erklärt sie ihm dann, daß er sich getäuscht und sie ihn in ganz anderer Absicht besuche, nämlich um ihm das zwischen ihnen obwaltende Verhältniß zu kündigen, welches glücklicherweise nicht so intim geworden, als das zwischen ihm und ihrer nunmehr verblichenen Schwester: „Daß Sie nicht im Verlaufe unserer Bekanntschaft auch Herr meiner Unschuld geworden sind, ist leider nicht Ihre Schuld. Aber räumen Sie mir auch dies ein: daß im Beginn derselben ich, als ein unerfahrenes Kind, nicht allein die Pflichten verkannte, die außerhalb unserer Liebe lagen, sondern daß ich auch von denjenigen keine Ahnung hatte, die innerhalb derselben von uns gegen uns selber beobachtet sein wollen." In der Natürlichkeit ihrer Gefühle erklärt ihm nun Thekla, daß eine Liebe ohne Tugend und Vernunft nichts sei, daß sie sich, da sie seine Ansichten kenne und sie nicht zu theilen vermöge, werde entschließen müssen, den ihr von ihrem Vater, dem reichen Professor Rufus, bestimmten Mann zu heirathen und ihm deshalb alle Liebespfänder zurückgebe. „Wie ich hoffe mit, aber auch ohne Ihre Bewilligung", sagt sie schließlich, „werde ich nie aufhören alle diejenigen Gefühle für Sie zu nähren, die unbeschadet anderweitiger Rechte ein Herz, das besaß und verlor, sich vorbehalten darf." Der Freund saß schweigend, mit sichtlich verwandelter Farbe da, endlich als er ihr sagt, er sei mit Allem zufrieden, da — „hatten bisher schon zerflossene Thränen im Auge des Mädchens gestanden, so fielen sie jetzt, zu schwer für die Anziehungskraft dieser lieben Himmel, als große, silberhelle Tropfen herab".

Wenn der Dichter nun eintretend von sich selbst sagt: „Auf die unmittelbarste Weise erfuhren wir also bis hierher, daß zwischen Thekla, der ebenso liebenswürdigen als reizenden Tochter des Professor Rufus, und Florentin, dem jungen Gelehrten, ein Verhältniß von Liebe bis auf den gegenwärtigen Augenblick stattgefunden hatte. Mit der Todesstunde dieser jugendlichen Liebe gefiel es der Muse die uns erwartende Geschichte zu eröffnen. Sie führte uns, gleichsam als Zeugen an deren Sterbebette, um ihrem letzten Kampfe und ihrem Verscheiden beizuwohnen" — so wird man von der Kritik nicht fordern, daß sie diese Muse des Dichters durch die Geschichte weiter begleitet. Die Sprache bleibt dieselbe, der Inhalt ist eine wohlgemeinte Polemik gegen die Sittlichkeitsgrundsätze des sogenannten jungen Deutschlands. Wenn man gegen sociale Verkehrtheiten kämpfte, so galt es aber im alten Deutschland als Gesetz, daß man selbst die socialen Verhältnisse zuvor kannte. Im Übrigen, nach verschiedenen Ausschweifungen, Greueln, Büßungen und Reue, endet es noch glücklich, indem die Söhne und Töchter der Zeit im fernen Kasan Unterkommen und Anstellungen finden, eine Auskunft, die wir auch dem Verf. gern gönnten, insofern er deren bedar, und vielleicht auch, weil es möglich ist, daß man in Kasan diesen Styl noch für deutsche Poesie hält. Merkwürdig ist aber auch für Deutschland diese Novelle im Jahre 1840.

Nachdem dies niedergeschrieben war, wurden dem Ref. noch zwei andere Bücher desselben Verf. zugestellt:

Töchter der Zeit. Eine Novelle von Wilhelm Elias. Halle, Anton. 1840. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Glaube und Wissen. Ein Roman von Wilhelm Elias. Zwei Theile. Bremen, Schünemann. 1839. 8. 3 Thlr. 9 Gr.

Ein so fruchtbarer Schriftsteller, der in der kürzesten Zeit drei Werke zu Tage fördert, hätte vielleicht Recht auf eine gründlichere Würdigung als die obige. Ref. stand bei sich an, ob da eine Abfertigung wie jene an ihrer Stelle sei. Er ist überhaupt kein Freund von Abfertigungen, obwol es Menschen und Dinge gibt, mit denen man sich nicht einlassen kann und darf, und wo es Pflicht wird gegen sich und Andere, sie abzufertigen. Hier war guter Wille und Fleiß nicht zu verkennen, und die sollte eine billige Kritik immer anerkennen. Um deshalb durchblätterte er das obengenannte erste Werk noch einige Male, unschlüssig, ob er das Geschriebene nicht durchstreichen und das Buch einer andern Würdigung unterziehen solle. Aber die Kritik wäre schärfer geworden als die Abfertigung. Es paßte eben nichts Anderes als das.

Die „Töchter der Zeit" heißt die zweite Novelle. Aber, obwol der Verfasser im Epiloge singt:

> Auch du geh hin, zeug kühnlich von dem Schaffen
> Des viel verkannten Mannes, der nicht ruht,
> Nicht niederlegt des Gottes goldne Waffen,
> Bis ihn verzehrt des eignen Feuers Glut,
> Bis ihn hinweg, den kalten Schwimmer, raffen
> Des Zeitstroms Wogen, und ihn trägt die Flut
> Der Ewigkeit zu Lethe's stillen Schatten,
> Zu ihr, Eurydicen, den treuen Gatten,

so weiß der Ref. doch nichts Anderes mit dieser Novelle zu machen als mit jener ersten, deren Gegenstück sie ist.

> Rein sollst und keusch du wie die Lilien lieben,

das ist das Thema, an dessen Vortrefflichkeit der Ref. am allerwenigsten zu zweifeln sich angeregt fühlt, wol aber dem Verf. bestreitet, daß er mit „des Gottes goldnen Waffen" dafür und gegen die Unsitte ficht. Denn ein enggedrucktes Buch, mit allen Greueln widerwärtiger Sinnlichkeit angefüllt, kann, auch wenn die Tugend am Ende siegt und die Sünde sich bekehrt, weder erheben noch reinigen, ob wir ihm schon das zugestehen wollen, daß es nicht verführen wird. „Sie sagte dem Freunde, damit ihm die zeitliche Absicht ihrer Bemühungen nicht so auffalle, daß kein Dienstmädchen im Augenblicke zur Hand sei. Man genoß — ambrosischen Nektar — Liebe! — hüpfende Pulse — zärtlich Umarmen — selige Küsse — Kuß um Kuß — vertraulich Nahen — liebendes Zugeständniß — Zucken der Sinnlichkeit — Glühen — Brennen — Flammen, Verzehren der Wollust — Hüllen der Dämmerung; Funkeln der Sterne — Welch heimlich Gemach! Ottomanen ziehen sich rings den Wänden entlang. Auf einer Ottomane sitzen Moritz und Belline umschlungen. Mächtiger regen sich die Geister des edeln Getränkes — — Herz an Herz pocht, will durchbrechen die Schranken — mit dem andern die geliebten theilen — Athem küßt Athem auf — verschlingt ihn. — — Es ist ganz dunkel im Salon geworden, wir unterscheiden nicht mehr mit Sicherheit die Gegenstände — es schwimmt Alles ineinander. — Man hört nur noch Geflüster — Stammeln, beschleunigteres Athmen — wir wenden uns weg — lassen die Liebenden in Nacht."

Ein anderer Schriftsteller, der außer dem Moralischen auch die ästhetischen Gefühle zur Richtschnur hätte, würde sich schon früher fortgewandt und sie in ihrer Nacht allein gelassen haben.

Dazu kommt der Verf. mit seinen goldenen Waffen post festum. Die, gegen die er ficht, haben sich schon selbst geschlagen, der gesunde Sinn im deutschen Volke hat sie zurückgestoßen, aber sanft, daß sie zum Theil jetzt selbst schon die eigenen Herolde ihrer Thorheit geworden. Nur etwa daß einige Zelaten Feuer und Flammen sprühten gegen eine Verirrung, der aller natürliche Athem fehlte, hauchte ihnen einen künstlichen ein. Wäre damals ein Buch wie dieses erschienen, sie hätten nichts Besseres wünschen können. Der Stoß gegen die Windmühle trifft den Riesen nicht.

Der Roman „Glaube und Wissen" ist, gegen diese Novellen gehalten, eine Erquickung. Sollte er auch früher geschrieben sein, wie er nach der Jahreszahl auf dem Titelblatte um ein Jahr früher die Presse verlassen hat? Zu Gunsten des Verf. wollen wir annehmen, daß die Novellen noch ungedruckt in seinem Pulte lagen, als der Verf. mit diesem spätern bessern Producte vors Publicum trat. Besser, weil die Sprache gebildeter ist, in einem edlern Menschenkreise eine reinere Handlung sich entwickelt und die größere, sittliche Idee, der Sieg des Glaubens über das Wissen, in minder fratzenhaften Gestalten sich durchkämpft. Zwar sei nicht gesagt, daß diese edle Prediger- und Grafenfamilie aus wirklichen Menschen besteht, es sind noch immer Abstracta, die nicht die Sprache des Lebens reden; aber in ihrem Thun und Treiben nähern sie sich wirklichen Charakteren und ihre Reden lassen sich anhören, wenn man Einiges hinwegdenkt und Anderes hinzusetzt. Auch ist eine gewisse Mannichfaltigkeit der Gestalten und symbolische Antithesen zwischen dem Bildlichen und dem Geistigen, die ihre Leserkreise ansprechen dürften und in der Idee von glücklichen Würfen zeigen. Ein junger Arzt, dessen ganzes Sinnen darauf geht, der erblindeten Geliebten das irdische Licht wieder zu verschaffen, während sie dem wissenschaftlich gebildeten Freigeist das Licht des Glaubens zurückbringt. Da ist ein Künstler, in dem die göttliche Klarheit so lebendig ist, daß er zuletzt, über seine Verhältnisse hinaus, mit der geliebten Grafentochter belohnt wird. Das Hauptthema aber ist ein junger Geistlicher, aus einer streng gläubigen Familie, der durch Strauß' „Leben Jesu" in seinem Glauben erschüttert, mit der Welt in sich selbst zerfallend, von seinem Berufe entweicht, bis er nach dem Tode seiner gläubigen Braut wieder ganz zum Christenglauben zurückgeführt, das Seelsorgeramt übernimmt. Es ist, wie gesagt, Stoff in diesem Romane, dazu Gedanken und Charakterschemata, denen nur die künstlerische Hand fehlt, daß sie nicht Charaktere wurden; und im Ganzen weht darüber ein reinerer Geist, ein aufrichtiger Eifer für eine große sittliche Aufgabe, wenn er gleich in seinem Zelotismus zu oft den Arm aus dem Rahmen herausstreckt. Das aber ist dem Autor Hauptsache, oder soll es sein. Mit Schriftstellern dieser Gattung kann die Kritik eigentlich nicht rechten. Ihnen ist Kunst und Poesie Nebensache. Sonderbar, an welchen Polen diese Jesuitenzunft sich wiederfindet, wir meinen diese Dichter und Schriftsteller, denen die Kunst selbst nichts Heiliges ist, sondern nur das Organ für ihr anderes Heiliges. Während dieser mit aller Entrüstung gegen die Tempelschänder kämpft, die das Fleisch emancipiren wollen und die Poesie zur fröhnenden Leibeigenen in ihrem Kampf für die Materie machen, steht er ihnen darin zur Seite, daß auch ihm die Poesie nur dienen soll seine Glaubenssätze zu illustriren. Darum wird es ihm, von diesem erhabenen Standpunkte herab, auch gleichgültig sein, wenn die Kritik ihm beweist, daß er nur Puppen aufführt und nicht Menschen. Der Zweck heiligt die Mittel. Aber das geflügelte Roß läßt sich von Keinem misbrauchen, weder wenn es Korn auf den Markt noch Kerzen und Weihrauch in die Tempel tragen soll, es bäumt sich und wirft seine Reiter hinab, die seine freie Natur verkannten. Gern, weil wir so viel Schlimmes gesagt, möchten wir noch einiges Gute ausheben, auch um des guten Zwecks willen, den wir gewiß billigen; träte uns nicht wieder bei allem frommen Sinn eine Überhebung des Urtheils störend entgegen. Wenn sein Gleichniß nicht unglücklich ist, die deutsche Literatur, wie sie heut ist, komme ihm vor wie der kölner Dom, die großartige Ruine, an der eine Masse Menschen täglich hämmern und pochen, ohne ihn im mindesten in seiner Entwickelung zu fördern, so begreift man doch kaum, wie der Verf. dieser Novellen sich über unsere Dichter abzuurtheilen erdreisten kann. Nächst Goethe, Schiller, Wieland, Herder, La Motte Fouqué ist kaum Jemand mehr, der, nach ihm, am Dom der deutschen Literatur gefördert hat. Novalis war ein Geselle, Tieck hat nur hier und da getappt, seine Gefühle sind „anempfindlerisch", die Schwaben sollen nicht u. s. w. Wenn sich sein Richtereifer allüberall nicht mit der Demuth eines wahren Christen reimt, so vertragen sich seine Urtheile noch weniger mit einem Schriftsteller, der nicht mehr geleistet hat als Herr Elias.

41.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
iterarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 118. —— 27. April 1840.

Briefe aus Sicilien.
Dritter Artikel.
(Beschluß aus Nr. 117.)

Catalafimi.

Indem ich sagte, daß in Girgenti außer Hrn. Politi Nie-
and sich um die alten Tempel kümmere, vergaß ich eines
annes, dessen Arbeiten den Reisenden zu empfehlen sind. Der
odelleur Hr. Giuseppe Aletti nämlich verfertigt sehr artige,
nn auch in den Proportionen nicht mathematisch genaue Mo-
lle sämmtlicher agrigentiner Tempel aus Aladaster und andern
teinarten der Gegend. Er hat jederzeit Exemplare vorrä-
ig und überläßt sie, nach einigem Dingen, um mäßigen Preis,
orgt auch die Verpackung gut und zweckmäßig. Nur muß,
r über Rom zurückkehrt, das Kistchen nicht fest vernageln
sen, weil er der Untersuchung auf der Dogana vielleicht nicht
tgeht. In Neapel hat es keine Noth, denn mit einem Zwei-
rlinstücke kann der Reisende jeden der Beamten von seiner
netten Gesinnung und also von der Unziemlichkeit einer
urchsuchung überzeugen.

Wir verließen Girgenti am 7. Juni und ritten meerwärts
uf einer guten Straße, welche zu dem Schwefelablager des
afenortes hinunterführt. Der Weg nach Sciacca, dem Ziele
eser Tagereise, läuft zwar der Küste parallel, hält sich jedoch
cht immer dicht am Strande. Man findet sich bald durch
en Höhenzug vom Meere getrennt und zieht über größten-
ils nackte und flache, selten von auffallendern und dann stets
roffen und kantigen Formen des flimmernden Gesteins be-
te Hügel. Es ist wol wahr, daß der Weg um die Südküste
icillens dem Auge oft wenig Beschäftigung und für die Be-
werde des langsamen, unbequemen, zwölf- und mehrstündigen
itens wenig Entschädigung bietet, doch ist kein Tag ganz
r an Freuden. Man könnte sich damit trösten, daß die ei-
ntlichen Glanzpunkte dieser Küste durch den Contrast mit der
de und Einförmigkeit des Zuganges zu ihnen desto mehr Re-
f erhielten, und daß die Macht ihrer Wirkung, wenn die
nüsse ermüdender einander drängten, geschwächt sein würde,
nn nur nicht das Häßliche eine schlechte und verächtliche Fo-
des Schönen wäre, und wenn nicht die Frische der Em-
inglichkeit und die Freudigkeit des Geistes der Tyrannei er-
ideter Glieder unterlägen. Aber nihil est ab omni parte
atum. Die Genista bereitete uns an diesem Tage eine Über-
chung, denn da wir gestern noch nichts Anderes als ihre grü-
Ruthen bemerkt hatten, fanden wir plötzlich alle die tau-
d Büsche über und über mit zarten gelben Blüten bedeckt.
ch der Juniperus blühete, und wo nur ein Stielchen, Pflanze
r Büschelchen Moos den Stein überlistet hatte, da mühete
sich mitzublühen und an dem großen Freudenfeste der
igel seinen Antheil zu nehmen. Die grauen Höhen flochten
hliche Kränze von überzeitiger Wolfsmilch und rothblühen-
Gewächsen um ihre Häupter. Die Ortschaften, aus dem
stein der Gegend erbaut, bläulich grau wie dieses, kaum von
Terrassen, auf welchen sie hügelan stiegen, unterscheidbar und
mit mattrothen Dächern verziert, waren wunderbar in den Localton des Ganzen hineingestimmt, sodaß, getragen auf den Schultern einer solchen vielformig aufgestuften aber eintönigen Ortschaft eine gelbgetünchte Kirche, wie die von Siculiana, mit ihrer blanken grünen Thurmkuppel nicht weniger Leben in die Composition brachte, als in die Landschaft eines deutschen Malers à la Watelet der beliebte rothe Lappen. Zur Abwechselung gab es dann weite Triften, auf denen bald Ziegen weideten, schwarze, weiße und bunte, sehr ehrbare, magere Leute, bald schöne breitgehörnte Rinder, bald muntere Pferde. Oder das Meer lauschte heran und rollte, da es die willigen Herzen sah, gefällig das blinkende Band der Küste auf, mit Buchten ausgezackt und mit vorspringenden Riffen und manchem einsamen alten Wartthurm oder abstürzenden Felsen mit weit in die Flut hinausgeschichteten Lagen; oder mit einer kleinen Marine und einem Fahrzeug davor in Verladung, das, so klein es sein mochte, hier als ein seltener Vogel ansehnlich genug erschien. Es wird in dieser Gegend der Küste Reis gebaue, zu großer Plage des Reisenden, weil das von den Pflanzungen abfließende Wasser weit und breit den Boden zum Schwamme macht. Als wir uns dem Strande zwischen Gebüsch und Gestripp näherten, ritt unser Führer voran, um das Terrain zu recognosciren. Er verlangte dann, daß wir uns dicht in seinen Spuren hielten, denn jedes Halmes Breite rechts oder links könnte Verderben sein. Ich habe die Wahrhaftigkeit seiner Rede erprobt, denn da ich leider mein Maulthier nach seiner Anweisung lenken wollte, so trat das ungelenke und Lenkens ungewohnte Thier, das keine andere Hülfe als seines Vorderganles Würzel kennt, um eines Hufes Maß nebenbei, und im Augenblicke saß ich statt im Sattel auf einer Art Rost von durchwurzelten Erdbänken, zwischen denen mein armer Gaul bis an den Bug in einen tiefen sumpfigen Spalt gestürzt war. Tiefer sinken konnte er zum Glücke nicht, weil die Erdbänke seine Seiten stützten; aber ihn wieder auf die Beine zu bringen, war eine Angelegenheit, die guten Rath theuer machte. Aller Einsprache ungeachtet, erschöpften sich der Treiber und sein Junge in Stockschlägen. Das Thier rührte sich nicht und sagte kein Wort, sondern sah uns nur der Reihe nach ganz betrübt an, mit Blicken, in denen eine Beredtsamkeit lag, die ich einem halben Esel nimmermehr zugetraut hätte. Man sieht, welche Tugenden das Unglück gebiert! Endlich wurde er mit vieler Kunst von Sattel und Mantelsack befreit, und indem Einige ihn beim Schwanze, Andere beim Kopfe faßten, gelang es, ihn aus seiner Klemme zu ziehen. Er tappte nachher seinen Weg so wohlgemuth, als ob Nichts vorgefallen wäre; denn diese Thiere sind wie die Frohnbauern von unüberwindlicher Langmuth und Geduld. Auch einen der größten Flüsse Siciliens hat man auf diesem Wege zu passiren, den Platano, über welchen keine Brücke führt.

Vor Monteleone lockte uns ein Garten mit Weingeländen und schattenreichen Öl- und Feigenbäumen. Wir baten um Erlaubniß einzutreten, und die gastliche Besitzerin machte es uns bequem zum Frühstück, brachte uns frisches Wasser und bot uns Wein; sie war nachher nur mit Mühe zu vermögen, ein

Geschenk anzunehmen. Das Volk ist hier überall so gutmüthig und genügsam, daß man sich bei kürzestem Begegnen ihm zugethan fühlt. Ach, und wie armselig, wie kümmerlich ist seine Existenz, wie ganz ausgefüllt von der Sorge um den Herd, und wie entrückt den Strahlen, welche ein anderes Feuer in den Herzen anzünden. Monteleone selbst hat wieder Straßen mit so zertrümmertem Steinpflaster und mit Häusern so öden, traurigen Ansehens, daß man die Brust leichter fühlt, sobald man es hinter sich gelassen hat. Bis Sciacca ist weiter keine Ortschaft zu passiren. Man erblickt die Stadt, welche wie die andern am Felsen hinaufgebaut ist, schon aus weiter Ferne. Hier lagen in alten Zeiten die Thermen Selinunts, und noch heute gibt es dort heiße Bäder, welche als Heilquellen benutzt werden. In besonderm Rufe stehen die Grotten des heiligen Calogero, weil der physischen Kraft des Dampfes die Wunderkraft des Heiligen zu Hülfe kommt. Man hat die Wahl in Sciacca zwischen zwei Albergen. Den einen, etablirt von einem Kaffeewirth, der vordem Bottega, d. i. Kaffeebursch, in Palermo gewesen und Eis zu bereiten versteht, fanden wir, da er nur eine einzige winklige Stube besitzt, zu klein und zu finster, ungeachtet der Wirth betheuerte, es hätte schon eine Gesellschaft anderer Ingresi, sechs Personen stark, mit Vergnügen darin logirt; den andern zu besichtigen, drängte uns ein junger Bursch, der den Kuppler für jenen Wirth zu machen schien, indem er uns versicherte, daß es der wahre Albergo reale und nobilissimo des Ortes sei. Wir fanden in der That ein großes geräumiges Zimmer, zu dessen Ameublement, als eine in Sicilien unerhörte Erscheinung, fünf blankpolirte Spiegel in Rahmen von bronzirten Leisten prunkten. Der Wirth heißt Alberto Modico und wohnt dem Kloster des heil. Domenico gegenüber.

Unser Sinn stand nach den Trümmern Selinunts. Pillieri heißt der Ort in dieser zerfallenen Zeit. Denn von der Prachtstadt, welche in ihrer Jugend schon zur Nebenbuhlerin der blühenden Segeste sich aufwarf, stehen nur noch ein paar Säulenstümpfe aufrecht. Der gerade Weg nach Castelvetrano, welches um etliche Miglien landeinwärts liegt, führt nicht über Pillieri, da Selinunt vom Meere bespült ward. Aber die Tagereise ist kurz, der Aufenthalt auf den Schutthaufen, wofern man nicht messen will, gering. Die Marine Sciaccas verlassend, gelangt man auf eine ziemlich erhabene ölbepflanzte Ebene. Das Meer aber bleibt immer zur Linken. Die Hügel ziehen quer über den Weg an dem Strand hin und der Weg quer über die Hügel, bis auch er sich am wellenbespülten Strande verliert. Eine Ortschaft, Menfrici, bleibt rechts auf der Höhe liegen. Verschiedene Flüßchen, der Corbo, der Leone und andere fallen in das Meer und werden durchwatet. Der letzte derselben heißt Belici und ist beträchtlicher als sie alle. Er kommt auch weit vom Gebirge von Trapani herunter. Über diesen hat der Herzog von Terranuova eine Brücke gebaut. Das Gehöft des Einnehmers liegt dabei, und ein anmuthiges eingehegtes Plätzchen am Wasser. Jenseit der Brücke trennt sich der Weg nach Pillieri von dem nach Castelvetrano. Ein lachenderes Gefild habe ich nie gesehen, die ganze Vegetation so voll Saft und Frische, der Weg mit Blumen bedeckt, vor Allem mit den Porzellanglöckchen der Viola tricolor, dann Olivenpflanzungen, so üppig, jung und schön, so blühend, jeder Baum ein voller Blütenstrauß; dazwischen Rosenhecken, auf dem schwellenden grünen Gewebe Rose Rose küssend und Myrthensträuche über den süßen Knospen bräutliche Kronen wiegend. Wo nur ein Räumchen offen blieb, da drängte sich das übrige gemeine Volk hinein, und selbst die giftige Wolfsmilch schoß vor Freuden hoch auf und hatte hochzeitliche Kleider angethan und die Agaven schwenkten ihre schlanken Thyrsusschäfte jauchzend in den Lüften. So feiert unablässig die Natur ihre jährliche Verjüngung, unbekümmert um das Grab zu ihren Füßen, das eine große in hartem Sturz zerschmetterte Herrlichkeit deckt, unbekümmert um die wüsten Trümmer einer stolzen Schönheit und einer stolzern Volksmacht, die sich einstmals unvergänglich dünkten. Das Volk hat der Wolfszahn menschlicher Gier und Wuth zerrissen, und über der Menschen letzte trotzende Werke hat sie selber den Stab gebrochen, hat mit ihrem heimlich wühlenden Feuer die Stätte durchgraben und Säulen und Mauern auseinandergeworfen und in den Staub getreten. Mit Siegerhohn wirft sie über die todten Scherben einen Teppich, immer frisch und grün aus demselben Eppich gewoben, dem demüthigen Kraute Salinum (Apium silvestre), von welchem einst die Stadt ihren Namen nahm, und hat nur, um die Wahlstatt zu bezeichnen, die paar Pfeiler sich als Trophäen stehen lassen.

Unser Muletaro hatte die Thiere abgepackt bei einem einsamen Gehöfte, welches nicht weit von den Trümmern Selinunts entfernt liegt. Die Leute klagten, daß die Luft dort schlecht im Sommer sei. So war sie freilich schon zur Zeit des Philosophen, der sich groß genug dänchte, um zu seinem Grabmal sich die größte Pyramide auszusuchen, die jemals menschliches Gebein gedeckt hat. Aber Empedokles ließ zwei Kanäle graben und entfernte mit dem Moore die böse Luft. Dafür erwiesen ihm, so erzählt Diogenes Laertius, die am Ufer ihre Freude, wie noch unter uns der Brauch ist, verschmausenden Selinuntier, als er mitten unter sie trat, fast göttliche Ehren. Was sind doch vor tausend und tausend Jahren die Weisen Siciliens für Männer der That gewesen! Sie haben nicht nur mit den Gespenstern der Götter, sondern mit den Mächten der Elemente und der Menschen Krieg geführt, haben Flotten in Brand gesetzt und Sümpfe ausgetrocknet. Spiegle dich, Jahrhundert! Aber jetzt hat sich die Welt nur umgekehrt. Die alten Philosophen, nachdem sie aus den Brunnen des Geistes getrunken, erfanden Maschinen; jetzt nennt man Jene, welche Maschinen bauen und Weingeist destilliren, Philosophen, und statt der fast göttlichen Ehren gibt man ihnen dann und wann, und das ist allerdings praktischer, Pensionen. Die Selinuntier von heute schienen uns noch die Sprache von damals oder die der Ursikanier zu reden; denn wie man sonst auf Italienisch oder auch auf Sicilisch einen Topf nennt, waren ihnen unverständliche Schälle. Mit Hülfe vieler Zeichen errichten wir endlich, daß uns das junge Weib ein großes irdenes Geschirr brachte, eine leibhafte antike Vase, obgleich von der Scheibe eines modernen Töpfers. Nun sahen uns die närrischen Leute mit weit vor Verwunderung aufgerissenen Augen zu, wie wir der Citrone saftigen Stern preßten und so das Weitere thaten, um eine Limonade zu bereiten. Sie waren nicht zu bewegen von dem ihnen fremden Getränk zu kosten. Wie viele Jahre werden sie noch in ihrem Kreise die Thorheiten der Ingresi belachen, die mit dem Wasser zu mengen keinen Wein bei sich im Lande wol haben möchten. So wenig wir uns mit ihnen verständigen konnten, so schlug doch ein zufälliges Wort unerwartet bei ihnen an. Ein alter Invalid saß auf der Bank vor dem Hause, dem wir keine Prise Taback anbieten durften, weil das Organ zu solchem Genusse ihm abging. Bei seinem Anblick erinnerte ich die Freunde an den Wirth von Syrakus, der im ganzen Lande unter dem Spitznamen Mezzo-naso bekannt ist. Sorglos, weil wir deutsch sprachen, nannte ich dies Wort und erschreckte die Freunde, welche fürchteten, daß Jene sich beleidigt finden möchten. Entgangen war es auch den aufmerksamen Horchern nicht, aber es brachte die entgegengesetzte Wirkung hervor. Ihr lautes Gelächter, in das auch der alte Gesell einstimmte, bewies, daß sie es für einen guten Spaß hinnahmen, sei es, daß das Wort oder dessen Anwendung ihnen neu war, sei es, daß es sie an das unvergleichliche und vielleicht hier treffende Sprüchwort Siciliens mahnte, welches Nasenbrecher Jene nennt, die gemeinhin Ruffiani heißen.

Von Castelvetrano wendeten wir uns, den linken Flügel Siciliens, an dessen Rande Marsala und Trapani liegen, abschneidend, gegen Norden. Der Weg geht der Küste fast parallel, doch in ziemlicher Entfernung von derselben, zwischen zwei Höhenzügen hin, welche rechts, wo man Partanna und weiterhin Sta.-Ninfa liegen sieht, bisweilen schon die kühnern Formen des nördlichen Bergzuges ahnen lassen, zur Linken aber flacher und unterbrochener einen Blick nach dem Cap Lilybäum hin

vergönnen. Gerade vor uns lag der Stock dieses Gebirgs und schloß wie eine Mauer den Weg. Schroff wie keine andere von allen bisher gesehenen Städten Siciliens rang sich Salemi bis auf den First hinauf. Wir waren nun in die Gegend gekommen, wo Jegliches an Afrika erinnert. Hier hatten in grauer Zeit die Karthager ihre festen Sitze aufgeschlagen. Von den Mauren reden noch die Namen so vieler Ortschaften, wie Calata, Salemi selbst, die Friedensburg und jene alle, welche mit dem Worte Calata zusammengesetzt sind. In Salemi liegen die Straßen auf parallellaufenden Felsstufen eine über der andern; die Gäßchen, welche diese miteinander verbinden, sind steile Treppen. Die Häuser haben ein wunderliches Ansehen, graue oder geweißte gemauerte Würfel, die vordern Wände nur zur äußersten Noth hier oder dort von einem Fenster durchbrochen. Höher hinauf jedoch sieht man sie wohnlicher ausgestattet. Es leben da zusammengedrängt und klettern Straße auf und Straße ab 18—20,000 Menschen. Auch hier sogar kannte man die Limonade nicht. Es gab kein öffentliches Café und die Citronen, welche von Palermo herkommen, sind theuer. Wir hatten nur noch einen kleinen Ritt bis Calatafimi und auf einer ganzen Chaussee, welche in die Hauptstraße von Trapani nach Palermo mündet. Wir dünkten uns schon wie am Ziele unserer Reise und hielten in Salemi eine lange Siesta. Die Chaussee läuft lieblich zwischen mannichfach geformten und vielfältig abgedachten Höhen, zwischen reichbebauten Feldern und herrlichen Bäumen hin, unter denen sich breitkronige Maulbeerbäume auszeichneten. In Vita waren die Leute in Sonntagsputz und Sonntagsmuße fröhlich und machten den Eindruck von Wohlhabenheit. Hinter diesem Orte begegneten wir auf der Straße keinem Manne, der nicht seine Flinte trug. Wir fragten Einige, ob denn noch dieselbe Unsicherheit in dieser Gegend wie im verwichenen Winter herrsche. Sie verstanden uns nicht sogleich. Und auf die Frage, ob man nichts von Räubern höre, ob Niemand seit kurzem ermordet worden sei, erhielten wir die Antwort: O ja! ein Straßenraub sei des Ortes vorgefallen, aber es sei wol schon ein Jahr her, und die Wegelagerer seien selber gente ricca, reiche Leute, gewesen, die sich nur durch ihre Habsucht zu der Schandthat haben verleiten lassen. Diese Gegend scheint also verschont geblieben zu sein. Doch auch rings um Palermo, wie wir hören, haben jetzt die Gendarmen hinlänglich aufgeräumt. Übrigens ist man im Lande mit der Einführung der Gendarmen als mit einer Neuerung sehr unzufrieden. Man wünscht sich überall die alten Compagnie d'arme zurück. Die Einrichtung dieser Corps war noch völlig mittelalterlich. Sie waren unabhängig von der Regierung und standen unter dem ausschließlichen Befehl eines Capitano, der sie nach Bedürfniß und Belieben anwarb und verwendete. Der Capitano war für jede Unordnung im Lande, für jeden Diebstahl, jeden Raub verantwortlich, und da er, selbst des Landes und seiner Sitten kundig, solche Leute in seinen Dienst zu nehmen verstand, die alle Stege und Wege, und alle Schliche, meist aus eigener Praxis gut genug kannten, so hielt er strenge Polizei. Die jüngsten Unordnungen aber, in Folge der Schwefelangelegenheit, wurden Veranlassung, daß man das ganze Institut aufhob und die Reinigung des Landes den Gendarmen, die auf die Insel hinübergeschickt wurden, übertrug. Diese sind in der That brave Leute, haben aber gegenwärtig noch mit dem Nachtheil zu kämpfen, daß sie nirgend Bescheid wissen und dem Landvolke verhaßt sind. Es ist ihnen auch in einzelnen Fällen übel ergangen. Der Besitzer einer Mannapflanzung schickte einen Carrettiere mit einer Summe von 500 Unzen nach Zenidi und gab ihm zwei Gendarmen zur Escorte mit. Dem Gelde aber wurde nachgestellt. Die Räuber schossen aus einem Hinterhalte die beiden Gendarmen nieder und bemächtigten sich des Karrens. Um den Eigenthümer von ihrer Verfolgung abzuschrecken, schlugen sie ihm eine kleine Schonung von Mannaeschen bei nächtlicher Weile um, zimmerten aus dem Holze eine Todtenbahre und setzten ihm diese vor seine Thüre. Die Buben wurden indessen bald darauf eingefangen. Die Sache hat sich im August vorigen Jahres zugetragen. Ungeachtet die Entscheidung der Corte marziale übertragen ist, soll doch das Urtheil noch nicht gefällt sein. Ein Kriegsgericht sollte freilich energischer erkennen. Ich kann den letzten Umstand aber nicht verbürgen. Mit den Banditen vom letzten Winter hat die Mannschaft leichteres Spiel gehabt, denn da diese Niemanden verschonten und als Dilettanten im Handwerk nirgend sich Freunde erhielten, so fanden sie auch bei Bauern und Köhlern keinen Schutz und bei der Geistlichkeit keinerlei Vorschub.

Calatafimi erblickten wir im günstigsten Momente, von der untergehenden Sonne mit Glut angehaucht. Die ganze Gebirgspartie ist außerordentlich schön. Vor der Stadt liegt hoch auf der Kuppe eines runden Berges eine verfallene Burg, und die Stadt selbst schwebt von ihrer Felsenhöhe herunter wie eine Häuserlawine. Von der alten Burg aus sahen wir nachher, daß sie den Gipfel auf beiden Seiten deckt. Sie erschien wie eine ungeheuere Pyramide. Spät am Abend, als wir schon im Begriffe waren, einander nach wohl vollbrachtem Tage gute Nacht zu wünschen, schickte unerwartet noch der Giudice, der zuvor unsere Pässe hatte fodern lassen, und ließ uns in Person zu sich entbieten. Die Zornesflammen, die wir über ihn auszuschütten in Bereitschaft waren, wurden von dem Schneehaare des Greises ausgelöscht und das letzte Glimmen tödtete seine ganz unwiderstehliche Höflichkeit. Er hatte eigentlich nichts, gar nichts von uns zu verlangen, noch mit uns zu reden. Die Pässe waren in Ordnung. Aber in demselben Zimmer auf dem Bette saß eine blutjunge Frau, vermuthlich seine Tochter, mit ihrem jungen Manne Hand in Hand, und beguckte uns ausländische Thiere mit aller möglichen Unbefangenheit. Wir begriffen, von wem wir und weshalb beschieden waren. Der Escrivano, dies spanische Wort ist hier wirklich noch in Brauch, der zugleich der Barbier ist, leuchtete uns nach Hause und erbat sich einen Kaffee, wie sie das Trinkgeld nennen, indem er seine Dienste für den nächsten Morgen anbot. Die Ruhe aber ist uns in Calatafimi nicht gegönnt. Es gibt im Hause ein Gelag, eine kleine häusliche festa, wie sie sagen, eine Zusammenkunft der nächsten Freundschaft. Das Lärmen und Lachen dauert bis spät in die Nacht. Und die Thür unsers Zimmers, welches an das ihrige stößt, hat von Schloß oder Riegel nicht die geringste Spur. Allmälig verstummt die Nachbarschaft, und Einer nach dem Andern sagt gute Nacht. Auch ich will ihrem Beispiele folgen. *) 49.

Kreuzzüge von **Karl v. Raumer**. Erster Theil. Stuttgart, Liesching. 1840. Gr. 8. 1 Thlr.

Diese „Kreuzzüge" sind deutschthümlich-christliche, für Deutschthum und Christenthum gegen Franzosenthum und Napoleonismus, wie gegen Materialismus und Rationalismus; doch kommen auch einige Abhandlungen vor, die mehr im selbständigen Interesse der Natur- und Erdkunde abgefaßt sind. Wir haben nämlich zehn Aufsätze vor uns, welche man auch Kritiken und Charakteristiken nennen könnte. Der erste Aufsatz ist überschrieben: „Napoleon und Deutschland." Derselbe ist gegen Hugo's Werk über Napoleon, noch mehr aber gegen dessen deutsche Bearbeiter A. Schäfer und Dr. H. Elsner gerichtet. Die Verfälschungen der Thatsachen, die sich Hugo erlaubt und welche die deutschen Arbeiter nachgebetet haben, werden aufgedeckt und manche berichtigende Zusätze über die Kriegsbegebenheiten von 1813—14 gegeben. Besonders erfreulich sind die Nachweisungen über die religiöse, durch und durch ehrenfeste Gesinnung, welche Blücher und Gneisenau während der Feldzüge bethätigt haben. In einem zweiten Aufsatze: „Der Dichter und der Reisebeschreiber", wird Lamartine's „Reise in den Orient" einer gründlichen Prüfung unterworfen und nachgewiesen, daß der Dichter sich des Rechtes, Wahrheit in dichterischem Gewande zu geben, auf eine gewissenlose Weise bedient habe,

*) Der vierte und letzte Artikel folgt im nächsten Monat.

D. Red.

indem er baare Unwahrheiten, Unmöglichkeiten, auf völlige Kenntniß- und Urtheilslosigkeit deutende Irrthümer als Wahrheit gebe. Es wird dem dichterischen Reisebeschreiber seine völlige Unfähigkeit bewiesen, etwas Wirkliches in seiner objectiven Wesenheit auch nur aufzufassen. In dem dritten Aufsatze: „Steigt Schweden oder sinkt die Ostsee?" entscheidet der Verf. sich für das Letztere gegen Herrn von Buch's und Johnston's Ansicht, gestützt auf beglaubigte Thatsachen, von denen die einleuchtendste die ist, daß die Ostsee in die Nordsee abfließt, wie aus den Strömungen des Sunds und Belts ersichtlich ist, die aus der Ostsee gegen das Kattegat, also gegen die Nordsee gerichtet sind. Der vierte Aufsatz: „Die Geographie der Engländer", ist im Grunde eine Recension von Hugh Murray's, 1834 erschienener „Encyklopädie der Geographie". Es wird der Mangel an Popularität in Bezug auf Auswahl und Darstellung gerügt, der religiöse, die Offenbarung respectirende Geist in Behandlung aller etwaigen Collisionsfälle gerühmt, gar mancher Irrthum und Fehler, der aus ungründlichem Wissen stammt, nachgewiesen, endlich aber das Resultat gewonnen, daß die deutsche Geographie als Wissenschaft und Unterrichtsgegenstand die Vergleichung mit der englischen so wenig zu scheuen brauche als die mit der französischen. Es folgt nun unter der Aufschrift: „Abraham's Nachkommen", ein fünfter Aufsatz, der durchaus nicht kritischer Natur ist, der sich vielmehr zur Aufgabe stellt, aus der Bibel nachzuweisen, daß viele Verheißungen, die in dieser über Abraham's Nachkommen enthalten seien, bisher an Juden und Mohammedanern in Erfüllung gegangen wären, daß sich also auch in Zukunft noch erfüllen werde, was noch verheißen und nicht erfüllt sei. Die Juden werden daher, wie auch ein Anonymus vor einigen Jahren in seiner „Kabbalistischen Philosophie der Geschichte" zu beweisen gesucht hat, sich noch zum Christenthume bekehren und dann das wahrhaft auserwählte Volk Gottes sein; die Ismaeliten (Mohammedaner) aber werden, wenn sie sich nicht zum Christenthume wenden, zu Schanden werden. Wir gestehen offen, daß wir in solchen bibliomanischen Weissagungen den Scharfsinn und Geist zwar anerkennen, denselben aber keinen besondern Werth beilegen können. Denn obgleich auch wir die Bibel als das Buch der Bücher verehren, welches um seiner religiösen Tiefe willen sich als ein solches manifestirt, dessen Inhalt unter einer besondern Einwirkung Gottes auf Mosen, Propheten und Apostel entstanden sein dürfte: so hörten diese alle doch nicht auf, verhältnißmäßig schwache Werkzeuge in der Hand des Höchsten und dem Irrthume in vielem Einzelnen unterworfen zu sein; und so können wir auch nicht jedes Wort und nicht jeden Satz der Bibel als ein unmittelbares, von aller menschlichen Zuthat, Verendlichung und Trübung freies, ewiges Gotteswort gelten lassen.

Von sehr großem Interesse ist der sechste Aufsatz: „Goethe als Naturforscher". Derselbe spricht sich insofern zu Gunsten Goethe's aus, als für alle Naturforschung genaueste Naturbeobachtung als nie aufzugebende, stets neu zu nehmende Basis in Anspruch genommen wird; gleichwol gilt Goethe auch unserm Verf. nur als origineller, wahrheitsliebender und beachtungswürdiger Dilettant. Besonders aber wird ihm sein Festhalten am Neptunismus gegen den Vulkanismus, und zwar mit vollem Recht, zum Verdienst angerechnet. Es folgt nun ein Aufsatz, welcher die Überschrift führt: „Geologie? Theologie? Neologie." Derselbe ist gegen Ballenstedt's „Urwelt" gerichtet. Der Vorwurf, daß dieses Werk nicht mit der Offenbarung übereinstimme, hat nur insofern Gewicht, als die Gründe, welche Ballenstedt gegen die biblische Schöpfungsgeschichte vorbringt, als nicht stichhaltige, als im Gegensatz mit gewissenhafteren Forschungen befindliche sich erweisen lassen, und als es auch nach unserm Dafürhalten einem Theologen, namentlich aber einem lutherischen Geistlichen, der im Amte bleibt, allerdings nicht geziemt, mit den Waffen der Naturwissenschaft die Glaubwürdigkeit der Bibel anzugreifen. Die Unbefugtheit Ballenstedt's, mit der Naturwissenschaft, in welcher er sich blos als confuser Dilettant bewegt, gegen die Bibel in Kampf zu treten, ist überzeugend dargethan. Allein die Verpflichtung, daß der Naturforscher mit der heiligen Schrift übereinzustimmen suchen solle, können wir durchaus nicht als rechtsbeständig gelten lassen, weil bei solcher Verpflichtung wahre, unbefangene Naturforschung nicht bestehen kann. Mögen die Theologen zusehen, wie sie die Ergebnisse der Naturforschung, sofern dies wirklich welche sind, mit der Bibel in Einklang zu bringen vermögen; dies kann die Aufgabe des Naturforschers nie sein. Allein Hr. v. Raumer, selbst ein achtungswerther Naturforscher, ist auch auf Naturforscher nicht wohl zu sprechen, die sich nicht vorgesetzt haben, im Einklang mit der Bibel zu bleiben. Es darf uns daher nicht befremden, wenn er gegen naturwissenschaftlich-antibiblische Theologen unerbittlich ist. Diese Stimmung spricht sich durchweg in dem Aufsatze „Theologie und Naturwissenschaft" aus. Schleiermacher und Bretschneider, besonders Letzterer, werden hart getadelt. Wir können auch hier dem Tadel nur unter oben erwähnter Modification beitreten. Wenn Cuvier, Brongniart, Blumenbach, Humboldt, Buckland, von den ältern Copernicus, Newton, Baco, Kepler, Pascal und andere Naturforscher und Astronomen als solche angeführt werden, welche theils mit freier Naturforschung Achtung und Verehrung vor der Offenbarung verbunden, theils die Übereinstimmung ihrer Forschungen mit der heiligen Schrift bekannt, ja was diese über die Schöpfung und Beschaffenheit der Welt wie der Menschen lehre, als befriedigende und unentbehrliche Ergänzung ihrer Forschungen anerkennen, so ist das sehr trostreich und ermuthigend für den Theologen und Christen; allein es folgt auch hieraus für die Naturforschung und ihre Pfleger keine Verpflichtung, die Bibel als die Grenze anzusehen, über welche man nicht hinausdürfe. Die Naturforschung, wie die Wissenschaft überhaupt, hat kein anderes Ziel, als Erkenntniß der Wahrheit, und keine andere Grenze, als die ihr in Vernunft und Natur gesteckt ist. In einem folgenden Aufsatze: „Über Gesangbücher", wird der unveränderten Beibehaltung der Urtexte alter Lieder und diesen selbst der Vorzug gegeben, ohne zu bedenken, daß in ein paar hundert Jahren, wenn nicht früher, der Streit durch den einfachen Umstand geschlichtet sein wird, daß Niemand die alten Texte mehr versteht. Zum Theil ist es schon jetzt der Fall; und in den Volksschulen alt- und mittelhochdeutsche Studien zu treiben, wird wol nie angehen. Man soll die alten Lieder lassen, wie sie sind, und neue dichten in christlichem Geist. Sollte dieser entweichen, so bringen ihn auch die alten Texte nicht wieder. 55.

Bibliographie.

Aschenbrenner, M., Über die Herstellung einer allgemeinen christlichen Kirche und ihre Organisirung in Ansehung der Glaubenslehre, des Cultus und der Kirchenverfassung. Ein Versuch zur Beendigung der kirchlichen Wirren der Katholiken und Protestanten. Gr. 8. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 1 Thlr. 18 Gr.

Chmel, J., Geschichte Kaiser Friedrich's IV. und seines Sohnes Maximilian I. 1ster Band. Geschichte K. Friedrich's IV. vor seiner Königswahl. Gr. 8. Hamburg, F. Perthes. 3 Thlr.

Gretsch, N., H. König's literarische Bilder aus Rußland in ihrem wahren Lichte dargestellt. Aus dem Russischen übersetzt von W. v. D. 8. Berlin, Herbig. 8 Gr.

Hirzel, M., Die Volkssynode. Kämpfe um ihre Einführung in den Canton Zürich. In gesammelten Blättern. Gr. 8. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 8 Gr.

Köhler, L., Gedichte. Gr. 12. Meiningen, Keyßner. 12 Gr.

Wagner, F. W., Grundriss der classischen Bibliographie. Ein Handbuch für Philologen. Gr. 8. Breslau, Aderholz. 2 Thlr. 8 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 119. — 28. April 1840.

Schwedische Zustände im Jahre 1839.

Erster Artikel.*)

Unser hochbejahrter, aber immer noch leiblich und geistig rüstiger König kehrte im Juni von Norwegen, wo er sich den Winter über aufgehalten und durch sein huldreiches Wesen und seine kräftige Persönlichkeit die Herzen der Einwohner gewonnen und ihre Liebe zu ihm und seiner Dynastie neu belebt hatte, zurück. Der zur Zeit seiner Anwesenheit in Christiania versammelte Storthing benahm sich auf eine Weise, die sowol von dessen Festigkeit und Selbständigkeit, als von dessen loyalen Gesinnungen gegen ihn zeugte. Kurz nach des Königs Rückkehr in Schweden wurde die Kronprinzessin durch einen Besuch ihrer liebenswürdigen Schwester, der gewesenen Kaiserin von Brasilien, nebst Tochter, erfreut. Die ältern Prinzen machten im Herbste ihren ersten Ausflug auf eigene Hand, die mittlern Landschaften des Reichs durchkreuzend.

Alles ist in gespannter Erwartung des nächsten (jetzt schon eröffneten) Reichstags. Die Regierung hat den Vortheil, den Reichsständen ein blühendes Finanzwesen vorlegen zu können.**) Die paar Millionen Reichsthaler, welche am Ende des letzten Reichstags das Reichsschuldcomtoir noch belasteten, sind jetzt völlig bezahlt. Überdies hat die Reichsbank einen Überschuß von 2 — 3 Millionen. Die öffentlichen Einkünfte, besonders die Zölle, haben einen bedeutenden Überschuß über die im Budget berechneten Summen geliefert. Die Ernte, die 1838 sehr schlecht ausfiel, war im letztvergangenen Jahre ergiebiger. Die Eisenausfuhr war in diesen beiden Jahren bedeutender als je, nur gegen Ende von 1839 wurde dieselbe durch die Rückwirkungen der amerikanischen Handelskrisis etwas gestört. Im Allgemeinen darf man wol behaupten, daß der Wohlstand in Schweden seit einer Reihe von Jahren mehr und mehr zugenommen hat, wiewol sich zu gleicher Zeit nicht leugnen läßt, daß an vielen Orten, namentlich in der Hauptstadt, sich Spuren des Pauperismus gezeigt haben. Zur Hemmung dieses Übels wurde auch im letztvergangenen Jahre ein Comité niedergesetzt, dessen Verhandlungen nächstens öffentlich bekannt gemacht werden sollen.

Obgleich die öffentliche Ruhe während dieser Zeit nicht gestört wurde, so hat doch das Unwesen, welches das Jahr vorher stattfand, eine gewisse Verstimmmung der Gemüther hinterlassen; auch kann selbst der ruhige und unparteiische Beobachter der Begebenheiten weder den Maßregeln der Regierung bei dem Proceß gegen den Assessor Crusenstolpe, wodurch die Unruhen wenigstens zum Theil erregt wurden, noch dem Benehmen der Oppositionspresse bei jener Gelegenheit seinen Beifall unbedingt schenken. Doch ist diese Verstimmung beiweitem nicht so groß, als der hochgespannte Ton gewisser Zeitungen und Flugschriften bei einer, besonders nach Entfernung des letzten Hofkanzlers, fast unbegrenzten Preßfreiheit, es wol glauben machen könnte. Allerdings aber sind eine Menge Gährungsstoffe noch immer bei uns vorhanden, von denen wir nur einige hier anführen wollen.

1) Die Repräsentationsfrage. Diese ist seit Einführung unserer jetzigen Staatsverfassung ein immerwährender Gegenstand der Unzufriedenheit gewesen, welche auch neuerdings durch ein halbes Dutzend Flugschriften

---

*) Wir glauben diesen Artikel, obwol er bereits vor einigen Monaten abgefaßt wurde, unsern Lesern auch jetzt nicht vorenthalten zu dürfen, da er über manche Verhältnisse interessante Aufklärungen gibt. Einen zweiten Artikel, über die Literatur des J. 1839, lassen wir im nächsten Monate folgen. D. Red.

**) Es ist wahr, der Stand der Finanzen ist blühend, aber das Volk verarmt; dies der Grund der Bewegung, welche jetzt die Gemüther in Schweden und auf dem Reichstage beschäftigt. Die Verwaltung ist kostspielig, und wenn man den Landmann ernstlich erleichtern will, so muß hier geholfen werden und durchgreifende, für manchen Einzelnen allerdings herbe Maßregeln sind nöthig. Diese Maßregeln müssen nun vorzugsweise Leute aus dem Adelstande treffen, da dieser der hauptsächliche Inhaber der Beamtenstellen ist; aber dieser Adel spricht und stimmt im Ritterhause für sein Interesse, und es handelt sich darum, diese Beamtenpartei ihres Stimmrechts im Ritterhause zu berauben, da sie sich einer gründlichen Veränderung stets widersetzen wird. In dieser Hinsicht stehen die Aussichten nicht gut: geholfen muß indeß werden, dies scheint der feste Entschluß des Bauernstandes, und wenn es nicht in Güte geht, so werden vielleicht harte Schritte versucht. Der vornehme und namentlich der reiche Adel sucht eine Vermittelung herbeizuführen und das Unumgängliche auf gütlichem Wege durchzusetzen, wird aber von dem ärmern Adel, dessen Güterbesitz mit jedem Jahre mehr an den Bauernstand übergeht und der hauptsächlich nur noch von Ämtern lebt, überstimmt.

wiederangeregt ist. Doch hat keine diese Schriften, obgleich einige derselben kenntnißreiche und auch bei dem Volke sehr beliebte Männer zu Verfassern haben, allgemeinen Beifall erhalten, welches sehr natürlich ist, da man noch nicht einmal über das erste Princip der Sache einig ist. Die meisten Vorschläge dieser Schriftsteller gehen auf eine allgemeine oder wenigstens sehr erweiterte Wahlfreiheit, auf Aufhebung der jetzigen vier Reichsstände mit ihren wirklichen oder idealen Vorrechten, sowie auf einer Annäherung an die norwegische Constitution hinaus. An eine Erreichung dieses Ziels ihrer Wünsche ist aber, wäre sie auch an sich wünschenswerth, was sehr zweifelhaft sein mag, nicht ohne eine Revolution zu denken; denn erstens würde der König gewiß großes Bedenken tragen, ein solches demokratisches Princip in die schwedische Staatsverfassung aufzunehmen; zweitens würden wol die jetzigen Reichsstände, ohne deren Einwilligung eine so bedeutende Veränderung der Constitution auf friedlichem Wege nicht stattfinden kann, eher dagegen als dafür sein, weil sie durch eine solche Veränderung einen großen Theil ihrer Privilegien verlieren würden. Dies gilt namentlich von dem Adel und der Geistlichkeit. Auf der andern Seite läßt es sich nicht in Abrede stellen, daß jene Theilung der Stände in vier verschiedene Kammern bei den Berathschlagungen und übrigen Reichstagsverhandlungen große Unbequemlichkeiten mit sich bringt, und daß die Constitution den Wünschen des Volks mehr entsprechen würde, wenn man das Wahlrecht erweiterte und mehre Personen, besonders vom Bürger- und Bauernstande, in die Repräsentation aufnähme. Namentlich müßten die Guts- und Bergwerksbesitzer bürgerlichen Standes, die jetzt gar nicht repräsentirt sind, ihre Abgeordneten wählen und auf die Reichstage schicken dürfen. Man hat auch viele gemäßigtere Vorschläge in derselben Richtung auf die Bahn gebracht, diese sind aber von der Opposition mit Verachtung zurückgewiesen, weil ihr scheint, sie würden zu gar nichts führen. Nach einer dreißigjährigen Discussion der Repräsentationsfrage auf und zwischen den Reichstagen ist man, wenngleich auch eine Verbesserung des Stellvertretungssystems von allen Seiten als wünschenswerth erkannt und auf jedem Reichstage gefodert wurde, über dieselbe noch ebenso wenig einig, wie man es 1810 war. Eben weil man sich über das Mehr oder Weniger des zu Fodernden nicht verständigen kann, kommt man nicht von der Stelle, und so wird es ohne Zweifel noch lange bleiben, wiewol zu erwarten steht, daß auf dem jetzt eröffneten Reichstage, wie es auf den vorhergehenden der Fall gewesen, viel Lärm über die Sache gemacht werden wird.

2) Der Conflict der Interessen. Zu den Foderungen der Zeit gehört bekanntlich auch die Handels- und Gewerbefreiheit. Der Einführung derselben treten aber in allen Ländern, wo Fabriken sind und Zünfte noch bestehen, große Schwierigkeiten und ein lebhafter Widerstand entgegen. Die schwedische Regierung hat sich in diesem immerwährenden Kampfe, unsers Erachtens, mit großer Klugheit und Mäßigung benommen, indem sie zwar überhaupt dem liberalen Systeme beigetreten ist, aber nur langsam und allmälig die den Handel und die Gewerbe drückenden Fesseln zerbrochen hat, sodaß jetzt bei uns der Gewerbfleiß und der freie Verkehr auf keine größere Hindernisse stößt als in andern constitutionnellen Staaten, z. B. in England und Frankreich. So ist den Landleuten neuerdings die Erlaubniß ertheilt worden, Fleisch und Brot in die Stadt einzubringen und auf dem Markte feil zu bieten. Auch wird gegenwärtig der Plan debattirt, den Hafen Slitö auf der Insel Gottland für einen Freihafen zu erklären, woraus man bedeutende Handelsvortheile zu ziehen hofft. Oft aber wird die Regierung wegen ihrer Bestrebungen, die Gewerbe- und Handelsfreiheit zu fördern, von der Opposition selbst getadelt. So nahm die Zeitung „Freja" die Partei der Schlächter und Bäcker, welches die Regierung zu einigen beschränkenden Modificationen ihrer den Landleuten ertheilten Erlaubniß bewog, und hinsichtlich des letzterwähnten Vorschlages behauptet jene, die Freierklärung des Hafens Slitö würde England größere Vortheile bringen als dem Vaterlande.

(Der Beschluß folgt.)

Naturanalogien oder die vornehmsten Erscheinungen des animalischen Magnetismus in ihrem Zusammenhange mit den Ergebnissen der gesammten Naturwissenschaften, mit besonderer Hinsicht auf die Standpunkte und Bedürfnisse heutiger Theologie. Von J. A. G. Meyer. Hamburg u. Gotha, F. u. A. Perthes. 1839. Gr. 8. 2 Thlr. 3 Gr.

Mesmer, der im vorigen Jahrhundert mit seiner Lehre vom animalischen Magnetismus als einer eigenthümlichen Wirksamkeit und Heilkraft hervortrat, fand bei seinen Zeitgenossen wenig Glauben und sank dann in Vergessenheit; unser jetziges Jahrhundert kam durch gültige Zeugen und Erfahrungen wieder zum Glauben, der bei Einigen jetzt bis in die Geisterwelt hinüberreicht und Kunde gegeben hat vom Zustande mancher Verstorbenen, ihrem Zusammenhange mit der sichtbaren Welt, daß sie in Lichtfunken und bekleidet erscheinen, Spuk treiben in den Häusern, ja von gewissen Personen förmlich Besitz nehmen und diese für Reden und Handlungen sich unterthan machen. Wie in allen Dingen die Mitte zwischen dem Zuviel und Zuwenig schwer getroffen wird, so schwankt unsere Gegenwart zwischen beiden entgegengesetzten Enden, wobei die starke Annäherung zu dem Einen nach seinem Gegentheile hinzutreiben scheint und der Unglaube des 18. Jahrhunderts den Glauben des 19. vorbereitete, der volle Glaube aber an einen Verkehr mit der Geisterwelt wiederum zum Unglauben führen kann oder schon geführt hat. Zur Aufnahme des Außergewöhnlichen sind die Menschen leicht bereit, inzwischen hält sie täglich das Gewöhnliche fest, und wenn jenes eine Weile in Aufregung und Staunen versetzte, macht sich dieses allemal wieder geltend.

Mit Recht betrachten sich die Theologen als Haushalter göttlicher Geheimnisse, als Diejenigen, welche berufen sind, ein frommes geweihtes Leben außer und in dem sinnlichen materiellen zu verkünden und zu befördern, sie sind dadurch von selber dem Ungewöhnlichen und für die gewöhnliche Auffassung Wunderbaren zugewandt, haben deshalb mit dem Unglauben zu kämpfen und fodern Glauben. Außerordentliche und wunderbare Erfahrungen weisen stets auf theologisches Gebiet, stören den Dünkel des Gewöhnlichen und veranlassen Glaubensfragen. Sehr natürlich mußten daher die außergewöhnlichen Erscheinungen des animalischen Magnetismus in Beziehung zur

Theologie, und namentlich zu den Wundern der evangelischen Geschichte und den darin vorkommenden dämonisch Besessenen treten, der Glaube wie der Unglaube konnten dadurch eine Einheit für Vergangenes und Gegenwärtiges gewinnen, die auf andere Weise vergebens gesucht wurde. Diese Stellung ist es, welche der Verf. vorliegender Schrift einnimmt; ihm sind aus neuerer Naturwissenschaft für Anwendung auf theologische Gegenstände passende Analogien erwünscht, wie denn auch dergleichen Anwendung in manchen neuern Schriften kenntlich wird. Er ist dabei nicht der Richtung des „unbedingten Glaubens an die somnambulen wunderbaren Erscheinungen, an den Verkehr mit der Geisterwelt, wobei man oft bis zur wirklichen Dämonomanie sich hinansteigerte", zugethan, meint auch, diese Richtung sei eine bereits vergangene, wenngleich es noch einzelne Herolde der Besessenheit gebe. Inzwischen gesteht er, die höhern Stufen des sogenannten somnambulen Hellsehens hängen ungezwungen mit der Vertheidigung oft bezweifelter christlicher Lehrsätze zusammen, besonders in Betreff göttlicher Offenbarung als Erleuchtung des menschlichen Geistes von oben, göttlicher Concurrenz bei Naturereignissen, Wunderthätigkeit u. s. w., es komme bei diesen Erscheinungen die große Gewalt des Geistes über den eigenen Organismus und denjenigen Anderer zum Vorschein, besonders erhalte die Annahme einer individuellen geistigen Fortdauer nach dem Tode, einer völligern Entbindung oder Entwickelung des psychischen Seelenorgans nebst dem Vorhandensein eines ätherischen Seelenleibes Vorschub. Wenigstens solle man das Thatsächliche nicht als dem gesunden Menschenverstande widerstreitend verwerfen, oder es vornehm belächeln, sondern wissenschaftlich, also denkbar und begreiflich aufzufassen suchen.

Mit letzterm ist Ref. vollkommen einverstanden; denn Thatsachen zu leugnen und schlechthin zu verwerfen, ist selbst gegen den gesunden Menschenverstand, nur ist es nicht allemal leicht, das rein Thatsächliche gewisser Erscheinungen zu finden und von dem Zusatze vorgefaßter Meinungen, besonderer Aufregungen und täuschender Zustände auszuscheiden, welches gerade bei dem Lebensmagnetismus in seinen ungleichartigen Phänomenen bisher der Fall sein möchte. Schon darum, und auch in anderer Hinsicht scheint eine rasche Anwendung animalisch-magnetischer Beobachtungen auf theologische Gegenstände bedenklich. Die Somnambulen sind Kranke, ihr Hellsehen und Reden hängt zusammen mit Unordnungen des Nervensystems, mit Epilepsie, Krämpfen u. s. w., wofür der magnetische Zustand entweder von selbst als heilende Krisis, oder durch Einwirkung Anderer als Heilmittel eintritt, mie wiederkehrender Gesundheit hingegen verschwindet. Auf ein solches Krankhafte und mit Krankhaftem Verbundene theologische Glaubenssätze zu stützen, oder sie dadurch zu erläutern, kann leicht zu Irrwegen führen, da Religion und Theologie auf das Gesundeste im Menschen zurückweisen und als ein Merkmal völliger geistiger und korperlicher Gesundheit Werth und Würde behaupten. Im Orient gelten Wahnsinnige für heilig — deren Zustand oft ein Zeichen oder eine Krisis körperlicher Krankheit ist und mit dem animalischen Magnetismus eine gewisse Verwandtschaft hat — sollen wir Abendländer sie deswegen als geweihte Redner und Verkünder theologischer Wahrheiten betrachten? Die magnetisch Schlafenden sprechen häufig in bidlischen Ausdrücken und finden dadurch Anklang im frommen Gemüthe der Hörer; wird dies mehr sein als die feurige Rede eines gesunden und kräftigen christlichen Predigers? Die Aussagen der Schläfer sind überdem nach Verschiedenheit der meistens weiblichen Individuen ungemein abweichend voneinander, kommen durch fragende Wißbegier nicht selten in einen aufgedrungenen Kreis der Gedanken und Anschauungen, wie läßt sich ein reines und entschiedenes Ergebniß daraus herleiten? Und endlich, wenn gewisse ungewöhnliche Thatsachen der Fernsicht, der Vorherverkündigung eintreffender Begebenheiten — bei vielem Schwankenden und Unbewährten — stehen bleiben, so fehlt dafür so gut wie für anderes Wunderbare der Naturbeobachtungen eine genügende wissenschaftliche Erklärung, die das Wunder aufhöbe und in ein Begreifliches verwandelte. Unser Verf. ist geneigt, das Vorhandensein eines ätherischen Seelenleibes anzunehmen, der ebenso unbegreiflich ist als die Erscheinungen, worauf die Annahme sich stützt, mithin Wunderbares durch Wunderbares erklären will. In Jung-Stilling's „Geisterkunde" wird als Factum aufgeführt, daß ein Amerikaner, während er sich in Amerika befand, zu derselben Zeit einen Schiffscapitain in London um die Ursachen seines Ausbleibens befragte und sie der Frau des Letztern mittheilte, und Jung erklärt dies dadurch, sein seelischer Leib (Lichtkörper) — an Raum und Zeit nicht gebunden — habe mit dem Capitain während der Stunde jenseit des atlantischen Meeres in London sich befinden können, und dann sogleich wieder in Amerika!! Die magnetisch Schlafenden heilen ihre Krankheit durch Angabe der — oft unbekannten und seltsamen Heilmittel — das verdient entschieden die Aufmerksamkeit und das wissenschaftliche Nachdenken des Arztes; der Theolog gewinnt von ihnen weniger schlagende Bestätigung für seine Gegenstände und ist dadurch zu doppelter Vorsicht aufgefodert.

Mit solchen Cautelen und Einschränkungen können wir die theologische Auffassung der Thatsachen des Lebensmagnetismus als Analogie einer „Kundwerdung des Unsichtbaren in der Welt der Erscheinungen" gelten lassen. Der Verf. hält den Gegensatz zwischen Rationalismus und Supernaturalismus ziemlich allgemein durch die Annahme ausgeglichen, daß der gesunde Menschenverstand, worauf der Rationalismus sich stützt, darin irre, sich als einziges Princip der Erkenntniß zu betrachten. Aber man soll ihn doch nicht geflissentlich beleidigen, und er ist auch darin gesund, daß er gesteht, nicht zu begreifen, was er nicht begreift, welches sich nicht von jedweder Speculation sagen läßt. Auch gibt der Verf. der Speculation nur einen relativen Werth und stellt etwas höher als dieselbe den Glauben an Christum. Naturwissenschaft steht mit der christlichen Offenbarung im engen Verhältniß, weil jene die erste und ursprünglichste Offenbarung Gottes ist. Man suche also in ihr Analogien für theologische Gegenstände, welches allerdings dem Theologen ziemt und mit der gehörigen Vorsicht auch dem Lebensmagnetismus zugute kommt. Er wird hier nicht historisch oder nach seinem ganzen praktischen Umfange betrachtet, sondern nur seine anscheinende Magie, oder der Einschlag des Unsichtbaren ins Sichtbare, des Wundervollen ins Natürliche.

Die Anordnung des Werks ist nun folgende. **Erste Abtheilung**: Angabe der merkwürdigsten Erscheinungen des thierischen Magnetismus in solcher Reihenfolge, daß der Übergang von den einfachern und begreiflichern zu den schwierigern und zweifelhaftern als Richtschnur dient, mit Analogien aus der gesammten Naturkunde, Pathologie und Erfahrungsseelenlehre. **Zweite Abtheilung**: Ansichten nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaften zur Aufklärung und Deutung, besonders des psychischen und geistigen Rapports. **Dritte Abtheilung**: Ein doppelter Anhang: a) Resultate über das Wesen, Interesse oder den Moment des thierischen Magnetismus, mit Anwendung auf theologische Wissenschaft und deren Erfodernisse; b) Allgemeine Bemerkungen über Naturkräfte überhaupt und über organisch-psychische.

Die erste Abtheilung gibt eine gute Übersicht Dessen, was in Frage kommt, es wird des natürlichen Schlafes und Traumes erwähnt, des Schlafwandelns, der Angabe magnetisch Schlafender über ihre Krankheit und deren Heilmittel, der Anschauung des eigenen Organismus, der Sinnversetzung, Sprachengabe, des Fernsehens, Fernfühlens, Divinirens und des Rapports zum Magnetisirenden. Der Verf. kennt die dahin gehörigen Schriften, selbst die ältern des Oberst Puysegur, und unterscheidet drei Grade der Zustände: 1) Geringere oder größere Verschlossenheit der äußern Sinne mit Betäubung und Erstarrung; 2) des Versinkens in sich selbst; 3) des völligtn Hellsehens, der Durchschauung seiner selbst und anderer, der Wahrnehmung entfernter Gegenstände u. s. w. Für die Selbstverordnung beruft man sich mit Recht auf den Instinct, der Men-

schen und Thieren gemein ist, freilich etwas Dunkles und schwerlich erklärt durch „Wahlverwandtschaft und Reaction körperlicher Stoffe" (S. 59); aber doch in Verbindung mit menschlicher Phantasie und Spontaneität die Stelle bezeichnend, wo lebensmagnetische Erscheinungen in der Reihe anderer Erfahrungen stehen. Die Durchschauung des Innern mag auf erhöhter Einbildungskraft, Erinnerung, oder gesteigerter Wahrnehmung durchs Gefühl beruhen, wobei mit der Erhöhung eben das Räthselhafte im Verhältniß zum gewöhnlichen Zustande ausgesprochen ist; die Sprachfertigkeit mancher Schlafenden kann mit einer ähnlichen Gabe von Wahnwitzigen verglichen werden; das Alles erklärt nicht nach Wunsch, aber es zeigt einen gewissen Zusammenhang mit andern gewöhnlichen und deshalb nicht für wunderbar geachteten Vorgängen. Sagt jedoch Dr. Vogel: „Der innere Mensch kann den äußern oder natürlichen verlassen, wenn dies geschieht, ist der Mensch (sein geistiges Ich) blos in seinem substantiellen Leibe, aber dann ist auch der materielle Mensch, welcher der äußere ist, leblos, wie todt"; und legt sich Aug. Müller vermöge dieser Machtvollkommenheit substantiell ins gassenweit entfernte Bett ihrer Freundin, während sie materiell in dem ihrigen liegen bleibt, so haben wir sicherlich ein der Analogie des Gewöhnlichen entfliehendes Wunder, und unser Verf. bekennt sich mit gutem Recht schwergläubig (S. 135). Rühmt sich dann dieselbe A. Müller eines Umgangs mit Geistern und Verstorbenen, so werden diese „aller Naturforschung entzogenen transscendenten Gegenstände" den Glauben nicht erleichtern. Eine Vergleichung der aus solchem Umgange hervorgehenden oder denselben begleitenden Divinationsgabe der Somnambulen mit den Propheten des Alten Testaments ist schon deswegen unzulässig, weil der begeisterte Zustand der letztern kein krankhafter, sondern ein durch Reinheit des Sinnes und Frömmigkeit des Lebens vermittelter war, und die theologische Erkenntniß des Verf. läßt ihn noch andere Verschiedenheiten auffinden (S. 151).

Ref. gedenkt hierbei einer Lieblingshypothese, die neben ihres Gleichen sich vielleicht behaupten mag. Ihr gemäß ist der natürliche Schlaf kein Aufhören geistiger Thätigkeit, sondern diese setzt sich fort wie im Wachen, nur ohne die im Wachen vorhandenen Beziehungen zur Sinnenwelt, und mit dem Ende des Schlafes ist die Erinnerung an den Schlafzustand abgebrochen. Der Mensch meint deshalb, er habe im ruhigen Schlafe weder gedacht, noch angeschaut, noch geredet, noch empfunden, und hat dies Alles, nur nicht in wacher Weise. Träume sind eine Annäherung des Schlafzustandes und Wachzustandes, daher mehr oder weniger erinnerlich, aber wegen Ungefügigkeit des ursprünglich voneinander Verschiedenen der Verwirrung und des Sinnlosen voll, und nur zuweilen mit einem Durchscheinen von Ordnung und Zusammenhang versehen. Wollte man diese Ansicht festhalten, so lebte Jedermann alltäglich und allnächtlich ein Doppelleben mit seinen eigenthümlichen Ereignissen, Beziehungen und voneinander geschiedenem Zusammenhange, Träume z. B. setzen sich so gut fort als Tagesgedanken und Erfahrungen. Im Vergleich zwischen beiden ließe sich das geistige Leben im Schlafe als ein höherer Zustand wie das Wachleben betrachten, ungestörter von äußern Eindrücken, deshalb freier in Combinationen des Denkens, der Phantasie, entbundener von materiellen Fesseln, und schon dadurch dem Wachzustande überlegen, daß der Inhalt des letztern dem Schlafzustande erinnerlich ist, nicht umgekehrt. Im Schlafe wurden manchmal wissenschaftliche Probleme aufgelöst, und Nachtwandler haben die Lösung sogar aufgeschrieben, ja es wäre die Frage, ob nicht des Menschen irdisches Dasein im Schlafe ebenso viel und mehr lernte und verarbeitete als im Wachen. Träume geben davon zuweilen Andeutungen, wie man ohne Anstoß Reden gehalten, in fremden Sprachen geläufig Unterhaltungen geführt, Vergangenes und Fernes mit besonderer Lebendigkeit sich erinnert oder als gegenwärtig angeschaut, über den Charakter mancher Personen eigenthümlichen Aufschluß gewonnen u. s. w. Zeit und Raumverhältnisse sind weniger geschieden als im Wachen, die Poesie des Geistes schifft über einem weiten Meere von Möglichkeiten, wird dadurch ein Ungewöhnliches, Wunderbares für die wache Reflexion, verstattet selten Auslegung, läßt sie aber doch zuweilen wünschen, und man möchte dem Sinne nachspüren, wenn nur das meistens sehr verworrene Reich der Träume zugänglicher wäre. Übrigens ist ein Einfluß des Schlaflebens auf das Wachleben unverkennbar, schlechte Träume verderben die Stimmung des folgenden Tages, eine besondere Heiterkeit und Fröhlichkeit findet ihre Wurzel im gesunden ruhigen Schlaf und vielleicht in der wohlthuenden geistigen Thätigkeit und glücklicher Beschäftigung, welche während desselben stattgefunden. Es ließe sich denken, daß für Eudaimonie des menschlichen Lebens die Aufgabe ebenso wichtig wäre, vergnügt zu schlafen, als vergnügt zu wachen, und letzteres wäre eine schöne Folge des erstern, gleichwie Ref. sich gern eine weitere Ausführung dieses Verhältnisses nach manchen Beziehungen ersinnt. Was hier von dem gesunden Schlaf als einem vom Wachen verschiedenen freiern und höhern geistigen Leben angenommen worden, das zeigt sich im magnetischen Schlaf für Andere, drückt sich aus in Worten, in Neigungen und Abneigungen, Einsichten, Fernsichten, Divinationen und ist für das schlafende Individuum beim Erwachen der Erinnerung entzogen. Wir alle sind allnächtlich in demselben Zustande wie magnetisch Schlafende, aber wissen es nicht und Andere hören uns nicht. Das Hellsehen der Somnambulen ist die reinste Darstellung dieses Zustandes, wird dieser verdunkelt, dann sinkt der Schlafende in Traum, und was daraus uns kenntlich wird, ist verwirrt wie gewöhnliches Träumen. Meine Hypothese erklärt nicht, aber knüpft den Lebensmagnetismus an die bekannteste Erscheinung des Schlafs und macht letztern für waches Begreifen zum Wunder.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

„Quinze ans de voyages autour du monde" ist der Titel eines in Paris erscheinenden interessanten Werkes vom Capitain Lafont de Lurzy, worin er die auf seinen Reisen überstandenen Gefahren beschreibt und seine Beobachtungen über die Natur der Gegenden, wo er anlandete, niedergelegt hat. Der Verf. versteht es, seine Leser zu fesseln. Die Ankunft auf Java und eine Ausflucht nach der Pagode von Kanton, sowie mehre Episoden sind vorzüglich auszuzeichnen. Was der Verf. über das Opium sagt, dürfte wahrer sein als Das, was Crawford darüber berichtet. Der Tadel gegen die englischen Colonisten in Afrika wird selbst in französischen Journalen nicht gebilligt; statt gegen das Colonisationssystem der Briten zu Felde zu ziehen, sagen sie, wäre es besser, ihnen auf diesem Gebiete nachzuahmen. Das Werk wird drei mit mehren Bildern ausgestattete Bände umfassen; der erste ist bereits erschienen.

Unter dem Titel einer „Philosophie de l'histoire de France" gab Hr. Hello, Advocat am Cassationshofe, ein Werk heraus, welches von vielem Studium zeugt. Nachdem der Verf. auseinandergesetzt, welches die Principien und Bestandtheile eines solchen Werkes sein müssen, umfaßt er die Fragen der socialen Organisation und gelangt zu Schlußfolgen, welche, wie ein antiministerielles Journal, also eine verdächtige Quelle sagt, den Bedürfnissen einer gescheiten Freiheit und den Foderungen einer tüchtigen Verwaltung zugleich entsprechen werden.

Von Saint-René Taillandier erschien ein Gedicht: „Béatrice", und von A. Esquiros ein Roman, welcher die Geschichte der Charlotte Corday behandelt. Die furchtbaren Begebenheiten der Revolution, getreu der Geschichte aufgefaßt, geben dem Romane, der stylistisch gut und mit großem Gefühle geschrieben ist, ein doppeltes Interesse. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 120. —— 29. April 1840.

Schwedische Zustände im Jahre 1839.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 119.)

3) Das System der Opposition überhaupt. In allen Maßregeln der Regierung will dieselbe nur eine ununterbrochene Kette von Fehlern, Misgriffen, Übereilungen, Unklugheit und Nichtbeachtung des Nationalinteresses auf den Reichstagen, in der Politik, der Verwaltung, der Rechtspflege u. s. w. sehen, worüber der Hauptmann Lindeberg und Assessor Crusenstolpe in ihren Blättern und Flugschriften weit und breit gesprochen haben. Ihre Anklagen der Regierung fangen schon mit dem J. 1812 an, in welchem sie bei dem bevorstehenden Weltkampfe es vorzog, sich mit Rußland statt mit Frankreich zu verbünden. Unsere Publicisten hegen nicht den geringsten Zweifel, daß Napoleon, hätte nur Schweden seine Partei ergriffen, gesiegt und uns dann aus Dankbarkeit wenigstens Finnland zurückgegeben haben würde. Wenn man ihre übrigen Anschuldigungen ruhig prüft, so findet man einerseits, daß sehr viele derselben völlig grundlos sind, indem man der Regierung theils die Schuld an allen Unfällen, selbst an schlechten Ernten u. s. w. beimißt, theils alle ihre Handlungen mit der größten Übertreibung verketzert und mit den schwärzesten Farben ausmalt; andererseits ist aber auch nicht zu leugnen, daß, nach Abzug jener Übertreibungen, sich noch immer eine große Menge Misgriffe der Regierung herzählen läßt, welche nicht durchaus zu entschuldigen sind. Aber ich frage: wo findet man eine einzelne Familie, eine Gemeinde, eine Stadt, die sich in einem Zeitraume von 20—30 Jahren keine Fehlgriffe hat zu Schulden kommen lassen? Und am Ende wozu hilft die ganze Herzählung solcher Verirrungen, die nicht mehr gut gemacht werden können, das Aufreißen längst vernarbter Wunden, als zur Erbitterung der Gemüther, zur Erneuerung der Schmerzen? Freilich will die Opposition eine Nutzanwendung daraus ziehen. Sich auf §. 107 der Regierungsform stützend, arbeitet sie aus allen Kräften darauf hin, die Reichsstände zu bewegen, daß sie alle Mitglieder des jetzigen Staatsraths, etwa mit Ausnahme von dreien unter denselben, welche Einige machen wollen, als ungeschickt, untauglich und des Vertrauens der Nation völlig entbehrend beim König darstellen und ihn ersuchen sollen, seine jetzigen Rathgeber zu entlassen und andere zu ernennen, über deren Wahl man doch noch unter sich streitet. Darauf und auf die Veränderung der Stellvertretung geht jetzt die Opposition hauptsächlich hinaus, in allen andern Dingen sind ihre Mitglieder unter sich uneinig, ja selbst gegeneinander feindselig gesinnt. *)

Hauptanführer der Zeitungsopposition sind die Herren Hjerta und Dahlmann, als Herausgeber der beiden sogenannten großen Zeitungen „Aftonbladet" (Abendblatt) und „Dagligt Allehanda" (Tägliches Allerlei). Mit diesen wetteifert die Zeitung „Freja", an deren Spitze jetzt Herr Johannsson steht, der früher als Redacteur des „Argus" eine glänzende Rolle spielte, bis er durch die oben genannten Publicisten um die Gunst des Publicums gebracht wurde. Natürlich strebt auch „Freja" darnach ein „großes" Blatt zu werden, Ansehen und allgemeine Verbreitung im Lande zu gewinnen. Bei diesen Bestrebungen kam ihr eine Unvorsichtigkeit des „Aftonbladet" sehr zu statten. Im letztvergangenen Sommer kam der berühmte Graf Anckarswärd in der Hauptstadt an und lud die vornehmsten Mitarbeiter zu einer Zusammenkunft bei sich ein, um sich über die auf dem nächsten Reichstage zu befolgende Taktik mit ihnen zu berathen. Darüber schlug „Freja" einen gewaltigen Lärm und wurde dabei von dem Ministerialblatte „Minerva" kräftig unterstützt. Man schilderte diese Zusammenkunft als eine große Coalition, die zum Zweck habe, den Adel zu erheben und die wahre Freiheit zu untergraben; der Graf, wurde gesagt, stehe in geheimer Verbindung mit dem Günstlinge des Königs, dem Grafen v. Brahe, und dem Favoriten des Kronprinzen, dem schlauen, unpopulairen Freiherrn v. Nordin; die Eigenthümer der beiden großen Zeitungen, Hjerta und Dahlmann — behauptete man sogar — arbeiteten, als selbst Edelleute, insgeheim nur für denselben Zweck und trieben, als verkappte Aristokraten, mit der Freiheit ein falsches und schändliches Spiel. Anfangs war Hjerta unbesonnen genug, die Zusammenkunft keck abzuleugnen. Darauf brachte die arglistige „Minerva" einen Zeugen zum Vorschein, von dem dieser am wenigsten glauben mochte, er würde gegen ihn auftreten, und jener Zeuge war kein Anderer als der fanatische,

*) Die Staatsräthe haben bekanntlich schon alle den König um ihre Entlassung gebeten.

aber redliche Erzradicale, Herr Sandström, ehemaliger Redacteur des Jakobinerblattes „Stockholms Tidning". Jetzt konnte man die Sache zwar nicht mehr geradezu leugnen, schilderte sie aber als ganz geringfügig und suchte die Beschuldigungen der Gegner ins Lächerliche zu ziehen. Dagegen gab sich Johansson die größte Mühe, die Coalition als im höchsten Grade staatsgefährlich, ja als eine Verschwörung darzustellen, hinter welcher der Kronprinz selbst stecke, in der Absicht, den König zur Entsagung des Throns zu bewegen und selbst ein neues System zu schaffen, wobei er seine Helfershelfer nicht vergessen dürfte. Die Herren Anckarswärd, Hierta, Crusenstolpe und Dahlmann, sagte „Freja", sprächen immer mit Begeisterung von der norwegischen Constitution und stellten sich an, als ob sie dieselbe bei uns einführen wollten. Schön! Aber begreiflicherweise ist die erste Bedingung der Möglichkeit, diese Constitution einzuführen, keine andere als die Abschaffung des Adels. Wohlan! So mögen denn diese hochwohlgeborenen und wohlgeborenen Wortführer der Freiheit, wenn es ihnen mit der Sache ein Ernst ist, sogleich hervortreten und im Angesichte der Nation ihrem Adel und ihren Vorrechten entsagen! — Darauf gingen jene Herren zwar nicht ein; aber um ihren Patriotismus recht zu zeigen, gaben sich nun die sogenannten großen Zeitungen alle nur mögliche Mühe, ihren Radicalismus recht klar an den Tag zu legen und an Unverschämtheit und Trotz die kleine „Freja" womöglich zu überbieten, was allerdings keine leichte Sache war. So erschien letzthin im „Aftonbladet" ein Artikel, worin der alte König ziemlich unverhohlen ersucht wurde, schleunigst abzudanken und, wie der alte Diocletian, auf seinen Lorbern auszuruhen. „Freja" aber gründet noch immer ihre Operationen besonders auf den alten, jetzt freilich ziemlich erloschenen Haß gegen den Adel, den sie wieder anzufachen sich auf das eifrigste bemüht; zu dem Ende bearbeitet sie die drei untern Stände aus allen Kräften und ermahnt dieselben unablässig, auf den nächsten Reichstagen fest zusammenzuhalten, um den Adel anzugreifen, weil ohne dessen Sturz nach ihrer Meinung keine wahre Freiheit aufkeimen kann.

In diesem gegenseitigen Streite verloren gerade die von jenen Edelleuten herausgegebenen Zeitungen am meisten das Vertrauen des Publicums. Schon 1838 waren sie unvorsichtig genug gewesen, sich in den damaligen Rabulismus und das Treiben der offenbaren Friedensstörer zu weit einzulassen. Den Meisten schien auch der obenerwähnte Angriff gegen des Königs Majestät gar zu heftig und ungeziemend; denn wenn man auch über das Regierungssystem dieses Monarchen verschieden urtheilen mag, so ist er doch gewiß bei allen Classen persönlich beliebt. Übrigens findet die freche und gehässige Vorspiegelung der „Freja", daß der Kronprinz das Haupt einer gegen seinen königlichen Vater gerichteten und dessen Abdankung bezweckenden Verschwörung sei, nicht den geringsten Glauben in Schweden und hat das offenkundig gute Einverständniß dieser hohen Personen in keiner Weise gestört. Allerdings mag es der Fall sein, daß der Thronfolger etwas mehr Neigung hat, den sogenannten Forderungen der Zeit nachzugeben, und wahrscheinlich werden viele Verbesserungen und Neuerungen, auf welche der ergraute Monarch sich nicht einlassen will, wenn Jener zur Regierung gelangt, Eingang finden. Das kann man auch aus einer vom Kronprinzen geschriebenen und in die Staatszeitung eingerückten Abhandlung über die Verbesserung der Volkserziehung einigermaßen abnehmen.

Daß das Ansehen der ultraliberalen Opposition im Sinken ist, kann man, wenngleich auch ihr Ton jetzt gröber, frecher und unverschämter wie je ist, aus mehren andern Zeichen schließen. Nach dem Tode des als Kanzelredner und geistlicher Dichter so rühmlich bekannten Erzbischofs Wallin (im Juni 1839) bemühte sich dieselbe durch alle Mittel der Verleumdung und Anschwärzung die Wahl des ihr verhaßten Bischofs Wingård zum Erzbischof zu hintertreiben, und doch gewann er die Mehrheit der Stimmen in allen Wahlcollegien. Ebenso ist die Wahl der Abgeordneten zum Reichstage, trotz aller ihrer Bemühungen, die öffentliche Meinung zu lenken, nicht so ganz nach ihren Wünschen ausgefallen. Das oben erwähnte Sandström'sche Radicalblatt konnte sich nur ein halbes Jahr halten. Gegen die freie Presse oder eigentlich gegen die Preßfrechheit ist sogar der als Dichter so sehr gefeierte Bischof Tegnér öffentlich aufgetreten und hat in Versen und Prosa, wiewol nach unserm Bedünken mit zu großer Leidenschaftlichkeit und mit einer gegen alle, falsche wie lobenswerthe Zeitbestrebungen gerichteten Einseitigkeit losgedonnert. Die Provinzialblätter, welche früher größtentheils blos ein schwaches Echo der stockholmer Oppositionsblätter waren, fangen jetzt an ein selbständiges Urtheil zu haben, und mehre derselben werden mit nicht unbedeutendem Talente redigirt. Während der beiden letzten Jahre ist die Gefährlichkeit, der Egoismus sowie die Unhaltbarkeit des Treibens jener Oppositionsblätter in vielen politischen Flugschriften auf eine überzeugende Weise dargethan worden. Gegen den Ultraliberalismus sind, nur mit einer glänzenden Ausnahme, überhaupt alle Literatoren gestimmt. Endlich sind die Mitglieder der Opposition, wie wir schon oben bemerkt haben, miteinander selbst zerfallen und haben gegenwärtig keinen Anführer von Ansehen und Bedeutung unter sich. Der Assessor Crusenstolpe sitzt noch als Gefangener auf der Festung Warholm, und sogar den Grafen Anckarswärd sahen wir ja von der unadeligen Nuance der „freien Presse" selbst als einen falsches Spiel nur treibenden Aristokraten verketzert werden.

Bei dieser Lage der Dinge ist wol kaum zu vermuthen, daß die Regierung im Ernste etwas von den Umtrieben des Radicalismus zu befürchten habe. Auf dem jetzigen Reichstage wird sie zwar im Einzelnen wol manchen Widerspruch und Tadel erfahren, besonders im Anfange desselben, wo die Gemüther, wie gewöhnlich, erhitzt und kampfbegierig sind; sie wird aber wahrscheinlich ihre alte Taktik anwenden, den Lärm erst austoben zu lassen und dann erst mit den wichtigern Propositionen hervorrücken. Die Mehrzahl der Abgeordneten besteht aus Män-

nern, die, wie die Nation überhaupt, sich weder an das System der Regierung noch an die revolutionnaire Partei unbedingt anschließen, sondern eine ruhige Entwickelung der Staatskräfte, ein bedächtiges Fortschreiten auf geschichtlichem und nationalem Grunde im Auge haben. Nur über das Wie, über das Mehr oder Weniger der zu machenden Verbesserungen der Verfassung und Verwaltung theilen sich die Meinungen ins Unendliche. Dazu kommt noch, daß die Regierung sich in der glücklichen Lage befindet, keine neuen Steuern verlangen zu müssen, und sie wird, wie es verlautet, diesmal sich darauf beschränken, Vorschläge zur Verbesserung des Unterrichtswesens zu machen.

66.

Naturanalogien oder die vornehmsten Erscheinungen des animalischen Magnetismus in ihrem Zusammenhange mit den Ergebnissen der gesammten Naturwissenschaften 2c. Von J. A. G. Meyer.

(Beschluß aus Nr. 119.)

In der zweiten Abtheilung werden vom Verf. verschiedene Theorien der Erklärer des thierischen Magnetismus berührt, und er will weder dem grob physischen oder empirisch-materiellen Skepticismus, noch dem mystisch-starkgläubigen Spiritualismus sich vertrauen, sondern entscheidet für die Hypothese eines organischen Äthers, als des Mittlers zwischen Geist und Leib, dessen allgemeines Princip die polarische Affinität oder atmospärische Wechselwirkung wäre. Mesmer beharrte auf dem magnetischen Standpunkt und legte Gewicht auf Aus- und Einströmung, auf polarischen Umlauf des ätherisch magnetischen Lebensstoffes, baute demgemäß sein einschläferndes Baquet. Stieglitz leugnet, daß der thierische Magnetismus mit dem echten Magnetismus oder Galvanismus zusammenfalle. Andere berufen sich auf einen allgemeinen kosmischen Rapport und machen davon eine Anwendung auf den animalischen. Auf dem organischen Standpunkt kommen besonders die Nerven in Betracht. Das Nervensystem ist (nach S. 240) von einem ätherischen Agens durchströmt, welches aus Speisen, Blut und Respiration seine Nahrung erhält. „Dieser Nervenschleier bildet gleichsam die innere Form des Körpers, den Ätherleib, als dessen äußere Hülle nur der sichtbare Körper betrachtet werden muß"; und dieser Ätherleib hat seine ätherische Sphäre, die ihn umgibt und in ihn selbst zurückkehrt, wie die Lichtmasse den Kometenkern umströmt und in ihn selbst wieder einzulenken scheint. Solche Ätherleiber und ihre Atmosphären wirken beim Magnetisiren aufeinander, bei Erhöhung der Geisteskräfte der Somnambulen kommt der zuströmende Nervenäther des Magnetiseurs dem eigenen Nervenäther zu Hülfe; bei dem sensoriellen Rapport, wobei ein solcher Umtausch der Sinne statt hat, daß die Somnambulen sich statt der eigenen derer des Magnetiseurs bedienen, hat der zuströmende Äther des Letztern den eigenen der Somnambulen gleichsam überwältigt und sich ihres Sinnenapparats bemächtigt. Bei dem sonstigen sensitiven und psychischen Rapport tritt anscheinlich gleichsam ein mittlerer oder vermittelnder Zustand ein. Biologische Untersuchungen widersprechen nicht dieser Ansicht. Es gibt ein allgemeines und individuelles Leben, einen Makrokosmos und unendlich viele Mikrokosmen, in denen der allgemeine Lebensstrom kreisend zu sich selbst zurückkommt. Wie einzelne Glieder desselben Körpers, obgleich nicht sichtbar zusammenhängend, doch unter sich in engerer Verbindung stehen, so kann dieses auch bei getrennten Individuen stattfinden, als Rapport, welcher durch den überströmenden Lebensäther vermittelt wird, dem auch Gedanken des Geistes wie in leiblich unsichtbarer Form sich einbilden, und so objectivirt durch den geistigen Rapport sich gleichsam hinüberspiegeln können, somit auch Eigenthum des Andern werden. Psychologisch dient der Nervenäther als Geistesorgan, gleicht dem Blitz, welcher, weite Räume überspringend, seine Verwandtschaft in der Ferne kennt, durchdringt alle Substanzen, ist strahlend mit unermeßlicher Geschwindigkeit, wie das Licht, sobald der eigene Wille ihn treibt. Kabbalistisch ist die Emanationslehre damit verbindbar; wenn alles Sichtbare aus dem unsichtbaren Urstoff des Lichtes durch dessen Gerinnung entsprang, so ist auch eine rückkehrende Verklärung — des Menschengeistes zum göttlichen — denkbar und naturgemäß. Ohnehin ist das Gesetz polarischer Affinität ein allgemeines Gesetz, das sich unter mannichfaltigster Anwendung offenbart und vielleicht selbst auf geistige Wesen einer höhern Ordnung Beziehung hat. Der letzte Grund aber aller Gesetze der Natur ist nur in dem ewig unerforschlichen Mittelpunkt aller Dinge, dem Wesen aller Wesen oder der höchsten Urkraft zu finden.

Nach diesen Auseinandersetzungen des Verf. folgen im ersten Anhange Resultate: Es gibt ein physisches Agens, als Substrat der im thierischen Magnetismus wirkenden Kraft, der beste Name dafür ist organischer Nervenäther, die wirkende Kraft selbst ist das absolute, seiner eigentlichen Natur nach unbekannte Lebensprincip. Ein unmittelbares Verfahren unter directer Herrschaft des Willens wirkt eingreifender als die mittelbare Methode durchs Baquet. Der Zustand des Hellsehens ist zur Beförderung der Genesung nicht gerade nothwendig, es gibt keine genaue bestimmte Stufenfolge der Grade des Hellsehens. Mit dem Rapport ist zusammenhängend die eigenthümliche Entwickelung geistiger Anlagen und ein neues Verhältniß zur Außenwelt und zum Jenseits. Der Magnetismus ist ein Heilmittel, aber nicht für Alles und für Alle.

Im zweiten Anhange folgen allgemeine, die Ausgleichung der Wissenschaft mit der heiligen Schrift betreffende Resultate. Die Nachrichten der Mosaischen Urkunden werden vertheidigt, die Urschöpfung, allgemeine Wasserbedeckung, Abstammung der Menschen von einem Paare, der Verlust des ersten normalen Zustandes, der ursprüngliche größere Körperbau, die Sprachverwirrung u. s. w. Auch ein christlicher Glaubensgehalt gestattet auf naturwissenschaftlichem Wege und besonders durch Naturanalogien Bestätigung und Erläuterung. Der Verf. gedenkt des kosmologischen und physiko-theologischen Beweises für das Dasein Gottes, der Vereinigung von Gegensätzen in einem Dritten, also Verbindung der Einheit mit der Dreiheit, der göttlichen Wunderthätigkeit, Immanenz und Offenbarung, der Gemeinschaft vernünftiger Wesen und ihrer Freiheit, ihres Abfalls, der Sehnsucht nach Hülfe, der Fortdauer, wofür bei dem Tode der freigewordene Nervengeist, sich zum unsichtbaren Lichtleibe gestaltend, mit dem ihm verwandten äußern Äther und den in ihm enthaltenen feinern übersinnlichen Stoffen in anderweitige Verbindung tritt und eine neue, der vorigen ähnliche verklärte Leiblichkeit bildet, worauf merkwürdige Winke des thierischen Magnetismus hindeuten. Man hat daher diesen als eine wünschenswerthe Brücke zum Glauben an das Ewige und Himmlische dargestellt, nur wird freilich von Andern die Lehre von einem Ätherleibe nicht blos eine willkürlich ersonnene Hypothese, sondern ein ganzes Nest von Hypothesen genannt. Die Heilungswunder Christi, auch die Erweckungen nimmt man analog begreiflich durch einströmende neue Lebenskraft, der magnetischen und galvanischen ähnlich, die Zweifel gegen Wasserverwandlung lassen sich dadurch heben, daß man unter dem Wein, der Wasser gewesen, nicht eigentlichen Traubensaft, sondern ein dem Weine an Kraft nichts nachgebendes Getränk versteht, dem solche Kraft durch dynamischen Einfluß nach Analogie magnetischer Anhauchung oder Berührung mitgetheilt sei; so auch die Schwierigkeit der wunderbaren Speisung wird dadurch gelöst, daß man nicht sowol an eine substantielle Vermehrung der Nahrungsmittel, sondern an die dynamische Einwirkung Christi denkt, der eine geistig-ätherische Lebenskraft von sich auf die gelagerte Menge ausströmen ließ, sodaß diese

sich auch bei geringem physischen Genuß reichlich erquickt und gestärkt fühlte u. s. w.

Doch, dies bleibe den Theologen und Exegeten überlassen. Wiewol des Verf. Hypothese von Ätherleib und Nervenatmosphäre Schwierigkeiten unterliegt, wollen wir gern einstimmen in die allgemeine Behauptung (S. 402): „Biologie und Physiologie führen auf eine religiöse Weltansicht, welche den bisherigen Wunderzweifeln ihre Schärfe und Gültigkeit nehmen muß." Die ganze Welt ist ein Wunder. 28.

Literarische Notizen.

Über Hrn. Töpfer's „Nouvelles et mélanges" (Genf und Paris) bringt ein französisches kritisches Journal folgende gut geschriebene Kritik, die wir im Auszuge mittheilen: „Für französische Leser, welche ermüdet sind von diesen Kunststraßen der Literatur, auf denen man sie immer in Diligencen oder Postchaisen hinzerrt, mitten durch eine flache und einförmige Landschaft, deren Punkte sich alle gleichen, und wo die Phantasie verpflichtet ist, die heftigsten Springfedern in gewaltsame Bewegung zu setzen, um nur etwas aufs Tapet zu bringen, was das Interesse der Neugier anzuregen fähig ist — für diese durch unsere Feuilletons und Tagesromane erschöpften und abgespannten Leser wird sich gegenwärtiges Buch wie eine lachende und anmuthige Thallandschaft der Hochalpen darstellen. Nicht Alle werden sogleich diese kräftige und scharf ausgesprochene, in ihrer männlichen Einfachheit so schöne und fruchtbare Natur verstehen. Es wird damit gehen wie mit einem Landschaftsgemälde von Calame im letzten Salon, welches in den ersten Tagen die Blicke des pariser Publicums sogar abzustoßen schien. Wie, in der That konnte auch dies gute Publicum gleich auf den ersten Blick in dieser wilden Einöde, in diesen düstern Felsmassen, in dieser strengen Färbung die Alpen in der Oper wiedererkennen, oder Diejenigen, welche durch die „Impressions de voyage" des Hrn. Dumas, durch die topographischen Artigkeiten des Hrn. Jules Janin, durch die abenteuerlichen Inspirationen Victor Hugo's und durch die mehr oder weniger fabelhaften Erzählungen so vieler Anhänger derselben Schule travestirt worden sind? Calame's strenger Pinsel hatte offenbar nicht die geringste Ähnlichkeit mit all diesen buntschillernden Federn, welche aus dem Schweife einer Elster, eines Papageis oder eines Pfaues ausgerissen zu sein scheinen. Die erste Huldigung, welche dem Tableau des schweizerischen Malers zu Theil wurde, kam von einem Geologen, der davor stillstehen und ausrufen mußte: Welch ein Granit! und dabei eine Handbewegung machte, gerade als wolle er von dem gemalten Granit ein Stück abschlagen. Jetzt wollte alle Welt den Granit betrachten; jetzt kamen die Kenner und schrien: Himmel! was für Tannen! was für Wasser! welche Wahrheit! welche Natur! und die Menge wurde ihr Echo und drängte sich, um das Gemälde zu sehen. — Die Erzählungen und vermischten Schriften des Hrn. Töpfer — denn warum sollten wir nicht den Namen eines Anonymus aufdecken, der unter den Schriftstellern der Gegenwart einen hohen Rang behaupten wird? — sind voll Kenntniß des menschlichen Herzens und wahrhaften Gefühls und können ihre Wirkung auf die Unverbildeten nicht verfehlen. Dazu ist die landschaftliche Scenerie seiner Erzählungen groß und erhaben, echte Schweizernatur, wie auf der That ergriffen; die Erzählungen selbst ohne jene dramatischen Knalleffecte, welche dem Treiben in einer pariser Boutique entlehnt sind, aber durchaus wahr, schön gefühlt, voll naiven Ausdrucks und ohne alle Affectation. Nichts kann rührender sein als die tragische Episode von Elisa und Widmer. Die zweite Abtheilung enthält Vermischtes, fünf satirische Aufsätze, worin man leicht dieselbe Feder erkennen wird, welche die hübschen Caricaturen der Herren Jabot, Vieurbois und Crépin entworfen hat."

Hr. Lebas, Ingenieur der Marine, hat die Schicksale des Obelisken von Luxor, den er selbst aus Ägypten herüberschaffte und in Paris aufrichtete, in einem Werke beschrieben unter dem einfachen Titel: „L'obélisque de Luxor." Dieser Obelisk, woran sich die Erinnerung an die Bonaparte'sche Armee, an Desaix und Kleber knüpft, ist auch einer von den vielen kleinen und großen Gegenständen, womit sich die französische Nationaleitelkeit brüstet; — was Wunder, wenn darüber eine vollständige Broschüre geschrieben und gedruckt wird? Indeß ist sie auch für den Ausländer nicht ohne Werth und Interesse. Mit Hülfe Champollion's geht Lebas bis zu der Zeit der Entstehung des Obelisken zurück, beschreibt die Momente seiner Geschichte, wie er von den Franzosen flott gemacht wurde, welche Unterredungen Lebas mit dem gegenwärtigen Gebieter des Pharaonenlandes hatte — Mohammed Ali hielt sich über Hrn. Lebas' kleine Gestalt in spaßhafter Weise auf — und alles sonst dahin Gehörige im echt französischen Memoirenstyle; ja, was nicht fehlen durfte, er stellt die Expedition, die er nach Ägypten machte, um den Obelisken abzuholen, gleichsam als ein neues Document französischen Heldenmuthes dar. Damals herrschte gerade die Cholera in Ägypten; aber man erstaunt über die Unerschrockenheit, womit Lebas und die unter seinem Befehle stehenden Seeleute der Gefahr, von der Cholera ergriffen zu werden, entgegengingen! Hieran knüpft Lebas Vieles, was eigentlich gar nicht dahin gehört: Bemerkungen über den gegenwärtigen Zustand Ägyptens, über die Sitten der Einwohner, über die Verwaltung und viele der ägyptischen Wüste oder dem fruchtbaren Nilthale eigenthümliche meteorologische Erscheinungen. Der wichtigste und von Lebas mit besonderer Sorgfalt und Vorliebe behandelte Theil dieser Arbeit ist wol derjenige, worin er die mechanischen Vorrichtungen beschreibt, zu denen er in Luxor sowol wie zu Paris, bei Fortschaffung wie Aufrichtung, seine Zuflucht nahm. Er beschreibt auch zugleich, nach Fontana's Angaben selbst, die von diesem Gelehrten bei der Transportation und Aufrichtung des vaticanischen Obelisken angewandte Methode und schließt mit einem Anhange, worin die Kunst der Mechanik, wie sie sich in unsern Tagen gestaltet hat, mit der Mechanik der Alten verglichen wird. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 121. —— 30. April 1840.

Byron's Manfred. Einleitung, Übersetzung und Anmerkungen. Ein Beitrag zur Kritik der gegenwärtigen deutschen dramatischen Kunst und Poesie. Von Posgaru. Breslau, Max u. Comp. 1839. 8. 18 Gr.

Als Buch ein seltsam Buch. Eine Übersetzung des „Manfred" und eine Abhandlung des Übersetzers, von der man nicht wohl begreift, wie sie dahin geräth. Wäre die Übersetzung nicht so gut, wenigstens die beste unter den bisher erschienenen, und versicherte der Autor uns nicht selbst, daß die Arbeit daran sogar das nonum prematur in annum überdauert, so möchte man sich versucht fühlen, zu meinen, Hr. Posgaru habe sie eben nur angehängt, um seine Ideen über die gegenwärtige deutsche dramatische Kunst und Poesie mit einem poetischen Vorspann auf den deutschen Büchermarkt zu bringen. Dem widerspricht indessen auch die Bedeutung, welche er für sich bereits dort gewonnen, und daß er dieses Vorspanns doch kaum bedürfte, um seiner Abhandlung Verleger und Abnehmer zu verschaffen. Wenn nun die Abhandlung als ästhetische Vorlesung alle Grenzen eines Vorworts zum „Manfred" (auch bei der speciellen Tendenz des Übersetzers, zu beweisen, daß er ein guter Operntext ist) überschreitet, so dürfte nur die Annahme uns zurecht führen, daß ihm unter der Feder seine eine Aufgabe zu der seltsamen Abhandlung anwuchs, die den zweiten Theil des Buchs, nämlich die Übersetzung, jetzt beinahe todt drückt.

Einen geistreichen Schriftsteller, der sich in eigenen Schöpfungen bereits ehrenvoll bewährt hat, wird man immer gern auch über andere Dichtungen, und sei es auch ganze Kreise und Sonnensysteme derselben, reden hören. Was aber der selige Brite dazu sagen würde, wenn er diesen Commentar zu seinem Werke läse! Zum mindesten würde er sich sehr verwundern. Er würde das Wenigste begreifen und, sollte er es sich zu Herzen nehmen, würde er am Ende über seine eigene Dichtung zweifeln und sie selbst nicht mehr verstehen. Für unsere speculative Abstractionswuth, das lebendige Fact zum Symbolum eines Weltprocesses zu stempeln und seine absolute Nothwendigkeit im Verhältniß zu Vergangenheit und Zukunft darzuthun, mit allen Adern und Fäden, dafür ist und bleibt der Brite taub und verschlossen. Und wir bekennen, daß trotz des vielen Geistreichen, Schönen und Wahren, was Hr. Posgaru vorbringt, und trotz der klaren Sprache auch uns etwas wirr und wüst bei dieser Anhäufung von Urtheil, Geschichtserzählung, Kritik und Phantasie zu Muthe geworden. Als hätte ein geistreicher Mann, verliebt in seinen Gegenstand, sich selbst übernommen, und um eine Vorstellung, an der er sich fest gesogen, auch uns Andern einzuprägen, beschwört er Himmel und Erde und zieht die Sterne vom Firmamente herab. Das passirt uns Deutschen wol; es ist auch nicht unsere schlimmste Eigenschaft. Sie ist aber jetzt seltener geworden, und um deshalb hat diese Abhandlung für uns etwas Befremdliches.

Zuvörderst wird die durch Goethe hervorgerufene Faust-Literatur besprochen, und Goethe's zweiter Theil als Symbolum dessen erkannt, daß wir Deutsche keine andere Poesie mehr haben als die philosophische. Es wird dem widersprochen, daß diese Herrschaft der Reflexion jede wahre und frische Kraft der dichterischen Production unterwühle und tödte. Dann wird Byron als der echteste Repräsentant dieser modernen reflectirenden Richtung der Poesie anerkannt, die aber zugleich ein Zeugniß sei der unverwüstlichen, durch keine Reflexion zerstörbaren Lebenskraft des durch ursprüngliche und unverlierbare Kräfte schaffenden Dichtergeistes. Am bedeutungsvollsten unter seinen Werken sei für die Deutschen „Manfred" hervorgetreten", weil er sie an ihren „Faust" erinnern mußte, aus dem er hervorgegangen zu sein schien, wie Goethe selbst annahm, Byron aber nur theilweise zugab. Aber in diesem „Manfred", der kein Drama im bisherigen Sinne ist, weil der Held, belastet mit aller Sünde und ihrem Jammer, des Gedenkens einzelner Thaten und Geschicke nicht bedarf, um das allgemeine, unermeßliche Weh den dichtenden Gedanken zu überliefern, eröffnet sich eine neue modernste Kunstgattung. Jede That, als solche, wird als unzureichend befunden, um die vielen lauten und leisen, tragischen Zungen auszulegen. Also ist das Gedicht in dem Maße modern und musikalisch geworden, als es sich der plastischen Entschiedenheit der Personen und der Handlungen entfremdet hat. Es ist ein musikalisches Drama, nicht darum, weil äußerlich lyrische Formen die Musik herausfodern, sondern darum, weil die Richtung in der Conception des Dichters selbst musikalisch ist. Das Drama hat sich selbst schon in der Geburt vernichtet, um sich in rücksichtsloser Hingebung der Musik zu überliefern. Es muß Oper werden.

So begeistert hat sich der geistvolle Autor für sein Thema, daß er sogar schon die Opernscenerie für die künftige Oper „Manfred" entwirft, darin bis ins Kleinste etwaigen Einwendungen begegnend. So könnte es theatralische Bedenken erregen, daß Manfred während eines siebenstrophigen Gesanges leblos auf dem Podium zu liegen habe. Dem will er dadurch abhelfen, daß während der ganzen Zeit „eine vollständige Verdunkelung der Bühne" eintreten solle. Auch könnte Manfred im Hintergrunde der Bühne hinter seinem Arbeitstisch niedersinken! Endlich sogar, um diese fatale Schwierigkeit zu beseitigen, will der Ästhetiker das Ballet zu Hülfe gerufen wissen. Die Geister (tanzend) sollen durch irgend einen symbolischen Reigen den Leblosen verbergen, entfernen und überhaupt den Effect erhöhen. So sicher ist er seiner Sache, daß er nach seiner Andeutung fragt, wem noch die Ausführbarkeit der theatralischen Darstellung zweifelhaft bleiben könne?

Aber ihm genügt nicht die Möglichkeit, das Drama auf der Bühne einzuführen, zu erweisen, er möchte auch die Nothwendigkeit darthun, „durch die Aufnahme einer solchen Dichtung unser gegenwärtiges Theater eine Art von Reinigungsproceß eingehen zu lassen!" Er nimmt einen weiten Anlauf. Er beweist uns, wie das Drama der Griechen, Spanier, Engländer und Franzosen das wahre Symbolum gewesen der in der Nation zu ihrer Bildungszeit entwickelten Kräfte, also der edelste, reichste Abdruck ihrer Nationalität in einer gewissen Epoche. Nur wir Deutsche waren nicht ganz so glücklich. Unsere Dramatiker haben nur immer einzelne, ja ganz vereinzelte Lebens- und Geistesrichtungen repräsentirt. Seit Schiller und Goethe ist nun die Dramatik ganz verstummt. Unsere Neuern, und darunter die Besten, haben nur Schattenbilder geliefert. Das Dramatische hat sich in das Allgemeine verflüchtigt. Später haben unsere ersten Talente sogar die dramatische Form aufgegeben und die dramatischen Elemente in die Novelle übertragen. Wir finden in Tieck alle Elemente der Zukunft unsers Ästhetikers, aber eben deshalb auch die Nothwendigkeit einer Reform seines gegenwärtigen Zustandes. Die Musik hat endlich das Theater zu Grunde gerichtet. Unser Sinnen, unser Verlangen ist musikalisch geworden. Die Form, welche jetzt von dem Drama gesucht und gewollt wird, ist die musikalische. Darum ist Byron's „Manfred", seinem innersten Wesen, nach dem Obigen, zufolge, zu dem großen Amte berufen, dem Anspruche an das Ideale der Kunst und an die moderne, gebieterisch sich aufdrängende Form desselben auf gleiche Weise zu genügen. Der Componist dafür lebt schon, der wahrhaft zu der großen Aufgabe Berufene, es ist Felix Mendelssohn-Bartholdy, und an ihn direct wendet sich der Autor und stellt es ihm als eine heilige Aufgabe, der er sich nicht entziehen dürfe.

Was Felix Mendelssohn darauf antworten wird, oder vielleicht schon geantwortet hat, wissen wir nicht. Es ist jedenfalls eine so ehrenvolle Auffoderung, daß sie unmöglich mit Stillschweigen von ihm übergangen werden kann. Wenn Mendelssohn aber auch die musikalische Aufgabe anerkennt, so bezweifeln wir, daß er auch die theatralische in dem Maße würdigen wird wie Hr. Posgaru. Dieser, so scheint es, kennt das reale deutsche Theater mehr aus den allgemeinen Klagen über dasselbe, als aus vertrautem Umgange mit dem Leben (wenn man so sagen darf, vielleicht besser Vegetiren) unserer Hauptbühnen. Felix Mendelssohn weiß jetzt, was ein deutsches Theater ist, was sich mit diesen Lampen, Bretern, Leinewand, Sängern, Choristen, Inspicienten, Publicum u. s. w. anfangen läßt. Er dürfte über die Aufgabe, auch wenn sie ihn lockte, zurückschrecken und antworten: mir ist es noch nicht gelungen, mit einem günstigen Operntext in der realen Bühne einzugreifen, wie soll ich es wagen mit einem, den noch Niemand als Sie, Herr Posgaru, dafür anerkannt hat? Zugegeben, daß die Musik sich hier von selbst macht, daß die Zeugung, die Geburtswehen, die Geburt selbst reinmusikalisch sind, daß ich Ruf und Kräfte in mir fühle, die wogenden Gedanken und Gefühle des Dichters in die musikalische Sprache zu übersetzen; zugegeben, daß ein musikalisch gebildetes Publicum, welches das Reich der Töne versteht und aufnimmt, auch ohne theatralische Repräsentanten und Apparat, meine Übersetzung würdigt und genießt: bei einem Theaterpublicum, wie es ist, ist der Fall anders. Dieses will nicht allein hören und sehen, es will auch mit fühlen und sich mit interessiren. Sie, Herr Posgaru, zeichnen in recht lockender Weise, wie der Decorateur der Oper auch äußerlich einen Sinneneindruck verschaffen kann. Und beides zusammengenossen, ein musikalischer Stoff in gute Musik übersetzt, und ein äußerer, die Sinne fesselnder Apparat sind viel. Aber dazwischen sind zum Reussiren noch viel mehr nöthige Glieder, und diese fehlen. Das Theater, seit es besteht, und wo es ins Leben getreten, bei den Griechen und Chinesen, bei den Spaniern und Franzosen, bei den Engländern und Deutschen ist dazu bestimmt gewesen, Menschen und menschliches Thun und Treiben darzustellen. Je deutlicher, klarer und wahrer diese Menschen und ihr Treiben, ihre Affecte und ihre Schicksale dargestellt wurden, um so größer war die Wirkung, um so adeliger, classischer wurde die Kunst. Wo man und mit welchen Kräften man auch versucht hat, die Phantasie allein und das Reich der Empfindungen und Gedanken als Abstracta auf die Bühne zu bringen, ist es dagegen verunglückt, man hat den Misgriff erkannt. Die Oper macht davon keine Ausnahme, nach den bisherigen Erfahrungen. Je wahrer die Menschen vorher gezeichnet sind, um so ergreifender die musikalische Sprache ihrer Gefühle. Bloße Schemata, Abstracta, und wenn sie noch so rührende, melodiöse Töne von sich geben, interessiren nicht, wenigstens nicht auf die Dauer einer theatralischen Abendvorstellung. In diesem „Manfred" aber, wo sind die Charaktere, Personen, Menschen? Manfred selbst ist kaum ein Mensch. Dieses einen Wesens unendliches Weh mag eine sehr schöne poetische Aufgabe sein, möglicherweise auch eine musikalische, aber wie soll ein Publicum, wie es ist, daran Interesse nehmen! Schuldgefühl, Zerrissenheit, Sünden-

weh durch einen ganzen Abend, kaum mit einem heitern Intermezzo, wie soll man daran festhalten, zumal wo die düstere Stimmung schon in der ersten Scene fast in ihrer ganzen dunkeln Stärke auftritt, die dramatische Steigerung also wegfällt. Statt der Personen, mit denen er verkehrt, gestaltlose Visionen, und die wenigen Menschen, die auftreten, kommen nur wie Theaterbediente, die anmelden und die Stühle forttragen. Und sei die Musik aus dem Himmel selbst, und die Decorationen der Alpen, der Wasserfälle, der Sterne und des Mondes wunderbar schön, wie soll das Interesse aushalten! Sehen Sie nicht, Herr Posgaru, wie es schon Mühe kostet, daß das Publicum an Goethe's „Faust" sich erfreut, wenn er, wie er ist, auf den Bretern erscheint. Und welche Charaktere, welche drastische Scenen, welche kernige Lustigkeit hat der große Dichter einverwebt, um den metaphysischen Faden für den Schauer nicht zu monoton werden zu lassen. Davon hier nichts. Keine Liebe, durch Fleisch und Blut repräsentirt, kein markiger Charakter, kein Frohsinn, kein Scherz, nichts als die Wucht eines englischen Spleens, eines Zauberers düstere, schuldbeladene Gedankengespinnste, der nichts für sich zu sprechen hat zum Publicum, nicht einmal die Wahrheit der Volkssage.

Das, meinen wir, könnte Felix Mendelssohn, der Componist, dem Autor antworten. Was aber die Kritik, wenn Posgaru in seiner Begeisterung erwartet: „daß durch die (musikalische) Aufnahme einer solchen Dichtung unserm gegenwärtigen Theater eine Art von Reinigungsproceß bevorstände?" Der geistreiche Mann erkennt selbst die Verirrung an, als man vor mehren Jahren durch die Einführung des Melodrams (im Lustspiel des Vaudeville) das Schauspiel zeitgemäß zu machen hoffte. Es war eine thörichte Verirrung. Sie ist gänzlich beseitigt. Und nun soll es die Oper thun, weil der Geschmack sich darauf geworfen. Aber welcher Geschmack? Welche Opern siegen denn? Die großartigen Werke der Vergangenheit, die man aus Respect, gestützt von einem classisch gebildeten Publicum, noch in Leipzig und Berlin dann und wann zur Aufführung bringt, immer in geharnischter Opposition gegen den überhandnehmenden frivolen Geschmack, der nur Sinnenkitzel will? Sehe man doch auf den Zustand der Musik in Wien, der Wiege der Gluck, Haydn, Mozart, Salieri, Beethoven! Von wem sind sie aus dem Felde geschlagen? Von den Rossini, Bellini, Donizetti? Nicht einmal von denen. Von den Strauß und Lanner! Und diese Musik, wie sie in Deutschland sich Geltung verschafft, soll den großen Reinigungsproceß vollbringen, diese kitzelnden, von den Lüften vorübergetragenen Töne sollen den Augiasstall rein waschen? Das will freilich nicht Herr Posgaru. Eine Musik soll es thun, die die Engel des Himmels herabzieht. Aber, wie gesagt, auf den neuern Bretern hat diese noch nicht Eingang gefunden, sie flüchtet sich in die Oratorien, die Conservatorien und Singakademien. Und nun will er ihr diese Aufgabe aufbürden! Sie, die in der Defensive genug zu thun hat, soll die Offensive ergreifen, um uns unser deutsches Theater wieder zu vindiciren!

Gesetzt, die Musik hätte Muth und Kraft dazu, wo müßte sie zuerst angreifen? Da, wo sie in der Dichtung Kern findet, Gestalten, Charaktere. Da möchte sie in einem Triumphmarsch die Heroen unsers Volkes wieder auf die reale Bühne bringen. Aber nimmermehr, wenn sie sich mit formlosen, geschmeidigen Laichen befaßt, denen sie erst Gestalt geben soll. Was fehlt uns denn? Ideen, Gefühlsprocesse, Abstracta? Die haben wir ja in allen Gestalten gehabt. Sie haben sich versucht, und das Publicum hat diese Schemen, denen Mark und Blut fehlt, kalt aufgenommen; sie sind wieder spurlos verschwunden. Was tadeln wir denn an unsern neuern Tragöden? Daß sie, aus philosophischen Schulen, Begriffsmenschen, Begriffsdrama uns vorführten. Daß sie statt des wahrhaftigen Lebens der Vergangenheit und Gegenwart, das immer belehrt, ästhetische und Moralpredigten und Abhandlungen, Allegorien und Rechenexempel uns brachten, die das Herz nicht erwärmten. Gewiß hat der Verf. Recht, unsere Poesie ist eine Reflexionspoesie geworden, Thorheit, die Gedankenwelt aus der Dichtung chemisch ausscheiden zu wollen, wo sie im Leben ihr Recht übt. Aber der Gedanke soll verkörpern, wenn er zur Poesie wird, zumal zur dramatischen; so verkörpern, daß der große Haufe, der nicht mitdenken will und kann, doch, durch die Macht des gestalteten Gedankens ergriffen, fortgerissen wird. Diese innigste Verschmelzung, dies Durchdrungensein des Gedankens mit dem Bilde sollen wir als höchstes Ziel erstreben. Aber dahin gelangen wir nicht, wenn wir eine philosophische Traumwelt, musikalisch oder nicht musikalisch auf die Bühne einbürgern. Sie will zuerst Charaktere, dann Handlung, und aus dem Conflict beider entspringen als Product die Stimmungen, Affecte, die uns fesseln, hinreißen, entzücken, sei es, daß ihre Sprache Worte oder Musik wird.

Dies die Ansichten eines Laien in der Musik. Möchte sich doch auch ein Musiker über die Auffoderung Posgaru's in diesem speciellen Falle aussprechen, wenn es nicht vielleicht Felix Mendelssohn selbst auf sich nähme. Noch ein Wort zum Schluß. Der Verf. sagt an einer andern Stelle: „In der Kunst wie in der Natur hat jede Gattung ihr Recht, aber aus den Mollusken und dem Gewürm hat sich endlich die Gestalt des Menschen herausringen müssen." Wollte er damit andeuten, daß in dem Reinigungsproceß des Theaters, durch das Medium der Musik, mit den Mollusken angefangen werden sollte? Aber wir haben ja schon Menschen, und das wäre doch die ärgste Revolution, den Menschwerdungsproceß noch einmal auf dem Theater vorzunehmen.

Daß die Übersetzung gut und nach Möglichkeit dem Original sich annähernd ist, habe ich bereits gesagt. Hier nur eine Probe, Manfred's Monolog in der zweiten Scene:

> Die Geister, die ich rief, verlassen mich —
> Der Zauber, den ich lernte, höhnet mich —
> Heilmittel, die ich suchte, quälten mich;
> Nicht stütz' ich mehr mich auf der Geister Macht,
> Sie sind nicht Herren der Vergangenheit;
> Die Zukunft such' ich nicht, wär' nur versenkt
> In Finsterniß Vergangnes. — Mutter Erde,

Und du, o frischer Tag, und ihr, ihr Berge,
Warum so schön? Nicht lieben kann ich euch.
Und du, o glänzend Auge du des Alls,
Das Alles aufthut, und das aller Wesen
Entzücken ist — du scheinst nicht in mein Herz.
Und ihr, ihr Felsen, deren höchste Zinne
Mich trägt, wo von des Bergstroms Rand hinab
Ich seh die hohen Tannen eingeschrumpft
Zu Zwerggestrüpp in Schwindeltiefe; wenn
Ein Sprung, ein Stoß, ein Hauch selbst, meine Brust
An dieser Felsen harten Busen bettet,
Für immer dann zu ruhn — was zögre ich?
Ich fühl den Antrieb — und ich stürz mich nicht,
Ich seh den Abgrund — und ich weiche nicht;
Mein Hirn ist taumelnd — doch mein Fuß ist fest.
Und eine Macht ist über mir, die hält
Mein Leben und macht's dennoch mir zum Fluch.

Auch die Noten, mit Übersetzung der Varianten in den verschiedenen Ausgaben und eigenen erklärenden Zusätzen des Übersetzers, sind eine schätzenswerthe Beigabe. 41.

Notizen aus der Schweiz.

Inmitten der kleinlichen politischen Zwiste mannichfacher Art, welche die Schweiz spalten und bewegen, ist es wenigstens erfreulich, daß sich der Sinn für Kunst mehr und mehr zu beleben scheint. Seit der Versammlung der schweizerischen Künstler zu Zofingen vor beinahe einem Jahre dachte man an die Errichtung eines den deutschen Kunstvereinen nachgebildeten Vereins. Zwar haben die Künstler in Genf, auf die von Zürich aus ergangene Einladung, den Zutritt verweigert. Dagegen haben sich Basel, Bern und Zürich über diesjährige Kunstausstellungen in den drei Städten für die Monate Mai, Juli und September verständigt. Es ist wol zu wünschen, daß sich dieser schweizerische Verein später mit den süddeutschen Städten in nähere Verbindung setzen möge, sowie mit denen des Elsasses, womit früher so vielfache Berührungen stattfanden. Auch Freiburg bereitet für den August dieses Jahres eine Kunst- und Industrieausstellung vor, die sich freilich nur auf cantonale Erzeugnisse beschränken soll. Wenn sich Genf in artistischer Hinsicht mehr an Frankreich anzuschließen scheint, so hat sich doch in den letzten Jahren bei den Malern dieser Stadt ein selbständigeres Streben, eine fortschreitende Emancipation aus den Fesseln des manierirten französischen Geschmacks gewahren lassen. Dem Gemälde eines ihrer ausgezeichnetern Künstler, Diday, ist auf der letzten pariser Ausstellung ein Ehrenplatz zugewiesen worden. Das industrielle und commerzielle St.-Gallen schließt sich den künstlerischen Bestrebungen der andern Städte wetteifernd an. Von hier aus ist vielleicht eine Vervollkommnung der Daguerreotype hauptsächlich zu erwarten. Der Maler J. B. Isenring daselbst hatte sich schon vor Liepmann in Berlin mit dem Abdrucke von Ölgemälden beschäftigt und schon vor Daguerre, aus ganz eingenem Antriebe, Lichtbilder bereitet. Er bemüht sich jetzt unablässig um Verbesserung der Daguerreotype und hat bereits sehr beachtenswerthe Fortschritte aufzuweisen. Nach übereinstimmenden Versicherungen übertreffen seine Bilder an Vollkommenheit und Präcision der Zeichnung die bis jetzt bekannten pariser Tableaux. Auch das Portraitiren ist ihm, mittels einiger künstlerischen Nachhülfe, schon ziemlich gelungen. Besonders wichtig ist indessen, daß nicht blos Licht und Schatten, sondern hin und wieder — wie bei seinen Häuserreihen und namentlich in der Grundfarbe der von ihm nachgebildeten Schmetterlinge — auch schon die Farben zum Vorschein kommen. Die allzu große Entblößung des reformirten Gottesdienstes von jedem Schmucke der Kunst ist schon lange empfunden und vielfach gerügt worden; die Aufnahme eines Gemäldes in eine neuerbaute Kirche bei Zürich mag als Zeugniß gelten, daß man sich von einem der Kunst ungünstigen Vorurtheile zu befreien beginnt. In Zürich selbst ist zur Stiftung eines neuen Gebäudes, für Aufbewahrung und Ausstellung von Kunstwerken, sowie für artistischen Unterricht bestimmt, Einleitung getroffen. Dem neuen Institute ist bereits die ganze Sammlung der Gemälde des berühmten Landschaftsmalers L. Heß von ihrem jetzigen Besitzer theils sogleich, theils als Vermächtniß zugedacht. 46.

Bibliographie.

Bauernfeld. Ein Besuch in St.-Cyr. Komische Oper in drei Acten. Musik von Dessauer. Aufgeführt im k. k. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthor. 8. Wien, A. Mausberger. 8 Gr.

Bötticher, W., Prophetische Stimmen aus Rom, oder das Christliche im Tacitus und der typisch prophetische Charakter seiner Werke in Beziehung auf Roms Verhältniß zu Deutschland. Ein Beitrag zur Philosophie der Geschichte und zur tiefern Würdigung des römischen Geschichtschreibers. 1ster Theil. Gr. 8. Hamburg u. Gotha, Friedr. u. Andr. Perthes. 1 Thlr. 20 Gr.

Denkschrift der Prälaten und Ritterschaft des Herzogthums Holstein enthaltend die Darstellung ihrer in anerkannter Wirksamkeit bestehenden landständischen Verfassung, insbesondere ihrer Steuergerechtsame. Gr. 8. Stuttgart, Krabbe. 16 Gr.

Geschichte der Esel. Eine humoristisch-satirische Vertheidigungsschrift des grauen Thieres, durch welche bewiesen wird, daß der Esel kein Esel ist. Als Unterhaltungslecture den Freunden des Leopold- und Kahlenberges gewidmet von *Hans Langohr*. Gr. 12. Wien, A. Mausberger. 6 Gr.

Hans Sachs in München 1840. Gr. 8. München, Franz. 4 Gr.

Kuffner, C. Die Maltheser. Historisches Schauspiel in drei Acten. Gr. 8. Wien, A. Mausberger. 16 Gr.

— — Ulrich, Herzog von Würtemberg. Historisches Schauspiel in fünf Acten. Gr. 8. Ebendas. 16 Gr.

Kuenlein, F., Historisch-Romantische Schilderungen aus der westlichen Schweiz. 1stes, 2tes Bändchen. Gr. 12. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1 Thlr. 16 Gr.

Lehmann, C. D., Gutenberg und der neue Geisterbund, besungen zum Andenken an die vor 400 Jahren ans Licht getretene Erfindung der Buchdruckerkunst. Gr. 12. Camenz, Krause. 16 Gr.

van Lennep. Hollands romantische Geschichte. Aus dem Holländischen übersetzt von J. H. F. Lerz. 2te Abth. Die Friesen. — Auch u. d. T.: Charietto und das Sächsische Wesen. Zwei historische Novellen. Die Friesen in Rom. Ein historischer Roman. Gr. 12. Aachen, Mayer. 1 Thlr. 12 Gr.

Lenz, L., Das Kunst-Kabinet. Komische Scene mit Gesang. 8. Berlin, Klemann. 6 Gr.

Lotze, H., Gedichte. Gr. 12. Leipzig, Weidmann. 1 Thlr.

Marx, K. F. H., Zum Andenken an Johann Blumenbach. Eine Gedächtniss-Rede gehalten in der Sitzung der Königlichen Societät der Wissenschaften den 8. Februar 1840. Gr. 4. Göttingen, Dietrich. 16 Gr.

Ritter, J. J., Irenikon oder Briefe zur Förderung des Friedens und der Eintracht zwischen Kirche und Staat. Herausgegeben. Gr. 8. Leipzig, Mittler. 12 Gr.

Selberg, Ed., Über die vergangene und gegenwärtige Lage der Insel Java. Nach holländischen und englischen Quellen und eigener Anschauung bearbeitet. Gr. 8. Rinteln, liter.-artist. Verlags-Institut. 18 Gr.

Wangenmüller, M., Joseph II. und Pius VI. Eine Skizze der Vergangenheit zur Beherzigung für die Gegenwart. Gr. 8. Stuttgart, Köhler. 4 Gr.

Weisthümer gesammelt von *J. Grimm*. 2ter Theil mitherausgegeben von *Ernst Dronke* und *Heinrich Beyer*. Gr. 8. Göttingen, Dieterich. 3 Thlr. 16 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 122. —— 1. Mai 1840.

Zur Nachricht.
Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Die russische Literatur und ihre gegenwärtigen Richtungen.

Erster Artikel.

Es ist noch nicht sehr lange her, daß man die Geschichte der Literatur, überhaupt das ganze Leben anderer Nationen nach seinem eigenen maß und beurtheilte. Es fehlte damals an höherer Philosophie, an universellem Blicke; man verstand es noch nicht, sich in den Geist anderer Völker zu versenken und seiner eigenen, individuellen oder volksthümlichen Subjectivität zu vergessen. Die Deutschen zuerst machten sich aus einer solchen Befangenheit los. Ihre Kritiker, ihre Philosophen und Dichter waren gerecht genug, jedes Volk nach seiner geistigen Individualität anzuerkennen und die Charaktere der verschiedenen Nationen nach der Eigenthümlichkeit ihrer Geschichte, ihrer Sitten, ihres Gesammtlebens, kurz aus dem Standpunkte zu construiren, den jede derselben in der Weltgeschichte einnimmt. Jetzt sah man erst recht ein, wie beengt der Gesichtspunkt z. B. der Franzosen gewesen war, die kein anderes Maß zur Beurtheilung fremder Völker als ihre eigene Subjectivität gebraucht hatten. Vielleicht sind die Deutschen in objectiver Erkenntniß der andern Nationen sogar zu weit gegangen und haben wenigstens ihrem eigenen Charakter dabei zu kurz gethan, sodaß Jean Paul nicht ohne Grund sagen konnte — die Deutschen seien Alles, nur keine Deutschen.

Der Befreiungskrieg hat diesen Geist philosophischer Toleranz, dies Vermögen, sich mit Selbstverleugnung in Andere zu versetzen, einigermaßen verändert. Die Deutschen schlossen sich damals einem europäischen System an, nicht mehr als eine besiegte, sondern als eine unabhängige Nation. Von jetzt an nahmen sie politische Sympathien und Antipathien auf: sie theilten sich in Parteien; und nothwendigerweise mußte hierdurch in ihren Beziehungen zu andern Völkern eine gewisse Leidenschaftlichkeit, eine mehr oder weniger willkürliche Unduldsamkeit entstehen. Jener umfassende, unparteiische Blick verlor sich; jene gleichmüthige Stimmung, die Goethe, den Repräsentanten der vorkriegerischen Generation, so sehr auszeichnete, war dahin. Nicht genug, daß man jetzt in Leidenschaft gewisse Völker liebte und andere haßte, wechselte man auch mit seinen Gesinnungen bei neuen Phasen, in welche etwa die Ereignisse traten, je nachdem der Wind von Norden oder von Westen blies. Es sind kaum zwanzig Jahre, als man die Franzosen in Deutschland verwünschte, ihre Sprache und Literatur mit Bann belegte und die Russen dagegen als Befreier von Europa, als Wohlthäter der Menschheit pries. Jetzt, besonders seit der Julirevolution, sind die Rollen umgetauscht; jetzt wird Frankreich herausgestrichen und findet Sympathie, ja es übt einen entscheidenden Einfluß auf die deutsche Literatur, während man Rußland, sogar das literarische, bei Seite wirft. Der politische Sinn gibt den Ton an und schlägt den Takt. Aber er ist ein schlechter Dirigent, dessen man sich entledigen muß. Dies ist besonders wahr, wenn die Politik des Tages in die Domaine der Literatur eingreifen will. Kein Vorurtheil übt einen so schädlichen Einfluß auf die Literatur und ist so verderblich für die Fortschritte einer echten Kritik, als das politische Vorurtheil. Denn was haben nur die ewigen Gesetze des Schönen und des Wahren mit den stets bewegten Wogen politischer Meinungen, mit den kaleidoskopischen Täuschungen des Parteigeistes gemein?

Die russische Literatur, die man heute nur unter einem politischen Prisma zu beschauen pflegt, kann zum Beleg Dessen dienen, was wir eben behauptet haben; sie scheint eben zum Opfer einer wechselfälligen Meinung bestimmt zu sein. Die Verstimmung gegen Rußland als politische Macht, dermalen an der Tagesordnung in Deutschland, soll nun auch auf Das ausgedehnt werden, was gerade der Politik am entferntesten ist, auf die schöne

Literatur. Man begnügt sich nicht mit unerschöpflichen Besprechungen vorgeblicher Absichten Rußlands auf Deutschland, einem Traumbilde jener Publicisten, die das lange Jahr hindurch nicht über die Schwelle ihrer Studirstube kommen und in dieser dumpfen Luft nur Gespenster sehen; man gibt sich nicht zufrieden damit, in der „Europäischen Pentarchie" — um dieses neueste Beispiel zu brauchen — mit einem Tiefsinn, einem Scharfsinn, einer Zuversichtlichkeit, die dem unerschrockensten Ausleger der Apokalypse Ehre machen würden, ein ganzes, geheimnißvolles System zu entdecken, nach welchem Rußland nichts Geringeres im Schilde führen soll, als Europa und Asien zu verschlingen, um das Ideal einer Weltherrschaft zu verwirklichen: nein, man will auch noch auf die russische Literatur Alles, was nur die Tagespolitik Reizbares, der Parteigeist Unduldsames hat, ausgießen.

Außer dieser neuen politischen Unduldsamkeit findet man in Deutschland noch einen ältern Grund, Rußland zu verkennen, ich meine die Abneigung, die man für den slawischen Stamm überhaupt hat. Es wäre hier der Ort nicht, die Ursachen dieses Widerwillens zu entwickeln; genug, er scheint in der Geschichte, in dem Wechselbezug beider Stämme, des slawischen und des deutschen, zu wurzeln, und es bleibt immer wahr, daß man die slawischen, obgleich nachbarlichen Nationen doch viel weniger beobachtet, erforscht und nach ihrem Werth anerkennt, als sogar die Völkerschaften des entfernten Asiens und Amerikas. Es würde schon belehrend genug sein, wollte man nur die falschen und verdrehten Begriffe, die man sich von der Geschichte, den Sitten, den Mundarten und der Literatur dieser Völker gemacht hat, zusammenstellen: man würde über die oft grobe Unwissenheit erstaunen, die in Betreff dieser Gegenstände ausgekramt wird. Früher, unter der Regierung Katharina's II., die als eine Deutsche von Geburt und als Russin von Gesinnung beide Nationen einander anzunähern suchte, hatten die Deutschen mit Liebe und mit der ihnen eigenen Einsicht und Beharrlichkeit ihre Studien nach dieser Seite hingelenkt. Die Namen Bayer, Müller, Schlözer und vieler Andern werden nicht allein den Russen und den Slawen überhaupt, sondern auch allen Freunden des Wahren theuer bleiben; denn sie arbeiteten im gemeinsamen Interesse der Wissenschaft und der Wahrheit. Damals bestand ein eigenes Journal *) zur Verbreitung richtiger Ansichten über den Zustand Rußlands und über das gesammte Slawenthum. Jetzt ist das anders geworden: Rußland hat kein literarisches Organ mehr in der Fremde; die deutschen Gelehrten haben seitdem aufs neue die slawische Welt — so reich und frisch diese Mine für ihre Forschung auszubeuten wäre, vernachlässigt; die ausgezeichneten Gelehrten aber, die Böhmen und die angrenzenden slawischen Länder in den letzten vierzig Jahren hervorgebracht *haben*, bewegen sich in einem zu begrenzten Gebiet und *finden* auswärts zu wenig Beifall und Theilnahme, als daß *ihre* so bedeutenden Arbeiten einen merklichen Einfluß auf die öffentliche Meinung in Deutschland gewinnen könnten. Alte Antipathien, erneut durch die *jüngsten Abneigungen*, gewinnen die Oberhand über die *Liebe zur Wahrheit* und treten jeder Annäherung in den Weg, die *gleich wichtig* für Wissenschaft und Literatur, als selbst für das *politische* Bewußtsein sich erweisen würde. Es ist betrübend, und es bleibt nur zu hoffen übrig, daß gleich den andern Völkern auch die Russen mit ihren slawischen Brüdern einst und vielleicht bald an die Reihe kommen werden, sich nicht mehr als ausgeschlossen aus der civilisirten Welt behandelt, sondern als die jüngern Glieder der großen europäischen Familie anerkannt zu sehen.

Das literarische Europa hat wie das politische seine Pentarchie; aber neben den fünf großen intellectuellen Mächten, neben England, Deutschland, Frankreich, Italien und Spanien, gibt es eine Anzahl kleiner Mächte, die wie Planeten gegen ihre großen Sonnen wuchten. Aber wie in der physischen, so sind auch in der *intellectuellen* Welt die Sonnen und Planeten *nicht die einzigen* Gestirne, sondern es gibt auch Kometen. Zu solchen zähle ich die russische Literatur. Später als die andern gekommen, hat sie noch nicht Zeit gehabt, sich zu einem Gestirn erster Größe auszubilden. Dennoch hat sie zu viel innere Kraft und Selbständigkeit, um sich einem fremden System unbedingt zu unterwerfen. *Als wahrer* Komet durchmißt sie die Räume, schweift durch alle Systeme, berührt alle Himmelskreise, nimmt Licht und Wärme von jeder Sonne an. Will man sie darum verwerfen? Will man ihr dieses geistigen Umherschweifens wegen alle Ursprünglichkeit und selbständige Lebenskraft absprechen? Oder liegt es nicht vielmehr in ihrer Natur, daß sie als letztgekommene sich erst in der Welt orientire, ehe sie sich darin festsetzt? Behaupten nicht auch die Astronomen, daß die Kometen Kerne künftiger Sonnen seien, daß sie gerade in umherschweifendem Leben ihre Kraft *entwickeln*, in excentrischen Kreisen sich organisiren und ihren *festen* Körper bilden?

Im Übrigen sehe ich nicht ein, warum man den Literaturen zweiten Ranges, einer portugiesischen, schwedischen, dänischen, polnischen u. dgl. mehr Nachsicht und Sympathie schenken soll als der russischen. Wäre denn diese so tief unter den eben genannten? Das glaube ich doch nicht. Einmal, und das wird Niemand in Abrede stellen, kommt der russischen Nation eine hohe politische Wichtigkeit zu, keine vorübergehende, soll ich sagen Attila'sche oder Dschengiskhan'sche Wichtigkeit, sondern eine bleibende, fortschreitende, aufsteigende. Sie hätte also, dächte ich, einige innere Kraft, die auf ihre Entwickelung

*) Baemeister's „Russische Bibliothek zur Kenntniß der Literatur in Rußland", 1772—89. Gerh. Fr. v. Müller, einer der unermüdlichsten Forscher im Gebiete der russischen Geschichte, gab noch früher eine ähnliche, obwol mehr specielle periodische Schrift: „Sammlung russischer Geschichte", 1732—64. Die vor einigen Jahren in demselben Sinne begründeten „Dorpater Jahrbücher" sind leider bald wieder eingegangen. Desto willkommener ist die neue prager Zeitschrift: „Ost und West", der wir, obgleich sie sich mit der slawischen und russischen Literatur nicht ausschließend befaßt, doch eine steigende Verbreitung und Vervollkommnung herzlich wünschen.

einwirkt; in ihr läge also ein Keim zu irgend einem bedeutenden Organismus. Wie wäre es denn möglich, daß eine solche Nation ohne Literatur bliebe und daß dieser Literatur alle Originalität und eigenthümliche Lebenskraft abgehen sollte? Man wird einwenden, die Regierungsform widerstrebe aller intellectuellen Entwickelung. Aber, was schadet eine Form, wenn sie der Nation ansteht? Frage man doch lieber nach dem Geiste, der die Form belebt. Die Regierungsform ist bedingt durch den Geist der Nation, man legt sie nicht ab wie ein loses Gewand. Sie ist vielmehr das Fleisch der Nation und dem Gebein fest verwachsen. So lange eine Regierungsform dem Volke genügt, ist sie im Einklange mit seinem Gesammtdasein; seine sociale und seine intellectuelle Organisation verhalten sich zueinander wie Körper und Seele und lassen sich nicht voneinander lösen. Die Regierungsform läßt sich einem Volke nicht beliebig geben, vielmehr ruft das Volk sich selbst eine solche hervor. Daher ist eine jede Regierungsform, wenn sie nur mit dem Zustande der Nation übereinstimmt, fördernd und nicht hemmend. Ich kann mich zum Belege meiner Behauptung auf die Geschichte berufen. Weicht etwa die Regierungsform des russischen Reiches so sehr von den in Spanien, Italien, Frankreich, selbst in England zu Zeit der größten intellectuellen Entwickelung dieser Länder bestandenen Regierungsformen ab? Lebten etwa Calderon, Tasso, Racine, Shakspeare in Republiken? Alfred de Vigny zeigt uns in einem bekannten Roman, daß Dichter unter jeder Regierungsform Hungers sterben oder in Elend verkommen können. Ebenso kann sich aber auch unter jeder Regierungsform die Intelligenz entwickeln und die Poesie ihren Aufschwung nehmen.

Man sagt ferner, „das Ganze des Lebens und der Geschichte der Russen ist für die Literatur nicht günstig." Ei, warum denn? Und was wißt ihr denn von russischem Leben und russischer Geschichte, ihr, die ihr so streng absprecht und so kurzweg verdammt? Versucht erst einmal eure Behauptungen zu belegen, dann wollen wir weiter sehen. Nein doch! Nicht Leben und Geschichte der Russen, nur ihr selbst seid der russischen Literatur nicht günstig. Ihr seht alles Russische, alles Slawische mit befangenen Augen an und beurtheilt es nach vorgefaßten Meinungen. Ich beziehe mich unter andern auf diese geschätzte Zeitschrift selbst, welche nur dann und wann, wenn von Rußland die Rede ist, vielleicht von ihrer gewohnten Unparteilichkeit abspringt und wo ich in Nr. 281 vom vorigen Jahre lese:

> Ich weiß überhaupt nicht, ob uns denn die Russen so viel Liebe oder Bewunderung oder Ehrfurcht eingeflößt haben, daß wir ihre sogenannte schöne Literatur uns aneignen möchten.

Und später in Nr. 282 in einem halb ernsten, halb scherzenden Tone:

> Ich stehe auf dem Punkte, Diejenigen für Feinde des Volkes zu erklären, die uns so häufig mit russischen Gerichten tractiren u. s. w. *)

*) In demselben Artikel macht man unter andern dem „Freihafen" einen Vorwurf darüber, daß er eine Erwiderung auf einen im „Hamburger Correspondenten" erschienenen Angriff gegen Melgunoff und Koenig aufgenommen habe. Wie neu und wohlwollend ist ein solcher Vorwurf!

In einem andern Journal ist man so weit gegangen, Diejenigen des Servilismus zu beschuldigen, die sich mit russischer Literatur beschäftigten und es wagen könnten, in den Productionen russischer Dichter Poesie zu finden. Wahrlich, diese Abstimmungen scheinen ganz darauf auszugehen, Goethe's Idee von einer Weltliteratur ins Leben zu rufen und den so erwünschten intellectuellen Wechselverkehr der Völker zu vermitteln! Die Russen freilich greifen es etwas anders an; sie lieben die deutsche Wissenschaft und Literatur, studiren sie und eignen sie sich auf alle Weise an. Und diese aufrichtige Sympathie für die intellectuellen Leistungen ihrer Nachbarn wünschen sie erwidert zu sehen, wenn nicht durch Liebe, die sich nicht gebieten läßt, wenigstens durch Unparteilichkeit, nicht aber durch Widerwillen, durch blinden Haß, unwürdig unsers Jahrhunderts und einer Civilisation, die sich zur Aufgabe macht, Eintracht, nicht Zwietracht zu stiften.

Bei solchen Vorurtheilen gegen Rußland und alles Russische darf man sich nicht verwundern, wenn man es vorzieht, die ganze russische Literatur lieber kurzweg zu verwerfen, als sie zu studiren. Es ist allerdings leichter zu behaupten, Rußland könne gar keine Literatur, keine Geschichte, keine Bewegung, kein Leben haben, als bei den mancherlei Schwierigkeiten, die mit dem Studium dieser Literatur und Geschichte verknüpft sind, den löblichen Muth eines Schiffers zu fassen, der eine Reise in unbekannte Meere unternimmt. Ja, man verläßt ganz die alte rühmliche Gewohnheit, auf die Originale zurückzugehen, und stimmt, statt sein Urtheil nach der Gesammtheit der russischen Literatur zu begründen, nach zwei bis drei Sammlungen ohne Wahl übersetzter Novellen ab. Hat die deutsche Kritik jemals so gegen die ihr unbekannten Literaturen anderer Völker verfahren? Verdammte sie solche, ehe sie dieselben erschöpft und im Ganzen begriffen hatte? Es scheint, hinsichtlich Rußlands hat man es für passend gehalten, eine Ausnahme von dem gewöhnlichen Verfahren zu machen. Ja, meine gestrengen Herren Kritiker, die Sie die russische Literatur mit den Worten verurtheilen: „Eine schöne Literatur haben die Russen gar nicht, und können auch gar keine haben; die Productionen der russischen Literatur sind nur in den Augen der Russen von Werth, aber für Andere, besonders für die Deutschen, haben sie nur das dürftige Interesse einer Vergleichung solcher verblaßten Nachbildungen mit den deutschen Originalen, die ihnen zum Muster gedient haben"; ja, sagen Sie mir doch, was Sie von russischer Literatur gelesen haben? Was kennen Diejenigen von ihr, die so a priori die intellectuelle Vergangenheit, Gegenwart, ja Zukunft Rußlands verurtheilen? Einige Romane, einige Novellen zweiten oder dritten Ranges, etliche Journalartikel, und welcher Journale! Wie viele kennt man denn in Deutschland von den funfzig Schriftstellern, die in H. Koenig's „Bildern aus Rußland" angeführt wer-

den? Und man macht dem Buche ja noch den Vorwurf, daß einige literarische Notabilitäten darin vergessen sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Reich der Geister nach den Ansichten, Beobachtungen und Erfahrungen aller Zeiten und Völker. Zur Annäherung der Menschheit an die Geisterwelt. Bearbeitet und herausgegeben vom Grafen *. Erster und zweiter Theil. Leipzig, Kollmann. 1839. 8. 1 Thlr.**

Dreiundneunzig Geisterbilder sollen eine „stattfindende Verbindung des Erdenbürgers mit einer höhern Welt darthun und die Wirksamkeit geistiger Wesen auf der Erde nicht nur als möglich, sondern auch durch Thatsachen der verschiedensten Art als hinlänglich erwiesen" darstellen. Nun werden aufgeführt das Gespenst des Brutus bei Philippi, Geister in der Christburg, Ahnungen, Schiller's Kraniche des Ibikus, Träume, das zweite Gesicht auf den Hebriden, das wilde Heer der Jäger, Somnambulen, auch die Julie des Hrn. von Strombeck, Teufelsbesessenheiten, Schutzgeister, ja selbst Spukgeschichten, die natürliche Erklärung finden. Ref. traf manche alte Bekannte, vermißt andere, und die Geschichten alle werden als entschieden zuverlässige Wahrheit genommen, auch Kerner und Eschenmayer als Gewährsmänner für die ganze Ansicht beigezogen. Gegen solche Erweise ist wenig zu sagen oder sehr viel, und es gehört Zankluft dazu, dem Verf. abzustreiten, die „Menschenseele sei ein Lichtwesen und verhalte sich strahlend"; oder ihm Einwendungen zu machen gegen den Satz: „es sei albern, die Erscheinung einer Seele darum zu leugnen, weil sie Stiefeln und Sporen zu tragen scheine". Am merkwürdigsten ist vielleicht eine Erzählung, laut welcher der Teufel (Namens Oloff) in ein junges Mädchen fuhr, durch Hülfe einer alten Frau, „die ihn in weißes Wasser setzte, worin sie Butter gewaschen hatte, und dem elfjährigen Kinde von dem Wasser zu trinken gab". Zu zweifeln ist an der Sache nicht, denn der Teufel selbst hat dieses bei seiner Beschwörung ausgesagt. 28.

Notizen.

In dem vielfach interessanten neuen Werke des Luigi Cibrario: „Della economia politica del medio evo" rc., liest man unter Anderm: „Die materielle Herstellung eines Buches war vor der Erfindung der Buchdruckerkunst die Arbeit vieler Hände. Eine Person diente als Amanuensis zum Abschreiben, wobei die großen Anfangsbuchstaben und die Stellen, welche Verzierungen erhalten sollten, weiß gelassen wurden. Ein Anderer war der Corrector, welcher das Manuscript revidirte oder Interpunctation hinzusetzte. Ein Dritter malte die Anfangsbuchstaben und Verzierungen aus. Ein Vierter besorgte die Figuren. Ursprünglich freilich waren alle diese Leistungen in einer und derselben Person vereinigt. Von den vielen Malern, welche in dieser Branche arbeiteten, sind nur die Namen weniger bekannt, obgleich nach der Zeit Dante's, der den Oderigi da Gubbio und Franco Bolognese feiert, die Kunst zu großer Vollkommenheit gediehen war. Die berühmtesten Miniaturmaler waren Simon Memmi, der Petrarca's Laura malte, D. Silvestro, ein Camaldulensermönch, der die Choralbücher in dem Kloster degli Angeli in Florenz illuminirte; der Mönch dell' Isola d'Oro aus Genua; der Florentiner Attavante, der den berühmten Silius Italicus illuminirte, welcher sich eine Zeit lang in der Kirche des heil. Johannes und Paulus in Venedig befand; St. Katharina Vigri von Bologna; Gerardo und Bonardino, Florentiner; Pietro da Perugia, Liberale von Verona. Der berühmteste von allen aber war ein Flamänder, Giulio Clovio, ein Schüler Rafael's, der selbst in den kleinsten Figuren die ganze Schönheit dieser Schule zu bewahren wußte. Clovio selbst stand an der Spitze einer Schule und zu seinen vorzüglichsten Schülern gehört Bartol. Torre, ein Edelmann von Arezzo, und Bernardo Bontalenti delle Girandole, ein Florentiner. Im 16. Jahrhunderte arbeitete Giambattista Castello, ein Genuese, mit großer Auszeichnung an den Büchern in dem Escurial, und der Hieronymitaner Andrea da Leone stand dem Clovio nicht nach. Gian Paolo Cerva aus Bologna blühte um dieselbe Zeit und war unnachahmlich in der Zeichnung von Vögeln; auch Francesco Mezzo aus Mailand, ein Schüler Leonardo da Vinci's, Cesare Pallina aus Perugia und die beiden Sforza aus Genua. Von den beiden Letzten malte Giambattista besonders gern Insekten, Fliegen, Ameisen, Spinnen und Schmetterlinge und stand in dem Dienste Philipp's II. *Sinibaldo*, der andere Bruder, wurde durch den Dichter *Marino* an den *Hof* Savoyens gebracht, von welchem er monatlich *50 Scudi erhielt*. Giambattista Stefaneschi copirte in Miniatur einige Werke des Andrea del Sarto, Rafael, Tizian und Corregio. Außerdem kennt man noch Janet, Cooper, Guernier, van Deyoum, Sigismundo Laite, der auf Edelsteine malte, Bernard, Ramelli aus Piemont, Rosalba Carriera rc."

Aus einem Processe, den der berühmte Kupferstecher Jazet mit den Kunsthändlern Bance und Schroth hatte, ergab sich, daß doch nicht immer blos der Ruhm der Lohn des Talentes ist; denn Jazet hat in sechs Jahren, von 1832—37, für 812,596 Francs Abdrücke seiner Kupferplatten verkauft und davon, 63,560 Francs für Papier und Druck abgezogen, einen reinen Gewinn von 749,036 oder jährlich von 124,839 Francs gehabt. Auch die nachfolgenden Jahre waren nicht minder glücklich für ihn. Bekanntlich rühren von Jazet u. a. die Blätter her: „Der Schwur in dem Ballhause", „Die kleinen Diebe", „Der Taugenichts mit seiner Familie" rc. 61.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 123. —— 2. Mai 1840.

Die russische Literatur und ihre gegenwärtigen Richtungen.

Erster Artikel.
(Fortsetzung aus Nr. 122.)

Ich bin weit entfernt zu behaupten, die russische Literatur sei vollständig entwickelt und könne den übrigen Nationen welthistorische Productionen darbieten, die sich mit den Meisterwerken der ausgebildeten Literaturen messen möchten. Nein, ich weiß wohl, daß die russische Literatur noch ziemlich an ihrem Anfange steht und weit von ihrer Reife entfernt ist, ja kaum ihr Instrument, die Sprache, ganz ausgebildet hat. Dennoch darf man nicht sagen und Niemand, der sich nur etwas mit ihr beschäftigt hat, wird behaupten können, daß sie noch gar nichts Originales und Schönes hervorgebracht habe und daß ihr Boden selbst unfruchtbar sei. Hätten die deutschen Literaten so gewissenhaft wie Varnhagen zu Werke gehen, die russischen Dichter in der Ursprache studiren und eine Reihe von Artikeln, wie jener über Puschkin ist, geben mögen, dann wäre das deutsche Publicum schon eher im Stande gewesen, zwischen der russischen Literatur und ihren Gegnern zu entscheiden. Freilich hätte man dann aber auch, statt der allerlei Sächelchen aus Sammlungen und Tagesblättern die bessern Novellen von Gogol, von Pawlow, von Puschkin und Odojewsky, die so mannichfaltigen lyrischen Gedichte, epische Dichtungen und andere Productionen übersetzen müssen. Was kennt man z. B. von Puschkin als etwa einige unbedeutende Jugendarbeiten und novellistisch erzählte Anekdoten! Dafür übersetzt man desto fleißiger Bulgarin und hält sich an ihn, als den Hauptrepräsentanten der russischen Literatur. Man kann nicht ohne Lächeln lesen, was man Alles in Deutschland über die literarischen Verdienste dieses Schriftstellers zu Markte bringt. Man könnte auf die Vermuthung kommen, daß hinter den Lobpreisungen, die man über ihn ausschüttet, indem man ihn „den ausgezeichnetsten unter allen lebenden russischen Schriftstellern,*) den populairsten unter allen russischen Dichtern"**) nennt, sich eine schalkhafte Feindseligkeit gegen die russische Literatur verstecke. Ja, es kann nur eine bittere Ironie, eine beißende Satire auf die russische Literatur sein, wenn man Bulgarin einen Dichter und zwar denjenigen nennt, der das russische Leben am treuesten dargestellt habe, dessen „Iwan Wishikin" ein Spiegel der Wahrheit sei und eine weltgeschichtliche Bedeutung habe u. dgl.**) Mit ebenso vielem Rechte könnte man den deutschen Lafontaine den ausgezeichnetsten Dichter seiner Zeit nennen. Oder wären diese Lobeserhebungen etwa doch aufrichtig gemeint? Dann läge es ja am Tage, wie wenig richtige Begriffe man von der russischen Literatur in Deutschland habe, oder, um es gerade herauszusagen, wie wenig der Geschmack mancher deutschen Kritiker in gewissen Punkten gebildet sei. Man lacht über die Franzosen, die noch nicht sehr lange her von deutschen Dichtern nur Geßner kannten, sich an ihm entzückten und behaupteten, Deutschland habe nichts Schöneres hervorgebracht. Und doch war es noch Geßner und kein Bulgarin! Wahrlich, so lange Bulgarin's Machwerke, die selbst unter dem großen Haufen in Rußland ihre frühere unverdiente Reputation zu verlieren anfangen, was sich statistisch nachweisen läßt, in Deutschland selbst vor angesehenen Kritikern Bewunderung finden, wird die echte russische Literatur nicht so glücklich sein, gekannt und nach Verdienst geschätzt zu werden!

Ich habe mich bei diesen Erinnerungen an so viel ungerechte Vorurtheile gegen die russische Literatur ein wenig lange aufgehalten und will nun den unbefangenen Lesern dieses Journals ein flüchtiges, aber treues Gemälde des dermaligen Zustandes dieser Literatur und ihrer Richtungen entwerfen, indem ich auf die hervorstechendsten Werke hinweise, die im vergangenen Jahre erschienen sind, oder, sichern Mittheilungen zufolge, in der Kürze erscheinen werden.

Neben der allseitigen literarischen Sympathie, die der russischen Literatur, als einer so jugendlichen, eigen ist, macht sich seit einiger Zeit eine besondere Richtung, eine Vorliebe für alles Nationale geltend. Der literarische

*) S. „Conversations-Lexikon der Gegenwart", Art. Bulgarin. In diesem Artikel führt man auch unter Bulgarin's Schriften Roslawlew an, welcher in allen Leihbibliotheken bekannte Roman Sagoskin zum Verfasser hat. Überhaupt kann man sich nicht auf alle Artikel und Gesichtspunkte über russische Literatur in diesem Werke, besonders aber in dem frühern „Conversations-Lexikon", ganz verlassen.

*) „Literaturblatt" zum „Morgenblatt", 1839, 31. Januar.

**) Dasselbe a. a. O.

Eklekticismus, der auch seine schlimme Seite hatte, indem er die Nation in ihrer Selbsterkenntniß und in selbständiger Thätigkeit aufhielt, konnte nicht immer ohne eine Reaction bleiben, die nach einer Rückkehr zum Nationalen, Einheimischen, zu den innern Schätzen des Lebens trieb. Diese neue Richtung, durch eine analoge in ganz Europa mit angeregt, that sich besonders in der Literatur hervor, seit Karamsin und Puschkin, jener durch sein Geschichtswerk, dieser nach Schukowsky's Vorgang, durch seine schönen, von Nationalgeist beseelten Gedichte, der Literatur einen neuen, nachhaltigen Schwung gaben. Die Regierung ermuthigte diesen Zug der Geister, indem sie durch ein neues System des Unterrichts und durch den Schutz, den sie der Veröffentlichung der Acten und Materialien zur Geschichte und Statistik des Landes gewährte, jene Richtung erweiterte und nach andern Seiten des nationalen Bewußtseins lenkte. Freilich, wenn diese Richtung der russischen Literatur auf das Einheimische ausschließend werden sollte, so mußte sie zu dem entgegengesetzten Extrem jener frühern Vorliebe für alles Auswärtige führen. Jede Übertreibung ist aber schädlich, weil sie die Geister von der Wahrheit entfernt. Wenn ein ausschließender Hang nach dem Außernationalen tödtlich für die lebendige und selbständige Thätigkeit wird, so macht die entgegengesetzte, in zu enge Grenzen beschränkte Richtung auch den Geist beschränkt, hebt alle Vergleichungspunkte auf, führt zur Einseitigkeit und durch diese zur Erstarrung. Nur in jener Allseitigkeit, die auch das Einheimische, das Individuelle und Nationale aufnimmt und fördert, ist wahres Heil zu finden.

Indeß steht zu erwarten, daß der russische Geist bald das rechte Maß finden und sich, um zur Wahrheit zu gelangen, von beiden Abwegen entfernt halten werde. Bis jetzt ist die neue Vorliebe für das Vaterländische nicht ohne gute Früchte geblieben. Dies gilt besonders hinsichtlich der historischen Wissenschaften. Denn die Poesie scheint seit Puschkin's Tode sich in Trauer gehüllt zu haben und in Betrübniß zu schweigen. Doch hat ja — möchte man glauben — in ganz Europa, und nicht in Rußland allein die Poesie ihre Herrschaft auf einige Zeit an die Prosa abgetreten, oder herrscht wenigstens in prosaischen Dichtungen, im Roman und in der Novelle. Noch mehr bethätigt sich dermalen die Wissenschaft, und vorzüglich die historische Wissenschaft. Alles, was in der letzten Zeit über russische Geschichte erschienen ist, läßt sich hier nicht aufzählen. Wir erwähnen die Acten, welche die archäologische Gesellschaft zu Petersburg, die historische Gesellschaft zu Moskau und Strojeff herausgegeben haben. Letzterer war auf Kosten der Regierung beauftragt, die Archive, besonders der Klöster in den nördlichen und östlichen Provinzen des europäischen Rußlands, die nämlich meist ganz frei von der Herrschaft der Mongolen geblieben waren, zu durchforschen. Jene Acten haben viele bis daher im Dunkel gelegene Seiten der russischen Geschichte ins Licht gesetzt. Dabei dürfen jene Mittheilungen nicht vergessen werden, welche in dieser Gattung durch Privatunternehmungen, z. B. Muchanoff's, des Fürsten Odolensky u. A. zu Stande gekommen sind; ebenso wenig die vielen, theils örtlichen, theils die Nestor'schen, nach verschiedenen Codices von einer Anzahl Gelehrten herausgegebenen Annalen. Hierher gehört auch eine verglichene und kritisch bearbeitete Ausgabe der russischen Annalen, welche Arzibuscheff herausgegeben hat, sowie auch der erste Band von Pogodin's „Studien über Nestor" erschienen ist.

Hier, wo von den historischen Bemühungen russischer Gelehrten die Rede ist, müssen wir eines jungen Mannes gedenken, Wenelin's, den ein frühzeitiger Tod im letzten Frühjahre hinweggenommen hat. Karpatho-Russe von Geburt, hatte er seine Studien auf der Universität Lemberg gemacht und kam nach Moskau, sich zum Doctor der Medicin promoviren zu lassen. Bald aber ergriff ihn die alte Neigung zu historischen Studien; er verließ die Medicin und ergab sich ganz den Forschungen über die älteste Geschichte der Slawen, besonders der Russen. Einige gewagte Hypothesen muß man ihm, wie allen von einer großen und neuen Idee beherrschten Geistern zu gute halten, aus Dankbarkeit für das Licht, das er mit seltenem Scharfsinn über die Steppen der europäischen Urgeschichte, besonders der sogenannten Völkerwanderung verbreitet hat. Unter welch irrigem Gesichtspunkte dies große Weltereigniß bisher von den westeuropäischen, mit der Geschichte der slawischen Völker wenig vertrauten Gelehrten betrachtet worden ist, macht Wenelin fast bis zur Überzeugung klar. Die ersten zwei Bände seines großen Werkes: „Die alten und die neuen Bolgaren" (nicht Bulgaren), von denen der erste längst erschienen und der zweite unter der Presse ist (mitten in der Redaction des dritten überraschte der Tod den Verf.), werden ohne Zweifel, wenn ehestens eine, wie man versichert in Dorpat besorgte Übersetzung erschienen sein wird, große Sensation in der gelehrten Welt machen und mit der Zeit durch Beseitigung mancher historischen Vorurtheile gewiß eine nicht unbedeutende Umwälzung in der Wissenschaft hervorbringen. Wir können Wenelin's Ansichten hier innerhalb der Grenzen eines Journals nicht mittheilen, ohne daß so Vieles, was nur in seiner ganzen Ausführlichkeit und durch Darlegung der Nachweise zu einer Überzeugung führen könnte, paradox erscheinen würde. Wir müssen auf das Werk selbst verweisen. Indeß hat das deutsche Publicum bereits einige Kenntniß von Wenelin's System durch Bulgarin's „Rußland" erhalten. In diesem Werke, in welchem nach dem bekannten Worte Lessing's das Neue nicht gut und das Gute nicht neu ist, ist das Gute gerade aus Wenelin's Werke entnommen, ohne daß Bulgarin die Quelle irgend genannt hätte. Im Gegentheil waren Wenelin's jetzt so ausgeplünderte Forschungen früherhin stets ein Gegenstand des Spottes dieser großen Gelehrten, die sich über den Pfau nur lustig machten, um sich dann mit dessen Federn zu schmücken.

Außer diesem großen Werke hat Wenelin, der überhaupt eine ausgebreitete Kenntniß der slawischen Mundarten besaß und Reisen in der Bolgarei gemacht hatte, mehre Schriften über die bolgarische Literatur, sowie auch eine umfassende und gelehrte Grammatik dieser Sprache

herausgegeben und darin nachgewiesen, daß die slawische Kirchensprache nichts Anderes als die alte Mundart der Bolgaren ist. Im Interesse der Wissenschaft und der Wahrheit muß man den Schriften Wenelin's, die theils gedruckt, theils noch handschriftlich vorliegen, die möglichst größte Ausbreitung in der gelehrten Welt wünschen.

Noch müssen wir auch die Arbeiten Snegireff's von Moskau hervorheben. Außer den sehr gelehrten Werken, die in letzter Zeit kurz nacheinander von ihm erschienen sind: „Über die russischen Sprüchwörter", „Über die Volksfeste und abergläubischen Bräuche", Schriften, welche zahlreiche Daten und neue wichtige Wahrnehmungen über den Nationalcharakter enthalten, hat er jüngst auch mit einer seltenen Uneigennützigkeit und Wissenschaftsliebe historisch-archäologische Untersuchungen über die Denkmäler der alten Hauptstadt Moskau unternommen. Leider hat aber das von Eugen, dem seligen Metropoliten zu Kiew, begonnene und nach seinem Tode von Snegireff fortgesetzte „Lexikon der weltlichen Schriftsteller Rußlands", ein Seitenstück zu dem „Lexikon" desselben gelehrten und vielverdienten Hierarchen „über die geistlichen Schriftsteller" *) aus Mangel an Unterstützung des Werkes unterbrochen werden müssen.

Ein junger Gelehrter, Ssacharoff, suchte seine historischen Studien derselben Gattung in zahlreichen Schriften, z. B. „Die Züge der alten Russen", „Die Volkslieder und Feste" u. dgl. einem großen Publicum zugänglich zu machen. Doch können wir nicht unbemerkt lassen, daß bei all unserer Anerkennung des rühmlichen Eifers des Verf. zu wünschen bleibt, es möchten bald erschöpfendere und gründlichere Werke, wie z. B. das längst erwartete Kirejewsky's über die russischen Volkslieder erscheinen, welche letztere diesem gelehrten Sammler so zahlreich vorliegen, daß sie wol zehn Octavbände füllen werden. Als Seitenstück zu Ssacharoff's Buche: „Sammlung der Reisen der alten Russen", müssen wir ein anderes von Ssemenoff erwähnen: „Sammlung der Reisen der Ausländer nach Rußland im Mittelalter."

Das jüngste Werk Ustrjaloff's: „Abriß der russischen Geschichte", ist bereits in Deutschland durch die Übersetzung bekannt, die in Stuttgart erscheint. Wenn auch nicht ohne Verdienst, hat dieses Werk doch den Ruf nicht vermehrt, den sich der Verf. durch seine kritischen Ausgaben verschiedener wichtigen Materialien, z. B. über die Epoche Johannes' des Furchtbaren und des falschen Demetrius bereits erworben hatte.

Zu den russischen Gelehrten im Fache der vaterländischen Geschichte und Archäologie haben wir Einen zu rechnen, der noch nicht so bekannt ist, als er es verdient. Es ist der russische Geistliche zu Weimar. Wir schalten hier ein, was ein russischer Reisender, der ihn 1838 besuchte, über ihn sagt:

Ich werde mich stets der Bekanntschaft erinnern, die ich in Weimar an unserm Protopresbyter Sabinin, einem Manne von seltener Gelehrsamkeit, gemacht habe. Er ist bei uns durch seine Untersuchungen über die Verwandtschaft unserer Sprache mit den skandinavischen Idiomen nicht unbekannt. Mit diesen hat er sich während eines längern Aufenthalts zu Kopenhagen vertraut zu machen Gelegenheit gehabt. Die isländischen Sagen sind ihm durchaus zugänglich, und er beabsichtigt, aus einer dermal zu Kopenhagen erscheinenden Sammlung derselben Alles, was in die russische Geschichte einschlägt, auszuziehen. Er übersiedelte sich nach Weimar mit seiner Familie und seiner, an Werken der skandinavischen Literatur so reichen Büchersammlung. Auch seine Söhne versprechen mit der Zeit tüchtige Philologen in diesem Fache zu werden, das man bisher bei uns so wenig angebaut hat, wie wichtig es auch besonders für die ersten Fragen um das altrussische Leben ist. Sabinin zeigte mir auch eine von ihm ganz beendigte Übersetzung des Buches Hiob, die aus dem Hebräischen gemacht und mit einem aus allen vorhandenen Commentaren gezogenen Commentar, sowie mit einer gelehrten Vorrede über dieses Buch begleitet ist. Eine wahrhaft europäische Arbeit! Man muß wünschen, daß sie recht bald in Rußland bekannt werde. Die letzten Stunden meines Aufenthalts in Weimar widmete ich ganz der Unterhaltung mit unserm Philologen, der bei so ausgezeichneten Verdiensten leider noch so wenig unter uns gekannt ist. Ein Mann, der fern von seinem Vaterlande unaufhörlich für dessen Ruhm arbeitet und seiner Arbeiten ungeachtet von seinen Landsleuten kaum bemerkt wird, ist wahrlich eine ebenso rührende als belehrende Erscheinung. *)

(Die Fortsetzung folgt.)

Einfluß der Eroberung auf die Sprache des eroberten Volkes.

Nr. 57 d. Bl. enthält einen Bericht über eine Sitzung des historischen Instituts von Paris, in der Herr Panet de Tremolière ein Memoire über die Urbestandtheile der französischen Sprache verlas. Das Memoire gab zu einer Discussion Veranlassung, bei der ich glaubte, die allgemeinen Grundsätze etwas näher berühren zu müssen. Der Berichterstatter d. Bl. läßt mich bei dieser Gelegenheit schließlich sagen: „1362 sei die französische oder normännische Sprache, welche mehr als hundert Jahre geherrscht habe, in diesem Königreiche abgeschafft worden, ohne eigentlich den Geist der einheimischen Sprache im mindesten geändert zu haben." Da diese Ansicht meines Erachtens total der allbekanntesten Wahrheit widerspricht und ich eine ganz entgegengesetzte in jener Discussion aufstellte, ich aber genug an der Verantwortung Dessen habe, was ich selbst sage und schreibe, so bin ich so frei, die Redaction d. Bl. zu bitten, die folgenden Zeilen aufzunehmen, in denen ich meine in jener erwähnten Sitzung des historischen Instituts ausgesprochenen Ansichten resumire. J. Venedey.

Die Eroberung eines Volks läßt meist in der Sprache des eroberten, oft auch in der des erobernden Volks, wenn diese zur Landessprache werden sollte, die unverkennbarsten Spuren der Einwanderung und Verschmelzung beider Völker zurück. Die Sprache des erobernden Volkes wandert in die des eroberten ein und siedelt sich in derselben an. Aber sie ist gerechter als die Eroberer selbst, denn während diese meist die Besitzer aus ihrem Eigenthum austreiben, nimmt jene in der Regel nur in Anspruch, was noch unbebaut war, und siedelt sich hier an, schlägt feste Wohnsitze auf und zeugt und pflanzt sich fort. Das eroberte Volk nimmt von dem erobernden an, was dieses ihm als einen Fortschritt, als eine

*) Deutsch bearbeitet ist dies Lexikon von Strahl unter dem Titel: Beiträge zur russischen Kirchengeschichte. Erster Band. Halle 1826. Vgl. andere Werke desselben Verf.: Geschichte der russischen Kirche. Erster Theil. Halle 1830. Das gelehrte Rußland. Leipzig 1828 u. s. w.

*) Reisebericht von Schewyreff in den „Vaterländischen Denkwürdigkeiten" vorigen Jahres.

höhere Cultur zu bieten im Stande ist. Bringt das eingedrungene Volk dem Urvolke des eroberten Landes neue Bedürfnisse, eine neue bisher unbekannte Industrie, ein neues Rechtssystem, neue Institutionen, so gehen die Worte, die diese bezeichnen, in die Sprache des eroberten Volks über. Das ist der Grundsatz, der sich bei allen Eroberungen wiederholt.

Die Einwanderung der Griechen, oder besser, die Errichtung ihrer Colonien in Gallien, brachte zuerst einen ausgedehnteren Handel unter die celtischen Stämme, die damals Gallien bewohnten. Die Griechen beschränkten sich darauf, überall das ihren Colonien nahe liegende Land im Interesse ihres Handels auszubeuten, und so blieb ihr Einfluß auf Gallien und auf die Sprache des Volks auch auf die Handelsbedürfnisse beschränkt. In dieser Beziehung aber zeigt uns Cäsar, daß die Gallier nicht nur das griechische Zahlensystem angenommen hatten, sondern auch, daß in einem großen Theile Galliens die Handelscorrespondenz in griechischer Sprache geführt wurde, was gewiß Spuren genug in der celtischen Sprache zurückgelassen haben würde, wenn diese nicht durch die Römer eine neue Radicalrevolution erlitten hätten.

Die einwandernden Römer begnügten sich nicht mit der commerciellen Ausbeutung des Landes. Sie brachten Gallien eine ganz neue, total römische Culturepoche, die Religion, die Literatur, das Kriegswesen, alle Sitten und Gebräuche des Volks, Rechtspflege und Institutionen änderten, und römisches Wesen überströmte Gallien, durchdrang es in allen geistigen Richtungen und ließ überall die unverkennbarsten Spuren in der Sprache zurück, die romanisirt, wie sie heute ist, eben den Beweis liefert, daß kein Zweig des gallischen Lebensbaumes von Rom unberührt blieb.

Bei der Einwanderung der Germanen in Gallien bewährte sich der allgemeine Grundsatz ebenfalls. Fast in allen Zweigen der Cultur, in Handel, Kunst und Wissenschaft, waren die durch Rom civilisirten Gallier den einwandernden Barbaren des Nordens weit überlegen. Und daher besiegte dann die Sprache des eroberten Volkes die seines Siegers in allen Zweigen des öffentlichen und Privatlebens, in denen es den Einwanderern wirklich überlegen war. Nur auf dem Schlachtfelde, in ihren Volksversammlungen und in ihren Gerichten erschienen die Germanen den romanisirten Galliern in einem höhern Lichte, zeigten sie sich ihnen unbedenklich bevorzugt. In dieser Beziehung waren sie reicher begabt als das eroberte Volk und konnten somit dem Ärmern leihen. Und so finden wir denn wirklich, daß die germanische Sprache vielfach in den alten Kriegsausdrücken und Gerichtsterminen die vorherrschende ist. Der Kriegsbann der Germanen wurde der Ban der Franzosen, der geschworene Schauer der Erstern die échevins (échiquier) der Letztern u. s. w. Mit der Einwanderung der Normannen in Frankreich änderte sich dann auch die Seemannssprache, alle technischen Ausdrücke des Seewesens werden normännisch und germanisch und bleiben es bis in die neueste Zeit. Andere Reformen hatten aber die Normannen den bereits durch die Franken mit der germanischen Kriegsgerichtssprache versehenen Gallofranken nicht zu bringen.

Was endlich England anbetrifft, so fand hier nach der Einwanderung der romanisirten französischen Normannen eine vollkommenere Sprachverschmelzung statt. Das Gesetz dieser Verschmelzung aber bestätigt, wenigstens im Allgemeinen, den obigen Grundsatz, nach dem das eroberte Volk von dem erobernden nur annimmt, was es selbst nicht hat und was dieses ihm als eine höhere Cultur, als eine Verbesserung seines Zustandes anzubieten im Stande ist. Die französischen Normannen gehörten unter Wilhelm dem Eroberer zu den gebildetsten Völkern der Welt. Ihre Geschichte, ihre Literatur, ihr Ritterthum und ihre Geistlichkeit sind davon unwiderlegliche Beweise. Die Engländer jener Zeit aber waren durch die ewigen Raubanfälle der Dänen und Norweger wieder in den verwildertsten Zustand hinabgesunken. Nach der Eroberung Englands durch die französischen Normannen wurden diese nicht nur factisch, sondern auch durch ihre überlegene Bildung zur Aristokratie des Landes; alles geistige Leben concentrirte sich Jahrhunderte lang in ihnen, während in dem eroberten Volke nur materielle Bedürfnisse herrschten. Das geistige Leben und das materielle Bedürfniß sind die beiden Gegensätze, die thatsächlich nach der Eroberung durch die französisirten Normannen und durch die germanisirten Engländer (Angelsachsen) vertreten sind. Das eroberte Volk hatte also Vieles von seinen Eroberern zu lernen, und so finden wir denn, daß in der später aus der Mischung hervorgehenden englischen Sprache das geistige Leben meist durch eingewanderte, französisch-normannische Worte (z. B. sense, intelligence, judgment, signification u. s. w.), dagegen das materielle Bedürfniß durch germanisch-angelsächsische Ausdrücke (z. B. bread, water, earth u. s. w.) vertreten sind.

Eine Vergleichung der Sprache eines eroberten Volks vor und nach der Eroberung wird so zum besten Meister der Cultur beider Epochen, da eben die Sprache gerechter als die Eroberer, und sich nur da eindrängt, wo sie unbewahrtes, unbebautes Land findet.

Literarische Notizen.

A. Jal, dessen „Scènes de la vie maritime" großen Beifall gefunden haben, gab jüngsthin „Soirées du gaillard d'arrière" heraus, eine Sammlung Erzählungen, worin die Sitten und Eigenthümlichkeiten der Seeleute unsers Jahrhunderts geschildert sind und die zum Theil einen historischen Hintergrund haben. Wahrheit des Colorits, Einfachheit der Composition und ein ebenso wenig trivialer als pretentiöser Styl dienen diesen Seegeschichten zur Empfehlung. Jede Scene, jede Erzählung ist mit lehrreichen Bemerkungen begleitet, oft mit Hinweisungen auf desselben Verf. gelehrte „Archéologie navale", die ihm früher eine Auszeichnung von Seiten der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften erwarb.

Die drei ersten Lieferungen des „Album du salon de 1840", sind bereits erschienen und enthalten in Nachbildungen das schöne Portrait des Hrn. Barre Vater, nach Amaury Duval, und dasjenige der Mlle. Rachel, nach A. Charpentier; ein Gemälde von Robert Fleury, der Tod des Ramus; ein Jagdstück von Garnery und zwei Bilder von Boulanger und Gué. Das Werk, wozu Taylor eine Vorrede schreibt, ist mit Luxus ausgestattet.

Die vierte englische Übersetzung der „Frithiofssage" ist angekündigt unter dem Titel: „Frithiofs Saga. A legend of the North. By *Es. Tegnér*; translated from the original swedish, by *G. Stevens*." Die Übersetzung ist von Tegnér durchgesehen und gebilligt und mit 17 Kupferstichen und 12 musikalischen Beilagen ausgestattet. Die Compositionen sind von Crusell in Stockholm und Andern, sehr charakteristisch und gut arrangirt und gleichen, wie ein britisches Journal bemerkt, dem Style der deutschen „Lieder". Bekanntlich ist das Wort Lieder, in musikalischer Hinsicht, auch in das Französische übergegangen.

Eine neue Übersetzung des zweiten Theils von Goethe's „Faust" rührt von J. Birch her, welcher bereits eine treffliche Übersetzung vom ersten Theile geliefert hat. Die Übersetzung ist mit Stahlstichen nach Retzsch geziert und mit vielen Noten und Erklärungen begleitet. „Mr. Birch", sagt der „Mirror", „hat Das für Goethe im Englischen gethan, was Schlegel im Deutschen für William Shakspeare gethan hat — he has given us the honest translation of a brother poet." 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 124. —— 3. Mai 1840.

Die russische Literatur und ihre gegenwärtigen Richtungen.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 123.)

Es schwebt ein ganz eigenes Geschick über dem Studium der Epoche Peter's des Großen. Puschkin war beauftragt, die Geschichte desselben zu schreiben, und starb, ehe er das Werk nur angefangen hatte. Da er das Material zu dieser Arbeit aus Mittheilungen und Archiven geschöpft hat, die nicht Jedem zugänglich sind, so wäre zu wünschen, daß solches, wie es von ihm zusammengetragen ist, und nach der Versicherung der Herausgeber seiner Werke wol zwei bis drei starke Bände geben würde, aufs schleunigste im Druck erschiene. Auch Swinjin, vortheilhaft bekannt durch die Gründung der von ihm selbst zehn Jahre lang redigirten „Vaterländischen Denkwürdigkeiten", die in ihrer ersten Folge viele, für russische Geschichte, Statistik und Topographie wichtige Materialien enthalten, arbeitete in den letzten Jahren an einer Geschichte Peter's I.; allein ein plötzlicher Tod unterbrach im Frühling vorigen Jahres die schon ziemlich vorgerückte Arbeit. Indeß möchte Swinjin bei so viel blinder Bewunderung und so wenig Kritik, als er vereinigt, eine seines Helden würdige Geschichte zu liefern, schwerlich im Stande gewesen sein. Golikoff's großes Werk über Peter's Regierung wird dermalen in einer gedrängtern und wohlfeilern Ausgabe aufgelegt. Indeß scheint diese neue Ausgabe Verkürzungen zu erleiden, die sie um das Verdienst bringen werden, die erste Originalausgabe zu ersetzen. Die meisten Materialien über diese riesenhafte Regierung und besonders die unermeßliche eigenhändige Correspondenz Peter's haben ihre Herausgeber noch nicht gefunden. Die vor einigen Jahren von Berg herausgegebenen, aus dem Archiv der Admiralität gezogenen Briefe erwecken nur um so mehr das Verlangen nach den in dem moskauer Archiv noch hinterlegten Briefen, unter denen auch die Correspondenz mit Leibnitz sich befindet, und die im Ganzen über ein Dutzend Bände ausmachen; der anderwärts bewahrten Briefe nicht zu gedenken. Solche Herausgabe wäre eben jetzt an der Zeit, wo in Rußland mit jedem Tage eine historische Partei zunimmt, die sich, bedingt oder unbedingt, gegen Peter's Neuerungen und zu Gunsten der vorpetrinischen Zeit erklärt. Dieser Partei soll, wie man behauptet, selbst Karamsin angehört und Puschkin sich in den letzten Jahren zugeneigt haben. Die Frage, die nun die Gelehrten dieses Bekenntnisses aufwerfen, ist aber nicht allein in wissenschaftlichem Interesse, sondern noch mehr aus dem Gesichtspunkte des russischen Gesammtlebens und der einzuschlagenden Richtung der Cultur so wichtig, daß eine kritische, unparteiische Geschichte Peter's, gegründet auf gewissenhaftes, vorurtheilsfreies Studium der ihm vorausgegangenen Periode zu einem wahrhaften und dringenden Bedürfnisse für die Geister in Rußland wird. Gewiß wäre es unmöglich, daß eine ganze Nation auf der Stelle umkehren und ihre Geschichte noch einmal da beginnen sollte, wo Peter sie bei seiner Thronbesteigung gefunden hat; auch handelt es sich nicht um eine sittliche Gegenrevolution, als ob man sich von der geistigen Richtung des übrigen Europa losmachen und die alten Bärte wieder wachsen lassen wollte: diese Bestrebung wäre so toll als unmöglich; nein, aber es handelt sich um die Frage, ob man in dem fremden Gleise fortfahren, den Fußstapfen der Andern nachgehen, oder ob Rußland sich nicht vielmehr einen eigenen Weg bahnen solle, einen Weg, den die Vorfahren schon eingeschlagen hatten, von welchem aber Peter's Reformen mit Gewalt abgelenkt haben, und auf welchem man die neuen, von der Zeit bereits befestigten Formen beibehielte, sie aber immer mehr mit echt-nationalem Geiste durchhauchen müßte. Ohne Zweifel ist dies eine Lebensfrage für das russische Gesammtleben, die sich aber, wie gesagt, nur durch die umfassendsten und von jeder Befangenheit nationaler Vorliebe, von jeder Eingenommenheit gegen Fremde gänzlich freien geschichtlichen Forschungen beantworten läßt. Solche Studien würden sehr wahrscheinlich zu dem Resultate führen, daß zwar in den Ansichten der Gegner von Peter's Reformen viel Wahres liege, daß diese Eiferer aber zu weit gehen und der bloßen Individualität Peter's zurechnen, was größtentheils dem Drange der Umstände und den Foderungen der Zeit zugeschrieben werden muß.

Man kann in der rückwirkenden Bewegung, die sich jetzt in der russischen Literatur an den Tag legt, eine gewisse Ähnlichkeit mit der in Deutschland nach dem Befreiungskriege hervorgetretenen Bewegung nicht verkennen. Einer der ersten russischen Dichter hat die Altgläubigen, von denen ich eben gesprochen, scherzend „russische

Altdeutsche" genannt; ein treffender Ausdruck! Es unterliegt keinem Zweifel, daß dieses von Deutschland aus in der letzten Zeit fast in allen europäischen Literaturen verbreitete Streben nach dem ausschließlich Nationalen und Mittelalterlichen, wenn auch nur indirecterweise, erst unter einigen Gelehrten und dann durch diese unter der russischen Jugend die erste Idee eines vorpetrinischen Rußlandes als Gegensatz eines nachpetrinischen erweckt hat. Die deutsche Romantik trug nicht wenig zu dieser Bewegung bei, die sich auch noch durch einen religiösen, orthodoxen Zug nach dem altrussischen Kirchenglauben vor Peter, ja selbst vor dem Patriarchen Nicon bemerklich macht. Zeigte sich nicht etwas Ähnliches in der Neigung der deutschen Romantik zum mittelalterlichen Katholicismus?

Die russische Nation war zu allen Zeiten sehr religiös. Die Religion hatte allein die Nationalität Rußlands zur Zeit der Mongolen befreit; sie hatte die politisch lange getrennten Fürsten und Provinzen auf dem Schlachtfelde von Kulikowo unter Anführung des Demetrius vom Don vereinigt; sie begeisterte 1612 u. 1812 das Volk und half zu den Siegen über die Polen und Franzosen. Allein die französische Philosophie des 18. Jahrhunderts und der spätere deutsche Rationalismus hatten den Glauben der gebildeten Classen erschüttert und nur das Volk bewahrte den altrussischen gläubigen Sinn. Es ist wahr, der deutsche Mysticismus, der in Rußland in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Eingang fand und unter Kaiser Alexander seinen Höhepunkt erreichte, war ein heilsames Gegenmittel gegen den französischen Materialismus; allein immer doch ein geborgtes Mittel, das dem religiösen Geiste Rußlands, der unter dem Glauben der griechischen Orthodoxie erwachsen war, nur nothdürftig zusagte. Jetzt erwacht denn wieder die Sympathie für altkirchlichen Glauben, wie man sich an dem guten Glück aller Bücher überzeugen kann, die jener Richtung entsprechen. So legt sich der auch als Dichter bekannte Andreas Murawjeff, dessen Beschreibung seiner 1829 nach Palästina gemachten Reise eine außerordentliche Aufnahme gefunden hat, jetzt ganz darauf, eine Reihe populairer Schriften über die orthodoxe Kirche und Religion herauszugeben. Seine „Pilgerfahrt nach den heiligen Örtern Rußlands", „Briefe über den griechischen Gottesdienst", ins Deutsche von Pastor Müralt übersetzt, eine „Geschichte der russischen Kirche", worin die majestätische Gestalt des Patriarchen Nicon unter dem Zar Alexis zum ersten Male ganz und würdig gezeichnet ist, und andere Werke bezeugen seinen arbeitsamen Eifer. Eben jetzt bereitet er neben einer kurzgefaßten Geschichte der christlichen Kirche überhaupt ein großes Werk über die russischen Patriarchen vor, zu welchem ihm, als einem der höhern Beamten der heiligen Synode, bisher uneröffnete Quellen zugänglich waren. Dieser Richtung schließen sich neben andern Werken zahlreiche Predigten an, unter denen sich in letzter Zeit die vielen Predigten und Homilien des Bischofs Innocenz, Vicars des Metropolitanen von Kiew, ohne Widerspruch als die beredtesten und gehaltvollsten auszeichnen.

Nun darf man aber nicht etwa die Vermuthung fassen, eine solche Wiederbelebung des religiösen Geistes müsse den philosophischen Studien Eintrag thun. Die Lehre Kant's und die Naturphilosophie wurden in Rußland seit langer Zeit gekannt und betrieben. Jetzt aber ist, wie man sich leicht denken kann, die Philosophie Hegel's an die Reihe gekommen. Die jungen Professoren, die von der Regierung nach Berlin geschickt worden, um die letzte wissenschaftliche Weihe zu empfangen, haben seit den letzten Jahren diese neue Lehre nach Rußland gebracht. Man versichert, daß die finnländische Universität Helsingfors aus lauter Hegelianern besteht. Auch in Dorpat und Petersburg fehlen sie nicht; doch hat von allen eigentlich russischen Universitäten keine so viel Sympathie für die Lehre des berliner Meisters als die Universität Moskau. Die Jugend dieser alten Hauptstadt hat sich immer durch einen Hang für ernste Studien ausgezeichnet — einen dem russischen Geiste eingeborenen Hang. Vor etwa zwanzig Jahren fand das Schelling'sche System Eingang in Rußland und die moskauer Journale zeigten zuerst den Einfluß desselben. Moskauer junge Männer haben auch dermalen wieder den Gedanken gefaßt, in einem eigens dazu bestimmten Journale die Hegel'schen Principien zu verbreiten, besonders in Anwendung derselben auf Poesie und Kunst. Der Versuch, man darf es nicht leugnen, ist nicht sehr glücklich ausgefallen; gewiß werden aber andere folgen und gelingen. Hegel ist in Rußland zu sehr an der Tagesordnung, als daß die Vorliebe für seine Lehre nicht auf eine oder die andere Art zum Durchbruche kommen sollte. Die russische Geistlichkeit schließt sich keineswegs von den philosophischen Studien aus. Sidonsky, Archimandrit, Gabriel in Kasan, der jüngst eine Geschichte der Philosophie herausgegeben hat, besonders aber der gelehrte und verdienstvolle Golubinsky, Weltpriester und Professor der geistlichen Akademie von Troiza, dem nahe bei Moskau gelegenen Dreifaltigkeitskloster, gehören zu Denjenigen, die sich ausschließend der Weltweisheit widmen. Dieser Golubinsky, ein ebenso tiefer und aufgeklärter, als aufrichtig religiöser Geist, sucht die Philosophie mit der Religion zu verbinden, ja selbst das ganze Lehrgebäude der griechischen Kirche auf ein philosophisches Fundament zu stellen. Diesem letztern Streben sind auch mehre ernste, denkende Laien nicht fremd und verbinden mit einer gründlichen Kenntniß der deutschen Philosophie das Studium der Kirchenväter und überhaupt den Hang zur Orthodoxie, wie sie sich in den ältesten christlichen Zeiten und besonders in der russischen Kirche gestaltete.

Dies bringt uns noch einmal auf das Studium des Nationalen zurück. Obgleich die russische Geschichte nach Peter dem Großen ihre eigenen Schwierigkeiten und Rücksichten mit sich bringt, so fängt man doch an, sie zum Gegenstande ernster Forschungen zu machen. Arsenjeff, früher Professor der russischen Geschichte und Statistik bei dem russischen Thronfolger, hat voriges Jahr ein sehr interessantes Werkchen über die kurze Regierung Peter's II. herausgegeben. Der Staatsrath Polenoff hat, wie der Vorige aus nicht bekannten Quellen schöpfend, eine Denk-

schrift über den unglücklichen Prinzen Iwan, der einen Augenblick lang russischer Kaiser war, und über dessen Familie verfaßt. Von dem General Michailowsky-Danielewsky ist auf dessen schon frühere Werke über die Feldzüge von 1814 ꝛc. nun auch eine Geschichte des Feldzugs von 1812 erschienen. Über diese Feldzüge besitzt Rußland auch eine schon viel früher, und zwar von einem Augenzeugen verfaßte Geschichte von dem dermaligen Senator Buturlin, der sich jetzt mit einer „Geschichte der unruhigen Zeit", nämlich der Periode zwischen Boris Godunoff und der Thronbesteigung des Hauses Romanoff beschäftigt. Der General Davydoff, der bekannte Parteigänger von 1812 u. 1813, zugleich einer der besten lyrischen Dichter Rußlands, hat viele Artikel hinterlassen, die einen Theil der Denkschriften über die merkwürdigen Kriege mit den Franzosen ausmachen. Er ist nämlich im vorigen Frühjahr plötzlich in dem Augenblicke verstorben, als ihn der Kaiser beauftragt hatte, den Leichnam seines ehemaligen Chefs, des Fürsten Bagration nach dem Schlachtfelde von Borodino zu bringen, wo dieser gefallen war. Man verspricht sich die Herausgabe seines poetischen und historischen Nachlasses zur Vervollständigung seiner frühern Schriften. Dies wäre ein schönes Geschenk nicht blos für die Geschichte, sondern vielleicht noch mehr für die schöne Literatur Rußlands; denn Davydoff's Prosa steht nicht hinter seinen Versen zurück, ist geistsprühend, leicht und elegant, sodaß sie in mancher Hinsicht als Muster des Styls gelten kann.

Die Statistik Rußlands gewinnt immer mehr wichtige Hülfsmittel, einmal durch jährliche Bekanntmachungen der Regierung, besonders über die verschiedenen Zweige der Verwaltung, des öffentlichen Unterrichts, des Handels u. dgl., dann aber auch durch immer zunehmende Monographien oder einzelne Beschreibungen der verschiedenen Provinzen in topographischer und statistischer Hinsicht. Derselbe Arsenjeff, von dem schon gesprochen worden, bereitet als Vorstand des statistischen Bureaus ein umfassendes, aus authentischen Quellen geschöpftes, statistisches Werk über Rußland vor, welches von großer Wichtigkeit zur nähern und richtigern Kenntniß des Landes sein wird. Die Provinzialgeschichte wird nicht weniger bearbeitet als die Statistik. Wir führen die Geschichte Sibiriens an, die Sslowzoff zu Tobolsk eben angefangen hat. Dieser scheint aus Quellen geschöpft zu haben, die dem frühern Geschichtschreiber Sibiriens, Fischer, unbekannt geblieben waren. Klein- und Neurußland werden neben den schon vorhandenen Werken neue Geschichten erhalten, von Gelehrten unternommen, die in jenen Länderstrichen wohnen. Kaukasien, Taurien und andere Theile des Reiches haben schon mehr oder weniger befriedigende Geschichten.

(Der Beschluß folgt.)

Aus Schweden.

In der schwedischen Monatschrift für Belletristik, Geschichte, Philosophie und Staatskunde: „Mimer", enthalten die Hefte vom Mai bis Navember Manches von besonderm Interesse. Das Maiheft enthält vornehmlich: „Scenen aus Vogel Blau", einem Sagenspiel, welches nächstens ganz erscheinen wird. Nach der darin mitgetheilten Probe zu urtheilen, darf man ein an poetischen Schönheiten sehr reiches Werk erwarten. Ganz besonders anziehend und schön sind die darin vorkommenden Gesänge, z. B. gleich im Anfange das Jägerlied, das Frühlingslied u. s. w. Der Dialog ist lebendig, die Sprache rein und blühend, das Ganze das Werk einer glühenden Phantasie und eines tiefen Gefühls. Der Schauplatz ist auf einer Küste der Insel Cypern, die Zeit die der Kreuzzüge. Das Stück ist echt romantisch.

Das Juniheft enthält zuerst zwei Gedichte. Das erste ist überschrieben: „Bei der Magisterpromotion in Upsala den 15. Juni 1839, an F. M. Franzén", durch welches er zur Beiwohnung dieser feierlichen Handlung eingeladen wurde. Franzén ist schon seit 50 Jahren als einer der ersten Dichter Schwedens verehrt worden und in dem hier genannten, an ihn gerichteten Gedichte der Charakter seiner Dichtungen auf eine treffende, wahre und schöne Weise geschildert. Dieser ist überaus zart und anmuthig, aber auch tief. Das zweite ist zu demselben Zwecke, nämlich als „Einladung zur Magister- oder Doctorpromotion, an C. G. von Brinkman" gerichtet. Brinkman, der als Diplomat lange in Deutschland gelebt und die Achtung und Freundschaft eines Schleiermacher, Schiller und Goethe genossen hat, ist auch den Deutschen als Schriftsteller und Dichter rühmlich bekannt und wird im Vaterlande mit Recht als ein ausgezeichneter Mann geachtet und geehrt. — Ferner enthält dieses Heft einen nicht uninteressanten Aufsatz unter dem Titel: „Spuren von Runen und deren Gebrauch unter einheimischen Überbleibseln von Aberglauben und Zauberei." Anlaß zu diesem Aufsatz gab der schwedische Reichsantiquar Prof. J. G. Liljegren dem Verf., indem er ihn bat, ihm zum Behuf seiner unter der Presse befindlichen Abhandlung über die Runen Nachweisungen zu ertheilen, inwiefern Spuren von diesen Buchstabenformen unter den einheimischen Überbleibseln der Kenntnißarten des grauen Alterthums, welche gegenwärtig Vorurtheil, Aberglaube und Magie genannt werden, sich vorfänden. Er beweist, daß solche Spuren wirklich noch vorhanden sind, gibt die Runenbuchstaben an, welche für dergleichen Zwecke noch angewendet werden, und fügt einige der Formeln oder Gebräuche hinzu, welche am deutlichsten von der Asalehre abstammen und sich dadurch als Reste der uralten und vielfältigen mystischen Benutzung der Runen zu erkennen geben.

Von großem wissenschaftlichen Interesse ist die im Juliheft der Monatschrift „Mimer" angefangene und im Octoberheft fortgesetzte und geschlossene Abhandlung: „Über den Begriff der Mythologie", von A. Törnros. Sie bildet eine aus der Reihe der öffentlichen Vorlesungen, welche der für Wissenschaft und Kunst zu früh verschiedene Verfasser, als Professor der Ästhetik, eine Zeit lang zu Upsala hielt, entnommene Monographie, welche hier im voraus und bis man die nachgelassenen Manuscripte hat sammeln und davon eine würdige Ausgabe veranstalten können, mitgetheilt wird. Wir wollen den Lesern d. Bl. den Inhalt dieser lehrreichen Abhandlung wenigstens kurz andeuten. Gleich zu Anfange bemerkt der Verf. richtig: „Da jede Mythologie theils poetische Fabeln, theils Philosopheme über die Natur und den Ursprung der Dinge, theils geschichtliche Erinnerungen in Sagenform enthält, so hat man sich gewöhnlich mehr oder weniger an diese Elemente besonders gehalten und die Entstehung der Mythen aus einem derselben oder aus ihnen allen zusammen zu erklären gesucht, das Ganze aber als eine Masse, ein Aggregat der verschiedenen Elemente betrachtet, ohne sie in einen organischen Zusammenhang zu fassen. Den Kern und Lebenspunkt selbst der Mythologie hat man gewöhnlich übersehen und ist dadurch in Widersprüche und Schwierigkeiten gerathen, welche nicht haben gelöst werden können." Die Griechen schrieben den Dichtern, insonderheit Homer und Hesiod, die Schöpfung ihrer Mythologie zu und Voß mit seinen Anhängern stimmten dieser Ansicht in der Hauptsache bei. Wäre dies buch-

stäblich wahr, so wäre der Begriff aller echten Mythologie selbst vernichtet. Könnte sie als die zufällige Frucht eines Einzelnen, als eine willkürliche Fiction, betrachtet werden, so würde sie jeder höhern Bürgschaft entbehren und könnte in den Augen Anderer für nichts weiter als höchstens für ein artiges Spiel gelten. Der Inhalt der Mythologie ist über das Erfindungsvermögen des Einzelnen zu sehr erhaben. Der Einzelne schafft sich seine Götter nicht selbst. Der Künstler, der Dichter kann nur ein bestimmteres und anschaulicheres Bild von einem höhern Wesen, welches er erkennt und verehrt, geben; aber die ersten Vorstellungen von den göttlichen Dingen muß er in unverrückten, dem ganzen Volke gemeinschaftlichen Grundzügen vorfinden. Ebenso wenig können die Priester die Götter ihres Volks eigenmächtig schaffen. Nicht besser begründet ist die Meinung Derer, welche in jeder mythischen Figur eine historische Person wiederfinden wollen, die wegen ihrer ausgezeichneten Stelle unter der Menge, oder ihrer rühmlichen Eigenschaften und ihrer Verdienste um das Volk vergöttert warden ist. Solche Gestalten werden allerdings in größerer oder geringerer Anzahl in jeder Mythologie gefunden, und dieser Theil davon, welcher Das, was man die Heldensage nennt, ausmacht, ist entschieden historischen Ursprungs. Aber es ist nicht das Factische und Historische, welches das eigentliche Wesen der Mythe ausmacht: die Form, welche das Historische in der mythischen Sage annimmt, ist von der Form der gewöhnlichen Wirklichkeit sehr verschieden. Sie ist typisch und vorbildend aller Geschichte, welche von ihr ihre höhere Garantie und Verklärung erhält; und also muß eine andere Operation des menschlichen Geistes als die, welche blos auf empirischem Wege beobachtet, was geschehen und sich zugetragen, hinzukommen, um Personen, welche zu einer gewissen Zeit gelebt und in der Welt gewirkt haben, zu mythischen Persönlichkeiten zu erheben. Was in der Mythe historische Wirklichkeit, ist gerade als Mythe eine höhere, allgemeinere und heiligere Wirklichkeit; und der geschichtliche Inhalt ist blos eine Unterlage des mythischen. Dasselbe kann mit Grund von Dem, was in der Mythe Natursymbol ist, gesagt werden. Die Mythologie ist das Product, nicht eines Einzelnen, sondern jedesmal eines ganzen Volks; denn wäre das der Fall nicht, so könnte sie keine allgemeine Gültigkeit in religiöser Hinsicht haben. Es gibt in jedem Volksganzen eine innere Einheit, der Alles entspricht, was die Individuen zusammenhält und ihnen gemeinsamen Sinn und Trieb, gemeinsame Denkweise und Willen einflößt. Es gibt eine allgemeine geistige Macht, welche gleichmäßig auf Alle wirkt. Die Mythen sind Geburten der zusammengeschmolzenen Genialität eines ganzen Volks, welche gleich einer Art geistig elektrischen Elements in continuirliche Funken poetischen Lichts ausbricht. Daraus folgt, daß die Mythologie zwar Dichtung und Poesie, aber nicht Kunst ist. Die Mythologie ist universell: sie bewegt sich nicht um irgend einen abgesonderten Grundgedanken oder Stoff, sondern erschöpft vollständig des Volkes ganze Weltansicht, deren Same und Embrio das mythische Ideal ist. Dieses faßt den Herzpunkt von der Persönlichkeit oder dem Charakter des ganzen Volks und dessen Bildung in sich. Und inwiefern die göttliche Idee die Seele aller Bildung ist, so wird dieses Ideal zuvörderst und vornehmlich das bestimmende Princip vom religiösen Leben des Volks und demnächst aller speciellen Äußerungen von dessen geistigem Dasein, sowol der ästhetischen als der wissenschaftlichen Culturentwickelung. Alle diese besondern Formen sind, hinsichtlich ihrer ursprünglichen Elemente, in der Mythologie enthalten, und somit ist diese beiweitem mehr als ein besonderes Kunstwerk oder eine einzelne Kunstart. Die Mythologie setzt bei den Völkern, von denen man sagen kann, sie besitzen eine solche im vollen Sinne des Worts, einen gleichen Entwickelungsgrad auf der Leiter der Culturgeschichte voraus. Der Mensch muß über die ersten rohen Anfänge seiner Bildung hinausgekommen sein. Die ersten Bedingungen für die sichere Subsistenz des Lebens müssen gegeben und das Mechanische der Bildung muß abgethan sein. Dazu gehört zuvörderst die Entwickelung der Sprache und der gesellschaftlichen Ordnung insoweit, daß das Geistige zu leben und sich frei auf dieser Grundlage zu bewegen vermag. Ferner müssen die gröbern Religionsformen, in denen der Mensch noch der Naturgewalt untergeordnet ist, nämlich der magische Naturcult, der Fetischismus und die niederdrückende Natursymbolik überstiegen sein. In keiner dieser Formen hat der Mensch sich selbst wiedergefunden, welches darin sich zeigt, daß in seinem Gott keine Spur eines **Selbst**, eines Ich, einer **Persönlichkeit** sich offenbart. Endlich muß das Volk einen Vorrath geschichtlicher Erinnerungen besitzen, ohne welchen der Begriff des Göttlichen unbeweglich, eingeschränkt und universeller Anwendung auf die Menschenwelt entbehrend ist. Der Wilde und der herumstreifende Nomade haben daher nie eine ausgebildete Mythologie gehabt. Ihrem Wesen nach ist die Mythologie ein Ausdruck von dem geistigen Zustande eines ganzen Volks: sie ist die Sprache, in der es Alles ausspricht, was es von dem Ursprung der Welt und der Natur, sowie von seinem eigenen Verhältniß zu Gott, zu der Natur und der übrigen Menschheit weiß und glaubt. Die Mythologie ist also eigentlich **Glaubenslehre**, deren Wahrheit in dem speculativen Moment und die unmittelbare Gewißheit und Bekräftigung dieser Wahrheit im Ästhetischen und Sinnlichen sich ausdrückt. In der Ausbildung der Mythologie zeigt sich mithin die ganze Intelligenz mit ungetheilter Kraft in Thätigkeit, und sie ist daher hinsichtlich ihrer Umfassung von gleicher Universalität wie das gesammte Bewußtsein der Nation.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Am 20. Dec. 1839 fand zu London eine Versammlung zur Bildung einer Gesellschaft statt, die sich zum Zwecke setzt: die Beförderung mikroskopischer Forschungen, die Einführung und Verbesserung des Mikroskopes als wissenschaftlichen Instrumentes, die Verlesung und Berathung von Schriften über neue und anziehende Gegenstände mikroskopischer Untersuchungen, endlich die Anlegung einer Sammlung von seltenen und werthvollen mikroskopischen Gegenständen und einer entsprechenden Bibliothek. Das Unternehmen war schon seit längerer Zeit beabsichtigt und im vorigen September ein provisorischer Ausschuß für Abfassung eines Verfassungsentwurfs bestellt worden, welcher letztere in der zahlreich besuchten Versammlung einstimmige Annahme fand. Der derselben vorsitzende Prof. Owen ward zum Präsidenten, N. B. Ward zum Schatzmeister, D. A. Fane zum Secretair des Vereins erwählt, welcher nach der schließlichen Anzeige des Präsidenten über 50 Mitglieder zählt und künftig seine Versammlungen in dem Locale der Gartenbaugesellschaft halten wird.

Unter den fürstlichen und regierenden Häuptern, die nicht nur wissenschaftliche Beschäftigung, sondern selbst eigene literarische Productionen nicht unter ihrer Würde halten, nennt man auch den jetzt regierenden König von Dänemark. Von seiner Kindheit an hat er sich mit dem Studium der Naturgeschichte beschäftigt und ist ein gediegener Mineralog, Geolog und Geognost; lange Zeit soll er ein schätzbarer Mitarbeiter an verschiedenen deutschen, jene Wissenschaften betreffenden Zeitschriften gewesen sein. Er ist der Verfasser mehrer eines schätzbaren Rufs sich erfreuenden Werke, hat viele das Gebiet der Künste und Wissenschaften bereichernde Schätze aus der Tiefe vergangener Zeiten zu Tage gefördert und neue Facta für die Geschichte der Vergangenheit gesammelt. 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 125. — 4. Mai 1840.

Die russische Literatur und ihre gegenwärtigen Richtungen.

Zweiter Artikel.
(Beschluß aus Nr. 124.)

Bekanntlich umfaßt Rußland sehr viele fremde Völkerschaften, die so verschieden nach ihrer Nationalität sind, als sie Sprachen reden. Ebenso berührt es aber auch viele Ländergebiete Europas, Asiens, ja selbst Amerikas. Es hat mithin ein mächtiges, nicht blos wissenschaftliches, sondern auch politisches Interesse, sowol die fremden Völkerschaften seines Innern, als die angrenzenden Nationen, besonders nach dem Oriente hin immer genauer kennen zu lernen. Daher die mancherlei Vorkehrungen zur Erforschung des ihm nähern Orients sowol innerhalb als außerhalb des Reiches. Wir wollen nur des Instituts für die asiatischen Sprachen zu Petersburg und der Universität zu Kasan gedenken, welche letztere durch ihre Lage fast auf der Schwelle von Asien einen natürlichen Beruf hat, Asien zum ganz besondern Gegenstande ihrer Studien zu machen, und die daher auch sehr viele, höchst verdienstvolle Orientalisten zählt. So ist unter Andern Kowalewsky, Professor der mongolischen und tibetanischen Literatur, ein würdiger Nebenbuhler des berühmten Smidt zu Petersburg. Ich brauche anderer, besonders deutscher Orientalisten in Rußland, wie Frähn, Krug, Schmidt u. s. w. nicht zu gedenken, die viel zu bekannt sind, als daß ich sie hier zu rühmen hätte. Ich führe nur den Akademiker Sjögren, einen Finnländer von Geburt, den Verf. des Werkes über die finnische Sprache und Literatur, sowie seinen Collegen Brosset an. Jener hat in den letzten Jahren die Sprachen der kaukasischen Volksstämme zu seinem besondern Studium gemacht und reiche Resultate gewonnen; der Andere hat in den letzten zwei Jahren die Denkwürdigkeiten der Akademie der Wissenschaften mit zahlreichen Abhandlungen über Geschichte, Literatur und die Sprachen Georgiens und Armeniens bereichert. Neben diesen in Rußland naturalisirten Philologen erwähne ich noch einen Russen, der seit länger in Deutschland wohnt, den Staatsrath Gulianoff, der neuerlich als Resultate seiner langen Forschungen eine „Archéologie égyptienne, ou Recherches sur l'expression des signes hiéroglyphiques et sur les éléments de la langue sacrée des Egyptiens", in drei Octavbänden zu Leipzig herausgegeben hat. Auch müssen wir hier des „Dictionnaire français-arabe-persan-turc" (in drei Bänden) gedenken, welches der ehemalige Dolmetsch, Fürst Alexander Handsherj zu Moskau herausgibt und auf welches der Sultan allein mit 200 Exemplaren unterschrieben hat; ebenso des „Dictionnaire armenien-russe", von Chodubascheff zu Moskau. Seit kurzem hat man auch in Petersburg einen Lehrstuhl für die moldauische und walachische Sprache errichtet, den ersten, wenn ich nicht irre, in Europa.

Hier, wo von den Orientalisten die Rede ist, darf ich um Alles nicht den Pater Jacynth unerwähnt lassen, der gewiß unter allen Chinologen Europas den ersten Platz einnimmt, da er allein die Kenntniß der chinesischen und japanischen Welt mehr als alle übrigen Chinologen zusammen gefördert hat. Es würde zu weit führen, alle die mannichfaltigen Arbeiten, mit denen er die Wissenschaft bereicherte, hier aufzuzählen; doch muß ich seines letzten bedeutenden Werkes, der 1838 von ihm herausgegebenen chinesischen Grammatik gedenken, die das Studium dieser Sprache ungemein erleichtert. Das Chinesische kann nun nicht mehr für unübersteiglich gelten, nachdem die Klarheit und Einfachheit der Jacynth'schen Methode, sowie die Auseinandersetzung der wahren Principien dieser Sprache die großen Hindernisse beseitigt haben, die früher auch den Unverdrossensten abschreckten.

Pater Jacynth arbeitet in diesem Augenblicke an einem großen Werke, das die ganze Geschichte und Geographie des „himmlischen Reiches" umfassen soll und nur aus ursprünglichen Materialien verfaßt wird, die der gelehrte Mönch während seines zehnjährigen Aufenthalts zu Peking als geistliches Mitglied der russischen Gesandtschaft sich zu verschaffen Gelegenheit hatte. Es ist unangenehm für die fremden Orientalisten, daß Pater Jacynth seine Werke, die bereits ein Dutzend Bände übersteigen, russisch schreibt. Möchte nur darin eine Aufmunterung mehr zum Studium der russischen Sprache liegen! So viel ich weiß, hat man bis jetzt von ihm nur ein einziges Werk übersetzt, seine „Denkwürdigkeiten über die Mongolei" (übersetzt von v. der Borg 1832). Pater Jacynth hat seit kurzem auch einen Cursus der chinesischen Sprache bei dem orientalischen Institute zu Petersburg eröffnet.

In den letzten zwei Jahren sind viele interessante

Reisebeschreibungen von Russen erschienen. Man hat schon oft in deutschen Journalen der wissenschaftlichen Reisen gedacht, die auf Veranstaltung der Akademie der Wissenschaften von mehren Mitgliedern derselben zu dem Ende unternommen werden, um die noch wenig bekannten äußersten Länder des Reiches, wie die überkaukasischen Provinzen, Neusemlja und andere kennen zu lernen. Neben diesen Akademikern haben auch mehre ausgezeichnete Seeleute im Auftrag der Regierung verschiedene Seeexpeditionen unternommen. Ich nenne nur den Capitain, Baron Wrangel, der eine Fahrt nach dem Nordpol machte und dessen für die Wissenschaft höchst interessanter Bericht bald in russischer Sprache erscheinen wird. Theilweise ist derselbe schon aus den Handschriften durch Engelhardt in Deutschland bekannt geworden.

Unter den nicht in Auftrag der Regierung, sondern aus Liebhaberei Reisenden nenne ich Noroff, der jüngst eine gelehrte Reise in Syrien und Palästina mit schönen Kupfern herausgegeben hat. Eine Beschreibung der Reise desselben in Ägypten soll bald nachfolgen. Schon vorher war Noroff durch eine Reise in Sicilien vortheilhaft bekannt. Ein Herr Dawydoff, den man mit dem früher erwähnten Partisan Davydoff nicht verwechseln darf, hatte zu Edinburg, wo er seine Studien machte, Geschmack an den classischen Ländern gefunden und unternahm vor zwei bis drei Jahren von Italien aus, wo er sich eben aufhielt, eine Reise nach Griechenland. Er nahm den berühmten russischen Maler Brülow nebst andern Künstlern, Architekten und Gelehrten mit. Im Laufe des vorigen Jahres gab er nun den ersten Band dieser Reise mit einem großen Atlas voll Ansichten und Denkmäler Griechenlands heraus. Ebenso rechnen wir die „Reise durch das südliche Rußland, die Moldau und Walachei", welche Anatol Demidoff eben zu Paris herausgibt, Rußland zu, wenn dieselbe auch französisch geschrieben und von französischen Künstlern illustrirt ist. Das Unternehmen und die Redaction des Werkes rühren doch immerhin von einem Russen her. Wir führen noch eine sehr angenehm beschriebene Reise des Barons Korf durch Persien und eine andere von dem 64jährigen Wsewolodsky durch die Türkei, Ägypten, Italien und Frankreich an, welche beide im vorigen Jahre erschienen sind. Die „Reisebriefe" von Gretsch, auf einem flüchtigen Besuche Englands, Frankreichs und Deutschlands im Sommer 1837 geschrieben und vor einem Jahre herausgegeben, hätten lieber in den Händen der Freunde bleiben sollen, an die sie gerichtet waren. Hoffentlich werden die Memoiren, die derselbe Literat jetzt schreibt, des Neuen und Anziehenden etwas mehr bringen. Abgesehen von seiner breiten Manier und einer nur für den Verf. interessanten Umständlichkeit, lassen einige bereits erschienene Bruchstücke derselben manche anziehende Einzelheiten der russischen Literaturgeschichte aus des Verf. Zeit erwarten. Gretsch hält diesen Winter in Petersburg einen Cursus der russischen Literatur und Sprache. Auch Bulgarin soll die seit längerer Zeit versprochene Reisebeschreibung über Finnland und Schweden, wo er mehre Notabilitäten der schwedischen Literatur kennen gelernt, herausgegeben haben. Es darf hier gelegentlich bemerkt werden, daß seit einiger Zeit die Literatur des nachbarlichen Schwedens die Aufmerksamkeit der russischen Literatur auf sich zieht, und daß zuweilen interessante Studien über dieselbe erscheinen, wie z. B. die Mittheilungen in den beiden letzten Jahrgängen des „Zeitgenossen", einer von Puschkin gestifteten und vom Prof. Pletneff fortgesetzten Vierteljahrsschrift. In diesem nämlichen Journale sind auch die höchst interessanten Briefe Turgeneff's abgedruckt, aus verschiedenen Theilen Europas datirt, das dieser Reisende seit einer Reihe von Jahren durchwandert. Könnte man nur zur wahren Bereicherung der Literatur den Verf. bewegen, daß er eine Sammlung all dieser Briefe herausgäbe, die sich durch eine Menge interessanter und neuer Details auszeichnen und den Leser durch ein gutmüthiges Sichgehenlassen des Autors so eigenthümlich anziehen. Seine Briefe erinnern an die des Fürsten Pückler, mit welchem Turgeneff viel geistige Verwandtschaft hat. Seine Nachforschungen in den Hauptarchiven Europas nach allen auf die russische Geschichte bezüglichen Actenstücken sichern ihm indeß noch höhere Titel als den eines geistreichen Reisenden.

Eine der wichtigsten Bestrebungen der russischen Nationalität, das Studium der russischen Literaturgeschichte, greift immer mehr um sich. Die deutschen Leser werden ohne Zweifel im „Literaturblatte des Auslandes" einen Artikel Schewyreff's über die Geschichte der russischen Literatur bemerkt haben, mit welchem er zunächst seine Vorlesungen über diesen Gegenstand eröffnet hat. Schewyreff befindet sich seit zwei Jahren in der Fremde und bringt diesen Winter in München zu; sobald er wieder nach Moskau zurückgekehrt sein wird, wo er Professor ist, werden die unterbrochenen Vorlesungen fortgesetzt. Seine ausgebreiteten Kenntnisse in den Literaturen der andern Völker, wovon er in mehr als einem Werke Proben gegeben hat, sowie das besondere Studium, das er der russischen Literatur gewidmet, lassen über diese letztere ein gelehrtes und tiefeingehendes Werk erwarten. Sein erster Cursus erschöpft die erste Periode der russischen Literatur und endigt mit dem Einfalle der Mongolen. Schewyreff zeigt sich hier als einen Mann von großem Scharfsinn, von lebendiger Auffassung der alten Denkmäler und von einem Geiste, der, den geringsten Einzelnheiten nachsteigend, doch das Ganze niemals aus den Augen verliert und seinen Gegenstand von oben, wie im Fluge überschaut.

Auch Maksimowitsch, früherhin Professor der Botanik zu Moskau, jetzt Professor der russischen Literatur zu Kiew, wo er mit diesem Jahre eine neue Zeitschrift: „Der Kiewer" begründet hat, thut sich seit einiger Zeit durch sorgfältige Arbeiten über die ältere Periode der russischen Literatur und über die Mundarten des südlichen Rußlands hervor. Wenn er auch aus Liebe zur Literatur der Botanik untreu geworden ist, so hat er doch die Klarheit und Systematisirung seiner alten Wissenschaft in die neuen Arbeiten mitgebracht. Er hat vor zwei Jahren sehr interessante Studien über den „Gesang Igor's" und jüngst den ersten Band seiner „Geschichte der russischen Litera-

tur" herausgegeben, der nur die ersten Anfänge begreift und mithin eine Reihe nachfolgender Bände erwarten läßt.

Wostokoff und Köppen setzen ihre philologisch-historischen Studien über die verschiedenen slawischen Sprachen fort. Von Ersterm erwartet man eine kritische Ausgabe des slawischen Evangeliums aus dem 11. Jahrhundert, welches, unter Ostromir's Namen bekannt, als ältestes literarisches Denkmal des Slawischen anzusehen ist. Gewiß wird dieses Werk das reiche Ergebniß vieljähriger gelehrten Studien eines der ersten russischen Philologen enthalten. Dieser Wostokoff ist wie Köppen deutscher Herkunft und stammt aus den Ostseeprovinzen; er hieß früher Osteneck, veränderte aber seinen Namen durch Übersetzung des Wortes „Osten" in das russische „Wostok".

Wir dürfen hier den ehemaligen Professor Nadeshdin und den petersburger Professor Nikitenko nicht unerwähnt lassen, die ebenfalls die Geschichte der Literatur ihres Vaterlandes zum besondern Gegenstande ihrer Studien gemacht haben. Moroschkin, Professor des Rechts zu Moskau, hat sich besonders dem Studium der Denkmäler des alten russischen Rechts gewidmet. Einige vorbereitende Arbeiten, besonders eine letzten Sommer herausgegebene Dissertation über das Gesetzbuch (Uloschenije) des Zars Alexis, lassen uns eine Geschichte des Rechts und der Gesetzgebung in Rußland erwarten, die diesen wichtigen Gegenstand in ein helles Licht und unter neue Gesichtspunkte setzen wird.

Ein anderer moskauer Gelehrter, Androßow, bekannt durch mehre gediegene statistische Werke über Rußland, die auch im Auslande eine gebührende Anerkennung gefunden haben und theilweise übersetzt worden sind, arbeitet seit mehren Jahren an einer umfassenden Geschichte der Civilisation Rußlands.

Man sieht, die vorpetrinische Periode zieht die Geschichtsforscher besonders an. Allerdings ist nun ein so ganz frisch angebrochenes Feld schon an sich lockend für gelehrte Bearbeiter; allein solches Studium ist auch zum wahren Verständnisse der Principien der Sprache, des Rechts u. s. w. unerlaßlich, da man die Wurzeln derselben nur in jenem alten Boden findet. Und wo könnte man den echten nationalen Geist richtiger erkennen lernen, als aus jenen poetischen, politischen und religiösen Offenbarungen der vorpetrinischen Zeit? *)

Im Januar 1840. 67.

*) Den zweiten Artikel theilen wir im nächsten Monate mit. D. Red.

Aus Schweden.

(Beschluß aus Nr. 124.)

Das Novemberheft enthält einen Aufsatz, überschrieben: „Lehre Emanuel Swedenborg's von Leben, Liebe und Schönheit", welcher Aufmerksamkeit verdient. Drei schwedische Männer haben vorzugsweise über das Schöne tief, groß und schön gedacht: Swedenborg, dem die Liebe Alles war, sowie das von der Liebe bestimmte Verhältniß zwischen Wahrheit und Güte; Thorild, dem die Natur Alles war, sowie das von der Natur bestimmte Verhältniß zwischen Kraft und Harmonie; Ehrensvärd, dem die Kunst Alles war, sowie das von der Kunst bestimmte Verhältniß zwischen Genie und Ideal. In dem ebenerwähnten Aufsatze wird der Theosoph Swedenborg hauptsächlich als Denker über das Schöne betrachtet. Ehrensvärd's und Thorild's ästhetische Ansichten sind leicht zugänglich, theils durch ihre eigenen Schriften, theils durch in späterer Zeit herausgegebene Auszüge und Erklärungen. Anders verhält es sich mit Swedenborg; die Ursache davon liegt in einer doppelten Schwierigkeit: erstlich die, daß seine ästhetische Weltansicht nicht eher richtig aufgefaßt werden kann, bis man sich mit seinen allgemeinen Ansichten genau bekannt gemacht hat; sodann die, daß er der erstern nirgend eine besondere Schrift oder Abtheilung gewidmet hat. Aus einer Menge lateinisch geschriebener weitläufiger Werke muß das dahin Gehörige zusammengelesen werden. Man findet es zerstreut in den Darstellungen seiner Hauptlehren: besonders in Dem, was er sagt vom Leben als Liebe, von Gott als die urbildliche und in ihrer Urbildlichkeit menschliche Einheit beider; von aller Wesen Schöpfung als Receptakeln von diesen, und von des Menschen Bestimmung, vorzugsweise durch Willen und Verstand zu sein; von dem Guten und dem Wahren; von der Schöpfung Sphären, Graden und Entsprechungen (Correspondenzen); von dem Verhältniß zwischen des Lebens ungleichen, aber durch eine unendlich fortgesetzte Analogie und Symbolik verbundenen Kreisen; aber doch ganz besonders in den Entwickelungen, wo er theils die Ehe darstellt als Sinnbild der in Gott ewigen Vermählung der Liebe und Weisheit, ebenso wie der darin gegründeten Vermählung zwischen ihm und seiner Gemeinde, theils erzählt von den Engeln, dem Himmel und der da seienden Seligkeit des Lebens; denn die Behandlung dieser Gegenstände veranlaßt ihn, die objective Lieblichkeit mehr ins Einzelne zu schildern, welche entsteht, wenn Neigungen, liebenswürdig dadurch, daß sie vom Himmel ausgehen und nach Himmlischem wieder hinstreben, sich in einem Äußern, das ihnen ganz entspricht, widerspiegeln. Die Schattenseite des Zeitgeistes, welcher während der letzten Hälfte von Swedenborg's Leben herrschte, ist oft genug geschildert worden, in ihrer oberflächlichen Sinnlichkeit, ihrer Leichtfertigkeit, ihrer Zweifelsucht, ihrem Selbstmisverstehen in dem sonst lobenswürdigen Streben nach Wahrheit, Klarheit und Geschmack, ihrer Geneigtheit, sowol in Poesie und Kunst, als in Glauben und Wissen jede Tiefe zu verschmähen, ja zu verhöhnen, endlich in ihrer völlig befestigten Überzeugung, daß nur das materiell Handgreifliche und Genießbare das Gewisse sei. Einen sonderbarern Gegensatz gegen einen solchen Zeitgeist konnte es nicht geben, als den Mann, der, mit dem unter Europas Gelehrten damals schon überall rühmlich bekannten Namen Emanuel Swedenborg, um die Mitte des 18. Jahrhunderts plötzlich als Theosoph und Geisterseher auftrat. Niemand konnte begreifen, was den scharfsinnigen, vielwissenden, betagten und gerade als Ehrenmann allgemein anerkannten Wissenschaftpfleger auf einmal angekommen war. Einige sahen in ihm einen Ketzer, Andere einen Schwärmer oder Betrüger, Andere endlich einen Verrücktgewordenen. Letzteres schien am wahrscheinlichsten und wurde am allgemeinsten angenommen. Dies schien auch am besten die Möglichkeit zu erklären, wie ein ausgezeichneter Mathematiker, Mechaniker, Mineralog u. s. w. sich in einem Nu in einen Geisterseher hatte verwandeln können. Gleichwol war der Ruf, den er bis dahin gewonnen, nicht blos durch seine Mathematik, seine Mechanik, seine Mineralogie, und überhaupt seine Naturforschung erworben. Er hatte sich auch als speculativer Naturforscher, als Philosoph bewährt und als solcher in ausführlichen Werken eine Weltansicht dargelegt, in welcher die folgende theosophische schon vorbereitet lag. Schon darin zeigt sich die Welt aufgefaßt als ein aus geistiger Selbstnothwendigkeit hervorgegangenes und von derselben geordnetes Natursystem, entstanden aus einer im Unendlichen gegebenen Centralkraft, welche im Innersten Intelligenz, Weisheit, Liebe ist; und die ganze in ihrer Form zum Theil mechanische, aber in ihrem Wesen entschieden dynamische, organische und zugleich allegorische Weise, worauf er schon da an den Tag legt, wie das Weltleben, von seinem ersten Ende bis herunter zu seinem

äußersten durch eitel zeugende und einander verklärende Analogien, Correspondenzen sich bildet und zusammenhängt, erinnert unwillkürlich an die noch mehr vergeistigte Gestalt, worin seine Lehre nachher sich reinweg auf den Grund der biblischen Offenbarung stellte und sich als eine directe Fortsetzung dieser Offenbarung betrachtete, ohne jedoch ihren ursprünglichen speculativen Charakter abzulegen. Weiß man also, welche die wirkliche Grundansicht in seinen ältern Schriften ist, so findet man den Sprung von ihnen zu diesen letztern nicht so groß; oder man erkennt fast mehr, daß es in der That kein Sprung ist, sondern blos eine aus der sichtbaren Welt in die unsichtbare ausgedehnte Fortsetzung des Weges, den seine Forschung bereits eingeschlagen; eine Fortsetzung von dem Wege der Analogien- und Correspondenzenkette zur vollständigen Umfassung der Naturwelt, der Geisterwelt und der noch höhern dritten, welche die beiden erstern belebt, beherrscht und zu einem mit sich gemeinsamen Ganzen zusammenschließt. Der Hauptunterschied ist, daß, was er in den ältern Schriften auf einen mathematischen, logischen, philosophischen Grund gebaut hatte, er in den letztern auf einen biblisch-mystischen erhob. Der Hauptfehler in Swedenborg's Darstellungsweise ist die zu große und ermüdende Weitläufigkeit; wenn die Masse von Quartbänden, welche seine theosophischen Schriften bilden, in einige wenige zusammengedrängt wären, so würden sie beiweitem lesbarer. Ein nicht geringes Verdienst, sowol in Ansehung der Form als des Inhalts, haben die Schriften: „Sapientia angelica de divino amore" und „Deliciae sapientiae de amore conjugali". Die von allen seinen Schriften am schönsten geschriebene ist jedoch eine andere, nämlich: „De cultu et amore Dei", ihrem Inhalte nach eine Darlegung seiner Lehre von deren damaligem Standpunkt, ihrer Form nach ein Mittelding von Abhandlung und Roman von der Entstehung der Erde, von dem goldenen Alter der Natur und des Menschen, von dem Paradies, von der Geburt, Jugend, Erziehung, Liebe Adam's und Eva's. Dieses ist von allen Werken Swedenborg's das einzige, worin das Schönheitselement als solches überwiegt; es ist nicht allein in einem glänzenden und klangvollen Latein geschrieben, sondern vor Allem mit einer poetischen Begeisterung, welche, unter ein Dutzend Dichter vertheilt, hinlänglich wäre, sie an den Himmel der Dichtung wie Sterne erster Größe zu befestigen. So viel ist wenigstens gewiß, daß, je mehr wir seine Schriften blos in ihrem Verhältniß zu Philosophie und Ästhetik betrachten, desto entschiedener müssen wir zugestehen, daß sie mit vieler Schlacke noch mehr gediegenes Gold enthalten. Die heilige Gemüthsstimmung, in welcher er seine Weltanschauung aufgefaßt, die hohe Weise, in der er alles Wesentliche davon dargestellt hat, sind eines gottbegeisterten Sehers vollkommen würdig. Seine Visionen, oder von ihm selbst sogenannten Memorabilia wetteifern auch nicht selten an Schönheit mit ihren biblischen Vorbildern. Wie aber diese Visionen zu erkläeen sind, ist schwer zu sagen; nur das ist bekannt, daß er selbst von ihrer objectiven Wirklichkeit ehrlich überzeugt war. Seine eigentlichen Anhänger betrachten sie aus demselben Gesichtspunkte wie er. Gegenstand des Verf. der hier angezeigten Abhandlung ist Swedenborg's Lehre, welche, in dem Maße man sie wahrhaft verstehen lernt, werthvoll für die Wissenschaft, schönheitsreich für die Dichtkunst und ehrenvoll für das Vaterland befunden werden wird. Das Folgende theilt der Verf. in vier Haupestücke ein: I. Blick auf Swedenborg's Philosophie. II. Bruchstücke aus seiner Theosophie. 1) Das Leben und Gott. 2) Die Liebe und die Ehe. 3) Die Unschuld und die Schönheit. Das nächste Heft von „Mimer" wird davon handeln. 13.

Bibliographie.

Commissarische Berichte und Protokolle über die auf Allerhöchsten Befehl stattgefundene ärztliche Beobachtung der in Dresden anwesenden sogenannten Somnambule Johanne Christiane Höhnin aus Draschwitz. Auf Anordnung des königl. sächs. Ministerii des Innern in Druck gegeben. 8. Dresden, Bromme. 8 Gr.

Börne, L., Gesammelte Schriften. 3te, vermehrte und rechtmäßige Ausgabe. 1ster Theil. Gr. 16. Stuttgart, Brodhag. 18 Gr.

Castelli, J. F., Erzählungen von allen Farben. 4tes bis 6tes Bändchen. Gr. 12. Wien, Tendler u. Schäfer. 2 Thlr. 18 Gr.

Dinesen, A. W., Abd-el-Kader und die Verhältnisse zwischen Franzosen und Arabern im nördlichen Afrika. Aus dem Dänischen übersetzt von A. von Keltsch. Nebst 1 Karte. 8. Berlin, Posen u. Bromberg, Mittler. 1 Thlr. 6 Gr.

Entwurf einer Verfassungs-Urkunde für das Königreich Hannover, wie solcher der allgemeinen Stände-Versammlung im März 1840 zur freien Berathung vorgelegt worden ist. Gr. 8. Hannover, Helwing. 8 Gr.

Gumposch, V. Ph., Beiträge zur Poesie und Poetik. 1stes Heft. 8. Leipzig, Kummer. 10 Gr.

Holzer, J., Gedichte. Gr. 8. Wien, Tendler u. Schäfer. 1 Thlr. 12 Gr.

Jahreszeiten. Herausgegeben von O. Marbach. Frühling 1840. 2ter Jahrg. 8. Leipzig, Hinrichs. 1 Thlr. 8 Gr.

Koch, J. F. W., Die Preussischen Universitäten. Eine Sammlung der Verordnungen, welche die Verfassung und Verwaltung dieser Anstalten betreffen. 2ter Band. 1ste Abth. Von dem Rektor und Senat, den Professuren und Fakultäten, der akademischen Gerichtsbarkeit, von den Vorlesungen, den Preisaufgaben, den Beamten, den Studirenden. — 2te Abth. Von den Instituten und Sammlungen, von den Stiftungen und Benefizien, von den Unterstützungen der Witwen und Waisen der Professoren und Beamten, und von dem Vermögen der Universitäten. Gr. 8. Berlin, Posen u. Bromberg, Mittler. 5 Thlr. 16 Gr.

Kost, G., System der Seelenwissenschaft. Zugleich als Grundlage einer Geistes-Philosophie, gegenüber und entsprechend der Natur-Philosophie. 1ster Band. Breit gr. 8. Leipzig, Gebhardt u. Reisland. 1 Thlr. 8 Gr.

Langer, J., Gedichte. Neue Folge. 2 Theile. Gr. 12. Leipzig, Volckmar. 1 Thlr. 18 Gr.

Menzel, C. A., Rinow, Arkona's König. Dramatisches Gedicht in vier Abtheilungen. Geschichtliches liegt nicht zum Grunde. Gr. 8. Berlin, Posen u. Bromberg, Mittler. 16 Gr.

Mohr, W., Dialektik der Sprache oder das System ihrer rein-geistigen Bestimmungen mit Nachweisungen aus dem Gebiet der lateinischen, griechischen, deutschen und Sanscritsprache. Gr. 8. Heidelberg, Mohr. 1 Thlr.

Östereichischer Musen-Almanach 1840. Herausgegeben von A. Schumacher. 16. Wien, Tendler u. Schäfer. 1 Thlr. 12 Gr.

Pflug, J. D. K., Das Evangelium in Liedern. Für die kirchliche und häusliche Erbauung. 8. Glogau, Flemming. 1839. 8 Gr.

Prichard, J. C., Naturgeschichte des Menschengeschlechts. Nach der dritten Auflage des englischen Originals mit Anmerkungen und Zusätzen herausgegeben von R. Wagner. 1ster Band. Gr. 8. Leipzig, Voß. 2 Thlr. 12 Gr.

Rochow, Freiherr von, Friedrich, erster Kurfürst von Brandenburg aus dem Fürstenhause der Hohenzollern. Gr. 8. Berlin, Posen u. Bromberg, Mittler. 18 Gr.

Russa, D., Sonst und Jetzt. Novellensammlung. 2 Bände. 8. Schwerin, C. Kürschner. 1 Thlr. 12 Gr.

Wessenberg, J. H. v., Die großen Kirchenversammlungen des 15ten und 16ten Jahrhunderts in Beziehung auf Kirchenverbesserung geschichtlich und kritisch dargestellt mit einleitender Übersicht der frühern Kirchengeschichte. 4 Bände. Gr. 8. Constanz, Glückher. 7 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 126. —— 5. Mai 1840.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1839.

Erster Artikel.

Bei dem jedesmaligen Überblick der dramatischen Erscheinungen eines Jahres in Deutschland beschleicht uns eine getheilte Empfindung von Freude und Trauer. Wir freuen uns, daß noch immer Hoffnungen für eine neue Auferstehung des Dramas in den Herzen der Jugend leben, daß fortwährend beachtenswerthe Talente auftreten, bereit, alle Lebenskräfte dem Stiefkinde der deutschen Muse zu widmen, und wir wenden trauernd unsere Blicke hinweg, wenn wir der zahllosen vergeblichen Versuche gedenken, die seit einer langen Reihe von Jahren auf die verschiedenste Art und Weise gemacht worden sind, um das deutsche Drama einer Regeneration entgegenzuführen. Lebhafter denn je müssen natürlich bei der diesmaligen Revue der dramatischen Productionen unsere Hoffnungen und Befürchtungen hervortreten, da gerade in der jüngst vergangenen Zeit mehrfache Anläufe von kräftigen Talenten genommen worden sind, die Bühne zu erobern. Was seither errungen ward, verkennen wir nicht, was man aber öffentlich darüber zu sagen beliebte, können wir auch nicht billigen, weil es zum großen Theil nur das Feldgeschrei dienstwilliger Knappen war, die des Glaubens leben, daß, wer eine Feder abgeschrieben, auch schon eine Lanze gebrochen habe. Dies mit Sturm erobern wollen macht uns mit Recht besorgt und veranlaßt uns, die feurig Hoffenden an die Möglichkeit eines plötzlichen Umschwunges zu erinnern. Enthusiasten für das Drama gab es von jeher unter den Deutschen, und wir möchten den deutschen Dichter und Schriftsteller kennen, der, sei er nun jung oder alt, seine literarische Laufbahn nicht mit einer dramatischen Production begonnen hätte, wenn diese auch nicht dem Publicum vorgelegt wurde. Gerade dieser Enthusiasmus ist es aber auch, der meistentheils die schönsten Keime einer neu ausgestreuten dramatischen Saat verdirbt; er wühlt sich ins innerste Mark des Lebens ein und vergiftet es, weil er alle Kräfte aufreibt; er täuscht sich und Andere, indem er in der Stimme weniger Frohlockenden die Stimme des Volkes zu vernehmen meint, und diese Täuschung kann gerade dann am meisten um sich greifen, wenn der Enthusiasmirte eine erkleckliche Anzahl von Freunden um sich versammelt sieht, die im literarischen Senat Sitz und Stimme haben.

Obgleich unsere Kritik der dramatischen Productionen, streng genommen, mit den Vorgängen auf der Bühne nichts zu schaffen hat, so hielten wir es doch für unsere Pflicht, auf die letzten Bühnenereignisse hinzudeuten, um das ferner stehende Publicum auch mit den Erwartungen bekannt zu machen, welche Einzelne an diese und namentlich an die Gutzkow'sche Probearbeit knüpfen. Vielleicht kann dieser Hinblick auf die Zukunft uns im Allgemeinen milder stimmen gegen die vor uns liegenden dramatischen Schriften. Denn sind diese sehr geeignet, selbst unsere bescheidensten Ansprüche noch herabzustimmen, uns Lust und Muth niederzudrücken, so können wir auf der andern Seite nicht leugnen, daß es gegenwärtig wirklich den Anschein hat, als rege sich etwas im deutschen Herzen für die Wiederbelebung des Dramas. Sonderbar scheint es uns aber, daß jetzt gerade Diejenigen das Drama in Schutz nehmen, welche vor zwei oder drei Jahren am schärfsten dagegen zu sprechen bemüht waren. Ref. erinnert sich noch recht wohl, wie lau, misbilligend, kopfschüttelnd, ja sogar böswillig E. Willkomm's „Jahrbücher für Drama" &c. aufgenommen wurden, wie man da nicht anstand, frischweg drucken zu lassen, der deutsche Poet habe ganz andere Interessen zu vertreten, die Bühne sei todt für den echten und rechten deutschen Mann, und was etwa noch geschehen könne für die liebe verwahrloste deutsche Nation, das müsse man ihr einimpfen durch Hegelei und Flegelei, durch sociale Romantik, durch Kritik, durch Emancipation und Confusion! Ob die Willkomm'schen „Jahrbücher" den rechten oder nur einen löblichen Weg zur Wiederbelebung des Dramas eingeschlagen hatten oder nicht, das wollen wir hier unerörtert lassen, jedenfalls verdiente das Unternehmen von Seiten der Literatur eine kräftigere Unterstützung, als ihm zu Theil wurde, und leugnen wird es doch Niemand wollen, daß gerade diese „Jahrbücher" zuerst wieder das Bedürfniß nach einem neuen Drama fühlbar machten. Wollte man aber auch selbst dies noch bestreiten, so bleibt zuletzt als Thatsache, daß Julius Mosen und H. Marggraff nur durch die Willkomm'schen „Jahrbücher" als Dramatiker den Bühnen, um nicht zu sagen dem Publicum bekannt geworden sind. Beide junge Dichter sind tüchtige Talente, denen es, wenn irgend noch Hoffnung vorhanden ist für ein neues deutsches Drama, gewiß früher oder später gelingen wird, festen Fuß auf der Bühne zu fassen.

Beide sind bereits mit ihren neuesten Producten bis auf die Bühnen vorgedrungen, wenn auch nicht so allgemein, wie Gutzkow mit seinem „Richard Savage". Daran war aber vielleicht nur ihre größere Bescheidenheit schuld, vielleicht auch ein Zusammentreffen ungünstiger Umstände.

Seit „Richard Savage" auf einer ansehnlichen Anzahl deutscher Bühnen mit und ohne Glück gegeben worden ist, glaubt sein Verf. das deutsche Drama regenerirt zu haben. Er spricht nun ebenso hastig für das Drama, als früher dagegen, obwol es ihm nicht recht ist, talentvolle Mitbewerber an seiner Seite zu erblicken. Dies ist es, was uns an Gutzkow nicht gefallen will und was uns in der nächsten Zukunft düstere Gestalten erblicken läßt. Ein wenig Bescheidenheit hätte ihm bei seinem ersten Auftreten als dramatischer Schriftsteller gar nicht schaden können; er würde damit der guten Sache weit mehr genützt und nicht Drachenzähne ausgesät haben, wie es doch leider geschehen ist! Möchten diese nicht aufgehen und ungerufen Böses stiften!

Wenden wir uns jetzt von dem Seitenblick in das dramatische Leben der Gegenwart zu den vorliegenden Erzeugnissen der deutschen dramatischen Muse, so müssen wir leider offen gestehen, daß uns ein Schauer überläuft! Des Erfreulichen gibt es herzlich, herzlich wenig, des Poetischen noch weniger, und was wirklich gut ist, gehört entweder einer ältern Zeit an, oder schweift in der Form so maßlos aus, daß wir es für die Bühne gänzlich verloren geben, oder es ist endlich der Fremde entlehnt. Mehr als der dritte Theil der vorliegenden dramatischen Schriften besteht aus Übersetzungen, meistentheils aus dem Französischen, und was dabei herauskommt, weiß ein Jeder, der nur irgend bekannt ist mit der löblichen Einrichtung unserer Übersetzungsfabriken!

Wie gering jedoch auch die Ausbeute ist, bereitwillig nehmen wir das Bessere in Schutz, und wo ein wahrhaftes Talent uns begegnet, da werden wir nicht versäumen, es nach Verdienst zu begrüßen. Die unerfreuliche Arbeit den Lesern und uns selbst durch Spannung möglichst zu erleichtern, schicken wir die unbedeutendsten Erscheinungen voran, die, wie das ja auch in einem andern Fache der Literatur der Fall ist, sich gar geschickt hinter die bunten Einbände der Almanache und Taschenbücher verkrochen haben. Glaubten die armen Autoren sich in diesem Versteck gesichert vor der Kritik, so bezeugen wir ihnen vorläufig deshalb unser Beileid, ziehen ihnen aber dann ganz ruhig und so sanft, als es sich eben thun läßt, das Fell über die Ohren.

---

1. Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von Dr. Franck. Vierter Jahrgang. Mit vier Kupfern. Leipzig, Brockhaus. 1840. 8. 3 Thlr.

Dr. Franck hat schon durch seine Ausdauer ein Recht auf unsere Anerkennung, wenn wir auch in Hinsicht auf Das, was er bringt, nicht immer mit ihm übereinstimmen können. Die frühern Jahrgänge dieses Taschenbuchs waren beiweitem reichhaltiger und gediegener als der vor uns liegende. Zwar fehlt es nicht an Abwechselung, denn es bringt uns fünf Stücke von verschiedenen Verfassern, nur zeichnet sich leider keins auf eine recht erfreuliche Weise aus. Das beste unter allen ist immer noch: „Das Gespenst auf der Brautschau", ritterliches Lustspiel in drei Aufzügen von J. W. v. Zahlhas. Originalität der Erfindung belästigt uns freilich auch hier nicht, an Witz und Humor, wie er uns bei Shakspeare begegnet, ist kein Überfluß, und der Poesie kommt der Verf. kaum auf Erkennungsweite nahe; aber was brauchen wir das jetzt! Ist das Stück doch für unsere heutigen Bühnen ganz recht! Damit glauben denn viele Dramatiker, vorzüglich, wenn sie früher selbst Schauspieler waren, vollkommen genug geleistet zu haben, und wird so ein gut componirtes Stücklein leidlich gegeben und gefällt, dann fehlt ihm in den Augen vieler Bühnenkenner nichts mehr. Nichtsdestoweniger hat Hr. v. Zahlhas bei der Wahl seines Stoffes noch immer gewaltig viel gewagt. Man denke doch: ein Lustspiel aus dem Jahre 1254! wo man Lanzen brach, Panzer durchhieb, Humpen leerte und außerdem des vielen Kriegführens und Stegreifreitens halber gar wenig Zeit hatte zu zartem Liebesgetändel! Glücklich hat jedoch der Verf. alle Hindernisse besiegt, die ihm hier etwa entgegenstanden, und das verdient jedenfalls unsere Anerkennung. Auch die Fabel ist artig genug erfunden, kleiner Unwahrscheinlichkeiten nicht zu gedenken, und spannt und unterhält glücklich bis zum Schlusse. Das ist aber auch das ganze Verdienst des Verf.; denn von seinen Charakteren läßt sich weiter nichts sagen, als daß sie gefallen und nicht unwahrscheinlich sind, von Neuheit kann man nichts an ihnen entdecken. Den angenehmsten Eindruck macht Wolf, Graf von Greifenklau, der wenigstens ein Original als Mensch, wenn auch nicht als originelle poetische Figur, Leser und Zuschauer amusiren wird. Seine ewige Gelassenheit bei dem fortwährenden Sprechen von furchtbarer Heftigkeit muß, gut dargestellt, auf der Bühne höchst komisch wirken. Der Inhalt des Stücks ist in der Kürze dieser: Hugo, Graf von Donnerstein, ein außerordentlicher Freund der Astrologie, erhält von seinem Astrologen die Nachricht, daß diejenige von seinen Töchtern, welche sich zuerst vermählen werde, einen Kaiser zum Gemahl erhalte. Amalgunde und Klotilde, die beiden Schwestern, zerbrechen sich nun ihre Köpfchen gewaltig über diese Prophezeiung, ohne zum Ziele zu kommen; denn da die älteste, Amalgunde, schon mit einem Freiherrn verlobt ist, kann diese doch unmöglich den Kaiser heirathen, und doch gönnt sie der jüngern, Klotilde, nicht den guten Fang. Endlich, nachdem mancherlei Wunderlichkeiten vorgefallen sind, der Bräutigam Amalgundens aus dem Kriege zurückgekommen ist, um sich die Braut, die er gar nicht kennt, zu holen, unweit der Burg Donnerstein's aber von dem Grafen Greifenklau im Zweikampf verwundet wird, da dieser einen Nebenbuhler in ihm erblickt, schickt der Freiherr seinen Freund Helmar auf die Burg, um ihn anzumelden und für ihn zu werben. Helmar verliebt sich aber leider in Klotilde, die der Graf für des Freiherrn von Hohenfels Braut ausgibt, und will diese nun als Geist entführen. In der Eile erwischt er Amalgunde, welche mondsüchtig ist, es entsteht Lärm, Hohenfels kommt auch dazu, und als die erwachende Amalgunde diesen mit einer Schärpe um die verwundete Stirn erblickt, erkennt sie in ihm in Folge eines Traumes ihren Zukünftigen. Graf von Donnerstein wundert sich natürlich sehr, daß auf solche Art der Kaiser ausbleibt, worauf denn der Astrolog die Prophezeiung für vollkommen erfüllt erklärt, indem der junge Mann mit seinem Taufnamen Cäsar heißt! Auf der Bühne muß das Stück gefallen, dem Leser gewährt es zu wenig Ausbeute.

„Der Heckethaler", Schwank in zwei Acten von W. v. Lagnrius, bezeichnet schon durch seine bescheidene Benennung die Stelle, welche es in literarischer Hinsicht einnehmen will. Silbermann, ein reicher Wucherer, will nur unter der Bedingung sein Mündel einem jungen Manne verheirathen, daß ihm (dem Wucherer) ein alter Thaler, den er für bezaubert hält, ausgeliefert wird. Diese Bedingung geht die Gegenpartei natürlich ein, nur muß der Geizhals auch noch eine ansehnliche Mitgift herausrücken. Sobald dies in Richtigkeit gebracht ist, erhält Silbermann den vielverheißenden Thaler und sieht sich in seinen Erwartungen getäuscht, mithin betrogen. Das Stück

ist in leicht faßlicher Prosa geschrieben, und da der Verf. weiter keine Ansprüche zu machen scheint, können wir ihm wol das Vergnügen der Autorschaft gönnen und ihn versichern, daß es die Hälfte eines Theaterabends hindurch ein in seinen Anfoderungen billiges Publicum unterhalten kann.

„Liebesbotschaften", Lustspiel in zwei Acten von Karl Weichselbaumer, und: „Der Bräutigam von Haiti", Lustspiel in fünf Acten von Dr. Franck, fassen wir zusammen, weil beide Stücke seltsamerweise in Alexandrinern geschrieben sind. Es gab einmal eine Zeit, wo die deutsche Literatur eigentlich nur aus Alexandrinern bestand. Diese Zeit ist, Gott sei Dank, vorüber, und wir sollten uns nicht bemühen, sie wieder aufwecken zu wollen. Denn abgesehen davon, daß unter allen Versen der Alexandriner unserer Sprache am allerwenigsten eignet, ist er zuverlässig das unglücklichste Versmaß für ein Lustspiel. Diese endlose Schlepperei, wenn ein rascher Dialog zwischen ein paar Personen geführt werden soll, ist unerträglich; und wie viele unnöthige Worte, wie viele inhaltsleere Phrasen müssen nicht gemacht werden, nur dem jämmerlichen Versmaße zu Liebe! So gewandt in Prosa und Versen die genannten beiden Autoren sich auszudrücken wissen, hier hat ihnen alle Geschicklichkeit routinirter Verskünstler doch nichts geholfen. Die ungünstige Structur des Alexandriners hat sie gehörig gequält, und so bekommen wir denn hin und wieder allerliebste Verschen zu lesen. Ja, wir sind überzeugt, daß einer ein ganz vortrefflicher Poet sein kann und als solcher den glücklichsten Stoff zu einem Drama sich erwählen mag, kommt er aber auf den unglücklichen Gedanken, einen derartigen Stoff in Alexandrinern bearbeiten zu wollen, so geht die Poesie unterdeß auf Reisen. Unsere beiden Lustspieldichter haben dasselbe Schicksal gehabt, ihre Stoffe, von denen wenigstens der Franck'sche sich gar wohl zu einem poetischen Lustspiele eignet, sind dürr und langweilig geworden unter diesem langgedehnten Versspanger. Der Leser arbeitet sich nur mit Mühe hindurch und ist froh, wenn die Sache zu Ende geht. Witz und Humor, die nun doch in einem tüchtigen Lustspiel von echtem Schrot und Korn vorherrschen müssen, hängen die Flügel und schnappen höchstens in komischem Gähnen nach Luft, was denn freilich eine Art Lachen, nur kein behagliches und ursprüngliches hervorbringen kann. Kurz, diese Alexandriner verderben uns Stimmung und Poesie, und deshalb lasse man sie sanft und selig in Gottsched's Grabe ruhen. Dort schaden sie Niemand.

Was nun den Inhalt der fraglichen Lustspiele betrifft, so versucht Franck in dem seinigen zwei spröde Mädchen von ihrer Zierrerei dadurch zu heilen, daß er ihnen einen Neger von Haiti als Bräutigam über den Hals schickt, damit sie in der holden Nähe des Schwarzen die Vorzüge der verschmähten Weißen mögen würdigen lernen, und siehe da, „es ist ein Pfiff, der anschlägt", wie Polonius sagt, die Bräutigame werden zu Gnaden angenommen, und der Mohr, der sich wirklich in eins der Mädchen verliebt und sich schon am Ziele glaubt, muß mismüthig zurücktreten. Etwas leichtfertiger ist Weichselbaumer in den „Liebesbotschaften" verfahren. Auch hier handelt es sich wieder um eine geplagte Mündel, die ihren Geliebten nur auf Umwegen erhalten kann. Nach vielfachem Hin- und Herreden wird eine Entführung am passendsten gefunden, und obwol die handelnden Personen sich erwischen lassen, geschieht es doch blos, um sich als liebende Paare in die Arme zu sinken. Die Sprache ist sowol bei Franck als bei Weichselbaumer, vorzüglich aber bei dem Letztern, nicht immer edel, ja sie schweift sogar zuweilen ins ehrlich Grobe hinüber. So z. B. sagt der Herr zu seinem Diener, der fast im ganzen Stücke von allen Seiten geprügelt wird:

Für jetzt wirst du sogleich von Schlägen dispensirt,
Behandeln werd' ich dich, wie's Brüdern nur gebührt,
Und dich im höchsten Zorn daher blos Rindvieh nennen.

Dr. Franck läßt sich dagegen im Bau seiner Verse oft sehr gehen. Alexandriner, wie folgende, finden sich bei ihm häufig:

Nun gut: So sollen Sie einmal
Ein Neutraler sein und dennoch Triumphator.

Zuletzt erwähnen wir noch das kleine „Kumödigschbüle", womit Castelli das Taschenbuch eröffnet hat. Es heißt: „D' Schwoagarin, a Kumödigschbül a so z' ămagsödzd, wie s' in Esdaraich röd'n doan", von J. F. Castelli. Wir glauben gern, daß dies heitere Spiel, von Östreichern in ihrer nationalen Munterkeit vor östreichischen Zuhörern dargestellt, höchlichst ergötzen mag, nur zum Druck ist dergleichen nicht gemacht, und zwar aus dem ganz einfachen Grunde, weil es sich durchaus nicht lesen läßt. Der geborene Östreicher begreift dies vielleicht nicht, desto einleuchtender wird es dem Nichtöstreicher. Ref., dem es sonst gerade nicht schwer fällt, fremde Sprachidiome sich anzueignen und sie mit leiblicher Fertigkeit vom Blatte wegzulesen, scheiterte doch hier mit seiner Routine und — seiner Geduld! Viel mag dazu die Schreibart beitragen, welche Castelli anzuwenden für gut fand, um den Lesern die Lecture zu erleichtern. Gerade diese Schreibart aber mit den Strichen, den Ringen über dem a, dem heraufgeschobenen r u. dgl. mehr, ermüdet jeden Leser und macht allen Genuß rein unmöglich. Unter den diesmaligen Kupfern zeichnet sich nur das wohlgetroffene Portrait Castelli's aus, die übrigen Beilagen zu den einzelnen Dramen haben ihren Ruhm dahin.

2. Theateralmanach für das Jahr 1840. Von Karl Blum. Berlin, Schlesinger. 1840. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Die Erfolge der Blum'schen Lustspiele auf fast allen Theatern Deutschlands fodern die Kritik einestheils heraus, anderntheils aber flößen sie ihr auch wieder einen gewissen Respect ein. Sollte es auch noch keine ausgemachte Sache sein, so wird doch gemeinhin von aller Welt angenommen, daß ein Drama, welches sich auf der Bühne hält, welches gefällt, eine ganz vortreffliche Arbeit sein müsse. Leider vergißt man dabei nur, daß bei den gegenwärtigen Bühnenverhältnissen nicht mehr die dramatische Anlage eines Stückes den Ausschlag auf der Bühne gibt, ebenso wenig als die Poesie, sondern die theatralische Zurechtsetzung der Scenen. Routinirte mittelmäßige Schauspieler, mit den Schwächen des leicht zu bestechenden Publicums bekannt, wissen diese immer dadurch zu ihren Gunsten zu benutzen, daß sie bei den Schlüssen der Scene recht spectakeln. Dies theatralische Fratzenschneiden nennt man Coulissenreißen. Genau so verhält es sich nun mit vielen unserer dramatischen Dichter, die man weit bezeichnender theatralische Dichter nennen würde. Diese geschickten Modeschneider für die kokett gewordene dramatische Muse unserer Tage messen ihr allerliebste Stückchen an, in denen die verwöhnte Schöne sich überdiemaßen wohlgefällt, und diese theatralischen Kunststücke könnte man geschriebene Coulissenreißer nennen. In diesem Genre stehen die Lustspiele von Karl Blum unbedingt obenan, sie zeichnen sich durch mannichfache Vorzüge vor andern ihrer Gattung aus und haben wenigstens das für sich, daß eine Rolle in ihnen immer eine Schauspielerin von Geist und Talent erfodert. „Die Herrin von der Elfe", Schauspiel in fünf Aufzügen, und „Ich bleibe ledig", Lustspiel in drei Aufzügen, bringt uns dieser Almanach. Beide Stücke sind dem Publicum so oft vorgeführt worden, daß wir es für unnöthig erachten, unsern Lesern eine ausführliche Inhaltsanzeige derselben zu geben. Es sei nur in der Kürze erwähnt, daß in dem erstgenannten Schauspiele ein junges Mädchen, bisher auf dem Lande erzogen, plötzlich in die Residenz versetzt wird und sich dort all den Modeerbärmlichkeiten ergibt, von denen die fashionable Welt aller Lande sich berauschen läßt. Hier findet sie ihr Geliebter, der das einfache Naturkind in ihr liebte, gänzlich verändert wieder, und es ist dem eiteln Kinde nicht anders beizukommen, als daß man es jetzt mit Glanz zu erdrücken sucht, ihr einen abgeschmackten Modenarren zum Bräutigam bestimmt und so das Mädchen wieder zur Vernunft bringt. In dem Lustspiele: „Ich bleibe ledig" verzichtet ein reicher junger Mann zu Gunsten seines Freundes auf den Besitz eines für ihn bestimmten Mädchens, eine oft vorkommende Geschichte, die hier nur durch ein Zusammentreffen mehrer gut erfundener Verwickelungen in heitere Komik umschlägt. Was an beiden Stücken Karl Blum gehört,

was er seinen Quellen verdankt, ist zu ermitteln hier nicht der Ort. Erwähnt sei nur, daß „Die Herrin von der Elfe" dem „The hunchback" des Sheridan Knowles, „Ich bleibe ledig", dem Italiener Alberto Nota entlehnt ist, die Bearbeitungen sind äußerst geschickt und so ganz dem deutschen Charakter angepaßt, daß sie gar wohl für Originalarbeiten gelten könnten. Von dieser Seite also, desgleichen was die Zeichnung der Charaktere betrifft, wäre nichts gegen solche Theaterstücke zu sagen; daß sie aber eben nichts mehr und nichts weniger sind als Theaterstücke, dies müssen wir an ihnen tadeln und um so härter tadeln, als dem Autor Alles gegeben war, das Theaterstück zu einer dramatischen Production zu erheben. Wir heben dies deshalb so scharf hervor, weil beinahe einzig und allein in dem Haschen nach dem Theatralischen das Verderben der wahren dramatischen Poesie zu suchen ist. Man frage nur die Bühnendirectoren, die Regisseure, und man wird Antworten erhalten, bei deren Anhörung jeder dramatische Dichter ohne Weiteres sich die Kehle abschneiden möchte! Der erste Tadel, den ein sonst für ganz trefflich erachtetes Werk von solchen Herren trifft, heiße: Das und Das, und Dieses und Dieses, und Jenes und Jenes, und Dieser selbiges und Jener selbiges ist außerordentlich schön, poetisch, hinreißend, aber nicht theatralisch, nicht dankbar! Denn das sogenannte Dankbare in den Rollen, will sagen Dasjenige, was dem Darsteller stürmischen Applaus des Parterre und am Schlusse ein Hervorrufen einträgt, das wird in das Theatralische ebenfalls mit eingerechnet. Daraus sieht man, daß im Grunde der dramatische Dichter nicht mehr im Dienst der Musen, sondern in dem der Schauspieler stehen soll. Der Schauspieler spielt jetzt nicht mehr, wie das ehedem geschah, aus Interesse an dem Charakter seiner Rolle, sondern nur aus Interesse an sich selbst, und da jeder einzelne dieselben Anfoderungen an seine Rolle macht, so ist es zuletzt eine reine Unmöglichkeit für den wahren Dichter, mit einem Drama zu reussiren. Man wende uns ja nicht ein, daß wir übertreiben, nöthigenfalls könnten wir die schlagendsten Belege von der Wahrheit des eben Gesagten geben. So lange aber dies Treiben auf den Bühnen als Regel gilt, so lange wird der geschickteste, ja fügsamste dramatische Dichter keine allgemeine Geltung finden können, und das echte Drama wird immer nur auf dem Theater geduldet werden, während es doch daselbst zu herrschen bestimmt und berechtigt ist.

Dieser Verderbniß hat Karl Blum leider ebenfalls in seinen Schau- und Lustspielen sehr viel Vorschub geleistet. Es ist bekannt, daß die meisten seiner Stücke eigentlich nur für das Fräulein Charlotte v. Hagn geschrieben sind, die in ihnen ihre größten und glänzendsten Triumphe feiert. Und freilich, wer diese anziehende Dame mit ihrer koketten Liebenswürdigkeit in solchen Rollen auftreten sieht, der vergißt über dem Reiz der seltenen Erscheinung für den Augenblick alle Kritik und fragt wenig darnach, ob das Dargestellte Werth hat oder nicht. Der Übelstand selbst ist aber damit nicht beseitigt, und deshalb mußten wir hier einmal ernstlich auf seinen wahren Ursprung hinweisen. Die Verdienste Blum's um das Theatralische, sein Geschick, bearbeitete Stoffe dem deutschen Publicum mundrecht zu machen und unser dürftiges Lustspiel wenigstens mit brauchbaren Maskenspielen bereichert zu haben, wird ihm Niemand, und wir am allerwenigsten, abstreiten. Doch können wir den Wunsch nicht unterdrücken: er möge künftig, wo möglich, mehr für das Drama, weniger für das Theater thun.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Herzogin Dorothea Sibylla von Brieg und die Schlesier.

Als der Dr. Heinrich Wuttke in seiner von uns in Nr. 217 d. Bl. f. 1839 besprochenen Schrift die Unechtheit des Tagebuchs des Rothgerbermeisters Gierth zu Brieg bewiesen hatte und damit das ganze Gebäude von der übergroßen Tugend und Holdseligkeit der briegischen Herzogin umgestürzt war, bezeigten die Schlesier jedoch keine Lust, sich eine so schöne und anmuthige Geschichte nehmen zu lassen. In zwanzig Blättern der beiden schlesischen Zeitungen wurden alsbald von anonymen und pseudonymen Rittern die Lanzen gegen Hrn. Wuttke eingelegt und derselbe bald im verächtlichem Tone, bald in belehrender, schulmeisternder Weise angegriffen, ein Weiberverächter und ein Feind der vaterländischen Geschichte gescholten. Hr. Wuttke, für dessen Ansicht sich indeß Historiker wie Schlosser, Preuß, Havemann, Stenzel, die schlesischen Gelehrten Schön und Kaiser, sowie andere in und außer Schlesien ausgesprochen hatten, glaubte daher den Streit in den „Schlesischen Provinzialblättern" nochmals aufnehmen zu müssen.*)

In dieser zweiten Schrift hat derselbe nun seine frühern Behauptungen überall von neuem geprüft und gefunden, daß er nur bei den früher gewonnenen Resultaten beharren müsse, und daß der gesammte Inhalt des Gierth'schen Tagebuches durchaus dem Geiste der Zeit und der Geschichte von Brieg widerspricht. Alles dies ist mit vielen interessanten Notizen und Zusammenstellungen zur damaligen schlesischen Geschichte ausgestattet und muß wirklich jetzt einen Jeden überzeugen, der sich nur will überzeugen lassen. Besonders merkwürdig ist die Untersuchung, ob es jemals wirklich eine Handschrift des Gierth'schen Tagebuches gegeben habe. Dies wird nicht allein von Hrn. Wuttke nach den bestimmtesten Zeugnissen in Abrede gestellt, sondern auch durch die fleißigen Forschungen des Stadtsyndicus Trost (in Brieg?) in der schlesischen Zeitung bestätigt. Dieser hat weder in den alten Bürgerbüchern der Stadt Brieg, noch in dem Protokollbuch der Rothgerbergilde, welches alle Namen der Mitglieder von 1578—1825 enthält, noch in den Tauf- und Pfarrbüchern den Namen Valentin Gierth's gefunden, wie überhaupt nicht die der andern Personen, von deren Verheirathung und andern Familienfestlichkeiten das Tagebuch mit so vieler Bestimmtheit spricht.

Am Schlusse hat Hr. Wutkke aus drei neuen Quellen nochmals alle echten und glaubhaften Nachrichten über die wirkliche Herzogin Dorothea Sibylla vereinigt. Ein Ideal weiblicher Tugend war die historische Dorothea Sibylla nicht, vielmehr eine jener schwächern Naturen, die sich in alle Verhältnisse schicken, aber nicht diese gestalten. Mag nun also unser Verfasser auch seine Landsleute um einige poetische Bilder aus der frühern Geschiche Schlesiens ärmer gemacht haben, so haben sie dafür auch an fleißigen Untersuchungen und an historischem Wissen gewonnen. Hr. Wuttke wird diejenigen Schlesier aber, welche ihm etwa noch grollen sollten, gewiß am Besten durch irgend eine vaterländische Monographie von allgemeinerem Interesse versöhnen können. Und wir zweifeln nicht daran, daß er, mit den besten Mitteln ausgerüstet, uns bald mit einer solchen beschenken werde. 11.

Literarische Notizen.

Neu erschien in Paris: „Annuaire historique, militaire, statistique, topographique et littéraire, 1840, publié sous le patronage de MM. les maréchaux de France, ambassadeurs, généraux, députés, officiers supérieurs etc. par une société de militaires et de gens de lettres, sous la direction de MM. le capitaine Sicard, Aymard-Bression et Julien Bouille." Ein Band von 516 Seiten.

Von Boyce erschien: „Notes on South African affairs", mit manchen werthvollen Bemerkungen über das Kafferland und die bewährtesten Systeme der Grenzpolicei. 5.

*) Über die Unechtheit des Gierth'schen Tagebuches. eine Vertheidigung und Ausführung der diese nachweisenden Untersuchung. (Breslau 1839).

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 127. —— 6. Mai 1840.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1839.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 126.)

3. Kleines dramatisches Herbarium, besonders für Privatbühnen. Von Adolf Steppes. Darmstadt, Pabst. 1839. 16. 16 Gr.

Mit einem bescheidenen Verschen widmet der Herausgeber dies Büchlein dem Prinzen Georg von Hessen und bei Rhein. Es wird darin vom Dichter gesprochen und angedeutet, daß ein solcher beklagenswerth sei, wenn sein Lied, ob auch klein, nicht erfreue u. dgl. m. Demnach hält sich also Herr Steppes für einen Dichter. Es thut uns leid, daß wir nicht gleicher Meinung mit ihm sein können, wir müßten denn die Dramatisirung eines gegebenen Stoffes für eine Dichtung wollen gelten lassen. Können wir dies auch nicht, so hat uns die Gabe des Dr. Steppes doch erfreut, mehr als die mancher Andern, welche gleich ihm ebenfalls nur übersetztes auf den dramatischen Markt bringen. Denn selten lieben es unsere Fabrikarbeiter in diesem Genre dem Auslande das Bessere, Gediegenere zu entlehnen, sie greifen meistens nach dem leichtesten Abhub, und denken wunder wie Großes geleistet zu haben, wenn sie ein paar roh zusammengewürfelte französische Lustspielchen, mit Knalleffecten gespickt, dem deutschen Publicum auf national irdenem Geschirr mit einem gehorsamsten Diener präsentiren. Anders Steppes! Er wagt sich an schwierigere Gegenstände, und wenn einstweilen auch blos ein würdiges Drama unter zwei unwürdigen uns überreicht wird, so soll uns dies doch nicht irre leiten oder ungerecht gegen ihn machen. Dieses Stück ist das bei seiner ersten Aufführung in Paris vielbesprochene Drama: „Eine Familie zu Luther's Zeiten", Tragödie in einem Act von Casimir Delavigne, metrisch bearbeitet von Adolf Steppes. Man muß es dem französischen Dramatiker nachrühmen, daß er, ob auch vielleicht etwas gar zu schroff, die furchtbare Begriffsverwirrung, welche eine Folge der Lehren Luther's war, in den wenigen auftretenden Personen mit Meisterhand darzustellen verstanden hat. Ginge nicht Alles so reißend schnell, wäre die Sprache selbst nicht fast bis ins Carikirte epigrammatisch, so müßte die Wirkung noch größer sein, als es ohnedies der Fall ist. Nur fünf Personen begegnen uns in diesem Drama. Eine Mutter hat zwei Söhne, von denen der eine in Rom lebt und dort seine ganze Seele an den Pomp des katholischen Ritus verloren hat. Unterdeß beginnt Luther seine Reformation, die Verwirrung der Begriffe in Bezug auf Religion und Kirche greift um sich, Stimmen dafür und dawider werden laut, die Leidenschaften, der Fanatismus vermehren das Übel. Thekla, die Mutter der beiden Brüder, nebst ihrem ältesten Sohne Ludwig und dessen Tochter Elsa, erkennen Luther's Lehre als wahr und sagen sich vom Katholicismus los, der alte Diener des Hauses, Marcus, schwankt noch. Am Vorabende des öffentlichen Übertrittes der Mutter mit ihrem Sohne zum Protestantismus, der unter Luther's eigener Leitung erfolgen soll (die Tragödie spielt in der Nähe von Augsburg, wo sich Luther eben aufhält), kommt Paul, Ludwig's Bruder, aus Rom zurück. Seine erste Frage berührt den religiösen Zustand seiner nächsten Verwandten. Anfangs weicht man aus, indem man den fanatischen Menschen zu beruhigen, zu überzeugen sucht, bald aber bricht der Sturm los. Mutter und Bruder preisen Luther's Lehre und suchen ihn zu überzeugen von der Wahrhaftigkeit derselben. Paul dagegen preist den Katholicismus und flucht dem Ketzer. Zwist, Fluch, Versöhnung und abermaliger Zwist wechseln in fliegender Eile. Zuletzt trennen sich dennoch Alle ziemlich versöhnt, nur in Paul gährt die gräßlichste Unruhe; er sieht die Mutter, den Bruder verdammt auf ewig, wenn er sie nicht hindert, ihr Vorhaben auszuführen. Seine Angst wächst mit dem Herannahen des verhängnißvollen Morgens, und so entschließt sich denn Paul, wenigstens die Seele des Bruders zu retten. Er stürzt in sein Schlafgemach und ermordet ihn. Dem Mörder flucht die Mutter, ohne ihn zu kennen. Erst nach dem Fluche bekennt sich der Sohn zu der fanatischen That und entflieht.

Es ließe sich Manches an dieser Tragödie aussetzen, so z. B. der zu schnelle Wechsel von Verzweiflung und Beruhigung im Charakter Paul's, sein durchaus nicht motivirtes Sichlossagen von allen Kindes- und Geschwisterpflichten und die wenige Secunden darauf wieder erfolgende Versöhnung. Die Anlage des Stückes aber und die Charaktere sind von so ungemein drastischer Wirkung, daß man gern einige Mängel bei so vielem Trefflichen übersieht. Die Sprache ist hier in dramatischer Hinsicht auf den höchsten Gipfel des Pointirten gesteigert, ja wir finden sie sogar schon über das Erlaubte im dramatischen Ausdruck hinausgehend. Daß die Franzosen alles auf die Spitze Getriebene lieben, kann nicht entschuldigen, obschon wir das Nationelleigenthümliche von dem Forcirten sehr wohl zu unterscheiden wissen. Mögen unsere Leser selbst urtheilen, indem wir ein paar der kräftigsten und sprachlich pointirtesten Stellen, die zugleich auch von den Charakteren der handelnden Personen einen Umriß geben, hier folgen lassen. Die Mutter hat ihrem Sohne Paul gestanden, daß sie im Begriff stehe, Luther's Lehre öffentlich anzunehmen. Darauf entspinnt sich in Scene XVII folgendes Zwiegespräch zwischen Mutter und Sohn:

Paul.

Die mit Schmerzen mich geboren
(gegen den Himmel zeigend)
Die Mutter hab' ich — hier und dort — verloren.
Einst sprach sie: „Meine Kinder! liebet euch;
Glaubt ihr — was ich — wird euch das Himmelreich."

Thekla.

Mit Schaudern denk' ich dieses Glaubens Irrung.

Paul.

Er war der rechte!

Thekla.

Nacht war's —

Paul.

Jetzt — Verführung!

Thekla.

Stiefmutter war ich!

Paul.

Mutter warst du!

Thekla.

Greul

War meiner Söhne Glauben!

Paul.

Nein! Ihr Heil!

Thekla.

Dem Einen winkt des Himmels Huld.

Paul.

Uns Beiden.

Thekla.

Laß deinen Wahn!

Paul.

Du magst von deinem scheiden.

Thekla.

Ihr hasset Gott.

Paul.

O leise!

Thekla.

Aberwitz!

Paul.

Der Vater hört's —

Thekla (etwas ironisch).

In seinem Himmelssitz? —

Paul.

Er winkt mir zu —

Thekla.

Mag ihm die Hälfte frommen;
Den andern Theil hab' ich mit Recht genommen.

Paul.

Des Himmels Kraft und Rom, das mich gesandt,
Löst, wo die Pflicht es heischt, das ird'sche Band.

Und später in der Scene mit seinem Bruder, wo dieser den ungestümen Katholiken mit sanfter Rede schon gewonnen hat, beide einander Freunde zu bleiben versichern, spricht

Paul.

Mich wundert, doch es soll uns nicht entzwein,
Daß mein geliebter Ludwig, Christus Lehren
Vertauscht für eitel ketzerisch Bethören.

Ludwig.

Dein Wort erschüttert mich, doch fern sei Groll! —
Roms angestammter Geist, des Weihrauchs voll,
Bewahrt, noch jetzt, aus Ehrfurcht die Gebräuche,
Die der Verstand verwirft, als morsche Leiche.

Paul.

So spricht der Sectirer, den du nun hörst.

Ludwig.

Kennst du sein Buch?

Paul.

Ich? — Nein!

Ludwig.

So lies es erst.

Paul.

Nein! Ich verdamm's.

Ludwig.

Willst du ein Urtheil fällen,
Mußt du's zuvor der Prüfung unterstellen.

Paul.

Des Thoren Träume!

Ludwig.

Der die Wahrheit lehrt!

Paul.

Des Glaubens Zweifel wird durch ihn genährt.

Ludwig.

Das Zweifeln führt zum Ziel

Paul.

Des Wahns.

Ludwig.

Des Lichts.

Paul.

Genug!

Ludwig.

Du glaubest Alles.

Paul.

Du glaubest — Nichts.

Ludwig.

Mein Glaube stützt sich nicht auf Schwärmerei.

Paul.

Der meine blieb von Ketzerei stets frei.

Ludwig.

Ihr — nennt ihn Ketzer.

Paul.

Weil er's ist.

Ludwig.

Belogen!

Paul.

Ein Apostat ist er, der euch betrogen.

Ludwig.

Luther! — du gehst zu weit.

Paul.

Nicht weit genug.
Er ist verächtlich!

Ludwig.

Bruder —

Paul.

Voll Betrug!

Ludwig.

Er?

Paul.

Gottverworfen.

Ludwig.

Nein! Ein heil'ger Priester.

Paul.

Dem Höllenpfuhl entflammt.

Ludwig.

Vom Himmel ist er!

Paul.

Ein Abschaum!

Ludwig.

Ha!

Paul.

Ein Schriftverfälscher! rc.

Über die beiden andern Beiträge, die sich in den Blättern dieses „Dramatischen Herbarium“ finden, können wir kürzer sein. „Das Mädchen aus der Fremde“, dramatische Arabeske in einem Act nach Saphir von Steppes beruht auf einem bloßen Scherz und auf der Dummheit einiger Gerichtsdiener. Ein junges Mädchen wird von der Policei als eine gefährliche Person ergriffen, weil ein poetisch gestimmter Actuar ein Gedicht: „Das Mädchen aus der Fremde“, unversehens mit zu den Acten geheftet hat. Dahinter wittert man hochverrätherische Umtriebe und greift das erste beste Mädchen auf, das eben in das Städtchen kommt. In einer Confrontation der Verdächtigen mit dem Poeten erweist sich das Mädchen als dessen Schwester.

Beinahe noch ärmer an Erfindung ist der letzte Beitrag: „Homöopathie“, Lustspiel in einem Act, nach dem Französischen des Fournier und Biéville frei bearbeitet von Steppes. Hier trägt die Homöopathie dazu bei, eine etwas spröde junge Witwe ihrem ersten Liebhaber in die Arme zu führen. Von beiden Stücken läßt sich weiter nichts Gutes sagen, als daß sie lebendig geschrieben sind. Sollte sich Dr. Steppes bewogen fühlen, sein „Dramatisches Herbarium“ künftig mit neu aufgefundenen Seltenheiten zu bereichern, so möchten wir ihn doch ermuntern, wenn es denn einmal Übersetzungen sein sollen, wo

möglich blos nach Werthvollem zu greifen. Daß er zu wählen und das Gewählte mit Geschmack dem Deutschen anzueignen versteht, hat er in seiner Übersetzung der Delavigne'schen Tragödie bewiesen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Deutscher Einfluß auf die Civilisation und die Fortschritte ungebildeter Völker.

Je ungünstiger wir im Allgemeinen Engländer über deutsches Verdienst um die Förderung der socialen Fortschritte und realen Interessen der Menschheit urtheilen hören, desto mehr muß es uns verwundern in einem der neuern Hefte des „Foreign quarterly review" einen Artikel zu finden, in welchem den Deutschen in dieser Hinsicht die Palme gereicht wird; und je mehr im Allgemeinen Engländer den Charakter der Deutschen in politischer Hinsicht als verklavt, in wissenschaftlicher als mystisch, im Ganzen als unpraktisch darzustellen und die Leistungen derselben in Dingen herabzusetzen lieben, in denen sie einen anerkannten Vorzug vor den übrigen gebildeten Nationen besitzen, desto mehr muß es uns in Erstaunen setzen, dort das Verdienst der Deutschen in einem Punkte hervorgehoben zu sehen, an den nur wenige Deutsche bis jetzt als an einen besondern Gegenstand ihres Nationalruhms gedacht haben werden, nämlich Civilisirung der wilden Völkerschaften fremder Erdtheile. Deutschland hat keine auswärtigen Besitzungen, keine Marine und nur geringen Activhandel mit fremden Welttheilen; der Strom von 20,000 Auswanderern, welchen es seit dem Frieden von 1815 alljährlich ausgießt, wendet sich nicht Einem Punkte zu, um hier allmälig eine große deutsche Colonie anzusetzen, sondern zerrinnt in vielen kleinen Armen über die Erde, fremden Staaten, namentlich Rußland und der nordamerikanischen Union die deutschen Lebenssäfte zuführend. Wie kann auf diese Weise Deutschland auf die Gesittung wilder und barbarischer Nationen einen besondern Einfluß üben? Das „Foreign quarterly review" erklärt uns dies folgendermaßen: Daß Deutschland keine Colonialinteressen besitzt, bewirkt gerade, daß das Urtheil der Nation über die wilden Völkerstämme durch keine Nebenrücksichten bestimmt, ihr Gefühl in Betreff derselben durch keine eigennützigen Berechnungen verhärtet, sondern beides durch die Ergebnisse der Wissenschaft, wie durch die reinen Regungen der Humanität geleitet wird. Zur Zeit als Deutschland auch einige auswärtige Besitzungen besaß und Deutsche in der Verwaltung derselben gebraucht wurden, zeigten diese gegen die eingeborenen Stämme durchaus nicht mehr Milde als die Portugiesen, Spanier, Holländer und Engländer, sondern behandelten dieselben mit der nämlichen gefühllosen Grausamkeit, waren ebenso goldgierig und lieferten dadurch den Beweis, daß deutsche Herrschaft in der neuen Welt von der jener Nationen sich nicht im mindesten unterschied. Dies war unter Karl V., der den Welser von Augsburg, seinen Gläubigern, eine Provinz in Amerika gegeben hatte, eine Gebietsübertragung, in deren Folge Venezuela 26 Jahre von Deutschen besetzt blieb. Unter den sich auf diesen Colonialbesitz beziehenden Erzählungen verdient besonders die des Nicolas Federmann genannt zu werden, die schon 1557 zu Hagenau erschien. Der Verfasser war 1529 mit einer Abtheilung spanischer Soldaten und deutscher Bergleute nach Venezuela gesandt worden, und erzählt die von ihm meist um des Goldes willen oder aus blindem Bekehrungseifer an den Indianern verübten Greuel mit einer Aufrichtigkeit, einer Kälte und Gleichgültigkeit, aus der wir ersehen, wie wenig damals die Rechte der Urbewohner der Neuen Welt, sobald man mit ihnen in wirkliche Berührung kam, von allen christlichen Nationen geachtet wurden. Indem durch Vertheilung der beiden Kronen, welche Karl V. allein getragen hatte, an seine Nachfolger Ferdinand und Philipp, Deutschland von Spanien wieder getrennt wurde, hörte jenes auf in Amerika ein nationales Interesse zu besitzen, und während die europäischen Seemächte, Portugal, Spanien, Dänemark, Frankreich, Schweden, Holland und England, nach und nach die halbe Neue Welt sich unterwarfen, nahm Deutschland an ihren Erwerbungen nur durch einzelne Abenteurer Theil, die entweder als Söldlinge oder als Auswanderer ihr Vaterland verließen, oder auf ganz unmaterielle Weise, im rein wissenschaftlichen Interesse mittels der Aufmerksamkeit, mit welcher die Gelehrten den Fortgang der Entdeckungen verfolgten.

Die Theilnahme, welche Deutschland auf diese Art an den Entdeckungen der Seevölker Europas nahm, war gleich von Anfang an lebhaft, sowie der Einfluß, welchen es dadurch auf dieselben ausübte, nicht unbedeutend. Die astronomischen Ephemeriden, welche Johann Müller (Regiomontanus) im 15. Jahrhundert zu Nürnberg herausgab, wurden in Afrikas, Amerikas und Indiens Küsten von Diaz, Gama, Colombo und Vespucci gebraucht, und Alexander v. Humboldt bemerkt in seinem „Examen critique et historique de la géographie du Nouveau Continent", vielleicht nicht mit Unrecht, daß allein schon die Namen Regiomontanus und Martin Behaim, Letzterer ein persönlicher Freund des Colombo, Deutschland einen bedeutenden Antheil an dem Ruhme der Entdeckung der Neuen Welt sichern. Amerika wurde sogar nach dem Letztern, in Folge seines hohen geographischen Ruhms, Westböheim benannt. Mehr Bücher wurden in dem halben Jahrhunderte vor und dem andern nach Gama's und Colombo's Reisen über alle sich auf die afrikanischen und amerikanischen Entdeckungen beziehenden Gegenstände in keinem europäischen Lande gedruckt als in Deutschland, und v. Humboldt macht in der angeführten Stelle darauf aufmerksam, welche Ausdehnung schon jene alten Schriftsteller ihren Untersuchungen über die Natur der neuentdeckten Menschenstämme gegeben hätten, eine Ausdehnung, wodurch sie den philosophischen Untersuchungen späterer Zeiten vorgriffen. So groß war die Vorliebe, mit welcher diese Studien in Deutschland, ohne daß es durch das geringste materielle Interesse, durch Handel oder Colonialbesitz dazu bestimmt wurde, fortwährend betrieben wurden, daß gegen Ende des 16. Jahrhunderts die Geographie hier in einer Blüte stand wie nirgend anderwärts. Unter den schätzbaren durch dies rein wissenschaftliche Streben zu Tage geförderten Werken zeichnen sich besonders des Levinus Hulsius „Sammlung von Reisen" aus, ein Werk, um welches sich jüngst Hr. A. Asher aus Berlin in seinem interessanten „Bibliographical essay on the collection of voyages and travels edited and published by Levinus Hulsius and his successors at Nuremberg and Frankfort from 1593 to 1660. Printed in English, and only sixty copies taken" (London u. Berlin 1839) großes Verdienst erworben hat. Auf einem so reinen, so freien und unparteiischen Standpunkte mußte das deutsche Volk über den farbigen Menschen ganz anders denken und empfinden als Die, deren Urtheil und Gefühl in dieser Hinsicht durch directen Besitz, durch finanzielle und mercantile Rücksichten getrübt und bestochen wurde, und darum war es Deutschland, von wo aus sich zuerst und am kräftigsten Stimmen gegen das entsetzliche Unrecht erhoben, das die unglücklichen Farbigen so lange von christlichen Colonisten erlitten haben; Deutschland war es, welches das Verbot des Sklavenhandels und die Aufhebung der Negersklaverei in den englischen Colonien mit dem lautesten Jubel begrüßte. „Im Punkte der Negersklaverei", bemerkt der ausgezeichnete Geschichtsschreiber der Vereinigten Staaten, Bancroft, in seiner „History of the United States", „war der deutsche Geist am wenigsten durch Vorurtheil verblendet, weil Deutschland nie am Sklavenhandel Theil genommen hatte. Die kleine Schar deutscher Freunde von den Hochlanden oberhalb des Rheins beschloß, es zieme sich für keinen Christen, Negersklaven zu kaufen oder zu halten, und dies zu einer Zeit, wo die allgemeine Versammlung der englischen Quäker sich über die Frage nicht einigen konnte." Besonders ist es das Missionswesen, um welches sich die Deutschen große

Verdienste erwarben haben, und vor Allem gebührt dem Grafen Zinzendorf und der von ihm gestifteten Brüdergemeine die unbedingteste Anerkennung und Bewunderung, deren Missionnaire in allen Theilen der Welt durch ihren reinen Eifer und durch das vernünftigste Bekehrungssystem dem Christenthume eine Menge von Heiden, namentlich zahlreiche Neger auf den westindischen Inseln zugeführt haben. Auch andere deutsche Kirchen eifern gegenwärtig den mährischen Brüdern in diesen frommen und humanen Bestrebungen nach, für die sie hauptsächlich das südliche Afrika und Neusüdwales zum Schauplatze erwählt haben. Das Interesse für China, wohin, wie auf das ganze Mittelasien, schon vor 100 Jahren das Verlangen deutscher Missionnaire gerichtet war, als Zinzendorf in Herrnhut seinen riesigen Plan einer allgemeinen Heidenbekehrung über die ganze Erde entwarf, hat mehr als irgend ein anderer Mann in neuester Zeit ein deutscher Missionnair, Gutzlaff, angeregt und dem Wunsche wie den Mitteln eines nähern Verkehrs mit diesem Lande einen Impuls wie Keiner vor ihm gegeben. Auch im britischen Indien sieht man deutsche Missionnaire mit glücklichem Erfolge arbeiten, und Deutsche sind es überhaupt, welche in der neuesten Zeit von allen gebildeten Nationen am meisten und erfolgreichsten bemüht waren, das auf Indien lastende Dunkel aufzuhellen; selbst die in Kalkutta und London erscheinenden englischen Übersetzungen aus dem Sanskrit, die über Charakter und Einrichtungen der Hindus so viel Belehrung gewähren, werden eifriger in Deutschland als in England gelesen.

Kein Land verdankt aber hinsichtlich der Civilisation seiner Völker den Deutschen so viel als Rußland. Seit Peter I. wurden deutsche Einwanderer hier mit offenen Armen aufgenommen, und im Ural und in Tobolsk wohnen deutsche Familien in großer Zahl. Mit den Offizieren, welche durch gemeinsamen Waffendienst mit deutschen Truppen 1813 u. 1814 in ihren Begriffen aufgeklärt und, in die Grundsätze des Tugendbundes eingeweiht, den Versuch in ihrem despotisch regierten Vaterlande eine freiere Verfassung einzuführen, 1826 — 27 mit Transportation in die Wildnisse Sibiriens büßen mußten, ist bis hierher der Einfluß freierer deutscher Ansichten gedrungen. Einer der vornehmsten Verschworenen, Murawiew, war so glücklich zu Irkutzk eine Anstellung zu erhalten, deren Functionen er auf eine wahrhaft musterhafte Weise erfüllte, während er sich außerdem mit den Seinigen ganz wissenschaftlichen Studien hingab und sein Haus zum Mittelpunkte aller Derjenigen machte, welche an denselben Theil zu nehmen vermochten und wünschten. Professor Erman fand hier den sprachgelehrten Igumnow, den seine genaue Kenntniß der mongolischen Dialekte und anderer ostasiatischer Sprachen so sehr zum Staatsdolmetscher eignet. Die deutschen Reisenden und Geographen der neuesten Zeit gehören zu den ausgezeichnetsten. Die Forster, Lichtenstein, Hornemann, Burckhardt, Ritter, der ältere Niebuhr sind nur wenige Namen von einer langen Liste, und wer möchte es wagen sich neben Einen zu stellen, dessen Reisen auf lange Zeit in der Erdkunde Epoche machen werden, neben Alexander v. Humboldt! Wahrlich, es ist ein hoher Vorzug der deutschen Nation, daß dieselbe ohne auswärtige Besitzungen, ohne einen bedeutenden überseeischen Handel und ohne alle jene Antriebe zu Unternehmungen nach fremden Welten, wodurch Engländer und andere Handelsvölker zu denselben bestimmt werden, die ausgezeichnetsten Männer aussendet, die, von keinen andern als reinwissenschaftlichen Motiven getrieben, in ihren Bemühungen und Entdeckungen auf das glücklichste mit jenen wetteifern und sie zuweilen sogar übertreffen. Auch haben namentlich deutsche Gelehrte in neuester Zeit manche eingewurzelte Vorurtheite über die Bildungsunfähigkeit wilder und roher Völker, hauptsächlich der Neger, glücklich widerlegt. So hat Prof. Tiedemann in der Schrift: „Das Hirn des Negers mit dem des Europäers und Orang-Outangs verglichen" (Heidelberg 1837), welche sich auch englisch in den „Philosophical transactions" der Royal society befindet, dargethan, daß das Hirn, die Nerven, Rückenmark u. s. w. des Negers von dem des Europäers gar nicht oder nur ganz unwesentlich verschieden sind, und ersteres mit dem Orang-Outang so wenig eine Ähnlichkeit hat wie das des Europäers selbst, ausgenommen in der symmetrischen Vertheilung der gyri und suls. Die deutsche Philosophie der Geschichte endlich, von Vielen trefflich, am trefflichsten von dem bei allen Parteien gleich geschätzten Herder bearbeitet, weist die Nothwendigkeit einer fortwährenden Entwickelung und Perfectibilität des Menschengeschlechts nach, sowie den geringen Unterschied der verschiedenen Racen in ihren intellectuellen Fähigkeiten, ihr natürliches Streben, miteinander in Frieden zu leben, die schändliche Grausamkeit in der Art, wie die gebildeten den wilden Völkern begegnen, die Abscheulichkeit der Negersklaverei und endlich die Nothwendigkeit, die ganze Menschheit auf allen Stufen der Bildung mit jenem Mitgefühle und jener Liebe zu umfassen, welche die Seele der christlichen Religion ausmacht.

Lassen wir nun auch alle einzelne von dem „Foreign quarterly review" aufgestellten Punkte gelten, so wissen wir doch nicht, inwiefern durch dieselben das eigentliche punctum quaestionis, der große Einfluß der Deutschen auf die Civilisirung roher Völker erwiesen ist. Direct wenigstens kann derselbe, außer in wenigen Fällen, wie durch das Missionswesen oder durch Das, was Deutsche in Rußland für die Cultur gethan haben, nicht sein, weil einen solchen auszuüben Deutschland durch den Mangel an Colonien und auswärtigen Besitzungen abgehalten wird, die, wenn sie zu Eigennutz, Gewinnsucht und Härte reizen, wiederum das einzige Mittel sind, sich in seinen Bemühungen um die Cultivirung unbebauter Länder und uncivilisirter Völker von fremden Staaten unabhängig zu erhalten. Auch ist es bekannt, daß deutsche Colonisten, da wo sie in den Vereinigten Staaten und sonst mit Engländern und andern Völkern zahlreich untermischt wohnen, die Indianer keineswegs besser behandeln als jene, ihre Wohnungen denselben keineswegs als Zufluchtsstätten gegen die Verfolgungen öffnen, denen die rothen Häute sich nur zu oft von Seiten ihrer europäischen Dränger ausgesetzt sehen. Es kann daher nur von einem indirecten Einflusse die Rede sein und dieser erst dann eintreten, wenn die Ideen, welche die praktische Philosophie der Deutschen, sowie ihre Geschichte der Philosophie erzeugt, die „Gesetze", welche sie nach Coleridge's Ausdruck der Zukunft im voraus aufgestellt hat, in die Herzen und Köpfe der handeltreibenden und colonienbesitzenden Nationen übergegangen und sich mit deren Denk- und Gefühlsweise ebenso verschmolzen haben werden, wie es bei den Deutschen bereits der Fall ist. 19.

Literarische Notizen.

„A letter to A. Panizzi" von Thomas Watts widerlegt die gewöhnliche Annahme, daß die erste Zeitung der in England 1588 zur Zeit der spanischen Armada erschienene „English Mercurie" — von dem Exemplare im Britischen Museum aufbewahrt sind — gewesen sei, durch die Behauptung, jenen Zeitungen liege eine Fälschung zu Grunde. Wann oder wozu diese stattgefunden, ist nicht dargethan; aber die Beweisführung ist streng, wenn nicht schlagend.

Die „Memoirs of Admiral Sir Sidney Smith. By the author of ‚Rattlin the Reefer'" (Howard) verdienen nur Erwähnung, um vor übermäßigen Erwartungen zu warnen. Nicht genug, daß des Neuen oder von beleuchtender Darstellung des schon Bekannten in dem gegebenen Material sich sehr wenig findet, läßt sich der Verfasser selbst hinsichtlich positiver Thatsachen Verstöße zu Schulden kommen, welche ihn zum Biographen und Historiker gerade nicht geeignet erscheinen lassen. 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 128. —— 7. Mai 1840.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1839.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 127.)

4. Apolla. Dramatischer Almanach auf das Jahr 1839. Rawicz, Magazin für Buchhandel. 1839. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Name Apolla hat etwas so Verführerisches, daß man sich unwillkürlich durch ihn in poetische Stimmung versetzt fühlt. Man begrüßt ihn daher immer mit wahrer Freude, fliegt ihm jauchzend entgegen in der Voraussetzung, man werde nun endlich finden, was man längst gesucht. Aber lieber Himmel, wie fühlt man sich plötzlich ernüchtert, wenn anstatt des verheißenen Gottes ein hagerer, zerlumpter und nichtssagender Bettelkerl vor einem steht! So ungefähr erging es uns bei diesem „Apolla". Nicht allein die Leier vermißten wir an ihm, nein Alles, Alles, was uns einen leidlichen Gott, und sei's auf ein paar kurze Augenblicke, vorspiegeln könnte. Ein Überrestchen von der edeln Sängerkunst findet sich freilich bei ihm, dies sind nämlich vier Strickendchen von schlechtem Werg, die man für Saiten halten soll. An jedem Endchen hängt eine Etikette mit dem Namen eines Dramas, welche zusammen heißen wie folgt: a) „Der Trauschein oder der holländische Proceß", Lustspiel in einem Aufzuge; b) „Das Kloster auf dem Sanct-Bernhard", Drama in einem Aufzuge; c) „Der Bräutigam aus Griechenland", Lustspiel in zwei Abtheilungen; d) „Das homöopathische Recept", Lustspiel in einem Aufzuge, frei nach dem Französischen des Fournier und Biéville. Lit. a bringt ein paar Liebende durch einen Proceß zusammen. Die auftretenden Personen sind ein Oberst, der fluchen kann, ein Seecapitain, der ebenfalls fluchen kann, ein Mädchen, das einen Mann, und ein Mann, der eine Frau haben will. Zugegeben ist noch ein Bedienter, dem die Grobheiten sehr wohl zu Gesichte stehen. In Lit. b findet ein Vater seinen vor 20 Jahren im Schnee verlorenen Sohn im Kloster des Sanct-Bernhard wieder, und der Sohn eine Braut, die er zuvor vom Tode des Erfrierens gerettet hat. Das Drama ist in Versen geschrieben, die man Jamben nennt. Lit. c hat einen höchst pikanten Anstrich, wie er uns bisher im Lustspiel unsers Wissens noch nicht vorgekommen ist. Es tritt nämlich ein Liebhaber dem andern seine Braut für eine echt arabische Stute ab. Darum dreht sich der ganze Handel, zu dessen glücklichem Abschlusse die betheiligten Personen noch allerhand Intriguen spielen. Über Lit. d endlich brauchen wir nichts mehr zu sagen, da wir eine andere Bearbeitung desselben Lustspiels im „Dramatischen Herbarium" bereits besprochen haben.

5. Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. Neunzehnter Jahrgang, für 1840. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 1840. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Das langjährige Bestehen des Gubitz'schen „Jahrbuchs" ist jedenfalls ein Beweis von dessen Brauchbarkeit; ob für das Drama etwas damit gewonnen wird oder schon gewonnen worden ist, mag unerörtert bleiben. Wir sind an schmale Kost gewöhnt, schon hinlänglich zufrieden, wenn uns in einem jährlich regelmäßig erscheinenden Sammelwerke bekannte Namen immer wieder begegnen, und unser Vertrauen steigt, findet sich unter diesen einmal ein Neuling oder ein seltener auftretender Mann, dessen Gabe sich vor denen Anderer vortheilhaft auszeichnet. An viel bekannten Bühnenscribenten ist auch in diesem Jahrgang kein Mangel. Da schüttelt Raupach ein kleines Lustspielungeziefer von dem wuchernden Baume seiner Dramatik, die Birch-Pfeiffer ruft mit schmetterndem Laut das Publicum zu einem Schauspiele zusammen, dessen Phrasen und Kraftworte ganze Regimenter niederwerfen können, und Albini seligen Angedenkens gibt einen gutерfundenen Scherz zum Besten, worüber manche Dame verdrießlich ihr hübsches Näschen rümpfen wird. So lieb uns Raupach als Lustspieldichter ist, das hier gegebene, Namens „Hahn und Hektor", Lustspiel in drei Aufzügen, können wir unmöglich loben. Die ganze Intrigue ruht auf der Verwechselung eines Briefes, auf einem grünen Siegel, das einen Hahn aufweist, und auf einem verliebten und eifersüchtigen Postsecretair, der in diesem Siegellackhahne eine Verschwörung und Gott weiß was sonst noch wittert! Nun schleppt sich das Misverständniß langsam und langweilig durch drei Acte fort, bis endlich die läppische Geschichte zu Jedermanns Vortheil ins rechte Gleis geschoben wird. Lachen kann Niemand bei diesem sogenannten Lustspiele, und wo die Lust herkommen soll, um ein so lose zusammengeschriebenes Ding auf der Bühne mit anzusehen, das begreife, wer's kann! Da ist uns zuletzt das Birch-Pfeiffer'sche Schauspiel immer noch lieber, wie wir es denn für das beste Stück dieser rüstigen Amazone halten müssen. Es heißt: „Die Günstlinge", Originalschauspiel in fünf Aufzügen. So viel uns bekannt, hat die Verf. mit ihren „Günstlingen" die Gunst eines sehr großen Publicums sich erworben, und nimmt man Rücksicht auf das wirklich Lobenswerthe darin, so würde es ungerecht sein, wollte man ihr diese Errungenschaft nicht gönnen. Der Stoff, Katharina's II. Lebensgeschichte entnommen, erfodert eine kräftige Feder, die nun freilich Frau Charlotte gewaltig keck handhabt. Es ist kaum zu glauben, in welche Wuth die Kaiserin Katharina geräth, welche Kraft- und Kernworte sie in den Mund nimmt, und wie es ihr eine Kleinigkeit ist, diese, wir möchten sagen, wüthende Donnersprache bei heftigen Ausbrüchen der Leidenschaft noch bedeutend zu steigern. Wir finden hier eigentlich die Sprache der Schiller'schen „Räuber" wieder, nur verwildert und ohne jenen Gehalt von wahrer Poesie, der ihr bei Schiller den Glanz der Originalität verleiht. In Ritterstücken würde diese Sprache allenfalls am Platze sein, an den Hof Katharina's II. paßt sie auf keinen Fall. Davon abgesehen aber bleibt an Frau Charlottens Charakteristik, das Grelle daran abgerechnet, Vieles zu loben. Madame Birch-Pfeiffer führt einen einmal entworfenen Charakter consequent durch, sinken läßt sie ihn so leicht nicht. Und so kann man die Zeichnungen Katharina's, Potemkin's, Agraffine's sogar überraschend nennen. Auf der Bühne werden solche Figuren immer ein entschiedenes Glück machen, wenn auch die Situationen nicht so ganz im Geschmack der Theaterhelden gehalten wären. Aufgefallen sind uns die in Parenthese gegebenen Vorschriften für

die Schauspieler. Jeder Blick ist anbefohlen, mag er nun keck, scharf oder stechend sein sollen, und was dgl. m. ist. Bedarf es wirklich solcher ans Kindische streifender Vorschriften bei unsern heutigen „Bühnenkünstlern", dann wehe dir, deutsches Drama, wehe euch Dichtern, die ihr euch blos ans Bedeutsame haltet! „Der Familiencongreß", burleskes Familiengemälde in zwei Acten von Albini, wird als Das, was es sein will, jederzeit gefallen und höchlichst ergötzen. Ein Graf, der sein Vermögen durch seine Antikenliebhaberei verzettelt hat, braucht Geld und bringt es dahin, daß sein Sohn, auch ein Narr und Enthusiast fürs Violinspiel, eine reiche Fabrikantentochter heirathet. Die alte Gräfin und ihre Schwiegertochter leben nun wie Hund und Katze, da beide die meiste Ehre begehren. Um dem ewigen Zwist ein Ende zu machen, schlägt der Fabrikant einen Familiencongreß vor, wobei der alte Graf „imponiren" soll. Er imponirt also, d. h. er thut gar nichts, und die beiden Weiber versöhnen sich nicht, selbst da nicht, als der Fabrikant ein paar sehr kostbare Schmuckkästchen hervorzieht und sie den feindlichen Parteien zu schenken verspricht, falls die Versöhnung stattfinden werde. Die Eitelkeit ist willig, aber der Hochmuth trägt doch den Sieg davon. Kurz, der Congreß erreicht, was mancher politische schon oft erreicht hat, sein Ende, ohne etwas genützt zu haben.

Außer den hier genannten bringt das „Jahrbuch" noch zwei Beiträge von wenig renommirten Autoren. „Schlag Sieben", Lustspiel in fünf Aufzügen von Geisheim, ist ein sehr mittelmäßiges Product, ohne Witz, ohne Humor, ohne Pointe. Die Erfindung äußerst fade, die Situationen kaum erträglich. Es handelt sich um die erwartete Ankunft eines Bräutigams, der Schlag sieben, aber nicht eher eintreffen soll, der Bräutigam wird aber gefänglich eingezogen von einem Nebenbuhler, und so schweben alle Parteien eine Zeit lang in Angst und Noth. Dagegen stoßen wir in den „Männerfeindinnen", Originallustspiel in fünf Acten von J. Roderich Benedix, auf ein allerliebstes Product. Da ist Geist, Witz, Humor, Laune, Übermuth; da erkennt man auf den ersten Blick des Verf. Lebenserfahrung, seine Menschenkenntniß und die heitere Ruhe, mit welcher er auf das närrische Treiben der Welt herabsieht. Es könnte freilich Alles noch weit besser, weit künstlerischer gerundet, weit poetischer sein, aber wir sind gern zufrieden, wenn uns nur ein wahres Talent begegnet, von dem sich bei ernstem Streben und fernerer Ausbildung Gediegenes erwarten läßt. Eine junge Witwe, die mit ihrem Manne nicht ganz zufrieden gelebt hat, und ein Fräulein, dessen Geliebter auch Andere umschwärmt, entschließen sich kurz und gut, fortan ledig zu bleiben und alle Gemeinschaft mit Männern aufzugeben. Sie ziehen zusammen auf das Landgut der Witwe und entwerfen vor allen Dingen einen Gesetzcodex. Dieser wird in ihrem gemeinschaftlichen Zimmer aufgehangen, daneben aber eine Tafel, auf welcher ein alter Diener die etwaigen Sünden gegen die neuen Gesetze anmerken soll. Nach diesen Gesetzen dürfen die beiden jungen Damen weder von, noch mit Männern reden; ausgenommen sind der Diener und der Amtmann der Witwe. Sie setzen sich denn nun zusammen, seelenvergnügt, die Männer für immer los zu sein. Was aber nun reden? Geplaudert muß doch sein. Beide beginnen, und da es bald an interessantem Stoffe mangelt, kommen die Männer an die Reihe. Kurz, man kann ohne das unselige Geschlecht nicht fertig werden, und so entwerfen denn die beiden Männerfeindinnen wieder Ausnahmsgesetze, bis endlich nichts mehr auszunehmen ist. Ganz außer sich wollen die Damen gerathen, als bald darauf der Amtmann einen Stoß Acten schickt, mit der Bitte an die Witwe, sich damit bekannt zu machen, weil später die Klagenden und Beklagten kommen und um ihren Spruch bitten würden. Die Damen machen sich über die Acten, die ihnen ebenso unverständlich als langweilig vorkommen. Unterdeß erscheint der Amtmann mit einem Troß Gesindel. Die Witwe muß sich bequemen, die Klagenden anzuhören; als es aber zum Spruch kommt, weiß sie nirgend Rath, und so erfolgt denn eine Gerechtigkeitspflege, über welche die Steine tanzen möchten. In dieser Weise, immer heiter und humoristisch, wirthschaften nun die Dämchen fort, heimlich bereits beide voller Liebesgedanken. Die Männer ihrerseits intriguiren in der Entfernung, Liebesbriefchen, Bestellungen zu Rendezvous werden gesendet und angenommen. Dabei ist es höchst ergötzlich, zu sehen, wie die Damen sich immer voreinander schämen und jede doch gern die gegebenen Gesetze unbemerkt überschreiten möchte. Die Rendezvous erfolgen endlich, beide Damen überraschen sich gegenseitig bei einem tête à tête und sind froh, jede einen Mann zu kriegen. Auf der Bühne muß dies Lustspiel großes Glück machen, das es um so mehr verdient, als hier wirklich einmal ein Kern zu finden ist, der glückliche Keime zu einem deutschen Lustspiele enthält. Übrigens kann es keine bessere und witzigere Satire auf die Emancipation der Frauen in harmloserer Form geben, als sie hier der Verf. geliefert hat.

6. Berliner Theateralmanach auf das Jahr 1840. Herausgegeben von Alexander Cosmar. Fünfter Jahrgang. Berlin, Bade. 1840. 16. 1 Thlr. 12 Gr.

Sechs leichte und unbedeutende Sächelchen, darunter vier dem Französischen entlehnte, sind die Gaben, womit Cosmar seine genügsamen Leser beglückt. „Der türkische Shawl", locales Lustspiel in einem Aufzuge von Louis Angely, enthält die im Leben oft vorkommende Geschichte eines redlichen Mannes, der mit Hülfe anderer Weiber von seiner leichtsinnigen Frau hinters Licht geführt wird und sich noch dafür bedanken muß. „Ein Page des Regenten", Lustspiel in einem Act, nach dem Französischen des Théaulon von Adolf Glaßbrenner, beweist, daß Glaßbrenner einen sehr schlechten Geschmack im dramatischen Fache besitzt, sonst hätte er diese Lappalie nicht übersetzt. „Die Eröffnungsrede", Lustspiel in einem Aufzuge, nach Rougemont von A. Cosmar, läuft unter ein Dutzend gleich werthloser Productionen eben auch mit durch. Zu rühmen ist nichts daran und einen gründlichen Tadel verdient es nicht. „Tausch und Täuschungen", Lustspiel in zwei Acten, nach „Le mariage en capuchon" bearbeitet von Ludwig Lenz. Insofern interessante Situationen ein Lustspiel unterhaltend und spannend machen können, verdient diese Arbeit einiges Lob, obwol uns die Art, wie man hier den Zweck des Lustspiels zu erreichen sucht, nicht recht behagen will. Ein Mädchen wird, ohne daß sie es weiß, in der Dunkelheit ihrem wirklichen Geliebten angetraut, muß aber später mit dem falschen die Brautkammer theilen, bis der wirkliche Geliebte und Mann die Gepeinigten aus der fatalen Lage rettet. „Reschid Pascha oder Mein Junge lügt nie!" Posse in zwei Acten von Leopold Bartsch, unterhält gerade hinlänglich, um als Posse hübsch genannt zu werden. „Der Eifersüchtige wider Willen" endlich, Lustspiel in einem Act, nach dem Französischen von Ludwig Meyer, kann allen gegen ihre Frauen sich nachlässig betragenden Männern empfohlen werden, damit sie sich hüten, diese andern Männern in die Arme zu treiben, denn nicht jede Frau möchte sich alsdann, wie es in diesem Stücke geschieht, mit ihrer als Mann verkleideten Schwester begnügen.

7. F. A. v. Kurländer's dramatischer Almanach für das Jahr 1840. Fortgesetzt von C. W. Koch. Dreißigster Jahrgang. Leipzig, Baumgärtner. 1840. 12. 1 Thlr. 8 Gr.

Unter den Dramatikern ersten Ranges wird Herr Koch niemals eine Stelle einnehmen, die des zweiten Ranges werden ihn mit Recht nicht unter sich aufnehmen wollen, in der dritten Classe dürften sich noch immer verschiedene Stimmen gegen ihn erheben, und so sind wir denn genöthigt, ihn in der vierten Rangordnung, obwol nicht ohne Widerspruch unsers Gewissens, unterzubringen. Herr Koch schreibt Dramen in Versen und in Prosa; von diesen haben die erstern die jetzt freilich nicht eben seltene Eigenthümlichkeit, daß sie höchst prosaisch, die letztern aber unter aller Kritik prosaisch sind. Bei so seltenen Gaben nimmt es uns Wunder, Hrn. Koch als Nachfolger des verstorbenen Kurländer zu erblicken. Wer ihn zu diesem er-

nannt und das Publicum verdammt hat, diese Koch=Stücke zu lesen, der verantworte es bei den obern und untern Göttern! Eröffnet wird dieser Jahrgang mit dem „Jagdschloß", Drama in zwei Acten und einem Vorspiele. Ein paar Zwillingsbrüder leben von Jugend auf in Streit, der angeblich jüngere, der aber eigentlich der zuerst geborene ist, beabsichtigt den Bruder zu tödten und wirft ihn ins Wasser. Später sieht er ihn gesund und heiler Haut wieder und tritt ihm aus Edelmuth alle Güter ab. Jetzt aber zeigt sich der Bruder als wilder, herrischer, harter Mensch, versucht den jüngern ins Elend zu stoßen und begehrt dessen Frau zu besitzen. Seine frühere Geliebte hält er bei Wasser und Brot in seinem Jagdschlosse gefangen, während er sie für todt ausgibt. Endlich kommt Alles an den Tag und der abgeschmackte Bösewicht wird von seiner ehemaligen Geliebten erstochen. Im Versbau ist Koch einzig. Hier eine Probe von der bessern Sorte:

> Er wollte uns nicht von sich lassen, theilen
> Sein Habe mit uns, wenn wir blieben, doch
> Du warst hierzu mit Recht nicht zu bewegen.

„Fester Wille oder die Frau von dreißig Jahren", Lustspiel in drei Abtheilungen, frei nach Rosier, ist in Prosa geschrieben, was zu dem Inhalte recht gut paßt. Eine Frau von dreißig Jahren, von einem jüngern Manne geliebt, für welchen auch sie gleiche Gefühle hegt, heirathet doch einen ältern Mann und wird mit ihm glücklich, um ein Mädchen, das den fraglichen jungen Mann liebt, dereinst glücklich zu machen. Und so geschieht es. Dies ist das Lustspiel vom festen Willen. Beiläufig sei gesagt, daß ebenfalls ein fester Wille dazu gehört, diese Komödie von Anfang bis zu Ende durchzulesen. Nr. 3, „Das letzte Bild", Schauspiel in zwei Abtheilungen, ebenfalls dem Französischen entlehnt, ist etwas besser, doch einer Übersetzung noch lange nicht werth. Ein Maler arbeitet sich blind und wird alsdann von seiner Frau unterhalten, indem diese als Opernsängerin auftritt. Der blinde Maler glaubt, sie sei ihm untreu geworden, ist deshalb untröstlich und freut sich, als das Gegentheil an den Tag kommt. „Die Jugendfreundin", Lustspiel in zwei Abtheilungen, frei nach dem Französischen, beschließt für diesmal den Almanach und ist insofern zu empfehlen, als es Niemanden verführen wird, sich zweimal damit zu beschäftigen. Die meisten dieser höchst mittelmäßigen Producte hat das Burgtheater in Wien zur Aufführung gebracht, was wir aus Liebe zur dramatischen Poesie wahrhaft bedauern. Ein besonderer Schmuck dieses Almanachs sind die Bilder, von denen auf jedes Stück eins kommt. Sie sehen aus, als wären sie in Krähwinkel entworfen und von einem Stubenanstreicher gemalt. Vorzüglich gut ist der Wüthrich zum ersten Drama gerathen.

(Der Beschluß folgt.)

Goethe und Friederike.

Wenn eine gewaltige Naturerscheinung in die Gewöhnlichkeiten des einförmigen Lebens eingreift, wenn ein Sturm über die Wälder streicht und Laubkronen in Staub wirft, ein Lavastrom die Fluren durchlobert und die Hütten mit ihrem friedlichen Glücke begräbt, wer hat dann das Recht, Klage zu erheben um die kleinen Gegenstände und die stillen Genüsse, die in der Großartigkeit des herrlichen Phänomens untergehen? Der Mensch soll da nur beobachten, forschen, lernen und einen Schlüssel mehr zu dem ewigen Geheimniß sich schmieden, in dessen Mitte wir bewußtlos und nach Bewußtsein ringend leben.

Das menschliche Herz aber ist nicht geschaffen, um zu den Versuchen der Forscher zu dienen; jeder Seele Glück und jedes Lebens Friede wiegt gleich viel auf der Wage Gottes. Der Sturm muß zerstören, das ist seine Bedingung; doch keine menschliche Größe ist groß genug, daß sie die Berechtigung gäbe, mit nachlässiger Hand ins Getriebe eines armen Daseins zu greifen und die Fäden auf ewig zu verwirren. Hat Goethe — denn von ihm rede ich — mit eigener Schuld, aus welchem Grunde immer, gegen Friederike gesündigt, gegen diese seelenvollste Erscheinung im ganzen Leben des Dichters, die um so liebenswürdiger ist, als Goethe noch in später Zeit, da er seine „Wahrheit und Dichtung" schrieb, geheimer Rührung und stiller Selbstverurtheilung sich nicht erwehren kann: hat er das gethan, so mag die Geschichte ihn den Fürsten unserer Literatur nennen, sie wird ihn vor keinem Herzen rechtfertigen. Oft höre ich, daß eine so hehre, so hohe Bildung sich nicht an die Gesetze der Alltäglichkeit binden müsse; aber warum nicht? Wahrlich, wäre hohe Genialität ein Freibrief, Herzen zu brechen, so würde das schönste Geschenk der Gottheit ein Unglück für die Menschen sein; aber etwas der Art zu behaupten, ist Lästerung oder Verkennung.

Nenne man diese Ansichten philisterhaft, wie man ja auch die Anerkennung anderer Menschenrechte oft mit solchem Beiworte beehrt hat; etwas Richtiges und Wahres muß sich doch immer darin finden, wie uns die häufigen Bemühungen der Verehrer Goethe's beweisen, gewisse dunkle Stellen aus dem Leben des großen Mannes womöglich durch Commentar und Noten aufzuklären. Goethe's Verhältniß zu Friederiken und vor Allem der Bruch mit ihr war schon manchem Verehrer des Dichters eine schwere Aufgabe, eine unlösbare fast, da es aus dessen eigenen Andeutungen erhellt, daß sie noch im Augenblicke der Verstoßung ihm näher stand als irgend Jemand sonst. Als Goethe von Strasburg schied, ahnte er freilich schon die Trennung auf immer; aber nicht erkaltende Liebe gab ihm dies Vorgefühl. Sollte er, so jugendheiß, schon den Abstand zwischen dem Sprößlinge des Stadtschultheißen und dem Pfarrerskinde bedacht haben? Das sollte nicht denkbar sein; es mußte irgend ein anderer Grund im Dunkel lauern, eine edlere Rechtfertigung, die Goethe vielleicht aus Großmuth verschwiegen.

Und nun hat sie sich plötzlich gefunden in einem Aufsatze des seligen Professor Näke zu Bonn und ist ans Licht gezogen worden durch Herrn Varnhagen von Ense.*) In dem dünnen Heftchen kann Jedermänniglich lesen, wie Professor Näke auf einer Reise nach Sesenheim, die er ausdrücklich in der Absicht unternommen, die Verhältnisse Goethe's in jenem Dörfchen näher zu ergründen, mit der Sache aufs Reine gekommen ist und durch den Pastor loci erfahren hat, daß Friederike sich von einem Andern verführen ließ und die offenkundigen Folgen davon zu Goethe's Ohren gekommen seien. Die Ergebnisse seiner Reise, wovon dieses das bedeutendste, sandte Näke in einem kleinen Aufsatze an Goethe, der ihn mit einer kurzen Vorbemerkung ad acta legte. Ob die jetzige Veröffentlichung mit dem Willen der Goethe'schen Erben geschieht, wissen wir nicht. Wol aber wissen wir sehr genau, daß der selige Näke seinen Aufsatz nicht für das Publicum bestimmte, ja, daß es ihm schmerzlich gewesen wäre, hätte er dessen Herausgabe ahnen können. Dafür spricht nicht nur der lässige Styl und die Art und Weise der Behandlung, jenes sich Gehenlassen, welches man sich nur im traulichen Gespräche mit Freunden und nie vor Fremden gestattet; dafür spricht noch über Alles der Umstand, daß jene Aussage in Betreff Friederikens nichts als eine absichtliche oder selbstgeglaubte Verleumdung des Pastors war, und daß Näke selbst dies später auf glaubwürdige Weise erfahren hat.

Ich würde ein geschenktes Vertrauen misbrauchen, wenn ich hierüber in nähere Einzelnheiten eingehen wollte. Nur so viel kann ich mittheilen, daß unter des Prof. Näke hinterlassenen Papieren ein Aufsatz sich befindet, der, auf genaue Zeugnisse gestützt, die Ehre der armen Friederike vollständig herstellt; und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß dieser Gegenbeweis ebenfalls bald veröffentlicht werden wird, um jene unwürdige Anklage zu entkräften, deren Unrecht nicht auf dem edeln Manne lastet, der überall dem Schönen und Wahren huldigte.

*) Wallfahrt nach Sesenheim von August Ferd. Näke. Herausgegeben von K. A. Varnhagen von Ense. Berlin, Duncker und Humblot. 1840. 8. 9 Gr.

Die Anklage ist also falsch, durchaus falsch; nicht der Schatten eines Schattens haftet auf dem reinen Angedenken der Liebenswürdigen. Weit entfernt, sich leichten Neigungen zum Spiel hinzugeben, trug Friederike stets die reine, hohe Gestalt des Jünglings Goethe in ihrer Seele; sie wies ernste Zuneigung und ehrenvolle Werbungen Anderer zurück *) und sagte: „Welches Herz von Goethe geliebt worden, das kann keinem Manne weiter angehören!" Wenn hier also von Unrecht, von Schuld gesprochen werden kann, so fällt sie ganz auf Seiten Goethe's. Wir aber dürfen uns einer liebevollen, jungfräulichen Erscheinung wieder ganz freuen und die Gewißheit darf uns beseligen, daß auch dies reine Ideal edler Weiblichkeit nicht zu den frühen Traumbildern gehört, die der Mann vergessen muß. 68.

*) Wie der nachträgliche Aufsatz Näke's darthut.

Friedrich Schleiermacher als religiöser Genius Deutschlands. Dargestellt von Joh. Wilh. Hanne. Mit dem Bildnisse Schleiermacher's. Braunschweig, Öhme und Müller. 1840. 8. 12 Gr.

Ursprünglich ein Vortrag, vor einem ansehnlichen Cirkel gebildeter Männer und Frauen in dem zu Braunschweig im Laufe des letztvergangenen Winters gestifteten „Vereine für literarische Abendunterhaltungen" gehalten, dessen Veröffentlichung durch den Druck dem Verf. mehrer Misverständnisse wegen, die laut geworden waren, räthlich schien. Als schätzbarer Beitrag zur Charakteristik des ausgezeichneten Mannes, dem das jetzige Geschlecht auf verschiedenen Gebieten des geistigen Lebens eigenthümlichen Charakter und Fortschritt verdankt, wird diese nunmehr theilweise erweiterte Schrift dem größern Publicum willkommen erscheinen. Denn mit der feurigen Begeisterung, wie sie der Jugend so wohl ansteht, wird Schleiermacher's religiöse Eigenthümlichkeit und Durchbildung, unter Anziehung und wörtlicher Benutzung derjenigen unter seinen Schriften, welche beide am klarsten hervortreten lassen, trefflich veranschaulicht. Gleichwol kann man wünschen, daß der Verf. durch die Fassung des Titels an den Cultus nicht erinnert hätte, für den nach seinem Ausdrucke Strauß das „räthselsprengende" Wort gefunden habe. Denn dem gesunden Sinne, den er zu erkennen gibt, wird sich das ganze, volle Gewicht Dessen aufdringen, womit der auch von ihm mit Recht geschätzte Ullmann (in dem ersten Hefte der diesjährigen „Studien und Kritiken") so überzeugend dargethan hat, daß der Mensch bei einem blos geistanregenden, genußvollen Cultus sich nicht befriedigt fühlen könne, sondern einer Anbetung bedürfe, die ihn sittlich erneuert und heiligt. Auch ist, genau nach der von dem Verf. selbst angedeuteten religiösen Eigenthümlichkeit Schleiermacher's, mit Zuversicht anzunehmen, daß er die Potenzirung zum Genius, im neu angebrachten Sinne, beharrlich abgelehnt haben würde.

Unter den von dem Verf. angedeuteten Misverständnissen, denen er nicht habe entgehen können, bezeichnet er nur dasjenige näher, nach welchem durch den Ausdruck: Schleiermacher habe sich den Tod gegeben — in seinem Zuhörerkreise eine kleine Rathlosigkeit entstanden sei. Er erklärt sich deshalb im Vorworte näher dahin: „Daß Schleiermacher im Angesicht des Todes sich selbst im freudigen Glauben „an Christi versöhnenden Tod" das Abendmahl gereicht und mit schon gebrochener Stimme bekannt hat, daß ihm „Alles so schön versöhnend, vermittelnd, so herrlich" sei, ist mit lauter Kunde durch Deutschland erklungen und ich durfte das Wissen von diesem Tode auch bei meinen Zuhörern voraussetzen. Von einem solchen Tode aber durfte ich auch aussagen, daß er ein Act der Selbständigkeit, daß er eine freie That des Geistes sei, daß Der, dessen Leben mit solchem Tode schloß, dem Tode nicht erlegen sei, sondern selbst ihn sich gegeben habe." Auch in Dem, wie dies noch weiter ausgeführt wird, kann dem Verf. Recht gegeben werden und wir wissen, daß auch Goethe es liebte, vom Sterben, als einem Acte von Selbständigkeit, zu sprechen (s. Falk, „Goethe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt", S. 52—53). Gleichwol bleiben solche Ausdrucksweisen vor einem Kreise, dessen man nicht ganz gewiß ist oder sofort nicht werden kann, mislich. In der Rede des Verf. kommt in diesem Sinne gar Vieles vor, dessen sich erst ein fortgesetztes scharfes Nachdenken vollständig bemächtigen kann. 45.

Literarische Notizen.

Von Augustin Thierry, Mitglied des französischen Instituts, der sich bereits durch seine „Histoire de la conquête de l'*Angleterre* par les Normands", „Dix ans d'études historiques", „*Lettres* sur l'histoire de France", Werke, welche mehrmals aufgelegt wurden, rühmlichst bekannt gemacht hat, erschien neuerdings: „Récits des temps mérovingiens, précédés de considérations sur l'histoire de France." Das Werk ist zu der jetzt eröffneten Bewerbung um den Preis Gobert zugelassen.

Gegenwärtig erscheint auch ein illustrirter Béranger in 52 Lieferungen à 25 Cent. Die Illustrationen sind von Grandville. Auch erschien die „Musique des chansons de Béranger" in einer neuen Ausgabe, durch zwei Compositionen von Mad. Mainvielle-Fodor vermehrt. Die ältern, fast sämmtlich populair gewordenen Melodien sind von Wilhem, Panseron, Romagnesi, Doche, Bruguière und Meissonier.

Der erste Band der bekannten „Galerie des contemporains illustres; par un homme de rien", ist jetzt vollständig, enthält die Biographien von Thiers, Soult, Chateaubriand, Laffitte, Guizot, Lamartine, Berryer, Lamennais, Dupin, Béranger, Odilon-Barrot, Victor Hugo, und ist mit einem schmeichelhaften und sehr schönen Briefe von Chateaubriand statt einer Vorrede versehen.

Angekündigt ist in London: „Seville and its environs", von Frank Hall Standish, mit dem Portrait des Verfassers. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 129. —— 8. Mai 1840.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1839.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 128.)

8. Dramatisches Vergißmeinnicht auf das Jahr 1840, aus den Gärten des Auslandes nach Deutschland verpflanzt von Theodor Hell. Siebzehntes Bändchen. Dresden und Leipzig, Arnold. 1840. Gr. 12. 1 Thlr.

Theodor Hell ist so unermüdlich in seinen Bestrebungen und so schnell im Übersetzen, daß er wol im Stande wäre, ganz allein sämmtliche Bühnen Deutschlands mit aufführbaren Theaterstücken zu versorgen. Bei so rastloser Thätigkeit muß nothwendig das Gelieferte meistentheils Mittelgut sein, hin und wieder läuft wol einmal etwas Besseres mit unter, doch hat der Übersetzer in der Regel keinen Theil daran. Seine Praxis, seine Kenntniß des Bühnengerechten läßt ihn immer solche Stücke auswählen, die ohne Weiteres von den Directionen angenommen werden. Um den poetischen Werth oder Unwerth eines Dramas kümmert er sich weniger, dies beweisen auf das schlagendste die hier mitgetheilten Stücke. Das erste: „Luise von Lignerolles“, Schauspiel in fünf Aufzügen, nach dem Französischen von Dinaux und Legouvé, enthält eine schmuzige Ehebruchsgeschichte, wie sie in Paris an der Tagesordnung sein mögen. Es geht darin genau so zu wie in den französischen Romanen, nur ein wenig drastischer, sodaß unser Ekel an dergleichen sittenlosen Geschichten durch die Dramatisirung noch vermehrt wird. Luise von Lignerolles ist das Opfer einer verbuhlten Frau und eines erbärmlichen Schwächlings von Mann. An Edelmuth darf es natürlich nicht mangeln, das Publicum muß doch mit moralischer Knoblauchssauce zu Thränen gerührt werden. Deshalb rettet die betrogene Ehefrau die Buhlerin des Mannes einige Male aus den peinigendsten Situationen. Der saubere Mann wird am Schlusse erschossen. Die Stück ist übrigens so pikant abgefaßt, daß es auf den Bühnen sicherlich viel Glück machen wird. „Suschen Irrwisch“, Posse in einem Act, nach dem Französischen der Brüder Cogniard. Ein betrügerischer Magnetiseur versucht durch seine Albernheiten einen thörichten Enthusiasten zu übertölpeln, um Geld zu erwischen. Die Tochter des Getäuschten hat einen Geliebten, von dem der Vater nichts wissen will; dieser entdeckt durch Zufall die Betrügereien des Magnetiseurs und weiß durch Entlarvung des Schuftes die Hand seines Mädchens zu gewinnen. Das Ding ist sehr albern, die beste Kritik darüber liefern die Schlußworte: „Ich mag in meinem Leben Niemanden wieder zum Einschlafen bringen, am wenigsten aber — ein verehrtes Publicum.“ „Der Gelehrte“, Schauspiel in zwei Aufzügen, nach Scribe und Morvel. Für ein Schauspiel zu burlesk, für eine Posse zu ernsthaft! Der Charakter des Gelehrten ist oft abscheulich verzeichnet, sodaß selbst in Deutschland, wo es sonst Narren aller Art und von riesenhaftem Wuchse gibt, ein gleiches Exemplar nicht aufzutreiben sein möchte. Einen Bücherwurm, der über seinen Scharteken geradezu Alles vergißt, der eine ganze Ladung Folianten in allen Taschen mit sich herumschleppt, damit spazieren geht und in der Dusselei ins Wasser fällt, gibt es nicht. Diese übertriebenen Tollheiten abgerechnet, ist der Gelehrte ein ganz charmanter Mann, der denn auch sein Glück macht und ein schönes junges Mädchen als Ehegattin heimführt, versteht sich erst dann, als aus dem dämischen Gelehrten plötzlich ein unermeßlich reicher Graf geworden ist. Ohne solche ansprechende Wendungen geht es nun einmal im deutschen Lustspiel nicht ab, wenn sie auch an sich völlig nutzlos und überflüssig sind.

9. Originalbeiträge zur deutschen Schaubühne. IV. Dresden und Leipzig, Arnold. 1839. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Über die dramatischen Arbeiten der „hohen Verfasserin“, unter welcher Bezeichnung man sie allgemein kennt, sind verschiedene und sich widersprechende Ansichten im Umlaufe. Einige wollen wenig davon wissen, Andere erheben sie hoch bis in den Himmel und finden darin alles Höchste und Herrlichste erschöpft. Beide Parteien gehen ohne Frage zu weit, was jeder Unparteiische leicht einsehen kann. Das bedeutende dramatische Talent, die feine Beobachtungsgabe, das glückliche Erfassen scheinbar unbedeutender Momente, um damit die Hauptintrigue einzuleiten, dies Alles der Verf. von „Lüge und Wahrheit“ absprechen wollen, hieße die Ungerechtigkeit weit treiben; sie aber gleichzustellen mit den größten dramatischen Dichtern, ist eine ebenso große Thorheit, die der Verständige achselzuckend belächeln muß. Die Kritik, will sie ehrlich sein, darf nicht auf die hohe Geburt, die erhabene Stellung eines Autors Rücksicht nehmen, obwol es freilich leider noch immer häufig genug geschieht. Die Kritik hat es blos mit dem Geiste eines Menschen zu thun, und dieser bleibt derselbe, mag er sich zeigen, wo er will. Er stößt auf Widerspruch, lehnt er sich auf gegen anerkannte Gesetze, er wird verehrt, sobald er den Stempel göttlicher Abstammung an sich trägt. Dies ist wenigstens von Anfang an Gesetz gewesen im Reich des Geisteslebens und sollte es immerdar geblieben sein; wir hätten dann nicht so viel Unheil zu beklagen, so viel Irrthümer zu bekämpfen. Nach der Überzeugung des Ref., der, so weit der Mensch es überhaupt sein kann, nach der größten Unparteilichkeit strebt, nimmt die Verfasserin eine höchst ehrenwerthe Stelle unter den deutschen Dramatikern ein, doch möge sich Niemand unterfangen, sie über Iffland setzen zu wollen! Ihre Stücke, so weit sie uns bekannt geworden sind, schließen sich fast unmittelbar an die Iffland'sche Art, die Menschen aufzufassen und sie im Drama zu benutzen, an; die größere Milde bei unserer Verfasserin, das Streben, Alles zum Guten zu wenden, überhaupt die schlimmen Seiten der Menschen nur insofern herauszukehren, als sie in allerhand Wunderlichkeiten, Launen und Schwächen sich auflösen, ist eine Eigenthümlichkeit weiblichen Denkens und Empfindens. Der Mann greift immer tiefer in die Menschenbrust und läßt die Leidenschaft, wo sie ihm begegnet, mit voller, ganzer Kraft sich entladen. Deshalb wird der Mann als Dramatiker auch immer einen großen Drang in sich fühlen, Bösewichter zu zeichnen, und auf solche Charaktere den meisten Fleiß verwenden. Er weiß, daß nirgend die Kraft und Tiefe des Menschen stau-

nenswerther hervortritt als im Bösen, weil es die Kehrseite des Guten ist; das Weib dagegen schreckt vor derartigen Darstellungen zurück, kann sie überhaupt nicht liefern, oder wird, wagt es sich doch daran, immer viel Falsches mit einmischen. Auch bei der Verfasserin finden wir das eben Angedeutete bestätigt. Hier haben alle Menschen, auch die minder Guten liebenswürdige Seiten. Sie sind höchstens Schwächlinge, Bösewichter nun schon gar nicht. Am liebsten schildert die Verf. das honette Mittelgut der Menschheit, ein Unternehmen, das unsers Erachtens gar nicht so leicht ist, als es auf den ersten Augenblick scheint. Nur liegt auch dies wieder in der Natur des Weibes und mag daher dem Weibe vielleicht eher gelingen als dem Manne. Daß die Verfasserin in der Charakterzeichnung solcher guten Schwächlinge Treffliches geleistet, halten wir für eins ihrer größten Verdienste; weniger dagegen können wir es loben, daß in all' ihren Stücken ein und dieselbe Lieblingsfigur wiederkehrt, nicht gerade ganz und gar dieselbe, aber doch unverkennbar ein naher Blutsverwandter des Urbildes. Der „Oheim" kann für den Stammvater aller der braven Onkel, Vettern, Bräutigame, Vormünder rc. gelten, die in den vielen Dramen der fruchtbaren Verf. auftreten. Alle diese Leute sind kreuzbrave Menschen, doch haben sie auch sammt und sonders eine oder ein Dutzend wunderliche Eigenschaften, die sie bei den mehr gesellschaftlich Gebildeten in Miscredit bringen, kurz sie mannichfachen Verkennungen blosstellen. Drei Dramen bestätigen unser Urtheil. „Der Majoratserbe", Lustspiel in vier Aufzügen. Hier ist es der Graf Paul v. Scharfeneck, der anfänglich das Stichblatt Aller wird, bis seine bessern Eigenschaften mehr und mehr hervortreten und sein Edelmuth ihm die Braut sichert, die anfangs sich nur über ihn lustig machte. Die ganze Zeichnung des Charakters ist der Oheim, wie er leibt und lebt, nur daß er diesmal in einem gräflichen Rocke steckt. Ganz Dasselbe begegnet uns im „Pflegevater", Schauspiel in vier Aufzügen. Der alte Gerhard wird des Geizes beschuldigt, erscheint als schmuziger Wucherer, thut nichts, diese Meinung umzustoßen, im Gegentheil läßt er sich sogar unehrerbietig behandeln, ohne sich dadurch beleidigt zu fühlen. Man ärgert sich selbst über den närrischen Kauz. Da ergibt sich, daß seine Pflegetochter Hedwig im Besitz des großen Vermögens ist, das Gerhard verwaltet und durch gute Wirthschaft vermehrt hat, und daß er nur deshalb alle Freier Hedwig's, welche eine Mitgift wollen und ohne dieselbe das Mädchen nicht mögen, abweist, um dieser einen braven Mann zu verschaffen. In dem „Fräulein vom Lande", Lustspiel in fünf Aufzügen, endlich hat der Oheim sich in ein junges Mädchen versteckt, ohne bei dieser Verpuppung zu verlieren. Dorothea, die Tochter des Herrn v. Brachenau, kommt in die Residenz und wird als eine reiche Erbin dem Baron v. Brandner zugewiesen, einem Verschwender. Dieser will zwar nicht gleich anbeißen, die Seelengüte Dorothea's siegt jedoch bald, und als Dorothea, selbst nach der Entdeckung aller Tollheiten und Täuschungen, welche Brandner und sein Freund Reinsperg sich erlauben, erst recht ihre Großherzigkeit an den Tag legt, wird der Baron doch noch ihr Mann. Das hervorstechendste Verdienst der Verfasserin möchte nun darin bestehen, daß sie mit weiblicher Sauberkeit und schönem Zartsinn auf die wunden Flecke am Körper des Gesellschaftslebens, vornehmlich der höhern Stände, hinzudeuten und zugleich die Mittel anzugeben versteht, wodurch sie zu heilen sind. Diese moralisirende Tendenz ist an sich noch keine Poesie, ebenso wenig als wir die Sprache der Verf. eine poetische nennen können; die Anmuth aber, welche die Verf. um ihre Stücke webt, die schöne Einfachheit, die selbst bei verwickeltern Compositionen noch immer durchleuchtet, taucht sie in einen poetischen Äther, der oft mehr wirkt als die Poesie selbst.*) 10.

*) Den zweiten Artikel lassen wir im Juli folgen. D. Red.

Correspondenznachrichten.

Rom, im April [illegible]

Die archäologische Akademie hat an die Stelle des verstorbenen Advocaten Raffaele Mecenate, welcher Mitglied des philologischen Colleginms der Universität war und eine sehr ausgezeichnete philologische Bibliothek besaß, die im vorigen Winter in Rom versteigert worden ist, den Präfecten des vaticanischen Archivs, Monsignore Marino Marini, zu ihrem Ehrenmitgliede erwählt. Die Vorlesung, welche in der letzten Adunanz dieser Gesellschaft der Abate Dr. Tito Cicconi hielt, betraf den Nutzen, welchen man von dem Sanskrit für die Aufhellung der etruskischen Sprache sich versprechen dürfe. In diesem Vortrage, welcher sich besonders an die zu Todi kürzlich entdeckte Doppelinschrift anknüpfte, geberdeten sich die modernen sprachvergleichenden Ideen ziemlich wundersam. Der gelehrte Verf. zeigte, daß neuere Philologen mit dem Versuche, das Etruskische auf nichts als griechische und lateinische Wurzeln zurückzuführen, sehr in der Irre gingen; denn es sei wider die Natur der Sprachen überhaupt, sich aus so wenigen Elementen, als zwei sind, zu bilden, vielmehr seien in ihnen viele und oftmals heterogene Elemente zusammengeflossen. Dasselbe müßte man von der etruskischen voraussetzen, und da nun das Sanskrit gemeiniglich für die Mutter der griechischen wie auch aller alt-italienischen Sprachen gelte, so sei von selbigem viel zur Aufhellung der etruskischen zu erwarten. Inzwischen dürfe man nicht verlangen, daß etymologische Experimente in einer fast gänzlich unentdeckten Sprache große und besonders zuverlässige Resultate hervorbringen würden, und daß man die Bedeutung der etruskischen Wörter mit Hülfe des Sanskrit zu erkennen vermöchte, wofern nicht Mittel geboten würden, den Sinn ganzer etruskisch abgefaßter Phrasen zu erkennen. Dazu sei nun z. B. die etruskisch-lateinische Inschrift von Todi ein vortrefflicher Fund. Die Zerlegung dieser Inschrift und die Applicirung des Sanskrit auf lateinische und griechische Wurzeln verhalf hiernach dem Verf. zu der Entdeckung eines etruskischen Appellativs und zweier Verben. Die Cardinäle Angelo Mai und Niccola Grimaldi wohnten dieser Sitzung bei. Über Schnitt und Stickerei der Uniform, welche der Papst der archäologischen Wissenschaft zu bewilligen sich gewürdigt hat, ist viel die Rede.*) Vermuthlich werden die Stickereimuster künftig den

*) In diesem Augenblicke erhalte ich folgenden aus der Feder eines Italieners geflossenen Aufsatz über die Uniformangelegenheit: „Im vorigen Monat wurden vom heil. Vater die Herren Don Pietro Fürst Odescalchi, Präsident, Cavaliere P. E. Visconti, perpetueller Secretair, und Cavaliere Girl. Amberghotti, Rendant der päpstlich römisch-archäologischen Akademie, zu einer Privataudienz zugelassen, bei welcher dieselben Sr. Heiligkeit den letzten Band der „Atti" besagter Akademie, sehr prächtig in Maroquin gebunden und mit schöner Vergoldung, überreichten. Der heil. Vater empfing nicht nur mit Wohlwollen das Geschenk, sondern bezeigte auch die gewohnte Huld jenen drei großen Gestirnen der römischen Archäologie, von deren vielen und gelehrten antiquarischen Untersuchungen und Abhandlungen die Welt weiß; und sie, ermuthigt durch die Huld des Souverains und getrieben von Liebe zu ihrer Berufswissenschaft, stellten dem Papste vor, wie ersprießlich für das Heil der archäologischen Studien in Rom es sein würde, den Arbeiten des archäologischen Instituts (dessen für archäologische Correspondenz) Grenzen zu setzen, dagegen für die Mitglieder der römischen archäologischen Akademie eine schöne Uniform einzuführen. Der heilige Vater behielt den ersten Vorschlag in Erwägung, bewilligte aber sogleich huldvoll die erbetene Decoration, welche dem vom Hrn. Visconti eingereichten Modell zufolge bestehen wird aus einem Frack à la francese von schwarzem Tuche mit Stickerei in grüner Seide, weißen Beinkleidern, Plume-Hut und Degen. Inzwischen fragt sich, ob die vielen Frati und Weltpriester, welche doch Mitglieder der Akademie sind, ebenfalls die Uniform tragen wer-

Statuten in Kupferstich beigeheftet werden; die Virtuosen vom Pantheon wenigstens haben die ihrigen in zwei großen Tafeln dem gedruckten Statutenbuche beigegeben.

Die Preisaufgaben, welche die Studienabtheilung (Diramazione degli studj) der Pia Unione di S.-Paolo im verflossenen Jahre, dem Sieger einen Preis im Werthe von 30 Zechinen zusichernd, gestellt hatte und über welche in der letzten Zusammenkunft entschieden wurde, sind folgende gewesen, von denen die eine als Extemporale, die andere innerhalb des Zeitraums von 14 Tagen zu lösen war: 1) Impie et inepte asseritur catholicae religionis professionem hominum animos deprimere, eosque impares ad reipublicae serviendum facere (die Falschheit und Gottlosigkeit der Behauptung zu erweisen, daß die katholische Religion die Geister befangen und zum Staatsdienst untüchtig mache); 2) Quae ab incredulis proponuntur tanquam virtutes regendis populis necessariae persaepe vera sunt vitia, quae vergunt in perniciem earum ipsarum societatum, quae inde emolumentum expectant (zu erweisen, daß die von den Ungläubigen empfohlenen Regententugenden häufig wahre Laster sind, welche zum Verderben der bürgerlichen Gesellschaften ausschlagen, die von ihnen Heil erwarten). Die Abhandlungen, welche das Motto trugen: „Portae Inferi non praevalebunt adversus eam“ (verfaßt von dem jungen römischen Priester Marchetti) wurden gekrönt, jedoch auch alle übrigen sehr gelobt. Die neuen Aufgaben sind dogmatisch-moralischer und rhetorischer Natur. Es wird nämlich zwischen reintheologischen oder moralischen und polemischen oder apologetischen, auch die Politik berührenden Aufgaben abgewechselt. Die letztern sind in der Regel so allgemein und unbestimmt gefaßt als die oben angeführten, wie auch blos nöthig ist, da man ja nur gegen das abstracte Gespenst einer ultramontanen Philosophie fechten, bei Leibe aber nicht sie selbst herüberlassen will; ob es nicht aber gefährtich ist, den Teufel so an die Wand zu malen! Dieselbe Pia Unione kündigt an, daß eine ihrer praktischen Haupttendenzen die Ausbreitung der Verehrung „des heiligen Herzens Jesu“ in der ganzen Welt sei. Es ist bekannt, daß dieser Cultus, nachdem die Congregation der Riten dem Ansuchen der Jesuiten in den Jahren 1697, 1727 und 1729, ihn förmlich einzuführen (Officium et missam pro cultu Cordis zu bewilligen), widerstanden hatte, endlich in Betracht der Ausbreitung, welche derselbe inzwischen erlangt hatte, und der Stiftung vieler Brüderschaften unter diesem Titel, zugab, daß das heilige Herz Jesu verehrt werde, aber nur symbolisch in memoriam divini amoris. Da nun Papst Pius VII. durch ein Breve der gedachten Pia Unione verstattet hat, alle unter dem Titel des heiligen Herzens Jesu in der ganzen römisch-katholischen Christenheit kanonisch bestehenden Verbrüderungen sich zu aggregiren, mit Übertragung der ihr bewilligten Indulgenzen auf dieselben, so fodert die Pia Unione die Directionen der auswärtigen Verbrüderungen auf, sich unter Einsendung der nöthigen Legitimationen um die Aggregationsdiplome bei ihr zu melden, welche gratis ertheilt werden, doch so, daß den Nachsuchenden ein freiwilliger Beitrag zu der kostspieligen Unterhaltung der Pia Unione überlassen bleibe. Es ist uns nicht bekannt, ob der Dienst des Herzens Jesu auch im katholischen Deutschland viele Freunde habe. Jedenfalls haben wir Denen, welche dabei interessirt sind, diese Mittheilung nicht vorenthalten wollen.

Die artistische Congregation der Virtuosi al Panteon hat am 29. März die ihr eingereichten Prämienarbeiten öffentlich ausgestellt. Der Concurs hatte für die Maler stattgefunden. Der aufgegebene Gegenstand war: „Herodes läßt die Magierkönige heimlich zu sich kommen, um sie über den Zweck ihrer Reise zu befragen.“ Acht Arbeiten waren eingegangen. Diejenige des Grafen Paola Spetia, geborenen Römers, wurde gekrönt, indem die Commission dieselbe in Bezug auf „Composition, Ausdruck, Charakter, Styl und Helldunkel lobenswerth“ fand, und „nur die Überladung des Hintergrundes mit perpendiculairen Linien“ tadelte. Über die genannte artistische Congregation mögen hier folgende Notizen Platz finden. Die ursprüngliche Gesellschaft, auf deren Trümmern die gegenwärtig mit veränderter Tendenz bestehende errichtet worden ist, vereinigte sich bald nach dem Tode Rafael's, indem Schüler und Freunde dieses einzigen Künstlers zusammentraten, um, nachdem die Kunst einen so schweren Verlust erlitten hatte, ihr auf ihre Weise einige Förderung zu Wege zu bringen. Unter ihnen sind zu nennen die Maler Domenico Beccafumi von Siena, Giovanni von Udine, Giacomo del Conte, Girolamo von Sermoneta, Luzio Luci von Todi und Pierin del Baga, die Bildhauer Giovanni Mangone und Raffaele da Montelupo, die Architekten Giacomo Meleghino, Antonio San Gallo, Mario Sabacco, und Bartolino und Bartolommeo Baronino. Ihr Zweck war, jedes Jahr im Pantheon am Tage des heil. Joseph eine Ausstellung von Kunstwerken zu veranstalten, um dieselben bekannt zu machen und das Urtheil der Liebhaber zu vernehmen. Sie erwählten zu ihrem Director einen großen Mäcen damaliger Zeit, Don Desiderio d'Adjutorio, welcher unter Paul III. Piombatore der apostolischen Bullen war und einer der Canonici des Pantheon. Dies geschah im J. 1543. Als in kurzem der Ruf von diesem Institute sich weit verbreitete, schlossen auch Fremde sich demselben an, Franzosen, Holländer, Deutsche, Portugiesen, Spanier, und sendeten ihre Werke. Die Gesellschaft bestand fort und hielt ihre regelmäßigen Ausstellungen bis zur Zeit der französischen Revolution. In den Listen ihrer Mitglieder glänzen die Namen: Daniel da Volterra, Guglielmo della Porta, Gio. Batt. San Gallo, die Zuccari, Caravaggio, Vignola, Bernini, Algardi und endlich Canova, welcher Letztere seiner Zeit Director (reggente perpetuo) der Virtuosen war. Bei Gelegenheit der Auffindung der Gebeine Rafael's (1833) fand unter der Leitung des verdienten Bildhauers Jos. Fabbris die Regeneration der Gesellschaft statt. Sie veränderte aber ihren Zweck, indem sie die Ausstellungen aufgab und statt deren es übernahm, Concurse zur Aufmunterung und Belohnung junger Künstler einzurichten, kleinere Concurse, welche aller zwei Monate, und größere, welche aller zwei Jahre stattfinden. Einheimischen und Ausländern ist die Bewerbung um die Preise offen, vorausgesetzt, daß dieselben Katholiken seien. Die Aufgaben werden abwechselnd für die Künstler verschiedener Classen gestellt, und zwar 1) für Maler aller Branchen und Kupferstecher, 2) für Bildhauer und Steinschneider, 3) für Architekten. Der Preis der kleinen Concurse besteht in einer Medaille von fünf Unzen Silber; der der großen Concurse in einer goldenen Medaille, im Werthe nicht unter 25 Zechinen. Die Feierlichkeiten bei der Preisvertheilung bestehen zum Theil in gottesdienstlichen Handlungen. Die prämiirten Arbeiten werden Eigenthum der Gesellschaft, welche dieselben in Kupferstichen bekannt macht. 49.

den. Die Entscheidung der heil. Congregation der Riten über diesen Punkt steht dahin.“

Litterarische Notizen.

Auch in England fängt man an — ob mit Recht oder Unrecht mag dahingestellt bleiben — das beinahe der Vulgata gleichkommende Ansehen der zeither gebräuchlichen Bibelübersetzungen anzufechten und sich an neuen zu versuchen. Dahin gehört: „A new translation of the Hebrew scriptures, by *R. H. Came*“, der sich nicht auf einen Angriff auf die frühere englische Übersetzung beschränkt, sondern denselben auch auf den ihr zu Grunde liegenden Text ausdehnt, welchen selbst er für eine jüdische Übertragung und an vielen Stellen für sehr incorrect erklärt. Doch eignet sich seine holprige und ungenaue Sprache nicht zum Beweis seiner Befähigung zum Reformator in dem betreffenden theologischen wie kirchlichen Fache.

„The letter bag of the Great Western: or life in a steamer. By the author of ‚The sayings and doings of

Samuel Slick'" ist so sehr abwechselnden Inhalts wie die Gesellschaft am Bord des Great Western selbst, ein Mikrokosmus, ein Abriß der großen Welt und alles Dessen, was sie umfaßt: dieselbe Hoffnung, dieselbe Furcht, alle Leidenschaften und Meinungen, die dort herrschen, treten in diesem Briefwechsel offen und in ergötzlichem Gewande vor uns. Dem Werke ist eine Widmung an Lord John Russel vorangeschickt, die reich an feinem Humor, nicht minder aber an Stoff ist, der eine sehr ernste Betrachtung verdient, indem der Verfasser namentlich die Vernachlässigung und Zurücksetzung der Bewohner Canadas wie fast aller Colonien von Seite der Regierung des Mutterlandes mit scharfer Laune zeichnet. 47.

Bibliographie.

Arnim, L. Achim von, sämmtliche Werke. Herausgegeben von W. Grimm. 3ter Band. — Auch u. d. T.: Die Kronenwächter. 1ster Band. — 5ter Band. — Auch u. d. T.: Schaubühne. 1ster Bd. Gr. 8. Berlin, Veit u. Comp. 2 Thlr. 12 Gr.

Blumenbach, W. C. W., Kurzer geographischer Abriß des österreichischen Kaiserthums. Gr. 8. Wien, Gerold. 10 Gr.

Der Schönheit Blumenflor. Eine Huldigung, Deutschlands Frauen dargebracht. Vom Verfasser des Werkes: Der Selam des Orients. Gr. 12. Berlin, Burmeister. 1 Thlr. 4 Gr.

Chmel, J., Die Handschriften der k. k. Hofbibliothek in Wien, im Interesse der Geschichte, besonders der österreichischen, verzeichnet und excerpirt. 1ster Band. Gr. 8. Wien, Gerold. 3 Thlr. 8 Gr.

Dellarosa, L., Dagobert von Greifenstein, oder das Todtengericht um Mitternacht in den unterirdischen Schauerklüften der Burgfeste Theben in Ungarn. Historisch-romantische Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhunderte. Mit 1 Titelkupfer. 8. Wien, Haas. 18 Gr.

— — Das Räubermädchen von Baden und die Teufelsmühle am Wienerberge. Schauerliche Schreckensscenen aus Oesterreich's Vorzeit. 2 Abth. Mit 1 Titelkupfer. 8. Ebendas. 1839. 21 Gr.

Ehrenfried, H., Asteroth der berüchtigte Räuberhauptmann, dessen Kühnheit ganz Spanien in Erstaunen setzte, und die Inquisition. Gr. 12. Minden, Eßmann. 1 Thlr.

Göttling, K. W., Geschichte der Römischen Staatsverfassung von Erbauung der Stadt bis zu C. Cäsar's Tod. Mit 1 lithographirten Tafel. Gr. 8. Halle, Buchh. d. Waisenhauses. 3 Thlr. 12 Gr.

Irving's, W., neueste Crayon-Skizzen. Skizzenbuch und Novellen von 1839. Nach dem Nordamerikanischen Originale von Carlo Brunetti. 8. Hamburg, Herold. 20 Gr.

König, G. F., Armin der Cherusker. Zum Denkmal im Teutoburger Walde. Mit dem Portrait des Verfassers und 1 Abbildung des Denkmals im Teutoburger Walde. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 2 Thlr.

Köppen, C. F., Friedrich der Grosse und seine Widersacher. Eine Jubelschrift. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 1 Thlr.

Lamy'y. Die Verherrlichung der Stadt Bursa. Eine Reihe türkischer Gedichte. In das Deutsche übertragen von A. Pfizmaier. Gr. 12. Wien, 1839. 14 Gr.

Mohl, R., Geschichtliche Nachweisungen über die Sitten und das Betragen der Tübinger Studirenden während des 16ten Jahrhunderts. Gr. 8. Tübingen, Laupp. 6 Gr.

Münchhausen, Hyronimus, Freiherr von, Der fahrende Münchhausen oder neue Reisebilder zu Wasser und zu Lande, durch die Luft, durch die Erde, durch Feuer und Schneegefilde, vom Süd- bis Nordpol, in den Mond und in die Hölle. Aus dem Französischen übersetzt von B. Savello. In 1 Bande. Mit prachtvollen Stahlstichen nach Zeichnungen der berühmtesten Künstler Englands und Frankreichs. 8. Meissen, Goedsche. 1 Thlr.

Nante Strumpfs hinterlassene Papiere. Herausgegeben von und zum Besten seiner strumpflosen Familie. 5ter Band. — Auch u. d. T.: Nante Strumpfs Künstlerleben. Berliner Local-Posse mit Gesang. Gr. 12. Berlin, Bade. Geh. 6 Gr.

Der Orient in seinem gegenwärtigen Zustande, mit Rückblicken in die Vergangenheit, dargestellt in einer Reise über Konstantinopel, Kleinasien, Syrien und Palästina. Gr. 12. Wien, Gerold. 1 Thlr.

Osann, F., Ariadne. Drama in drei Abtheilungen. Gr. 12. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 12 Gr.

Oesterlein, R., Gedichte. Gr. 12. Wien, Gerold. 16 Gr.

Deutsche Pandora. Gedenkbuch zeitgenössischer Zustände und Schriftsteller. 1ster Band. Lex.-8. Stuttgart, Literatur-Comptoir. 1 Thlr. 21 Gr.

Schiey, F. W. Oswaldsohn v. d., Vier Jahre (1539. 1639. 1739. 1839) als Wandlungsmomente eben so vieler Jahrhunderte. Eine Gabe zur Säkularfeier der Thronbesteigung König Friedrich's II. von Preußen. Gr. 8. Berlin, Herbig. 1 Thlr.

Schnakenburg, J. F., Tableau synoptique et comparatif des idiomes populaires ou patois de la France; contenant des notices sur la littérature des dialectes; leur division territoriale, ainsi que celle de leurs sous-espèces; des indications générales et comparatives sur leurs articulations et sur leurs formes grammaticales; le tout composé d'après les meilleures sources et les observations faites sur les lieux, et accompagné d'un Choix de morceaux en vers et en prose dans les principales nuances de tous les dialectes ou patois de la France. In-8. Berlin, Förstner. 2 Thlr. 12 Gr.

Schreiber, St. H., Unterhaltungen für die elegante Welt. 2 Bände. Gr. 8. Preßburg. 1 Thlr. 6 Gr.

Seidl, J. G., Liedertafel. Gr. 12. Wien, Gerold. 1 Thlr.

Strande, C., Novellen und Erzählungen. 1stes Bändchen. 2tes Bändchen. Gr. 12. Wien, Gerold. 2 Thlr.

Strombeck, F. K. v., Darstellungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit. 8ter Theil. — Auch u. d. T.: Darstellungen aus einer Reise durch Schweden und Dänemark im Sommer des Jahres 1839. Gr. 8. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1 Thlr. 18 Gr.

Thomas, K., Kant und Herbart und Herr Professor Rosenkranz. Ein Beitrag zur Beurtheilung der im 1sten Bande von Kant's sämmtlichen Werken, Leipzig bei L. Voß, enthaltenen Geschichte der Kant'schen Philosophie des Herrn Karl Rosenkranz. Gr. 8. Berlin, Gropius. 6 Gr.

Ueber den Staatskredit. Von einem russischen Staatsmanne. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 1 Thlr.

Vogt, C. W., Dichtungen. Gr. 12. Augsburg u. Lindau, Rieger. 18 Gr.

— —, C., Der heilige Franciskus von Assisi. Ein biographischer Versuch. Mit einem Anhange, die Lieder des Heiligen in der Ursprache enthaltend, und dessen Bildniß in Stahlstich. Gr. 8. Tübingen, Laupp. 1 Thlr.

Wladimir. Der Liebe Wonn' und Weh'. Sagen, Novellen und Skizzen. 8. Altenburg, Pierer. 1 Thlr. 6 Gr.

Zauper, J. St., Studien über Goethe. 1stes Bändchen. Poetik aus Goethe's Werken sammt Nachtrag. — Auch u. d. T.: Grundzüge zu einer deutschen theoretisch-praktischen Poetik aus Goethe's Werken entwickelt. — 2tes Bändchen. Aphorismen u. s. w. — Auch u. d. T.: Aphorismen moralischen und ästhetischen Inhalts, meist in Bezug auf Goethe. Aus meinem Tagebuche. Nebst Briefen Goethe's an den Verfasser. Gr. 12. Wien, Gerold. 1 Thlr. 8 Gr.

Zimmermann's, F. G., Dramaturgie. Erstes und kräftigstes Wirken in den Jahren 1817—1820, nebst einer charakteristischen Lebensskizze des Verfassers. Herausgegeben von G. Lotz. 2 Bände. 8. Hamburg. 3 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 130. —— 9. Mai 1840.

Johann Gutenberg, der Erfinder der Buchdruckerkunst, ein Böhme.

Aus dem Böhmischen des Jaroslaw Wrtátko von Julius Seidlitz.*)

In der ganzen Geschichte der geistigen Cultur gibt es keine Erfindung, deren erster Ursprung in so undurchdringliches Dunkel gehüllt und, was historische Begründung betrifft, sich auf so seichte, unsichere und schwankende Beweise stützte, als die Erfindung der Buchdruckerkunst. In keinem gelehrten Streite wurden, aus Mangel klarer und schlagender Beweise, Vermuthungen und Hypothesen so aufeinander gehäuft als in dem Streite über den Erfinder der Buchdruckerkunst, denn eben weil die welthistorische Wirkung dieser Erfindung zu gewaltig ist, haben die beiden Nationen, die sich um den Erfinder streiten, die Deutschen und die Holländer, kein Mittel, selbst das der Lüge, der Marktschreierei, der aus falschen, grundlosen Prämissen gezogenen Schlüsse, unversucht gelassen, um den Erfinder und die Ehre der Erfindung für sich zu vindiciren.

Da es aber nun keinem Zweifel mehr unterliegt, daß ein gewisser Gutenberg der erste Erfinder der Buchdruckerkunst war, wollen wir hier nun eine ganz andere Frage erörtern, welche für die Geschichte der Typographie nicht unwichtig und uninteressant ist, nämlich: wer Gutenberg und welcher Abstammung er war.

Die Hauptveranlassung zu dieser Abhandlung gab uns der Ausspruch Johann Hibner's, Verfasser eines dreitheiligen böhmisch-lateinischen Wörterbuches, welches sich noch als Manuscript in der Bibliothek des Weltpriesters und rühmlich bekannten Übersetzers der Ilias ins Böhmische, des P. Johann Wlceck befindet. Die Zeit, in welcher Hibner lebte, fällt zu Ende des 17. Jahrhunderts. In der Vorrede zu seinem Wörterbuche drückt er sich folgendermaßen aus:

> Tum vero Boëmi linguam suam specialiter auxerunt, posteaquam Artem libros imprimendi invenit Joannes Kuttenbergius, natione Boëmus, patria Kuttenbergensis, prius Joannes Faustus nominatus, qui circa annum 1421 bella Husitica fugiens in Germaniam abiit, Strasburgi se Kuttenbergium à patria (ex more ejus temporis et simul ut suam Patriam ab inventione Typographiae commendarit), compellavit.

Dieser Ausspruch des Johann Hibner schließt folgende drei wichtige Sätze in sich:

1) daß Gutenberg, der Erfinder der Buchdruckerkunst, dem Stamme nach ein Böhme,
2) daß dieser Gutenberg sogar in Böhmen geboren,
3) daß Faust und Gutenberg eine und dieselbe Person seien.

Was den Ausspruch Hibner's betrifft, wo er Gutenberg und Faust als eine Person betrachtet, da wird es überflüssig einen nur halbwegs in der Geschichte der Buchdruckerkunst bewanderten Leser zu erinnern, daß diese Worte keineswegs auf den Faust oder Fust von Mainz, dem bekannten Goldschmied, mit dem Gutenberg 1450 einen Vertrag einging, zu deuten; indem zur Zeit, als Hibner lebte, die Verschiedenheit des Gutenberg und des mainzer Faust schon über alle Zweifel erhaben war. Es befindet sich nämlich, wie bekannt, in den mainzer Stadtbüchern der Streit, in welchen Fust mit Gutenberg gerieth, und zudem sind es eben diese Stadtbücher, auf welche sich die Mainzer gleich anfangs beriefen, als sie die Priorität der Erfindung für sich in Anspruch nahmen, und aus denen Auszüge und Citate, sowol bei dem ersten als zweiten Jubiläum der Buchdruckerkunst durch die Presse veröffentlicht wurden. Und dieses kann Hibner doch keineswegs unbekannt geblieben sein, da diese Jubiläumsschriften damals in großer Menge durch ganz Europa verbreitet und ausposaunt wurden. Daher kann man den Sinn seiner Worte (Hibner's) „prius Joannes Faustus nominatus" nicht anders deuten, als in Bezug auf den böhmischen Faust, von dem bis auf den heutigen Tag die mannich-

*) Die Abhandlung des Hrn. Wrtátko erschien böhmisch im „Wlastimil" (Volksfreund) und erregte gleich die allgemeine Aufmerksamkeit. Der „Wlastimil", eine der gediegensten Unternehmungen der böhmischen Presse, war wol geeignet diesen höchst interessanten Artikel unter das böhmische und slawische Publicum überhaupt zu verbreiten. Mehre östreichische Journale brachten Auszüge aus dieser Abhandlung, meist verstümmelt, daß kein allgemeiner Überblick möglich war. Die gegenwärtige Übersetzung ist vollständig und vom Verfasser mit vielen neuen Bemerkungen und unlängst aufgefundenen Citaten vermehrt. So wußte man bis vor wenig Tagen nicht, wer der Verfasser des im Besitze des P. Wlceck befindlichen Wörterbuches sei; er ist in dem Originalartikel und allen Auszügen als Anonymus angegeben.

faltigsten Sagen im Munde des Volkes leben und dessen ehemalige Wohnung in der Neustadt Prags, auf der Skalka, noch jetzt gezeigt wird, ja sogar das Fenster, wodurch der mit dem bösen Geiste in Verbindung stehende Meister seine Höllenfahrt nahm.*) Diese Sage erhält noch dadurch für unsern Stoff ein größeres Gewicht, indem sie das Verschwinden Faust's, eines Mannes, der durch seine tiefern Einsichten und Kenntnisse allerdings seine Zeitgenossen übertragt haben mag, in eben jene Periode versetzt, in welcher die hussitischen Unruhen begannen. Doch können wir uns darauf bei unserer Abhandlung nicht zu sehr einlassen, indem wir nur so viel als möglich den Beweis herstellen wollen, daß **Gutenberg wo nicht persönlich, doch seiner Abstammung nach ein Böhme war.**

Es gewinnt diese Vermuthung schon dadurch ein bedeutendes Gewicht, weil sie gleich im ersten Jahrhundert nach Erfindung der Buchdruckerkunst nicht bloße Vermuthung, sondern allgemein herrschende Meinung in Böhmen war, und nicht allein bei dem großen Haufen, sondern selbst bei Männern von scharfer Urtheilskraft und hohem Verstande. Daß Gutenberg, der Erfinder der Buchdruckerkunst, ein Böhme sei, behauptete schon im 16. Jahrhundert unser als Schriftsteller wie als Professor der griechischen Sprache und Astronom Mag' II. rühmlich bekannter, drei Mal zum Rector der prager Universität gewählter Peter Codicillus v. Tulechoo; so dachte auch der berühmte Philosoph und erste Dichter seiner Zeit Thomas Mitis (böhmisch Tichy) Nimburgenus a Limuso in demselben Jahrhunderte; so urtheilt auch der von Balbin gefeierte Krugerius, und auch er spricht sich in seinen „Pulveribus sacris" über seine Zeitgenossen so aus: „Sunt qui eo ipso cognomine Guttenbergii Inventorem faciunt Boëmum, vel minimum parentibus Guttenbergae, in urbe apud nos metallicarum principe natis, oriundum"; und Hibner, seine Leser an die Zeugnisse anderer Männer erinnernd, gedenkt zugleich jener ebenangeführten Gewährsmänner, indem er sagt: „et pridem (probant nämlich) viri clarissimi, Pragensis Universitatis Rectores Magnifici, Petrus Codicillus et Thomas Mitis", ebenso wie Balbin und Ungar in neuerer Zeit sich, wenn auch Jeder in anderer Art, zu derselben Hypothese bekennen.

Man kann nicht vermuthen, daß die von solchen Männern und schon in damaliger Zeit geäußerte gleiche Ansicht rein aus der Luft gegriffen und ganz ohne Grund sei, und dieses soll zugleich als Antwort auf den möglichen Einwurf dienen, warum die Böhmen nicht schon früher ihr Recht in Anspruch nahmen. Wol suchten sie dieses, aber die lebhaft erfaßte Ansicht circulirte meistens blos privatim, und die Wortkargheit und Verschlossenheit der Slawen trat auch hier hemmend in den Weg; ebenso wie es den Wenigen, welche die Sache in Schriften berührten, an Dreistigkeit, an systematisch bekämpfendem Geiste fehlte, um mit gleichen Waffen wie die Deutschen aufzutreten, den Streit deutlicher zu erklären und das Recht zu verfechten. Überdies dürfen wir nicht vergessen, daß gerade in der ersten Periode nach Erfindung der Buchdruckerkunst, welche vermöge ihrer Nähe die günstigste und geeignetste gewesen wäre, die Geburt und Abstammung des Erfinders mit leichterer Mühe und größerm Nachdrucke darzuthun, daß gerade in dieser Periode ganz andere Interessen, andere Leidenschaften Herz und Sinn des böhmischen Volkes beschäftigten und der geistigen Forschung ungünstige, ja höchst widrige Ereignisse unser Vaterland erschütterten; und selbst in der darauf folgenden Periode, wo die heftigsten Streite zwischen deutschen Städten, dann zwischen Holländern und Deutschen über Priorat und Art der Erfindung, dann über Person und Abstammung des Erfinders der Buchdruckerkunst zu führen begonnen wurden, daß auch da noch höchst blutige, die ganze Stärke der Nation erschütternde tragische Ereignisse sich entwickelten; und selbst jene kurze Pause der Ruhe, die sich nach den Religionskriegen und Aufständen wie ein Leichentuch über Böhmen legte, war nicht zu wissenschaftlichen Forschungen geeignet, indem die erschöpften Gemüther weder Lust noch Fähigkeit zu solchen Studien hatten. Es darf daher nicht wundern, daß man erst jetzt über einen Gegenstand zu denken und zu schreiben, ja sogar einen Streit zu entwickeln anfängt, den Deutschland und fast Europa schon längst für entschieden und beigelegt ansahen. Wem es etwa auffallen sollte, daß wir uns gleich zu Anfang unserer Abhandlung auf die allgemein herrschende Meinung stützen, dem rufen wir Das in den Sinn zurück, was wir schon früher berührt haben, daß nämlich eine allgemein herrschende Vermuthung niemals für ganz grundlos angesehen werden könne. Auch haben ja selbst die Deutschen zu Anfang des entsponnenen typographischen Streites keinen Anstand genommen, sich auf die allgemein herrschende Meinung zu berufen, indem

*) Der böhmische Faust steht in den Sagen des Volkes als einer der größten Schwarzkünstler im Anfange des 15. Jahrhunderts da. Das Haus, welches er bewohnte und das noch heute „Dr. Faust's Haus" heißt, blieb nach seinem Verschwinden lange, lange Jahre unbewohnt und unbenutzt stehen. Es ging das Gerücht, daß es dort nicht geheuer sei. Endlich entschloß sich ein armer Student, weil es ganz leer stand, dort seine Wohnung aufzuschlagen. Die Großmutter der Frau Doctorin S., eine hohe Greisin, erzählt auch manchmal, was ihr ihre Mutter von diesem Hause mitgetheilt. Sie ging nämlich als ein Mädchen von acht Jahren im Auftrage ihrer Mutter in das Faust'sche Haus zu einem Manne, der Pillen und Kräuter verkaufte. Als sie dort war, zeigte er ihr viele Versenkungen und Flugwerke, sie hörte Wasser brausen und sah Feuerkugeln aufsteigen, und endlich führte er sie in mehre Gemächer, wo noch eine Menge alter, halbzerbrochener Maschinen waren, deren Anwendung er selbst nicht kannte. Dieses erzählt die alte Frau noch sehr oft. Das Haus, dem man der Bauart nach sein Alter auf den ersten Blick ansieht, ist jetzt auf eine barbarische Art renovirt und weiß angestrichen worden. Es ist jetzt zum Taubstummeninstitute verwendet. Vielleicht, daß ich einmal die ganze Faustsage der Böhmen veröffentliche. Unser alter guter böhmischer Dichter, Hr. Bürgermeister Hnewkowsky, arbeitet jetzt an einem komischen Heldengedichte, die Fahrten des böhmischen Faust behandelnd. Für den Deutschen hat Hibner's Ausspruch, Gutenberg und Faust seien eine Person gewesen, wenig Interessantes, für den Böhmen aber ist es wichtig, weil Faust zur selben Zeit verschwand, wo Hibner und Andere den Gutenberg auswandern lassen.

sie behaupteten: „Joannem Gutenbergium secundum communem opinionem, inventorem esse typographiae." Wenn es nun den Deutschen freistand bei Beginn des Streites und der Beweisführung über die Person des Erfinders sich auf die communis opinio zu berufen, warum nicht auch uns?

(Die Fortsetzung folgt.)

The Adamus Exul of Grotius, or the prototype of Paradise lost, now first translated from the latin by *Francis Barham.* London 1839.

Es läßt sich nicht annehmen, daß ein an Interesse so reicher Gegenstand, wie der Fall der Engel und jener des Menschen, von den jüdischen Propheten und Dichtern hätte lange unbesungen bleiben können. Ohne Zweifel bildete er das erste und anziehendste Thema ihrer Betrachtungen und Gesänge; an ihm erschöpften sie die ganze Kraft ihres Scharfsinns und ihrer Einbildungskraft und ihren Erfolg bezeugen unzählige Seiten voll glänzender und unvergänglicher Verse, die hinter allegorische und hieroglyphische Bilder, welche noch fortwährend die Verehrung der Gelehrten ansprechen und ihren Scharfsinn auffodern, mehr oder weniger versteckt sind. Ebenso waren die frühesten christlichen Kirchenväter, worunter es einige höchst beredte Männer gab, durch poetische Ehren ausgezeichnet; sie erörterten die erhabenen Mysterien ihrer Religion mittels der Beihülfe des heiligen Geistes und mit der Kraft der eigenen Vernunft, und fügten ihnen häufig den glänzenden Schmuck der Muse hinzu. Augustin, Ephraim, Gregorius, Prudentius, Nonnus und die christlichen Dichter Griechenlands und Roms beschäftigten sich lebhaft mit der strengen Vertheidigung ihres Glaubens durch alle Künste der Dialektik; allein dies hinderte sie nicht, auch dem poetischen Glanze des Christenthums Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Unter den christlichen Vätern, welche den Fall Adam's dichterisch behandelten, war St.-Avitus, im Anfange des 6. Jahrhunderts; er schrieb ein Gedicht in drei Abtheilungen, unter dem Titel: „De origine mundi", „De originali peccato" und „De sententia Dei." Guizot hatte vor einiger Zeit auf diese drei Gedichte aufmerksam gemacht und eine Parallele zwischen ihnen und Milton's „Paradise lost" gezogen, das er gewissermaßen aus ihnen abgeleitet hält. Dem classischen Genius der Heiden gelang es noch besser, diese erhabenen Lehren der Theologie, soweit er sie begriff, mit Hülfe unbestimmter Überlieferungen mit dem Glanze seiner enthusiastischen Phantasie und dem Schmucke blendender Verse auszustatten. Es ist ebenso belehrend als unterhaltend, die Entwickelung dieser Traditionen zu beobachten, wie sie, dunkel und verworren, diesen heidnischen Barden zukamen und, geschmückt mit dem glänzenden Gewande der Dichtung und Leidenschaft, aus ihren Händen hervorgingen. Diese großen Themata des dichterischen Geistes streuten fortwährend den Samen künftigen Gesanges in die mit den Geheimfesten des Mittelalters verbundenen mystischen Dramen und romantischen Legenden, und wenngleich geraume Zeit als abgestorben beklagt, behielt doch dieser Same seine Lebensfähigkeit bei, die weder durch Gewalt noch durch Barbarei und Unwissenheit zerstört werden konnte. Gleich einer kräftigen Pflanze schoß er mit dem Wiedererblühen der Wissenschaften und dem Ausbruche der allgemeinen Reformation hervor. Es würde unnütz sein, die ersten auf den Fall Adam's bezüglichen und in den classischen oder modernen Sprachen verfaßten Erzeugnisse umständlicher hier aufzuführen. Das erste lateinische Gedicht über diesen Gegenstand von einigem Rufe ist der „Protogonus" von Anysius, eine Tragödie, deren Held Adam ist; es kam 1535 in Quart heraus und war zu seiner Zeit sehr berühmt, obwol jetzt wenig bekannt.

Der nächste Schriftsteller von Bedeutung über denselben Gegenstand war Ziegler, der zwei 1550 bekannt gemachte lateinische Tragödien schrieb: „Protoplastis" und „Samson Agonistes". Ein Anderer, der denselben Pfad verfolgte, war Du Bartas, der um 1580 ein langes Gedicht in französischer Sprache unter dem Titel „Die Schöpfungswochen" schrieb — eine Art poetischer Commentar über die ersten Capitel der Genesis. Das Werk wurde mit ausführlichen Noten herausgegeben und genoß auf dem Continente eine große Popularität. Es wurde von Sylvestre, dem phantastischsten aller Verskünstler, ins Englische übertragen. Etwas später 1593 gab ein englischer Dichter Hunis oder Hunnis, der Übersetzer von den Psalmen, eine Tragödie unter dem Titel „Adam's Verbannung" heraus.

Dieses waren die Erzeugnisse, welche Hugo Grotius in seiner Jugend vorfand. Geboren 1583 zu Delft, wurde er unter dem berühmten Franz Junius zu Leyden im gründlichen Studium der heiligen Schrift nach den biblischen Commentatoren der damaligen Zeit unterwiesen, mit der ganzen kritischen Gelehrsamkeit der classischen Literatur vertraut gemacht und in die besten Hervorbringungen der neuern Schriftsteller eingeweiht. Dieser reichen Schätze, die er in sich angehäuft, bediente er sich in einem vor ihm ungekannten Umfange. Grotius' Geist war von Natur aus einer tiefen Frömmigkeit zugethan und vorzüglich zu Betrachtungen über jene übersinnlichen Geheimnisse der Theologie und Philosophie geneigt, über welche in jenem metaphysischen Zeitalter mit so viel Gewandtheit discutirt wurde. Allein derselbe Geist war von zu kühnem und starkem Gepräge, um der Last abstracter Spitzfindigkeiten zu erliegen oder sich in die Irrgänge speculativer Schwierigkeiten zu verlieren. Er besaß in sich die Kraft, das verborgene Princip der Wahrheit unter dem sie verhüllenden Gewölke des Mysticismus herauszufinden, den goldenen Faden der Vernunft mitten in dem Gewirre der Argumente festzuhalten, die einzig halt- und fühlbaren Formen, in die sich die casuistischen Subtilitäten einkleideten, zu ergreifen und sie mit einem seltenen Glücke des gesunden Menschenverstandes praktischen Bedürfnissen anzupassen. Allein es ist hier nicht unsere Aufgabe, Grotius wegen seiner theologischen, philosophischen und juristischen Gelehrsamkeit oder wegen seiner classischen Bildung zu preisen. Alles dies ist dem Publicum zur Genüge bekannt. Wir müssen unsere Aufmerksamkeit auf seine poetischen Erzeugnisse beschränken, womit er seinen majestätischen Geist von seiner Kindheit an bis zu seinen alten Tagen erheitert zu haben scheint: denn seine ersten heiligen Gedichte wurden in Leyden gedruckt, ehe er 16 Jahre alt war, und er setzte seine dichterischen Übungen sein ganzes Leben hindurch fort. Da er ohne Zweifel während seiner fleißigen Studien die meisten der alten und neuern Erzeugnisse über den Fall des Menschen gelesen hatte, so schien es ihm, daß dieser Gegenstand am besten sich für eine großartige Tragödie oder für ein Epos eigene und daß bis jetzt noch nichts seiner Erhabenheit Entsprechendes geschrieben worden sei. Demnach verfertigte er, in einem Alter von 18 Jahren, seinen „Adamus Exul". „Grotius", sagt Burigny, sein Biograph, „beschränkte sich nicht auf kleinere Gedichte — er erhob sich zur Tragödie. Wir besitzen drei von ihm verfaßte Tragödien. Die erste davon war „Adamus Exul". Er schickte sie an Lipsius, der sie billigte, und sie wurde in Leyden 1601 gedruckt; wiederabgedruckt in einer Sammlung seiner heiligen Gedichte, im Haag 1610, 4. Seine beiden andern Tragödien: „Christus patiens" und „Sophromphaneas", wurden in der allgemeinen Sammlung seiner Gedichte abgedruckt. Sie wurden von Vondel ins Holländische, von Sandys und Goldsmith ins Englische übersetzt."

Mochte nun Grotius mit seiner Tragödie „Adamus Exul" unzufrieden sein oder nicht, die ersten Gelehrten seiner Zeit waren entzückt davon. Sie rief von Vossius, Heinsius, Dousa, Meursius u. A. Lobgedichte hervor, die sich nun in „Grotii Poemata" zusammengestellt finden, und erregte durch ganz Europa allgemeine Bewunderung; sie wurde mehr oder weniger von Andreini 1613, Ramsay 1633, Mase-

nius 1650 und von andern lateinischen, italienischen, deutschen, französischen und englischen Dichtern, die derselben Bahn folgten, nachgeahmt. Allein Keiner folgte so genau ihrer Spur und eiferte mit so bewunderungswürdigem Glücke ihr nach als Milton. Sein Geist, jenem von Grotius in vielen seiner Hauptzüge ähnlich, war gleichfalls mit der heiligen, classischen und modernen Literatur vertraut, gleich ihm, durch die kirchlichen, politischen und literarischen Streitigkeiten des Zeitalters geprüft und ermüdet. Die ersten Geister ihrer Länder, geboren zu Allem, was kühn war, zu unabhängig, um sich in die Fesseln der Nationen zu schmiegen, welche sie berühmt machten — zu stolz, um die politischen Belohnungen zu verlangen, die sie verdienten — war es ihr Loos, die Ehrenbezeignungen, welche ihre eifersüchtigen Landsleute ihnen vorenthielten, vom Auslande zu empfangen. Milton widmete Grotius eine Verehrung und zollte ihm eine Anerkennung, die er für keinen unter den Neuern hatte; er sympathisirte mit ihm vollkommen von seinen frühesten Jahren an; er versäumte nicht ihn auf dem Continente zu besuchen und rühmte sich seiner Freundschaft, so lange er lebte.

Es ist erwiesen, daß Milton, gleich Grotius, in theologischer Wissenschaft, in allen kabbalistischen und mythologischen Formeln und der philosophischen Weisheit des Alterthums tief bewandert war. Dies ist hinreichend von Birch, Newton und dem Verf. des „Essay on Milton's use of the ancients" dargethan worden. Allein nicht blos den Alten war Milton verpflichtet, er bediente sich in gleicher Weise der Neuern, und ohne Zweifel lieferte der „Adamus Exul" von Grotius ihm den Samen zu der Idee und der Leidenschaft, welche später in jener „glänzenden, vollkommenen Blume", dem „Paradise lost" aufblühten.

So sehr der Name Lauder mit Recht in England verachtet ist, so gebietet doch die literarische Gerechtigkeit, ihm hier sein gebührendes Verdienst nicht vorzuenthalten, nämlich daß er einer der Ersten war, welche auf die hohe Wahrscheinlichkeit aufmerksam machten, daß Milton Grotius und den modernen lateinischen Dichtern verpflichtet sei. Niemals hat ein Schriftsteller schlauer Wahrheit mit Falschheit verbunden als Lauder. Im Allgemeinen setzten ihn seine Kenntnisse in Stand, seine Sache wenigstens halb zu beweisen, und der Betrug half dann für das Fehlende nach. Lauder war ein Schottländer, lateinischer Sprachlehrer und literarischer Abenteurer. Als er den ersten Act von „Adamus Exul" und andere moderne lateinische Gedichte las, konnte er kaum umhin, den häufigen Gebrauch wahrzunehmen, welchen Milton, bewandert wie er in aller interessanten und genialen Literatur war, natürlich davon machte. Um das J. 1750 schrieb Lauder einige Artikel in das „Gentleman's magazine", welche diese Entdeckungen enthielten. Da dieselben einige Aufmerksamkeit erregten und ihm die Zustimmung Dr. Johnson's erwarben, wurde er veranlaßt, in demselben Jahre eine Schrift unter dem Titel: „An essay on Milton's use and imitation of the modern in Paradise lost" herauszugeben. Da ihm in diesem Werke sein Material ausging, bemühte er sich leider! dem Mangel an Beweisstellen damit abzuhelfen, daß er „auf seine eigene Latinität Wechsel zog". In diesem „Essay", worin er den ersten Act von „Adamus Exul" anführt, sagt Lauder: „In Birch's „Leben Milton's" befindet sich die Copie von einem in Trinity-College von Cambridge gefundenen Manuscripte von seiner eigenen Handschrift, welche den Namen von Grotius' „Adamus Exul", oder der aus dem Paradiese verstoßene Adam enthält. Diese Tragödie, obschon sie nicht weniger als vier Auflagen erlebte, war bis jetzt noch nicht mit den übrigen Werken des Schriftstellers abgedruckt und so ungemein selten, daß ich mir weder in England noch Holland ein Exemplar davon verschaffen konnte, bis der gelehrte Abraham Gronov, Aufseher der öffentlichen Bibliothek von Leyden, nach vielem Umhersuchen eins zu Gesichte bekam, und da ich mehrmals mit seiner Correspondenz und Freundschaft beehrt wurde, mir den ersten von seinem eigenen Sohne abgeschriebenen Act und später den Rest nebst der an den Herzog von Bourbon gerichteten Dedication übersendete. Da nun Mr. Fenton sowol als Mr. Phillips, Milton's Neffe, uns belehrt, daß das „Paradise lost" zuerst in der Form einer Tragödie, worin Satan den Prolog zu sprechen hatte, geschrieben war oder hatte geschrieben werden sollen, so wird der scharfsinnige Leser es sehr leicht wahrscheinlich finden, daß Milton von diesem literarischen Schatze Vortheil zog. Zur Selbstvertheidigung werde ich, wenn mich das Publicum dazu aufmuntert, später die ganze Tragödie im lateinischen Original herausgeben." Dieses Versprechen hat Lauder nachher erfüllt und 1752 gab er seinen „Delectus auctorum sacrorum Miltono facem praelucentium" heraus, der den „Adamus Exul" von Grotius und Ramsay's „Poemata sacra" enthält.

Der englische Übersetzer, welcher seine Übertragung dieser Tragödie in dem October- und Novemberhefte des „Monthly magazine" mittheilt, erklärt, daß, nachdem er sich Dr. Parr's nun sehr selten gewordene Copie von diesem Werke verschafft, persönlich von dem verstorbenen Mr. Heber versichert worden sei, daß es ein wahrhaftes Exemplar von den Originalausgaben sei, die er, wie er sagte, in seiner eigenen Buchhandlung besaß, und sorgfältig die innern Beweise geprüft habe, sodaß er keinen Zweifel an der Echtheit dieser Tragödie habe. Auch sei seine von mehren Seiten bestätigte Authenticität niemals vom Bischof Douglas oder andern Schriftstellern, welche so viele Betrügereien in andern Schriften Lauder's entdeckten, angegriffen worden. Der Übersetzer, welcher für seine Übertragung den reimlosen Milton'schen Vers angewendet hat, ist bemüht von dem Geiste und dem Sinne des Originals so viel beizubehalten, als sich mit dem poetischen Gefühle und Ausdrucke verträgt. Hier und da hat er sich jedoch die Freiheit genommen, jene Fülle von ins Einzelne gehenden Beschreibungen, die jetzt für überflüssig gelten, zu beschränken. Man muß dem Verf. Dank wissen, daß er nach so langer Verborgenheit eine berühmte Tragödie der Vergangenheit wieder ans Licht gezogen und zu der Kette von Autoritäten Milton's ein nothwendiges, bisher vermißtes Glied hinzugefügt hat. Der Verf. verspricht, wenn seine Arbeit Beifall findet, das lateinische sehr selten gewordene Original nebst seiner Übersetzung drucken zu lassen.*) 4.

*) In einer am Schlusse seiner Arbeit befindlichen Anmerkung berichtet der Übersetzer, daß er durch einen günstigen Zufall ein Originalexemplar des „Adamus Exul ex typographia Alberti Henrici, Hagae Comitatensi, anno 1601" erhalten habe, welches, mit Ausnahme einiger wenigen typographischen Versehen vollständig mit Dr. Parr's Copie von Lauder's Ausgabe zusammenstimme.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 131. —— 10. Mai 1840.

Johann Gutenberg, der Erfinder der Buchdruckerkunst, ein Böhme.

(Fortsetzung aus Nr. 130.)

Ein weit wichtigerer als der eben angeführte, ja einer der wichtigsten Beweisgründe unsers Satzes, daß Gutenberg, wo nicht persönlich, so doch sicher der Abstammung nach ein Böhme war, scheint uns in seinem Namen selbst zu liegen. Alle Personennamen, oder besser alle Zunamen, nahmen anfänglich ihren Ursprung theils von körperlichen Eigenheiten, oder von einer vorwaltenden geistigen Eigenschaft, theils von der Gewohnheit oder Beschäftigung der Person, theils von der Localbenennung ihres Geburts- oder Wohnortes (Stadt, Dorf, Burg, Haus u. s. w.), sowie andererseits die topographischen Namen theils von der Person, die in einem gewissen Verhältnisse (als Eingeborener, Inhaber oder Bewohner) zum Orte gestanden, theils von der Lage des Ortes und andern natürlichen Beschaffenheiten ihren Ursprung nahmen. Weil nun aber sowol die persönlichen als die Localbenennungen jederzeit entweder eine körperliche oder geistige Eigenschaft, die Gewohnheit oder Beschäftigung einer Person, oder mannichfaltige natürliche Localverhältnisse, kurz etwas Reelles, ein Ens ausdrücken, müssen sie auch jederzeit einen Sinn in sich schließen. Findet man aber doch Namen, vorzüglich zusammengesetzte, die keine logische Bedeutung haben, da wird es gleich klar, daß ein solcher Name verdreht oder entstellt worden ist, und dies entweder absichtlich oder wegen Unbiegsamkeit der Sprachorgane eines heterolinguistischen Menschen. Allein selbst in dem verdrehten Worte wird es nicht schwer, die ursprüngliche Form wieder aufzufinden, falls man nur das gegenseitige Verhältniß beider Sprachen, sowol jener, in welcher der Name ursprünglich entstand, als der, in welcher oder vielmehr in welche er verdreht wurde, genau kennt.

Da nun jeder, sowol Personal- als Localname einen Sinn in sich schließen muß, wollen wir untersuchen, ob denn auch in dem Zunamen Gutenberg Sinn und Bedeutung liege. Was bezeichnet dieser Name? Guten Berg! Fürwahr ein wunderlicher Zuname, und um so mehr, als darunter eine Person verstanden wird. Das Wörtchen „gut" läßt überhaupt und deshalb auch hier in der Verbindung mit dem Worte „Berg" nur eine zweifache Bedeutung zu, und zwar eine materielle, wo es identisch ist mit dem Ausdrucke „schmackhaft", und eine formelle, wo es eine moralische, geistige Eigenschaft ausdrückt. Das Wörtchen „gut" kann nun offenbar schwer weder in dieser noch in jener Bedeutung mit dem Worte „Berg" in Verbindung bleiben, außer man würde dieses „gut" in der Zusammensetzung in demselben Sinne brauchen, wie man z. B. von einem Acker, von einem Walde u. s. w. spricht, er sei gut; dann ist aber damit der Begriff der Fruchtbarkeit, der reichlichen Erträgniß verbunden, welches aber bei einem Berge doch unmöglich anders als in montanistischer Beziehung genommen werden kann. Dann würde Gutenberg so viel als ein reiches Bergwerk bedeuten. Ich bitte den Leser diesen Punkt wohl im Gedächtnisse zu behalten, indem ich darauf noch zurückkommen werde. Eine andere logische Bedeutung läßt der Name Guten Berg nicht zu, und deshalb kann der Name Gutenberg um so weniger eine Person bezeichnen, die der Abstammung nach, ut ajunt, ein Deutscher. Denn wir dürfen offenbar nicht annehmen, daß die deutsche Nation, par préférence, die philosophische genannt, je so unphilosophisch gehandelt und unsinnige Namen, zudem in einer patricischen Familie, ut contendunt, sich beigelegt hätte. Oder kann man doch einen andern Sinn als den eines Bergwerks dabei herausbringen? Wir finden es nicht. Es verhält sich damit ebenso wie mit jenem neumodischen böhmischen Stutzer, der in der Einkleidung eines fremdartigen Namens sich Hr. Sauerthal titulirte, und als den böhmischen Philologen jener säuerliche Zuname nicht behagen wollte, indem er einen Unsinn in sich enthält, und auch das Herrchen den unnationalen Frack ausziehen mußte, da sah der böhmische Philolog statt Hrn. Sauerthal einen rein böhmischen Zawrtal. Ist dieses nicht lächerlich? Nun, und was ist der Name Gutenberg anders als ein Analogon des Namens Sauerthal? Denn wir können ebenso wenig von einem guten Berge als einem sauern Thale sprechen, es müßte denn Sauerampfer darin wachsen.

Die Deutschen werden freilich nicht gleicher Ansicht mit uns sein, da einige von ihnen behaupten, daß Gutenberg von einem Hause, zum „guten Berg" genannt, worin er wohnte, seinen Namen erhielt, und andere wieder, daß er von zwei gleichnamigen ihm gehörigen Grundstücken (also Felder zum „guten Berg") sich so nannte.

Doch auch dieses darf uns nicht beirren, indem die ganze Sache auf einem Betruge beruht und nach der Deutschen eigenem Geständnisse das Haus weder je von Gutenberg bewohnt, noch zum „guten Berg" genannt wurde, sondern „zum Jungen". Die Felder aber, wofern es solche gibt, konnten allerdings nach ihrem Besitzer Gutenberg, Gutenberger Grundstücke heißen, wie dieses so oft geschieht, nie aber Felder oder Grundstücke zum guten Berg, denn daß der Besitzer je von seinen Feldern (wol von einer Burg oder einer Stadt) sich genannt, scheint nicht wahrscheinlich, wir wenigstens kennen kein solches Beispiel. Daß aber die Grundstücke nach ihren Besitzern genannt wurden (z. B. Töpfersfeld u. s. w.), ist bekannt. Zwar gibt es noch andere mit dem Wörtchen „Berg" zusammengesetzte Namen, als Goldberg, Silberberg, Hirschberg, Münsterberg, Schmiedeberg in Schlesien (einst bekanntlich böhmische Provinz), Rosenberg, Grünberg, Reichenberg, Schönberg, Eisenberg, Senftenberg u. m. a. in Böhmen, und wieder andere Namen in der Zusammensetzung mit dem Wörtchen „gut", z. B. Gutwasser im budweiser Kreise in Böhmen; allein alle diese Namen enthalten einen gewissen Sinn, was man sich aber unter dem Namen Gutenberg zu denken habe, ließe sich schwerer erklären, außer man ginge auf die früher berührte montanistische Bedeutung zurück. Ist aber der Name Gutenberg aus einer heterolinguistischen Verdrehung des böhmischen Ortnamens Kutná hora entstanden, so haben wir wieder den Begriff einer Bergstadt da, denn sowie hora im Deutschen „Berg" heißt, so heißt die Wurzel von Kutna — kutiti, „nach Erz schürfen". Bekannt ist es, daß man sowol vor als nach dem 15. Jahrhunderte die Personennamen von den Geburtsorten entlehnte und sie sehr häufig latinisirte; nun ist es freilich wunderbar, wie aus Kuttenberg — Gutenberg entstehen konnte; aber weil Kuttenberg für den Deutschen gar keinen Sinn hatte, so wurde es wenigstens in Gutenberg verwandelt, und nehmen wir den latinisirten Ortsnamen als Personennamen, so kann man sich auch sehr leicht erklären, wie die Deutschen aus dem Joannes de Gutenberg sogar einen Patricier machen konnten.

Überhaupt behalfen sich die Deutschen von jeher im Umgießen und Umformen der Orts- und Personennamen. Weil der Name Wlcice (Stadt in Schlesien und auch häufig in Rußland) für den Deutschen keine Bedeutung hatte, veränderte er ihn schnell in „Wildschütz" (Wlc geht im deutschen Munde in „Wilsch" über) und da bedeutete es schon etwas. Hier wird es freilich schwerer, den ursprünglich böhmischen Ortsnamen im deutschen Gewande zu erkennen, indem es durch einen glücklichen Zufall auch nach seiner Entstellung der logischen Bedeutung nicht ganz beraubt wurde und eine gewisse Ideenverwandtschaft zwischen dem deutschen Namen „Wildschütz" und dem böhmischen „Wlcice" herrscht, indem Wlcice einen Sammelort der Wölfe bedeutet; trotzdem verräth sich aber doch die slawische Benennung in der deutschen Verkappung, indem das Wort Wildschütz eine Person bezeichnet, aber schwer ein bedeutungsvoller Ortsname sein kann. Nicht so leicht läßt sich der Name Zagecice (Stadtname in Böhmen) in der deutschen Travestie „Saidschütz" verbergen, indem diese Benennung, der es völlig an Bedeutung mangelt, auf den ersten Blick ihre Verkappung und ihren Wuchs auf fremdem Stamme verräth. Wir könnten noch viele ähnliche Beispiele anführen, aber wir glauben, es genüge an diesen beiden, um zu zeigen, wie leicht das bedeutungslose „Gutenberg" seinen Ursprung verrathe in dem Ortsnamen „Kuttenberg" (Kutná hora).

Sollte aber dieser Übergang des Buchstabens K in das verwandte G im Namen Gutenberg mittels der deutschen Aussprache nicht klar sein, so mögen *Beispiele ähnlichen* Überganges des K in G, sowol *in Orts- als Personen*namen böhmischen Ursprungs, sowol im *14. als 15. und* 16. Jahrhunderte hier angeführt werden.

In den „Monumentis historicis universitatis Carolo-Ferdinandeae Pragensis" (Prag 1832) finden sich die Namen: Joannes de Glathovia, Ambrosius de Glathovia, Th. II, S. 22; Wenceslaus Glathoviensis, Th. II, S. 280 u. s. w. anstatt Klatavia. Ebenso Duchko de Gurim, Th. II, S. 173, vom Jahre 1494, und in demselben Jahre gleich wieder Duchko de Kurzim, ebenso Gallus de Gurzym, Th. II, S. 302 u. s. w.

Und wem sind folgende Verwandlungen so leicht unbekannt: das schlesische Kladsko in das deutsche „Glaz", die mährischen Ortsnamen: Kyselow = Güßhübel im olmützer Kreise, Kurym = Gurrim im brünner Kreise, Krylawce = Grillowitz im znaimer Kreise.

Sollte der Zweifel bis jetzt noch nicht beseitigt sein, so blicken wir noch einmal in die eben angeführten „Monumenta", und wir finden daselbst sogar den gesuchten Namen und zwar: Theodoricus de Gudenberg, I, 265, Georgius Cuttenbergenus, II, 365, Georgius Guttenbergenus, II, 346, und an mehren Orten sogar Joannes Guttenbergenus, II, 417, 434.

Es wird also nun kaum eines Beweises mehr bedürfen, daß der Name Gutenberg als Name der kuttenberger Eingeborenen vor und nach Erfindung der Buchdruckerkunst in Böhmen heimisch war, und es ist dieses in der That wol kein zu schwacher Grund, die Abstammung Gutenberg's als eine rein böhmische anzunehmen, wenn wir, für uns allein, auch nicht behaupten wollen, daß der Erfinder selbst ein geborener Böhme war; und selbst diese Behauptung, für welche sich noch immer bedeutende Gründe anführen lassen, hätte mehr Sinn und Wahrscheinlichkeit, als jene übel, rohe Folgerung aus dem französischen Namen der Czechen, Bohémiens, auf ihren Ursprung aus dem Zigeunerstamme zu schließen, welche Behauptung einer der aufgeklärtesten (man urtheile darüber!), einer der ersten deutschen Historiker noch 1839 in sein Werk aufnehmen konnte.*)

Die Vermuthung, daß Gutenberg nicht blos der Abstammung, sondern auch seiner persönlichen Abkunft nach den Böhmen angehöre, gewinnt um so mehr Wahrscheinlichkeit, wenn wir bedenken, daß die Mainzer bei aller ihrer eifrigen Mühe und Anstrengung bisher es noch nicht einmal genügend dargethan haben, daß Guten-

---

*) Siehe Rotteck's Allgemeine Weltgeschichte.

berg wirklich ein Mainzer ist. Wol geben einige Schriftsteller nur zu deutlich, ich möchte fast sagen bis auf ein Haar, die Zeit der Geburt Gutenberg's in Mainz an, während es die andere Partei dagegen der freien Willkür anheimstellt, in welches Jahr von 1393 — 1400 man die Geburt des Erfinders setzen wolle. Möchte es doch der ersten Partei, welche den Geburtsmoment so genau anzugeben im Stande ist, nur einmal auch gelingen zum Beweise ihres Ausspruches die Taufmatrikel aufzuweisen. *) Der Grund, worauf sich die Mainzer bei der Beweisführung, daß Gutenberg ihr Landsmann sei, berufen, besteht darin, daß er bei den gleichzeitigen Schriftstellern und in den fremden Urkunden als mainzer Eingeborener angeführt wird. Können uns aber die Mainzer, selbst im Finstern tappend, keinen genügenden Aufschluß gewähren, wie wollen wir in diesem Falle fremden Schriftstellern Glauben schenken? Es bedurfte fürwahr nur eines einzigen Schriftstellers, der promulgirend auftrat: Gutenberg, aus Mainz gebürtig, und eine Schar hallte nach: Gutenberg ein Mainzer! Ebenso wie Wimpheling, als er mit dem Beweise, Gutenberg sei der Erfinder der Buchdruckerkunst, auftrat, einen unübersehbaren Haufen blinder Nachbeter nach sich zog, als Trithem, Fulgosius, Palmerius, Joannes Arnoldus, Bergellanus, Bulinger, Buchholzer und Andere, ebenso auch sein Gegner Appian, der das Gegentheil behauptete, daß nämlich Faust der erste Erfinder der Buchdruckerkunst sei.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Da es in damaliger Zeit wenn auch nicht Taufmatrikel, so doch Kirchenbücher über Geburten und Sterbefälle gab, so sollten sie sich in Mainz, wenn es die Geburtsstadt Gutenberg's ist, vorfinden, da Mainz selbst unter dem Krummstabe größtentheils in Ruhe und Frieden lebte, also die Kirchenbücher nicht verloren sein können, zudem man in einer erzbischöflichen Stadt doch erwarten kann, daß Alles, was zu den Kirchenfunctionen gehört, in größter Ordnung betrieben werde. Anders ist es bei Kuttenberg, welches in den hussitischen Kriegen mehr als jede andere Stadt in Böhmen gelitten und mehrmals ganz zerstört wurde, und wo die Wuth der Hussiten sich vorzüglich gegen Kirchen, Kirchengeräthe und Kirchenbücher ausließ.

Geschichte Friedrich's des Großen. Geschrieben von Franz Kugler. Gezeichnet von Adolf Menzel. Mit 500 in den Text eingedruckten Holzschnitten nach Originalzeichnungen. Erste und zweite Lieferung. Leipzig, Weber. 1840. Gr. 8. Jede Lieferung 8 Gr.

Wir haben bereits mehrmals in den diesjährigen Nummern d. Bl. Gelegenheit gehabt, der literarischen Betriebsamkeit zu gedenken, mit welcher berufene und unberufene Schriftsteller das 100jährige Jubelfest der Thronbesteigung Friedrich's des Großen zu feiern sich bemüht haben. Wie nun unter den Berufenen Hr. Preuß nicht allein den ersten, ja fast den einzigen Platz einnimmt, so darf seinem echt vaterländischen Eifer auch am würdigsten ein Unternehmen zur Seite gestellt werden, das in aufrichtiger Pietät und unter den Augen jenes Gelehrten das Andenken des großen Königs auf eine Art zu verherrlichen sich bestrebt, wie sie bis jetzt noch keinem Deutschen zu Theil geworden ist. Nachdem nämlich der Buchhändler Weber in Leipzig den Plan einer durch Holzschnitte illustrirten Geschichte Friedrich's des Großen gefaßt und mit großen Kosten ins Werk zu setzen entschlossen war, suchte er zuerst zur Bearbeitung des Textes den Prof. Preuß, als den berühmtesten Historiographen Friedrich's, zu gewinnen, der jedoch anderer literarischer Arbeiten wegen den Antrag ablehnte und statt seiner, ohne die eigene Theilnahme ganz zu versagen, den Professor Kugler vorschlug. Kugler beschäftigte sich damals gerade mit ernsten Studien über die historischen Bilderschätze in den Schlössern zu Berlin, Potsdam und Charlottenburg, ist auch, wie er durch mehre Schriften dargethan, wohl erfahren in den bildenden Künsten und konnte dadurch dem Zeichner sowol bei der Auswahl der darzustellenden Gegenstände als in artistischen Beziehungen überhaupt wesentliche Hülfe leisten. Zur Ausführung der erfoderlichen Abbildungen wurde Adolf Menzel, gleichfalls ein Künstler von Ruf, erwählt.

Von dieser gemeinsamen Bearbeitung liegen nun zwei Hefte vor uns. Was zuvörderst den Text anbetrifft, so ist dieser in steter Berücksichtigung eines Werkes, das eine Volksschrift sein soll, gehalten, also ohne kritische Erörterung, ohne politisches Raisonnement, aber überall mit sichtbarer Benutzung der besten Quellen. Die Erzählung selbst ist einfach und verständlich, aber überall voll der innigsten Verehrung gegen Friedrich und voll der treuesten Anhänglichkeit an das Land, dessen gerechter Stolz er ist. Für die anziehendsten Einzelnheiten aus seiner Jugendgeschichte ist überall der nöthige Raum gefunden worden, die Charakteristik seines Vaters ist gerecht, einzelne Fehler des jungen Fürsten werden nicht verschwiegen, seine Flucht wird nach den durch Preuß gewonnenen Resultaten dargestellt. Und da wir Gelegenheit gehabt haben, auch den Text der spätern Lieferungen bis zum Anfange des siebenjährigen Krieges einzusehen, so können wir auch dieser geordneten, richtigen, durch charakteristische Züge aus dem Kriegs- und Friedensleben des Königs belebten und überall zweckmäßigen Erzählung unsern Beifall nicht versagen. Vergleicht man damit die Compilationen von Fern und Reiche, so wird man auf das Augenscheinlichste die Vorzüge der Kugler'schen Darstellung wahrnehmen und unser früheres, tadelndes Urtheil über die genannten beiden Schriften in Nr. 282 d. Bl. f. 1839 vielleicht noch zu mild finden.

Sehen wir nun weiter auf die artistische Ausstattung, so dürfen wir zuvörderst nicht unerwähnt lassen, daß der Veteran der berliner Künstler, Schadow, durch eine, wie es heißt, zur öffentlichen Bekanntmachung gar nicht bestimmte und ohne seine Zustimmung durch eine übelgeschäftige Hand dem Druck übergebene Anzeige in den berliner Zeitungen dem Unternehmen nachtheilig zu werden schien. Es war dies, während man allgemein mit der künstlerischen Ausstattung sehr zufrieden war, zwar nur eine einzelne Stimme, aber es war doch die eines Schadow, an dessen aufrichtiger Liebe für das Andenken des großen Königs Niemand zweifeln durfte. Um so erfreulicher war es also, daß nach der von Hitzig in Nr. 78 der „Berliner Nachrichten" übernommenen öffentlichen Vertheidigung des angefeindeten Unternehmens, Schadow gleichfalls öffentlich bekannt gemacht hat, er bekenne gern Unrecht gehabt zu haben, und daß durch seine persönliche Zusprache und freundliche Begegnung mit Menzel alle etwaige Kränkung ausgeglichen worden ist. Eine solche Erklärung kann der Weber'schen Unternehmung nur nützlich sein und wird ihr bei Schadow's anerkannt ehrenhafter Gesinnung gewiß neue Freunde erwecken.

Die besonnene Kunst Menzel's zeigt sich sowol in der Wahl der Zeichnungen als in der Ausführung derselben. Schon die reichen Verzierungen und Arabesken rechtfertigen dies Urtheil, z. B. die Rüstkammer auf S. 24, die Ansicht des Schlosses in Berlin S. 1, auch mehre der auf sinnige Art geschmückten Anfangsbuchstaben der einzelnen Capitel, wo uns nur auf S. 34 der Priester mit dem Kelch nicht gefallen will. Die in den Text eingedruckten Holzschnitte verdienen alles Lob und werden es künftig in noch größerm Maße verdienen, da sie im Fortschreiten des Werkes, wie sehr deutlich zu erkennen ist, an Vollkommenheit zunehmen. Diese werden in Berlin, Leipzig

und Paris ausgeführt. Und da man in Deutschland doch noch immer zu oft seine Kunsturtheile durch französische Stimmen bestechen läßt, so wird es von allgemeinerm Interesse sein, hier zu vernehmen, daß der Vorsteher der pariser Kunstanstalt, wo die Holzstöcke geschnitten werden, an den Verleger schrieb: „man habe dort geglaubt, seit Albrecht Dürer's Zeiten sei die Kunst, für den Holzschnitt zu zeichnen, in Deutschland ganz untergegangen, die Menzel'schen Zeichnungen aber lehrten das Gegentheil." Wie passend aber die eingedruckten Holzschnitte den Text versinnlichen, zeigt unter andern das Bild der bei Friedrich's Geburt blühenden Aloe, die spielenden Geschwister nach Pesne's Gemälde, die Wohlthätigkeitsscene in Tangermünde, das Exercitium preußischer Grenadiere, der Unterricht des Kronprinzen im Lateinischen, das Tabackscollegium, ferner die Gruppen König Friedrich Wilhelm mit Seckendorf und Grumbkow, die um den König, der eine Predigt vorliest, am Sonntagnachmittag versammelte königliche Familie, Friedrich und Quanz, der Fluchtversuch mit den den Kronprinzen umstehenden Generalen. Die gründlichen Studien des Zeichners beurkunden sich ganz besonders auch in dem sogenannten Beiwerke, in der Tracht der Personen, in der Meublirung und Verzierung der Zimmer u. dgl., sodaß gerade dies wesentlich beitragen wird, die der jüngern Generation immer mehr fremd werdende Zeit Friedrich's des Großen zu versinnlichen und auf diese Werke zur Erreichung historischer Zwecke nicht unnützlich einzuwirken.

Es ist kein eitles Wort der Verlagshandlung, daß sie „redlich bemüht gewesen sei, durch glanzvollste Ausstattung dem großen Todten ein würdiges Denkmal zu setzen", das Ganze ist vielmehr so großartig angelegt, durch Papier und Druck so vortrefflich ausgestattet und von gegenseitiger Begeisterung für Friedrich den Großen so belebt, daß wir einem solchen Unternehmen mit vollem Rechte den glücklichsten Erfolg wünschen müssen. Der Preis ist überdies so billig gestellt, daß er bei den außerordentlichen Kosten, welche vom Verleger haben aufgewendet werden müssen, nicht leicht konnte mäßiger gestellt sein. 11.

Was hat Christus für die Frauen gethan? Und was sollen die Frauen für Christus thun? Aus der heiligen Schrift und aus der Geschichte beantwortet und seinen Mitchristen zur Beachtung dargeboten von Heinrich Schott. Leipzig, F. Fleischer. 1840. 8. 4 Gr.

Sehr lesens- und aller Beherzigung werth. Der schon rühmlich bekannte Verfasser stellt den würdigen Frauen Alles dar, was sie dem Christenthum für ihre Bestimmung, ihre Lage und Verhältnisse, sowie für ihr ganzes Lebensglück zu verdanken hätten und beweiset es mit vielen Bibelsprüchen, sagt ihnen dann aber auch, daß sie als Priesterinnen im Hause und über den Familienkreis hinaus, mit ihrem scharfen Auge und erfinderischer Klugheit, die ihnen eigen sei, vornehmlich in der Hauptstadt des Landes, damit sie auch im Geistlichen die Hauptstadt werde, wirken sollen. Dresden hatte wirklich seit langer Zeit diesen Ruhm. Ob es indeß wirklich wahr sei (S. 27): „Ach, wenn die Gläubigen unsers Landes zusammenkommen, um vom Reiche Gottes unter uns zu reden, möchten sie ja lieber, wie Israels Kinder, an den Wassern zu Babel ihre Harfen an die Weiden hängen und weinen, wenn sie an Zion gedenken, denn die Stadt Gottes liegt noch so wüste", können wir nicht entscheiden. Es ist wol möglich, daß Dresden bei den vielen Tempeln sinnlicher und ästhetischer Genüsse, bei dem Aufschwunge materieller Interessen auch dem Zeitgeiste sich mehr hingibt; doch möchten wir freilich vor allen Dingen erst wissen, wen der ehrenwerthe Schott unter die Gläubigen und Ungläubigen rechnet. Es gibt in und um Dresden darüber bekanntlich verschiedene Begriffe. Phrasen, wie S. 12: „Gott kann nur die Menschen, welche von ihrem eigenen Selbst sich ausleeren" (was mögen sich die guten Frauen dabei gedacht haben?), mit seiner Herrlichkeit erfüllen", könnten uns wol zu Vermuthungen bestimmen, daß Hr. Schott sich zu der nicht immer billig richtenden Partei hinneige. Auch scheint es uns nicht gerecht, was er über den Ursprung der Frauenvereine, über jene „schönen prahlenden Reden von allgemeinem Menschenwerth und Menschenliebe, die auf Kanzeln und in Schriften in der neuern Zeit (von wann aus nimmt sie der Verf. an?) im Überfluß gehalten worden seien", die er „eiteln Klingklang" nennt, uns vorerzählt und unsere „Zeit als christuslos" verdammt. Wir nehmen nicht unsers Zeitalters Gebrechen in Schutz, aber wir fragen den Verf.: Warum sind denn in der alten, belobten, vermeintlich christusvollen Zeit nicht so viele schöne, dankenswerthe Institute für die leibliche und geistliche Noth entstanden? Und die neueste Lehrart, die zu viel von dem Glauben predigt, wie die vorhergehende hier und da von der Moral, die Lehrart, welche Alles durch den Glauben rechtfertigt, und die Bergpredigt, und die Lehre von Saat und Ernte nur nebenbei erwähnt, hat die löblichen Vereine auch nicht gestiftet, oder einseitig, wie die erbärmlichen Händel und Zwiste über Bibelwesen zwischen starren Lutheranern und Reformirten beweisen. Doch wir wünschen Hrn. Schott und den edeln Frauen das beste Gedeihen für ihre Stiftung. 69.

Notizen aus Rußland.

Nach den neuesten russischen Berechnungen beläuft sich die Bevölkerung von ganz Rußland auf 62 Millionen Menschen. In 53 Gouvernements und Provinzen ergab die letzte Zählung 25,460,645 männliche Individuen, zählt man die mehr als einmal so starke weibliche Bevölkerung dazu, so ergeben sich gegen 52 Millionen und dazu die Einwohner des Königreichs Polen mit 4⅓ Million, die Einwohner des Großfürstenthums Finnland mit 1⅓ Million, ferner 2 Millionen Transkaukasier und Bewohner der Colonien im nordwestlichen Amerika und die 1½ Million betragenden, innerhalb der Grenzen des russischen Reiches wohnenden kaukasischen Bergvölker, endlich über eine Million regulaires Militair gezählt, erhält man obige Summe.

Petersburg hat nach der letzten Zählung 476,386 Einwohner, unter denen sich nahe an 200,000 mehr Männer als Frauen befinden. In der Zahl waren 1123 Personen geistlichen Standes, 1232 mit Generalsrang, 238 Schauspieler und 213 Schauspielerinnen, und im Ganzen 12,474 Ausländer. Die Anzahl der Häuser betrug 8665, von denen 5405 aus Holz gebaut waren. Ferner zählte man 33 Regierungs- und 37 Privatdruckereien, 41 Apotheken, 4 Kleinkinder-Bewahr-Anstalten, 6 Armen-Speisungs-Anstalten, 181 Modehandlungen, 38 Conditoreien, 92 Schenken u. s. w. In den Hafen von Petersburg wurden während d. J. 1839 für 198,961,386 Rubel Banco eingeführt und für 132,018,295 Rubel Banco ausgeführt, also geschah ein Umsatz von 330,979,681 Rubel. Sämmtliche Handlungsoperationen, sind von 170 Handlungshäusern ausgeführt worden, deren Vertrieb so bedeutend ist, daß von 76 derselben im vergangenen Jahre für mehr als eine Million Rubel Geschäfte gemacht wurden, von einem Hause (Stieglitz und Comp.) sogar für mehr als 26 Millionen Rubel und einem andern (Thomas und Comp.) für 19 Millionen Rubel.

Der Gesammtwerth der Ausfuhren von Riga belief sich 1839 auf 62,348,570 Rubel, darunter war an Flachs die bedeutende Summe von 1,215,849 Pud. Es kamen dort in diesem Jahre 1665 Schiffe aus dem Auslande und 68 Schiffe aus russischen Häfen an, von denen aber nur 330 vollständig beladen waren. Dagegen gingen 1669 Schiffe nach dem Auslande und 69 nach inländischen Häfen ab. In der ersten Summe befanden sich 74 russische Schiffe. 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 132. —— 11. Mai 1840.

Johann Gutenberg, der Erfinder der Buchdruckerkunst, ein Böhme.

(Fortsetzung aus Nr. 131.)

Der fremden öffentlichen Urkunden, die über Gutenberg handeln, gibt es nur eine geringe Zahl, und daß diese durchaus den Gutenberg als mainzer Eingeborenen aufführen, stimmt gleichfalls mit der Wahrheit nicht überein. Sie führen allerdings Gutenberg als von Mainz, nicht aber als aus Mainz gebürtig an.

In dem nach Absterben des strasburger Bürgers Andreas Dritzen, zwischen dessen Erben und Gutenberg geführten Processe steht als Aufschrift in den Stadtbüchern: „Dis ist die wohrheit die Jerg Dritzehn geseit hat widr Johann von Mentze genannt Gutenberg." Kann man wol aus diesen Worten schon den sichern Schluß ableiten, daß Gutenberg ein geborener Mainzer sei? Ihn Johann von Mentze zu nennen, dazu möchte wol ein zeitweiliger Aufenthalt Gutenberg's in Mainz hinreichend gewesen sein.

Ebenso nennen die meisten Schriftsteller, zum Theil selbst Zeitgenossen, den Gutenberg gewöhnlich blos civem Moguntinum.

Selbst Henricus Salmuth, der doch aus öffentlichen Acten schöpfte, geht sehr vorsichtig zu Werke, wo er uns etwas Näheres über den Geburtsort Gutenberg's angeben soll, und er sagt: „Eodem tempore Moguntiae commorabatur Joannes Gutenbergius, honestis parentibus natus, qui proxime Fausti aedes habitabat." Wir sehen also, daß sich Salmuth blos allgemeiner Formeln bedient, wo er von der Abstammung Gutenberg's spricht; ähnliche Worte, wie „honestis parentibus natus", pflegt man gewöhnlich bei jenen Personen zu gebrauchen, von denen man nicht weiß, woher sie abstammen, wer ihre Ältern, und wo man doch nicht kundgeben will, daß man es nicht weiß; es ist ein Deckmantel, den man über alle jene Persönlichkeiten werfen kann, deren Abstammung in den Kreis romantischer Sagen gehört. Aus dem Ausspruche Salmuth's leuchtet durchaus nicht hervor, daß Gutenberg ein geborener Mainzer sei; denn wollte man aus den Worten: „civis Moguntinus", oder „von Mentze" schon den Schluß ableiten, Gutenberg sei von Mainz gebürtig, so könnte man vielleicht noch sicherer und folgenreicher ihn für einen Strasburger ansehen, indem die Mehrzahl der Schriftsteller, die von Gutenberg sprechen, ihn Argentinensem oder Argentoratensem nennen, wie Wimpheling, Aventinus u. A. Ja, die Chronik von Köln sagt ausdrücklich: „Sed primus Typographiae Inventor civis fuit Moguntinus: Argentina oriundus, cui nomen erat Gutenberg." *) Was läßt sich auf die Aussagen leidenschaftlicher Schriftsteller bauen, die so sehr einander widersprechen, da es an öffentlichen authentischen Urkunden fehlt, die uns vermöge ihrer Glaubwürdigkeit einen hinlänglichen Aufschluß über Gutenberg's Geburtsort geben könnten. Das Seichte jener Gründe, welche die Vermuthung aufrecht erhalten sollen, daß Gutenberg ein Mainzer, sahen die Mainzer wohl ein, und deshalb bemühten sie sich frühzeitig den Erfinder der folgereichen Kunst zu vindiciren und ihn desto enger an sich zu fesseln, je mehr Gegner auftraten. Aber eben diese Ängstlichkeit und Überspanntheit, mit der sie zu Werke gingen, macht sie verdächtig. Weil sie nämlich befürchteten, daß eine andere Stadt, die ein näheres, ja das eigentliche Recht dazu hätte, sich Gutenberg zueignen möchte, deßhalb behaupteten sie nicht allein, daß der glorreiche Erfinder ein Mainzer, sondern sie ließen ihn auch noch aus einer patricischen Familie abstammen, ja haben ihn sogar endlich zum Ritter, Baron, und Gott weiß wozu Alles gemacht, gleichsam als Ersatz, daß sie ihn früher fast Hungers sterben ließen.

Ja, was noch lächerlicher, um das Maß der patriotischen Überspannung recht hoch anzufüllen, raisonniren die Deutschen also: Heinrich von Ofterdingen, der Dichter des „Sängerstreites auf der Wartburg", ist ohne Zweifel auch der Dichter der „Nibelungen". Dieser Afterding oder Ofterding soll aus einem mainzer Patriciergeschiechte abstammen; zufällig fand sich ein Siegel des Heinrich von Ofterdingen, und dieses soll im Wappen einen Pilger führen, der eine Lanze am rechten Arme hat. Im Wappen der

*) In der ursprünglich deutschen Ausgabe der kölner Chronik lautet es so: „Wer der erste vonder der Druckerye is gewest eyn Burger zo Mentz und was geboren vom Strasburg, und hiess jonker Johann Gudenburch." Ein Philologe meinte, daß sich Beispiele fänden, daß Silberbergstädte im Lateinischen Argentina genannt wurden; Kuttenberg ist freilich eine Silberbergstadt, aber da paßt wieder das cui nomen erat nicht.

Herren von Gänsefleisch findet sich auch ein Pilger, nur daß er statt einer Lanze eine Schale in der Hand hält. Nun aufgemerkt, meine Herren! Diese sind die Prämissen, und daraus folgern die Deutschen auf eine sehr frappante Art: Der Erfinder Gutenberg wurde auch „Gensfleisch" genannt, er stammt also aus demselben Geschlechte, welchem der Sänger der „Nibelungen" entsprossen. *)

Viel Glück, alter Gutenberg, zu diesem noch jenseit des Grabes erblühenden Ruhme, und noch mehr Lorbern euch, hochgelehrte Schriftsteller Deutschlands, die ihr diesen scharfsinnigen Schluß gefaßt, denn nur noch einen Schritt weiter gewagt und der Verfasser der „Nibelungen" und der Erfinder der Buchdruckerkunst sind eine und dieselbe Person, und ihr folgert dann ebenso scharfsinnig wie die vom hohen Patriotismus beseelten Magyaren, die da behaupten, ihr Arpad sei aus Adam's rechter Rippe emporgestiegen und die ersten Menschen hätten im Paradiese ungarisch gesprochen! **)

Wo es sich um die Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst handelt, verdienen die Deutschen sehr geringen Glauben, indem sie — es ist ihr eigenes Geständniß — aus zu großem Nationalehrgeize (was man ihnen in ihrer politischen Geschichte sonst nicht sehr nachrühmen kann) ihrer persönlichen Ehre so sehr vergaßen, daß sie Urkunden unterschoben, ja selbst Steine mit falschen Inschriften zur Bestätigung historischer Facta in Gebäude einzusetzen wagten. ***)

Wie ehrabschneidend gleich der Sohn Schöffer's, des Schwiegersohnes des Faust, zu Werke ging, sieht man aus den Schlußworten des „Breviarium historiae Francorum" des Abtes Trithem 1515, wo er sagt: „Impressum et completum est praesens Chronicarum opus anno Dni MDXV ... per Joannem Schoeffer, nepotem quondam honesti viri Joannis Faust, civis moguntini, memoratae artis primarii auctoris, qui tandem imprimendi artem proprio ingenio excogitare specularique coepit etc." Also selbst der Enkel des Geschäftsverbundenen des Gutenberg erfrechte sich das Verdienst und den Ruhm des eigentlichen Erfinders zu schmälern, der Enkel desselben Faust, der dem arglosen Gutenberg sein großes Geheimniß abgewann und ihn dann aus Dankbarkeit an den Bettelstab brachte.

Daß Gutenberg, wo nicht aus Kuttenberg selbst, so doch persönlich aus Böhmen abstammte, scheinen auch folgende Umstände wahrscheinlich zu machen.

Aus den Proceßacten des zwischen Dritzen's Erben und Gutenberg geführten Streites erfährt man, daß Gutenberg den verstorbenen Dritzen von 1436—38 in der Steinschleiferei unterrichtet habe, und daß er auch noch einen andern Vertrag mit ihm schloß, worin er sich verbindlich machte, ihm die gewinnvolle Kunst der Verfertigung der „Glasspiegel" mitzutheilen. Aus diesen Acten selbst, wie auch aus der technischen Geschichte überhaupt ist es bekannt, daß sowol die Kunst, Steine zu schleifen, als Glasspiegel zu verfertigen, in jener Zeit und in jenen Gegenden noch nicht allgemein bekannt war, indem es überhaupt und besonders in diesen Proceßacten als Geheimniß angeführt wird. In Böhmen aber, wo sich die Glasfabrikation aus uralten Zeiten datirt, stand sowol die Steinschleiferei als die Fabrikation der Spiegel in jener Zeit schon im höchsten Flor. Da nun Gutenberg in Mainz zu einer Zeit in der Spiegelfabrikation und Steinschleiferei bewandert auftritt, wo beide Künste in jenen Ländern noch als Geheimniß betrachtet wurden, als sie in Böhmen schon auf einer so hohen Stufe der Ausbildung standen, so dürfte man nicht wenig in der Vermuthung bekräftigt werden, daß er der Abstammung nach ein Böhme sei.

Ein anderer bestätigender Umstand ist die frühzeitige Münzprägung in Kuttenberg. Schon unter den Herzögen blühte die Münzprägung in Böhmen auf, und im 14. Jahrhundert stand sie schon auf einer so hohen Stufe der Vollkommenheit, wie es sich gleichermaßen kein Nachbarstaat rühmen konnte. Im Jahre 1300 unter der Regierung Wenzel's II., vor dessen Thronbesteigung die Münzkunst zu sinken begann, wurden aus Florenz eigens Künstler zur Prägung neuer vollwichtiger Münzen berufen, und sowol der Flor der reichen Bergstadt, als auch die Bemühungen des Königs begünstigten die rasche Vervollkommnung der Münzprägung. Schon 1300 wurden Groschen *) mit der Inschrift „Wenceslaus secundus. Dei gratia Rex Boemiae" auf der einen, und „Gros Pražsky" auf der andern Seite geschlagen. Wiewol in den folgenden Zeiten nach dem Tode Wenzel's die Münze hinsichtlich des Schrotes zu sinken begann, so hat sich doch das Gepräge je weiter desto mehr vervollkommnet und die Münzen zu Anfange des 15. Jahrhunderts liefern Beweise hoher Kunst. Es dürfte also sehr wahrscheinlich sein, daß ein eingeborener Kuttenberger, der die Kunst der Münzprägung gesehen, oder vielleicht gar in derselben unterrichtet worden war, auf den Gedanken der Buchdruckerei gekommen wäre, um so mehr, da man sagen kann, daß letztere Kunst im Keime in der Münzprägung eingeschlossen war.

Daß es Gutenberge, die sich von Kuttenberg so nannten, in Böhmen gab, haben wir aus den obenangeführten „Monumentis universitatis Pragensis" gezeigt. Daß diese nach Mainz oder Strasburg kommen konnten, ist nicht unmöglich **), besonders wenn wir erwägen, daß die

---

*) Der Name „Gensfleisch" war bei Gutenberg wahrscheinlich nur ein Spitzname, da Gans auf böhmisch „huss" heißt und Gutenberg doch der hussitischen Unruhen wegen aus Böhmen flüchtete. Selbst der Name „Hene Gensfleisch", worauf einige deutsche Schriftsteller so viel Gewicht legen, ist von keiner Bedeutung für die Kritik, da Hene eine altdeutsche Abkürzung von Johann ist.

**) Stephan v. Horwath, Professor der Geschichte in Pesth, einer der geistreichsten Männer seiner Nation, aber in diesem einen Punkte —. Das Emporsteigen Arpad's aus Adam's rechter Rippe ist wahrscheinlich eine ihrer frühern Hindureligion entnommene Tradition.

***) In Gutenberg's Hause zu Mainz.

*) Der böhmische Groschen galt ungefähr vier Groschen preussisch Courant. Sechzig Groschen oder ein „Schock" waren eine Mark Silber.

**) Vorzüglich wanderten viele katholische Böhmen während der hussitischen Unruhen nach Mainz aus, weil Böhmen

hussitischen Unruhen vorzüglich 1419 — 22 *) am wüthendsten waren und wirklich häufig zur Auswanderung Veranlassung gaben, und daß gerade die Auswanderungen nach Mainz (als der einstigen Erzdiöcese Böhmens), Strasburg und Paris an der Tagesordnung waren und selbst das ganze 15. Jahrhundert bis 1526 ungefähr dauerten. **) Das Auftreten Gutenberg's in Strasburg fällt um das J. 1424, d. h., da erfahren wir erst, daß er in Strasburg ist, indem bei Abgang von Urkunden von seinem Dasein früher keine Erwähnung gemacht wird, wiewol er sich schon 1422 in Strasburg, oder bevor er dahin kam, anderwärts aufgehalten haben konnte.

Oder sollte der Slawe, der hinsichtlich technischer Kunstfertigkeit den speculativen Deutschen weit übertrifft, so ganz unfähig sein, eine Kunst dieser Art zu erfinden? Es hat der Slawe viele wichtige Erfindungen gemacht, mancherlei Künste ersonnen und vervollkommnet, Europa hat aber davon kaum etwas erfahren, denn es fehlt dem zurückhaltenden Slawen jene Marktschreierei, um seine Gedanken und Thaten in alle Welt zu posaunen. Und selbst in der letzten Zeit, wo schon die geistige Verbindung der Nationen so enge und nahe ist, erfahrt man wenig von den Slawen und ihren Fortschritten in der Technik, Kunst und Wissenschaft. Ein Böhme erfand den Blitzableiter, und wem ist dieses bekannt? ***) Die Erfindung der Steindruckerei gehört den Böhmen an. †) In den Bergwerken zu Joachimsthal ††) soll man den Druck des Dampfes schon längst in Anwendung gebracht haben, bevor noch die Engländer von Dampfmaschinen träumten — und wer weiß hiervon? In den Conversationswörterbüchern wird man freilich wenig davon erfahren, denn das gesammte Wirken der Slawen, sowol in technischer als literarischer Hinsicht, ist den Nachbarvölkern noch immer eine terra incognita.

(Der Beschluß folgt.)

in früherer Zeit zum Erzsprengel von Mainz gehörte. Die strengsten Katholiken in Böhmen waren unter Andern die Kuttenberger. Es ist also wahrscheinlich, daß Gutenberg nach Mainz zuerst flüchtete.

*) Hübner führt eben nicht das Jahr 1421 an, sondern sagt circa annum 1421.

**) Siehe Jungmann's Geschichte der böhmischen Litteratur.

***) Siehe Franklin's Goldenes Schatzkästchen, bearbeitet und herausgegeben von Kampelik (Neusohl in Ungarn, 1838, S. 11 fg.): „Procop Dwis, geboren in Senftenberg (Zambeck), königgrätzer Kreis in Böhmen, den 1. August 1696, Mitglied des Prämonstratenserordens in Bruck (w Lukách) bei Znaim in Mähren, wußte schon 1750, vor Franklin den Blitz abzuleiten. Sein Apparat wird noch heute im Kloster Bruck aufbewahrt."

†) Sennefelder, der Erfinder der Steindruckerei, ist in Prag geboren.

††) Wo auch die ersten Thaler geprägt wurden.

Erinnerung an ein älteres Ereigniß bei einer neuern Begebenheit.

Wir haben in Deutschland einen Mann unserer Literatur vergessen, der im vorigen Jahrhundert Ähnliches unter ähnlichen harten Verhältnissen in Würtemberg zu dulden hatte wie eine kleine Zahl Literaten vor kurzer Zeit in einem andern kleinen deutschen Staate. Dieser Mann ist der Regierungsrath Huber. Er hat 1798, wenige Zeit vor seinem Tode in einem Büchlein: „Etwas von meinem Lebenslauf und meiner Muse auf der Vestung", seine Geschichte erzählt, und wir entlehnen aus diesen interessanten Blättern eines echt deutschen Biedermanns möglichst mit den eigenen Worten die folgende Erinnerung, die uns jenes alte Lied wiedersingt, wie wenig Neues unter der Sonne geschieht.

Huber war würtembergischer Oberamtmann; ein Diener seines Staats und seines Herrn, der sich seiner Treue, seines Fleißes, seiner wohlthätigen Einflüsse rühmen durfte und im allgemeinen Rufe eines geschickten und redlichen Beamten stand. In jenen Jahren allgemeiner Bedrückung seit 1750 hatte er mit allen andern Beamten „als ein Knecht willkürlicher Gewalt das gutmüthige Volk mitdrücken helfen, das viele und schreckliche Dinge ausführen sah, aber blindlings gehorchte, da ihm wie den Beamten nicht einmal einfiel, daß sie eine andere Pflicht hätten als zu gehorchen. Es herrschten asiatische Begriffe von leidendem Gehorsam, dem nichts übrig gelassen ist als Gebet und Thränen, Unkenntniß der heiligen Landesverfassung und sklavische Furcht." Huber berichtet die Sünden, die er langhin mit seinen Collegen mitmachte und will sie nicht entschuldigen. „Und jetzt hat man das Recht, mich zu fragen", fährt er fort, „was denn ein würtembergischer Staatsdiener, der sich ein Gewissen unter seiner Mitwirkung zu jenen gesetzwidrigen Handlungen gemacht hätte, zur Rettung seines Gewissens hätte thun sollen? Ich antworte: Bei unserer Verfassung, da der Fürst einen Richter über sich hat, hat zwar der Senat (die Ständeversammlung) das Recht, allgemeiner Bedrängnisse sich anzunehmen, der Privatmann aber nicht. Hingegen ist diesem das Recht gelassen, seinem Herrn Vorstellungen zu machen und sich die amtliche Mitwirkung zu verbitten, und dann kann er versichert sein, daß er von seinem Amte abgesetzt wird; oder sein Amt selbst niederzulegen und ein anderes Stück Brot zu suchen, und wenn ihm dieses fehlt, zu betteln, welches immer eine edlere Profession ist, als sein Amt pflichtlos zu verwalten. Ich habe 1764 den ersten dieser zwei Räthe befolgt, und meine Erwartung hat mich insofern betrogen, als ich den schweren Zusatz zu meiner Absetzung, die Festung (Verbannung), nicht in meine Berechnung genommen hatte. In diesem Jahre kam nämlich der berüchtigte Verschlag zu einer allgemeinen Steuer(Verfassungs)veränderung, eine Mißgeburt, die sogleich in der Geburt erstickte. Ich wiederhole hier dieses Project nicht; es ist noch in tausend Händen. Aber die Gründe eines entschlossenen Widerspruchs darf ich nicht verschweigen. Das Project hatte nicht eine einzige erträgliche Seite, weder in Absicht auf Finanzkunst, noch Politik. Die Zeit war übel gewählt; die neue Besteuerungsart war unregelmäßig u. s. f. Aber die schrecklichste aller Bedenklichkeiten bei dieser Operation war die aufs höchste getriebene Alleinmacht, die gänzliche Hintansetzung der Landesverfassung, des Landessenats (Stände), unserer Compactaten, des hohen Rechts der gemeinschaftlichen Gesetzgebung." Bei Eröffnung dieses Projects setzte sich Huber sogleich dagegen, protestirte mündlich vor dem Minister gegen alle Versammlungen und deren Beschlüsse, die nicht nach den Formen der Gesetze berufen seien. Dieser Einwurf, hieß sein Bescheid, habe nichts zu bedeuten, gar nichts; der Herr sei Gesetzgeber. Schimpfworte fielen gegen ihn, während ein Anderer, der seine fromme Freude über die neue Anstalt mit dem biblischen Spruch ausdrückte: „Dies ist der Tag, den der Herr gemacht hat" — sogleich zum Geheimenrath gemacht wurde. In der Versammlung der Stadt- und Amtsvorsteher in Tübingen, wo Huber das Project vorlegte, ward es ganz verworfen. Fünf dieser Männer wurden vor den Herzog gestellt. Umsonst war seine Drohung und Ermahnung. Als Einer die Worte Gewissen und Vaterland brauchte, lachte der Fürst höhnisch und sagte: „Was Vaterland? ich bin das Vaterland!" „Das Beispiel des sogenannten Ungehorsams war sehr ansteckend, die schon gewon-

nenen Städte und Ämter traten nach und nach zurück und Alles wurde mir zur Sünde gerechnet. Durch dringende und drohende Rescripte wurden noch einige Versuche gemacht, das Project durchzusetzen; Alles vergeblich. — Alles verkündigte mir jetzt ein ausbrechendes Ungewitter. Der Oberst von Thumb verkündigte mir des Herzogs Ungnade. Bei einem Gastmahle der Ritterschaft des Cantons Neckar hörte ich überspannte Begriffe von leidendem Gehorsam des Volkes und noch übertriebenere über den Gehorsam eines fürstlichen Dieners. Ein Oberstlieutenant sagte völlig unberauscht, wenn ihm der Herzog befehle, Tübingen an allen vier Ecken anzuzünden, so würde er es ohne Anstand verrichten. Ich traue Ihnen, sagte ich ihm mit einer Miene voll Verachtung, diesen Heldenmuth zu. Jetzt traf der General von Schönfeld ein. Er hatte die Execution einer armen Stadt übernommen, nachdem schon verschiedene Generale dem Herzog diese unanständigen Dienste verweigert hatten. Auf dem Krankenbette sagte ich ihm und Thumb, es könne ihnen nicht unbekannt sein, daß unsere Landstände mehr als einmal wider diese Projecte protestirt hätten; die Geschichte Würtembergs gebe mehr als einen Beweis, daß Generale, Minister und ihre Helfershelfer die Grundgesetze des Vaterlands nicht ungestraft hintangesetzt und verachtet hätten, der Staat halte und bezahle seine Soldaten um keiner andern Ursache willen, als zur Erhaltung seiner Sicherheit, seiner Ruhe und Verfassung, nicht zu deren Unterdrückung; seitdem der größte unter den Königen und Generalen in seinem „Antimachiavell" gesagt habe, daß ein König nur der erste Diener seines Staates sei, sei es keinem Mitgliede irgend eines Staates, vom Minister bis zum Kanzelisten, vom General bis zum Tambour, vom Hofmarschall bis zum Lakeien erlaubt, sich für etwas Anderes zu halten als für einen Diener seines Staates. In diesem Ton redete ich noch Vieles. — Unterdessen erhielt ich die Gewißheit, daß die unsere Landesverfassung garantirenden drei Mächte, Preußen, Dänemark und Hanover, nicht nur ihren Beistand den Landständen zugesagt hätten, sondern daß auch ihre Gesandten an unserm Hofe nächstens in Stuttgart eintreffen würden. Sodann erhielt ich von unsern Landständen auf den Fall eines Unglücks die Versicherung, daß mir Alles, was ich verlieren würde, wiederersetzt werden sollte. Ich war damals ein wahrhaftig armer Mann, so war jene Versicherung von meinem Vaterlande kein geringer Trost. Beinahe am nämlichen Tage gab mir die Universität Tübingen einen Beweis ihrer Achtung, die juristische Facultät beehrte mich mit dem Diplome eines Doctors der Rechte. Diese Ehre von geehrten Männern stand mit der fürstlichen Ungnade im vollkommensten Widerspruch und war ein lautes Zeugniß für die Gesetzmäßigkeit meines Benehmens. Welche verwegene Liebe meine untergebenen (akademischen) Bürger mir bezeugten, berühre ich nur. — Eines Tages wurden mir sechs Mann ins Quartier angekündigt. Zwei Regimenter Fußvolk und ein Commando von Grenadiers zu Pferde rückten in die Stadt. Alle Thore, der Marktplatz, das Rathhaus und der Glockenthurm wurden besetzt, das Gewehr scharf geladen, und die Reiter sprengten in allen Gassen wie rasend hin und her, und siehe es war kein Feind da. Man kündigte mir an, daß ich vor dem Herzog (aus dem Land) gebracht werden müßte. „Gut", sagte ich, „ich erkenne die Gewalt." Ich nahm gesetzten Abschied von meiner ebenso muthigen lieben Frau, ging unter Begleitung vieler Kriegsknechte an den Wagen und stieg ein. Zwei Grenadiere mit aufgepflanzten Bayonneten stiegen auf den Bock; die Bürger, die zu ihren Fenstern heraussehen wollten, wurden mit Kugeln bedroht, viele Thränen wurden vergossen. Das Volk sah den Aufzug wie eine Festivität an. Noch habe ich einige Belobungsgedichte von jüngern Freunden in dem Stifte zu Tübingen in meiner Hand."

Huber wurde auf Asperg gebracht, allein bald wieder auf freien Fuß gesetzt. Er sang dort:

> Für Macht und für Despoterei
> Und für achthundert Bärenmützen,
> Wer kann den Biedermann beschützen,
> Daß er kein Raub des Unglücks sei?
> Noch weicht sein Fuß nicht von der Bahn,
> Worauf der Mann der Wahrheit wandelt,
> Und jeder Feind, der ihn mishandelt
> Feu'rt ihn zu größrer Tugend an.
> Fernher hört er des Unglücks Schritt
> Und seiner Fesseln furchtbar Rauschen,
> Noch wird er nicht das Recht vertauschen,
> Um Freiheit, und die Reue mit.

Noch während Herzog Karl's Leben bezeugte dessen Bruder und Nachfolger, Prinz Friedrich Eugen, dem ehrgekränkten Manne durch eine Berufung seine Achtung, ohne daß er ihn vorher gekannt hätte; Huber nahm aus Rücksicht auf das brüderliche Verhältniß den Ruf nicht an. Der Curator von Göttingen, v. Hardenberg, bot ihm das Syndicat der Akademie an; und so zeigte sich also damals Göttingen bereit, eine würtembergische Wunde zu heilen, was in unsern Tagen Tübingen vergalt. 64.

Literarische Notizen.

Schubert's „Reise in das Morgenland", die zu London als „Travels in the East" erschienen ist, erfreut sich in England keiner durchgängig günstigen Aufnahme. Das „Athenaeum" enthält eine ziemlich scharfe Kritik, die sich in der Erwartung einer mit philosophischem Scharfblicke durchgeführten Auffassung der Welt und des Menschen vom natürlichen Standpunkte der gegebenen Verhältnisse aus völlig getäuscht und statt dessen die Herzensergießungen einer nicht einmal immer natürlichen, sondern gemachten Sentimentalität gefunden zu haben erklärt, deren Schöpfung es einem chimärischen Wesen vergleicht, zu welchem Chateaubriand den Thon gekneten, Lamennais Stimme und Sprache und der jugendliche Verfasser „Werther's" eine heftig gährende Substanz als Seele geliefert zu haben scheine. In der, neben dieser Überschwänglichkeit bei der Äußerung seiner subjectiven Gefühle sehr spärlich befundenen Darstellung der äußern Gegenstände will es ihm nicht immer Originalität zuerkennen, sondern ein Anlehnen an frühere zum Theil englische Reisende erblicken. Am gelungensten scheint auch dem „Athenaeum" die Beschreibung des Sinai, wenn schon nach den Schilderungen jener Gegend durch Rüppell, Laborde u. A. als zu spät kommend. Fast spricht sich dasselbe Journal günstiger über die Reise des Marschall Marmont aus, namentlich in einer englischen, auszugsweise verfahrenden Bearbeitung vom Oberstlieutenant Sir F. Smith.

Der Name der Verfasserin von „A new home — who'll follow? or, glimpses of western life", Mistreß Clavers scheint, da er den schottischen Glossarien zufolge so viel bedeutet, wie „eitles Geschwätz", nur ein nom de guerre zu sein, den die „gegenwärtige Ansiedlerin", wie sich dieselbe auf dem Titel nennt, angenommen haben mag. Wie dem auch sei, so sind ihre Zeichnungen charakteristisch, voll Leben und frischer Farben und werden den Leser sowol belehren als unterhalten, besonders den Liebhaber des Humoristischen in der leichten amerikanischen Literatur, da sie ein nicht geschmeicheltes Bild des echten amerikanischen Urwaldmannes und Weibes aufstellen, eines Paares, das im Dialekt so affectirt und in seiner ganzen gesellschaftlichen Haltung so wenig englisch ist wie die transatlantischen Caricaturen der Mistreß Trollope; nur sind die Zeichnungen der Mistreß Clavers in ihrem ganzen Ausdrucke ehrbarer und humaner, natürlich und angenehm, während das von „der alten Frau" entfaltete Gemälde unnatürlich und abstoßend war. 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 133. — 12. Mai 1840.

Johann Gutenberg, der Erfinder der Buchdruckerkunst, ein Böhme.

(Beschluß aus Nr. 132.)

Ganz anders benahmen und benehmen sich die Deutschen. Alles, was auch nur im geringsten Maße ihren Namen und ihre Nation verherrlichen dürfte, dieses eignen sie sich an, stellen es zur Schau und rechnen es sich zur Ehre an. Haben sie es sogar nicht versäumt, die Anwendung der Lumpen zur Papierfabrikation sich zuzueignen, gleichsam als wollten sie mit dieser Erfindung den Kranz ihres Ruhmes vollends zu Ende winden. In einem schlechten Latein, aber doch heilige Wahrheit aussprechend, sagt Krugerius in seinen „Pulveribus sacris":

> Typographiam ...... licet Germanis, voce populi ut dicimus, sed non semper juxta verum omnia executientis, attribuatur, ad nos derivamus.

Wie tapfer und eifrig übrigens die Deutschen ihr Recht auf die Erfindung der Buchdruckerkunst zu behaupten und zu verfechten wissen, sieht man aus der humanen, liebreichen Antwort, welche die göttinger gelehrte Gesellschaft den Harlemern ertheilte, indem sie schrieb:

> Ihr Neider, laßt das wilde Schreien,
> Gebt euern müden Kehlen Ruh!
> Die edle Kunst der Druckereien
> Kommt Niemand als den Deutschen zu,
> Sie ist durch unsern Witz erfunden rc.

Das sind nun freilich fast argumenta ad hominem, wobei eine minder beherzte Seele verstummen und sich zurückziehen muß.

Jedenfalls bewährten die Böhmen in der frühzeitigen und überaus gelungenen Handhabung der typographischen Kunst ihre Kunstfertigkeit. Wenn wir bedenken, daß man bei uns fast gleichzeitig mit den Deutschen und gleich anfangs so umfangreiche Werke zu drucken anfing, wobei man sich nicht so leicht, ja fast gar nicht der Hülfe deutscher Typographen bedienen konnte, und daß die ersten böhmischen Bücher, was die Feinheit des Druckes anbelangt, die ersten Gutenberg'schen Drucke weit übertreffen, so liegt die Vermuthung nahe, daß sich die typographische Kunst in Böhmen zwar mit Kenntnißnahme des deutschen Druckes, jedoch unabhängig, ohne materielle Hülfe der Deutschen, im Lande entwickelt habe.*)

Schon 1468 erschien die „Trojan'sche Chronik"; hierauf 1475 das Neue Testament, beide ohne Angabe des Druckortes; 1476 die „Statuta Arnosti I.", Erzbischofs von Prag, in Pilsen; 1480 die „Äsopischen Fabeln" in Kuttenberg; 1480 die prager Bibel in Folio; 1489 die kuttenberger Bibel rc.

Daß die „Trojan'sche Chronik" das erste böhmische Druckwerk wäre, scheint unwahrscheinlich. Sowol der Umfang des Buches, dann eine, vorzüglich bei den Anfängen der typographischen Kunst ganz ungewöhnliche Nettheit und Correctheit des Druckes, endlich der Inhalt des Werkes machen die Sache verdächtig.

Was waren die Erstlinge der deutschen Typographie? Donate, und zwar beiläufig in fünffacher Auflage, durchgehends kurze Auszüge aus Donat's lateinischer Grammatik, unförmliche Lettern, keine Angabe des Jahres, Verlegers oder Druckortes. Neben den Donaten erschienen „Ablaßbriefe" von 1454 und 1455, gleichfalls kurzen Inhalts, ohne alle typographische Eleganz. Hierauf: „Mahnung an di Christenheit widder die durke" von 1455, und dann erst die Bibel.

Es wende Niemand ein, daß sich die Böhmen unter der Leitung der Deutschen in der Typographie hätten vervollkommnen und also gleich anfangs größere Werke auflegen können. Das haben wir keineswegs unbeachtet gelassen; aber selbst dann bleibt die Sache immer noch unwahrscheinlich, besonders wenn wir auf den Inhalt des ersten böhmischen Druckwerkes Rücksicht nehmen. Was war der Inhalt der ersten von den Deutschen aufgelegten Schriften? Donate, kurze Auszüge für Schulen, eine allerdings sehr erwünschte Schrift, deren allgemeines Bedürfniß das wiederholte Auflegen dieser Werke bestätigt. Ebenso waren die Ablaßbriefe vermöge des Geistes damaliger Zeit ein allgemeines Bedürfniß, und nicht minder erwünscht als die „Mahnung an die Christenheit wider die Türken", zu einer Zeit, wo das Herz Europas von Groll und Rache gegen den Muselmann erfüllt war. Alle diese Werke, sowie auch die spätere 42zeilige Bibel, um das J. 1455 zu Ende gedruckt, und die 36zeilige Bibel, wahrscheinlich von 1460, sowie das „Psalterium" von 1457

*) Das erste in Rom gedruckte Buch, ein Missale, wurde von einem Böhmen besorgt, der sich zu Ende nennt und noch dazu setzt cura .... Boemi.

und das schlechtgedruckte „Catholicon" von 1460 u. s. w. alle diese Schriften sind im National-, ja im menschlichen Interesse aufgelegt worden.

Ganz anders verhält es sich mit der „Trojan'schen Chronik", einem Buche, das in der Mitte zwischen Unterhaltung und Belehrung steht, aus einer fremden Sprache übersetzt wurde und die Begebenheiten eines fremden, dem böhmischen Volke nur zu wenig bekannten Volkes schildert. Damit haben die Böhmen schwerlich ihrer typographischen Kunst die erste Weihe ertheilt. Wir sind vielmehr der Meinung, daß man weit früher, lange vor dem Druckjahr der „Trojan'schen Chronik", 1468, kleinere, aber mehr das allgemeine Interesse ansprechende Bücher zu drucken anfing, welche jedoch in der darauf eingetretenen ungünstigen Zeit der Kriege und Stürme, durch Zerreißen und Verbrennen zu Grunde gingen. Dieses ist um so eher zu vermuthen, als in den ersten Perioden der typographischen Kunst die Werke, wenn sie auch noch so sehr das allgemeine Interesse betroffen hätten, wegen des damals theuern Apparats und Materials, sowie auch wegen des damals minder gefühlten Bedürfnisses der Lecture nie in so großer Zahl aufgelegt wurden als in den spätern Zeiten. Wir haben Beweise dafür zu Handen. Von der Ausgabe der „Äsopischen Fabeln" (1480 zu Kuttenberg gedruckt), welches Buch seines allgemeinen Interesses wegen gewiß in größerer Anzahl als die „Trojan'sche Chronik" gedruckt wurde, von dieser ganzen Auflage der „Äsopischen Fabeln" verblieben uns nicht mehr als blos zwei (!) Quartblättchen, die als eine kostbare Reliquie in der Prämonstratenserbibliothek am Strahov in Prag aufbewahrt werden. Konnten nicht auf selbe Art, ja viel wahrscheinlicher noch, die vor der „Trojan'schen Chronik" gedruckten Bücher verloren gehen? in einer Zeit, wo das Toben hussitischer Waffen sich über ganz Böhmen erstreckte und die Wuth der neuen Glaubenskämpfer sich, wie bekannt, nur gar zu oft in Schändung und Verstümmelung der Kunstwerke, im Verbrennen und Zerreißen der Bücher, und ganz vorzüglich in der Vernichtung aller Klöster sich äußerte.

Bevor wir unsere Abhandlung schließen, können wir nicht umhin, noch einer Frage zu erwähnen, deren Beantwortung sowol den Deutschen als den Böhmen immer schwierig, ja vielleicht gar unmöglich bleiben wird, die Frage nämlich, wo sich Gutenberg während der zehn Jahre, von 1424—34 aufgehalten habe, da doch keiner der deutschen Schriftsteller, welche über die Typographie schrieben, hierüber eine genügende Antwort ertheilen konnte.*)

Wir sind nun am Schlusse unserer Abhandlung, und hier keineswegs der Meinung, als ob wir das gleich anfangs ausgesteckte Ziel vollkommen erreicht hätten und den oben dargelegten Satz: „daß Gutenberg, wo nicht seiner persönlichen Abkunft, so doch dem Stamme nach ein Böhme sei", vollkommen begründet und über alle Zweifel erhoben hätten. Wir bauten ebenso auf Meinungen, Vermuthungen und Hypothesen, wie es die Deutschen in derselben Sache bereits gethan. Wir bilden uns keineswegs ein, daß sich gegen unsere Beweismittel gar nichts einwenden ließe, und sehen wohl ein, daß die höchst wichtige Sache einer weitern Erörterung und allseitigen Prüfung bedarf. Theils von einer kritischen Prüfung der hier angeführten Gründe, theils von der Auffindung anderer, vielleicht schlagenderer Beweisgründe wird es abhängen, inwiefern die durch diese Abhandlung erweckte Idee sich der Wahrheit nähere.

Mag sich jedoch die Sache wie immer auch verhalten, so wiederholen wir noch einmal am Ende unserer Abhandlung, daß die Deutschen, wiewol sie den Vortheil auf ihrer Seite haben, daß Gutenberg in Mainz Spuren seines Lebens und Wirkens hinterlassen, bis jetzt doch nur immer so viel dargethan haben: daß Gutenberg der erste Erfinder der Buchdruckerkunst; daß er aber ein geborener Mainzer wäre, haben sie genügend noch nicht bewiesen, und daß er von deutschem Stamme, dürften sie schwerlich je beweisen können.

Es maßten sich die Deutschen bereits unsern großen Huß an, denn wer kennt nicht den Ausspruch des deutschen Geschichtschreibers Pölitz, der irgendwo sagt: „Freue dich, Jüngling, der du aus deutschem Blute stammest, deines Vaterlandes! Vergiß es nie, daß die slawischen Völker sich unmuthig und widerstrebend unter die Übermacht deutscher Kraft beugen mußten; daß die großen Namen Huß u. s. w. unserm Volke angehören."

Die Deutschen vindicirten sich den Copernikus, den unsterblichen Violinisten Slavik, den Maler Mengs, und unlängst auch wurde Kaspar Graf Sternberg, der von reiner Liebe zur czechischen Sprache und seinem Volke erglühende Edelmann, unter deutsche Barone gezählt. Selbst die unbedeutende Erfindung eines allerdings nützlichen Pfluges, Ruchadio genannt, eigneten sich die Deutschen in der Verkappung des monströsen Kanispfluges an, wiewol es bekannt ist, daß zwei Brüder, Böhmen von Geburt, die Erfinder dieses ersprießlichen Werkzeuges waren. Wir können es kühn sagen, daß die deutschen Schriftsteller in der technischen, politischen und Kunstgeschichte Böhmens ungefähr so bewandert sind wie einst ihr Genosse Georg Konrad Rüger, der in dem ersten Bande seiner „Chronik böhmischer Brüder" unter Anderm sagt: „Gott der Herr sendete ein paar Griechen aus Konstantinopel (Cyrill und Method), die auf deutschem Boden in Böhmen eine rechtgläubige christliche Gemeinde aus den Heiden gesammelt haben!" (Cyrill und Method lebten zu Ende des 9. Jahrhunderts in Mähren.)

Wir schließen diese Abhandlung und wünschen nur, daß sie anregend genug wäre, um nochmals eine strenge historische Forschung über Gutenberg vorzunehmen.*)

---

*) Es ließe sich wol auch noch die Frage aufwerfen, woher es kommen mag, daß die Deutschen bald Gutenberg, bald Guttenberg geschrieben haben und noch schreiben. Denn Guttenberg gibt noch weniger einen guten Sinn als Gutenberg, erinnert aber dafür ausnehmend an Kuttenberg.

*) Da die in dem vorstehenden Aufsatz ausgesprochenen Ansichten so häufig in den öffentlichen Blättern Erwähnung finden, der Aufsatz selbst aber bisher fast gänzlich unbekannt geblieben ist, so glauben wir, daß die Mittheilung einer Übersetzung vielen unserer Leser willkommen sein wird. Wir wollen uns aber dagegen verwahren, daß uns die

Meteorologisches.

Über das Klima in den russisch-amerikanischen Besitzungen.

Der bekannte Naturforscher Baer, Mitglied der kaiserlichen Akademie zu Petersburg, der sich um die Erforschung der Polargegenden, besonders der Insel Nowaja-Semlja, große Verdienste erworben hat, erhielt von dem Baron F. von Wrangel, der im J. 1830 zum Gouverneur der russischen Besitzungen in Amerika ernannt wurde, ein meteorologisches Tagebuch, welches derselbe in Neuarchangel, dem Sitze des Gouvernements, mit der Unterbrechung von nur drei Monaten 1832, geführt hat. Auf dieses Journal gestützt, unternahm Hr. Baer eine umfassendere meteorologische Arbeit, welche viele interessante Punkte enthält, die der ausgebreitetern Mittheilung würdig und von allgemeinem Interesse sind.

Es ist bekannt, daß die Temperatur der westlichen Küsten Europas von derjenigen der östlichen Küsten der Neuen Welt in hohem Grade abweicht. Man vergleiche nur das Klima von Nantes, wo der Winter kaum von Schnee und Eis, die nur wenige Tage dauern, bezeichnet wird, mit dem strengen Klima von Quebek, das fast unter derselben Parallele liegt und wo der Lorenzstrom mehre Monate lang in einer Weise zufriert, daß er Wagen trägt. Zur Vergleichung diene hier folgende Tabelle:

Westliches Europa.	Breite.	Mittlere Temperatur.
Nantes	47°,13′	12°,6
Perpignan	42,42	15,4
Neapel	40,50	17,4
Östliches Amerika.	**Breite.**	**Mittlere Temperatur.**
Quebek	46°,47′	5°,6
Cambridge	42,25	10,2
Neuyork	40,40	12,1

Derselbe Unterschied findet auch zwischen den beiden Ufern der Neuen Welt statt, indem die Kälte auf der östlichen Küste sich viel strenger zeigt als auf der westlichen. Baer's meteorologische Untersuchungen zeigen dies aufs deutlichste. Neuarchangel, auf der mittäglichen Insel von Sitka gelegen, welche auf einigen Karten Insel Baranow genannt wird, liegt unter dem 57° der nördlichen Breite, mithin fast unter derselben Parallele wie Leith und das Etablissement von York in der Hudsonbai. Nach dem meteorologischen Journal des Baron von Wrangel fällt daselbst das Thermometer selten tiefer als 4° R. unter 0° im Laufe des Januar und Februar, der beiden kältesten Monate. Die mittlere Temperatur dieser beiden Monate scheint + 0°,8 R. zu sein. Wenn auch einmal eine lebhaftere Kälte von 6° unter 0 erwähnt wird, so liest man dagegen in einem Briefe seiner Gattin vom December 1832, daß in diesem Monate die Witterung zu Sitka milde genug war, um die Fenster in den Wohnzimmern offen zu halten. Baer bestimmt die mittlere Temperatur des August, des wärmsten Monats auf Sitka, wo die Wärme sich zuweilen bis auf 15°,5 erhebt, zu 11°,4 R. Er vergleicht hierauf diese mittlern Temperaturen mit denen, die man unter derselben Parallele auf der Küste von Labrador und im Centrum des Continents zu Cumberlandhouse (53°,57 n. Br.) und im Fort Chippewyan (58°,43) nach den Bestimmungen des Capitain Franklin beobachtete. Der Unterschied erscheint so merkwürdig, daß wir die hierauf bezügliche Tabelle mittheilen:

	Neuarchangel.	Mitte des Continents.	Nain. auf der Küste von Labrador.
Breite	57°,3 N.	57°	57°
Länge	135°,13 O.	108°	61°,20
Winter	+ 1,1 R.	— 16° R.	— 14°
Frühling	+ 4,5	— 2,2	— 4,6
Sommer	+ 10,8	+ 15,3	+ 5,8
Herbst	+ 6,8	— 0,5	+ 1,7

Mithin ist unter der Parallele von 57° N. die jährliche mittlere Temperatur um 8° R. höher auf der westlichen Küste des amerikanischen Festlandes als auf der östlichen. Der Winter auf Sitka ist nicht weniger als 15°,9 R. wärmer als zu Nain auf der Labradorküste, und der Sommer daselbst übersteigt um 5° diejenige von Nain zu derselben Jahreszeit. Im Innern des Continents geht das Klima, wie man erwarten kann, noch weiter auseinander als an den Ufern des Meeres, und wenn im Innern der Sommer um 5° wärmer ist als auf Sitka, so ist der Winter dafür auch um 17° kälter. An manchen Orten ist die Verschiedenheit noch größer; das Fort Chippewyan, obschon an dem gleichnamigen See gelegen und gewissermaßen an den Bedingungen eines Küstenklima Antheil habend, erlebt im Winter oft eine Kälte von — 23° und — 28° R.

Wie begünstigt nun auch Sitka im Vergleich zu den östlichen Küsten Amerikas scheint, so ist daselbst das Klima immer noch strenger als auf den Westküsten der Alten Welt. So hat Bergen in Norwegen, um 3° nördlicher gelegen als Sitka, und überhaupt durch die Localität diesem ähnlich, in jeder Jahreszeit ein durchschnittlich wärmeres Klima rücksichtlich der mittlern Temperatur.

Die Localität von Sitka kommt hier zuerst in Betracht. Neuarchangel liegt auf der Insel Sitka, welche durch verhältnißmäßig schmale Meeresarme vom Festlande getrennt ist; gegen Westen breitet sich der weite Ocean aus. Demnach ist sein Klima mehr ein Küsten- als ein Insularklima, ein Klima, welches gleichsam die Mitte hält zwischen dem einer Insel im offenen Meere und dem im Innern des Festlandes. Ferner enthält die Insel hohe Gebirgszüge, von denen einer die Höhe von 4000 Fuß über der Meeresfläche erreicht. Auf dem festen Lande, nahe an der Küste, befindet sich ebenfalls eine Bergkette, und durch diese Hindernisse gegen Osten geschieht es, daß die Temperatur von Neuarchangel kälter im Sommer und wärmer im Winter ist, als sie ohne dieselben sein würde. Die Gebirge auf der benachbarten Küste von Sitka sind mit dichtem Gehölze bedeckt. Diese beiden Ursachen halten den Zug der Seewinde auf, welche, ehe sie dieselben übersteigen, in Regen oder in dicken Nebeln niederfallen, sodaß die untern Lagen der Atmosphäre viel von ihrer Wärme durch die beständige Ausdünstung so vieler Feuchtigkeit verlieren. Die nämliche Ursache ist es auch, welche den Aufenthalt von Sitka so unangenehm macht, obgleich er nicht so ungesund ist, wie man wol vermuthet hatte. Im J. 1828 zählte man zu Neuarchangel 120 vollständige Regentage, 180 gemischte, wo Regen oder Schnee mit Helle abwechselten, und nur 66 Tage, wo das Wetter andauernd schön war. Das Jahr war aber noch keineswegs eins der feuchtesten; der russische Seefahrer Lutke berichtet, daß Jahre vorkommen, wo es auf Sitka nur 40 Tage schönes Wetter gibt.

Dagegen ist der Winter in Neuarchangel wärmer als der zu Manheim oder Stuttgart und hält das Mittel zwischen der Wintertemperatur von Turin + 1° R., und demjenigen von Padua + 1°,3 R.; an einigen dieser Orte ist die Kälte, wegen der Entfernung vom Meere, concentrirter und zeitweise auch intensiver als auf Sitka, wo Eis und Schnee weniger Macht haben als selbst in England. Ein Frost von zehn Tagen ist dort schon eine Seltenheit, und es gibt jährlich nicht leicht mehr als 16 Tage, an denen es friert. Da nun der Boden nie tief friert, so bleibt auch der Schnee nicht liegen, sondern schmilzt, sobald er fällt; dauernden Schnee findet man nur in den höchsten Gebirgsschluchten. Im J. 1836 gab es einen fast ganz schneelosen Winter auf Sitka. Der Hafen bleibt das ganze Jahr hindurch offen; nur die kleinen Baien und diejenigen, welche von Bergen umschlossen sind, bedecken sich im Winter mit Eis.

Gründe des Verfassers irgendwie einleuchtend erschienen und wir ihnen einen besondern Werth beilegten; vielmehr erwarten wir mit Bestimmtheit, daß einer unserer verehrten Mitarbeiter die wenig stichhaltenden Behauptungen bündig widerlegen und den Verfasser für die Ausfälle auf Deutschland gehörig zurechtweisen werde. D. Red.

Die gemäßigte Temperatur des Winters auf Sitka bietet keinen Vortheil, welcher den Mangel an genügender Wärme im Sommer compensiren könnte. Die Gleichheit der Jahreszeiten macht vielmehr alle Anstrengungen des Landwirths erfolglos. In allen Besitzungen der russisch-amerikanischen Compagnie, mit Ausnahme von Roß (38° Br.), unweit Bodega auf der Küste von Californien, gedeiht kein Weizen, und dieses Lebensmittel muß aus dem europäischen Rußland oder von Ochotsk herbeigeschafft werden. Es wäre ein großer Irrthum, zu glauben, daß auf Sitka Weizen angebaut werden könne, weil die mittlere Temperatur daselbst die von Bern, Stockholm oder Moskau übertrifft. Moskau hat einen hinlänglich warmen Sommer, um den Weizen zur Reife zu bringen; aber auf Sitka ist die Wärme, statt sich auf eine Jahreszeit zu concentriren, auf den ganzen Jahreslauf gleich vertheilt, ohne je hinreichend zu sein, das Korn zur Reife zu bringen.

Der Sommer auf Sitka (56°,3 Br.) ist um vieles kälter als der von Abo in Finnland (60°,26 Br.), und selbst als derjenige von Uleaborg; er übersteigt kaum die Temperatur des Innern von Lappland. Mit einem Worte, die Wärme des Sommers auf Sitka gleicht derjenigen der Länder Europas, wo der Roggen nicht mehr gedeiht, oder doch nur an speciellen Lagen. Bedenkt man nun, daß trockene Witterung dem Roggen zur Zeit, wo er reift, nothwendig ist, so wird man begreifen, daß die Cultur dieser Feldfrucht auf Sitka keine Aussicht auf Erfolg gewährt. In Europa reicht sie über Uleaborg hinaus, aber gelangt nicht bis Torneå; der Anbau der Gerste geht über Torneå hinaus und verbreitet sich in Lappland bis jenseit des Polarcirkels. Gegen den Ocean hin gelingt er selbst in Alten, nahe am Nordcap, unter dem 70°. Nässe schadet der Gerste nicht viel, auch nicht die Gleichheit der Temperatur, noch die geringe Wärme, die davon für den Sommer resultirt, wie der Erfolg beweist, mit dem man sie auf den Shetlandsinseln und den Faröern cultivirt. Daher hat man Grund zu glauben, daß die Gerste auf Sitka fortkommen könnte, und die ersten Colonisten haben auch in der That den Anbau mit Erfolg versucht, aber keine Nachahmer gefunden. Die Russen cultiviren bei Neuarchangel nur Kartoffeln, einige Kohlarten und Küchenkräuter. Hr. Baer vermuthet, daß sich in einiger Entfernung, in den Gebirgen des Innern, ein günstigeres Klima für die Cultur längs den Abhängen darbieten möchte; aber das Nichtvorhandensein großer Ströme macht es wahrscheinlich, daß auch keine tiefen Thäler vorhanden sind.

Gehen wir nun zu dem östlichen Ufer des amerikanischen Festlandes über, um den merkwürdigen Unterschied zwischen den Klimaten auf beiden Ufern und unter derselben Breite darzulegen. Die Station der Missionnaire von Okak liegt auf der Labradorküste, nur einen Grad nördlicher als Nain und Neuarchangel. Das Journal der Missionnaire von Okak enthält die wenig ermuthigende Nachricht, daß der August des Jahres 1837 ohne Schnee gewesen sei! Dies Factum wiederholt sich aber nicht jedes Jahr, man weiß vielmehr, daß es oft noch vor dem Ausgange des August zu Okak schneit. Im September 1837 gab es bereits Schnee im Überfluß, es begann zu frieren, und Eis und Schnee dauerten von da ab den ganzen Winter über. Gegen Ende desselben Monats hackte man die Kartoffeln aus, welche, der Lage nach, eine erträgliche Ernte gaben; die Gartenfrüchte, wie Kraut, Steckrüben u. s. w., wurden bald darauf eingesammelt. Der November begann mit heftigen Stürmen. Den 1. December gefror die Bai, und gegen die Mitte des Monats war das Eis so stark, daß die Eskimos keinen Anstand nahmen, über die gefrorene Bai hinweg nach Nain zu reisen, was eine Entfernung von 60 Meilen gibt. Das Thermometer wechselte in diesem Monate zwischen — 12° und — 21°,3 R. Im Januar stieg die Kälte, und das Thermometer zeigte Tage und Nacht — 17°,7 bis — 23° R. Im April ließ sie etwas nach, aber Schnee fiel fortwährend in großer Menge; die Missionnaire verloren sogar die Spur ihres Gartens und entdeckten seine ersten Lagen, nachdem sie den Schnee fortgeschafft, erst am 23. April, doch war er noch längere Zeit mit einer Schneemauer von 10—12 Fuß Höhe umgeben. Anfangs Mai fuhren die Missionnaire mit Hülfe der Eskimos fort, den Schnee wegzuschaffen, der auf dem Felde, wo sie die Kartoffeln pflanzen wollten, 18 Fuß hoch lag. Sie säeten mehre Gartensämereien in der Nähe dieser gefrorenen Masse. Während des Mais schneiete es noch oft, aber ohne daß sich der Schnee weiter anhäufte, die Temperatur blieb fast fortwährend auf Null, zuweilen etwas darüber, selten darunter. Im Juni kam der Garten immer mehr zu Tage, der Schnee schmolz sichtlich, doch gab es noch jede Nacht starken Frost. Erst am 25. Juni brach das Eis längs dem Ufer. Der Juli begann mit warmem Wetter, sodaß das Thermometer auf + 17°,7 R. stieg; dennoch fror es zuweilen, wie noch am 4. Juli Morgens. Nichtsdestoweniger nahm die Wärme dergestalt zu, daß gegen Ende des Monats kaum noch Schnee auf den umgebenden Hügeln wahrzunehmen war; aber diese Wärme, die sogar ein oder zwei Tage sehr lästig wurde, machte am 28. kalten Nebeln Platz. Diese naßkalte Witterung dauerte den ganzen August und schloß am 28. mit Frost und Schneefall auf den benachbarten Küsten. Es gibt also zu Okak ungefähr nur zwei Monate, welche von Eis und Schnee frei sind. Der Schnee häuft sich am Ufer des Meeres, in Labrador, bis zur Höhe von 20 oder 24 Fuß, während er, unter derselben Breite, auf dem westlichen Ufer fast ebenso bald schmilzt, als er gefallen ist.

Hr. Baer hat schon früher nachzuweisen gesucht*), daß der europäische Norden die Wohlthat, vor den extremen Einflüssen der Polarkälte geschützt zu sein, dem Umstande verdankt, daß Nowaja-Semlja und die unterseeischen Felsrippen, welche von dort auslaufen und sich bis nach Spitzbergen hinziehen, eine Wehre gegen die von den großen Strömen Sibiriens gebildeten oder mit fortgerissenen Eismassen abgeben. Auf gleiche Weise zeigt er, daß das verhältnißmäßig temperirte Klima von Sitka einem ähnlichen Umstande zuzuschreiben sei, indem die große Halbinsel Aljaska, die gleichsam durch die aleutischen Inseln auf eine beträchtliche Entfernung fortgesetzt wird, Sitka und Neuarchangel vor den Einflüssen des Polarmeeres sicherstelle. 70.

Notiz.

Am 6. Januar d. J. starb Mad. d'Arblay, 88 Jahr alt. Ein weiter Zeitraum liegt zwischen uns und der Zeit, da Miß Burney im Reifrocke die Theegesellschaften in Dale-Street schwatzend unterhielt und von Johnson, Burke und Garrick gehätschelt und begünstigt ward. Obgleich ihre Werke „Evelina" und „Cäcilia" bei der großen Veränderung, die im gesellschaftlichen Leben stattgefunden hat, viel von ihrem ursprünglichen Reize verloren haben, so wird man dieselben doch wegen ihrer feinen und lebendigen Schreibart und ihrer treuen Lebens- und Sittenschilderungen aus einer nun für immer vergangenen Zeit noch stets mit Theilnahme lesen. Ihr literarischer Ruf verschaffte ihr eine Anstellung bei dem Hofstaat der Königin Charlotte. Die Subscription auf ihre Novelle „Camilla" soll die Summe von 3000 Pf. überstiegen haben. Sie vermählte sich in der Folge mit einem damals emigrirten französischen Edelmanne. Unter ihren übrigen Werken sind zu nennen: „Edwy und Elgira", eine Tragödie, die auf dem Drurylanetheater aufgeführt, aber alsbald zurückgenommen und nie veröffentlicht wurde; eine Novelle: „The wanderer", und Memoiren ihres Vaters, Charles Burney. 47.

---

*) Vergl. den merkwürdigen Bericht Baer's über seine Expedition nach Nowaja-Semlja, der in Nr. 33 u. 34 d. Bl. f. 1839 im Auszuge mitgetheilt worden ist. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 134. —— 13. Mai 1840.

Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften von K. A. Varnhagen von Ense. Neue Folge. Erster Band. Leipzig, Brockhaus. 1840. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Es wäre eine große Freude, im steten innigsten Verkehr mit den neuen Erscheinungen der Literatur zu bleiben, wenn sie alle — nein, das wäre selbst für einen Wunsch eine zu starke Unmöglichkeit — aber wenn doch ein größerer Theil derselben dem vorliegenden Werk an Werth und erregtem Antheil nahe käme! Es ist eigentlich ein *fünfter* Band der vermischten Schriften des Verf., der hier vor uns liegt. Die Bezeichnung: „Neue Folge, erster Band", ist wol nur dem Umstande entnommen, daß jetzt eine andere Verlagshandlung als die frühere das verdienstliche und dankenswerthe Werk der Herausgabe übernommen hat. Im Wesentlichen bringt uns dieser Band ganz Ähnliches wie die frühern, mit dem einzigen Unterschiede, daß wir hier auch einige *novellistische* Beiträge zur Literatur aus der berühmten kritischen und portraitirenden Feder des Verf. finden. Von allen Gaben, die uns diese an Inhalt reichen Publicationen gebracht, sind uns die biographischen, vorzüglich aber die *selbst*biographischen stets die anziehendsten gewesen. Mit wahrer Freude erinnern wir uns des Eindrucks, wir möchten ihn fast einen zauberischen nennen, den uns die ersten Schilderungen der frühesten Kindheit und Jugend des Autors gewährten. Die Wirklichkeit war hier von einem dichterischen Hauch beseelt, der sie, bei aller Wahrheit und Treue, doch in das schöne Reich der Träume hinüberzuspielen schien. Späterhin hat sich das Leben des Verf. ungemein reich entwickelt; nicht nur die Mannichfaltigkeit seiner literarischen und wissenschaftlichen Beziehungen gedieh zu einer seltenen Ausbreitung, sondern eine große, sturmbewegte Zeit, in der jedes Talent zu seiner echten Geltung kam, verschaffte ihm das Glück, in Verkehr mit den ausgezeichnetsten Personen der Zeit überhaupt zu treten und namentlich sich viel in den politischen Kreisen zu bewegen, die jede Kraft, durch die weite, der geschichtlichen Öffentlichkeit und Dauer anheimfallende Bahn der Thätigkeit, die sie darbieten, im höchsten Glanz erscheinen lassen; ein Glanz, der freilich auch oft den wahren Werth überschätzen läßt. Die neun Jahre von 1806—15 sind mit Vorgängen von an sich so fesselnder Wichtigkeit erfüllt, daß jeder Bericht, selbst fernstehender Augenzeugen darüber eine eigenthümliche Anziehungskraft erhält. Wie viel mehr aber, wenn der Augenzeuge auch zugleich theils ein Mithandelnder, oder doch ein so in das innere Getriebe, an dem die äußere Gestaltung bewegt wurde, Eingeweihter, durch eigenen Scharfblick Eingedrungener war, daß er uns nähere Rechenschaft, wichtige Aufschlüsse, scharf charakterisirende Darstellungen zu geben vermag, wo der andere Beobachter nur allgemeine Züge und Umrisse festhalten konnte. Und vollends, wenn dem Darsteller ein solches, in Deutschland bis jetzt fast einziges Talent zu Hülfe kommt, wodurch Alles, was er uns gibt, als ein reizvolles, geisterfülltes Kunstwerk erscheint, ganz ohne Berücksichtigung des Gegenstandes, dem er sein Geschick widmet. Dieser Gattung sind die Lebensbilder, welche uns Varnhagen, auch mit glücklichster *Auswahl*, aus dem gedachten Zeitraum dargeboten hat, z. B. solche wie der Brand bei dem Feste des Fürsten v. Schwarzenberg in Paris, die Schlacht bei Wagram, die Schilderung der Hofhaltung Napoleon's und andere in frühern Bänden. Daß wir bei Erscheinung eines neuen Bandes nun mit Begier zuerst nach einem ähnlichen Gemälde blickten, auf welches uns das Inhaltsverzeichniß hinwies, läßt sich begreifen. Derselbe hat sich den reichhaltigsten Gegenstand gewählt, auf welchen der Verf. bisher seine darstellende Kraft und Kunst gewendet, den *wiener* Congreß. Ein vorschnelles Urtheil, welches sich über diesen Aufsatz in flüchtig berichtenden Zeitungsartikeln völlig beruflos geäußert, hat „in dieser Miniaturmalerei den Mangel historischer Tiefe" verspürt. Es ist kaum möglich, sich einen verfehltern Standpunkt für die Betrachtung des Gegenstandes zu wählen. Der Verf. spricht sich auf das klarste darüber aus, daß und weshalb er *keine Geschichte* des Congresses schreiben wollen, und weshalb zur Zeit noch keine *möglich* sei, d. h. keine echte, beglaubigte, die nicht einseitigen Rücksichten oder gar Zwangsbestimmungen folgte, oder andererseits von den wichtigsten Quellen abgesperrt bleiben würde. Werke, welche unter diesen lästigen Bedingungen verfärbte, unsichere historische Bruchstücke gegeben, sind freilich vorhanden. Doch Varnhagen hatte zu viel Takt und Einsicht, um diesen Weg nur gehen zu *wollen*. Er gibt uns ein *Gemälde* des Congresses, der ganzen bewegten Stadt, des Einflusses, den der Verkehr der höchsten Kreise auf die geselligen Zustände bis in die

Regionen des untersten Volklebens hinab geübt hat, und der von unten herauf sich erzeugenden Rückwirkung. Er weißt mit ebenso scharfsinnigem als feinem Urtheil nach, wie einflußreich gerade die geselligen Verhältnisse bei den wichtigsten Entscheidungen mitwirkten, wie unser ganzes diplomatisches Wesen, so organisirt ist, daß es sich von den geselligen Reizen und Zerstreuungen gar nicht trennen läßt. Freilich ist über deren Übermaß die öffentliche Stimme oft genug klagend laut geworden, ohne daß dem Übelstande (denn für einen solchen können wir es allerdings nur gelten lassen) Abhülfe geworden wäre; ohne eine völlige Umgestaltung aller Zustände und Verhältnisse, die vorzugsweise diplomatische genannt werden, ist diese aber auch unmöglich. Unser Autor faßt mithin eine sehr wichtige und wesentliche Seite des Gegenstandes klar ins Auge, welche die meisten Historiker ganz zu vernachlässigen pflegen. Ohne aber die Lichtstrahlen auch aus dieser Richtung her auf das Gemälde fallen zu lassen, wird man schwerlich eine richtige Anschauung des Objects gewinnen, und somit würde unsers Verf. Arbeit, den Reiz und die hohe Kunst in der Ausführung ganz beiseite gelassen, immer eine höchst wichtige Ergänzung der historischen Darstellungen bilden.

Es scheint uns, als habe der Autor bei dem Entwurf seiner sehr schwierigen Aufgabe sich ein Vorbild gewählt, das ihn für die Form aufs glücklichste leiten mußte. Er folgt dem Pfade, den Goethe's Meisterschaft in geordneter Entwickelung bunter, verworrener Zustände uns gezeigt hat, als er das römische Carneval schilderte. Die völlige Verschiedenheit der Gegenstände schließt doch eine Ähnlichkeit nicht aus, und gerade diese wurde zur bestimmenden Bedingung für die Darstellung. Die großen Massen mußten getheilt werden nach Zeit und Ort; ohne uns durch scharfe Abschnitte um den Eindruck eines Ganzen zu bringen, hat der Verf. es doch verstanden, die Gebiete übersichtlich zu sondern, und führt uns so allmälig und sicher durch die chaotische Verwirrung der Objecte, daß wir es kaum inne werden, wie schwer es war, hier einen leitenden Faden fortzuspinnen, an dem sich die Theile zum Ganzen ordnen. Wir leben unter der Führung und Belehrung des Autors den Congreß gleichsam mit; er läßt die Eindrücke meist in der Folge erscheinen, wie sie ihm geworden. Obgleich wir uns scheinbar nur inmitten geselliger Kreise bewegen, wo uns eine bedeutende Personalität nach der andern, welche großen Einfluß auf die Weltgeschicke übt, vorgestellt wird, werden wir doch stets in Zusammenhang mit diesen Geschicken und der im Laufe des Congresses darüber gefaßten Entscheidungen gehalten. Der Autor versteht die große Kunst, so vorzutragen, daß man behält, was man gelesen, denn er gibt kein todtes Aggregat aufgehäufter Notizen, sondern ein organisches Gebilde, das uns, weil es sich nach Gesetzen gestaltet, als Ganzes fest eingeprägt bleibt, und uns somit auch die Erinnerung seiner Theile bewahrt, oder leicht ergänzen läßt. So glauben wir denn, daß beiweitem die Mehrzahl der Leser durch Varnhagen's Schilderung des Congresses ungleich mehr von dessen wesentlichen und zufälligen Elementen in sich aufnehmen wird, als ihm durch lange Studien der Verhandlungen möglich wäre. Ebenso wie uns durch eine gute Reisebeschreibung von der Eigenthümlichkeit eines Landes viel mehr zur Anschauung kommen wird, als durch eine geographisch-statistische Darstellung von größter Genauigkeit und Ausdehnung. Ohne also dem letztern Verfahren etwas von seinem so höchst positiven Werth nehmen zu wollen, kann doch nur die trockene Einseitigkeit den Werth des erstern verkennen. Dies sei zur Rechtfertigung der Gattung, der die Arbeit Varnhagen's angehört, gesagt. Was die Species anlangt, so ist sie von so ausgezeichneter Trefflichkeit, daß jeder Versuch, sie in ihrem Werth darzustellen, das traurige Schicksal haben muß, schwach gegen das Object, dem er sich widmet, zu erscheinen. Klare Schärfe und milde Weichheit, kernige Kraft und leichte Anmuth, edle Pracht und anspruchlose Einfachheit, alle Gegensätze der Vortrefflichkeit, welche die sprachliche Darstellung nur gestattet, vereinigen sich in der des Verf. und stellen ihn unbedingt als den ersten Meister auf seinem Gebiet, wenn nicht, insofern nur die wundervolle Formenbildung in Betracht kommt, als den ersten überhaupt hin, den unsere Literatur aufzuweisen hat. Und wie hoch der Standpunkt sei, den er sich durch viele frühere Beweise dieser seiner siegreichen Gewalt gewonnen hat, so bleibt er doch bei der Lösung der gegenwärtigen Aufgabe wenigstens in keiner Weise hinter sich selbst zurück. Hat er in andern Darstellungen durch andere Eigenschaften geglänzt, so ist es hier vorzüglich die der vollendetsten Haushaltung mit dem Sprachschatz, wodurch er sich hervorthut; die Kunst, überall den Gedanken voll, gesättigt auszusprechen, die Schilderung bis in die kleinsten Theile zu vollenden, dem Bilde auch nicht einen Strich, der zur Wirkung wesentlich ist, zu entziehen und doch auch nicht einen als überflüssig erscheinen zu lassen. Diese Kunst des Maßes, wo wir überall Fülle, Reichthum und zugleich weiseste Beschränkung entdecken, diese künstlerische Haushaltung, wie wir sie oben schon bezeichneten, gilt uns um so mehr, je seltener sie ist. Die Mehrzahl gibt zu viel, Einige, aus zu weit gehender Vorsicht gegen diesen Fehler, zu wenig. Selbst Goethe fehlt nicht selten in dieser letzten Hinsicht und streift dann aus der griechischen Anmuth und hohen Einfachheit seines Styls in Manier hinüber, von der sich Varnhagen, dünkt uns, bis jetzt noch ganz frei gehalten.

Der Aufsatz über den wiener Congreß bildet allerdings den werthvollsten, aber auch dem Umfang nach einen sehr ansehnlichen Theil des Bandes. Treten die andern Gaben dagegen etwas zurück, so sind doch nichtsdestoweniger mehre vom ersten Range darunter, die in der Form, im geistigen Gehalt vielleicht jenem Meisterstück noch vorangehen und nur, was das Interesse des Stoffs anlangt, keinen Vergleich damit aushalten können. Diese kleinen Beiträge sind theils biographischen, theils kritischen, endlich auch novellistischen Inhalts.

Unter den biographischen sind die beiden bedeutendsten unstreitig die auch in der Ordnung vorangestellten, welche die Titel führen: „Louise Herzogin von Bourbon" und

„Zwei Gespräche St.-Martin's". Beide haben eine Verwandtschaft zueinander, indem sie in diesen Personen eine ähnliche Gemüths- und Glaubensrichtung zur Anschauung bringen. Zugleich aber umfaßt der erste Aufsatz, welcher an Umfang und Interesse dem zweiten weit vorgeht, auch andere Lebensansichten über die hohe, edle Frau, die einer literarischen Seltenheit, der „Correspondance entre Madame de B... et Mr. R.... sur leurs opinions religieuses DCCCXII" entnommen sind. Der Verf. erscheint hier mehr als Epitomator und Übersetzer, nie selbsturtheilend und darlegend. Doch müssen wir ihm für den Inhalt seiner Mittheilungen, wie für die Form, in welcher er sie uns gibt, bestens Dank sagen. Ebenso für die zwei Gespräche zur Charakteristik St.-Martin's, obgleich wir die Ansichten, die sie entwickeln, so rührend auch die im zweiten Gespräche ist, unmöglich zu der unsrigen machen könnten. Wem würde man aber das Recht einer Existenz für sich lieber zugestehen, als solchen milden, die Schroffheiten und herben Bitterkeiten der Welt so schön versöhnenden geistigen Individualitäten?

Der polemische Aufsatz: „Zur Charakteristik C. E. Schubarth's", trifft scharf, ja hart, vielleicht vernichtend, aber schwerlich ungerecht. Indessen läßt sich doch ein gewisses Mitleiden mit dem Getroffenen dabei nicht ganz unterdrücken. Wenn wir Jemand hinrichten sehen, so mag er es immerhin verwirkt haben; wir fühlen dann nicht nach dem Criminalcoder, sondern nur allgemein menschlich. Der Autor mag uns verzeihen, wenn es uns auch bei Hrn. Schubarth so ergeht. Eine ästhetische Freude mischt sich jedoch auch in unser Gefühl, die über die glänzend geschickte Waffenführung, wo jeder Schwertstreich haarscharf den Fleck trifft, gegen den er gerichtet ist.

Den Beschluß der biographischen Artikel bilden zwei Notizen, eine über A. v. Humboldt's Besuch in Göttingen bei der Feier des Universitätsjubiläums, die andere über eine Äußerung Jacobi's gegen Goethe, und die einer Dame über Rahel. Beide Beiträge sind gegen die übrigen von geringerer Bedeutung.

Unter den Kritiken, die wir nicht alle einzeln durchgehen können, sind einige von fesselndstem Interesse, von innerster Gediegenheit. Unter diesen geben wir ohne alles Bedenken der ersten den Vorzug: „Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr" (erster Band, Hamburg 1838). Es ergibt sich bei dieser Beurtheilung eines schätzbaren Werkes die ganz eigene Erscheinung, daß wir dieses selbst fast aus den Augen verlieren und uns ganz in die Beurtheilung vertiefen. Es erging daher dem Verf. dieser Zeilen öfters so, daß er in Gedanken eine selbständige Arbeit über Niebuhr vor sich zu haben glaubte und sich mehrmals erst wieder in Erinnerung bringen mußte, wie ein Werk über Niebuhr, nicht dieser selbst, eigentlich der Gegenstand des Besprochenen sei. Doch die Schuld (wenn es nicht vielmehr ein Verdienst ist) liegt dabei nicht an dem Leser, sondern an dem Autor, der uns eine so geistvolle, so treffende Lebens- und Charakterskizze des berühmten Mannes gibt, daß wir diesen Aufsatz viel mehr den biographischen als den kritischen beizählen müssen. Es ist das so seltene als große Talent unsers Verf., fremde, selbst höhere oder nach ganz andern Richtungen wie die seinige gewendete Individualitäten bis in ihren innersten Organismus zu durchschauen und uns dieselben mit einer Kunst der Sprache, der Gedankenordnung zu entwickeln, welche ihres Gleichen nicht hat. Da, wo er persönlich unbetheiligt ist, bleibt sein Standpunkt so frei, sein Auge sieht so hell, würdigt so richtig, daß wir uns seiner Führung mit völligster Sicherheit hingeben können. Doch ist dies freilich (dies sei hier nur beiläufig bemerkt, oder vielmehr aus frühern Urtheilen über die Arbeiten des berühmten Verf. wiederholt) nicht immer der Fall, da gegen Einzelne (z. B. Schleiermacher) offenbar eine persönliche Misstimmung ihm die Klarheit des Blicks trübt, und für manche, besonders die vornehm geselligen Richtungen auch eine generell sein Wesen durchdringende Hinneigung ihn öfters zum gewandtesten Lobredner macht, wo wir ihn lieber mit der schärfsten Schärfe seiner Angriffswaffen auftreten sähen. Dies Alles aber tritt nicht bei Niebuhr ein, sondern hier walten seine eigenthümlichen Durchschauungs- und Darstellungsberichte ganz frei, und, da sie sich an dem würdigen Gegenstande zu begeistern vermögen, auch in mehr als gewöhnlicher Anspannung. Rein geistig gewogen, möchten wir daher den Aufsatz in Rede fast für die Perle der Sammlung erklären, wenngleich der zusammengesetztere Schmuck, wie wir, unsern Vergleich fortsetzend, das reiche Lebensbild des wiener Congresses nennen wollen, eine höhere Summe des Werthes ergeben mag.

(Der Beschluß folgt.)

Politischer Rückblick auf das Jahr 1838. Nebst Anhang über die ersten fünf Monate des laufenden Jahres. Von Karl Friedrich Ernst Ludwig. Hamburg, Nestler und Melle. 1839. Gr. 8. 16 Gr.

Es ist ein stehender Artikel der politischen Blätter, dem neuen Jahre einen Generalvorhalt aus den Begebenheiten des alten Jahres zu machen und ihm damit Besserung anzuempfehlen. Wir haben gegen diesen Gebrauch nichts einzuwenden; gehen wir doch alle bei einem neuen Zeitabschnitte in uns, der Eine so, der Andere so, jeder wie er's eben weiß und gelernt hat. Wer ein Bischen Verstand hat, zieht aus dem Vergangenen Schlüsse aufs Folgende, macht Pläne in die Zukunft und — denkt, während Gott lenkt. Im Allgemeinen pflegen alle solche Résumés mehr oder weniger politische Kannegießereien zu sein. In die Geheimnisse der Cabinete und der Diplomatie zu schauen ist den Zeitungsschreibern in der Regel ebenso wenig gestattet als den Zeitungslesern. Daher kann man aus nichtabgeschlossenen Begebenheiten sich verschiedenerlei Folgen und Schlüsse ziehen und im Ganzen kommt es uns etwas maßgeblich vor, wenn ein Zeitungsschreiber uns seine Schlüsse in die Zukunft und seine Kritiken des Vergangenen, jedoch noch nicht Vollendeten aufreden will. Indessen mag Hr. Ludwig, als einer der Mitarbeiter der „Hamburger Börsenhalle", sein Publicum besser kennen als einzelne Leser seines Blattes. Er muß die alte Sitte erhalten, ohne die vielleicht manches Dutzend Abonnenten der Zeitung abspringen und mancher neue nicht erworben würde; allein zugestehen wird er, daß er weder der Geschichte noch der Zukunft durch solche Kritiken der jüngsten Vergangenheit einen Nutzen stiftet, sondern nur der Zeitung. Daher sehen wir nicht recht ab, was der Wiederabdruck dieses

sehr langen, aber keineswegs ausführlichen Résumé bedeuten soll. Die Begebenheiten und Zeiten rollen fort. Die ewigwaltende Vorsehung und der nie rastende, ewig wandelbare Menschengeist lassen sich nie vorgreiflich bei Entwickelungen begnügen, die jeder Philister bei der Suppenschüssel sich an den Fingern abzählt. Was uns jetzt als eine Thorheit und Schwäche der Menschen und ihrer Proletarier erscheint, ergreift uns später wunderbar als die kleine Ursache großer Wirkungen. Deshalb sind solche Versuche, das Jüngstgeschehene zu kritisiren, nicht eben Beweise großen Witzes, ja sie können es nicht sein, denn die Befangenheit und Blindheit für die Gegenwart und Zukunft ist eben das Loos nicht nur jedes Zeitungsschreibers, sondern jedes Menschen, und kaum ist Der besser daran, der als Maschinenmeister am großen Räderwerk der Weltbegebenheiten figurirt.

Nebenher laborirt dieser Bericht an einer vielleicht unwillkürlichen Parteilichkeit für gewisse Völker und deren Beherrscher. England wird daher voran fast durchweg gelobt. Hamburg liegt an der Nordsee und hat eine ziemlich starke Beziehung zur Ostsee. Als Freistaat und erster Handelsplatz Deutschlands affectirt es Klein-England zu sein. Ein hambneger Zeitungsschreiber muß sich englisiren lassen, und wäre er auch so gut kaiserlich wie Hr. Ludwig, dem Östreich das non plus ultra eines Staates zu sein scheint und Metternich nicht nur der klügste, sondern auch der beste Staatsmann, weil er gerade so viel gescheiter ist als alle andern Östreicher. Frankreich wird durchweg getadelt. Östreich und Rußland, Schweden, Dänemark u. s. w. sind Muster. Da ist Alles Vernunft und Weisheit, Tugend und Güte, denn man hat es hier nur mit den Cabineten oder Autokraten und nicht mit den Völkern zu thun. Auch hat man von jenem nichts zu fürchten, von diesem nur zu hoffen. Die Fortdauer der politischen Selbständigkeit Hamburgs wird wesentlich von Östreich gegen Preußen gesichert. Letzteres wird daher nur mit Kälte gelobt und ihm z. B. die Strenge der Censur vorgeworfen, während sie für Östreich und Rußland vertheidigt wird. Nordamerika, d. h. die Vereinigten Staaten, wurde rein übersehen und dies in der Vorrede entschuldigt. Der Gegensatz zwischen diesem Lande und Europa, die jährlich wachsende und auch im vorigen Jahre sehr gewachsene Bedeutung dieses Staates, seines Welthandels und seiner Geldkrisis für unser Vaterland, für England, für Frankreich wird vergessen, wahrscheinlich um den Vortheil der Geheimnisse der Hansestädte nicht zu verrathen, und Deutschland als Ganzes nur insofern ignorirt, als die Verfassung des Bundes mit zwei Worten getadelt ist. Des Zollvereins und seiner Folgen darf ein Hamburger aus Patriotismus nicht anerkennend gedenken, und noch weniger merken lassen, daß die Sicherheit, mit welcher man Deutschland brandschatzte, durch den Zuckervertrag mit Holland und andere bevorstehende, zu Ende gehen könnte, ja daß die Hansestädte sammt und sonders durch solche Maßregeln zum Wunsche der Mediatisirung gezwungen werden dürften. Doch jeder mag die Welt betrachten, wie er will! Die Geschichte aber muß der gebildete Mann mit hellen, großen Augen ansehen, und, will er über die Geschichte der Gegenwart sich verbreiten, so muß er durch einen großen Aufwand von Geist und Gerechtigkeit sich ein Recht erwerben, seine Stimme in der Zeit zu erheben. Da aber bei dem bestehenden directen und indirecten Censurzwange diese Gerechtigkeit nicht möglich ist, so sind Geschichtschreibungen der gegenwärtigen Zeit in der Regel nicht zu gebrauchen und als Lobhudeleien der Mächtigen widrig.

Die Bescheidenheit, mit welcher der Hr. Verfasser seinen Aufsatz übergibt, ist daher höchst lobenswerth und das Beste an dem Buche. Es wird auch seine Leser finden und jedenfalls werden es die Hanseaten aus den angedeuteten Gründen loben. Außerdem wird es einem gewissen gnügsamen Publicum behagen und Ref. bedauert nur, daß er nicht zu diesen Genügsamen gehört. Er macht sich diesen Vorwurf selbst und spricht dazu den innigsten Schmerz aus, daß der Verf. nicht Freude genug an der Kühnheit der Evolutionen des Menschengeistes empfindet, um den Leser mit Hoffnung und Muth für das Weiterleben erfüllen zu können. Ein schnöder Selbstruhm ist es, kein Freund der Bewegung zu sein, und doch zur Partei der Fortschritte sich zählen zu wollen. Heißt das nicht, wascht mir den Pelz, aber macht mich nicht naß? Bewegung und Revolution sind himmelweit verschieden, aber ein Bischen Sauerteig scheint doch wahrlich Noth! Die Fortschritte im *Alten* — was sind sie? Eine fort und fort weiterschreitende Bevormundung der Vernunft der Menschen, ein Übermaß des Gesetzgebens zur Ausbesserung des schon Geflickten, ein Vielregieren, Vielbeschäftigen, Vielbesolden, ein Hungerleiden und Schuldenmachen nebst wachsenden *Finanzverlegenheiten*, die am Ende zu Unredlichkeiten im *Großen wie im Kleinen*, zu Staats- und Privatbankrotten und dadurch zu *Revolutionen* führen.

6.

Miscellen.

Sir Sidney Smith, zugleich ein kühner Seeheld und ein ritterlich romantischer Paladin, wozu ihn seine Persönlichkeit begünstigte, bestand bereits im elften Jahre sein erstes Abenteuer zu Wasser. An der väterlichen Wohnung zu Midghan in Berkshire floß ein ziemlich tiefes Gewässer vorbei, das er in Gesellschaft eines Mädchens von gleichem Alter mit ihm beschiffte, auf einer Wasserkufe, mit Hülfe einer langen Stange. Er verlor diese und die Kufe bewegte sich fortan nur in der Runde. Sein Vater kam hinzu, er sah keine Möglichkeit, das schwankende Fahrzeug, welches den Umsturz drohte, ans Land zu bringen. Das Mädchen weinte bitterlich. Der Knabe rief dem Vater zu, er möge eine Leine an das Halsband seines Lieblingshundes binden. Es geschah, Sidney lockte ihn zu sich an die Kufe, band den Strick an sie an und warf ihn dem Vater zu. Aber wie das Fahrzeug ans Ufer gezogen wurde, war die Gefahr noch nicht geendet. Es wollte umschlagen, weil das eine Kind vor dem andern herausgehoben werden sollte. Beide mußten es in gleichem Tempo werden, also warten, bis noch ein Gehülfe dem Vater beistand. „Nun, Vater", war des Knaben erstes Wort, als er wieder auf festem Boden stand, „wollen wir zum Abendgebet gehen" (das über der Wasserfahrt versäumt worden war). „Wir hatten nie besseres", antwortete Capitain Smith, mit einem dankbaren Blick gen Himmel, den nur ein Vater nachzufühlen vermag. Im zwölften Jahre war der beherzte Schiffer der Kufe Midshipman auf dem Sandwich.

Klugheit eines Elefanten.

Ein englischer Offizier hatte einen Elefanten, den er hochhielt, und war gewöhnlich bei der Fütterung gegenwärtig, die ihm mit einem reichlich bestimmten Maß von Körnern verabreicht wurde. Als der Offizier verreisen mußte, empfahl er dem Wärter sorgliche Pflege des ihm so lieben Thieres. Aber der Eigennutz des Dieners ließ ihn bald die Befehle des Herrn vergessen. Er schmälerte die Rationen des Elefanten, sodaß dieser bald abmagerte und ihn der Besitzer bei seiner Rückkehr ganz elend fand und der Wärter sich in allerlei Lügen erschöpfte, um eine Antwort auf die Fragen des Herrn zu finden. Der arme Elefant hatte sein Möglichstes gethan, seine Freude über die Rückkehr des gütigen Herrn diesem bemerklich zu machen. Er hatte trompetet, den Rüssel wie zu einer Begrüßung erhoben und andere liebkosende Bewegungen gemacht. Als die Zeit zum Füttern kam, wurde ihm die volle Portion gereicht. Er theilte solche in zwei Hälften, verzehrte die eine, sah den Herrn an und ging dann ruhig in seinen Stall. Der Herr verstand die Pantomime des klugen Thiers, setzte den diebischen Wärter zur Rede, der, überrascht, auch sein Entwenden des Futters eingestand.

51.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 135. — 14. Mai 1840.

Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften, von K. A. Varnhagen von Ense. Neue Folge. Erster Band.

(Beschluß aus Nr. 134.)

Unter den reinkritischen Aufsätzen weisen wir noch auf die Beurtheilung der Werke von Alexander Puschkin hin, dieses geistvollen russischen Dichters, der in der Blüte des Lebens als ein so bedauernswerthes Opfer der annoch so verkehrten Gestalt unserer geselligen Verhältnisse und Grundsätze fiel. Es ist nicht sowol das Urtheil über Puschkin's Arbeiten selbst, was uns hier anzieht, als die Nachrichten, die der Autor über den Zustand der russischen Literatur überhaupt, über den Werth und Bau der Sprache gibt; sie müssen uns für Beweise gelten, daß der Verf. sich selbst mit ernstlichsten Studien in diese uns fast noch ganz fremde Welt gewagt und eine andauernde Kraft des Fleißes daran gesetzt hat. Es bleibt uns aber noch immer überraschend, in Varnhagen einen Derjenigen zu erblicken, der sich mit der Erlernung des Russischen beschäftigt hat, einer Sprache, die freilich einige unserer für russische Zustände und Regierungsgrundsätze überhaupt begeisterte Offiziere in den letzten Jahren mit Eifer getrieben haben, bei denen jedoch Verträge und Lebensansichten hauptsächlich wirkten, die wir in unserm hochverehrten Literaten auch nicht im entferntesten voraussetzen können. Ob es ihm inzwischen gelungen sei, sich in dem fremdartigen schauerlich weiten Gebiet so heimisch zu machen, daß er auch nicht mitunter fehl gehen, die Wahrheit in ganz entgegengesetzter Richtung suchen sollte, als sie wirklich liegt: darüber steigen in uns, nachdem wir die von dem berühmten russischen Literaten Staatsrath Gretsch herausgegebene äußerst scharfe polemische Broschüre über das nach Mittheilungen Melgunoff's hauptsächlich verfaßte Buch von Heinrich Koenig: „Literarische Bilder aus Rußland", gelesen, doch einige Zweifel auf. Der Verf. wird sie uns vergeben, wenn wir ihnen das Bekenntniß hinzufügen, uns auf diesem Felde in keiner Beziehung urtheilsfähig zu fühlen, weshalb uns natürlich die diametral verschiedenen Ansichten zweier Autoritäten etwas in Verlegenheit setzen müssen. Jedenfalls ziehen wir aus Varnhagen's Kritik über Puschkin den Gewinn, in eine nähere, sehr erfreuliche Bekanntschaft mit diesem Dichter zu treten, der uns, nach einigen uns zu Gesicht gekommenen Übersetzungsproben, obgleich diese keinen eben ausgezeichneten Werth hatten, doch als ein ebenso reicher als zarter Dichter erschienen ist, nicht ohne Verwandtschaft — vielleicht Wahlverwandtschaft — mit Lord Byron.

Endlich zu den novellistischen Beiträgen. Diese waren uns, da wir den Verf. auf diesem Gebiet noch gar nicht kennen gelernt hatten (freilich nur unsere Schuld), die anziehendsten, vorläufig für unsere Neugier. Um aber der Wahrheit die Ehre zu geben, müssen wir bekennen, daß sie durch sich selbst nicht diese Kraft in einem Grade auf uns geübt haben, der sie den andern Aufsätzen gleich stellte. Manches Schöne in der Darstellung darin erfreut, doch das Ganze hat keine eigentliche Lebenswärme; es sind mehr Nachbildungen einer Erzählung als Selbstbildungen. Doch gilt das nur für die beiden ersten: „Kriegsabenteuer" und die „Sterner und Psitticher"; die zwei andern sind Übersetzungen aus dem Russischen. Hier haben wir also nicht des Verf. eigenes Talent, sondern nur den Geschmack seiner Wahl zu besprechen, und dieser ist ein durchaus glücklicher. Die beiden Kleinigkeiten sind allerliebst; nur Skizzen, es ist wahr, aber voller Grazie und Leben, Eigenschaften, an denen sie durch die Übertragung des Autors gewiß nichts verloren haben.

Wir wenden uns noch einmal zu den ersten zurück, damit man unser kurzes Wort darüber nicht misdeute. Sie sind von großem Interesse, doch nicht als Erzählungen, nicht im Verfolg des Organismus derselben, der sich frei vor uns entwickelnden Charaktere und Lebensbilder, wol aber als Stoff zu Erzählungen. Und in gewisser Beziehung deutet der Autor auch an, daß er eigentlich nicht mehr geben wolle, wenigstens in den „Sternern und Psittichern", denn er sagt mit der ihm eigenthümlichen Anmuth:

> Von den zahlreichen Geschichten, in welchen dergleichen Ereignisse sich abspiegeln, sei uns eine herauszuheben vergönnt, die von besondern Umständen zu einer eigenthümlichen Wendung geführt worden und deren Erzählung ohne Nachtheil sich einer geschichtlichen Treue anschließen darf, die sonst gern dem Reize des Eindrucks geopfert zu werden pflegt.

Dies wird auch den scheinbaren Widerspruch unsers Urtheils erklären, wenn wir oben sagten, es seien mehr Nachbildungen einer vorhandenen Erzählung, und weiterhin, sie böten nur den Stoff zu einer noch daraus zu bildenden dar. Das Letzte läge freilich vor, das Erste nach dem Kunstwerk; allein die Sache ist dieselbe; jenes

sehr langen, aber …
soll …

… gabe aus dem stofflichen Gehalt zu, dieses den aus einer Erzählung, also ein gleiches Product, nur anders gewonnen. So möchten wir denn die Dichter, welche sich selbstkräftig schaffend in dieser Gattung fühlen, auffodern, die Aufgabe zu lösen, zu der ihnen Varnhagen hier den trefflichsten Anlaß gegeben. Er hat mit feinem Kennerblick den schönen Erzählungsstoff aufgefunden und ihn mit schriftstellerischem Geschick so vortheilhaft vor uns ausgebreitet, ihm die nöthige Vorbereitung angedeihen lassen, daß der wirkliche Erzähler nur ein leichtes Spiel hat und seinem Vorgänger immer für die Weise der Arbeit verpflichtet bleiben wäre. Auch der Dramatiker hätte an den Steinmetzen und Pfeifern eine dankbare Aufgabe.

Genug nun von dem nach so mannichfachen Richtungen ausgezeichneten Buch. Für einen Band ist diese, demselben gewidmete Anzeige vielleicht etwas lang, für den Inhalt desselben aber gewiß nicht. Eher müssen wir die Nachsicht des Lesers für das Ungenügende unserer Andeutungen erbitten; doch in diesem Fall befindet sich die Kritik einem Meisterwerke gegenüber immer. An dieses kann sie nur (wie Ludwig Tieck mündlich einmal mit großer Schärfe und Überlegenheit des Geistes gegen einen Ästhetiker entwickelte, der behaupten wollte, die Kritik stehe über dem Kunstwerk) eben hinankommen, sich das hier als ein dankbar zu Empfangendes aneignen und sich der innern Fortbildung und der geistigen Wohlthat überhaupt erfreuen, die sie durch ein solches Werk empfängt. In solchem Sinne schrieben wir unser Urtheil, und diesem, der es, wie wir hoffen, im Ganzen durchdringt, wird man es auch wol zugute halten, wenn wir in einigen Punkten freimüthig bekannten, was uns an der so werthvollen Gabe das minder Bedeutende zu sein dünkt. Die größte Freude war es uns aber, in diesem Bande fast auf nichts zu stoßen, wo eine innere Verpflichtung uns zum ernsten Widersacher der Richtungen und Grundsätze gemacht haben würde, denen der Verf. sein Talent widmete, wie das in den ersten Bänden und andern Schriften allerdings mitunter der Fall gewesen.

71.

Römerthum, Christenthum und Germanenthum, von J. Venedey. Frankfurt a. M., Meidinger. 1840.

Die vorliegende Arbeit verdankt ihr Entstehen der von der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften zu Paris wiederholt aufgestellten Preisfrage: Durch welche Ursachen und auf welche Weise wurde die alte Sklaverei aufgehoben, und zu welcher Zeit blieb im abendländischen Europa nur die Leibeigenschaft übrig? Der Verf. erzählt in der Vorrede die Geschichte seiner zweimaligen Bewerbung um den für die beste Beantwortung dieser Frage ausgesetzten Preis, eine Bewerbung, welche ihm endlich eine „ehrenvolle Erwähnung", das französische Accessit, eintrug. Er glaubt Ursache zur schwersten Klage gegen die Akademie zu haben, deren Entscheidung er der Parteilichkeit verdächtigt, und er weist in den von ihm angeführten Berichten der zur Prüfung seiner Arbeit in den J. 1838 und 1839 beauftragten beiden Akademiker die auffallendsten Widersprüche nach; man muß außerdem gestehen, daß die persönlichen Verhältnisse der beiden, Hrn. Venedey vorgezogenen Concurrenten (der eine ist der Sohn, der andere der Secretair eines

Mitgliedes der Akademie) allerdings Hindernisse eines unbefangenen Ausspruchs über das relative Verdienst der verschiedenen Bewerber gewesen sein können. Kommen wir indessen zu dem Gegenstande selbst.

Der Verf. hat sich die Aufgabe gestellt, die Wechselwirkung der römischen Civilisation, des Christenthums und der germanischen Barbarei zu schildern und durch den endlichen Sieg der beiden letztern Elemente, vorzugsweise aber durch den überwiegenden Einfluß germanischer Ansichten und germanischer Sitten den Untergang der alten Sklaverei, ihre Verdrängung durch die Leibeigenschaft zu erklären.

Die Hauptideen, welche der Darstellung des Verf. zum Grunde liegen, sind folgende. Das Princip des antiken Lebens, der Moral, der Politik und des Rechtes der alten Völker, und zumal der Römer, war der crasseste Egoismus; das Christenthum stellte zuerst den Begriff der Pflicht auf, aber der blos passiven Pflicht, entsprechend der Formel: was du nicht willst, daß dir geschehe, das thue keinem Andern; das Germanenthum fügte als Ergänzung dieser negativen Tugend die thätige Pflicht hinzu, aus welcher sich nach und nach die ganze moderne Moral, eng verbunden mit der dem Alterthum unbekannten Idee der Menschheit, entwickelte.

Nur die zweite dieser drei Grundideen des Verf. scheint uns keinen erheblichen Einwürfen ausgesetzt zu sein. Die Ungerechtigkeit, die Impietät des Verf. gegen das Alterthum bedarf keiner eigentlichen Widerlegung, einige Gegenbemerkungen werden aber vielleicht nicht überflüssig sein.

Das Moralsystem der Alten ging allerdings von dem Begriffe des Rechts aus und die Pflicht galt ihnen nur als etwas Abgeleitetes, als etwas Secundaires, aber gerade in diesem Punkte wird es für alle Zeiten das Muster jeder Sittenlehre bleiben, die von Hypokrisie, Schwärmerei und Unverstand frei ist. Die Pflicht als etwas Absolutes, nicht erst durch ein ihr entsprechendes Recht Erzeugtes gedacht, ist ein zu monströser Begriff, als daß er in dem gesunden, wenn auch oft einseitigen Sinne hätte einen Platz finden können. „Die Alten", sagt ein berühmter und ehrwürdiger Geschichtforscher, „begriffen wol, daß man arbeiten müsse, um zu leben, aber daß man lebe, um zu arbeiten, fiel ihnen nicht ein." Mit diesen Worten ist der Gegensatz der antiken Lebensansicht und derjenigen, durch welche sie temporair verdrängt wurde, in eine Formel gebracht, die die Vernunftmäßigkeit der einen und die Absurdität der andern in das hellste Licht setzt. Ja, die Alten waren Egoisten in dem Sinne, daß sie sich zu Genuß und Glück berufen glaubten, aber kein Geschichtskundiger, wenn er nicht ein Paradoxenjäger ist, wird ihnen vorwerfen, daß sie diese Aufgabe ihres Lebens von einem kleinlichen oder gemeinen Standpunkte aufgefaßt haben. Die Person verschwand für sie in der Würde des Bürgers, das individuelle Interesse identificirte sich für sie mit dem des Staats, ihr Egoismus fiel zusammen mit den Anfoderungen des reinsten Patriotismus. Die fremden Völker, die Barbaren, lagen allerdings außerhalb des Bereichs der nationalen Moral der Alten, aber es ist darum keineswegs wahr, daß sie die Fremden für rechtlos und sich daher jeder Pflicht gegen dieselben für ledig gehalten hätten. Es läßt sich sogar behaupten, daß die Alten, wenn sie keine enthusiastischen Kosmopoliten waren, doch den Begriff der Menschheit in seiner heutigen Bedeutung kannten, und daß sie wenigstens eine allgemeine Vorstellung von einer auf demselben beruhenden weltbürgerlichen Moral hatten, deren Übertreter als inimicus generis humani gebrandmarkt wurde. Es ist wahr, daß die Alten in dem Kriegsgefangenen keine Menschenrechte mehr anerkannten, daß sie ihn rein als Sache behandelten, allein nicht weil derselbe ein Fremder war, sondern weil der völkerrechtlichen Ansicht des Alterthums zufolge überhaupt der Besiegte das Personenrecht verlor, so zwar, daß z. B. die römische Gesetzgebung den im Auslande gefangenen Bürger für bürgerlich todt erklärte und im Falle seiner Befreiung zu einer Rechtsfiction ihre Zuflucht nahm, um ihn in seinen frühern Stand wiedereinsetzen zu können.

Wenn der Verf. die antike Civilisation im Allgemeinen mit einer systematischen Ungerechtigkeit beurtheilt, so würdigt er doch den eigentlich politischen Charakter des Römerthums im besondern nicht zu strenge, und man vermißt bei der Schilderung, die er von demselben entwirft, nur ein wenig mehr Ausführlichkeit. Auch seine kurze Darstellung des Wesens des Christenthums und seines Eingreifens in das moralisch-politische Triebwerk der alten Welt finden wir treffend, soweit sie dies bei den Ansichten des Verf. über das Alterthum sein können, jedoch möchten wir auch hier nicht alle Endurtheile desselben über die geschilderten Thatsachen unterschreiben. Wir gehen rasch über diese beiden Abschnitte des Werks hinweg, um dessen Hauptgegenstande, der Untersuchung des germanischen Charakters und der germanischen Institutionen, eine desto längere Aufmerksamkeit widmen zu können.

Mit dem Abschnitte Germanenthum betritt der Verf. das Feld der eigentlichen historischen Forschung, auf welchem er die Lösung des von der Akademie aufgeworfenen Problems sucht. Die wesentlichen Resultate, zu denen er gelangt, sind folgende: Die eigentliche Sklaverei war den germanischen Gesetzen und der germanischen Sitte von jeher fremd, die nur eine der spätern Leibeigenschaft verwandte Knechtschaft kannten; die Einwanderung der Barbaren in die der römischen Herrschaft unterworfenen Länder brachte in denselben eine Änderung der Gewohnheiten und Gebräuche hervor, die, unterstützt von dem christlichen Principe, die allmälige Umwandlung der Sklaverei in Knechtschaft der Scholle mit sich führte; das factische Aufhören der Sklaverei im ganzen abendländischen Europa, mit Ausnahme einiger Seehandelsstädte, war bereits gegen Ende des 11. Jahrhunderts vollendet, während die rechtliche Möglichkeit des Sklavenbesitzes theilweise bis in die neuesten Zeiten fortbestand und z. B. für Frankreich erst durch die Revolution aufgehoben wurde.

Eine Bemerkung, die Alles beherrscht, was wir gegen die Ansichten und Argumentationen des Verf. zu sagen haben, ist, daß sich in denselben durchgängig ein übertriebenes Vorurtheil für das germanische Volk, seine Eigenschaften, seinen Charakter, seine Gewohnheiten und seine Gesetze kund gibt. „Moral, Freiheit und Ordnung", sagt er, „waren die Seele des Germanenthums", und an einer andern Stelle fügt er hinzu: „Die deutsche Gemeinde ist wie die Lehre Christi auf die Pflicht gebaut. Hier aber stehen wir einem jugendlich freien Volke gegenüber, und so wird bei ihm die Pflicht, die bei Sklaven und Unterjochten nur eine passive Kraft haben konnte, zur activen Thätigkeit. Was du nicht willst, daß dir geschehe, das thue keinem Andern, war der Grundsatz, in Folge dessen sich die freie Association der Germanen zur wechselseitigen Aufrechthaltung des Rechtszustandes bildete. Aber sie gingen weiter und sagten: Was du willst, daß dir geschehe, das thue den Andern, und machten damit die gegenseitige Hülfsleistung zum Gesetze ihrer Verbindung, zum Gesetze der Gemeinde. Um nun dem Pflichtgrundsatze seine letzte, ihn zum Staatsgrundsatze machende Consequenz zu sichern, erklärten sie: Was du nicht willst, daß dir geschehe, verhindere aus allen Kräften, daß es Andern geschehe, und so erklärten sie sich verantwortlich für die Verbrechen ihrer Verbindungsmitglieder, ihrer Gemeindebürger, übernahmen sie die Pflicht, für deren Rechtlichkeit zu sorgen, das Unrecht zu verhindern, und sobald sie nicht dazu im Stande waren, es zu vergüten." Das Alles ist nicht sowol historisch begründetes Urtheil als patriotische Phantasie. Wo sind die Gesetze, wo die Einrichtungen, wo sind vor allen Dingen die geschichtlichen Thatsachen, die den Verf. dazu berechtigen unsern Vorfahren jene erhabene Moral, jene menschheitlichen Tugenden zuzusprechen, mit denen er sie ausstattet? Der Verf. weiß keinen andern Beweis für alle jene Behauptungen zu geben, als den gebrauchsrechtlichen Satz, daß die Gemeinde für die von ihren Mitgliedern begangenen Vergehen bürgerlich verantwortlich sei. Welch' eine schwache Grundlage für sein himmelhohes Moralsystem der Germanen! Jene Vorschrift ist im günstigsten Falle eine glückliche polizeiliche Einrichtung, die wir auch in manchen heutigen Staaten wiederfinden, ohne deshalb die Moralität der Völker zu bewundern, die sie angenommen haben. Man kann dieselbe aber auch von einer ganz andern Seite ansehen, und es ist vielleicht bis zum Beweise des Gegentheils erlaubt anzunehmen, daß sie ursprünglich eine wechselseitige Assecuranz gegen die Folgen des Verbrechens und der Gewaltthat war, mit denen sich in der Vorstellung des Barbarenthums die Begriffe des Muthes, der Kraft, der Ehre und des Verdienstes um den Stamm verbanden.

Die Behauptung des Verf., daß die Germanen die eigentliche Sklaverei nicht gekannt, stützt sich hauptsächlich, oder vielmehr einzig und allein, auf die bekannte Stelle bei Tacitus, in welcher dieser von der Sklaverei bei den Deutschen eine Beschreibung gibt, die derselben in der That mehre wesentliche Merkmale der bloßen Leibeigenschaft beilegt. Aber spricht nicht Tacitus weiterhin von dem Verkauf germanischer Sklaven ins Ausland, der doch nothwendigerweise ein Verhältniß der absolutern Unfreiheit als die einfache Knechtschaft der Scholle voraussetzt? Der Verf. beseitigt diesen Einwurf mit der Bemerkung, daß solche Fälle wahrscheinlich nur als Ausnahmen vorgekommen und eben deshalb von Tacitus erwähnt worden seien. Eine solche Ausflucht ist kein Raisonnement. Übrigens wollen wir gern zugestehen, daß die Germanen zur Zeit des Tacitus keine eigentlichen Haussklaven hatten, allein es scheint uns unzulässig, den Grund davon mit dem Verf. in einer gewissen, wenn auch nur instinctartigen Achtung vor der Menschenwürde zu suchen. Ein rohes, abgehärtetes und zumal armes Kriegervolk hat natürlich weder die künstlichen Bedürfnisse noch die Mittel zu deren Befriedigung, welche die Haussklaverei voraussetzt. Auch die Römer, obgleich vom Beginn ihrer Geschichte an Eroberer, kannten Jahrhunderte lang fast nur Ackersklaven und die Heloten der Spartaner waren nichts anders. Waren die einen oder die andern darum weniger Sklaven im strengsten Sinne des Worts?

In der Sitte der Germanen, sich durch ihre Frauen und durch ihre Kinder bedienen zu lassen, findet der Verf. den Grund, weshalb die persönlichen Dienstleistungen in den Augen unserer Voraltern alles Erniedrigende, Demüthigende verloren, und weshalb sie später an den Höfen der Fürsten sogar als Titel zu Adel und Würden betrachtet wurden. Auch diese angebliche Consequenz der deutschen Ursitte dünkt uns nichts weniger als unbestreitbar. Es ist eine ausgemachte Sache, daß die Stellen der Kämmerer, Schenken, Marschälle u. s. w. in den frühesten Zeiten der neuen Monarchien von Ministerialen, das heißt von Leibeigenen versehen wurden, und daraus erklärt sich denn auch sehr natürlich die Erblichkeit dieser persönlichen Ämter. In dem Maße aber, in welchem sich das Feudalsystem mit seiner vielgliedrigen Hierarchie ausbildete, hob sich der Glanz, wenn auch nicht immer die Macht, des Throns, dessen Widerschein natürlich auf alle Umgebungen desselben fiel. Ein Knecht konnte nicht länger eines Amtes würdig erscheinen, das ihn mit der Person, nicht mehr eines Hordenführers, sondern eines wahrhaften Königs in tägliche und unmittelbare Berührung brachte, es wurde zu einer Nothwendigkeit der höhern Etikette, die Ministerialen nicht allein zu emancipiren, sondern auch, sie in die Adelsaristokratie einzureihen, und die immer weitere Ausbildung des monarchischen Geistes und der monarchischen Sitte brachte es unvermeidlich mit sich, daß sie bald in dieser Aristokratie einen der ersten Plätze einnahmen. Wir sehen daher in der Institution der Hofämter und in den ihr entsprechenden Einrichtungen in niedern aristokratischen Kreisen keineswegs eine „nothwendige Folge der Heiligkeit des Hauses bei dem germanischen Volke", sondern einen nothwendigen Bestandtheil des gothischen Baus der Feudalmonarchie.

„Die Barbaren", sagt der Verf. ferner, „waren das berufene Volk des Neuen Testaments, und sie werden die Institutionen der römischen und asiatischen Civilisation bis auf die letzte Spur beseitigen. Es ist dies nicht meine patriotische, son-

dern meine geschichtlich-philosophische Überzeugung. Ich habe
mich im Laufe meines Werks klar darüber ausgesprochen. Wem
aber das Gesagte nicht klar genug, der nenne mir ein der eu-
ropäischen Civilisation angehöriges Volk, das nicht durch Ger-
manen in dem Chaos der Völkerwanderung zur Wiedergeburt,
der zeige mir ein christliches Volk, das, außer dem Bereiche der
germanisirten Völker liegend, auch nur zur Abschaffung der
Sklaverei gekommen wäre." Ref. gesteht zuvörderst, daß er
zu Denen gehört, welchen nicht klar ist, was der Verf. mit
dem Ausdrucke „berufenes Volk des Neuen Testaments" sagen
will, er gesteht ferner, daß er den Kanzelton in einem histo-
rischen Werke des 19. Jahrhunderts für einen schreienden Ana-
chronismus hält. Was die Herausfoderung des Verf. betrifft,
so steht Ref. nicht an, dieselbe anzunehmen und auf die auf-
geworfene Frage zu antworten: die Slawen, die Ungarn, die
Finnen, die irischen und schottischen Celten, die Basken und
die Neugriechen sind christliche Völker, die, außer dem Bereiche
der germanisirten Völker liegend, zur Abschaffung der Sklaverei
gekommen sind, sie sind ferner größtentheils der Bewegung der
Völkerwanderung fremd geblieben und ohne alle Vermischung
mit Deutschen zur Wiedergeburt oder überhaupt zum Niveau
der modernen Civilisation gelangt. Die ... Antwort scheint uns
peremtorisch und wir dispensiren uns deshalb ... von weiterm
Eingehen auf Details.

Der Verf. geht bei seinen Untersuchungen von einem Grund-
irrthume aus, den er selbst in folgenden Worten ausspricht:
„Nie hat ein Volk, weß Namens es auch war, einen Grundsatz
aufgestellt und in Sitten und Gebräuchen anerkannt, ohne daß
dieser sich mit der Zeit bis in seine letzten Consequenzen geltend
gemacht hätte." Die Unrichtigkeit dieser Maxime läßt sich an
der Geschichte jedes beliebigen Volks beweisen. Inconsequenzen
und Anomalien sind in dem Charakter der Völker ebenso häufig
als in dem der Individuen und sie äußern sich noch auffallender
bei den erstern, weil die Verhältnisse, in denen sie sich bewegen,
complicirter und großartiger sind als die der zweiten. An den
erwähnten Irrthum des Verf. schließt sich ein anderer eng an,
der nämlich, jeden von den alten Schriftstellern aufbewahrten
Zug der moralischen Physiognomie der Germanen, der in sein
System paßt, ohne weiteres für ein Urelement des Germanen-
thums gelten zu lassen, auf ein Wort von Tacitus oder Cäsar
pyramidenhohe Theorien zu bauen, die dann nur zu oft zum
Bett des Prokrustes für die Thatsachen werden. Diese Methode
hat freilich große Autoritäten für sich, ohne Zweifel, weil sie
die Schaustellung der Combinationsgabe und des Scharfsinns
außerordentlich begünstigt, allein sie ist nicht die einer gewissen-
haften und zuverlässigen historischen Forschung. Sie ist die
hauptsächliche Ursache, warum das Ergebniß der Untersuchun-
gen des Verf. unbefriedigt läßt, aus der es ihm nicht gelungen
ist, die Motive des Aufhörens der Sklaverei mit überzeugender
Klarheit nachzuweisen. Sein Buch wird in jedem unbefangenen
Leser, selbst wenn ihm die Materie bisher völlig fremd gewesen
wäre, die Überzeugung zurücklassen, daß Christenthum und
Völkerwanderung, wie groß auch ihr Einfluß auf die anfäng-
liche Milderung und spätere Aufhebung der Sklaverei waren,
keineswegs zur Erklärung dieses socialen Ereignisses hinreichen,
bei welchem eine Complication moralischer, bürgerlicher, intellec-
tueller und vor allen Dingen ökonomischer Triebfedern thätig war,
die der Verf., ausschließlich mit einigen vorgefaßten Meinungen
beschäftigt, völlig übersehen hat.

Die Kürze der Zeit, welche dem Verf. durch die Umstände
zur Ausarbeitung seines Werks gegeben war, ist die augen-
scheinliche Ursache einzelner Mängel und Nachlässigkeiten, die
bei einiger Muße jedenfalls hätten vermieden werden können
und sollen. So verwechselt der Verf. S. 10 die römischen Rit-
ter mit den Patriciern, indem er dieselben die römische Aristo-
kratie nennt; so sagt er S. 10: „Cäsar erließ das agrarische
Gesetz, welches den Sturz der Gracchen herbeigeführt hatte",
was ein schwerer historischer Irrthum ist, und spricht
S. XXXVII von den „fueros, für welche noch heute der Spanier
sein Blut einsetzt", als von einer gothischen Institution, wäh-
rend doch die Gothen nie einen Fuß in das Baskenland setzten,
dessen fueros die politischen Traditionen eines vorrömischen Ur-
volks sind, das die öffentliche Freiheit aufrecht zu erhalten wußte,
nachdem sie in dem ganzen gothischen Spanien untergegan-
gen war.

Wir schließen mit einer Citation aus einem ebenso neuen
als geistreichen Schriftsteller, Xavier de Maistre, die wir dem
Verf. zur Beherzigung empfehlen: „En commençant l'examen
d'une question on prend ordinairement le ton dogmatique
parcequ'on est décidé en secret malgré son hypocrite im-
partialité, mais la discussion réveille l'objection et tout finit
par le doute." 9.

Literarische Notiz.

„Fra Cipolla and other poems; by Sir John Hanmer"
enthält in dem auf dem Titel namentlich angeführten Gedicht
eine Übertragung der bekannten Erzählung vom „Bruder Zwie-
bel" im „Decameron", die, wenn sie auch in diesem Distillations-
processe vielleicht etwas von dem zierlichen Humor des Origi-
nals verloren haben mag, doch auch manche Schönheiten in der
Darstellung gewonnen hat. Die Erzählung „The friar and
the ass" gründet sich gleichfalls auf eine alte italienische Nov-
... und ist in derselben freien ungezwungenen Versification
... [illegible], der, um musikalisch zu sein, nur noch wenig von
vorgetrag... labor" und der Ausfall des zu häufig wiederkeh-
dem „limae ... noth thut; sie zeugt wenigstens hinlänglich von
renden Triplet... gebildeten Ohres. „The strategy of death"
der Leitung eines ... als „The pardoner's tale" in den
erkennt man leicht ...;" wieder. Die kleinern Gedichte grün-
„Canterbury pilgrims ... che und historische Erinnerungen, wobei
den sich meist auf classisch... die ihnen zur Scene gedient haben
manche reelle Örtlichkeit, ... man das Büchelchen auch mehr
mag, durchschimmert. Muß ... Erfüllung ansehen, so ge-
für ein Versprechen als für dessen ... dem Verfasser nicht an
währt es doch die Überzeugung, daß ... aufzufassen als darzustellen
der Gabe, die Schönheit sowol auf... 47.
fehlt.

Literarische Anze... ge.

Nachstehende Artikel, in Paris,
aus dem Verlage von **F. A. Merklein** ... und Auslan-
können durch alle Buchhandlungen des In...
des von mir bezogen werden: ... s, rêveries

Jongleurs et trouvères, ou choix des saluts, épi... siècles;
et autres pièces légères des 13ième et 14... **Jubinal,**
publié pour la première fois, par ***Achille*** ... Gr. 8.
d'après les manuscrits de la bibliothèque du ...
Paris. 1835. 1 Thlr. 16 Gr.

Pellico de Saluces (Silvio), *ΠΕΡΙ ΤΩ... ΧΡΕΩΝ* ... Discours
ΤΟΥ ΑΝΘΡΩΠΟΥ. Des devoirs des homme... moderne
à un jeune homme. Traduit de l'italien en gre...
par Cébès de Thèbes. 12. Paris. 1835. 16 Gr.

Percheron (A.), Monographie des passales et ... es genres
qui en ont été séparés. Accompagnée de 7 plan... ches des-
sinées par l'auteur, ou toutes les espèces ont ... été figu-
rées. Gr. 8. Paris. 1835. 2 Thlr.

ΘΕΟΦΥΛΑΚΤΟΣ. Theophylacti Simocattae quaes... tiones
physicas et epistolas ad codd. recensuit versione ... lme-
doneiana et notis instruxit ***Jo. Franc. Boissonade.***
Gr. 8. Paris. 1835. 3 Thlr.

Leipzig, im Mai 1840.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 136. —— 15. Mai 1840.

Frauenliebe und Dichterleben. Ein literarisches Album für gebildete Frauen. Herausgegeben von Karl Vogel. Mit einem Stahlstiche. Leipzig, B. Tauchnitz jun. 1839. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Das vorliegende Werk, typographisch glänzend ausgestattet und von drei Bearbeitern, dem Herausgeber, Herrn Dr. Madson und Fräulein Tinette Homberg, der Verfasserin einer beachtenswerthen Schrift „Über die sogenannte Emancipation der Frauen" (Krefeld 1839), sorgfältig behandelt, ist, nach dem Vorworte, seinem größten Theile nach einem bereits in einer dritten Auflage erschienenen Werke der Mrs. Jameson „Romance of biography" entnommen, der bekannten geistvollen und ernsten Verfasserin der „Sommerstreifereien und Winterstudien" (in welchen sich eine vertraute Bekanntschaft selbst mit der neuesten deutschen Literatur zeigt) und der „Charakteristik der Shakspeare'schen Frauen". Sie sollen im Sinne und nach der Absicht dieser Schriftstellerin dazu beitragen, das Frauenleben in seiner wahren echt evangelischen Bedeutung zu zeigen, in welcher es ebenso fern von der in unsern Tagen gepredigten unbedingten Freiheit des weiblichen Geschlechts ist, wie von jener Misachtung, welche das Weib zur Sklavin des Mannes oder zur ersten Magd seines Hausstandes herabwürdigt. Zugleich sollten, nach der Absicht des Herausgebers, diese Mittheilungen dazu mitwirken, die Aufmerksamkeit unserer gebildeten Frauen auch den ältern Schätzen der europäischen modernen Literatur wieder zuzuwenden, und sie daran erinnern, über dem Genusse des Neuen und Heimischen die edeln Geister anderer Zeiten und Völker nicht zu vergessen.

Eine Einleitung der Verfasserin sagt uns hierauf, wie sie die Wahrheit zu erläutern wünsche, daß, wo ein Weib durch die Talente eines Liebenden über den Rest ihres Geschlechts erhoben und dauerndem Ruhme geweiht worden ist, die Liebe die rechte und verdiente war, und daß kein tiefes inniges oder dauerndes Interesse jemals in Einbildung oder Dichtung begründet worden, kurz, daß Wahrheit, wie in andern Fällen, die Basis der Vortrefflichkeit aller Liebespoesie ist.

Hierauf eröffnet sich die Galerie mit der Frauenliebe bei den Dichtern des classischen Alterthums, aber nur um dieselbe zu negiren. Hier vermißt man die Unterscheidung der Liebe bei Griechen und bei Römern. Sappho sollte nicht auf eine Stufe mit den Buhldirnen oder Ehebrecherinnen eines Catull, Horaz, Tibull, Ovid, Properz gestellt, es sollte nicht behauptet werden, daß alle Fragmente der Liebespoesie der Griechen einen schmuzigen Anstrich gesunkener Sittlichkeit tragen. Vom echten Anakreon wissen wir, „daß er nüchtern Trunkenheit gedichtet", ein tiefsinniges Wort, das Schmuz und Roheit ausschließt; die Überbleibsel Sappho's sind leidenschaftlich, aber nicht sittenlos; ein Bruchstück poetischen Gespräches zwischen ihr und Alkäus athmet sogar hohen sittlichen Ernst, und was ihr sonst nachgesagt wird, hat die Kritik längst für Verleumdungen erklärt. Auf der andern Seite wird die erotische Poesie der Römer allzu entschieden als Denkmal von einer über alle Begriffe gesunkenen Sittlichkeit und von der Lage und Stellung der Frauen im Allgemeinen, die durch ihre eigenen Laster, durch die Verworfenheit und Tyrannei des andern Geschlechts und den überwiegenden Einfluß der epikuräischen Philosophie erniedrigt gewesen seien, betrachtet. Von ein paar verdorbenen vornehmen Damen Roms und einem Dutzend Buhlerinnen derselben Stadt darf man so wenig auf die Sittlichkeit der Frauen eines so ernsten Volkes, wie die Römer waren, bei welchem namentlich im Ganzen die Ehe so heilig gehalten wurde, schließen, als aus den verdorbenen Sitten der hohen Aristokratie Englands oder von den Freudenmädchen Londons auf die Sittlichkeit der englischen Damen überhaupt. So wenig wir die heidnische Gesittung der christlichen gleichstellen wollen, so wenig darf sie blindlings verdammt werden, und wenn Mrs. Jameson mit dem Wunsche der Kirchenväter übereinstimmt, die Liebespoesien der Alten insgesammt in einem Autodafé aufgehen zu lassen, so ist das doch etwas barbarisch.

Geschieht den Alten zu viel, so wird dagegen „das Liebesleben der Troubadours" das keineswegs so keusch, sondern, wie ein deutscher Beurtheiler desselben sagt, häufig „voll Genußgier und lüsterner Ungebundenheit" war, von der Verfasserin ziemlich einseitig idealisirt. Auch hat sie hier wol so wenig, wie bei den Alten, aus den Quellen geschöpft, sonst könnte die Geschichte Rudel's und Betran de Born's, die wir schon aus Uhland's herrlichen Romanzen, welche die sonst in der deutschen Literatur wohlbewanderte Frau nicht zu kennen scheint, und auch die deutschen Bearbeiter unerwähnt gelassen hat, vollständiger wissen, nicht

so mark= und farblos erzählt sein. Auch fällt es auf, daß Mrs. Jameson gegen die Gunstbezeigungen der „tugendhaftesten und preiswürdigsten Frauen" so nachsichtig ist und mehr die Unvorsichtigkeit als den Genuß tadelt (vgl. S. 19 bei Peirol's Geschichte), während sie an die Alten einen strengern Maßstab angelegt hat; und doch wäre was dem Einen recht, dem Andern billig gewesen.

Von den Provenzalen geht die Verfasserin mit Überspringung der Nordfranzosen des Mittelalters, wo doch wenigstens der Castellan von Coucy zu suchen gewesen wäre, und aller deutschen Minnesänger zu den Italienern über und macht uns mit Mandetta, der Geliebten des Florentiners Guido Cavalcanti, des Jugendfreundes von Dante, und mit der schönen Ricciarda dei Selvaggia, der zärtlichen Freundin des Cino von Pistoja bekannt. Die traurige Geschichte der Letztern ist rührend erzählt.

In der Geschichte von „Laura und Petrark" wird zuerst die alberne Behauptung abgewiesen, daß die ganze Liebe erdichtet gewesen, und die Stelle aus einem Briefe des Dichters an den Bischof von Lombes angeführt, wo er selbst sagt:

> Wollte Gott, daß meine Laura nur eine erdichtete Person und meine Leidenschaft für sie nur ein Scherz sei! Ach sie ist eher ein Wahnsinn! — Hart wäre es gewesen und qualvoll, so lange zu dichten; — und welche Ungereimtheit, ein solches Possenspiel vor der Welt aufzuführen! Nein, wir können die Geberde und Stimme eines Kranken nachmachen, aber nicht die Blässe und den verstörten Blick des Dulders.

Hierauf wird Laura's Bild aus Petrarca's Sonetten und Canzonen recht geschickt und anmuthig construirt und gezeigt, daß im Allgemeinen ihre Schönheit den Charakter des Sinnenden, Sanften und Anspruchslosen, aber fern von aller Einfalt, gehabt haben muß, daß sie den größten Verstand mit dem reinsten Herzen (in alto intelletto un puro core) vereinigte. Auch die Reinheit des Verhältnisses wird gegen französischen Damenleichtsinn (S. 38) in Schutz genommen. Endlich beschreibt die Verfasserin, mit welchen Gefühlen sie auf der ambrosianischen Bibliothek zu Mailand die Denkschrift Petrarca's auf den Tod Laura's in die Hand genommen, und gibt die schon bekannte in einer buchstäblichen Übersetzung. Einige interessante Notizen schließen die Skizze.

Nun folgt „Dante und Beatrice Portinari", eingeleitet durch eine Art Plutarchischer Parallele mit Petrarca und Laura. Auch hier wird zuerst Dante's ursprüngliche Schönheit, und später, nach der Schilderung eines Hallenweibes, das vom Schwefel und Feuer des Inferno gefurchte und vom Rauche geschwärzte Gesicht Dante's, dem Bart und Haare in den Flammen kraus gesengt sind, beschrieben; dann Beatrice's liebreizende, gebieterische Gestalt aus einer Canzone und Sonetten des Dichters aufgebaut und der Charakter dieser Dichterliebe sammt ihrer Geschichte sehr anziehend abgehandelt, sodann erzählt, wie die Erinnerung an die verstorbene Geliebte den Dichter zu singen getrieben, „was noch nie von einem Weibe gesagt und gesungen worden ist", und so zu seiner göttlichen Dichtung begeisterte. Auch was dies Gedicht von Beatrice enthält, wird kurz zusammengefaßt; die übrige Lebensgeschichte Dante's aber ist nicht berührt. Mrs. Jameson und die Bearbeiter scheinen Fauriel's classische Arbeit über Dante nicht gekannt zu haben, sonst würden sie ihr einige ergänzende Züge in Beziehung auf Beatrice zu entlehnen nicht versäumt und namentlich nicht vergessen haben, uns zu sagen, daß dieselbe, die nach Fauriel nicht im 24., sondern im 26. Lebensjahre (den 9. Juni 1290) starb, eine kurze Zeit verheirathet war, und zwar an einen Edelmann aus der Familie Bardi. Daß Dante Beatrice's junges Herz gewonnen habe (S. 49), kann wol auch nur sehr uneigentlich gesagt werden.

Jetzt erscheint England mit seinen Dichtergeliebten: „Chaucer und Philippa Picard", und es läßt sich erwarten, daß die Verfasserin hier zu Hause sein werde, wie denn dieser Abschnitt zu den belehrendsten und zugleich lebendigst behandelten der Sammlung gehört. Chaucer ward sieben Jahre nach Dante's Tode geboren, war demnach 24 Jahre jünger als Petrarca und traf „den würdigen Mönch, den gekrönten Dichter" 1373 zu Padua. Boccaccio hatte diesem vor kurzem das Manuscript seines „Decameron" gesandt; der keusche Petrarca aber eilte, an allem Schlüpfrigen vorbei, der letzten Geschichte, der demüthigen Griselde zu, die er ins Lateinische übersetzte und deren Vorlesung ein Freund zu Padua vor Rührung nicht beendigen konnte. Auch auf Chaucer machte „Griseldis" den tiefsten Eindruck; er gab die Geschichte in den „Canterbury tales" und wußte hier die Roheit und Unwahrscheinlichkeit des Zusammenhanges durch durchgängige Wahrheit, Reinheit und Zartheit der Empfindung aufzuwiegen.

Chaucer war wie Petrarca Dichter, Gelehrter, Hofmann, Staatsmann, Philosoph und Weltmann.

> Er wird gerühmt mehr als der lebensvolle Zeichner der äußern Natur, der Charaktere und Sitten, denn als Dichter der Liebe und des Gefühls; und dennoch dürfte nicht leicht ein Dichter, Shakspeare und vielleicht Spenser ausgenommen, so viele schöne und zart auf Frauen bezügliche oder durch Frauen begeisterte Stellen enthalten. Er war der officielle Sänger dreier hohen Schönheiten: der Gemahlin Eduard's III. von England, Philippa, der Lady Blanche von Lancaster, erste Gemahlin des Herzogs Johann von Gaunt (den er äußerst liebenswürdig schildert, vgl. S. 68 u. 69), und der reizenden Anna von Böhmen, der Gemahlin Richard's II. Seine eigene Liebe aber widmete er einer Hofdame der Königin Philippa, Namens Philippa Picard, die er nach neunjähriger Werbung als Hausfrau heimführte, eine Liebe, die wieder aus seinen Gedichten recht lebensvoll dargestellt ist. (S. 65 fg.)

Hierauf führt uns Mrs. Jameson nach Italien zurück und zeigt uns, wie den großen Lorenzo von Medici nicht die Liebe zum Dichter, sondern die Poesie zum Liebhaber machte, indem er die verstorbene Geliebte seines Bruders, Simonetta, eine liebenswürdige Kokette, die mit ihrem wahren Namen Lucrezia Donati hieß, durch Sonette verherrlichte und sich darüber, wie er selbst sehr ansprechend erzählt, in ihre Schattengestalt verliebte. Dann werden uns einige Edelsteine aus diesen Sonetten, ferner edle Worte Lorenzo's über die Theorie der Liebe, endlich Proben einer ernstlichern Leidenschaft desselben mitgetheilt, die außerordentlich schön und glühend leidenschaftlich sind.

Der Raum dieser Blätter erlaubt nicht uns bei allen einzelnen Paaren aufzuhalten; wir verweisen also den neugierigen Leser mit dem Grafen Surrey aus England und der nicht sonderlich viel nützen Geraldine (Lady Elisabeth Fitzgerald) ganz auf das Buch, überfliegen des unerwartet discreten Ariosto's Jugendliebe zu Ginevra und seine berühmtere, ernstere und dauernde Neigung zu Alessandra Strozzi, die er im Stillen (um 1522) ehelichte und die den Dichter zu den schönsten lyrischen Poesien begeisterte, aus welchen uns die kunstreiche Verfasserin das strahlende Bild der Geliebten mit dem goldfarbigen, ohne Noth vom Arzte aufgeopferten Haare wie in einem Spiegel entgegenhält (S. 94 — 99).

Von Ariost dem Italiener wird zu Spenser, „dem englischen Ariost“, übergegangen und seine grausame Rosalinde wie seine zärtliche Irländerin Elisabeth, die er um 1593 heirathete, aus seiner eigenen Poesie uns geschildert.

Tasso und Leonore kennen wir nicht sowol aus Goethe, als neuerdings aus andern, historisch genauen Mittheilungen leider anders, als der deutsche Dichter und die englische Erzählerin sie uns, die letztere sehr hypothetisch, schildern.

Nun werden noch zwei englische, uns Deutschen minder bekannte Dichter Carmo (unter Karl I.) mit Celia und Waller mit Sacharissa aus derselben Zeit aufgeführt, in einem besondern Abschnitte einige englische weibliche Mäcenaten genannt; dann geht die Verfasserin in einer Reihe von Artikeln zu der Poesie der Ehe über, und hier werden zuerst Ovid's, Seneca's, Lucan's u. A. Gemahlinnen (mit guten Zusätzen der Übersetzerin) gepriesen. Die eheliche Poesie der modernen Zeit liefert vor Allen den Namen der unsterblichen Clotilde, der Gattin Bérenger's de Surville (geb. 1405), die werth ist, daß ihr eine eigene Schrift gewidmet wird und daß ihre köstlichen Episteln dem deutschen Publicum zugänglich gemacht werden. Mit Wonne und Rührung liest man, was S. 149 — 154 von ihr mitgetheilt ist. Hier nur vier Zeilen:

> Quand reverrai, dis moi, ton si duisant visage
> Quand te pourrai face à face mirer?
> T'enlacer tellement à mon frémant corsage,
> Que toi, ni moi, n'en puissions respirer?

Statt si duisant, was keinen Sinn gibt, liest Mrs. Jameson (oder schon Vanderbourg?) séduisant, was Clotilden gewiß nicht in ihren keuschen Sinn gekommen ist. Sie hat wol geschrieben: ton si luisant visage, „dein so leuchtend Antlitz“. Zu bedauern ist, daß die Bearbeiter Mager's geistvolles „Lehrbuch der französischen Nationalliteratur“ für diese Dichterin nicht benutzt haben. Sie würden aus ihm noch einige köstliche Stellen aus ihren Gedichten, auch Notizen und Urtheile über sie haben nachtragen können (Mager 1, S. 23 fg., 336 — 342). Mit Recht erklärt dieser Kritiker Clotilde für die erste französische Dichterin ihrer Zeit und macht auf die hervorstechende, eigenthümliche, treffliche Form ihrer Heroiden und Balladen, sowie auf die Energie des Styls, die Naivetät, Anmuth und Wahrheit des Inhalts aufmerksam. „Und wie ehrwürdig erscheint sie uns! Die Liebenswerthe vergißt ihren eigenen Kummer über dem Unglücke ihres armen Vaterlandes, ihres angestammten Fürsten; und gleich einer Spartanerin will sie ihren Gemahl, ihr Theuerstes auf Erden, lieber sterben als die Beute des Engländers werden sehen.“ Clotilde überlebte ihre Geliebtesten, Gatten und Sohn, und starb, 90 Jahr alt, 1495.

(Der Beschluß folgt.)

Die heilige Woche.

Rom, 21. April 1840.

Während unter allen Merkwürdigkeiten dieser Stadt der Ruf von Alters her den Feierlichkeiten der heiligen Woche eine der vornehmsten Stellen anweist und noch jetzt kein Neuling hierherkommt, welcher nicht die Herrlichkeiten dieser festlichen Zeit miterleben zu dürfen sich zu besonderm Glücke rechnete, ist es schon während des Verlaufes der Ceremonien und noch mehr nach denselben zum Erstaunen, wie zahlreich unter den Fremden die Klagen über getäuschte Erwartung sind. Den Functionen und Veranstaltungen selbst, welche diese wichtige Zeit des kirchlichen Jahres zu verherrlichen bestimmt sind, kann man die Schuld davon nicht beimessen, da diese dieselben Formen, denen sie ihren weitverbreiteten Ruhm verdanken, noch unverändert bewahren und in der Ausführung der heiligen Handlungen keinerlei Lässigkeit zu spüren ist; vielmehr scheint unvermeidlich diese Schuld in der eigenen Verkehrtheit derjenigen Erwartungen, welche heutzutage aus Vergessenheit des den heiligen Bräuchen innewohnenden Wesens gehegt zu werden pflegen, und dem gar zu allgemein gewordenen Mangel eines bescheidenen und auf unbefangene Aneignung der Erscheinungen gerichteten Sinnes zu suchen. Wie Viele von der großen Menge Derer, welche in der päpstlichen Kapelle den Handlungen eines Cultus, der nicht der ihrige ist, beiwohnen, überheben sich der Mühe, dem Zusammenhange und der Bedeutung dieser Handlungen nachzufragen, indem sie dieselben von vorn herein für sinnlos und thöricht erklären. Stumpfheit und Übersättigung und derjenige Witz, welcher der Pracht vorwirft, daß sie nicht niedrig, und der Demuth, daß sie nicht hoffärtig genug einherschreite, nehmen unverhüllt und unverschämt dort zu viele jener gastlich eingeräumten Plätze ein, als daß man sich des Glaubens freuen dürfte, in den Meisten sei der Mitgenuß des Glückes lebendig, hier in einer Sphäre zu stehen, in welcher die edelsten Künste, durch Bildwerke von unerreichter Größe und Herrlichkeit, durch Tonschöpfungen von hinreißender Gewalt zum Dienst des Ewigen und Unaussprechlichen sich in schönster Zusammenstimmung und in heiligem Ernst die Hände reichen. Der eintönige Ritualgesang der Antiphonen und Psalmen ermüdet freilich nicht nur die Sänger, sondern auch Diejenigen, welche ihn ohne religiösen Antheil (obgleich solchen dem Psalm, auch wer nicht Katholik ist, widmen könnte) stundenlang auszuhalten haben, und der Figuralgesang der Lamentationen, des Miserere und einiger Theile der Messe misfällt sehr Vielen, welche entweder des Kapellgesangs überhaupt nicht gewohnt oder doch dem festen und etwas harten Tonansatz dieser Kapellsänger und dem eigenthümlichen Klang der Contrealte nicht gewogen sind. Den Andern, welche die Vorzüge der alten Kirchenmusik zu würdigen und ihre Schönheit zu empfinden vermögen, mag wol das kaum erträgliche Gedränge, welches wenigstens am Mittwoch-Nachmittag und am Donnerstag herrscht, den Genuß verkümmern. Es liegt aber in der Natur der Sache, daß über dies gewiß sehr unerfreuliche und doch, weil man Niemanden zu begünstigen, Niemanden auszuschließen wünscht, nicht zu vermeidende Gedränge Diejenigen am meisten und am ungeziemendsten Klage führen, welche am wenigsten dabei einbüßen und am übelsten daran thun, den Raum verengen zu helfen.

Mit dem schielenden Undank, welcher sich nicht entblödet, selbst die Höflichkeit und Liberalität, die ihm widerfahren, durch Lästerung zu besudeln, contrastirt aufs beschä-

mendste die musterhafte Geduld, mit welcher die bei den Functionen beschäftigten Personen, welche sich zu beschweren hier ein Recht hätten, durch die unnachgiebigen Massen der Neugierigen sich hindurchwinden, so oft ihr Dienst sie zwingt, den einzigen Gang, welcher zu den Schranken des Presbyteriums führt, zu passiren. In der Kapelle nämlich ist der dem Altar zunächstliegende und für die Function bestimmte Raum, das eigentliche Presbyterium, durch hohe Schranken von dem Rest des Raumes abgesondert, welchen auf beiden Seiten eines zum Eingange des Presbyteriums führenden Ganges Gestühl einnimmt, rechts für die den Functionen beiwohnenden Damen, links für das diplomatische Corps und dahinter auf erhöhter Tribune, welche mit rothen Vorhängen und Goldverbrämung geziert ist, für fürstliche Personen. Im Hintergrund des Presbyteriums zur Seite des Altars ist zwar eine kleine Thür, durch welche der Papst mit seinem Gefolge eintritt. Die Cardinäle aber und alle zu ihrer Bedienung erfoderlichen Personen müssen sich des Ganges bedienen, welcher durch den äußern Raum der Kapelle mitten hindurchführt. Der Eintritt in diesen Raum, und selbst innerhalb des Presbyteriums in die erste den Schranken zunächst liegende Abtheilung ist allen Personen, welche in angemessener Kleidung erscheinen, ohne Ausnahme und ohne Unterschied verstattet. Nur für die den Damen bestimmte Tribune werden Einlaßkarten ausgegeben, welche der Maggiordomo auf Empfehlung der betreffenden Gesandten ertheilt. Da die Feier des Palmsonntags jetzt in der Peterskirche stattzufinden pflegt, so ist die erste Ceremonie, welche zur Sistina eine größere Menschenmenge lockt, als der Raum zu fassen vermag, das Mattutin des grünen Donnerstags, welches am Mittwoch-Nachmittag anticipirt wird. Die Mattutinen des Charfreitags und des heiligen Sonnabends werden ebenso am Donnerstag- und Freitag-Nachmittag anticipirt. In diesen Mattutinen kommen die Lamentationen vor, welche gewöhnlich nach Compositionen des Palestrina und Allegri gesungen werden. Den Mattutinen folgen die Laudes, welche mit einem Miserere im Figuralgesange schließen. Der Director der Kapelle, Baini, läßt gewöhnlich jetzt am ersten Tage eine seiner eigenen Compositionen ausführen; dann folgen diejenigen von Bai und Allegri, von denen die letztern besonders zu den bewundertsten Stücken der päpstlichen Kapelle gehören. Die Ausführung schien mir höchst lobenswürdig und verdient beim Miserere um so größere Anerkennung, als die nothwendige Ermüdung der Sänger durch mehrstündige Anstrengung und die Verdichtung der Luft in dem mit Menschen angefüllten Raum das Emporhalten der Stimmen außerordentlich erschweren. Der vornehmste Tag der heiligen Woche ist der Donnerstag, an welchem die Kirche den Ausdruck der Trauer über die Leidenszeit des Herrn, Zeichen von Freude über die Einsetzung des heiligen Mahles und Erinnerung an die letzten Thaten des Erlösers einmischt. Der Messe, welche in der Sistina celebrirt wird, folgt eine feierliche Procession, in welcher der Papst das Venerabile durch die Sala regia zur andern Kapelle des vaticanischen Palastes, zur Paolina trägt, um es daselbst in das von Kerzen prächtig und in sinnreicher Anordnung umstrahlte Gefäß niederzulegen, welches sinnbildlich das heilige Grab vorstellt. Nach dieser Ceremonie eilt alle Welt auf den Platz vor der Peterskirche; wer dazu gelangen kann, auf die Dachfläche der großen Colonnade, auf welcher zunächst dem Vatican ein Schirmzelt aufgeschlagen ist, oder in die anliegenden Häuser, um dem Segen beizuwohnen, den der Papst von der Loggia des Riesendomes unter Glockengeläute und Kanonendonner dem zahllosen Volke ertheilt. Hierauf folgt in einem Arme des Querschiffes von St.-Peter die Fußwaschung, welche der heilige Vater an 13 Priestern verrichtet zur Erinnerung an das von Christo selbst den Jüngern und das von der Magdalene ihm erwiesene Liebeswerk. Der Lavanda reiht sich die Speisung dieser 13 Pilgrime an, bei welcher das Gedränge so ungeheuer ist, daß Niemanden und am wenigsten den Damen anzurathen ist, sich um die Theilnahme an dieser Feierlichkeit zu bemühen. Hiermit sind die Ceremonien des Morgens beschlossen und es tritt bis zum Mattutino eine Pause ein, während welcher Jedermann freisteht, in allen Sälen des vaticanischen Palastes, welche die herrlichen und unvergleichlichen Sammlungen von Kunstwerken des Alterthums und der mittlern Zeit enthalten, nach Herzenslust umherzuwandern.

Wird man es glauben wollen, daß auch über die Verstattung dieses Genusses die Schmähsucht ihr Gift ausschüttet? Und doch kann nur böser Wille für diese Liberalität den richtigen Gesichtspunkt verfehlen. Diejenigen Personen, welche den Ceremonien im vaticanischen Palast beiwohnen, sind als Gäste des Papstes, der ihnen den Zutritt zu seiner Privatkapelle vergönnt hat, angesehen. Auch während der Pause, welche zwischen den verschiedenen Functionen nothwendig ist, nimmt er alle diese in seinem apostolischen Palaste und zwar auf die schicklichste und würdigste Weise auf. An diesem Tage sind auch diejenigen Sammlungen, welche sonst gewöhnlich nur Denen, welche sich dazu die besondere Erlaubniß verschaffen, gezeigt werden, aller Welt geöffnet, das sogenannte Appartamento Borgia und das gregorianische Museum mit seinen Reichthümern an etruskischen Monumenten, Terracotten, Bronzegeräthen und vorzüglich herrlichen bemalten Vasen und Schalen. Auch am Freitage stehen diese Räume dem Publicum offen. Bei der Kreuzesenthüllung am stillen Freitage erschien zum erstenmale das vom Kaiser von Rußland Sr. Heiligkeit kürzlich verehrte kostbare Crucifix. Am heiligen Sonnabend, nachdem in der Sixtinischen Kapelle das Bild der Auferstehung an der bis dahin schmucklosen Altarwand erschienen war und das Zeichen von St.-Peter erscholl, begann durch die ganze Stadt, wie herkömmlich, das seit dem Begräbniß des Herrn verstummte Glockengeläute, und überall wurde geschossen mit Schießgewehr und Feuerwerkskörpern.

Der Ceremonien hier ausführlicher Erwähnung zu thun, ist nicht meine Absicht, doch ist Manchen vielleicht willkommen, wenn einige Bücher angeführt werden, welche eine Schilderung aller für die heilige Woche in der päpstlichen Kapelle üblichen Feierlichkeiten enthalten. Das erste Werk, welches diesem Bedürfniß der Fremden abzuhelfen versuchte, ist von Cancellieri verfaßt und unter dem Titel: „Descrizione delle funzioni che si celebrano nella cappella pontificia per la settimana santa ec.", 1789 erschienen, ward dann 1801 und endlich 1814 mit vielen Verbesserungen und Zusätzen des Verfassers von neuem aufgelegt, ist aber jetzt schon wieder seltener geworden. Eine französische Bearbeitung desselben: „Description des cérémonies de la semaine sainte", erschien 1818 ebenfalls in Rom bei dem Buchhändler de' Romanis. Da aber Cancellieri's Buch, wie alle Bücher des gelehrten Verfassers, sehr unbequem für den Gebrauch und mit zahllosen Notizen, welche der Theilnehmer an diesen Ceremonien keineswegs begehrt, überladen ist, so gab im vorigen Jahre Hr. Baggs Vorlesungen über die Ceremonien der heiligen Woche in den päpstlichen Kapellen rc. heraus, welche er vor dem Cardinal Weld kurz zuvor gehalten hatte. Diese Vorlesungen, erschienen bei Monaldi hierselbst, existiren aber nur in englischer Sprache; ebenso die in derselben Zeit zu London herausgegebenen Vorlesungen des Hrn. Wiseman, welche gleichfalls in den Zusammenkünften bei dem Cardinal Weld gehalten worden waren und sich dadurch auszeichnen, daß sie nicht nur die Bräuche der Reihe nach schildern, sondern sie in ihren Beziehungen zur Religion und Kunst betrachten. Ein brauchbares deutsches Buch über die päpstlichen Functionen der Osterzeit fehlt noch gänzlich. 49.

Literarische Notiz.

Von Sainte-Beuve's längst erwartetem Werke „Port-Royal" erschien der erste Band. Derselbe umfaßt auf mehr als 500 Seiten die gesammte Geschichte des ersten Port-Royal, die Alterthümer des Klosters, seine Wiedergeburt im Anfange des 17. Jahrhunderts, seinen Glanz unter Ludwig XIII. rc. Der Verf. verspricht das Werk bis gegen Ende dieses Jahres vollständig zu liefern. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 137. —— 16. Mai 1840.

Frauenliebe und Dichterleben. Ein literarisches Album für gebildete Frauen. Herausgegeben von Karl Vogel.

(Beschluß aus Nr. 136.)

An Clotilde schließt sich die nicht weniger interessante und viel berühmtere Vittoria Colonna, Gemahlin des Marchese di Pescara, dem Feldherrn Karl's V. und Sieger von Pavia, an, von welcher erzählt wird, wie sie ihren Ruhm mit ihrem Glücke erkaufen mußte, denn ihr Gatte verließ sie zuerst um das Feld der Ehre, und als sie noch in den besten Jahren war, ums Grab. Lange Jahre besang sie in treuem Witwenstande nur ihn, und endlich wandte sich ihre Muse lauter heiligen Gegenständen zu. Vittoria flößte dem großen Michel Angelo eine unbedingte zärtliche Verehrung ein. Eines seiner Sonette an sie ist (leider nur in Wordsworth's englischer Übersetzung) mitgetheilt. Er war bei ihr in ihren letzten Augenblicken und drückte auf die Hand der Entschlafenen seinen Kuß. Unter ihre Bewunderer gehörte auch der glühende Dichter Galeazzo di Tarsia, Graf von Belmonte in Calabrien, sowie Bernardo Tasso, der Vater Torquato's.

Von Vittoria geht die Verfasserin auf ihre Zeitgenossin Veronica Gambara (geb. 1485) über, die gleichfalls den Ruhm ihres Gemahls Ghiberto, Grafen von Correggio, zum Hauptgegenstande ihrer Gedichte, selbst einen langen und treuen Witwenstand hindurch machte. Sie starb 1550.

Noch zwei italienische Namen, Bernardino Rota und Castiglione; dann erfahren wir Neuigkeiten ehelicher Poesie von einem in Deutschland wenig bekannten Engländer Dr. Donne und seiner Gattin (unter Jakob I.), Vorfahren des Dichters Cowper von mütterlicher Seite. Habington's „Castara" (Lucy Herbert, Tochter des Lord Powis und Enkelin des Grafen von Northumberland) oder eine Gedichtsammlung des „aller anmuthigsten unter den alten englischen Dichtern zweiten Ranges" auf diese seine Gemahlin bezeichnet die Mistreß als eins der elegantesten Monumente, welche jemals der Genius der ehelichen Liebe errichtete. Er starb im ersten Jahre des Protectorats, 1654, ohne daß er je Partei ergriffen hätte; Castara war ihm um einige Jahre vorangegangen.

Die beiden Zappi (Giambattista, geb. 1668 zu Imola, der berühmte römische Advocat, und seine Gattin Faustina, Tochter und Lieblingsmodell des Malers Carlo Maratti) zeigen uns das bezaubernde und seltene Beispiel eines Gatten und einer Gattin, die, beide hochbegabt, ihre Talente benutzt haben, einander gegenseitig zu besingen. Das liebenswürdigste Sonett Faustina's auf eine Frau, die ihr Mann früher geliebt hatte, wird uns im Original mitgetheilt. Giambattista, sonst ein Anakreontiker, zeigte sich erhaben in seinem Sonett auf Michel Angelo's Moses. Er starb zu Rom 1719.

Lord Lyttleton verdankt die Dauer seiner mittelmäßigen Gedichte, nach Versicherung der Verfasserin, nur der Empfindungswahrheit, die sich darin für seine Gemahlin Lucy Fortescue ausspricht. Sie war 1718 geboren und „von außen vollkommene Schönheit und im Innern höchster Friede". Sie starb den 19. Jan. 1747. Der Gatte traf eine zweite, unglückliche Heirath. An diese Notizen reiht sich eine andere über einen herrlichen Wechselgesang des Dr. Thomas Parnell (geb. 1679) und seiner Gattin Anna Minchin.

Klopstock und Meta, uns doch noch bekannter als der Engländerin, überlassen wir dem Leser. Um so neuer ist uns Bonnie Jean, das Weib des naturkräftigen Robert Burns (geb. 1759, gest. auf der Schwelle des Elends 1796). Sie war zugleich die Geliebte seiner frühen Jugend und lebt unsterblich in ihres Dichters Gesängen, worunter die leidenschaftlichsten die nur zu schnell erhörte Jugendliebe des sechsundzwanzigjährigen, rüstigen Jünglings mit dem düsterglühenden Auge zu dem blutjungen Landmädchen vom Dorfe Mauchline feiern. Burns suchte sein Vergehen durch ein schriftliches Ehebekenntniß wieder gut zu machen, aber der entrüstete Vater vermochte die arme Jean das Document zu zerstören und „den wilden Jungen" zu verwerfen. Burns' Herz brach beinahe. Er sah nichts vor sich als Amerika oder den Kerker. Damals (1786) dichtete er sein „Lament". Die Herausgabe seiner Gedichte hatte ihm Namen und Ruhm verliehen, als er nach zwei Jahren wiederkam und Bonnie zum zweiten Male fiel. Sie ward aus des Vaters Hause gejagt. Burns erhob sich auf diese Nachricht vom Krankenlager, flog zu ihr, ließ sich trauen und brachte sie wenige Monate nachher (im Nov. 1788) nach seiner neuen Pachtung zu Ellisland, wo sie sein glückliches Weib und die geehrte Mutter seiner Kinder war. Jetzt sang er erst

die reizendsten Lieder von ihr. (Probe.) Er rühmte auch in Prosa an ihr „die schönste Gestalt, das sanfteste Gemüth, die gesundeste Constitution und das beste, gütigste Herz der ganzen Umgegend". Hierauf folgt Lockhart's Vertheidigung von Burns' Lebenswandel, dessen „Abirrungen jeder Art zufällig, nicht regelmäßig" waren, während er in seinem kurzen Leben mit mehr Versuchungen von außen und von innen zu kämpfen hatte als die meisten Menschen. Seine andern Liebschaften werden dann ehrlich abgehandelt.

Die vier Zeilen von Burns, die nach Walter Scott tausend Romane aufwiegen (S. 232), ließen sich metrisch etwa so übersetzen:

> Hätten wir nicht so warm geminnt,
> Hätten wir nicht geliebt so blind,
> Nie verleugnet und nie versprochen,
> Wär' uns auch nie das Herz gebrochen.

Charakteristisch ist, was Burns, in höhere Gesellschaft eingeführt, zu sagen pflegte: „daß er in den vornehmern Herrn nichts Höheres sehe, als woran er schon gewöhnt gewesen sei; daß aber ein feines und elegantes Frauenzimmer ein Wesen sei, wovon er sich vorher unmöglich eine Idee hätte bilden können."

An Burns schließt sich eine Erscheinung aus der neuesten Zeit, der von der Verfasserin sehr hoch gestellte Vincenzo Monti (gest. im Oct. 1828) und seine Gattin Theresia an, die Tochter des berühmten Steinschneiders Pichler, der 1790 starb. Sie soll eines der schönsten Geschöpfe der Welt gewesen sein und versüßte ihrem aufgeregten und unruhigen Gatten sein von literarischen und politischen Händeln getrübtes Leben.

Ein besonderer Abschnitt ist den Dichtern und schönen Frauen von Karl II. an bis zur Königin Anna gewidmet. Doch wird bemerkt, daß diese Zeit wol merkwürdige Frauen, wie die erste der Heldinnen, Lady Russell, hervorbrachte, aber keine echt poetischen Lauras, Geraldinen, Sacharissas. Unter den vorübergehenden Abgöttinnen der Zeit werden alsdann Maria Beatrice d'Este, Tochter des Herzogs von Modena, zweite Gemahlin Jakob's II., Anna Killegrew, durch Dryden's Ode verewigt, Lady Hyde und ihre Tochter, Prior's berühmte Kitty, die nachmalige Herzogin von Queensbury (gest. 1777) gemustert. Swift's Stella, das unglückliche, interessante Wesen (Esther Johnson), und Vanessa, eine zweite Esther (Vanhomrigh), der die verabscheuungswürdige Selbstsucht dieses Mannes die erste opferte, bis die zweite wiederum ein Opfer seiner ersten Neigung wurde, erhalten einen gründlichen, höchst anziehenden Artikel miteinander, in welchem der teuflische Stolz des Mannes, dessen gedruckte Ironie oft nichts als Treuherzigkeit zu athmen scheint, meisterlich enthüllt wird. Sein Alter ward dafür mit Wahn- und Blödsinn zugleich bestraft.

Ihm gegenüber wird Pope gestellt und seine zwischen Neigung zu den Frauen und die allerreizbarste Selbstliebe getheilte Natur geschildert. Fünfunddreißig Jahre lang beherrschten sein Herz und seine Phantasie (seit 1707) Theresa und Martha Blount (aus einer römisch-katholischen Familie in Oxfordshire), beide liebenswürdig, aber nur durch die schmeichelhafte Bewunderung eines berühmten Mannes ausgezeichnet. Seine Neigung für Martha wuchs nach seinem Streite mit der berühmten, gleichfalls von ihm in der Jugend angebeteten Lady Mary W. Montague (der bekannten Besucherin des Serails und Stifterin der Blatterneinimpfung in Europa), die (geb. 1690) mit ihm vor ihrer Übersiedelung als Botschaftersgemahlin nach Konstantinopel lang herablassende Briefe gewechselt hatte, jedoch, nach Mrs. Jameson's Schilderung, bei aller ihrer Schönheit „eine Schlange" war. Auch nach ihrer Rückkehr von Konstantinopel stand er noch im freundlichsten Vernehmen zu ihr, sie ließ sich von Kneller für Pope malen. Auf einmal aber kündigte er ihr den Gehorsam auf und verfolgte sie bitter in rohen und boshaften Satiren, in welchen er sogar auf die Farbe ihrer Wäsche anspielte, wodurch sie nicht gebessert wurde, denn Horace Walpole sah sie zehn Jahre später in Florenz „alt, schmuzig, aufgeputzt und geschminkt, mit allen jungen Männern in der Stadt sich herumtreibend". Sie starb, längst vor ihrem Gemahle, 1762. An seiner Freundin Martha hing Pope bis an sein Lebensende.

Nach einem ganzen Regimente galanter Französinnen aus dem Jahrhunderte Ludwig's XIV. werden wir mit Voltaire's Verhältniß zu Madame du Châtelet (Mademoiselle de Breteuil, geb. 1706) regalirt, das nicht eben geeignet ist uns nach so viel Edlem oder Pikantem zu erwärmen und zu fesseln. Nicht viel erbaulicher ist das Pärchen St.-Lambert und Madame d'Houdetot.

In der ganzen schönen und interessanten Sammlung, in welche man sich, anfangs mistrauisch und zum Tadel geneigt, mit immer mehr Lust und Liebe hineinliest, sind nur wir Deutschen zu kurz gekommen. Eine neue Ausgabe der Verfasserin, oder doch der Bearbeiter, dürfte hier Manches nachzuholen haben. Warum sollte Ulrich von Lichtenstein und seine Herrinnen, warum Rodolf Weckherlin und seine Myrta, die Engländerin, warum am Ende Bettina, obwol nicht Object einer Goetheneigung, fehlen? 72.

Das Gedicht von der Rose aus dem Altfranzösischen des Guillaume de Lorris übersetzt von Heinrich Fährmann. Mit einem Vorworte eingeführt von F. H. von der Hagen. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1839. 8. 1 Thlr.

Die Rose ist das Lied aller Völker, welchen die Natur diese Blume schenken wollte. Die Bibel redet an vielen Stellen von ihr: wer kennt nicht die Rose von Damaskus, von Jericho? wer weiß nicht, daß Salomo die Knäufe der beiden Säulen im Vorhofe seines Tempels mit Granaten und Rosen zierte? Überhaupt tritt unserer Phantasie der ganze Orient wie eine aufblühende Rose entgegen, deren hundertblättrige Geheimnisse der Nachtigall Mondscheingesang so schön und immer wieder und immer vergebens zu enträthseln sucht. Klage und Triumph, Trost und Ergebung, Schmerz und Wollust, Zorn, Verzweiflung, Tod und ewiges Vergessen alles Grames, aller Trauer im Wiederfinden des verlorenen Glückes sind das unerschöpfliche Thema aller Rosendichter des Osten. Den Griechen sang Anakreon seine weinduftigen Rosenlieder, an deren Übersetzung sich noch

heute so mancher unmündige Jüngling versucht, und in der Mythe von Venus und Adonis ist der Welt ein in ewiger Schöne blühendes Symbol gegeben. Wie die Dichter des Mittelalters ihre Gesänge mit Rosen schmückten, so gab es auch manch herrliches Rosenfest, dessen Glanz selbst noch auf unsere Tage in mannichfacher Gestalt herüberleuchtet, und wie dort der heilige Medardus der Tugend und Frömmigkeit nichts Schöneres zu reichen wußte als einen Kranz blühender Rosen, wie die Trevisaner dem Friedrich Barbarossa ein unvergeßliches Rosenfest bereiteten, so sehen wir noch heute in Persien, auf den Griecheninseln, in Deutschland und Frankreich manch rosenduftiges Fest in Sang und That, in England sogar den blutigen Strauß im Kampfe der rothen und weißen Rose.

Die Religion, die Architektur, die Heraldik, die Alchymie hatten und haben sich dieser Wunderblume bemächtigt; aber wie mancherlei Deutung Geist und Phantasie, je nach der Individualität der Person wie des Volkes, auch an das Bild der Rose knüpften, so ist doch eine Deutung allen Völkern und Zeiten gemeinsam; denn überall wird sie als die Blume der Liebe angesprochen, und in Frankreich, wo der Gedanke wie der Sinn von jeher eine praktische Richtung einschlug, wo selbst in der blühendsten Zeit der cours d'amour der Verstand zu Gericht saß, machte die Phantasie wenig Aufwand, die Geschlechtsliebe durch Vergeistigung zu glorificiren. Da, wo die Dichter sich an die Natur und an die Erscheinungen des Menschenlebens hielten, offenbarten sie nicht selten einen hohen Grad von Poesie, wie unter andern auch die Fabliaux bethätigen mögen, welche dem deutschen Leser durch Wieland und Lütkemüller zugänglich geworden und von Ersterm, wie von andern Dichtern, z. B. vom Grafen Platen, mehrfach benutzt sind. Wo jene Dichter aber die innern wie die äußeren Offenbarungen durch die Allegorie zu verkörpern strebten, verfielen sie dem gebundenen Geiste ihrer Zeit, den Handwerksgriffen des Verstandes und dem allgemeinen Schicksale der Dichter, die nur singen, wenn es ihnen für eine Mahlzeit verstattet wird, und andere Dichter gab es in Frankreich wol eben nicht zu jener Zeit, wo Guillaume de Lorris den „Roman de la rose", schrieb, denn noch viel später, als im 15. Jahrhunderte, bildeten die Dichter mit den Gauklern aller Art nur eine Zunft, die ihren Genossen nicht selten nur zerrissene Kleider gewährte. Die Allegorie entlehnte ihre Gestalten aus dem griechischen Mythenkreise; wie reichhaltig dieser auch sein mag, wollte er den Dichtern des Mittelalters doch nicht ausreichen. Theils modelten sie an den einzelnen Figuren und deren Attributen, theils schufen sie neue Gestalten durch Personificirung von Begriffen, Tugenden und Lastern, die oft genug sehr barock sich breit machten, namentlich bei ernsten Gegenständen. Gleichwol hat die Vorliebe für die Allegorie sich sehr lange erhalten und erreichte im Zeitalter Ludwig's XIV. ihren Glanzpunkt, vielleicht auch, trotz ihres Schimmers, in der Abgeschmacktheit. Nur in Spanien sehen wir sie mit einer Großartigkeit, die uns mit unwiderstehlicher Allgewalt ergreift und emporhebt, in den „Autos sacramentales" auftreten, wogegen der Deutsche, dieser ewige Nachäffer der Franzosen, seine Hoffeste, Feuerwerke und Illuminationen nach dem versailler Kanon zuschnitt, wie seine Kleider und seine Frivolität.

Das Gedicht, welches der deutschen Lesewelt hier geboten wird, ist immerhin zu den erotischen zu rechnen; wie aber Gelehrte und Geistliche eben gegen dieses Gedicht einen offenen Kampf erheben mochten, da die französische Poesie gewichtigere Zankäpfel ohne alle Verhüllung in Menge vorwirft, ist vielleicht nur dadurch zu erklären, daß eben dieses Gedichts sich religiöse und wissenschaftliche Schwärmer bemächtigten, und die Philippiken der Gegner weniger gegen das Gedicht als dessen Commentatoren gerichtet waren, denn mögen wir dasselbe selbst betrachten, wie wir wollen, so wird es uns sicher nicht leicht werden, irgend der Kirche Gefahr Drohendes darin zu entdecken. Dagegen läßt sich mit Recht fragen, ob das Buch wirklich Anspruch machen dürfe, der Poesie beigezählt zu werden? — Wie es überhaupt mit der Poesie der Repräsentation ein gar mislich Ding ist, so steht es auch mit der Allegorie eben nicht besser. Die lebendige und jedem Sinn genügende Darstellung eines von außen Gegebenen ist immer schon eine nicht leichte Aufgabe für den Dichter und Künstler; will er aber anstatt der Wiedergeburt des Gegebenen ein Bild desselben herstellen, so muß er ein Prometheus sein, wenn das Bild nicht als hohle Maske erscheinen soll. Ref. ist nun freilich so billig, für das „Gedicht von der Rose" keinen Prometheus zu verlangen, er weiß auch gar wohl die Zeit, welcher es angehört, und ihre einfache Naivetät zu würdigen; gleichwol ist er, der Meinung mehrer Jahrhunderte schnurstracks entgegen — die größtentheils nur auf Hörensagen fußende Meinung gelehrter Antiquare kommt als unerheblich hier nicht in Betracht — nicht geneigt, dem Gedichte einen Platz in der Poesie einzuräumen. Nur Eins ist als poetisch anzusprechen: der Dichter gibt nämlich das Ganze als einen Traum. Wie aber die Träume gar oft neckische Gesellen sind, indem z. B. ihre schönsten Gestaltungen so schnell vorüberfliegen, daß dem Erwachten nur ein dürftiges Bild in schwachen Umrissen zurückbleibt, so mögen wir auch dem Verf. gern zugestehen, daß sein Traum in unendlicher Herrlichkeit ihm die im Gedichte zusammengereihten Bilder vorgeführt habe; in dem Gedichte selber jedoch erscheinen sie ohne Leben und Bewegung, ohne Grazie, ohne innere Nothwendigkeit, und so hölzern und langweilig, daß nur ein hoher Grad von Vorliebe für mittelalterliche Poesie eine Ausdauer beim Lesen möglich macht. Eine solche Vorliebe wird von Tage zu Tage seltener; die Begriffe von Poesie und Kunst wurzeln immer tiefer in der Gegenwart, und wenn auch der Sinn für Romantik keineswegs erstorben ist, so wollen wir die aus weiter Ferne herüberleuchtenden Bilder derselben uns doch nur in dem Sinne aneignen, der eben uns geläufig und verständlich ist. Wir haben dazu mindestens dasselbe Recht, welches das Zeitalter Ludwig's XIV. in Costumirung der griechischen und römischen Götter und Helden usurpirte. Wenn wir daher auch die Arbeit des Übersetzers im Allgemeinen als eine sehr verdienstliche und gelungene ansprechen, so wird er doch nur auf einen höchst beschränkten Leserkreis rechnen dürfen, und es fragt sich, ob er nicht besser gethan, anstatt einer möglichst treuen und eben deshalb schon so manchen Schwierigkeiten unterliegenden Übersetzung den Text selber in Begleitung eines raisonnirenden Abrisses vom Gegenstande des Gedichtes zu geben.
54.

Remittenden-Ausstellung.

Unter dieser Überschrift enthält Nr. 36 des „Börsenblatts für den deutschen Buchhandel" einen Artikel, der, obwol zunächst nur für Buchhändler bestimmt, auch in größern Kreisen des Publicums bekannt zu werden verdient, um so mehr, da die hier mit einem heitern und glücklichen Humor ausgesprochenen Klagen mehr oder weniger durch das Publicum veranlaßt werden.
D. Red.

Es wird beabsichtigt, während der bevorstehenden Ostermesse eine Remittendenausstellung im Börsengebäude zu veranstalten. Hierbei kann es natürlich nicht auf eine Ausstellung der gesammten Masse abgesehen sein, wozu es vor allem an dem hinreichenden Raume gebrechen würde. Vielmehr muß die unzählbare Menge der unschuldigen Wesen, welche ganz unverändert aus der Fremde ins Vaterhaus zurückkehren, streng ausgeschlossen und die Zulassung zu der Ausstellung auf die elenden Creaturen beschränkt sein, welche als eigentliche Taugenichtse wiedergekehrt sind.

Wir versuchen einige charakteristische Merkmale anzugeben, deren ganzer oder theilweiser Besitz den Remittenden Anspruch auf Theilnahme an dieser Ausstellung geben möchte.

Sie müssen, wenn es broschirte Bücher sind, dem unbefangenen Blick sofort erkennen lassen, daß sie im Kreise der

Freunde von Hand zu Hand gegangen, sie müssen also ganz ansgeschnitten sein, wobei es keinen Unterschied machen soll, ob dies mit der flachen Hand oder einem schartigen Tischmesser oder durch die Kunst des Buchbinders bewerkstelligt worden. Der Umschlag muß total abgerissen, höchstens darf am Rücken noch eine Spur vormaliger Herrlichkeit sichtbar sein. Titelblätter und Titelkupfer müssen mit Kaffee begossen oder mit reichen Fliegenarabesken geziert sein.

Rohe Bücher haben Anspruch auf Zulassnng, wenn sie innerhalb des dem Buchbinder anheim fallenden Terrains mit Tinte gezeichnet sind, sodaß diese Zeichnung noch durch mindestens drei Bogen nachschimmert, ferner wenn sie die anmuthigen Spuren tragen, daß der Literaturfreund während des Perlustrirens derselben von Nasenbluten oder herabstürzenden Tropfen flüssig gewordenen Mobillards überrascht worden ist, ferner wenn von fünf Lagen, mit denen das Buch auf die Wanderschaft gegangen, mindestens drei nicht wiedergekehrt sind.

Exemplare, welche dnrch herabgefallene Schwefeltropfen brennender chemischer Zündhölzchen gelitten haben, werden willkommen sein, besonders wenn die vergeblich angestellten Versuche, den Schaden gutzumachen, sichtbar sind.

Bei Taschenbüchern müssen mindestens die Titelkupfer herausgerissen sein. Der bloße Umstand, daß sie klebrig anzufassen sind und ganz und gar zerlesen erscheinen, also eine leihbibliothekarische Benutznng verrathen, gibt keinen Anspruch auf Zulassung, da sonst von dieser Seite her allzu großer Andrang zu befürchten stände.

Bilderbücher zum Vergnügen der Jugend werden zugelassen, wenn sie die unverkennbaren Spuren tragen, daß sie ihrem Zweck wirklich Genüge geleistet nnd die lieben Kleinen z. B. beim Kirschenessen oder zum Butterbrot nützlich beschäftigt haben.

Auf Kunstartikel und Musikalien wird die Ausstellung sich znnächst nicht ausdehnen können. Allenfalls könnten noch Kupferwerke, die in Quartheften versandt worden nnd in Octav gebrochen retour kommen, und Kunstblätter oder Landkarten in Royal-Format, die anf Rollen verschickt gewesen und wie Tischtücher zusammengelegt wiederkehren, aufgenommen werden.

Soll aber diese Ausstellung nicht blos das Ange ergötzen, sondern daneben auch einen Nutzen gewähren, so wird erfoderlich sein, daß jede Nummer mit der Adresse des verehrten Handlungshauses, von welchem sie zurückgesandt worden, dentlich versehen sei. Die wissenschaftlich gebildeten Männer im Buchhandel werden hier Stoff finden zu sinnigen Bemerkungen über die innern „Znstände" des Deutschen Buchhandels, und werden uns mit gewohnter Liberalität dieselben mittheilen, hoffentlich aber nicht in den Spalten dieser Blätter.

Bibliographie.

Beckedorff, L., An gottesfürchtige protestantische Christen. Worte des Friedens und der Wiederversöhnung. 1stes Wort. Gr. 8. Weissenburg a. S., Mayer. 1 Thlr.

Berge, F., Gedichte. 8. Stuttgart, Cast. 18 Gr.

Bolzenthal, H., Skizzen zur Kunstgeschichte der modernen Medaillen-Arbeit (1429—1840.) Mit XXX Kupfertafeln. Gr 8. Berlin, Heymann. 4 Thlr. 12 Gr.

Christhold, G., Stunden der Andacht. Für Gebildete. 1ster Band. — Auch n. d. T.: Gott in Sich nnd seinen Geschöpfen. Mit 1 Stahlstiche. Gr. 12. Regensburg, Montag und Weiß. 1 Thlr.

Darstellnng der Gründe aus welchen die zweite Cammer der Hannoverschen Allgemeinen Ständeversammlung auf den Antrag die Auflösung der jetzigen Allgemeinen Ständeversammlung zu erbitten nicht hineingehen konnte und durfte. Hannover, im April 1840. Gr. 8. Helwing. 4 Gr.

Enk, M., über die Freundschaft. Gr. 12. Wien, Gerold. 14 Gr.

Förster, F., Leben und Thaten Friedrich's des Großen, Königs von Prenßen. Ein vaterländisches Geschichtsbuch. Mit Bildern nach verschiedenen berühmten Meistern. 1ster Theil. 1ste Lief. Gr. 16. Meissen, Goedsche. Geh. 3 Gr.

Gundinger, A., Theorie der Wolken oder Nephelologie nach ihrem neuesten Standpunkte bearbeitet. Gr. 12. Wien, Gerold. 12 Gr.

Götte, W., Vorschule der Politik. Gr. 8. Leipzig, G. Wigand. 2 Thlr. 12 Gr.

Hug, J. L., Gutachten über das Leben Jesu, kritisch bearbeitet von Dr. D. F. Strauß. Gr. 8. Freiburg, Wagner. 20 Gr.

James, G. P. G., Heinrich von Guise. Ein Roman. Aus dem Englischen übersetzt von C. Susemihl. 3 Bände. 8. Leipzig, Kollmann. 4 Thlr.

Kölns Carneval, wie er war, ist und sein wird. Weihegabe für die Kölner und alle Freunde von Volksfesten. Vom Magister loci. Gr. 12. Köln, in diesem Jahr, Renard. 1 Thlr.

Leibnitz's Deutsche Schriften. Herausgegeben von G. E. Guhrauer. 2ter Band. Gr. 8. Berlin, Veit u. Comp. 2 Thlr. 18 Gr.

Lenzen, Maria, Der Sieg des Glaubens. Eine Erzählung aus dem zweiten Jahrhundert. Gr. 12. Regensburg, Montag und Weiß. 15 Gr.

Lohse, J., Wanderungen im Gebiete der Erdkunde. 8. Hamburg, Herold. 6 Gr.

Lorenz, Wilhelmine, Der Fluch. Ein romantisches Gemälde des sechzehnten Jahrhunderts. 2 Theile. 8. Leipzig, Wienbrack. 2 Thlr. 20 Gr.

Marbach, G. O., Die Dioskuren. Novelle. 2 Theile. 8. Leipzig, Wienbrack. 2 Thlr. 4 Gr.

Deutscher Musenalmanach für 1840. Herausgegeben von T. Echtermeyer und A. Ruge. Mit Franz Freih. Gaudy's Bildniß. 16. Berlin, Simion. 1 Thlr. 12 Gr.

Osiander, H. F., Ueber den Handelsverkehr der Völker. 2 Bände. Gr. 8. Stuttgart, Cast. 3 Thlr. 8 Gr.

Paul Periwinkle oder der Preßgang. Von dem Verfasser von „Cavendish" ꝛc. Aus dem Englischen von E. Brinckmeier. 1ster Band. Mit Abbildnngen nach Phiz. 8. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 1 Thlr.

Penseroso, Nathaliens Liebe. Novelle. Leipzig, Wienbrack. 1 Thlr. 4 Gr.

— Prinz Reinhold nnd sein Führer. Novelle. 3 Bände. Ebendas. 3 Thlr. 18 Gr.

Riedel, Karl, Staat und Kirche. Manuskript aus Norddeutschland, als Antwort an Rom und seine Freunde. Beitrag zur Gedächtnißfeier der Thronbesteignng Friedrich des Großen. Gr. 8. Berlin, Simion. 12 Gr.

Sand, Georg, Gabriel. Ein Roman in dialogischer Form. Aus dem Französischen übersetzt von C. Susemihl. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 3 Gr.

Sidori, K., Geschichte der Jnden in Sachsen mit besonderer Rücksicht auf ihre Rechtsverhältnisse. Zum Theil nach archivalischen Quellen bearbeitet. Mit einer Vorrede vom Prof. F. Bülau. 8. Leipzig, Fritzsche. 21 Gr.

Soulié, F., Der verliebte Löwe. Aus dem Französischen übersetzt von W. Schulz. — Eleonore von Montefeltro. Von *Royer*. Aus dem Französischen übersetzt von W. L. Wesché. Zwei Novellen. 8. Brannschweig, G. C. E. Meyer sen. 1 Thlr.

Die Spazierfahrt nach Venedig nnd Mailand. Von *r. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 6 Gr.

Vehse, C. E., Die Stephan'sche Auswanderung nach Amerika. Mit Aktenstücken. Gr. 12. Dresden. 12 Gr.

Viel Castel (Graf), Oskar von Aizac. Ein aristokratischer Roman. Uebersetzt von Fanny Tarnow. 2 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 138. —— 17. Mai 1840.

Kritik des Völkerrechts. Mit praktischer Anwendung auf unsere Zeit. Von H. C. Freiherrn v. Gagern. Leipzig, Brockhaus. 1840. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Wir begegnen in unserer Zeit vielen Schriften, die, wie schätzbar und verdienstlich sie auch sein mögen, doch den großen, für ihre Wirksamkeit und Lebensfähigkeit sehr bedenklichen Übelstand an sich tragen, daß man recht gut die Namen ihrer Verfasser vertauschen könnte, ohne daß es der Leser aus dem Buche selbst errathen würde. Die Wissenschaft spricht aus ihnen, aber nicht der individuelle Charakter ihres Autors. Aber — und daraus könnten sich manche Tendenzen unserer Zeit eine wichtige Warnung abnehmen — die classische Literatur aller Völker und Zeiten hat kein Buch, aus dem uns nicht in scharfen Zügen ein individuelles Gepräge entgegenblickte. Wir freuen uns allemal, wenn wir eine neue literarische Erscheinung begrüßen, in der wir eine eigenthümliche Gestalt, einen Charakter erkennen, und wo wir den Verfasser, wenn wir ihm nur einmal begegnet waren, errathen können, auch ohne auf den Titel oder die Unterschrift zu sehen. Wir erinnern hier aus der journalistischen Literatur an Florencourt. Unter neuern Büchern fallen uns zunächst Arndt's „Schwedische Geschichten" ein, die, eben weil uns in ihnen eine unvergänglich eigenthümliche Natur entgegentritt, einen viel gewaltigern Eindruck machen als hundert vielleicht weit gelehrtere Geschichtswerke. Auch Gagern drückt in allen seinen Schriften sich selbst in seiner ganzen Eigenheit aus, und schon das gibt ihnen Interesse. Diese Eigenheit hat ihre Häkchen und geräth zuweilen auf gar besondere Sprünge; aber sie ist eine tüchtige und steht auf ihren eigenen Füßen. Den günstigsten Eindruck muß jedenfalls die unvergängliche Jugendfrische des edeln Greises machen, die nie erlöschende Wärme seiner Sympathie für die Sache der Humanität, die nie ermattende Zuversicht seiner Hoffnungen und ahnungsvollen Träume und der unabsehbare Reichthum an Ideen und Combinationen, von denen er oft auf wenige Seiten eine Fülle verstreut, woran manch Anderer Zeitlebens zu zehren hätte.

Auch das vorliegende Werk zeigt uns dieselben Eigenschaften in vollster Wirksamkeit und in einer Anwendung auf die interessantesten Fragen der Zeitpolitik, wie besonders im zweiten praktischen Theile hervortritt. Der Titel ist jedenfalls, selbst aus dem Gesichtspunkte des Verf., zu eng gefaßt und hätte mit Fug und Recht auf Völkerpolitik, neuere Staatengeschichte und Zeitlage erweitert werden können. Mit hohem Interesse wird ein denkendes Publicum diese geistvolle Schrift lesen und sie nicht aus der Hand legen, ohne die alte Hochachtung für den Verf. neu belebt zu finden und reichen Stoff zu fruchtbaren Betrachtungen dankbar aufgenommen zu haben. Wenn bei alledem unsere Recension einen polemischen Charakter bekommen dürfte, so fließt das nicht daraus, daß wir den Zwecken des Verf. nicht meistentheils beistimmen könnten. Aber wir halten die wissenschaftliche Grundansicht des Werks und den daraus abgeleiteten Weg zur Verwirklichung einiger Zwecke desselben für falsch, unpraktisch, den natürlichen Verhältnissen widerstreitend; gestehen aber gern ein, daß der Verf. Das, was wir für Irrthum halten, mit manchen bedeutenden Lehrern der betreffenden Wissenschaft, ja theilweise mit allen theilt — nur daß es bei den meisten andern eine Inconsequenz, bei ihm System ist — daß dem Irrthume auch eine schöne Idee zum Grunde liegt und daß er dem praktischen Werthe des Buches keinen Eintrag thut.

Die Sache ist die. Gagern glaubt, es lasse sich ein Völkerrecht auf einem ähnlichen Wege construiren, wie sich im Innern des Staats durch Gesetzgebung ein Staats- oder Privatrecht bildet, und es könne und müsse jenes, durch allseitige, auf Verträge gestützte Anerkennung zur praktischen Geltung bei den civilisirten Nationen gelangen. Wir nun halten diesen Weg nicht für möglich und nicht für gut. Alles Recht ruht auf der Bedingung einer positiven Bestimmung und eines von höherer Gewalt geleiteten Zwanges. Denken wir uns diese Bedingung hinweg, so kommen wir in das Gebiet der Moral, der Tugend. Fragen wir einmal, was der Mensch thun soll, wenn er dem höhern, nicht von Menschen gegebenen Gesetze, wenn er der Foderung der Vernunft und des Gewissens gehorchen will, so finden wir keinen Unterschied mehr zwischen vollkommenen und unvollkommenen Pflichten, zwischen Recht und Moral, und das Gebot: Dem, der uns aus gutem Herzen Wohlthaten erzeigt hat, dankbar zu sein, ergeht an uns ebenso dringend, wie das: ihm das Geld zu erstatten, was er uns geborgt hat. Der Unterschied des Rechtsgesetzes von dem Sittengesetze ist politischen und geschichtlichen Ursprungs. Er entstand

daraus, daß man die Nützlichkeit erkannte, gewisse Pflichten, die eine besondere Beziehung auf das gesellige Zusammenleben der Menschen hatten, zum Theil erst aus den unter ihnen begründeten Einrichtungen entstanden waren, zu äußerlich erzwingbaren zu machen. Sie waren nicht heiliger als andere, aber man hatte zum Theil mehr Ursache, ihre Übertretung zu fürchten, sie ließen sich leichter durch äußerliche Mittel erzwingen, und hauptsächlich sie hatten eine unmittelbarere Beziehung zu den ältesten Zwecken der Gesellschaft. Nun bildete sich dafür, vielleicht anfangs ein Gewohnheitsrecht, bald eine Gesetzgebung, und was sie vorschrieb, das erzwang die Staatsgewalt, sei es auf Anrufen der Betheiligten oder nach eigenem Willen. Allmäig entwickelte sich nun auch eine abgesonderte Rechtsansicht; die Menschen gewöhnten sich daran, die Nothwendigkeit, daß gewisse Pflichten erzwingbare seien, festzuhalten (woraus dann und wann der Nachtheil erwuchs, daß man die nicht erzwingbaren für weniger heilig ansah), sie leiteten aus den obersten Grundsätzen logische Folgerungen ab und beurtheilten neue Fälle nach der Analogie bereits entschiedener. Nun entstand der Unterschied zwischen recht und gut, Begriffe, die eigentlich vor dem Sittengesetze zusammenfallen, soweit wenigstens das positive Recht zugleich Postulat des Sittengesetzes ist; soweit es das nicht ist, ruht es lediglich auf der Satzung. Man machte auch den Versuch, ein aprioristisches Recht zu gründen, indem man nachweisen wollte, daß die Erzwingbarkeit gewisser Rechte Postulat der Vernunft sei. Weil aber die ganze Nothwendigkeit, gewisse Pflichten unter die Garantie eines besondern Zwanges zu stellen, nur eine Folge des ebenso unvollkommenen als wechselvollen Zustandes der irdischen Dinge ist, so konnte man auch bei jenem Versuche nicht über drei Punkte hinauskommen, auf die Alles zurückführte: die Politik, d. h. die Rathsamkeit, jene Pflichten durch Zwang zu unterstützen, die logische Consequenz und den geistigen Eindruck des bereits Festgesetzten. Jeder weitere, aus der Heiligkeit der Pflichten entlehnte Grund hatte ganz gleichen Bezug auf alle andern Vorschriften des Sittengesetzes. So sind denn auch alle sogenannten philosophischen Rechtslehren, Naturrechte u. dgl. nur Philosophien des positiven Rechts gewesen, etwaige Abweichungen waren Inconsequenzen, und die ganzen Systeme, wie mächtig sie auch ihren Anlauf auf allgemeines und ewiges Recht nahmen, würden in vielen Punkten ganz anders ausgefallen sein, hätten ihre Urheber zu andern Zeiten, bei andern Völkern gelebt. Was Allgemeines und Ewiges in ihnen war, das war allgemeines und ewiges Gebot des Sittengesetzes. Ebenso ist auch in der Gesetzgebung die Festsetzung jenes Unterschiedes, die Ausscheidung erzwingbarer Rechte, den vielfachsten Wechseln ausgesetzt gewesen, wie die Ansichten, Sitten, Umstände und Verhältnisse der Menschen wechselten, und eine Gradation ist nur insoweit nachzuweisen, als gewisse Normen dem Sittengesetze und zuletzt der steigenden Vervollkommnung der Humanität gemäßer sind. Das Urtheil darüber ist aber ein sehr schwieriges und zum öftern trügerisches, da es für den Menschen überaus schwer und bis zu einem gewissen Grade unmöglich ist, sich so ganz von dem Ideenkreise, den er von seinen Vorfahren überkommen hat und unter dessen Eindrücken er aufgewachsen ist, loszureißen, daß er nicht Manches für allgemein und bleibend gültig ansehen sollte, dessen Gültigkeit zuletzt doch durch örtliche und zeitliche Zustände, herrschende Ansichten, anderweite Institute bedingt ist. Am meisten gilt das von der Frage, was als recht, als erzwingbar festgestellt werden soll. In den Staaten des Alterthums zog der Staat so Manches in seinen Bereich, was wir dem Sittengefühle anheimstellen. Thäten wir Letzteres nicht, unsere Naturrechtslehrer würden das Verfahren ebenso zu rechtfertigen wissen, wie sie es mit dem gegenwärtigen thun. Doch dem sei wie ihm wolle, so viel steht fest, die Rechtspflicht unterscheidet sich von der Moralpflicht eben dadurch, daß die erstere äußerlich erzwingbar ist; folglich setzt sie eine zwingende Gewalt, die über den Betheiligten steht, und eine geordnete Gestalt des Zwanges voraus. Nach unsern Begriffen setzt sie auch in der Regel eine im voraus bestimmte Norm voraus, da die Völker der neuern europäischen Culturweise es für rathsam gefunden haben, den Richter an eine solche zu binden, weil sie es für unmöglich hielten, eine richterliche Gewalt zu begründen, der man es überlassen könnte, aus jedem besondern Falle sein eigenes Recht zu entwickeln. (Die Jury versucht zuweilen so etwas.) Wie nun auch immer der Einzelne über diese oder jene Rechtsnorm denken, wie unzweckmäßig, mit anderweiten Rechtsbegriffen unvereinbar, bedrückend er sie vielleicht finden möge, schon weil sie Gesetz ist, muß sie befolgt werden, und die Staatsgewalt sorgt, im Nothfalle durch Zwang und Strafe, dafür, daß dies geschehe. Die Leichtigkeit, mit der das geschehen kann, führt denn auch in manchen Zeiten dazu, daß man, zum großen Nachtheile der Freiheit und Selbständigkeit des Charakters, Alles, was man für wünschenswerth hält, sofort auf ein Zwangsgesetz gründet, statt den bessern Weg der Selbstentwickelung zu wählen.

Von dem Allen findet sich nun in dem Völkerleben nichts. Das Völkerrecht geht von dem Begriffe unabhängig nebeneinander bestehender Staaten aus. Keiner davon hat ein Recht über den andern, und wenn der schwächere gegen den stärkern Rücksichten beobachtet, so geschieht es aus Klugheit, nicht aus Rechtspflicht. Die Völker gewähren das Bild jenes Naturstandes, den die Naturrechtslehrer fingirten. Sie stehen in voller Freiheit nebeneinander und jedes thut, was es kann. Ist es schon im Innern des Staatslebens schwierig, sich von den gewohnten Ideen so loszureißen, um fremde Zustände nach ihrem eigenen Maßstabe zu messen, so ist es doppelt bedenklich, die Rechtsansichten, die wir im Innern des Staatslebens erlernt haben, auf die durchaus verschiedene Position der Staatenwelt überzutragen. Zwang kommt auch in ihr vor, aber der Zwang der Naturkraft; kein von einer höhern Gewalt geleiteter und nach im Voraus mit Weisheit berechneten Formen gestalteter Zwang, sondern die bloße Thatsache physischer Übermacht. Es kann Widerstand geleistet werden und dieser Widerstand

ist nicht, wie im Staate, ein neues Verbrechen. Es ist auch hier gar keine Anstalt denkbar, die zur Handhabung eines auf Erhaltung gewisser Rechtsnormen, oder gar zur Vollstreckung einer Strafe wegen Übertretung derselben bestehen könnte; sondern es handelt sich überall um concrete Fälle, in denen nur die Betheiligten auftreten und jeder erst Interessen und Kräfte abwägt, bevor er etwas als Recht in Anspruch nimmt und einen Zwang darauf richtet. Mit einer bleibenden Anstalt dafür wäre die Unabhängigkeit der Staaten unvereinbar; sie setzte ein bleibendes physisches Übergewicht voraus. Sie müßte entweder als Universalmonarchie, sei es als reine, oder in der mildern Form eines Principats auftreten, oder sich, woran unser Verf. zu denken scheint, zu einem Staatenbund mit geordneter Executivgewalt gestalten. In dem erstern Falle würde, anderer Nachtheile nicht zu gedenken, sehr bald die vielleicht ursprünglich nur zur Handhabung des Rechtsstandes beanspruchte Gewalt zur vorzugsweisen Begünstigung der Interessen des Übermächtigen gemisbraucht werden; im letztern aber würde es sich in jedem Falle, wo ein Zwang gegen ein Bundesglied, das die Kraft zum Widerstande in sich fühlte, gerichtet werden sollte, zeigen, daß er nur für die Schwachen bestimmt sei.

(Die Fortsetzung folgt.)

Turnbull, Paget, Gleig, Mrs. Trollope und das „Quarterly review“ über Östreich.

Unlängst brachte das „Quarterly review“ einen nicht uninteressanten Artikel über vier Reisewerke, Östreich und Ungarn betreffend. Dieser Artikel ist zugleich darum merkwürdig, weil er eine Parteistellung bezeichnet; er greift an einigen Stellen direct die jetzige britische Verwaltung an, wie er auch im Ganzen indirect gegen dieselbe polemisirt, indem überall auf die Thatsache aufmerksam gemacht wird, daß die östreichische Regierung eine wesentlich väterliche und Östreich glücklich sei, daß mithin ein väterlicher Absolutismus allem reformationssüchtigen Whiggismus vorgezogen werden müsse. Diese Meinung ist allerdings für einen auf seine Verfassung stolzen Engländer zu extrem, als daß sie unumwunden ausgesprochen werden könnte; aber dies Extrem schielt durch, um das entgegengesetzte Extrem zu verdächtigen. In den Grundsätzen des Torysmus sieht der Verf. des Artikels unbedenklich die Basis, auf welchem die Nationalfreiheit und Nationalwohlfahrt Englands allein gedeihen könne; aber vor dem Umgestaltungsprincipe des Whigismus würde er, so scheint es, dem absolutistischen Verharrungsprincipe Östreichs den Vorzug geben. Wenn aber die britische Verfassung in alter Form die beste ist, wie kommt es, daß sich das whigistische Gift aus ihr entwickeln konnte? Auch dafür weiß der Reviewer Rath; er hilft sich mit Gemeinplätzen. „Laßt Östreich“, ruft der Verf. aus, „so sehr und so viel es ihm gefällt, mit seiner Ruhe sich brüsten, wir haben deshalb keine Ursache, unsere Gerichtshöfe, unsere Parlamente, unsere öffentlichen Versammlungen und unsere Presse aufzugeben, so theuer wir sie auch zum Theil bezahlen müssen, seitdem die Reform-Ministerien an der Maschine herumzuflicken begonnen haben; nein, trotz allem Whigismus und Chartismus, dürfen wir nicht anstehen zu behaupten, daß selbst revolutionnaire Wirren und Verwirrer ihren Nutzen haben. In Zeiten der öffentlichen Verderbniß (um das schöne Gleichniß des Lord Erskine zu gebrauchen) sind sie wie die Winde, welche alle jene schläfrigen Elemente, die ohne den Sturm in Fäulniß übergehen würden, in Bewegung setzen“ u. s. w.

Den reichlichsten Stoff zu Auszügen und Betrachtungen gewährt dem Reviewer Turnbull's „Austria“ (2 Bde., London 1839). Zuvörderst charakterisirt er Östreichs Politik und die Art, wie es allmälig zu seiner massenhaften Größe gediehen ist, und er führt hierbei das bekannte Distichon an:

> Bella gerant alii: tu, felix Austria, nube:
> Nam quae Mars aliis, dat tibi regna Venus.

Als eigentlicher Repräsentant der väterlichen Richtung, welche Östreichs Verwaltung bezeichnet, wird der verstorbene Kaiser Franz besonders hervorgehoben; es wird aufmerksam gemacht auf sein harmlos freundliches Benehmen, welches er gegen seine Unterthanen beobachtete, und auf die Popularität, deren er bei seinem Volke genoß. Hierher gehören die Empfangstage, an welchen jedem Unterthan der Zutritt zum Kaiser gestattet war, und wobei es sich oft ereignete, daß auf die Frage des Kaisers: „Nun, meine Kinder, was kann ich für Euch thun?“ die Antwort erfolgte: „Wir sind nicht gekommen, etwas zu bitten, sondern blos das Vergnügen zu haben, Sie zu sehen.“ Ähnliche Anekdoten werden noch mehre erzählt; sie sind indeß aus dem Werke der Trollope, die sich dieselben vielleicht von der Fürstin Metternich erzählen ließ, hinlänglich bekannt, wie wir voraussetzen dürfen. Die neufranzösischen Doctrinen dagegen verursachten dem Kaiser einen so großen Widerwillen gegen alle Insubordination, daß der geringste Argwohn oder Verdacht davon hinreichte, seine Art zu sein gänzlich zu verändern. Der geringste Landmann wurde geduldig angehört, wenn er gegen einen Adeligen von höchstem Range eine Klage vorbrachte, aber wehe dem Civil- oder Militairbeamten, welcher gegen seinen Obern zu klagen wagte. Eine Untersuchung fand zwar statt und der Übelthäter wurde bestraft oder versetzt; doch durfte auch der Subalternbeamte fortan auf kein Avancement mehr rechnen. Besonders waren seine italienischen Unterthanen der Gegenstand des bezeichneten Mistrauens. Wagte man ihm, wegen der gegen Pellico und andere Staatsgefangene ausgeübten Strenge Vorstellungen zu machen, so pflegte er zu sagen: „Man mag Recht haben, zu sagen, daß es hochherzige edle Menschen sind und nach einem gewissen Pflichtgefühle handelten; aber man bedenke die Masse von Unglück, welches durch eine einzige Revolution verursacht wird, und dann sage man noch, ob Anschläge wie die ihrigen zu hart unterdrückt werden könnten.“ Weiterhin wird auf den rühmlichen Eifer aufmerksam gemacht, womit die Regenten Östreichs die zu drückende Gewalt der Adels- und Feudalrechte zu brechen bemüht waren, welche allen Verbesserungen, sei es in der Cultur des Bodens, oder in der Verbreitung des Handels, oder in der Justizverwaltung oder in der Lage des Bauernstandes, so sehr im Wege waren. Die Regenten bemühten sich stufenweise die am meisten unbilligen Rechte dieser Art auf ihren erblichen Besitzungen oder wo sie sonst mit gebietender Hand eingreifen konnten, abzuschaffen oder in ihrer Wirkung einzuschränken; aber in Böhmen und Mähren waren ihnen die Adligen zu stark, bis 1775 ein allgemeiner Bauernaufruhr stattfand und die Edeln zwang, dem combinirten Einflusse der Volksbewegung und der Krone nachzugeben. In Ungarn und Siebenbürgen bestehen die drückendsten Feudalrechte noch, aber in den übrigen Theilen des Reiches ist das einzige Vorrecht von Werth, welches der Adel behauptet hat (und in Italien hat er selbst dieses nicht), daß er von der Conscription und gewissen Dienstleistungen in den Provinzen frei ist. Das übertriebene Ansehen des Geburtsadels ist auch dadurch um ein gutes Theil gebrochen worden, daß der Kaiser viele große Kaufleute und Banquiers und unter ihnen nicht wenig Juden geadelt hat. Das Adelspatent hat, wer es bezahlen kann, und Paget in seinem Buche: „Hungary and Transylvania“ (vergl. weiter unten), berichtet, daß der Kaufpreis für einen Baronentitel 2000 Pf. und der für einen Grafentitel 5000 Pf. beträgt; Baron Stulz jedoch mußte für sein Patent 10,000 Pf. bezahlen. Als Beispiel der religiösen Toleranz innerhalb der kaiserlichen Familie wird angeführt, daß Erzherzog Joseph, gegenwärtig Palatinus von Ungarn, drei

Gemahlinnen hatte; davon gehörte eine der griechischen Kirche an, die zweite war Calvinistin und die dritte Lutheranerin. Auch Erzherzog Karl war an eine Lutheranerin vermählt. Als diese starb, gab der Kaiser Befehl, daß die Todtenfeier in St.-Stephan vollzogen würde. Der Erzbischof von Wien, auf Ansuchen des päpstlichen Nuntius, machte dagegen Vorstellungen. „Sagt dem Nuntius", erwiderte der Kaiser, „daß diese Angelegenheit ihn nichts angeht; die Erzherzogin soll, wie ich es angeordnet, bestattet werden." So wurde sie auch bestattet, der protestantische Gottesdienst in der katholischen Kathedrale vollzogen und die Leichenrede von einem lutherischen Prediger gehalten.

Der Berichterstatter verbreitet sich nun, nach Turnbull's Angaben, weitläufiger über die innere Organisation Östreichs, über den Klerus, die gesetzgebende und ausübende Gewalt, die Hofstudien-Commission, das Unterrichts- und Universitätswesen. Das Meiste können wir als bekannt voraussetzen; aber einen Passus über Burschenschaften und arme Studenten in Deutschland halten wir interessant genug, um ihn hier abzudrucken, da sich in ihm ebenso viel Wahres als Falsches ineinandermischt. „Der Unterricht in den öffentlichen Anstalten", heißt es, „geschieht unentgeltlich; doch ist es Gebrauch, ungefähr 12 Gulden auf dem Gymnasium und zwischen 18—30 Gulden auf der Universität zur Unterstützung armer Studenten zu zahlen; diese bilden eine Classe, welche den servitors und sizers zu Oxford und Cambridge entspricht. Auf den meisten Universitäten Deutschlands sind dieselben sehr zahlreich; auf der jenaischen Universität z. B. bilden sie die positive Majorität, und diesem Umstande ist auch wahrscheinlich der unruhige Geist, wodurch sich diese Universität bemerkbar macht, zuzuschreiben. In eine Lage gestellt, welche, obgleich nicht sehr beneidenswerth und ausgezeichnet an sich, doch reich und unabhängig erscheint im Vergleich mit derjenigen, worin sie geboren sind, erhitzt durch Bier und Taback und die Dünste einer Philosophie, durch welche sich der Ausspruch Jean Paul's, daß Gott den Franzosen das Land, den Briten das Meer und den Deutschen die Luft zugetheilt habe, vollkommen rechtfertigt, scheinen diese Jünglinge von dem Wahne beseelt — und unglücklicherweise sind sie auch sehr geneigt, ihrer Einbildung gemäß zu handeln —, daß Saus und Braus ein Zeichen von Tapferkeit, trübsinniger Mysticismus wahrhaftes Genie, bürgerliche Ordnung nur ein anderer Name für Sklaverei und ein schmutziges, langhaariges Mitglied der „Burschenschaft", die Pfeife im Knopfloch hängend, aber keinen Pfennig in der Tasche, ein größeres und erhabeneres Wesen sei als irgend ein König oder Kaiser der Erde. Können wir uns wundern, daß sie bei solcher Denkungsart auf Weltverbesserungspläne verfallen, auf eine Regeneration jener Gesellschaft, welche, wenn sie ihre Studienjahre eben hinter sich haben, sie ihrem alten Zustande von Dürftigkeit überlassen wird? Können wir uns wundern, daß ein so gescheites Gouvernement wie das östreichische der Überhandnahme einer solchen Classe von Leuten abgeneigt ist oder, geschreckt durch die Ergebnisse eines entgegengesetzten Systems bei seinen Nachbarn, nur um so inniger an seinem Lieblingsgrundsatze festhält, daß eine Erziehung, die über den Stand der Individuen hinausreicht, mehr zum Übel als zum Guten ausschlägt? Demgemäß werden die unbemittelten Studenten nicht ohne Unterschied zugelassen wie im Norden, vielmehr müssen sie sich einer öffentlichen Prüfung unterwerfen und nur eine geringe Zahl von den best Qualificirten darf auf Stipendien und Armenfonds Anspruch machen. Auf diese Weise ist den höhern Talenten freier Raum gegeben, während die Eitelkeit mit ihren Foderungen heimgewiesen wird. Wir dürfen kaum hinzufügen, daß die Professoren sehr streng gehalten sind, über ihren Lectionsplan nicht hinauszugehen. Turnbull berichtet, daß ein ausgezeichneter Professor in Prag abgesetzt wurde, weil er eine Stelle der heiligen Schrift auf eine heterodoxe Weise erklärte, und daß vor kurzem einem Professor in Wien Dasselbe widerfuhr. Preußen bietet dazu einen merkwürdigen Contrast. Leo's Vorlesungen über die jüdische Geschichte, worin die Authenticität der heiligen Bücher offen angegriffen ist, wurden wirklich vor seinem Auditorium gehalten; und vor fünf oder sechs Jahren hielt der verstorbene Professor Gans einen Vortrag über neue Geschichte, welcher in der Hauptstadt einen nächtlichen Aufruhr veranlaßte." Bei vielen dieser Angaben und Ansichten fühlten wir uns versucht, recht große Frage- und Ausrufungszeichen hinzuzufügen.

Von dem östreichischen Erziehungssysteme geht Turnbull's Recensent auf den moralischen Zustand Östreichs und auf das Capitel der Verbrechen über. Die vergnügungslustigen, bequemen und indolenten Östreicher, heißt es, seien eben zum Rauben oder Morden nicht sehr aufgelegt; auch sei die Trunkenheit unter ihnen eine höchst seltene Erscheinung (auch die Trollope wundert sich, daß man an den Tafeln der Vornehmen so mäßig Wein trinke); dagegen sei man im Punkte der Liebe desto ausschweifender. Er führt an, daß 1834 das Verhältniß der illegitimen zu den legitimen Kindern in Wien wie 10 zu 12, in Grätz wie 10 zu 6 (?), in Prag wie 10 zu 15 gewesen sei. Einen Hauptgrund findet Turnbull in den vielen Zeugnissen, welche man beibringen muß, um heirathen zu können; daher leben Viele aus den niedern Classen wie Mann und Weib zusammen, ohne auf eine legale Weise verbunden zu sein. Weiter bespricht Turnbull die Armenanstalten, das Heerwesen und die Polizei. Letztere rühmt er sehr und behauptet, alle englischen Reisenden stimmten darin überein, daß sie, hätten sie nur erst die Grenze hinter sich, von Seiten der Polizei sehr wenig incommodirt wurden. Gegen Reisende freilich, welche des Propagandismus verdächtig wären, besonders gegen Franzosen, sei man nicht so milde, und überhaupt müsse ein Reisender, der sich längere Zeit in Östreich aufhalten wolle, seine Zunge in Acht nehmen. So habe einmal ein Julilheld durch eine unbesonnene Declamation gegen die Könige, die er mit den stolzen Worten schloß: „Messieurs, c'en est fait des rois", eine ganze Reisegesellschaft der Gefahr ausgesetzt, am Weiterreisen verhindert zu werden, auch wurde der Sprecher allerdings zurückgeschickt. Über die Verfahrungsweise der östreichischen Censur scheint Turnbull sehr wohl unterrichtet zu sein; auch weiß er, daß verbotene Bücher gegen einen Revers dennoch verabfolgt werden. Nicht die unterrichtenden, der philosophischen Speculation oder der reinen Wissenschaft angehörigen Bücher suche die östreichische Regierung auszuschließen, sondern die politischen, die auch allerdings in einem Lande gefährlich seien, welches an politische Discussion und Thätigkeit von Hause aus nicht gewöhnt sei.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 139. —— 18. Mai 1840.

Kritik des Völkerrechts. Mit praktischer Anwendung auf unsere Zeit. Von H. C. Freiherrn von Gagern.

(Fortsetzung aus Nr. 138.)

Unter diesen Umständen, könnte man meinen, sei von einem Völkerrechte, im eigentlichen Sinne des Wortes, gar nicht zu reden. Die Anfoderungen des Sittengesetzes blieben zwar auch gegen die Staaten immer in voller Kraft; der Geschichte bliebe ihr Recht, politische Handlungen als unmoralisch zu brandmarken, und die Weltordnung werde die böse That durch böse Folgen strafen; aber es gäbe kein Recht im eigentlichen Sinne des Wortes unter den Völkern; nichts, was man in der Art fodern könnte, wie man im Innern des Staats die Erfüllung einer Rechtspflicht fodert. Und doch gibt es ein Völkerrecht und es gilt und es wird gehalten, besser als das durch heilige Gesetze vorgezeichnete, durch Zwang und gewaltige Strafen verbürgte Recht im Innern des Staats gehalten wird. Handlungen, gegen die sich alles menschliche Gefühl sträubt, die vom Gefühle des Volks geächtet, vom Gesetze aufs furchtbarste bedroht, von aller Gewalt des Staats verfolgt sind und bei deren Begehung oft die höchste Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß der Thäter nur Augenblicke die Früchte seiner That genießen und bald mit Kerkerhaft, Untersuchungsqual, vielleicht mit schimpflichem Tode dafür büßen werde, fallen Woche für Woche, Tag für Tag vor. Die Gebote des Völkerrechts, die wahrhaften Gebote desselben, werden auch von dem übermächtigen Staate, den Niemand strafen kann, den kein Gewissen peinigt, der mit der laxen Moral des politischen Interesse seine Handlungen beschönigen kann, gehalten, und die Geschichte der civilisirten Nationen kennt nur sehr wenige Beispiele, wo sie verletzt worden wären. Freilich gilt das nicht von allen Geboten, die in den Lehrbüchern des Völkerrechts stehen, und darin liegt ein großer Fehler dieser Lehrbücher. Sie geben uns die Gesetze, welche die Doctrin gegeben, welche sie gegeben hat, weil sie sie aus dem im Innern des Staates geltenden Rechte abstrahirte, oder weil sie dieselben für Bedingungen eines bessern, idealischen Zustandes hielt. Diese Vorschriften tragen sie in einer Reihe mit dem wahrhaften, durch die Völkersitte geheiligten Völkerrechte vor. Beide sind zuweilen in Verträgen anerkannt, oder es ist doch bei Staatsverhandlungen auch von erstern ausgegangen worden, wenn es gerade im Interesse der Contrahenten lag; niemals sind die letztern durch Verträge begründet worden. Gegen die erstern wird fortwährend gehandelt, gegen die letztern ist es fast niemals worden. Jene bewegen sich im Gebiete des Abstracten und verrathen unverkennbar ihre Abstammung aus der Speculation, diese sind ganz concreter Natur und rein der Natur der Verhältnisse abgewonnen. Über jene kann gestritten werden und wird gestritten, diese sind ganz sicherer, bestimmter Art. Sie sind übergegangen in Fleisch und Blut der Völker, und es ist eine moralische Unmöglichkeit geworden, sie zu brechen. Niemand hat sie erfunden, Niemand vorgeschrieben, sie haben sich allmälig gebildet, eingelebt und die Wissenschaft hat sie nur aufgezeichnet. In dieser Art werden sich nach und nach viele von den Wünschen des Verf. in dem Völkerverkehre verwirklichen und dann unverbrüchlich verbürgt sein; aber alle Declamationen und selbst die feierlichsten Verträge werden keine Bestimmung schützen, die noch nicht jene Sanction der Völkersitte und der moralischen Nothwendigkeit erhalten hat, sondern immer nur auf der Einsicht und dem Willen grade jetztlebender Machthaber ruht.

Die Leidenschaft kann aus den Handlungen der Völker verbannt werden und nicht von ihr drohen der Moral und dem Rechte im Völkerverkehr Gefahren. Die Nation ist kein Individuum, und gegen außen handelt für die Nation eine Staatsgewalt, die ihrem ganzen Wesen nach zu mehrer Besonnenheit gestimmt ist als der einzelne Mensch. Nur in Revolutionszeiten führt zuweilen die Leidenschaft des Staats zur Übertretung des Völkerrechts. Die erhabene Stellung, in welche die Oberhäupter unserer Staaten versetzt sind, und ihre Gewohnheit, in dem Verhältnisse zu fremden Staaten ihre Person und ihre Eigenschaft als Staatsoberhaupt zu trennen, sowie ihr hohes Gefühl von ihrer eigenen Würde tragen wirksam dazu bei, daß eine Verletzung des Völkerrechts, z. B. gegen fremde fürstliche Personen, gegen Gesandte u. s. w., zu den seltensten Erscheinungen in der neuern Geschichte civilisirter Nationen gehört. Die Insolenzen, die sich Napoleon, der auch das grellste Beispiel verletzten Völkerrechts bei der Gefangennehmung des Herzogs von Enghien gegeben hat, zu verschiedenen Malen gegen fremde Gesandte erlaubte, verriethen theils den Sprößling der Re-

volution, theils waren sie eine Folge davon, daß Napoleon niemals lernte, sich über dem Staatsoberhaupte vergessen, überhaupt einen allzu persönlichen Antheil an den Geschäften nahm. Im Kriege besonders geschieht es, daß auch viele Unterthanen in Versuchung kommen können, die Gebote des Völkerrechts zu übertreten. Daß es nicht geschieht, wird weit weniger der Furcht vor Strafe, da hier in vielen Fällen gegen den tapfern und glücklichen Krieger Nachsicht geübt werden dürfte, oder der Furcht vor Repressalien, vor denen sich der Übermächtige nicht fürchtet, als der soldatischen Ehre verdankt, diesem Nachfolger der ritterlichen Courtoisie, der ein großer Theil der Bestimmungen unseres Völkerrechts entstammt ist.

Gefährlicher als die Leidenschaft, als selbst die augenblickliche Begierde, ist für das Völkerrecht das Interesse. Diesem nachzugeben, sind die Gouvernements fast noch mehr gestimmt als die Einzelmenschen, eben weil es sich bei ihnen nicht eigentlich um ein persönliches Interesse handelt, welches in zu greller Art zu verfolgen sie sich schämen würden, sondern eine Pflicht gegen ihre Völker in Frage kommt, deren Wichtigkeit den Egoismus der Staaten mit einem glänzenden Nimbus umhüllt. Man hat sogar die Bemerkung gemacht, daß die freiesten Staaten, vielmehr die Staaten, in denen der Einfluß des Volks auf die Regierung am stärksten ist, am öftersten egoistisch handelten, weil es hier den Regierungen am schwersten wird, sich den Foderungen des Volksinteresse zu entziehen. Ja, wenn die Verfassung allzu demokratisch ist, so kann es vorkommen, daß dergleichen Staaten selbst einem kurzsichtigen Egoismus huldigen, nicht mehr blos dem wahren Vortheil, sondern dem Wunsche des Augenblicks fröhnen, dessen Schattenseiten und schlimme Folgen die blöde und gierige Menge nicht erkennt. Dazu kommt, daß jahrtausendalte Irrthümer die Begriffe von Völkermoral verwirrt und an den Staatshandlungen Manches gepriesen haben, was man bei dem Einzelnen verurtheilt.

Das Völkerrecht hat große Verdienste um die Milderung der übeln Consequenzen dieser Umstände. Es kann aber nur unter bestimmten Bedingungen wirken. Dazu gehört: daß jede seiner Bestimmungen aus der Natur des von ihr betroffenen Verhältnisses selbst erwachsen und seinem wahren Wesen genau entsprechen muß; weshalb diese Bestimmungen auch, wenn auch nur sehr allmäig, mit den sich verändernden Verhältnissen sich umgestaltet haben, z. B. gewisse Vorrechte der Gesandten durch die zunehmende innere Ordnung der Staaten entbehrlich wurden, das Kriegsrecht sich mit der veränderten Kriegsführung umbildete. Ferner: daß diese Bestimmungen auf die Dauer dem Interesse aller Theile entsprechen, folglich, wenn auch zuweilen eine Gelegenheit vorkommt, wo sie dem Vortheile eines einzelnen Staates zuwiderlaufen, er doch nicht bereuen darf, sie gewahrt zu haben, da er stets die Überzeugung behält, daß ihr Vortheil im Ganzen alle möglichen Nachtheile überwiege. Es wird jedoch in dieser Hinsicht allerdings zugestanden werden müssen, daß die mindermächtigen Staaten sich in einzelne Bestimmungen fügen müssen, von denen sie niemals hoffen können den ganzen Vortheil zu genießen, ja, die ihnen unter Umständen einigen, wenn auch keinen unerträglichen Nachtheil, einen entgehenden Gewinn, eine Beschwerde bringen können. Sie haben deshalb nicht die Ungleichheit des Rechts, sondern die der Macht anzuklagen. Selbst im Innern des Staats, unter dem Grundsatze der Gleichheit des Rechts und ihn verbürgenden Gesetzen wird der Reiche doch ein besseres Recht genießen, viel mehr von dem gleichen Rechte einen bessern Genuß haben als der Arme, wird der Rechtsstand für ihn größere Vortheile und öfters für den Armen Beschwerden entfalten, und wird der Arme und Schwache sich mehrfach fügen müssen. Ein Staat, der die Kraft zum Widerstande hat, wird sich nie in eine Bestimmung ergeben, die seinem Vortheil bleibend entgegen ist. Dessenungeachtet dringen Rechtsnormen durch, welche scheinbar allerdings dem Vortheile des starken zuwiderlaufen. Aber sie thun es nur scheinbar, denn das Unmoralische und Inhumane bringt keinen wahren Vortheil, und mit der vorschreitenden Humanität klärt sich die Überzeugung von dieser Wahrheit mehr und mehr auf und befestigt sich, wird selbst der Egoismus geläuterter, humaner, geselliger. Darum ist es gleichfalls ein für den Bestand der völkerrechtlichen Grundsätze wichtiger Umstand, daß sie der Humanität, der allseitigen Förderung vernünftiger Menschenzwecke und der steigenden Vervollkommnung günstiger sind als der Zustand, den sie verdrängten, und daß sie in dem Gefühle für das Schöne und Edle eine Weihe und Stütze finden. Das kann nicht Allen zugute kommen, da sie zum Theil Gegenstände betreffen, auf welche dieses Gefühl keinen Bezug hat. So aus den Verhältnissen selbst erwachsen, dem Interesse gemäß, dem sittlichen Gefühle befreundet, leben sie sich allmälig in die Völker ein und werden zu einer moralischen Nothwendigkeit, wo der Gedanke gar nicht aufkommt, ihr zuwiderzuhandeln, da zudem die Stellung und der standesmäßige Charakter der ausübenden Organe unterstützend zu Hülfe kommen. Aber, wie gesagt, die abstracte Idee, die der Doctrinaire auf seiner Studirstube erfaßte, in wie glänzendem Lichte sie auch ihm und für den Augenblick Allen erscheinen mag, und würde sie in allen Lehrbüchern vorgetragen und auf Völkercongressen sanctionirt, in dem ersten concreten Falle, wo sich der Mangel der einen oder andern jener Bedingungen bei ihr zeigte, würde sie verfliegen.

Der Verf. überschreibt den ersten Theil: „Theorie.“ Er bespricht zuvörderst in geistvoller Weise die zeitherigen Bearbeitungen und deutet den Faden an, der, durch die verschiedenen Systeme durchgehend, die allmälige Entwickelung der Wissenschaft bezeichnet. Doch muß man tadeln, daß er hier, wie weiterhin, den Unterschied zwischen dem praktischen und dem philosophischen Völkerrechte gar nicht anzuerkennen scheint. Er selbst bewegt sich ganz in dem Gebiete des philosophischen Völkerrechts; nicht was als Recht anerkannt ist, sondern was, weil er es für ewiges Vernunftrecht hält, nach seiner Meinung anerkannt werden sollte, beschäftigt ihn. Er hält selbst (S. 38) den Ausdruck „Natürliches Völkerrecht“ für einen

Pleonasmus. Es ließe sich nichts dagegen sagen, daß er sich mit dem philosophischen Völkerrechte beschäftigte und darin dem praktischen Ideale vorzeichnete. Aber er mußte nur dann auch beide streng gesondert halten und nicht zusammenfallen lassen. Der Verf. verbreitet sich ferner über den innigen Zusammenhang zwischen Völkerrecht und Staatsrecht, dabei manche Zeitfrage in seiner Art, flüchtig aber bedeutungsvoll, berührend. Dem Interveniren, was allerdings nicht gänzlich ausgeschlossen werden soll, und — was die Hauptsache ist — es nicht werden kann noch wird, scheint er doch zu günstig zu sein. Gerade da, wo es sich auf die edelsten Beweggründe stützt, wo es nicht vom Interesse, sondern von dem Eifer für Humanität geleitet zu werden scheint, dürfte es am gefährlichsten sein, es zum Grundsatze zu erheben. Geht in einem andern Staate etwas vor, was nur diesen Staat berührt, in keiner Weise unsere Interessen beeinträchtigt, wie möchten wir uns da das Recht zuschreiben, uns blos deshalb dagegen zu erheben, weil es unsern Begriffen, vielleicht den allgemeinen Begriffen von Humanität widerstreitet? Wir mögen Vorstellungen thun, aber ein zwangsweises Einschreiten würde alle Unabhängigkeit der Staaten gefährden, die ganze Gewohnheit aber für die unbefugte Einmischung die gefährlichsten Gelegenheiten eröffnen. Gegen die Vorwürfe, die der Verf. ferner gewissen Definitionen im römischen Rechte macht, mögen die Romanisten ihr Recht vertheidigen. Uns scheint jedoch in den Stellen, die der Verf. angreift, gar nicht von dem Natur- und Völkerrechte die Rede zu sein, an das wir heute bei diesem Namen denken.

S. 42 heißt es:

Wie sehr Vattel schwankt, wie sehr er sich im Suchen und Anwenden solcher erläuternden Eintheilungen verirrt und verwirrt, vielleicht aus Furcht vor unbegründeten Prätensionen, zeigen die Schlußparagraphen seiner Präliminarien. Ich beneide Die nicht, die sich darin zu finden wissen. §. 20: Une nation est donc maitresse de ses actions, tant qu'elles n'intéressent pas les droits propres et parfaits d'une autre, tant qu'elle n'est liée que d'une obligation interne, sans aucune obligation externe parfaite. Si elle abuse de sa liberté, elle péche; mais les autres doivent le souffrir, n'ayant aucun droit de lui commander. Wie könnte es nach einem solchen Paragraphen noch ein Völkerrecht geben?

Ref. will nicht alle Sätze dieses Paragraphen in Schutz nehmen; er hat Einwürfe dagegen, die denen des Verf. gerade entgegengesetzt sind. Aber in der Hauptsache möchte er gerade umgekehrt fragen: wie kann es ohne den Inhalt jenes Paragraphen ein Völkerrecht geben? Er beruht ja auf demselben Unterschiede zwischen vollkommenen und unvollkommenen Pflichten, der sich durch unser ganzes Rechtsleben durchzieht. Auch im Innern des Staats kann der Einzelne seine Freiheit, sein Recht vielfach im Widerspruch gegen die obligation interne gebrauchen; so lange er damit kein droit parfait kränkt, muß man das zulassen. Offenbar verwechselt der Verf. hier, wie an andern Stellen, das Völkerrecht mit der Völkermoral. Es ist vielleicht ein tiefer Fehler unserer rechtsphilosophischen Systeme, daß man überall nur von den Pflichten gegen Andere, statt von der eigenen Würde des Menschen ausgeht; aber ohne diesen Umstand würde allerdings der Unterschied zwischen Recht und Moral fallen, und dieser Unterschied wiederholt sich durch unser ganzes Rechtswesen. Das Recht darf nicht wider die Moral sein, aber es ist ein engerer Kreis in ihr, es umfaßt die besonders sanctionirten Bestimmungen derselben, welche der Mensch nicht nur seinem eigenen Sittengesetze schuldig ist, sondern deren Erfüllung auch von Andern mit vollem Grunde gefodert werden kann. Will der Verf. die ganze Völkermoral in das Völkerrecht übertragen, so muß er noch ganz andere Dinge fodern, als er gefodert hat. So möchten wir uns auch in dem Streite zwischen Vattel und Wolf meist für Vattel und noch entschiedener als er gegen die Begründung des Völkerrechts auf die Fiction einer großen Staatenrepublik erklären. Ein Staat setzt eine Staatsgewalt voraus. Die Staaten aber stehen als völlig unabhängige Individuen nebeneinander, und gerade darin liegt viel Schönes und Großes, daß sie gleichwol bestimmte Rechtsnormen in ihrem Verkehre achten, auch ohne durch eine äußere zwingende Gewalt dazu angehalten zu sein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Turnbull, Paget, Gleig, Mrs. Trollope und das „Quarterly review" über Östreich.

(Beschluß aus Nr. 138.)

Das zweite hier besprochene Buch ist John Paget's zweibändiges Werk: „Hungary and Transylvania, with remarks on their condition, social, political and economical" (London 1839). Ungarn, wird gesagt, erinnere durch seine Institutionen auffallend an England. Der Stephan der Ungarn correspondire mit Alfred und ihre goldene Bulle mit der Magna charta. Der ungarische Reichstag sei fast in derselben Weise constituirt wie das britische Parlament vor drei- oder vierhundert Jahren, aber die Ähnlichkeit sei nur historisch, nicht actuell; das Freiheitspatent beider Länder datire zwar von derselben Zeit, die Bulla aurea von 1222, die Magna charta von 1215, auch habe diese vor jener wenig Vortheile voraus gehabt, aber England sei seitdem fortgeschritten und Ungarn stehen geblieben. Mr. Paget kam gerade zur Zeit der Reichstagssitzung in Presburg an. Als er in den Saal trat, sprach der bekannte Redner Deák, der mit der größten Aufmerksamkeit gehört wurde. Schwerfällig und täppisch in seiner äußern Erscheinung, verräth sich Deák als ein Mann von Talent erst dann, wenn sein Gegenstand ihn erwärmt. „Er hielt seinen Vortrag", fährt Paget fort, „in ungarischer Sprache, und ich war erstaunt von dem klingenden, emphatischen und vorzüglich klaren Charakter der Sprache. Ich kann nicht sagen, daß das Ungarische sehr sanft und musikalisch sei, aber es ist stark, kräftig und männlich; die Betonung, womit es gesprochen wird, gibt ihm in der gewöhnlichen Unterhaltung einen Anstrich von Melancholie, aber im leidenschaftlichen Ausdruck kann es von keiner Sprache übertroffen werden."

Die Verdienste des edeln Grafen Széchényi werden von Paget gebührend hervorgehoben. Um seine Landsleute mehr in Wechselverkehr zu bringen, stiftete er Wettrennen und Clubs; dann drang er auf Wiederherstellung der ungarischen Sprache und war der Erste, welcher sich ihrer an der Magnatentafel statt der bisher bräuchlichen lateinischen bediente. Unter seinen Auspicien ist die ungarische Literatur jetzt Mode geworden, ein Ergebniß, wozu seine eigenen Schriften das Ihrige beigetragen haben. So schrieb er ein Werk unter dem Titel „Hitel" (Credit), worin die Handelsquellen Ungarns und die ihre Ent-

wickelung hindernden Umstände beredt und freimüthig auseinandergesetzt sind. In den letzten Jahren hat er besonders auf die Vervollkommnung der Donau-Dampfschiffahrt seinen Sinn gerichtet. Zu seinen größten Triumphen gehört der, daß er die sonst zollfreien Adligen vermochte, einen Zoll für die Passage einer Brücke zu erlegen, welche unter seinem Einfluß bei Pesth errichtet wurde. Nach der Bewilligung dieses Brückenzolls vergoß der Judex curiae Thränen und erklärte: er werde nimmer diese eminöse Brücke passiren, denn von ihr werde der Sturz des ungarischen Adels seinen Anfang nehmen.

Auch von dem Reichthum des ungarischen Adels führt Paget einige merkwürdige Beispiele an. In dieser Hinsicht ist besonders das Haus der Esterhazy zu nennen. Die Besitzungen des Fürsten enthalten 130 Dörfer, 40 Städte und 34 Schlösser. Er hat vier Landhäuser, welche so groß sind wie Chatsworth; eins derselben enthält 360 Zimmer für Besucher und ein Theater. Bekannt ist die Antwort des Fürsten, die er dem Lord Holkham gab, als dieser ihm eine Heerde von 2000 Stück Schafe zeigte und ihn fragte, ob er ebenso viele aufweisen könne? „Meine Schäfer", erwiderte der Fürst, „sind zahlreicher als Ihre Schafe." Das ist thatsächlich wahr, der Fürst zählt innerhalb seiner Besitzungen 2500 Schäfer. Eine Dame aus der Nachbarschaft sagte dem Mr. Paget: „Les Esterhazy font tout en grand: le feu prince a doté deux cent maîtresses et pensionné cent enfans illégitimes." Die Esterhazy haben eine regelmäßige Grenadier-Leibwache in ihrem Solde und auf ihren Besitzungen das Recht über Leben und Tod.

Man erzählt viel von der genealogischen Aufgeblasenheit des französischen Adels. So findet man Noah abgebildet, wie er in die Arche steigt, einen Bündel Papier unter dem Arme mit der Aufschrift: „Papiers de la maison de Croye", und einen Ahn der Herzöge von Levis, den Hut in der Hand, stehend vor der Jungfrau Maria, und diese sagt zu ihm: „Couvrez vous, mon cousin." Aber die Esterhazy gehen mindestens ebenso weit. Paget erzählt: „In einem Zimmer ist der Stammbaum aller Esterhazy abgebildet, worauf so klar als möglich gemacht ist, daß sie, von Adam beginnend, jeden großen Namen, jüdischen oder heidnischen, von Moses bis Attila, zu den Ihrigen zählen, bis sie sich als Diejenigen wiederfinden, welche sie jetzt sind, als Magnaten von Ungarn. Was noch außerordentlicher ist, das ist eine lange Reihe Portraits von diesen Berühmtheiten, Attila eingeschlossen, mit ihren Weibern und Kindern, schön modisch gekleidet und bis zum gegenwärtigen Jahrhundert fortgesetzt."

Paget's Bericht über Ungarn zeichnet sich durch eine große Fülle von interessanten Bemerkungen und Beobachtungen aus, die sich auch in gleichem Werthe in seiner Schilderung Siebenbürgens finden. Letzteres befindet sich nach Paget fast in demselben politischen und socialen Zustande wie Ungarn, und Östreich darf nicht ohne Furcht sein, diesen Theil seiner Besitzungen zu verlieren, wenn nicht des Fürsten Metternich gewohnter Takt und gutes Glück Wunder wirkt. Paget versichert zwar, daß die Ungarn (nämlich die zweite Adelsclasse, denn die niedern Stände bedeuten nichts und die Magnaten sind mit dem Hofe verknüpft) nicht nach Unabhängigkeit streben, aber, setzt er hinzu, wenn der Widerstand erst seinen Anfang nähme, so kann man ebenso wenig wie bei den Nordamerikanern vor dem Unabhängigkeitskriege voraussagen, wohin das Ende führen werde.

Das dritte Werk ist: „Germany, Bohemia and Hungary visited in 1837, by the Rev. *G. R. Gleig*" (3 Bde., London). Das „Quarterly review" läßt sich über dies Buch nur wenig aus, theilt aber eine Beschreibung des Schlosses Tetschen in Böhmen mit, welche, nach des Berichterstatters Ausdruck, ein Zeugniß sowol davon ist, wie ein Gentleman fühlen, als davon, wie ein gebildeter Mann schreiben kann.

Das vierte Buch ist das bekannte Werk der Mrs. Trollope über Wien. Der Reviewer läßt den literarischen Verdiensten der Mrs. Trollope, ihrer feinen Beobachtung und scharfen Auffassungsgabe alle Gerechtigkeit widerfahren, aber er macht sich auch vielfach über sie lustig und leitet aus der übermäßigen Verherrlichung, welche die wiener Aristokratie in dem Buche der Trollope erfährt, die Ansicht ab, daß die Dame kein Recht habe, die höchsten und allerhöchsten Cirkel Wiens mit der hohen englischen Gesellschaft zu vergleichen; denn diese habe sie nicht kennen gelernt. Der Reviewer wird hierbei oft boshaft. Er sagt: „Ein Mann, der nicht das geringste Recht hat, sich unter die Notabilitäten Londons zu mischen, verschafft sich ohne Umstände Empfehlungsbriefe an Schlegel, Tieck, Humboldt, Lamartine, Dupin, Alfred de Vigny und Chateaubriand; und ein Weib, welches in der mittlern Classe geboren und erzogen ist, besteht darauf, speciell der Elite der Faubourg St.-Germain empfohlen zu werden. Einige gutmüthige Freunde lassen sich willig finden; und wenn der Gentleman zufällig einen erträglichen Vorrath von Bildung besitzt und die Lady auf Schönheit oder einen Namen sich berufen kann, so werden sie zu einigen wenigen Soiréen eingeladen und gelegentlich finden sie sich wirklich in eine Unterhaltung mit Personen von europäischem Rufe verwickelt, der Prinzen und Herzoginnen nicht zu gedenken. Die Folge ist, daß sie, nach Hause zurückgekehrt, in der Verwirrung ihrer Begriffe den vergleichungsweise niedrigen Cirkel, dem sie angehören, mit dem glänzenden Cirkel vergleichen, den sie soeben verlassen haben" u. s. w. Das Reise- und Festivitätenjournal der Trollope ist indeß auch in Deutschland so oft besprochen und gelesen, daß wir das „Quarterly review", so toryistisch sarkastisch es auch verfährt und so viele Ausfälle es auch gegen die Whigs unternimmt, nicht weiter ausziehen wollen, bis auf seine Behauptung, daß sich die wiener Aristokraten, und zumal Fürst Metternich selbst, so liebenswürdig gegen die britische Schriftstellerin benommen hätten wie die Whigs gegen Herrn von Raumer, um ihre Feder für ihr Interesse zu gewinnen. „Je vous fais cadeau de cela", sagte einmal Fürst Metternich zu der Mrs. Trollope, nachdem er ihr eine Anekdote erzählt; in diesem Ausspruch will der Berichterstatter den Gebrauch angedeutet finden, den man von ihr machen wollte, und die abhängige Stellung, in welcher sie der östreichischen Aristokratie gegenüber sich befand. 70.

Notiz.

Du, Er, Ihr und Sie im Deutschen.

Die Generalversammlung des thüringisch-sächsischen Alterthumsvereins am 15. October v. J. hat dem als Philologen rühmlich bekannten Dr. Eckstein in Halle Gelegenheit gegeben, sich auf dem Felde der deutschen Grammatik als einen fleißigen Beobachter zu erweisen. Da Jakob Grimm's ausgezeichnete Untersuchung über das Pronomen im Deutschen und den bunten Wechsel, welchem dasselbe durch Du und Ihr, Er und Sie im Laufe der Zeit unterworfen gewesen ist, doch noch nicht zum Gemeingut Aller hat werden können, so ist eine populaire Darstellung dieser Umwandlung etwas recht Verdienstliches, als welches es denn auch nach sichern Berichten die Zuhörer erkannt haben. Den Wünschen dieser nachgebend, hat der Verfasser seinen Vortrag (Halle 1840) abdrucken lassen, auf den wir schon jetzt aufmerksam machen wollen, bis die spätere Mittheilung desselben in den Denkschriften des genannten Vereins erfolgt sein wird. Uns, als Mitarbeiter an einem kritischen Blatte, sei es hier nur gestattet auf des Hrn. Verf. wichtige Bemerkungen über das Wir der Recensenten hinzuweisen, wobei er sich auch noch auf Tieck's „Dramaturgische Blätter" (I, 274 fg.) und auf Scott's „Leben der englischen Romanschriftsteller" (III, 102—104, deut. Übers.) hätte beziehen können, die beide das „Wir" in ihren besondern Schutz genommen haben. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 140. —— 19. Mai 1840.

Kritik des Völkerrechts. Mit praktischer Anwendung auf unsere Zeit. Von H. C. Freiherrn von Gagern.

(Fortsetzung aus Nr. 139.)

Einen schönen philanthropischen Aufschwung nimmt der Verf. in dem Abschnitte „Freiheit und Sklaverei".

England, durch viele Hindernisse hindurch, hat nicht verfehlt consequent zu bleiben. Diese Sklaven waren Sache, Eigenthum und Werthschaft. Zwanzig Millionen Pfund Sterling hat das britische Parlament freigebig und grosmüthig zur Loskaufung bewilligt. Nie ist in Metall oder in Geldeswerth ein grösseres Opfer der menschlichen Gattung gebracht worden! Das Völkerrecht (?) hat nichts Erhabeneres aufzuweisen. Man hat eine graduelle Zeit der Freilassung bestimmt, damit die Ideen, der neue Zustand, die Begriffe von Freiheit, der nothdürftige Unterricht — ich hoffe Tugend, Arbeitsamkeit und Christenthum Wurzel fassen. Bereits wird es vollbracht, und während ich hier sammle oder meditire, lief die Zeit der Lehrlingschaft vorüber. Ja, viele der Insular-Colonien sind vorausgeeilt und haben vor der Zeit emancipirt. Noch zur Zeit ohne besondere böse Folgen. Aber sollten sie auch partiell eintreten — ist das Gegenbeweis?

Sehr wahr, auch die Schlußfrage. Nur sehen wir nicht ab, was die Aufhebung des Sklaventhums in den westindischen Colonien der Engländer mit dem Völkerrechte zu thun hat? Vergehen sich etwa die Nordamerikaner gegen das Völkerrecht, indem sie in einzelnen Staaten Sklaven halten! Hr. v. Gagern selbst sagt kurz darauf in Bezug auf Nordamerika: „Dort wage ich es nicht vollständig Abolitionist zu sein." England hat mit vielen Staaten über Abschaffung des Sklavenhandels Verträge geschlossen. Damit ist die Sache immer noch nicht völkerrechtlich, sondern Gegenstand des positiven Staatenrechts, d. h. der zwischen einzelnen bestimmten Staaten bestehenden Rechtsverhältnisse geworden. Und wir sehen aus den Streitigkeiten mit Portugal, welche Schwierigkeiten die Ausführung jener Verträge hat, wo die Interessen sich so verschieden stellen und doch unwillkürlich die Frage auftritt: wie denn England dazu komme, den Portugiesen etwas verbieten zu wollen, was die Engländer nicht tangire? Der Zweck ist der edelste, aber er erscheint doch fremd im Völkerrechte. Ebenso dürfte es sich hier zeigen, daß dergleichen Zwecke nur gegen Schwache geltend gemacht werden, während das mit ihnen verknüpfte Interesse nicht stark genug ist, um zu einem Zwange gegen Starke zu treiben. Würden Rußland oder Frankreich in dieser Angelegenheit England widerstreben, wegen des Sklavenhandels finge England keinen Krieg mit ihnen an. Das wirkliche Völkerrecht aber beobachten auch die Starken. Der Verf. hat ganz Recht, wenn er am Schlusse dieses Abschnitts auch die Behandlung der Kinder in den Fabriken mit dem Sklaventhum in Bezug setzt und dabei ausruft: „Es gibt keine härtere Sklaverei! — Nichts, was unserm Zeitalter mehr Schande macht." Aber der Schlußgedanke, daß die Staaten, um sich nicht zu übervortheilen, über eine Beschränkung der Kinderarbeit förmlich übereinkommen sollten, legte doch wol der Diplomatie eine ihr sehr fremdartige Aufgabe auf. Sind die Regierungen eines Sinnes darüber, so wird die innere Gesetzgebung dafür sorgen und deren Bestimmungen werden dann auch aufrecht erhalten werden. Entschließen sie sich aber nur in Folge auswärtiger Einflüsse dazu, so dürfte die Controle über die Ausführung sehr schwach sein. Und was könnte man nicht alles aus gleichem Grunde zum Gegenstande von Völkerverträgen machen?

Der folgende Abschnitt: „Souverainetät, Unabhängigkeit und natürliche Gleichheit der Nationen", bringt Schönes, Wahres und Kraftvolles, besonders über Römer- und Franzosenthum. Ebenso der zehnte: „Die Klugheit. Die Vorsicht gegen Übermacht. Das Gleichgewicht." Hier bringt den Verf. auch die Betrachtung der Fragen von dem Rechte zu Angriff und Widerstand zu dem Ausrufe: „Was ist im Völkerrechte nicht unbestimmte Idee — die erst im gegebenen Falle durch Nachdenken und Entschluß ihre Gültigkeit, ihren Werth und Anwendung empfängt. Selbst gerecht und ungerecht, Beleidigung, Zweck sind unbestimmte Ideen in dem Sinne, die erst in aede mentis zu purificiren, zu sanctioniren sind." Nun im praktischen Völkerrechte ist Vieles sehr bestimmt und unzweifelbar. Aber der Verf. hat ganz Recht, wenn er bemerkt, daß viele andere Punkte erst im gegebenen Falle ihre rechte Bedeutung erhalten, wohin denn ganz besonders das von ihm Angeführte gehört. Eigentlich beweist das aber blos, daß das Völkerrecht diese Punkte gar nicht erledigt und nur die Doctrin sie irrigerweise hineingezogen hat. Jeder Staat kann z. B. Krieg anfangen, wenn er will, und kein dritter kann sich anmaßen über die Dringlichkeit und folglich Gerechtigkeit desselben zu richten. Ist

der Krieg frivol, so ist das unmoralisch, aber nicht völkerrechtswidrig. Es wird vielleicht seine Strafe finden, aber diese wird eine factische Folge, nicht eine richterliche Zumessung sein. Nur in das Wie der Kriegsführung mischt sich das Völkerrecht.

„Friedensschlüsse, Verträge und Bündnisse." Eben hier führt der Verf. sehr übereinstimmende Aussprüche der Theorie an, wonach Völkerverträge heilig seien und ihre Verletzung eine Verletzung des Völkerrechts. Er muß aber doch sagen, daß er im praktischen Theile sonderbare Dinge darüber von uns und unsern Tagen zu berichten haben werde. Und er brauchte nicht blos von uns und unsern Tagen zu reden; die ganze Weltgeschichte bringt uns zahllose Beispiele, daß in allen Zeiten und allen Ländern Völkerverträge nicht heilig waren und ihre Verletzung nicht als Verletzung des Völkerrechtes betrachtet wurde, folglich es auch nicht war. Auch könnten wir ihm ebenso viele Stellen, als er angeführt hat, oder eigentlich viel mehr Stellen von Völkerrechtslehrern bringen, worin anerkannt wird, daß die politischen Völkerverträge sämmtlich als unter der Clausel: rebus sic stantibus stehend verstanden werden. Es gibt allerdings Völkerverträge, in welche Treu und Glauben so innig verflochten ist, bei denen die Verletzung eine so unmoralische, geradezu betrügerische Handlung sein und den andern Theil, der sich fest auf das Bestehen des Vertrags verlassen mußte, in so großen Nachtheil bringen würde, daß eine Verletzung derselben, ex abrupto begangen, dieselbe Schande erzeugen dürfte wie eine Verletzung des Völkerrechts. Aber bei den beiweitem meisten Völkerverträgen hat ein Rücktritt von denselben nur die Folge, daß auch der andere Theil nun frei, und daß er vielleicht, wenn sein Interesse stark und seine Macht hinlänglich ist, sich versucht findet, zu einer Retorsion, ja zum Kriege zu schreiten, um den Gegner zur Wiederanerkennung des Vertrags zu zwingen oder Rache an ihm zu nehmen. Würde ein Staat sich im hohen Grade unzuverlässig in seinen Vertragsverhältnissen zeigen, so würde das die weitere Folge haben, daß er wenig Zutrauen im Völkerverkehre fände. So lehrt die Klugheit billige Verträge treulich halten, die Ehre hält von einem schnöden und treulosen Bruche ab; manche Verträge hält die Furcht aufrecht. Aber nichts in der Welt kann einen Staat, der die Kraft zum Widerstande in sich fühlt, nöthigen, für ewige Zeiten einen Vertrag zu halten, der ihn in fühlbaren Nachtheil versetzt. Das hat seinen äußern Grund in dem Umstande, der als das charakteristische Element des Völkerverkehrs nie aus den Augen gelassen werden darf: dem Mangel eines Tribunals, was mit zwingender Macht zur Aufrechthaltung der Verträge anhalten könnte. Seine innere Rechtfertigung findet es aber in dem Umstande, daß der zeitliche Wille der Menschen die Verträge schließt, daß diese Menschen für die Völker handeln und daß die Völker etwas Ewiges sind. Wenn der Einzelne einen Vertrag schließt, den er später als nachtheilig erkennt, so mag er billig die Folgen seines Irrthums oder seiner Unvorsichtigkeit büßen und er muß es. Aber die Völker wollen nicht für die Fehler ihrer Vorsteher leiden, und sie werden es nicht, wenn sie es nicht brauchen.

„Tugend, Ehre, Ruhm, Vollkommenheit (?), das Sittengesetz, die Grundmaximen des Völkerrechts, verständiges Wohlwollen sein Schlußstein. Es ist augenscheinlich, daß diese höhern Begriffe der Menschen, ja die höchsten, unter sich Verwandtschaft haben. Sie gehören dem Naturrechte wie dem Völkerrechte an. Alsdann bilden sie eine Art von Progression." Sehr richtig hebt der Verf. die Bedeutung der Ehre im Völkerrechte hervor. Nur hätte er dabei nicht auf die Römer, sondern auf das Ritterthum recurriren sollen. *Ein Mittelglied* aber hat er vergessen, wie nun einmal die Menschen sind, das wichtigste: die zunehmende Einsicht, daß nur *aus Gegenseitigkeit* für Alle das wahre Heil entspringt. So lange die Völker sich noch einbilden, daß sie durch Verstattung gewisser Vortheile an andere benachtheiligt werden, wird Kampf und Ausschließung nicht aus dem Völkerverkehre verdrängt werden und „verständiges Wohlwollen" keineswegs in allen Beziehungen walten. Schon entwickelt der Verf. das Kant'sche Sittengesetz in fünf gewichtige Vorschriften. Aber das Sittengesetz ist die Grundlage der Völkermoral, nicht des Völkerrechts. Wäre es letzteres und käme es wahrhaft zur Herrschaft, so müßte der Verf. sich nicht darauf beschränken eine Führung des Krieges zu bedingen, die „so tapfer, so menschlich, so großmüthig, so kurz als möglich" sei, sondern es würde aller Krieg in Wegfall kommen, und jedenfalls *müßte der Wegfall* des Kriegs eine Foderung des Völkerrechts sein, wie es sich nach unserm Verf. darstellt.

Den Schluß des theoretischen Theiles machen Betrachtungen über Occupation und Colonisation in Beziehung auf Bevölkerung; im Systeme des Verf. um so zweckmäßiger, als er auch im praktischen Theile dahinaus schöne Aussichten eröffnet. Den Anfang machen, wie in den meisten vorhergehenden Abschnitten, Stellen von Hugo Grotius, jenem berühmten Manne, dessen Wirksamkeit noch größer ist als sein Ruhm. Hugo Grotius ist, wie schon Herbart sehr schön entwickelt hat, der eigentliche Vater unserer ganzen Rechtsphilosophie, darin aber auch der Urheber vieler Verwirrungen. Er ist es, der eine Philosophie des römischen Rechts, das sich an die Stelle eines viel edlern, zartern und gemüthvollern gesetzt hatte, schuf und diese zum Naturrechte erhob. Er war es auch, der diese nur auf das innere Staatsleben berechneten Rechtsnormen auf die Staatenverhältnisse übertrug, gelegentlich jene Sätze durch biblische Aussprüche ergänzend und verbrämend, und sie zur Grundlage des Völkerrechts machen wollte. Auch im Innern des Staats ist aus jener Rechtsphilosophie, die vielfach auf die Verhältnisse unserer Völker nicht paßte, manches Unheil erwachsen; aber der Zwang des Gesetzes hat den Widerstand gebrochen und die Verhältnisse haben sich unter die starre Consequenz jenes Rechtes beugen müssen. Im Völkerverkehre ging das nicht, und daher der ewige Widerstreit zwischen dem Bestehenden und den Lehrsätzen jener Doctrin, sowie zwischen vielen Lehrsätzen derselben und den wirklich gültigen Rechtsnormen, die sie

in ihr System hineinzwängen mußte, während sie doch ganz andern Ursprungs und ganz fremder Natur waren. Im Übrigen zeigt der Verf. in diesem Abschnitte die Wichtigkeit der Colonisation als Heilmittel des Pauperismus. Bei der Frage über die Wegschiebung der Urbewohner sagt er:

Zwischen Wilden und Wilden ist ein unendlicher Unterschied. Die etwa dünn gestreut, planlos und gedankenlos in ihren Urwäldern umherschweifen — wie in Brasilien, in Neuholland — verdienen wenig Berücksichtigung. Die Wilden in Nordamerika aber hatten so eigenthümliche Tugenden — von uns kaum erreicht — so mit Ehe, Wohnung und Hauswesen versehen, ihr weiter Wald durch langen Besitz, durch Verjährung, durch Erkämpfung so sehr ihnen — ist ihnen in weitem Umfange so nothwendig — daß stets etwas in unserm Gemüthe zu ihren Gunsten vorgeht und spricht — daß wir Sophismen sorgfältig verhüten müssen — und an ihren Schicksalen stets lebendigen Antheil nehmen und die Präsidenten oder andere Obervorsteher in Nordamerika in dem Maßstabe hochschätzen — als sie hier redlich, fürsichtig, menschenfreundlich zu Werke gehen.

Wir würden der ganzen Stelle aus vollem Herzen beistimmen, wenn nur die Worte: „verdienen wenig Berücksichtigung" fehlten. Hätte der Verf. noch geschrieben: „machen wenig Schwierigkeit!"

„Der praktische Theil oder die heutige Bewandniß" beginnt nun, eine reiche Aussaat fruchtbarer Gedankenkeime, hochinteressante Reflexionen enthaltend und treffende Streiflichter auf die wichtigsten Fragen des derzeitigen Völkerlebens werfend. Wir wünschten, der Raum verstattete es uns, gleich anfangs die herrliche Stelle, in der er (S. 142 — 147) die Vorschritte der Zeit zusammen-, darauf aber die Schattenseiten gegenüberstellt, mitzutheilen. Nur das Eine heben wir aus, wo er, nachdem er Goethe und Schiller, Chateaubriand und Lord Byron, Bulwer und Pückler, Jean Paul und Lamennais, Gentz und Guizot, Armand Carrel, den Père Enfantin und die Frau v. Krüdener, und selbst Ludwig von Baiern zu Zeugen des Mismuths der Zeit angerufen, fortfährt;

Es ist Frieden und doch so viel Agitation, so viel Abneigung, Vorwurf und Gehässigkeit, so viel Furcht, so viel gänzlich unerledigtes, so viel steter Zweifel an diesem Frieden. Es ist steigender Reichthum, wenn ich etwa die westliche Halbinsel ausnehme, und doch so viel, so unendlich viel Armuth und Entbehren — so wenig Freude und Fröhlichkeit. Man weiß nicht, oder man mag es nicht erforschen, wie viel der deutsche Mensch hungert und friert, und in welch steigender Proportion! Fragt nur die Ärzte! Es ist steigende Freiheit, ihr Eindringen, wo sie vorher nicht war, und doch so viel Zwang, neue Belästigung und Behinderung. Es ist Einsicht, und doch so viel Albernes, Extravagantes, Mattes und Weitschweifiges. Es ist Religion und ein wiedererwachtes Gefühl dieses Bedarfs — und alsobald so viel Zerren, so viel Unklarheit, Mysticism, Feindseligkeiten und entwürdigende Caricatur. Ein blindes Zurückschreiten — als wären tausend Dinge nicht gesagt und nicht geschehen und nicht verglichen. Es ist Industrie, und doch so viel Stockung, Mauth, Defraudation und Klagewerk; fast ein erklärter Krieg der Handarbeiter und Fabrikanten — gegen die, die sie in Lohn verwenden. Es ist Eigenthum und Policeianstalt, und kaum beschirmt man die Waldungen, bisweilen blutig, gegen den steigenden Andrang. Es ist freigebige Behandlung des Armenwesens, und sie ist fern zu genügen! Es ist Gesetz, Ordnung, Sittlichkeit, und doch eben jetzt unverkennbar ein Rückschreiten der menschlichen Gattung, ein Zunehmen der Frevel und Verbrechen, eine tägliche Mehrung des Selbstmords, und Derer, die sich sagen: au banquet de la vie, infortuné convive!

Nach dieser Stelle, auf welche eine andere folgt, in welcher der Verf. sich durchaus nicht als laudator temporis acti zeigt, sondern anerkennt, daß wir ehrbarer geworden, daß die Weiber nie edler und besser gewesen, daß wir wohlthätig und arbeitsam seien, daß Erziehung und Unterricht uns beschäftigen u. s. w., liest man nicht ohne Befremden als Ursache gewissermaßen der eben geschilderten Misklänge: die Gesetze der Natur und die darauf gebauten Civilrechte würden weit weniger gebrochen oder vergessen als die Gebote des Völkerrechts. Man könnte hier schon das Dilemma entgegenstellen: entweder beruhen die Gebote des Völkerrechts auch auf den Gesetzen der Natur, dann enthält die Stelle einen Widerspeuch in sich selbst; oder sie beruhen nicht darauf, dann wäre es recht gut, wenn die unnatürlichen Gebote gebrochen oder vergessen würden. Hauptsächlich aber müssen wir gänzlich abieugnen, daß die Gebote des praktischen Völkerrechts mehr gebrochen oder vergessen würden als die des Civilrechts, vielmehr geschieht so etwas ungleich weniger, ja, es gehört zu den allerseltensten Fällen der neuern Geschichte. Was aber jenes noch zu Erstrebende anlangt, was unter dem natürlichen, oder philosophischen, oder idealen Völkerrechte unsers Verf. zu begreifen ist, so meinen wir auch in diesen Beziehungen einen so großen und gewissen Vorschritt zu erkennen, wie kaum sonstwo. Der durch 25 Jahre eehaltene Friedensstand unter den Mächten, bei solchen Anlässen zum Kriege, die doch, mit wenigen Ausnahmen, beginnende Milderung der Prohibitivsysteme, die mancherlei ausgleichenden, ordnenden, annähernden Verträge geben Zeugniß dafür. Wäre es aber auch, daß hier noch viel zu wünschen bliebe, so könnten wir diese Mängel nur als ein sehr untergeordnetes Glied in der Kette der mannichfachen Ursachen betrachten, aus denen die von dem Verf. geschilderten Misstände erzeugt sind. Der Verf. führt übeigens sehr schön und richtig gleich darauf die Gründe an, welche viele Eigenthümlichkeiten des Völkerrechts, und namentlich die Schwierigkeit, den Kreis seiner Gebote zu erweitern und auch der Völkermoral volle Anerkennung zu verschaffen, erklären. Wenn es aber im Innern des Staats viel leichter ist, Gesetze zu geben, ein Recht zu schaffen, so kann man das nicht immer für ein Glück halten. Denn es kommt nicht blos darauf an, über irgend eine Angelegenheit ein Gesetz, ein Recht zu haben, sondern auch und mehr noch darauf: wie dieses Gesetz und Recht beschaffen sei. Die Art und Weise, wie sich die völkerrechtlichen Normen bilden, enthält die höchstmögliche Bürgschaft ihrer Weisheit und Güte.

(Der Beschluß folgt.)

Der Geburtstag Roms.

Rom, 25. April 1840.

In seiner gestrigen Sitzung feierte das Institut für archäologische Correspondenz den Geburtstag Roms. Hr. Legationsrath Kestner eröffnete dieselbe mit einer kurzen dem Feste angemessenen Rede, worauf Hr. Dr. Braun über die Leistungen des Instituts höchst befriedigende Rechenschaft gab.

Aus seinem Vortrage entnehmen wir, daß das Institut mit keiner seiner Publicationen in Rückstand sei und bis diesen Augenblick reiche Ernte gehalten habe, deren Ergiebigkeit nur immer noch zu wachsen scheine. Die Nachgrabungen in Vulci, welche der Fürst von Canino unermüdlich fortsetzt, und die in Cerveteri haben den Annalen beachtungswerthen Stoff geliefert. Am interessantesten aber ist die jüngste Entdeckung innerhalb der Stadt selbst. In der Vigne bei Porta latina, welche schon durch das campanasche Columbarium bekannt ist, wurde in den letzten Tagen ein anderes, noch beiweitem merkwürdigeres entdeckt, das größte und bedeutendste, welches man bisher kennt. In der Mitte des Raums erhebt sich ein großer Würfel, dessen beide breite Seiten die Aschengefäße enthalten, während die schmalen Seiten mit Frescomalereien in glänzenden Farben verziert sind. Zahlreiche Inschriften über den einzelnen Nischen geben von den Umständen des Ankaufs oder bisweilen auch der Verschenkung derselben Nachricht und bezeugen den Eifer, mit welchem auch die Ärmern ihrer Asche eine Ruhestätte zu sichern trachteten. Für das Monumentenheft, welches eben unter der Presse ist, hat es ferner nicht an Material gefehlt; es wird außer der Fortsetzung jener Reihe von antiken Wandgemälden, von denen S. Bartoli in Handzeichnungen uns die Vorstellung überliefert hat, verschiedene längst in Rom vorhandene, aber erst durch den Scharfblick des trefflichen Ingres, Directors der hiesigen französischen Akademie, in ihrem Werth erkannte Denkmäler bekannt machen, unter diesen vornehmlich den herrlichen Torso einer kolossalen Minervenstatue von gewiß griechischer Arbeit und hoher Meisterschaft der Erfindung und Ausführung, welcher, bisher durch schlechte Ergänzungen entstellt, im Garten der Akademie stand, nun aber, von diesen Unzieeden befreit, nach Paris gesendet worden ist. Nach diesem beklagte der Redner den Tod des wackern Mitgliedes, Hrn. Cades, des Verfertigers der ausgezeichneten Gypsabgüsse von Gemmen, deren das Institut schon mehre Centurien geliefert hat. Er fügte hinzu, wie schmerzliche Verluste das Institut auch schon erlitten habe, so seien diese doch gewöhnlich durch irgend eine um so glücklichere Förderung aufgewogen worden, und so auch diesmal reihe sich an die Trauernachricht die freudige Botschaft, daß der Fürst Metternich die Präsidentschaft des Instituts an der Stelle des verstorbenen Herzogs Blacas-Aulps anzunehmen gegen den hohen Protector der Anstalt, den Kronprinzen von Preußen, sich bereit erklärt habe. Unter der Ägide eines Namens, welcher diesseit und jenseit der Meere gleiches Gewicht hat — so schloß der Redner — dürfen wir uns getrösten, unser Schifflein ein ander Stückchen weit zwischen Wogen und Sturm hindurchzukämpfen. Recht um die in diesem Vortrage ausgesprochene Zuversicht, daß der reiche Stoff für die Arbeiten des Instituts sich nicht verringern werde, augenblicklich zu bestätigen und diese feierliche Adunanz vor allen frühern zu verherrlichen, wurden die merkwürdigsten Entdeckungen, welche auf ganz verschiedenen Punkten gemacht worden sind, gemeldet: 1) durch Hrn. Canina die Entdeckung eines aus der unerschöpflichen Fundgrube Cerveteris hervorgegangenen Basreliefs mit drei Figuren, drei von den 12 etruskischen Städten, laut Inschrise vorstellend, nämlich Vetulonia, Vulsinii, Tarquinii, zu welchem Denkmal auch noch die vermuthlich dazu gehörigen Bilder der übrigen Städte aufzufinden Hoffnung gehegt wird; 2) durch Hrn. Dr. Abeken die von Hrn. Curtius in einem Briefe aus Athen soeben mitgetheilte Entdeckung von fünf neuen Stücken des Parthenonfrieses, davon zwei vorzüglich gut erhalten seien, von einer schönen Silenstatue und merkwürdigen Inschriften, welche Schätze dadurch gewonnen worden sind, daß man statt wie bisher mit Aufräumen des leichten Schuttes auf der Akropolis sich zu begnügen, in die großen Schuttmassen tiefer hineinzudringen versuchte. Endlich wurde noch ein Aufsatz des Prof. Feuerbach gelesen, in welchem dieser Gelehrte von den Resultaten seiner kürzlich ausgeführten Reise durch das Etrurische eine schöne Probe gab durch die ausführliche Beschreibung des ei Perugia jüngst entdeckten, an Kammern reichen und mit Sculpturen an den Wänden und über den Thoren geschmückten Grabes, welches sich unterirdisch in den lebendigen Stein gehauen fand.

Auf eine scherzhafte Weise feierten den Geburtstag der ewigen Stadt an dem rechten Tage, nämlich Dienstag den 21. April, die hier sich aufhaltenden Künstler aller Nationen, denen viele andere der Kunst und der Heiterkeit des Lebens gewogene Fremde sich anschlossen. Wie gewöhnlich versammelte die Schar sich bei den Trümmern einer alten Villa, etliche Miglien weit von der Stadt vor Porta maggiore, deren Hauptmasse Torre de' schiavi beim Volke heißt. Die Gesellschaft zu Fuß, zu Pferd und Esel, bunt gemischt, zum Theil in lächerlichen und tollen Verkleidungen, erwartete den Anführer, den sogenannten Präsidenten der Ponte Molle, der im Purpurmantel, in einem Wagen sitzend, von den Chargen und seinem Gefolge begleitet, herbeikam, über die inzwischen in Linie aufgestellte Menge Musterung hielt und zuletzt dieselbe in einer wohlgesetzten Rede zum tapfern Genuß des Festes ermahnte. Auch wurde ein von Reinick verfaßtes und gedruckt ausgetheiltes Lied vom ganzen Chor gesungen. Die Züge, scherzweise Cohorten genannt, denen ihre Fahnen vorgetragen wurden und denen die Küchenwagen und die Ketzerei mit Thyrsusstäben, Rebenkränzen und allerlei dergleichen Tand sich anschlossen, setzten sich allmälig nach den Tufgrotten, welche von dem nahen Orte Cervara heißen, in Bewegung. Dort baute man herkömmlicherweise aus rohen Steinen Tafel und Bänke, zierte die erstere, deckte die letztern mit Gras und Blätterwerk, zog dann in eine Nebengrotte, um das Sibyllenorakel zu vernehmen, hierauf vor der Grotte auf einem freien Platze die Gedächtnißreden des Tages zu empfangen und endlich zu Speise und Trank, Toast und Gesang zu eilen. Von den Bequemlichkeiten des europäisch-civilisirten Lebens war natürlich nicht viel bei dem Mahle zu spüren; es ging vielmehr ein wenig türkisch dabei her, und einigen von den feinen Damen, welche zum Zuschauen sich zahlreich eingefunden hatten, soll dies gar spanisch vorgekommen sein. Das Orientalische machte überhaupt an diesem Tage sich sehr geltend und daneben das Afrikanische, beides unter den jungen Franzosen am meisten, welche jetzt natürlich nichts als Algier und den Orient träumen. Da sah man Beduinen und anderes Volk, aber alle sehr verträglich, wo nicht etwa zuletzt der Wein ein kleines Feuer anzündete. Die Franzosen brachten nach dem der Vereinigung aller Nationen gebrachten Toast den Spruch aus: Les Français aux Allemands, vermuthlich anerkennend, daß von Deutschen das Fest vor 26 Jahren gestiftet wurde. Es war also diese die 26. Olympiade, denn die Olympiaden der Cervara, deren Gedächtniß in den Grotten der Meißel verewigt, zählen nur ein einziges Jahr. Für das Orakel der Sibylle hatte Hr. Reinick einen sehr gefälligen Scherz gedichtet, und die bei der Aufführung desselben nöthige Musik führte mit der größten Meisterschaft ein belgischer Virtuos (mir ist sein Name entfallen) auf der Clarinette aus. Es fehlte dem Feste nichts als dauerhaftere Gunst des Himmels, denn am Nachmittage fing der Regen so heftig an herabzuströmen, daß man Grund genug hat, anzunehmen, er möge die ein wenig zu heiß gewordenen Köpfe hinlänglich abgekühlt haben. 49.

Literarische Notizen.

Blanchard und A. Dauzats gaben in Paris heraus: „San Juan de Ulua ou relation de l'éxpédition française au Mexique, sous les ordres de M. le contre-amiral Baudin", mit vielen kleinern und größern Vignetten. Die Zeichnungen sind nach der Natur von Blanchard gefertigt und von diesem, Dauzats und Porret ausgeführt.

Von Tocqueville's bekanntem Werke „De la démocratie en Amérique", erschienen vor kurzem der dritte und vierte Band. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 141. —— 20. Mai 1840.

Kritik des Völkerrechts. Mit praktischer Anwendung auf unsere Zeit. Von H. C. Freiherrn von Gagern.
(Beschluß aus Nr. 140.)

Doch der Verf. geht nun zu dem interessanten Theile des Werks über, der die Hauptsteine des Anstoßes offen darlegen soll. Er beginnt mit der Staatsverfassung und dem Principienstreite. Er findet hier überall ungünstige, rückgängige, verwirrte Resultate. Schlechte Benutzung der Vorbilder.

Die Alten kannten die Freiheit, die Tugend, die Weltweisheit, die Freundschaft, und kannten sie innig und echt. Wir plaudern mehr davon, suchen erst die Muster und Ideale, schaffen Systeme, und die Mehrheit meint, das sei Freiheit, wenn sie die Aristokratie untergraben, oder neue Wahlsysteme prägen und daran kippen und wippen.

Der historische Boden weggeschwemmt, der Geist der Ritterschaft, „des Mittelalters bester Bestandtheil, für die Menge selbst in Gefühl und Begriff unerreichbar"; das Kaiserthum und diese Form der Einheit vernichtet und, wie der Verf. selbst gesteht, zu der heutigen Gestaltung wenig passend. Der Eifer der Religion erkaltet, und wo er sich wieder zeigt, ist es Mysticism oder ultramontaner Stoff. „Was ist ärger, leidender, trostloser als Irland — selbst mit Spanien verglichen? Wenigstens in Beziehung auf Unheilbarkeit." Und doch von Spanien selbst sagt er nichts Tröstliches und Hoffnung Gebendes. Bei Frankreich macht er darauf aufmerksam, wie wunderbar, das echteste Lob des Repräsentativsystems, gegenwärtig der Zustand, die Ordnung seiner Finanzen sei, so gestört unter Ludwig XVI. und Vergennes und Necker, so trefflichen Menschen — und so geregelt, aufgezogen wie ein Uhrwerk, unter Napoleon, Ludwig XVIII., Karl X. und Ludwig Philipp!

Aber es ist auch dort noch ein heftiger Gährungsproceß, nicht durch die Verhältnisse selbst —, sondern durch den Nationalcharakter — durch den Ungestüm — soll ich sagen durch Eitelkeit oder Ruhmsucht — erzeugt, dadurch lang hin unterhalten. — Denn das ist eben der Contrast unserer Zeit, überall das Große vermissend, sehnsüchtig darnach, ergreifen wir das Gräßliche — um uns zu ergötzen, zu zerstreuen, heranzubilden. Wir möchten Ruhe und Unruhe — wir möchten Frieden und Pathos — Effect; und so oft bringen wir nur Caricaturen zuwege.

Italien — es war fremde Garnison zu Antona und in den Legationen —. Es war Hülfe zu Neapel, — und Strafe und Amnestie zu Mailand. Diese Bewandniß spricht laut genug. — Aber Wir! noch einmal Wir! An Rhein, Donau, Elbe, Weser. Ich beschränke mich auf einfache Thatsachen! Denn welche gründliche, einleuchtende, erschöpfende Theorie sollte und könnte ich aufstellen? Mit Erfolg! Etwa die auf der Wartburg oder zu Hambach? Oder den Commentar der sogenannten Schlußacte — oder der Protokolle, — oder sollte ich die Erweiterung, Revision und Anwendung des Capitels der alten Staatsrechtslehrer de malis imperii versuchen, an die zu erinnern ich übrigens nicht unterlassen habe?

Mit kräftigen Farben malt der Verf. darauf die polnische Theilung und betrachtet sie in Beziehung auf Recht, Sittlichkeit und Gleichgewicht und auf die Erscheinungen unserer Zeit. Ja, er ruft aus: „Wenn ich irgend einen Einwand gegen mein Dasein hätte, so wäre es, daß ich habe müssen durch und durch Zeitgenosse dieser falschen Handlungsweise sein. Es stört mich auch ungemein in der Abfassung dieser Blätter." In der polnischen Theilung erkennt er die Veranlassung, daß Ludwig XVI. das Schaffot bestieg; sie habe die Revolution und alle ihre Kriege hervorgerufen; sei der Vorgang gewesen der Entsetzung der Reichsritterschaft, der Mediatisirungen, der Unterdrückung von Venedig, Genua u. s. w. Sie habe Rußland ein Gelüst zum ganzen Polen eingeflößt, also auch diesen Samen der Zwietracht perennirend zurückgelassen. Sie habe den wiener Congreß zerrüttet, in die Länge gezogen, getrübt und mangelhaft sein lassen. Sie habe die Halbirung Sachsens herbeigeführt. Sie habe die Diplomatie in übeln Ruf gebracht. Durch sie seien alle neuern Völkerverträge, auch die neuesten und solennsten — alle Garantien, Vorsätze und Verheißungen erschüttert und zu nichte geworden. Sie habe die ganze Frage überall auf der Erde — von Unterthanenpflicht und Treue zerrüttet und verfälscht. Dazu das größte aller Übel, die Unheilbarkeit! Hierbei sehr interessante Hinblicke auf Napoleon's Fehler. Was wir von derselben Frage halten, haben wir an einem andern Orte, wo es, wenn es der Beachtung werth ist, gefunden werden wird, ausführlich auseinandergesetzt. Hier würde uns diese Discussion zu weit führen und unser Verf. bietet noch viel andern Stoff dar.

„Der überhandnehmende Geist der Unwahrheit" — so ist ein folgender Abschnitt überschrieben. Er führt viele Beispiele an, zunächst aus Napoleon's Wirken. Doch aber auch:

die Souverainetät, das patriarchalische Princip, die reine Monarchie, die doch nicht Despotism oder Absolutism sein soll! Das Spielwerk mit dem Octroyiren der Charten aus lauter

Huld und Gnade — nach dem Proclama von Kalisch und der Congreßacte! Und der Auflösung des Reiches! Die Interpretationen des 13. und 14. Artikels der Bundesacte. An andern Orten hat man eigenen Trumpf darauf gesetzt: que la charte est une vérité. Sicheres Merkmal, wie oft sie es nicht war. Der Rhein-Octroi, der nicht Zoll ist. Die Schlußacte, die nur nicht schloß. Ihre Übereinstimmung mit der Bundesacte. Die Vereinigung der protestantischen Religionen ohne irgend einen vereinigten Punkt! Hin und wieder ein Episcopat — für Presbyterianer. Anderwärts der Sanitätscordon an den Pyrenäen. Die lois d'amour. Alsdann die Fassung, das Verstehen des 14. Artikels der frühern französischen Charte, die Karl's X. Ordonnanzen und so bald seinen Untergang zuwege brachten. Die nicht intervenirenden Interventionen. Die Cooperationen, Translimitationen — lauter Flitterwaaren, die man in das Völkerrecht einschwärzen wollte, das aber seine Thüren und Thore schließt und barricadirt. Der versuchte Bau neuer Bastillen — nur gegen den möglichen äußern Feind. Die Schlacht bei Navarin, — die Berennung und Bezwingung von Antwerpen; ohne Krieg und Kriegszustand —. Ancona! Die Blockaden auf dem Papiere, oder die Umzingelungen, die beiweitem nicht umzingeln. Die großen Friedensschlüsse und in deren Folge die Congreßacte zu Wien, unter — und mit der Absicht feierlicher Garantie und fester Haltung geschlossen — die aber keineswegs garantiren und festhalten. Das Lob der Klugheit und Mäßigung von Gleißnern, Schmeichlern und Wechselherrn, Dingen und Handlungen oder Unterlassungen beigelegt, die aber die Nachwelt Schimpf und Schande nennen wird. Und zur Krönung des Werks der Protokolle, die Neutralität Belgiens in künftigen Kriegen — oder schon heute!

Welch reicher Stoff zu Betrachtungen, ja, bei der Vornahme jedes einzelnen Umstandes zu hin und herwogenden Discussionen! Der Verf. führt ferner einzelne Beispiele aus Napoleon's Zeit an, aber auch aus neuerer, rücksichtlich Frankreichs Stellung zur Schweiz und anderer Dinge. Dabei hält er sich gegen beide Parteien standhaft.

Die Verhöhnung oder Herabwürdigung der gesundesten Maximen und Ideen der Vorwelt und der Weltweisheit, Moderantism — juste milieu — Gleichgewicht; die Duplicität, womit man oft in Frankreich den Begriff des status quo deutete; alsdann das parlamentarische Übereinstimmen der Extremitäten zu unlautern Zwecken mit gänzlich falschen Voraussetzungen, zur Erzielung einer trügerischen Majorität — cette monstreuse alliance de minorités divisées sur tout, excepté sur l'envie de détruire — gehören sämmtlich und eminent in diese Liste der schädlichsten Unwahrheiten dieser Zeit.

Der Journalismus, das Börsenwesen, der Actienschwindel, die Literatur, die Geheimnißkrämerei im Staatsleben, sie alle bekommen ihr Theil, und wer könnte leugnen, daß die Aussprüche des Verf. gar oft nur zu treffend sind.

„Die Allianzsysteme unserer Zeit in Beziehung auf Zweck, Gleichgewicht, Recht des Stärkern und treue Bewahrung. Also unsere Zustände." Der Verf. bespricht hier zunächst die große Allianz, die man gewöhnlich die Heilige nennt.

Bei ihr — sagt er — ist das die sonderbare Beschaffenheit, der starke Contrast mit der Vergangenheit, daß man, um Unrecht zu verhüten, Unrecht thut und damit anfängt, daß man jenes Recht des Stärkern förmlich anerkennt, förmlich in sich selbst aufnimmt, förmlich organisirt und darnach fort handelt. Zum Glück ist es in seiner Natur, in seinen Wirkungen so arg nicht; und die Entstehung, die ursprüngliche Absicht war wohlthätig. — Man befand sich wohl bei der Einrichtung. Es war und blieb ein Auskunftsmittel bei allen großen Verlegenheiten oder bedeutenden Erscheinungen. Die Gewalt hat so viel Reiz unter allen Formen!

Der Verf. findet die Materie, den Gesichtspunkt dem Völkerrechte so fremd nicht und citirt Paragraphen dafür aus Wolf's Prolegomenen. In der That, dem von unserm Verf. aufgestellten Systeme ist die Sache nicht fremd; sie kann als ein Schritt dazu betrachtet werden. Gewiß ist auch die Absicht eine gute gewesen. Aber Ref. hält doch den Gesichtspunkt, aus welchem England gehandelt hat, indem es die Möglichkeit von Interventionen zuließ, aber sie nur nicht in ein System gebracht wissen wollte, für den einzig richtigen. Es ist überhaupt ein Fehler unserer Zeit, daß man gleich Alles organisiren will, sobald sich irgend etwas wünschenswerth, wohlthätig zeigt, sofort eine darauf berechnete Einrichtung gründet, ohne sich zu fragen, ob es in allen Fällen, in allen Zeiten wünschenswerth, wohlthätig sein, und ob man nicht hoffen kann, daß es sich da, wo es gut ist, von selbst aus den Verhältnissen entwickeln werde. Sehr interessant ist nun, wie der Verf. den Gang jener Allianz und ihr Verhalten bei den verschiedenen obschwebenden Fragen betrachtet. Wichtig ist ihm in Westen besonders die belgische, vielmehr die französische Frage. Die Gestaltung des Königreichs der Vereinigten Niederlande zu vertheidigen war er, der so viel Antheil an ihrer Bildung gehabt, allerdings besonders veranlaßt. Der Gedanke, den er gehabt, den Elsaß mit der Schweiz zu verbinden, hatte gewiß viel für sich. Größere Festigkeit würde das alles, was sich aus den Trümmern des alten Lothringens zu einem selbständigen Leben bilden ließe: die Niederlande, Elsaß, Lothringen, Franchecomté, das Rheinland, die Schweiz, Savoyen erlangen, wenn es zu dem deutschen Bunde in Bezug gesetzt würde und so die alte Herrlichkeit des Reichs in neuem Gewande wieder auflebte.

„Colonisation und Auswanderung. Irgend ein gleiches Maß unter den Völkern in Bezug auf sie." So der fünfte Abschnitt des praktischen Theils. Ohne Colonisation sei auf der Erde, im Verlauf der Universalgeschichte, nichts Großes und Gründendes geschehen, wofür er in seiner raschen, genialen Weise eine Fülle treffender Beispiele hinstreut. Die deutschen Fürsten

haben vor allen Dingen zu fühlen und zu überlegen, und männlich darnach zu handeln, daß sie Glieder und Vorsteher einer großen, oder einer unter den größten Mächten auf Erden sind — Glieder der am meisten gesitteten Nation — was in völkerrechtlicher Anwendung so viel sagen will. Unter dieser Gesittung verstehe ich Vorwalten des Ackerbaues — Unterricht und Wissen — Reformation, Toleranz und Verträglichkeit im Christenthume, Fleiß und Häuslichkeit — Disciplin und kriegerischer Sinn.

Unsere Fluren seien fürwahr zu eng geworden; manche frühere Gelegenheit zum Ausströmen verstopft; Alles überall überfüllt. Nordamerika bleibe das weiteste und am meisten praktische Feld. Man könne nur wünschen, daß das Auswandern erleichtert und begünstigt werde. Frankreich habe Algier und Guiana, und von beiden aus bahnen sich Aussichten in die Zukunft. Großbritannien, nun wer hier nicht nur bewundert, sondern wer nicht staunt, der hat die Geschichte und die Weltkugel nicht inne, der kennt seine

Zeit nicht, und würdigt nicht, oder mangelhaft und schief die menschliche Gattung. Größeres ist auf der Erde nicht geschehen. Nichts was den Mann, seinen Verstand, Freiheitssinn, Kraft und Beharrlichkeit mehr adelt und ehrt.

Das englische Colonienwesen zeichnet er in seinem Bestand und seinen Aussichten. Darauf Rußland, wo die Frage von Colonisation zugleich eine active und passive, eine einheimische und auswärtige ist. Was hat Deutschland?

Die geistvolle Betrachtung der orientalischen Frage, die der Verf. anstellt, ist bereits in einem Auszuge durch mehre Zeitungen gegangen. Er zeichnet und prüft die verschiedenen Möglichkeiten und entscheidet sich zuletzt für ein Auseinanderfallen, wobei er hofft, daß die einzelnen Theile größere Kraft entfalten würden als jetzt das Ganze. Er beruft sich zum Theil auf die Schweiz, auf Italien, Spanien im Mittelalter, auf die Kraft des alten Hellas und Ähnliches. Freilich die Zeiten sind jetzt andere. Ehedem konnten zuweilen auch kleine Staaten es mit den größten aufnehmen, weil diese großen noch nicht zum vollen Gebrauche ihrer Kräfte gereift waren. Jetzt ist das anders. Man muß wol besorgen, daß bei der von dem Verf. vorgeschlagenen Lösung das divide et impera sich bewahrheiten würde. Allerdings die Pforte scheint von dem Untergange bedroht, weil sie, wie das alte Rom, es nicht verstanden hat ihre entferntern Glieder zu selbstthätigen Bollwerken zu machen. Konstantinopel und was ihm zunächst anhängt, würde wol am besten bewahrt sein, wenn es unter den Schutz des Christenthums und einer europäischen Dynastie gestellt würde. Auf Einiges hat Östreich Anspruch, wenn Rußland Anderes hält. Aber neue Staaten zu gründen, die gar keine eigene Vertheidigungskraft haben, scheint nicht mehr die Zeit. Wo es geschieht, vermehrt es nur die Gelegenheiten zu Intriguen und Übergriffen. Übrigens will der Verf. dorthin vorzüglich die Auswanderung ableiten, und ergreifend ist es, was er zum Schlusse seines Werks über Aussichten und Mittel vorträgt.

So werden die wichtigsten Fragen, das ganze Werk hindurch, in immer interessanter, genialer, anregender Weise berührt und durchgängig in dem Geiste des wärmsten Eifers für Menschenwohl und vorschreitende Gesittung, im Geiste echter Humanität betrachtet. 57.

Alciphron. A poem by *Thomas Moore*. Paris 1840.

Ein junger epikureischer Philosoph verläßt die Gärten seiner Schule und das Wohlleben, das ihm an sich genügt, aber um deshalb nicht, weil traurige Gedanken, er wußte nicht, von woher sie kamen, plötzlich wie Wolken über seinen Geist flogen,

> — — that, ere we 've time to say
> „How bright the sky is!" shade the sky.

So vag und unbestimmt diese düstern Gefühle sind, wird er sich doch bewußt, daß ihr Grund der ist, daß die fürs Leben genügende Lust keine Dauer hat. Er fragt daher die Sterne, warum der herrliche Mensch allein sterben muß, während sie, die weit minder herrlich sind als er, in alle Ewigkeit scheinen? Die Sterne antworten ihm nicht, aber eine Schattengestalt ruft ihm zu:

> Go, and, beside the sacred Nile
> You 'll find the Eternal Life you seek.

Und er geht von Athen nach Ägypten. Aber Mysterien und Zauber, die er studiren wollte, sind bald vergessen über die lebendigen Reize, die ihm allerwegs entgegenlachen. Doch im Verfolgen einer der süßen, überirdischen Gestalten geräth er in die labyrinthischen Grüfte einer Pyramide. Die eisernen Thore öffnen sich vor ihm und schließen sich krachend wieder hinter ihm. Eine Inschrift fodert ihn auf, die drei Proben zu bestehen, um, was er sucht, zu finden. Und er besteht die Feuerprobe, die Wasserprobe und die Luftprobe und sinkt, nachdem er erschöpft in ein Paradies gekommen, in festen Schlaf auf ein wundervolles Zauberbette. Nachdem er erwacht ist, kann er die Herrlichkeiten, die ihm nun begegnen, nicht mehr schildern. Denn was bisher geschehen, hat Alciphron in Briefen an einen Freund nach Athen gemeldet.

Dafür schreibt Orcus, der Hohepriester von Memphis, an Decius, den Präfecten der Prätorianer, einen Schlußbrief, der etwa so anhebt:

> Glück auf, mein Freund! Das Haupt der lustigen Sekte,
> Die gar nichts glaubt und allen Glauben neckte,
> Und der die Stunde, welche heute lacht,
> Ihr Himmel ist, d e r ist in unsrer Macht! —
> O gottlos lose Schule! — Keine Waffen,
> Seitdem der erste Priesterglaub' geschaffen,
> Verwundete, als wie ihr Pfeil so schwer,
> Von Blumen dicht umhüllt ein Bacchusdiener Speer. —
> Das wär mir süße Siegeslust, wie dir,
> Wenn du durch Christenblut dein stolzes Thier
> Hell spornen könntest, diesen bösen Spötter
> Hinknieend zu machen vorm Altar der Götter,
> Und daß er müßte, stumpf und dumpf, sich beugen
> Selbst vor den Götzen, die wir ihnen zeigen.
> Was! Denken diese Weisen denn, nur ihnen
> Sei zu dem Erdenglück die Thür erschienen!

Hierauf erzählt er, wie man dem jungen Griechen, der umherspürend gesehen worden, bei den Pyramiden die bekannten Proben präparirt habe:

> Luft, Feuer, Wasser, all', die Orpheus wagte,
> Die Plato überstand, Pythagoras,
> Zitternd vor Hoffnung, um zu finden — was?
> Frag die gefoppten Thoren — um Mysterien —
> — — — — — — —
> — — — — — — —
> — — — — — — —
> — — — — — — —
> S i e frage, ob sie das urewge Sein
> Gefunden? — können sie's dir sagen? — Nein.
> Das einzige Geheimniß, das Gewisse,
> Verbergen sie — das, daß man gar nichts wisse.
> Und, selbst getäuscht, bringt Trost für sie allein,
> Der Menschheit aufzutischen Dunst und Schein.
> Seit Orpheus, diesem Meister im Betrügen,
> Wuchs auch Geschick und Kunst im heilgen Lügen.
> — — — — — — —
> — — — — — — —
> Mirakel muß mit Unsinn man umwinden,
> Voll dunkler Pracht, daß man's nicht kann ergründen,
> Und mit der Menschen Furcht und Hoffnung spielen,
> Wie's grad sich schickt; und daß in den Gefühlen
> Es düster bleibe, wie in unsern Hallen,
> Nur wie der Priester will, darf Licht einfallen.
> Solch schönes Dunkel, wo die Zauberkraft
> Aus Ungeheuern plötzlich Götter schafft,
> Indeß Vernunft, mit fest verschlungnen Armen,
> Ein stummes Jammerbild steht zum Erbarmen —

Kurz, er will dem Sänger alle Phantasmata, die die Gefühle anregen und die Sinne betäuben, vorführen, bis er, wirr

und verloren, jeden Kobold anbeten soll, der hinter dem Schleier thront. Dann ruft er am Schluß des Briefes:

> Wird er alsdann nicht ganz und gar der meine
> In Seel und Leib — — — —
> — — — — — — —
> — — — — — — —
> Und will, bekehrt, nunmehr bekehrend wieder,
> In seinen Käficht fangen andre Brüder,
> Und wirbt, wenn Heilge nicht, doch Hypokriten, —
> Wenn das nicht ist, und wir umsonst uns mühten,
> Dann sei es klar und offen ausgesprochen,
> Die alte Kraft des Zaubers ist gebrochen,
> Geflohen nach Thebäs Wüste mit der Schlange,
> Dem Gotte, dem vorm Kreuze wurde bange!
>
> Ende!

Wir haben uns gemüßigt gefunden, die Hauptstellen dieses Schlußbriefes zu übersetzen, eine Arbeit, zu der den Referenten nicht die Begeisterung für das Gedicht antrieb, sondern, offen sei es bekannt, weil er nichts Besseres über dasselbe zu sagen wußte. Wer ist der Hohepriester Orcus? Ist er nur der Vertreter des heidnischen Götzendienstes, mit Seitenblicken auf alle mysteriöse Priesterherrschaft? Oder ist er der Repräsentant aller Priester eines offenbarten Glaubens, die sich zumeist vor den Epikuräern, als ihren gefährlichsten Feinden zu fürchten hätten? Ist jenes der Fall, warum das ganze Gedicht? Das ist eine alte Geschichte und Thomas Moore hat dem alten Stoffe keinen neuen Nerv gegeben. Ist es letzteres, wie wagt sich der süße Dichter der Damen an ein solch gefährliches Thema! Weshalb mit seinen smooth verses einen uralten Proceß aufnehmen, ohne neue Data, ohne neue Kraft. Es ist verlorene Arbeit, die er Andern überlassen könnte. Die Kirchenstürmer sind eine nothwendige Erscheinung in jedem Zeitalter; die sanften Dichter sollten sich aber damit nicht befassen. 41.

Abdelkader, oder drei Jahre eines Deutschen unter den Mauren. Nebst einem Anhange von Darstellungen und Erklärungen maurischer Sitten, Gebräuche, Sprüchwörter, Redensarten von Johann Karl Berndt. Berlin, Nicolai. 1840. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Der Leser kann im Allgemeinen schon aus dem Titel abnehmen, was er hier finden wird. Sucht er in solchen zunächst aus dem Interesse der Person hervorgegangenen und auf das Interesse an der Person gleichsam hingewiesenen Darstellungen auch Befriedigung für das Interesse, welches über die Persönlichkeit des Verf. hinausgeht und nur auf die Sache selbst gerichtet ist, und sucht dies der Leser nun auch in dem vorliegenden Buche, so mag man ihm im voraus die Versicherung wol geben, daß er die gedachte Befriedigung auch hier finden werde. Er muß es sich freilich gefallen lassen, viel Persönliches von dem Autor mit in den Kauf zu nehmen, aber er wird es um so weniger ungern thun, je weniger man dem Verf. nachsagen kann, daß er sich ungebührlich vordrängt, und da er gut und lebendig erzählt. Derselbe diente vom März 1835 in der „berüchtigten" Fremdenlegion, „dem Auswurfe von ganz Europa" (S. 3), aber er diente in ihr nur wenige Monate, da er schon im Juni 1835 von Beduinen (die Landbewohner, wie die Franzosen den Namen verstehen, eigentlich eine aus Arabern und Urstämmen Nordafrikas gemischte Nation) gefangen genommen wurde. Von dieser Zeit an war der Verf. bald da, bald dort. Zuerst diente er dem Khalifen von Media, wo er Gelegenheit hat, die Lebensart der Araber kennen zu lernen und über die Bewohner der Berberei im Allgemeinen, die Kabailen, Beduinen ꝛc. sich zu verbreiten. Dann flüchtete er zu Abdelkader, an dessen Kriegszügen gegen die Franzosen der Verf. Theil nahm und über welchen man hier in Betreff seiner Persönlichkeit, seiner frühern Geschichte und damaligen politischen Lage manches Interessante erfährt. Nach einer anderweiten, aber misglückten Flucht von da wird er von dem nahen Tode, als Ausreißer, nur durch seine Kenntniß des Französischen gerettet. Gleichwol floh er ein zweites Mal von Abdelkader zu den Arabern, kehrte jedoch nach kurzem Aufenthalte unter ihnen zu Ersterm zurück, bis er endlich, nach verschiedenen Kreuz- und Querzügen von einem Herrn zum andern und nachdem er von Algier drei Jahre entfernt gewesen, Afrika gänzlich verließ und nach einer fünfjährigen Abwesenheit nach Deutschland zurückkehrte. Auch hier findet sich übrigens die Behauptung von Frankreichs verkehrter Politik in Ansehung der Angelegenheiten in Afrika bestätigt. Ein Anhang enthält Erklärungen verschiedener Sitten und Gebräuche, Redensarten ꝛc. der Araber in Nordafrika, sowie ein Glossarium ihrer Sprache. 17.

Notiz.

In böhmischer Sprache erscheinen in diesem Jahre folgende Zeitschriften: 1) Die beste ist die „Zeitschrift des böhmischen Museums" („Casopis českého museum"), die bereits ihren 14. Jahrgang begonnen hat. Wie früher unter der Redaction des böhmischen Geschichtschreibers Palacky, so erfreut sie sich auch jetzt unter der Redaction des berühmten Schaffarik eines großen Beifalls. Sie enthält die wichtigsten historischen und archäologischen Abhandlungen über Böhmen und deren Stammverwandte von Schaffarik, Palacky, Hanka*), J. P. Koubek, der im vorigen Jahre als Professor der böhmischen Sprache und Literatur an der Universität zu Prag angestellt wurde, u. A., daneben auch Recensionen von neuen Schriften aller slawischen Mundarten, Gedichte von Celakowski, Übersetzungen u. s. w.**) 2) Das „Technologische Journal des Vereins für böhmische Industrie" („Casopis technologicky"), redigirt von dem Prof. Dr. J. S. Presl. Die Tendenz dieses Journals ist: den Gewerbfleiß zu wecken, den Fabrikanten, Handwerker und Ökonomen mit neuen Erfindungen bekannt zu machen und ihm zu seiner Vervollkommnung Anleitung zu geben. Der Verein gibt außer der böhmischen auch eine deutsche Zeitschrift heraus, er besitzt eine Bibliothek von 5500 Bänden. 3) Die „Quartalschrift für die katholische Geistlichkeit" („Casopis pro katolické Duchowenstwo"), welche von dem Consistorium des prager Erzbisthums herausgegeben und von dem Domherrn Waclaw Pessino redigirt wird. Sie erscheint seit 12 Jahren und zählt eine große Anzahl von Mitarbeitern, sowie über 1000 Abnehmer. Den größten Raum dieser Zeitschrift nehmen strengkatholische, ascetische und dogmatische Aufsätze ein, doch begegnet man auch Mittheilungen zur böhmischen Kirchengeschichte und kirchlichen Alterthumskunde, sowie Recensionen geistlicher Schriften u. s. w. 4) Die „Prager politische Zeitung" mit einem Beiblatte: „Die böhmische Biene", welches die Leser der ziemlich magern politischen Zeitung durch Erzählungen, meist Übersetzungen zu entschädigen sucht. 5) „Die böhmischen Blüten" („Kwěty, Zabawnik pro Cechy, Morawany e Slowaky"), ein sehr gut redigirtes und viel gelesenes Unterhaltungsblatt, das in diesem Jahre seinen siebenten Jahrgang begonnen hat. Außer belletristischen Aufsätzen enthält es die zuverlässigsten Nachrichten über die Fortschritte der böhmischen und slawischen Literaturen und bespricht überhaupt die Fortschritte der Bildung unter den Slawen. Es ist ganz besonders für die Mittelstände berechnet, die es durch Belehrungen über des Landes Eigenthümlichkeiten und Geschicke, durch Schilderungen der noch unbekannten schönen Gegenden und slawischen Sitten und Gebräuche, durch Volkslieder, Sagen u. dergl. für die böhmische Nationalität zu gewinnen bestrebt ist. 7.

*) Dem Auffinder der königinhofer Handschrift, der auch hier schon manche „Reste altböhmischer Poesie" mitgetheilt hat.

**) Nach den in dieser Zeitschrift befindlichen Mittheilungen besitzt das böhmische Nationalinstitut (Museum) ein Vermögen von 18,164 Gulden Conv.-M.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 142. —— 21. Mai 1840.

Vorlesungen über die Geschichte der Heilkunde von Ludwig Hermann Friedländer. Zwei Hefte. Leipzig, Voß. 1838—39. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Die Zeit liegt Gott Lob hinter uns, wo die besondern Wissenschaften, wie noch an manchen Orten die einzelnen Bauerngüter, durch Mauern und Zäune voneinander abgeschlossen waren und jeder Gelehrte genug zu thun glaubte, wenn er das Stückchen Feld, das ihm vermöge seines Faches zugetheilt war, nach Kräften bebaute, ohne sich weiter um die Früchte zu bekümmern, die sein Nachbar auf dem seinigen zu erzielen bemüht war. Immer mehr fangen die einzelnen Wissenschaften an, sich aneinander zu schließen und sich gegenseitig dienstbar zu werden; was der Eine auf seinem Gebiete erzogen, kommt dem Andern zugute, und ein allgemeiner Strom wissenschaftlicher Erkenntniß ergießt sich durch alle einzelnen Gebiete hindurch und breitet seine Arme nach allen Richtungen aus. Wenn es hier und da auch noch einzelne Gelehrte gibt, die, sich streng an ihre Brotwissenschaft haltend und wie die Raupe nur an dem Blatte nagend, auf dem sie geboren und erzogen, jede andere geistige Nahrung verschmähen, so finden sich doch Gott Lob schon mehre, deren geistiges Sehfeld sich noch über andere Gebiete erstreckt als das ihres Faches und Erwerbes.

Man kann es, wie wir meinen, den „Blättern für literarische Unterhaltung" als ein besonderes Verdienst nachrühmen, diese universellere Richtung, diese Verschmelzung der einzelnen Fachwissenschaften, insofern sie jedem gebildeten Menschen nütz und gut ist, in neuern Zeiten befördert zu haben, und es scheint sich ohne besonderes Übereinkommen unter ihren Mitarbeitern ein Bestreben eingeführt zu haben, wissenschaftliche Gegenstände jeder Art auf eine Weise zu besprechen, daß sie jeder Gebildete, wenn er auch kein Fachgenosse ist, zu verstehen vermag. Ref., ein Arzt, liest wenigstens die Artikel über theologische, geschichtliche, politische, artistische u. s. w. Gegenstände mit großem Interesse und steht sich wenigstens beiweitem besser dabei, als wenn sich sein Nachbar, ein Stockjurist, bemüht, sich eine Stelle aus seinen Pandekten begreiflich zu machen.

Ob wir es heute so gut treffen werden, wenn wir unsern Lesern etwas aus der Geschichte der Medicin vorerzählen, muß ihrem Urtheile anheimgegeben werden, zum voraus aber möchten wir sie bitten, nicht vor dem Gegenstande zu erschrecken und die Versicherung von uns einstweilen ohne weitere Bürgschaft hinzunehmen, daß es auch hier Berührungspunkte gibt, denen der gebildete Mensch, wes Glaubens und Treibens er auch sei, nicht aus dem Wege zu gehen braucht.

Wenn die Geschichte einer einzelnen Wissenschaft gleichsam als ein Zweig am großen Stamme der wissenschaftlichen Cultur überhaupt angesehen werden muß und man aus diesem Zweige ebenso gut den ganzen Stamm, als umgekehrt aus diesem jenen erkennen kann, so dürften wol die Schicksale der Heilkunde, wie sie sich aus ihrer Entwickelung in verschiedenen Zeitaltern für den Forscher ergeben, nicht allein für den Arzt, sondern überhaupt für jeden gebildeten Menschen ein eigenthümliches Interesse gewähren. Ja, die Untersuchung, wie der Mensch das Heil seines Körpers gegen die Eingriffe der ihn umgebenden Natur zu bewahren, auf wie verschiedenen Wegen, bald mehr durch sinnliche Erkenntniß, bald mehr durch philosophische Speculation er seinem Ziele näher zu kommen gesucht, und wie sich die Wahrheit unter mannichfaltigen Rückschritten und Irrgängen auch hier immer wieder zum Lichte emporgerungen, hat eine so anziehende Seite, daß man sich gern über einige öde Steppen, welche der Weg dieser Untersuchung durchschneidet, hinwegführen läßt. Auch bei dieser Untersuchung endlich dringt sich uns die Überzeugung auf, daß die Vorsehung das menschliche Geschlecht stets mit ihren schützenden Fittigen gedeckt und daß, wie sie sein Seelenheil, so auch das seines Körpers weislich bedacht hat, indem sie es in den Zeiten seiner Kindheit durch eine ihm eingeborene Heilkraft und durch Instinct so lange leitete, bis es mündig geworden war und durch Nachdenken und Erfahrung ersetzen konnte, was ihm an jenen Kräften verloren gegangen war. So bewährt sich denn auch hier jenes geistreiche Wort unsers Herder: „Ist ein Gott in der Natur, so ist er auch in der Geschichte!"

Aber nicht jedes Buch über einen besondern wissenschaftlichen Gegenstand paßt für ein gemischtes Publicum, und nicht jeder Autor hat Geschick und Fähigkeit, Gegenstände seines Faches so vorzutragen, daß sie andern Fachgenossen verständlich und annehmlich sind. Eine glückliche und zweckmäßige Wahl des Stoffes ist hier ein ebenso

nothwendiges Erfoderniß, als eine klare, lebendige und geistreiche Darstellungsgabe, und bei einer Wissenschaft wie die Geschichte der Heilkunde, deren eigentlicher Kern sich erst in neuerer Zeit aus bestaubten Folianten zu entwickeln angefangen hat, ist eine solche Aufgabe eben nicht leicht.

Wie ein geschickter Künstler auch aus rohem Thon eine liebliche Gestalt hervorzuzaubern weiß, so hat uns Hr. Friedländer in seinen Vorlesungen die Geschichte der Heilkunde in einem Gewande dargestellt, das, ohne den eigentlichen Kern der Wissenschaft zu verdecken, dabei so geistreich, ansprechend und angenehm ist, daß der an sich wenig belebungsfähige Stoff alle seine Trockenheit verliert. Die Geschichte der Heilkunde ist hier zum Spiegel der ganzen Weltgeschichte geworden und ihre Entwickelung geht Hand in Hand mit der Entwickelung alles geistigen Lebens, aller Wissenschaften und Künste überhaupt. Man freut sich, alle Einzelheiten, die in unsern bisherigen Hand- und Lehrbüchern breit auseinandergelegt sind, hier, gleichwie in einem Panorama, zusammen überschauen und den Faden, der sich durch das Ganze zieht und uns die Übergänge und eigenthümlichen Verkettungen in den Schicksalen dieser Wissenschaft zeigt, leicht verfolgen zu können. Der Vortrag des Verf. ist klar, lebendig, geistreich, in den ersten Vorlesungen vielleicht etwas zu prunkhaft; in den folgenden dagegen finden wir den Verf. in dem schönsten, besten Zuge einer zwar lebendigen, aber natürlichen und keineswegs überladenen Redestimmung.

Die Befürchtung des Verf., man werde seinem Buche eine mystische Färbung zum Vorwurf machen, scheint uns ungegründet; denn abgesehen davon, daß sich darin von jener spielenden Frömmelei, wie sie wol hier und da in manchen neuern Schriften wiederauftaucht, keine Spur findet, verdient gerade die religiöse Gesinnung des Verf. und sein Bestreben, die Wissenschaft in nähere Verbindung mit der Religion zu bringen, als ein besonderes Verdienst seiner Schrift hervorgehoben zu werden. Schon ein flüchtiger Blick in die Geschichte der Heilkunde lehrt uns, in welcher nahen Berührung diese Wissenschaft mit der Religion stand, und wenn auch heutigen Tages Priester und Ärzte zwei verschiedene Stände im Staate bilden, so sollten doch die Letztern nie vergessen, daß ihre ganze Kunst und Wissenschaft aus dem Schoose der erstern hervorgegangen ist, und daß der Geist christlicher Liebe und ein keuscher, sittlicher, untadelhafter Wandel noch heute unerlaßliche Eigenschaften eines guten Arztes und da, wo sie mit wissenschaftlicher Bildung gepaart sind, allenthalben Heil und Segen bringen und über Andere verbreiten. Auch jetzt steht ja mancher Arzt noch seinem Kranken in zweifacher Beziehung, als Heilkünstler und als berathender, tröstender Freund zur Seite, und es fragt sich, wen man öfter in die Geheimnisse eines bekümmerten oder mit Schuld beladenen Herzens blicken läßt, ihn oder den Beichtiger?

Die Geschichte der Heilkunde ist wie die Geschichte der Menschheit überhaupt in ein magisches Dunkel gehüllt. Die ersten Menschen oder das kaukasische Urvolk lebte in kindlicher Reinheit und Unschuld, jugendlich schön und gesund, in Frieden mit der mütterlichen Natur und in inniger Harmonie mit der Gottheit. Seine ganze Weisheit war die Harmlosigkeit kindlicher Unschuld, der Gottesfrieden reiner Seelen und ein durch die Magie des Himmels und der Erde in ihm gewecktes geistiges Hellsehen, welches es weit über den Besitz der Wissenschaften und Künste erhob, deren Entstehung in eine weit spätere Zeit fällt. Mit dem Austritt aus dem Paradiese trat an die Stelle der Offenbarung die Forschung, aber es kam auch Entartung, Noth und Übel in die Welt. Schmerzhafte Geburt bedrohte das Leben der Mutter und des Kindes, der Krieg führte Seuchen herbei und Leidenschaften, Übermaß sinnlicher Genüsse und entkräftender Luxus untergruben die Wurzel der Gesundheit. Aber auch im entarteten Zustande besitzt der Mensch gegen die Gefahren, die seinem Leibe und seiner Seele drohen, einen Talisman von wunderbarer Wirksamkeit: die Heilkraft der Natur und des Geistes. Jener vertrauend, konnte die Mutter dem kranken Kinde, der Krieger dem verwundeten Freunde Hülfe schaffen, wenn sie noch einige einfache, durch den bewußtlosen Trieb gelehrte oder sonst in Erfahrung gebrachte Mittel in Anspruch nahmen, und so zeigt sich uns hier ein roher Anfang der Heilkunst. Die Heilkraft des Geistes dagegen bietet dem Menschen die kräftigsten Mittel des Schutzes und der Erlösung vom Unheil durch Religion, Wissenschaft und Kunst. Aber als die älteste Tochter der Religion erscheint *die Heilkunde* und weckt, die irdischen Mittel verschmähend oder unterordnend, mit einem Strahle des mütterlichen Geistes die Heilkraft der Seele auch zur Überwältigung der Krankheit, welche den Leib befällt. Andacht, Begeisterung und Glauben vollbringen dann das Werk der Heilung, für welches später der Verstand und die Kunst des Menschen allein die Heilkraft der Natur in Anspruch nimmt. Aber die Natur verbarg den Schöpfer, darum hielt man die Natur selbst mit ihren geheimnißvollen Schauern und Segnungen für das Göttliche und betete ihre wunderbaren Kräfte zuerst in den Tiefen der Urnacht und später in den Lichtern des Himmels als Götter an. Theils fromme Scheu vor ihrer Furchtbarkeit und Erhabenheit, theils das Gefühl des eigenen Unwerths und der irdischen Ohnmacht verhinderte jedoch die reine Erhebung des Menschen, er bedurfte der Mittler, d. h. geistig erleuchteter und hochbegabter Menschen, die in unmittelbarem Verkehr mit der Gottheit das Heilige herniederbringen und das Irdische zum Göttlichen erheben. Dies waren die Priester, welche nicht nur den Gemüthern die Tröstungen der Religion brachten, sondern auch allmälig an dem Feuer des Glaubens das Licht der Erkenntniß entzündeten und so die Heilbringer des Volkes als dessen Weise, Gesetzgeber und Ärzte wurden. Da, wo man den Göttern diente, in den Tempeln, war auch der Wohnsitz der Heilkunde und ihre Pflege und Ausübung ganz in den Händen der Priester, denen sie ein Haupttheil ihrer esoterischen Weisheit war. Als aber allmälig der Geist des Menschen, und zwar zuerst unter dem hellenischen Himmel mündi-

ger wurde, als das Welt- und Selbstbewußtsein in ihm wuchsen und das freie Spiel der Phantasie durch den Verstand und die grübelnde Speculation gezügelt wurde, da wurde auch die Heilkunde immer mehr dem hierarchischen Gewahrsam und dem magischen Wirkungskreise entzogen. Aus dem Schoose der Religion gelangte sie in die Hände der Philosophie, und nach und nach ihrer heiligen Würde und ihres mystischen Schleiers beraubt, bot sie dem nüchternen Geiste der Untersuchung nichts weiter dar als ein Chaos empirischer Kenntnisse, welches nun zu ordnen und zu gestalten war.

Obwol die eigentliche wissenschaftliche Ausbeute auf diesem dunkeln Gebiete der Geschichte, wo die Heilkunde noch ganz mit dem religiösen Cultus und der magischen Kunst der Priester zusammenfällt, noch sehr gering ist, so begleitet man doch gern den Verf. auf seiner Wanderung durch die verfallenen Räume, wie sie uns noch aus den frühesten Zeiten der Israeliten, Perser, Indier und Ägypter übrig geblieben sind, bis hinauf zu Hellas Blütenzeit. Auch hier tritt die Wissenschaft zuerst im religiösen Gewande und in poetischer Hülle auf. Asklepios ist vorzugsweise den Griechen der heilende Gott, aber seine wahre Bedeutung von einem Nebel naturphilosophischer und historischer Mythen umsponnen. Er tritt selbst in die Geschichte ein als Repräsentant der ältesten Heilkunde, durch die er den erkrankten und verwundeten Helden mit Heiltränken, äußern Mitteln und lieblichen Gesängen zu Hülfe kommt. Diese μαλακαὶ ἐπαοιδαί, deren Zaubermacht er von Chiron erlernt, bezeichnen deutlich die magische Tendenz des ältesten Heilthums, durch religiöse Poesie (Gebet, Segensprüche) und Musik die Heilkraft der Seele zu wecken und von hier aus die Verstimmung des leiblichen Lebens zurückzurufen zur Harmonie. Die Verehrung des Asklepios verbreitete sich schon früh über ganz Griechenland. Seine heilkundigen, einem bestimmten Geschlechte angehörigen Priester (Asklepiaden) wurden vorzugsweise und ausschließlich die Ärzte des Volks, und seine Tempel (Asklepien) Orte der Wallfahrt für alle Kranke. Die Schilderung dieser Asklepien, der in ihnen vollbrachten Opfer und des Tempelschlafes machen eine sehr anziehende Partie in der Geschichte der griechischen Heilkunde aus. Das Geschlecht der Asklepiaden betrachtete diesen Tempeldienst als sein Eigenthum und sein heilkundiges Wissen als ein Geheimniß, was in der Familie forterbte und auch hier nur besondern Geweihten (ἱεροῖς ἀνθρώποις) sich erschließen sollte. Wem dieses höhere Wissen (ἱερὰ πρήγματα) offenbart werden sollte, der mußte wie bei der Aufnahme in die samothrakischen, bacchischen und eleusinischen Mysterien sich durch einen mächtigen Eidschwur binden lassen, von dem uns noch eine Form in den Hippokratischen Schriften erhalten ist, die wir hier, ihrer Einfachheit und Gediegenheit wegen, unsern nichtärztlichen Lesern mittheilen wollen:

Ich schwöre beim heilenden Apollo, beim Asklepios, bei der Hygeia und Panakeia, alle Götter und Göttinnen zu Zeugen nehmend, nach Vermögen und Gewissen diesem Schwur und dieser Verschreibung vollständig nachkommen zu wollen; meinen Lehrer in dieser Kunst den Erzeugern gleich zu achten und ihm Alles, was zum Lebensunterhalt gehört und er sonst bedürfen sollte, mitzutheilen; seine Nachkommen wie meine leiblichen Brüder anzusehen und sie, wenn sie es verlangen, diese Kunst ohne Entgelt oder schriftliche Bedingung zu lehren; an Lehren und Vorträgen und dem ganzen übrigen Unterricht meine Söhne, die Söhne meines Lehrers und die eingeschriebenen, durch den ärztlichen Eid gebundenen Lehrlinge Theil nehmen zu lassen, sonst aber Niemanden. Die Lebensweise der Kranken zu deren Besten nach Vermögen und Gewissen anzuordnen, jeder Beschädigung aber und jedem Frevel zu wehren; auch auf Bitten Niemanden ein tödtliches Gift zu reichen, oder einen Rath dazu an die Hand zu geben, gleicherweise keinem Weibe ein zum Verderben der Frucht dienendes Mittel zu gewähren; keusch und fromm mein Leben und meine Kunst zu bewahren. In welches Haus ich auch eingehe, dieses nur zum Wohle der Kranken zu betreten, frei von jedem willkürlichen Unrecht und, außer jedem andern Laster, von unreiner Begierde nach Frauen und Männern, Freien und Sklaven. Was ich während des ärztlichen Geschäftes, oder auch ohne dieses sehen oder hören möchte in Bezug auf das Leben der Menschen, was nicht weiter verbreitet werden darf, zu verschweigen, dergleichen für unaussprechlich haltend. Wenn ich diesen Schwur gewissenhaft halte und nicht verletze, sei mir Segen beschieden im Leben und in der Kunst, und Ruhm bei den Menschen für ewige Zeit; dem Übertreter aber und Meineidigen widerfahre von Allem das Gegentheil!

Fürwahr goldene Worte, die noch heutiges Tages jeder christliche Arzt, wenn auch nicht als Eid (denn wie nahe liegt hier nicht die Veranlassung zu seiner Übertretung?), doch als stilles Gebet jeden Morgen in seinem Kämmerlein wiederholen dürfte!

Folgen wir dem Verf. weiter in der Darstellung der wissenschaftlichen Cultur unter den Griechen, so finden wir, daß, nachdem sie mündiger geworden, sich ihnen die Welt bald in einem weniger zauberischen Scheine zeigte und daß man den mystischen Schleier, der so lange unangetastet auf den Dingen ruhte, zu heben versuchte. Auf das Staunen folgte naturgemäß das Nachdenken, die Reflexion, die Philosophie suchte Geist und Natur in ihrem Wesen zu erfassen und, nicht ohne Vorsicht die Heiligthümer des Glaubens aufschließend, begann sie mit speculativen Forschungen über das All und die Natur (das Sein und das Werden), über den menschlichen Geist und seine ethische Vervollkommnung und über das Verhältniß des Geistes zur Natur, wodurch die Richtung der ionischen, pythagoräischen und eleatischen Schule bezeichnet wird. Auch die Natur des Menschen kam hierbei zur Untersuchung, es bildeten sich Meinungen über den Bau des Körpers und über die Verrichtungen seiner Theile, die Seele, ihre Kräfte und ihre Fortdauer wurden erforscht, über den Grund der Krankheit und Heilung nachgedacht, mit einem Worte die ersten Theorien der Natur- und Heilwissenschaft aufgestellt. Thales von Milet, der Stifter der ionischen Schule, Herakleitos, Anaxagoras, Demokritos, Empedokles, und vor Allem der erhabene und bewundernswürdige Pythagoras bezeichnen diese philosophische Richtung, welche ihren Einfluß auch auf die Vervollkommnung der Heilkunde erstreckte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Englische Ansichten über deutsche Kritik.

Das „Foreign quarterly review" enthält im letzten Januarheft einen längern Artikel über O. F. Gruppe's „Ariadne", woraus wir einige merkwürdige Äußerungen über deutsche Kritik, wie über den kritischen Geist der Deutschen überhaupt mittheilen wollen. Es wird nämlich Allen, welche sich mit antiquarischen Studien beschäftigen wollen, dringend empfohlen, mit den kritischen Schriften der Deutschen sich zu beschäftigen; ja, die deutsche Kritik und Auslegekunst wird als eine der Haupthülfswissenschaften für antiquarische Studien betrachtet. „Nicht weil diese deutschen Kritiker", heißt es weiter, „immer frei sind von kindischen Träumereien, sondern weil sie gerade mit denjenigen Eigenschaften reichlich ausgestattet sind, die unserer inländischen Kritik, auf diesem Gebiete wenigstens, nicht so zu Gebote stehen — mit Einbildungskraft, Freimüthigkeit und Enthusiasmus. Von den griechischen Kritikern ist wenig zu lernen, von den französischen noch weniger. Aristoteles war ein Philosoph, ein strengwissenschaftlicher Mann. Seine „Poetik" kann Niemand ohne Enttäuschung lesen. Wir sprechen hier nicht von deren fragmentarischem Charakter, sondern von ihrem ganzen Style und ihrer Haltung. Dieser Kriticismus ist ein bloßes Verstandeswerk; er ist aller dichterischen Sympathie beraubt; er zerschneidet und legt irgend eine scientifische Idee blos, aber er baut nicht auf, er umfaßt, er wiedergebärt nicht die gesammte poetische Vegetation. — — Aristoteles war ein Grieche und zwar ein alter Grieche, er sah den Wald vor Bäumen nicht, wie ein deutsches Sprüchwort sagt. Die französischen Kritiker dagegen wollen weniger erbauen als vergnügen. — — Und so schlimm sah es mit unserm Mutterwitze aus, daß diese Leute länger als ein halb Jahrhundert unsere Führer waren, bis Schlegel uns aus unserm Traume aufweckte und zugleich mit Wilson, Carlyle und andern offenen und kräftigen Geistern einen höchst wohlthätigen Einfluß auf die kritische Seite unserer Literatur ausübte. — — Das große Verdienst Schlegel's war, daß er die herrschende Dynastie der französischen Kritiker stürzte, und daß er Natur, Ernst, Kraft und Feuer in ihre rechtmäßige Herrschaft über Koketterie, Putzsucht, Glanz und Correctheit wiedereinsetzte. Eine höfische Lüge wurde nicht länger einer plebejischen Wahrheit vorgezogen, und das schon ist ein Kennzeichen aller guten Kritik. In Deutschland hatte Schlegel Lessing, „den einzigen Mann in einem Zeitalter von Weibern", wie Menzel sagt, zum Vordermann. Aber bei uns war das Reich der Weiber noch nicht erloschen, als Schlegel 1826 zu uns kam; unser Kriticismus war damals noch ein unbeschriebenes Blatt, und einige mürbe Sentenzen aus einer griechischen Tragödie auf den Fingerspitzen herumzudrehen, war das ausschließliche Monopol unserer classischen Naseweise; gesunde und verständige Leute hatten etwas Besseres zu thun. Schlegel'n verdanken wir meist Alles, was unser classischer Kriticismus ist oder anstrebt zu sein. Es ist eine nationale Dankespflicht, diese Verbindlichkeit anzuerkennen. — — Die Deutschen sind geborene Kritiker. Ihre Literatur ist auf Kritik basirt, vermöge eines Processes, welcher demjenigen entgegengesetzt ist, von dem uns sonst die Geschichte Zeugniß gibt. Lessing war ein Kritiker, Herder war ein Kritiker, Goethe war ein Kritiker." Mit Verlaub! Nur ein Kritiker? Eher ist anzunehmen, daß Goethe erst durch die Production zur Kritik hinzutrat, daß bei ihm die poetische Anschauung aller Kritik vorherging. Oder wie würde ein bloßer Kritiker, der sich einmal aufs Dichten legen wollte, gerade auf jene volksthümlichen Naturlaute aus voller Brust verfallen, die sich in Goethe's Jugendliedern so einfach und ursprünglich äußern? Der Reviewer fährt fort: „Aber die Kritik der Deutschen ist nicht das bloße nackte Werk des Verstandes — — sie ist vielmehr ein wesentlich belebendes, ein schöpferisches Ding; sie sammelt und ordnet die zerstreuten dürren Knochen des Alterthums und durchathmet sie mit dem Athem des Lebens. Sie gründet sich auf Gelehrsamkeit und ist angehaucht von Begeisterung; sie fodert Einbildungskraft, um wiederzugebären, Sinnigkeit, um zu erfinden und zu ergänzen, freischöpferische Kraft der Phantasie, um fröhlich zu jubeln in der wiedergeschaffenen Welt. Sie ist nicht der nackte, trockene Formalismus der Porson'schen Schule, sie ist vielmehr ein vornehmlich deutsches Gewächs, eine Pflanze, welche so naturfrisch, so gesund, so munter nur auf deutschem Grund und Boden gedeiht. Die Deutschen sind die wahrhaften Priester der Literatur. — — Laßt es uns ehrlich bekennen: ein großer Theil unserer Kritik und zwar der beste ist nur ein Echo der deutschen, ein Echo zuweilen weniger lärmend und, wie der Donner zwischen den Hügeln, feierlicher, aber auch zuweilen dem ursprünglichen Anstoß so unähnlich wie das Geplapper eines Kindes der tiefmurmelnden Weissagung eines Orakels." Für diesen feurigen Lobgesang auf unsere Kritik können wir uns wol bedanken, aber im Hintergrunde lauert Etwas, was uns in unserer Freude stört, nämlich der schlecht verhohlene Vorwurf, daß wir Deutschen die größten Kritiker der Welt, aber nicht ebenso erhebliche Poeten, nicht Poeten aus Natur und ursprünglicher Anlage sind. „Ja", sagt der Reviewer, „erkennen wir diesen Vorzug der Deutschen an, so lange wir mehre Götter haben, und den einen obersten Gott Shakspeare, vor welchem Goethe, so gut wie unser eigener Byron, weislich zitterte." Und in einer Anmerkung heißt es: „Goethe dem Shakspeare vergleichen wollen, heißt einen Garten der Welt vergleichen." Und doch hat Goethe seinen „Faust" geschrieben, der eine größere Welt in sich schließt, als irgend eine Shakspeare'sche Tragödie, einzeln betrachtet! 70.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 143. —— 22. Mai 1840.

Vorlesungen über die Geschichte der Heilkunde von Ludwig Hermann Friedländer. Zwei Hefte.

(Fortsetzung aus Nr. 142.)

Allmäig legte nun die Heilkunde ihr mystisches Gewand immer mehr ab, je mehr der Geist das All, Gott, die Natur und das Leben in seinen geistigen und materiellen Erscheinungen der Reflexion zu unterwerfen suchte. Sie trat als selbständige Wissenschaft in dem Kreise der übrigen Wissenschaften auf. Dieser Wendepunkt wird durch eine außerordentliche Erscheinung in der Geschichte der Medicin bezeichnet. Einer der größten Ärzte des Alterthums, ja vielleicht aller Zeiten, Hippokrates, begann seine segensreiche Laufbahn. Als ein Sohn des koischen Asklepiaden Herakleides und der Phänarete wurde er wahrscheinlich früh in die heilkundigen Geheimnisse seines Tempels eingeweiht, doch weiß man nicht, wer außerdem von berühmten Zeitgenossen durch Unterricht besonders auf ihn eingewirkt hat, wenn man nicht den Demokritos gelten lassen will, den er aber erst im Mannesalter kennen lernte. Ihm genügte nicht die Enge des Asklepieion, er begab sich mit empfänglichem Sinne in die offene Schule des Lebens und der Welt. Darum sammelte er, die Kunst ausübend, seine Erfahrungen auf Reisen, die er durch ganz Griechenland, besonders das nördliche, häufig unternahm, aber auch nach Kleinasien und den nördlichen Küstenländern des schwarzen Meeres ausdehnte; denn seine Beschreibungen dieser Gegenden zeugen von Autopsie. Verheerende Volkskrankheiten, obwol ihn Thucydides bei der athenischen Pest durchaus nicht erwähnt, gaben ihm Veranlassung, sich vielfach den Dank und Lohn des griechischen Vaterlandes zu verdienen und seinen Patriotismus in der Ablehnung des Rufes zu zeigen, der von fremden Königen, sogar von Artaxerxes Makrocheir an ihn ergangen sein soll. Alles läßt auf den wahrhaft edeln, uneigennützigen und menschenfreundlichen Charakter des Mannes schließen, der als der Sokrates der Heilkunde die innigste Verehrung seiner Zeitgenossen erwarb und noch die Bewunderung der Nachwelt nach Jahrtausenden genießt. Die letzten Jahre seines zu einem hohen Alter gediehenen Lebens scheint er in Thessalien verbracht zu haben und in Larissa gestorben zu sein, bei welcher Stadt noch im 2. Jahrhundert nach Chr. sein Grabmal gezeigt ward. Es ist eine schöne Sage, daß auf diesem Grabe sich ein Bienenschwarm angebaut hatte, dessen Honig als ganz besonders heilkräftig von Müttern und Ammen gegen die Aphthen der Säuglinge gesucht und somit dem Andenken des großen Arztes auch vom Volksglauben gehuldigt wurde. In der That, ein Epitaphium, schöner als alle marmornen und bronzenen aller kommenden Zeiten!

Sehr schön schildert uns der Verf. die Zeit und die Umgebungen dieses großen und kühnen Geistes und zeigt, wie jeder der ihm verwandten Geister mit allen seinen Bestrebungen und Leistungen nur eine Emanation, ein Strahl des allgemeinen Geistes war, von welchem das ganze Volk beseelt war; es ist der sinnige Geist der Natur, der mit dem reinsten Schönheitssinne gepaart, das ganze Leben bewußtlos, aber harmonisch und schöpferisch durchdrang.

Wie nach dem Tode des Sokrates die Philosophie, so löste sich nach dem Tode des Hippokrates auch die Heilkunde in ihre Elemente auf, deren sich die verschiedenen Schulen oder Sekten bemächtigten. Jene herrliche Verschmelzung von Geist und Natur in Hippokrates zerfiel ihnen in die Elemente der Speculation und der Erfahrung. Hauptsächlich waren es zwei Richtungen, in welche diese verschiedenen Sekten auseinanderliefen und welche durch zwei Männer, Plato und Aristoteles, hervorgerufen oder doch unterhalten wurden, deren Herrschaft sich die Geister auf Jahrtausende beugten und deren mächtigen Einfluß auch die Heilkunde erfahren hat. Plato's Geist, obwol er zunächst als ein Stern den Dogmatikern aufging, theilte sich jedoch erst später den Ärzten mit, während das Beispiel des Aristoteles und namentlich seine großen Entdeckungen im Reiche der Natur, in der Biologie und Organisation der Thiere unmittelbaren Einfluß gewannen und die Wissenschaft wahrhaft bereicherten. Durch ihn hatte die Erfahrung den tiefsinnigsten und kraftvollsten Fürsprecher und durch die fast unbegreifliche Geisteskraft des einzigen Mannes einen unübersehlichen Schatz an Thatsachen gewonnen, der bis zur neuern Zeit vorhielt. Aus der Schule der Peripatetiker ging daher eine große Anzahl namhafter Ärzte und Philosophen mit entschiedenem Hange zu Naturstudien hervor.

Fast gleichzeitig mit Plato und Aristoteles bildeten sich zwei philosophische Schulen, die ihre Zeit charakteristisch bezeichneten und auf die Menschheit und die Gestaltung der Heilkunde großen Einfluß gewannen. Es sind dies

die Schulen der Epikuräer und Stoiker, von denen die erste, im Materiellen befangen und dem Zufall huldigend, mit dem Leichtsinn der Jugend eine heitere Euthymie zum Zweck des Lebens machte, während die andere mit der finstern Strenge des Alters, das Leben von seiner ernsten Seite auffassend, auf Freiheit vom Sinnlichen und vollendete Sittlichkeit drang.

Mit dem allmäligen Dahinsterben der politischen Freiheit Griechenlands verlor auch das hellenische Leben immer mehr an moralischer Kraft, Kunst und Wissenschaft an schöpferischem Geiste, und die Heilkunde zerfiel in verschiedene Sekten. So sehen wir eine ältere dogmatische, eine empirische, methodische, pneumatische und eklektische Schule entstehen. Die methodische Schule führt den Verf. zu den Römern, zu denen mit der Eroberung Griechenlands auch die griechische Medicin einzog. Der erste namhafte Arzt, der sich in Rom ansiedelte, war Archagathos aus dem Peloponnes, der, vom Senate mit dem Bürgerrechte und einer angekauften öffentlichen Bude beschenkt, so wenig den Erwartungen entsprach und eine so barbarische Chirurgie trieb, daß er die Spottnamen vulnerarius und carnifex davontrug. Ein anderer Methodiker, Thessalos von Tralles, selbst roh und ungebildet, versprach die Heilkunde in sechs Monaten zu lehren, und zog daher einen Troß von Schülern aus dem gemeinsten Pöbel hinter sich her, mit welchen er seine Kranken besuchte. So hatte denn auch schon diese Zeit ihre Großsprecher und Charlatans, ein Geschlecht, was leider nie wieder in der Welt ausgestorben ist. Neben ihnen glänzen aber auch Namen von unvergänglichem Schimmer, insbesondere Aulus Cornelius Celsus, Caj. Plinius Secundus und Klaudios Galenos von Pergamos. Letzterer war berufen, der Heilkunde eine Gestalt zu geben, welche sie anderthalb Jahrtausende hindurch unter dem Schilde seines vergötterten Namens trug.

Die erste Gunst gewährte ihm das Schicksal, indem es ihm den Nikon, einen gebildeten Architekten, zum Vater gab, unter dessen liebevoller Obhut ihm die sorgfältigste gelehrte Erziehung zu Theil ward. Nicht unmittelbar gelangte der von Wißbegierde glühende Jüngling zur Heilkunde, sondern durch die Propyläen der Philosophie, wo er sich zuerst mit der Stoa, dann mit der Akademie befreundete und hier auf immer mit begeisterter Verehrung für Platon erfüllt ward. Das Studium des Aristoteles gab ihm die Richtung auf systematische Form, und indem er auch in die Lehren der Epikuräer und in die Tiefen des Pyrrhonismus eindrang, entwickelte sich früh die seltene Vielseitigkeit und dialektische Gewandtheit seines reich ausgestatteten Geistes. So vorbereitet, ging er zur Medicin über, bestimmt durch einen Traum seines Vaters, und überhaupt sein ganzes Leben hindurch auf altasklepiadische Weise vom Glauben an die Bedeutung der Träume erfüllt. Männer aus den verschiedensten Sekten wurden nun seine Lehrer in der Heilkunde, der er nach dem Tode seines Vaters in Smyrna, dann in Korinth und endlich in Alexandria oblag, wo immer noch die reichsten Hülfsmittel zum Studium, insbesondere der Anatomie vereinigt waren. Achtundzwanzig Jahre alt sah er die Heimat wieder, aber nach sechs Jahren ärztlicher Thätigkeit vertauschte er sie mit Rom, welches seit lange schon der Hauptsitz der berühmtesten Ärzte war. Hier fand der gelehrte und geistreiche Arzt die vollkommenste Anerkennung der Gebildeten, die indessen weniger seine Praxis als seine anatomischen Vorlesungen in Anspruch nahmen; aber er fand auch das gewöhnliche Loos ausgezeichneter Geister, den Neid und die Verleumdung tief unter ihm stehender Kunstgenossen, deren erbitterte Anfeindung ihn von Rom vertrieb. Im 38. Lebensjahre kehrte er nach Pergamos zurück, die Heimreise zu vielen Kreuz- und Querzügen benutzend, um merkwürdige Arzneistoffe an Ort und Stelle kennen zu lernen; aber schon nach einem Jahre riefen ihn Marc Aurel und Lucius Varus zurück, mit denen er zu Aquileja zusammentraf. Von hier begab er sich wieder nach Rom, wo er als Leibarzt des jungen Commodus verblieb und, gewarnt durch einen vom Äskulap gesendeten Traum, die Einladung seines kaiserlichen Gönners Marc Aurel ausschlug, ihn auf seinem Zuge nach Deutschland zu begleiten. Seine glückliche Muße benutzte er meistens wieder zu Vorlesungen und zur Schriftstellerei, bis er, man weiß nicht ob zu Rom oder Pergamos, zur Zeit des Septimius Severus und Caracalla, wahrscheinlich ganz zu Anfang des 3. Jahrhunderts in den siebenziger Jahren seines Alters starb.

Ein sonderbarer Conflict des Christen- und Heidenthums, des Glaubens und des Aberglaubens und morgenländischer Weisheit und Schwärmerei mit abendländischer Denkart bezeichnet die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung. Auch die Heilkunde dieser Zeit nahm dieses Gepräge an und kam, selbst durch die Autorität der Kirchenväter, vom Glauben an Dämonen und an die magische Heilkraft der Amulete, Reliquien, Beschwörungen u. s. w. durchdrungen, merkwürdigerweise noch einmal in die Hände der Geistlichen, in denen sie das ganze Mittelalter hindurch verblieb. Jahrhunderte vergingen indessen, in denen kein medicinischer Name von Bedeutung auftauchte.

Nachdem sechs Jahrhunderte seit der Erscheinung des Christenthums verflossen waren, entstand unter Mohammed in Asien eine neue Religion und die Araber, auf ihren Siegeszügen griechische Cultur und Wissenschaft sich aneignend, nahmen auch die griechische Heilkunde bei sich auf. Aber andere Lebensweise und Constitution, anderes Klima und neue Krankheiten, unter welchen besonders die Hautkrankheiten eine große Rolle spielten, Luxus, Üppigkeit und Aberglaube des Orients mußten manche Abänderungen und neue Ansichten herbeiführen. Für die Kenntniß des menschlichen Baues blieb Galenos noch immer die Hauptquelle, da das Studium der Anatomie den Saracenen durch ihre religiösen Lehren untersagt war. In der Physiologie galten einzig die teleologischen Principien der peripatetischen Philosophie, und wo man das Gebäude einer griechischen Theorie wieder aufrichtete, wurde es gewiß auch mit den Schnörkeln einer spitzfindigen Dialektik oder mit den Umhängen orientalischer Mystik ausstaffirt. Besser wurde die Diätetik bearbeitet, da eine gewisse Pflege des Körpers, namentlich des Haares und der Haut, schon durch Vorschriften der Religion geboten war. Die praktische Medicin war im Ganzen humoralpathologisch und, wenn auch auf neue Krankheiten hingewiesen und durch ein mehr gelindes als gewaltsames Verfahren bezeichnet, doch nicht frei von Vorurtheilen und Aberglauben. Auch die Chirurgie blieb nicht unberücksichtigt, ganz besondere Pflege aber genoß die Lehre von den Arzneimitteln, von denen wir den Arabern eine nicht unbedeutende Anzahl verdanken. Als die Koryphäen der arabischen Heilkunde, welche der Orient noch jetzt als solche betrachtet, gelten insbesondere Rhazes, Haly Abbas und Avicenna.

Von den Arabern wanderten Künste und Wissenschaf-

ten wieder in das christliche Europa, am frühesten aber die Heilkunde. Sie, auf welche dem Christenthum das uralte Mutterrecht der Religion zustand, wurde in den Händen des Klerus rein geistlich und christlich. Wieder wurde der Glaube, der auf lange jede Regung der Speculation und die reine Beobachtung der Natur verdrängte, das große Universalmittel, und durch ihn die Heilkunde, wie früher eine theokratisch- und heidnisch-magische, jetzt eine christlich-magische Kunst. Klöster wurden nun die Heilanstalten, wo Kranke Hülfe suchten und Mönche und Nonnen mit dem Heilapparate der Kirche und wenigen empirischen Mitteln die ärztliche Pflege ausübten. Als glänzende Lichtpunkte in der chaotischen Gährung jener Jahrhunderte, in welche der Beginn des großen Kampfes fällt, den die Hierarchie mit der weltlichen Macht führte, erscheinen besonders die sich zu Schulen der Medicin gestaltenden Benedictinerklöster zu Monte Casino und Salerno in Italien. Was im griechischen Alterthum zuerst in Kos geschah, wiederholte sich im Mittelalter zu Salerno: die Medicin machte sich hier allmälig von dem hierarchischen Verbande und der geistlichen Clausur frei, die Mönche verwandelten sich nach und nach in Laienärzte, unter welchen häufig auch Juden, namentlich als Leibärzte von Fürsten erscheinen, und Salerno ward die Mutter aller medicinischen Facultäten in Europa. Während für den Klerus nur das Gesetz der Kirche galt, mußte jetzt die weltliche Obrigkeit anfangen, das Treiben der Ärzte zu beaufsichtigen, und es erschienen die ersten Medicinalgesetze.

(Der Beschluß folgt.)

Italia. Mit Beiträgen von Ida Gräfin Hahn-Hahn, F. W. Barthold, Franz Freih. von Gaudy, Gaye, C. F. von Rumohr, H. W. Schulz. Herausgegeben von Alfred Reumont. Zweiter Jahrgang. Mit einem Titelkupfer. Berlin, A. Duncker. 1840. 8. 2 Thlr.

Schon der erste Jahrgang der „Italia" hatte sich durch seine gediegenen Gaben so viele Freunde erworben, daß der zweite auf entschiedene Vorgunst rechnen darf. Zwar nennt Hr. Reumont, was er diesmal bringt, wenig und Einzelnes, die Absicht der Geber nicht zu verkennen auffodernd; doch wird er den Lesern sicher nicht zürnen, wenn sie ihm widersprechen, non multa sed multum in dem Gebotenen erkennend.

Einen Schacht von unerschöpflichem Reichthum hat sich Hr. Reumont mit dem Zaubernamen Italia angeeignet und als ein Erfahrener in dem so oft ausgebeuteten Boden mit dem glücklichsten Erfolge geschürft. „Arbeiten und Mittheilungen, die von zu geringem Umfange sind, um als selbständige Werke aufzutreten", wollte der Verf. zunächst einen Sammelplatz bieten; aber so einladend ist diese Stätte erschienen, daß dort sich Werke zusammengefunden haben, die auch in ihrem beschränkten Umfange sehr ausgedehnte aufwiegen. Keine der Gaben, welche die Mitarbeiter der „Italia" brachten, verleugnet die Eigenthümlichkeiten, welche der schöne Name andeutet. Hell und strahlend leuchtet der Himmel über der glücklichen Halbinsel und es liegt Poesie in den Linien ihrer menschenleeren Gestade, in den Umrissen ihrer auf Felsen gethürmten Städte, in der Verödung ihrer Maremmen, die nachbarlich mit den üppigen Weingärten der Campania felix zusammenstoßen. Auf diesem goldenen Hintergrunde der Dichtkunst tritt uns das Einst des schönen Landes, das die Verfasser uns vorführen, entgegen, und auch dem Jetzt fehlt diese durchschimmernde Glorie nicht, wenn die Verfasser es uns zeigen. Mehre der Beiträge sind Werke der Dichtkunst auch ihrer äußern Form nach; doch alle, mit Ausnahme des „Stummen" vom zu früh verstorbenen Freih. von Gaudy, haben diese Dichtungen geschichtlichen Hintergrund („Sklavin und Königin", von Ida Gräfin Hahn-Hahn, dann Reumont's „Herzogin von San-Giuliano", die sich knapp an Das hält, was die „Istoria del Granducato di Toscana", III, 328, erzählt, und Rumohr's „Lehr- und Wanderjahre des Rafael Santi", mit sehr eingehenden kunstgeschichtlichen Urtheilen über Pietro Perugino und Pinturicchio); dafür scheint der reingeschichtliche, so höchst interessante Beitrag von Barthold, die „Geschichte des Templers von Brindisi, Roger's von Flor", da sie aller Berufung auf Quellen entbehrt, mehr auf dem Gebiete der Erfindung und willkürlichen Ausschmückung, als auf dem festen Boden kritisch geschichtlicher Beglaubigung zu stehen. Ästhetische Wahrheit und Evidenz genügte diesen Darstellern; nicht dem Dr. Gaye, der in seiner Mittheilung über die Bronzethüren des Lorenzo Ghiberti von der Sitte nicht abgelassen hat, seine Quellen zu nennen. Wie wenig solche urkundliche Beglaubigung aufgestellter Resultate der geistreichen Erfassung Eintrag thue, wird dieser Aufsatz selbst beweisen. Weniger zufrieden werden die Leser mit dem Herausgeber selbst sein, daß er in seinem Aufsatze: „Über toscanische Volkslieder" sich nur auf die Rispetti beschränkte. Man wird seine Mittheilung nur als eine Hälfte hinnehmen, deren zweite man sich ungern wird unterschlagen lassen, wenn auch Dr. Witte's zwei Abhandlungen im vorjährigen Jahrgange (über das Minnelied und den Volksgesang in Italien) als eine Ergänzung gelten sollten. Dr. Schulz' Biographie des so früh verstorbenen und diesseit der Alpen noch so wenig gekannten Dichters und Hellenisten Giacomo Leopardi ist auch der Dichtkunst nicht fremd. Anerkennung und Freundschaft geben den Worten des geistesverwanden Erzählers eine Wärme, die dem Leser sich mittheilt und ihn selbst über die Prosa der eingeflochtenen Übersetzungen beschwichtigt, die von einem solchen Darsteller rhythmisch gefodert werden konnten. Leopardi's Verdienst bleibt vielleicht nur durch den Gegensatz seiner Zeitgenossen bedeutend, aber das seines Nekrologs ist es dadurch, daß es unter so vielem Werthvollen, sich anschließend, bemerklich macht. 8.

Zur russischen Literatur.

In Petersburg veranstaltet jetzt die archäologische Commission einen neuen Abdruck der Chronik Nestor's. Nach sorgfältiger Vergleichung von 53 Manuscripten wird in dieser Ausgabe ein dreifacher Text nebst mannichfachen Varianten mitgetheilt werden, zuerst der eigentliche Text nach dem Lawrentiewer und dem Troizker Manuscripte, soweit dieses in den Anmerkungen Karamsin's befindlich ist, zum Theil auch nach zwei Manuscripten, über welche Schlözer in seiner Ausgabe des Nestor Mittheilungen gemacht hat. Daneben wird ein durch Einschaltungen nach und nach erweiterter, sowie ein abgekürzter Text seine Stelle finden, und in dieser Weise wird durch die neue Ausgabe auf das vollständigste für das Studium des alten Chronisten gesorgt sein.

Der Herzog Peter von Oldenburg hat vor einigen Jahren in Petersburg ein besonderes Institut für das Studium der Rechtswissenschaften gegründet, in welches junge Leute aus den ersten Familien eingetreten sind. Es hat zur Hebung der Jurisprudenz in Rußland wesentlich beigetragen. Auch sind mehre von den auf Kosten der Regierung ins Ausland gesandten Männer, die sich dort zur Übernahme von juristischen Lehrstühlen im Reiche vorbereitet haben, bereits angestellt. Unter diesen befindet sich Nikita Krylow, Professor des römischen Rechts an der Universität Moskau. Derselbe hat sich besonders zur Aufgabe ge-

stellt, das römische Recht in Bezug auf Rußland zu behandeln, da das römische Recht zuerst durch das lithauische Statut, später durch die Reformen Peter's des Großen einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die russische Gesetzgebung ausgeübt und die bisherige russische Literatur über das römische Recht nur in Übersetzungen der Schriften Mackeldey's und Waldeck's bestanden hat. In den letzten Jahren sind auf den Gymnasien zu Nowgorod und zu Pleskow auf Kosten der dortigen Adeligen besondere Lehrstühle der Jurisprudenz gegründet worden.

Die Akademie der Wissenschaften in Petersburg hat unter der Redaction des Akademikers von Baer und des Hrn. von Helmerson ein großes Werk, betitelt: „Beiträge zur Kenntniß von Rußland und den angrenzenden Ländern Asiens", begonnen, dem Schriften nicht nur in russischer, sondern auch in andern Sprachen einverleibt werden. Ausgegeben ist bereits unter Anderm eine umfassende französische Abhandlung des im Finanzministerium angestellten und schon durch andere Werke empfohlenen Hrn. von Hagemeister: „Sur les ressources territoriales et commerciales de l'Asie occidentale, le caractère de ses habitans, leur industrie et leur organisation municipale." — Eine systematische Zusammenstellung von Nachrichten über Rußland hat Arzibaschew der Gesellschaft für russische Geschichte in Moskau übergeben, die das Werk auf ihre Kosten hat drucken lassen. Es ist nicht ohne Verdienste. — Eine Beschreibung der überaus wichtigen Messe zu Nischnej-Nowgorod, welche schon im 14. Jahrhundert stattfand und Handelsleute bis aus Sibirien und Indien anzieht, hat Subow in Petersburg herausgegeben. — Sehr interessant sind ferner Glagoljew's Beschreibungen seiner Reisen durch Rußland. Proben aus denselben haben schon vor einiger Zeit in dem Journal des Ministeriums des Innern gestanden, welche insbesondere über die alten Festungswerke Rußlands handelten.

Auf den Vorschlag des Professors von Trautvetter hat die petersburger Akademie beschlossen, eine große Flora von Rußland herauszugeben, in der alle in Rußland wachsende Pflanzen, die in die bekannten Werke noch nicht aufgenommen sind, beschrieben und in Kupfertafeln nach lebenden Exemplaren abgebildet zu finden sein werden. — Eine Geognosie Rußlands ist von dem Professor Sokolow in Petersburg zu erwarten. — Eine neuerschienene Geographie von Sokolowski, in zwei starken Bänden, gehört zu der Reihe der wissenschaftlichen Lehrbücher, welche der kaiserliche Generalstab für die Militairlehranstalten des Reiches herausgibt. — Unter den übrigen strengwissenschaftlichen Werken nennen wir eine Schrift des jungen im Auslande gebildeten Professors Sakolski über die Lungenkrankheiten, ferner eine Übersetzung von Dr. James Hope's „Grundlehren der pathologischen Anatomie", von Dr. Naromowitsch, und eine Übersetzung von Faraday's Chemie.

Von einem jungen Philologen, der auch im Auslande seine Ausbildung erhalten hat, dem Professor Krjukow, rührt eine neue gute Ausgabe von Tacitus' „Agricola" her. Auch erscheint in dem griechisch-russischen Wörterbuch von dem ehemaligen Professor der moskauer Universität Iwaskowski endlich ein so lange entbehrtes Mittel zur gründlichen Erlernung der griechischen Sprache. Die vier neuen russisch-französisch-deutschen Wörterbücher von Örtel zeichnen sich vor allen durch Gedrängtheit, Vollständigkeit und Correctheit aus.

Polewoy, der Herausgeber des in ganz Rußland bekannten „Moskauer Telegraphen", hat neuerdings „Skizzen über russische Literatur", in zwei Bänden, herausgegeben, welche die Hauptperioden der russischen Literatur und die Hauptrepräsentanten derselben auf eine geistvolle Weise zeichnen. Besonders interessant ist unter diesen Skizzen eine Selbstbiographie Polewoy's, der in Sibirien geboren ist, und sie verdiente wol, zur Vergleichung mit dem Bilde, das von dem verdienstvollen Journalisten in Koenig's „Bildern aus Rußland" sich findet, ins Deutsche übersetzt zu werden. — Etwas älter sind die „Vorlesungen über Literatur" von Dawidow, von denen bis jetzt zwei Theile veröffentlicht worden.

Unter den neuesten belletristischen Schriften befindet sich ein Drama „Parascha", das in Petersburg großen Eindruck hervorgebracht hat, weil ihm ein Ereigniß zum Grunde liegt, das im Anfange der Regierung Alexander's I. sich zugetragen. Das mit diesem Jahre begonnene „Pantheon des russischen Theaters und der Bühnen Europas" (Petersburg) enthält eine Übersetzung von Schenk's „Belisar" von Obodowskj, welches Drama auch auf der petersburger Bühne mit Beifall aufgenommen worden ist.

Zur Ausbildung von Lehrern des Christenthums für den äußersten Osten besteht bekanntlich das geistliche Seminar zu Tobolsk. Der heilige Synod hat sich in neuester Zeit veranlaßt gesehen, an diesem Seminar eine neue Classe für die ostiakische Sprache einzurichten. — Für die nähere Kenntniß Asiens ist in Tiflis auf den Vorschlag des petersburger Akademikers Käpfer ein meteorologisches und magnetisches Observatorium gegründet worden. — Eine der ältesten wissenschaftlichen Anstalten in Rußland, die finnländische Universität Helsingfors, früher Abo, wird in diesem Sommer das Jubiläum ihres zweihundertjährigen Bestehens feiern. Es werden an der Feier Deputirte von russischen und schwedischen Universitäten Theil nehmen und eine auf die Jubelfeier bezügliche Medaille wird das Andenken an dieselbe bewahren. 7.

Literarische Notiz.

Einer der würdigsten Veteranen unserer Literatur bemerkt bei Gelegenheit der vor kurzem erschienenen Biographie von Chamisso:

„Sehr auffallend erscheinen mir die Kreise und Gruppen, die sich in Deutschland seit einem Jahrhundert bildeten. Junge Männer, geistig strebend, banden sich eng aneinander, wirkten vereint tief ein auf die geistigen Zustände der Nation; dann zerstoben sie später in die verschiedensten Richtungen. So

1) Klopstock, Gerstenberg, Claudius, Schönborn. Diese kannte ich noch, sie blieben Freunde, aber über die innersten Interessen fand kein Verständniß unter ihnen statt.

2) Der göttinger Dichterbund: Stolberg, Voß, Hölty, Miller (Verfasser des „Siegwart").

3) Der strasburger: Goethe, Jung-Stilling, Herder.

4) Die Schlegel und die sich zunächst um sie sammelten; gleichzeitig die dresdner Gesellschaft: Rühle von Lilienstern, Adam Müller, Heinrich von Kleist u. A.

5) Tieck, Novalis, Steffens, Solger; die Deutschen in Warschau: Mnioch, Zacharias Werner, Hitzig u. A.

6) Der Polarstern *): Varnhagen, Chamisso, Wilhelm Neumann, Theremin, August Neander, Hitzig.

Diese Classification der Gruppen will ich nicht als richtig angeben, theils sind sie ineinander fließend, theils entfernter in den genannten Personen stehend; aber ich meine, es könnte an diesen Kreisen in ihren Folgen ein Stück Geschichte der geistigen Zustände der verschiedenen Zeiten und der Literatur derselben angeknüpft werden."

Gewiß ist dieser Wink beachtenswerth und gibt vielleicht einem Befähigten Veranlassung, die Idee weiter auszuführen. Auch eine leichte Skizze wäre schon willkommen. Die zuletzt genannte Gruppe reicht ja in einzelnen Gliedern bis in die Gegenwart hinein. 73.

*) Um dies zu verstehen, muß man die Biographie von Chamisso nachlesen, wo das Nähere über die Verbündeten, welche als Symbol den Polarstern führten, zu finden ist.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 144. — 23. Mai 1840.

Vorlesungen über die Geschichte der Heilkunde von Ludwig Hermann Friedländer. Zwei Hefte.

(Beschluß aus Nr. 143.)

Besonders merkwürdig für die medicinische Geschichte des Mittelalters sind die in ihm auftretenden, mehr oder weniger seuchenartigen Krankheiten, namentlich der Aussatz, die epidemische Unzucht, das St.-Antonsfeuer, der schwarze Tod, die Tanzplage, von denen uns der Verf. zwar kurze, aber treffende Schilderungen entwirft. Auch sie offenbaren, wie der Verf. geistreich bemerkt, den dunkeln, mystischen Charakter jener Tage, weshalb es ihnen selbst an einem romantischen Colorit nicht fehlt; auch sie bezeugen, daß die damalige europäische Menschheit, wie von einem Geiste und Bewußtsein, so auch von der gleichen physischen Lebensstimmung durchdrungen, nur als ein Individuum anzusehen ist, welchem die Krankheit, die deshalb so häufig epidemisch erscheint, zu weiterer Entwickelung verhelfen soll.

Wir bedauern, den Verf. auf seiner Wanderung durch das merkwürdige und für die Medicin noch lange nicht nach Verdienst ausgebeutete Mittelalter, sowie durch die spätern Zeiträume der medicinischen Geschichte bis auf die neueste Zeit nicht länger folgen zu können, obwol sich auch hier der interessanten Punkte und Zeichnungen einzelner ausgezeichneter Persönlichkeiten nicht wenige finden. So weisen wir unter Anderm unsere Leser nur auf den genialen Paracelsus hin, bei dem der Verf. mit vieler Liebe verweilt und den er als einen Mann von wahrhaft deutschem Sinne und großartigem Streben in der Wissenschaft bezeichnet, welcher vom Genius der Geschichte berufen gewesen sei, auf starken Schultern die fast entseelte Heilkunde aus den Modergewölben der Alten hinaus in die erfrischende Gottesluft einer neuen vielbewegten Zeit zu tragen, an deren Grenzen ihm ein höheres Denkmal als in den Todtenhallen zu Salzburg errichtet sei. Nicht minder interessant ist des Verf. Charakteristik der Lehren Bacon's von Verulam, Descartes', Spinoza's, van Helmont's und anderer Männer, deren geistiger Aufschwung noch heute unsere höchste Bewunderung und Verehrung verdient, sodaß wir es fast nicht damit zusammenreimen können, wie beinahe gleichzeitig mit ihnen die einseitige chemische Theorie eines Franz de le Boë auftauchen und zu Übertreibungen wie die eines Cornel. van Bontekoe führen konnte, der zur Verdünnung und Reinigung des Blutes und zur Wegschlemmung des Morastes aus dem Pankreas, in Fiebern nichts weiter als täglich einige Hundert Tassen Thee zu trinken und dabei unablässig Taback zu rauchen anempfahl. Wie aber jedem Gifte sein Gegengift gegeben ist, so treffen wir auch in jedem Abschnitte der Geschichte neben den Erfindern und Verbreitern einseitiger und thörichter Theorien Männer, welche den Geist der Wahrheit gleich dem heiligen Feuer der Vesta bewahrten und zu hellerm Lichte erhoben. Ein solcher Mann beschloß auch das 17. Jahrhundert, es war Thomas Sydenham, einer der größten Ärzte, die je gelebt haben und dessen große Verdienste um die Heilwissenschaft auch von unserm Verf. gerechte Anerkennung finden.

Im 18. Jahrhundert schildert uns der Verf. besonders die große ärztliche Trias: Stahl, Friedrich Hoffmann und Boerhaave. Den vortrefflichen Gaubius, dessen „Pathologische Institutionen" sich mehr als alle andern Schriften seiner Zeit durch wissenschaftlichen Geist und Consequenz auszeichnen und von denen sich die Grundzüge noch heute in den meisten pathologischen Lehr- und Handbüchern wiederfinden, hat er offenbar zu kurz abgefertigt.

Dem thierischen Magnetismus wird eine gerechte Würdigung zu Theil, wenngleich der Verf. die der Religion und Tugend entfremdete Jetztwelt dessen Gedeihen nicht förderlich hält.

> Aber vielleicht wird eine Zeit kommen (und sie kommt gewiß!), in welcher nicht in der Dämmerung des Somnambulismus, sondern im hellen Lichte des Bewußtseins Gefühl und Glauben mit der reinsten Intelligenz sich versöhnen und die Menschheit tiefer in Religion und Sittlichkeit sich einlebt. Dann wird auch der Magnetismus, wie ehemals in priesterlichen Händen, jetzt noch geweihter durch Wissenschaft in der Hand des Arztes, ein milder Heilbringer für Leib und Seele, eine der Zeit nicht mehr widerstreitende, anomale Erscheinung, und die Magie des Lebens auch in ihrer höchsten Entfaltung keinem Misbrauch und keiner Entheiligung unterworfen sein.

Mit Vergnügen liest man des Verf. Urtheil über die Homöopathie, deren baldigen Sturz er, ein geübter Seher auf dem Felde der Geschichte, mit Zuversicht vorherverkündet. Überhaupt aber zeigt sich das 19. Jahrhundert, obwol ausgezeichnet durch den hohen Aufschwung, den die Philosophie unter Männern wie Kant, Fichte, Schelling und Hegel genommen, dem Gedeihen medicinischer Systeme und Theorien zwar insofern günstig, als eine immer die

andere verdrängte; aber alle traten auch ebenso schnell wieder vom Schauplatze ab, und die Wünsche und Erwartungen, die man davon für die Ausübung der ärztlichen Kunst am Krankenbette hegte, wurden nicht erfüllt.

Gern verweilen wir noch ein paar Augenblicke bei dem gegenwärtigen Zustande der Heilkunde. Auch hier weiß der Verf. mit einem durch das Studium der Geschichte geschärften Auge klar um sich zu schauen und läßt sich neben den Lichtpunkten auch die Flecken und Schattenseiten dieser Wissenschaft nicht entgehen. Mit gebührendem Lobe gedenkt er des harmonischen Verhältnisses, in welches sie zu den Naturwissenschaften überhaupt getreten, der neuern Aufklärungen in Anatomie und Physiologie, der geistreichen Bearbeitungen der Pathologie durch Schönlein, Stark und Jahn, der geschichtlichen Forschungen und der Fortschritte in den Fächern der Arzneimittellehre, Toxikologie und Psychiatrie u. s. w. Aber er rügt auch, daß unter den jetzigen Ärzten eine wahre Philosophieschen ausgebrochen sei, da den meisten der Weg der Speculation, den die Alltäglichkeit zwar lange schon verrufen gehabt, so unsicher und gefährlich scheine, daß man ihn nicht zu betreten wage und unbedenklich dafür auf der breiten Heerstraße der Empirie und ihren unzähligen Nebenwegen sich herumtummele. Auf dem großen Markte des Lebens schwirrten jetzt in bunter Mischung Ärzte aller Farben umher und betäubten das Publicum durch Anpreisung der eigenen und Verlästerung der Gegenpartei. Hippokratiker und Erregungstheoretiker, Chemiatriker und Solidarpathologen, Materialisten und Dynamisten, Gastriker und Phlogistiker, Psychiker und Magnetisten, Wasserdoctoren und Homöopathen, die fast alle das Schiboleth einer sogenannten rationellen Empirie im Munde führten, bildeten das abenteuerliche Durcheinander, welches dem Humor wie ein spaßhafter, aber doch nicht unbedenklicher Carneval erscheine, auf welchem die Göttin mit den geäfften Priestern Versteckens spiele. Die Gegenwart scheine eine Periode der Krise und Gährung für die Heilkunde zu sein, in welcher die heterogensten wissenschaftlichen Elemente nach Geltung und Gestaltung ringen, die aber der Genius der Geschichte, alles Trübe läuternd und ausscheidend, erst allmälig zu organischer Verschmelzung bringen und dadurch die Heilkunde selbst dem Ideale näher führen werde, welches lebendig vor dem Geiste jedes Höherstrebenden dastehe.

In der That, man erschrickt ob solch einem Bilde des heutigen Zustandes der Heilkunde und würde sie und die Menschheit bedauern müssen, die doch einmal ihrer nicht entrathen kann, wenn uns der Verf. nicht durch die Bemerkung beruhigte, daß es auch heute noch eine esoterische Medicin und eine ärztliche Weisheit gebe, welche, dem profanen Genie unzugänglich, wie in Hippokratischer Zeit nur für wahrhaft Geweihte (ἱεροῖς ἀνθρώποις) vorhanden sei. Ja, wir haben die feste Überzeugung, daß, wenn auch die Übersicht Dessen, was man heutiges Tages Medicin nennt, uns den Eindruck einer formlosen, aus den heterogensten Bestandtheilen zusammengesetzten Masse einzelner Thatsachen und fragmentarischer Wahrheiten gibt, doch die Idee des Wahren, das leitende Princip für die Erkenntniß und Behandlung des kranken Zustandes in einzelnen mit Beobachtungsgabe und Scharfsinn Begabten, von der Vorsehung besonders dazu Erkorenen fortlebt, wenn sie sich dessen auch nicht immer bewußt sind und es mit Bewußtsein aussprechen können. Es gibt heute noch Seher, denen sich die Geheimnisse der Natur erschließen, deren belebendes Wort und heilende Hand siegreich die Krankheit bekämpfen. Natur und Geschichte sprechen noch heute dieselbe Sprache, die sie vor Jahrhunderten sprachen, und wenn auch Viele die geheimen Schriftzüge der erstern und die verblichenen der letztern nicht zu entziffern verstehen, so erbt doch der Schlüssel dazu von Geschlecht zu Geschlecht fort, und es hat noch zu allen Zeiten einzelne von Gott Berufene gegeben, die ihn zu gebrauchen wußten. Ob es je dahin kommen werde, daß, wie unser Verf. sagt, die Heilkunde durch die innigste Verschmelzung des Inhalts und der künstlerischen Form eine Substanz gewinne, welche, von der Idee, Macht und Fülle der Lebenseinheit durchdrungen, über die Kluft zwischen Speculation und Erfahrung, zwischen Theorie und Praxis auf fester Brücke an der Hand weltlicher und göttlicher Weisheit sicher dahinschreitet, ob, wenn einzelne Meister den wahren Weg zum Heile gefunden, sie ihn auch der Masse werden theilhaftig machen können, ob aus allen Lehrlingen Meister werden? wir möchten es, eingedenk der Schwäche der menschlichen Natur und alles menschlichen Thuns, bezweifeln. Aber ringen soll der Mensch nach dem Höchsten, auch wenn er es nie zu erreichen hoffen kann. Darum ehren wir auch des Verf. Bestreben, in die Herzen seiner jüngern Zuhörer ein lebendiges Bild der Wissenschaft in jenem höhern Sinne einzupflanzen und in ihnen den Trieb nach seiner Verwirklichung zu wecken. Daß er dabei zu einem engern Bündniß der Religion mit der Heilkunde auffodert und Entäußerung von Selbstsucht, Lieblosigkeit, Übermuth, Frivolität und Heuchelei als nothwendige Bedingung beim Eintritt ins Leben und in die Hallen der Wissenschaft voranstellt, gibt seinem Wirken erst die wahre Weihe und macht ihn uns als Lehrer der Jugend nur um so verehrungswürdiger. Denn unter allen guten Eigenschaften eines guten Arztes stehen obenan — Liebe und Demuth, und beide haben ihre Quelle in einem religiösen Gemüthe.

Karl Hohnbaum.

The question: what is a Chartist? answered by the Finsbury Tract Society. London 1840.

Der in London seit einer Reihe von Jahren unter dem Namen: The Finsbury Tract Society bestehende Verein hat durch Herausgabe und unentgeltliche Vertheilung kleiner Broschüren über Gegenstände, die ins Volksleben eingreifen, wenigstens die Absicht bethätigt, im Wege der Aufklärung Gutes zu wirken. Das neueste Tractätchen dieser Art beantwortet unter obigem Titel die Frage: was ein englischer Chartist sei? und der wesentliche Inhalt desselben dürfte vielleicht auch manchen, über den englischen Chartismus in Deutschland umgehenden Irrglauben berichtigen.

A. Ich höre, lieber Freund, daß Sie sich zum Chartismus bekennen, und da ich, aufrichtig gestanden, durchaus nicht weiß, was man unter einem Chartisten zu verstehen hat, so möchte ich Sie deshalb um Auskunft bitten.

Z. Die ich herzlich gern gebe. Ein Chartist ist ein Kämpfer für die Volkscharte.

A. Recht schön, aber was nennen Sie die Volkscharte?

Z. Die Grundzüge einer von einem Ausschusse der londoner Handwerkergesellschaft und sechs Parlamentsmitgliedern abgefaßten und dem Parlamente zur Bestätigung vorliegenden Schrift, welche die sechs Hauptartikel radicaler Reform enthält.

A. Und die sind?

Z. Allgemeines Wahlrecht, jähriges Parlament, Abstimmung mittels Kugeln, gleichmäßige Vertretung, Bezahlung der Deputirten und keine Eigenthumsbefähigung.

A. Verstehen Sie unter allgemeinem Wahlrechte, daß Männer, Frauen und Kinder sollen wählen dürfen?

Z. Keineswegs. Es ist oft schwer, für einen Gedanken den klaren Ausdruck zu finden. Vielleicht wäre es bezeichnender, statt allgemeines Wahlrecht, allgemeines Wahlrecht volljähriger Männer zu sagen. Der Sinn ist, daß jeder Mann, der das 21. Jahr erfüllt hat, seines Verstandes mächtig und keines Verbrechens schuldig befunden worden ist, eine Stimme haben soll bei Erwählung der Repräsentanten, welche die ihn verpflichtenden Gesetze geben.

A. Glauben Sie das zum Zwecke guter Staatsverwaltung schlechterdings nothwendig?

Z. Ich glaube es, und zwar weil der Besitz des Wahlrechts den alleinigen Unterschied macht zwischen dem Freien und dem Sklaven, und weil allgemeines Wahlrecht in dem angedeuteten Sinne die einzige Bürgschaft bietet für eine, von Eigensinn oder Furcht unbeeinträchtigte Gesetzgebung, folglich für eine gute Staatsverwaltung, denn wo nur wenige Bevorrechtete von schlechten Gesetzen Gewinn haben, da gibt es gegen Tyrannei und Bestechung keine andere Schutzwehr als die Furcht der Wenigen vor dem Widerstande der Vielen.

A. Warum ziehen Sie aber ein jähriges Parlament dem jetzigen siebenjährigen vor?

Z. Weil es besser ist, einen schlechten Diener nur ein Jahr statt sieben Jahre behalten zu müssen.

A. Es dürfte sich jedoch fragen, ob Jemand im Raume eines Jahres mit den parlamentarischen Formen vertraut werden kann, und ob es daher gut gethan wäre, ihn zu entlassen, ehe er noch hat nützen können?

Z. Das scheint mir die Frage zum Satze zu machen. Ein rechtlicher und fähiger Mann würde nicht entlassen werden, ein unrechtlicher oder unfähiger, je eher, je besser. Und was das Kennenlernen der parlamentarischen Formen anlangt, so würde gerade, weil diese Jedem bei seinem ersten Eintritte fremd sein müssen, die im ersten Jahre erworbene Kenntniß den Werth des Deputirten erhöhen, und ist er außerdem rechtlich und fähig, ein Grund mehr für seine Wiedererwählung sein.

A. Unter der Abstimmung mittels Kugeln verstehen Sie natürlich geheime Abstimmung. Wo soll da der Vortheil liegen?

Z. Darin, daß bei den Wahlen Bestechung und Einschüchterung verhindert wird, daß Niemand bewogen werden kann, gegen Wissen und Gewissen, gegen Willen und Überzeugung zu stimmen.

A. Ja, ja; aber die Heimlichkeit streitet wider den englischen Charakter, würde der Lüge und der Täuschung Thor und Thür öffnen.

Z. Prüfet Alles und behaltet das Beste, gleichviel, ob es inländisch oder ausländisch. Und wider den englischen Charakter, sagten Sie. So sind das demnach Männer ohne englischen Charakter, die aus ängstlicher Sorge für die Moralität der Wähler die Ballottage verabscheuen und dagegen in ihren Clubs über die zu Mitgliedern Vorgeschlagenen ballottiren. Ich gebe zu, daß Kugelung Lüge und Täuschung begünstigt. Auch wird sie nicht als etwas Fehlerfreies hingestellt, soll nur ein Mittel zur Abhülfe eines Übels sein, und läßt sich da bis zur Unfehlbarkeit beweisen — und das ist bewiesen —, daß das durch die Kugelung gehobene Übel in einem Verhältnisse namenloser Größe zu jedem, durch sie möglicherweise hervorgebrachten Übel steht, so löst sich die Frage in das Abwägen zweier Übel auf, von denen das kleinere besser als das größere.

A. Was verstehen Sie weiter unter gleichmäßiger Vertretung?

Z. Daß das ganze Land in Wahlbezirke zerschnitten werde — man schlägt 300 vor —, jeder mit einer möglichst gleichen Zahl Wähler und jeder von Einem Abgeordneten vertreten.

A. Wenn mir recht ist, so bestehen bereits Wahlbezirke.

Z. Allerdings; nur sind sie sehr ungleich. Der Wahlbezirk Harwich z. B. schickt zwei Deputirte und zählt 156 Wähler; Westminster hat 13,268 Wähler und schickt — auch zwei Deputirte. Soll Harwich nicht im Vortheile sein, muß Westminster 170 schicken.

A. Der Fall dürfte nicht ein zweites Mal vorkommen.

Z. Vielleicht ein stärkerer. Zehn Flecken mit zusammen 2411 Wählern schicken 20 Abgeordnete; zehn andere Flecken mit zusammen 86,072 Wählern schicken — auch 20 Abgeordnete. Das richtige Verhältniß wäre, daß die letztern zehn 700 schickten.

A. Ist Ihnen bekannt, wie die Gesammtheit der Wähler zur ganzen männlichen, über 21 Jahre alten Bevölkerung sich verhält?

Z. Ungefähr wie Eins zu sieben und ein Halb; die Gesammtzahl der eingeschriebenen Wähler beträgt 839,519, die der über 21 Jahre alten Männer 6,023,752.

A. Irre ich nicht, so betraf der fünfte Hauptartikel Ihrer Volkscharte die Bezahlung der Deputirten. Da sollte ich aber doch meinen, daß, wenn gleich fähige Männer ein Gleiches ohne Entgeld verrichten, dies der Staatskasse und mithin dem Volke eine bedeutende Ausgabe erspahrte.

Z. So scheint es; ich zweifle, daß es so ist. Gesetzt, Sie bezahlten Ihrem Diener keinen Lohn, und um die Stelle bei Ihnen zu erhalten, legte er noch sein gutes Geld aus, wie das die Marqueurs in großen Hotels und gegenwärtig auch die Parlamentsmitglieder thun: würde sich Ihnen nicht die Vermuthung aufdringen, daß er in Ihrem Dienste mehr zu erwerben hoffe, als er füglich an Lohn fodern könne?

A. Ich will das nicht leugnen; nur dünkt es mich eine Entwürdigung, daß ein Parlamentsmitglied gleich einem Diener gelohnt werden soll.

Z. Wenigstens ist es keine Neuerung; vormals geschah es. Und der Arbeiter ist seines Lohnes werth. Wer in die eine Schale seine Zeit und sein Wissen legt, dem lege man in die andere eine entsprechende Vergütung. Die Volkscharte schlägt als solche für jedes Mitglied 500 Pfund jährlich vor. Übrigens bedingt dieser fünfte Artikel den sechsten.

A. Keine Eigenthumsbefähigung, wenn mir recht ist. Was heißt das?

Z. Daß die Erwählung die allein erfoderliche Qualification sein soll.

A. Wollten Sie einen Bettler ins Parlament schicken?

Z. Ich zweifle ebenso sehr, daß ein Bettler gewählt werden würde, als ich fest überzeugt bin, daß das jetzige Eigenthumsrequisit ein Possenspiel ist. Gewinnen Sie durch Geld oder Einfluß einen Sitz im Parlamente, und 100 Pf. Sterl. erkaufen Ihnen eine vollgenügende Qualification. Armuth gilt zwar bei uns für ein Verbrechen, aber sie ist keins. Warum also sollte der arme Mann, wenn er die nöthige Fähigkeit und das Vertrauen seiner Wähler besitzt, nicht gewählt werden dürfen? Hat das Unterhaus blos reiche Mitglieder, bleiben die Gefühle und Bedürfnisse der Armen unvertreten. In Norwegen ist das anders. Dort sitzt der Bauer neben dem Edelmanne und die Gesetze sind dort vielfach, was die unsrigen nicht sind, gerecht und billig.

A. Nun noch Eins, mein Freund. Die Volkscharte soll einen Zusatzartikel haben — gleichmäßige Vertheilung des Eigenthums. Sie lassen den unerwähnt.

Z. Weil er, statt in der Charte, blos in der Phantasie Derer existirt, die, Freibeuter der gegenwärtigen Verhältnisse, den Chartismus hassen und ihn unbedenklich verleumden. Rich-

ter auf der Gerichtsbank und Geistliche auf der Kanzel haben die Erdichtung nachgeredet; deshalb ist sie aber um nichts weniger eine Erdichtung, eine reine Fabel.

A. Und endlich, mein Freund, welchen Gewinn versprechen Sie sich von der Annahme der Volkscharte?

Z. Ermäßigung der Steuern und in deren Folge Vermehrung der productiven Industrie — Abstellung der Misbräuche unserer Civilgesetze, die dem Armen den Zutritt zum Richter versperren — ein freisinniges und weitumfassendes System der Nationalerziehung, statt angehängter Glaubensbedingung mit dem Zwecke, die Axt an die Wurzel der Verbrechen zu legen. 74.

Le portefeuille d'un marin. Paris 1839.

Das vorliegende Buch ist das Tagebuch einer im J. 1822 gemachten Reise nach Isle de France, dessen Verfasser, ein Coloniebesitzer, seinen Freunden erlaubt hat, die ursprünglich nur für sie bestimmten Blätter dem Drucke zu übergeben, jedoch erst zehn Jahre nach seinem Tode. Wenn man das höchst anspruchslose Buch durchgelesen, so begreift man nicht wohl, was den Verf. veranlassen konnte, die Veröffentlichung desselben an die erwähnte Frist zu binden, aber noch weniger begreift man, was die Freunde des Verf. bestimmt haben mag, von der ihnen gegebenen Vollmacht wirklich Gebrauch zu machen. Notizen über Wind und Wetter, ein halbes Dutzend seemännische Redensarten, einige der gewöhnlichsten Seeabenteuer, eine Beschreibung des beneidenswerthen Looses der Schwarzen in den Colonien, nebst obligaten Ausfällen auf die Gegner der Sklaverei, endlich ein großer Aufwand von Pathos an dem damals noch frischen Grabe Napoleon's. Das ist ungefähr der ganze Stoff, den unser Verf. und die Herausgeber in einen ansehnlichen Octavband aufzulösen gewußt haben. Das Interessanteste, was das Buch enthält, ist die Erzählung einer Mystification, welche nur durch die Intervention des Zufalls verhindert wurde, einen großen wissenschaftlichen Skandal hervorzubringen, wie denn die Geschichte der Wissenschaft und namentlich der französischen Wissenschaft ohnehin so viele zählt. Ein junger hamburger Kaufmann, der von einer Handelsreise nach der Südsee zurückkehrt und genöthigt ist, einige Zeit auf Isle de France zu verweilen, zeigt unter andern naturwissenschaftlichen Gegenständen, die er auf seiner Reise gesammelt, den Kopf eines Wilden, der ihm von einem Japanesen verkauft ist. Dieser Kopf ist ein Phänomen, welches das Staunen des ganzen Publicums der Insel erregt. Seine Größe läßt schließen, daß das Individuum dem er angehört, wenigstens acht bis neun Fuß hoch gewesen, seine Bildung weicht wesentlich von den Formen der bekannten Menschenracen ab, vier Reihen gewaltiger Zähne, die er im Munde führt, vollenden den Beweis, daß mit ihm die Spur einer neuen Varietät unsers Geschlechtes gefunden ist. Die Gelehrten von Isle de France erschöpfen sich in Conjecturen über diese wunderbare Erscheinung, man zeichnet den Kopf ab, schreibt Dissertationen darüber und kommt endlich überein, nachdem man dem Eigenthümer vergebens 5000 Piaster dafür geboten, ihm wenigstens den Ruhm der Veröffentlichung seiner Entdeckung in Europa zu stehlen. Der Verf. unsers Buchs wird beauftragt, sogleich bei seiner Ankunft in Paris für schleunigste Bekanntmachung der Nachricht von der Auffindung der neuen monströsen Menschenrace zu sorgen, er wendet sich zu diesem Zwecke, mit den nöthigen Documenten, Zeichnungen u. s. w. ausgestattet, an den berühmten Naturforscher Virey, der sofort einen pomphaften Bericht abfaßt, welcher am folgenden Tage in den pariser Blättern erscheinen soll, als zu seinem Glück Cuvier zu ihm kommt, der ihm, nachdem er auf die fraglichen Zeichnungen und Beschreibungen einen Blick geworfen, auf das unwiderleglichste beweist, daß der Kopf des Wilden nichts Anderes sei, als ein künstliches Fabrikat der betrügerischen Japanesen. In Hamburg war man ebenso glücklich, denn nie war dort von diesem Kopfe die Rede. 9.

Miscellen.

In den „Braunschweigischen Anzeigen" von 1752 findet sich eine gelehrte Abhandlung von S. Lenz: „Der Juden Nobilitirung und Baronisirung." Es wird darin erwiesen, daß, wie auch die Juden hier und da durch große Reichthümer zu Ansehen und Würden gelangt, auch in mehren Ländern wol, nach angenommenem Christenthume, zu den höchsten Standeswürden erhoben worden seien, man doch kein Beispiel habe, daß sie, als Juden, je seien nobilitirt worden. „Die Juden haben aliquid servile an sich, womit der Ritter- und Freiherrnstand sich eben nicht reimen dürfte. Sie heißen in den diplomatibus kaiserliche Kammerknechte; und ich habe in dem Abriß zu einer Chronik von Stendal aus Ludwig's „Reliquiis" (VII, 76) gewiesen, daß, ohngeachtet Markgraf Ludwig sen. Moscinum de Rothenau nebst seinem Weibe und zwei Söhnen, prudentes Iudaeos (gleichsam als wären sie Rathsherren gewesen, die in der Stadt Stendal residirt hätten, wie es da lautet), titulieret, er doch nicht anders kann, als sie für camerae nostrae servos erkennen."

Toleranz.

Der würdige Fürstbischof von Korvei, Freiherr von Lüninck, ehemaliger Reichsfürst, erhielt 1820 auch das Bisthum Münster und erließ damals ein Sendschreiben an seine Geistlichkeit, das nichts wie Versöhnlichkeit, Duldung und Humanität athmet. Mit Staunen fragen wir, wenn wir Stellen wie die folgende lesen: Was hat plötzlich die Zeit so geändert und die Prälaten der katholischen Kirche so anmaßend und feindselig der andern Confession und der Regierung gegenübergestellt?

„Die katholische Religion ist in unserer Diöcese nicht mehr, wie sie früherhin war, die alleinherrschende, sondern durch den großen Wechsel der Dinge, der Deutschland in den letzten Zeiten getroffen hat, sind andere christliche Confessionen mit ihr in den Genuß jener Rechte gesetzt, die sie vormals ausschließlich besaß. Darum ist eine Warnung vor der Intoleranz jetzt ein Wort zur rechten Zeit. Stehen Sie fest im Glauben an die Lehre Jesu, wie sie von der katholischen Kirche verkündet und ausgelegt wird, und eifern Sie immer für dieselbe; aber hüten Sie sich vor dem Geiste der Erbitterung, der im Eifer für das, was Ihnen als Wahrheit heilig ist und heilig bleiben muß, auf Jenes nicht achtet, was die Liebe fodert gegen die, welche in dieser Ansicht der Wahrheit nicht einig sind mit Ihnen, und lassen Sie den Haß des Irrthums nie in einen Haß gegen die Personen übergehen, welche nach ihrer Meinung in dem die Wahrheit bewahren, was Sie nach Ihrer Überzeugung als Irrthum verabscheuen. Verbinden Sie, wie der Apostel mahnt: Wahrheit mit Liebe. — Kein anstößiges Wort, kein Zeichen einer feindseligen Abneigung gegen diese Andersdenkenden dürfen Sie sich erlauben; mit ihnen in Eintracht und Frieden, in gegenseitiger Dienstfertigkeit und Gefälligkeit zu leben, soll Ihr Bestreben sein, und Denen, die Ihrer Sorge anvertraut sind, müssen Sie ein gleiches Betragen gegen i[hre] Mitbürger einer andern Confession durch Wort und That empfehlen, wo Sie nur immer Gelegenheit haben. Wir machen hier auf die Stellen der heiligen Schrift aufmerksam, welche diese christliche Liebe und gegenseitige Duldung so dringend empfehlen. (Jacob. III, 14, 18, Ephes. IV, 2, 3, 31, 32.) Nur so handeln Sie nach dem Geiste des Evangeliums, erfüllen die gerechte Erwartung unsers guten Königs und zeigen sich der väterlichen Huld Sr. Majestät immer würdiger." 61.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 145. — 24. Mai 1840.

Connop Thirlwall's Geschichte von Griechenland, übersetzt von L. Haymann. Erster Band, mit einer Vorrede von F. G. Welcker. Bonn, Marcus. 1839. Gr. 8. 2 Thlr.

Diese Blätter dürfen, nach ihrer Tendenz, keine literarische Erscheinung von Wichtigkeit oder Auszeichnung, selbst wenn sie dem Auslande angehört, unbeachtet lassen. Dieser übernommenen Pflicht muß aber um so mehr Genüge geleistet werden, wenn das Interesse des Gegenstandes und die Ergiebigkeit an belehrendem Unterhaltungsstoffe gleichmäßig vereinigt sind. Und in der That besitzt der Name Griechenland, das die Humanitätsbildung in das Leben rief, bei der Mehrzahl der Gebildeten aller Classen noch so viel Zauberkraft, daß eine Geschichte desselben, wenn sie den wissenschaftlichen und ästhetischen Anfoderungen der Zeit genügt, von Vielen mit Vergnügen gelesen, von Andern als eine wünschenswerthe Bereicherung der historischen Literatur bewillkommt wird. Und so groß auch der undankbare Dünkel sein mag, mit dem man in den neuesten Zeiten das Alterthum überhaupt gleichsam über die Achseln anzusehen angefangen hat: das Gefühl der Verpflichtung gegen die Schöpfer und Meister europäischer Cultur ist dessenungeachtet noch stark und lebendig genug, zumal wenn es richtig und gut angesprochen wird, um an einer wissenschaftlichen und unparteiischen *) Darstellung der Zustände, Leistungen und Thaten des alten Hellenenvolkes Geschmack zu finden. Das Volk, welches die Räthsel der Sphinx löste, hat eine solche Summe von Verdiensten um die höhere Bildung der Menschheit aufzuweisen; die Resultate seines Gesammtlebens haben unwidersprechlich so sehr die geistige Entwickelung zunächst der europäischen Welt influenzirt, daß ihm die Muse der Geschichte in ihren Annalen für immer den ehrenvollsten Platz unter den Völkern des Alterthums zugesprochen hat.

Das oben genannte Werk bietet uns Deutschen aber noch ein besonderes Interesse dar. Bekanntlich sind es vorzüglich die Engländer gewesen, welche das alte Hellas europäischer Wißbegierde und Gelehrsamkeit gleichsam von neuem entdeckt und geöffnet haben; Engländer waren die ersten, welche ausführliche und mit wissenschaftlichem Geiste geschriebene Werke über Griechenland herausgaben. Reisende, von den Gesandtschaften in Konstantinopel begünstigt und geschützt, zuweilen die Gesandten selbst stellten zum Theil mit den Schriften der alten Griechen in der Hand Beobachtungen an Ort und Stelle an. Die Ergebnisse derselben, besonders rücksichtlich der Kunst, Geographie und Topographie, wurden in sehr kostbaren, theilsweise unentbehrlich gewordenen Werken niedergelegt. *) Die Society of dilettanti (seit 1743) zählt unter ihren Mitgliedern berühmte Namen und in ihrer Literatur die ausgezeichnetsten Werke griechischer Geschichte und Kunst. Die Deutschen übersetzten, lasen aber zugleich auch fleißig in den historischen Schriften der Griechen und Römer, und nachdem ihre Sprache und ihr Geschmack rühmliche Fortschritte gemacht hatten, traten sie mit selbständigen Versuchen hervor, und zwar so glücklich, daß sie seit ungefähr zwei Decennien ihre ehemaligen Lehrer weit hinter sich zurückgelassen haben. Die Bedürfnisse und die Richtung ihrer Gelehrtenschulen, sowie das allgemeinere Verlangen, den Blick über die Menschheit erweitert zu sehen, sind von wesentlichem Einfluß auf diese glücklichen Fortschritte gewesen. Die Engländer sehen sich selbst zur Anerkennung der deutschen Überlegenheit in diesem Punkte genöthigt: Thirlwall's Werk ist ein sprechender Beweis dafür. Es ist aber diese Anerkennung für die Deutschen um so ehrenvoller, da der genannte Verf. selbst sich bereits als einen ebenso eifrigen als scharfsinnigen Forscher des griechischen Alterthums bekannt gemacht und der Erste gewesen ist, der ein mehr als zwanzigjähriges Schweigen der englischen Gelehrten auf diesem Felde der Gelehrsamkeit gebrochen hat. Und wie hoch derselbe die Forschungen der Deutschen anschlägt, kann der Umstand beweisen, daß wir in seinem

*) „Nimmer soll die Geschichte vergessen, daß unparteiische, ruhige Forschung ihre erste Pflicht sei, und daß Belehrung nur in der Wahrheit liege." (Rotteck.) Die römischen Satiriker fanden Veranlassung, sich über die Gräcomanie ihrer Landsleute lustig zu machen, und manche Gelehrte des neuern Europas haben Volk und Geschichte Griechenlands mehr idealisirt, als unparteiisch geprüft und dargestellt.

*) Die Franzosen haben allerdings auch Theil genommen durch Reisen und Schriften an den geographischen, artistischen und historischen Aufklärungen über Griechenland, ja ihre Regierung hat 1816 durch den Capitain Gauttier die genauesten astronomischen Vermessungen daselbst vornehmen lassen; gleichwol sind ihre Verdienste um die römische Geschichte größer als um die griechische.

Werke eine beinahe vollständige Kenntniß der für sein Fach wichtigen deutschen Literatur wahrnehmen.

Der Verf. beginnt sein Werk mit einem ziemlich umfangreichen geographischen Umrisse Griechenlands, was an sich unbedingt Lob verdient; ja, es muß sogar jeder Volksgeschichte eine solche Darstellung vorausgeschickt werden. Denn der Charakter eines jeden Volkes ist mehr oder weniger eng mit dem seines Landes verbunden. Der Stand, die Stellung, welche die Griechen unter den Nationen einnahmen, die Rolle, welche sie spielten, und die Werke, die sie vollendeten, hängen in einem hohen Maße von der örtlichen Lage ab, die ihnen auf der Fläche des Erdballs zu Theil ward. Die Art und der Grad, in welchen die Natur des Landes auf Körper- und Geistesbeschaffenheit einwirkte, sowie die gesellschaftlichen Einrichtungen der Bewohner können nicht ganz leicht bestimmt werden; aber der äußere Anblick des Landes ist unter einem historischen Gesichtspunkte gewiß nicht weniger wichtig als auffallend und interessant an sich selbst. Ein aufmerksamer Überblick auf die geographische Lage Griechenlands, auf seine Haupteintheilungen und auf die hervorragendsten Punkte seines Bodens ist eine unerläßliche Vorbereitung auf das Studium seiner Geschichte.

Allein während der Verf. in diesen Worten sich theoretisch sehr richtig über das Verhältniß der Geographie zu einem Volke und seiner Geschichte ausspricht, bleibt er gleichwol in der Ausführung, die ihm doch durch seine Landsleute, Holland, Clarke, Dodwell, Gell, Leake und durch Kruse's „Hellas" so sehr erleichtert worden wäre, man möchte sagen, hinter sich selbst zurück. Er führt die Leser wol mit Leichtigkeit auf dem geographischen Wege über Festland, Inseln und Meere, belehrt sie aber bei dieser Gelegenheit nicht über den Einfluß dieser mannichfachen Localverhältnisse auf den Gang und Charakter des griechischen Volkslebens. Der soeben gerügte Mangel hat wiederum einen andern zur Folge gehabt, nämlich den, daß die physikalischen und klimatischen Beschaffenheiten von Hellas so gut wie ganz außer Acht gelassen worden sind. Der Verf. würde diese Mangelhaftigkeit sofort gefühlt haben, wenn er die Ausführung mit seiner richtigen Theorie in Einklang zu bringen gesucht hätte. Für den denkenden und aufmerksamen Beobachter der wahrhaft glänzenden Erscheinungen auf dem Gebiete griechischer Kunst und Wissenschaft ist doch gewiß die Frage unabweisbar: **wie konnten die Griechen werden, was sie geworden sind,** da ja der Glanz ihres Lebens und die Größe ihres Einflusses auf die Welt beinahe im umgekehrten Verhältnisse zur Ausdehnung ihres Landes und zur Volkszahl zu stehen scheinen. Zu einer vollständigen Beantwortung dieser Frage haben bis jetzt, so viel uns wenigstens bekannt ist, nur drei deutsche Gelehrte gute Materialien geliefert: Hegewisch in seinen „Geographischen und historischen Nachrichten, die Colonien der Griechen betreffend", Heeren in seinen „Ideen" rc. und Bernhardy in der Einleitung zu seinem „Grundrisse der griechischen Literatur"; aber in ihrer ganzen Ausdehnung und Reichhaltigkeit hat dieselbe noch keine Beantwortung erfahren. Bei der Lösung dieser Frage aber, die wir in einer besondern Monographie ausführlich zu beantworten gedenken, stehen unleugbar obenan die **geographischen, physikalischen und klimatischen Zustände** Griechenlands; und diese in ihrer Beziehung zum Volke selbst und in ihrer Einwirkung auf dasselbe betrachtet, sind gar wohl geeignet, die aufgeworfene Frage zum großen Theile zu lösen. Daß indeß dabei noch andere Umstände mit ihren Folgen zur Sprache gebracht werden müssen, darf als natürlich vorausgesetzt werden. In einem Geschichtswerke nun können geographische Erörterungen überhaupt füglich keinen andern, als den soeben für die Griechen insbesondere angegebenen Zweck haben. Hätte unser Verf. diesen Gesichtspunkt festgehalten, so würden seine geographischen Darstellungen, die wir über die einzelnen Theile Griechenlands bei ihm lesen, erst ihren wahren Werth erhalten haben, statt daß sie nun, ohne das Geschichtswerk selbst eigentlich zu berühren und seinen Inhalt vielfach, wie sie könnten und sollten, zu deuten, *isolirt* dastehen und nur in einer guten Übersicht geben, was die oben genannten Reisenden und Forscher in größern Werken niedergelegt haben.

Indem wir darauf verzichten, diesen oder jenen literarischen Zusatz zu machen, die Abschnitte über die Ureinwohner Griechenlands, über das Zeitalter der Heroen rc. übergehen und nur erwähnen, daß der Verf. überall eine gewisse Selbständigkeit seiner Studien und Ansichten beurkundet und zu bewahren bemüht ist, ohne sich jedoch völlig zu dem Höhepunkte zu erheben, den die griechische Geschichtswissenschaft in Deutschland erstiegen hat, richten wir unsere Aufmerksamkeit auf die Gesetzgebung des Lykurg, deren Betrachtung und Darstellung der Verf. einen sehr bedeutenden Theil seines Buches gewidmet hat. Es war früher eine in der That grundfalsche Ansicht, die auch der Verf. bekämpft, daß die merkwürdigen Gesetzgeber des Alterthums die Elemente ihrer Verfassungswerke aus Asien und Afrika (Ägypten) zusammengetragen, mit dem Kitt ihrer scharfsinnigen Köpfe zu einem organischen Ganzen verbunden und dann, von dem Machtspruche oder der Bewunderung des delphischen Orakels unterstützt, ihren Stammgenossen die Annahme desselben zur Nothwendigkeit und Verbindlichkeit gemacht hätten. Kein Gott würde den Willen oder Macht genug besessen haben, ein solches Unternehmen gelingen zu lassen, wäre es nicht auf das Resultat volksgeschichtlicher Vergangenheit und deren zur Gegenwart gewordenen Entwickelung gegründet gewesen. Das ist ja eben das unleugbar Große und Merkwürdige an der Menschheit, daß sie sich im Ganzen wie im Einzelnen nur vor der Allgewalt der Zustände beugt, die mit Nothwendigkeit aus dem Wirken und Wesen der Vergangenheit sich entwickelten, nie aber für die Dauer vor einer Gegenwart, die zusammenhanglos mit der Vergangenheit von der Afterweisheit erkünstelt, von thörichter Vermessenheit in das Leben eingedrängt und von der Kühnheit des Despotismus den Völkern aufgedrungen ward. Diese unumstößliche Wahrheit muß natürlich auch den Historiker leiten, wenn es gilt, gewisse geschichtliche Nachrichten zu prüfen und eine gewisse Gattung von Thatsachen zu beurtheilen. Und Hr. Thirlwall legt eine sehr richtige Einsicht in die Verhältnisse an den Tag, wenn er sagt:

Wir haben in der That Verdacht, daß die entgegengesetzte Meinung auf einer falschen Vorstellung von der Allmacht der

menschlichen Gesetzgeber beruht, die bereits unter den Philosophen vorgeherrscht hat, aber nie durch die Erfahrung bestätigt worden ist. Man kann vernünftigerweise zweifeln, ob die Weltgeschichte ein Beispiel von einer politischen Schöpfung aufzeigt, wie die ist, die dem Minos oder Lykurgos zugeschrieben wird. Keine Gesetzgebung, außer die des Moses, bietet uns eine Parallele dar, in welcher Religion nicht blos die Grundlage, sondern auch den Hauptbestandtheil des Systems ausmacht. Ohne eine solche außerordentliche Hülfe, welche unumschränkte Macht und sehr große Klugheit vereinigt, die Plato zur Gründung seines Staates für nöthig hielt, kann man es wol für unausführbar finden, ein Volk nach dem Willen eines einzelnen Mannes zu bilden und umzuwandeln. Die Betrachtung der spartanischen Institutionen rechtfertigt wol den Schluß, daß dieselben nicht so sehr ein Werk menschlicher Kunst und Vorbedachts als eine gesellschaftliche Form waren, die ursprünglich dem Charakter des dorischen Volkes und der Lage, in welche es durch seine neuen Eroberungen versetzt wurde, angemessen und in ihren Hauptzügen nicht einmal diesem oder irgend einem einzelnen Zweige des hellenischen Volkes eigenthümlich war.

Ja, man darf sogar mit Manso, Hüllmann, Höck und O. Müller, die im Alterthum sowol als auch unter den Gelehrten der neuen Welt ziemlich allgemein verbreitete Annahme bezweifeln, daß wenigstens die Verfassung Kretas dem Lykurg zum Muster gedient habe; ein Zweifel, den auch der Verf. ausspricht, ohne ihm jedoch die nöthigen Stützen zu gewähren, die er bei Polybius VI, 46 fg. in sehr bedeutender Stärke gefunden haben würde. Dieser Historiker, dem wir eine Vergleichung der kretensischen und spartanischen Verfassung zum Zwecke der Darstellung ihrer beiderseitigen Verschiedenheit verdanken, findet folgende wesentliche Unterschiede: 1) in Kreta fand unbeschränkter Gütererwerb statt, in Sparta nicht; 2) in Kreta hatte das Geld hohen Werth, in Sparta keinen; 3) in Kreta waren die höchsten Staatsbeamten, Kosmó genannt, jährlich wechselnde Magistrate, in Sparta lebenslängliche, erbliche Könige; 4) Kretas Verfassung ruhte auf einer demokratischen Basis, Sparta hatte einen aristokratischen Charakter, obschon die griechischen Staatstheoretiker, wie z. B. Plato, sich in Verlegenheit befanden, zu welcher Kategorie von Staatsformen sie die spartanische rechnen sollten. Wir dürfen uns übrigens freilich über die griechischen Erzählungen und Ansichten von Minos, Lykurg u. A. nicht wundern. Die Neigung, die Mannichfaltigkeit historischer Thatsachen und Verhältnisse in Persönlichkeiten zu concentriren oder auf sinnliche Punkte zurückzuführen, gehört zum Wesen des Volkes; der Gedanke freier Entwickelung war dem phantasiereichen, sinnlichen Hellenen und seinem Glauben zu abstract und die Kritik kein Bedürfniß, um die Nationalüberlieferungen, in deren Mitte sich sein Kunst- und Gemüthsleben so glücklich bewegte, bis zur historischen Wahrheit zu läutern oder gänzlich zu zerstören.

Im Verlauf der Erörterungen über die Lykurgische Verfassung kommt der Verf. natürlich auch auf die drei Stände Spartas, **Spartaner**, **Lacedämonier** und **Heloten** oder Sklaven zu sprechen, und bei den letztern auf „die berüchtigte **Krypteia** (Sklavenjagd), ein Name, der, wenn Plutarch's Erklärung desselben richtig ist, niemals ohne Schaudern genannt wurde. Ihm zufolge war dieses das System eines gesetzmäßigen Meuchelmordes, der auf die Heloten hinzielt, welche die Eifersucht der Regierung durch ihre ausgezeichneten geistigen oder körperlichen Eigenschaften erregten. Gegen diese Ansicht sind nun allerdings in der neuern Zeit theils von dem humanistischen, theils von dem historischen, theils endlich von dem philologischen Standpunkte aus erhebliche Bedenken gestellt worden; auch unser Verf. scheint sie zu kennen, berührt sie aber nur in solcher Allgemeinheit, daß er die Aufklärung darüber nicht nur nicht gefördert hat, sondern sogar hinter Dem zurückgeblieben ist, was die deutsche Gelehrtenwelt darüber weiß und als ihre ziemlich gesicherte Überzeugung ausgesprochen hat. In dergleichen Fällen, um auf die Sache selbst zurückzukommen, glauben wir, muß Schiller's Ausspruch als leitender Grundsatz aufgestellt werden: „Da, wo der natürliche Lauf der Dinge zu einem vollkommenen Erklärungsgrunde hinreicht, die Würde der menschlichen Natur durch keine moralische Beschuldigung zu entehren." Die wesentlichen Gründe, wodurch Plutarch's Meinung, die sich auf Aristoteles' Zeugniß stützt und schon durch Thucydides und Isokrates einige Gewährleistung in früherer Zeit gefunden hatte, bekämpft werden kann, sind folgende: 1) Die Lykurgische Verfassung war selbst den Alten nur unvollständig bekannt; 2) die Zeugnisse und Urtheile über sie sind lediglich von Ausländern, da die Spartaner sich mit schriftstellerischer Thätigkeit nicht befaßten, abgegeben und verbreitet worden; 3) diese Zeugnisse und Urtheile rühren zumeist von Atheniensern her, die von politischer Feindseligkeit geleitet, wie des Isokrates Beispiel beweist, den Spartanern gern viel Böses nachredeten, während allerdings auch Andere, wie Xenophon, die Lichtseiten der spartanischen Institutionen hervorhoben: genug, es fehlt die wünschenswerthe Unparteilichkeit der einzelnen Berichterstatter; 4) erst als die Lykurgische Verfassung schon wesentliche und selbst üble Veränderungen in einzelnen Punkten erfahren hatte, wurde sie ein Gegenstand öffentlicher und literarischer Discussion, und so konnte denn auch Aristoteles behaupten, daß die Krypteia wahrscheinlich nicht vom Lykurg angeordnet worden sei; 5) durch atheniensische Schriftsteller insbesondere hatte im Ganzen eine ungünstige Meinung über Spartas Verfassung Platz gewonnen; ihre Autorität influenzirte die spätern Schriftsteller; Untersuchungen an Ort und Stelle vermochten wegen der totalen Umgestaltung der Dinge, besonders seit der Römerzeit, entweder zu gar keinem Resultate mehr zu führen, oder ließen gänzlich zweifelhaft aus Mangel an Urkunden über die ursprünglichen oder ausgearteten Verhältnisse; 6) wie hätte denn nun Plato, wenn nicht von Seiten Anderer Parteigeist oder Unkunde im Spiele gewesen wären, die Krypteia in einem ganz andern Lichte auffassen können, er, der in einer Zeit lebte und schrieb, wo die Untersuchungen der Philosophen über Staatsformen und auch über Lykurg's Verfassung in vollem Gange waren? wie hätte denn sein Scholiast, indem er das Wort Krypteia ausführlich erklärt, nicht wenigstens eine Andeutung geben sollen von der Gehässigkeit, die man damit verbinden zu müssen glaubt, wenn die Sache über allen Zweifel erhaben gewesen wäre, zumal da man gewohnt ist — wer Scholien nur einigermaßen kennt, wird dies

leicht einräumen — bei Scholiasten allerlei Gelehrsamkeit ausgekramt zu finden? Aber auch nicht die geringste Spur von einer gehässigen Nebenbedeutung des fraglichen Wortes ist bei ihm wahrzunehmen. 7) Wie sollte Lykurg oder wer sonst die an Wahnsinn grenzende Vermessenheit gehabt haben, eine außerordentlich zahlreiche Menschenclasse durch die Schrecknisse eines gesetzlich angeordneten Meuchelmordes zu einer Verzweiflung treiben zu wollen, daß dadurch die ganze Existenz des Staates gefährdet werden könne? 8) Die Heloten, so rechtlos sie auch vor dem Forum der Lykurgischen Gesetzgebung sein mochten, bildeten dessenungeachtet ein unentbehrliches Glied des ganzen Staatskörpers; sie durften sogar in der Zeit der Gefahr zur Vertheidigung des Vaterlandes bewaffnet werden, sie waren der Emancipation fähig und unleugbar, so schwer auch die Wörter zu deuten sein mögen, die wir bei Schriftstellern und Lexikographen der Griechen in dieser Beziehung lesen, fanden gewisse Rangstufen statt, die sich auf Rechtsverhältnisse gründeten. Und dennoch sollten dieselben auch einer durch die Gesetze geheiligten und gewissermaßen fanatisirten Mordlust preisgegeben worden sein. Unmöglich! Weiter können wir hier die Sache nicht verfolgen, sondern nur die Überzeugung als Endresultat aussprechen: die Krypteia im Sinne Plutarch's ist eine Entstellung, und im spartanischen Staate, wenn sie zuweilen vorkam, was sich schwerlich ganz ableugnen läßt, eine Illegalität. Wir bedauern, daß Hr. Thirlwall, trotz seiner Befähigung dazu, diesen Gegenstand, wir dürfen sagen im Interesse der Menschheit, keiner besondern Untersuchung gewürdigt hat. Wenn übrigens die Verfassung des Lykurg in alter und neuer Zeit bald hoch gepriesen, bald verdammt worden ist, so hängt das von dem Standpunkte ab, auf den man sich bei ihrer Beurtheilung stellt: als politischer Versuch verdient sie in ihrer Art Bewunderung; als historische Erscheinung macht sie auf besondere Beachtung gerechte Ansprüche, vor dem Richterstuhle der Humanität aber kann sie, wie Schiller so herrlich gezeigt hat, nur ein Verdammungsurtheil erwarten.

Obgleich nun Hr. Thirlwall die griechische Geschichtswissenschaft für uns Deutsche nicht weiter gebracht hat, so dürfen wir dennoch der Übersetzung der übrigen Bände mit gerechtem Verlangen entgegensehen; denn wir besitzen kein deutsches Geschichtswerk, das auf nationale Weise unser jetziges Wissen auf diesem Felde der Gelehrsamkeit vollkommen umfaßte. Die Schreibart des Verf. erinnert an Gibbon: sie ist eine Mischung von Darstellung und Reflexion; nur gelehrte Geschichtskenner vermögen deshalb seinem Werke Verständniß und Geschmack abzugewinnen. Zu bedauern ist, daß die Übersetzung noch Mangel an Geübtheit verräth.

Karl Zimmer.

Bibliographie.

Andreas und Elene. Herausgegeben von *Jacob Grimm*. Gr. 8. Cassel, Fischer. 1 Thlr. 8 Gr.

Dräxler-Manfred, C., Fahrten. 8. Erlangen, Heyder. 1 Thlr. 4 Gr.

Eckermann, K., Melampus und sein Geschlecht, ein Cyklus mythologischer Untersuchungen. Gr. 8. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 16 Gr.

Foissac, P., Über den Einfluß des Klima auf den Menschen. Aus dem Französischen übersetzt von A. Westrumb. Gr. 8. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1 Thlr.

Goldsmith, O., Der Landprediger von Wakefield. Eine Erzählung. 6te Auflage. Mit 5 Stahlstichen. 16. Leipzig, Weidmann. 1 Thlr.

Janinski, E., Tableaux aus dem Leben. 2 Bände. Gr. 12. Lemgo, Meyer. 3 Thlr.

Kiesewetter, L., Gedrängte Geschichte der Buchdruckerkunst von ihrer Erfindung bis auf unsere Tage. Gr. 8. Glogau, Flemming. 8 Gr.

Kogalnitchan, M. v., Skizze einer Geschichte der Zigeuner, ihrer Sitten und ihrer Sprache nebst einem kleinen Wörterbuche dieser Sprache. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen und Zusätzen begleitet von Fr. Casca. Gr. 8. Stuttgart, Cast. 9 Gr.

Nagel, F. G., Volksthümliche Geschichte der großen Kriegs-Ereignisse zur Befreiung des Vaterlandes von der Herrschaft der Franzosen in den denkwürdigen Jahren 1813, 1814 und 1815. Allen Vaterlandsfreunden als ein Spiegel des Patriotismus und deutscher Bürgertugend zur fünfundzwanzigjährigen Jubelfeier des siegreich erkämpften Friedens gewidmet. 1ste Lief. Mit 6 Bildern. Breit 8. Erfurt, Müller. 8 Gr.

Französischer Novellenkranz. 1ster Band. 8. Kiel, Bünsow. 1 Thlr.

Bunte Reihe. Deutsche Original-Novellen der beliebtesten Erzähler neuester Zeit. 1ster Band. Der Herr Pathe. Novelle von Richard Roos. Das Hochzeitgeschenk. Novelle von Beer. 8. Grimma, Verlags-Comptoir. 1 Thlr. 12 Gr.

Repressalien, das einzige Mittel mit Rom fertig zu werden. Sechs Briefe über die gemischten Ehen von einem Laien. Gr. 12. Grimma, Verlags-Comptoir. 6 Gr.

Riesser, G., Jüdische Briefe Zur Abwehr und zur Verständigung. 1stes Heft. Gr. 12. Berlin, Veit u. Comp. 16 Gr.

Supplemente zu Schiller's Werken. Aus seinem Nachlaß im Einverständniß und unter Mitwirkung der Familie Schiller's herausgegeben von K. Hoffmeister. 1ste Abth.: Nachlese und Variantensammlung. — Auch u. d. T.: Nachlese zu Schiller's Werken nebst Variantensammlung. Aus seinem Nachlaß. 1ster Band. Gr. 16. Stuttgart und Tübingen, Cotta. 12 Gr.

Schletter, H. T., Handbuch der juristischen und staatswissenschaftlichen Literatur. 1ster Theil. Jurisprudenz. 1ste Lief. Schmal gr. 4. Grimma, Verlags-Comptoir. 9 Gr.

Schmidt, A. G., Gallerie deutscher pseudonymer Schriftsteller vorzüglich des letzten Jahrzehnts. Ein Beitrag zur neuesten Literargeschichte. Breit 8. Grimma, Verlags-Comptoir. 21 Gr.

Schwetschke, G., Vorakademische Buchdruckergeschichte der Stadt Halle. Eine Festschrift. Mit einem Anhange: I. Ehren-Rettung des sächsischen Merseburg, als des Druckorts „Marsipolis" und „Merßborg" von 1473, und mithin als der ältesten norddeutschen Druckstätte. II. Supplementarisches zu Hain, Ebert, Schaab und Wetter und 2 Tafeln Abbildungen. Schmal 4. Halle, Gebauer. 2 Thlr. 16 Gr.

Sigismund, H. J. C., Die Bewegungspartei und das Kirchensymbol „im Lichte der Aufklärung" zunächst für Hessen und Altenburg. Gr. 8. Cassel, Fischer. 4 Gr.

Sue, E., Die Kunst zu gefallen. Aus dem Französischen übersetzt von K. Ziegler. Gr. 12. Lemgo, Meyer. 12 Gr.

Werg, A., Diogenes Romanus. Eine historisch-romantische Erzählung aus der letzten Hälfte des elften Jahrhunderts. 1ster Theil. Der Feldherr. 2ter Theil. Der Kaiser. 8. Berlin, Lüderitz. 2 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 146. — 25. Mai 1840.

Memoirs of the life of the right honourable *Sir James Mackintosh*. Edited by his son, *Robert James Mackintosh*. Zweite Auflage. Zwei Bände. London 1836.

Reicher als wir Deutschen sind Engländer und Franzosen an guten Biographien. Wer bei ihnen einmal als public character galt, wird lebend noch, oder doch im Tode, durch Freundes- oder Feindeshand gezeichnet, dem lesenden Publicum vorübergeführt. Hierbei kann nicht fehlen, daß die Mehrzahl der solchergestalt entstandenen Skizzen nur dem Augenblick angehört, weil auch ihr Gegenstand nur flüchtig die höhern Interessen der Menschheit streift. Sei es darum, die kleinere Zahl ernster und tiefeindringender Abhandlungen über das innere und äußere Leben von Männern, die als Staatsdiener oder Schriftsteller von Bedeutung waren, durch praktische Wirksamkeit im weitern oder engern Kreise zu schaffen und fördern vermochten, wird immer von der höchsten Bedeutung bleiben. Der Eigenthümlichkeit beider Völker gemäß, wird der Franzose mehr die Ereignisse, welche das Leben des zu Schildernden trafen, die bürgerliche Stellung, welche er einnahm, seine Denk- und Handlungsweise hervorheben, der Engländer dagegen den Entwickelungsgang seines geistigen Lebens zu verfolgen trachten. Allerdings bleibt dieses immer eine misliche Aufgabe; wer mag die leise Bewegung, welche die Psyche, wenn auch eines Freundes, ergreift, belauschen, den Grund der ersten Schwingungen klar und sicher in Worte fassen, durch alle kleinen Nuancen ihnen folgen? Und doch steht ohne dieses die Wahrheit nicht zu erreichen und auch die kleinste Verzeichnung entstellt, wenn sie nicht geradezu zur Caricatur führt. Nur in der Selbstbiographie, in welcher rücksichtslose Treue gegen sich und die Welt den Schreiber leitet, der das Auge so viel in sich selbst hinein als nach außen zu richten gewohnt ist, kann dieser Foderung genügt werden.

Dieses gilt von den Lebensnachrichten des James Mackintosh. Sie beruhen theils auf einer Autobiographie, theils auf zahlreich eingestreuten Briefen, theils auf dem mit der höchsten Sorgfalt bis gegen das Ende seines Lebens geführten Journal, in welches Mackintosh, neben der Namhaftmachung der täglichen Studien, seine Ansichten über Männer der Vor- und Mitwelt, über die Durchbildung der Völker der Vergangenheit und Gegenwart, seine Stimmungen, Betrachtungen über einzelne Zweige menschlichen Wissens und über die verschiedensten Verhältnisse des Lebens niederlegt. Es treten die innern Zustände des würdigen Mannes frisch und ungeschminkt hervor, ein Wechsel von Freude und Klage, von reiner, kindlicher Heiterkeit und tiefer Wehmuth, ein Wechsel, den das Leben keinem seiner Kinder schenkt. Was bis zum Ende bleibt, ist das Ringen nach Wahrheit, ein nie erkalteter Eifer, was Großes und Schönes gesonnen und geschaffen wurde, in sich aufzunehmen. Nur wo sich Lücken in dem Tagebuche zeigen, wo der Greis aufhört, mit dem Abend eines jeden Tages seinen an ihn selbst gerichteten Bericht abzustatten, endlich wo es für den Leser der Erörterung bedarf, spricht der Herausgeber, oder läßt durch Briefe sprechen, welche Freunde an den Verstorbenen geschrieben hatten.

Bei dem so reichen, geistig bewegten Leben eines Mannes, wie es sich in dem vorliegenden Werke abspiegelt, würde es zu weit führen, wollten wir die mannichfachen Richtungen desselben verfolgen. Hier genüge nächst einer Skizze der äußern Verhältnisse die Hinweisung auf die verschiedenartigen Studien des Geschilderten, die Mittheilung einzelner Aussprüche desselben über Politik und Literatur, sowie über hervorragende Persönlichkeiten, mit denen er in Berührung trat. Die Zeichnung seiner parlamentarischen Stellung würde einer dem Zwecke d. Bl. nicht angemessenen Erörterung bedürfen.

James, der Sohn des als Hauptmann im königlichen Dienste stehenden John Mackintosh, wurde am 24. Oct. 1765 zu Aldourie, unfern Inverneß, in Schottland geboren. Während der Vater auf Antigua, dann in Dublin beim Regimente lebte, wurde der Sohn auf dessen kleinem Landgute von der Mutter erzogen. Er war der mit manchen Bekümmernissen und allen kleinen Entbehrungen eines eingeschränkten Lebens ringenden Frau einziges Kind und einziger Trost. Mit seinem zehnten Jahre besuchte Mackintosh die Schule des kleinen Landstädtchens Fortrose, wo er, von Durst nach Wissenschaft getrieben, theologische, historische und poetische Werke verschlang, je nachdem sie der Zufall ihm in die Hände spielte. Er hatte es kaum dahingebracht, ein Stückchen aus Virgil oder Sallust leidlich in seinen schottischen Jargon übertragen zu können, als er 1780 — schon im Jahre zuvor war seine Mutter dem Vater nach Gibraltar gefolgt — das College zu Aber-

deen bezog, woselbst er in der griechischen Classe seine Aufnahme fand. Auch hier leitete keine Aufsicht seine Lecture; es las der funfzehnjährige Knabe den Priestley. Ihn ergötzten Disputationen über theologische Gegenstände, die um so weniger fehlen konnten, als manche Schüler Familien von Dissenters angehörten. Daß der Knabe trotz der Hast, mit welcher er Werke jeder Art durchflog, und der fortgesetzt gepflogenen Neigung zur Dichtkunst, in Folge welcher ihm seine Genossen den Beinamen des Poeten ertheilten, den Anfoderungen seiner Lehrer genügte, beweist ein späteres Urtheil des zum Vorsteher des College in Aberdeen erhobenen gelehrten William Jack, der ihn inter studiosos facile principem nennt. Noch auf dem College fühlte Mackintosh die ersten Regungen der Liebe; er sehnte sich damals nach einer Stellung im bürgerlichen Leben, um sich mit dem Gegenstande seiner Neigung verbinden zu können. In diesem Sinne dachte er daran, sobald er die Schule verlassen (1784) und die Welt sich vor ihm erschloß (the world was all before me), sich als Buchhändler in London niederzulassen, ein Gedanke, welcher andererseits mit dem Wunsche in Verbindung stand, mit den Werken gefeierter Männer frei zu verkehren, mit den schaffenden Geistern der Mitwelt in Berührung zu leben. Voll Erstaunen hörte er, daß es zum Beginn eines solchen Geschäfts eines nicht unbedeutenden Capitals bedürfe, und entschloß sich noch in dem nämlichen Jahre, in welchem er die Schule verlassen, sich dem Studium der Arzneiwissenschaft auf der Universität zu Edinburg zu widmen.

Hier that eine neue Welt vor seinen Blicken sich auf; die alte Liebe erblaßte, die enge Schule lag weit hinter ihm, und vor ihm entfaltete sich das wunderbare Leben der Hochschule in jugendlicher Frische. Hier fand Mackintosh einen Robertson, Ferguson und den stürmischen John Brown, dessen Anhänger er wurde, ehe er noch die geringsten medicinischen Vorkenntnisse besaß. Es lebte damals in der Jugend Edinburgs die höchste Empfänglichkeit für alles Wissenswerthe. Die Vorträge der Lehrer genügten den Studirenden nicht; es bestanden unter ihnen Clubs mit den verschiedensten Benennungen, in denen einzelne Zweige der Wissenschaften den heftigsten Discussionen unterzogen wurden. Auch Mackintosh wurde Mitglied einer für speculative Philosophie gestifteten Societät, in welcher sich gleichfalls der nachmals so berühmte schweizer Constant de Rebecque befand.

Im Jahre 1788 verließ Mackintosh Edinburg und begab sich nach London, wo er vorübergehend den Plan hegte, sich als Arzt in Petersburg niederzulassen. Durch den Tod seines Vaters — die Mutter war schon früher in Gibraltar gestorben — zu dem Besitze eines kleinen Landguts gelangt, vermählte er sich mit einer armen Schottin, Katharina Stuart, die, still und häuslich, seine kleinen Schwächen nachsichtig trug, weil sie mit Liebe an ihm hing. In den Strudel der allgemeinen Bewegung, welche durch die Gährung in Frankreich und den östreichischen Niederlanden hervorgerufen war, wurde auch Mackintosh in der großen Hauptstadt hineingezogen und er schrieb verschiedene Artikel für Zeitungen. Als ihn das politische Treiben immer mächtiger erfaßte, stieg der Entschluß in ihm auf, sich der Rechtswissenschaft zu widmen, um frischer ins Leben eingreifen zu können. Nun erschienen Burke's „Reflections of the french revolution". Die Eleganz des Vortrages in diesem Werke, die tiefe Kenntniß von dem Zustande der untern Volksclassen, die sich hier ausspricht, des Verf. entschiedenes Auftreten, Alles mußte die Aufmerksamkeit unsers Mackintosh fesseln. Unter den zahlreichen Widersachern, die gegen Burke in die Schranken traten, befand auch er sich, indem er (1791) die „Vindiciae gallicae" schrieb, ein Werk, über welches sich Fox im Unterhause aufs ehrendste aussprach. Durch diese Arbeit, welche sich durch logische Schärfe und Schwung der Gedanken auszeichnete, wurde Mackintosh allen Whigs, namentlich Fox und Sheridan, bekannt, und die „Gesellschaft der Freunde des Volkes" ernannte ihn zu ihrem Secretair. In dieser neuen Stellung mußte Mackintosh die Abwehr vielfacher Angriffe auf seine Gesellschaft übernehmen, welche keineswegs unbedingt der Volkspartei angehörte, sondern zwischen den Ehrenmännern, welche Besorgniß zum Torysmus führte, und den durch das Feuer der Begeisterung zum Republikanismus Getriebenen zu vermitteln suchte.

Als in Frankreich die Ereignisse mit Riesenschritten aufeinanderfolgten und die Erzählung von den furchtbaren Septembertagen über den Kanal drang, blieb Mackintosh in der Hauptsache seinen frühern Ansichten treu, weil sie mit den Greueln von Paris nichts gemein hatten, aber er glühte nicht mehr wie vorher; er konnte einigen Franzosen, welche ihn wegen seiner „Vindiciae gallicae" mit Artigkeiten überschütteten, ruhig erwidern: „Messieurs, vous m'avez si bien réfuté." Mit Ernst widmete er sich dem Studium des Rechts, während er zugleich durch einige werthvolle Aufsätze in dem „Monthly review" seine fortgesetzte Beschäftigung mit historisch-politischen Wissenschaften kundgab. Mit ungetheiltem Beifall wurde sein Discurs über das Völkerrecht aufgenommen, nicht minder seine Vorlesungen über diesen Gegenstand (1799), welche von mehr als 150 Zuhörern, Parlamentsmitgliedern, Gelehrten, Adeligen, besucht wurden. Seine politischen Ansichten gewannen immer mehr an Festigkeit; ihm war die Freiheit noch so lieb wie damals, als er seine „Vindiciae" schrieb, aber die Erreichung derselben war mehr in die Ferne geschoben, da zunächst gegen die einbrechende Zügellosigkeit ein fester Damm aufgeführt werden mußte. Der Ruf von Mackintosh wuchs durch seine Vorlesungen, also, daß er häufig dem Geheimen Rath über streitige Fragen des Völkerrechts Gutachten abgeben mußte; als Anwalt zog er durch hinreißende Beredtsamkeit, welche durch seine philosophische Ausbildung unterstützt wurde, die Aufmerksamkeit Aller auf sich. So geschah es, daß er durch den russischen Gesandten in London aufgefodert wurde, sich nach Petersburg zu begeben, um bei der Redaction der russischen Ukasen zu Einem großen Gesetzbuche thätig zu sein. Ein Anerbieten, das er ebenso entschieden ausschlug, als den von einem Buchhändler Londons an ihn gerichteten Vorschlag, ein corpus poetarum von Chaucer bis auf Cowper zusammenzustellen. Er wollte nicht spielend einen Gegen-

stand erledigen, der die vieljährigen Studien eines Warton und Tyrwhitt in Anspruch genommen hatte.

Die Zeit des Friedens von Amiens benutzte Mackintosh, um eine Reise nach Paris zu unternehmen.

Es scheint — schreibt er nach der Rückkehr von Frankreich an Dugald Stewart —, daß alle Elemente einer freien Bürgerregierung im Laufe der Revolution vernichtet oder verschleudert sind. Frenchmen seem destined to be the slaves of a military chief and the terror of their neighbours for a time; beyond which, I can pretend to see nothing.

Schon ehe Mackintosh die Stelle eines Richters bei dem Viceadmiral-Court zu Trinidad angetragen wurde, hatte Lord Wellesley den Wunsch geäußert, ihn als Vorsteher eines in Kalkutta zu errichtenden College in neue Wirksamkeit zu setzen. Dieser Plan, in welchen Mackintosh um so lieber eingegangen sein würde, als ihn seine geistige Richtung von jeher zum akademischen Leben zog, scheiterte an der Scheu, welche das Court of Directors vor neuen Ausgaben hegte. Dagegen sah er sich 1803 zum Recorder in Bombay ernannt. Um diese Stelle hatte sich Mackintosh beworben, einmal, weil er sich der Hoffnung hingab, durch dieses, wenn auch nur für wenige Jahre bekleidete Amt die Mittel für ein unabhängiges Leben zu gewinnen, sodann weil er darauf rechnete, daß seine amtlichen Pflichten ihm hinlängliche Muße gestatten würden, um einige begonnene philosophische Arbeiten zu vollenden.

Im Anfange des Jahres 1804 schiffte sich Mackintosh mit seiner zweiten Frau und fünf Töchtern ein. Nun beginnt eine Reihe von Briefen, welche er von Wight aus an seine zurückgelassenen Freunde richtet. Während der Seefahrt lernt er von der deutschen Erzieherin seiner Töchter die deutsche Sprache. In Bombay, wo er sich von dem Gouverneur, Jonathan Duncan, freundlich empfangen sieht, drückt ihn bald die Trennung von dem literarischen Leben Europas aufs schmerzlichste; ihm fehlen die alten Freunde, namentlich sein Eid, wie er Sir Sidney Smith zu nennen pflegte.

I am almost ashamed to own, that if I were to receive an other Paradise lost, and a large packet of newspapers by the same conveyance, I should open the last parcel with greater eagerness.

Er vermißt sein freies England. Er klagt, daß alle seine Landsleute entweder eine unmännliche Unterwürfigkeit gegen die höchste Behörde zeigen, oder, so weit sie es vermögen, als Despoten auftreten; er unterscheidet sie in *Braminised* und *Sultanised* Englishmen. Aber seine Thätigkeit ist gespannt; er denkt an Verbesserung der Gefängnisse; manche gesetzliche Bestimmungen bedürfen einer genauern Ausführung; er läßt in deutsche (durch Gentz) und französische (durch Camille Jourdan) Zeitungen einrücken, daß er gern bereit sei, europäische Gelehrte, welche sich mit dem Studium Indiens beschäftigten, zu unterstützen. In gleichem Grade, als er bei der Nachricht von neuen Siegen Napoleon's über Östreich und Preußen und Rußland das Opfer fühlt, England mit dem Aufenthalte in einem Lande vertauscht zu haben, wohin nur dürftig die Kunde von den europäischen Ereignissen dringt, verdoppelt er die Emsigkeit seiner Studien, in denen allein er Ersatz findet. In allen Briefen finden sich Mittheilungen über seine Lecture und gern stellt er hier Addison und Milton voran, „the two purest writers in the world, though the one was exalted and the other refined into purity".

Mackintosh hatte England mit dem Vorsatze verlassen, in Bombay eine Gesellschaft für Erforschung indischer Lehre und Kunst, Wissenschaft, Geschichte und Geographie zu gründen. Er fand in der reichen Handelsstadt weniger Sinn dafür als er erwartet hatte; den Meisten fehlte die wissenschaftliche Bildung; die praktische Richtung hatte alle frühern Studien in den Hintergrund gedrängt. Dennoch gelang ihm (26. Nov. 1804) die Stiftung der Literary society of Bombay, in welcher er zum Präsidenten, William Erskine zum Secretair erwählt wurde. Gleich bei der Stiftung waren namentlich der bekannte Lord Valentia und Salt, der Berichterstatter über Habesch und nachmaliger Generalconsul in Ägypten, gegenwärtig. Hiermit begann für Mackintosh eine neue Epoche der Thätigkeit. Auf seinen Betrieb übernahm Oberst Wilks die Geschichte von Mysore, General Malcolm die Geschichte von Persien zu schreiben, und wie auf seinen Rath manches werthvolle Werk aus dem Sanskrit übertragen wurde, so überreichte ihm der durch seine Reisen berühmte Elphinstone den ersten Bericht über Kabul.

(Der Beschluß folgt.)

Aus Italien.

Auf eine belehrende Weise hat der gelehrte Professor der Staatswissenschaften zu Pavia, Andrea Zambelli, in seinem Werke: „Delle differenze politiche fra i popoli antichi e moderni" (Mailand 1839), die Andeutungen weiter ausgeführt, die Heeren im dritten Bande seiner Werke über die Feldherren alter und neuer Zeit aufgestellt hatte. Was bis jetzt von Zambelli's Werke erschienen, der erste Theil, umfaßt nur den Krieg. Interessante und ins Einzelne gehende Untersuchungen über die Verschiedenheit des Kriegführens bei den Alten und bei den Neuern, die stets auf die Einführung des Geschützes als auf ihren Wendepunkt zurückkommen, geben schon diesem Theile vielfaches Interesse. Italien und namentlich der Lombardei theilt Zambelli die früheste Anwendung der Bombarden zu Kriegszwecken zu und er glaubt in der Geschichte von Brescia 1311 das älteste urkundlich erweisbare Beispiel davon gefunden zu haben. In allen Hauptpunkten seiner Untersuchung trifft er mit dem deutschen Geschichtschreiber zusammen und nur die Bestätigung der aufgestellten Sätze aus den Schriften der großen Strategen und aus den Darstellungen der neuen Kriegsereignisse, besonders auch in Bezug auf den Seekrieg, gibt dieser Ausführung einen Werth, der ihr einen Platz an der Seite der wichtigern geschichtlichen Forschungen neuerer italienischer Historiker sichert.

Für die großen geographischen Unternehmungen, welche die östreichische Regierung in Bezug auf das lombardisch-venetianische Königreich angeordnet hat, werden seit längerer Zeit entlang dem Po Abwägungen des Bodens und Messungen ausgeführt, die ein Musterwerk in Hinsicht auf Genauigkeit und wissenschaftliche Erörterung versprechen. Schon die frühere Regierung der Lombardei hatte ähnliche Messungen in den Jahren 1812—15 angeordnet, die zunächst die Mappirung des ganzen Landstrichs zwischen dem großen Po gegen Norden, dem Meere gegen Morgen und dem Panaro, dem Poatello und Primaro gegen Abend und Mittag zum Zweck hatten, dann

aber auch die Regulirung jener Ströme beabsichtigten, die so häufig dem Flachlande so bedeutenden Schaden bringen, wenn sie, ihre Dämme durchbrechend, es überfluten, und endlich die Möglichkeit, aus einer der Pomündungen oder den Einsenkungen von Comacchio einen Hafen zu machen untersuchen sollten, an dem es eigentlich zwischen Ancona und Venedig durchaus noch gebricht. Jährlich erleiden die kleinern Seefahrer vielfache Beschädigungen aus Mangel einer solchen Bergungsstätte, wenn sie Unwetter, Nacht oder andere Zufälle verhindern die Fahrt nach den Häfen von Chioggia oder Malamocco fortzusetzen, und alle diese Gründe erklären, warum man unter den verschiedenartigsten äußern Verhältnissen auf Unternehmen zurückgekommen ist, die für die Wissenschaft so belehrende Aufschlüsse versprechen. Welche Grundsätze die lombardischen Ingenieure bei ihren Arbeiten 1812 befolgten, setzt jetzt das Octoberheft der „Biblioteca italiana" von 1839 in einem sehr genauen Aufsatze auseinander, der für die Geographie dieses Küstenstrichs viele allgemein wichtige Erfahrungen wissenschaftlich begründet.

Daru's „Geschichte Venedigs" gilt bei den gelehrten Italienern für nicht kritisch genug und für parteiisch. Man gibt ihr, nur von einem andern Standpunkte aus, dieselben Mängel schuld, die Abt Laugier's Geschichte entstellen, und eine genügende Geschichte der alten Königin der Meere, meinen sie, sei daher noch zu schreiben. Mit urkundlichen Hülfsmitteln reichlicher als Daru ausgestattet, hat jetzt Domenico Crivelli eine Geschichte Venedigs unter dem Titel: „Storia dei Veneziani, di *Dom. Crivelli*, cittadino di Venezia" (Venedig 1839), begonnen, deren erster Band die Zeit vom 5. bis zum 8. Jahrhundert umfaßt. Ängstlich sucht er einige der Mängel zu vermeiden, die Daru vorgehalten wurden, fast zu ängstlich; aber kaum dürfte der zum Geschichtschreiber geboren sein, der in kleinlichen Berichtigungen seiner Vorgänger häufiger seine Aufgabe findet, als in der Entwickelung der Idee dieses Staates und des organischen durch so große Ereignisse durchleuchtenden Lebens.

Über die alte Kirche San Zeno maggiore in Verona, welche die Meinung des Volkes noch den Longobarden zuschreibt, sprechen zwar Maffei und Persico, und auch Agincourt hat sie in seinem Werke nach Grundriß und Durchschnitt gegeben; doch wären bei dem Letztern auch die Abbildungen größer, in der Art etwa wie Hope sie seinem „Historical essay on architecture" beigegeben hat, so würde eine sorgfältigere Darstellung dieser Kirche keineswegs überflüssig werden, da Agincourt nur aus einzelnen Beziehungen diesen Denkmalen seine Aufmerksamkeit zuwenden konnte. Mit Vergnügen werden die Kunstfreunde daher erfahren, daß ein Pfleger des wissenschaftlichen Sinnes in seiner Umgebung, der k. k. Kammerherr Orti Manara, in einer Schrift: „Dell' antica basilica di S. Zenone maggiore in Verona" (Verona 1839), sorgfältig die Angaben zusammengestellt hat, die sein Fleiß über die einzelnen Theile dieses alten Baus ausfinden konnte, und durch 13 gute lithographische Tafeln die wichtigsten derselben noch genauer veranschaulicht. Auch der Widerspruch, den manche seiner Erklärungen durch Zardetti erfahren haben, trifft mehr das Einzelne als das Ganze dieser verdienstlichen Arbeit, die zu weitern Erörterungen für christliche Denkmalkunde noch mancherlei Stoff nachweist.

Als ein Muster inniger Herzlichkeit zeichnen die italienischen Kunstrichter eine „Epistola di *Giovanni Torti* in morte di sua moglie a *Tommaso Grossi*" (Mailand 1840) aus, die vielleicht dadurch sich den Beifall vorzüglich gewonnen hat, weil sie ein rein menschliches Gefühl mit dem empfundensten Ausdrucke ausspricht. An den Gegensatz einer auch in Italien Mode gewordenen Dichtungsweise gewohnt, die in hohlen Weltschmerzphrasen um Güter trauert, welche die Klagenden kaum gekannt zu haben scheinen, fühlen sich die Leser von Torti's „Briefe" wunderbar ergriffen, weil hier jedes Wort in seiner Einfachheit und Mäßigung doch den wahren Accent eines Kummers athmet, dessen Anlaß zwar ein alltäglicher war, der aber doch ein edles Herz bis in die äußersten Fibern erschüttert und mitten im Leben vereinsamt hat. Parini scheint in der äußern Form des Gedichts Torti's Muster gewesen sein, und trotz der Anerkennung, die sein Klaggesang bei dem ästhetischen Publicum von ganz Italien gefunden hat, scheint man doch aus der Pflege der Form des Gedichts einen Grund gegen die volle Wahrheit der Empfindung hergenommen zu haben. Wol mit Unrecht, denn diese Zweifler vergessen, daß es edleren Naturen Trost und Beruhigung gewährt, wenn sie die Schmerzen durchlebter Zustände künstlerisch darzustellen versuchen, wie ja auch aus Rafael's Schmerz um eine geliebte Todte seine Grablegung hervorging. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 147. —— 26. Mai 1840.

Memoirs of the life of the right honourable Sir *James Mackintosh*. Edited by his son, *Robert James Mackintosh*. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 146.)

Das in Indien geschriebene Journal führt uns Mackintosh's rastlose Beschäftigung auf dem verzweigten Gebiete der Literatur vor Augen. Lange nimmt ihn Spinoza's „Tractatus theologico-politicus" in Anspruch. „It is, I suppose, the first attempt to *humanise* the bible"; dann Tiedemann's „Geist der speculativen Philosophie"; Gibbon's Schöpfungen fehlen so wenig als Reinhold's „Briefe". Alle literarischen Neuigkeiten aus Europa sind ihm von unschätzbarem Werthe. Den „Last minstrel" von Walter Scott, von dem er sagt, daß er geboren sei, auf daß endlich die „Ilias" würdig übersetzt werde (?), und die Erzählungen der Miß Edgeworth liest er mit seinen Kindern. Es tönt die Klage durch, daß seit seiner Entfernung aus England so wenig Neues erschienen sei.

Nur meine Freunde, die Deutschen — heißt es bei dieser Gelegenheit — machen darin eine Ausnahme; sie haben in weniger als 18 Monaten zwei bis drei neue Systeme der Principien menschlicher Erkenntniß geschaffen, sodaß sie jetzt eine neue, eine neuere und eine neueste Philosophie besitzen. Their metaphysical fashions change more rapidly than the fashions of Bond Street, and for reasons almost as frivolous as capricious.

Ein Brief von Gentz (Wien, 19. August 1805) zeigt dem Freunde in Bombay, der kurz zuvor dem Briefsteller vorgeworfen hatte, daß er mit epikurischem Gleichmuth die Stellung des europäischen Continents zersetze und erläutere, ohne von dem drohenden Untergange der Selbständigkeit so vieler Staaten ergriffen zu werden, den hohen Grad von Selbsttäuschung, in welcher man damals in der Kaiserstadt an der Donau lebte. Napoleon, schreibt Gentz, denke an keinen Kampf mit Östreich; ruhig sehe er dessen riesigen Rüstungen zu, entweder weil er überzeugt sei, daß er nicht angegriffen werde, oder weil er im weichlichen Leben bereits die frühere Spannkraft seines Geistes eingebüßt habe. Dann läßt sich Gentz über den Standpunkt der deutschen Literatur aus, empfiehlt besonders die bis zum vierten Bande gediehene Schweizergeschichte von Müller, und sagt von der Vorrede des letzterschienenen Theils: „C'est selon moi un des premiers morceaux, qui ait paru en Europe depuis les anciens." „Endlich", schreibt Gentz (13. Sept. 1805), „ist der Vorhang gefallen und der Krieg vor dem Thor!" Er jubelt über die Besetzung Baierns und über Mack, „unus homo, qui nobis restituit rem" (!!). Im Anfange des folgenden Jahres schickt Gentz von Dresden aus, wohin er geflüchtet, Adam Müller's „Briefe über deutsche Literatur".

Sie werden — setzt er hinzu —, den Inhalt des Buches nicht überall verstehen, ihn nicht überall billigen; aber seien Sie versichert, daß in ihm der Höhepunkt der speculativen Bestrebungen in Deutschland zu suchen ist.

Um diese speculative Philosophie völlig zu verstehen — erwidert Mackintosh —, bedarf es einer genauen Bekanntschaft mit dieser nach und nach sich entwickelnden Richtung der Deutschen, welche mir abgeht. Ihre nationale Weise, über Gegenstände dieser Art zu denken und zu schreiben, ist jetzt so verschieden von dem philosophischen Style Frankreichs und Englands, selbst Garve's und Lessing's, wie orientalische Poesie von der occidentalischen. Der Bordeauxwein, welcher auf unsere Märkte gebracht wird, muß durch gebrannte Wasser gewürzt werden; aber Ihre deutsche philosophische Beredtsamkeit muß für unsern Gaumen bedeutend verdünnt werden.

Aus dem Tagebuche von 1807 ersehen wir, wie anhaltend sich Mackintosh mit unserm Jacobi beschäftigte.

Es ist in ihm — heißt es — ein sonderbares Gemisch von metaphysischem Scharfsinn und Mysticismus; so lange ich seine Abhandlung über Spinoza las, glaubte ich ihn zu verstehen; legte ich das Buch aus der Hand, so blieb mir nichts.

Goethe's Abhandlung über Winckelmann erfüllt ihn mit Entzücken.

Ich kenne den Widerwillen, welchen Frankreich und England gegen die deutsche Literatur hegen; aber es wäre wunderbar, wenn die neue Schöpfung („Wilhelm Meister") des Verf. der „Leiden des jungen Werther" nicht sofort in England durch Übersetzungen bekannt würde.

Yet the „Sorrows of Werter" are part of the literary of Europe; it is certainly, in rank, the first novel of the school of Rousseau.

Auch an den Tagen, an welchen er sich auf Geschäftsreisen befindet, berichtet Mackintosh von seinen Studien. Da ist es bald Fichte, der ihn beschäftigt, bald Bezenval in seinen Memoiren, oder Kiesewetter's „Einleitung in die Kant'sche Philosophie". In einem Schreiben an Lord Holland (Febr. 1808), dem er für die Übersendung des „Lebens von Lope de Vega" dankt, erklärt er sich völlig mit des Lords Ausspruch einverstanden, daß es lächerlich sei, Racine zu schelten, weil er nicht wie Shakspeare geschrieben; „gleich als wenn man", fügt er hinzu, „den Cham-

pagner tadeln wollte, daß er so wesentlich vom Burgunder verschieden sei".

Als die Zeit nahte, daß Mackintosh fünf Jahre zu Bombay als Recorder gelebt hatte, nach welcher Frist ihm, einer Parlamentsacte gemäß, das Recht zustand, mit einer Pension aus dem Dienst zu treten, riethen alle seine Freunde davon ab. Denn noch war der Zweck seiner Reise nicht erreicht; er allein hatte in diesem indischen Eldorado kein Gold gefunden, weil alles Talent dafür ihm abging. „Ich kann", sagt er darüber, „das Lebensspiel so wenig lernen wie das Whistspiel." Doch mußte der Arme Frau und Kinder nach Europa schicken, weil deren Gesundheit dieses Opfer erheischte. Weniger die Reisen nach fernen Districten, als die Fortsetzung seiner Lecture tröstete ihn über diesen herben Verlust. Wir hören ihn über die „Maintenon" der Frau v. Genlis berichten, von welcher Erstern er meint, daß sie gerade so tugendhaft gewesen sei, als sie es aus Furcht vor der Hölle habe werden können. Das Studium von Laplace erfoderte eine ernstere Muße, als die Durchsicht der „Lettres et pensées du prince de Ligne". „Höher, wahrlich, kann man nicht steigen in der kleinen Welt des Witzes und der Hofsitte; er steht in seiner Art unerreichbar da." Und: „Bei der Schärfe und Tiefe seiner pensées hätte Ligne dem Pascal zur Seite gestellt werden können, wenn er sich nicht selbst zu Chesterfield gestellt hätte." Mit besonderm Wohlgefallen verweilt er bei der Übersicht der französischen Literatur in Laharpe's Briefen an den Großfürsten Paul. Wie treffend stellt sich das nachfolgende Urtheil Mackintosh's über Hogarth heraus:

Seine Sphäre, das Leben der untern Stände Englands, war beschränkt, wenn man sie mit der Shakspeare's vergleicht, der den Menschen aus allen Zeiten und Ländern, in allen Ständen und Gestalten faßt; aber beide sind sich in der Leichtigkeit ähnlich, mit welcher sie vom Tragischen zum Komischen übergehen und beides zu verschmelzen wissen; auch holländische Maler haben das Leben der untern Stände auf Leinwand gebannt, aber es fehlt ihnen die sittliche Richtung; sie geben weniger die innere Geschichte dieses Lebens als die Scenerie.

Die Bekanntschaft mit Rulhière's „Histoire de l'anarchie de la Pologne" erschließt ihm einen völlig neuen Schauplatz, den des Slawenthums. Ein Mann wie Mackintosh konnte begreiflich bei dieser Gelegenheit seinen heiligen Ingrimm nicht zurückhalten. „There would surely be a greater destruction of understanding and virtue in the loss of one Swiss canton, or English parish, than in that of fifty planet loads of Muscovites!" ruft er aus.

Im J. 1811 brachte Elphinstone einen jungen Geistlichen, welcher in Bombay das Arabische zu lernen wünschte, weil er die heilige Schrift in diese Sprache zu übersetzen beabsichtigte, zu Mackintosh. „Es scheint ein sanfter, wohlwollender Enthusiast zu sein", bemerkt dieser in seinem Tagebuche, „so eine Art von Mensch, in den ich immer halb verliebt bin." Und dieser junge Geistliche, den M. später den „Heiligen von Kalkutta" nennt, war kein Anderer, als der nachmals so berühmt gewordene Henry Martin. Die Beschäftigung mit den Briefen von Swift und Pope, der Apokalypse mit den Scholien von Rosenmüller, den Memoiren von Temple konnten Mackintosh's krankes Herz nicht von England zurückziehen. Die Sehnsucht nach den Seinigen wächst; er kann ihrer kaum noch Herr werden. Endlich naht die erhoffte Zeit, und am 6. Nov. 1811 besteigt er das Schiff, welches ihn nach Europa zurückführen soll.

Während der Seefahrt fährt Mackintosh mit dem Aufzeichnen seiner täglichen Beschäftigungen fort. „Walter Scott", heißt es hier, „dichtet so leicht wie ein Improvisator." „Racine nennt Tacitus den größten Maler des Alterthums; Bossuet bezeichnet ihn als den tiefsinnigsten Historiker; jeder von beiden lobt ihn in Dem, wofür er selbst den meisten Sinn hat." Wie schön sagt der treuliebende Mann in einer der Betrachtungen über Freunde und über sein eigenes Loos, welche sich zerstreut zwischen den gelehrten Notizen befinden: „Mein ganzes Leben, muß ich mit Frau v. Sévigné klagen, ist reich an Reue; nur den 10. April des J. 1798 nehme ich aus." Es war der Tag seiner Vermählung. Von dem auf der Überfahrt nach Europa Niedergeschriebenen sei uns vergönnt noch folgende Stelle hervorzuheben:

Ich halte es nicht für leicht, die Gründe anzugeben, aus welchen Dänen und Schweden, Glieder eines Volksstammes und beide dem Protestantismus zugethan, sich so wesentlich voneinander verschieden zeigen. Schweden hat sich durch Kühnheit, Talent und Wissenschaft ausgezeichnet; es ist das Vaterland der beiden Gustave, eines Karl XII. und Linné, ein bewegliches, leicht aufbrausendes Volk, dessen Geschichte reich an Romantik und den merkwürdigsten Umwälzungen ist, mit raschen Übergängen von Freiheit zum Despotismus, und vom Despotismus zur Freiheit, das bald dem Norden Europas Gesetze vorschreibt, bald in unwürdige Abhängigkeit von fremden Höfen verfällt. Dänemark hat nur einen großen Namen (Tycho de Brahe) aufzuweisen, ein Land, in welchem die absolute Königsgewalt auf Gesetzen beruht, das aber größtentheils eines stillen Glücks sich erfreute und durch einen Bernstorff sich einer wohlwollendern Regierung rühmen konnte als irgend ein anderes Land Europas. Ich würde mich stolzer fühlen, wäre ich Schwede; würde ich glücklicher sein, wenn ich Däne wäre? Ich glaube kaum. Thatkraft und Bewegung sind die Quellen menschlichen Genusses.

Am 25. April 1812 betrat Mackintosh nach achtjähriger Abwesenheit das englische Land; Weib und Kinder waren wieder sein, die alten Freunde strömten ihm entgegen. Bald darauf begann seine parlamentarische Thätigkeit im Hause der Gemeinen, und wie er später mit Heftigkeit gegen das Benehmen des englischen Heeres sprach, durch welches Washington in Asche gelegt wurde, und gegen das unwürdige Verfahren der Regierung hinsichtlich Genuas, so konnte er seinen lauten Schmerz über das Schicksal Polens nicht zurückhalten. Nach seiner edeln, kräftigen Weise dankte ihm Kosciuszko, daß er die Stimme zu Gunsten der Selbständigkeit Polens erhoben habe.

Jamais — heißt es in dem am 14. August 1814 in Paris geschriebenen Briefe — les Polonais, quoique partagés, ne se soumettront volontairement à un joug étranger, moins encore par une haine pour eux, que par le sentiment de leur propre dignité, qui concentre toutes leurs affections et occupe uniquement tous leurs desirs.

Mit dem Jahre 1815 bezog Mackintosh einen Landsitz, um sich, so weit die Sitzungen des Parlaments es zuließen, ungestört mit einer Ausarbeitung der englischen Geschichte zu beschäftigen. Zu diesem Behufe hatte er im Jahre zu-

vor das königliche Archiv zu Paris durchforscht. Sein Umgang beschränkte sich zunächst auf Lord Holland, seine Thätigkeit, bis auf einige Aufsätze über politische und belletristische Gegenstände für das „Edinburgh review", auf die selbstgesteckte historische Aufgabe. Im J. 1818 nahm Mackintosh die von den Directoren ihm angetragene Professur der politischen Wissenschaften bei dem behufs der Ausbildung der Civildienerschaft der Ostindischen Compagnie gestifteten College zu Haileybury an, woselbst er die Zuhörer durch seine Vorträge über die Geschichte Englands und dessen Colonien begeisterte; fünf Jahre darauf erhielt er das Amt eines Lordrector der Universität zu Glasgow, um welche Stelle zugleich mit ihm Walter Scott als Bewerber aufgetreten war. Als James Mackintosh am 30. Mai 1832 aus dem Leben schied, waren von seiner „Englischen Geschichte" zwei Bände dem Publicum übergeben, der dritte bis zur Hälfte vollendet. 75.

Brief Arago's an Alexander von Humboldt.

Paris, 11. Mai 1840.

Die „Presse" theilte vor längerer Zeit eine sehr witzige Anekdote mit. Ein Conscribirter frug seinen Corporal: „Was will das Wort Opposition heißen?" Der Corporal antwortete: „Opposition heißt — Opposition, d. heißt nämlich, z. B. wenn der Marschall Soult Opposition gegen die Regierung mache, dann hat er die Schlacht bei Toulouse gewonnen; macht er keine, dann hat er sie verloren." Es hat selten Jemand etwas Wahreres über die französischen Zustände gesagt als dieser Corporal. Thiers war vor drei Monaten noch der Retter der Julireglerung, Frankreichs Zukunft lag in seiner Hand, denn er machte Opposition. Heute aber schwankt sein Ansehen schon abwärts; denn er ist in der Regierung. Das genügte, wenn es auch sonst keine Gründe dazu gäbe. Odilon-Barrot war während zehn Jahren ein Ehrenmann par excellence, man hätte Wechsel auf seine bonne foi ausgestellt; heute aber würde man ihm nur auf Brief und Siegel leihen. Nur bilde man sich nicht ein, daß die Opposition allein das Recht habe, einseitig zu sein. Es ist das der Charakter aller Parteien in Frankreich. Die Regierungsanhänger sind in dieser Beziehung nicht um einen Deut besser als die Anhänger aller Oppositionen. Wie die Blätter der Conservativen Hrn. Thiers bearbeiten, ist bekannt; Hr. Guizot selbst rechnete noch vor fünf, sechs Jahren Hrn. Odilon-Barrot ohne alle Umstände zu den Anarchisten und nannte den Tierspartie eine Eunuchenschar. Es heißt diese Art zu handeln systematische Opposition, und sowol die Gegner als die Freunde aller Regierungen bekämpfen sich wechselseitig durch dieselbe und nennen systematisch, was mehr als das Aufgeben jedes Systems, ein einfaches gedankenloses Verneinen jeder Bejahung der Gegner ist. Arago ist ein neues, vielleicht das auffallendste Beispiel dieser Verfahrungsweise. So lange Arago nur als Gelehrter und Astronom bekannt war, ließ ihm alle Welt Gerechtigkeit widerfahren, er stieg von einer wissenschaftlichen Würde zur andern und wurde der Stolz aller Franzosen. Sein Name wurde nur mit Hochachtung genannt. Als Deputirter aber machte Arago Opposition, und da dachte bald ein guter Theil der Anhänger der Regierung wie jener Corporal. Diese und jene Erfindung, die alle Gelehrten Hrn. Arago unbestritten zuschreiben, wurden ihm von seinen politischen Gegnern halbwegs abgesprochen. Endlich trat Arago gar zu den Quasirepublikanern über, stellte sich an die Spitze des Wahlreformcomité und — wurde zu einem wahren Ignoranten, der nur ein Buch über Astronomie für Damen geschrieben habe, und dem Zufall, oder Gott weiß wem, seine hohe wissenschaftliche Stellung und seine Autorität verdanke. So lange die Wahlreform nur ein vager Plan war, so lange man noch zweifeln konnte, ob sie auch in Paris Anklang finden werde, ließ man Hrn. Arago noch immer halbwegs aus Gnade und Barmherzigkeit aufrecht stehen; aber kaum hatte jene bekannte Demonstration der Nationalgardisten in Paris statt, als der Sturm losbrach und es Angriffe gegen Arago hagelte; die „Presse", das „Journal des débats", die „Revue des deux mondes" fielen nacheinander über ihn her und ließen kein gutes Haar an ihm. Auf diese Angriffe nun antwortete Arago in einem Briefe an Alexander von Humboldt. Ein gewisser Pontécoulant, Mitglied der königlichen Gesellschaft von London und der Akademie von Berlin, hatte einen jener Angriffe unterzeichnet und gegen diesen ist insbesondere die Antwort Hrn. Arago's gerichtet. Es wurde gewiß selten ein Gelehrter so zusammengewurzelt wie dieser Hr. Pontécoulant in dem Briefe Arago's an Hrn. Alexander von Humboldt. Schritt für Schritt dessen Werke durchgehend, weist ihm Arago die grellste Unwissenheit nach und zeigt, daß er als Astronom, Geometer, Mathematiker und Physiker auf derselben Stufe steht und in allen diesen Feldern kaum seine Vorgänger zu copiren gewußt hat. „Hüte dich den Leu wecken", — Hr. Pontécoulant wird sich sicher von den Hieben, die ihm Arago gegeben, so leicht nicht wieder erholen, und was das Schlimmste ist, Arago hat das Talent, selbst in den gelehrtesten Discussionen so klar zu sein, daß ihn auch der Ungelehrteste versteht und nichtsdestoweniger die tiefen Kenntnisse dieser so leichten Darstellungsart bewundern muß. Jener Brief an Alexander von Humboldt allein würde jeden Vorwurf gegen Arago, als ob er nur oberflächliche Kenntnisse besitze, undesiegbar widerlegen, denn um alle diese scheinbar so unbedeutenden Fehler, die Hr. Pontécoulant begehen konnte, nur zu entdecken und klar zu zeigen, muß man mehr Wissen haben, als oft zu den gelehrtesten Werken nothwendig sein mag. Vielleicht geht auch Arago in seinem Angriffe, oder besser in seiner Vertheidigung zu weit, denn er sagt schließlich, daß es ihm leid thue, nicht nach dem Beispiele Duclos' — der nie sagen wollte, dieser oder jener ist der letzte der Menschen, sondern nur: er ist der vorletzte — auch von Hrn. Pontécoulant's Werk sagen zu können: es sei der vorletzte aller Précis d'astronomie, die je geschrieben worden. Aber der Charakter der Franzosen ist einmal nicht anders: tout ou rien. Sie sind in Allem, in Liebe wie im Hasse, Enthusiasten, und wen sie nicht in den Himmel heben können, der ist nahe daran, unter die Füße getreten zu werden. Arago gewinnt übrigens durch alle diese Angriffe eine neue Bedeutung. Sein wissenschaftlicher Ruf ist gemacht und zu fest begründet, als daß er für denselben etwas zu fürchten hätte, und die Art, wie er Hrn. Pontécoulant nach Hause schickt, wird Andere vorsichtiger machen, denn sollte Letzterer auch nun das Ehrenkreuz bekommen, so wird dies die Wunden nicht heilen, die ihm Arago geschlagen hat. Überdies aber weiß alle Welt, daß es doch eigentlich nicht dem Astronomen und Gelehrten, sondern dem Deputirten und Reformator galt. Und je toller daher diese Angriffe sind und sein werden, desto mehr wird Arago in den Vordergrund geschoben. Man fürchtet ihn und möchte ihn daher vernichten; man weiß, daß sein wissenschaftlicher Ruf seinem politischen vorherging und diesem vielfach zur Basis diente, und deswegen möchte man die Basis zerstören, um das ganze Gebäude einzustürzen. Aber gerade, daß man sieht, wie man diesen einzelnen Mann fürchtet, wird ihm ein ganz neues Gewicht geben und Aller Augen auf ihn lenken. Die Franzosen müssen eine Autorität haben, il nous faut un homme, und erst wenn sich so ein Mann herausthut, hat eine Partei Bestand und Hoffnung auf die Zukunft. Seit Carrel starb, lebte die republikanische Partei nur zerstückelt fort. Die Angriffe gegen Arago zeigen den Reformatoren, daß er der Mann ist, den man fürchtet, und ich müßte mich irren, wenn dies nicht genügte, dieselben bald genug zu überzeugen, daß er es ist, der sie zu leiten berufen, daß

sie von ihm sagen können: Voilà notre homme! Jeder neue Angriff gegen Arago wird ihn nur heben und seine Hoffnung auf eine große Zukunft vermehren. 35.

Kleine philosophische und politische Schriften von H. B. von Weber. Stuttgart, Hallberger. 1839. Gr. 8. 1 Thlr. 9 Gr.

Gesammelte Aufsätze, deren größter Theil in verschiedenen Zeitschriften, namentlich in Pölitz's „Jahrbüchern der Geschichte und Politik" schon abgedruckt gewesen. Der Inhalt ist mannichfaltig, besonnen und verständig. In Philosophie gehört der Verf. nicht zur Vorhut, sondern zur Hinterhut oder zum Centrum; denn er sagt: „Die Kant'schen Principien scheinen mir noch heute richtig und befriedigend, obschon ich auch die spätern Philosophien Fichte's, Schelling's und Hegel's ziemlich kenne." In der Politik gehört er nicht zu den Männern der äußersten Rechten und Linken, sondern zu denen der Mitte. Er wird dadurch bei Einigen Gunst, bei Andern Ungunst finden. So z. B. hält er auch den reinsten Religionsglauben mit einem gewissen Mysticismus verbunden, der als Träger des menschlichen Daseins in einer über das Irdische hinaustiegenden höhern Welt gelten kann. Dies werden ihm Diejenigen bestreiten, die eine vollständige Wissenschaft von Gottes Wesen sowol vor als nach der Schöpfung besitzen. Ebenso werden sie Anstoß nehmen an der Behauptung, daß jeder Mensch seine eigenen Medien des geistigen Sehens habe und es eine geistige Katoptrik und Dioptrik geben könne, wobei Temperament, Steckenpferde, Sucht nach Originalität, Lebensweise und Lage des Sehers in Betracht kommen. Leichter wird Jemand zugeben, unsere neuen deutschen Verfassungen enthielten freilich viel Zeitgemäßes und Gutes, aber es fehle ihnen vorzüglich eine von innen heraus entwickelte Individualität; oder wenn mit gehöriger Auslegung und Einschränkung der Verf. den Grundsatz der Volkssouverainetät anerkennt. Von den wahren Servilen unterscheidet er die politischen Quietisten, obgleich Letztere den Erstern sich ziemlich nähern, denn ihr Grundsatz sei: „Alles Vernünftige ist wirklich, und alles Wirkliche auch vernünftig." Über Machiavelli's politische Lehrsätze sind gute Betrachtungen angestellt und daß sie auf Napoleon's Schicksal vollkommene Anwendung verstatten. Den Beschluß macht eine Beleuchtung (vom J. 1838) der Schrift des Fürsten zu Solms-Lich über „Deutschland und die Repräsentativverfassungen" mit der Gegenschrift des Hrn. Justizrath Buchner in Darmstadt. Die Katoptrik und Dioptrik des geistigen Sehens gibt über den Gegensatz Aufschluß. 28.

Literarische Notizen.

William Howitt's „Visits to remarkable places, old halls, battle-fields and scenes illustrative of striking passages in english history and poetry" sind in der That Besuche denkwürdiger Orte, auf welchen man ihm gern folgt, keine beutesüchtigen und ermüdenden Streifzüge eines Curiositätenkrämers nach localen Kleinigkeiten. Nicht blos mit den Örtlichkeiten, sondern auch mit den auf ihnen weilenden Leuten macht er sich und uns auf die ungezwungenste und angenehmste Weise bekannt, wodurch er die Bilder aus der Vergangenheit mit dem freundlichen Rahmen der Gegenwart umgrenzt. Mit Jedermann unterhält er sich auf seinen Wanderungen gut, am besten mit sich selbst. Seine Beschreibung strömt in der reichsten Fülle der Rede hin; denn er gibt sich nicht blos den poetischen Eindrücken ganz hin, welche besuchte Plätze in ihm machen, sondern ist zugleich ein bewanderter Berichterstatter des historischen Materials aus Chronikenschreibern und Biographen. Ein vortrefflicher Geist durchweht das ganze Buch mit lebensvoller Frische und gibt zugleich ein erfreuliches Zeugniß für den gesunden Sinn der literarischen Gesellschaft, die sich an solchen Erzeugnissen zu erfreuen wieder beginnt. In letzterer Beziehung sagt Howitt selbst von derselben: „Sieht man sie nicht an künstlerischen Vergnügungsorten, so trifft man dagegen jetzt Niemanden häufiger an denen in der Natur — ein erfreulicher Beweis, daß sich der Geist der modernen Literatur auch dahin verbreitet hat; daß Schriftsteller, wie Wilson, Barton, Stickney und Andere keine Ausnahmen, sondern Zeugen für die Liebe zur Poesie, gebildeten Literatur und den schönen Künsten sind, die ein puritanischer Eifer eine Zeitlang unglücklicherweise verbannt hatte." Der „Besuch zu Wotton Hall" ist einer der Abschnitte, in welchen das meiste Leben herrscht. Er ist um so interessanter, als er sich auf den dortigen Aufenthalt Rousseau's bezieht, der daselbst während einer kurzen Periode seines von Leidenschaften bewegten Lebens ein Asyl fand. Noch sind Spuren von ihm in dem Dorfe vorhanden. Einem Pächter hatte der Philosoph eine Pfeife und eine Quastenkappe gegeben, letztere aber ein reisender Gentleman gestohlen, wie dergleichen von solcher Sippschaft nicht gerade selten zu geschehen pflegt. Man kannte vermöge einer curiosen Vermischung der Aussprache im dort gebräuchlichen Volksdialekte ihn unter keinem andern Namen als „Roß Hall". Ein 90jähriger Greis, James Robinson, erinnerte sich seiner recht wohl, hatte aber nie mit ihm gesprochen, weil er nicht englisch sprechen konnte, ein oder zwei Worte ausgenommen. Auf die Frage, ob Jemand bei ihm gelebt habe, nannte er eine Dame, Mad. Zell genannt, von welcher aber Niemand gewußt habe, ob sie seine Frau sei oder nicht. Er sei fast täglich ausgegangen und die ganzen Hände voll Pflanzen wieder zurückgekehrt. Man beschrieb ihn in seiner armenischen Tracht genau so wie er sich selbst; nur nannte man seinen gestreiften Kaftan einen Plaid. Ein alter Pächter, Burton, sagte, man habe sich ihn als einen aus seinem Reiche vertriebenen König gedacht. Sein fremder Anzug, seine Schweigsamkeit sowie seine einsamen Wanderungen durch die Marschen und auf die Hügel hatten ihm in den Augen der Bewohner einen Furcht erregenden Anstrich gegeben, das gemeine Volk schien sich fast einzubilden, er habe im Verkehr mit übernatürlichen Wesen gestanden. 47.

In London kam heraus: „The authors of France: an historical, anecdotical and literary outline of french literature from the origin of the french language to the present period, by *Ach. Albitès.*" Der Verf. hatte die Absicht nicht, eine französische Literaturgeschichte zu schreiben, was auch auf etwa 60 kleinen Seiten nicht wohl möglich gewesen wäre; er zeigt nur die verschiedenen Epochen durch die Namen der vorzüglichsten Schriftsteller an, welche dieselben signalisirt haben; es ist eine Übersicht der französischen Literatur in der Vogelperspective und im Fluge eines Vogels, eine Art Gedächtnißtafel. Einige gut gewählte Anekdoten und Citationen dienen zur Würze. Albitès beginnt mit einigen einleitenden Betrachtungen über die Anfänge der französischen Sprache, über den Einfluß der gallischen Sitten und über die successive Bildung der Dialekte von oc und oil, und des romanischen Dialekts, welcher dem eigentlichen Französischen voranging. Seine Nomenclatur beginnt mit den Troubadours und verbreitet sich bis zum 19. Jahrhundert. In wenig Worten weiß der Verf. den Charakter der bemerkenswerthesten Perioden zu schildern; von den Schriftstellern der Gegenwart führt er nur die ausgezeichneteren auf. Der Verf. zeigt im Ganzen einen reinen und strengen Geschmack, aber seine Bewunderung für Chateaubriand, den er als das Haupt der gegenwärtigen Literatur betrachtet, reißt ihn über alle kritische Motivirung blind hinweg. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 148. —— 27. Mai 1840.

Geschichte von Rügen und Pommern. Verfaßt durch F. W. Barthold. Erster Theil. Von den ältesten Zeiten bis auf den Untergang des Heidenthums. Hamburg, F. Perthes. 1839. Gr. 8. 2 Thlr.

Ihre höchste Erscheinung hat die Geschichtschreibung als Kunst. Hier vereinen sich alle Interessen und Leistungen, die Bedeutung des Stoffes begegnet dem Lebensantheil, der hier, wie früher an dem Örtlichen und Persönlichen, nur an dem allgemein Menschlichen haftet. Doch ist die Kunst der Geschichtschreibung nicht frei, wie Poesie und Musik; sie ist wesentlich an den Stoff gebunden und erkennt diesen als ihren Herrn; und mit der Unterordnung ist es noch nicht gethan, sie muß gar oft sich zum Opfer bringen. Die Geschichtschreibung wird also in seltenen Fällen eigentliche Kunstwerke liefern. Aber das Streben danach ist keiner Geschichtsarbeit zu erlassen, jede ist dieser höhern Richtung fähig, und selbst das Verzichten gehört ihr noch an, sofern es mit Bewußtsein geschieht. In diesem Kunstbestreben liegt allein die Gewähr einer vollständigern und dauernden Aneignung des unermeßlichen Gebietes der Geschichte, in ihm allein das aushelfende Maß für die Auffassung. Da nun alle Geschichtschreibung ihrem Wesen nach Abkürzung ist, nicht das Geschehene selbst, sondern nur Bilder desselben gibt, so wird die Kunst jetzt hauptsächlich dahin streben müssen, dem ausgedehnten Stoffe mittels jener Eigenschaft überlegen zu bleiben und sie daher aufs äußerste zu steigern. Wir bedürfen neue Darstellungsarten, die Geschichtschreibung erwartet eine neue Wendung. Mit einem Worte, die Geschichtschreibung muß, um ihrer Aufgabe getreu und gewachsen zu sein, mit mehr Bewußtsein und Kunst verfahren; sie muß das Massenhafte zusammendrängen, aus dem unendlichen Detail das Bedeutendste und Eigenthümliche herausheben, und nur begünstigten Zeiten und Zuständen, deren Anschauung uns in allen Einzelnheiten lieb geworden, hat sie diese letztern zu bewahren. Wir wollen nun zusehen, inwiefern der Verf. der obgedachten Geschichte diesen Foderungen der historischen Kunst in dem vorliegenden ersten Theile Genüge geleistet hat.

Des Verf. gründliche Gelehrsamkeit und kritischer Sinn thun schon zur Genüge dar, daß ein günstiges Geschick demselben diese neue Bearbeitung der Geschichte einer der wichtigsten Provinzen des preußischen Staats anvertraut hat. Denn so viel auch in der jüngsten Zeit die Geschichte dieses Landes bearbeitet worden ist, so fehlte es doch noch immer an einer kritischen und dem jetzigen wissenschaftlichen Standpunkt angemessenen Behandlung. Jahre eilten unter der Zurüstung zum schweren Werke dahin; keine Mühe wurde gespart, um die dazu nöthigen Kenntnisse zu erwerben. Nachdem der Verf. mit Fleiß und Eifer die Quellen durchforscht hatte, machte er auch Reisen von der Elbe bis zur Weichsel, um alle merkwürdige Stätten des Landes, dessen Geschichte er schreiben wollte, mit eigenen Augen zu sehen, und besuchte zuletzt auch das Grab des Pommernapostels in Bamberg. Das gesammte Gewicht der Verpflichtungen, welche der Verf. übernahm, als er, kein geborener Pommer und in andern Gebieten historischer Forschung heimisch, der Aufgabe, eine neue Geschichte von Pommern zu schreiben, sich unterzog, fühlt er tief. Innig dankt er in seiner Vorrede für das ihm von allen Seiten bewiesene Vertrauen, für des Königs von Preußen Gnade, die ihn in den Stand setzte, seine Muße unverkürzt durch andere literarische Arbeiten auf sein Werk zu verwenden; für die huldvollen Erweisungen des Kronprinzen, die sein Streben mächtig beförderten und den Muth der freien Forschung erhielten; für die Vergünstigungen des Ministeriums, die vielfachen Mühen des Oberpräsidiums von Pommern, welche das äußere Gelingen des Unternehmens erleichterten; für den Rath und Beistand der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Alterthumskunde; für das öffentliche Mitwirken so vieler Landesbehörden u. s. w.

Der ursprüngliche Plan des Verf. war, den ersten Theil dieses Werkes, welches aus drei Bänden bestehen sollte, bis zum Schluß des 13. Jahrhunderts hinabzuführen; aber die Ausarbeitung der pommerschen Urgeschichte zwang ihn bald diesen Plan aufzugeben und somit den Umfang des Ganzen auf vier Theile zu bestimmen. Der erste Theil schließt mit dem Untergange des Heidenthums am Anfang des 12. Jahrhunderts, und enthält die Urgeschichte von Pommern. Daß diese einen so großen Umfang erhalten hat, darf nicht auffallen, wenn man bedenkt, wie viele wichtige Punkte, die den kritischen Scharfsinn des Verf. mit Recht in Anspruch nahmen, zunächst erledigt werden mußten, um nur erst Grund und Boden und einen sichern Anfangspunkt zu finden

Doch möchten Viele der Meinung sein, der Verf. habe Manches, was nur in einem untergeordneten Zusammenhange mit der pommerschen Geschichte steht, zu weit ausgeführt. Dies schadet jedoch nicht, wenn man nur etwas Unbekanntes daraus lernt.

In der pommerschen Vorgeschichte sind vier Hauptpunkte zu berücksichtigen: erstens die altgermanische Bevölkerung in den baltischen Küstenlandschaften; zweitens das Auftreten der slawischen Völker; drittens das Verhältniß der pommerschen Stämme zu ihren Nachbarvölkern, den Polen, Dänen und Sachsen, welche in einer mehr oder minder geordneten politischen Macht jenen noch im Naturstande beharrenden Stämmen feindselig gegenübertreten, und viertens die dadurch allmälig hervorgerufene politische Gestaltung, in welcher sich mit dem Eintritt der sichern Geschichte in dem Lande an der untern Oder das nachmalige Herzogthum Pommern zu erkennen gibt. Alle diese Verhältnisse sind in vier Hauptabschnitten dargestellt, von welchem der erstere in neun Capiteln die Urzeit behandelt bis zur Auflösung des großen karolingischen Reichs, der zweite aber in acht Capiteln die Zeit der Bildung politischer Gestalten rings um das pommersche Land herum zur Zeit der Herrschaft der sächsischen und fränkischen Fürsten im deutschen Reiche bis zum Anfang des 12. Jahrhunderts, und daran reihen sich noch zwei Capitel über das sittliche und religiöse Leben, wie über den gesammten Culturzustand der ältesten Pommern.

In der Einleitung gibt der Verf. eine Charakteristik des Landes, welche die Geschichte des Volks, dem es zum Schauplatz seiner Entwickelung angewiesen war, besser verstehen lehrt, und sodann eine Schilderung Pommerns in geologischer Beziehung nebst einer Darstellung des gesammten Thier- und Pflanzenreichs. Das erste Buch handelt von den ältesten Bewohnern der südbaltischen Küste zwischen Warnow und der Weichsel; Germanien; Einwanderung der Slawen; dunkele Periode; die Herrschaft Karl's des Großen und Verfall des karolingischen Reichs; das zweite von der Herrschaft der sächsischen und fränkischen Kaiser; Kämpfe der wilzischen und liutikischen Stämme gegen die Sachsen und Dänen; der Pommern gegen die Polen bis auf die Bekehrung der Pommern und Liutiker zum Christenthum. Vom Jahre 900—1124. Das erste Capitel beginnt mit dem Menschen im Allgemeinen, also ab ovo. Hier wäre es wol genug gewesen, anzugeben, daß Pommern früher von Germanen als von Slawen bevölkert war. Die Darstellungsweise des Verf. ist verschiedenartig. Auf der einen Seite zeigt sie etwas Schwungvolles, auf der andern ist das Buch wieder mit einer solchen Leichtigkeit und Flüchtigkeit hingeschrieben, daß man sieht, daß es der letzten Feile so ziemlich entbehrt. Interpunktion und Satzverbindung sind nicht selten fehlerhaft. Doch überwiegt der gründliche Inhalt des Buches diese Mängel. Nur Schade, daß so viele Druckfehler dasselbe verunzieren.

Der Verf. gibt zunächst eine vollständige Darlegung der altgermanischen Völkerwelt in dem nordöstlichen Germanien in chronologischer Ordnung, nimmt aber an, daß auch keltische Völker die baltischen Gebiete bewohnt haben, welches noch immer zweifelhaft sein mag. Die germanische Bevölkerung Pommerns in der Vorzeit gibt dem Verf. Gelegenheit, den alten Herthadienst zu besprechen, für dessen Locale die schöne romantische Insel Rügen gegolten hat. Der Verf. weist mit Scharfsinn und vieler Gelehrsamkeit nach, daß jener Cultus der altsuevischen Völker keineswegs auf jene Insel bezogen werden könne, und daß die Verlegung desselben dorthin nur erst den neuern Zeiten angehöre.

Bei der Darstellung der slawischen Völkerwelt, die bei dem ersten Tagen der Geschichte über alle baltischen Landschaften westwärts bis zur Elbe hin sich ausgebreitet zeigt, geht der Verf. wieder zuerst auf Abstammung und Verbreitung derselben ein und sucht nachzuweisen, auf welchem Wege und zu welcher Zeit die pommerschen Küsten zuerst von slawischen Stämmen besetzt worden seien. Er bemerkt mit Recht, daß die Pommern des 11. Jahrhunderts von der untern Weichsel bis zur untern Oder von den Polen ungeschieden waren, dagegen mit den slawischen Stämmen im Westen der Oder, die unter dem allgemeinen Namen der Wenden erscheinen, nichts zu thun hatten, bis erst durch den historischen Entwickelungsgang der westliche Theil der polnischen oder lechischen Pommern mit dem östlichen Theile der Wenden, den sogenannten Leutitschen, zu einem politischen Ganzen zusammenwuchs. Schon in der karolingischen Zeit wurde, wie der Verf. sorgfältig nachweist, die erste christliche Kirche mitten in dem wendischen Lande auf der Insel Rügen begründet, wenngleich die Ungunst der Zeiten diese Anpflanzung des Christenthums wieder zu Grunde gehen ließ.

Die Ausbildung des karolingischen Reichs wirkte mächtig auf die Gestaltung eines politischen Lebens, sowol bei den normannischen als bei den slawischen Völkern ein, und so sehen wir, wie nach der neuen Begründung des deutschen Reichs unter der Herrschaft der sächsischen Fürsten rings um das pommersche Land sich politische Formen zu bilden begannen, welche die Pommern in ihren Lebenskreis hineinzuziehen suchten. Während die Polen, deren politischer Mittelpunkt sich an der Netze und Warthe befand, von Süden her die baltischen Küstenlandschaften in fast ununterbrochener Fehde zu unterjochen strebten, setzten sich von Norden her die Dänen in dem Mündungslande der Oder fest und suchten hier, wo sich die Spuren eines uralten, bis nach dem Orient hin verzweigten Handelsverkehrs vorfinden, ihre Herrschaft zu begründen. Von Westen her drängten die Sachsen, um nach einer mehre Jahrhunderte lang dauernden Blutarbeit die wilzischen Wenden zu unterjochen und auf den Trümmern des gefallenen Heidenthums die christliche Kirche aufzubauen. Alle diese Kämpfe von der Elbe bis zur Weichsel hin sind mit großem Fleiß und mit Gründlichkeit behandelt worden. Nur hat sich der Verf. dabei zu sehr von seinem besondern Gegenstande entfernt. Auch hätte wol bei einer größern Zusammenziehung des Materials die allzu häufige Zerstückelung desselben vermieden und eine für die Übersicht zweckmäßigere Gruppirung der verschiedenen histori-

chen Verhältnisse rücksichtlich der Sachsen, Dänen und Polen gewonnen werden können. Anerkennung verdient übrigens, daß zwei in dieser Partie sehr wichtige Punkte, nämlich Jomsburg und Julin, hier ganz besonders berücksichtigt worden sind, sodaß die Untersuchung über sie nun wol zu Ende gebracht sein möchte.

Was den vierten Hauptpunkt dieser Geschichte betrifft, die nähere Entstehung des Herzogthums Pommern unter einem einheimischen Fürsten Wratislaw zur Zeit des gewaltigen Boleslaw III. von Polen, der mit dem Schwert und der Taufe zugleich die Pommern verfolgte, so ist derselbe, so weit es die darüber bei den gleichzeitigen Autoren herrschende Dunkelheit gestattet, mehr gedrängt und genügend dargestellt worden. Den Schluß des Ganzen bilden zwei sehr lehrreiche Capitel, in welchen Alles, noch einmal zusammengefaßt, was die Pommern der alten heidnischen Zeit nach ihrem weltlichen und geistigen Leben gewesen sind, uns vorgeführt wird. Denn das erste derselben schildert den Zustand des Landes Pommern zu jener Zeit nebst der Verfassung, sowie das Städtewesen, den Handel und die Kriegsverfassung, und das zweite lehrt uns die religiösen Anschauungen der slawischen Bewohner Pommerns kennen, schildert die merkwürdigen Localitäten der Heiligthümer der Redarier und Ranen nebst deren Hierarchien, charakterisirt die Kunstfertigkeit der alten Slawen und schließt mit einer Übersicht der in Grabhügeln verschiedener Art bestehenden alten Denkmale. Aus diesen beiden Capiteln wollen wir zum Schluß das Interessanteste herausheben. Der Verf. sagt S. 477:

Wir haben es verspart, die Entwickelung des innern Lebens unserer drei Slawenstämme, der eigentlichen Pommern, der Liutiken und der Ranen, erst am Schluß der heidnischen Periode darzustellen, um mit einem Blicke die eigenthümliche Gestaltung zu umfassen, welche im Laufe von anderthalb drangsalsvollen Jahrhunderten verschwindet und uns ein in seinen innersten Beziehungen verändertes, in allen seinen äußern Attributen umgeschaffenes Volksdasein erkennen läßt. Obgleich nun dieser unheilvollen Verwandlung alle deutschen Slawen im Allgemeinen unterliegen, entsteht doch auch bei jedem einzelnen Volke etwas Anderes, da unter verschiedenen Verhältnissen und Einflüssen bald das ursprünglich Slawische, wie bei den Mähren und Böhmen, den südöstlichen Wenden, unter nationalen Fürsten sich oben erhielt, bald das eingeimpfte deutsche Element, wie bei den Schlesiern zum raschern Umschwunge kam. Um nun diese Spielart der deutsch-slawischen Bildung für Pommern später bezeichnen zu können, ist es unausbleiblich, mit der sorgfältigsten Prüfung nur diejenigen Züge für das Bild ihres nationalen Heidenthums auszuwählen, welche aus den unzweifelhaften Quellen heraustreten, und wir mögen daher nur Weniger es und deshalb schärfer Ausgeprägtes über die Zustände unsers Volkes aussagen, als durch Aufnahme des Allgemeinern oder Fremden ein zwar reicheres, aber unwahres Gemälde zu entwerfen. Noch bemerken wir zur Beurtheilung unserer Schilderung, daß die gegebene Charakteristik, die den gesammten Entwickelungsgang vom 7.—12. Jahrhundert umfaßt, nicht überall gleichzeitig durchgreifende Geltung hat.

Was zuerst den Boden des Landes betrifft, so mögen unbekannte Naturumwälzungen zumal den nordwestlichen Theil desselben betroffen und die Flußgebiete besonders in Vorpommern verändert haben, deren Wassermasse sich in geschichtlicher Zeit verminderte; im Ganzen aber sind wir berechtigt, bis auf die Gestaltung Rügens und der Inseln am Ausfluß der Oder, das Land in den heutigen Umrissen wiederzuerkennen. Schwer vereinbar sind die Nachrichten über den Culturzustand des Bodens: während auf der einen Seite die bambergischen Missionnaire einen Schauder empfinden über die Verödung bewohnter Stätten, sie tagelang durch menschenleer oder spärlichst bewohnte Gegenden ziehen und die dürftigsten Wilden antreffen, berichten sie andererseits von dem Reichthum an Getreide und allen Arten von Sämereien und Gemüsen, an Weide und Triften, vom überschwenglichen Ertrag der Bienenzucht, von der Fülle der Milch und Butter, des Schmalzes, dem Anbau des Weizens, des Mohns und des Hanfes; sind zumal lüstern nach den köstlichen Fischen in den wimmelnden Gewässern, nach dem Wildpret jeder Art und mochten Pommern für das Land der Verheißung halten, bei der Menge fruchttragender Bäume, „wenn ihm nicht der Weinstock, die Olive und die Feige fehlten". Man sollte glauben, man läse eine Beschreibung des jetzigen Pommerns. So viel leuchtet aus allen Angaben der Missionnaire hervor, daß Pommern schon damals von einer Ackerbau, Viehzucht und Gartencultur treibenden Bevölkerung bewohnt war und eines genügenden Wohlstandes genoß, der jedoch in Ostpommern durch die langjährigen Polenkriege erschüttert, in Westpommern mit dem Laufe des 12. Jahrhunderts durch das Schwert der Dänen, Sachsen und Markgrafen von Brandenburg so grauenvoll verwandelt wurde, daß Waldesdickicht und Sumpf in ehemals bebauten, durch vielfache Thätigkeit getheilten Stätten aufwucherte und die Öde des Kirchhofs in wohlbevölkerten Gauen eintrat. Ackerbau mit dem Hakenpfluge und einem Pferde oder zwei Rindern, auf leichterm Boden fleißig betrieben, war mit den andern ländlichen Geschäften die ursprüngliche Thätigkeit der pommerschen Slawen, zumal in Gegenden, welche die Kriegsgefahr nicht zu oft berührte. Die Saaten schnitten sie mit der Sichel; eine genaue Theilung und vereinzelte Benutzung des Bodens schloß die Anlage großer Dorfschaften aus; sie wohnten in kleinern Ansiedelungen.

Mit dem Laufe des 12. Jahrhunderts ist die ursprüngliche slawische Grundeigenthümlichkeit, die demokratische Gemeinfreiheit, gänzlich verschwunden; wir erblicken das gesammte Volk in Stände gegliedert und die Keime einer Aristokratie, wie wir sie beim frühesten Auftreten der Slawen in dem Szupaneiverhältniß wahrnehmen, haben sich mit dem monarchischen Princip vollständig entwickelt. Der Proceß, welcher endlich einen Fürsten hervortrieb, scheint gleichwol ein mehr durch geschichtliche Ereignisse bedingter, als ein natürlicher gewesen zu sein. Am ersten hatte bei den Liutiken aus der Gemeinfreiheit eine zahlreiche Aristokratie sich herangebildet und am sprödesten sich hier behauptet; in Pommern entstand aus der uralten demokratischen Familiengenossenschaft durch Landbesitz erst ein Adel, welcher nothwendig eine hörige, arbeitende Classe voraussetzte, und aus diesem Adel trat die anfangs beschränkte fürstliche Gewalt hervor, nicht gegründet auf das

übertragene Richteramt und auf Tugenden des Friedens, sondern hervorgegangen in den Zeiten der Noth aus dem Schutzbedürfniß der Gesellschaft, welches einem, durch Güterbesitz mächtigen, muthigen und tapfern Adeligen die freie Nation unterwarf. Schon in der ältesten Berührung der pommerschen Slawen mit den Franken unter den Karolingern erblickt man sogenannte Könige, nicht als Besitzer des Landes, sondern als die Angesehensten des Volkes, als die ersten unter den vielen kleinen Dynasten, in welchen die Volksfreiheit sich aufgelöst hatte. Aber der Adel blieb und vergrößerte seine unabhängige Macht in dem Maße, daß wir ihn kriegführend und auf eigene Faust in Raubzügen in dem polnischen Hinterpommern und auch auf der sächsischen Seite im Kampfe mit den Herzögen erblicken.

In jeder festen Stadt oder Burg hatte in Pommern der Fürst ein Haus mit einem Gehöfte, welches jedem Nothbedrängten eine geheiligte Freistatt vor seinen Verfolgern bot, falls er nicht die väterlichen Sitten und das heidnische Religionswesen als Feind bedrohte. Der Pommernfürst war in allen des Landes Wohl angehenden, wichtigen Dingen an die Zustimmung besonderer Classen von Staatsgliedern gebunden, die er auf einen Landtag berufen mußte. Diese Classen waren erstens die Barones, die größern fürstlichen Grundbesitzer, deren es eine große Zahl in Pommern und im Lande der Liutiken gab, die schwerer einer fürstlichen Oberherrlichkeit sich beugten, der höhere Adel, der später in sich die Nachkommen des regierenden Hauses, die abgetheilten Fürsten sich zugesellte. Sie besaßen eigene Burgen und walteten, in sich den zweiten Schritt zur angebahnten fürstlichen Gewalt darstellend, unabhängiger mit, bis erst die christliche Herzogswürde sie bändigte und die spätere Durchführung des Feudalverhältnisses sie aus freien Landeigenthümern zu Lehnsträgern herabdrückte. An sie schließen sich die Capitanei provinciarum an.

(Der Beschluß folgt.)

Briefe und Lieder aus dem Volksleben von Jakob Stutz. Erstes Heft. St.-Gallen, Scheitlin. 1839. 16. 6 Gr.

Was müssen die Schweizer-Bauern doch für ein einfältiges, eitles, selbstgefälliges Volk sein! Der Verf. hält ihnen da einen Spiegel vor, der die plumpeste Titel-, Stellen- und Pfründenjägerei darstellt. Man kann nicht zweifeln, daß er im Ganzen wahr gezeichnet habe, nach Dem, was wir die letzten neun Jahre dort gesehen haben. Für uns Norddeutsche ist das Büchlein nur aus dem angegebenen psychologischen Gesichtspunkte belehrend und interessant. Es ist im oberdeutschen Hochdeutsch geschrieben, wo bekanntlich der Bürgermeister und der Besenbinder so ziemlich eine Sprache sprechen, die aber nicht allen Niederdeutschen verständlich ist. Die Lieder sind zum Theil nicht ohne elegischen Gehalt, aber doch eben nur Bänkelgesänge, wie das Leben des hochdeutschen Volks sie zu Tausenden producirt. Der Hr. Verf. könnte, wenn er sich seiner recht bewußt würde, wesentlich dazu beitragen, die Schweizer-Republikaner-Bauern zu belehren und zu bessern. Bloße Ironie bewirkt dies nicht; es muß etwas Tieferes die Herzen gewinnen. 6.

Miscellen.

Interessante Mittheilungen über den jetzigen Zustand Indiens enthalten die Reisebeschreibung der Mrs. Postans und die Berichte der zwei schottischen Missionnaire Bryce und Dr. Duff. Während Letzterer in einer durchaus einseitigen Art in den Hindus stets nur verblendete Götzendiener und in ihrer baldmöglichen allgemeinen Bekehrung das einzige Mittel zur Verbesserung ihres socialen und intellectuellen Zustandes sieht, erkennt sein College die tiefe Wahrheit und Weisheit an, die in der indischen Literatur, Religion und Sprache uns um so überzeugender entgegentreten, je emsiger und vorurtheilsfreier wir suchen. „Entkleidet man", sagt er, „die indischen Chroniken von allegorischen Darstellungen, geht man mit historischer Kritik zu Werke, so wird man in denselben den Glauben an die jüdisch-christliche Schöpfungsgeschichte durchaus bestätigt finden. Die Vedantas enthalten die erhabensten Lehren. Der einzige Weg, auf welchem der Europäer hoffen kann, den Hindu aufzuklären, ist unverbrüchliches Enthalten von Proselytenmachen. Die Hindus haben das lebhafteste Interesse für europäische Wissenschaft. In den Collegien, die unter der Schulbehörde von Kalkutta stehen, studirten zu Ende 1837 über 5000 Hindus, theilweise auf öffentliche Kosten. Als in einem der Collegien der europäische Professor der Physik plötzlich am Abhalten seiner Vorlesungen verhindert ward, wurden dieselben sogleich von einem seiner indischen Schüler zur vollkommensten Zufriedenheit der Oberbehörde und der Bewunderung der Zuhörer (in englischer Sprache) fortgesetzt."

Tacitus (Annal. XIV, 30) erzählt, daß, als römische Soldaten nach der Insel Mona (Anglesey) abgesandt wurden, um den Druidendienst, der daselbst seinen Hauptsitz hatte, zu vertilgen, Weiber vor den Opferfeierlichkeiten her Fackeln in den Händen hielten, die sie drohend schwangen und mit welchen sie ihre Kleider in Brand setzten. Man will einen Überrest dieser gottesdienstlichen Fackeltänze in einem Gebrauche finden, der noch gegenwärtig jener Insel gegenüber besteht. „In der Christnacht", schreibt ein Reisender aus dem Städtchen Laugharne im Fürstenthum Wales, „lief ein Haufe von Männern und Knaben von Mitternacht an bis gegen Morgen mit großen Fackeln umher, die aus Stroh gedreht und wohl betheert an Stäben befestigt waren. Die allgemein in England herrschende Sitte, am Weihnachtsabend die Stuben mit Mispeln zu zieren, wird gleichfalls von den Druiden hergeleitet, bei denen dieses Gewächs in hohen Ehren stand, gleich der Verbena, die gegenwärtig noch im Fürstenthum Wales zu manchen abergläubigen Gebräuchen erfoderlich ist. Die Altäre auf der Insel Mona, von denen die Römer sprachen, stehen noch; 28 größere und kleinere Steingruppen in der Volkssprache Cromlechs genannt."

Shakspeare's Hauptmann Fluellen in „Heinrich V." ist eine wirkliche Person, Schwager des in „Heinrich IV." auftretenden Owen Glendower (Glyndwr). Von diesem verfolgt, wanderte er nach England aus, kehrte nach dessen Tode in seine Heimat Wales zurück und führte von da Heinrich V. eine tapfere Schar zu, an deren Spitze er bei Azincourt fiel. Courtenay's „Commentaries on the historical plays of Shakespeare", ein vor kurzem in zwei Bänden erschienenes Werk, das dem Beurtheiler von Shakspeare's historischen Dramen nicht fehlen darf, weist aufs klarste das poetische Verdienst des Dichters in Auswahl und Bearbeitung des historisch Gegebenen nach. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 149. — 28. Mai 1840.

Geschichte von Rügen und Pommern. Verfaßt durch F. W. *Barthold*. Erster Theil.

(Beschluß aus Nr. 148.)

In der Mitte einer jeden Provinz, wahrscheinlich in der Burg, wenn diese nicht ein Burgflecken zugleich war, befand sich ein fürstlicher Krug, eine Taberne, und hierher, unter der Lockung tobender Gelage, kam die Bevölkerung der Provinz zusammen, allerlei Geschäfte des täglichen Lebens, Kauf, Tausch abzumachen, den Willen des fürstlichen Castellans zu vernehmen, Entscheidung ihrer Klagen zu suchen, ihre Abgaben und Steuern zu entrichten. So waren diese Tabernen Gerichts- und Versammlungshaus, policeiliches Tribunal, Markthalle und die Einnahmstätte der fürstlichen Gefälle, trugen dem Landesherrn bestimmte Summen ein, ohne daß wol an ein Propinationsrecht gedacht werden kann, und machen es erklärlich, daß noch in christlicher Zeit Geistliche und Weltliche auf baare Hebungen und Naturallieferungen von Wachs u. dgl. an die Krüge als Hebestätten verwiesen wurden. In eigenthümlicher Weise bildete sich das slawische Stadtwesen im Innenlande aus geschichtlichen und sittlichen Merkmalen des slawischen Volkslebens; aus der Nothwehr gegen Angriffe, denen sie nicht im offenen Felde sich zu stellen wagten, und aus angeborener Lust am geselligen Zusammensein.

Auf die ansehnliche Zahl der Landesfesten in Pommern diesseit und jenseit der Oder, auf ihre Stärke trotzte der heidnische Sinn, als er den letzten Kampf mit dem Polenherzog aufnahm; das Landvolk vergrub seine Vorräthe und schleppte seine bewegliche Habe in jene engen Räume, welche ein mühsam aufgeführter Erdwall, ein Pfahlwerk und ein tiefer Graben umgaben. Sobald Ostpommern oder Pommerellen geschichtlich kund wird, dreht sich die gesammte äußere Geschichte um den Besitz *fester Plätze*. Weil sich nun in der Republik Polen diese Verfassung bis auf ihren Untergang erhalten hat und polnischer Einfluß das politische Leben in Pommerellen dem heimischen ganz gleich zu machen strebte, müssen wir schließen, daß um 1124 diese eigenthümliche slawische Staatseinrichtung dort entschieden gültig war, nur mit dem Unterschiede, daß die Burgdistricte nicht eingeborenen Pommern, sondern Polen anvertraut wurden. Erblicken wir in Pommerellen die Castellaneiverfassung als etwas Ursprüngliches und als Vorbild dergleichen Einrichtung in Westpommern, so läßt sich in dem Lande nordwestlich der Peene und auf Rügen eine so zeitgemäße politische Gliederung so früh nicht nachweisen.

Die Neigung zum Handel und Verkehr, welche die früheste Bekanntschaft der Franken mit dem Reiche Samo's und mit den Obotriten, der Sachsen mit den Oderslawen nachweist, unterschied die Bewohner der städtischen Ansiedelungen in Pommern nicht sowol von der *Volksgesammtheit*, die, wie noch im heutigen Rußland, ein angeborener Hang zum Vertrieb ihrer Landeserzeugnisse durch den Besuch entlegener Marktstätten documentirt und ihre *bäuerische* Industrie zu kaufmännischem Geschäfte zu erheben versteht, vielmehr gab die günstige Lage der pommerschen Seeorte, bei dem natürlichen Überfluß an manchen begehrten Dingen, und die aus der Geschichte Julins angedeutete historische Vermittelung mit den Völkern des Orients der nationalen Lust am Tausch und Umsatz eine gewisse großartige Bedeutung. Die Slawen in Pommern scheinen das Münzen nicht verstanden zu haben, obgleich sie sonst einige Fertigkeit in der Bearbeitung der Metalle und selbst Buchstabenschrift besaßen. Gewiß ist, daß die Ranen das Geld beim Verkehr nicht kannten; was sie an fremden Goldstücken und edeln Metallen durch Raub und Eintausch gewannen, diente zum Schmuck ihrer Weiber, oder ward in dem Tempel zu Arkona aufbewahrt. Schon weiter vorgerückt in der Cultur erscheinen die Pommern. Fremde Münzen hatte Raub, Krieg und Tausch unstreitig über die Ostseeküsten verbreitet, namentlich arabische Dirhems; sie mußten selbst beim Kleinhandel gebraucht worden sein, weil man die dünnen Silberplättchen häufig getheilt, sogar in vier Stücke zerschnitten, andere vorläufig eingekerbt findet, um sie nach Erfoderniß mit Leichtigkeit brechen zu können.

Daß nun ein Volk, welches die Armuth oder den unbehülflichen Reichthum der Nachbarn so geschickt für sich zu benutzen verstand, auch im *Inlande* einen lebhaften, geordneten Verkehr trieb, lernen wir aus unzweideutigen Angaben. Zu gewissen Tagen, namentlich in den Tempelfesten, strömte das Landvolk aus der Umgegend in die Städte, um durch Kauf und Tausch seine Bedürfnisse zu gewinnen. In solcher Weise und Betriebsamkeit bethätigte sich neben dem Ackerbau die in größern Ort-

schaften angesiedelte Bevölkerung und fand in der Gesellschaft und in ihrer Wohlhabenheit, ohne städtische Verfassung, behagliche Freiheit von dem Druck der Castellane und Schutz vor hemmender Einwirkung der fürstlichen und der Adelsgewalt. Anders war das Verhältniß des Landvolks. Als Hörige der Castellanei, der Zahl nach die in Burgflecken und Städten Wohnenden beiweitem übertreffend, wurden die Bebauer des offenen Landes durch ihre Castellane nicht sowol rechtlich vertreten, denn vielmehr als wesentlichster Besitz der Castellane betrachtet. Es ist nicht zu leugnen, daß, ungeachtet die älteste Kunde die Slawen als gemeinfrei und persönlich aller Herrschaft fremd erkennen läßt, dennoch die Grundnatur der ackerbauenden Slawen den Übergang aus der Gemeinfreiheit in Hörigkeit und zuletzt in Leibeigenschaft mehr erleichterte, als es bei den germanischen Völkern der Fall war. Ein Kopfgeld war Allen auferlegt; unter dieser Bedingung hatte der Bauer den Genuß des Ackers, der fast überall als fürstliches Eigenthum, oder als Besitz des Adels erscheint. Ferner waren sie verpflichtet, zur Landesvertheidigung sich zu stellen, den baulichen Stand der Landesburg ihrer Provinz zu unterhalten, Brücken zu bauen, Hülfe beim Bau fürstlicher Häuser zu leisten, Fuhren zu Wasser und zu Lande unentgeltlich zu übernehmen, den reisenden Fürsten mit seinem Gefolge, die Adeligen, die Castellane fortzuschaffen und eine Menge anderer Bürden zu tragen.

Über die Rechtsverfassung Pommerns in jener alten Zeit fehlen uns fast alle Angaben bis auf die schöne Gefreitheit der fürstlichen Burg, welche den Einfluß religiöser Ideen auf die Handhabung der Justiz verbürgt. Über Bewaffnung und Fechtart der Pommern wissen wir nur so viel, daß die Angriffe ihrer Nachbarn, Jahrhunderte lang wiederholt, einige Geschicklichkeit, besonders in Vertheidigung der Landesburgen in ihnen hervorrief.

Wie das geringere Volk ärmlich in Zweig- und Rasenhütten, hinter Lehmwänden wohnte, war es auch der nationalen Tracht treu geblieben, die beide Geschlechter wenig unterschied. Ein faltiges fließendes Gewand, ohne Knöpfe mit einem Gürtel befestigt, war der wesentlichste Bestandtheil der Kleidung; in strenger Jahrszeit ein Schafpelz. Den Kopf bedeckte eine spitze Kappe oder Mütze, Bandschuhe die Füße. Die Weiber schmückten sich gern mit allerlei Zierathen von Metall, mit Münzen, Glasperlen und Bernsteinkorallen. Bunte, abstechende Farben haben die Wenden gewiß geliebt, zumal sie Farbenpracht auch in dem Schnitzwerk ihrer Tempel anwandten.

Der wesentlichste, alle Verhältnisse durchdringende Unterschied der norddeutschen Slawen von der übrigen europäischen Menschheit war die hartnäckige Behauptung ihrer uralten Religionsverfassung gewesen. Der ursprüngliche Monotheismus der slawischen Mythologie entschwand gänzlich in den folgenden Jahrhunderten aus dem religiösen Bewußtsein; die reine Idee von einem göttlichen Wesen trat in den Gemüthern zurück, zerrann in Vielgötterei, oder haftete nur noch an local verehrten Götterwesen und in den Seelen Einzelner, die über den Polytheismus der Menge sich erhoben. Diesen Sinn findet Helmold in dem vielgestaltigen slawischen Götterwesen; er setzt einen Gott des Himmels, welcher die übrigen beherrsche, läßt diese aber in einer Theogenie vom höchsten Gott abstammen und sie in zugetheilten Sphären über die irdischen Dinge walten. Doch wer die gelehrten Untersuchungen des Verf. über diesen wichtigen Gegenstand kennen lernen will, der lese das Schlußcapitel nach.

Das viele Treffliche, was in dem ersten nur vorliegenden Theile geleistet worden, muß jedem Freunde der Wissenschaft die Vollendung dieser Arbeit wünschenswerth machen. 13.

Buch der Wanderungen. Ostsee und Rhein. Von Ernst v. d. Haide, herausgegeben von Karl Grün. Kassel, Fischer. 1839. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Am Eingange zu dieser excentrischen Schrift eines jungen Hegelianers, welcher noch nach dem rechten Mittelpunkt ringt, aus dem „Wissenschaft und Leben" mit rechtem Gedeihen sich betrachten lassen, begegnet uns eine Vorrede, in Form eines langen „Sendschreibens an Hrn. Dr. Karl Gutzkow in Betreff seiner Zeitgenossen" (Kassel, Fischer, 1839, 8., 6 Gr.), die einen höchst seltsamen und für den jungen Autor keineswegs günstigen Eindruck hervorbringt. Es ist ein Redestrom, ohne Ufer und Inseln, ein Labyrinth von Korallenriffen in Worten, aus dem der beste Pilot sich herauszufinden Mühe hat, und das anstatt uns zur Orientirung zu dienen, wie eine Vorrede doch soll, uns wirklich in Zweifel läßt, was von dem Verf. zu halten sei und nach welchem Ziele er eigentlich steuere. Die Gedanken tauchen gleich Nixen aus diesem Redestrom empor, um sogleich wieder darunter zu verschwinden und nicht mehr gesehen zu werden. Der Verf. bleibt sich hier offenbar selbst unverständlich, und wer möchte der Sterbliche sein, der in mehren Stellen dieses Durcheinander Licht sähe, oder in den Orakelsprüchen des Verf. über Politik, Geschichte und Wissenschaft einen leitenden Faden erblickte? Besonders aber ist seine Staatsphilosophie eine trostlose, und wenn wir einen Augenblick für wahr halten könnten, was Hr. K. Grün von der Zukunft Europas zu prophezeien unternimmt, so würden wir schaudern und uns am liebsten in der Höhle von Antiparos verstecken, blos um den greulichen Wirrwarr dieser Zukunft nicht mit anzusehen. Ein Glück ist es, daß die Zukunft Europas sich ohne den Verf. und seine zwei oder drei Glaubensgenossen macht, denen selbst Gutzkow ein Zaghafter und ein Moderirter ist, wie manchen Leuten der Papst nicht ultramontan genug ist.

Nach einer solchen Vorrede, die uns zwischen Lachen und Weinen in der Schwebe hält, ohne jedoch den mindesten Humor anzukündigen, sollten wir von dem Buche selbst eigentlich wenig erwarten. Dies ist jedoch in einem andern Geiste geschrieben und gehört entweder einer weit spätern Zeit im Leben des Verf. an, oder er hat schnell den verlorenen Pfad, der zum Ziele führt, wiedergefunden. Offenbar ringt er mit lobwürdigem Eifer nach dem rechten Standpunkte zur Betrachtung von Wissenschaft und Leben; er hat ihn noch nicht gefunden, es bedarf hierzu noch eines Kampfes, eines geistigen Anlaufs, eines Sieges über die Schwärmerei. Aber ein Geist von so vieler Anlage, so guter Wissenschaft, so vielem Ernst und Tiefsinn kann über den Ausgang dieses Kampfes uns nicht zweifelhaft lassen; wir können davon gute Erwartungen hegen. Mit Vergnügen wollen wir daher zeigen, mit wie gutem und tüchtigem Rüstzeug der Verf. in diesen Kampf geht. Die Reihe wichtiger und bedeutender Gedanken, welche der Verf. theils anregt, theils vorträgt, knüpft er an eine Reise, die er von Berlin nach Rügen und von Bonn nach dem Ahrthal macht. Beide Ausflüge sind jedoch nur Rahmen und allenfallsige Staf-

sage für die Ideen, mit denen der Verf. uns unterhält und die in üppiger Fülle bei ihm aus den Gegenständen, die sein Geist reflectirt, hervorquellen. Die erste Reise geht gen Norden. „Es ist mein Schicksal", ruft Karl Grün, „ich soll nicht nach Süden — ich soll nicht in mein Sehnsuchtsland!" Vielleicht um so besser für ihn; Geister, wie der seine, haben sich in Italien oft verloren — sie sind nicht wiedergekehrt, die Sirene hat sie in ihre Arme genommen und in den Abgrund gezogen! Der herkömmliche Jammer über die Natur in der Mark bewältigt auch den Verfasser. Er stellt Goethe und den armen Pfarrer von Werneuchen einander gegenüber. „Goethe freilich", sagt er, „lebte in einem ewigen Palmenwalde, wo er sich nur zu bücken brauchte, so rieselten die Quellen, wo er nur die Hand ausstreckte, so troff der Wein aus der Rinde der Bäume, und von den Zweigen schaute er ionischen Himmel, Morgen- und Abendröthe. Er konnte freilich eine Anmuth nicht verstehen, die Tage- und Wochenlang nach Oasen pilgert" u. s. w. „Daher sein Spott auf Musen und Grazien in der Mark. Aber ein Feuerherd des Geistes lodert hier von den Höhen der Zeit zu Ehren Gottes. Auf einem Diamantpostament mit goldenem Bildniß stehen die Worte eingegraben: Georg Wilhelm Friedrich Hegel!" Und weiter: „Eine himmlische Feuerkugel gibt das sympathetisch verstandene Signal zur Weltilluminanation; so schließen sich an Hegel drei welthistorisch gewordene Namen: Rahel, Mannweib du im edelsten Sinne, der Unendlichkeit Verbündete! Dichterherz, voll schwärmerischer Glut, fessellos, heißentzündetes Kind zu den Füßen des Göttlichen, Bettina; todesmuthig, liebeselig, am schönsten Irrthum der Welt sterbend, Charlotte! Und hinter den drei Heroinen des Nordens wandelt ein tiefsinnig-schwärmerischer Jünglingmann, in der Hand ein kleines Büchlein, aber ein großes Zeichen der Zeit, Alexander Jung, mit seinen „Briefen über die neueste Literatur"!"

Dies mag genug sein, um von unserm Satze und der tiefen Schwärmerei des Verf. aus seiner Sympathie her eine Probe zu geben. Der junge Geist sieht überall unvergängliches Morgenroth, hört überall den Chorus, darin alle Dissonanzen sich auflösen zur himmlischen Harmonie, alle zersplitterte Tendenzen hinstreben zum absoluten Menschenthum! Der Glückliche! Wer wollte ihn wecken aus seiner Verzückung, um ihn daran zu erinnern, daß er auf Erden wallet und daß der Himmel ja nichts voraushätte vor der Erde, wenn seine Anschauungen Wahrheit würden! Wie sollte uns dann noch Sehnsucht bleiben nach dem Himmel, wäre hier die Vollendung!

Unsere Leser fühlen wol mit uns, daß der Verf., so lange r auf diesem Standpunkt der Weltbetrachtung, der sich als der ndere Pol der Heine'schen zeigt, stehen bleibt, uns nicht Lehrer sein kann. Wir können uns an ihm freuen — aber leren können wir nicht von ihm. Und jeder Schriftsteller soll ines Volkes Lehrer sein. Hierin liegt sein Urtheil!

Nach Heine'scher Art, obwol sein Gefühlsopponent, webt er Verf. eigene, ältere und neuere Poesien in seinen Reisebecht ein, die nicht immer schlecht, aber auch nicht immer gut nd. Vom Rheine sagt er: „Ich weiß nicht, ob die Wahreit (?) jemals in Enthusiasmus gerathen würde, wenn sie jene nzähligen Gedichte läse, die mir damals aus feurigster Umarung die Muse gebar; aber das weiß ich, daß jene schöne Zeit as Fundament meines geistigen Menschen, der Meerschaum einer Schönheitsform, der Glühtiegel meiner Persönlichkeit ewesen ist!" Unser junger Freund wird noch mehre Glühtielprozesse durchmachen müssen, ehe er fertig ist! Wir prognoiciren ihm dies — er komme nur erst nach Italien und — on dort zurück! „Ich bin damals sehr stolz gewesen", sagt . O weh! das Gedicht „Der Drachenfels" wenigstens sollte inen Menschen stolz machen. Pas de quoi!

In Schwedt fällt ihm natürlich Karl Solger ein. Der erf. nennt ihn den „einzigen blütentreibenden Ast im ungenden, bizarren Walde der ältern Romantik, den Wächter auf r weitblickenden Warte der gesunden Vernunft, der nicht auf dem pisaischen Thurm der berühmten Ironie stand". Das ist gut, denn in der That, und mit einfachern Worten gesagt, Solger war der Einzige in jener Gesellschaft, der für die wahre Schönheit ein offenes Auge hatte; allein darstellen konnte er diese so wenig, daß er dazu nicht einmal einen ernsten Versuch machte. Das ist der Unterschied zwischen ihm und Tieck. In Stettin gibt die Betrachtung der Statue des großen Königs, außer zu einem Ausfall gegen Rauch und seine genielose Ateliergewandtheit, auch zu der Bemerkung Anlaß, daß die Idee Preußens, von seinen Staatsmännern und bornirten Claqueurs nicht gekannt, das protestantische Princip, wissenschaftlich, religiös und social zugleich sei. „Preußen ist der Focus einer Intelligenz, wie die Welt sie nicht gesehen, und Kenntniß ist Macht." Wir geben dem Verfasser nicht Unrecht; aber wir fragen mit Recht: Wenn Preußen der Focus der Intelligenz ist, wo anders ist dieser Focus, als in seinen Staatsmännern? Und wo diese stillstehen, wer will da sagen: ich wäre weitergegangen?

Etwas weiterhin rechtfertigt der Verfasser die Liebe zum Champagner mit dem Satz, daß wir nicht immer menschheitlich fühlen können, sondern auch ichsüchtig die Schönheit der Welt in uns verschlingen müssen, um sie wiedergebären zu können. Wir finden diesen Satz gar nicht so übel.

Von Rügen ist der Verf. mit einem Worte entzückt; er macht so ziemlich dieselbe Fußwanderung, die wir ihm vorgemacht haben, findet Puttbus reizvoll, den ehrwürdigen Stubbnitzwald entzückend, den Blick von Stubbenkammer zauberisch, das Wellenspiel an ihrem Fuße poetisch, sängerhaft, wundervoll, den Herthasee düsterschön, den Strandweg nach Arkona langweilig, den Rugard passabel anziehend u. s. w. Der Stubbnitzwald, in der That, hat wenig seines Gleichen, und wenn auch viel von seiner Schönheit auf Rechnung der Seltenheit uralter Laubwaldung im Norden kömmt, er verlohnt allein eine Reise nach Rügen. Zwischen diese Naturscenen durch, die der Verf. mit warmen Farben malt, zieht sich ein Gewinde philosophischer Gespräche und Bemerkungen, die uns die Wege kürzen. Mit einem berliner Director kommt er auf den Punkt, wo alle Krausianer fatal werden, d. h. für den Verf. wo sie zu beweisen streben, daß Krause die dialektischen Fehler des Hegelianismus nachgewiesen habe. Ein fürchterlicher Krähenschwarm unterbricht die Discussion. Auch Poesien des jungen Reisenden drängen sich ein, und wenn das „Meerlied" sein bestes Gedicht ist, so wäre der Krähenschwarm eine willkommene Unterbrechung. Gedanken wie dieser:

> Muß grollen die See,
> Müssen schäumen die Wellen,
> Aus Dichters Höllennäh'
> Soll'n Himmelsblumen quellen —

müssen selbst bei einem Hegel'schen Philosophen für unverständlich gelten und haben weder nach Form noch nach Inhalt ein Recht, sich für Poesie auszugeben.

Dem Lobe, das E. M. Arndt gespendet wird, dem allerdings eine mächtige Persönlichkeit nachzurühmen ist, werden folgende Worte über seinen ehemaligen Alliirten in den Tagen merkurgeflügelter Begeisterung, Görres, gegenübergestellt: „Kennt ihr jenen alten Jakobiner, jenen tollkühnen Partisan, jenen frechen Apostaten, jenen schleichenden Propagandisten, jene castrirte Mönchsseele? Betrachtet ihn in all der Glorie seiner Verwesung, in dem Heiligenschein, den des Geistes Bannstrahl um seine Tonsur gießt, und ihr werdet um so größere Achtung fühlen vor der soliden Conservativität Arndt's." Sind diese Worte auch rauh, so enthalten sie doch Wahrheit.

Dasselbe ist von folgender trefflicher Stelle zu sagen: „Es ist gut, Philosophie studiren, und ich habe mir Nächte um sie am Schlafe entzogen; aber wir treiben sie nicht wie die Griechen, um ihrer stillen Menschenbeglückung und unserer eigenen Weisheit willen: wir treiben sie für die ganze Menschheit und kommen dabei nur äußerst selten bis auf uns selbst zurück." Und weiterhin: „Unsere Nacken sollten auftauchen griechisch-

schön, unser Auge sollte leuchten italienisch-glutvoll, und unser Herz sollte schlagen deutsch-innerlich, und wir wären wiedergeboren."

So findet die schwärmerische Neigung des Verf. stets glühende, oft hyperpoetische Ausdrücke. „Ich schwelgte", sagt er, „pantheistisch untergegangen im All, wie eine Blume, die sich aushaucht zur Ehre Gottes, wie eine Nachtigall, die sich todt schluchzt an Klängen der Sehnsucht, wie der Frühling, der den Märtyrtod stirbt, der Winkelried der Natur!" In Arkona, jener nördlichsten Felsspitze Germaniens, tritt ihm der gefesselte Prometheus vor die Seele. Wirklich, der Ort ist dazu geschaffen und es ist ein kühnes und schönes Bild, das der Reisende gibt, wenn er sagt, Deutschland sei ihm hier wie ein Nachen vorgekommen, den er, wie ein freiheitdürstender Tell, nur mit dem Fuße zurückzustoßen brauche, um in den blauen Ocean der Freiheit zu stürzen. Das Bild ist kühn und schön, aber der Verfasser sagt nicht, ob er nicht besorgt habe, eine Beute der Fische und Polypen zu werden, die jenen Ocean der Freiheit bewohnen.

Arkona ist der letzte Punkt, wo man Rügen liebenswerth findet. In Altenkirchen steht Kosegarten's Denkstein, von einem Blitz zerspalten. Der Verfasser nennt seine Oden affectirt und schwülstig — sie erfreuten doch ihre Zeit, meinen wir. In Stralsund wird Schill's und seiner That, als einer zwecklosen Greuelscene gedacht. Wer kann wissen, was in der Geschichte zwecklos ist? Oder will der Verf. uns etwa nachweisen, daß in der Begeisterung des Jahres 1813 nichts von der Erinnerung an Schill und seinen Untergang wiederzufinden sei. Er würde sehr irren! Er sagt: „die Zeit geht schnell." Wir geben das zu, doch so schnell geht sie nicht, daß nicht im Jahre Dreizehn die Erinnerung an Sechs und Neun mitgewirkt hätte.

Der zweite Theil dieser „Wanderungen" enthält „Rheinische Briefe". Der Verf. liebt den Rhein bis zur Extase. Er liebt auch die Rheinländer mehr als andere Deutsche; er kennt sie nur von ihrer lichten Seite; das durchaus beschränkende und gallisch-selbstsüchtige Element im Charakter des Rheinländers bleibt ihm fremd. Die kölner Angelegenheit bespricht er als ein Neutraler, nennt den „Athanasius" ein schriftstellerisches Pasquill und meint, die Rheinländer wären nicht so dumm, an Görres zu glauben. Sie glauben aber auch nicht an die Wahrheit. Die Wanderung durch das Siebengebirge ist, von der Naturseite her betrachtet, gar malerisch und erfreulich: man kann nicht wärmer und weicher malen. Die Gedanken darin geben uns jedoch manchen Anlaß zum Widerspruch. K. Gutzkow z. B. soll eine Verschmelzung von Goethe und Jean Paul sein! Gott bewahre uns vor solchen Schmelzungen! Mit einer Messerspitze voll Goethe'scher Weisheit gemischt, würde sogleich ein Niederschlag erfolgen, der die Nichtigkeit des ganzen Amalgamas erwiese! Auf der Löwenburg hat der Verf. eine andere Vision, die nicht besser begründet ist als jene. Halm's „Adepten" nennt er eine Probe platten Jambentalents, ein wienerisches Product, und Grabbe gefällt ihm besser. Diese jungen Stürmer haben doch an nichts Gezügelten und Gemäßigten Gefallen!

Die düsseldorfer Kunstschule hat keinen besondern Gönner an dem Verf. Er findet Schadow nicht geeignet, die Vermittelung der Kunst mit der Zeit zu bewirken, welche die Aufgabe des modernen Künstlers ist. Es geht in der Kunst wie in der Theologie, die alte Tradition beherrscht die Foderungen der Zeit. Auch das sociale Künstlerleben in Düsseldorf hat seinen Beifall nicht. Ein fideles Leben nach Art des Studententhums und der Schauspielergilden sagt dem Ernst der Kunst nicht zu und schlägt regelmäßig in sein Gegentheil, falsche Sentimentalität, um. „Die neuen Zerrissenen und Weltschmerzpoeten", sagt er, „habe ich meistens unzart und geil gefunden." Der Verf. will, man soll Sachen wie Le mauvais sujet malen, Heine, Béranger und Chamisso ausbeuten, seine Meinung ist nicht klar, aber er will, wie es scheint, die eine Kunst auf die andere pfropfen.

Eine romantische und mit trefflichen Naturbildern ausgestattete Wanderung durch das Arthal macht den Beschluß dieses Theiles. Die Ausweichungen sind meistens gegen die philosophische Facultät zu Bonn gerichtet, ohne viel Bedeutendes vorzutragen. „Wie der Rhein alle diese kleinen Ströme aufnimmt", so schließt er, „den paradiesischen Neckar, den mondscheinweichen Main, die Genremalerei der Nahe, den blitzenden Esprit der Mosel, die wildromantische Ahr: so muß der Dichter Alles einsaugen und darf nur zunehmen im Geiste. So will ich dich in meinem Dichten bewahren, du schöner Fluß — und wünschen, daß das Phantastische, was in deinen Thälern webt, mich nicht mehr an dem sicherstolzen Gange zur Unsterblichkeit hindere, als deine ausströmende Mündung den Vater Rhein!"

Und diese Worte sind bei dem Verf. nicht etwa ein Scherz, sondern voller Ernst. Wir finden, wie der Leser sieht, viel an ihm, schöne Anlagen, gutes Wissen, auch schöpferische Gestaltung; allein was wir vermissen, was wir an ihm zu finden wünschten, ist — etwas mehr Bescheidenheit! 39.

Literarische Notizen.

Arnal, der treffliche pariser Komiker, der, wie alle Welt weiß, jeden Abend im Vaudeville-Theater applaudirt wird, ist auch zugleich Dichter, was bisher die Welt nicht gewußt hat. Angekündigt wurde: „Épître en vers à Bouffé artiste du théâtre du Gymnase, par *Arnal*, acteur du théâtre du Vaudeville." — Von Léon Bruys d'Ouilly erschien: „Une fleur des savanes, ballade américaine." — E. Sue's neuer zweibändiger Roman: „Jean Cavalier ou les fanatiques des Cévennes", welcher mehr an Walter Scott als an die frühere Manier des Verfassers erinnert, der Geschichte in den Hauptdaten treu bleibt und eine große Menge von rührenden und komischen Episoden darbietet, erlebte bereits die zweite Ausgabe. — Von dem bekannten in verwilderter Manier schreibenden J. Lacroix erschien „Le banquier de Bristol", ein Roman.

Ferdinand Berthier erhielt mit seiner Schrift „Sur les sourds-muets avant et depuis l'abbé de l'Epée" den Preis, welcher von der Gesellschaft der moralischen Kenntnisse, Wissenschaften und Künste der Seine und Oise gestiftet worden. So weisen jetzt die Taubstummen nicht blos Handwerker und Arbeiter auf, welche ehrenvoll leben und ihre Familien mit ihrer Hände Arbeit ernähren, sondern auch Kupferstecher, Maler, Bildhauer, einen Dichter, dem es nicht an Kraft gebricht, endlich auch einen Prosaisten, Ferdinand Berthier, welcher über seine mit Sprache begabten Mitbewerber den Sieg davonträgt.

„Organisation du personnel d'un vaisseau" ist der Titel eines in Paris neuerschienenen Werkes von Casy, Contreadmiral, Major-General im Hafen von Toulon. Das Werk ist dem Prinzen von Joinville dedicirt und mit vielen Bildern und colorirten Platten geschmückt. Casy's hier entwickeltes System ist auf den Schiffen Trident in der Levante, Duquesne im mittelländischen Meer, Kalypso in der Schelde und Hercules im atlantischen Ocean zur Ausführung gekommen und hat sich hier glänzend bewährt.

Ein Beweis für die Popularität, welche E. T. A. Hoffmann in Frankreich genießt, ist die neue illustrirte Ausgabe, die von seinen Erzählungen veranstaltet wird. Die neue Übersetzung erscheint unter dem alten Titel: „Contes fantastiques de Hoffmann", in vier Bänden zu 4 Lieferungen. Die Übersetzung ist von H. Egmont, die Vignetten nach Zeichnungen von Camille Rogier. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 150. — 29. Mai 1840.

Briefe aus Sicilien.
Vierter und letzter Artikel.*)

Partenieo.

Schon vor unserm Eintritte in Calatasimi hatten wir im letzten sanften Lichte des Tages den wohlerhaltenen Tempel von Segeste auf fernem Bergrücken gesehen. Mit frühestem Morgen brachen wir auf, um ihm und dem Theater, den schönen Resten der alten berühmten Stadt, unsern Besuch zu machen. Erst zwischen tiefem Abhange und steiler, beschattender Bergwand, gegenüber jenem andern Bergzug, auf dessen Rücken man den Tempel in erhabener Lage erblickt, doch durch ein tiefes angebautes und von einem Mühlenbache durchschnittenes Thal von ihm getrennt, dann in so großem Bogen abschweifend, daß man gänzlich von der rechten Richtung abzukommen meint, drängt sich der Weg zwischen mauerhohen und dichten stachlichen Cactuswänden, die mit großen gelben Blüten über und über ausgeschlagen sind, hindurch, schwingt sich weit um den Berg, doch immer dem Zuge des Mühlenbachs folgend, und öffnet nach allen Seiten wechselnde Blicke großartiger Berglandschaft. Alle Formen werden von Punkt zu Punkt bedeutender, ausgeprägter, kühner; an die Stelle der lieblichen Matten sind wirkungsreiche Massen getreten mit starken Contrasten von Licht und Schatten, mit scharf auf den auch am Horizonte noch klaren Azurgrund gezeichneten Umrissen von großer Mannichfaltigkeit und Schönheit. Alcamo scheint, von der Südseite gesehen, im Flachen zu liegen, und zeigt sich erst von der andern Seite, nachdem man auf der Straße von Palermo die Richtung gegen Westen genommen, in seinem Glanze. Die vielfach gewundene Straße verändert bei jeder Biegung die reiche und großartige Landschaft, deren herrlichste Zierde der Golf von Castellamare ist. Je mehr man sich Partenico nähert, desto ausgedehntere Culturstriche, desto sorgfältigern Anbau des Bodens findet man. Hier sind viele Äcker mit Färbersumach bestellt, andere tragen gleichzeitig viererlei Frucht, indem stets ein Strich Korn mit einem Strich Wein abwechselt, zwischen den Reihen aber Artischocken gepflanzt sind und aus dem Allen hervor die Ölbäume ragen. Man könnte auch noch die Cactushecken dazu rechnen, denn die Früchte der Opuntia, mit welcher man bisweilen einen ganzen Acker besetzt sieht, dienen einem großen Theile der Bevölkerung eine Zeit des Jahres hindurch zur Nahrung. Die Frucht soll in Sicilien nicht den fadsüßlichen Geschmack haben, der sie, wenigstens mir, auch in der Gegend von Neapel überall unangenehm gemacht hat.

Zwar habe ich schon einzelne Bemerkungen über den Ackerbau Siciliens mitgetheilt, doch will ich versuchen hier das Nöthigste zusammenzustellen, um einen Überblick seines Zustandes auf der Insel zu geben. Herr Politi in dem Schriftchen, welches ich angeführt habe, lehnt das Urtheil des Ausländers über Sicilien ernstlich ab, indem er sich einer Stelle aus Borch's „Sicilischer Reise" bedient: „Quelque judicieux que soit un écrivain, quand il n'est pas du pays ou que du moins il ne s'est pas identifié citoyen de cette nation par un long séjour, il ne peut donner que des fausses lumières et tromper involontairement le public, en se trompant lui-même." Ich will mich aber lediglich an authentische, in Sicilien selbst erschienene Documente um so mehr halten, als ich nicht Sachverständiger bin. Niemand ist, der nicht in seiner Darstellung dieser Angelegenheit die außerordentliche Fruchtbarkeit der Insel rühmte. „Es gibt nicht leicht ein Land", sagt Pomp. Inzenga, „welches in gleich engem Raume eine gleiche Menge und Ergiebigkeit der verschiedenartigsten Producte zusammendrängt, welches mit allen seinen Erzeugnissen so durchgängig das Maß des eigenen Verbrauchs überbietet und somit Ausfuhrartikel besitzt. Unsere Cerealien können mit denen vom schwarzen Meere zwar im Preise nicht mehr concurriren, übertreffen sie aber zum Theil an Güte. Unsere Weine könnten durch ganz Europa verführt werden, wenn auf die Bereitung überall der gehörige Fleiß verwendet würde, wie das großartige Etablissement des Herrn Woodhouse in Marsala genugsam beweist. Unser Öl würde bei sorgfältiger Behandlung dem von Toscana und Frankreich die Spitze bieten. Unsere Eschen liefern reichlicher Manna als irgendwo. Unser Honig ist vorzüglich und wir könnten im Wachsvertrieb es wenigstens mit Venedig aufnehmen. Unsere Soda und Sumach sind besonders geschätzt. Wie viel Thunfisch und Schwertfisch könnten wir ausführen. Wie reich sind wir an Salz. Nimmt man den Reichthum an Südfrüchten, Johannisbrot, Süßholz, Nüssen, Mandeln, Hülsenfrüchten, Reis, Hanf, Flachs dazu, oder wenigstens die Möglichkeit, alle diese in außerordentlicher Menge zu produciren, so hat man eine Vorstellung von den natürlichen Schätzen der Insel." So sehr Inzenga allen Angelegenheiten des Landes die tröstlichste Seite abzugewinnen immer sich bemüht, kann er doch nicht verhehlen, daß das Beste in Sicilien bei dem „Könnte wol" stehen bleibt. Entschiedener sprach ein Kenner der vaterländisch-ökonomischen Verhältnisse, der Präsident der ökonomischen Gesellschaft von Calatanisetta, Gregor Barnaba, in vielen Sitzungen der Societät sich aus. Er vermißt alle Kenntniß zweckmäßiger Bewirthschaftungsmethoden und schreibt es diesem Umstande vornehmlich zu, daß sich seit 20 Jahren der Vortheil, den Sicilien von seinem Boden zieht, auffallend verringert habe. Er rügt die unnützen Brachen, die Vernachlässigung einer Menge von Düngungsmitteln, welche sich überall darbieten. Die Gleichmäßigkeit des Himmels und des Erdreiches erlaube, daß man für Sicilien, was anderwärts nicht leicht möglich sein würde, eine allgemein gültige Culturmethode feststelle, wozu man die vorhandenen Methoden im Lande selbst zu prüfen und an der Hand der praktischen Erfahrung die beste auszuwählen habe. Die Ackergeräthschaften seien durchgängig ganz elend. Der Obst- und Ölbau werde unbegreiflich nachlässig betrieben. Sie verstehen das vortheilhafte Beschneiden der Olivenbäume nirgend. Und die Behandlung des Öles sei ebenso unvollkommen wie die des Weines; an die Anlegung und Pflege von Gehölzen denke Niemand, so

*) Vgl. den ersten, zweiten und dritten Artikel in Nr. 62 — 65, 89 — 91 und 115 — 118 d. Bl. D. Red.

viel öde und der Forstwirthschaft günstige Hügel man im Lande habe. Über die Weincultur hat Gioach. Geremia, Mitglied der Gesellschaft von Catanien, eine besonders gründliche Abhandlung geschrieben, in welcher er eine genaue Topographie des ätneischen Bodens zum Behufe der Cultur gibt. Er klagt, daß man nicht darauf bedacht sei, die verschiedenen frühen und späten Sorten an die günstigen Orte zu setzen und nach ihrem Bedürfniß entweder hoch oder niedrig zu ziehen, daß das Pfropfen nur von Wenigen mit Geschick angewendet werde, daß sie das Kappen zum Schaden der Stöcke übertreiben, daß sie das Hacken und Untergraben verabsäumen, besonders aber, daß sie bei der Weinlese mit der äußersten Barbarei verfahren, die Sorten nicht trennen und reife Trauben mit unreifen durcheinander mischen; daß sie endlich nicht verstehen oder zu träge seien, den Wein von den Hefen zu scheiden und weder auf ein Klären desselben noch auf gute Lager Bedacht nehmen. Über die für Sicilien anwendbaren Baumarten gibt es eine Abhandlung von Gregorio Barnaba. Dr. Scigliani in Catania räth dringend an, das Land besser zu bewässern, die Ländereien mehr zu parcelliren, regelmäßiger abzutheilen und, wo es nöthig wäre, durch Kanäle auszutrocknen, Baumpflanzungen anzulegen und endlich einmal Ställe für das Vieh zu bauen. Ferner müßte man an die Einführung längerer Pachtzeiten denken, da es Gebrauch sei, nur auf halbjährige Kündigung, nicht contractmäßig auf eine Reihe von Jahren zu verpachten. Mit dem Reisbau ist es gar schlecht bestellt. Kartoffelbau würde für Jahre des Miswachses zum wenigsten sehr zweckmäßig sein. Die Regierung hat seit 1833 den Bau der Kartoffeln anempfohlen, und unter Anderm in Catania angefragt, wie hoch sich der Bedarf von Saatkartoffeln für das Valle stellen möchte. Ich weiß nicht, ob sie die Sache weiter verfolgt hat. Schon vor längerer Zeit hat die Regierung auch durch ein besonderes Decret den Anbau der Robbia (Krapp) empfohlen, aber ohne einigen Erfolg. „Man kann", sagt Dr. Scigliani, „den Unverstand nicht scharf genug tadeln, durch welchen wir die von der Natur uns geschenkten Vortheile aus den Händen geben. Auswärtige Speculanten kaufen von den unkundigen Bauern die wilden Robbiawurzeln für einen Spottpreis und ziehen einen ungeheuern Gewinn davon, während wir nach patriarchalischer Sitte immerfort nur Korn und Bohnen bauen. Auch der Safflor (Carthamus tinctorius) wächst wild in erstaunlicher Menge und wird ebenso wenig benutzt. Die Anpflanzung der Maulbeerbäume ist so unerhört vernachlässigt worden, daß sie im Valle von Catania nur noch in der Umgebung der Hauptstadt, im District Nicosia nur an drei Orten, in Caltagirone gar nicht mehr und sonst nirgend auf der Insel anzutreffen sind. Durch die Entdeckung des Lederfabrikanten Corrado Marano in Catania (vor etwa neun Jahren), daß die innere Rinde der Korkeiche ein treffliches Surrogat für den Sumach liefere, wurde in kürzester Zeit eine starke Nachfrage nach dieser Rinde zuwege gebracht. Und in einem Augenblicke waren die beträchtlichsten Eichengehölze niedergeschlagen! Ferner ist auf die Benutzung einiger unscheinbaren Producte aufmerksam gemacht worden, nämlich des Lavendels, der Spike und der am stärksten von allen duftenden Blüten der bittern Orangen, zur Bereitung wohlriechender Essenzen. Niemand hat den Wink beachtet. Giuseppe di Lorenzo hat die Pflege des Corbezzolo (Arbutus, Erdbeerbaum) empfohlen, der in mehren Arten in Sicilien wild wächst und wie jegliches Klima, so auch jegliches Erdreich verträgt. Er erfodert wenig Mühe, ist eine Zierde der Gärten und lockt die Drosseln und Amseln an. Sein Holz brennt gut und mit heller Flamme, läßt sich auch leicht bearbeiten und nimmt eine schöne Politur an. In England werden die Blätter des angenehmen Geruches wegen unter den Rauchtaback gemischt. Mit Eisenvitriol liefern sie ein treffliches Schwarz zum Färben der Baumwolle und Wolle, mit Bergalaun abgekocht ein schönes Grau. Mit Eichenrinde und Sumach vermengt, würden sie auch zum Gerben dienen können und die Ausfuhr des Sumach vermehren. Aller dieser Vortheile ungeachtet ist der Vorschlag in die Lüfte gegangen. Kurz, die agrarischen Gesellschaften arbeiten seit fast zehn Jahren an goldenen Hoffnungen, leeren Wünschen und eiteln Klagen, während der Bauer baut, was und wie er vor zehn Jahren baute, der Hirt die Heerde treibt und hütet, wie und wo er sie vor zehn Jahren hütete und trieb, der Weingärtner pflanzt, liest und keltert, wie seine Väter gethan, und Erdbeeren, Farbekräuter, Melissen und Orangenblüten nach wie vor unschuldig in der Wildniß wachsen."

Der nachsichtige Inzenga gesteht selber, daß es schmerzlich sei, zu sehen, wie der Oladsatz Siciliens sich mit jedem Jahre vermindere, wie das Land der Ceres selbst Korn und Mehl von der Krim, von Ägypten, sogar von Amerika sich kommen lasse. Aber er sagt, wenn sich die alten Erwerbszweige durch die Gewalt der Umstände verschlechtern, so müssen wir darauf bedacht sein, neue Quellen des Wohlstandes uns zu eröffnen und Jedem, was die Natur uns gibt, seinen Nutzen abzugewinnen. Er mißt die Abnahme des Wohlstandes mehr als der Vernachlässigung agronomischer Vervollkommnungen dem Zurückbleiben der Manufacturen und dem Mangel an Handelsbetriebsamkeit bei. Wir vertrauen zu sehr, fährt er fort, auf die Fruchtbarkeit unsers Bodens und müssen unsere Producte verschleudern, um die von uns verlangten Erzeugnisse anderer gewerbfleißigerer Länder einzutauschen. Minolfi spricht bestimmter und klagt bitterer: „Catania und Palermo sind die einzigen Städte, welche der Insel das Beispiel von Manufacturen geben, indessen auch diese ohne mit dem Auslande in Preis und Güte der Waare concurriren zu können. Wir liefern Seide und einige wenige andere Artikel und beziehen vom Auslande Tapeten, Vasen, Quincaillerien, kurze Waaren aller Art, Tuch, Leinwand, Sammet, Baumwollenwaaren, Häute, Lederwaaren, Galanteriearbeiten, Stahlwaaren und wie vieles Andere. Wir haben die schönsten Rohstoffe und Fremde bearbeiten sie, wir haben die besten Häfen und keinen Handel, den nicht Genua, Livorno und Marseille betrieben. Man nehme die statistischen Tabellen Europas, und sehe, wo mehr Verbrecher, Bettler, Herumstreicher, Findlinge, Spieler, Wucherer sind, und dann wo mehr Handel, Gewerbe, Ackerbau und Kunst blühen, und dann sage man, ob man Sicilien beträchtliche Fortschritte in der Civilisation nachrühmen könne."

Um die Gewerbthätigkeit des Valle di Catania zu beurtheilen, muß man wissen, daß der ganze District 61 Communen hat, von denen aber nur drei Manufacturen besitzen, nämlich Catania, Aci-Reale und Riposto. Catania und Aci liefern Seiden- und Baumwollenwaaren, welche nach Calabrien, Malta, Neapel rc. gehen; Riposto und etwa noch Giarre liefern Weingeist und Liquiritien. Der Seidenhandel Catanias hat schon seit der Revolution von 1789 gelitten, aber dennoch haben die Catanesen den ihnen überlieferten Industriezweig allein beibehalten und der größte Theil der Bevölkerung besteht noch immer aus Webern. Das Land selbst verbrauchte ehedem viel von dem Erzeugniß. Das Volk kleidete sich in seidene und sammtene Stoffe. Man machte die Beinkleider, Jacken, Frauenröcke, Mäntel daraus, überzog damit Sessel und Matratzen und verwandte sie zu Vorhängen, Kirchenschmuck und vielerlei anderem Bedarf. Seit der Anwesenheit der Engländer ist aber ein neuer Luxus eingerissen. „Sie haben uns mit Wucher", sagt Dr. Scigliani, „die scheinbaren Vortheile, welche sie uns zuführten, bezahlen lassen. Die Frauen der Mittelstände wollten nichts Anderes mehr als fremde Musseline tragen und denen der untern Classe wurden die Baumwollenzeuche, deren Faden sie selber spannen, zu gering, seitdem sie die ausländischen Kattune kannten. Die einheimischen Seidenstoffe mußten einer Waare weichen, welche keinen andern Werth hat, als den der Eigensinn der Mode und die Grillenhaftigkeit der bunten Muster ihr verleiht. Indessen suchten die betriebsamen Catanesen sich, so gut sie konnten, zu helfen. Als Ferdinand I. 1806 nach Catania kam, wurde Mancherlei angeregt. Sie machten sich

das Drilliren der Seide (filatura dell' organzino) zu eigen, mehre Weber gingen nach Frankreich, um die bessern Methoden kennen zu lernen, und insbesondere Benedetto Barlagollo führte die Jacquart'sche Maschine ein (in Sicilien genannt: alla Giaccára) und nahm den französischen Färber Peret und einen geschickten Weber, der im Auslande gelernt hatte, in seinen Dienst. Durch die Familien Auteri und Fragalà wurden die Maschinen vermehrt und die Gattungen der Waare vervielfältigt, sodaß man neben den auswärtigen Fabriken sich zeigen durfte. Zugleich wurde die Verbesserung der Baumwollen-Manufactur versucht. Man ahmte die auf der Arkwright'schen Maschine gearbeiteten Zeuche nach und machte Nankings, Pettinet und Flor, mit beträchtlichem Gewinn, der ohne Zweifel noch weit größer gewesen wäre, wenn es nicht an zureichenden Werkzeugen und Maschinen gefehlt hätte. Aber der Gewinn lockte Viele zur Unternehmung. Es strömten mehr Arbeiter herzu als man beschäftigen konnte, und in kurzem überstieg die Production den Bedarf. Hierzu kamen zwei schwere Jahre der Theurung, Jahre, in denen man die untersten Classen des Volkes im innern Lande ihr Leben des Winters mit den Blättern der Catti (Opuntia) fristen und im Thale von Girgenti mit dem Vieh um die Wette auf offenem Felde die wilden Kräuter abweiden sah. Die Preise der Lebensmittel stiegen und der Arbeitslohn sank. Der Weber, welcher zuvor 5 Tari täglich verdient hatte, konnte es kaum noch auf 1½ Tari bringen. Zu alle diesem Unheil gesellte sich die Pfuscherei, welche durch Waare von schmälerem Anstrag und einem mit Gummi oder Hausendlase gesteiften Einschlag und anderen Betrug die cataneſische Arbeit in Miscredit brachte. Seitdem hat die durch die Anstrengungen unternehmender Männer kaum gehobene Industrie unaufhörlich Rückschritte gemacht, und dem Verfalle wird nicht Einhalt gethan werden, wenn nicht durch Unterstützung von Seiten der Regierung die Fabrikanten in den Stand gesetzt werden, sich die erfoderlichen Maschinen anzuschaffen, erfahrene Arbeiter durch die Aussicht auf hohen Lohn, insbesondere geschickte Färber, Musterzeichner und Kattundrucker, in das Land zu ziehen, um mit den Fabriken Calabriens wetteifern und Waaren liefern zu können, welche, wie mit denen des Catanesen Geraci zum Theil schon der Fall ist, auch in England und Frankreich Beifall finden, wenn nicht eine Gewerbschule errichtet wird, um die den industriellen Zwecken dienenden chemischen und mechanischen Kenntnisse, sowie Geschicklichkeit im Zeichnen zu verbreiten; wenn nicht eine Bank (banco di circolazione) etablirt wird, um die kleinen Capitalien, welche gegenwärtig müßig sind, in Fluß zu bringen und dem verderblichen Wucher einen Damm zu setzen. An weitere Verbesserungen, an die Einführung von Wollenmanufacturen ist nicht zu denken, so lange die Grundbesitzer nicht auf Veredlung der Schafzucht ihr Augenmerk richten, so lange die Speculanten und Unternehmer an den Fingern rechnen und die Capitalisten ihr Geld am sichersten in ihren Kasten glauben."

In Palermo ist es fast noch schlimmer hergegangen als in Catania. Wie es um die durch Schweizer vor der Porta nuova auf der Straße nach Monreale eingerichteten Webereien, welche sehr schnell in Flor kamen, gegenwärtig stehe, habe ich noch nicht erfahren können. Aber die vom Baron Torrisi in Castel nuovo etablirte große Papierfabrik ist untergegangen, und die neuen Fabriken, welche in ihre Fußtapfen traten, sind kaum in Aufnahme gekommen. Die Tuchfabriken sind fast aus dem Gedächtniß verschwunden und die Baumwollenfabriken in den letzten Zügen. Schon früher ist die Unternehmung des Malvica, bei Monreale eine Fabrik von Thonwaaren anzulegen, verunglückt, und der Versuch des Königs Franz I., Merinozucht in Segana einzuführen und eine Wollenfabrik in Boccadifalco zu gründen, blieb bei den allerersten Veranstaltungen stehen. Zeuche und Papier bezieht Sicilien von Neapel. Im J. 1824 hat man durch ein neues Doganagesetz, welches alle ausländischen Waaren hoch belastete, die Ausfuhr der inländischen Produkte aber freigab, der Industrie aufzuhelfen gesucht. Indessen liegt der Schaden tiefer, als daß eine solche Maßregel ihn heilen könnte. Es fehlt den Capitalisten an Muth, da sie so Vieles täglich misglücken sehen, an irgend eine neue Unternehmung ihr Geld zu wagen. Zum Theil sind auch die Capitalien in den Ablösungen und Processen noch allzu sehr verwickelt. Und, was das Übelste ist, die Jugend Siciliens schämt sich des Gewerbes und Handels. Sie streben nach nichts Anderm, als in irgend ein, wenn auch noch so unbedeutendes und kümmerliches öffentliches Amt zu treten. Gewöhnt an Ansprüche, denen die kärgliche Besoldnug keine Befriedigung gibt, greifen sie zu jedem Mittel, um ihre Lage zu verbessern. Daraus erklären sich die furchtbaren Übel der Käuflichkeit und Bestechlichkeit, auf welche schon wiederholt hingedeutet worden ist. Eine Übersicht des sicilischen Handels möge folgende, von Minolfi mitgetheilte Tabelle geben.

Sicilien führt aus nach

Marseille	Genua	Livorno	Triest	Liverpool	Holland
Schwefel, Öl, Sumach, Pistazien, Kanthariden, Manna, Soda, Mandeln, frische und trockene Früchte, Sardellen, Knochen, Rinderklauen u. Horn, Ziegenhäute.	Getreide, Sumach, Pistazien, Öl, Soda, Mandeln, Wein, Kanthariden, Früchte, Lumpen.	Fast dieselben Artikel wie nach Genua, doch ist dieser Handel gesunken.	Früchte, Sumach, Wein, Ziegenhäute, Thunfisch.	Wein, Öl, Früchte, Soda, Sumach, Kanthariden, Manna, Schwefel.	Getreide, Früchte.

Sicilien bezieht von

Marseille	Genua	Livorno	Triest	Liverpool	Holland
Seiden-, Wollen- und Baumwollenwaaren, Gewürz, gahres Leder, Zucker, Kaffee, Quincaillerie- und Modewaaren.	Manufacturwaaren, Papier, Eisen, Blei, Kupfer, Gewürz.	Colonialwaaren, englische Manufacturwaaren, Gewürz, italienische Bücher.	Glaswaaren, Breter, Eisen, Blei, Kupfer, deutsche Manufacturwaaren, Instrumente.	Seiden-, Wollen- und Baumwollenwaaren, Nanking, Leder und Lederwaaren, Zucker, Kaffee, Eisen.	Stockfisch, Hering, Käse, Gewebe in Wolle, Flachs und Hanf, Eisen, Blei und Kupfer.

Wenn diese Tabelle auf den ersten Blick die ungünstige Stellung Siciliens in seinem Handel mit dem Auslande zeigt, indem es demselben nichts als rohe Producte liefert, seinen ganzen Bedarf in verarbeiteten Waaren aber von ihm bezieht, so erscheint das Übel noch ärger, wenn man erwägt, daß es bei dem Allen keinen Activhandel hat, ein Mangel, der ihm auch indirect zum größten Nachtheil gereicht, indem durch das Marinewesen, durch den Bau der Schiffe und durch die Bemannung derselben eine große Menge von Menschen Beschäftigung finden, und indem der unmittelbare Verkehr mit dem

Auslande, in welchen diese kommen würden, in jeder Weise belehrend und födernd zurückwirken müßte. Aber noch weit überraschender ist das commercielle Verhältniß Siciliens zu Neapel. Durch das schon erwähnte Handelsgesetz vom 30. Nov. 1824 ist nicht nur der Handel mit dem Auslande durch die starke Besteuerung der fremden Waaren regulirt, sondern auch der innere Verkehr auf der Insel selbst und ihre Verbindung mit Neapel festen Normen unterworfen worden. In ersterer Beziehung wurden zweckmäßig alle innern Zölle, die diritti di tratto und di portolanie, welche von den gegenseitigen Doganen der Erbarone und der Städte dependirten, aufgehoben und der innere Handel befreit; in letzterer eine sogenannte freie Cabotage zwischen Sicilien und Neapel verordnet. Es mußte befremdlich sein, wenn schon vor dem Anfang dieses Jahrzehnds sich allgemeine Klagen über diese neuen Einrichtungen erhoben, ja daß man daran dachte, den König um Abschaffung der Cabotage mit Neapel zu bitten. Man konnte diese Klagen und diese Absicht dem Festhalten an alten Vorurtheilen und der Kurzsichtigkeit der Betheiligten zuschreiben, wie der Präsident San Filippo in einem vor mehren Jahren in der Sitzung des königlichen Instituto d'incoraggiamento vorgelesenen Memorial wirklich that. „Der Antrag", sagte er, „würde unserm gesunden Verstande wenig Ehre machen, da die Maßregeln der Eifersucht im Handel, zumal mit einem benachbarten und eng verbundenen Lande, nur Früchte der Vorurtheile sind und der uns von unsern Vätern überlieferten Irrthümer, denn diese setzten den Reichthum des Landes in die Menge der baaren Münze." Aber schon in den Ausdrücken, die der Präsident selbst gebraucht, indem er Neapel ein benachbartes und engverbundenes Land nennt, liegt der Schlüssel des Räthsels. Wir können uns in Beurtheilung dieser Angelegenheit auf eine bedeutende Autorität stützen. Vincenzo Mortillaro ist es, welcher sagt: „Wer sieht nicht die elende Lage unsers Handels wie unserer Industrie ein! Und wer ist so blind, um nicht zu entdecken, daß das Wort Cabotage bei uns nur ein anderer Ausdruck für diejenige Einrichtung des Handels ist, welche man sonst Colonialsystem zu nennen pflegt?" Zur Erklärung dieser Äußerung erinnere man sich an das früher mitgetheilte Wort: „Wir sind Eines, wenn es Neapels Vortheil gilt; sobald es sich um den Vortheil Siciliens handelt, sind wir getrennt." Die Vereinigung beider Reiche ist durch den königlichen Act von 1816 ausgesprochen, will aber weiter nichts bedeuten, als die Unterwerfung beider unter dasselbe Scepter und die Einführung größtentheils gleicher Gesetze, sowie seit neuerer Zeit die Einheit der Truppenmacht. Denn die Administration und die Finanzen sind getrennt geblieben, daher in dieser Hinsicht Neapel und Sicilien wirklich zwei Reiche sind, deren Interessen oft einander schnurstracks entgegenlaufen. Für den Handel stellt sich dieses Verhältniß so, daß Sicilien, ungeachtet der scheinbaren Handelsfreiheit, beinahe gar nichts von den wenigen Producten, die nicht Neapel auch besäße, in Neapel einführen kann, während es selbst von neapolitanischen Erzeugnissen überschwemmt wird. Denn das Cabotagegesetz enthielt von Anfang an die Clausel, daß Ausnahmen je nach den besondern Verhältnissen in beiden Theilen der königlichen Besitzungen specieller Verfügung überlassen bleiben sollten. Durch diese Ausnahmen wird nun den Siciliern jeder Absatz im jenseitigen Reiche unmöglich gemacht. Was es hinüberführen könnte, ist sein Überfluß an Salz, Taback und Schießpulver. Diese Artikel sind aber Regale, also nicht mit in dem freien Seehandel einbegriffen. Die wenigen Eisenwaaren, welche Sicilien producirt, könnte es mit Vortheil in Neapel absetzen, denn um die eigenen Fabriken in diesem Genre zu heben, hat Neapel die Einfuhr des fremden Roheisens mit einem sehr hohen Zolle belegt, während diese Einfuhr in Sicilien nicht belastet ist; wohlweislich ist aber sicilisches Eisen unter die Ausnahmen von der Cabotage gestellt. Seine eingemachten Früchte und süßen Säfte würde Sicilien nach Neapel versenden können, da die dortige Consumtionssteuer des Zuckers um 6 Ducati pro Quintal theuerer ist, aber diese Artikel gehören zu den Ausnahmen. Sicilien verbraucht wenig Lumpen, weil es wenig Papierfabriken hat, und kann seinen Überfluß an Neapel abgeben, aber die neapolitanischen Lumpen bezahlen einen hohen Ausfuhrzoll, damit sie fein im Lande gehalten werden, während die sicilischen frei ausgeführt werden. Daher arbeitet Neapel mit den wohlfeilen sicilischen und eigenen Lumpen zum Schaden der sicilischen Papierfabriken. Endlich sind solche Producte, welche beide Reiche besitzen, in Neapel mit schweren Consumtionssteuern, die in Sicilien nicht existiren, belegt. Daher können die Neapolitaner wol ihren Wein leicht in Sicilien absetzen, trinken aber wenig sicilischen Wein, da die Versendungskosten, zu der hohen Abgabe zugeschlagen, ihn allzu sehr vertheuern. Auf diese Weise sind es die Ausnahmen, die neapolitanischen Ein- und Ausfuhrzölle und die Consumtionssteuer, welche die Cabotage zu einer bloßen Spiegelfechterei oder zu einem Mittel des Gewinns für Neapel zum Schaden Siciliens machen, oder die sicilische Industrie niederdrücken. In Bezug auf diese Lage der Sache erklärt Mortillaro mit dürren Worten: „Der vorgeblich freie Handel zwischen Neapel und Sicilien ist die Ursache von Siciliens Verderben." Und wenn er alsdann hinzufügt: „Wir sagen dies nur in einem wissenschaftlichen Sinne den Ökonomisten, nicht der Regierung, welche ja in ihrer Weisheit unserer Einsicht und unserer Rathschläge nicht bedarf", so kann bitterer nicht leicht Ironie gewürzt werden. Aber Hr. Vincenzo Mortillaro ist auch in Anerkennung seiner großen Verdienste und seiner hohen Gesinnung von der beschränkten Thätigkeit in Sicilien zu einem ansehnlichen Posten im Königreich Neapel befördert worden.

Um diesem Bilde des Handels und der Gewerbe im Großen ein Bild aus dem Klein-Gewerbsleben Siciliens anzureihen, führen wir den Leser in ein Cafe von Partenico. „Ice, very well!" rief uns der Wirth an, indem er uns brauchlicherweise für Ingresi nahm. „Wir halten jeden Reisenden", läßt Politi seinen Cicerone sprechen, „für einen Engländer; er sei nun Schweizer, Holländer oder Russe, der Schenkwirth, der Händler und Jedermann vom gemeinen Volk heißt ihn Mylord! Von dieser Nation waren die ersten Reisenden, deren Piaster wir besahen, und das ist genug, um jeden Fremden, der welche hat, zum Engländer zu machen." Genug, „Ice, very well!" rief der Mann und wollte damit sagen, daß sein Eis sehr gut sei. Es war aber in der That nicht besser als sein Englisch. Unser Kassenführer legte ihm in Ermangelung kleiner Münze einen Piaster (12 Tari) hin. Wir hatten 1½ Tari zu zahlen. Der Cafetiere bestand so fest auf seinem Glauben an unsere Nationalität, daß er uns mit der zuversichtlichsten Miene 6 Tari zurückgab. „Was soll das heißen? dies ist nicht unser Rest." „„Sie haben Recht, ich irre mich, haben Sie Geduld."" Er legte 2 Tari zu. „Wir haben drei Gläser Eis gehabt." „„Ja so, drei Gläser."" Er langte einen Tari mehr hervor. „Guter Mann, wir sind keine Engländer!" „„Sind Sie nicht? Ei, das ist etwas Anderes."" Abermals ein Tari. „Mein Freund, du bist wol ein Neuling, es fehlen 5 Bajoc." „„Ach, warten Sie, daß ich nachrechne. Ja, beim Leib eines Juden (corpo d'un Ebreo), es fehlen 5 Bajoc." Mit schwerem Stöhnen zählte er sie stückweis auf den Tisch. Sein Schafsgesicht, als sie ihm verächtlich zugeschoben wurden, war mehr als 5 Bajoc werth. Doch war die Großmuth sicherlich am unrechten Ort, oder man müßte nicht sicilisches Gesindel kennen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz.

Eine französische Dichterin, Madame Fanny Dufour, hat die Helden von Mazagran besungen und ihr Gedicht unter dem einfachen Titel „Mazagran" als Broschüre erscheinen lassen. Auch eine Mde. Anna Desessars hat sie in langschleppenden Alexandrinern gefeiert. Deutsche Frauen würden bei einer solchen Gelegenheit lieber Charpie als Verse zupfen. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 151. — 30. Mai 1840.

Briefe aus Sicilien.

Vierter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 150.)

Monreale.

Man würde den Siciliern sehr Unrecht thun, wenn man von dem Betragen des Kaffewirths in Partenico einen Schluß auf den Charakter des Volkes machen wollte. Partenico ist einer von jenen unglücklichen Orten, welche, in der Nähe der Hauptstadt und an der Heerstraße zugleich gelegen, von doppelter Seuche heimgesucht sind, von dem blendenden und verführerischen Beispiel der Stadt und von dem Durchflug der Reisenden, indem das eine sie mit Vergnügungssucht, Mode und Lastern ansteckt, der andere ihnen Müßiggang, betrügerische List und Habgier einimpft. Es ist nicht möglich, die Physiognomie eines so zerstückten und durch Jahrtausende den verschiedenartigsten Einflüssen preisgegebenen Volkes, wie die Sicilier sind, mit einigen Linien darzustellen, und sie unter dem bewegten Spiel der wechselnden Eindrücke zu erkennen, ist schon eine Aufgabe, welche der eilfertige Fremde in stetem Kampf mit der ausgeartetsten Classe der Bevölkerung nicht zu lösen vermag. Doch wird der sorgsame Beobachter zu einem einigermaßen richtigen Urtheil gelangen können, wenn er van dem breiten Strombett der Touristen ablenkt, wenn er das Volk da belauscht, wo es sich unbeobachtet dünkt und unter sich selbst unbefangen verkehrt, und wenn er die wirklich nationellen Dichter, welche das Volksleben durch sich selbst schildern, zu Führern nimmt. Wenn man nun, bei aller Vorsicht, dennoch fast überall viel kleinliche Gesinnung, niedere Schlauheit und Gewinnsucht bemerkt und über den Widerspruch erstaunt, in welchem diese Untugenden mit so vielen schönen Anlagen und ediln Neigungen, mit so großer Gutmüthigkeit und wahrhaft kindlicher Laune, mit so auffallendem Leichtsinn des Volkes stehen, so muß man bedenken, daß die substantielle Lage, die Bedingungen der Entwickelung aller Kräfte und der moralische und intellectuelle Gesichtskreis dem ursprünglichen Charakter im Leben ihr Siegel aufdrücken. So wenig man es den wissenschaftlichen Männern in Sicilien hoch anrechnen darf, wenn sie in alle dem Gelehrtenstande eigenthümlichen Fehler, in literarische Eifersuchten, in Dünkel, in gelehrte Charlatanerie, in hohle Aufgeblasenheit, Citatenkram und Phrasenschwulst noch leichter als anderwärts verfallen, weil sie, die Leistungen der Fremden sehend und ihren Ruhm bewundernd, in sich Kräfte genug fühlen, der Mittel aber zu deren Ausbildung, der sichern Grundlagen und der auf diesen erbauten innern Tüchtigkeit entbehrend, doch nach gleichen Lorbern ringen; so wenig man dem Gewerbe und Handel treibenden Theile der Nation dies zum schweren Vorwurf machen darf, daß sie hinter allen Anfoderungen der Zeit weit zurückbleiben, weil ihr Muth mit kaum gehobenen Flügeln überall an unüberwindliche Schranken stößt, vor denen er kraftlos zurücksinkt — ebenso wenig ist man das Volk zu schelten berechtigt, wenn es im engsten Bezirke, der ihm gestreckt ist, von der Noth gezwungen, seinen Vortheil sucht, wenn es unlautere Hülfsquellen nicht verschmäht, welche nicht die Erziehung, nicht die herrschende Sitte, nicht die Macht der öffentlichen Meinung brandmarkt. Ein Dr. Sinatra entblödet sich nicht, seinem Volke zu sagen, daß nicht die öffentlichen Einrichtungen, nicht die Steuern und Zölle an dem Unheil im Lande schuldig seien, sondern daß in seiner Gottlosigkeit, Liederlichkeit und Faulheit, in seinem Hange zum Vagabundiren und Betteln die wahre Ursache des gemeinsamen Elends zu suchen sei. Sehr wahr und sehr weise. Aber woher die Gottlosigkeit und Liederlichkeit, der Müßiggang und die Bettelei? Wo soll das Volk Arbeit finden, wenn meilenweite Felder Jahre lang brach liegen, wenn Hunderte von Städten keinen Hammer, keinen Hobel, kein Rad regen? Wie bitter ist Minolfi's Klage: „Weite, weite Ebenen und Felder stehen baum- und pflanzenlos, Hügel und Höhen warten auf Anbau. Was hülfe uns aber unser Fleiß? Wir haben nicht den Vortheil, unsern Erzeugnissen Absatz zu verschaffen. Wir wissen nicht uns gegenseitig zu helfen. Wir haben keine Bank, keine Sparkassen, keine wohlthätigen Anstalten, keine Volks- und Gewerbschulen, keine umlaufenden Bücher zum Unterricht des gemeinen Mannes." Es ist ein Sicilier, der so redet. Welcher Frevel, zu dem Schaden die Schande zu fügen, Bettler und Halunken die Unglücklichen zu schimpfen, denen mit den fremden Nationen kein anderer Verkehr offen steht als ein solcher, der sie aus Elenden zu Verworfenen macht. Wir haben heut hier in Monreale mit Augen gesehen, welch eine Saat die Fremden in Sicilien streuen. Die Offiziere von der englischen Flotte, welche uns überall wie unser Schatten folgt, vergnügten sich unter einem Schwarm zerlumpter, kothbesudelter, erbarmungswürdiger Creaturen kleine Münze zu werfen und das herzzermalmende Geheul ihrer Gier und die Wuth, mit welcher sie sich um die Beute rissen, zu belachen! Wer hat Worte, um solchen Jammer zu schildern, wenn zwischen den fruchtschweren Saaten der Fremde stundenlang von halbnackten Buben mit unermüdlicher Ausdauer verfolgt wird und sie mitten unter dem vollen Segen Gottes Hunger! Hunger! schreien hört; wenn er, daß sie nicht lügen, auf ihren abgezehrten Gesichtern geschrieben liest, und inne wird, daß sie die Noth hetzt, welche, wo kein Beten hilft, wol Betteln lehrt. „Habt ihr nicht Korn die Fülle?" „„Ja, die Herren und Pächter haben Brot genug."" „Arbeitet, daß ihr es erwerbet." „„Arbeit ist nicht!"" Wer hat den Muth, den Bürger zu verdammen, dem der Pfennig über die Ehrlichkeit geht, nicht weil ihm die Nichtswürdigkeit angeboren wäre, sondern weil der Pfennig ihm zum Leben fehlt? Und welch ein Beispiel hat der Mittelstand vor Augen? Die Großen sparen, sie müssen wol. Die Reichen halten ihr Geld zusammen, sie können und wissen es nicht anders. Das Geld hat keine Circulation im Lande; weil das eine Agens, welches in der ganzen Natur den andern an Macht gleich ist, die Bewegung fehlt, so legen sie auf dies eine allen Werth, auf die träge Masse. So wird der Geldbesitz zum Ziel ihrer heißesten Wünsche, und keine geistige Macht ist vorhanden, um das Gegengewicht abzugeben. Von Jugend auf wird ihr Interesse auf das elende

Metall gespannt. Wovon hören sie reden als von Bajoc und Tari? Mit ihren Lancasterschulen, gar nicht zu gedenken des schlechten Fortgangs, den die Angelegenheit gefunden, was gewinnen sie damit? Wenn auch die Kinder schreiben und rechnen lernen, das Beste fehlt, die Ausbildung der edelsten Kräfte. Den Unterricht in der Religion erhalten sie vom Priester in der Kinderlehre. „Bist du ein Christ?" „„Ja, das bin ich."" „Gib ein Zeichen!" Nun macht das Kind sein Kreuz. „Wie verehrt man Gott?" „„Man geht in die Kirche."" „Was thut man da?" „„Man hört die Messe."" „Wie hört man die Messe?" „„Man macht zuerst ein Kreuz, dann betet man den Rosenkranz und paßt auf, wenn der Priester sich bekreuzt, so thut man es auch."" „Zu wem muß man beten?" „„Zu den Heiligen."" „Was thun die Heiligen?" „„Sie können Menschen und Vieh heilen und Wunder thun."" Das ist die Kinderlehre. In gleichem Sinne geht der Unterricht fort durch das ganze Leben. Die Predigt des Capuziners ist in dieser Beziehung musterhaft, welcher den Gläubigen zum Fürsprecher den heiligen Joseph empfahl. Er erzählte ihnen, um den unbegrenzten Einfluß des Heiligen im Himmel zu beweisen, wie einen armen Bettler, den Sanct-Petrus aus Erbarmen eingelassen, der Herrgott habe wieder zum Thor hinauswerfen wollen. Da sei noch zu rechter Zeit des Armen Patron, San-Giuseppe, dazwischengetreten und habe dem Herrn der Heerschaaren gedroht, er würde, wenn dieser Bettler hinweggehen müßte, selber aus dem Himmel gehen, seinen Sohn, den würde er natürlich mitnehmen, und dieser, das verstände sich, seine Mutter, die aber wäre nicht umsonst regina angelorum, regina patriarcharum, regina prophetarum, regina apostolorum, regina martyrum, regina confessorum, regina virginum und regina sanctorum omnium. Da habe der ewige Vater, der doch nicht ganz allein im Himmel bleiben wollen, dem alten Vater Joseph seinen Willen gethan. Das ist der Unterricht der Erwachsenen. Und ihr Gottesdienst? Wir sind in keinen Ort gekommen, nicht in den kleinsten, in welchem nicht eben ein Kirchenfest gefeiert worden wäre. Am 7. wurde das Herz Jesu mit Glockengeläute, Kanonenschlägen vor der Kirche und in der Kirche mit zwei Trommelschlägen und einem Pfeifer verehrt. Am 8. führten sie dem heil. Pasquale zu Ehren in Castelvetrano ein Feuerwerk auf. Am 9. war Sonntag. Gestern sahen wir überall Gerüste aufschlagen zu Musik und Feuerwerk, ich weiß nicht für welches Heiligenfest. Am Charfreitage wird auf dem Markte die Kreuzigung und Kreuzesabnahme Christi unter gräßlichem Klaggeheul bestellter Weiber aufgeführt; am Ostersonntag setzen sich zwei Processionen von verschiedenen Kirchen aus in Bewegung; die eine trägt das Bild des Heilands, die andere das der Madonna in ihrem besten Putz voraus. Beide Züge treffen auf dem Markte zusammen, da werden denn die Bilder gegeneinander gestoßen, als ob sie sich umarmten, und das ganze Volk fällt unter Freudengeschrei auf die Knie. Die kleinen Buben im Zuge mit ihren Zindelkleidern und angenähten Engelflügeln benutzen den Augenblick und balgen sich nach Herzenslust oder laufen anderer Geschäfte wegen in die Nebengäßchen. Es ist nicht meine Absicht, hier gegen die Versinnlichung des Heiligen zu Felde zu ziehen, ich will das Bedürfniß dieses Volkes nach bildlicher Vorstellung des Unsichtbaren und lärmender Äußerung seiner Gefühle gern so hoch man will anschlagen. Aber wem bewegt es nicht das Herz zu sehn, wie die Armuth zu dem Plunderfeste, in der Hoffnung, daß der Heilige reichen Ersatz bezahlen werde, den erbettelten Heller steuert und sich einen Augenblick über das vorhandene Elend täuscht, um sich am nächsten Morgen doppelt elend zu fühlen? Wen kann ihr Knien und ihr Singen erbauen, wenn er aus der Saat des täglichen Kirchengepränges keine Frucht der Frömmigkeit aufgehen sieht? Und welch ein Beispiel gibt ihnen ein großer Theil der Geistlichkeit mit Wort und That! Ein Bischof sah während der Vesper, daß auf dem Orchelchore irgend ein unnützer Bursche Grimassen machte. Still die Musik! schrie er plötzlich mit Donnerstimme, und da die Orgel einhielt, zu Jenem gewendet: „Will wol das Schwein da herunter!" Der Malefieant entfloh bestürzt. „Weiter gespielt", herrschte der Priester. Die Andacht ging ihren Gang. In Girgenti weiß Jedermann, wie bequem sich die Herren Canonici den heiligen Dienst machen. Sie haben einen besondern Chor für den Sommer und einen besondern für den Winter. Der erstere befindet sich in der Kirche selbst und hat Sitze, die mit einem sinnreichen Mechanismus versehen sind. So oft nämlich die frommen Väter stehend zu singen haben, steigt aus dem Gestühl ein Sesselchen in die Höhe, welches ihnen auch dann zu sitzen möglich macht, wenn sie zu stehen scheinen. Der Handlungen von schmuzigem Eigennutz und von schlimmern Lastern eingegeben soll geschwiegen sein. Genug wahrlich, um dem armen Volke zur Arbeit Lust und Muth zu machen, wäre dies allein, daß in Monreale auf 8000 Einwohner 1000 Priester gezählt werden. Ich habe von ihnen manchen durch die Straßen stolziren sehen, dessen Verpflegung ich nicht übernehmen möchte, wenn ich nur 16 Hände ihn zu füttern hätte.

Als wir heute Morgen von Partenico aufbrachen, hielten zwei Unwetter ihren Einzug, ein schwerer Regenguß und ein Truppendurchmarsch. Die Truppen sind gesendet, um die letzten Spuren der bösen Winterunruhen fortzufegen. Der Regen raubte uns den Genuß der Gegend. Die Chaussee steigt hinter Partenico beträchtlich hoch. Wir ritten durch einen Nebel, der uns zugleich mit dem Gefühl des Fröstelns um ein paar hundert Meilen nordwärts versetzte. In kurzem schien der Himmel eine geöffnete Schleuse und wir glaubten durch einen Katarakt mitten hindurchzureiten. Unser Maulthierführer und der junge Bursch sein Bruder, welche für die ganze mehrwöchentliche Reise nichts, als was sie auf dem Leibe trugen, nicht ein Hemd zum Wechseln, nicht ein Regentuch mitgenommen hatten, drängten sich dicht an unsere Thiere und suchten sich unter den Flügeln unserer Mäntel zu decken. Da sie aber, dem Gießbach, welcher in ziemlicher Breite die Straße hinabschoß, ausweichend, bald rechts bald links sprangen, ohne ihren Zipfel fahren zu lassen, so wurden wir selbst jeden Augenblick des Schutzes, den unsere Mäntel uns geben konnten, beraubt. So wurden wir beiderseits gebadet, und doch würden sie uns, wenn wir ihnen den eingebildeten Vortheil versagt hätten, für sehr unbarmherzig gehalten haben. Unter einem Felsvorsprung sahen wir andere beladene Maulthiere ziemlich geborgen. Die Führer mit ihren weißen baumwollenen Zipfelmützen saßen ganz trocken und gemächlich im hintersten Winkel des sichern Ortes. Für uns war dort nicht mehr Raum, und neidisch über die schadenfrohen Augen, deren Pfeile wir zu fühlen glaubten, zogen wir vorüber. An einer andern Stelle sahen wir zwei Männer, welche sich in einen engen Felsenspalt gepreßt hatten. Die Capuzen ihrer braunen groben Regenmäntel waren über ihre Köpfe gezogen. Aber da der Hintere über seinen Vordermann hinwegzusehen sich bemühete, so schien es nur ein einziger Mann, ein braunes Ungethüm mit zwei vermummten Köpfen übereinander. Ich erwähne dieses unerheblichen Vorfalls nur, um der Pflicht der Menschenliebe zu genügen, indem ich folgende kurze Standrede feierlichst halte: „O du, wer du auch seist, der du dieses liest und dereinst das Land der Riesen und der Kinder des Sonnengottes, der Schmiede Vulcan's und den Liebling der ährenbekränzten Göttin, die heilige Trinacria, zu besuchen gedenkst, laß dich warnen und traue nicht auf die Beständigkeit des blauen Zeus, denn die Götter sind wankelmüthig und tückisch; laß dich durch die Vorstellungen deines maulthiertreibenden Knechtes nicht bestechen, eher dein sicheres Castell zu verlassen, um die gefährlichen Abenteuer aufzusuchen, als bis du dich überzeugt hast, daß ein wohlgeöltes Tuch zum Bedecken deiner fahrenden Habe in Bereitschaft ist, wenn etwa ein böser Zauberer, dein Feind, dich mit einem gleichen Platzregen wie deinen durchweichten Freund, der dir dieses räth, überraschen sollte."

Das Wirthshaus, in welchem wir vorsprachen, war sehr unscheinbar, und eine einladendere Herberge dennoch in ganz Monreale nicht zu finden. Aber wir fanden gute und reinlich be-

reitete Kost und eine freundliche Bedienung. In dem untern Raume, welcher zur Küche und zugleich zum gewöhnlichen Aufenthalt der Familie diente, stand im Winkel eine Jagdflinte angelehnt, welche recht gut schien. Ich nahm das Gewehr in die Hand, und hatte es, um es zu betrachten, eben in wagerechte Lage gebracht, als ich zu meinem Schrecken sah, daß der Hahn nicht nur aufgezogen, sondern auch das Kupferhütchen auf dem Piston war. „Seid ihr benedeit!" rief ich (ein Euphemismus für verdammt). „Was fällt euch ein, am lichten Tage das Gewehr schußfertig stehen zu lassen?" „„Wie"", versetzte der Wirth, „„ist der Hahn nicht in Ruhe? Leichnam eines Heiligen! (corpo d'un santo) da hab' ich's nicht in Obacht genommen, wie ich vorgestern von der Jagd kam."" „Aber, um die heilige Rosalie willen, bedenkt ihr nicht die Gefahr, der ihr euch und die Eurigen aussetzt?" „„Nicht doch, es steht da ganz still und rührt's Niemand an."" „Nur ein zufälliger Stoß ist nöthig, um es abzufeuern." „„Gut, so geht der Schuß in die Wand."" „Ja! und der zurückschlagende Hagel trifft, wen er mag." „„Ihr habt Recht, aber wer kann an Alles denken!"" So leichtsinnig ist dieses Volk. Mit den Gewehren mag, durch Springen des Laufes, Abfliegen des Pistons und auf andere Weise wol manches Unglück geschehen; sehr sorgfältig kann die Arbeit nicht sein, denn sie kaufen das Stück neu in Palermo für weniger als vier Unzen (12 Thaler).

Die Kathedrale von Monreale wird im Innern auf Befehl des Königs gänzlich renovirt. Die Arbeiten leitet der Herzog von Serradifalco, dessen vollständiger Name etwas umständlich ist: Domenico lo Faso di Santo Pietro, oder auch Pietrasanta, Duca di Serradifalco. Die Mosaiken an den Wänden werden mit sorgsamem Fleiße in ihren alten Mustern wiederhergestellt und, wo sie noch erhalten sind, ausgebessert. Die neue Arbeit übertrifft an Genauigkeit und Schönheit fast die alte. Man bedient sich dazu verschieden gefärbter Glasflüsse. Die Verzierung des Dachstuhls und, wie in allen sogenannten Basiliken, sichtbaren Deckengebälks hat viel unnütze Kosten verursacht, indem die schon fast durchgängig beendigte Malerei und Vergoldung auf Verlangen des Königs, dem sie bei seiner letzten Anwesenheit nicht gefiel, wieder vertilgt werden mußte. Der König, ich weiß nicht, wer sein Urtheil geleitet haben mag, hat Recht gehabt, wie einige noch vorhandene Stücke der vorigen mit antiken Ornamenten ganz unpassend ausgeführten Verzierung zeigen. Die neue Decoration entspricht weit besser dem Style des ganzen Denkmals, doch ist unbegreiflich, warum man zu den Arabesken nicht die Motive aus den noch vorhandenen Überresten der ursprünglichen Verzierung selbst genommen, sondern beliebige neue an deren Stelle gesetzt hat. Das Fenster an der Tribune hatte der Herzog mit brillanter Glasmalerei verherrlichen wollen, und ein großes Geld darauf gewendet. Sobald aber die Tafeln eingesetzt waren, zeigte sich die Wirkung dieser Pracht so tödtlich für die ganze übrige, obgleich sehr reiche Decoration der Kathedrale, daß die bestürzten Capitularen nicht anders glaubten, als der Teufel habe ihnen über Nacht die ganze Frucht der bisherigen Arbeiten und das Kleinod ihres Stolzes ausgetauscht oder verderbt. Die Sachverständigen konnten nicht leugnen, daß das Fenster eine artistische Unmöglichkeit war. Daher griff man zu dem Auskunftsmittel, eine große gelbe unbegreifliche Draperie davor zu hängen, und die Schönheit des Fensters wird dem Liebhaber auf Verlangen gegen besondere Gratification gezeigt.

Alle Welt spricht hier mit Entzücken von dem Könige von Baiern. Er wollte ihnen zu Anfange gar nicht wie ein rechter König bedünken, weil er gar nicht golden genug aussah und weil man ihm ordentlich wie andern Leuten in das Gesicht schauen konnte. Aber allmälig riß seine Leutseligkeit alle Herzen hin. Das ist noch ein König, sagen sie nun, der überall selber herumläuft und nach dem Kleinsten sieht und fragt, und immer gleich weiß und sagt, wie den Sachen zu helfen wäre. Sie sind sehr stolz auf das Lob, welches er der Schönheit und Fruchtbarkeit ihrer Insel ertheilt hat, und schieben ihm die freilich sehr natürliche, aber in Gegenwart der Sicilier wenigstens unglaubliche Äußerung unter: „Was wollte ich aus diesem Sicilien machen!"

(Der Beschluß folgt.)

Zur Literatur der polnischen Emigranten.

1. Vademecum Polskie, zbiór wiadomości przydatnych Polakom, d. i. Polnisches Vademecum, eine Sammlung von Belehrungen, die für Polen heilsam sind. Von K. A. Hoffmann. Paris 1839.

Eine von denjenigen noch immer ziemlich zahlreich erscheinenden Schriften, deren Verfasser in der festen Zuversicht, daß Polen noch einmal erstehen werde, die gegenwärtige Generation auf dem heimatlichen Boden und im Exil für eine bessere Zukunft vorzubereiten im Sinne haben. Die meisten dieser Schriften verlieren sich ganz in die Ferne und enthalten Anfoderungen und Rathschläge, denen jede Grundlage und daher alle Bedeutung fehlt; die vorliegende jedoch hat auch, abgesehen von ihrem Zwecke, einen literarischen und historischen Werth. Der Verf. derselben hat sich bereits früher unter den Polen durch seine patriotischen Gesinnungen, sowie durch mehre Schriften über die letzte Revolution einen Namen erworben. In seinem „Vademecum" theilt er nun zuerst in dem Abschnitte „Das exilirte Polen" die interessantesten Data über die polnischen Emigrirten, namentlich eine alle wichtigere Ereignisse umfassende Geschichte der Emigration vom Jahre 1831—38 mit, ferner eine genaue Statistik der Emigrirten in Frankreich nebst Angaben über ihre Beschäftigungen und ein langes Verzeichniß aller in der Verbannung bereits Verstorbenen u. s. w. Die Sterblichkeit unter den Emigrirten hat in Frankreich in folgendem Verhältnisse zugenommen. Im J. 1832 starben 11, 1833: 19, 1834: 39, 1835: 59, 1836: 53, 1837: 62, 1838: 74, zu unbestimmter Zeit: 25. Die Summe der in Frankreich allein Verstorbenen beträgt also 344. Davon starben eines natürlichen Todes 320, in Folge von Duellen 9, durch Selbstmord 14, hingerichtet wurde (1838) wegen einer Mordthat 1. In literarischer Hinsicht sind die Notizen über sämmtliche von den exilirten Polen begründete Zeitschriften von besonderm Interesse. Der zweite Abschnitt, „Das alte Polen" betitelt, besteht in einer Abhandlung: „über die Verwaltung des öffentlichen Schatzes im ehemaligen Polen." Hier finden wir den Verfasser, der vor der Revolution als Rath bei der polnischen Bank in Warschau angestellt war, in seiner Sphäre und auf einem Felde, von dessen Bebauung bisher alle polnische Geschichtschreiber, selbst der gelehrte Czacki durch die Schwierigkeiten in der Sichtung der Materialien abgehalten wurden. „Mehr und mehr überzeugen wir uns in der Gegenwart", sagt Hr. Hoffmann, „daß die Art, wie die Staatseinkünfte verwaltet werden, von der größten Wichtigkeit bei der Administration eines Staates ist. In dieser Verwaltung liegt das Geheimniß der Macht und der politischen Existenz der Staaten. Eine solche Geschichte der Finanzverwaltung Polens ist zugleich eine Geschichte seiner Verworrenheiten, ist durchaus politischer Natur. Wer in diese Verwaltung einblickt, wird nicht lange über die Hauptursache unsers Unterganges in Ungewißheit bleiben. Denn weshalb sind wir gefallen? Weil wir den Anfällen unserer Gegner nicht zu widerstehen vermochten. Und weshalb vermochten wir dies nicht? Weil uns Heere fehlten. Diese aber mangelten uns, weil wir kein Geld besaßen, weil wir Institutionen lieb hatten, die uns, Geld zu besitzen, nicht gestatteten. Wir sind also gefallen, weil wir dem Vaterlande nicht zahlen wollten, nehmen wollten wir immer nur und nicht geben, Alles foderten wir von dem Vaterlande und nichts wollten wir für dasselbe thun, wir vergaßen die wichtige Warnung des Tacitus: Neque quies gentium sine armis, neque arma sine stipendiis, neque stipendia sine tributis haberi queunt."

Seine Geschichte des polnischen Schatzwesens selbst theilt der Verf. in drei Epochen. Die erste reicht von den ältesten

Zeiten bis auf das J. 1365; in dieser Zeit befand sich die Verwaltung der Einkünfte des Reichs und das Recht, Abgaben aufzuerlegen, einzig und allein in den Händen der Regenten. Während der zweiten Epoche, von 1365—1717, ging das Recht der Ausschreibung von Abgaben zu dem Volke über, und diese verwandelten sich in „brüderliche" Beiträge, in freiwillige Collecten, gänzlich abhängend von dem Wohlgefallen einer jeden Provinz, einer jeden Wojewodschaft oder eines jeden Kreises. Die dritte Epoche reicht vom Jahre 1717 bis auf die letzten Zeiten; in dieser erhielten die Abgaben in Folge der Bildung stehender Heere zwar die Natur fortwährender öffentlicher Lasten für das ganze Volk, die Verbesserung des Schatzwesens unterlag aber schon der argwöhnischen Controle nachbarlicher Monarchen. Eine jede dieser Epochen findet in den Hauptzügen eine gründliche, sehr belehrende Erörterung, die von großer Umsicht und tiefer Kenntniß des verwickelten Gegenstandes zeigt und den Wunsch rege macht, daß an diesem „Vademecum" auch andere als blos polnische Geschichtsforscher Theil nehmen könnten.

2. Insurrection of Poland in 1830—31 and the Russian rule preceding and since 1815. By *S. B. Gnorowski* London 1839.

Keine Periode der polnischen Geschichte hat so viele Monographien erzeugt als die der letzten Revolution, in allen Sprachen suchen die Theilnehmer derselben ihre Zeitgenossen über ihre Thaten in Kenntniß zu setzen. Es wäre dies gewiß ein dankenswerthes Unternehmen, wenn nur nicht die Parteilichkeit, die die meisten dieser Schriften offen an der Stirn zeigen, die Mittheilungen von vorn herein verdächtigen möchte. Hr. Gnorowski hat ein Résumé früher erschienener Darstellungen geliefert. Er sagt zwar: „Die Materialien zu meinem Werke habe ich theils aus authentischen Documenten genommen, theils aus Mittheilungen der vorzüglichsten Stellen des politischen Dramas und aus eigener Anschauung", aber offenbar ist Mochnacki's Geschichte des Aufstandes seine Hauptquelle, Anderes ist aus Brzozowski, Pietkiewicz u. A. entnommen. Hr. Gnorowski hat die Darstellung der Begebenheiten und der Charaktere nach seinem Standpunkte, der ein offen aristokratischer ist, gemodelt und viele noch dazu ziemlich unwahrscheinliche Anekdoten hinzugefügt. Vor allen und unbedingt preist und erhebt er den Fürsten Adam Czartoryiski, wodurch er dessen Gegner nur vermehren dürfte. Er vergißt die richtige Bemerkung, die wir unlängst in einer Zeitschrift der Emigranten „Kronika" gefunden haben: daß während der letzten Revolution Niemand ohne Schuld geblieben sei, daß Alle gefehlt haben, und bei aller Achtung vor den Verdiensten und den Aufopferungen der Führer des Volks, keinem derselben Unfehlbarkeit zugesprochen werden könnte. Nun aber spricht Hr. Gnorowski dem Fürsten Czartoryiski alles Gute, das während der Revolution geschehen ist, allein zu, und er geht, um des Fürsten leicht für antinational zu erklärende Wirksamkeit vor der Revolution gleichfalls mit einer Glorie zu umgeben, so weit, daß er ihn mit dem Hochmeister der deutschen Ritter Wallenrod vergleicht, der um den Vaterlandsfeind desto sicherer zu verderben, sich diesem anschloß, und vermeint, das berühmte Gedicht des Mickiewicz habe in Polen um so größern Eindruck gemacht, da Jedermann unter dem Bilde des Hochmeisters den Fürsten Czartoryiski erkannt habe. Ebenso ist Hr. Gnorowski ein vorzüglicher Gönner des Professors, nachherigen Obersten Lach-Szyrma, dem er unter Anderm ganz mit Unrecht eine große Rolle beim Ausbruche der Revolution vindicirt. Dagegen kommen die Demokraten sehr schlimm bei ihm weg. Von Lelewel sagt er: „Geboren und alt geworden unter der geschwungenen Knute, ist Lelewel seinem Charakter nach eine Art Robespierre geworden." Ebenso nennt er Mochnacki, dessen Werk ihm doch die größten Dienste geleistet, einen talentvollen, doch wahnsinnigen jungen Mann (rash youth). Welche absonderliche Nachrichten Hr. Gnorowski von dem verstorbenen Kaiser Alexander hat, wollen wir der Curiosität wegen noch mittheilen. „Es ist sicher", sagt er, „daß der Vatermord, der auf Alexander's Gewissen lastete, ihm die Ruhe des Gemüthes raubte, und daß er sich nur deshalb dem Mysticismus in die Arme warf. Endlich flüchtete er sich in den Schoos der katholischen Kirche, welche die Vergebung keinem reuigen Sünder vorenthält. Seinen Übertritt bekundet folgende Thatsache. Auf seiner Reise nach Taganrog ertheilte der Kaiser in Orsza einem Franziskanermönche, der wegen seiner Frömmigkeit bekannt war, eine dreimalige Audienz von mehren Stunden. Während seiner letzten Augenblicke durfte kein griechischer Priester um ihn sein und er starb ohne geistlichen Beistand. Die Kaiserin wurde durch Jesuiten zum römisch-katholischen Glauben geführt und an ihrem Sterbelager befand sich ein katholischer Priester. Diese gemeinschaftliche Abtrünnigkeit war es auch, die das Band zwischen dem kaiserlichen Paare fester knüpfte." Ebenso unzuverlässig wie in Rücksicht auf die neueste Geschichte ist Hr. Gnorowski auch, wenn er in die frühere zurückgeht. Hier begeht er die ärgsten historischen Schnitzer. Sonach dürfte dem Verfasser seine Absicht, eine vollständigere und vollkommenere Geschichte des polnischen Aufstandes zu schreiben, als in allen bisherigen Werken zu finden ist, mislungen sein.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

M. Rousseau veröffentlicht die Entdeckung, daß man sich von der Reinheit gewisser Substanzen von jeglicher Verfälschung in ihnen nach dem Maße ihrer elektrischen Leitekraft versichern könne. Vor mehren Jahren beschrieb er eine einfache Vorrichtung, mit deren Hülfe man die Reinheit des Olivenöls nach gleichen Grundsätzen erproben könne; jetzt macht er bekannt, daß man auf eben diesem Wege Verfälschungen von Chocolate oder Kaffee entdecken könne. Reine Chocolate ist demnach kein elektrischer Leiter oder Isolator; denn in dem Verhältniß, als ihr mehlige oder fettige Masse zugesetzt ist, wird sie ein solcher Leiter. Ebenso beweist er, daß Kaffee ein Isolatorium ist, Cichorie dagegen, in häufigem Beisatz desselben, ein ausgezeichneter Conductor. Mit gleichem Erfolge wird man Rousseau's Darlegung nach dieser Probe bei der Untersuchung pharmaceutischer Extracte und Präparate anwenden können, da auf diesem Wege jede Beimischung und Verfälschung mit leichter Mühe zu ermitteln ist.

Die gewöhnliche Annahme von der großen Verschiedenartigkeit der Sprachen auf dem Continente von Australien hat sich auf einer in den ersten Monaten vergangenen Jahres vom Capitain George Grey unternommenen Expedition an der Westküste desselben — worüber Lord Russel der londoner geographischen Gesellschaft einen Bericht mitgetheilt hat — nicht bestätigt gefunden. Derselbe fand bei den Eingeborenen an der Gascogne, dem auf seiner Expedition entdeckten nördlichsten Flusse der Westküste, dieselbe Sprache wie bei den Uferbewohnern des Schwanenflusses und König-Georgs-Sundes, mit nur geringen dialektischen Verschiedenheiten, sodaß sowol Capitain Grey als die ihn begleitenden Eingeborenen aus letzterer Gegend sich ganz fließend mit ihnen unterhalten konnten. Das betreffende Sprachgebiet erstreckt sich in gerader Linie 650 englische Meilen lang an der westlichen Küste. 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 152. —— 31. Mai 1840.

Briefe aus Sicilien.

Vierter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 151.)

Palermo.

Die Gegend von Palermo ist ein Paradies. Welche Fruchtbarkeit in den Thälern, welche unvergleichliche Bergformen, welche Vegetation, welche Farben! Wer wochenlang die einsamen Wege Siciliens durchstreift, nichts als Städte gesehen hatte, welche sich höchstens unsern Landstädtchen vergleichen lassen, der muß sich in Palermo wie von einem feenhaften Traume überrascht finden. Plötzlich das Leben einer Residenzstadt. Eine Hauptstraße, dem Toledo in Neapel ähnlich, aber, so wenigstens dünkt uns jetzt, mit reichern Kaufläden auf beiden Seiten besetzt; fashionable Welt überall, Geräusch und Carrossen. Abends ist Alles in Bewegung, um die Kühle zu genießen. Die eleganten Equipagen bewegen sich in langsamem Zuge der Marine zu, und von dort zurück; die Schönen in geschmackvollen Toiletten finden Zeit genug, sich beschauen zu lassen. An den Ecken der Querstraßen stehen Blumenhändler. Sie tragen lange Stäbe, mit Sträußen von Jasmin, Rosen, Granat- und Orangenblüten besteckt. Die Kaffeehäuser sind hell erleuchtet und voll von Gästen. In Palermo wird die Kunst der Eisbereitung wie nirgend verstanden. Auch wird es den ganzen Tag vom frühen Morgen an bereit gehalten und genossen, während im ganzen übrigen Italien erst gegen Abend die Zeit der Gelaten beginnt. Wir lernten hier Creme kennen, die uns noch nirgend vorgekommen waren, unter denen sich das sogenannte Schiumone auszeichnet, zu welchem aufgerollte Teigblätter eines Zimmtgebäcks, mit Namen Zerbone gereicht werden. Vor einigen Tagen hörten wir in der Frühe Salutschüsse vom nahen Hafen. Wir machten uns dahin auf den Weg. Ein Bekannter begegnet uns: „Haben Sie die Zeitungen gelesen?“ „„Seit vielen Wochen nicht; was gibt's?““ „Große Dinge, große Begebenheiten! In Paris ist eine furchtbare Revolution gewesen. Den König haben sie todtgeschossen, die Tuilerien gestürmt. Das sind Alles so Gerüchte. Einige sagen, die Republikaner, Andere sagen, die Royalisten haben den Sieg davongetragen. Ich eile ins Kaffeehaus, leben Sie wohl!“ Wir kommen an die Marine. Die englischen Kriegsschiffe flaggen. Viele Equipagen. Ein großer Zusammenlauf von Volk. Truppen in Parade! „Was ist Neues?“ fragen wir einen der Zuschauer. „Die Königin von Frankreich wird ausgeschifft.“ „„Die Königin von Frankreich?““ „Sehen Sie, da steigt sie eben in den Wagen!“ Es war die Herzogin von Berri.

Wir haben beim Herzog von Serradifalco unsere Empfehlung abgegeben. Gestern Abend hat er unsern Besuch erwidert. Er ist ein feiner, sehr gesprächiger Mann. Sie haben doch keine Unbequemlichkeit von unsern Doganen gehabt? fragte er. Wir hüteten uns ihm zu erzählen, wie uns die Soldaten der dreifachen Zolllinie vor Palermo mit der Drohung, unser Gepäck zu durchsuchen, molestirt hatten, um einen Kaffee zu erpressen, und wie sie nur auf unsere Foderung, uns über die Visitation eine schriftliche Bescheinigung zu geben, uns mit Lachen hatten ziehen lassen; denn er fügte sogleich hinzu: „Wir setzen eine Ehre darein, daß unsere Untergebenen besser in Zucht gehalten sind als die neapolitanischen.“ Wir versicherten ihn, daß kein Reisender, welcher auf dem Landwege durch Italien gekommen sei, sich über einige Belästigung durch die Zollbedienten in Sicilien mehr beschweren würde, weil er die Schule gründlich durchgemacht habe. „Ich habe Befehl gegeben“, fuhr er fort, „daß man anständigen Fremden, welche, wie ja die Pässe ausweisen, zu ihrem Vergnügen oder mit wissenschaftlichem Zwecke reisen, keinerlei Beschwerde in den Weg lege. Wir wollen der alten Gastlichkeit der Väter nicht ungetreu sein. Die Fremden sind uns hoch willkommen. Wir wünschen Nichts angelegentlicher als ein immer regeres Leben im Verkehr mit dem Auslande. Ich wollte nur, daß die Mittel des Verkehrs reichlicher geboten würden. Aber gedulden Sie sich! Diese Zeit ist so fruchtbar an Erfindungen. Wer weiß? Wir haben vielleicht in kurzem Dampfwagen, welche regelmäßig durch die Luft fahren, wie jetzt die Diligencen auf den Landstraßen. Armes Sicilien!“ Dieser Mann spricht von Dampfwagen und gar von Luftkutschen. Hättest du nur erst ganz gemeine Landwege, die für Bauerwagen fahrbar sind. Dieser Herzog spricht von der erfindungsreichen Zeit. Und deine Weiber spinnen mit der Hand; deine Ackerleute pflügen mit einem Baumast; deine Lastwagen sind bepackte Steinesel; deine Sprenganstalt in den Straßen sind 20 Leute, die mit ihren 20 Eimerchen auf 20 Gängen Das nicht ausrichten, was ein einziger Wagen mit einer Wassertonne in zehn Minuten leisten könnte. Wir fragten ihn, wie es bei der neuen Luftstraßeneinrichtung mit den Zollvisitationen bestellt sein würde. Wir wünschten ihm aber, daß, wie Einige glaubten, durch die Vermehrung der Eisenbahnen würde endlich das Kriegführen unmöglich werden, so mit den Luftbahnen die Zölle unnütz werden möchten, damit er ganz seinen edeln Bestrebungen nachhängen und ungestört den Wissenschaften sich ergeben könnte. „Das glaube ich nicht“, war seine Antwort. „Ebenso wenig als die Könige werden die Zölle jemals aufhören. Denn die Menschen sind keine Engel und die Staaten keine Pflanzen, welche von Wasser und Luft leben. Ich gebe zur Deckung der Staatslasten den indirecten Auflagen beiweitem den Vorzug vor den Grund- und Mahlsteuern, die uns Siciliern das Leben aussaugen. Aber sein Sie unbesorgt. Wie andere Douaniers werden auch unsere Dampfrosse haben, und wir werden reiten, werden reiten, daß keine beladene Biene undurchsucht hindurchschlüpfen soll.“

Wie viel Vertrauen setzt ein Chef einer Verwaltungsbranche in seine Scharfsichtigkeit! Unmöglich, daß er nicht seine Leute kenne! Ein Schiff mit Contrebande legte bei Milazzo an. Es hat einige ausgehöhlte Masten, in denen die Waare versteckt war. Aber die Zollbeamten hatten durch Verrath von der List Nachricht bekommen. Gleich darauf erfuhr der Capitain durch einen andern Spion, den er im Solde hatte, den Verrath. Ei-

lig ging er ans Land und trat in Unterhandlung mit dem Doganeposten. Es war schwer, ihm zu helfen, denn der Verräther hatte auch außerhalb nicht geschwiegen; aber genau hatte er die Art, wie die Waaren verborgen gehalten wurden, selber nicht gewußt. Darauf baute man einen Plan. Das Schiff wurde für verdächtig erklärt und erhielt die Weisung, nach Trapani zu segeln, woselbst ein Lazareto sporco ist, doch sollte es, des Verdachts der Contrebande wegen, einige Zollsoldaten an Bord nehmen. Es ging in See. Die Gehülfen am Lande waren avisirt. Unterwegs in der Nacht — die Zollsoldaten schliefen — wurde an mehren Orten Anker geworfen und eine Partie Waare nach der andern gelöscht. Geflissentlich ließ man einige unbedeutende Gebinde im Schiffe zurück. Diese wurden nachher mit großem Aufsehen in Trapani mit Beschlag belegt und der Capitain bezahlte für diese die Strafe. Auf einem andern Posten standen die Douaniers eben in Unterhandlung mit einem Pascher wegen Waaren, die vor dem Zollhause selber verladen standen. Zum Unglück kam ein Gendarm dazu, der von der Sache nichts wußte. Der Pascher nahm ihn sogleich bei Seite, versprach ihm 30 Ducati, wenn er schwiege, und der Mann willigte ein. Er erhielt 10 Ducati baar und sollte die übrigen 20 Tages darauf im Zollhause in Empfang nehmen. Er fand sich ein und begehrte sein Geld. Er erhielt eine barsche Antwort. Nach einigen Erklärungen wurde ihm zu verstehen gegeben, von seiner Unterhandlung wisse man nicht, die Waare, welche er gestern gesehen, sei allerdings Contrebande gewesen, aber in Beschlag genommen worden. Wenn er mit einem Schmuggler sich eingelassen habe, desto schlimmer für ihn, man werde ihn deswegen denunciren. Der arme Teufel fing nun um Gottes willen zu bitten an und gab zuletzt seine 10 Ducati her, um die Andern zum Schweigen zu bringen. Diese strichen das Geld ein und lachten ihn hinterm Rücken aus. Es wird erzählt, daß die Zollsoldaten einander dem Wachposten um 10 und mehr Ducati abkaufen, wenn sie einige Vermuthung haben, daß zu bestimmter Zeit Contrebande kommen werde. Der Käufer riskirt dabei, der Verkäufer nimmt lieber den kleinern aber sichern Gewinn und überläßt den Andern die Ungewißheit des größern.

Messina.

Wir wären gern auf dem Landwege längs der Nordküste nach Messina zurückgegangen, wenn wir überhaupt noch einmal hierher zu kommen Zeit gehabt hätten. Aber von Palermo ging kein Schiff direct nach Neapel, wir mußten uns deshalb auf dem Neptun für die Fahrt nach Messina und von dort nach Neapel einschreiben lassen, wofür fast das Doppelte zu bezahlen ist. Hier wird uns nun gesagt, daß wir drei Tage müßten liegen bleiben, weil das Dampfschiff erst noch eine Küstenfahrt wegen des Baggerns der Häfen zu machen habe. Hätten wir dies voraus gewußt, so hätten wir getrost den Landweg wählen können, hätten weniger Geld ausgegeben und die Nordküste, welche an romantischer Schönheit alles Übrige übertreffen soll, gesehen. Gott sei Dank, daß die Privative der Dampfschiffahrt nach Sicilien endlich ihr Ende erreicht hat. Zehn Jahre hat dies abscheuliche Monopol auf dem Verkehr gelastet. Heute trifft hier zum ersten Male wieder ein Schiff der neapolitanischen Gesellschaft ein. Mit welcher Freude wird es begrüßt werden.

Ich schließe diese Briefe mit Wiederholung der Bitte, sie als das Resultat einer flüchtigen Reise durch das Land mit Nachsicht anzusehen. Leicht kann dem Volke, leicht der Regierung in Einem oder dem Andern Unrecht geschehen sein. Ich habe mich nur bemüht, die Eindrücke so wiederzugeben, wie ich sie empfangen habe. Wo es möglich war, habe ich die zuverlässigsten Mittheilungen, zum Theil officielle Actenstücke und Berichte an die Behörden benutzt, und habe überall, so viel ich glaube, meine Quelle angedeutet, damit Jedermann sich darnach sein Urtheil bilden könne. Sicilien kann eine wichtige Lehre geben. Sobald ein Volk in den Zwiespalt seiner alten Zustände und neuer Ideen einmal gestürzt ist, hilft es nicht mehr mit Versuchen der Absperrung gegen diese zu kämpfen. Das Band des Vertrauens zwischen Volk und Regierung wird zerrissen. Das Volk gewöhnt sich die Regierung als seinen Widersacher anzusehen. Was helfen alle nützliche Maßregeln, wenn Diejenigen, zu deren Besten sie gegeben sind, mit Argwohn sie aufnehmen, und sobald, was in menschlichen Dingen der gewöhnliche Fall ist, entgegengesetzte Standpunkte der Betrachtung möglich sind, jedesmal den gehässigen erwählen? Sicilien erliegt dem furchtbaren Übel, in allen Dingen das Bessere zu kennen und es nicht zu erreichen. Es fühlt durch und durch den Widerspruch seiner physischen und intellectuellen Kräfte mit der Möglichkeit, diese zu beschäftigen, seiner Hülfsquellen mit deren Ausbeutung, seiner Einsicht mit seiner Lage. Der Sicilier ist nicht träg, nicht dem dolce far niente Neapels ergeben, er ist nur leichtsinnig. Daher wird Vieles muthig unternommen und bald im Stich gelassen. Daher bedürfte er des fortwährenden Antriebs, den ein leichterer Verkehr mit dem übrigen Europa ihm geben würde. Sicilien scheint eine feste Hand, die es leite, zu erfodern, empört sich aber wider die Faust, die ihm entgegengestemmt wird. Die schönsten Keime liegen in diesem Boden verschlossen. Möge bald, möge bald eine fröhliche Saat daraus aufgehen! 49.

Zur Literatur der polnischen Emigranten.

(Beschluß aus Nr. 151.)

3. Revue slave, ouvrage non périodique paraissant par livraison. Paris 1839.

In eben dem Maße, als die slawischen Literaturen während des letzten Decenniums in sich selbst Kraft gewonnen und immer reichere Früchte geboten haben, ziehen sie auch mehr und mehr die Aufmerksamkeit anderer Völker auf sich, und namentlich haben in Deutschland die Versuche nicht gefehlt, die Deutschen in fortwahrender Bekanntschaft mit den Fortschritten slawischer Literaturen zu erhalten. Auch in Frankreich regt sich ein Verlangen nach Erkenntniß des Slawenthums, wozu zum Theil wol auch die Anwesenheit der emigrirten Polen beigetragen hat, und bereits hat die französische Regierung ihr Vorhaben ausgesprochen, einen Lehrstuhl der slawischen Sprache und Literatur in Paris zu gründen. Die vorliegende Zeitschrift, deren Redacteur X. B. (doch wol der aus der letzten polnischen Revolution bekannte Xaver Bronikowski) ist und die in zwanglosen Heften erscheinen wird, kommt diesem Verlangen entgegen. Sie scheint dem französischen Geschmacke vollkommen angepaßt zu sein, denn neben dem utile ist für den Franzosen auch das dulce da, indem die historischen und literarischen Untersuchungen mit politischen Raisonnements reichlich durchwebt sind. Es wird darin in einem Eingange und in einer Abhandlung: „Tendance slave", der tödtlichste Haß gegen die Unterdrücker der Slawen: Östreich, Preußen und die Türkei, und gegen die Despotie Rußlands, das alle slawischen Stämme unter sein Joch beugen will, gepredigt. Als die allgemeine „Tendenz der Slawen" wird ein Bestreben sämmtlicher slawischer Stämme nach Vereinigung unter dem Vortritte eines wiederhergestellten Polens bezeichnet. Hier hat der Verf. in seinem Eifer und befangen in tröstlichen Träumen — für jetzt wenigstens sind sie nichts Anderes — ganz außer Acht gelassen, daß, was er in so weiter Ferne sieht und was er als etwas allen Deutschen Verhaßtes bezeichnet, schon jetzt gerade unter dem Schutze deutscher Regierungen zu erstehen begonnen hat. Denn unzweifelhaft hat sich in den letzten Jahren in der Stille und fast ganz unbeachtet von dem übrigen Europa, doch mit überraschender Schnelligkeit, in sämmtlichen westlichen Slawen ein neues gemeinsames Culturelement entwickelt, dem nur die verständige Milde Östreichs und auch Preußens Dasein und Leben gewährt hat, und das man, wenn man will, selbst als Gegensatz gegen die russischen Tendenzen ansehen kann. Wir würden dem Verf. seine politischen Ansichten und seine Hoffnungen gern gönnen,

wenn uns nur die beiden historischen Abhandlungen, die außer jener politischen in dem Hefte befindlich sind, mehr genügten, leider aber ist die Förderniß, die durch dieselben für Erforschung und Aufhellung des Slawenthums geschehen soll, nicht hoch anzuschlagen. Die eine Abhandlung: „Über den Ursprung und die Geschichte der Vandalen", soll beweisen, daß die Vandalen zweimal in Gallien eingewandert seien, das eine Mal unter Godegesil 406 n. Chr., das andere Mal 260 unter einem Feldherrn Krokus. Diesen identificirt Hr. B. mit dem Fürsten Krokus oder Krakus, dem vermeintlichen Gründer von Krakau, den die slawischen Völker durch den großen Grabhügel an der Weichsel verehrt haben. Auch behauptet Hr. B., die Vandalen seien ein slawisches Volk gewesen, wofür er die Beweise in dem zweiten Hefte seiner „Revue" beizubringen verspricht. Die letzte Abhandlung handelt von den slawischen Sprachen, diese hätte man recht gründlich und umfassend wünschen mögen, da gerade hier den Franzosen jede genauere und tiefere Kenntniß abgehen dürfte. Aber auch diese Abhandlung bleibt durchweg auf der Oberfläche, und nur gleichsam im Vorbeigehen bespricht der Verfasser die vier slawischen Hauptdialekte. Er scheint nicht einmal eine genaue Kenntniß derselben, oder der darüber handelnden neuen Werke zu besitzen. Unter Anderm wiederholt Hr. B. den alten Irrthum, daß erst zwei Jahrhunderte nach dem Cyrillischen Alphabet das Glagolitische aufgekommen sei, und die wichtige Entdeckung, welche Kopitar in Wien in seinem „Glagolitica Clozianus" veröffentlicht und die bei deutschen und slawischen Sprachforschern so großes Aufsehen erregt hat, nämlich, daß das Glagolitische das ältere, ist Hrn. B. unbekannt geblieben.

4. Mloda Polska. Wiadomości historyczne i literackie, d. i. Das junge Polen. Historische und literarische Berichte. Mit dem Motto: „Glaube und Freiheit!" Paris 1840.

Gegenwärtig die beste der von den polnischen Emigranten begründeten Zeitschriften, erscheint seit 1838 monatlich in drei Octavbogen nebst vielen Beilagen. Sie trat 1838 an die Stelle der „Wiadomości krajowe i emigracyjne" (Nachrichten des Inlands und der Emigration), welche von dem Begründer der polnischen Buchhandlung in Paris, A. Jelowicki, das Jahr 1837 hindurch herausgegeben wurde, nachdem der „Rocznik emigracji Polskiej" (Jahrbuch der polnischen Emigration) gleichfalls nur nach einjährigem Bestehen von der französischen Regierung, angeblich wegen revolutionnairer Tendenzen, unterdrückt worden war. Die neue Zeitschrift, deren Redacteur Januszkiewicz ist, unterscheidet sich von allen Journalen der Emigrirten auf eine vortheilhafte Weise dadurch, daß sie ihre Spalten nicht in dem Maße, wie die übrigen, zum Tummelplatz der Parteiungen unter den Emigranten gemacht, noch auch für die Vorwürfe geöffnet hat, mit welchen die Theilnehmer der letzten Revolution nach unglücklichem Ausgange der Sache sich noch immer anfeinden. Dagegen versäumt sie nicht, über Alles, was für die Emigranten von Wichtigkeit ist, bald längern, bald gedrängtern Bericht abzustatten. Neben Nachrichten über den Zustand der Emigranten in den verschiedenen Ländern, Nekrologen u. s. w. stehen Berichte aus dem ehemaligen Polen; ganz besonders richtet die Zeitschrift ihr Augenmerk aber auf die neuesten Erscheinungen der Emigrantenliteratur; jede Schrift wird bald in umfassenden Recensionen, bald in kurzen Anzeigen besprochen. Auf diese Weise trägt die Redaction wesentlich zur Einigung der zerstreuten Polen bei, wie auch durch sie die wichtigsten Beiträge zur Geschichte der Emigranten veröffentlicht werden. Manchmal verfällt die Zeitschrift noch in einen dumpfen pietistischen Ton und den crassesten Katholicismus, wie sie denn in diesem das alleinige Heil Polens erblickt und sich als eifrige Vertheidigerin des Erzbischofs v. Dunin und der unirten Griechen in Rußland aufwirft, auch wol falsche Nachrichten aus Preußen und Rußland wiederholt, ähnlich denen, welche in den französischen Blättern an der Tagesordnung sind.

Außer dieser „Mloda Polska" erscheinen von den vielen Zeitschriften, die nach und nach unter der polnischen Emigration aufgetaucht sind und unter denen viele nur von sehr kurzem Bestande waren (ihre Anzahl beläuft sich auf 50), für das gegenwärtige Jahr noch vier Zeitschriften in polnischer Sprache. Zuerst das Organ des demokratischen Vereins in Poitier's „Demokrata Polski", seit 1837, redigirt von A. Tomkiewicz. Der ausgesprochene Zweck dieses Vereins, der am 17. März 1832 zusammengetreten ist und mit dem Beginne dieses Jahres 1041 Mitglieder in Frankreich, England und in der Schweiz zählte, ist: „durch Ausbreitung demokratischer Ideen das Volk zu seinen Gerechtsamen zu verhelfen, auf diese Weise die Massen desselben in Bewegung zu setzen und durch sie jedes Joch abzuschütteln, dann aber auf den Grundlagen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit ein Gemeinwesen zu erschaffen." Dies ist denn auch die Tendenz der Zeitschrift. Der Verein gab außerdem in einer Reihe fliegender Blätter eine „Musterung der Begebnisse Polens" („Przegląd dziejów polskich") heraus, welche in Auszügen aus den interessantesten Werken über Polens Geschichte und Gesetzgebung besteht.

Die übrigen drei Zeitschriften sind in neuester Zeit entstanden. Der „Trzeci Maj" (Der dritte Mai), redigirt von Orpiszewski, erscheint in Paris, monatlich in vier halben Bogen, und soll unter der Protection des Fürsten Czartoryiski stehen, wenigstens werden ihm monarchische Tendenzen untergelegt. Gegenüber steht der „Orzeł Biały" (Der weiße Adler), mehr den Demokraten zugewandt; er erscheint in Brüssel, wie man meint, nicht ohne den Einfluß Lelewel's. Als Redacteur nennt sich M. Sarmata. Zuletzt ist noch ein in Strasburg erscheinendes satirisches Blatt, die „Pszonka" zu erwähnen, es ist aber von geringerer Bedeutung.

Unter den eingegangenen Zeitschriften befindet sich die „Kronika Emigracyi Polskiej", welche der als Geschichtschreiber Polens bekannte Karl Hoffmann in Paris herausgegeben hat und die bis auf acht Bände angewachsen ist. Sie ist zur Geschichte der polnischen Emigranten unentbehrlich. Ferner der „Republikanin", den Dybowski in London, und der „Polak", den Michael Chodzko und F. Zawadzki in Paris herausgaben. Der letzte ging mit dem vierten Theile zu Ende. Selbst zwei der Industrie und Landwirthschaft geweihte Zeitschriften haben unter den Emigranten eine Zeit lang bestanden, nämlich in Brüssel der „Ziemianin Wszerada" und in Strasburg der „Gospodarz wiejski i miejski" (Der Wirth auf dem Lande und in der Stadt). 7.

Die Fürstin Daschkow.

Während die Memoirenliteratur französischer Kammerherren und Hofdamen mehr und mehr in unserm Credit sinkt, zieht ein auf gerade entgegengesetztem Boden erwachsenes Erzeugniß dieses Zweiges der geschichtlichen Literatur unsere Aufmerksamkeit in verdientem Maße auf sich. Es sind dies die vor kurzem in London nach dem Original von Mistreß W. Bradford in zwei Bänden herausgegebenen eigenhändigen Memoiren der Fürstin Daschkow, Ehrendame Katharina's II. Die Herausgeberin verließ als Miß Wilmot in Folge eines unglücklichen Familienereignisses ihr Vaterland 1803, um sich auf Veranlassung der ihr nahe verwandten Tochter des Erzbischofs Ryder, Mistreß Hamilton, mit welcher die verbannte Fürstin während ihres Aufenthaltes in England ein enges freundschaftliches Verhältniß angeknüpft hatte, in der unmittelbaren Nähe der Letztern bis kurz vor deren 1810 erfolgten Tode fünf Jahre lang aufzuhalten. In dieselbe Zeit fällt die Entstehung dieser Memoiren, deren Veröffentlichung nur durch die Einwendungen eines nun verstorbenen nahen Verwandten der Fürstin, welcher lange in England gewohnt hat, über 30 Jahre lang verzögert wurde, da die Herausgeberin dieselben ehren zu müssen glaubte, obgleich sie mit den ihr genau bekannten Absichten der Fürstin selbst, wie ihres Bruders und ältesten Freundes, des Grafen Woronzow, Ansichten im Widerspruche standen und der Grund dazu ein unbekannter blieb. Die Freundschaft ist zwar nicht immer eine

ganz unparteiische Geschichtschreiberin — wie denn auch das Hauptinteresse für die Herausgeberin darin liegt, der Welt eine gewichtige Widerlegung der von Geschichtschreibern und Anekdotensammlern über den Charakter der Freundin und Mitverschworenen der großen Katharina verbreiteten Verleumdungen und Irrthümer vorzulegen —, dennoch vergißt man diesen Verdacht leicht über den hier gelieferten schätzenswerthen Beiträgen und Aufklärungen über einen noch lange nicht hinlänglich erhellten Theil der Geschichte, wie über der nach dem Leben gezeichneten Schilderung des originellen Charakters der Fürstin, in welchem gleichsam die verschiedenen Individualitäten einer Christine von Schweden und einer Madame Roland, der Lady Montagu wie des Ritters d'Eon gemischt zu sein scheinen. Am kaiserlichen Hofe von frühester Jugend auf erzogen, gelangte diese hauptsächlich mittels des gemeinschaftlichen Geschmackes an literarischen Beschäftigungen zu der vertrauten, nachmals so bedeutungsvoll gewordenen Freundschaft der damaligen Großfürstin Katharina. Bayle, Montesquieu, Boileau, Helvetius und Voltaire waren ihre Lieblingsschriftsteller, und bei Letzterm wie bei Diderot erfreute sie sich während ihres Aufenthalts in Frankreich eines schmeichelhaften Empfanges. Die Beiträge zur Geschichte der Thronbesteigung Katharina's nehmen natürlich vor allem Andern unser Interesse in Anspruch, bei welcher sie ohne Widerrede als die erste unter den handelnden Personen auftritt; aber auch hier finden wir selbst solche Irrthümer berichtigt, die gerade nicht zu ihren Ungunsten erfunden sein können: so die allgemeine Angabe, daß sie in eigener Person in männlicher Tracht die Ismailoffsche Garde haranguirt und zum Aufstande angeführt habe. Im geraden Gegentheile erzählt die Fürstin, daß sie zwar nach der Verhaftung des Hauptmanns Passik und nach Absendung des Grafen Gregor Orloff zur Einziehung näherer Erkundigung über deren Veranlassung am Nachmittage des 27. Juni (9. Juli 1762) in männlicher Verkleidung ausgegangen sei und dem ihr zufällig begegnenden Bruder des Grafen, Alexis, Aufträge an die Verschworenen wie an die Kaiserin ertheilt habe, dann aber nach Hause zurückgekehrt und die ganze Nacht daselbst in der peinlichsten Einsamkeit zuzubringen genöthigt gewesen sei, weil der Schneider einen andern für diesen Tag bestimmten männlichen Anzug zu besorgen vergessen hatte. Während dieser Zeit sah sie Niemanden von den Betheiligten als den jüngsten Orloff, dem sie die seinem Bruder ertheilten, aber nicht gehörig ausgeführten Aufträge von neuem einschärfte, ihn für deren nachträgliche Vollführung verantwortlich machend. Erst am Morgen des andern Tages erhielt sie die Kunde von dem glücklichen Ausgange der Revolution. In ihrem vollen Staatsanzuge fuhr sie alsbald um 6 Uhr nach dem Winterpalaste, um der Kaiserin ihre Glückwünsche darzubringen. 47.

Literarische Notizen.

Von dem „Dictionnaire critique du langage politique, gouvernemental, civil, religieux, administratif et judicaire de notre époque, rédigé selon la lettre et l'esprit de la charte de 1830 et publié sous la direction d'un homme de la révolution" (mit dem Motto: „Omnibus veritas") erschien soeben die zweite Lieferung.

Über Lamennais' „De la politique à l'usage du peuple" erschien von Paulin Limayrac eine Broschüre; von Demselben erschien ferner eine Schrift unter dem Titel: „Lettre à un homme d'état sur l'éducation du peuple." 5.

Bibliographie.

Aschenbach, L., Hosianna. Geistliche Lieder nach Worten der heiligen Schrift zur christlichen Erbauung auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres. Gr. 12. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1 Thlr.

Bade, C., Napoleon im Jahre 1813, politisch-militairisch geschildert. 2ter Theil. Der Krieg in Deutschland. Zeitraum vom 4. Juni bis zum 3. September. Gr. 12. Altona, Blatt. 1 Thlr.

Bender, C., Ahasveros oder der Jude, wie er war, ist und sein wird. Eine historisch-kritische Beleuchtung des Judenthums und der Judenemancipation mit specieller Beziehung auf das Religionsbuch des Dr. Auerbach, Landrabbinen, nebst Grundzügen einer Reform des Judenthums. 8. Darmstadt, Leske. 1 Thlr. 4 Gr.

Blessington, Gräfin. Die Gouvernante. Roman aus der Gesellschaft. Nach dem Englischen von F. Steger. 2 Bände. 8. Braunschweig, Leibrock. 3 Thlr.

Claessen, H., Wahres und Falsches in der sogenannten Wasserheilkunde. Ein Wort der Verständigung an Aerzte und gebildete Laien. 8. Köln, DuMont-Schauberg. 10 Gr.

Delprat, G. H. M., Die Brüderschaft des gemeinsamen Lebens. Ein Beitrag zur Geschichte der Kirche, Literatur und Pädagogik des vierzehnten, funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts. Deutsch bearbeitet und mit Zusätzen und einem Anhange versehen von G. Mohnike. Auch eine Gabe zur vierten Jubelfeier der Typographie. Gr. 8. Leipzig, Cnobloch. 1 Thlr.

Ellendorf, J., Die Moral und Politik der Jesuiten, nach den Schriften der vorzüglichsten theologischen Autoren dieses Ordens. Gr. 8. Darmstadt, Leske. 2 Thlr.

Hauff's, W., sämmtliche Werke mit des Dichters Leben von G. Schwab. Neu durchgesehen und ergänzt. 1ster Band. 3te Gesammtausgabe letzter Hand. Gr. 16. Stuttgart, Brodhag. 5 Bde. Subscr.-Pr. 3 Thlr.

Heinichen. Vom Wiedersehen. Ob, wann und wo wir uns wiedersehen? Wohin gelangen wir nach diesem Leben u. s. w. 4te vermehrte und verbesserte Auflage. 8. Quedlinburg, Ernst. 8 Gr.

Huschberg, J. F., Geschichte der Allemanen und Franken bis zur Gründung der Fränkischen Monarchie durch König Clodwig. Aus den Quellen bearbeitet. Gr. 8. Sulzbach, v. Seidel. 2 Thlr. 16 Gr.

Marggraff, H., Justus und Chrysostomus, Gebrüder Pech. Zeit- und Lebensläufe. 2 Theile. 8. Leipzig, Engelmann. 1 Thlr. 12 Gr.

Müller, J., Gedichte in der Aachener Mundart. 8. Aachen, Mayer. 12 Gr.

Oelckers, Th., Der Freigeist. Ein Roman des neunzehnten Jahrhunderts. 2 Theile. 8. Leipzig, B. Tauchnitz jun. 2 Thlr. 12 Gr.

Pischon, F. A., Kurze Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst und ihres segensreichen Einflusses. Einladung zur bevorstehenden vierhundertjährigen Gedächtnißfeier Gutenbergs und der Buchdruckerkunst am 24. Juni 1840 zunächst für die Schulen. Mit 1 Steindrucktafel. Zum Besten eines Pensionsfonds für Schullehrer. 8. Berlin, Wolff. 2 Gr.

Prüfung der Philosophie des heiligen Georg Hermes von einem Freunde der Ansichten Bolzano's. Gr. 8. Sulzbach, v. Seidel. 16 Gr.

Reinhard, W., Bekenntnisse aus Leben und Meinungen. 2 Bände. Gr. 12. Karlsruhe. 2 Thlr. 8 Gr.

Der Sachsenspiegel herausgegeben von *J. Weiske*. 16. Leipzig, Hartknoch. 12 Gr.

Schnaase, Ed., Christliche Morgen- und Abendfeier in täglichen Gebeten. Eine Mitgabe für das Leben. Mit 1 Kupfer. 8. Berlin, Oehmigke. 1 Thlr.

Stockfeld, G., Andenken an den grossen hochberühmten Herrn Professor Ph. W. Van Heusde. 8. Aachen, Mayer. 8 Gr.

— — Poetische Versuche. 1ste Abtheil., religiösen Inhalts. 8. Aachen, Mayer. 6 Gr.

Strümpell. Die Hauptpuncte der Herbartschen Metaphysik, kritisch beleuchtet. Gr. 8. Braunschweig, Leibrock. 1 Thlr. 6 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 153. —— 1. Juni 1840.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Die Universität Heidelberg.

Es geht mit der Kritik eines Sitzes der Wissenschaft nicht so leicht wie mit der Recension eines Buches oder mit der Prüfung einer wissenschaftlichen Richtung. Das rege wirkliche Leben mit seinen Gegensätzen und Reibungen, mit der Verschlungenheit der Erscheinungen und Interessen, das Zusammenwirken und Auseinanderwirken der äußern Natur und des menschlichen Geistes, wie es sich in einer Stadt darstellt, will lange mitgemacht und angeblickt sein, ehe man es zur Einheit des richtigen Urtheils bringt. Je einflußreicher das Philisterthum auf die Wissenschaft oder diese auf jenes wirkt, je nothwendiger (dürfte man sagen) sie an einem Orte miteinander verbunden sind und sein müssen, je abhängiger das Eine von dem Andern ist, um so leichter geschieht, daß das Philisterthum sich das Gesicht der Wissenschaftlichkeit anmaßt und die Wissenschaft sich dem Philisterthume gefangen gibt.

Wir reden hier weder von den Philistern, die dem großen Simson so viel zu schaffen machten, noch auch allein von dem Philisterthume, welches ehedem der deutschen kühnen Studentenwelt so viel harmlose Freude verursachte, sondern vielmehr von einem Philisterthume, das sich in die akademischen Hörsäle eingeschlichen hat mit einer gewissen gewerbsmäßigen, durch Ein- und Ausfuhrverbote und durch Zunftherrschaft geschützten Behaglichkeit, das sich der wissenschaftlichen Kritik bemächtigt, wie sie von manchen Universitätszeitschriften handwerksmäßig betrieben wird, und das den Geheimschreiber noch zu oft, bei manchen Universitäten in der Regel, macht, in allen Geschäften, die die Leitung der Universität betreffen.

Es ist kein geringes Verdienst einer Zeitschrift, durch Ausstellung einzelner Bilder von den deutschen Universitäten nach und nach einen Überblick über den Geist des ganzen Universitätswesens zu geben. Denn einerseits ist blos Unternehmen ein Zeichen von einer gewissen Kühnheit im Angriffe auf das Gemeine und Unhaltbare, das, sich einschleichend, das Große und tief Begründete zu zerfressen droht. Andererseits ist es der einzig geeignete Weg, die bestrittenen Zustände und Übelstände der Universitäten ganz klar zu machen, das gemeinsame vorhandene Gute und das allgemein einreißende Schlechte zu bezeichnen und das noch Schlimmere abzuhalten, was unsern Universitäten auf düsterm Wege eingeimpft werden soll. Hatten sich die Universitäten früher mit ihren entschiedenen Feinden herumzutummeln, so sind es jetzt ihre wärmsten Freunde vielleicht, welche sie mit dem größten Schaden bedrohen, seit eine engherzige Philisterei mit elendem Maßstabe der Kleinlichkeit sich herausnimmt zu vollenden, was einer gewissen Ängstlichkeit noch ganz nicht gelungen ist.

In wie Vielem von Demjenigen, was in diesen Andeutungen enthalten ist, die Universität, von der hier gesprochen werden soll, Erfahrungen darbietet, so sehr ist es an der Zeit, jetzt derselben einige Seiten zu widmen, da ihr das Glück bevorsteht, wieder in einen Glanz kommen zu können, den ihr ihre frühere Besuchtheit verliehen hat, und da es an Mitteln nicht fehlt, ihr wieder einen wissenschaftlichen Rang unter den deutschen Universitäten zu geben, von dem sie in Folge von Misgeschick, Schwachheiten und Unaufmerksamkeit auf ihr eigenes Bedürfniß allmälig herabgekommen ist.

Heidelberg ist die schönste Universität Deutschlands. Wer es selbst gefühlt hat und einsieht, was es heißt, bei wissenschaftlichem Streben oder im Brausen der Jugend von einer überaus herrlichen Natur umgeben, unterstützt und gehoben zu sein, der wird, wenn er jemals Heidelberg und seine Umgebungen gesehen und genossen hat, keinen Widerspruch gegen jene Behauptung dulden. Nachdem die grünlichen Wasser des raschen, lebendigen reizenden Neckar ein kurzes enges felsiges Thal, dessen Höhen Wälder und Felder aller Art schmücken, sich schlängelnd durchströmt haben, finden sie bei einer auf neun Wegen

ruhenden herrlichen Brücke, unter welcher sie mit Hast durcheilen müssen, auf dem linken schmalen Ufer am Fuße des mächtigen Königstuhls auf langen Streifen eine schlanke schmale Stadt freundlichen Blicks hingelagert. Sie hemmen unterhalb der Brücke ihren Lauf, als ob sie so lange als möglich im Schatten der letzten höchsten grünen Berge, sich Kühlung für den Lauf auf der kommenden heißen Ebene holend, sich des freundlichen Bildes erfreuen wollten. Da liegt die belebte Stadt, und auf sie herab schaut von einem buschigen Hügel eine mächtige Ruine, das verlassene Schloß der Pfalzgrafen am Rheine, ein Denkmal großer deutscher Zeiten, ein Bild des Stolzes, des Reichthums, der Kühnheit und des Geschmacks. Hinter ihm steigt der Königstuhl bis zu 1800 Fuß über die Meeresfläche empor und zeigt mit seinem hohen Thurme der weiten Ferne ringsum den staunenden Fremdling und dem staunenden Fremdlinge die weite Ferne ringsum. Da aber der Neckar seine Wasser in die Ebene dem Rheine entgegenschickt, liegt an der linken Ecke des Thals der Geißberg und Trutzkaiser, und rechts der heilige Berg mit seiner Kloster- und Tempelruine, der am Fuße längs des Flusses hin mit freundlichen Landhäusern geschmückt und bis zur Hälfte der Höhe mit Gärten und Weinpflanzungen geziert ist. Von diesen aus blickt man gegenüber in die dunkelgrüne Schlucht, die sich zwischen dem Königstuhle und Geißberge hinaufwindet, und auf eine schroffe Felswand, der Riesenstein genannt. Gerade gegenüber der Mündung des Thals in einer Entfernung von vier bis sechs Meilen sieht man hinter einer reich bepflanzten Ebene von der Brücke und von dem Schlosse aus die mannichfach gegipfelten Höhen des Haardtgebirges und die sanftern Wellen der Vogesen, scharf gekantet am dunkelblauen Horizonte in violettem Thone. Soeben ruht die Sonne auf dem Rücken ihres Atlas, des Donnersberges, eine Feuersäule sticht in den Spiegel des Neckar, wir kommen von Frankfurt am Main her, beugen um die linke Ecke der Thalmündung im kleinen Dörfchen Neuenheim, uns gegenüber steht das Thal mit der Stadt in ahnungsreicher Abendruhe, und das Schloß, im Abglanze der Sonne, erscheint in der zauberischsten dunkeln Glut, als ob jeder Stein eine geheime Flamme durchzittern ließe, und es fehlt nur eine aus dem achteckigen Thurme hervorschlagende Flamme, um den Gedanken, das Schloß sei von innen heraus glühend, zu bestätigen.

Dazu kommen nun aber noch die fernern Umgebungen Heidelbergs, von denen wir nur das Neckarthal mit Stift Neuburg, Wolfsbrunnen, Ziegelhausen, Neckargmünd und Neckarsteinach, ferner die Bergstraße mit den Ortschaften zwischen Neuenheim und Weinheim, dann die Stadt Manheim mit dem naheliegenden Haardtgebiete in Rheinbaiern, die Stadt Schwetzingen mit dem nahen Speier, die Stadt Wiesloch, wohin man über Rohrbach gelangt, die naheliegenden Höfe auf dem Gebirge und den ganzen Odenwald erwähnen wollen, um deren Reichthum begreiflich zu machen.

Wohin man blickt und geht, reizende Bilder der Natur und erkräftigende und erfrischende Naturgenüsse! Diese entsprechen ganz dem süddeutschen Leben, das sich vorzüglich nach außen hin drängt, weil die Natur in hohem Grade anlockend und durch ihre Mannichfaltigkeit belebend ist. Die Vereinzelung der Familien, die spießbürgerliche Geselligkeit der Verwandtschaften und dergleichen, was im Norden den gemeinschaftlichen Genuß und gemeinsame Erholung fast überall nur zu leicht stört, sind dort seltene Ausnahmen. Ein Gegensatz findet sich unter den Ständen in Heidelberg, der, oft angefeindet, nichtsdestoweniger für das dortige Leben, insbesondere für den Geist der Universität von unberechenbarem Vortheile war und sein wird. Es ist dies der Gegensatz zwischen dem Stande der Gelehrten und dem Bürgerstande. Man kann ihn keinen feindlichen nennen, sondern einen Gegensatz der Richtung, der vorzüglich auch darin seinen Grund hat, daß der beiweitem größte Theil der Professoren Ausländer sind, die ihre Gewohnheiten, Sitten und Gebräuche möglichst festzuhalten suchen. Philisterthum und Gelehrtenthum bleiben möglichst getrennt und gestatten gegenseitig keinen Einfluß, der anderwärts der Wissenschaftlichkeit gar sehr geschabet hat. Es findet zwischen beiden Ständen sehr wenig oder gar keine Vereinigung oder Gesellschaft statt, und Versuche, welche gemacht worden sind, dies zu bewirken, haben starke Opposition gefunden. Die Professoren und mit ihnen andere Leute höhern gebildeten Standes stifteten eine Gesellschaft für das gesellige Vergnügen, welcher sie, sowie natürlich dem sehr großen, doch nicht ganz zur Zufriedenheit ausgefallenen Vereinigungsgebäude den Namen Museum gaben. In der Zeit der Bedrängniß, als die Studentenzahl, also auch die Zahl der Mitglieder aus der Studentenwelt schmolz, schien der Bestand dieser Anstalt sehr gefährdet. Das Gebäude ist auf Actien gegründet, von diesen soll außer der Verzinsung eine gewisse Anzahl jährlich amortisirt werden; wegen Abnahme der jährlichen ordentlichen Beiträge sank die jährliche Einnahme, man mußte den in frühern fetten Jahren ziemlich stark gewordenen Reservefonds angreifen, und man fing deshalb an von der bisher befolgten Regel abzuweichen, indem man sich bemühete, aus dem Bürgerstande zu ergänzen, was aus der Studentenwelt abgegangen war. Viele aus dem Bürgerstande griffen zu und alsbald zeigte sich Unbehaglichkeit und Unzufriedenheit bei den Mitgliedern aus dem andern Stande. Der Bürgerstand hatte inzwischen schon für sich eine ähnliche Gesellschaft gebildet, die, sowie ihr Locale, den Namen Harmonie führt und sehr in Blüte kam. Die gegenseitige Eifersucht nahm einen bedrohlichen Charakter an, und man hemmte das Übel in seinem Laufe, indem das Museum von seiner angefangenen sonderbaren Rekrutirung abließ. Jetzt besteht die Geschiedenheit wieder strenger und beide Theile befinden sich wohl dabei. Beide Gesellschaften aber stehen so, daß die Studentenwelt von keiner ganz ausgeschlossen bleiben darf, und so oft es versucht wurde sich der Studenten zu entledigen, so oft gab es bedeutende Störungen der Harmonie. Im J. 1828, als die Statuten des Museums entworfen waren, worin die Studenten auf eine unvorsichtige und unzarte Weise

von demselben abgehalten wurden, entstanden die heftigen Studentenunruhen, die mit dem Auszuge der Studenten und mit dem Verrufe der Universität endigten. Im J. 1835, als in der Harmonie das Liebhabertheater errichtet wurde, dessen Besuch den Studenten nicht gestattet sein sollte, entstand der abermalige gefährliche Aufruhr der Studenten; Bürger und Studenten bewaffneten sich, man wies sich die Zähne, die Studenten stürmten ein Haus, und man kann nicht sagen, wohin es gekommen sein würde, wenn der damalige Minister Winter den Knoten nicht mit einem polizeilichen Machtspruche zerhauen hätte, indem er das Liebhabertheater untersagte. Das Museum ist wegen des Standes der Gesellschaft und wegen seiner trefflichen Ausstattung an die Studentenwelt angewiesen, die Harmonie kann sich ihrer nicht erwehren bei Tanz und Spiel.

Gereicht schon dieses zweiseitige Verhältniß der Studentenwelt zum Vortheile, wie sich leicht einsehen läßt, so wirken aber noch zwei andere Umstände sehr zu Gunsten seiner Lebenslust. Der eine ist der Charakter der Pfälzer und der andere die Stellung und Politik der Universität.

Nirgend ist der pfälzische Volkscharakter so gründlich und geistreich dargestellt als in dem bekannten volksthümlichen Gedichte „Der Pfälzer in Konstanz", womit sich vor Jahren ein heidelberger Student verewigt hat. Des Pfälzers Vorliebe für seine reizende Pfalz und sein Volksleben geht jeden Augenblick in ein hochmüthiges Herabsehen auf andere Länder und Volksstämme über. Er hält sich von vornherein den andern für überlegen. Sein feiner beißender Witz macht sich sehr leicht seine Grenze zu weit und wird nicht selten für den Getroffenen eine quälende Verfolgung. Seine Liebe zum Genusse, gestachelt durch eine herrliche Natur, ist selten ganz frei von der Neigung zum unmäßigen Ausbruche, und das süße Nichtsthun ist ihm ein lieber Zeitvertreib nach öffentlichen und häuslichen Festlichkeiten, von denen er sich nicht gerne trennt. Seine politische Meinung steht vielfach unter dem wandelbaren Einflusse des Privatvortheils und die traditionelle Erinnerung an die alten kurfürstlichen Fleischtöpfe spielt dabei eine große Rolle. Daß nun dies Alles das fröhliche Studentenleben im höchsten Grade begünstigt, kann Jedermann leicht einsehen, und man mußte bis zum J. 1830 der Studentenwelt das Zeugniß geben, daß sie, ohne sich in das Getriebe des Bürgerlebens in Heidelberg völlig einzunisten, die Erscheinungen desselben mehr als nutzbares Object betrachtete und für sich ausbeutete, ohne mit dem Bürger Gemeinschaft zu machen. In den ersten Jahren nach der Julirevolution aber ließ ein toller, jedoch politisch wenig gefährlicher Schwindel von Ausgleichung und Annäherung die zwischen Studenten und Bürger gestellte Schranke fallen und man vermischte sich gegenseitig zu beiderseitigem geistigen und wirthschaftlichen Nachtheile durch alle Arten von Brüderschaft, bis die schlimmen Folgen beide Theile wieder zur Besinnung brachten. Der Musensohn wurde Philister und der Philister Musensohn. Ein Jeder wurde in seiner neuen Sphäre gemein, weil Jeder seinen Stand vergaß. Jetzt ist die Scheidewand wieder aufgestellt und man sieht ein, daß der gemischte persönliche Umgang nicht das wahre Ideal ist. Dagegen gilt der Student für den Herrn, der zwar nicht überall zu befehlen hat und auch Widerspruch sich gefallen lassen muß, aber vom Bürger mit aller Zuvorkommenheit, welche ihm schmeichelhaft und wohlthätig ist, behandelt wird. Es wird kaum eine Universitätsstadt geben, wo von Hauswirthen und sonstigen Bekannten aus dem Bürgerstande den Studenten in Freud und Leid, in Glück und Drangsal so viele und schöne, oft wahrhaft uneigennützige und selbst aufopfernde Theilnahme, Unterstützung, Sorgfalt und Hülfe gewidmet wird wie in Heidelberg. Der heidelberger Bürger ist hierin oft zu nachsichtig und verschwenderisch, nicht selten zum sittlichen und wirthschaftlichen Nachtheile manches Studenten, sodaß man es auswärts nur insoweit für möglich hält, als sich der Bürger durch allgemeine hohe Preise zu entschädigen suchen müsse. Indessen ist dies so wenig wahr, daß die wegen Prellerei bekannten und verdächtigen Häuser allenthalben, nur nicht von den Verbündeten, bezeichnet werden. Aber der Student findet allenthalben in der Stadt an Wohnung, Speisung, Getränke, Wäsche, Bedienung u. dgl. Alles so, was und wie er es nur wünschen kann. Der Bürger und Hauseigenthümer richtet sich ganz hierauf ein, daher auch Familienwohnungen vorzüglich seit der großen Frequenz der Universität schwieriger und theurer zu haben sind als vormals. Des Bürgers Wunsch ist große Frequenz der Universität. Nicht weniger aber ist es auch der Wunsch der letztern selbst.

Die Universität richtet ihre Politik im Allgemeinen auf ihre eigene Frequenz ein. Die vielen Feinde, welche sie wegen ihrer frühern Blüte und wegen hervorstechender wissenschaftlichen Richtung sich erworben hat, suchten dies gar oft mit Übertreibung nur zu ihrem Verderbnisse hervorzuheben. Es gibt jedoch in der Leitung des Studentenlebens von Seiten einer Universität zwei äußerst schädliche Extreme. Das eine ist das leichtsinnige und habsüchtige Dulden des offenbaren Skandals, ohne mit aller Strenge des Gesetzes dazwischenzutreten, und das andere ist ein ängstlich trübsinniges und herrschsüchtiges Aufpassen, Alles Wissen und Alles untersuchen Wollen. Das erstere Extrem ist sittlich am schlimmsten, wenn es in ein förmliches, wenigstens stillschweigendes Billigen des anstößigen Unfugs und der Roheit übergeht. Das andere Extrem ist sittlich am schädlichsten, wenn es ein Zustutzen der Studenten nach der ekelhaften Prosa und Förmlichkeit der Modewelt und ein Einzwängen derselben in die Bande des ernsten Alters und grübelnden Gewerbslebens beabsichtigt. Es ist ganz klar, daß Ausbrüche des jugendlichen Übermuths bei der Studentenschaft unvermeidlich sind und daß sich die studirende Jugend ihrem Alter und Charakter nach wol an Fleiß, Anstand und Sittlichkeit, nicht aber an alle Formen des gewöhnlichen bürgerlichen und höhern geselligen Lebens mit derjenigen Bereitwilligkeit gewöhnen wird, welche Diejenigen, die sich darin wegen Geschäft und Stand zu bewegen haben, überall gerne annehmen mögen. Jene beiden Extreme

können am besten durch strenge Handhabung der Gesetze, durch Festhaltung an der richterlichen Form bei Untersuchungen und Urtheilen, und durch, wenn auch noch so strenge, nur öffentliche Aufsicht vermieden werden. Dem jugendlichen Charakter, der geleitet werden soll, sagt Strenge, Offenheit und Gerechtigkeit am meisten zu. Dies sind die Grundsätze, wonach, von der Restauration der Universität an, Kenner und Freunde der studirenden Jugend, wie Thibaut, die Policei und Gerichtsbarkeit der Universität Heidelberg verwalteten. Die Zeiten und persönlichen Verhältnisse haben sich seit der Beendigung des deutschen Freiheitskampfes sehr verändert. Das Studentenleben nahm aus politischen und moralischen Ursachen seit 1826 u. 1827 eine weniger edle, weniger männliche Richtung an, und das zunehmende Alter untersagte den ehemaligen Lenkern der Universität eine kräftige unmittelbare Theilnahme an der Handhabung der Ordnung, ohne daß dieser persönliche Verlust der Universität ersetzt wurde. In den Jahren 1830 u. 1831 traten unter den Studenten und Professoren politische Spaltungen ein, von Manchem wurde trotzköpfiges Benehmen der Studenten als Äußerungen des Sinns für politische Freiheit angesehen, und die Gegner dieser Ansicht hatten nicht die Kraft zum Widerstande, auch kein Ansehen bei den Studenten, während die alten Heroen sich leidend verhielten. Es geschahen von Prorector und Senat Zeichen der Schwäche, unvorsichtige amtliche und Privatäußerungen und Widersprüche Einzelner in Privatversprechungen und amtlichen Gutachten gaben Gelegenheit zu Zeitungsartikeln. Eine liberale Versammlung in Weinheim hörte hochtönende Reden von Studenten, nachdem ein berühmter Professor gesprochen hatte. Das Vertrauen auf politische Consequenz erlitt einen gewaltigen Stoß, als in kurzer Zeit von einer berühmten Feder zwei Gutachten von innerlich ganz entgegengesetzter Tendenz erschienen. Eine öffentliche Vorlesung eigener Art vereinigte und erhitzte ein gemischtes Publicum. Es waren politische Bierclubs zusammengetreten, welche sich den bittersten Spott zuzogen wegen Gemischtheit der Stände, wegen Albernheit und Unmäßigkeit. Das Unglück, wie es sich leibhaftig in den auswandernden Polen darstellte, gab der politischen Maßlosigkeit einiger Unbedachtsamen auf öffentlichem Balle abgeschmackte Trinksprüche ein. Der sehr kleine und verfolgte radicale Theil der Studentenwelt vermaß sich so weit, daß er eine Eingabe an die zweite Kammer der Stände machte, worin er um gänzliche Reorganisation der Universität bat und alle Achtung und Rücksicht mit Füßen trat, welche er der Stadt und Universität schuldig war. Diese merkwürdige Eingabe fand, wol nicht ohne absichtliche Veranlassung, ihren Berichterstatter an einem wegen der von der Universität gegen seine Söhne geübten Strenge auf diese Anstalt ungehaltenen Manne, und bei der Discussion erfreute sich gerade derjenige beliebte Redner, welcher die Universität hätte vertheidigen wollen und können, im Schoose seiner Familie in Heidelberg eines kleinen Urlaubs. Die Universität wurde auf diese Art fast von Staats wegen verunglimpft und über alle Gebühr beschimpft, ungehört und unvertheidigt dem europäischen Mistrauen blosgestellt. Eine solche Schmach hat noch keine Universität ertragen, wenn man bedenkt, wie wenig es die Corporation als solche verdiente. Sie, diese ganze Corporation, war es, welche mit der Stadt büßen mußte für persönliche, politische und literarische Schwachheiten Einzelner. Sie hatte dieselben niemals gebilligt und der größte Theil ihrer Mitglieder war im Worte wie in der Gesinnung allen jenen Unbesonnenheiten und Gemeinheiten fremd und abhold. Aber leider nicht in der That. Denn Keiner stand auf, um den bösen Dämon mit dem bewährten Talisman des allgemeinen Ansehens, der geistreichen schlagenden Beredsamkeit und unwandelbarer Charakterkraft zu bändigen, weil jeder fürchtete sich in Parteiungen begeben zu müssen. Die Studentenwelt gerieth aber in einen immer tollern und bedauernswerthen Strudel der Unanständigkeit und Roheit, und setzte der Schwäche unsäglichen Trotz und Hohn entgegen, der selbst in Untersuchung und Bestrafung eines Haussturmes 1833 noch keine Grenze fand. Die Duellwuth und Völlerei erstieg den höchsten Grad, ohne ein wirksames Gegengift zu finden. Die Universität ward von den Besserdenkenden aufgegeben. Erst der berühmte Universitätsbann war das Gegenmittel gegen den verderblichen Rausch, und dem Übermuthe der Einzelnen folgte die Reue, denn sie büßten mit dem Ganzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

Über die Erfindung einer neuen Gravirmethode mittels Voltaischer Elektricität hat der Ueheber derselben, Thomas Spencer zu Liverpool, in einem Schreiben an das „Athenaeum" neuerdings neuere Erläuterungen gegeben. Die schon bekannt gewordenen Proben ihrer Anwendung bleiben hinter den von ihm selbst angestellten Versuchen und Vervollkommnungen noch weit zurück, und obgleich letztere dem Anscheine nach unbedeutend sind, so werden sie doch für das Verfahren in Zukunft von bedeutendem Gewichte werden. In seiner im September vorigen Jahres erschienenen Schrift hatte er als Mittel zur Sonderung der Zellen feinen Gypsmörtel empfohlen; seitdem hat er unter allen versuchten porösen Substanzen ein gewisses braunes Papier für die vortheilhafteste befunden, da bei Überlegenheit des abgedruckten Metalls ein Abdruck mit der größten Regelmäßigkeit auf diese Weise in nur halb so viel Zeit bewerkstelligt wird wie bei Gypsmörtel. Es wird mit geschmolzenem Peche oder dem gewöhnlichen harzigen Cemente der innern Zelle des Apparates befestigt. Zink in derselben bleibt 1/8 Zoll von dem Papiere entfernt und die zum Abdrucke bestimmte Platte ungefähr 1/6 oder 1/4 Zoll von der entsprechenden Papieroberfläche in der äußern Zelle. Weit mehr als der früher empfohlene Cement, welcher immer noch theilweise Abdrücke zuließ, verhindert gewöhnliches, durch Erhitzung der Platte geschmolzenes Bienenwachs dieselben an den den Theilen der Platte, wo man sie nicht beabsichtigt; bei einer Temperatur von 80—90 Fahrenheit geht der Proceß schnell von statten. Spencer beschäftigt sich noch mit verschiedenen Versuchen, die weitere Verbesserungen in ökonomischer Hinsicht erzielen; die Erfolge verspricht er zu seiner Zeit gleichfalls bekannt zu machen. 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 154. — 2. Juni 1840.

Die Universität Heidelberg.

(Fortsetzung aus Nr. 153.)

Wenn Heidelberg an der auf Frequenz berechneten Politik hält, so thut es Dasselbe, was die andern deutschen Universitäten thun. Diejenigen Universitäten, welche jede freie Regung des Studentenlebens unterdrücken, weil sie überall politische Gefahr fürchten oder sich gar abenteuerliche Vorstellungen von einem Ministerium bilden, machen das Leben der Studenten zur Qual und ihre Frequenz nimmt ab. Jene Universitäten aber, welche aus Schwäche und Furcht vor Abnahme der Frequenz den Skandal dulden, erscheinen gefährlich und ihre Frequenz nimmt ab. Solche Ängstlichkeiten entgehen dem frischen Blicke der Studenten nicht und haben noch jedesmal mit Gewaltthätigkeiten geendet. Mit dem Wittern nach Schwäche und Ängstlichkeit wächst die Dreistigkeit der Jugend. Dieser Zustand war der Grundfehler der Universität Heidelberg vom J. 1828 bis in die neueste Zeit, und er verschlimmerte sich wegen der traurigen Katastrophe von 1828 immer mehr. Hätte man mit mehr Festigkeit und ohne Furcht an alten bewährten guten Principien festgehalten, und hätte man anstatt an einer zum Gebrauche gewordenen Reihenfolge in der Wahl der Prorectoren, gerade in jener gefahrvollen Zeit, wie es in der That auch ein Mal geschah, immer einen Mann von Willen und Thatkraft gewählt, der die Achtung und das Zutrauen der Studenten genoß, so wären sowol die Fälle ungerechter Strenge als auch die Fälle gefährlicher Duldung vermieden worden, die um so schädlicher waren, je mehr die Strenge die Beamten und die Duldung die Studenten traf.

Nicht ein sträflicher leichtsinniger Geist der Universität ist es, was man an Heidelberg zu tadeln hat, und seine natürlichen Feinde werden einst schwer zu verantworten haben, was sie der Universität und Stadt angethan. Es war vielmehr eine unglückliche Periode persönlicher und politischer Schwäche, in welcher die Universität von 1828—36 einem traurigen Schicksale der Zerstäubung entgegenging. Der feuerspeiende Berg brach 1828 zum Anfange aus und endete seine Periode 1836 mit einer widerlichen Katastrophe, wobei ein achtbarer großherzoglicher Beamter mit Unglück einer Pöbelhaftigkeit des Studentenlebens geopfert wurde. Die Erinnerung ist schmerzlich und die erfolgte Strafe des Himmels ein Mittel der Besserung.

Jetzt beginnt für Heidelberg eine neue Zeitrechnung und man kann sich nur freuen, wenn viele deutsche Jünglinge die vortreffliche Gelegenheit zu einem freudenreichen Leben und zu gründlicher wissenschaftlicher Ausbildung unter der Leitung so geistreicher und gelehrter Männer jedes Faches, wie sie Heidelberg besitzt, fleißig wahrnehmen und mit Sehnsucht ergreifen. Allein es ist jetzt auch der geeignete Zeitpunkt gekommen, von welchem an die Lenker der Universität wieder zu den alten kräftigen und verständigen Grundsätzen zurückkehren und mit Entschiedenheit und Energie an denselben festhalten müssen. Denn keinem Zweifel unterliegt es, daß gerade jetzt der lange zurückgehaltene Bergstrom der studirenden Jugend bei aufgehobener Sperrung seine Elemente der Wildheit zu entfalten, den Sand aufzuwühlen, das Bett ungleich zu machen und an verschiedenen Stellen die Ufer zu überfluten drohen wird. Man dämme ihn ein in sein Bette, aber lasse ihn innerhalb seiner Grenzen brausen, das Brausen schadet nicht, auch nicht der rasche Lauf, wenn sich die Wogen und Eisschollen nur an den Pfeilern des Gesetzes brechen müssen.

Unter solchen Schranken und Bedingungen verschwindet jene Gefahr, womit man gar oft bemüht ist, vom Besuche Heidelbergs abzuhalten. Aber außerdem sind an dieser Universität mehr Mittel zur Bewahrung eines höhern edlern Sinnes für den Studenten vorhanden als an den meisten andern deutschen Universitäten. Denn der Student ist in allen höhern geselligen Kreisen und im gemüthlichen freundlichen Familienleben nicht blos gelitten, sondern wirklich gerne gesehen. Die Häuser der dort ansässigen Ausländer, die Häuser der meisten Professoren und die Familien des höhern Bürgerstandes, der sehr gebildet ist, sind ihnen Stätten der geistigen und lebensfrischen Unterhaltung. Bei zahlreichen Landpartien finden sie den heitersten und anständigsten Genuß. Das Museum bietet ihnen eine überaus treffliche Lecture; die Bälle und Concerte, die dortigen musikalischen Vereine und dergleichen versammeln sie mit der ausgezeichnetsten Gesellschaft beider Geschlechter. Der im Stillen wirkende Gesangverein des Geheimeraths Thibaut ist den veredelten Gemüthern und Geistern ein nirgend gebotenes reiches Feld der feinsten und edelsten Genüsse, ein sich der ganzen Seele bemächtigender Wald, voll der zartesten und riesenhaftesten

Baumgruppen, die mit Lispeln und Brausen und immer frischem Naturgrün noch das Edelste veredeln. Das kleine Theater im Harmoniegebäude, welches schon ein Eßlair mit seinen Fußtritten geweiht hat, ist Manchem nicht selten Ersatz für Dasjenige, was er sich nicht immer in Manheim an dramatischem Genusse verschaffen kann. Jetzt wird der Bau eines eigenen Stadttheaters mit einem Eifer betrieben, der etwas von Manie hat. Eine beträchtliche Summe ist dazu schon durch Privatsubscription aufgebracht, eine andere noch bedeutendere will die Stadt geben. Dies Alles schon, noch ehe der Platz gewählt ist, der das Gebäude tragen soll. Dieser Eifer soll hier weder Lob noch Tadel finden. Indessen ob der Besuch der Vorlesungen darunter nicht leiden wird, kann nur die Zukunft zeigen. Jedenfalls wird es schwer sein, solche Künstler zu bekommen, die hoch genug stehen, um den Wünschen des gebildeten Publicums zu genügen und Coulissengemeinheiten zu verhüten. Auch ist die Schönheit der Natur so lockend, daß man im Sommer niemals gern das Theater aufgesucht hat. Das alte Schloß mit seinen Anlagen, der heilige Berg mit seiner lebendigen, immer lachenden Aussicht, der Philosophenweg, das nahe Neuenheim und Handschuchsheim an der Bergstraße, der Riesenstein, die neuen Anlagen und eine Menge anderer Spaziergänge laden zur Benutzung jeder unbeschäftigten halben Stunde ein. Die Charlottenburg und das reizende Stift Neuburg mit ihren liebenswürdigen durch nahe Verwandtschaft verbundenen Eigenthümern sind Vereinigungsstätten alles Dessen, was Natur, heidelberger Gesellschaft, die Reiselust und Kunst an Bedeutendem und Trefflichem darbringt.

Im wissenschaftlichen Leben hat Heidelberg denjenigen hohen und für ganz Deutschland wohlthätigen Schwung verloren, der es vor 25 — 18 Jahren in so hohem Grade auszeichnete, als hier die frischen Kräfte wissenschaftlicher Häupter in Verbindung und Reibung waren. Ein Blick in die „Heidelberger Jahrbücher" von jener Zeit läßt darüber keinen Zweifel, und es ist ein wenig erhebender Anblick, wenn man sieht, wie selbst des trefflichen Schlosser kühne Feder nicht mehr im Stande ist, einen Kreis wackerer Genossen um sich für eine Zeitschrift zu versammeln, die jetzt leider in Heidelberg, den kräftigen Wein Schlosser's abgerechnet, fast gar keine und von außen her so wenig Nahrung erhält, daß sie ihren alten Adel nicht mehr führen kann. Es fehlt ihr an einer Richtung, wenn sie auch noch so einseitig wäre, und es fehlt ihr, die Geschichte ausgenommen, welche sich besser ganz derselben bemächtigte, an Energie. Die wissenschaftliche Zersplitterung, welche in Heidelberg herrscht, nagt an ihrem letzten Marke. Denn jede Facultät hat ihre eigenen Zeitschriften, wofür die Männer des Faches arbeiten, während die „Jahrbücher" unberücksichtigt bleiben. Die bedeutenden Rechtslehrer arbeiten für das „Archiv des Criminalrechts", für die „Zeitschrift für Civilrecht", und für die „Kritische Zeitschrift für Rechtswissenschaft und Gesetzgebung des Auslandes", einer derselben hat sogar seine eigene criminalistische Zeitschrift; die Theologen arbeiten für die „Studien und Kritiken"; die medicinische Facultät hat die „Medicinischen Annalen", und in der philosophischen Facultät hat die Mineralogie und so auch die politische Ökonomie ihre eigenen Zeitschriften. Doch aber wäre ein gemeinsames literarisches Blatt ein sich von selbst aussprechendes Bedürfniß der ganzen Universität, wenn sich ein vereinigtes Streben zeigte. Dieses ist es, was man mit Schmerz vermißt, obschon sich in jedem Fache Lichter erster Größe finden. Allein auch keine Facultät für sich hat einen wirklichen innern Zusammenhang, mit Ausnahme der medicinischen seit einer Reihe von Jahren, und der theologischen seit ihrer Regeneration. Nur in einem Punkte scheinen sie sämmtlich, selbst die philosophische Facultät nicht ausgenommen, übereinzustimmen, und dieses ist der Kampf gegen die Philosophie. Diese Wissenschaft hat hier niemals Wurzel fassen können, weil es immer an einem tüchtigen Vertreter und Lehrer derselben fehlte. Und es fehlte immer an einem Lehrer und Vertreter derselben, weil alle Facultäten einem solchen abgeneigt sind. Die ganze Universität, deren ganzer Geist war ihr abhold, weil sie von langer Zeit her, am meisten von ihrer Restauration von 1803 an, eine vorherrschende, eine ausschließliche praktische Tendenz hatte. Jetzt hat diese Abneigung ihre Spitze erreicht. Man will keinen Hegelianer, weil man überhaupt keinen Philosophen will, denn man sagt, man wolle keinen Philosophen, weil man keinen Hegelianer wolle. Es ist daher dem stillen Zuschauer besonders aufgefallen, wie man die gefährlichen Klippen umschiffte, indem man, um Vorlesungen über Philosophie zu haben, zu der Täuschung seine Zuflucht nahm, daß man einem in Heidelberg ansässigen Gelehrten 800 Gulden Gehalt gab, gegen die Verpflichtung, über Philosophie zu lesen, ohne daß man ihn zum Professor der Philosophie machte. Mag man hierin die Diplomatie vielleicht anstaunen, der Beweis von Philosophie ist nicht groß. Die Rechtsphilosophie ist nicht von den Juristen, die Psychologie nicht von den Medicinern, die Metaphysik und Religionsphilosophie nicht von den Theologen geliebt, und es mag daher mit natürlichen Dingen zugehen, wenn man bald einen Dichter als Prunkschild die Stelle des Philosophen einnehmen sehen sollte.

Nur Philosophie oder Geschichte könnte zu einem gemeinsamen Vereinigungspunkte dienen und dem Geiste der Universität eine bestimmte Richtung geben, welche dem Streben der neuen Wissenschaftlichkeit entspräche. Aber auch Schlosser, und dieser mehr als jeder Andere, steht vereinzelt, und fühlt es schmerzlich, daß er vereinzelt steht. Er ist bewundert, und mit Recht, aber nicht gesucht, und mit Unrecht, denn in ihm ist hier die echte Humanität des Wissens mit energischer Richtung, der allergründlichsten Gelehrsamkeit und historischer Kritik vereinigt. Seine Geschichte ist in den Vorlesungen Philosophie; wäre neben ihm doch auch die Geschichte der Philosophie vertreten!

Indessen scheint die vorwaltende Zersplitterung auch gerade in einem bedeutenden Umstande eine wesentliche Ursache zu haben, der vielleicht Manchem geeignet scheinen möchte, die vorhandenen Geister vereinigt zu erhalten. Es ist dies der große Einfluß, den die Professoren bei der

bisherigen persönlichen Besetzung des Curatoriums auf Anstellung neuer und jüngerer Lehrer ausgeübt haben. Zwei bedeutsame Erscheinungen wurzeln in diesem Verhältnisse. Es sind dies folgende. Vor Allem kann man bemerken, daß seit vielen Jahren kein einziger junger Mann aus der Zahl der zum Theil sehr tüchtigen Privatdocenten zum Professor ernannt worden ist, nur in der allerneuesten Zeit haben davon Ausnahmen stattgefunden, von denen übrigens nur zwei am Platze sind; und dann mußte es auffallend sein, wie die theologische Facultät förmlich ausstarb. Es wird keine der Richtung eines vorherrschenden Mannes entgegengesetzte oder auch nur nicht entsprechende Richtung geduldet. Insoweit gleicht, wie ein geistreicher Rechtslehrer gesagt hat, eine Universität einem Karpfenteiche, in welchen niemals Hechte eingesetzt werden. Weil aber, wie Schaller in seiner „Apologie des Hegel'schen Systems" trefflich zeigt, der Lehrer den selbständig strebsamen Jünger gar bald von sich stößt, ja gar haßt, so ist das Opfer bald gefunden, wenn der Lehrer mächtig ist. Wer sich selbst für genügend hält, der sucht einen Andern nicht. Da wird zum voraus nicht für Nachwuchs gesorgt, der Alte vergißt sein Alter, und siehe da, er stirbt, ehe er es vermuthet, und an seiner Stelle ist kein junger, nicht einmal ein Jünger da. So können Geschlechter aussterben, so zerstäuben Facultäten, und man schätzt sich glücklich, wenn die einst Vertriebenen zur Regeneration sich theuer wiedererkaufen lassen. Man gehe die Facultäten der hiesigen Universität durch, und man wird nicht ohne Schmerz eine bittere Wahrheit mehr erkennen. Jetzt hat eine Art von Heranziehung in der That begonnen, aber gewöhnlich sind die Wurzelschosse schmächtig und selten zur Fortpflanzung tauglich. Es ist dem verdienten Manne wahrlich zu gönnen, wenn er dereinst auf Lorbern ausruht, aber dieses fördert nicht den wissenschaftlichen Geist, der an Universitäten und Akademien immer grünen soll. Auch hier sind Sparsamkeit und Nachhaltigkeit zwei große Gesetze des Haushalts. Wer keinen Holzmangel leiden will, der muß für Nachwuchs sorgen. Wol vertreibt der junge Schlag die alternden Bäume, aber das junge Gehölz ist das lebendige Bild der Beeiferung, es strebt nach Licht und wieder neuem Lichte, und es muß ihm werden, wenn der Forstmann wirthlich und verständig ist. Allein der alte Bestand stirbt dennoch, ob der Nachwuchs emporkommt oder nicht. Doch wozu die Bilder, wenn die Sache greifbar ist! Bei dem genannten hier befolgten Systeme schwindet der Geist der wissenschaftlichen Gemeinschaft, der kräftige Schwung des literarischen Lebens wird matt, es bemächtigt sich der Universität ein Kastengeist des Handwerks, wo der Meister für Gehülfen und für Söhne sorgt, nicht für die Universität, — und während der Curator nicht die Kraft des Widerstandes besitzt, so klagt der Finanzminister mit den Kammern über die hohen Universitätsetats, die immer steigen

> Immer zu, immer zu
> Ohne Rast und Ruh.

Jedoch wende sich der Blick vom Gesammtgeiste ab und den Einzelnheiten der Facultäten und den Persönlichkeiten zu, welche denselben angehören. Der Studirende frägt gar nicht nach dem gemeinsamen Streben der gelehrten Corporation, sondern vielmehr nach dem Bestande der Facultät, in welcher er seine Studien zu treiben hat, und nach denjenigen Männern, welche in derselben die Zweige der Facultätswissenschaft vertreten und lehren. Sein Studium ist ihm neben seinem Streben nach allseitiger Entwickelung die Hauptsache und dieses führt ihn jede Stunde vor eine individuelle Persönlichkeit, die er sehen und hören will. Es ist schon oben mehrmals von dem Mangel an innerer Einheit die Rede gewesen, welchen die einzelnen Facultäten eine jede für sich an den Tag legen. Eine sehr wesentliche Ursache hiervon liegt in der Persönlichkeit und in den persönlichen Verhältnissen ihrer Mitglieder und Angehörigen. Das Folgende wird dies am klarsten machen.

Die theologische Facultät hat in neuerer Zeit bekanntlich eine radicale Erneuerung erfahren, indem Rothe und Ullmann zu Umbreit herbeigerufen wurden. Zu Umbreit! Denn hier spricht sich sogleich eine gemeinsame Richtung in der Theologie auch für das Lehramt aus, welche bis vorhin blos ein literarisches Organ in den „Studien und Kritiken" gehabt hatte. Diese drei Herren haben vor ganz Deutschland die wichtige und schwierige Sendung angenommen, das Studium der Theologie in Heidelberg zu einer Bedeutung zu erheben, die es eigentlich daselbst seit der Restauration der Universität nicht zu erreichen vermochte. Nicht mit Unrecht wird die sehr geringe Frequenz der theologischen Facultät dem geringen Umfange des Großherzogthums Baden zugeschrieben. Allein man darf dies nur zum geringsten Theile thun, da die weit bedeutendere Frequenz der katholisch-theologischen Facultät in Freiburg daneben sehr hervorragt, da ferner Heidelberg auch in den andern Fachfacultäten weit mehr Studirende aus dem Auslande als aus dem Inlande zählt, und da endlich notorisch ist, daß manche inländische Theologen ausländische Universitäten bezogen. In Heidelberg war kein rechter Boden für die Theologie. Denn sowol als Wissenschaft, die sich der speculativen Philosophie anreiht, wie auch als Lehre vom strengen Glauben war sie ein Element der Universität, das in den juristischen und medicinischen Facultäten zu mächtige Feinde hatte. Soll ein Facultätsstudium sich zu einer ersprießlichen Energie aufschwingen, so ist immerhin erfoderlich, daß es bei den Facultätsschwestern in Achtung stehe. Diese hat dem theologischen Studium gefehlt, sowie der Philosophie. Dazu kam die Berufung von Paulus in der ersten Zeit der Restauration. Die Richtung dieses ohne Zweifel sehr gelehrten, geistvollen und berühmten Mannes war eine von den meisten Seiten gehaßte, oder doch wenigstens mistrauisch angesehene, vielfach von außen öffentlich und im Stillen angefeindete. Schon in der Theologie, aber dieses Misverhältniß und Misbehagen steigerte sich um so mehr, als Paulus unumwunden mit dem gleichen Radicalismus sich in das Gebiet der Politik warf. War diese Reihe von Umständen allein schon hinreichend, dem theologischen Studium hier nur ein kümmerliches Leben zu fristen, so trat der Kampf der Mitglieder der theologischen Facultät mit Verblen-

bung der schädlichen Wirkung für das theologische Studium noch hinzu. Ein Triumvirat war hier unmöglich, denn die Persönlichkeiten, wissenschaftlichen Überzeugungen und Richtungen von Paulus, Daub und Schwarz waren sich zu sehr entgegengesetzt, zu feindlich. Paulus hatte es mit dem Ultrarationalismus dergestalt auf die Spitze getrieben, daß selbst alle „Denkgläubigkeit" (das berühmte Schlagwort desselben) verschwinden mußte. Denn er zog den Gottessohn Christus durch den kalten Verstand einer platten historischen und physikalischen Kritik dergestalt in das Gebiet der Historie und Logik herab, daß jeder Gedanke an Glauben verschwinden mußte. Dabei kam ihm der politische Radicalismus wacker zu Hülfe. Es fehlte ihm eigentlich jede speculative Richtung. Der eichstämmige Daub bewegte sich immer im Gebiete der Speculation und arbeitete, abhold einer jeden Anlegung des blos historischen Maßstabes an Christus, vielmehr fortwährend an dem Danaidengeschäfte der Herstellung einer Harmonie zwischen der christlichen Theologie und der philosophischen Speculation, wovon sein letztes Buch einen Beweis lieferte, der vielseitig als ein mislungener Versuch betrachtet wurde. Während jedoch Paulus rücksichtslos und mit dem eigenthümlichen Wohlbehagen der literarischen Überzeugung ohne Rückhalt die Ergebnisse seiner Forschungen oft mit Voß'scher Härte in den Vorlesungen auslegte, so war Daub mit den Ergebnissen seiner Speculation, insoweit sie ihm für den größten Theil seiner Zuhörerschaft zu hoch erschienen, immer zurückhaltend, mit der einzigen Ausnahme, daß ihn die Begeisterung für seinen Gegenstand zuweilen überwältigte. In diesen Ausnahmefällen entstanden alsdann die Orakelsprüche, von denen jetzt noch seine Schüler vielfach sprechen. Neben diesen zwei dergestalt in Widerspruch stehenden Heroen stand Schwarz, ein Mann ganz ohne philosophische und historische Richtung. Es klingt sonderbar, wenn man es sagt, aber es ist doch sehr wahr, daß Schwarz zu strenggläubig war, als daß er hätte als Theolog Geltung gewinnen können. Es fehlte ihm auch viel zu sehr an Selbständigkeit, als daß er von jenen Beiden in der Theologie nicht hätte erdrückt werden müssen. Er neigte daher bei seinem gänzlichen Mangel an Energie zum Mysticismus und Pietismus, ohne sich jedoch unbedingt dieser Richtung in die Arme zu werfen, und widmete sich ganz der Pädagogik. In dieser aber verfolgte er theoretisch und praktisch (denn er hatte selbst ein Erziehungsinstitut) auch nur seine religiöse Richtung, indem er der sogenannten Erziehung zum Christenthume jede andere kräftige Richtung der Seele seiner Zöglinge aufopferte. Die Erzeugnisse dieser seiner praktischen Thätigkeit schlugen entweder ganz aus der Art, oder sie waren schwächliche Naturen. Mochte er es auch in der pädagogischen Schriftstellerei zu einem leidlichen Rufe gebracht haben, an seine praktische Wirksamkeit schwand der Glaube dergestalt, daß er bald auch sein Institut für immer aufgeben mußte. Dabei stand er an Klarheit, Reichthum und Lebendigkeit in seinen Vorträgen seinen beiden Collegen in jeder Hinsicht so sehr nach, daß seine Vorlesungen immer weniger geachtet und besucht wurden. In der letzten Zeit, als diese drei Heroen immer mehr alterten, hatte die Regierung es in ihrer Hand, die theologische Facultät zu ergänzen, denn außer Umbreit hatte sich Ullmann daselbst nach und nach herangebildet, und später der junge Hitzig. Allein Ullmann ließ man nach Halle, Hitzig nach Zürich abgehen, getreu der alten Schwäche, sich um den Besitz jüngerer Männer nicht zu kümmern. Da riß auf einmal, nachdem Paulus vom Lehramte zurückgetreten war, der Tod in kurzer Zeit Daub und Schwarz hinweg und die theologische Facultät war fast gar nicht mehr. Es blieb auch hierbei nichts übrig als eine totale Erneuerung, und zuverlässig den Ansichten Umbreit's und den Bemühungen seines besten einflußreichen Freundes gelang die Berufung Ullmann's und Rothe's. Um aber auch äußere Mittel zur Erhebung der theologischen Facultät zu ergreifen, dazu geschah die Gründung eines theologischen Seminars, dessen Director Rothe ist. Man wollte sogleich dieses Seminar, noch ehe man voraussichtlich Seminaristen hatte, sehr großartig anlegen. Die theologische Facultät machte keinen geringen Anspruch, indem sie für das Seminar das sehr große zweiflügliche, ehemals zum katholischen Kirchenvermögen gehörige, jetzt aber zur allgemeinen Irrenanstalt benutzte und eingerichtete Gebäude verlangte, da diese Anstalt in ein eigens dazu zu erbauendes großartiges Gebäude im südlichen Theile des Landes verlegt werden sollte. Indessen sie unterlag in diesem Kampfe gegenüber der medicinischen Facultät, welche Factisches der Leistung und ein, wie sich von selbst versteht, weit größeres und wichtigeres Bedürfniß darlegen konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen.

Von Dervoisins erschien in Paris: „Expéditions de Constantine", mit Betrachtungen über die französischen Besitzungen in Afrika; und von des Barons Dupotet de Sennevoy „Cours de magnétisme en 7 leçons" die zweite, mit einem Berichte über die 1831 von der königlichen Akademie der medicinischen Wissenschaften gemachten Erfahrungen bereicherte Ausgabe. Letzteres ist das vollständigste Werk, welches Frankreich in diesem Genre besitzt. Von noch speciellerm Interesse als beide Werke ist Leprévost's, Mitglieds der Akademie der Inschriften, „Dictionnaire des anciens noms de lieu du département de l'Eure". Dies Buch ist mit großem Fleiße zusammengestellt und die Frucht von 15jährigen Studien. Französische Blätter fodern die Vertreter der departementalen Gelehrsamkeit auf, sich an diesem Wörterbuch ein Beispiel zu nehmen und für die übrigen Departements zu thun, was Leprévost für das Department der Eure gethan.

Unter den neuern französischen Reisebeschreibungen ist zu nennen: Voyage à Madagascar et aux îles Comores", von B. F. Leguevel de la Combe, eingeleitet durch einen geschichtlichen und geographischen Artikel über Madagaskar von de Froberville, Mitglied der geographischen Gesellschaft. Zwei Bände mit acht von Victor Adam gezeichneten Vignetten und zwei von Dufour gezeichneten Landkarten. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 155. —— 3. Juni 1840.

Die Universität Heidelberg.

(Fortsetzung aus Nr. 154.)

So steht jetzt die theologische Facultät zu Heidelberg in Bezug auf ihre Häupter, und die Zukunft wird zeigen, was sie vermag. Es scheint ihr aber eigentlich an der Energie in der Richtung zu fehlen, welche den Zweck der Vermittelung hat. Umbreit ist weniger Theologe als Orientalist, und letzteres ist er mit einer ungemein großen und innigen Begeisterung, wie auch seine betreffenden Schriften beweisen. Ganz denselben Ton und Geist haben seine Vorträge und seine in gemessenem, man kann sagen poetischem Ausdrucke dictirten Hefte. Man kann dieses Dictiren billigen, wenn man bedenkt, wie leicht ein mit fortwährender Begeisterung gehaltener Vortrag das rechte Maß für die Zuhörer überschreitet, welche, wenn überhaupt gerne etwas, doch jedenfalls nicht gerne mancherlei Hohlheiten in ihrem Hefte mit sich nach Hause nehmen mögen. Einen Gegensatz hierzu bildet Ullmann, der, eine nicht so poetische Natur, mit ruhigerer Klarheit in seinen Vorträgen den Geist der Vermittelung entschieden repräsentirt. Ohne besonderes Aufsehen zu machen, war er jedoch schon in der Zeit, ehe er nach Halle ging, unter den Theologen ein beliebter Lehrer. Seinem ehrbaren offenen Charakter wird allenthalben die wohlverdiente Ehre. Rhode ist für Heidelberg noch zu neu, als daß sich von ihm ohne Gefahr des Zuviel und Zuwenig eine kurze Charakteristik geben ließe. Sogleich vom Anfange seines Erscheinens gewann er sich jedoch die Achtung und Zuneigung Derjenigen, die mit ihm in Berührung kamen, als gebildeter Mensch, und seine Kanzelvorträge, die er als erster Universitätsprediger (auch etwas Neues für Heidelberg) hielt, werden allgemein vom gebildeten Publicum sehr gelobt und geliebt. Ein als Lehrer nicht beliebter Mann ist Lewald, weil er ohne alle Übung und wol auch Gabe des mündlichen Lehrens alle seine Vorlesungen wirklich blos dictirt. Er hat den Ruf eines stillen gründlichen Gelehrten und ist sicherlich ein Mann, der im zwanglosen Umgange, bei seiner Gutmüthigkeit und zuvorkommenden Freundlichkeit, mehr auf Unterrichtung junger Theologen wirken dürfte als in seiner öffentlichen Wirksamkeit. Die junge theologische Lehrerwelt, nämlich der Professor Dittenberger und die Licentiaten Eberlin und Seisen, ist weder im Lehrfache noch in der Literatur von Bedeutung. Namentlich wird der Erstere seinen besten Theil alsdann wählen, wenn er, ohne weitere Ansprüche auf eine Anerkennung als Gelehrter, sich ganz dem Praktischen der Theologie widmet, wozu er auch als Vertreter seines alten Vaters, des Stadtpfarrers, als zweiter Universitätsprediger und als Lehrer am theologischen Seminar bestimmt ist. Von Eberlin, einer kräftigen, energischen Persönlichkeit, ist zu bedauern, daß ihm seine schroffe und oft formlose Geradheit die Professorschaft, welche Geschmeidigkeit fodert, abgeneigt machte und ihn der Mangel an Aussicht, eine Stelle an der Universität zu erlangen, bestimmte, die Pfarrei in Dossenheim bei Heidelberg anzunehmen, denn diese hindert ihn doch vielfach an der Ausübung seines akademischen Lehramtes. Indessen lebt als ältestes actives Mitglied der Facultät zur Freude der protestantischen Bevölkerung, in geringer Berührung mit der geselligen Welt, Abegg, ein im Auslande wenig bekannter Mann, aber ein ausgezeichneter Prediger, ein echt christlich Gemüth voll Trost und Segen, ein bis zum Beängstigen bescheidener Greis, aber ein reicher und beweglicher Geist im stillen vertraulichen Umgange.

Ob die nun so bestellte erneuerte theologische Facultät die oben erwähnte Aufgabe, das theologische Studium hier im Angesichte der andern deutschen theologischen Facultäten zu einer Bedeutung emporzuheben, lösen wird, darf wol unter den obwaltenden Umständen und bei dem nicht geringen Mangel an Energie dahingestellt bleiben. Eine beträchtlich andere Stellung hat die juristische Facultät. Auch sie wurde bei der Restauration der Universität von 1803 an völlig erneuert durch Einpflanzung ganz neuer Elemente. Es wurden Thibaut, Zachariä und Gensler nacheinander hierher berufen. Letztern besaß die Universität gerade nicht lange, als ihn der Tod zu frühe derselben entzog und mit ihm alle die Vorzüge, welche ihm dieselbe als Anstalt zu praktischer Bildung der jungen Juristen verdankte. Später wurde Roßhirt für Kirchenrecht, das er aber nicht liest, und noch später, erst 1822 Mittermaier für deutsches Recht, Criminalrecht und Proceß hierher berufen. Kaum ist eine Facultät weniger als die juristische so bestellt, daß eine innere Einheit hätte entstehen können. Denn die Persönlichkeiten schließen sich gegenseitig ganz und gar aus. Am würdigsten unter allen ragt der Senior Thibaut hervor, ein wahrer Kraftkopf in jeder Hinsicht. Ein Charakter, nicht

ohne Leidenschaftlichkeit, aber ohne eigentliche Leidenschaften, ganz ohne Erwerbssucht und Geldgierde, aber ebenso ohne Ehrgeiz auf äußere Stellung, Rang und Titel, am wenigsten strebend nach politischer Bedeutung. Es gibt eine Menge von charakteristischen Anekdoten aus seinem Leben zum Beweise hierfür. Er hat es zu der immer seltener werdenden vollen Natürlichkeit und zu jener Naivetät gebracht, welche den verdienstvollen berühmten Mann so ausnehmend ziert. Als Gelehrter seines Faches ist er so bekannt und auch in der neuesten Zeit wieder in andern Zeitschriften dergestalt seiner inneren Entwickelung nach dargestellt worden, daß eine Charakteristik desselben in dieser Hinsicht hier füglich unterbleiben kann. Er bemächtigt sich eines jeden Gegenstandes aus Kunst und Wissenschaft auf originelle Weise mit durchdringender Kraft des Geistes und Gemüths, sodaß selbst entfernter liegende Fächer sich derselben nicht erwehren können. Die hiesigen Theologen, namentlich, da Daub und Schwarz gestorben sind, Umbreit und Abegg können hierüber am besten Auskunft geben, wie er ihnen Verlegenheiten bereitete, indem er sich, nach vierteljähriger Lecture der alten heiligen Urkunden, zu ihnen auf ihr theologisches Feld begab, ohne Schminke, ohne Vorurtheil, aber auch ebenso ohne Frivolität. Es wäre gut, wenn ein solcher Mann Zeit hätte, auch in der Theologie aufzuräumen, wie er in der Jurisprudenz gethan. Es ist überhaupt eine hervorstechende Eigenthümlichkeit seines Wesens, sich gern mit Andern in das Gebiet ihres Wissens und Lebens zu begeben, wenn auch nur um sich auf kurze Zeit seiner Jurisprudenz zu entledigen. Wer sah ihn nicht bescheiden still am Neckar hinwandeln, nicht selten einen Zipfel seines Taschentuches im Munde, da einen Studenten, dort einen Freund, hier einen Landmann, dann wieder einen reisenden Handwerksburschen an der Seite, gleich freundlich und gleich gesprächig? Ganz dieselbe Natürlichkeit zeichnet seine Vorlesungen aus, für welche überhaupt derselbe alle seine Hauptkraft verwendet. Hiermit, mit dem Sprudel seines Witzes und mit seiner ehrenhaften väterlichen Gesinnung, die sich in seinen Vorträgen gegen die Studenten ausspricht, erobert er die Seelen seiner Zuhörerschaft. Und nur auf diesem Wege ist es möglich, eine wöchentlich achtzehnstündige Vorlesung über Pandekten nicht zur Qual werden zu lassen für eine Jugend, die auf Universitäten mehr suchen soll als Schulbänke.

Als reiner Gegensatz gegen ihn muß einem Jeden Zachariä auffallen, dieser tiefe Kenner und scharfsinnige Erläuterer des französischen Civilrechts, Staats- und Völkerrecht lehrend, am geschmeidigsten empfänglich für die Windungen der Zeit, ein gesuchter und scharfsinniger, obschon im materiellen Rechte weniger zuverlässiger, Vertheidiger bestrittener und bestreitbarer Rechtsansprüche, dabei ein Mann von echter altsächsisch-classischer Bildung. Zachariä's persönlicher Charaktergrundzug ist eine große Erwerbssucht. Daher ist auch in seinem Wesen wenig Ehrgeiz zu bemerken. Politische Bedeutung hat er 1825 auf dem badischen Landtage, auch als Mitglied der Gesetzgebungscommission gesucht, aber nicht gefunden. Er gesteht sich selbst ein, daß er hierin verunglückt sei. Eine besondere Eitelkeit gibt er dadurch an den Tag, daß er auf sehr gesuchte Weise, zugleich geleitet von übermäßiger Sparsamkeit, in den gewöhnlichsten Bedürfnissen des Lebens den entferntesten Anschein von Eitelkeit zu verachten scheint und dabei die sehr kluge Politik befolgt, sich und seine Art und Weise allenthalben zur Zielscheibe seiner eigenen Satire zu wählen. Hierin verläßt er jede Natürlichkeit. Seine Vorlesungen gehören zu den gehalt-, geist- und lehrreichsten, die es überhaupt gibt. Allein es mangelt ihnen gänzlich der Ausspruch einer bestimmten Richtung und der eigentlichen wahren Überzeugung des Mannes, der da auf dem Katheder sitzt. Er liebt es daher sehr in Paradoxen zu sprechen, stellt nicht ohne Absicht die Geschichte oft unter den Scheffel, geht mit großer Gewandheit durch die schwierigsten staats- und völkerrechtlichen Fragen hindurch, und hält gerne an solchen staatsrechtlichen Theoremen des vorigen Jahrhunderts, welche bequeme Hinterthüren zum Entkommen offen lassen. Am besten charakterisiren ihn seine „Vierzig Bücher vom Staate", in denen auf seltsame Weise eine gewisse strenge Methodik des vorigen Jahrhunderts mit einer rhapsodischen Manier gepaart ist. Er läßt gerne andern Leuten ihre Meinung über ihn als persönlichen Charakter und Gelehrten, nur nicht in Betreff seiner Leistungen in der allgemeinen und Staatswirthschaft; gegen Angriffe und Unbeachtetheit hierin ist er sehr empfindlich. Daß die Kameralisten ihn als Dilettanten in ihrer Wissenschaft betrachten, hat ihm selbst gegen Rau empfindliche Äußerungen in die Feder dictirt. Er meint, seine „leidlichen" Vermögensverhältnisse (er ist durch seine schriftstellerische Thätigkeit, besonders durch Selbstverlag, allseitige Rechtsgutachten, frequenten Besuch seiner Vorlesungen und zu Rath haltende Sparsamkeit sehr reich geworden) seien der schlagendste Beweis von der Richtigkeit seiner wirthschaftlichen Grundsätze. Indessen sind seine staatswirthschaftlichen Abhandlungen, besonders seine populair gefaßt sein sollenden Rhapsodien über Wirthschaftspolitik (worin er höchstens als nicht glücklicher Nachahmer des biedern Franklin Aufmerksamkeit verdienen dürfte) auf den ersten Anblick als Arbeiten eines Dilettanten zu erkennen. Jedoch mögen diese Andeutungen über Zachariä genügen.

Ein anderer Mann nimmt auch unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Dieser ist Mittermaier. Ihn ziert ein gutes Theilchen von dem Horazischen: Dulce est digito monstrari et dicier: hic est. Ist er auch im besten Sinne des Wortes, was die Erwerbslust betrifft, das Gegentheil von Zachariä zu nennen, so wird er doch, frei von jeder Habsucht und jedem Geize, ein Verächter der Methodenlehre des Letztern und ein wahrhaft gastfreundlicher geselliger Hausvater, niemals die wirthschaftliche Seite seines Hauswesens für gering ansehen. Mittermaier ist eine geschmeidige Persönlichkeit, welche durch etwas Versöhnliches, Ergebenes, Freundliches, Lächelndes gar leicht für sich einnimmt. Bekommt er schon darum oft das zischelnde hic est zu hören, so verdient er aber dasselbe und das digito monstrari in allen Zweigen seiner ver-

dienstvollen Wirksamkeit. Es gehört selbst für die Kenner derselben zu den Unbegreiflichkeiten, wie er mit allen seinen Geschäften fertig werden kann. Seine wissenschaftliche Arbeit ist rasches allsehendes Lesen und Sammeln zu großen Massen. Er war, vornehmlich in seinem „Privatrecht", besonders vor den zwei letzten Auflagen desselben, keineswegs von dem Vorwurfe der rudis indigestaque moles frei, namentlich im Vergleiche mit der Arbeit eines Eichhorn. Allein, obschon es zu den Unmöglichkeiten für ihn gehört, den betretenen Weg des Auflesens zu verlassen, so ist es doch ein großer Schritt zum Bessern und aller Ehren werth, daß er seinen Fehler eingestanden hat und jetzt zu verbessern sucht. Ein solcher Arbeiter war nöthig und er hat seine Verdienste errungen. Ganz geeignet war diese Arbeitsmethode für seine Wirksamkeit in Verbesserung der neuen Gesetzgebung Deutschlands. Wenn auch sein vermittelndes zusammentragendes Wesen hierbei in sehr vielen Beziehungen verwerflich erscheint, so ist sein Name doch an alle größern süddeutschen Gesetze der neuern Zeit geknüpft, sein Verdienst um unsere badische Gesetzgebung, an der er als Mitglied der Gesetzgebungscommission unmittelbar Antheil nimmt, aber ist ungemein groß und allgemein mit Dankbarkeit anerkannt. Diese vielseitigen Arbeiten haben ihm für seine Vorlesungen ein so ungeheures Material geliefert, daß er nicht im Stande ist, es zersetzend, ausscheidend und innerlich ordnend zu verarbeiten; dabei bleibt ihm zur Vorbereitung für seine Vorlesungen zu wenig Zeit und Muße. Daher ist es nur zu leicht erklärbar, wie es kommt, daß seine Vorlesungen und seine Dictate zu seinen übermäßig angefüllten Compendien für den Schüler sehr schwer, oft unmöglich zu verarbeiten sind, theils wegen der erdrückenden Masse, theils wegen anscheinender und offenbarer schwer zu lösender Widersprüche. Sein riesenmäßiges Gedächtniß unterstützt ihn dergestalt mit Fällen und Beispielen, daß schon sein überreicher mündlicher Vortrag ganze Bände füllen könnte. Dies gilt in gleichem Maße von seinen theoretischen Vorträgen über deutsches Privatrecht, Strafrecht, Criminal- und Civilproceß, wie von seinen praktischen Vorlesungen über beide Processe, welche überaus reich, praktisch und belehrend sind. Allein sein leicht fließender, blumenreicher, nicht selten ans Poetische grenzender und oft affectirter, geschmeidiger Vortrag verdeckt viele Schwierigkeiten des Stoffs und zwingt den Zuhörer über seine, früher oft zeilenlangen, ganz bedeutungslosen stehenden Flickwörter wegzugehen. Dieser Vortrag, seine große Kunst im Zusammenfassen des Gehörten und sein überaus geschmeidiges vermittelndes und versöhnliches Wesen hat ihm seit mehren Jahren seine geehrte Stellung als Mitglied und seine Beliebtheit als Präsident der zweiten Kammer der badischen Stände gesichert, obschon er nicht mit Unrecht öfterer Widersprüche in seinen politischen Ansichten und eines Zurückweichens von der Richtung der J. 1831—33 beschuldigt wird. Mittermaier hatte sich in diesen Jahren der Bewegung von dem unglücklichen französischen Geiste fortreißen lassen, Versammlungen, die er hätte vermeiden sollen, beigewohnt, und öffentliche Reden gehalten, die er jedenfalls gemäßigter und noch besser gar nicht hätte halten sollen. Er hat dies eingesehen und ist zurückgewichen, ohne die persönliche Garantie bieten zu können, daß er nicht nach eintretenden Umständen wieder in die alte Richtung und Maßlosigkeit verfallen werde. Auch hierin liegen Ursachen von dem digito monstrari et dicier: hic est, aber es darf bezweifelt werden, ob es für ihn süß sei. Indessen darf man, um die Vielfältigkeit seiner Wirkungskreise zu ermessen, nicht vergessen, daß er bei allen diesen unerschöpflichen Arbeiten noch Ordinarius des Spruchcollegiums, oft Decan der juristischen Facultät, oft Prorector der Universität, Mitglied des Senats und Verfasser vieler Gutachten ist.

Ein Gegensatz von ihm ist Roßhirt. Bei keinem Gelehrten steht der Ruf im Auslande in solchem Widerspruche mit dem Rufe im Inlande wie bei ihm. Seine politische, von ihm erstrebte Bedeutung ist gänzlich geschwunden, denn er war eines der eifrigsten Mitglieder des Landtags von 1825. Das eigene Ich und Selbst hält ihn von literarischer Gründlichkeit ab und zwingt ihn zum Kampfe gegen Thibaut, Zachariä und Mittermaier, der nicht zu seinem Emporkommen ausgehen will. Dieses nämliche Ich und Selbst macht seine Vorlesungen breit, platt und langweilig, obschon es ihm nicht gerade an Klarheit fehlt. Sein Buch über Erbrecht kann als sein geistiges Ebenbild gelten, seine „Geschichte des deutschen Strafrechts" darf als Beispiel von der Unvollendetheit seines Forschens und Wissens angesehen werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Der Ingenieur Lebas, welcher bekanntlich die Wegbringung des Obelisken von Luxor aus Ägypten nach Frankreich und seine Aufrichtung in Paris leitete, hat vor kurzem unter dem Titel: „L'obélisque de Luxor", ein Buch herausgegeben, das man eine völlige Geschichte dieses Monolithen von seiner Entstehung bis zu seiner Wiederauferstehung nennen kann. Enthielte es nur das allgemein Bekannte aus der ägyptischen Geschichte in Bezug auf die Obelisken sammt den Ergüssen patriotischer Erinnerungen, welche sich für einen Franzosen an dergleichen ägyptische Monumente knüpfen, oder nur die technische Beschreibung der vom Ingenieur bei der Wegbringung und Wiederaufrichtung in Anwendung gebrachten Mechanismen, nebst einer Vergleichung derer, die Fontana bei der Aufrichtung des vaticanischen Obelisken brauchte, so würden wir es nicht erwähnen, da es nur für Franzosen oder Techniker von Interesse wäre. So aber hat das Werk, außer den genannten Beziehungen, auch noch eine Seite von allgemeinerm Interesse, indem es neben belehrenden und anziehenden Details über den gegenwärtigen Zustand Ägyptens, über die Sitten seiner Einwohner, über die Regierung Mohammed Ali's, neben wissenschaftlichen Beobachtungen über die meteorologischen Phänomene Ägyptens und der Wüste, über die hydrographische und topographische Constitution des Nilthales auch eine sehr interessante Vergleichung der mechanischen Künste bei uns und bei den alten Völkern enthält. Gewöhnlich rechnet man den ägyptischen Bauwerken ihre Massenhaftigkeit, ihre Dauerhaftigkeit, die allen Jahrhunderten trotzen zu wollen scheint, im Gegensatz zu der gebrechlichern Baukunst der Neuern, zum überschwenglichen Ruhme an. Hr. Lebas führt diesen, ganz abgesehen von dem ästhetischen Werthe, der sich ohnedem nicht nach der materiellen Größe bemessen läßt, auch in technischer Hinsicht auf sein richtiges Maß zurück,

indem er zeigt, daß jene Vorzüge der ägyptischen Bauten nicht sowol ein Erzeugniß des Geistes und der Erfindungsgabe der Ägypter, als der Unvollkommenheit ihrer Technik waren, während die Mängel, welche man der neuern Baukunst vorwirft, eben aus den ungeheuern Fortschritten, welche die Technik seitdem gemacht hat, sich erklären. Es ist wahr, die ungeheuern Granitblöcke, welche die Ägypter aufhäuften, setzen jeden Europäer in Erstaunen; ihnen gegenüber scheinen die Mittel, mit denen unsere Baumeister über die Materie und Natur zu triumphiren suchen, schwach und gebrechlich und immer der überwachenden und erhaltenden Hand bedürftig. Der Grund davon ist einfach der: je größere Fortschritte der menschliche Geist in den technischen Künsten macht, desto mehr vergeistigt sich auch die Baukunst. Der menschliche Geist war im Mittelalter schon dahingelangt, in der gothischen Architektur dem Steine ein luftiges Aussehen zu geben. Jetzt wird durch die Anwendung des gegossenen und geschmiedeten Eisens in der Architektur dieser Charakter des Immateriellen und Luftigen immer vorwaltender werden. Nur wer die Schönheit nach der Masse und die Nützlichkeit nach der stofflichen Dauerhaftigkeit beurtheilt, ohne den Geist, welcher jene, und die Anwendbarkeit und leichte Herstellbarkeit, welche diese bedingen, in Anschlag zu bringen, wird in der spätern Architektur, in Vergleich mit der ägyptischen, einen Fortschritt verkennen. Man bewundere daher immerhin die Majestät, das Gewaltige und die Unzerstörbarkeit der ägyptischen Bauten, aber man gestehe nur auch zu gleicher Zeit ein, daß diese so riesigen Gebäude überall den Stempel der technischen wie der politischen Unvollkommenheit ihrer Zeit und des Volks, welches sie errichtete, an sich tragen. Die Völker, welche längs des Nil und in Asien, z. B. in Persepolis, so großartige Denkmäler hinterlassen haben, oder vielmehr die Regierungsgewalten, von denen sie in unermeßlichen Fröhnerscharen zur Errichtung derselben genöthigt wurden, waren sehr in der Wahl ihrer Baumittel beschränkt. Gibt man sich genaue Rechenschaft von ihren architektonischen Kenntnissen, bringt man das Material in Anschlag, das ihnen zu Gebote stand, sowie die geringe Aufsicht und Sorgfalt, auf die, bei der Kindheit aller policeilichen und administrativen Einrichtungen, für die Forterhaltung der Gebäude zu rechnen war, so sieht man wol ein, daß sie durchaus nicht aus freiem künstlerischen Antriebe, sondern von äußern Umständen gezwungen, ihren Bauwerken jene massiven Verhältnisse gaben, die für die Ewigkeit berechnet zu sein scheinen. So kannten die Ägypter, wie auch noch später die Griechen, den Wölbungsbau nicht. Ihre Architektur war daher auf geradlinige Constructionen beschränkt. Fast ebenso sehr waren sie mit der Fertigung guten Mörtels unbekannt. Die nothwendige Folge davon war, daß sie, wollten sie anders nur irgend eine etwas bedeutende Deckenfläche massiv verschließen, zur Anwendung ungeheurer Steinblöcke und einer Menge massiger Säulen gezwungen waren. Sie leisteten mit diesen Hülfsmitteln Alles, was man nur verlangen konnte, aber man konnte eben nichts Anderes verlangen; sie schufen Großartiges und Dauerhaftes, weil ihnen eben nur hierzu der Weg offen stand. Sie hatten nur die Wahl zwischen Tempeln wie denen von Luxor, Denderah oder Edfu und Hütten aus Lehmpatzen. Welche ungeheure Hülfsmittel hat dagegen die neuere Architektur. Die Kunst zu wölben ist bis zu einer Vollendung gelangt, von der selbst die Römer, die doch schon einen sehr großen Vorsprung vor den Ägyptern gewonnen hatten, sich nichts träumen ließen. So wird z. B. die Brücke von Chester in England durch einen einzigen Bogen von 180 pariser Fuß Weite gebildet, eine Spannweite, die bei den Römern unerhört ist. Dies kommt daher, daß die Kunst der flachen Wölbung bei uns auf einen außerordentlichen Grad gediehen ist. Außerdem ist man dahin gelangt, durch gewisse Mischungen mit gewöhnlichem Kalk den besten Mörtel zu verfertigen; gar nicht der mannichfaltigen Anwendung des Holzes, des geschmiedeten und gegossenen Eisens, des Drahtes und der Stäbe von Eisen zu denken. Durch die unermeßlichen Fortschritte der ganzen Technik endlich sind wir dahin gekommen, zu berechnen, wie mit dem geringsten Stoff- und Kostenaufwand doch die äußerste nothwendige Festigkeit zu beschaffen sei, und mit einer Handvoll Menschen mit Hülfe von Maschinen und planvoller Anordnung Werke auszuführen, die den Ägyptern unmöglich gewesen wären, auch wenn sie alle die geknechteten Bevölkerungen, die sie zur Errichtung der Pyramiden brauchten, dazu hätten anwenden wollen. Man denke nur an die großen Hängebrücken, den Tunnel, die Kanäle, Wasser-, Festungs- und Grubenbaue der neuern Zeit. Wie viel Zeit und Menschen hat wol die erste Aufrichtung des Obelisken von Luxor bedurft, den Hr. Lebas in nicht zwei Stunden mit Hülfe von 50 Männern auf sein Fußgestell hob? Wahrlich, könnte es der Stufe der Bildung entsprechen, auf der wir stehen, Bauten aufzurichten, die sich wie die ägyptischen nur durch das Ungeheure der Masse auszeichnen, es würde uns bei unsern Hülfsmitteln nicht schwer fallen. England z. B. hätte nur den Aufwand, den ihm ein einziges Kriegsjahr aus seinem letzten Kriege mit Frankreich kostete, anzuwenden gebraucht, um Werke gleich denen der Ägypter zu schaffen, ohne daß es genöthigt gewesen wäre, die Muskeln eines ganzen Volkes dabei zu Hülfe zu nehmen. 43.

Englisches Urtheil über deutsche Theologie.

In einem sicherlich wohlgemeinten, aber sehr unvorsichtigen Artikel über das System R. Owen's, in der letzten Nummer des „Quarterly review" werden als Veranlassungen des Socialismus folgende Richtungen namhaft gemacht. Das Streben der anglicanischen Geistlichkeit nach weltlicher Macht, sowie ihr übertriebener Eifer gegen das Papstthum und als deren Reactionen die Schrankenlosigkeit und der Dogmahaß vieler Dissenterparteien; ein einseitiges Betreiben der Naturwissenschaft, die so immer und überall zur Magd des Unglaubens werde, und endlich „jene biblische Kritik, jener arglistige, sylbenstecherische Skepticismus, der von Deutschland aus in Fluten über England hereinbricht; der, sich deckend mit der Maxime die Bibel und nichts als die Bibel, dieselbe von einem Vertheidigungsmittel nach dem andern entblößt, während er in Worten ihre Autorität hoch stellt; der statt ihr ehrfurchtsvoll und mit kindlichem Gemüthe zu nahen und sie zu lesen, wie sie in den Händen der Kirche offen liegt, und unter deren Augen, gestützt auf die Zeugnisse, die sie aufbewahrt, das heilige Buch der Kirche aus den Händen reißt, um es in einem Winkel zu lesen, und da den einen Punkt bezweifelt, einen andern bestreitet, einen dritten hinwegerklärt, ob einem zweiten sich entsetzt, und Text auf Text, Blatt auf Blatt herausreißt, bis nichts als die leere Decke übrig, und das Wort Gottes, wie früher aus dem Munde der Kirche, so aus den heiligen Urkunden — aus der ganzen Welt verschwunden ist." 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 156. —— 4. Juni 1840.

Die Universität Heidelberg.

(Fortsetzung aus Nr. 155.)

Um diese Häupter der juristischen Facultät herum sind noch eine Reihe jüngerer Lehrer thätig. Allein die meisten derselben leben in Bedeutungslosigkeit ein nicht beachtetes wissenschaftliches Leben. Nur drei derselben verdienen Aufmerksamkeit. Vor allen Morstadt, ein überaus großes Talent, aber nicht Herr seiner Leidenschaftlichkeit, und darum derjenigen unentbehrlichen Ruhe des Geistes und Gemüthes ermangelnd, ohne welche Forschen und wissenschaftliches Wirken in der Wissenschaft unmöglich ist. In diesem Geiste sind auch seine eigenen literarischen Werke, welche nur kritischer Natur sind, geschrieben, und die *Materialkritik* über Martin, sowie das unterbrochene ganz ähnliche Buch sind die besten Zeugen seines Geistes, seiner scharfen Kritik und seiner — Ohnmacht über sich selbst. So auch sind seine Vorträge, in welchen oft seine Sprache stockt vor Heftigkeit der Aufregung und vor Mangel an Ausdrücken zur Charakteristik der Herren Collegen und Schriftsteller. Mäßigung sollte sein höchstes Ziel sein, das wünschen seine Freunde in seinem und ihrem Interesse und im Interesse der Wissenschaft, die sehr viel von ihm erwarten dürfte. Zunächst nach ihm verdient Zöpfl genannt zu werden, dessen Laufbahn eine ehrenvolle genannt werden muß, weil er sich mit einer selten so beharrlichen Charakterkraft zur politischen Besonnenheit und zur gründlichen literarischen Forschung geführt hat. Dies beweist seine „Deutsche Rechtsgeschichte" und seine Ausgabe des alten bamberger Rechts. Er war immer ein beliebter und sehr guter Lehrer, und hat dies auch wieder neuerdings bewiesen, indem er, während Mittermaier auf dem Landtage war, eine seiner Vorlesungen übernahm und darin zehnmal mehr Zuhörer hatte als der mit ihm concurrirende Roßhirt. Es spricht schon sehr zu seinen Gunsten, daß er sich hier, verfolgt von der Professorschaft und unbeachtet von der Regierung, zwölf Jahre lang als Privatdocent hielt. Jetzt ist er Extraordinarius geworden, und, wie man wol mit Recht annimmt, leider nicht in Anerkennung seiner Verdienste, sondern vielmehr weil man einen Andern für deutsche Staats- und Rechtsgeschichte und badisches Landrecht annehmen zu müssen fürchtete, der mehr Trotz hätte bieten können, als es ihm rathsam sein dürfte, und der einen guten Theil Intriguen mit sich gebracht haben würde. Dadurch daß Zöpfl Professor geworden ist, wurde die Universität auch von der Schande befreit, keinen Professor für das Landrecht zu haben. Unter den Privatdocenten hat sich Dr. Zachariä durch seine große Reise in die Regionen, wo noch nachjustinianeisches römisches oder eigentlich griechisches Recht aufzustäuben sein soll, neuerlich einen Namen verschafft. Mag man seine Verdienste deshalb vielleicht noch so hoch stellen, gegen den Stachel leckt man nicht, jetzt hat die Zeit des deutschen Rechts begonnen, und ein einziges Heft der Reyscher'schen Zeitschrift ist jetzt mehr werth als ganze Bände voll neu aufgefundener Constitutionen. Indessen Zachariä ist ein Mann von großer Selbständigkeit, vielem Verstande, gelehrten Kenntnissen und gründlicher classischer Bildung. Noch ist ein anderer Privatdocent, Dr. Röder, deshalb nicht unwichtig zu erwähnen, theils weil er der juristischen Welt sehr vortheilhaft bekannt ist, theils weil er in Gießen das Schicksal des Propheten im Vaterlande erlebt hat, darum nach Heidelberg übersiedelte — und nun hier recht gut gefällt.

Blickt man auf die juristische Facultät zurück, so kann man der Regierung mit ihr das nämliche Schicksal prophezeien, das sie mit der theologischen erlebt hat, wenn sie nicht bei Zeiten Vorkehrungen trifft, um eine plötzliche Verwaisung derselben zu verhüten. Als ein Thibaut und Zachariä noch junge Männer waren, fiel es nicht so schwer, eine juristische Facultät von der Wurzel aus zu erneuern wie jetzt, wo die sehr wenigen hervorragenden Geister immer noch keine solche wie jene und schwer zu gewinnen sind. *)

Die medicinische Facultät hat allein einen innern Zusammenhang, und zwar ohne daß die Mitglieder einzeln ihre Richtung aufgeben. Und in diesem Zusammenhange bildet sie einen höchst werthvollen Gegensatz gegen die berliner, vorzüglich in physiologischer Hinsicht, obschon nicht wenig auch in den andern Feldern des medicinischen Studiums. Die Namen, welche sie zu den ihrigen zählt,

*) Am Tage darauf, nachdem dies geschrieben war, traf uns der höchst schmerzliche Unglücksfall, daß der Tod den ehrwürdigen Thibaut, diese Zierde der Universität, schnell hinwegraffte. Ehre sei seinem Namen, er wird für Viele unsterblich sein! Er starb, wie er es oft gewünscht hat.

sind Namen des ersten Ranges in der Wissenschaft. Tiedemann, auch äußerlich mit stolzer Haltung, wie in der Wissenschaft, ein weniger geistreicher Physiolog, nach der Art eines Burdach, aber ein um so selbständigerer, ein um so gründlicherer Forscher, dem Europa viele Aufschlüsse verdankt und den es auch den Seinigen nennt. Er ist ein Lehrer, welcher sich ebenso durch Tiefe wie durch Klarheit auszeichnet, und die Schüler übersehen gerne die Gleichtönigkeit seines Vortrags um der Fülle willen. Er wird ungemein hochgeschätzt wegen der Sorgfalt, womit er die anatomischen Übungen leitet. Nägele hat wol, was hier sehr viel sagen will, den schönsten Vortrag unter sämmtlichen Professoren der Universität. Seine Persönlichkeit ist der Tiedemann's ganz entgegengesetzt, denn er ist fern von jeder hohen stolzen Haltung, ein immer freundlicher, sehr beweglicher, durchaus gewandter Mann, als Arzt weniger beliebt, aber in Fällen von Frauenkrankheiten unentbehrlich. Er ist als theoretischer und praktischer Lehrer überaus beliebt, weil er seinen Schülern mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit die allerschwierigsten Materien erklärt, eine kurze immer lachende Kritik übt und die weniger unterhaltenden Materien mit sprudelndem Witze versüßt, sodaß er seine zahlreichen Schüler immer von neuem wieder fesselt. Er gilt als ein freundlicher Director des obstetricischen Klinikums und wird in diesen Geschäften von seinem wackern Assistenzarzte, dem Dr. Breitenbach, dem alle Praktikanten von Herzen zugethan sind, tüchtig unterstützt. Chelius ist fast Ideal von einem liebenswürdigen Arzte, sowol für Chirurgie als auch für innere Heilkunde. Dies beweist auch seine über ganz Deutschland verbreitete Praxis und der Strom bei ihm Rath holender oder sich von ihm operiren lassender Ausländer. Sein „Handbuch der Chirurgie" ist ein europäisches Buch. Man ist von Frankreich her gewöhnt unter einem höhern Chirurgen nur einen Operateur zu verstehen, sodaß es an Chelius nicht genug gerühmt werden kann, daß er die Kunst der innerlichen Behandlung in seltenem Grade mit unglaublicher chirurgischer Geschicklichkeit verbindet. Sein Vortrag ist etwas zu eintönig, aber dies wird wegen der Tüchtigkeit und Sicherheit desselben von den Schülern gerne übersehen. Als Vorsteher des chirurgischen Klinikums ist er wie angebetet und schätzt sich glücklich, an seinem Assistenzarzte, demselben Dr. Breitenbach, eine so pünktliche energische wie gemüthliche Unterstützung zu haben. Es ist überhaupt Schade, daß diesem Letztern, der in den drei Hauptfächern der Medicin ein ausgezeichneter Praktiker ist, die höhere classische Bildung abgeht, er würde sonst wissenschaftlich ohne Zweifel Tüchtiges geleistet haben. Chelius aber hat zuverlässig seine Sicherheit und Ruhe ursprünglich dem Umstande, daß er Militairarzt war, dann seinem eminenten Fleiße und zuletzt seiner ungeheuern Praxis zu verdanken. Dieselbe Sicherheit und Ruhe ist indeß auch sein wesentlicher allgemeiner Charakterzug, dazu tritt ein glattes, aber vornehmes Äußere, gleich entfernt von Hochmuth wie von hofmännischer Geschmeidigkeit. Daher genießt er auch als Mensch großes Zutrauen, und man kann es nur als eine glückliche Eingebung preisen, daß ihn die Universität zwei Jahre hintereinander zum Prorector wählte, in der gefahrvollen Zeit nach 1831. Er war es, der, fortwährend beliebt und geachtet von der Studentenwelt, mit Strenge die stets gefährdete Ordnung erhielt, ohne Pedanterie zu üben. Ein Seitenstück zu ihm ist Puchelt, der unter einem finstern Äußern, an welches man sich gewöhnen muß, ein theilnehmendes Gemüth besitzt. Sein größtes und in der That erstaunliches Talent ist die Prognose innerer Krankheiten, weniger glücklich scheint er in der Behandlung zu sein, weil er, sich, wie man zu sagen pflegt, mehr auf die Natur verlassend, vielleicht auch wegen einer gewissen zu weit gehenden Sorgsamkeit, nicht immer die rechtzeitige Energie anwendet. Dagegen ist er ein überaus gelehrter Patholog und wirkt als solcher, trotzdem daß sein Vortrag wenig anspricht, in seinen Vorlesungen und im pathologischen Klinikum ungemein belehrend. Sebastian, auch Professor für das Fach der Pathologie und für Kinderkrankheiten, hat es niemals zu einiger Bedeutung an hiesiger Universität bringen können. Dagegen steht Gmelin, der Chemiker, welcher als Professor der Materia medica zur medicinischen Facultät gehört, sehr hoch. Er besitzt eine liebenswürdige Persönlichkeit, sein frisches helles Wesen, sein tief dringender warmer Blick nimmt die Praktikanten ungemein für ihn ein. Indessen mehr noch als dies wirkt seine große Geschicklichkeit und sein Glück in Versuchen und im Laboratorium. Man muß unter seiner Leitung gearbeitet haben, um dies gehörig zu würdigen. Als Lehrer zeichnet er sich, bei eintönigem Vortrage, durch große Klarheit, Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit aus, sowol im Worte als auch im Versuche und in der Demonstration. Auch ist er bereitwillig zur literarischen Unterstützung Anderer mit seinen Arbeiten, wovon die zwei größten Beweise Tiedemann's Werk: „Die Verdauung" u. s. w. und v. Leonhard's „Oryktognosie" sind.

So ist die medicinische Facultät in ihrem ältern Lehrerpersonale bestellt. An jüngern ist zur Zeit hier nichts geistig Hervorragendes vorhanden, seitdem man den Physiologen Arnold, der indessen wieder für Freiburg gewonnen wurde, nach Zürich abgehen ließ. Der Professor Bischoff, Tiedemann's Schwiegersohn, ist innerlich, dies trauen wir ihm zu, gewiß zu bescheiden, als daß er selbst glaubte, den ungemein tüchtigen und sehr beliebt gewesenen Arnold völlig ersetzen zu können. Auch muß er selbst einsehen, daß es sehr schwer ist, neben einem Tiedemann als Lehrer der Physiologie und Anatomie aufzukommen. Arnold war es gelungen, indeß sind Bischoff's Vorlesungen auch recht besucht. Ein sehr rühriger und fleißiger junger Physiolog und Anatom ist der Prosector Dr. Kobelt, der namentlich auch durch seine Reise durch Holland, England und Frankreich zum Zwecke der Besichtigung der anatomischen und physiologischen Institute sehr gewonnen hat. Er ist noch in geistiger Gährung, kann aber einen guten Wein geben. Weniger verspricht man sich vom jungen Nägele, dem Sohne des Franz Karl, obschon oder zum Theil vielleicht auch weil er, ein jun-

ger Anfänger ohne Verdienste, sogleich, nachdem er sich als Privatdocent habilitirt und etwa ein Jahr ohne besondern Erfolg docirt hatte, zum Kreisobeehebarzte und noch kein halbes Jahr nachher zum Extraordinarius mit Gehalt ernannt wurde. Ein unerhörter, aber in wichtigster Beziehung sehr leicht zu erklärender Act der badischen Regierung, der es aber keinem jungen Manne rathsam machen dürfte, sich hier für das medicinische Fach zu habilitieren in der Erwartung eines ähnlichen Schicksals. Einen sehr tüchtigen Pathologen und Irrenheilkundigen hat die Universität an dem Privatdocenten Dr. Heermann verloren, der als Professor nach Tübingen gerufen wurde. Das Fach des berühmten verstorbenen Geiger ist noch nicht mit einem Professor besetzt, aber wird von dem Privatdocenten Dr. Probst gelehrt, einem sehr tüchtigen jungen Mann, dem seine Freunde mehr Anwendung von Lebensklugheit wünschen, da es ihm ohne diese nicht leicht gelingen wird, Professor an hiesiger Universität zu werden, obschon er eine solche Aufmunterung und Anerkennung verdiente.

Die philosophische Facultät ist wie an andern Universitäten in Sectionen getheilt. Von dem Felde der Philosophie war schon mehrmals die Rede. Neuerdings ist v. Reichlin-Meldegg, bisher außerordentlicher Professor der Philosophie, zum ordentlichen Professor derselben ernannt worden, nachdem er in Folge vieler Übertreibungen und Unbesonnenheiten eine harte Prüfungs- und Leidenszeit überstanden hat. Seine Schicksale sind bekannt, sie sind ergreifend, sind sehr lehrreich, denn sie wurzeln in Confession und Politik. Aber man hat sie sehr verkannt, indem man sie für religiöses und politisches Märtyrerthum erklärte. Ein gut Theil mehr Mäßigung auf Seite des Veranlassers, der zugleich der Dulder war, hätte ihm alles Schlimmste erspart und Vorwürfe verhütet, die man ihm machen kann. Indessen mußte seine ungemeine nachhaltige Kraftanstrengung, mit der er sich auf neue Zweige der Literatur warf, viele seiner Feinde wieder mit ihm versöhnen. Dies war ehrenhaft, obschon ihm auch in diesen die eigentliche Gründlichkeit und ruhige Umsicht fehlt. Er ist Eklektiker in der Philosophie und Ästhetik, und das ist für die hiesige Universität eben recht. Aber neben ihm steht jetzt ein Schwarm von Philosophen, sodaß fast alle Systeme vertreten sind. Der Professor Kapp, als bairischer Professor verunglückt, ist Philosoph, Reisender, Geolog, Geognost und Ästhetiker. Vom Professor honorarius, was er erst seit nicht langer Zeit war, ist er kürzlich zum ordentlichen Professor der Philosophie und zum Hofrathe ernannt worden. An ihm und Professor v. Reichlin-Meldegg hat die Universität nun ohne starke Belastung der Fonds auf einmal zwei ordentliche Professoren für Philosophie, wofür sie lange Zeit gar keinen gehabt hatte. Der eine soll wol die Philosophie vertreten und der andere sie lehren. Ein aufgefrischter Name ist freilich auch ein Name, nur schießt er leicht ab, wie aufgefärbtes Zeuch. Dr. Fortlage, Philosoph und Ästhetiker, ein Mann von kräftigem Talente, aber hier ohne Unterstützung; Dr. Lindemann, ein Anhänger Krause's, nicht untüchtig; Dr. Töckel, in der Habilitation etwas unglücklich angelassen; Dr. Umbreit scheint seinen Wirkungskreis hier aufgegeben zu haben. Wenn man von den Professoren der philosophischen Facultät redet, sollte man und darf man aber niemals den Professor Erb vergessen. Dieser Mann, ein echtes philosophisches und empirisches kritisches Talent, wird leider hier über die Schulter angesehen und gehört zu denjenigen selbständigen Charakteren, welche sich darüber hinwegzusetzen wissen, daß sie bemerken, wie man sich heimlich über sie etwas Gewisses in die Ohren raunt. Erb hat freilich selbst hiezu Vieles beigetragen, weil er gleichsam absichtlich alle Umgänglichkeit schon abgelegt hatte, noch ehe sich das Unglück seines Gehörs bemächtigte, und weil er sich alle Mühe gibt, keine Vorlesung halten zu müssen. Aber es ist im höchsten Grade zu bedauern, daß ein solches Talent und eine solche eigenthümliche Gabe der Anschauung und ein solcher Kopf voll der vielseitigsten Forschung und Kenntniß bei Lebzeiten für das Leben todt ist. Erb war Jurist und hat, von Thibaut im höchsten Grade anerkannt und geachtet, in der römischen Rechtsgeschichte ein herrliches Talent entfaltet. Er sagte der Jurisprudenz Lebewohl und zog sich, in der That vielfach veranlaßt durch die hier Miskennung und Verkennung, innerhalb seine vier Pfähle zurück. Da liegt er nun seit Jahren dem gründlichsten anatomisch-physiologischen, mathematischen und ästhetischen Studium ob. Er hat in diesen Hinsichten, aber leider zur Zeit blos für sein Pult, wissenschaftliche Arbeiten von der größten Wichtigkeit producirt, welche hoffentlich nach seinem Tode ans Tageslicht treten werden. Er ist derselbe Erb, der die Flugmaschine erfunden hat, an deren Bekanntmachung ihn auch die widerstrebende öffentliche vorgefaßte Meinung hinderte. Wer ihn und seine unglaubliche mathematische Consequenz kennt, wird sich gestehen müssen, daß er allerdings eine solche Erfindung zu machen im Stande ist.

(Der Beschluß folgt.)

Der Amerikaner Paxton in und über Palästina.

Es ist ein eigener Eindruck, den das kleine vor uns liegende Buch von Paxton: „Letters on Palestine and Egypt; written during two years residence", auf uns hervorbringt. Man hat das gegenwärtige Jahrhundert mit dem 16., wie das vergangene, als das der Vorbereitung, mit dem 15. zusammengestellt, und die Richtigkeit dieser Parallelisirung ist es, was uns durch dies anspruchlose Büchelchen bestätigt wird. Blicken wir auf die politischen, socialen, moralischen und wissenschaftlichen Bewegungen, so sind diese ebenso lebhaft in unserm als im 16. Jahrhundert; vor Allem aber ist es die locomotive oder räumliche Bewegung, das Verlassen von Haus und Herd und Aufsuchen ferner Länder, worin beide Säcula sich gleichen; wenigstens ist es diese Art von Bewegung, auf welche durch die soeben angeführten Briefe unsere Aufmerksamkeit gelenkt wurde. Ein Geistlicher, nicht allein von der andern Seite des atlantischen Meeres, sondern von der andern Seite des Alleghanygebirgs her, besucht das heilige Land und hat auf jeder Seite seines Berichts von europäischen Reisenden oder selbst Landsleuten zu erzählen, mit denen er zu-

sammentrifft. In Beirut lebte er mit amerikanischen Familien ganz heimisch, zu Jaffa fand er den Befehlshaber eines amerikanischen Geschwaders mit einem Theile seiner Offiziere eben von einem Ritt nach Jerusalem zurückgekehrt, über dessen Schnelligkeit die Bewohner des Landes ganz verwundert waren; in der heiligen Stadt fand er einen von den Söhnen des Königs der Franzosen; an einer andern Stelle traf er mit Graf Berthan zusammen; ein Schotte Wilson gibt ihm Auskunft über Petra; an einem andern Orte unterhält er sich mit einem Londoner, Nickolayson; in Beirut trifft er Lord Lindsay, dann den Prof. Robinson und die Herren Smith und Adger, nachdem sie vor wenigen Tagen über Suez und Sinai aus Ägypten angekommen waren. In der That, dies ist das Jahrhundert des Reisens oder wird es vielmehr noch recht eigentlich werden. Denn diese Bewegung wird zunehmen, je mehr die riesigen von dem gegenwärtigen Jahrhundert ins Leben gerufenen Communicationsmittel sich vervollkommnen und eine weitere und allgemeinere Verbreitung erhalten werden. Von der des 16. Jahrhunderts unterscheidet sie sich indeß dadurch, daß sie, friedlicher Natur, Belehrung und jenes Vergnügen sucht, welches der wechselnde Anblick immer neuer und verschiedener Gegenstände in fremden Landen der Seele gewährt, während jene, mehr materieller und roher Beschaffenheit, auf Gewinnung von Reichthum, von Land und Leuten, auf Kampf und Eroberung gerichtet war. Die damalige Bewegung nahm besonders die beiden Indien zu ihrem Ziele, der Geist des Abenteuers und Golddurst leitete sie; die jetzige breitet sich über die ganze Erde aus und Wissensdurst, das Verlangen, zu sehen, zu erfahren, zu lernen, sich zu unterrichten, ist ihr Führer.

Was das wissenschaftliche Verdienst von Paxton's „Briefen" betrifft, so sind sie weit davon entfernt, die Anfoderungen zu erfüllen, welche wir Deutsche an ein Buch über Palästina machen. Wir finden hier keine gelehrten Auseinandersetzungen, keine wissenschaftlich geführten Untersuchungen, sondern der Amerikaner, der mit dem frischen Herzen, der natürlichen Anschauungs- und naiven Betrachtungsweise der Backwood-Landschaft den Orient betritt, hat nur ein Auge für die Eigenthümlichkeiten des Landes und der Menschen, wie sie ihm sich darstellen, für Sitten und Gebräuche, die ihm auffallen, etwa wie Herodot in gleich kindlicher Weise in fremden Ländern beobachtete, für Naturscenen, die ihn anziehen, und darum eben ist sein Buch lesenswerth. Interessant, wenngleich keineswegs tief oder gelehrt, sind allemal seine Beziehungen auf die heilige Schrift, sobald er auf noch jetzt bestehende Gebräuche und Lebensgewohnheiten oder Beschaffenheiten des Landes in derselben Anspielungen findet. So erklärt er die Stelle des Lukas: „Man wird euch volles Maß in eueren Busen thun", aus dem in jenen Gegenden üblichen langen, mehrmals um den Leib geschlagenen und über den Hüften mittels eines Gürtels zusammengehaltenen Gewande, das vom Nabel aufwärts eine Öffnung hat, in welche man Alles hineinsteckt, was man zu nothwendigem oder beständigem Gebrauch bei sich zu führen pflegt, wie Brot, Früchte, Taschentuch u. dgl. m. Da das Behältniß um den ganzen Leib geht, so kann darin eine ansehnliche Menge von Dingen Platz finden.

Bekanntlich wurden vor etwa 12—15 Jahren in der Bergkette, welche sich hinter Beirut erhebt, bei dem Dorfe Corneil nicht unbeträchtliche Kohlenlager entdeckt. Dieselben werden jetzt von einem Engländer Brattle bearbeitet, und der Verf. erzählt uns, daß die Gruben unter dessen Leitung, ungeachtet der Schwierigkeiten, mit denen derselbe in einem Lande zu kämpfen hat, wo nicht ein einziges Fuhrwerk zu haben ist und jeder Sack Kohlen auf dem Rücken von Maulthieren und Eseln nach Beirut geschafft werden muß, immer größere Wichtigkeit erlangen.

Ein Bad des amerikanischen Geistlichen im todten Meere verdient Erwähnung, weil es uns Gelegenheit gibt, die Dichtigkeit, Schwere und Tragkraft dieses Gewässers kennen zu lernen. Hr. Paxton konnte, Kopf, Hände und Füße außerhalb des Wassers, und ohne sich durch die leiseste Bewegung zu unterstützen, so lange er wollte, auf dem Rücken liegen bleiben, ohne nur einen Zoll breit unterzusinken. „Doch", bemerkt er, „ist es eine ungeheure Übertreibung, wenn man das Wasser für so schwer ausgegeben hat, daß es, der Wind möchte noch so heftig wehen, ruhig und bewegungslos stehen bliebe. Das von den Wellen des Sees ausgeworfene Treibholz beweist hinlänglich das Gegentheil." Das Wasser ist übrigens, nach der Versicherung des Verf. so klar, daß man bis auf den Grund zu sehen vermag.

Was ihn unter dem syrischen Himmel besonders entzückte, war die Trockniß und Reinheit der Luft, die er noch über die Italiens setzt. So nahe und deutlich erscheinen vermöge derselben entlegene Gegenstände, daß es ihm in dem zwei gute Stunden von Beirut entfernten Gebirgsdorfe Brumanah vorkam, als könne er mit einem Stein in den Hafen der Stadt werfen. Sehr richtig bemerkt deshalb der Verf., es sei kein Wunder, daß die Astronomie im Orient ihren Anfang genommen habe und unter einem solchen Himmel die Sterne Gegenstände der Anbetung geworden seien.

Wir schließen diese kurzen Bemerkungen mit einem meteorologischen Phänomen, das, so viel wir wissen, bisher noch von keinem andern Reisenden bemerkt worden ist. Ungeachtet der Himmel fast beständig wolkenlos war und die Sonne in ungetrübter Reinheit glänzte, so pflegte sie doch in der Zeit, wo unser Reisende den Libanon besuchte, beim Untergehen die sonderbarsten Formen und Gestalten anzunehmen, und zwar jedesmal sobald der untere Theil der Sonnenscheibe den Rand des Horizonts berührte. Bald erschien sie als ein Viereck, dann wieder, wenn die eine Hälfte der Scheibe unter den Horizont herabgesunken war, schien die andere sich gänzlich davon zu trennen und, zuweilen durch einen schwarzen Punkt davon geschieden, wie ein umgekehrter Kegel oder wie ein gewöhnliches Waschbecken über dem andern Theile zu schweben. Zu anderer Zeit nahm die Sonnenscheibe die Figur eines Säulencapitals an. Merkwürdiger als dieses Alles ist indeß, daß die Sonnenscheibe, wenn ihr Lichtglanz schon völlig erloschen war, noch unter dem Horizont als eine schwarze Masse, von der gewöhnlichen Gestalt der Sonne, aber weit größer erschien. Allmälig sank diese Masse immer tiefer und tiefer unter das Wasser herab, bis sie ganz verschwand.

19.

Literarische Notiz.

Erschienen ist in Paris der erste Band der „Grande chronique de *Matthieu Paris*, traduite pour la première fois du latin par *Huillard-Bréholles*", mit Noten und einer Einleitung versehen von dem Herzog von Luynes, Mitglied des Instituts. Das Ganze wird aus acht starken Octavbänden bestehen, von denen jeden Monat einer erscheint, und ist angekündigt als „Complément de toutes les collections de mémoires relatifs à l'histoire de France et à l'histoire d'Angleterre, années 1066—1259". Die erste Partie des Buches bis zum J. 1235 ist aus Roger Wendower und andern Chronikenschreibern entlehnt, aber über die Regierung Heinrich's III. (1235—1259) berichtet Matthias Paris selbst als Augenzeuge. Von Wichtigkeit für die Kenntnißnahme der französischen Geschichte sind folgende Partien: die Kreuzzüge, besonders der erste Kreuzzug des heiligen Ludwig, der Albigenserkrieg, die Händel zwischen Johann ohne Land und Philipp August, des Prinzen Ludwig Invasion in England, die Regentschaft der Blanca von Castilien, die Reisen Heinrich's III. in Frankreich u. s. w. Die Naivetät der Darstellung und die Mannichfaltigkeit reizender Anekdoten lassen das Buch fast als eine Unterhaltungslecture erscheinen.

5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 157. —— 5. Juni 1840.

Die Universität Heidelberg.

(Beschluß aus Nr. 156.)

Im Fache der Philologie und Alterthumskunde hatte man die Erneuerung des Personals ganz nahe, denn der sehr tüchtige Hermann von Marburg war hier Privatdocent. Allein es geschah nichts, um ihn zu halten. Der Veteran Creuzer ist zu alt, um noch von erheblicher Wirkung sein zu können. Sein Schüler Bähr ist trotz seinem ungeheuern Fleiße und seiner großen Gelehrsamkeit weder seiner Richtung noch seiner Persönlichkeit nach geeignet, die Philologie hier in Schwung zu bringen. Ihr Schüler Dr. Kayser ebenso wenig, und um so mehr, da ihn das Erziehungsinstitut seiner Mutter zu sehr in Anspruch nimmt. Einen ausgezeichneten jungen Orientalisten hat aber die Universität auf höchsten Befehl an dem Dr. Weil bekommen, nachdem er von seinem mehrjährigen Aufenthalte im Orient zurückgekehrt war. Sein Streit mit Hammer-Purgstall in den „Heidelberger Jahrbüchern" ist ein ehrenvoller Zeuge für seine Tüchtigkeit und seine Übersetzung der „Tausend und Eine Nacht" hat seinen Namen bereits populair gemacht, während der Umstand, daß er mit Silvestre de Sacy in Correspondenz stand und von diesem großen Orientalisten sehr geschätzt war, von einer wichtigen Anerkennung das günstigste Zeugniß gibt.

Das Feld der Geschichte findet in dem schon mehrfach erwähnten Schlosser seinen Vertreter allein, nachdem man auch Gervinus auf eine sehr nachlässige Weise hatte weggehen lassen. Und doch, welche Ergänzung wäre dieser für jenen gewesen, welcher der einzige ordentliche Professor hier ist, der jüngere Männer von Tüchtigkeit neben sich zu haben wünscht. Schlosser ist als Geschichtsforscher und Geschichtschreiber von Gervinus und Andern schon treffend charakterisirt, sodaß es hier füglich unterlassen werden kann. So unumwunden wie in seinen Schriften ist er auch im Leben und in seinem Urtheile über seine Umgebung, sodaß sich die Mittelmäßigkeit gewaltig vor ihm fürchtet. Er ist durchaus nicht dazu berufen Universitätsangelegenheiten zu lenken, aber er schlägt zuweilen mit seiner gewaltigen Faust dergestalt in das trübe Wasser, worin Manche gerne fischen, daß den Fischern und Anglern Hören und Sehen vergeht und daß sie, in Hoffnungen getäuscht, den Platz verlassen. Dieser gewaltigen Faust hilft, auf kräftiger Gestalt sitzend, ein kraftvoller, meistens im Profil gehaltener, antiker Kopf mit einem feurigen Auge. So steht und agirt er auf dem Katheder, indem er mit staunenswerther Kritik und Geistesfülle Zeiten an Personen und Personen an Zeiten vorüberführt, mit steigender Begeisterung und Ereiferung, und gedrängt von einem unermeßlichen objectiven und subjectiven Stoffe, sodaß er der Rede nicht mehr mächtig bleibt, Perioden beginnt und nicht schließt. Letzteres ist anfänglich störend, aber der Zuhörer gewöhnt sich bald so daran, daß er meint, es müsse also sein, damit er die tausend Fäden der Geschichte immer in der Hand behalte. Gervinus baut sich jetzt hier an, und so wenig er auch Lust zeigt, hier wieder als Lehrer activ zu werden, so ist es doch sehr zu wünschen und würde der Regierung zur Ehre, der Universität aber zum Ruhme gereichen, wenn sie ihn für dieselbe gewänne. Es ist auch für die Wissenschaft nothwendig, daß Gervinus wieder das Lehramt ergreife, denn er bedarf zu seiner wissenschaftlichen Thätigkeit durchaus eines solchen Amtes.

Für das Feld der Naturwissenschaften zählt Heidelberg außer den in der medicinischen Facultät genannten berühmte Häupter. Muncke, für das Fach der Physik, ist ein der gelehrten Welt sehr bekannter Name. Er ist ein sehr gelehrter Physiker, aber leider nicht Mathematiker genug, um sich jener Wissenschaft mit der Macht zu bemeistern, welche die großen Physiker Europas auszeichnet. Es fehlt ihm bei der ungemein großen Mannichfaltigkeit des gelehrten Materials, das er verarbeitet, an innerer Einheit und Klarheit. Dies beweisen alle seine Artikel im Gehler'schen „Wörterbuch", nicht weniger aber auch seine Vorträge. Er ist nie ein beliebter Lehrer geworden, eben wegen dieser Mängel, weil er sich ferner niemals auf mathematischen Calcul an der Tafel einläßt und im Experimentiren unglücklich ist. Es ist sehr Schade, daß diese Übelstände der Geläufigkeit seiner Sprache und der Fülle seiner Kenntnisse entgegenwirken. Daher kam es auch, daß der junge Mathematiker und Physiker Jolly in der Concurrenz mit ihm ein sehr bedeutendes Auditorium gewann. Ein noch berühmterer Name ist v. Leonhard, für Naturgeschichte des Mineralreichs; jedoch weder genug Mathematiker noch genug Chemiker, um ein innerlich bedeutender Mineralog zu sein, und deshalb zu dem eigenthümlichen Systeme gelangt, das ihm seinen literarischen Namen verschaffte,

der aber durch Mohs und Berzelius bedeutend verdunkelt wurde, wirkt er als Lehrer mit gutem Erfolge nur durch das herrliche Hülfsmittel, welches er in seiner ausnehmend reichen Mineraliensammlung besitzt, und durch das Mineraliencomtoir, woraus er nach allen Richtungen Deutschlands schöne Sammlungen verkauft. Seine schmuckvollen Vorträge haben besonders bei einem gemischten Publicum der gebildeten Classen, vor dem er im Winter Vorlesungen hält, vielen Anklang gefunden. Diese Vorlesungen haben ihn auf einen passenden Weg als Popularschriftsteller gelenkt, auf welchem er als Zusammensteller mit blumenreicher Sprache und häufiger Participialconstruction sehr gut zu wirken scheint. An ihn reiht sich der als Petrefactenkundiger rühmlichst bekannte Bronn, welcher jedoch wenig zum Lehrer geeignet, aber jedenfalls als Director des Naturaliencabinets höchst nützlich wirksam ist und von dieser Seite jede Anerkennung verdient. Von den beiden Botanikern Dierbach und Bischof ist der erstere ein abschreckendes Muster echt deutscher grübelnder antiquarischer Gelehrsamkeit, das aber bei dem neuern Schwunge der Botanik als Wissenschaft ganz ohne Bedeutung ist. Bischof dagegen, den ganz neu angelegten großen botanischen Garten an der Seite, ist trotz eines bedauerlichen Mangels am Gehöre ein sehr beliebter Lehrer, der um die Universität wahrlich unvergleichlich mehr Verdienste, als von der Regierung Berücksichtigung gefunden hat. Er war wol zwölf Jahre lang Privatdocent bei sehr besuchtem Auditorium und sehr beliebt, um endlich Extraordinarius zu werden, und ist erst jetzt, nach wieder etwa acht Jahren, Ordinarius geworden. Seine Kunst im Zeichnen von Pflanzen und Pflanzenorganen, womit er zur Erläuterung der Terminologie, die Kreide in der Hand, alle Formen an die Tafel zeichnet, ist in der That bewundernswürdig und ersetzt ihm als Lehrer zum Übermaße den Mangel am Gehöre. Diese Stelle aber darf nicht unbenutzt bleiben, um den Gartendirector Metzger, den bekannten Verfasser der Schriften über die Cerealien, den rheinischen Weinbau, die Kohlarten, des „Gartenbuchs" u. s. w. zu erwähnen. Einen sinnigern, praktischern, gründlicher gebildeten Botaniker, Gärtner und Landwirth kann man nirgend finden. Er hat unschätzbare Verdienste um die ökonomische Botanik, den Gartenbau, den Weinbau und die Landwirthschaft für ganz Deutschland und, es ist nicht zu viel gesagt, um den Wohlstand der landwirthschaftlichen Classe des Großherzogthums Baden. Denn sein Arbeitszimmer ist eine Quelle der Verbreitung der nützlichsten Kenntnisse, sinnreichsten kleinen Erfindungen und wichtigsten Verbesserungen der allgemeinen Landcultur.

Das Feld der Mathematik wird von Schweins gepflegt. Er lebt, seitdem der sehr bedeutend gewesene Dr. Noll leider für die Wissenschaft zu früh gestorben ist, in einer behaglichern Alleinherrschaft. Um ihn stehen zwei seiner Schüler, Dr. Arneth und Dr. Eisenlohr, aber wie mit andern Schülern, die früher hier docirten, so lebt er auch mit diesen in Hader. Das Neueste ist der Handel zwischen ihm und Eisenlohr wegen der Arithmetik des Letztern. Schweins hält zwar klare Vorlesungen über die Elementarmathematik und versieht die Kameralisten mit den nöthigen Formeln für das Staatsexamen, allein eine Schule der Mathematik hat er niemals gründen können, sodaß Diejenigen, welche sich zu Mathematikern bilden wollten, die hiesige Universität gar bald verließen. Die combinatorische Methode ist hierzu wenig geeignet, es wird dazu ein Selbstschaffen im Entwickeln mathematischer Gesetze erfodert. Aber selbst sein Verdienst um die badische Kameralistik erscheint sehr klein, wenn ein Domainenrath, der mit dem Zehntablösungsgeschäfte zu thun hat, selbst sagt, er könne unter den Kameralisten keinen finden, der mit Sicherheit zur Zinszinsrechnung zu brauchen sei. Zu mehr Hoffnungen berechtigt der kürzlich zum außerordentlichen Professor der angewandten Mathematik ernannte Jolly, der sich aber mehr auf die kameralistisch-technische Ausbildung verlegt hat, und außer über Physik auch über mechanische Technologie sehr besuchte Vorlesungen hält.

Das kameralistische Fach nennt hier denjenigen Mann seinen Vertreter, der jetzt als deutscher Nationalökonom den berühmtesten Namen hat. Rau, ein überaus fleißiger Arbeiter und in dieser Eigenschaft in der Staatswirthschaft zu Verdienst und Ruf gelangt, war bis zur Ausscheidung des Staatsraths Nebenius aus dem Ministerium des Innern für die Universität von größtem Gewichte. Seine genaue Freundschaft mit diesem gelehrten aber schwachen Lenker der Universität war für alle Angehörigen der letztern von sehr großer Bedeutung. Dieser Talisman ist zur Freude Vieler und zum Schmerz Mancher jetzt zerschlagen. In jener Stellung war Rau als Vertreter der Universität in der ersten Kammer ein gefürchteter und geschmeichelter Mann. Er hatte sich dem Präsidenten des Ministeriums des Innern so nothwendig zu machen gewußt, daß ihn, nachdem er bei der letzten Wahl der Universität für den Landtag durchgefallen war, der Großherzog, ohne Zweifel wol auf den Vorschlag des Präsidenten, seines Freundes, zum Mitgliede der ersten Kammer ernannte. Die Folge wird zeigen, was Stand hält. Rau's Vorträge sind ungewöhnlich klar, aber wegen einer gewissen Ängstlichkeit, Trockenheit und leidigen Systematik hier, wo man so große glänzende Muster hat, obschon besucht, doch ohne eigentlichen Beifall. Einen höhern Schwung hat das kameralistische Studium hier nicht, diesen hervorzubringen, ist weder Rau noch die kameralistische Studentenwelt geeignet. Ein zweiter Mann, der sich ausschließlich dem kameralistischen Lehrfache widmete, ist nicht hier. Die Universität besaß vor zwei Jahren noch einen solchen. Dies war Baumstark, zwar ein Schüler, aber später wissenschaftlicher Gegner Rau's, der, wie andere Privatdocenten auch von der Regierung unberücksichtigt, einem Rufe als Professor nach Greifswald folgte. Indessen liest Morstadt auch über Nationalökonomie und behält neben Rau hierin, obschon er an Gründlichkeit mit Rau gar nicht zu vergleichen ist, eben wegen der Lebendigkeit und, freilich nicht immer saubern, Genialität seines Vortrags ein bedeutend besetztes Auditorium. Für andere kameralistische Fächer ist hier jedoch, die Technologie ausgenommen, wofür Jolly angestellt ist, wenig

gesorgt. Die Forstwissenschaft liest nebenher und nur mit Verdruß encyklopädisch Bronn. Über Bergbau hält v. Leonhard eine sehr unvollständige Vorlesung. Das Baufach, wofür Prof. Leger bestimmt ist, steht in so geringer Achtung, daß die Kameralisten dasselbe gar nicht einmal als Vorlesung annehmen.

Ein Rückblick auf diese Facultäten und Persönlichkeiten gewährt ein sehr großartiges Bild von der Universität und den Beweis, daß in frühern Jahren für die Hebung derselben mit großem Erfolge sehr vieles geschehen ist. Es kommt jetzt darauf an, das Errungene zu bewahren und für die Zukunft zu sorgen.

Bei einer solchen Menge bedeutender Berühmtheiten ist es schwer zu entscheiden, wer die größte Zahl der Studenten heranziehe. Allein wenn die Natur, das gesellige Leben und die akademische Freiheit sich mit dem Rufe vieler tüchtigen Gelehrten vereinigt, dann kann es der Universität an Berühmtheit nicht fehlen. Es hat Heidelberg kaum irgend einmal etwas von dem Charakter einer Akademie gehabt, dasselbe blieb vielmehr durchaus dem Charakter als Universität getreu. Daher bildeten sich hier eine größere Menge ausgezeichneter Lehrer als an andern Universitäten, insbesondere als in Göttingen, wo sich ausgezeichnete Lehrer selbst bis in die neueste Zeit nur schwer erhalten konnten. Der Lehrer steht dem Studenten näher als der Akademiker, und je mehr er den Ton des Akademikers anstimmt, um so weniger Schüler wird er bilden. Darin zum Theil beruht der schöne Segen, welchen die kleinern Universitäten verbreitet haben, denn auf das Lehramt wird der meiste Fleiß verwendet. Es ist dem Professor nicht darum zu thun, den Umfang und die Tiefe seiner Forschung auszulegen, sondern er will lehren, wählt aus der Masse des Gewonnenen das Brauchbare für den Schüler und zieht ihn zu sich heran. In dieser Weise hat Heidelberg am glücklichsten gewirkt, und der Staatsbeamte denkt deshalb in späterer Zeit noch mit Wärme und mit Anhänglichkeit an seine heidelberger Lehrer und Lehrjahre. Dies ist durch ganz Deutschland traditionell, und darum kann der Universität Heidelberg, wenn sie selbst ihrem Charakter treu bleibt, nur ein absolutes Verbot Schaden bringen. Sie wird sich bei Freizügigkeit der Studenten trotz jeder andern Universität in der Höhe erhalten, und darf sicher sein, daß sie, äußere Gewalt abgerechnet, nur untergeht, wenn die Wissenschaft überhaupt und an ihr selbst erstirbt. Letzteres wolle Gott verhüten!

Darauf beruhet auch zum Theil der Gegensatz, in welchem vorzüglich Heidelberg, selbst bis in die neueste Zeit, gegen andere Universitäten gestanden hat. Zum Theil! Denn zwei andere Umstände traten hinzu, welche ihn noch erhöhten. Dieser Gegensatz ist aber nicht Folge gemeinsam bewußten Strebens der ganzen Universität, sondern vorzüglich ein Gegensatz der Facultäten in der Zersplitterung. Am meisten äußert er sich in der juristischen Facultät durch Thibaut in dem Kampfe der sogenannten historischen und nicht historischen Schule. Thibaut war war, wie sich von selbst versteht, auch durch Forschen gebildet, dies ist ihm so charakteristisch wie Savigny; aber einen unberechenbaren Einfluß auf den Geist, in welchem er seine Wissenschaft auffaßte, übte sein glänzendstes Talent und sein reichstes Feld, nämlich jenes für das Lehramt. Diese vorherrschende Richtung gebot ihm Vieles aus seinen Vorträgen auszuscheiden, was die sogenannten Historiker dem Charakter der Akademie getreu mit Gierde, und nicht selten mit alberner Curiositätenkrämerei aufnehmen. Denn seine Lehrvorträge waren ihm gleichsam seine Wissenschaft, er war durch und durch Lehrer, und dazu einer aus der Kant'schen Schule. Indessen Thibaut eine historische Richtung abzusprechen, fällt allen Denjenigen am wenigsten ein, welche ihn am nächsten kennen. Insbesondere sind seine römischen rechtshistorischen Arbeiten, welche, unbrauchbar für seine Vorlesungen, in den Schränken liegen, außerordentlich groß, und es ist fast mit Gewißheit vorauszusagen, daß, wenn Thibaut und Savigny sich Mund gegen Mund und Auge gegen Auge verständigen könnten, beide, wie Thibaut und Niebuhr, in der Sache selbst übereinstimmend wären. Denn über den großen Gedanken, daß sich das Recht wie die Sprache auf nationalem Boden historisch entwickele, können beide nur einer Stimme sein, und wenn Savigny sich unter seinen Schülern scharf umsieht, so kann er von ihnen zum eigenen Troste sagen, nur

> wie ich mich geräuspert und gespuckt,
> das haben sie mir richtig abgeguckt.

Denn die unverständigen Schüler sind es, welche das Geschrei erheben, hinter welchem bei ihnen keine Wolle sitzt. Gott bewahre ihn vor seinen Freunden. Es war zu dieser Ausgleichung der geeignetste Augenblick gekommen, da Savigny sein jetziges Werk über römisches Recht herausgibt, — ohne Zweifel mehr zum Nachtheile seiner übermüthigen Schüler, die ihn falsch verstanden hatten, als zur Beschämung der Thibaut'schen Schule. Aber leider hat der Tod uns denjenigen Mann entzogen, der Savigny sicherlich geantwortet haben würde zum großen Gewinn für Wissenschaft und Leben.

Aber die zwei Umstände, welche, wie oben erwähnt, auf den Gegensatz zwischen Heidelberg und anderen Universitäten, bloße Eifersüchteleien abgerechnet, mächtig wirkten und noch wirken, sind die Philosophie und die Geschichte. Der Philosophie sind in Heidelberg alle Facultäten abgeneigt, und dies ist ein großer Fehler, von dem selbst Thibaut, der wegen nicht historischer Richtung Angefeindete, nicht freizusprechen ist, denn man konnte von ihm oft den Ausspruch hören, Hegelingen und Hegelianer seien Futter auf zehn Jahre für Deutschlands Philosophen. Die Geschichte aber, wie sie von Schlosser behandelt wird, nachdem er den Weg der Geschichtsforschung mit jenem der echten Geschichtschreibung vertauscht hat, findet noch vielen Widerspruch. Schlosser steht mit der Vergangenheit auf dem Boden der Gegenwart, und selbst die sogenannte historisch-römische Rechtsschule kann in ihm den Freund nicht finden, weil für ihn das Antiquarische als solches keinen Werth hat, und weil er sich vor der Consequenz der Geschichte in der Beurtheilung der Gegenwart nicht fürchtet.

So steht Heidelberg in wissenschaftlicher Beziehung

und wird darin vom Staate und der Stadt gern unterstützt. Einen überaus trefflichen Fürsten, an dem die Wissenschaft und Kunst einen gemüthvollen Verehrer finden, an der Spitze, spendet das Ministerium und die Gemeinschaft der Kammern reichliche Mittel. Alle Institute der Universität werden in schönem Zustande erhalten und erweitert. Heidelberg besitzt eine große ausgezeichnete Bibliothek, einen neuen schönen botanischen Garten, ein reiches anatomisch-physiologisches Museum, eine wachsende naturhistorische Sammlung, ein gut ausgestattetes physikalisches Cabinet, ein reiches chemisches Laboratorium, seine geräumigen Kliniken, und zu den Zierden der Universität gehört v. Leonhard's mineralogische und Bronn's Petrefactensammlung. Der Etat der Universität beträgt über 90,000 Gulden, und bei besserer Wirthschaftlichkeit in Ertheilung von Gehalten und Zulagen würden die Institute in den Zustand der vorzüglichsten gesetzt werden können.

Die Stadt aber ist jedes Lobes würdig in Betreff der Unterstützung, welche sie der Universität gewährt. Sie hat derselben das schöne Bibliothekgebäude gegeben, ein großes Gebäude zu den klinischen Zwecken eingeräumt, den Platz zum botanischen Garten abgetreten und immer jede Bereitwilligkeit gezeigt, was sie kann, zum Flore ihres Lieblings beizutragen. Um so stolzer blickt sie auch auf andere Universitäten herab und preist sich im Besitze ihrer Heroen glücklich, mit dem Wunsche, daß es immer so bleiben möchte.

Es wird auch so bleiben, wenn die Lenker der Ruperto-Carolina die Wege des Heiles betreten. Die Wege des Heiles aber sind keine andern für sie, als die nachhaltige Erneuerung ihrer Kräfte, Erhaltung frischer und würdiger Gegensätze in der Wissenschaft, Verbannung der selbstgenügsamen Einseitigkeit, die Erweckung und Erhaltung der wissenschaftlichen Gemeinschaft, Offenheit und gesetzliche Strenge gegen die Studentenwelt, umsichtige Vertheilung ihrer Fonds und Befreiung der Einzelnen aus den Gefahren des Nepotismus und der parteiischen Protection. Das Schlimmste, was der Universität widerfahren könnte, wäre die Rückkehr zur Erblichkeit der Professuren. Caveant Consules! 76.

Zur Geschichte der Geographie.

Französische Geographen, wie Malte-Brun, Buchon, Huon, Paulin-Paris u. A., haben die Behauptung aufgestellt, nicht den portugiesischen Seefahrern aus der Schule Dom Heinrich's, wie die gewöhnliche Annahme ist, sondern catalanischen Einwohnern Majorcas gebühre der Ruhm der Entdeckung der afrikanischen Nordwestküste vom Cap Non bis zum Cap Bojador; von ihnen, nicht auf der Schiffsakademie zu Sagres sei die Seekarte erfunden worden; sie hätten die Insel Madeira unter dem Namen Isola di Legname, und andere Thatsachen wenigstens ein halbes Jahrhundert früher als das übrige Europa, die vermeintlichen portugiesischen Entdecker mit eingeschlossen, gekannt. Malte-Brun gibt zwar zu, daß die Reisen der Catalonen nur durch geographische Karten, nicht aber durch einen andern historischen Grund erwiesen seien. Diese Karten befinden sich unter dem Namen: Cartes Catalanes als Manuscript in der königlichen Bibliothek zu Paris; Malte-Brun setzt das Jahr ihrer Entstehung auf 1346 fest, obgleich keine der durch sie zu erweisenden Thatsachen vor 1420—30 als bekannt nachzuweisen ist. Huon, der neue Herausgeber des Malte-Brun, nimmt auf eine ihm von M. J. A. Buchon, Inspector der Archive des Königreichs mitgetheilte, Denkschrift — welcher auch Paulin-Paris folgt — gestützt, 1374 an. In einem in der Sitzung der londoner geographischen Gesellschaft vom 13. April verlesenen Schreiben von John Holmes werden die für jene Annahme angeführten Gründe mit vieler Wahrscheinlichkeit in Zweifel gezogen, als sich selbst widersprechend und zum Theil auf großen Fehlern beruhend. Diese Gründe bestehen hauptsächlich in der Sprache, in welcher die Karten abgefaßt sind — diese ist aber keine andere als die romanische Dialektvermischung, besonders des Spanischen und Italienischen, die über einen großen Theil des südlichen Europas, namentlich an den Küsten des mittelländischen Meeres verbreitet war, wo sich noch jetzt in der Lingua franca viele Überbleibsel derselben vorfinden — in einer über Cypern gezeichneten christlichen Flagge, was auf keine spätere Entstehung als im J. 1375 deute, in welchem Cypern vom Sultan von Ägypten erobert worden sei — während die türkische Eroberung erst in das Jahr 1570 fällt und nicht von einem ägyptischen Sultan, sondern von Mustapha, dem Feldherrn des Großherrn Soliman's II., vollführt ward; in einer mit 1875 beginnenden auf den Karten verzeichneten Berechnung der Osterfeier, wobei unbeachtet gelassen ist, daß dergleichen ebenso gut rück- wie vorwärts angestellt wurden, wovon Holmes Beweise vom 15. Jahrhunderte bis auf die neueste Zeit vor sich hat; endlich in dem angeblichen Vorhandensein nur zweier anderer Karten von früherm Datum, der Visconti'schen von 1318 und der von Benincasa von 1370, beide zu Wien befindlich, während Holmes von Letzterm allein acht Karten kennt, alle aus der Zeit zwischen 1466 und 1489 datirt, von denen zwei zu Paris, zwei zu Venedig, eine im Vatican, drei im Britischen Museum sich befinden, bei welchen mithin ein handgreifliches Versehen um ein ganzes Jahrhundert statthat. Holmes bestimmt das wirkliche Alter jener Cartes Catalanes nach den Copien, die er davon bei Buchon sah, auf die Zeit um 1440, obschon er die Schwierigkeit einer solchen Bestimmung nach einem blos die Umrisse wiedergebenden Facsimile nicht verkennt. Den besten Beweis dazu gibt eine Vergleichung der Nordwestküste Afrikas nach der Karte von Andreas Bianco von 1436, auf welcher die Umrisse dieser Küste, wie der canarischen Inseln und Madeiras so genau mit jenen zusammenstimmen, daß man für beide eine gemeinschaftliche Quelle annehmen kann, wobei die Verschiedenheit der Namen auf Rechnung der verschiedenen Sprachen der Abschreiber kommt, während im Gegentheil diese Übereinstimmung bei Karten von 1375 und 1436 ganz sonderbar erscheinen würde, wenn man bedenkt, was in diesem Zeitraume von 60 Jahren für Fortschritte in der Länderkunde gemacht worden sind. Außerdem scheint es bei der Annahme von 1375 undenkbar, daß die Entdeckungen der Catalanen Dom Heinrich und den Mitgliedern seiner Akademie unbekannt geblieben sein sollten. Da Buchon selbst nicht nur zugibt, daß diese mit jenen in Verbindung gestanden seien, sondern auch noch Anderes beweist, daß ein eingeborner Majorcaner von Dom Heinrich bei der Gründung der Seefahrerakademie zu Sagres im J. 1415 zu deren oberster Leitung berufen worden sei, also 40 Jahre nach dem angeblichen Datum jener Karten. Überdies steht sowol Malte-Brun's als Buchon's Annahme mit dem übereinstimmenden Zeugnisse aller Schriftsteller über diesen Gegenstand in Widerspruch. Auch hat Jomard, der Director des Karten- und Plancabinets der königlichen Bibliothek, welcher nach einer Anzeige von Paulin-Paris in dessen 1836 erschienener Schrift neue Untersuchungen über diese Karten und die Bekanntmachung der Ergebnisse beabsichtigt hatte, dies bis jetzt noch nicht gethan; weshalb Holmes vermuthet, er sei auf dieselben Zweifel gestoßen wie er selbst. 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 158. —— 6. Juni 1840.

China, oder allgemeine Beschreibung der Sitten und Gebräuche, der Regierungsverfassung, der Gesetze, Religion, Wissenschaften, Literatur, Naturerzeugnisse, Künste, Fabriken und des Handels der Chinesen von J. F. Davis. Deutsch von F. Wesenfeld. Zwei Theile. Illustrirt mit 55 Holzschnitten. Magdeburg, Creutz. 1839. Gr. 8. 6 Thlr.

Es ist gewiß verdienstlich, daß eine deutsche Buchhandlung eben jetzt die Übersetzung eines Werks erscheinen läßt, das uns, obwol wir nur ein sehr untergeordnetes Interesse an dem englischen Theehandel, der für Deutschland mehr als jedes andere europäische Land ein Passivhandel ist, nehmen, klar und deutlich, in ziemlicher Kürze einen Begriff von dem Allen gibt, was der Titel ankündigt, und so gleichsam befähigt, Mitrichter in dem großen Kampfe zu werden, der vielleicht in diesem Augenblicke schon zwischen dem mächtigen England und dem himmlischen Reiche ausgefochten wird. Bedauern müssen wir, daß die Übersetzung nicht in Hände gelegt worden ist, welche sowol die Sprache des Verfassers als auch die Muttersprache ohne Mishandlung verarbeiten konnten; dergleichen muß in Deutschland, diesem gelehrt geschulten Lande, gar nicht mehr vorkommen. Immer aber glauben wir, daß das Werk auch noch in seiner Umwandlung nach der magdeburgisch-deutschen Volksgrammatik einen großen Werth behalte, besonders da der Herr Übersetzer aller auf Handelsverkehr bezüglichen Gegenstände völlig mächtig war.

Der Verf. war von 1816 an, wo er als Jüngling der Gesandtschaft des Lord Amherst nach Peking zugetheilt war, 20 Jahre in China (Kanton) und zog sich nach der Expedition des Lord Napier (1836) zurück. Er sagt von sich in der Vorrede: „Wenn die Kenntniß der chinesischen Sprache und Literatur ihm nicht großen Nutzen für die Vollständigkeit und den Umfang seiner Forschung gewährt hat; so müßte es nur ihm allein zur Last fallen, keineswegs aber einem Mangel an Gelegenheit und sonstigen Mitteln." Daraus geht hervor, daß er sich selbst etwas zutraue, und wenn man weiß, wie tüchtig die Vorbildung der Beamten der ostindischen Compagnie schon in England ist, so darf man wol diese Äußerung nicht für unbescheiden halten. In der That verbreitet sich der Verf. über Geschichte, Sprache, Grammatik, Literatur, Gesetze und Religion der Chinesen mit großer Bestimmtheit des Urtheils, und seine Bemerkungen haben sehr oft die Form von Vervollständigung und Berichtigungen der Urtheile und Nachrichten der namhaftesten Gelehrten.

Überlassen wir diese den Letztern, um uns mit einigen hier und im Augenblick interessanten Resultaten der Beobachtungen des Verf. zu beschäftigen. Schwer ist es sehr oft, Übersichten zu geben, da der Verf. die gewaltige Masse seiner Materialien nicht immer glücklich und übersichtlich geordnet haben dürfte, und gelegentlich sehr wichtige Bemerkungen vorbringt, welche an einen andern Ort gehört hätten, wo man sie vermißt.

Auch nach der Überzeugung des Verf. ist die älteste Geschichte der Chinesen fabelhaft. Überhaupt aber ist sie nichts als eine Regentenchronik, denn ihre Kaiser nennen sich Söhne des Himmels und ihr Reich das himmlische. Diese Idee, nach welcher die Herrschaft als ein unmittelbarer Ausfluß der Gottheit betrachtet wird, ist eine echt hochasiatische und hat sich mit den Gebirgen und Menschen Asiens nach Europa hinübergezogen, wo sie in das „von Gottes Gnaden" durch die Civilisation gemildert worden ist. Kein uns bekanntes asiatisches Volk hat jedoch die Theokratie selbst geschickter vermieden und die Idee besser ausgebeutet als die Chinesen, die darin selbst den Päpsten weit überlegen gewesen sind.

Man fabelt von „drei Kaisern", mit welchem Namen man die beiden Nachfolger des ersten belegt, der in der nördlichen Provinz Tsin oder Tschin (Chine) wohnte. Einer von ihnen soll den Ackerbau gelehrt haben, und wir wissen schon aus dem Märchen „Turandot", wie hoch der Landbau seitdem von den Kaisern geehrt wird. Jährlich pflügt der Kaiser mit seinen ersten Mandarinen ein Stück Land, während die Kaiserin zu gleicher Zeit und mit gleich großen Festlichkeiten der uralten Zucht der Seidenwürmer ihre Aufmerksamkeit widmet. So fährt die Fabel und selbst die Geschichte fort die wichtigsten Fortschritte der Cultur an irgend einen Kaiser zu knüpfen, deren Geschlechter nach Dynastien, die ihren Namen von den Stiftern haben, bezeichnet werden. Erst mit Con-fu-tseu (gest. 477 v. Chr.), den die Jesuiten Confucius latinisirten, also etwa zur Zeit Herodot's, beginnt die wahrhaft historische Periode. Damals herrschte die Dynastie der Tscheu. Das Dasein dieses großen Denkers in

jener Zeit läßt auf eine bedeutende, mit der indischen zusammenhängende, ihm vorausgehende Cultur schließen; er selbst verweilte lange in Indien, um sich zu unterrichten. Seine Lehren sind noch heutiges Tags die Grundpfeiler der Staatsweisheit und Religion der Chinesen, und alle tatarischen Dynastien, obwol sie ursprünglich dem Budhaismus huldigten, haben sie als Ausflüsse einer höhern Intelligenz anerkannt und aufrecht erhalten. Die Sekte des Buddha oder Fo, welche später erst von Indien ausging und sich über alle nördlich von Indien gelegene Reiche und Völker verbreitete, hat nächst der des chinesischen Weisen Lao-kiun niemals die Bedeutung in China erlangen können, obgleich die jetzigen Herrscher aus dem Stamme der Mandschu-Tartaren den Dalai-Lama als religiöses Oberhaupt aller Buddhisten anerkennen und wiederum von ihm als politisches anerkannt werden.

Die Chinesen rechnen nach Zeiträumen von 60 Jahren, man hat aber vergeblich versucht damit irgend eine Epoche oder Dynastie vor Confucius festzustellen.

In die frühesten fabelhaften Zeiten fällt die Staatsmaxime, daß die regierenden Kaiser ihren Nachfolger selbst bestimmen und diese Wahl wird auch jetzt als Regel betrachtet. Es ist sehr selten, daß der älteste Sohn durch Vorrecht folgt.

In der frühesten Zeit und bis zu der Herrschaft der östlichen Tataren zerfiel das erst von den Mongolen (westliche Tataren), die damals schon Indien erobert hatten, unter Khubitai Khan vereinigte chinesische Reich in mehre Königreiche; das eigentliche China war eins davon im Norden und grenzte an die östlichen Tataren, deren unruhiger Nachbarschaft schon 3 — 400 Jahre vor Christus die berühmte chinesische Mauer ihre Entstehung verdankte. Der Kern der letztern besteht aus einem Erdwalle, der an beiden Seiten durch Mauerwerk von gebrannten Steinen bekleidet ist. Nur die, meist 2 Fuß vorspringende Grundmauer besteht aus Bruchstein. Ihre ganze Höhe mit einer Brustwehr von 5 Fuß beträgt 20 Fuß; ihre Dicke an der Basis 25, und an der, von viereckigen Backsteinen gebildeten Platform oder Decke 15 Fuß. Aller 200 Schritte ist ein Thurm von 37 — 48 Fuß Höhe, und 40 Fuß Dicke ins Gevierte an der Basis und 30 Fuß an der Scheitel eingebaut. Sie begrenzt den ganzen Norden des Reichs und läuft längs der außerhalb liegenden, den Mandschukaisern als Jagdrevier dienenden, drei tatarischen Provinzen hin bis an den Meerbusen von Petsche-li, 3½ Grad südlich von Peking bis Si-ning, und 15 Grad westlich von dieser Hauptstadt.

Hierzu baueten die Kaiser der Dynastie der Mings noch eine innere Mauer westlich von Peking, welche einen Theil der Provinz dieses Namens bis zum äußersten östlichen Ende der großen Mauer einschließt. Daran stößt eine Palissadenbarrière, welche das Land Mukden umgibt. Die große Mauer geht über Berge von 5000 Fuß Höhe, durch die tiefsten Thäler und über die reißendsten Flüsse, in welchen sie auf Bogen ruht, und ist hier doppelt an solchen Punkten, wo der Übergang möglich schien. Gegen Kanonen vermag sie keinen Widerstand zu leisten; ja, sie hat selbst die Tataren nicht abgehalten; denn schon 200 v. Chr. verheerten die Hiong-nu (Hunnen, irrende Völker) China.

In eine sehr frühe Periode fallen auch die Entwässerungs- und Kanalbauten von ungeheuerer Ausdehnung. Die zwei mächtigsten Flüsse des Reichs entspringen im Lande Koko-nor (zwischen China und Thibet) nicht weit voneinander. Der Yang-tse-kiang (Sohn des Meeres) wendet sich von seiner Quelle plötzlich nach Süden, strömt dann gegen Nordost und Ost und mündet nach mehrfachen Wendungen nach Süden endlich bei Nanking in das Meer. Sein Lauf ist sehr reißend und die Flut wirkt nicht ganz bis Nanking. Der gelbe Fluß wendet sich von der Quelle rasch gegen Norden, wie der Kiang gegen Süden, durchschneidet in großen Bogen zweimal die große Mauer, strömt dann gegen Süden, wendet sich endlich ostwärts und fällt unter dem 34. Breitengrade ins Meer. Beide Flüsse nähern sich einander also an ihren Mündungen wieder bis auf 2 Grad, nachdem sie sich von ihren nahen Quellen aus auf 15 Grad voneinander entfernt hatten.

Der gelbe Fluß überschwemmt das Land fortwährend und macht dem Reiche viele Noth. Sein reißender Lauf durchbricht häufig die Dämme und künstlichen, aber schlecht angelegten Ufer. Um das tiefer liegende Land, das sonst ein ungeheuerer Sumpf war und noch sein würde, zu entwässern, ist ein schiffbarer, 600 geographische Meilen langer Kanal angelegt, der von Tien-tsin bei Peking bis Hang-tscheu in der Provinz Tsche-kiang, also durch den größten Theil des Reichs reicht und mit Schleußen versehen ist, an denen die Jonken (Schiffe von 80 — 100 Tonnen) durch Hebewerke und Winden auf- und abgelassen werden. Der Erbauer dieses Kanals heißt Yu und wird sehr verehrt. Die Sage von einer angeblichen Überschwemmung Chinas mehr als 2000 Jahre v. Chr., welche man mit der mosaischen Sündflutsage in Zusammenhang gebracht hat, beruht auf der Entwässerung des Landes durch jenen Kanal.

Man darf diese großartigen, ja riesenhaften Unternehmungen um so weniger aus dem Auge lassen, als sie jedenfalls einen Kampf gegen die Natur andeuten, welcher ungemeine Entwickelungen des Geistes voraussetzt. Nimmt man hinzu, daß das ungeheuere, von 300 Millionen Menschen bewohnte, dichtbevölkerte, meist dem Ackerbaue, sehr wenig der Viehzucht ergebene Reich zwischen dem 20. und 41. Grade der Breite und dem 140. und 95. Grade der Länge allen Veränderungen des Klimas ausgesetzt ist, so hat man einen neuen Feind, welcher einen fortwährenden Kampf bietet.

Es scheint demnach, daß der Chinese von der Natur aufgefodert worden ist, sinnreich zu werden, und selbst auf seine tatarischen Eroberer hat die Natur diese Kraft geübt. Sie haben sich der Cultur der Chinesen angeschlossen und sich gleichsam derselben bemächtigt. Aber diese Cultur ist auch nur auf China und ähnliche Länder berechnet und steht daher gleichsam dergestalt unter Einfluß der Örtlichkeit, daß sie schon darum nicht das höchste Ziel

sein kann, das der Menschheit, welche die Örtlichkeit beherrschend sich endlich frei von ihr entwickeln muß, gesteckt ist. Und hierin liegt der große Unterschied europäischer und chinesischer Cultur. Der Fetischismus, welchen die Religion der Chinesen athmet, indem sie fast jede Naturkraft und jede bedeutende menschliche Fertigkeit göttlich und sinnbildlich verehren, deutet auf dieses Übergewicht der Materie über das Geistige mehr als alles Andere hin, und es ist daher begreiflich, wie ihre größten Denker zwar über alle diese Kräfte mit Hülfe indischer Weisheit einen unbegreiflichen, ewigen Gott setzen mochten, allein sich denselben nicht ohne seine Beamten, vom größten bis zum kleinsten, zu denken vermochten, um die Welt, d. h. das chinesische Reich, zu regieren. Wie nun Feuer, Wasser, Erde, Thier und alle in die Augen springende Erscheinungen oder Verrichtungen ihre besondern Schutzgötter haben, so ist auch das chinesische Reich construirt.

Der Kaiser verwaltet von der Riesenhauptstadt Peking aus, deren Bevölkerung auf 3 Millionen geschätzt wird, alle 18 Provinzen des Reichs durch Mandarinen, d. h. Beamte, sie mögen nun der Verwaltung oder dem Heere angehören. Die Rangordnung derselben ist fest bestimmt und jeder erkennt den Rang an der Kleidung oder bestimmten Abzeichen an derselben. Um sich hat der Kaiser einen Rath von Mandarinen, die Vicekönige in den Provinzen desgleichen. Die Concurrenz zu allen Beamtenstellen ist frei. Da jeder Chinese entweder in Volksschulen oder durch Privatlehrer unterrichtet wird und wenigstens lesen und schreiben lernt, so wird das fähigere Kind bald ausgezeichnet und auf öffentliche Kosten weiter ausgebildet, die Fortschritte aber aller drei Jahre geprüft. Aus dieser Classe gehen die Beamten aller Art hervor, und es wird begreiflich, wie auf diese Weise nur ein Beamtenadel, kein Erbadel existiren kann.

Aus dieser, gewiß zur Ruhe des Lebens der Massen sehr wohlthätig wirkenden natürlichen Gleichheit der Menschen erhebt sich neben der Mandarinengewalt die väterliche. Von ihr, die eine Festhaltung des patriarchalischen Ansehens in höchster Reinheit auch im cultivirtern, vom Hirten- und Nomadenleben zum Landbaue und Gewerbe fortgeschrittenen Leben ist, hängt in China so ziemlich jede Pflicht gegen den Staat und die Sicherheit der innern Zustände ab. Der Kaiser ist der Vater der Nation; ihm gegenüber ist jeder Familienvater ein Sohn; wie der Kaiser Herr seiner Söhne ist, so ist der Familienvater Herr über die seinigen; daher baut Sitte und Gesetz den Gehorsam von unten auf und folgert, daß jedes Kind, welches sich nicht gut aufführt, also dem Vater nicht gehorcht, dem Kaiser nicht treu sei, das Ansehen des obersten Vaters beleidige und mithin an seinen kindlichen Pflichten sich vergehe. Ebenso vergeht sich der Beamte, der nicht vorsichtig in Ausübung seines Amtes ist, ferner der nicht aufrichtig ist bei seinen Verhandlungen mit seinen Freunden, wer unter den Waffen im Kriege nicht tapfer ist, an seinen kindlichen Pflichten. Es ist daher auch den Vätern ein großes Ansehen über ihre Söhne gesetzlich eingeräumt, und die Letztern bleiben darin, bis der Vater stirbt. Die Familienbande sind nirgend enger als in China und lösen sich nur allmälig und gradweise auf. Eine Regierung, welche auf das väterliche Ansehen gegründet ist und durch die unwandelbarsten Gesetze der Natur geleitet wird, muß jedenfalls Festigkeit und Dauer haben; und wenn auch die Monarchen selbst oft wechseln, so wechselt doch nicht das System ihrer Herrschaft, wie die Geschichte von China seit mehr als 2000 Jahren bewiesen hat. Es entsteht aber auch daraus eine Pietät gegen Ältern und Heimat, wie sie vielleicht bei keinem Volke stattfindet, und mehr in dieser gemüthlichen Richtung liegt die Neigung der Chinesen, sich von Fremden ungestört abzuschließen, Fremdes nicht anzunehmen und von sich abzuhalten, als in einer Anlage zum Haß oder zur Feindschaft; denn sie sind im Allgemeinen ein harmloses Volk. Der große Reichthum des Reichs, die unermüdliche Betriebsamkeit des Volks und seine unverletzliche Anhänglichkeit an sein Land sind ebenso viele Umstände, welche beweisen, daß, wenn die Regierung eifersüchtig auf ihre Rechte ist, sie ihre Pflichten nicht vernachlässigt. Seit ihrer frühesten Vereinigung zu einer ganzen Nation ist die zahlreiche, immer wachsende Bevölkerung durch ihre Sitten und Gewohnheiten und ihre Sprache zu einem Volke verschmolzen, und es ist wahrscheinlich, daß es trotz aller Krisen und aller innern und äußern Erschütterungen, die es noch erfahren wird, noch lange Zeit in diesem Zustande bestehen werde.

Übrigens sind sie geneigt, den Frieden um jeden Preis lästigen innern und äußern Feinden abzukaufen, denn sie sind nicht kriegerisch, ja, man kann sagen, ihre ganze bekannte und fabelhafte Geschichte stellt sie als ein friedliebendes, weichliches Volk dar. Mit Recht halten sie unter diesen Umständen jeden erkauften Frieden für einen Sieg. In Folge dieser Eigenthümlichkeit möchte man einen Theil der gegenwärtigen Hartnäckigkeit gegen England in andern Einflüssen suchen, welche vielleicht der russische Gesandte in Peking am besten erklären könnte. Allein es fließt auch aus dieser Eigenthümlichkeit die große Überlegenheit, welche die Civilbeamten über die Militairbeamten haben, und daß die Ausbildung ihrer Bewaffnung, Befestigung und aller Angriffs- und Vertheidigungsmittel sehr gering im Verhältniß zu ihrer übrigen nationalen Entwickelung ist. Ihre Seemacht ist von keinem Belang und die Schiffbaukunst hinter der europäischen weit zurück. Es fehlt ihnen nicht an trefflichen Häfen und einer Bevölkerung an den Küsten und auf den nahegelegenen Inseln, welche die kühnsten Seeleute hergeben würde; allein der letztern Abneigung gegen die Mandschu, welche sie lange abhielt sich zu unterwerfen, und die Ladronen- oder Seeräubergeschwader, welche 1806—10 aus ihnen sich bildeten, scheinen den Chinesen die Bewaffnung dieser Leute als etwas Gefährliches dargestellt und die Ausbildung der Schiffsbaukunst verleidet zu haben. Die Besiegung wurde nur durch eine Amnestie erlangt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Monnard über Johannes von Müller.

Von Ch. Monnard erschien: „Biographie de Jean de Muller", die für uns Deutsche nicht viel Neues enthält, jedoch einer gerechten unparteiischen Beurtheilung des Dargestellten vorarbeiten und wenigstens ihren Zweck, den großen Geschichtschreiber in Frankreich und besonders in der französischen Schweiz bekannter zu machen, erreichen dürfte. Die Biographie ist von ziemlich schweizerischem Standpunkte geschrieben und hebt besonders hervor, welchen wohlthätigen Einfluß Müller's „Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft" auf die Schweiz gehabt, und wie sehr sie den Patriotismus und den Unabhängigkeitssinn unter den Eidgenossen befördert habe. Auf die Popularität, welche Müller in der Schweiz genoß, wird vorzüglich hingewiesen. Gleich der erste Band erregte bei seinem Erscheinen allgemeinen Enthusiasmus; man fand ihn sogar in den Käsehütten der Alpen. Monnard erzählt: „Fünf Jahre nach dem Erscheinen des ersten Bandes kehrte Müller auf einer Fußreise durch die kleinen Cantone in einer Bauernhütte ein, um Milch zu trinken. Über dem Dorfe zeigten sich die Ruinen eines Schlosses. Müller fragte den Hausbesitzer nach dem Namen der Burg, nach den Herren, welche sie bewohnt hatten, und nach Zeit und Art der Zerstörung. Der Bauer blieb auf keine Frage die Antwort schuldig. Müller fragte ihn nun, woher er dies Alles wisse? „Ei", erwiderte der Landmann, „findet man das denn nicht in dem Buche, welches Müller von Schaffhausen an Bonstetten geschrieben hat?" Einen großen Theil seines Erfolges verdankt Müller's Werk der Kenntniß, die er sich von den Localitäten zu eigen gemacht hatte. Monnard sagt hierüber: „Ein dem wahrhaften Geschichtschreiber unerlaßliches Studium ist dasjenige des Theaters, auf dem die Begebenheiten stattfanden. Oft befördert die Eigenthümlichkeit der Orte das Verständniß der Thatsachen; die Gestalt des Landes, seine Natur, seine Zufälligkeiten erklären die Sitten Derjenigen, welche es bewohnen, die Art ihrer Existenz und der ihrem Charakter angepaßten Freiheit, wie den Ursprung ihres Wohlbefindens. Es gibt in jeder Gegend ein Leben der Luft, ein Leben des Bodens, ein Leben des Volks, ein Leben der socialen Bildung, oder dies sind vielmehr die Elemente einer großen lebendigen und harmonischen Individualität. Daher die Nothwendigkeit, das Land, das Klima und die Gebräuche kennen zu lernen, um die Handlungen zu begreifen. — — Niemals hat Jemand mehr mit der geheimen Natur der schweizerischen Eidgenossenschaft sympathisirt als Müller, auch hat Niemand inniger das Wechselverhältniß zwischen der Bevölkerung und ihren Wohnungen beobachtet und mit größerer Liebe ihre Einheit geschildert; das konnte er, weil er, aus der Mitte der Städte und Bücher, die Dörfer, die Felsen und die Menschen, für welche die Welt mit den Grenzen ihres Thales ein Ende hat, oft besuchte; das konnte er, weil er den Schiffer gegen die Stürme dieser wilden Seen kämpfen, die Lawine von den Gletschern herabrollen und den Hirten, mitten unter seiner Heerde, in seiner unbewußten Freiheit glücklich sah." Das Übermaß genealogischer Notizen in Müller's Werke wird als den Fortgang der Geschichtserzählung hemmend gerügt, aber ihr Vorhandensein aufs natürlichste erklärt; denn als bekannt wurde, daß sich Müller mit einer Geschichte der Schweiz beschäftige, beeilten sich alle Familien, deren Vorfahren in den Schweizerannalen eine ruhmvolle Rolle gespielt, ihn mit Materialien, Urkunden, officiellen Documenten und Memoiren zu versehen, damit er ihrem Geschlechte in seinem Buche ein Denkmal setze, und man weiß, daß Johannes von Müller gern willfährig war und Andern zum Gefallen lebte. Über Müller's politisches Leben, das ihm so viel Anfeindungen zuzog, äußert sich Monnard unparteiisch, aber ohne Haß. „Sohn und Geschichtschreiber einer Republik", sagt Monnard, „aber hintereinander im Dienste mehrer Monarchien, Freund der Freiheit, aber auch der Mäßigung, Vertheidiger der Unabhängigkeit Deutschlands, seines zweiten Vaterlandes, aber auch Bewunderer Napoleon's, der es unterjochte, konnte Müller's politischer Charakter ehrenrührigen Beschuldigungen nicht entgehen. Die Zweideutigkeit seiner Stellung, verbunden mit einer überwallenden Einbildungskraft, seine Leichtigkeit, womit er die Herren wechselte, mußten unvermeidlich herbe Urtheile hervorrufen und wenigstens seinen Gegnern Stoff zu Vorwänden verschaffen; wenn aber die Unbilligkeit, womit man ihn behandelte, oft aus bösem Willen entsprang, so war sie zuweilen auch zu entschuldigen. Eine gewisse Weichheit des Charakters und Scheu in den alltäglichen Lebensverhältnissen, eine vorherrschende Sensibilität und seine Vorliebe für Studienruhe hemmten bei ihm die Beharrlichkeit, die Ausdauer, den Muth, welche geradezu dem Ziele entgegenstreben und die Hindernisse, die sie nicht wegräumen können, wenigstens hinter sich lassen. Seine Kraft war viel weniger die eines Staatsmannes als eines Redners. Trotz seiner großen Einsicht hatte er doch zu viel zärtliche Rücksichten für die Grundsätze des Rechts, der Ordnung und der Treue, als daß er in der Ausübung der Geschäfte zu kräftigen Entschlüssen hätte kommen können; ein großer Denker, ein großer Dichter, war er nur die Feder in der Hand ein Politiker." Man kann wol hinzusetzen, daß Müller's Vorliebe für Napoleon dadurch zu entschuldigen sei, daß er in ihm die Helden der Geschichte, von Alexander dem Großen bis zu Friedrich II., für die er geschwärmt, wieder lebendig geworden sah, während auf der andern Seite nur Halbheit, Schwäche, ja Feigheit neben vorhergegangener Prahlerei zu bemerken waren. „Alle diese statistischen Kartenhäuser mit ihren Tabellen werden umgeworfen werden", diese Überzeugung, die Johann v. Müller ausgesprochen, rechtfertigt ihn. 70.

Notiz.

Die Emancipation der Frauen,

dieses ebenso wichtige Problem in den gesellschaftlichen Verhältnissen auf der einen Seite, wie sie auf der andern eine der improvisirten Rubriken in dem Reformenschema unserer Weltverbesserer geworden ist, hat eine tüchtige Sachwalterin in der Mitte des betreffenden Geschlechts an Lady Morgan durch deren „Woman and her master" (2 Bde.) gefunden. Von der an die Spitze ihrer Untersuchung gestellten Frage ausgehend: wie dieser Paria der Menschengattung, dieses durch Fictionen verhöhnte und der Gewalt unterworfene, rechtslose Wesen die ihm angewiesene Bestimmung empfunden, vollführt und ertragen habe? — eine Frage, welche ihre richtigste Beantwortung in dem auch auf die moralische Welt anwendbaren physischen Gesetze der jeder Wirkung nothwendig entsprechenden Gegenwirkung zu finden scheint — sucht Lady Morgan in der Überlieferung der Vergangenheit die Lehrerin der Zukunft und unterwirft dieselben einer sowol mit kritischem als philosophischem Scharfsinn durchgeführten moralischen Analyse. Freilich beginnt sie dabei im eigentlichsten Sinne des Wortes mit dem Sündenfalle und der Frage nach der größern Schuld Adam's oder Eva's, welche schon lange vorher der Erzbischof Sharpe gegen den Erstern entschieden hat, „der auf sein Weib gehört habe wie ein Narr, und es verrathen wie ein Bube". Wir dürfen uns daher nicht verwundern, das ganze Alterthum mit seinen Zuständen des weiblichen Geschlechts im Allgemeinen, wie in den hervorstechendsten weiblichen Charakteren durchmustert zu sehen. In der patriarchalischen Zeit wie in der Geschichte der Hebräer sieht Lady Morgan nicht nur jenes Gesetz der Wechselwirkung bethätigt, sondern sogar das Schicksal des Volkes durch die Stellung der schwächern Hälfte bedingt. Sie findet es bemerkenswerth, daß „die heilige Schrift, dieses wahrhafte Buch der Überlieferung, welches weder die Fehler der Auserwählten noch die Tugenden selbst der Verworfenen verhehle, keine Anklage gegen die Frauen erhebe", und hierin Anlaß genug, die Ehrenrettung selbst einer Jezebel und Athaliah zu versuchen. Dagegen kann ihre Auffassung des Geschlechtsverhältnisses bei den Griechen, namentlich zu Athen, nur mit der einseitigen Ansicht Tholuck's über das Wesen der Sittlichkeit des Heidenthums verglichen werden. 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 159. —— 7. Juni 1840.

China, oder allgemeine Beschreibung der Sitten und Gebräuche, der Regierungsverfassung, der Gesetze, Religion, Wissenschaften, Literatur, Naturerzeugnisse, Künste, Fabriken und des Handels der Chinesen von J. F. Davis. Deutsch von F. Wesenfeld. Zwei Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 158.)

Die Gesetzgebung der Chinesen hat sich über Alles verbreitet, was das Zusammenleben der Menschen nur ordnen kann, und da das Gesetz älter ist als der Regent, so achten sie es höher als ihn. Ihre Strafgesetzgebung ist streng und der Bambus spielt darin eine große Rolle, aber ohne das aller Orten auf Tafeln ausgehängte Gesetz verfügt der Mandarin willkürlich keinen Schlag. Dabei fehlt es nicht an einem öffentlichen Leben, und jeder Beamte, selbst der Kaiser, der jedem zu den Audienzstunden zugänglich ist, geizt nach der Anerkennung seiner Provinz und der Bevölkerung. Die Gewalt der öffentlichen Meinung mäßigt den Despotismus der Regierung und ihrer Beamten bedeutend. Das Volk hält zuweilen öffentliche Versammlungen, die im voraus angekündigt werden und man faßt hier Vorstellungen und Gesuche an die Magistrate ab. Niemand denkt daran dies zu hindern oder zu strafen. An allen Orten wird jährlich das ganze Gesetz nach und nach allen Erwachsenen wieder vorgelesen, sodaß Niemand ohne dessen Kenntniß bleibt und sich mit Ignoranz entschuldigen kann.

Ein Zeichen, wie friedliebend die Chinesen sind, ist jedenfalls ihre, erst von den Mandschu-Tataren befohlene Kahlköpfigkeit. Als 1644 die jetzige erste Mandschudynastie zur Herrschaft gelangte, befahl der Kaiser Schuntsi, daß alle Chinesen sich nach Art der Mandschu-Tataren den obern Kopf kahl scheren und die Haare des Hinterkopfs in einen Zopf flechten sollten. Größere Schmach läßt sich kaum erdenken; doch geschah es, und die Rasirkunst, obwol mit eigenthümlichen Werkzeugen betrieben, erlangte dadurch einen höhern Grad von Vollkommenheit als in Europa. Nur die unabhängigen Bergbewohner in der Provinz Kuei-tscheu, nördlich von der Provinz Kuang-si im Herzen des Reichs, welche man Miao-tseu nennt, haben sich dieser Schande nicht gefügt, auch das Reich oft beunruhigt, und sind von den Chinesen, nach der Letztern Lieblingsausdruck, „weit mehr beruhigt als getadelt worden", d. h. man konnte sie mit den Waffen nicht bezwingen, und beschenkte sie daher, um sie zu begütigen.

Auch die mittägigen, am Meere gelegenen Provinzen unterwarfen sich in den ersten 18 Jahren der Mandschuherrschaft nicht. Tsching-schi-long gründete eine Herrschaft auf dem Meere, welche sein Sohn, der tapfere Koschinga, nachdem jener durch Belohnungen und Ehrenstellen zur Unterwerfung bewogen worden war, mit Hülfe der mächtigen Flotte seines Vaters fortsetzte und seinen Sitz auf Formosa aufschlug. Kang-hi, der zweite Mandschukaiser, befahl endlich seinen Unterthanen bei Todesstrafe, sich drei geographische Meilen von der Küste zurückzuziehen, und da er hierdurch die Macht und Hülfsquellen Koschinga's auf Kosten einer Menge ruinirter Städte und Dörfer, deren Einwohner der Verzweiflung überlassen wurden, bedeutend minderte, so sah dessen Enkel sich endlich genöthigt, gegen einen Rang und Titel, 1683 die den Holländern abgenommene Insel Formosa wieder herauszugeben und sich zu unterwerfen.

Die Literatur der Chinesen bietet bei der großen Verbreitung der Kenntniß der Schrift, wie sie in keinem europäischen Lande stattfindet, einen großen Umfang. Die Zahl ihrer philosophischen, religiösen, technischen, naturhistorischen und überhaupt wissenschaftlichen Werke ist bedeutend, nicht minder bedeutend aber ihre Romanliteratur, ihre dramatische und poetische. Aber man druckte auch schon 1000 unserer christlichen Zeitrechnung in China Bücher, und man findet bei jedem wohlhabenden gebildeten Manne eine mehr oder minder umfängliche Bibliothek. Die Eigenthümlichkeit ihrer Sprache und deren Zeichen gestattet ihnen ein sehr erleichtertes Verfahren. Ihre Formen werden in Holz geschnitten, worin ihre Formenschneider oder Graveurs eine bewundernswürdige Schnelligkeit, Geschicklichkeit und Sicherheit besitzen, sodaß sie fast in derselben Zeit damit zu Stande kommen als unsere Setzer, ohne Gefahr zu laufen, ihre Bogen mit unzähligen Druckfehlern zu füllen. Ihre Bücher sind ungleich wohlfeiler als die europäischen. Ihr Drama ist, da ohne Scenerie gespielt wird, durch die Chöre dem griechischen sehr ähnlich. Überhaupt hegen die Chinesen eine Leidenschaft für das Theater. Der Verf. hat Sprache und Literatur nach unserer Meinung sehr klar und wissenschaft-

lich behandelt, und wir halten diese Capitel (das 15. u. 16.) für die besten des ganzen Werks.

Indessen ist der Chinese ein zur Heimlichkeit geneigter Sonderling, und es ist von dieser Eigenschaft eine Gefahr zu befürchten, welche die jetzige schon ausgeartete Dynastie mit Besorgniß erfüllt. Es bestehen große geheime, politische Gesellschaften durch das ganze Reich, welche auf Veränderung des Zustandes hinarbeiten und denen die strengsten Gesetze bis jetzt keinen Abbruch zu thun im Stande waren.

Was nun die Medicin und Physiologie anbetrifft, so sind die Chinesen unendlich hinter den Europäern zurück. Der Verf. vergleicht den Zustand dieser Wissenschaften mit dem, in welchem sie sich vor 300 Jahren in Europa befanden; es scheint aber auch dies nicht zu genügen, wenn man bedenkt, daß sie durchaus keinen Todten seciren und mit der Lage und den Functionen der innern Organe ganz unbekannt sind. Die Anwendung der Medicamente geschieht nach Erfahrungen, die nicht von der analytischen Chemie bestimmt sind.

Unter diesen Umständen kann auch ihre Behandlung der Naturgeschichte nicht mit der unserigen verglichen werden. Alles beruht auf äußern Kennzeichen, auf Farbe und Gestalt; und nur so weit in den Reichen der Natur die innern Verschiedenheiten mit den äußern zusammenfallen, sind ihre Classificationen charakteristisch.

Noch müssen wir des Zustandes der Frauen erwähnen. Sie stehen in einem untergeordneten Verhältniß, obgleich dasselbe weniger drückend ist als bei andern asiatischen Völkern. Der Chinese heirathet nur eine Frau, und nur, wenn er das Unglück hat, von ihr keine Söhne zu bekommen, gestattet ihm das Gesetz ein Kebsweib. In gesellschaftlicher Beziehung sind die Frauen nur auf sich verwiesen, sowie die Gesellschaften der Männer ohne Theilnahme der Frauen stattfinden. Den Witwen ist indessen eine gewisse Macht über die Söhne eingeräumt, und diese sind verpflichtet, ihren Müttern die schuldige Achtung zu beweisen. Man unterrichtet die vornehmern Frauen im Sticken und Zeichnen auf Seide, und auch Musik gehört zur Vollständigkeit der Erziehung. Übrigens sprechen die Gesetze nur von Söhnen, nicht von den weiblichen Kindern, welche dem Schutze der Männer völlig anheimfallen. Bei der Verheirathung erhalten sie den Zunamen des Mannes; die Concubinen sind in Wirklichkeit nur Sklavinnen. Ihre Tracht unterscheidet sich von der der europäischen Frauen auffallend; sie verhüllen Alles, selbst die Hände sorgfältig, und es würde unanständig sein durch die Kleidung die hervortretenden Formen des Körpers zu bezeichnen. Obwol man sie von Natur für schön gebildet halten kann, entstellen sie sich doch sehr durch weiße und rothe Schminke; auch ist die abscheuliche, unter der Dynastie des Tangs im 9. Jahrhundert aufgekommene, von den Tataren nicht angenommene Sitte der Verkrüppelung der Füße, die selbst unter der arbeitenden Classe ziemlich verbreitet ist, dem Europäer äußerst anstößig. Die nicht unterworfenen Miaotseu haben diese unnatürliche Sitte auch nicht angenommen.

Im Ganzen ist der männliche, und besonders der arbeitende Theil des Volks außerordentlich kraftvoll und wohlgebaut und dürfte in dieser Hinsicht selbst die kräftigsten europäischen Nationen übertreffen. Die Fruchtbarkeit und die ungemeine Benutzung des Landes, nebst einer beträchtlich ausgebildeten Bodencultur, die Vernachlässigung der Pferde- und Viehzucht überhaupt machen die Thatsache erklärlich, daß das Land weit mehr Menschen ernährt als verhältnißmäßig Europa, wo ein sehr beträchtlicher Theil der Bodenerzeugnisse auf Ernährung der nutzbaren Thiere verwendet werden muß. Bemerkenswerth ist, daß die Chinesen des thierischen Düngers sich nicht bedienen, sondern bei Düngungen mit Asche, Kalk und dergleichen das häufigere, vier- und mehrmalige Umpflügen und Hacken des Landes als das wesentlichste Förderungsmittel der Ertragsfähigkeit des Bodens betrachten. Das Hauptnahrungsmittel ist der Reis, und sie begreifen nicht, wie ein Volk ohne ihn bestehen könne. Dabei sind die Chinesen sehr mäßig und reinlich und ihr Charakter zeichnet sich durch eine große Heiterkeit vortheilhaft aus.

Der Verf. bemerkt, daß die Gesichtsbildung der Chinesen, Tataren und Mongolen ähnlich, die der Chinesen aber weit milder als die der letztern und denen der amerikanischen Indianer sehr ähnlich sei. Wir bemerken hierzu, daß die amerikanischen Eingeborenen, nach Cuvier und Prichard, zu der mongolischen Race gehören, und es scheint uns, wenn sie, wie schon A. v. Humboldt vermuthet, mit auswandernden Chinesen eines Stammes sein sollen, bemerkenswerth, daß sie wie diese keine Viehzucht treiben, auch wie diese die Milch der Thiere nicht benutzen.

Ungeachtet seiner Intelligenz ist der Chinese nicht geneigt, sie durch die der Fremden, besonders der Europäer zu vermehren, und weist mit Hochmuth, aber auch mit wohlbewußter Einsicht, daß seine Einrichtungen, Künste und Fertigkeiten mit dem ganzen, geordneten Leben des Volks im Einklange stehen und Fremdes Störungen und Stockungen erzeugen würde, alles Neue, von ihm nicht Erfundene zurück. Bewundert wird von den Fremden die Geschicklichkeit der Chinesen in der Technik und ihre ausgebildete Erfindungsgabe für Mittel zur Erleichterung der Arbeit. Von den gelehrten Jesuiten haben sie sich den Kalender und überhaupt astronomische Berechnungen erklären und lehren lassen. Die Mechanik ist von ihnen für ihre Zwecke sehr gut ausgebaut. Den Compaß kannten sie erweislich schon 200 Jahre nach Christus und machten davon Gebrauch bei der Schifffahrt. Die Europäer lernten die Magnetnadel wahrscheinlich von den Arabern kennen, die bei frühem Verkehr mit China von dort aus mit ihr bekannt geworden sein mögen. Doch sind die Chinesen in der Nutzbarkeit der Bussole weit zurückgeblieben. Metallene Kanonen zu gießen zeigten ihnen erst christliche Missionnaire. Man kann also den Chinesen eine höhere Bildungsfähigkeit durchaus nicht absprechen und muß gestehen, daß sie in den ihnen von Alters her vorgezeichneten Bahnen sehr weit fortgegangen und eine festgeschlossene und festbegründete, eigenthümliche Cultur erlangt haben. Dabei sind ihre Sitten gut und

mild und ihre Moralität hat durchaus einen tiefern, religiösen Grund. Die Lehren des Confucius haben als Regeln des Betragens den Beifall aller Völker erhalten und sind wol nicht übertroffen worden. Er lehrte die Menschen ihren Nächsten so zu behandeln, wie sie wollen, daß sie selbst behandelt würden, und auf ihre geheimen Gedanken zu wachen, weil diese die Quelle und der Ursprung aller Handlungen sind. Die Schönheit der Tugend wird fast nach Art der Stoiker eingeschärft und die Ausübung derselben als ein Genuß empfohlen. Die Idee der Liebe, als eines mächtigen sittlichen Hebels, ist ihnen nicht fremd. So sagt ihr großer Lehrer: „Derjenige, welcher die Liebe des Volks erwirbt, befestigt seinen Thron; aber Derjenige, welcher die Liebe des Volks verliert, verliert auch seinen Thron." Man muß glauben, sagt der Verf., daß die Erinnerung an diese Sentenz die Theorie der unumschränkten Regierung in der Ausübung gemäßigt und die Dauer der letztern gesichert hat. Gleich große politische Weisheit liegt in folgendem Satze: „Diejenigen, welche die Revenuen erwerben, müssen in großer Anzahl, die sie aber consumiren, können nur in kleiner Anzahl vorhanden sein; daher müssen dem Producenten alle nur mögliche Erleichterungen verschafft werden und die Consumenten wirthschaftlich sein. Bei Beobachtung dieser Regel werden die Revenuen immer ausreichen." Diese weise Regel sollten sich unsere europäischen Finanzmänner besonders einprägen.

Die Umgangssitten und die conventionnelle Höflichkeit der Chinesen haben viel Polirtes und sind so ausgebildet wie in Europa, wenngleich auch die Eigenthümlichkeiten des Nationalcharakters ihnen ein abweichendes Gepräge geben. Visitenkarten, Neujahrgratulationen und Geschenke und dergleichen Aufmerksamkeiten finden sich auch hier und haben noch ein zarteres, edleres Gepräge als in Europa. Dem Alter wird durchgängig große Rücksicht und Aufmerksamkeit bewiesen.

Es würde zu weit führen, wenn wir in die Staatsverfassung, die Regierungsmaximen und Mittel weiter eingehen wollten. Doch verdient das Strafgesetzbuch noch einer besondern Erwähnung, welches nach dem Zeugnisse eines tüchtigen Kritikers, des verstorbenen Sir George Staunton, der 1793 als englischer Gesandtschaftssecretair mit Lord Macartney nach China ging, über alle ähnliche Gesetzgebungen der Asiaten sich vortheilhaft erhebt:

Der bemerkenswertheste Zug dieses Gesetzbuches ist sein hohes Recht und seine außerordentliche Klarheit, dabei die Kürze und Kraft der verschiedenen Verfügungen, sowie die Einfachheit und die Mäßigung des Styls, in dem es abgefaßt ist. Man findet darin nicht das alberne Geschwätz der meisten asiatischen Ausarbeitungen, noch diesen wahnsinnigen Aberglauben, dieses Unzusammenhängende, Unsinnige, diese ewigen Wiederholungen schwunghafter Reden, noch endlich jene Anhäufung von Beiwörtern und ermüdenden Lobreden der andern morgenländischen Gesetzbücher, aber eine Sammlung deutlicher, bestimmter und positiver Vorschriften aus einem praktischen Urtheile und gut europäischem Verstande geschöpft, welche, wenn sie auch nicht mit unsern Sitten und Ansichten übereinstimmen, sich doch weit mehr denselben nähern, als die Gesetzbücher der meisten andern Nationen.

Ein Fehler dieses Gesetzbuches besteht dagegen in der zu beständigen Einmischung des Gesetzes in allen Fällen, wo man andere Mittel handeln lassen sollte, z. B. in die Handlungen der Tugend. Ferner ist die außerordentliche Sorge ein Mangel, mit welcher es Specialbestimmungen für alle nur mögliche Abweichungen, die einen Fall vom andern unterscheiden können, feststellt. Endlich ist ein Nachtheil die Besorgniß der Regierung, daß die Richter wegen zu großer Deutlichkeit der Gesetze sich abhalten lassen möchten, sie anzuwenden; doch ist dies bei einer despotischen Regierung nicht besonders auffallend.

Im übrigen ist in dem Reiche Alles geordnet und selbst die Kleidung der verschiedenen Stände und Classen des Volkes hat gesetzliche Regeln. Der Kaiser, als Sohn des Himmels, schmückt sich nicht, seine Kleidung ist die einfachste, gewöhnlich von brauner Seide. Die gelbe Farbe ist die der Familie des Kaisers und seiner nächsten Verwandten; je ferner die Verwandtschaft, desto weniger dürfen sie von dieser Farbe zeigen, und über den fünften Grad hinaus haben sie keine Privilegien mehr. Ein gelbes Dach, ein gelbseidener Schirm u. s. w. sind die Repräsentanten des Kaisers und seiner Besitzungen, und es wird ihnen, wo man sie sieht, dieselbe Hochachtung bewiesen, als wäre er selbst zugegen.

(Der Beschluß folgt.)

Aus Italien.

Von den vielen Hülfsmitteln für die literarischen Romfeeros unserer Tage erfreut sich ein von Artaria herausgegebenes Handbuch besonderer Gunst. Schon ist diese „Nuovissima guida dei viaggiatori in Italia" bei der fünften Auflage (Mailand 1839), und deutsche Reisende, die jenseit der Berge frische Luft und frischen Bücherstoff zu holen gewohnt sind, haben es daher in mancherlei Formen verdünnt uns wieder zugeführt. Ohne dadurch den ersten Quellen der Erkenntniß näher zu bringen, gibt es doch am Platze selbst gewonnene Notizen, und empfahl sich außerdem Vielen als wesentliche Nachhülfe zu den höchst mangelhaften linguistischen Vorbereitungen. Man weiß durch beglaubigte Zeugnisse, daß die Artaria'sche Buchhandlung an Ort und Stelle Mängel der frühern Ausgaben, die zu ihrer Kenntniß gekommen waren, sorgfältig durch schriftliche Anfragen und durch einen unterrichteten Reisenden verbessern ließ, der acht Monate lang zu dem Zwecke die schöne Halbinsel durchzog. Doch trotz dieser Bemühungen sind selbst in den Mailand betreffenden Angaben Irrthümer nachgeblieben, die gegen die übrigen Notizen noch größere Bedenken erregen müßten, wenn sich etwas Anderes daraus darthun ließ, als daß es schwer hält, in diesem Fache etwas Fehlerfreies aufzustellen. Die „Biblioteca italiana", welche im Septemberhefte des vorigen Jahres diese Irrthümer und Auslassungen in Bezug auf Mailand zusammenstellt, gesteht der Redaction diese Entschuldigung selbst zu, und wenn man auch nach der Menge, die sich zu Arbeiten dieser Art wenden, auf größere Leichtigkeit schließen sollte, so beweist diese Thatsache doch wol nur, daß die Meinung sehr allgemein verbreitet sei, die Anzahl der wirklich Wissenden sei noch immer so gering, daß auch die Halbwissenden sich auf den Platz wagen dürften.

Als der Vereinigungspunkt der höchsten wissenschaftlichen Autoritäten für das östreichische Italien gilt das reich dotirte Istituto del regno lombardo-veneto. Schon der Name seiner gelehrten Mitglieder, die zuweilen in Mailand, Venedig

und Padua Zusammenkünfte halten, verschaffen der Meinung willigen Glauben, daß in dieser Gesellschaft der Mittelpunkt und die Blüte italienischer Wissenschaftlichkeit sei; auch das Ausland theilt, wie billig, diese Meinung; doch kann es sich nicht versagen an die Repräsentanten der Ausbildung eines Volkes von so hohem Ruhme einen Maßstab zu legen, dem die Schriften dieser gelehrten Gesellschaft nicht zu entsprechen scheinen. Wie anderwärts, so pflegen auch in Italien die gelehrten Corporationen mit einer kühlen Verehrung respectirt zu werden. Indessen werden sie respectirt. Treten sie jedoch in ihrer Gesammtheit hervor durch die Erscheinung eines neuen Bandes von Gesellschaftsschriften, so reicht dies häufig aus die alte Anerkennung rückgängig zu machen, und die dreiste Behauptung, daß man in solchen Schriften nichts suchen dürfe, als was sonst nirgend zum Druck gekommen wäre, findet kühne Verfechter. Von den Schriften des italienischen Instituts gibt es zwei Reihen, die zusammen jedoch nur elf Bände ausmachen. Unter dem Titel: „Memorie dell' istituto nazionale italiano" erschienen sechs davon in Bologna, wo das Institut früher seinen Sitz hatte, in den J. 1806—13. An sie schließen sich fünf andere unter dem Titel „Memorie dell' I. R. Istituto del regno lombardo-veneto", die in Mailand herauskamen und deren letzter die Jahrzahl 1838 trägt. Statt jedoch Erörterungen zu bringen, die an die Fragen der Gegenwart sich anschlössen, so bringt dieser letzte Band, dem wie stets die Geschichte des Instituts und die biographischen Nachrichten über seine verstorbenen Mitglieder vorausgeschickt sind, eine Arbeit des 1826 verstorbenen Breislack („Osservazioni sopra i terreni compresi tra il lago maggiore e quello di Lugano alla base meridionale delle Alpi"), die bei all ihrem Werthe, doch dem Datum nach schon mehr der Geschichte der Wissenschaft verfallen ist, als ihr selbst eine Bereicherung sein möchte. Auch nur historisch verdient die Abhandlung vom verstorbenen Prof. Racagni über die verschiedenen Systeme von Franklin und Symmer zur Erklärung der elektrischen Erscheinungen auszeichnende Berücksichtigung. Nur Carlini's „Algoritmo delle perturbazioni lunari" dürfte für alle Zeiten ein Erwerb sein. Doch wie Gelehrte, die so hoch im Rufe stehen, eine noch dazu wenig gerathene Übersetzung der Bücher des Vell. Paterculus unter ihre Denkschriften aufnehmen konnten, und von demselben Verf. (Fantonetti) eine Abhandlung über die atrophia nervosa, wie hier geschehen, gehört zwar nicht zu den unerklärlichen Dingen, aber wenigstens zu den wenig berechneten, um der gelehrten Welt, wie man voraussetzen sollte, zu imponiren.

Dante ist bei den Forschungen seiner Landsleute in so ziemlich allen wissenschaftlichen Disciplinen, besonders in denen, wo sich eine entschiedene rationelle Basis unterlegen läßt, fast regelmäßig jetzt der Stamm, von dem sie sich in die Lüfte erheben. Sein ewiges Gedicht war gleichsam nur die Blüte Dessen, was er erstrebte. Das Ganze seiner die Bildung seiner Zeit umfassenden Weisheit findet sich zum Theil entwickelter in seinen prosaischen Werken, und erwünscht wird daher den Freunden des ewigen Dichters die Ausgabe dieser letztern sein, die unter dem Titel: „Le prose di *Dante Alighieri*, prima edizione illustrata con note di diversi per cura del dottor *Aless. Torri*" (Pisa 1839), erschien und dadurch vor den bisherigen Vorzüge hat, daß sie aus den bekannt gewordenen Commentaren das zur Sache Gehörige aufnahm. Es ist eine verständig angeordnete Ausgabe cum notis variorum. Doch die Einsicht in den Sinn des Dante ist der Gewinn, den dieses Werk uns verschaffen soll, und interessant ist es zu sehen, wie nach so vielen, zum Theil widerstrebenden Versuchen, aus dem Zusammenhange der einzelnen Werke sich ein scharfsinniger Untersucher die Aufgabe des Dichters jetzt construirt hat. Die Reihe der bisherigen Erklärungsversuche ist schon mehrmals aufgezählt worden; jetzt gibt Abate Zinelli (in der Schrift: „Intorno allo spirito religioso di Dante Alighieri, desunto dalle opere di lui" (Venedig 1839) Darstellung geordneter Schönheit (bellezza dell' ordine) sowol in der bürgerlichen Gesellschaft als in der Kirche als leitenden Gedanken an, und sucht wie aus den Büchern der „Monarchie" und dem „Convito" diese Sätze auch aus der „Göttlichen Komödie" darzuthun. Die stete Rücksicht auf Foscolo's, Ginguené's und Rossetti's abweichende Meinungen macht diese theologisch-ästhetische Erörterung für die Kenner der neuen Commentare wichtig und lehrreich. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 160. — 8. Juni 1840.

China, oder allgemeine Beschreibung der Sitten und Gebräuche, der Regierungsverfassung, der Gesetze, Religion, Wissenschaften, Literatur, Naturerzeugnisse, Künste, Fabriken und des Handels der Chinesen von J. F. Davis. Deutsch von F. Wesenfeld. Zwei Theile.

(Beschluß aus Nr. 159.)

Es sei an den gegebenen Andeutungen genug, um die Chinesen als einen vielfach verkannten Gegenstand der Aufmerksamkeit der Europäer zu bezeichnen, aber auch die Erwartungen, welche man von einem tiefern Eindringen der Europäer in das Land hegt, zu beschränken. Der Handel mit China, welchen die Portugiesen, nachdem sie den Weg nach Indien gefunden hatten, begannen, ist für dieses Reich nie besonders vortheilhaft gewesen, und die Chinesen waren einsichtig genug, ihn eben deshalb stets zu beschränken. Die Provinzen des großen Reichs ergänzten seit alter Zeit ihre Bedürfnisse gegenseitig, und eine Befriedigung derselben durch die Fremden würde daher in der Nahrung eines großen Theils der Bevölkerung empfindliche Störungen erzeugt haben. Daher waren sie besonders auf einen solchen Tauschhandel bedacht, der ihren wahren Bedürfnissen entsprach. Als indessen der Theehandel den Kaufleuten große Vortheile gewährte, dieser aber nur mit baarem Gelde von den Europäern geführt werden konnte, dachten diese auf Mittel und Wege, ein Äquivalent zu finden, welches diesen Passivhandel zum Vortheile Europas ausgliche. Man hatte kein Mittel, als Luxusartikel gegen Luxusartikel zu setzen, und fand dieses endlich im Opium, dessen Verfertigung sammt dem Mohnbau in China verboten ist, weil der gefährliche, im Oriente verbreitete Gebrauch dieses Giftes auf der Hand lag. Wie China Europa mit echtem und verfälschtem, ja vergiftetem Thee noch heute überschwemmt, so überschwemmt nun die indisch-englische Compagnie das chinesische Reich mit Opium. Seit 1816 ist die Einfuhr des Opiums in China von 3200 Kisten zu 125 Pfund auf 34,000 Kisten, welche 1837 eingeführt wurden, und einen Werth von 4,080,000 Pf. St. hatten, gestiegen. Im J. 1833 wurden nach dem Verf. allein in den Häfen von Canton und Lintin an Opium für 11,618,167 Dollars,

an andern Waaren für	11,858,077	»
zusammen für	23,476,244	Dollars

eingeführt; dagegen betrug die Ausfuhr an

Thee	9,133,749	Dollars
andern Artikeln .	11,309,521	»
	20,443,270	Dollars

und der Überschuß wurde den Europäern in Silberbarren vergütet, obwol die Silberausfuhr verboten ist. Dennoch erreicht diese Berechnung noch lange nicht den Werth des englischen Handels mit China, wonach die Opiumeinfuhr in andern Häfen und durch Schmuggler schon 1832 einen Werth von 15,338,160 Dollars hatte, welcher bis 1836 auf 17,904,248 Dollars stieg; mithin muß der Nachtheil der Chinesen um 4 — 5 Millionen Dollars höher angeschlagen werden, als oben geschehen ist.

Allein dieser finanzielle Nachtheil ist es nicht allein, welcher die Regierung erbittert, es ist der ungeheuere sittliche Nachtheil unberechenbar. Wer einmal den Genuß dieses Gifts angefangen hat, kann sich davon nicht trennen und ist unglücklich ohne dieses Reizmittel, welches nach und nach seine Seelenkräfte zerrüttet, und, wie unsere Säufer, ohne vorhergegangenen Genuß unfähig zu Allem. Besonders sind die Wohlhabendern ihm ergeben, und daher kommt es, daß trotz der auf Handel und Gebrauch gesetzten Todesstrafe selbst Mandarinen aller Classen den Handel begünstigen. Das Opium wird geraucht, und die Überreste des ersten Verbrauchs werden noch von einer geringern, und dann nochmals von ärmern Classen, also drei Mal consumirt, sodaß mithin die Vergiftung im Verhältniß zu den Käufern auf eine drei Mal so große Menschenmenge sich erstreckt. Dazu kommt, daß eine sehr kleine Quantität zu dem jedesmaligen Genusse nöthig ist und mithin der Inhalt einer Kiste zu 125 Pfund für den Jahresbedarf von vielen Tausenden hinreicht. Im übrigen existiren in China nur kleine Münzen von sehr geringem Werthe, Papiergeld und gestempelte Silberbarren. In jeder Stadt sind die Depositenbanken für die Steuern und das Papiergeld wird bei allen pari honorirt bei Todesstrafe. So besitzt der Staat einen Schatz wie kein anderer in der Welt. Dies macht den Handel an sich sehr bequem. Allein die Bedrückungen, mit welchen die Chinesen den Handel zu Kanton belasten, sind ungeheuer und die jährliche Revenue, welche nur von der Einfuhr daselbst erhoben wird, beträgt 1,200,000 Taels oder Unzen Silber. Wie die Regierung, so sind deren Diener;

die Abgaben an diese letztern betragen reichlich ebenso viel. Dies führt zu einer ebenso schändlichen Betrügerei von Seiten des Volks. Nicht nur werden verdorbene Theesorten (die den Engländern übrigens sehr gut bekannt sind und von ihnen besonders den einfältigen Deutschen aufgehängt werden) in großen Massen durch metallische Gifte (worunter besonders berliner Blau eine bedeutende Rolle spielt) gefärbt, sondern es bestehen auch Hunderte von Läden, in welchen den unerfahrenen Matrosen der fremden Schiffe vergiftete geistige Getränke gereicht und die Trunkenen alsdann gemishandelt werden, wodurch häufig blutige Händel entstehen. Die Chinesen verlangen, daß die fremden Schiffe ihre Leute zur Bestrafung ausliefern, wozu sie von den neidischen Portugiesen in früherer Zeit verleitet worden sind, und gestehen überhaupt den fremden Consuln in Kanton nicht diejenigen Rechte zu, welche in der übrigen Welt zugestanden werden. Sie betrachten die Fremden als tributpflichtig und ihnen unterthan. Nur Rußland hat einen beständigen Gesandten in Peking, der sich den orientalisch-knechtischen Demüthigungen vor dem Kaiser fügt und die Nachsetzung nach den Mandarinen ersten und zweiten Ranges gefallen läßt, was die freien und stolzen Briten nie thaten, worunter aber auch die friedlichen und Handelsverhältnisse stets litten. Indessen ist der russische Handel beiweitem unbedeutender und kostspieliger als der englische, weil er zu Lande durch Karavanen geführt werden muß, und der Thee ist daher auch in Petersbung theurer als in London; doch vertragen die feinern Theesorten den Seetransport nicht und die Russen haben daher die bessern voraus. Die ostindische Compagnie scheint indessen wegen ihrer Monopolien und des Gewinns davon den Handel mit China zur Zeit nicht entbehren zu können und mag überhaupt weitere Absichten auf dieses Reich nicht aus ihren Plänen ausgeschlossen haben; denn schon seit 1816 sind die chinesischen Küsten genau untersucht, und man ist längst darüber im Reinen, wie und wo das Reich am leichtesten anzugreifen ist, hat sich aber ohne alles Aufsehen, mit Hülfe chinesischer, ziemlich genauer Seekarten diese Kenntnisse verschafft. Die Küste bietet eine bedeutende Anzahl sicherer Häfen für große und eine noch bedeutendere für kleine Kriegs- und Handelsschiffe. Eine Revolution gegen die jetzige Dynastie ist nichts Unmögliches, und wenn es den Engländern gelänge sie zu bewerkstelligen, ohne die Regierungsform zu ändern, so könnte China leicht in eine Abhängigkeit von England gerathen, die so leicht kein asiatischer Nachbar streitig machen könnte. Indessen haben die Chinesen so lange in Frieden gelebt, daß sie ebenso sehr aus Gewohnheit als aus Erziehung einen großen Abscheu gegen politische Unruhen hegen. „Es ist besser schlecht zu leben in Frieden als gut im Unfrieden", ist einer ihrer persönlichen Grundsätze.

Das Mistrauen der Chinesen ist in frühern Jahrhunderten viel geringer gewesen, dies beweist die treffliche Beschreibung von China durch den Venetianer Marco Polo, und die gute Aufnahme, welche lange Zeit die gelehrten Jesuiten dort fanden, bis sie durch die fanatische Thorheit des römischen Stuhls und anderer, dahin gesendeter Mönche um ihren bedeutenden Einfluß, den sie selbst auf die Kaiser gewonnen hatten, kamen. Das Christenthum fand übrigens verhältnißmäßig wenig Eingang, obschon der ganze Gottesdienst der Buddhisten den Gebräuchen der römischen Kirche zum Muster gedient zu haben scheint. Die Klöster der Buddhisten-Bonzen gleichen nebst der Amtstracht derselben und ihren Verrichtungen beim Gottesdienste, ihrem Cölibat und Fasten u. s. w. aufs genaueste denselben Einrichtungen bei den Katholiken, sodaß die Jesuiten bei ihrer ersten Ankunft dort leichtes Spiel zu finden wähnten.

Ob es zu wünschen ist, daß ein Reich, das in allen seinen innern Verhältnissen so wohl geordnet ist, mit der europäischen Cultur neu befruchtet werde, ist eine Frage, die sonderbar scheinen könnte. Allein alle Bildung der Völker der Erde ist und muß wechselseitig sein. Europa hat den Typus seiner Bildung aus Asien, und wenn man eine Zeit lang geglaubt hat, daß die Cultur nach Westen gehe und die Reise um die Welt mache, so scheint die neuere Geschichte mit den englischen und russischen Bestrebungen auf Asien zu beweisen, daß die Cultur den Weg rückwärts zu ihrer Wiege wieder aufsuche. Wir sind noch nicht im Stande zu bemessen, welche ungeheuern Revolutionen im Reiche des Gedankens daraus hervorgehen können. Das Bedürfniß nach Expansion ist der europäischen Cultur und Menschheit wie dem Christenthume eigen. *6.*

Die angeblich älteste gedruckte Zeitung, ein Machwerk des literarischen Betrugs.

Wie wenig wir selbst in oft durchkreuzten Feldern der Literaturgeschichte vor Gespenstern ohne Fleisch und Blut sicher sind, die jedoch auf ein einziges beherztes Wer da! der Kritik in Nichts zerfließen: das hat sich neuerdings wieder unwiderleglich herausgestellt. Es ist ein in den Encyklopädien aller europäischen Sprachen aufgeführtes Factum, daß die erste gedruckte Zeitung, die auf uns gekommen, ein unter der Oberleitung des englischen Ministers Cecil Burleigh herausgegebenes Blatt „The english Mercury" ist, geschrieben 1588, in der Absicht, das englische Volk in wirksamerer Art, als bis dahin möglich gewesen, zum Widerstande gegen die Gefahren anzufeuern, mit denen es damals durch Philipp's II. Armada bedroht war. Die Naturnothwendigkeit, den Ursprung des Zeitungswesens von den Engländern herzuleiten, ist von Denen, die da dem Weltgeiste in die Karten sehen, a priori demonstrirt worden; in der That aber beruht die Angabe, daß dies der Fall ist, nur auf einer einzigen Autorität, der des gelehrten Dr. Chalmers, welcher in seiner Biographie des Grammatikers Ruddimann 1794 zuerst damit auftrat; und die einzige Grundlage, auf der dieser fußt, sind einige im Britischen Museum aufbewahrte Documente. Es scheint, daß sie daselbst öfter verglichen worden sind, aber erst vor wenigen Monaten wurde der Betrug entdeckt, dem sie unstreitig ihr Dasein verdanken. Eine Beleuchtung hierüber enthält folgendes Pamphlet: „A letter to Antonio Panizzi on the reputed earliest printed newspaper: The english Mercurie 1588, by *Thom. Watts* of the British museum." Einsender hat nach dessen Leitung jene Documente geprüft und muß, wenn er auch, wie sich gebührt, an das Ei des Colombo denkt, in vollem Maße das Erstaunen des Hrn. Watts theilen, daß, bei den so auffallenden Spuren von Fälsch-

heit, die sie tragen, jene Meinung überhaupt entstehen, oder doch so lange und weithin verbreitet werden konnte. Von Dr. Chalmers weiß übrigens die Literaturgeschichte noch das, daß er die sogenannten Shakspeare papers, trotzdem daß ihre Unechtheit am Tage lag, hartnäckig seinen Zeitgenossen als authentisch aufdrängen wollte, und daß er in den literarischen Controversen, in welche er hierüber und über andere Gegenstände verwickelt war, den Angriffen der Kritik nichts als einen starren Dogmatismus entgegensetzte; wenn er auch in dem Beweise der Unechtheit, den er gegen mehre der Königin Maria Stuart untergeschobene Briefe lieferte, sich als recht tüchtiger Kritiker erwies.

Die Documente, auf welche hier Alles ankommt, befinden sich in einem aus Dr. Birch's Sammlung in das Britische Museum aufgenommenen Foliobande, der in dem allgemeinen Handschriftenverzeichniß desselben unter Nr. 4106 aufgeführt ist (nicht unter den Sloane-Manuscripten, wie Chalmers angibt), Folio 29 — 42. Es sind drei gedruckte und vier handschriftliche Blätter, die wir nach ihrer Reihenfolge im Bande mit A — G bezeichnen wollen.

A. Manuscript, datirt Juli 16, 1588. Der Platz für die Nummer ist offen gelassen.

B. Gedruckt Nr. 50, datirt Whitehall Juli 23, 1588.

C. Abdruck des Manuscriptes A. Nr. 51.

D. Gedruckt mit kleinerer Schrift als C. Nr. 54. Datirt Montag November 24, 1588.

E. Manuscript. Whitehall Juli 23, 1588.

F. Manuscript. Die Nachrichten beginnen mit einer Nachricht, datirt Paris August 3.

G. Manuscript von D, und zwar ganz mit derselben Orthographie.

„Der erste Blick, den ich in die gedruckten Blätter warf", sagt Hr. Watts, „zeigte mir, daß sie nicht aus der Zeit, deren Datum sie tragen, herrühren können." Die Lettern sind von denen dieser Zeit ganz verschieden und durchaus von der Art, wie sie im 18. Jahrhunderte üblich waren; Proben, die ihnen gleich sind, findet man in Caslon's „Specimens of type" 1766. Die Unterscheidung des U und V, i und j, welche dem 16. Jahrhunderte fremd ist, findet man in diesen Blättern durchgängig; die Orthographie derselben im Allgemeinen ist auch nichts weniger als was man von einem Producte des Jahres 1588 erwarten sollte. Dies zeigt sich klar, wenn man sie mit der eines authentischen Buches von diesem Jahre vergleicht: „A pack of spanish lyes", gedruckt durch Christoph Barker, Buchdrucker der Königin, denselben, dessen Namen jene Blätter tragen. Das englische Admiralschiff heißt z. B. in dem „Mercurie" immer Ark Royal, im authentischen Drucke Arke Royall u. dgl. Ferner fällt die Paginirung der Blätter auf: Nr. 50 (B) hat die Seitenzahlen 1 — 4, Nr. 51 (C) 5 — 8, Nr. 54 (D) 1 — 4. Sonderbar, daß man bei einer 50. Nummer eine neue Lieferung begann; noch sonderbarer, daß dies bei Nr. 54 abermals geschieht. Vom 26. Juli bis 24. November sind freilich vier Monate, nach welchen eine neue Serie beginnen konnte; diese Betrachtung verschlimmert aber die Sache. Wie kommt es, daß während im Juli zwei gedruckte Blätter erschienen und für Juli und August zwei andere in Manuscript vorliegen (die offenbar für Nr. 52 u. 53 bestimmt waren) Burleigh, the crafty Burleigh, wie ihn die Geschichte nennt, in dem Vierteljahre, das bis zum Erscheinen der Nr. 54 verstrich, dem Publicum gar nichts zu sagen hatte? Und doch weiß die Geschichte von sehr wichtigen Ereignissen, die in diesen Zeitraum fallen und welche gar wohl die Folge haben mochten, denen der listige Kanzler durch Herausgeben seiner Zeitung vorbeugen wollte — d. h. wenn wir den gedruckten Blättern glauben — die Verbreitung falscher Gerüchte? Verdächtig ist es ferner, daß sich von einem unter Autorität der Regierung geschriebenen Blatte, in dem an Documenten und Documentensammlern so reichen England, eben nur Nr. 51 — 54, und nicht eine einzige der vorhergehenden Nummern erhalten haben sollte, und daß sich weder in den öffentlichen Records, noch in den Schriften der Zeitgenossen oder Geschichtschreiber, wie van Meteren, die mindeste Erwähnung eines so wichtigen Ereignisses findet, wie das Herausgeben einer Zeitung, einer solchen Neuigkeit, gewesen sein muß. Ziehen wir nun die Geschichte über den Inhalt der einzelnen Blätter zu Rathe.

Nr. 51 enthält die Nachricht, daß am 23. Juli früh Morgens ein Bote in Whitehall angelangt sei mit Depeschen vom Lord Admiral vom 22. Juli. Zufällig sind die Geschichtschreiber van Meteren, Speed, Grimestone u. A. über die Ereignisse der dem 22. vorhergehenden Nacht sehr ausführlich. Der später so berühmte Drake ließ sich eine bedeutende Nachlässigkeit zu Schulden kommen und fand sich in deren Folge inmitten der feindlichen Flotte. Geistesgegenwart und Tapferkeit retteten ihn aus der Gefahr; aber einen ganzen Tag hindurch war die englische Flotte zerstreut und rathlos. Es ist dies derselbe Tag, von welchem die Depesche des Lord Admirals spricht, und sie erwähnt von allen jenen Ereignissen nicht ein Wort. Man mag erwidern, daß der Staatskanzler dem englischen Volke die Unvorsichtigkeit seiner Führer nicht kundgeben wollte: gut, so hätten wir in der ältesten Zeitung auch die älteste „Zeitungsrücksicht", oder die älteste Zeitungscensur, was ich den Freunden der weltgeschichtlichen Construction zu bedenken gebe. Dabei findet sich jedoch in dem Blatte eine andere Abweichung, die der niedern literarischen Policei verfallen ist. Wo war der Admiral, dessen Depeschen in einem Tage Whitehall erreichten? Allen Zeugnissen der Geschichte zufolge bei seiner Flotte, in der Nähe von Plymouth, 215 Meilen von London. Wäre jetzt zwischen beiden Orten eine Eisenbahn mit Locomotiven, so würde uns eine solche Schnelligkeit nicht wundern, damals war sie nicht möglich; wäre sie aber nur halb so stark gewesen, so würde dies immer ein denkwürdiges Factum gewesen sein, das der Zeitungsschreiber hervorheben mochte. Der Herr, in welchem Jahrhundert er auch gelebt haben mag, hat aber daran nicht gedacht. Ebenso wenig bedachte er, als er in Nr. 54 (D) das Datum Montag den 24. Nov. 1588 drucken ließ, daß in diesem Jahre, wie doch das Manuscript G richtig bemerkt, der 24. Nov. auf einen Sonntag fiel. Die Vergleichung der gedruckten Nummer 54 (D) mit der geschriebenen F führt auf einen neuen Grund des Verdachtes. Wie schon bemerkt, ist in beiden dieselbe Orthographie, was bei A und D nicht der Fall ist. Ursprünglich hat G wie A die moderne englische Orthographie; in G sind aber einige alterthümliche Formen mit verschiedener Tinte eingeschrieben; während bei dem Abdrucke von A die Sorge für die aerugo nobilis dem Drucker überlassen blieb, weshalb sie denn auch weniger geglückt ist. Gehen wir zu dem Style der Zeitungsartikel und deren Anordnung über, so hat die Ähnlichkeit derselben mit denen der neuern Zeit schon Manchen in Erstaunen gesetzt, unter Andern den Herausgeber der „Encyclopedia americana" (Bearbeitung des „Conversations-Lexikon"). Sie lesen sich, als hätten die Verfasser soeben den „Spectator" aus der Hand gelegt. Auch Bücheranzeigen fehlen nicht. Gleichwol datirt man gewöhnlich (vgl. Richardson's „English dictionary") den Namen und die Sache eines Book-advertisement erst von der Zeitschrift „Tatler" an, die im vorigen Jahrhunderte erschien, und Nichols, der 1794 im „Gentleman's magazine" das von Chalmers über den „English Mercurie" Gesagte bestätigte und erweiterte, sagt in demselben Aufsatze späterhin, daß das erste Advertisement, das die englische Literatur kenne, sich in Nr. 7 des „Impartial intelligencer" vom März 1648 oder 1649 finde. Den Widerspruch, in welchen er dadurch mit sich selbst geräth, bemerkt er nicht.

Eine Menge anderer Beweise würden sich anführen lassen, sagt Watts, wenn man die vorliegenden nicht genügend finden sollte. Ein einziger Umstand aber würde außerdem hinreichen die Autorität der Blätter zu verdächtigen. Die Manuscripte sind sämmtlich auf dieselbe Art Papier geschrieben, und in dem Bogen von Nr. F bemerkt man ganz deutlich das Wasserzeichen G. R. (Georg Rex). Die Vermuthung, als seien diejenigen Ma-

nuscripte, welche uns vorliegen und welche also unter einem König des Hauses Braunschweig geschrieben sind, nur Abschriften früherer Manuscripte oder Drucke, erscheint, außer dem oben Gesagten, deshalb als unstatthaft, weil die Correcturen, die sich in den Manuscripten finden, offenbar nicht Verbesserungen eines auf Buchstaben und Sylben aufmerksamen Abschreibers, sondern eines den Ausdruck nach Belieben ändernden Verfassers sind.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Dr. Birch, dem wir die Erhaltung dieser Documente verdanken, dieselben für unecht erkannte. Wäre durch dieselben eine so wichtige Entdeckung zu machen gewesen, so würde sie dem eifrigen, gelehrten Antiquar, der sich besonders mit der Geschichte der neuern Zeit befaßte, nicht entgangen sein; sein Tod erfolgte sehr plötzlich, sonst würde er wol bei Redaction der handschriftlichen Sammlungen, die er dem von ihm innig geliebten britischen Museum zudachte, einige kritische Fingerzeige beigefügt haben; vielleicht hielt der gewissenhafte Forscher diese auch für unnöthig und glaubte genug gethan zu haben, wenn er „Gift und Gegengift", Manuscript und Druck in demselben Bande vereinigte. Er bewahrte das Ganze wol zum Andenken an einen — wahrscheinlich harmlosen — literarischen Betrug, der vielleicht nur ihm, nicht dem Publicum — denn sonst hätte man doch von 1766, dem Todesjahre des Doctors, bis 1794 etwas davon gehört — gespielt werden sollte. Wer diese Absicht hatte, ist natürlich jetzt schwer zu bestimmen. Der talentvolle Chatterton, der Meister in literarischer Falschmünzerei, dessen Gedichte lange Zeit hindurch als Producte des 15. Jahrhunderts galten, war 1766, dem Jahre, in welchem Birch's Sammlungen ins Britische Museum kamen, erst 14 Jahre alt. Auch ist die Handschrift der Manuscripte nicht die seinige, ebenso wenig wie die eines gewissen George Steevens, auf den der Verdacht einiger Antiquare gefallen ist. Nach dem Urtheile des Buchhändlers Rodd in Newport-Street, eines in diesem Fache sehr erfahrenen Mannes, weist die Handschrift auf einen armen 1766 gestorbenen Schriftsteller, W. Rufus Chetwood, einen Mann, der in einem unter dem Titel „The british theatre" herausgegebenen Sudelwerke sich mehre literarische Vergehen hat zu Schulden kommen lassen.

So ist es denn gewiß, daß England dem Zeitungswesen wol seine kräftigste, einflußreichste Entwickelung, nicht aber den Ursprung gegeben hat. Frankreich kann ebenso wenig auf diese Ehre Anspruch machen, wenn es auch ziemlich hergebracht ist, die erste regelmäßig erscheinende Zeitung diesem Lande zu vindiciren. Es ist aber ein weiterer Beweis für den Mangel an kritischer Aufmerksamkeit, mit dem man dieses Feld betrachtete, daß man in dem Vorberichte des angeblich ersten regelmäßigen Redacteurs, des Arztes Theophraste Renaudot von Montpellier 1631, folgende Stelle übersehen hat: „La publication des gazettes est à la vérité nouvelle, mais en France seulement." Zwischen Venedig und Nürnberg hat nach dem Urtheile von Watts der künftige Kritiker zu entscheiden, wo wir die erste gedruckte Zeitung zu suchen haben. Hoffen wir, daß es bald geschieht, und daß die Untersuchung den Anfang einer ausführlichen, kritischen Geschichte des Zeitungswesens bilden wird, das, im steten Zusammenhange mit der Geschichte beurtheilt, an welcher es sich bald dürftig, bald wuchernd emporrankt, eines der lehrreichsten Werke moderner Weltbetrachtung werden muß. 48.

Bibliographie.

Annalen des spanischen Bürger-Krieges. Aus dem Spanischen übersetzt von A. Eggenberg. 1ste Lieferung. 8. Mainz, Kupferberg. 8 Gr.

Berthold, A. A., Das Myopodiorthoticon oder der Apparat die Kurzsichtigkeit zu heilen. Am 6. April der Königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen vorgelegt. Nebst 1 Steindrucktafel. 8. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 4 Gr.

Biedenfeld, F. Frhr. v., Das Buch der Rosen. Eine populäre Monographie für Dichter, Botaniker, Gärtner und Blumenfreunde. Gr. 12. Weimar, Voigt. 2 Thlr.

Charitas. Festgabe von Ed. v. Schenk. Neuer Folge 1ster Jahrg. Mit Beiträgen von König Ludwig von Bayern, M. Diepenbrock, C. Fernau, A. Fürstin von Gallitzin, A. v. Maltitz, C. F. Ph. Martius, E. v. Neumayr, J. A. Pangkofer, Fr. Rückert, G. v. Schubert, F. A. Frhrn. v. Zu-Rhein, dem Verfasser der Beatushöhle und dem Herausgeber. Gr. 12. Landshut, Krüll. 1 Thlr. 16 Gr.

Correspondance inédite de Henri *IV Roi* de France et de Navarre avec Maurice-le-Savant Landgrave de *Hesse*; accompagnées de notes et éclaircissemens historiques par M. *de Rommel*. In-8. Hamburg, Fr. Perthes. 3 Thlr. 8 Gr.

Der Freiherr von Sandau auf dem Richtplatze einer unbefangenen Kritik. 2ter Theil. — Auch u. d. T.: Anti-Bretschneider. Merkwürdige Nachrichten vom Selbstmordversuche eines bereits gerichteten Delinquenten; oder: Literarische Variazionen auf das Thema: O si tacuisses! Von dem Doppelgänger des Verfassers des Freiherrn von Sandau auf dem Richtplatze. Gr. 8. München. 18 Gr.

Hentschel, C., Chemie, Alchemie und Botanik. Lehr- und Lobgedicht in vier Abtheilungen. 8. Hof u. Wunsidel, Grau. 12 Gr.

Hupfeld, H., Die Lehrartikel der Augsburgischen Confession. Nach der ersten Ausgabe Melanchthons mit den wichtigsten Eigenheiten der übrigen Ausgaben, nebst einer einleitenden Vorerinnerung und dem allgemeinen Theil der Vorrede Luthers zum Brief an die Römer herausgegeben. Gr. 8. Marburg, Elwert. 6 Gr.

Jäger, A., Skizzen und Erinnerungen aus Algier und Algerien. Gr. 12. Leipzig, Fritzsche. 1 Thlr. 12 Gr.

Krebs, J., Neueste Novellen und Erzählungen. 6ter Band. 8. Grünberg, Levysohn u. Siebert. Preis für den 6ten u. 7ten Band 3 Thlr.

Maien, C., Veilchen. Für seine Freunde nah und fern. 8. Leipzig, Lehnhold. 12 Gr.

Mühlbach, L., Zugvögel. Novellen und Skizzen. Zwei Bände. Altona, Hammerich. 3 Thlr.

Müller, A., Klio. Eine Sammlung historischer Gedichte mit einleitenden, geschichtlichen Anmerkungen. Royal-8. Berlin, Schultze. 1 Thlr. 16 Gr.

Nieritz, G., Erzählungen und Novellen. 2 Bändchen. Gr. 12. Leipzig, Lehnhold. 2 Thlr.

Nork, F., Ueber Fatalismus oder Vorherbestimmung der menschlichen Schicksale, erwiesen in 222 Beispielen für das Vorhandensein des Divinationsvermögens nebst psychologischen Erklärungsversuchen jenes erhöhten Seelenzustandes. 8. Weimar, Voigt. 1 Thlr. 8 Gr.

Pape, O., Christus. Episches Gemälde in zwölf Gesängen. Gr. 8. Hameln, Weichelt. 1 Thlr. 12 Gr.

Paränesen für Studirende. 1ste Sammlung. — Auch u. d. T.: Paränesen für Studirende. Zur Methodik des akademischen Studiums. Herausgegeben von K. H. Scheidler. Gr. 8. Jena, Cröker. 1 Thlr. 4 Gr.

Reil, W., Lieb' am Meere. Ein Liedercyclus. 8. Leipzig, Fritzsche. 18 Gr.

Schaefer, J. W., Historischer Bericht von der Erfindung, Verbreitung und Vervollkommnung der Buchdruckerkunst. Eine Festgabe zur diesjährigen vierten Säcularfeier. Gr. 8. Bremen, Schünemann. 10 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 161. —— 9. Juni 1840.

Die Reformation in französischer und deutscher Auffassung.

1. Histoire de la vie, des écrits et des doctrines de Martin Luther. Par *J. M. V. Audin.* Zwei Bände. Paris 1839.
2. Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. Von Leopold Ranke. Erster und zweiter Band. Berlin, Duncker und Humblot. 1839. Gr. 8. 5 Thlr. 16 Gr.

Erster Artikel.

Der Zufall, der vorgenannte beide Werke zu gleicher Zeit erscheinen ließ, bietet uns Gelegenheit zu einer Zusammenstellung derselben, aus der sich eine interessante Parallele ergibt, einmal zwischen französischer und deutscher Historiographie überhaupt, und dann insbesondere zwischen der allermodernsten französischen Auffassung der Reformation im 16. Jahrhundert und der Weise, wie diese gegenwärtig im protestantischen, oder vielmehr im wissenschaftlichen Deutschland angesehen und betrachtet wird. Nicht, daß wir mit dieser Zusammenstellung hinsichtlich des ersten Punktes andeuten wollten, als komme die neueste französische Historiographie in dem oben angeführten französischen Werke zu ihrer vollendetsten Erscheinung, oder als sei es nur ein würdiger Repräsentant derselben — dies wäre eine Beleidigung, die wir der modernen französischen Geschichtschreibung, selbst alle ihre Schwächen in Anschlag gebracht, anthäten —; noch weniger möchten wir mit der Zusammenstellung beider Werke Veranlassung zu einem Schluß auf gleichen Werth oder der Vergleichungswürdigkeit derselben geben; denn eine solche Absicht könnte nur aus boshafter Verkennung des Werthes und der Bedeutung des deutschen Werkes hervorgehen. Wir glauben vielmehr, daß die Fehler und Schwächen der modernen französischen Historiographie in dem Werke Audin's ebenso stark hervortreten, als in dem Ranke'schen die Vorzüge der deutschen Geschichtschreibung zu voller Erscheinung kommen. Man wird uns daher verzeihen, wenn wir uns mit einer kurzen Charakteristik des erstern Werks begnügen, da ein näheres Eingehen einestheils bei den augenfälligen Schwächen desselben eine überflüssige Arbeit sein würde, anderntheils aber, wenn Alles, was falsch und schief in demselben ist, aufgedeckt werden sollte, eine Widerlegung erzeugen müßte, die an Umfang dem anzuzeigenden Werke nicht viel nachgeben würde.

Wir deuteten auf den Unterschied zwischen französischer und deutscher Historiographie hin, der bei der Zusammenstellung beider obengenannter Werke hervortrete. Es sei uns daher erlaubt, mit einigen allgemeinen Bemerkungen über den Charakter deutscher und französischer Geschichtschreibung den Faden unsers Berichtes über die beiden in Rede stehenden Bücher anzuknüpfen.

Bleibt man nicht bei Einzelnheiten stehen, so läßt sich der eigenthümliche Unterschied dieses Zweiges der Literatur bei beiden Völkern am bestimmtesten wol dadurch bezeichnen, wenn man als hervorstechenden Zug der französischen Geschichtschreibung die praktische Tendenz, bei der deutschen die wissenschaftliche bezeichnet. Aus diesen verschiedenen Richtungen ergeben sich sowol die eigenthümlichen Tugenden als Fehler beider. Keine von diesen Tendenzen ist an sich, so lange sie der andern nicht den Rücken kehrt, oder gar feindlich gegenübertritt, verwerflich, und beide dienen nur dazu, der Historiographie zur völligen Entwickelung aller in ihr möglichen Arten zu helfen. Wenn aber die praktische Tendenz sich von aller Wissenschaft losreißt und den hohen Zweck dieser letztern, rücksichtslose Erforschung der Wahrheit, vergißt, so muß sie nothwendig in ein Extrem gerathen, in welchem sie Sklavin äußerer, materieller Zwecke wird und, entweder einem flachen Belletrismus dienend, zur romanhaften Unterhaltungslecture herabsinkt, oder, egoistischen Parteizwecken fröhnend, zum unfreien Werkzeug einer Partei wird. Alle diese verschiedenen, lobens- und tadelnswürdigen Phasen der praktischen Tendenz treten uns in der französischen Historiographie bald einzeln und rein, bald vielfach miteinander verbunden und einander modificirend vor Augen. Voltaire, Raynal, Guizot, Thierry, Thiers, Mignet, Ségur, Capefigue — wir nennen nur die bekanntesten Namen — liefern die Belege hierzu. Hr. Audin nun, mit dem wir es zu thun haben, scheint die praktische Tendenz, mit Beseitigung aller wissenschaftlichen Form und alles wissenschaftlichen Gehaltes, bis zu ihrem Extrem treiben zu wollen, denn sein Buch ist weiter nichts als eine — Diatribe kann man es nicht nennen, dazu fehlt es ihm an aller Dialektik der Gedanken — nein, eine bloße Compilation alles Dessen, was eine im voraus gegen ihren Gegenstand eingenommene Meinung bei oberflächli-

chem Umhersuchen anscheinend für denselben Ungünstiges und Nachtheiliges auftreiben kann. Lange ist Ref. kein so kritik= und gedankenlos geschriebenes Buch vorgekommen als dieses. Der ganze geistige Fonds desselben besteht lediglich in den Ansichten der modernen französisch=demokratisch=katholischen Schule. Jedermann, der die vorübergehenden Tageserscheinungen im Leben des französischen Volkes von Dem zu unterscheiden vermag, was sich wirklich in seinem Innern regt und bewegt, weiß, was es damit auf sich hat. Der Franzose bedarf des Wechsels; daher die große Rolle, welche die Mode bei ihm spielt; Alles wird ihm zur Mode; aber man weiß auch, daß er zu Zeiten das Joch der Mode abzuwerfen und frei sich zu regen weiß: der Calvinismus, der Jansenismus und die beiden Revolutionen von 1789 u. 1830 liefern den Beweis dazu. Ebenso beweist aber auch der Umstand, daß etwas beim Franzosen zur Mode geworden ist, nur so viel, daß es nicht viel auf sich hat und ebenso leicht wieder aus der Mode kommen kann. Gerade dieser Fall nun ist es mit der neuen sogenannten katholischen Schule in Frankreich. Diejenigen würden sehr irren, welche eine ernste Regung des religiösen Bedürfnisses im Volke darin suchten. In Frankreich herrscht nach wie vor, im Süden und Westen, besonders auf dem Lande ein geistestodter Katholicismus, der mehr den Namen eines stupiden Fanatismus als den kirchlichen Eifers verdient, und im Osten und Norden, besonders in den Städten, ein skeptischer Indifferentismus. Mitten unter diesen beiden Extremen hat sich nun eine Partei aufgethan, die bei der jetzigen Öde des öffentlichen Lebens in Frankreich demselben neue Kraft von Seiten des Katholicismus einflößen zu können glaubt. Die Elemente, aus denen sie entsprossen ist, sind sehr vielfacher Natur; im Ganzen lassen sie sich auf zwei Hauptkategorien zurückführen: auf Leute von mehr oder weniger reizbaren, schwärmerischen Charakter, meistens der romantischen Schule angehörig, die, da sie sahen, daß alle die bisher von ihnen nacheinander in Anwendung gebrachten verschiedenen Mittel zur Verbesserung des socialen Zustandes — wie Romanticismus, St.=Simonismus, Fourierismus und wie sie alle heißen — nicht verfingen, aus Verdruß sich dem Katholicismus in die Arme warfen, um durch ihn die Verwirklichung ihres geträumten Ideals herbeizuführen; dann auf Solche, Katholiken echten Schlages, die es unternahmen, den Katholicismus mit den demokratischen Ideen in Verbindung zu setzen und das alte Bündniß desselben mit dem Absolutismus aufzugeben, da sie einsahen, daß dieses Bündniß hinfort nicht mehr überall profitabel für den Katholicismus sein würde. Diesen ist also der Katholicismus der eigentliche Zweck und der Demokratismus nur ein Mittel dazu, eine Maske, um hinter derselben die Menge zu überlisten, während die erstern den Katholicismus mehr als ein Mittel zur Realisirung ihrer schönklingenden Humanitätsideale ansehen. Lamennais stand eine Zeit lang an der Spitze Derer, die vom hierarchischen Katholicismus als dem Ursprünglichen ausgehen, hat aber seitdem seine Ansichten so bedeutend verändert, daß der Katholicismus durchaus nicht mehr als der Kern, als das den Impuls Gebende in seiner Ansicht betrachtet werden kann. Jetzt steht der Graf Montalembert an der Spitze dieser Nuance, die ihre Hauptreserve in Belgien hat und dieses Land nebst seiner Revolution gewissermaßen als Musterland und Ausgangspunkt, von welchem aus sie operirt, betrachtet. Die andere, mehr poetische Nuance ist auch in ihrer Entstehung auf einen Dichter, Chateaubriand, zurückzuführen und wird auch jetzt noch von einem Dichter, Lamartine, hauptsächlich vertreten. Man sieht, daß die sogenannte katholische Partei im Grunde aus zwei sehr verschiedenartigen Tendenzen zusammengesetzt ist, von denen die eine im Volke gar nicht, sondern blos in der gebildetern Classe Anklang finden kann, die andere wenigstens nicht im Volke Frankreichs, sondern in einem fremden Lande wurzelt. Bringt man hierbei noch in Anschlag, daß nur in Wenigen sich diese Tendenzen rein darstellen; daß bei den Meisten noch andere verschiedenartige Motive sich beimischen; daß die streng=katholische Nuance in den Legitimismus hinüberspielt und sich mit ihm amalgamirt, wie die „Gazette de France“, die „Mode“ und ihr ganzer Anhang beweisen, daß die poetisch=katholische Richtung von den rein demokratischen Parteien als Maske vorgenommen wird, wie schon früher der „Courrier français“ und der „Commerce“, neuerdings aber bei Gelegenheit der katholischen Händel in Rheinpreußen gar der „National“ gethan; daß eine Menge belletristischer Schriftsteller, nachdem die Mode romantischer Zerrissenheit und Greuel in Abnahme gekommen, nun die Mode des Katholisirens mitmachen; daß endlich andere schwache sentimentale Geister, die man Gefühlslüstlinge nennen könnte, in dem Katholicismus jetzt Nahrung für das Spiel ihrer Gefühle finden, die sie früher anderswoher bezogen: so wird es klar, aus wie heterogenen, durch Zufall zusammengeführten, lose verbundenen und auf keiner festen Basis begründeten Elementen die französische modern=katholische Partei besteht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gemeinnützige Naturgeschichte von H. O. Lenz. Vier Bände. Gotha, Becker. 1835 — 39. Gr. 8. 6 Thlr. 16 Gr.

Die schöne Sage von einem goldenen Zeitalter der Welt entstand nothwendig in der frühesten Kindheit der Völker. Sie entwirft ein Bild des Friedens, des Glücks und der Unschuld, welches der Verwirklichung nicht fähig, dennoch der Phantasie durch alle Zeiten hindurch gleich lockend erschien. Gleichzeitig mit der Entstehung der Menschheit trat der Druck ein, der nach unveränderlichen Gesetzen auf ihr lastet, aber die lieblichste aller Fabeln erfinden ließ. Steht nun auch die Wirklichkeit dieser Dichtung entschieden entgegen, so verdankt doch gerade jener, sowie sie ist, unser Geschlecht seine höhere Entwickelung. Weit entfernt, den Menschen nur mit Wohlthaten zu überhäufen und Alles zu entfernen, was ihm schädlich sein konnte, hat ihn die Natur vielmehr einer Menge von Einflüssen preisgegeben, die weder Kraft noch Klugheit stets bewältigt. Ohne den Instinct, der das Thier fast immer sicher leitet, tritt der Mensch, der natürlichsten Waffen beraubt und bestimmt, für lange Jahre ein hülfloses Wesen zu bleiben, in das Leben, in die Mitte einer Schöpfung, wo so Vieles sich vereint, ihn zu

bedrohen. Zwar ist die Menge der Hülfsmittel sehr groß, allein die Sicherung des Lebens, selbst die Gewinnung des einfachsten Unterhaltes erfodert überall Mühen und Fleiß, deren endlichen, unausbleiblichen Erfolg durchaus nichts versichert. Dem verdüsterten Sinne, der oberflächlichen Betrachtung könnte allerdings die Natur aus solchem Gesichtspunkte als stiefmütterliche Versorgerin des höchsten ihrer Geschöpfe erscheinen. Selbst der kräftige Mensch, der einzeln in die Mitte einer überschwänglichen Menge von Naturformen gestellt, seine Kleinheit sich nicht verbergen kann, müßte sich verlassen und trostlos fühlen, trüge er in sich nicht jene hohen Eigenschaften des Geistes, die ihn befähigen, sich einen großen Theil des umgebenden Ganzen zu unterwerfen, die Kräfte desselben entweder unschädlich zu machen, oder ihre Äußerungen zum eigenen Vortheil zu lenken. Indessen hat der Mensch diese Befähigung zur Herrschaft nur gradweis erkannt und ist allein in dem Maße zur Macht fortgeschritten, wie er durch Erfahrung mit der Natur vertrauter wurde und endlich bei größerer Reife ihre Gesetze durch Schlußfolgen darzulegen lernte. Dürfen wir aus dem Schauspiele, welches noch heute einige der rohesten Völker uns darbieten, auf den Urzustand des Geschlechts überhaupt schließen, so muß dieser im hohen Grade beklagenswerth gewesen sein, so lange eine völlige Unkenntniß natürlicher Hergänge selbst die schwächsten Versuche zum Ackerbau verhinderte, den heimatlosen Wilden zum armseligen Leben des Jägers oder Fischers zwang und durch häufig eingetretenen Mangel so entmenschte, daß er, wie Neuholländer noch jetzt zur Zeit des größten Hungers es thun, die lästig gewordenen Kinder am ersten Baumstamm zerschmetterte. Zwischen der Entdeckung einfacher Eigenschaften, die einen gewöhnlichen Naturkörper, ein Thier, eine Pflanze, für menschliche Zwecke nützlich machen, und der Auffindung eines physikalischen oder chemischen Gesetzes durch Combination liegt freilich eine große Kluft, indessen sind jene Anfänge der aus Naturkenntniß hervorgegangenen Cultur unsers Geschlechts mit den höchsten Entwickelungen, welche die Gegenwart erreicht hat, durch eine nirgend unterbrochene Kette verbunden. Wie alle andere Wissenschaften erwuchsen die Thier- und Pflanzenkunde aus einem sehr unbedeutenden Anfangspunkte; aus dem embryonischen Zustande sind sie durch das Jugendalter und mannichfache gesetzliche Wechsel der Fortbildung in die Periode der männlichen Reife gelangt, die zwar der äußern Befestigung minder bedarf, aber eine noch höhere Entwickelung keineswegs ausschließt. Wir verfolgen ohne Mühe in der Geschichte der Völker den engen Zusammenhang, der zwischen erweiterter Naturkenntniß und Civilisation besteht. Insofern die erstere durch besondere Beschaffenheit der Wohnsitze erleichtert oder erschwert, zum dringenden Bedürfnisse oder entbehelicher gemacht wird, gestalten sich auch die allgemeinen Schicksale der großen Menschenstämme auf mannichfache Weise. Gezwungen durch die Eigenthümlichkeit ihrer Stellung zwischen den übrigen Geschöpfen, haben alle besser ausgerüstete unter jenen Stämmen den Weg der Beobachtung, der Forschung und Vergleichung betreten, um die gesetzliche Stellung an der Spitze des Lebenden zu erreichen, die Herrschaft über dasselbe zu erlangen. Sie haben durch eine lange Reihe von Entdeckungen zu immer höhern Stufen der Civilisation sich emporzuschwingen verstanden, und streben fort und fort nach dem fernen, wol nie ganz erreichbaren Ziele.

Erkenntniß der Natur, der Außenwelt, von welcher der Mensch immer einen Theil ausmacht, ist nur ein Theil jener Selbsterkenntniß, die schon von den ältesten Weltweisen als das Höchste gepriesen, dem menschlichen Geiste von jeher ein mit ungleichem Glück verfolgter Gegenstand ernsten Strebens gewesen ist. In den angestrengten Bemühungen unserer Zeit, sich jenem Ziele auf dem Wege der Naturforschung zu nähern, liegt der Beweis des freiern Bewußtseins, welcher die Gegenwart vergangenen Jahrhunderten gegenüber auszeichnet. Die Zahl der Wege ist an sich groß, doch ist keiner vollkommen entbehrlich, denn während einige in gerader Richtung bis an die äußersten Grenzen des mit einiger Sicherheit bekannten Gebiets führen und an ihren Endpunkten einen Blick auf ein noch unerforschtes und unermeßliches Feld gestatten, lösen sich andere in größerer Nähe in so zahlreiche Zweige auf, daß zwischen ihnen nicht leicht ein bedeutenderes Landstück unbemerkt und unerforscht liegen bleiben kann. Betrachten wir ohne fernere Metapher die sich darlegenden Bestrebungen der heutigen Naturwissenschaften, namentlich der in frühern Zeiten höchst vernachlässigten Thier- und Pflanzenkunde, so tritt die Abneigung gegen kühne Vermuthungen, die ohne genügende Grundlagen sind, und das Festhalten unbezweifelter Erscheinungen ebenso bezeichnend hervor, als das systematische und unermüdliche Verfolgen von einmal gemachten Entdeckungen, bis zum äußersten erreichbaren Ende. Man bemüht sich, wie durch ein Übereinkommen, nicht allein um die Erweiterung des wissenschaftlichen Gebiets, sondern auch um Entfernung der zahlreichen, jedoch leicht verzeihlichen Misdeutungen und fehlerhaften Beobachtungen, welche als Erbtheil vergangener Zeiten bisher mit überliefert wurden. Die handwerksmäßige Behandlung der Naturwissenschaften ist jetzt fast überall ebenso zu Boden gefallen, als die bequeme und gutmeinende Teleologie, die, bei den frömmsten Absichten, des Unheils gerade genug gestiftet hat. Es ist sicherlich ein sehr großer Gewinn zu nennen, daß in allen bessern naturgeschichtlichen Werken unserer Zeit die Idee leitend hervortritt, daß es der Vorwurf der Wissenschaft sei, die Natur nicht im Fragmente wie der tändelnde Sammler, sondern im Ganzen und Großen zu betrachten und zu beschreiben, die Harmonie und Äußerung ihrer Kräfte zu untersuchen, die Grade der relativen Ausbildung und somit die Verwandtschaften der Wesen nachzuweisen. Seit diese Wissenschaften den angegebenen Standpunkt erreicht haben, stehen sie dem alten und ehedem nicht ganz ungerechten Vorwurf unerreichbar da, der sie im besten Falle für sinnreiche, dem Ganzen unnützliche Spielerei erklärte. Wissenschaften, welche die ewigen, durch alle Mannichfaltigkeit sich wiederholenden Gesetze erläutern, die Entwickelung des Lebens durch die vielartigsten organischen Formen verfolgen, sind wol des Erlernens werth, und zwar um so mehr, je leichter selbst ein beschränktes Begreifungsvermögen ihre Grundlehren sich anzueignen vermag. So ist es denn geschehen, daß uns ein vor 50 Jahren von Herder ausgesprochener Vorwurf nicht mehr treffen kann, der nämlich, daß sich in Nichts nordische Barbarei so auffällig verrathe, als in unserer, die Naturkenntniß vernachlässigenden Erziehungsweise. Man erkennt gegenwärtig nicht allein die Anwendbarkeit jenes Wissens auf viele der praktischen Zwecke des Lebens, sondern man hat auch die Überzeugung gewonnen, daß aus ihm nur Gutes und Schönes entspringe, und daß es die nothwendige Grundlage jeder allgemeinen Bildung sein müsse. Der Umgang mit der Natur schließt das jugendliche Gemüth schneller auf als irgend ein anderes Hülfsmittel der Erziehung. Es ist wol Jeder einmal Zeuge der Freude gewesen, welche eine noch ungesehene Blume, der Fang eines seltenern Insekts dem lebensfrohen, auf solche Dinge frühzeitig hingewiesenen Knaben macht. Erlauben auch die Verhältnisse des reifern Lebens nur Wenigen, mit vollem Ernst sich in die Studien zu vertiefen, deren Gegenstände durch Form und Farbe das Kind gefesselt, durch manches ihm Unbegreifliche der Erscheinungen den Knaben viel beschäftigt hatten, so bleibt doch die Erziehung für das ganze Leben einflußreich, die einst die Liebe zur Natur im Zögling erweckte und die allgerechten und ewigen Gesetze erkennen lehrte, welchen diese unterthan ist.

Gönnt man der Jugend aufrichtig die reinsten ihrer Freuden, gedenkt man, wie aus Demjenigen, was Vielen nur als vorübergehende in der Lebensperiode selbst liegende tändelnde Neigung erscheint, leicht etwas Großes sich entwickeln könne, wenn richtige Leitung nicht fehlt, so fühlt man sich der Ansicht abgeneigt, die zwar den naturgeschichtlichen Unterricht auf Schulen und im frühern Jugendalter nicht ganz verwirft, indessen den einzuschlagenden Lehrplan für gleichgültig erklärt, sobald

er überhaupt die Allgemeinheiten zu berühren verspricht. Wir vermögen im Augenblicke nicht uns über diesen Gegenstand zu verbreiten, der jedenfalls einer ernstern Untersuchung würdig ist und sie in d. Bl. bei einer andern Gelegenheit vielleicht erhalten wird. Aus Vergleichung der überaus zahlreichen Bücher, welche entweder zum Selbstunterrichte in der Naturgeschichte oder zu Leitfäden der Lehrer bestimmt sind, ergibt sich, wie schwankend die Ansichten über den Umfang des nothwendigen Wissens und über die relative Zweckmäßigkeit der verschiedenen Behandlungsart noch immer sind. Vor allen zeigt aber die letztere die entschiedensten Gegensätze. Hier im Vorzuge das starre, von Menschenhand aufgebaute System mit seinen endlosen aber kalt lassenden Einzelnheiten, und dazwischen sparsame Bemerkungen in der rauhen, abgebrochenen, oft durch ihre Kürze unverständlichen Schreibart der Linné'schen Schule, dort geistreiche Träume oder schönfarbige Bilder, die Wahrheit mit Erdichtung gemischt im Gewande einer poetischen Prosa. Die Klippe, an welcher die Meisten scheitern, die für das Volk und, was in gewissen Beziehungen gleichbedeutend sein kann, für die reifere Jugend schreiben, ist Streben nach Popularität. Über einen wissenschaftlichen Gegenstand mit hinreichender Gründlichkeit, aber dennoch in solcher Art zu schreiben, daß man den genannten Alters- und Bildungsclassen vollkommen verständlich sei, ist eine schwere, nur Wenigen lösbare Aufgabe. Sie setzt Eigenschaften voraus, die dem Deutschen im mindern Grade zuertheilt scheinen als seinen westlichen Nachbarn. Wir haben schwerlich einen Mann wie Arago aufzuweisen, dem es ein Spiel, jedoch auch ein Vergnügen scheint, die abstractesten Sätze so vorzutragen, daß der gewöhnlichste Journalleser sie begreift. Dasselbe Talent besitzen noch einige Glieder der französischen Akademie; sie halten es ebenso wenig unter ihrer Würde, von ihm einen häufigen Gebrauch zu machen, wie manche in gleicher Weise ausgezeichnete Engländer, Lyell, Buckland, Yarrell, Swainson, die es verstehen ihre Wissenschaften der Menge verständlich vorzutragen, ohne hierdurch den Männern von Fach unlesbar zu werden. Die Letztern geben sich unter uns nur ungern zu Schriftstellern für das Volk her, und die meisten, man kann wol sagen, die zweckmäßigsten der für das letztere geschriebenen naturgeschichtlichen Bücher rühren von jener Classe von Forschern her, die durch ihre Verhältnisse in Berührung mit den zu belehrenden Ständen gebracht, ihre Bedürfnisse kennen lernten, und fern von den Schulen, durch selbständiges Beobachten in der freien Natur und eigenes Studium sich bedeutende Kenntnisse, vor Allem aber die genaueste Vertrautheit mit der vaterländischen Natur verschafft hatten. Nur die Ungerechten unter den Fachgelehrten verkennen das Verdienst dieser Classe von Naturforschern, zeihen sie des Mangels an tiefer theoretischer Kenntniß und mistrauen ihren Angaben. Gerade solchen in ländlicher Zurückgezogenheit lebenden Männern verdankt die Wissenschaft manche sehr werthvolle Beobachtung, die ein städtischer Aufenthalt entweder zu machen erschwert, oder doch ununterbrochen fortzusetzen verbietet. Naturforschung hat besonders Das voraus, daß, unter gewöhnlichen Umständen, zu ihr sich fast überall Gelegenheit darbietet. Man vermag einfache Erscheinungen genau zu verfolgen und durch ihre Aufzeichnung der Welt zu nützen, ohne die speculativen Seiten der Wissenschaft zu kennen oder mit allen Einzelnheiten der Systemgeschichte und Kunstsprache vertraut zu sein. Deutschland besitzt zufällig weniger Männer, welche sich die Beobachtung einheimischer Thiere zum Vorwurfe wählten als das Ausland, namentlich England, wo aus der Betreibungsart der Naturgeschichte des Landes, wie in den meisten andern Dingen, ein entschiedenes aber edles Gefühl von Nationalität hervorleuchtet. White von Selborn liefert dort ein schwer erreichbares Muster der fleißigsten und scharfsinnigsten Beobachtung über die Natur eines kleinen Bezirks, den Niemand zur Darbietung einer einzigen neuen Thatsache geeignet hielt; so unvollkommen White's theoretische Naturkenntniß selbst nach dem damaligen Zustande der Wissenschaft sein mochte, so überrascht doch die Menge und Neuheit seiner Bemerkungen über die gewöhnlichsten Thiere. Unter den nicht zahlreichen deutschen Naturforschern dieser Art nehmen Naumann, Bechstein, Lenz und einige Andere hervorragende Plätze ein, denn sie verbinden mit einem sehr glücklichen, durch äußere Verhältnisse begünstigten Talent zur Beobachtung der freien, lebendigen Natur eine hohe wissenschaftliche Ausbildung. Ihre Schriften beschäftigen sich weniger mit den Systemen als viele andere, allein sie verlieren hierdurch nicht an Werth, denn während die Systeme fallen und neue an ihre Stellen treten, bleibt die Natur unverändert dieselbe. Wer auf die praktische Weise wie jene Forscher bis zur Theorie gelangt ist, versteht in der Regel am Besten für die Ungelehrten zu schreiben. Der Beifall, welchen die Werke der Genannten von jeher, und zwar nicht allein bei den Mittelclassen gefunden, führt für diese Behauptung den Beweis.

Der wackere Lenz, der schon durch seine „Schlangenkunde" ein nicht geringes Verdienst sich erwarb und bewies, wieviel durch Ausdauer und sinnreiches Verfahren selbst bei Mangel großartiger Hülfsmittel geleistet werden könne zur Ergründung naturgeschichtlicher Thatsachen, hat in seinem neuesten Werke, der „Gemeinnützigen Naturgeschichte", eine Menge persönlicher und theilweis sehr interessanter Beobachtungen über einheimische Thiere niedergelegt. Wir glauben, daß der Werth seines Buchs ebenso wohl in diesen Bereicherungen unserer Kenntniß, als in dem richtigen Takt liege, der gerade das rechte Maß traf, das Fremde, oft nur dem Namen nach Bekannte überging oder kurz erwähnte und dafür dem Vaterländischen den gerechten Vorzug gab. Den Gefahren, die von Versuchen des sogenannten populairen Vortrags unzertrennlich sind, ist er glücklich entgangen und hat die vertrauliche Breite so gut vermieden als den halbpoetischen Schwulst. Der Forscher, welcher im ununterbrochenen Umgange mit der Natur Sinn für das Einfache und Schöne erlangte, vermeidet beide Fehler ohne Mühe und vermag unwissentlich selbst das Trockenere anziehend zu machen. Die Werke von Lenz erhalten noch besondern Reiz durch die unverkennbaren Beweise der ungeheucheltsten Liebe zu der besprochenen Wissenschaft. Das deutsche Gemüth herrscht in Auffassung und Wiedergabe gleichmäßig vor und erfüllt den Leser mit Zuneigung für den Mann, der im Umgange mit der stillen und treuen Natur eine unversiechbare Quelle der besten Freuden entdeckte und auch Andere mit herzlichem Eifer auf diese aufmerksam zu machen strebt. 77.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 162. —— 10. Juni 1840.

Die Reformation in französischer und deutscher Auffassung.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 161.)

Audin's „Histoire de Luther" ist nun eben ein Werk, nicht der katholisirenden Poeten und Humanitätsfreunde, sondern jenes demokratisirenden Katholicismus, der hauptsächlich seinen Sitz in Belgien hat. Dabei verschmäht es der Verf. aber keineswegs, alle die ordinairen Mittel der französischen Belletristik: jene pikanten Wendungen des Styls, sowie die weithergeholten und gesuchten Beziehungen, jenes Zusammenstellen des Heterogensten und Zusammentragen von Analogien aus allen Winkeln der Geschichte, jenen glitzernden und blendenden Styl, jenes kecke Abspringen vom Hundertsten zum Tausendsten, jenes forcirte Geistreichthun, jene prägnanten geschichts-philosophischen Phrasen und absprechenden Urtheile — mit einem Worte alle Minauderien des französischen Afterromanticismus in Anwendung zu bringen, um sein Werk damit nach Kräften herauszuputzen und den starren, geschmack- und geistlosen Katholicismus, der hinter diesen Decorationen spukt, für den kitzlichen und nur nach Pikantem verlangenden Gaumen der großen Welt zu appretiren, oder, wie die Franzosen sagen, à la portée de tout le monde zu bringen. Sieht man nun aber näher zu, worin denn eigentlich der geistige Inhalt seiner Schrift nach Abzug alles jenes Außenwerks besteht, so findet man ihn auf ein Minimum reducirt, auf einen blinden Haß gegen den Protestantismus, der sich einzig auf die Argumentation begründet: der Protestantismus ist auf subjective Überzeugung des Individuums begründet, dies muß nothwendig zur Willkür, zur Abschüttelung alles historisch Gegebenen, zu einem Zerfallen in unendliche subjective Meinungen und endlich zu einem allgemeinen Skepticismus und Indifferentismus führen, neben und mit welchem eine Religion, d. h. eine Kirche nicht möglich ist, folglich — müssen wir zur Autorität der Kirche und, da diese im Papst personificirt ist, zu dessen Autorität zurückkehren. Man sieht, die Logik des Verf. führt aus dem Regen in die Traufe. Trotz dieser beschränkten Grundansicht könnte das Buch aber immer noch eine bedeutende Parteischrift wenigstens sein, wenn es mit dialektischem Geiste, dem feinern Jesuitismus, wie er sich in den Schriften von Haller, Jarcke, Phillips u. A. offenbart, oder mit Begeisterung und Phantasie, wie bei Görres, die Geschichte für seine Zwecke auszubeuten wüßte. Aber davon ist keine Spur. Nichts findet man über die Ursachen, welche die Reformation herbeiführten, nichts über ihr Verhältniß zur religiösen, politischen oder socialen Entwickelung der Menschheit, nichts über die Elemente, die in ihr walteten, nichts über die Potenzen, die sie bedingten und auf sie einwirkten — mit einem Wort, nicht einmal eine pragmatische Auffassung des Stoffes, viel weniger eine philosophische Durchdringung desselben, selbst nicht vom Standpunkte des Verf. aus, findet man darin. An historische Gerechtigkeit gegen die Reformation und ihren Helden ist also nicht zu denken. Die Meinung des Verf. über beide steht in voraus fest und er hält es für überflüssig, sie wenigstens zum Scheine nur historisch-philosophisch zu begründen. Warum, dies leuchtet bald bei der Lecture des Werkes ein: er hat des Stoffes nicht Herr werden können. Überall bleibt er bei den Einzelnheiten stehen, weiß sie nirgend zu verarbeiten, nirgend ihren wahren geistigen Gehalt aus der Masse des Thatsächlichen hervorzuarbeiten und dem Leser vor Augen zu legen. Sein Verfahren ist dieses: er sucht, noch dazu im höchsten Grade unkritisch, alle Einzelnheiten, welche Luther und mit ihm die Reformation von ihrer Schattenseite darzustellen vermögen, sorgfältig zusammen, verbindet sie durch die Erzählung des materiell Thatsächlichen, welches die Geschichte Luther's bildet, und übergießt sie mit einer Brühe von Reflexionen, deren Styl wir oben charakterisirten und auf der die treffenden und geistreichen Urtheile nur wie einige wenige Fettaugen oben schwimmen. So wird es ihm denn nicht schwer, von Luther ein Bild zu geben, in dem dieser bei all seinen ungeheuern Anlagen — die denn doch auch die ärgsten Feinde ihm zugestehen müssen — als unruhiger Kopf, als Wollüstling, Schlemmer, Rachsüchtiger, mit einem Wort als ein Sklave seiner Leidenschaften, ferner als bloßer Grobian und streitsüchtiger Schreier, als ein Liebediener der Fürsten wie des Volkes erscheint. Zwar nimmt der Verf. überall den Schein größter Unparteilichkeit an und citirt deshalb überall Beweisstellen, um seine Aussprüche zu belegen; leider aber ist diese Unparteilichkeit eine rein äußerliche, denn es fehlt ihr an aller höhern wie niedern Kritik. Von dem Mangel jener werden wir unten ein schlagendes Beispiel geben; der

Mangel dieser gibt sich auf jeder Seite kund, nicht nur wo der Verf. ohne alle Sichtung Histörchen und Beschuldigungen gegen Luther, die von dessen Gegnern ausgingen, als unumstößliche Wahrheit annimmt, sondern besonders wie er von den „Tischreden" Luther's Gebrauch macht. Das arglose Sichgehenlassen, das die Aussprüche des großen Reformators in diesem Buche charakterisirt und oft in Widerspruch und Licenz ausartet, gab dem Verf. reichliche Mittel, seiner Parteidarstellung durch Belege aus diesem Buche den Schein höchster historischer Gerechtigkeit zu geben. Er bedachte aber nicht, daß eben dieses Werk nicht aus Luther's Feder, sondern aus Relationen Anderer, oft vielleicht nicht einmal wirklicher Ohrenzeugen, sondern Solcher, die erst wieder nach den Erzählungen Dritter berichteten, hervorgegangen ist und somit, wie wichtig es auch für die Sittengeschichte der damaligen Zeit im Allgemeinen sein mag, doch nur cum grano salis zur Würdigung der religiösen Bewegung jener Zeit und ihres Haupturhebers und Leiters gebraucht werden darf. Er bedachte ferner nicht, daß man einen Mann nicht blos nach seinen Worten, sondern nach seinen Werken richten darf, daß, wollte man die katholische Kirche nur nach zufälligen, im Eifer des Gesprächs gefallenen und das Maß, welches der Schreibende beobachtet, überschreitenden Äußerungen ihrer Kirchenfürsten beurtheilen, ein Urtheil sich ergeben müßte, das an Härte das des Verf. über Luther noch weit übertreffen würde. Wie gesagt, es fehlt dem Verf. ganz an dem Talent, oder vielleicht — was noch schlimmer wäre — in diesem Falle an dem Willen, aus seinen subjectiven Ansichten, aus der modernen Denk- und Auffassungsweise herauszutreten und mit Unbefangenheit sich in den Geist einer zeitlich und geistlich entfernten Zeit und der sie bewegenden Gedanken zu versetzen. Dies zeigt sich einestheils in einzelnen, ganz unbegründeten Urtheilen, wie z. B. wenn er Luther überall und auf alle Weise seine Derb- und Grobheiten zur Sünde anrechnet (ein Umstand, der gerade nicht des Verf. Vorgeben in der Vorrede, als habe er alle auf die Reformation bezüglichen Schriften aufs genaueste studirt und Bibliotheken und Archive deshalb durchwühlt, als sehr begründet erscheinen läßt, sonst müßte er wissen, daß Luther seinen Gegnern gegenüber, und neben seinen Zeitgenossen nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich, England, ja selbst in Italien, keineswegs als der Gröbste und Cynischste erscheint), anderntheils in dem Mangel der Erkenntniß und des Wesens der Reformation und der Motive, die ihren Urheber in seinem ganzen Leben und Streben bewegten und leiteten; der Geist der Reformation und Luther's ist Hrn. Audin ganz fremd und unbegriffen geblieben, und deswegen darf es uns auch nicht wundern, daß er beide nicht zu würdigen versteht und sie für ganz unberechtigt hält. Er hat es nicht weiter als bis zur Erkenntniß der negativen Seite derselben gebracht, und dies ist die Quelle alles seines Irrthums und seiner verfehlten Darstellungsweise. Der tiefe Glaubenseifer, der Luther sein ganzes Leben über beseelte und ihm Kraft zur Durchführung seines ungeheuern Unternehmens gab; seine Angst und Sorge um das Seelenheil der Menschheit, die ihn durchdrang und das Äußerste wagen ließ; seine Begeisterung für alles Göttliche und ein Leben in Gott, die fest an ein unmittelbares Innewerden Gottes im Menschen grenzt; jene Durchdringung des Lebens vom Glauben, jene innigste Religiosität, welche die höchste Sittlichkeit bildet und die ihn sein ganzes Leben hindurch charakterisirt, sind unserm Verf. ebenso unbegriffene Erscheinungen als das positive Princip des Protestantismus, nicht durch äußerliche Werke, sondern durch innere Glaubenskraft und Gesinnung, nicht durch die Vermittelung der Priesterschaft, sondern durch die unmittelbare Gnade Gottes, nicht durch Beobachtung der äußern Kirchengebote, sondern durch Buße und Besserung selig werden zu können. Daher findet sich auch keine Spur in Hrn. Audin's Werk zur Erklärung jener auffallenden Erscheinung, die im Reformationszeitalter so deutlich hervortritt, daß sie nur historische Ignoranz leugnen kann — jener Erscheinung nämlich, daß wir die Menschen, die sonst immer dem Sinnlich-Angenehmen und Leichten den Vorzug geben, der bequemen und dem Verstande in mancher Hinsicht viel einleuchtendern Lehre und Praxis der Kirche hinsichtlich der Rechtfertigung und Vergebung der Sünden entsagen und sich zur viel unverständlichern Lehre der Reformation von der Rechtfertigung durch den Glauben und ihrer rigoristischen Kirchenzucht hinwenden und freudig ihr Gut und Leben aufopfern, ja, was noch mehr ist, daß wir sie besser werden sehen. Diese Erscheinung allein, daß unmittelbar mit der kirchlichen Reformation auch eine Reform der Sitten eintritt und um so auffallender hervortritt, je strenger das positive Princip des Protestantismus sich geltend macht — diese Erscheinung allein würde hinreichend sein, der Reformation auch in den Augen eines sonstigen Gegners ihre Berechtigung zu verleihen. Aber ebenso, wie Hrn. Audin der dogmatische Theil der Reformation ein verschleiertes Bild geblieben ist, so ist dies noch mehr mit ihren sittlichen Eigenschaften der Fall; freilich konnte er vom sinnlich-religiösen Standpunkte seiner Kirche aus den sittlich-religiösen des Protestantismus ebenso wenig begreifen, als er vom Standpunkte der Autorität aus das Princip freier Forschung nicht begriff.

(Der Beschluß folgt.)

Friedrich II. und sein Jahrhundert, in Bezug auf Sprache und Literatur, Schule und Volksbildung. Eine vaterländische Säcularschrift von Theodor Heinsius. Berlin, Mittler. 1840. 8. 20 Gr.

Der Senior sämmtlicher activen Gymnasiallehrer Berlins, der Professor Heinsius, der Friedrich's des Großen Auge geschaut und seine Stimme gehört hat, der als 16jähriger Jüngling seinen Vater, den Begleiter des Königs auf dessen siebenjährigen Feldzügen, die Leichenrede nach des Königs Absterben halten hörte, ist der Verfasser der vorliegenden kleinen Schrift. Es ist schon der Anerkennung werth, daß Hr. Heinsius, selbst als hochbejahrter Greis, die Säcularfeier seines Vaterlandes und die hundertjährige Erneuerung des Andenkens an dessen großen König nicht hat ohne Theilnahme von seiner Seite vorübergehen lassen wollen. Noch mehr Lob aber verdient er, daß er sich die so oft verkannte und falsch beurtheilte Denk- und Handlungsweise des Königs in der geistigen Belebung der Na-

tionalcultur und der Reinheit seiner Absichten darzustellen vornahm und diese Blätter der jüngern Generation seines Landes übergab, das vor allen auf Förderung der Intelligenz hingewiesen ist. Wenn nun auch schon über diesen Gegenstand zuerst von Goethe, dann von Preuß gründlich und ausführlich gesprochen und namentlich von dem letztern warmen Vaterlandsfreunde in verschiedenen Schriften kein Moment übergangen worden ist, welches zur Rechtfertigung Friedrich's gegen ungerechte und unwissende Angriffe herausgehoben werden kann, so dürfte doch eine neue Zusammenstellung in der herzlichen, wohlwollenden Weise des Hrn. Heinsius und bei seiner innigen Verehrung des großen Königs nicht als überflüssig erachtet werden. Demnach folgen wir mit Vergnügen den Erörterungen des Verfassers über den Zeitgeist des 18. Jahrhunderts, über den Zustand der deutschen und der preußischen Nationalcultur, über den Einfluß der französischen Literatur, wir lesen gern seine Betrachtungen über Friedrich's Schrift über deutsche Literatur, wir theilen seine Bewunderung der Regentenweisheit Friedrich's in den verschiedensten Bezügen und erfreuen uns ganz besonders an der wohlgelungenen Vertheidigung des Königs gegen den Vorwurf der Irreligiosität. „Nicht billigen werden wir es", heißt es unter Anderm (S. 50), „wenn er in einzelnen Momenten des Unmuths oder der Laune sich vergessen konnte in der Festhaltung der Würde, die auch die Volksreligion fodert; aber stets hat er, sowie er mit religiöser Begeisterung für Glaubens- und Gewissensfreiheit schrieb und sprach, auch die Duldung in allen kirchlichen und geistlichen Sachen gegen alle noch so verschiedene Glaubensgesellschaften geübt, wenngleich seine Politik ebenso viel Antheil daran haben mochte als seine Religion. Ihn aber eines wirklichen Indifferentismus zu beschuldigen, paßt nicht ganz zu seinem religiösen Charakter. Er war, nicht in der Form, doch in der Gesinnung ein evangelischer Christ."

Ebenso hat der Verf. der Sorge des Königs für geistige Bildung und Aufklärung seiner Unterthanen, seinen Einrichtungen für Schulen und Universitäten, seinem Wunsche zur Beförderung der Wohlredenheit unter den Deutschen die verdiente Betrachtung gewidmet und diesen Ausführungen durch zweckmäßige Auszüge aus andern Schriften sowie durch die Mittheilung der Unterredungen Friedrich's mit Gellert, Meierotto und andern Gelehrten eine angenehme Abwechselung zu geben gewußt.

„Durch Friedrich", so schließt die Schrift, „lernten die Herrscher, was sie ihren Völkern sein sollen, und die Völker, was sie ihren weisen Regenten schuldig sind. Preußen hat es gelernt und dankbar anerkannt. Darum schwebe auch ferner Friedrich's Schutzgeist um Thron und Volk." 11.

Drei Theater- und Musikabende in Berlin im Mai 1840.

Gutzkow's Richard Savage, Lucrezia Borgia, Beethoven's Symphonie und Haydn's Schöpfung.

Man wird zuweilen durch Gäste veranlaßt, sich selber daheim als Gast zu betrachten und zur Gesellschaft manches zu unternehmen, wozu man allein sich nicht entschlossen hätte. So gelangte auch ich drei Abende dicht aufeinander zur Anschauung und Anhörung der obstehenden beiden Tagesneuigkeiten und der dritten würdig wiederkehrenden Jahresfeier.

Der Verf. des ersten Schauspiels ist der eine Zeit lang berufene K. Gutzkow, ein berliner Stadtkind und einst fleißiger Candidat. Der Schwindel kam über ihn, als am 3. August die öffentliche Verkündigung geschah, daß er die Preisaufgabe der Universität über den Mythus der Medea gelöst habe, und zugleich die Julirevolution hier ausgerufen wurde.*) Er eröffnete nun ein „Forum der Journalliteratur", oder Esprit und Journal der Journale, und nachdem er und W. Menzel sich gegenseitig für Genialitäten erklärt, begab er sich zu diesem. Beide hatten aber nicht Raum nebeneinander und entzweiten sich grimmig, worauf Gutzkow vollends der publicistischen Emancipation der Literatur oder Weltliteratur zusteuerte, Novellen ohne Leben schrieb und durch Abdruck und Bevorredung von Schleiermacher's „Briefen über die Lucinde" diesen mit in die Weltliteratur hineinreißen wollte, aber nur sich selbst bloßstellte, ohne die Blöße seiner verzweifelnden Wally zu decken, deren gotteslästerliche Libertinage ihm durch Urthel und Recht Nachdenken in der Einsamkeit verordnete. In diesen Darstellungen war die poetische Impotenz genugsam erwiesen; ich erwartete nichts mehr von dem Schauspiele: die wunderlichen, complimentirenden Berichte unserer Staats- und Stadtzeitungen bestätigten mir nur und die Anschauung hat mich vollends bestärkt.

*) Vgl. „Conversations-Lexikon der Gegenwart" unter G.

Richard Savage ist an einem Rococostoff, ungenirt durch die Literargeschichte, eben auch nur der Triumph des Journalismus und Publicisten, die Erhebung einer Schauspielerin und eines natürlichen Sohnes und Poeten über einen vornehmen liederlichen Pöbel, über eine dazu gehörige unnatürliche Mutter, deren ebenso unnatürliche Mutter mit dem Meineide, daß ihrer Tochter Sündenkind todt sei, aus der Welt gegangen ist, sodaß die Mutter ihn erst anerkennt, als er den poetischen Hungertod stirbt und die Journalistik die Briefe und Siegel über seine Geburt zu guten Papieren macht. Vorher braucht sie, bei einer auf Anerkennung angelegten Überraschung, das sich meldende mütterliche Gefühl nur dazu, daß sie ihm ihren Mutterfluch gibt. Dieses frivole, widerwärtige Weltweib hat sich auch der libertinen französischen Literatur in die Arme geworfen, gegen den Shakspeare verehrenden Sohn, sie läßt die mit ihm sympathisirende Schauspielerin schnöde abfahren, schimpft sich mit dem ihr ähnlichen Schwager-Lord auf die schmäligste Weise gegenseitig als liederliche Betrüger, Verfälscher von Wechseln und Testamenten und läßt ihren aufdringlichen Sohn durch ihre Bedienten hinauswerfen. So schließt der erste Act. Der folgende endet damit, daß der Sohn und Poet, während sein Trauerspiel aufgeführt wird, in der Theaterloge der Mutter ihren beleidigenden Schwager ersticht und von der Wache weggeschleppt wird; der dritte Act endet damit, daß der Gefangene, den sein publicistischer Freund tröstlich bittet, ihm aus der Deportation Journalartikel zu senden, begnadigt und von einem Kryptotory-Lord, der ihn zum politischen Werkzeuge misbrauchen will, im Triumph abgeführt wird; der vierte Act läßt den Sohn mit dem Mutterfluch abfahren und mit dem fünften Act fährt er selbst gänzlich ab. So besteht das Stück fast aus lauter Abgängen, als echtes Stückwerk, und ist außerdem — wie die ganze sogenannte vornehme Welt darin nur aus nichtswürdigen Lumpen besteht — aus allerlei handgreiflichen Reizmitteln und Effectlappen zusammengeflickt, als da sind: Schauspielerintoilette, Publicistenbureau, vornehme Salons, Theaterloge und Theater im Theater, Gefängniß, Salon mit Maskenball und — Flickschneiderstube. Alles dieses, mit unleugbarem Talente gehandhabt, ist einer gewissen Wirkung gewiß. Dazu kommt noch ein bilderreicher, epigrammatischer Ausdruck. Aber, wie dieser gesucht ist, und ohne Haltung*) nicht selten ins Platte, Gemeine und Puerile hinabsinkt, so ist er noch viel weniger wahrhaft poetisch; und von lebendiger schöpferischer Dichtungs- und Darstellungskraft ist überall wenig zu spüren: kurz, es ist nicht Fleisch und Bein, höchstens Blut und Knochen, und das Ganze von innen und außen höchst widerwärtig, sodaß man nur die guten Schauspieler bedauert, die solches Gemengsel lernen und wiederholen müssen, und deren Kunst allein noch jene rhetorischen Figuren zu Personen belebt und somit doppelt täuscht.

*) Auch hierin höchst verschieden von Robert's „Macht der Verhältnisse", welche dagegen ein gediegenes Werk ist, obgleich auch unpoetisch durch den aus tiefer Erbitterung dringenden Zweck des Stücks, und sehr widerwärtig, sodaß man allerdings daran erinnert wird.

Es fügte sich, daß zunächst auf der Bühne „Lucrezia Borgia" erschien. Auch eine Mutter! und wenn Savage, pikant ohne rechte Spitze, „der Sohn einer Mutter" genannt und ihm anstatt derselben ganz Britannia zur Mutter gegeben wird (wie den nordischen Gott und Hornbläser Heimdall — der Titel eines schwedischen Journals — neun Welt- und Wehmütter gebaren): so ist diese im Ehebruch erzeugte und wie zum Spott Lucrezia getaufte Papsttochter „die Mutter eines Sohns", dem sie zuletzt gesteht „deine Väter sind auch die meinen". Zweimal vergiftet ihn die nur zu natürliche Mutter: einmal gezwungen, um dieses furchtbare, den Ödipus überbietende Räthsel dem eifersüchtigen Gemahl, Herzog Alfred von Ferrara, zu verbergen; und dann, kaum hat sie den Unglückssohn durch ein sogleich aus der Tasche gezogenes Gegengift gerettet, so trinkt er schon wieder ihren Giftbecher, in Gesellschaft seiner Gefährten, an welchen allein sie ihre öffentliche Verhöhnung zu rächen gedachte, obgleich er sie unerkannt ebenfalls verflucht und beschimpft hat: und so stirbt er, nachdem er noch den Dolch auf ihre Brust gezückt hat, im Schoose der Mutter, indem er das entsetzliche Geheimniß seiner Geburt vernimmt, und sie verzweifelnd folgt ihm in die ewige Nacht. So ist diese „wälsche Geschichte", nachdem sie durch einen glänzenden pariser Schauerroman gegangen, zunächst wieder von und für Wälsche zur Oper zugeschnitten und betont (von Donizetti) und erreicht vielleicht das Höchste in seiner Art, dieser zwischen Mordlust und grauser Wollust schwebenden, durch das Carneval Venedigs, durch die Hofsäle und Festtänze Ferraras sich hinziehenden und schleichenden Greuelmaklen. Die Töne, ganz dem Inhalt angemessen, oft in den reizendsten und hinreißendsten Cantilenen, machen uns windeweh und erfüllen mit unheimlichem Grauen; wir hören von weitem schon den Leichengesang hinter der Bühne; Alle singen, als hätten sie, nicht Liebe, sondern Gift im Leibe, überall herrscht krampfhafte Anspannung, und die Leidenschaft kurz vor dem Tode steigert sich zur übermenschlichen Anstrengung. Auch hier gebührt unsern Künstlern der Preis, deren Kunst allein über dies alles uns hinweghebe, und vor allen der dämonischen Gewalt des Gesanges und der begeisterten tragischen Darstellung unserer Löwe-Nachtigall, wodurch die schreckliche Heldin dieses Schauerspiels ihren Triumph feiert, selbst mitten unter Hohn und Fluch im Untergange.

Zum Glück folgte Tags darauf, am allgemeinen Bußtage für so viel Sünden, in demselben Raume, zum Theil von derselben, nun zum Engel verklärten Stimme, die „Schöpfung". Da konnte man doch, wie zerrissen man auch durch jene Erschöpfungen war, sich vollständig wieder sammeln und fassen; und treffender als je kam mir das französische Bonmot über diese „Schöpfung" vor, sie sei la récréation du monde. Sie ist in der That eine Schöpfung aus Nichts; und wie die Welt, bevor sie durch das Wort hervorgerufen wird, schon da ist in dem ewigen Geiste Gottes: so bewegt sich auch diese Tonwelt schon im Anfange, mit dem ersten über den gestaltlosen Tiefen schwebenden Tone, nach den ewigen Gesetzen der Weltharmonie.

Aber voran ging noch eine von jenen andern großen Tonschöpfungen, Symphonien genannt, in welchen Beethoven's Riesengeist vor allen so mächtig waltet und wie ein hundertarmiger Uranione alle Instrumente, als wären sie ein einziges, zusammenklingen läßt und Tonmassen übereinanderthürmt, bis in den Himmel. Seine großen Werke dieser Art sind ungeheuere Instrumentaldramen mit Recitativen und Chören, sodaß die in andern Symphonien auch wirklich von ihm durchgesetzte Verbindung mit Gesang sich überall stark aufdrängt: sowie umgekehrt seine einzige Oper („Fidelio") mehr die Wirkung einer großen Symphonie hervorbringt, und auch alle seine Liedercompositionen vielmehr Auflösung und Übersetzung in Musik, als Begleitung und Erhöhung durch Musik sind. In dieser (C-moll) Symphonie vor der „Schöpfung" baute sich aus einfachen Sätzen allmälig ein so furchtbar schönes Tongebilde auf, daß es, wie ein feuriger Komet auf unermeßlicher Bahn zur Sonnennähe immer schleuniger hingerissen, alles aus den Fugen mit sich fortreißt und siegreich gegen und durch alle Störungen anderer Weltbahnen flammend einherfährt.

Nun endlich zur „Schöpfung" selbst: hier ist mit dem ersten Tone Alles gelöst und erfüllt, hier ist Wohllaut und Seligkeit, hier sind nur die süßen Schauer der Erhebung, die Rührung der Freude, die Thränen der Wonne. Auch hier sind entzückende Cantilenen, aber nicht jene sinnverwirrenden sirenischen, bei denen man auch rufen möchte: „Weh mir, weh mir, welche Töne, wie verführen sie mein Ohr!" sondern nur solche, bei denen man sich in tiefster und erschütterndster Bewegung wonnewohl fühlt. Beethoven's gesuchte Verbindung des Gesanges mit der Symphonie ist hier so natürlich und einfach, und die Gewalt der Instrumente darum nicht minder ergreifend, ja in der innigen durchgreifenden Vereinigung trägt sie noch höher und erreicht mit dem unauflöslich verschlungenen Kranze der Melodie und Harmonie in der sich gegenseitig völlig durchdringenden Instrumental- und Gesangesfuge das Höchste, was die Tonkunst überhaupt vermag. So bewegt sich hier leise anhebend alles nach dem schönsten Ebenmaße ungestört in seinen ewigen Kreisen und tönendem Gleise; alle durch die Schöpferkraft des Wortes und Tones hervorgerufenen und vorgebildeten Geschöpfe, alle ursprünglich gut und schön, freuen sich in allen Tönen und Weisen ihres Lebens, und der Mensch, Gottes Ebenbild, belebt dankbar und glückselig mit ihnen die neue wonnevolle Welt und Heimat. In dem Wechselgesange der ersten Ältern im ersten Frühlinge weht uns immerdar die Luft des irdischen Paradieses an, in welchem auf der Leiter der Töne die Engel zum Himmel auf- und niedersteigen, und wir stimmen freudig mit ihnen und allen irdischen Geschöpfen ein in den ewigen Lobgesang der Welten, der Himmel und der Engel.

Wie dankt man dem Schöpfer und preist sich glücklich, daß man durch ein so reichbegabtes, unergründlich klares, himmlisch-heiteres Künstlergemüth solche Beseligung hienieden erleben mag! Wie wohl gefällt es uns wieder auf der lieben Erde! Mit diesem tiefen Nachklange wandelten wir heiter heim durch die stillen, von Nachtigallen durchsungenen Bäume, in welchen die Blüten und die Sternz über uns herniederhingen. 32.

Literarische Notizen.

Rommel, Oberbibliothekar in Kassel, entdeckte bekanntlich in den Archiven daselbst eine vollständige und bisher durchaus unbekannte Correspondenz zwischen König Heinrich IV. und Moritz dem Gelehrten, Landgrafen von Hessen. Alle Briefe des Königs sind von seiner eigenen königlichen Hand unterschrieben und die Unterschrift überall in derselben Orthographie (Henry) und mit gleich hohen Schriftzügen bewerkstelligt. Jeder Brief ist von einem Staatssecretair im Departement der auswärtigen Angelegenheiten contrasignirt. In diesem Briefwechsel offenbart sich deutlich des Königs Superiorität und Klarheit in allen politischen Dingen, seine Aufrichtigkeit, die er in seinem öffentlichen wie in seinem häuslichen Leben auf gleiche Weise bethätigte, endlich seine großsinnigen politischen Grundsätze, die er durch sein ganzes Leben hindurch verfolgte. Französische Berichterstatter behaupten, daß dieser liebenswürdigste König der Franzosen nirgend besser sich erkennen lasse als in dieser neu entdeckten diplomatischen Correspondenz. Diese Correspondenz ist jetzt in Paris erschienen (in Deutschland ist das Werk durch F. Perthes in Gotha zu beziehen), und wir werden Gelegenheit haben, darauf zurückzukommen.

In unserer gesang-überlustigen Zeit darf folgendes Buch: „Études biographiques sur les chanteurs contemporains", von den Gebrüdern Escudier, auf Beifall und Theilnahme Anspruch machen. Das niedliche Bändchen enthält zugleich eine einleitende Betrachtung über die Gesangskunst und die Portraits von Lablache, Rubini, Tamburini, Grisi, Persiani, Pauline Garcia, Duprez, Dorus-Gras, Cinti-Damoreau und E. Garcia. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 163. —— 11. Juni 1840.

Die Reformation in französischer und deutscher Auffassung.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 162.)

Um von dem ganzen Geiste, der in Hrn. Audin's Werk weht, noch ein recht anschauliches Bild zu geben, haben wir nachfolgenden Abschnitt über Erasmus' Aufenthalt in Rom gewählt, der am deutlichsten zeigt, wie der Verf. frivol und hinterlistig mit seinem Gegenstande umgeht, vom Geiste der Reformation gar nicht berührt worden ist, ja wie er so gar keine Idee hat von Dem, was Religion selbst im Sinne des Katholicismus sein soll; denn sonst würde er nicht so den Eitelkeiten der Welt den Vorzug vor Dem geben, was des Menschen Gemüth in seinem Tiefsten bewegt, vor religiöser und sittlicher Gesinnung.

Luther — sagt Hr. Audin — hatte Italien besucht. Er hatte diese Reise weniger aus Gehorsam als aus jenem Instinct der Neugierde unternommen, die damals die Geister plagte, und aus jener Begierde, die Wunder dieses Landes zu sehen, von denen die Berichte der Reisenden voll waren. Er ging dahin, wie Alles, was Vertrauen auf die Zukunft der Menschheit hatte und glaubte, daß der geistigen Bildung nahe Prüfungen bevorständen, ein Kampf, der die Form der Gesellschaft umgestalten würde; er ging dahin, weil die öffentliche Meinung den Stern dorthin setzte, der künftig jede Verständigung auf den neuen Bahnen geleiten sollte. Einmal aber in Italien, wurde der Mönch blind. Er ging ohne innere Bewegung vor den großen Schöpfungen des Geistes des Mannes vorüber, dessen Bild sein Herz hätte erzittern machen müssen; er blieb kalt im Anblick des neuen Italiens; seine Brust erhob sich nicht bei jenen Erzeugnissen der Begeisterung, die sich ihm auf seinem Wege darboten. Mit Bedauern sieht man, wie er hinwandelt, ohne etwas zu sehen, ohne etwas zu lernen und zu behalten. Weder Gefühle noch Erinnerungen, noch höhern Flug der Seele nimmt er mit hinweg. Nur Altweibermärchen und lügenhafte Erzählungen berichtet er aus Rom; denn wem könnte er wol davon überzeugen, daß er im J. 1510 Höflinge bei der Einsegnung des Brotes und Weines die schreckliche Gotteslästerung habe ausstoßen hören: du bist Brot und du bleibst Brot, du bist Wein und du bleibst Wein? In demselben Augenblicke malte Rafael das Wunder von Bolsena, jene Freske, wo er die Hostie dargestellt hat, wie sie sich vor den Augen eines an der wahren Gegenwart des Fleisches und Blutes zweifelnden Priesters belebt und mit Blut färbt. Dieses einzige Zeugniß der Kunst ist wol mehr werth als das von Luther. Einem Volke, das sich um die Eucharistie nicht kümmert, bietet man nicht ähnliche Gemälde. Keineswegs herrschte die Gottlosigkeit unter Julius II. und Leo X. Und wenn auch jene Erzählung auf einem weit weniger verdächtigen Zeugnisse beruhte, so dürfte man doch nicht, wie mehre Biographen des Augustinermönchs, in jener kirchenschänderischen Verhöhnung den Ausdruck des Glaubens jener Zeit suchen. Damals waren Accolti, Bembo, Sadolet, Cajetan, Leo X. die Männer des Glaubens und der Poesie. — Erasmus wollte auch Italien sehen, besonders Rom, wo er lange Zeit verweilte; und vergeblich würde man in seinem Briefwechsel mit den Philosophen, Gelehrten und Künstlern Deutschlands etwas suchen, was einen Schimpf gegen den priesterlichen Charakter der italienischen Geistlichkeit ausspräche, oder was die Verachtung des Heiligen, das Aufgeben der alten Sitten, der Gottesfurcht und der Ehrfurcht vor der Religion bezeugte. Seine Briefe sind wahre Lobgesänge auf die römischen Prälaten. Luther hatte nur mit Mühe Drei bis Vier im Cardinalscollegium gefunden, die von literarischer Bedeutung waren; was für eine andere Meinung erhält man aber von diesen Kirchenfürsten, wenn man Erasmus liest. Da ist unter Andern ein römischer Prälat, der die Vergessenheit nicht verdient, die auf ihm lastet, der Cardinal Rafael von S.-Giorgio, der nicht ein einziges Mal in den religiösen Streitigkeiten des 16. Jahrhunderts auftritt, sondern in dem Schatten der schönen Bäume seines von den Fluten der Tiber bespülten Landhauses vom Alterthum, von Gedichten und Liedern träumte und die Pforten seines Palastes Allem, was den Namen Künstler trug, öffnete.

Nun folgt ein Passus aus einem Briefe des Erasmus an den Cardinal, worin er seine Sehnsucht nach Rom ausdrückt, und die Antwort des Cardinals:

„Komm zurück in diese Stadt, wo du Ruhm und Geld finden wirst; Geld, das du nicht verachten darfst; denn es ist das Zehrgeld für deine alten Tage und eine Entschädigung für die Bisse des Neides, des Gefährten jeder Berühmtheit. Komm zurück; Alles, was in den Wissenschaften glänzt, fliegt nach Rom wie zu einer Schaubühne. Da haben wir Kränze für geniale Männer wie du, und Auszeichnungen für Die, die sich erheben wollen. Rom und alle Städte, welche die Wissenschaften pflegen, streiten sich um dich wie um eine Eroberung, wie ehemals sieben Städte sich um Homer stritten; und in diesem Streit wird Rom nicht unterliegen, Rom, das Vaterland, der Ruhm, das Fußgestell von Allem, was von den schönen Wissenschaften lebt." — Kaum hatte sich Erasmus von seiner langen Reise erholt, als er eine Botschaft von Leo X. erhielt. Der Papst gab ihm den Tag darauf eine Audienz. „Ich werde niemals", erzählt er in einem seiner Briefe, „die Grazie, die Schönheit und die Eleganz des Benehmens vergessen, die mir sogleich an Leo X. auffielen; seine edle und hohe Stirn, die Güte, mit der er mich empfing, den Reiz seiner Unterhaltung, den ich nicht wiederzugeben vermöchte. Zu allen diesen Gaben, die er von der Natur empfangen, fügte Leo noch Das, was ihm Politian gelehrt, eine lebendige Liebe zu den Musen. An ihm glänzten die Vorzüge, die Plato von einem Fürsten verlangt: Herzensgüte und reiches Wissen. Andere, die vor ihm mit der Tiara bekleidet waren, zeichneten sich durch Waffenglanz aus; Leo suchte seinen Ruhm im Frieden und in der

Pflege der Künste; Niemanden hat dieser Ruhm einen Seufzer oder eine Thräne gekostet." — Während seines Aufenthalts in Rom verging selten eine Woche, in der Erasmus nicht eine Unterredung mit dem Papst gehabt hätte; diese Gespräche hatten immer die Wissenschaften zu ihrem Gegenstand, besonders den Horaz, den der Papst fast auswendig wußte. Erasmus verließ die Hauptstadt der Christenheit, entzückt von Allem, was er gesehen hatte. Damals begann zwischen ihm und dem Papst ein Briefwechsel, der Beide ehrt. „Ach", schreibt Erasmus an Leo, „warum kann ich nicht, zu Euern Füßen hingestreckt, diesen meine Küsse aufdrücken! Edle Familie, der Ihr entsprossen seid! die, gleich dem trojanischen Pferd, in dem Zeitraum weniger Jahre der Welt so viele Virgile, Platos und Hieronymus gegeben hat! Die Vorsehung ist's, die Euch der Welt aufbehalten hat; durch Euch sind die feinen Sitten und die schönen Studien wiederaufgeblüht." — Man begreift, daß Erasmus vom Anblick Italiens geblendet war. Man denke sich den batavischen Philosophen plötzlich seinem nebeligen Himmel, seinen alten Büchern, den engen Straßen seiner Geburtsstadt entrissen und in eine in Sonnenschein schimmernde Atmosphäre versetzt, zum ersten Mal in einen Palast von Gold und Marmor tretend, weite, von Mosaiken, Arabesken, Gemälden und Bildnereien erglänzende Säle, sowie Museen durchschreitend, die kaum die Meisterwerke zu fassen vermögen, welche die Erde ihnen jeden Tag wiedergibt; sich unter die von Rafael's und Giulio Romano's Händen geschmückten Wölbungen verirrend; sich unter die Cardinäle mischend, deren Kleidung von edeln Steinen erglänzt, mitten unter jenen Künstlern, die von Edelknaben umgeben daherschreiten, und vor das so schöne und edle Antlitz Leo's X, des Gegenstandes der Liebe und der Huldigungen seiner ganzen Umgebung, gestellt! Leo X. ist's, der ihn am lebhaftesten ergriff. Damals hatte ein gesellschaftlicher Empfang bei den Medici nicht seines Gleichen; bei ihnen, den Beschützern der Wissenschaften, den Bankiers von Europa, die der Handel zum Range der Souverainetät erhoben. Ein Empfangstag bei Leo X. im Vatican verdunkelte den Glanz der strahlendsten Höfe. Niemals fanden sich höhere Intelligenzen im Palaste eines Fürsten zusammen. Da sieht man vor Allen Lodovico Ariosto, der von Ferrara gekommen war, um dem Papst für den Bannspruch zu danken, den er gegen jeden Nachdrucker der Werke des Dichters ausgesprochen hatte; eine edle Bulle, gegen die Habgier einiger Freibeuter gerichtet, welche die Piraterie völlig systematisch betrieben, um jedes Verses sich zu bemächtigen, der dem Sänger des Rinaldo entschlüpfte. Leo preist den „Orlando", aus dem er mit seiner so sanften, bis zur Seele dringenden Stimme Stellen zu recitiren liebt. Dann kommt der Bischof von Fossombrone, Paul von Mittelburg, um Sr. Heiligkeit seinen „Tractatus de recta Paschae celebratione", den man für ein, um ein Jahrhundert späteres Werk eines gelehrten Benedictiners zu halten versucht ist, zu überreichen, oder Basilius Lapi, der Zögling Vespucci's, der dem Papst sein Buch „De aetatum computatione et dierum anticipatione" widmen will, denn Leo beschäftigt sich mit der Verbesserung des Kalenders und hat die Väter des lateranischen Conciliums, sowie die Gelehrten Italiens aufgefodert, ihm die Ergebnisse ihrer Arbeiten für diese so gewünschte Reform, die erst unter Gregor XIII. zu Stande kam, zu senden. Man meldet ferner Celio Calcagnini von Ferrara an, der trotz des entgegengesetzten Ausspruchs der Bibel lange Zeit vor Kopernikus die Umdrehung der Erde um die Sonne lehrte; dann eine Deputation armer Klosterbrüder vom Orden des heiligen Dominicus, die bittere Klagen über die Leiden, welche die Eroberer der neuen Welt den armen Indiern anthun, die sie zusammentreiben, einkerkern und als Sklaven verkaufen, zu den Füßen des gemeinschaftlichen Vaters aller Gläubigen legen wollen. Der Papst hat im Namen des Evangeliums und der Natur diesen schändlichen Handel gebrandmarkt! Bei diesen Feierlichkeiten sind alle Stände vermischt, die schwarze Kutte eines Dominicaners streift im Vorübergehen das Purpurkleid Castiglione's, des vollendetsten Höflings seiner Zeit, des Mannes der Paläste und der Höfe. Er ist der Verfasser des „Libro del cortegiano", eines moralischen Werks, das viel bedeutender ist als der Titel erwarten läßt, und wo man in Ermangelung eines wirklichen Theaters die komische Seite der italienischen Gesellschaft im 16. Jahrhunderte studiren kann. Neben diesem so schön und reich gekleideten Schriftsteller steht da jene Art Zwerg, der gern sich vergrößern möchte, sich auf den Zehen erhebt und beim Anblick dieser Flut von Höflingen, die sich um Leo X. drängen, mit einem satanischen Lächeln lacht: es ist Aretin, mit dem Beinamen il divino, il flagello dei principi, der bis jetzt blos noch als Mann der Satire und der Ironie bekannt ist; Aretin, der, wie Bandello sagt, wie der Magnet das Eisen, so den Dolch und Knüttel an sich zog, und dessen Rücken, eine wahre Landkarte, Malzeichen von allen seinen Feinden trug. Aus Arezzo, seiner Vaterstadt, wegen einiger Sonette verjagt, kam er fast ganz entblößt in Rom an. Leo X. kleidete ihn, gab ihm Wohnung und reiche Geschenke. Eines Tages gab er ihm unter Anderm eine Summe, die man einem Fürsten anbieten konnte, nicht, damit er sein Lob sänge, oder um sein Stillschweigen zu erkaufen, denn Aretin verleumdete seinen Wohlthäter, sondern weil der Ruf von den Talenten dieses Dichters bis nach Rom gedrungen ist. Doch da ist ein anderer Aretiner, den Ariost gefeiert hat, Il gran lume Aretin, l'unico Accolti, der Sohn Benedetto Accolti's, der Verfasser einer Geschichte der Kreuzzüge, die noch in Italien gelesen wird, der Bruder Pietro Accolti's, der die Bannbulle gegen Luther, dieses im herrlichsten Latein geschriebene Werk abfaßte. Bernardo Accolti ist Dichter. Rom war außer sich über seine Gedichte und nannte ihn den göttlichen. Wenn er sang, wurden die Läden geschlossen und die Arbeiter jeder Art liefen herbei, um ihn zu hören. Er ging mitten unter einer Begleitung von Schweizertruppen, die Leo ihm zum Zeichen seiner Bewunderung gegeben hatte, einher, und der Hörsaal war mit Fackeln erhellt. Als der Name Accolti vom Introductor des Vaticans ausgesprochen war, erhob sich der heilige Vater. „Öffnet die Thüren", sagte er, „damit das Volk hereinkann!" und das Volk stürzte sich in den Palast des Papstes. Accolti recitirte in Ternale zu Ehren der heiligen Jungfrau; Ohren und Seele sind gerührt, man schreit: „Es lebe der göttliche Dichter! Es lebe der himmlische Accolti!" — Doch gebt Acht! plötzlich wird dieser Haufe von Höflingen, der sich um Accolti herumdrängt, der ihn mit Worten und Blicken fragt, von neuem unruhig und spitzt das Ohr. Es läßt sich ein Geräusch von außen hören; die Treppe des Vaticans ertönt von Männertritten; ein Lächeln des Papstes zeigt, daß er wisse, was es gebe. Rafael kommt an; Rafael, wie ihr ihn auf Horaz Vernet's Gemälde gesehen haben müßt; Rafael ein großer Herr, ein größerer Herr sogar als Chigi selbst, vor dem sich die Wachen des päpstlichen Palastes verneigen, der umgeben von einem Gefolge von Pagen in der vollen Blüte der Schönheit und Jugend kommt. Sowie er sichtbar wird, bildet sich eine doppelte Reihe unter den Anwesenden, die eine aus Cardinälen und edeln Römern, die andere aus Theologen und Gelehrten bestehend, zwischen ihnen der Künstler mit jener Anmuth, die ihr an ihm kennt. Er beugt das Knie und küßt den Fischerring. Noch sind es nicht sechs Monate, daß der Papst den Entschluß faßte, die Mauern des Vaticans mit Teppichen zu schmücken, ähnlich denen, die man in Florenz so geschickt verfertigt; er trug daher dem Künstler auf, Zeichnungen von Gegenständen zu entwerfen, die dem Handwerker als Muster dienen könnten. Dies ist nun geschehen. Sanzio bringt zwölf Cartons, auf denen er die Hauptbegebenheiten aus der Geschichte der Apostel dargestellt hat. Jeder dieser Cartons ist mit einer in Helldunkel gehaltenen Einfassung umgeben, in der der Maler mehre Ereignisse aus dem Leben Leo's X. angebracht hat. Beim Erblicken dieser wunderbaren Skizzen, auf denen der Maler, um seinem Beschützer zu gefallen, alle seine Einbildungskraft und all sein Genie aufgewandt hatte, entstand unter den Zuschauern jenes tiefe Schwei-

gen, in dem Seele und Blut zugleich still zu stehen scheinen; dann wandten sich auf einmal alle Blicke von den Cartons auf den Maler und der Papst rief aus: „Divino!“ und alle Anwesenden wiederholten diesen Ausruf. Man kennt die Geschichte dieser Cartons . . .

Nun erzählt der Verf., um das hors d'oeuvre voll zu machen, mit einigen Unrichtigkeiten, wie diese Cartons endlich nach England gekommen seien.

Mitten unter dieser Menge sieht man einen Mann mit kahlem Haupte, der, von der Arbeit und nicht von der Begeisterung lebend, kurze Zeit der Nebenbuhler Sanzio's war, dessen Genius er mehr als irgend ein Anderer bewunderte: es war Sebastian del Piombo, der dem Papst die Skizze zum Lazarus zeigen wollte, wozu Michel Angelo die Zeichnung entworfen, die Sebastian mit Farben, deren Geheimniß er dem Venetianer Vecelli entwendet hatte, beleben sollte. Zwei Männer, um Rafael zu besiegen, Michel Angelo und Sebastian del Piombo: Einer den Gedanken zeugend, den Gegenstand schaffend, die Handlung aussinnend; der Andere ihr Farbe, d. h. Leben gebend.

Nun folgt bei Gelegenheit dieses Bildes eine ebenso wie das Übrige carikirte und schwülstige Erzählung vom Wettstreite Michel Angelo's und Rafael's, wobei der Franzose des Letztern Fornarina natürlich unerwähnt lassen kann.

Die Epopöe, die Geschichte, die Malerei, die Skulptur, die Grammatik, die Redekunst, die Theologie, alle freien Künste, bis zur Musik, hatten ihre Repräsentanten bei Leo X., Giovanni Maria, ein Israelit von Geburt, spielte die Leier während des päpstlichen Mahles, und Leo fiel oft in eine Art von Entzückung, worin er die äußere Welt vergaß. Dies sah Erasmus! Man begreift, daß ihn das Bild von Italien bis nach England verfolgte. Dahin hatte ihn nämlich Thomas Morus berufen.

Wir halten es nicht für nöthig, dieses Gemälde, das Hr. Audin bei Gelegenheit einer fingirten Audienz Erasmus' bei Leo X. von dem Hofe dieses Papstes liefert, bis zu Ende und mit allen seinen Nebenabschweifungen dem Leser d. Bl. vorzuführen, um damit einen Beleg für unser obiges Urtheil zu liefern. In der That, Jeder, der dieses hors d'oeuvre liest, muß glauben, es viel mehr mit einem historischen Roman im neuesten französischen Genre zu thun zu haben, als mit einer Geschichte Luther's, die dazu bestimmt ist, einen Streich gegen den Protestantismus zu führen, so sehr fällt das Fingirte, Gemachte, mit einem Wort Unhistorische beim ersten Anblick auf, so abschreckend sind der Schwulst der Diction, die Unredlichkeit des Urtheils, das Haschen nach Effect, die gesuchten Wendungen, die bis zur Caricatur ausartende Manier der Darstellung, die das Alterthümliche und wirklich Schöne mit den Farben der modernsten Zustände malt, oder vielmehr überschmiert. Es wäre überflüssig, dies durch eine besondere Analyse der oben gegebenen Schilderung nachzuweisen, da die gerügten Fehler derselben jeden nicht Verbildeten zu offenbar in die Augen springen. Wie gehört, fragt man endlich, eine solche Beschreibung in eine Geschichte Luther's, sie, die ganz das Gegentheil von Dem beweist, was der Verf. damit bezweckt? Denn nichts kann wol schlagender die Berechtigung Luther's zu seinem großen Werke beweisen, als eine Schilderung vom so durch und durch verweltlichten Leben und Hofe des Statthalters Gottes auf Erden, wo die religiösen Interessen vor denen des geselligen Lebens, der Wissenschaft und Kunst ganz in den Hintergrund treten, wie sie hier gegeben ist.

Wir schließen hiermit die Anzeige des Audin'schen Werkes und glauben bei dieser Gelegenheit nur noch den Wunsch aussprechen zu müssen, daß es keinem Verleger oder irgend einem unserer deutschen Fabriksübersetzer gefallen möge, dem unkundigen Publicum das Geld für dieses Machwerk aus der Tasche zu locken. Der nächste Artikel soll die Leser in der Anzeige des Ranke'schen Werks für die Täuschungen entschädigen, die ihnen vielleicht der Franzose bereitete. *) 43.

Correspondenznachrichten.

Baden bei Rastatt, 22. Mai 1840.

Ich muß Sie auf eine kleine, darum nicht weniger interessante Schrift aufmerksam machen, die in unserm literarischen Verkehr als angenehme Erscheinung begrüßt zu werden verdient. Sie heißt „Baden-Baden und die Spielbank“ und findet sich in der „Deutschen Vierteljahrsschrift“, 1840, zweites Heft. Selten werden, wie es hier der Fall ist, über das Leben der vornehmen Gesellschaft treffende Bemerkungen im Ton der feinen Welt bekannt gemacht; was in Deutschland zum Druck gefördert wird, gehört nur zu oft blos ins Gebiet der Gelehrsamkeit oder Pedanterie, der Mystik oder Träumerei, bisweilen auch der gemeinen Grobheit, oder der schriftstellerischen, oberflächlichen Handwerksmäßigkeit. Das wie Duft flüchtige Wesen geistreicher Conversation läßt sich freilich nicht leicht ins Gepäcke der Journale einschieben; es fodert eine zarte Behandlung. Darum wollen wir dem Hrn. Verf. erwähnter Schrift Dank wissen, daß er die Bahn des Gewöhnlichen verlassen und sich auf den Gesichtspunkt des feinen Beobachters gestellt hat, wo er dann das Leben der Herren und Damen comme il faut, mit der Milde des gebildeten Weltmannes, doch, wo es heilsam, nicht ohne treffende Satire beurtheilt.

Der von Gästen aller civilisirten Nationen vielbesuchte, dadurch europäisch gewordene Badeort bot die natürlichste Gelegenheit dar, in ihm sich das Treiben Derer anzusehen, welche sich für die Begünstigten der Menschheit, für den eigentlichen Zweck der Civilisation zu halten erzogen und gewohnt sind. „Man kann“, sagt der Verf., „die Gesellschaft in Baden nach Nationen und nach Ständen classificiren. Deutsche, Franzosen und Engländer, oder richtiger, Engländer, Franzosen und Deutsche sind die Hauptbestandtheile der Gesellschaft; hierzu kommen in neuern Zeiten reiche und vornehme Russen. Zwischen diesen verschiedenen Nationen findet kein eigentlicher Verkehr statt, außer insofern sie Rang und Geburt in einer Réunion oder in einem Cercle zu einer Crème von europäischer Gesellschaft vereinigt. Denn Rang und Geburt macht alle Nationen gleich, versteht sich, für Leute von Rang und Geburt. Engländer, Franzosen und Russen bringen ihr Nationalgefühl mit und lassen es gelegentlich hervortreten, wogegen der Deutsche seiner Natur getreu, nämlich als Zünglein in der europäischen Völkerwage, sich in diesem Conflicte von Nationalitäten neutral verhält. Im übrigen gibt in Baden, wie es jetzt ist, die höhere Gesellschaft den Ton an, und wer dieser Gesellschaft nicht angehört, mag sich an dem Glanze ergötzen, den die vornehme und reiche Welt um sich verbreitet.“ — — „Je zahlreicher hier die Gesellschaft ist, desto schwerer hält es für Den, welcher nicht zur vornehmen Welt gehört, gesellschaftlichen Umgang zu finden. Man ist allein, weil man sich in der Menge verliert, und so besteht in Baden-Baden die Unterhaltung eigentlich darin, sich unter der Menge herumzutreiben. Dieses kann nun Dem, der gerne beobachtet, manchen Genuß gewähren, zumal als sich in Baden viele europäische Notabilitäten einfinden, die man

*) Der zweite Artikel folgt im nächsten Monat. D. Red.

gleich andern Curiositäten gerne beschaut, wobei sich Mancher beredet, auf diesem Wege ihre Bekanntschaft gemacht zu haben." — — „Das Conversationshaus mit seinen Nebengebäuden ist der Vereinigungspunkt für das gesellige Leben. Die Einrichtung und Ausstattung ist von der höchsten Eleganz und Profusion." — Der Verf. läßt den Bemühungen des neuen Pächters der Hazardspiele volle Gerechtigkeit widerfahren und fährt dann fort: „Wenn man sich in diesem Conversationshause befindet, so könnte man in Zweifel gerathen, ob man in einem deutschen Badeorte sei, so sehr hat hier Alles einen französischen Zuschnitt. Hier treibt ein französischer Spielpächter sein Wesen, die Spielsprache ist französisch, und die Kellner sind gewöhnlich Elsässer, die sich stellen, nicht Deutsch zu verstehen." — „Den Gebrauch der französischen Sprache in Baden-Baden, besonders am Spieltische, wollen wir keineswegs tadeln. Denn nachdem Baden sich zu einem europäischen Bade emporgeschwungen, bedarf man dort einer lingua franca, die allen Nationen verständlich ist. — Wir meinen hier eine Art von leichtem Französisch, wie es in Deutschland, besonders in den höhern Cirkeln, häufig zur Conversationssprache dient, wobei man gelegentlich, nämlich im Fall des Steckenbleibens, die Muttersprache einschaltet." — — In diesem leichten Tone, der gehörigen Orts mit nöthiger Schärfe gewürzt ist, gibt der Verf. interessante Bemerkungen über die mit Geschmack verschönerten Umgebungen der Stadt, über die vielen neuen Bauten, über die Theuerung der großen Hotels und der Virtuosen, über das gut versorgte Lesecabinet des Hrn. Marx, — und vorzüglich einige beherzigenswerthe Winke über die Verletzung öffentlicher Moral durch Begünstigung der Spielbänke. In letzterer Beziehung ist zu vermuthen, daß unsere Volksrepräsentanten, wenn sie die Schrift des Verf. früher gelesen hätten, sich wol nicht darauf beschränkt haben würden, blos darüber in der Kammer sich zu beschweren, daß der Spielpacht nicht zu öffentlicher Concurrenz sei ausgeschrieben worden. „Eine öffentliche Spielbank", heißt es, „ist einer Kupplerin zu vergleichen, die ebensowol die Unschuld verführt, als sie Denen Gelegenheit macht, die sie suchen. Die absolute Verwerflichkeit des öffentlichen Hazardspieles ist im Übrigen so allgemein anerkannt, daß es überflüssig wäre, darüber viele Worte zu verlieren." Alles, was der Verf. über diese Angelegenheit sagt, ist im hohen Grade beachtenswerth und in der Schrift selbst nachzulesen.

An die allgemeinen Bemerkungen über das Hazardspiel reiht der Verf. Berechnungen über die Chancen des Spiels und die Vortheile der Bank an. Hierbei muß man zwischen der Roulette und trente-un unterscheiden, und bei der Roulette insbesondere zwischen dem Besetzen der Nummern und der drei Chancen pair et impair, rouge et noir und passe et manque. Bei dem Besetzen der Nummern auf der Roulette ist der Vortheil der Bank = $^1/_{19}$, bei den Chancen pair et impair u. s. w. = $^1/_{38}$, d. h. der Bank fällt von allen Sätzen nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit beziehungsweise $^1/_{19}$ und $^1/_{38}$ zu, wie der Verf. durch einen sehr einfachen, Jedermann verständlichen Calcul nachweist. In Ansehung der sehr schwierigen Berechnung des Vortheils der Bank bei trente-un bezieht sich der Verf. auf die respectable Autorität des kürzlich gestorbenen berühmten französischen Akademikers Hrn. Poisson, der in einem „Mémoire sur l'avantage du banquier au jeu de trente et quarante (lu à l'Académie des sciences le 15 mars 1820)" diesen Vortheil auf $^{11}/_{1000}$ oder $^1/_{91}$ aller Sätze (coups nuls eingerechnet) oder auf $^{12}/_{1000}$ aller gültigen Sätze berechnet.

Auf diesen Maßstab gründet der Verf. eine annähernde Berechnung des wahrscheinlichen Gewinnstes der Bank in Baden-Baden, wobei er die in den pariser Spielhäusern gemachten Erfahrungen zum Anhaltepunkte nimmt. Es ist nämlich zu bemerken, daß die pariser Spielhäuser den Gewinnst mit der Stadt Paris zu theilen hatten, weswegen darüber genaue Rechnung geführt wurde. Hiernach wurden die in diesen Spielhäusern seiner Zeit (1820) gemachten Sätze berechnet bei trente-un auf 270 Millionen Fr. (die coups nuls abgerechnet) und auf der Roulette auf 100 Millionen Fr. Nun nimmt der Verf. an, es sei in Paris in 12 Monaten 30 mal so viel gespielt worden, als in Baden-Baden in 4 Monaten gespielt wird, also in gleicher Zeit in Paris 10 mal so viel als in Baden-Baden. Dieses gibt für Baden-Baden folgendes Resultat:

Sätze auf trente-un 9 Millionen Fr. Gewinnst der Bank $^{12}/_{1000}$ (weil die coups nuls abgerechnet sind)	108,000 Fr.
Sätze auf die Roulette, circa 3,330,000 Fr., wovon die Hälfte von 1,665,000 Fr. als auf die Nummern gesetzt angenommen wird. Gewinnst der Bank	87,600 „
Von der andern Hälfte, welche auf die übrigen Chancen fällt, Gewinnst der Bank $^1/_{38}$ . . .	43,800 „
Totalgewinnst der Bank	239,400 Fr.
	oder 111,720 Gulden.

Das Pachtgeld zu 50,000 Fl. und die Nebenkosten zu 25,000 Fl. gerechnet, bleibt dem Spielpächter ein Nettogewinnst von circa 37,000 Fl. So gewagt diese Berechnung scheint, so beruht sie doch auf guter Basis, nämlich auf Erfahrungen, Analogien und der Wahrscheinlichkeitstheorie, und was namentlich die Annahme betrifft, daß der tägliche Spielverkehr in Baden-Baden den zehnten Theil von dem früher in Paris stattgehabten betrage, so ist die Schätzung wol mäßig zu nennen, wenn man in Betracht zieht, daß, nachdem die Spielhäuser in Paris geschlossen worden, Mancher, der in Paris gespielt hätte, nunmehr sein Glück in Baden-Baden versuchen wird; auch begünstigt der Müßiggang das Spiel in den Bädern, sodaß man die Sommermonate in Baden-Baden den Wintermonaten in Paris gleichsetzen darf. Am Schlusse berührt der Verf. noch einige interessante Fragen. Dahin gehört: ob und inwieweit die Bank aus der Leidenschaft der Spieler Vortheil ziehe? ob große oder kleine Spieler der Bank nützlicher seien? ob Das, was man das Glück corrigiren nennt, bei der Bank in Baden-Baden stattfinde?

Die letzterwähnte Frage verneint der Verf. aufs bestimmteste und bemerkt übrigens, daß sonst alle erlaubten Mittel angewendet werden, um den Vortheil der Bank so hoch als möglich zu treiben, wohin er namentlich die Schnelligkeit rechnet, mit der das Spiel betrieben und wodurch die Gelegenheit zum Setzen vermehrt wird. Denn der Vortheil der Bank ist nichts Anderes als ein Abzug (prélevement) von den Sätzen. Je öfter daher gesetzt wird, desto vortheilhafter für die Bank. Deshalb nennt der Verf. die Zeit ein der Bank günstiges und ein den Spielern ungünstiges Moment, insofern nämlich die lange Fortsetzung des Spiels den Spielern nachtheilig ist. Wer selten spielt, schließt der Verf., kann durch einen glücklichen Zufall gewinnen; wer das Spiel fortsetzt, sodaß es zur Gewohnheit wird, muß gegen die Bank verlieren.

Auf diese Andeutungen aus der interessanten Schrift müssen wir uns beschränken, so gerne wir auch über manchen andern vom Verf. geistreich besprochenen Gegenstand mehr gesagt haben möchten. 78.

Literarische Notizen.

Sismonde Sismondi's „Histoire des républiques italiennes du moyen-âge" erscheint in einer neuen Ausgabe, welche 12 Bände in 120 Lieferungen à 50 Cent. umfassen und mit Stichen, von den besten Künstlern Frankreichs ausgeführt, geschmückt sein wird. Jede Mittwoch erscheint eine Lieferung.

Angekündigt sind: „Études physiologiques sur les grandes métropoles de l'Europe occidentale", vom Colonel Frankosky. Der erste Band, 540 Seiten stark, enthält die physiologischen (!) Studien über Paris. 5.

Hierzu Beilage Nr. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 2. 11. Juni 1840.

Stillleben, oder über die Unsterblichkeit der Seele. Briefe an eine Freundin von J. E. Nürnberger. Kempten, Dannheimer. 1839. 8. 20 Gr.

Diese Abhandlung über die Unsterblichkeit der Seele erschien vor nicht langer Zeit in einzelnen Abtheilungen in der „Abendzeitung". Sie hat im Publicum eine große, ja innige Theilnahme erregt, und warum sollte demnach dem Verfasser verargt sein, die Früchte seines Stilllebens, in ein anmuthiges Bändchen gesammelt, seinen gleichgesinnten Freunden aufs neue zu überreichen. Allerdings behandelt er einen Gegenstand, dessen Weise nur immer in Jedes Gesammtweltanschauung gegeben ist, und wie verschieden diese in den Individuen, so verschieden werden auch unsere Unsterblichkeitstheorien ausfallen müssen. Dr. Nürnberger ist jedoch so glücklich, seine Theorie an die herrschende Bildung der Zeit zu knüpfen, und darum hat sie ein so allgemeines Interesse, darum kamen ihm so viele Beweise von gleichen und zustimmenden Gesinnungen. Das Centrum unserer Zeitbildung ist die Reflexion, sie zerstört die positiven Lehren der Religion; sie nagt an den Principien der Sittlichkeit, weil sie keine philosophische Vertiefung hat, und stürzt einerseits in einen empörenden und betäubenden Materialismus, oder führt zu jenem leeren und sich selbst genießenden Gefühlsleben, das jeden Grund und Boden der Wahrheit und Vernünftigkeit verlieren muß. Besonders der erstern Richtung gegenüber ist die Schrift entstanden. Allen diesen muß sie besonders Gehalt und Interesse gewähren. Die Frage, ob es eine Fortdauer nach dem Tode mit Willen und Bewußtsein gebe, ist dem Verf. als ein Postulat der praktischen Vernunft schon beantwortet, die moralische Weltordnung, das Gesetz der sittlichen Entwickelung fodert ihm das Fortbestehen der Existenzen. Vom Kant'schen Standpunkte aus stimmen wir ihm ganz bei, nur wäre es bei dieser Gelegenheit weder uninteressant noch bei der Gabe des Autors, speculative Gegenstände in gefälliger Popularität auseinanderzusetzen, ohne Nutzen gewesen, die nothwendige Foderung der praktischen Vernunft aus dem Begriffe der sittlichen Weltordnung näher herzuleiten. Die Unwissenheit und die Skepsis könnten ihm leicht den Vorwurf machen, als habe er es sich mit der hauptsächlichsten Frage seiner Unsterblichkeitstheorie zu leicht gemacht. Das Wie ist es also besonders, das ihn beschäftigt; und dieses Wie löst gewissermaßen auf empirische Weise auch die Frage des Ob; denn es sind seine Erfahrungen im Gebiete der Natur, besonders der Astronomie, an welche der Verf. seine Auseinandersetzungen knüpft. Wie viel Einwendungen wir auch dieser Weise von einem andern Standpunkte aus machen könnten, wie sehr wir auch selbst in unsern Principien von dem Verf. verschieden sind, so müssen wir doch seiner geistigen Originalität unsere ganze Achtung gewähren.

Nach ihm findet die Gottheit allerdings nothwendig, im Allgemeinen einen dichten Schleier über die Form des künftigen Lebens zu breiten, aber, von seinem Standpunkte aus, glaubt er, könne man — ein sehnsüchtiger Sterblicher — vielleicht mit zitternder Hand einen Zipfel dieses Vorhanges lüften. Den vornehmlichsten Irrthum, der bisher so sehr die Basis über die Untersuchungen von der Unsterblichkeit der menschlichen Seele verrückt habe, findet er in der vorgefaßten Meinung, daß der Folgezustand von unserm gegenwärtigen sich nicht durch Bildungsclassen unterscheiden werde. Zwischen dem, im fast thierähnlichen Zustande verendenden Samojeden und dem, über den erhabensten Forschungen entschlummernden Newton oder Kant scheint ihm ein so außerordentlicher Unterschied stattzufinden, daß Beide nicht in dem gleichen Sinne Mensch sein können, und daß es auch für sie in der Ewigkeit einen Unterschied, eine Stufenfolge geben müsse. Diese Lehre könnte für uns schwächern Geister etwas Untröstliches haben; denn wir sehen hier ja im voraus, daß es nicht auf Tugend und erworbene Frömmigkeit ankommt, die uns die Krone der ewigen Seligkeit sichern, sondern daß es hohe geistige Gaben, Geschenke, die nicht mit sittlicher Freiheit erworben sind, im künftigen Leben bestimmen, ob ein höherer oder tieferer Zustand uns erwartet. Das Christenthum lehrt hierin anders. Nach ihm ist das irdische Dasein allerdings in seinen einzelnen Manifestationen ein sehr verschiedenes, bald mehr oder minder getrübtes Dasein, aber der Mensch als Geschlecht ist hier Eins, und das Leben in Christo, möge es in der Weise des Vorstellens, Fühlens und Denkens geschehen, sichert Allen einen unverkümmerten Genuß der ewigen Seligkeit. Welch große und erhabene Lehre unserer Religion, daß das ganze Geschlecht erlöst ist, und daß in dieser Erlösung jedes Glied der ganzen Menschheit, so verkümmert und gestört auch sein irdisches Dasein war, sich des reinsten und ungetrübtesten Zustandes erfreuen wird! Freilich verliert dieser Vorwurf, den wir hier beinahe dem Verf. gemacht hätten, gegen ihn die Anwendung, da er den zeitlichen Zustand auf ein früheres Dasein gründet. Die Lebensformen auf Erden sind ihm, wenn auch höhere als frühere, doch aus diesen abgeleitete; wir leben in reinerm oder dunklerm geistigen Lichte, je nachdem wir uns die Berechtigung in einem frühern Leben dazu erworben haben; das Christenthum breitet sich allerdings nicht über diesen Punkt aus, aber darum wollen wir dem Verf. ganz und gar nicht verargen, daß er das Räthsel des Lebens auf diesem Punkte zu lösen sucht. Das Leben der Menschheit ist ihm ein Weltgymnasium, wo eine bestimmte Classe immer die Vorschule für eine höhere ist. Die verschiedenen Planeten des Sonnensystems, dem man eben angehört, bilden die Räume jener successiven Classen, und die verschiedenen Systeme sind die größern Bildungsepochen. Man wiederholt seinen Cursus in der bestimmten Planetenclasse so oft und so lange, als man noch nicht für die Folgeclasse reif ist, und diese Wiederholung wird durch den Act der irdischen Wiedergeburt eingeleitet. Ist die Maturität eingetreten und hat die göttliche Versetzungsbehörde dieselbe anerkannt, so erfolgt die Versetzung durch einen Act, welcher nicht eben Wiedergeburt im irdischen Sinne zu sein braucht, sondern deren Modus von der Natur der Einrichtungen des entsprechenden Folgeplaneten abhängt. Die Einrichtungen können jedoch von der verschiedensten Art gedacht werden, und die Bekleidung mit einem neuen, feinen körperlichen Gewande braucht nicht eben in einem Mutterleibe zu erfolgen.

Dies ist nun die Grundlage, auf welche unser Verf. seine Unsterblichkeitstheorie baut. Verfolgen wir seine Hauptgedanken noch ferner. Es handelt sich ihm zunächst um die Frage, wie das Auftreten des Individuums auf einem neuen Sterne in einer höhern Classe des Weltgymnasiums möglich sei. Er glaubt nicht, daß die Ertheilung des körperlichen Daseins immer an die nämlichen demüthigenden Bedingungen geknüpft sein werde, welche die Erde verlangt; er meint, daß es nicht überall der thierischen Liebe eines Vaters, der Empfängniß durch eine Mutter, des Kerkers eines Mutterleibes und des Vegetirens der Kinderjahre bedürfen werde: denn ein reicher als die Erde dotirter Planet müsse auch ein rascheres, freieres und unabhängigeres Auftreten des neuen Weltbürgers zur Folge haben, schließt er. Die Hülle des Geistes wird also eine feinere sein, und er wird dieses neue planetarische Gewand anthun, sobald er in dem Lande der Sehnsucht und des Verlangens ankommt. Es ist ihm eine Sünde an dem Reichthume schöpferischer Ideen, wenn wir an die Natureinrichtungen der andern Weltkörper mit ängstlicher Treue nur immer den Maßstab Desjenigen legen, was wir auf Erden beobachtet haben. Behufs der würdigen

Ausschmückung des Zukunftgebietes, meint er, sollten wir unsere ganze Phantasie zur Erfindung erhabener Formen anstrengen. Wir müssen jedoch hier unserm Autor entgegnen, daß eine solche Behandlung der Unsterblichkeitstheorie, wo wir nur irgendwie die Schöpfungen der Phantasie spielen lassen, uns in kurzer Zeit so weit führen dürfte, daß wir allen Grund und Boden der Wahrheit unter den Füßen verlieren. Die Übersiedelung von einem Sterne zum andern läßt Dr. Nürnberger in der Art vor sich gehen, wie die unmittelbaren Berührungen und Versetzungen der Geister stattfinden in der Stunde des Todes; wie sich der Geist des Sterbenden einer geheimnißvollen Fähigkeit bedient, wegen letzter irdischer Wünsche mit den Geistern seiner entfernten Lieben zu verkehren, so wird ihm auch keine Entfernung zu groß, keine Ätherluft zu unermeßlich sein, um dieselbe mit der Schnelligkeit der Gedanken zu durcheilen. Der Glaube an die gegenseitige unvermittelte, über Raum und Zeit hinausgreifende Berührung der Geister in der Todesstunde ist dem Verf. durch unendlich viele und ganz unleugbare Beispiele so zur Gewißheit geworden, daß er es für verwegen hält, sich einer solchen Evidenz zu widersetzen. Wir wollen hier über dieses Thema mit unserm Autor nicht streiten, da es mehr um die Darlegung seiner Ansichten als um die Bestreitung derselben sich handelt. Um ihn a priori zu widerlegen, müßten wir ihn auf ein weites und entferntes wissenschaftliches Gebiet führen, und a posteriori ist es nicht möglich, da wir mit ihm die Thatsachen nicht untersuchen und in Zweifel ziehen können.

Die nähere Ausführung dieser Grundansichten geht in einer Reihe von Briefen vor sich, die nach dem Bekenntnisse des Verf. einen historischen Boden haben und uns in den Kreis liebenswürdiger und von Verlangen, die Schleier der Ewigkeit zu lüften, brennender Menschen führen. Durch Gewandtheit der Sprache, Feinheit und Zierlichkeit in der Darstellung äußerer Verhältnisse weiß Dr. Nürnberger diesem abstracten Gegenstande eine große und schöne Popularität zu geben, die freilich auch der Kreis seiner Leser erfodert. Die Briefe sind an eine Freundin des Verf. gerichtet. Von öffentlichen Geschäften zurückgezogen, in wohlgeordneten häuslichen Verhältnissen, denkt ein rüstiger Greis über sein höchstes und hehrstes Thema nach, und die Früchte dieser Muße sind die monologen Ergüsse an die theuere Freundin. Er findet eines Tages in seinem friedlichen Stillleben einen alten Freund wieder, den Grafen K., dessen Waffengefährte er in einer Reihe von Feldzügen gewesen war. Er ist unglücklich, dieser Freund, denn obschon mit irdischen Gütern gesegnet, in seinem eigenen Innern über die höchsten Angelegenheiten des Daseins und so auch über seine Ansichten vom künftigen Leben befestigt, wird er von seiner jüngern und heißgeliebten Gemahlin entfernt gehalten, weil sich beide Gatten im Widerspruche ihrer Glaubensansichten vom künftigen Leben befinden. Der Graf ist einverstanden mit der planetarischen Metempsychose, die unser Verf. in der „Abendzeitung" entwickelte; die Gräfin aber ist entschieden gegen irgend einen Glauben an die künftige Fortdauer, sie ist Materialistin im umfassendsten Sinne des Wortes. Der Graf liebt seine Gemahlin zärtlich und muß ihrer Tugend, die sie im Leben ausübt, alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, aber es schmerzt ihn, daß diese Art und Ansicht des Lebens so gar keine Garantie für die Dauer ihrer Handlungsweise habe, daß der Gegenstand seiner Neigung eine so schauerliche Inconsequenz in sich trage. Der Mensch muß, läßt der Verf. den Grafen sagen, so fest an eine Zukunft wie an sein Dasein glauben, indem ihn sonst nichts abhält, den Augenblick über Alles zu setzen. Beide Freunde, der Graf und unser Autor, unter dem Charakter eines Hofraths, kommen nun Beide überein, daß Letzterer an der Belehrung und Bekehrung der Gräfin, und somit auch an der gewünschten Wiedervereinigung der beiden Gatten arbeiten solle. Die Gräfin bewohnte in Einsamkeit ein Schloß in der Nähe des Hofraths. Sie hatte von dem freundschaftlichen Verhältnisse beider Männer gehört und wahrscheinlich in dem Hofrathe die knüpfende Hand zwischen sich und ihrem Gatten gesehen; kurz, sie kam eines Tages bei dem Hofrathe einzusprechen. Wie nun unser Verf. seiner Freundin berichtet, bietet ihm die Gräfin bald Gelegenheit dar, seine Operationen in Bezug auf ihren Unsterblichkeitsglauben einzuleiten. Sie ist geistreich, mit feiner Dialektik begabt, und voll Begierde, mit ihren Ansichten au den Grund zu kommen. Eine Einladung des Hofraths zu einem längern Besuche auf ihrem Gute ist die Folge ihres ersten Zusammentreffens. Bald wird auch der Besuch abgestattet und der Verf. hat Gelegenheit, der schon vorbereiteten und gestimmten Gräfin seine Ansichten vom künftigen Leben auseinanderzusetzen. Sie ist entzückt von einem schönen Naturmomente und wünscht, daß er mehr Dauer hätte: dies gibt den Anknüpfungspunkt. Der Verf. meint, daß eben in der Anweisung auf das Fortleben mit idealern Formen diese Aussicht zu finden sei. Das, was dieser Moment in seiner Flüchtigkeit wirklich beut, fährt er fort, ist doch nur eine einseitige Entsprechung von Erwartungen, für welche der Mensch eine Realität durch die Lebhaftigkeit seines Wunsches selbst zugibt, und nimmermehr können diese Erwartungen objectlos sein, indem sie mit ihrer Gewalt schon eine solche Realität voraussetzen. Die Gräfin fodert ihn hierauf zu einer Erläuterung seiner Ansicht auf. Er thut es, indem er ihr, gestützt auf sein System der planetarischen Metempsychose, erklärt, wie beispielsweise das Jahr des Jupiters zwölfmal so lang sei als ein irdisches Sonnenjahr; da aber das Pflanzenleben von dieser Dauer abhänge und das animalische Leben offenbar damit im Rapport stehen müsse, so dürfte wol keine Einwendung gegen die größere Stabilität des Jupiterlebens und seiner Formen übrig bleiben. In dieser Weise geht der Verf. nach den Umständen, die nun im Verlaufe der Geschichte eintreten, fort, seine, in Umrissen angedeuteten Ansichten auseinanderzulegen; ihm weiter zu folgen, möchte uns zu längern Relationen veranlassen, als uns hier der Raum verstattet: denn wir müßten mit ihm zuvörderst über den Begriff des Endlichen und Unendlichen philosophiren und ihm beweisen, daß längere Ausdehnung der Zeit immer noch nicht die Sehnsucht nach dem Genusse des Ewigen, nach der göttlichen Vollendung stille. Wir bemerken nur noch, daß er in seinem Bekehrungsbesuche sehr glücklich war. Denn als er kurz nach diesem Besuche bei der Gräfin auf das Krankenlager geworfen wurde, so erschienen beide Gatten in dem Stillleben des kaum Genesenen und feierten mit ihm ihre aufrichtige und frohe Wiedervereinigung. Er hatte ihnen den Weg zur Versöhnung gebrochen und erntete ihren wärmsten und innigsten Dank. In einem der spätern Briefe berichtet der Verf. seiner Freundin, daß der Graf mit Tode abgegangen sei, und schildert hierbei trefflich, wie der über sich und sein Dasein Aufgeklärte auch im Tode keinen Feind erkennt, sondern einen freundlichen Leiter auf eine höhere und reinere Stufe des großen Weltgymnasiums. Besonders müssen wir noch schließlich hervorheben, daß der Verf. überall die Berechtigung des Fortschrittes von der selbständig erworbenen Vorbildung abhängig macht und hiermit gründlich den scheinbaren Vorwurf widerlegt, als lehre er eine Aristokratie des Geistes, die den künftigen Zustand allein von den verliehenen Kräften und nicht von der erworbenen Ausbildung herleiten wolle. Der Samojede und der Philosoph Kant sind nur insofern andere Menschen, insofern von ungleicher Art, als sie diese Differenz durch ihre mehr oder minder benutzte Vorzeit selbst herbeigeführt haben.

Diesen Briefen ist ein Anhang beigegeben, der in dreifacher Weise von den Relationen der sinnlichen und übersinnlichen Welt handelt. So poetisch auch die Art ist, mit welcher der Vorhang vom Reiche des Jenseits gelüftet wird, so reizend auch diese Phantasiegemälde gehalten sind, so können wir dennoch nicht umhin, hier unsern Unglauben zu bekennen und alle diese Dinge für nichts Anderes zu nehmen, als die Früchte einer lebendigen, oder vielmehr excentrischen Phantasie, die wol in ästhetischer Hinsicht eine gewisse ideale Wahrheit haben kann wie jede allegorische Schöpfung, aber nicht das Kriterium der Wirklichkeit. Dr. J. Kerner, so achtungswerth

als Mensch und Dichter, mag immerhin durch eine Reihe von gerichtlich bestätigten Zeugen über dieses Gebiet der Natur Aufklärung geben wollen, es läuft dieses Alles so ganz gegen unsere auf Wissenschaft und Philosophie gegründeten Begriffe von der Natur und dem Wesen der Dinge, daß er uns weder, noch der achtungswerthe Verfasser des vorliegenden Notturno eine Überzeugung dieser Art je beibringen dürfte. Sinnliche Erfahrung im Reiche der Geister ist ein Widerspruch, der weder durch gewöhnliche Versicherung noch durch einen gerichtlichen Act vernichtet werden kann. 36.

Geschichte und erklärende Beschreibung der Dampfmaschinen, Dampfschiffe und Eisenbahnen nebst einer Erläuterung der Natur der Wasserdämpfe und der dabei vorkommenden Kunstausdrücke, für Diejenigen, denen Kenntnisse in Mechanik, Mathematik und Physik fehlen, nach Bernoulli, Millington, Prechtl, Wood und andern Werken bearbeitet von N. N. W. Meißner. Mit 60 Lithographien auf 11 Tafeln. Dresden, G. Fleischer. 1839. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Daß es mit bedeutenden Schwierigkeiten verbunden ist, zu einem größern Publicum über Gegenstände der Technik, und namentlich solche, deren Verhältnisse auf der Anwendung und Durchführung wissenschaftlicher Principien beruhen, in allgemein verständlicher Sprache zu reden, beweist schon die besonders in der deutschen Literatur ziemlich geringe Anzahl guter und populairer Werke über technische Gegenstände; die Mehrzahl der Schriften dieser Art, welche uns die literarischen Zeitschriften aufführen, unterliegen mehr oder weniger dem Vorwurfe der Unklarheit, wenn sie von Technikern vom Fache herrühren, denen es schwer fällt oder fast unmöglich ist, sich in den Zustand des Nichttechnikers zu versetzen, oder der Seichtigkeit, sobald sie von Leuten verfaßt wurden, denen die technischen Verhältnisse fern liegen. Ein Muster der Art und Weise, wie Schriften ähnlicher Art allgemein verständlich verfaßt werden müssen, ohne daß beim Lesen das Interesse schwindet, hat Arago durch seine bekannten Abhandlungen aufgestellt, und dieses Muster dürfte eben noch nicht so häufig erreicht worden sein, denn mit einer bewundernswürdigen Kunst werden, ohne daß es der Leser ahnet, gleich im Anfange einer solchen Abhandlung die Fäden angeknüpft, welche beim spätern Fortgange sich ganz übersichtlich zu den zusammengesetztesten Complicationen vereinigen, und jede Erweiterung des Frühern entwächst demselben so natürlich, daß sich der Leser in jedem Augenblicke nur darüber wundern möchte, daß er selbst nicht schon auf die Vervollständigung des Bekannten gefallen ist.

Wir wollen an vorliegendes Werk nicht den Maßstab streng philosophischer Entwickelung legen, wenn der Verf. auch anführt, daß er den Gang der Bearbeitung heuristisch gewählt habe, denn besondere Schwierigkeiten, außer den oben schon angedeuteten, entstehen bei Bearbeitung eines Gegenstandes aus der mechanischen Technologie und dem Maschinenwesen noch dadurch, daß der Vortrag durch Abbildungen unterstützt werden muß, und daß der Text die Abbildung zu einer Gesammtanschauung aller einzelnen Theile eines gegliederten Mechanismus im Zustande der Ruhe und Bewegung beleben soll. Der Verf. hatte den Zweck, ein Werkchen zu verfassen, welches einen Jeden, dem mathematische Kenntnisse abgehen, in den Stand setzt, sich einen allgemeinen Begriff von der Dampfmaschine zu verschaffen, um sich selbst Rechenschaft darüber geben zu können, auf welche Art der Dampf die Bewegung überhaupt und die fortschreitende Bewegung des Dampfwagens, Dampfschiffes u. s. w. hervorzubringen vermag, und es scheinen der Bau der leipzig-dresdener Eisenbahn und die dresdener Dampfschiffahrt die Hauptveranlassung dazu gegeben zu haben. Er stellt deshalb in vier Capiteln die Lehren aus der Physik über die allgemeinen Eigenschaften der Körper, ihren Aggregatzustand, Wärme, Luft, Wasser und Dampf zusammen, welche zur Erklärung des Wesens der Dampfmaschine vorausgesetzt werden müssen, behandelt dann die Geschichte der Erfindung der Dampfmaschine und ihrer Vervollkommnung bis auf unsere Zeit, beschreibt hierauf in einem dritten Theile die Dampfmaschinen, wie sie jetzt sind, gibt ihre Effectberechnung und die Größe des Kohlenverbrandes an, und kommt im vierten Theile auf die Anwendung der Dampfmaschinen zum Umtreiben von Mühlen und Hebezeugen, Dampfschiffen, Dampfwagen auf Eisenbahnen und auf gewöhnlichen Straßen. Der fünfte Theil behandelt endlich rein sächsische Interessen, er enthält nämlich Mittheilungen über die in Sachsen wirkenden Dampfmaschinen, eine Beschreibung der leipzig-dresdener Eisenbahn (22 Seiten), der Dampfschiffahrt auf der obern Elbe und der Locomotive Saxonia nebst einem Preiscourant der übigauer Maschinenbauanstalt.

Es ist nicht zu verkennen, daß der Zweck, den sich der Verf. setzte, erreicht worden ist und daß dabei die gut und deutlich ausgeführten Abbildungen, die zuweilen eingeschalteten Verweisungen auf frühere Paragraphen und das am Ende befindliche Wortregister besonders mithelfen. Eine Probe der Art und Weise, wie der Verf. den beschreibenden Theil seines Werkes behandelte, mag §. 26 geben; es heißt hier: „Auf der geringen Elasticität des Wassers beruht die Bramah'sche Wasserpresse, das Instrument, dessen man sich bedient, die Stärke der Dampfkessel zu probiren. Sie besteht aus einem Gestelle mit gußeiserner Platte und stabeisernen Säulen. Darauf befindet sich ein Cylinder von Bronze (Gußeisen läßt Wasser durchschwitzen), in welchen der Druckklotz (massiver Cylinder von derselben Masse) paßt, der wasser- und luftdicht in dem Cylinder auf- und niedergeht. In dem messing-blechernen Behälter zum Wasser steht eine Druckpumpe mit Stiefel, Kolben und sich von außen nach innen öffnendem Saugventile, wodurch dem Wasser der Zugang unter den Kolben gestattet wird; aber durch einen Druck von außen nach innen schließt es sich und verhindert den Rücktritt aus dem Cylinder in den Behälter. Ein ähnliches Ventil, welches sich durch einen Druck nach abwärts öffnet und dem durch den herabgedrückten Kolben gepreßten Wasser den Übertritt in den andern Cylinder durch eine Verbindungsröhre erlaubt, versperrt beim Heben des Kolbens aber demselben den Rückweg. Die Kolbenstange wird durch einen Hebel in Bewegung gesetzt und während des Pumpens durch eine Vorrichtung stets in senkrechter Lage erhalten. Bewegt man nun den Hebel auf- und abwärts, so wird das Wasser aus dem Behälter mittels der Druckpumpe in den weiten Cylinder hinübergepreßt und drückt den massiven Druckklotz in die Höhe. Das Pressen kann sogleich beendigt werden, wenn ein kleiner angebrachter Hebel gedreht und dadurch die Communicationsröhre geöffnet wird, durch welche das Wasser aus dem großen Cylinder wieder in das Behältniß tritt."

Die Anordnung des zweiten und dritten Theiles bringt es mit sich, daß mancherlei Wiederholungen in der Maschinenbeschreibung vorkommen, obgleich in der Geschichte der Dampfmaschinen die Entdeckungen der neuern Zeit gar nicht erwähnt sind und die geschichtlichen Notizen mit 1804 schließen. Es scheint, als wäre es angemessener gewesen, zunächst alle an einem bestimmten Maschinensysteme erfoderlichen Theile zuerst so zu beschreiben, daß der Leser ein deutliches Bild desselben sich bilden kann, dann anzugeben, wie sich der eine oder andere Theil bei einem andern Maschinensysteme nothwendig ändert, und erst am Schlusse auf die geschichtliche Entwicklung des Dampfmaschinenwesens einzugehen, wobei dann fast alle weitläufigern Explicationen hätten wegfallen können. Die Anordnung des dritten Theiles schließt ebenfalls Wiederholungen nicht aus, indem zuerst die Aspirationsmaschinen, die rotirenden und die Kolben- oder Cylindermaschinen, und von letztern die verschiedenen Arten der einfachwirkenden und der doppeltwirkenden ihrer allgemeinen Einrichtung nach beschrieben werden, und dann eine Beschreibung der verschiedenen Maschinen in Beziehung auf Güte

der einzelnen Theile und der Wirkung derselben im Zusammenhange folgt.

Die Geschichte der Dampfschiffahrt und Eisenbahnen nebst der Beschreibung der Dampfschiffe und Dampfwagen im vierten Theile ist für den Zweck des Werkes recht verständig, ja, es möchte sogar scheinen, als sei die durch den Gegenstand selbst gebotene Grenze der Behandlung durch Mittheilung der vollständigen Tabelle über Geschwindigkeiten aus Scholz's „Physik" etwas überschritten worden. Übrigens befindet sich eine ziemlich ausführliche Beschreibung der Liverpool-Manchester-Bahn in diesem vierten Theile. Der fünfte Theil endlich gehört mit Ausnahme Dessen, was über die sächsische Elbdampfschiffahrt und über Geschichte, Bau und Bewirthschaftung der leipzig-dresdner Eisenbahn nach den Berichten der Generalversammlungen gesagt worden ist, zu den schwächsten Partien des ganzen Buches, denn die Mittheilungen über die in der nähern Umgebung von Dresden aufgestellten Dampfmaschinen sind zu sehr rapsodisch, um einen Überblick über die der Industrie des plaueschen Grundes zu Gebote stehenden Dampfmaschinenkräfte, geschweige über die des ganzen Landes zu geben; wir führen in dieser Beziehung nur an, daß der Verf. die Mittheilungen über einige Dampfmaschinen des plaueschen Grundes mit den Worten schließt: „Außerdem finden wir Maschinen bei Zwickau, in und bei Chemnitz, in der Lausitz und an verschiedenen Stellen des Erzgebirges." Von Interesse ist die Beschreibung und Abbildung der ersten sächsischen Locomotive Saxonia, welche aus der übigauer Maschinenbauanstalt hervorging, deren Preiscourant auf S. 194 das ganze Werk beschließt. 79.

Eros und Psyche. Ein Gedicht in zwölf Gesängen. Von Christian Heinrich August Clodius. Leipzig, Vogel. 1838. Gr. 8. 2 Thlr.

Das hinterlassene Werk eines Verstorbenen nach längerer Zeit der Öffentlichkeit zu übergeben, mag für die Freunde und Verwandten des Verfassers vielfach interessant sein, nur fragt es sich, ob bei einem solchen Unternehmen nicht vor Allem auf Inhalt und Form eines solchen Werkes Rücksicht zu nehmen sein möchte. Ref. wenigstens muß es bezweifeln, daß Viele sich finden werden, die heutzutage noch im Stande sind, eine epische Dichtung in zwölf Gesängen durchzulesen. Und nun gar ein Gedicht, das einen uns so ganz entrückten Stoff, wie Eros und Psyche es ist, behandelt! Wir erkennen gern an, daß der Verewigte glatte, zarte Verse zu machen verstanden, daß Alles gar säuberlich und zierlich im Gedicht selbst zugeht, daß auf Ausdruck und Wortfügung die möglichste, ja zu viel Sorgfalt verwendet worden ist; aber wen kümmert das jetzt noch, wenn die Dichtung selbst nicht ergreift, nicht fesselt und hinreißt. Und dieser Vorzug, hätte sie auch sonst alle andern einer classischen Dichtung, geht ihr offenbar ab. Mit einer detaillirten Wiedererzählung der Fabel des Gedichtes wollen wir den Leser verschonen; für Diejenigen aber, die Lust und Neigung haben sollten, die Dichtung näher besichtigen zu wollen, wird eine Angabe des Inhalts der einzelnen Gesänge vollkommen ausreichen, die wir denn hier folgen lassen. Der erste Gesang enthält die Vision des Dichters — Psyche als Phantasie. Die Ruinen des Olymps. Des Dichters Weihe. Zweiter Gesang: Der Unsichtbare und die Lebensgötter. Der Fall der Isis. Dritter Gesang: Die Geburt der Psyche und ihrer Schwestern. Eros und Cythere. Vierter Gesang: Psyche's Kindheit. Fünfter Gesang: Psyche als Opfer zugeführt dem Unbekannten. Das Opfer. Sechster Gesang: Eros' Gärten. Siebenter Gesang: Der Ursprung. Die Welt und die Götter. Achter Gesang: Des Unsichtbaren Offenbarung. Neunter Gesang: Psyche's Glück. Eros' Warnung. Zehnter Gesang: Der Schwestern Besuch und Verführung. Psyche's Fall. Elfter Gesang: Psyche's Verzweiflung. Psyche und Pan. Die Strafe der Schwestern. Psyche und Ceres. Psyche und Cythere. Die Arbeiten der Psyche. Die Geburt der Charitinnen. Zwölfter Gesang: Psyche in Tartarus und Elysium. Eros als Jüngling. Psyche's Hochzeit im Olymp. Chronos zerstört die Himmelsbilder. Eros' Verheißung.

Das ganze Gedicht durchweht ein milder Odem christlicher Gesinnung, und des Verf. Tendenz war es ohne Zweifel, durch Gestalten, welche der griechischen Mythologie entnommen wurden, allegorisch die dereinstige Erlösung der Menschheit darzustellen. 10.

Miscellen.

Rodrigo de Borgia bahnte sich durch Bestechung der Cardinäle Sforza, Riario und Cibo nach Innocenz' VIII. Tode den Weg zum päpstlichen Stuhle, den er unter dem Namen Alexander VI. (1492) bestieg. Er ist, wie bekannt, ein in der Geschichte übel berüchtigter Papst, namentlich auch wegen seines keine Schranken kennenden Strebens, Geld aufzutreiben, um den Verlust wiederzuersetzen, der durch Verminderung der päpstlichen Einkünfte sich herausgestellt hatte. Seine Zeitgenossen machten daher auf ihn das Epigramm:

> Vendit Alexander sacramenta, altaria, Christum,
> Emerat ille prius, vendere jure potest.

Merkwürdig ist, wie dieser Papst, nach Guicciardini's Erzählung, seinen Tod gefunden. Am 17. Aug. 1503 wurde er von einem Weinberge unweit dem Vatican, wohin er sich begeben hatte, um dort, von der Hitze minder belästigt, zu speisen, fast entseelt in seinen Palast zurückgebracht, und bald darauf auch, in demselben Zustande, sein natürlicher Sohn, Cäsar Borgia, Herzog von Valentinois. Der Papst starb am folgenden Tage (18. Aug.). Sein Leichnam trug alle Kennzeichen der Vergiftung an sich: er war schwarz, aufgedunsen und ganz entstellt. Den Herzog von Valentinois rettete sein jugendliches Alter, obwol er erst nach einer langen, schweren Krankheit und dem Gebrauche von Arzneimitteln gegen erhaltenes Gift genas. Als Ursache von diesem Unfalle wird allgemein Nachstehendes angegeben: Der Herzog von Valentinois, welcher bei seinem Vater speiste, war willens, den Cardinal Adrian Corneti, in dessen Weinberge das Mahl gehalten ward, durch Gift aus dem Wege zu räumen, wie es denn bekannt war, daß Vater und Sohn sich des Giftes sowol gegen ihre Feinde, als auch gegen reiche Freunde, um sich deren Nachlaß zuzueignen, bedienten. Der Herzog hatte nun zu dem Mahle einige Flaschen vergifteten Weins vorausgesandt und solche einem deßfalls nicht verständigten und daher des Sachverhältnisses unkundigen Diener mit dem Befehle übergeben, von diesem Weine Niemanden etwas zu verabreichen. Zufällig kam der Papst noch eine geraume Weile vor Essenszeit, von Hitze und Durst leidend, an Ort und Stelle an und foderte hastig Wein. Weil nun aus dem Vatican der für ihn bestimmte Wein noch nicht angelangt und der Diener der Meinung war, der ihm von dem Herzoge übergebene Wein müsse von besonderer Güte sein, schenkte er dem Papste von diesem vergifteten Weine ein. Der Herzog kam dazu, als sein Vater trank, und genoß, in der Zuversicht, daß dieses Getränk unschädlich sei, von demselben Weine. So wurden beide vergiftet. (Leyser's „Meditat. ad Pand.", Bd. XII, S. 188, 189.)

Zwischen Paulus Manutius und Dionysius Lambinus, den zwei bekannten Heroen in der Philologie im 16. Jahrhundert, entspann sich Streit darüber, ob das lateinische Wort: „consumtum" mit oder ohne p (consumptum) zu schreiben sei. Jenes behauptete Manutius, dieses Lambinus. Manutius wußte sich einen alten römischen Stein zu verschaffen, auf welchem consumptum (also mit p) stand. Im Zorn warf er diesen, glücklicherweise nicht gar großen Stein dem Lambinus, der sich immer noch nicht gefangen geben wollte, ins Gesicht und verletzte denselben damit schwer an der Nase. 25.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 164. —— 12. Juni 1840.

Die vierte Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst.

Gutenberg und Franklin. Eine Festgabe zum vierten Jubiläum der Erfindung der Buchdruckerkunst, zugleich mit Antrag zur Gründung von Stadt- und Dorfbibliotheken. Allen Buchdruckern, Buchhändlern, Gelehrten, überhaupt allen deutschen Männern, welche an fortschreitender Menschheitsbildung regen Antheil nehmen, gewidmet von Karl Preusker. Leipzig, Weinedel. 1840. Gr. 8. 6 Gr.

Die kleine Schrift verdankt, wie schon der Titel lehrt, der bevorstehenden Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst ihre Entstehung — der großen Festlichkeit des Jahres 1840, welcher Verschiedene mit so sehr verschiedenen Mienen entgegensehen. Leuchtet aus den letztern hier unbefangene Lust, heiteres Behagen, frohe Erwartung, Begeisterung hervor, so drückt sich darin dort Sorglichkeit, Argwohn, Misgunst, Niedergeschlagenheit und Verdruß, Zorn oder Wehmuth aus. Und der Unwille und Mismuth wird erzeugt durch den Hinblick auf den Druck, welcher auf der deutschen Presse lastet, durch den Gedanken, daß die hehre befreiende Kunst in dem Lande, das sie geboren, das Fest ihrer Geburt nur in Fesseln feiern kann. Die Sache hat jedoch auch ihre hellere Seite, und wir wollen die gegebene Veranlassung benutzen, auf dieselbe von einem, wie uns däucht, freiern Standpunkte aus hinzudeuten. Vielleicht gelingt es uns, an unserm Theile Einem oder dem Andern, der den Gegenstand befangener aufgefaßt, den Wermuthbeisatz, womit er sich im voraus den Trank der Festfreude vermischt und verbittert, mehr oder minder zu neutralisiren. Indeß sind wir keineswegs gemeint, kurzweg den Stab über Diejenigen zu brechen, die, obwol den Misgünstigen und Widersachern nicht angehörend, sondern den Gönnern und Freunden, dennoch die Freude am nahenden Feste nicht theilen, oder doch nicht ungemischt zu empfinden vermögen. Sie stehen lassen als Grämelnde und Vergrillte, dahin möchte vielleicht der Sinn manches eifernden Festtheilnehmers gehen; allein eine unbefangene Würdigung erkennt jede Betrachtungsweise und Empfindung in ihrer Berechtigung an. Fehlt es doch in der That der — unmuthigen, wehmüthigen oder zürnenden — Klage nicht an allem und jedem Grunde, sowie auch die Stimmung Derer nicht schlechthin abzuweisen ist, von welchen etwa Einwendungen wie die verlauten: wir dächten uns in Deutschland jetzt breit zu machen mit unserer großen Erfindung, hätten es aber nicht verstanden und verständen es nicht, die von andern Nationen errungene Freiheit für die ungehemmte Benutzung, die allseitige praktische Anwendung der erfundenen Kunst zu erringen, gerade wie die jetzigen schwächlichen Deutschen wenig Eigenes zu produciren vermöchten als prunkende Denkmäler, womit die renommirende Impotenz ein gar kindisches und wahrhaft ärgerlich werdendes Spiel treibe. Die Buchdruckerkunst hätte sich gleich in den ersten Zeiten ihrer Erfindung so kräftig und tüchtig erwiesen, wohl benutzt der Nation und deren Wünschen und Foderungen zur Geltung zu verhelfen; in spätern Zeiten aber wäre sie von uns hauptsächlich nur dazu gebraucht, Deutschland um so mehr, wie die Phrase laute, zum Heimatlande des Gedankens, zum Stapelplatze jener allgemeinen idealen nebelhaft-metaphysischen Bildung zu machen, womit sich unser gelehrter Nationalbettelstolz berühme und beräuchere, während wir auf unserer sterilen Gedanken-, Wissens- und Wissenschaftshöhe das Wuchern mit dem Gedanken- und Wissensschatze versäumt und die handgreifliche Wahrheit vergessen hätten, daß das Forschen und Wissen doch nicht blos Selbstzweck, sondern auch Mittel sein und dem Leben dienen solle und müsse, während wir auf besagter kahler Höhe, bei allem Reichthum darbend, neben andern gescheitern Nationen daständen im Innern unsicher, verfassungslos und unselbständig, ohne unsern Kräften, Mitteln und Verhältnissen, unserer Fähigkeit und Bildung angemessene äußere Macht, politische Bedeutung und Geltung, Erwerbsthätigkeit und Betriebsamkeit, ja ohne rechte Selbstachtung, ohne Einmüthigkeit, Nationalsinn und Nationalität. Sowie man in dem Doppelsinne des Wortes Druck und in der sprachlichen Verwandtschaft von Presse und Preßhaftigkeit eine Ironie der deutschen Sprache finden könne, liege auch eine Ironie des Schicksals, der strafenden Nemesis darin, daß die Preßerfindung bei Preßzuständen wie die jetzigen von uns gefeiert werden müsse, wodurch nur unsere Untüchtigkeit für das Leben, unser Ungeschick, unsere Unbeholfenheit und Willensschwäche, das Unsere zu benutzen, nur um so greller und vollständiger hervortrete, sodaß wir nicht feiern könnten ohne die bren-

nende Röthe der Scham auf den Wangen, und ohne daß wir uns obenein von den, des freien Gebrauchs unserer Erfindung genießenden Nationen um so empfindlicher verhöhnen und auslachen lassen müßten, je ruhmrediger und aufgespreizter wir uns bei unserm Jubelfeste gebehrdeten.

Andere leichtblütigere Sinnesverwandte dieser Ernstern und Strengern werden ihrerseits ihren Spott über die Jubelfeier haben — und wann hätten die Deutschen ihren Humor verleugnet und sich und ihr eigenes Thun und Treiben nicht selbst verspottet, wo nur irgend Anlässe dazu vorhanden waren, sodaß sie doch wenigstens den Humor davon hatten? Dürften aber jene Andern, von denen wir reden, nicht Anlaß in den derzeitigen Preßverhältnissen finden, sich etwa in folgender Weise vernehmen zu lassen:

Wir sollten wahrhaftig mit der deutschen Erfindung der Buchdruckerkunst die römische, in Deutschland zu so hoher Blüte gelangte Entdeckung der Kunst der Büchercensur sogleich mitfeiern; denn sie dient der erstern zum schönsten Relief, stellt die Macht, den ganzen Werth derselben schon durch sich selbst in das hellste Licht, und beschränkt die Druckfreiheit sehr nützlich und doch im Grunde nur sehr wenig. Denn was bliebe trotz ihrem Vorhandensein bei uns unbesprochen, vom Höchsten bis zum Tiefsten, vom Größten bis zum Kleinsten? In welchem deutschen Lande finden Schriften Censurhindernisse über die Sterne am Himmel oder über den Kartoffelbau auf Erden, tiefsinnige Untersuchungen über die Geheimnisse der Ewigkeit, leichtes und loses Stadt- und Theatergeschwätz? Was die Sphäre des Religiösen und Sittlichen betrifft, so herrscht bei uns darin eine Druckfreiheit, wie sie selbst im britischen Heimatslande der freien Presse nicht größer sein kann. Wird nicht unter den Augen der deutschen Censur täglich aller denkbare, die Köpfe auf das Unsäglichste verwirrende, der ärgste, das Volk fanatisirende, das Heilige carikirende, den Glauben unterhöhlende, verhöhnende religiöse Unsinn gedruckt? Die englische Presse verbreitet Jahr aus Jahr ein beiweitem nicht so viel Kleinliches und Unsittliches als die deutsche, weil dort die Nation desselben weniger verträgt und duldet, und also selbst eine Censur übt, welche tyrannischer ist als die unsere, die in besagter Beziehung sogar den Exceß walten läßt und also noch mehr gewährt als die bloße Freiheit. Überhaupt genießen die Erbärmlichsten, die Feilsten und Verkauften, die Unpatrioten und Volksverleumder, die Ohrenbläser und Jesuiten, die servilsten Schmeichler, die eigennützigsten und heuchlerischsten Wohldiener u. s. w. bei uns ohne Frage und gemäß einer sehr feinen Politik der ausgedehntesten Drucklicenz. Man will dadurch die Schlechtigkeit aller Art zum Gegenstande des allgemeinen Abscheus machen; indem die Censur die Bessern einigermaßen zurückhält vom Plane, veranlaßt sie durch Nachsicht die Schlechten, sich hervorzuthun und ihr ganzes Innere vor allem Volk zu offenbaren, wie die Spartaner die Heloten sich bezechen ließen, um die Jugend vom Laster der Trunkenheit zurückzuschrecken. Und so gibt es auch im Politischen wenig Wahrheiten und noch weniger Lügen, wenig edle und keine schlechte Gesinnungen, die nicht fortwährend die Censur passirten, und diese läßt die letzteren mit besonderer Willfährigkeit passiren, nicht blos damit sie an das Licht treten und sich in ihrer Blöße und Verruchtheit darstellen, sondern zumal, damit Jedermann weiß, wovor er sich zu hüten hat. Wir wiederholen es, auch auf dem Felde der Politik sind in der That nur wenig Wahrheiten, wenige edle und nicht alle patriotische Gesinnungen verboten, ist das ungemessenste Lob der Minister, der bestehenden Zustände, der handgreiflichsten Rechtsmishandlungen und Verhöhnungen frei, obwol es oft genug die bitterste Ironie enthält. Täglich gehen Zeitungsartikel ungehindert durch die Censur, die unter dem Scheine, Regierungsmaßregeln zu empfehlen, dieselben in Wahrheit auf das gefährlichste compromittiren. Welchem deutschen politischen Schriftsteller wird es gewehrt, die Radicalen und Liberalen aller Länder, den Pascha von Ägypten, oder auch Ludwig Philipp so viel und so stark zu tadeln, als ihm beliebt, nach Herzenslust und im liberalsten Sinne sich auszulassen über die öffentlichen Verhältnisse Neuseelands oder Madagaskars, ja des alten Deutschlands zu der Cimbern und Teutonen, Cherusker und Markomannen Zeiten? Die Censur, die denn doch immer eine ehrwürdige Reliquie aus der guten alten Reichszeit ist, schon deshalb festgehalten werden muß, weil sie das historische Recht für sich hat, und deren Aufhebung wir uns aus demselben Grunde nicht wohl gefallen lassen dürften, wenigstens nicht ohne vollständige Entschädigung — die Censur erlaubt freilich nicht, daß durch das Medium der Presse ein volles Licht auf alle deutschen Zustände der Gegenwart vor der Menge fallen darf. Allein es sind gerade die unerfreulichsten, am wenigsten ehrenden Partien, welche im Dunkel erhalten werden; was wir nicht erfahren und wissen, macht uns auch das Blut nicht warm, und mit dem vollen Wissenslichte würde uns nur der schöne Charakter der Kindlichkeit im Politischen verloren gehen. In dem Maße, als bei uns die Erörterung unserer großen Nationalangelegenheiten gehemmt wird, werden wir veranlaßt, das Locale, Provinzielle, Individuelle und Geringfügige desto gründlicher zu besprechen und den feinen Conversationston bei uns auszubilden, welcher wesentlich darin besteht, viel und wo möglich malitiös über nichts zu reden, werden wir zugleich bewahrt vor der traurigen Einseitigkeit der Nationen, welche die Preßfreiheit besitzen, die Nationalangelegenheiten nur, oder doch hauptsächlich aus dem nationalen Gesichtspunkte zu betrachten und patriotisch statt vor allen Dingen kosmopolitisch zu denken und gesinnt zu sein. Der Mangel einer, obwol nicht beneidenswerthen Freiheit, welche andere Nationen vor uns voraus haben, erzeugt doch eine gewisse Sehnsucht nach fremden Zuständen, diese Sehnsucht führt zur Kenntniß derselben, zur vorzugsweisen Beschäftigung mit ihnen, und unsere häufige Betrachtung und freie Erörterung der fremden politischen und Verfassungsangelegenheiten gewöhnt uns, über die unserigen nicht blos einseitig-deutsch, sondern auch und vorzugsweise so zu denken, wie in den ausländischen Zeitungen und Kammern über die fremden ähnlichen geschrieben und geredet wird. Wir gerathen darüber freilich bisweilen auf eine schiefe Beurthei-

fung unserer eigenen Zustände und Verhältnisse. Allein was schadet das? Gar nichts. Denn es ist offenbar mehr, alle andern Länder und Völker kennen, und nur das eigene Land und Volk nicht; offenbar mehr, sich auf aller Nationen Sachen verstehen, und blos auf die eigenen nicht, als lediglich das eigene Land und Volk und die eigenen Sachen kennen und verstehen, aber von keinem andern etwas wissen. Jenes ist universelle Bildung, dieses nationale Bornirtheit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Overbeck's Bild.

Rom, 5. Mai 1840.

Overbeck verstattet jetzt, nachdem er sein großes Werk bis zur Vollendung bescheidentlich verborgen gehalten, Jedem, welcher es zu sehen wünscht, Sonntags in den Mittagsstunden den Zutritt. Gestern zum zweiten Male versammelte sich ein zahlreicher Kreis von Künstlern und Kunstliebhabern um dasselbe, und der liebenswürdige Meister ward nicht müde, seine Arbeit bis ins Einzelste den vielen Fragenden zu erläutern. Ich will eine Beschreibung des Bildes versuchen, damit Diejenigen, welche nicht so glücklich sind es zu sehen, wenigstens von der Schönheit der Erfindung und der Anordnung eine Vorstellung gewinnen und sich dessen freuen mögen, daß deutsche Kunst noch in heiligen Gegenständen sich mächtig erweise. Stellen Sie sich eine weite Landschaft vor, ein in die Ferne sich verlierendes breites und blühendes Thal zwischen mannichfaltigen Höhen, welche hin und wieder mit ansehnlichen Gebäuden bekrönt sind. Von einem heitern Glanze umflossen, scheint Alles zum Genusse der holdselig geschmückten Gegenwart einzuladen, während der Duft der Ferne die Seele zu süßen Ahnungen lockt. Inmitten aber über dieser Herrlichkeit der Welt hat sich der Himmel aufgethan und in einer Sonnenglorie, welche auf den zertheilten Wolken schwebt, erscheint die göttliche Mutter mit dem Kinde, das die Welt erlöst hat, ringsher angebetet von den Heiligen und Helden des alten und des neuen Bundes. Unten auf der Erde ist ein Brunnen, dessen höchster Gipfel einem Kreuze gleich gebildet ist, aus welchem ein reiner Strahl zu der himmlischen Glorie hinauf, so hoch ihm vergönnt ist, steigt, doch wie ein durchsichtiger Schleier zurückfallend zuerst das obere Becken des Brunnens mit leuchtender Flut füllt und dann über dessen Ränder, zertheilt in mehre Bäche zurückfließend, in einem untern größern Becken einen klaren Spiegel ausbreitet. Um diesen Brunnen vereinigt erblicken Sie eine edle Schar bedeutender Menschen, theils in weltlicher theils in geistlicher Kleidung, die Einen auf den Stufen sitzend, die Andern herbeikommend oder freiwandelnd oder untereinander im Gespräche begriffen, Alles dieses so, daß sich mannichfaltige, wohlgeordnete Gruppen sondern, aber daß doch die Beziehung aller dieser Gruppen zu dem Brunnen, der gen Himmel steigt, und zu dem Himmel, der sich hernieder zu ihm neigt, ganz deutlich ist. Die Menge, welche auf solche Weise den Vordergrund seiner untern Hälfte nach ausfüllt, schließt sich hinterwärts um den Brunnen, während sie nach vorn sich öffnet, um auf diesen den Blick frei zu lassen. Den äußersten Flügel zur Linken nimmt ein Kaiser in seiner Hofpracht, den zur Rechten ein Papst im Glanze seiner hohen Würde ein. Jenem zunächst sehen Sie eine Gruppe beschäftigt mit Werken der Sculptur, diesem zunächst eine andere mit architektonischen Gegenständen, und tiefer hinein, den ganzen Kreis mustrend, erkennen Sie die Bildnisse von den berühmtesten Meistern der Kunst. Es ist ein antikes Marmorrelief, welches zur Linken sich am meisten bemerklich macht, und der ernste Mann mit dem scharfen und geistvollen Auge, welcher sich über dasselbe bückt und den Schülern, die lauschend und staunend es umringen, Zug vor Zug das Geheimniß der Form aufdeckt, ist Nicola Pisano. Aufmerksam folgt der feste Blick des Kaisers, und in den stolzen Zügen scheint die freudige Ahnung der unsterblichen Werke zu erwachen, mit denen von nun an mehr und mehr sein Reich sich schmücken wird. Dicht an seiner Schulter sehen Sie auch schon die Männer hervortreten, denen diesseit und jenseit der Berge es gegeben war, die schöne Hoffnung zu erfüllen, hier Peter Vischer, dort Lorenzo Ghiberti, Luca della Robbia u. A. mehr. Ein wenig weiter zurück aber gewahren Sie eine gedrängte Reihe Anderer, welche den Reden eines hohen Mannes, dessen Haupt der Kranz schmückt, lauschen, Sie unterschieden vor Allen unter ihnen den gepriesenen Giotto, dann auch den wunderbar kunstreichen Orgagna, und der Mann, der während dem Nicola dort bei der Antike das Geheimniß der Form verräth, hier ihnen das Geheimniß des Inhalts zu enthüllen scheint, ist Dante. Rechts, wo Sie Papst und Bischof am Rande des Bildes sehen, hat über die Deckplatte eines antiken Säulencapitäls ein Meister den Plan einer Basilika gebreitet und erläutert den Riß seinen jungen Schülern, in deren Zügen sich die Theilnahme auf verschiedene Weise charakteristisch ausspricht. Unter den Letztern befindet sich Einer, durch dessen turbanartige Kopfbedeckung man unwillkürlich an die maurische Baukunst erinnert wird, welche sich an jene christliche, der antiken Kunst entsprossene Entwickelung reiht, und so wird nur um Weniges höher der Blick auf eine Tafel gelenkt, welche die Ansicht des strasburger Münsters zeigt und mit der sogenannten gothischen Kunst diese Reihe schließt. Der Mann, welcher, dem Papst gerade gegenüberstehend, diese Tafel hält, gibt sich demnach als Erwin von Steinbach zu erkennen. Hinter dem Papste aber tritt Bramante hervor und ist in Unterredung begriffen mit andern Meistern seiner Kunst, deren Namen ich nicht anzugeben weiß. Indem Sie von dieser Seite das Auge wieder dem Brunnen zuwenden, finden Sie eine neue Gruppe, in welcher mit dem frommen Fiesole, den sein Dominikanerkleid auszeichnet, Hubert van Eyck und Johannes, der den Arm um seines Bruders Nacken legt, sich unterreden; da nimmt auch Benozzo Gozzoli Antheil. Diesen gegenüber, auf der linken Seite, stehen andere frühe Meister beieinander, Masaccio, Ghirlandajo, Perugin. Zwischen beiden Gruppen jedoch, vornher auf den Stufen des Brunnens sitzen zwei Mönche, mit aufgeschlagenen Büchern emsig beschäftigt und sich einander die bunten Miniaturen in denselben weisend, welche die ersten Anfänge der christlichen Kunst uns andeuten. Hinter dem Brunnen, auf der obern Stufe steht in der Geberde des Lehrens ein schöner bärtiger Mann, der den Blick des dabei stehenden und begierig aufmerkenden Schülers zu dem obern Becken des Brunnens, das da den Himmel und seine Glorie spiegelt, hinzulenken scheint: es ist Leonardo da Vinci, und neben ihm jener andere ernste, deutsche Mann, mit dem röthlichen Barte, ist unser Holbein. Diese befinden sich zur Linken des Strahles; eben dort, nur etwas mehr nach vorn und auf der obersten Stufe sitzend, ganz in tiefes Sinnen versenkt, zeigt sich die strenge Gestalt Michel Angelo's, zu welchem, eifrig redend, ein Meister gewendet ist, der hinter ihm sitzt, Luca Signorelli. In der Mitte zwischen diesen Allen erhebt sich das jugendliche Bild Rafael's; kühn aufgerichtet und leicht schreitend wendet er sich hinweg, wie zur That eilend, doch das leuchtende Auge kehrt noch zu dem Strahl des Brunnens zurück, an welchem es begeistert hängt. Auf der rechten Seite dicht am Brunnen, doch von ihm abgewendet und hinausblickend steht Correggio; mehr nach vorn sind Tizian und Bellini beschäftigt in die Farbenspiegelung zu blicken, welche das untere Becken zeigt, auf dessen Rande andere jüngere Gestalten fröhlich und behaglich ruhen, durch Gewand und Blumenkranz die der Schönheit dieser Erde zugewendete Lust noch deutlicher verrathend. Zwischen dieser und der zuvorerwähnten Gruppe des Fiesole fügen Sie nun noch eine Gruppe solcher Maler hinzu, welche zugleich der Kupferstecherkunst gepflogen haben, Mantegna, dem Lukas von Leyden die Hand reichend, und zwischen beiden Albrecht Dürer, hinter ihnen Marc Anton, und endlich mehre Personen, welche

von der Seite herzutreten, unter ihnen in Pilgerkleidung Schorrel, und aus der Ferne kommend zwei Frauen, die eine im Nonnenhabit, die andere in weltlicher Tracht, so haben Sie die Übersicht aller Personen, welche das Bild befaßt, beisammen und können nicht zweifeln, daß dieser Brunnen, welcher den Himmel und die Erde spiegelt, der Bronn der Kunst ist, der im Busen ihrer rings hier versammelten Jünger springt. Zu der himmlischen Glorie, welche über dem Allen schwebt, blicken der Papst und der ihm zur Seite stehende Bischof andächtig empor, indem die Kirche es ist, welche Himmel und Erde vermittelt, während von beiden in der Kunst das Bildniß widerstrahlt, mehr oder minder herrlich und verklärt. Durch die Anordnung des Ganzen hat das Gemälde eine gewisse Ähnlichkeit, daraus demselben auch von Einigen ein Vorwurf gemacht wird, mit der Rafael'schen Darstellung der Theologie in der Stanza della Segnatura; denn die obere Hälfte nimmt die himmlische Glorie ein, die untere eine irdische Versammlung, und in letzterer wiederum bildet, wie in dem einen Gemälde das Venerabile, so in dem andern der Springbrunnen das Centrum, durch welches Himmel und Erde vereinigt ist. Auch sind beide Gemälde durch einen Halbkreis umschlossen. 49.

Nachdruck von Thiers' „Histoire de la revolution française".

Die Verhandlungen über diesen Fall, der wegen des Namens des Hrn. Thiers, wegen des unermeßlichen Glückes, den das angeblich nachgedruckte Werk gemacht hat, und wegen der Frage über literarisches Eigenthum, die dabei ins Spiel kam, so wichtig war, beschäftigten das Gericht in Paris in neun Sitzungen.

Lecointe, der Verleger des Werks des Hrn. Thiers, verlangte durch seinen Advocaten 100,000 Fr. Schadenersatz von jedem der drei Angeklagten, nämlich dem Herrn Leonard Gallois, dem Fortsetzer Anquetil's, und dessen Verlegern, den Herren Dubosc und Robert Arnault. Chaix d'Est-Ange vertheidigte die beiden Zuletztgenannten und verlangte für dieselben von dem Kläger 200,000 Fr. Schadenersatz, wegen des Nachtheils, der für sie daraus entstanden sei, daß jener ihr Werk habe mit Beschlag belegen lassen und seit beinahe zwei Jahren unter Siegel halte. Leonard Gallois sprach unter Anderm:

„Im J. 1828 ersuchte mich eine Buchhandlung um eine Fortsetzung des Werkes Anquetil's, welche alle historischen Perioden umfassen sollte, aus denen unsere Annalen seit dem Tode Ludwig's XVI., bei welcher Epoche das Werk Anquetil's schließt, bis zur Salbung Karl's X. bestehen. Diese Arbeit sollte vier Bände bilden: einen Band über die Zeit des Convents seit dem Tode Ludwig's XVI. bis zum Anfange des Directoriums; einen Band über das Directorium und das Consulat. Von den beiden folgenden Bänden spreche ich nicht, weil die Anklage sie nicht trifft und nur die beiden ersten treffen kann, indem die „Geschichte" des Hrn. Thiers mit dem J. 1799 schließt."

„Ich habe meine Geschichte geschrieben nach dem „Moniteur", nach den Journalen der damaligen Zeit, nach den verschiedenen Geschichten der Revolution, welche existiren, und endlich nach jener Menge von Memoiren, die seit 40 Jahren erschienen sind und von denen einige zur Zeit nicht existirten, als Thiers seine „Geschichte" schrieb. Ich mußte das Werk des Hrn. Thiers vergleichen und aus ihm Einiges entlehnen; bei der großen Menge von Werken aber, die ich bei jedem Ereignisse zu Rathe zog, erkannte ich leicht, daß Hr. Thiers keine andern Führer gehabt hatte als die, deren ich mich auch bediente; daß er die Elemente seines Werkes erst in schon existirenden Werken gefunden und, wenn er die Erzählungen seiner Vorgänger nicht aufgenommen, doch wenigstens die Sache selbst und häufig die Details aus denselben geschöpft. Ich mußte mich also bemühen, bis dahin unbekannte Thatsachen und neue Details zu ermitteln, um soweit als möglich jede Ähnlichkeit zwischen meiner „Geschichte" und jener des Hrn. Thiers zu vermeiden, da es mir unmöglich war, nicht auch dieselben Ereignisse zu erzählen."

„Mein Werk hat also meiner Meinung nach mit dem des Hrn. Thiers nichts gemein, als daß wir beide denselben Gegenstand, dieselbe geschichtliche Epoche behandelten, er in seinem Geiste, nach welchem er immer das Schöne und Pittoreske erfaßte, ich, indem ich langsam und wohlbedächtig ungeheure Materialien sichtete und ordnete, von denen die meisten ihm unbekannt geblieben waren; er nach seiner persönlichen, offenbar girondistischen Meinung, ich nach den Grundsätzen der Bergpartei. Wenn sich unter den Stellen, welche ich dem Hrn. Thiers entlehnt habe, einige befinden, die ihm eigenthümlich angehören, so habe ich sie ehrlich angeführt, ohne sie zu verändern, wie ich es mit allen gethan habe, die ich benutzte."

„Mit einem Worte, Hr. Thiers und ich haben aus denselben Quellen geschöpft und deshalb muß nothwendig eine gewisse Ähnlichkeit zwischen seinem Werke und dem meinigen stattfinden."

Der Advocat des Verlegers des Werkes von Hrn. Thiers las darauf dem Gerichte die Vergleichung vor, die er zwischen den beiden Werken angestellt, und behauptete, Gallois habe von Thiers nicht blos die Thatsachen, sondern auch die so lebendige, seelenvolle, pittoreske Erzählung, die scharfsinnigen Reflexionen und den so concisen und energischen Styl entlehnt. Er hatte in dem Werke des Hrn. Gallois die kleinsten Phrasen und selbst einzelne Wörter roth angestrichen, die dem Hrn. Thiers gestohlen sein sollten. Die Advocaten der Angeklagten widerlegten das Angeführte und suchten darzuthun, daß kein Nachdruck vorliege. Der königliche Advocat theilte diese Ansicht; er sagte, es liege kein Nachdruck vor in dem Sinne, welchen das Gesetz annehme, wol aber ein tadelnswerthes Plagiat, das indeß dem literarischen Namen des Hrn. Gallois mehr schaden müsse als dem Interesse Lecointe's. Er trug demnach auf Freisprechung der Angeklagten und auf Verurtheilung des Klägers zu den Kosten an. Das Gericht sprach in dem Urtheile unter Anderm aus:

„Das Werk des Hrn. Gallois gleicht der „Geschichte" des Hrn. Thiers weder hinsichtlich der Originalität der Ideen, noch in Hinsicht der Art, sie darzustellen, noch auch in dem Style; die Ähnlichkeit liegt in der Natur der beiden Werke selbst und besteht der Form nach nur in einzelnen Phrasen oder Zeilen oder einzelnen Ausdrücken, sodaß nicht einmal ein einfaches Plagiat sich herausstellt." Demnach verwarf das Gericht die Klage des Klägers auf Schadenersatz, verurtheilte denselben vielmehr dafür, daß er das bezeichnete Buch habe mit Beschlag belegen lassen, zu einem Schadenersatz von 35,000 Fr., von denen Gallois 5000, die Verleger aber 30,000 erhalten sollte. 51.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 165. —— 13. Juni 1840.

Die vierte Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst.

(Fortsetzung aus Nr. 164.)

Ungerechnet ferner, daß auch die Russen, Chinesen, Türken, Kaffern u. s. w. keine Preßfreiheit besitzen, sowie, daß es doch heißen würde, das Edle profaniren, wenn man Jedermann, wie er auch gesinnt wäre und dächte, den Gebrauch der edeln Buchdruckerkunst gestatten wollte — dies ungerechnet, lehrt der Preßzwang viel — unsere Leser lehrt er, mit jener feinen Divinationsgabe lesen, welche aus dem Lobe den Tadel, aus dem Tadel das Lob herausliest, und etwa an die Steuerverweigerung denkt, wenn von blauen Enten geschrieben wird. Unsere politischen Schriftsteller wiederum lehrt er mit der Gewandtheit schreiben, welche Sinn in die I-Punkte legt, durch abgesüßte Worte starkgepfefferte Gedanken ausdrückt und das Thier malt, wenn sie den Sack schildert. Man sieht ja täglich mehr, daß sie Fortschritte in derselben machen und schon häufig genug versuchsweise mit erlaubten Worten die unerlaubtesten Dinge sagen. So oft dieses Verstandesspiel dann misverstanden und für Ernst genommen wird, gehen die Censoren wieder schärfer zu Werke, die Autoren mühen sich, sie abermals an Scharfsinn zu übertreiben, und so wird ein gar ergötzlicher und fruchtreicher kleiner Krieg geführt, der nur damit endigen könnte, daß entweder die Autoren von den Censoren, oder diese von jenen schachmatt gesetzt würden, d. h., daß entweder alles Schreiben verboten, oder die Censur abgeschafft würde. Das Eine ist aber unmöglich und das Andere wäre sehr Schade. Denn der einzige Mangel der letztern ist im Grunde nur der, daß es trotz aller wiederholt und beharrlich mit ihr angestellten scharfsinnigen Experimente noch nie hat gelingen wollen, die Veröffentlichung jeder Wahrheit oder Thatsache, deren Geheimhaltung eben aus weisen Absichten gewünscht wurde, durch sie zu verhindern, trotzdem daß sie die — freilich unbenutzt bleibenden — ausreichendsten Mittel gewährt, entgegenstehende Unwahrheiten und Berichte durch die Tagesblätter in das Publicum zu bringen, trotz der an sich vortrefflichen unterstützenden Remedien der Bücherverbote und Beschlagnahmen, über welche sich bekanntlich Doctor Martin Luther bei mehren Gelegenheiten, z. B. als seine Bibel verboten und weggenommen wurde, mit so großem Lobe und auf eine so schmeichelhafte Weise ausgesprochen hat. Diese partielle Unzulänglichkeit — die jedoch sogleich verschwinden würde, wenn man sich nur entschließen wollte, das Bücherverbrennen wiedereinzuführen — hat jedoch ihren Grund nicht in ihr selbst, sondern in verschiedenen Umständen, und zwar namentlich in der Fatalität, daß der sich obenein stündlich vermehrenden Communicationsmittel außer der Presse zu viele sind, als daß es möglich wäre, jedes unwillkommene Licht unter den Censurscheffel zu stellen, oder auch nur irgend eine Wahrheit oder Behauptung, irgend eine Thatsache, einen Gedanken oder Einfall durch ihn vor der Menge auf längere Zeit verborgen zu halten. Hierin liegt aber nun auch der Beweis, daß man nirgend die Öffentlichkeit fürchtet und die Presse keineswegs aus einem unruhigen Gewissen überwacht; denn wie gesagt, es kommt ja doch Alles unter das Volk, das noch dazu alles Nachtheilige um so gläubiger aufnimmt, um so leichter schlimme Meinungen faßt, wenn es sieht, daß man etwas vor ihm verborgen zu halten trachtet, um so weniger glaubt, wenn es glauben soll, und um so gewisser zweifelt, wenn man es vom Zweifel hinweglenken will. Weiter erhellt daraus, daß man das Mistrauen beim Volke nicht fürchtet, im starken Vertrauen auf eine Kraft, die eines vertrauenden Volks für keinen Fall bedarf. Und beschränkt nun die Censur die Freiheit so wenig, und ist sie so sanft, so gut, so vielfach wohlthätig, so muß sie um so mehr gepriesen und aufrecht erhalten werden, da ihre Aufhebung klärlich sofort die Gefahr einer allgemeinen Empörung herbeiführen würde. Es wird freilich behauptet, eine zufriedene Nation unter einem offenen, gerechten und wohlwollenden Regiment könne und werde sich auch durch Aufhetzer und Unruhestifter nicht verführen lassen. Allein dies ist eine von den Behauptungen, welche ebenso falsch als gewöhnlich sind. Nicht von der Verweigerung, sondern von der Gestattung der Preßfreiheit ist Unzufriedenheit und Widerstandsgeist zu fürchten, und Umwälzungen haben nicht im Mismuth, sondern im Behagen, nicht im Übel-, sondern im Wohlbefinden, nicht im bezeigten Mistrauen, sondern im Vertrauen, obwol es anders sein sollte, ihren Grund, da unsere Welt nun einmal gleichsam das umgekehrte Spiegelbild der idealen ist, was ordinaire und die meisten Menschen blos deshalb nicht merken, weil sie von Kindheit an in der Ein-

bildung, auf den Füßen zu stehen, sammt ihrer Weisheit auf dem Kopfe gestanden haben. Ebenso liegt der wahre Grund des endlos=provisorischen oder provisorisch=endlosen Fortbestehens der Censur nicht in der Scheu vor der Wahrheit und einem rechtmäßigen und wahrhaft edeln Gebrauche der Preßfreiheit, sondern in der Furcht vor der Lüge und dem schrankenlosen Misbrauche. Auch ist es nicht wahr, daß die Lüge ihren besten Gegensatz und ihre siegsgewisseste Überwinderin in der Wahrheit findet, sondern sie findet dieselbe in der Wahrheitsunterdrückung. Und das glauben die meisten Deutschen. Es ist nicht wahr, daß es dem System der Gedanken= und Mittheilungsüberwachung unmöglich wäre, zu bewirken, daß die Gedanken einer Nation diese oder jene Richtung, zumal auf die Länge annehmen; aber wahr ist es, daß die Inhaber der Gewalt das Eintreten einer Krisis verhindern, den Lauf der Weltbegebenheiten nach ihrem Gefallen lenken, jede Reaction gegen ihr System für alle Zeiten unmöglich machen und, wenn sie eine solche gestatten, bewirken können, daß das unruhige Volk nicht ungeberdig, sondern sogleich vollkommen aufgeklärt ist und sich nicht benimmt wie der seine Ketten zerbrechende Knecht. Und dies glauben die meisten Minister. Es ist nicht wahr, daß die unfreie Presse jemals eine Lüge verbreitet, die nicht ihren bedeutenden Zweck gehabt hätte oder irgendwo gern gesehen wäre; es ist nicht wahr, daß die Censur jemals andere Wahrheiten unterdrückt hat als solche, die von irgend einer Seite her für gefährlich gehalten wurden. Und hat sie bisweilen einzelnen Wackern die Rechtsvertheidigung abgeschnitten, so hat sie dagegen stets ehrlich den Angreifern ebenso viel Freiheit gegeben, als sie den Verletzten deren nahm. Sie will und soll also mit nichten eine Beschränkung sein oder unfrei machen, sondern die wahre Freiheit schützen und den heilsamen Gebrauch der Presse sichern; sie ist die edle und unschuldige Vestalin, welche das von der Presse ausgehende heilige Feuer bewacht; sie ist eine Ehre und ein Segen für die der römischen Erfindung und Gabe ohne Nationalvorurtheil sich freuende deutsche Nation, deren Bildung und Charakter, die Literatur und insbesondere die Buchdruckerkunst und das Gedeihen derselben. Wir sollten also auch ihre Erfindung mitfeiern, dem päpstlichen Erfinder dem Gutenberg'schen gegenüber ein Ehrendenkmal errichten und zum bevorstehenden Feste auch alle, oder doch die ausgezeichnetsten, d. h. ausstreichendsten Censoren versammeln; oder aber, es sollte die Feier der Erfindung der in Germanien mit= und durcheinander großgewordenen, schön ineinander verschlungenen Geschwisterkünste des Buchdrucks und der Büchercensur gelten, und schön wäre es und äußerst schicklich und wünschenswerth, wenn die erstere vom Feste Veranlassung nähme, die letztere ungewöhnlich stark und umständlich zu preisen, und wenn die letztere selbst gerade bei Gelegenheit der Jubelfeier der Preßerfindung mit besonderer Strenge geübt würde, und eben die Jubelliteratur durch zahlreiche Censurstriche bezeichnete und verherrlichte, welche dann der Nachwelt, dem Jahre 1940 einen reichen Stoff zu einer ebenso kostbaren und rühmlichen als absonderlichen Nachlese zu liefern geeignet wären.

Wir sagen, so könnten und dürften etwa die Spottlustigen sich vernehmen lassen, und warum sollte man ihnen ihre Heiterkeit wehren wollen? Doch selbst der lächelnde oder laut auflachende Spott führt zuletzt hin zu der düstern Ansicht der Ernsten und Strengen, oder geht am Ende, zum wenigsten theilweise von ihr aus. Um so mehr soll deshalb auch die hellere Seite hervorgehoben und ihm entgegengestellt werden, welche die Sache zeigt, und zwar, wie man sie betrachten möge, vom kosmopolitischen wie vom nationalen Standpunkte. Wir wollen nicht Eulen nach Athen tragen und die Buchdruckerkunst oder ihre Erfindung loben. Wer leugnet ihre unermeßliche Wichtigkeit, ihren ebenso unermeßlichen Segen für die Menschheit, Menschenbildung, Menschenwohlfahrt? Die Erfindung der Buchdruckerkunst, durch die nach Herder's schönem Ausdrucke „die Gesellschaft aller Denkenden in allen Welttheilen eine gesammelte und sichtbare Kirche geworden ist"; die das edle Licht des Wissens, die Erkenntnißschätze der Weisen auch den Volksmassen zuführt, die Bildung zu einem gesicherten Gemeingute macht, an welchem Alle mehr oder minder Theil haben — die die, wenn auch immer nur annähernde Verwirklichung des Ideals eines wahrhaft christlichen, freien, des Rechtsstaats in größern Ländern, bei Nationen erst möglich macht — die Erfindung der Buchdruckerkunst ist und bleibt einer der größten Triumphe des freien Menschengeistes, und wer Freude an Menschenwürde und Wohl, an den Fortschritten der Menschheit, an den Siegen des Guten hat, wer patriotisch, wer deutsch fühlt und denkt, wird und muß ihrer sich freuen. Denn abgesehen davon, daß sie, die weltbeglückende, die entscheidendste von allen für alle Völker der Erde, eine deutsche, aus der Mitte des deutschen Volks hervorgegangen ist — abgesehen hiervon, ist es kaum halbwahr, oder es ist vielmehr eben nur etwas weniges Wahres daran, daß unser Volk nicht verstanden hätte und verstände, sie praktisch wohl zu gebrauchen und zu nutzen. Wir verdanken ihr zum großen Theile das, ohne sie kaum denkbare Gelingen der Reformation, d. h. die Losreißung vom italisch=hierarchischen Joche, die Befreiung von der Gefahr der traurigsten Geistesnacht und Knechtschaft, und mit der Reformation die Grundlage unserer nationalen Cultur, des geistigen Aufschwungs, in welchem Deutschlands ganze Bedeutung ruht, ohne welchen es auch politisch — wer kann ermessen wie tief? — gesunken sein würde. Unsere Sprache und Literatur haben uns am kräftigsten, ja fast allein zusammengehalten und sind noch immer die stärksten Bande unserer politisch lose genug verbundenen Volksstämme. Wie sehr aber hängt die Ausbildung, und zumal die Wirkung der Sprache als nationales Bindemittel von der Buchdruckerkunst ab, und was wäre die Literatur ohne sie? Wird nicht weiter die Presse eben jetzt und seit den letzten Jahrzehnden tausendfältig benutzt, die Literatur zu popularisiren, die Wissensschätze der Gelehrten unter das Volk zu bringen, und ist das nicht ein praktischer Gebrauch der Presse, liegt darin nicht ein klarer Beweis, daß praktischer Sinn und Tüchtigkeit keineswegs mangeln, beweisen nicht eben die täglich sich mehrenden und steigernden Klagen

über den Mangel derselben zum wenigsten, daß das jetzige Geschlecht auf dem geraden Wege vom Unpraktischen zum Praktischen, von der Erkenntniß zur Beseitigung eines Fehlers und Versäumnisses ist?

Die Presse ist vielfach misbraucht, misbraucht zu einem Mittel der Auflösung aller bürgerlichen Ordnung, der Zerreißung aller Bande des Glaubens, der Unterjochung der Geister und der Leiber; sie hat sich hergeben müssen der Anarchie, dem Despotismus jeder Art; ihr freier Gebrauch ist vielfach und in vielen Ländern gehemmt worden. Aber hat sie nicht gewirkt, weithin, tief, über alles menschliche Erwarten und Voraussehen, trotz dem Misbrauch, trotz aller Hemmungen? Und müssen wir nicht hierin die schönsten Hoffnungen für sie erblicken, das stärkste Vertrauen zu ihrer Kraft und fernern Wirksamkeit daraus schöpfen? Darnach ist der jetzige deutsche Volkssinn, darnach sind die deutschen Zustände denn doch nicht angethan, daß voraussichtlich zu fürchten wäre, es möchte bei uns die Presse, wie in den Ländern oder Zeiten des Pfaffenthums oder roher Despotengewalt dermaßen in Fesseln gelegt werden, daß sie eben nur den Gewalthabern dienen müßte, das Volk in Blindheit und Unterwürfigkeit zurückzuwerfen und darin zu erhalten. Die Presse selbst hat schon zu viel bei uns gewirkt, um einen solchen Zustand für sie so gut als unmöglich zu machen. Freilich stehen wir hinsichtlich ihres freien Gebrauchs hinter andern, hinter fast allen europäischen, ja hinter minder gebildeten Nationen, Schweizern und Niederländern, Engländern und Franzosen, Schweden, Norwegern, Dänen, Spaniern, Portugiesen, Griechen zurück, freilich haben wir, ganz abgesehen von der Reformationsepoche, gegen frühere Zeiten Rückschritte gemacht, sofern die Presse vor der Bundesperiode hier und da minder eingeengt gewesen ist als jetzt. Allein diese Rückschritte sind im Grunde nur scheinbar; denn haben sich die zufälligen zeitweiligen Hemmnisse auch vermehrt, so ist dafür doch ein wahrhafter und wesentlicher Fortschritt gethan. Allerdings würde die bitterste Klage und Beschwerde wie die ängstliche Besorgniß begründet, vollkommen begründet — würde es aber auch nur dann sein, wenn die Fesselung der Presse Princip in Deutschland wäre. Allein gerade das Umgekehrte ist der Fall, ihre Freiheit ist bei uns Princip, ihre Freiheit steht grundgesetzlich fest nach der Bundesverfassung, und die Beschränkung durch die Censur ist blos Ausnahme, ein provisorischer Zustand, durch besondere Zeitverhältnisse herbeigeführt. Eben deshalb geht man auch viel zu weit, wenn man entweder die völlige Finsterniß im Hintergrunde unserer jetzigen Preßverhältnisse erblicken zu müssen glaubt, oder die Censur für einen brennenden Schimpf und unauslöschlichen Flecken der hochgebildeten deutschen Nation erklärt. Denn so wahr es ist, daß völlige Nacht die letzte Consequenz des von der Willkür nun einmal unmöglich zu trennenden Censurprincips ist, so ist auch der volle Tag der Ausgang und die Hoffnung des entgegenstehenden Princips der Freiheit. Außerordentliche Umstände können in jedem Lande die zeitweilige Suspension jedes Gesetzes, jedes Volksprivilegiums nothwendig oder doch räthlich machen und so weit rechtfertigen, indem die Nation vollkommen zustimmt und sich vernünftigerweise an ihrer Ehre nicht gekränkt fühlen kann. Nun wird das Gerechtfertigtsein einer solchen Suspension freilich in dem Maße zweifelhaft, als über die Existenz der außerordentlichen Umstände, durch welche sie veranlaßt worden, oder über deren Bedeutung, mit andern Worten über die Nothwendigkeit oder Räthlichkeit der Maßregel bei den Denkenden und Stimmfähigen und Berechtigten Verschiedenheit der Meinungen entsteht. Allein so lange noch Gründe — nicht etwa bloße Scheingründe — sondern solche, die in den Augen Urtheilsfähiger und Unbefangener Gewicht haben, die mindestens einem Theile der Denkenden und Wohlmeinenden einleuchten, für die bezeichnete Maßregel geltend gemacht werden können, so lange entbehrt dieselbe auch nicht einer mehr oder minder wahrhaften und gewichtigen Rechtfertigung. Und so ist nun das Verhältniß der Presse in Deutschland. Ihre grundgesetzliche Freiheit ist provisorisch wegen eingetretener außerordentlicher Umstände suspendirt, und über das Gewicht der letztern findet Meinungsverschiedenheit statt. Beide Parteien sind in Leidenschaft und im Irrthume, wenn sie gegenüber nur unlautere Gesinnung und feindselige Absicht sehen und keine lautere Gesinnung anerkennen wollen, wenn ihnen die Meinungsgegner entweder nur als Anarchisten und Umwälzungssüchtige, oder lediglich als Licht- und Freiheitsfeinde erscheinen. Das Provisorium währt freilich bereits lange, so lange, daß Viele die Geduld verloren und die Hoffnung aufgegeben haben; allein diese ist unverloren, so lange, wir wiederholen es, als das Princip der Freiheit feststeht, und als — dies setzen wir hinzu — beharrlicher Wille, Muth, Thatkraft und Geist bei den Freunden desselben vorhanden sind, die ihm entgegenstehenden Hindernisse zu überwinden, d. h. vor allen Dingen die Überzeugung von der Heilsamkeit, der Freiheit in den weitesten Kreisen Bahn zu brechen, und die Meinung von der Nothwendigkeit oder Räthlichkeit des Provisoriums mit Präventivüberwachung geistig zu besiegen. Mit der Hoffnung aber wird und muß auch die Geduld sich wiederfinden und, was mehr ist, das Streben und Thun wieder an die Stelle des verzweifelnden Gehenlassens treten, das in der Presse, in den Ständeversammlungen, im Volk überhaupt nach einer Zeit großer und bitterer Täuschungen wol natürlich und verzeihlich war, aber auch ebenso gefährlich für den Bestand und die Ordnung, wie für den Fortschritt ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die russische Akademie der Wissenschaften zu Petersburg unter Katharina II.

Diese von Peter dem Großen begründete Anstalt erscheint unter seiner und seiner nächsten Nachfolger Regierung mehr als eine durch den Geschmack des Kaisers für europäische Civilisation improvisirte Schöpfung desselben, als sie den Rang einer Pflanzstätte der Wissenschaft überhaupt, wie der Nationalliteratur insbesondere einnimmt. Erst Katharina II., die geniale Vollführerin der Plane ihres Vorfahren, faßte den richtigern Standpunkt auf, von dem aus ein erfolgreicheres Wirken des Instituts zu erwarten stand, und erhob dasselbe von

der niedrigen Stufe, auf die es ganz naturgemäß herabgesunken war. Bemerkenswerth ist, daß eines der thätigsten Organe ihrer Bestrebungen gleichfalls ein weibliches war — die Fürstin Daschkow. Letztere war gerade im Begriffe, in ihr Vaterland zurückzukehren, welches sie auf einige Zeit zu verlassen, durch die Störungen ihres Verhältnisses zu ihrer kaiserlichen Freundin, sich bewogen gefunden hatte, als der Sturz der Familie Orloff alle Hindernisse beseitigte, welche der unbeschränkten Huld Katharina's gegen ihre Jugendfreundin im Wege gestanden hatten. Einer der glänzendsten Beweise von deren Rückkehr war die Erhebung der Fürstin zur Directrice der russischen Akademie ungeachtet ihres lebhaften Widerstrebens. Ihre vor kurzem erschienenen Memoiren enthalten eine Schilderung der Antrittssitzung und der Wirksamkeit der Fürstin in dieser Stellung. Sie hatte den ihr die Aufwartung machenden Professoren und Beamten der Akademie den Tag bezeichnet, an welchem sie in ihr erscheinen wolle, und sich so viel als möglich eine genügende Kenntniß der vorliegenden Geschäfte und Verhältnisse zu verschaffen gesucht. „Ich machte mich", erzählt sie, „mit den Namen der ausgezeichnetsten Mitglieder bekannt und stattete am Morgen des Tages vorher, ehe ich mich in die Versammlung begab, dem berühmten Euler einen Besuch ab, der mich seit einigen Jahren kannte und stets mit Güte und Aufmerksamkeit behandelt hatte. Verdrießlich über das Verfahren Domaschneff's, war er in der Akademie gar nicht mehr erschienen, außer wenn er Gelegenheit hatte, mit Anderm im Vereine den verderblichen Maßregeln der zuletzt vorhergegangenen Directoren entgegenzuwirken, wie er denn dieselben auch mehr als einmal der Kaiserin schriftlich vorstellte. Euler war nicht nur einer der ersten Mathematiker seiner Zeit, sondern auch in jedem andern Zweige der Wissenschaft wohl bewandert. Seine geistige Kraft und seine gewohnte Thätigkeit waren so groß, daß er auch nach dem Verluste des Gesichts keineswegs seine Arbeiten liegen ließ, sondern mit Hülfe des Gatten seiner Enkelin, Fuß, der ihm vorlas und seine Dictate niederschrieb, so mannichfaltiges Material vorbereitete, daß es noch mehre Jahre nach seinem Tode die öffentlichen Schriften der Akademie bereichern half. Ich ersuchte ihn, mich am nächsten Morgen zu begleiten, damit seine persönliche Gegenwart meinem ersten Erscheinen an der Spitze einer gelehrten Körperschaft seine Weihung ertheile. Er schien sich durch mein Ansuchen geschmeichelt zu fühlen und gestattete es, sich von seinem Sohne, dem ständigen Secretair der Akademie, wie von seinem Enkel, der das Geschäft, den berühmten Blinden zu führen, übernommen hatte, in meinen Wagen geleiten zu lassen. Nach meinem Eintritte in die Sitzungshalle beklagte ich in meiner Anrede an die Professoren und Mitglieder meine Schwäche in gelehrter Bildung, versicherte sie aber meiner hohen Achtung für die Wissenschaft; die Anwesenheit Hrn. Euler's, dessen Auspicien ich mir für die Einführung in die Akademie erbeten habe, werde von ihnen hoffentlich als eine sicherere Bürgschaft dafür aufgefaßt werden, als ich sie bieten könne. Als ich nach dem Vertrage dieser wenigen Worte meinen Platz eingenommen hatte, bemerkte ich, daß Schteline, Professor der Allegorie, wie er genannt wurde, zunächst dem Sessel des Directoriums Platz genommen hatte. Die Ansprüche dieses Herrn in wissenschaftlicher Hinsicht standen ungefähr in Verhältniß zu seiner Ernennung: er hatte diesen sonderbaren Titel und diese Bestallung zur Zeit Peter's III. erlangt, und zugleich den Rang als Staatsrath, der dem eines Generalmajors entspricht und ihm seiner Ansicht nach das Recht auf die höchste Auszeichnung unter den Mitgliedern der Akademie verlieh. Ich wendete mich demnach mit den Worten an Euler: „Setzen Sie sich, mein Herr! wo es Ihnen immer beliebt: welchen Sitz Sie auch gerade einnehmen mögen, derselbe muß stets für den höchsten gehalten werden." Die Akademie hatte anfangs ihre Abhandlungen jährlich in zwei Quartbänden erscheinen lassen: diese waren auf einen einzigen zusammengeschmolzen und hatten kurz vorher wegen Mangels der erfoderlichen Typen ganz aufgehört zu erscheinen. Druckerei und Pressen fand die Fürstin in der größten Unordnung vor, ihren Bemühungen aber gelang es, daß in kurzem wieder zwei Bände Abhandlungen erschienen, die zum größten Theile Artikel von Euler enthielten. Ebenso stellte sie in dem elfjährigen Zeitraume ihrer Direction die zerrütteten ökonomischen Verhältnisse der Gesellschaft wieder in glänzendem Maße her, leitete die prächtigen Bauten der Akademiegebäude, worin sie bei ihrer Leidenschaft für das Bauwesen nicht sowol eine Bemühung, als vielmehr eine Belohnung ihrer Bemühungen erblickte; errichtete eine ziemlich ansehnliche Bibliothek, nachdem sie in der Zwischenzeit ihre eigene zum Gebrauche freigestellt hatte. Sie fand die Zahl von 17 Studenten in den Schulen und von 21 auf Kosten der Akademie gebildeten jungen Künstler vor; erstere stieg auf 50, letztere auf 40. Sie erhielt durch Zulagen der Anstalt achtbare Gelehrte und erhöhte überhaupt die Gehalte der Professoren; sie errichtete drei neue Curse von Vorlesungen für Mathematik, Geometrie und Naturgeschichte in russischer Sprache, welche Jedem unentgeltlich offen standen; endlich ward von ihr ein Wörterbuch begonnen, vollendet und veröffentlicht. 47.

Literarische Notizen.

Das moderne Frankreich hat ein so merkwürdiges Geschichtsbuch wie kein anderes Land Europas. Dies ist der „Moniteur", worin die Verirrungen der Nation, wie ihre Großthaten, ihre Aufopferungen wie die Resultate ihres Wankelmuths in bunter Reihe verzeichnet sind. Von einem Theile dieses Geschichtsbuches findet bekanntlich ein Wiederabdruck statt, dessen vollständiger Titel ist: „Réimpression textuelle de l'ancien Moniteur, depuis la réunion des états-généraux jusqu'au consulat" (Mai 1789 bis November 1799). Dieser Wiederabdruck wird in vier Folgen erscheinen: 1) Assemblée constituante (5. Mai 1789 bis 30. Sept. 1791), 9 Bände in 157 Lieferungen. 2) Assemblée législative (1. October 1791 bis 20. Sept. 1792), 4 Bände in 72 Lieferungen. 3) Convention nationale (21. Sept. 1792 bis 26. October 1795 oder 4. Brumaire an. IV), 12 Bände in 227 Lieferungen. 4) Directoire exécutif (27. October 1795 bis 9. November 1799 oder 19. Brumaire an. VIII), 16 Bände in 295 Lieferungen. Das Werk verspricht sehr kostbar zu werden, da jeder Band, ein Trimester oder 90 Nummern nebst Supplementen enthaltend, 12 Fr. 50 C. kostet; doch werden auch die einzelnen Lieferungen und Nummern, letztere zu 25 C., verkauft. Zugleich wird Thuau-Grandville's „Introduction au Moniteur" als Supplementband mitabgedruckt, ein so selten gewordener Band, daß er in den Auctionen mit 200 Frs. bezahlt wird. Auch dieser Band, der mit einer literarischen und politischen Geschichte des „Moniteur" versehen ist, ist bereits unter der Presse.

Ein Hr. Charles Stoffels gab ein etwas seltsames Werk unter dem Titel „Résurrection" heraus. Der Verf. begründet in der ersten Abtheilung eine weitschichtige Synthese der religiösen Überlieferungen und der mathematischen und philosophischen Wissenschaften. In einer zweiten Abtheilung wendet er diese Synthese auch auf die gesellschaftlichen Posten oder, wie die Franzosen sagen, auf die sociale Wissenschaft an und schließt mit einer Ermahnung an alle einsichtsvollen Personen, die es mit dem Gedeihen der Gesellschaft gut meinen, zur Begründung einer christlichen Gesellschaft, deren idealen Entwurf er vorzeichnet, mitzuwirken. Es ist aber leider wahr, daß wir über alle Vorschläge zu einem neuen Christenthume und neuen Gesellschaftsformen wol unsere alten Besitzthümer verlieren, ohne deshalb zu einer neuen christlichen Gesellschaft durchdringen zu können. Das zu absichtliche Tendiren, Planmachen und Planiren ist es eben, was unsere Zeit zu keinem gesunden Athemholen, zu keiner freien Entwickelung aus sich heraus kommen läßt. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 166. —— 14. Juni 1840.

Die vierte Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst.

(Fortsetzung aus Nr. 165.)

Wir haben hier weiter in Betracht zu ziehen, auf welche Weise die Maßregeln der Preßbewachung bei uns bisher geübt worden sind und welche Resultate sich dabei herausgestellt haben? Und hier gehen nun abermals, wie uns däucht, beide Parteien zu weit. Die eine sieht die wirklichen Nachtheile nicht deutlich genug ein, welche aus dem Censurwesen herfließen, und versäumt es, sich die Frage unbefangen zu beantworten, ob denn die Censurnothwendigkeit in der That noch immer klar vorliege, und wenn es der Fall, ob des Guten nicht zu viel geschehe, ob nicht Strenge und Ängstlichkeit mehr oder minder ohne Noth walte, ob nicht bei einer mindern Strenge und Ängstlichkeit der Zweck vielleicht besser erreicht und mancher Nachtheil vermieden werden könnte? Von der andern Seite wird aber auch der Nachtheil und Schaden übertrieben. Wir wollen uns mit Denen in keinen Streit einlassen, die die Censurstrenge und Censurwillkür auf das heftigste anklagen und die Folgen derselben mit den schwärzesten Farben schildern, sondern auf die unleugbare Thatsache hinweisen, daß die Presse bei uns doch keineswegs absolut unfrei, keineswegs in dem Maße geknechtet ist, daß sie eben nur einer Meinung und Richtung in Kirche, Staat und Wissenschaft dienstbar wäre, sondern daß sie vielmehr in der wissenschaftlichen Sphäre einer sehr bedeutenden Freiheit genießt, und auch auf dem kirchlichen und staatlichen Gebiete noch frei genug sich bewegt, daß jede Ansicht — ob auch nicht in gleichem Maße — Raum hat, sich geltend zu machen. Nicht Alles kommt auf den Buchstaben der Gesetze an. Die Gesetze ordnen in Deutschland die Censur an, und legislatorisch durchgeführt war das erst neuerdings grundgesetzlich aufgestellte Princip der Freiheit der Presse noch nie. Dessenungeachtet aber hat von jeher bis auf unsere Zeit gerade in Deutschland die ausgedehnteste — auf eine doch immerhin ausgedehnte Drucklicenz sich stützende — Denk- und Geistesfreiheit geherrscht, wenn denn auch freilich der Volksgeist und Charakter, nicht aber jene, von diesem abgedrungene Licenz den vornehmsten Dank davon haben soll. Weiter kommt hinzu, daß der Preßzwang mehr als je empfunden, die Freiheit lebhafter als je begehrt, ihr Werth heller als je erkannt, das Volksrecht daran besser als je verstanden wird, mit Einem Worte, daß die Preßfreiheitsfrage in der öffentlichen Meinung, sowie diese überhaupt im Politischen, trotz der in dieser Sphäre so strengen Censur, die wesentlichsten Fortschritte gemacht hat. Auch dieses Ergebniß bestärkt in der Hoffnung und schützt uns vor Selbstvorwürfen wie vor Verkennung, gleichviel ob wir annehmen, daß man es gewollt, oder nicht habe abwenden können. Denn es hängt so wenig von der Censur wie von der Preßfreiheit allein so viel ab, als man hier oder dort glaubt; auch darf nicht eingewendet werden, die bisherige höher oder geringer anzuschlagende Milde der Preßbewachung sei eben nur willkürlich geübte Gnade, die nach Gefallen beschränkt oder auch gänzlich zurückgenommen werden könne, und nicht verbürgtes und gesichertes Recht, das geachtet und unverletzt erhalten werden müsse. Denn gewiß kann man mit vollem Rechte sagen, daß das Maß der Preßfreiheit, welche trotz der Censur bei uns stattfindet, denn doch etwas mehr als gnädige, von bloßer Willkür abhängende Gestattung wohlgesinnter Regierungen sei, und daß man darin vielmehr eine Anerkennung Dessen erblicken müsse, was die deutsche Nation ihrem Culturzustande gemäß zu fodern berechtigt ist, die Anerkennung, der Drang, das Ergebniß einer aus den Umständen und dem Volksgeiste hervorgehenden Räthlichkeit und Nothwendigkeit, die Zumuthung mit Mäßigung zu verbinden.

Hiermit glauben wir dargethan zu haben, daß man der Fesseln wegen, welche die Presse bei uns im Augenblicke trägt, weder die bevorstehende Feier eine Lächerlichkeit nennen, noch die Festfreude sich gar zu sehr trüben lassen darf. Es würde eine Schande für Deutschland gewesen sein, wenn die Feier unterblieben wäre, wir würden uns nur dann lächerlich durch sie machen, wenn wir sie nicht im rechten Sinne zu begehen verständen und begingen. Die Errichtung von Denkmälern, die Veranstaltung von Feierlichkeiten zum Andenken großer Männer oder Begebenheiten ist in jedem Falle, was auch dawider eingewendet werden mag, mindestens theilweise Ausdruck und Beweis einer wahrlich nicht zu verdammenden Pietät, weckt in begabten Naturen den Drang, auch etwas für die dankbare Nation, Menschheit, Nachwelt zu thun, zu schaffen, weckt doch in Tausenden das Bewußtsein, einer Nation anzugehören, eine Geschichte zu haben — und

ist nicht eben daran noch immer so sehr bei uns gelegen? An großen Männern und Begebenheiten, Heldenthaten und großartigen Schicksalen der Nation fehlt es uns am wenigsten, wol aber mangelt die allgemeine Kenntniß, Anerkennung und Würdigung, das das Volk durchdringende Gefühl, dem Geschlechte und Stamme anzugehören, der solche Heroen aus sich erzeugt, solche Thaten gethan, so Gewaltiges in Freude und Leid erlebt hat. Die großen Männer und Epochen einer Nation sind ihre leuchtenden Sterne und Sternbilder, die hellglänzenden Spitzen des Nationallebens, und jede Errichtung eines Denkmals für sie, jede Gedenkfeier ihrer Thaten zieht mächtig zu ihnen hinauf, sammelt um sie die Zerstreuten, weckt und stärkt in Allen das Gefühl des Zusammengehörens, das Gefühl, Glieder eines, mit Kränzen echter Verdienste, der Ehre und des Ruhms gezierten Ganzen zu sein, die Sehnsucht, seinen Ruhm zu erhöhen, den Wunsch und Willen, sein Gedeihen zu fördern, die Liebe und die Treue zu ihm. Wer Großes oder Gutes im Gedächtniß behält und ehrt, wird eben dadurch selbst reiner und besser, hat die Anlage dazu, die Richtung danach in sich und ist, ob er auch noch nicht Thaten thut, doch für das Thatenthun unverloren.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten.

London, 26. Mai 1840.

Das Coventgarden-Theater — während des letzten Vierteljahres, in Folge des plötzlichen Schlusses von Drurylane, das einzige eröffnete Patenttheater — beschließt morgen seine Saison. Es führte in der letzten Zeit nichts Neues auf, sondern beschränkte sich hauptsächlich auf ältere Lustspiele. Es wird daher noch immer passend sein, das letzte daselbst aufgeführte neue Stück: Leigh Hunt's „Legende von Florenz", sicher das beiweitem interessanteste aller hiesigen dramatischen Erzeugnisse des letzten Jahres, in der Kürze durchzugehen.

Leigh Hunt, unter Arbeiten für die periodische Presse, namentlich im Fache der dramatischen Kritik, ergraut, verdient für dieses sein dramatisches Erstlingsproduct schon die rühmlichste Anerkennung, als für eine energische und edle Anstrengung gegen unverdientes und unvorhergesehenes persönliches Misgeschick. Nicht minder hat er aber durch die Leistung selbst den ihm zu Theil gewordenen allgemeinen Beifall verdient.

Die Tragödie, begründet auf eine florentinische Sage von einer Scheintodten, welche des Nachts aus dem Grabe sich nach ihrem Hause zurückbegab, und nach welcher noch jetzt eine Straße in Florenz Via della morte benannt ist, stellt in ihrem Helden, einem eifersüchtigen Ehemann, einen Charakter von echt tragischer Bedeutung auf. Selbstsüchtig, unfähig durch Liebe die Liebe seiner Frau zu gewinnen, aber eben in Folge dieser Selbstsucht den Besitz dieser Liebe leidenschaftlich verlangend, martert er diese Frau, noch mehr aber sich selbst, durch eine fast wahnsinnige Feindseligkeit, welche zu seinem eigenen Verderben endet, und zeigt so aufs schärfste das Unvereinbare der Liebe und des Eigennutzes und erregt jenes Mitleiden, welches zugleich eine warnende Furcht für uns selbst in sich schließt. Die Scenen entwickeln sich wie folgt. Act I, Scene 1: Da Riva und Colonna, zwei junge Edelleute, Freunde des Antonio Rondinelli, des Geliebten der Ginevra vor deren Verheirathung an Francesco Agolanti — den Helden des Stückes — unterhalten sich über Agolanti's Charakter. Die Scene dient also gewissermaßen als ein Prolog, ein freilich nicht sehr dramatisches Verfahren, das man sich jedoch wegen des sehr muntern Dialogs der beiden jungen Herren immer gefallen lassen kann. Scene 2: Fiordilisa, die Zofe, bringt Giulio, dem Pagen Ginevra's, einen Brief zurück, den er von Antonio zur Beförderung an Ginevra erhalten, den diese aber mit Unwillen uneröffnet zurückgegeben hatte. Agolanti tritt auf, und Giulio verbirgt den Brief in seinem Gewande; Agolanti jedoch, mit dem Blicke des Eifersüchtigen, entdeckt denselben und erbricht ihn, voll der Erwartung, über die Liebeshändel seiner Frau endlich ein Licht zu erhalten. In dieser Erwartung sieht er sich vollkommen getäuscht; der etwas lange Brief besagt kurz, daß Antonio schon zwei seit der Heirath in sechsmonatlichen Zwischenräumen geschriebene Briefe uneröffnet zurückerhalten habe, daß er sie seiner ergebenen Liebe versichert, aber aller Gegenliebe entsagt, daß er sie bittet, ihn nicht zu vergessen und daß er ihr vor Allem ans Herz legt, bei ihren Leiden ihrer Gesundheit zu schonen. Dieser Brief hat für den Zuschauer Interesse; es wirkt auf letztern angenehm, Agolanti durch ihn beschämt zu sehen, indem er diesem die fleckenlose Tugend seiner mishandelten Frau zeigt, sowie, daß seine Haustyrannei allgemein bekannt geworden ist; der Zuschauer erhält durch den Brief ferner für das Verständniß des Stückes wesentliche Auskunft. Allein wir gestehen, daß er uns durchaus misfällt, als eine grobe Indiscretion des Antonio, da er nichts enthält, was der Ginevra zu sagen erfoderlich oder ersprießlich war, und diese daher rücksichtsloserweise durch ihn nur der Gefahr noch härterer Behandlung ausgesetzt wird. In dieser Scene misfällt es uns ferner, daß Agolanti nach der durch den Brief hervorgebrachten leidenschaftlichen Aufregung dem Giulio, bevor er ihn aus seinem Dienste entläßt, eine lange Strafrede hält. Der Dichter hätte hier weder dem Helden noch dem Zuschauer Geduld zu einer solchen Predigt zutrauen sollen. Dieser Giulio tritt überhaupt im Stücke zu viel hervor, und wird die Wirkung eines Schauspiels durch nichts so sehr geschwächt, als durch ein solches Hervortreten unbedeutender Charaktere. Scene 3: Hier beginnt gewissermaßen die eigentliche Handlung des Stückes. Mehre Herren und Damen besuchen Ginevra, um bei dem bevorstehenden feierlichen Einzuge des Papstes die Benutzung eines Fensters in ihrem Hause, welches eine sehr günstige Aussicht auf den Zug gewährt, zu erbitten, zugleich aber auch, sich nach dem Befinden Ginevra's zu erkundigen. Die leichte Scherzhaftigkeit der Freunde contrastirt sehr gut mit Ginevra's sanfter Trauer. Agolanti aber tritt ein, seine Aufregung gegen die ihm verhaßten Gäste unter der ihm eigenen conventionnellen Höflichkeit verbergend, wie den Groll gegen seine Frau unter dem übertrieben freundlichen Gruße: „Wie geht es meinem Lieb diese drei letzten Stunden?" Die Bitte der Freunde, Ginevra an dem Feste Theil nehmen zu lassen, erregt seinen Unmuth, und was Ginevra auch sagen, wie sie sich seinen Wünschen fügen mag, Alles reizt ihn nur, bis sich endlich sein Verdruß nicht länger zurückhalten läßt und er, ihre Hand hart pressend, ihr den Bescheid zuflüstert: „Sei in dem Purpursaale in zwanzig Minuten; hörst du, was ich sage?" — Act II, Scene 1: Dialog zwischen Antonio und seinen ihn tröstenden Freunden. Scene 2: Agolanti und Ginevra allein im Purpursaale. Dies ist eine Hauptscene und mit großer Kraft durchgeführt. Der grenzenlosen, nahe an wirklichen Wahnsinn streifenden Erbitterung Agolanti's setzt Ginevra lange eine fast ebenso grenzenlose Geduld entgegen, bis sie endlich weicht und in Verzweiflung ausbricht, aber sich sogleich wieder besänftigt und, was sie gesagt, auf die freundlichste und liebevollste Weise auszugleichen sucht, und als auch dieses vergeblich ist, von ihren Körperkräften verlassen, in Ohnmacht sinkt. — Act III, Scene 1: Agolanti hält einen Monolog, in welchem er sein Verfahren gegen Ginevra in seinen eigenen Augen völlig rechtfertigt, alles ihrem Mangel an Liebe gegen ihn, den sie lieben sollte, zuschreibt und sich als den Verletzten, den Gequälten ansieht. Der folgende Theil der Scene erscheint uns, wie wir wieder gestehen müssen, sehr sonderbar. Da Riva und Colonna treten auf

und halten Agolanti auf die neckendste und höhnendste Weise vor, wie die ganze Stadt von seiner Eifersucht und Grausamkeit spreche. Statt nun, wie man erwarten sollte, das Recht des Haus- und Eheherrn in Anwendung zu bringen und den vorwitzigen jungen Herren die Thüre zu weisen, entschuldigt Agolanti sich förmlich bei ihnen. „Verzeiht mir — ich bin verwirrt — bin nicht ich selbst!“ sagt er und führt dann, wie ein klatschendes Weib, eine Anzahl Häuser in Florenz an, wo es nicht besser hergehe. Als die Herren sich entfernen, übergeben sie ihm einen Brief Antonio's, in welchem dieser ihn, wenn er das Leben seiner Gattin berücksichtige, zu einer Zusammenkunft in einem benachbarten Gehölze auffodert. Agolanti sieht jetzt zum erstenmale, daß die Herren die Freunde Antonio's sind, und während sie ihm auf so neckende Weise einen bösen Ruf vorhielten, den Brief bei sich hatten. Wol mag er ausrufen: „Dies übersteigt jede Kühnheit!“ Er entschließt sich sodann zu der Zusammenkunft. Scene 2: Die Zusammenkunft. Zuerst wird die Unterredung in ziemlich ruhigem Tone geführt; denn Agolanti erscheint in dem vollen Bewußtsein seines Eheherrnrechts, Antonio in dem, nichts Anderes zu beabsichtigen, als für Ginevra, die er sterbend denkt, eine schonendere Behandlung zu erlangen. Aber der Eheherr verliert nach und nach seinen Grund und in demselben Verhältnisse seine ruhige Fassung, auch Antonio wird zur Leidenschaftlichkeit fortgerissen — was bei diesem aber geringe Berücksichtigung Ginevra's zeigt —, die Erbitterung steigt endlich auf das Höchste, die Hände greifen nach dem Degen, als die Todtenglocke auf dem Hause ertönte, und ein Diener mit der Nachricht erscheint, Ginevra sei gestorben. Die Wirkung auf Beide ist sehr verschieden. Antonio nimmt, der Sitte gemäß, bei dem Schalle der Glocke ehrerbietig seinen Hut ab, Agolanti, der jede Ceremonie sonst immer so gewissenhaft beobachtet, vergißt dieses und steht wie versteinert. Antonio ruft ihm zu:

> Den Hut nimm ab,
> Du ehrfurchtslose Niederträchtigkeit!

Doch Agolanti erwidert:

> Das bist du selbst, um stummgeschlagnen Schmerz
> So, wie ein Schurke, zu behandeln!

Beide scheiden sodann. — Act IV, Scene 1: Ginevra's Grab. Giulio, der jetzt in Antonio's Dienste ist, entdeckt zu seinem Schrecken, daß Ginevra ihr Grab verlassen hat. Scene 2: Agolanti hält wieder einen Monolog, in welchem er sich sagt, daß sein Verfahren gegen Ginevra aus zu inniger, bei ihr aber nur Kälte findender Liebe stamme. Was hätte er nicht gegeben für einen Blick wahren Mitleids in ihrem Auge! Und gewiß, ihr Herz liebte ihn nicht; denn Liebe erwirbt sich nicht durch gebieterischen Zwang und Trotz; wahre Liebe kömmt nur auf das Bitten der Liebe. Aber es ist ebenso gewiß, daß er sie nicht liebte. Dies zeigt sich eben jetzt. Ginevra, welche nur scheintodt war, hat sich, ein ergebenes Weib, von dem Grabe gleich geraden Weges nach dem Hause ihres harten Mannes begeben und befindet sich in ihrem Leichengewande vor der Thüre. Wie sie ihn am Fenster stehen sieht, ruft sie ihm zu:

> Agolanti!
> Francesco Agolanti! o Gemahl!
> Komm, hilf und laß mich ein, o laß mich ein!

Welchen Liebenden könnten nun wol alle Schrecken der Hölle abhalten, einer solchen Bitte von geliebter Stimme zu willfahren? Er aber, von abergläubischem Schrecken erfaßt, schlägt das Fenster zu und enteilt unter Ausdrücken des Entsetzens. Wahrlich, dies reicht hin alle eheliche Bande zu lösen! Seine letzten Worte: „Fort, schrecklich Truggebild!“ sind so gut, als ob er einen Scheidungsbrief unterschrieben hätte. Scene 4: Antonio in seinem Garten bespricht sich über seinen Verlust in einem Monolog sanften, elegischen Tones, seiner überhaupt wenig leidenschaftlichen Liebe angemessen. Ginevra, welche auch bei ihrer Mutter keinen Einlaß hat finden können, tritt jetzt vor ihn, um ein Obdach zu bitten. Er überwindet sogleich seinen ersten Schrecken, und nachdem er sich für einige Augenblicke seiner Freude überlassen hat, führt er sie ins Haus, sie dem Schutze seiner Mutter zu übergeben. — Act V, Scene 1: Agolanti, nach dem Verlaufe von fünf Tagen von Ginevra's Aufenthalte in Kenntniß gesetzt, erscheint bei Antonio, sie zurückzufodern. Antonio begibt sich, unbeleidigt von den Schmähreden Agolanti's, welcher glaubt, daß Antonio seine Frau, während sie im Leichengewande bei ihm war, entehrt habe, zu Ginevra, sich mit ihr zu bereden. Scene 2: Antonio und Ginevra beschliesen, daß diese ihrer Pflicht gehorchen und sich wieder zu Agolanti begeben solle. Sie gehen zusammen in tiefster Rührung ab, doch erst nachdem Ginevra Antonio zu erkennen gegeben hat, daß unter günstigern Umständen seiner Treue ihr Lohn geworden wäre. Scene 3: Agolanti wartend. Antonio erscheint mit Ginevra, welche, obgleich die anwesenden Freunde Alles aufbieten, sie zurückzuhalten, sich Agolanti wieder übergibt, zu dessen Besten daher Alles ausgeglichen scheint. Aber in diesem Augenblicke zeigt sich sein natürlicher Charakter und bewirkt, das Alles zu seinem Verderben umschlägt. Die Katastrophe tritt ein. Sowie er Ginevra wieder in Händen hat, findet sie, daß statt der bis jetzt von ihm gezeigten Reue, er in triumphirenden Hohn und Spott gegen Antonio und dessen Freunde ausbricht. Jetzt tritt sie zurück mit den Worten:

> „Verliere mich und höre! Wahnsinn will
> Die Sinne mir ersticken oder sprechen.
> Das Feuer des hohen Gefühls meiner Leiden krönt mich.
> Die Stimme eines lebenlangen Duldens schreit aus mir.
> Es warnt mich Alles, ich will nicht zurück!“

und sinkt in Ohnmacht, von Antonio's Armen aufgefangen. Agolanti, von diesem Anblick zur Wuth getrieben, stürzt sich mit dem Degen auf Antonio und wird von einem Freunde desselben, um diesen zu retten, erstochen. So endigt sich das Stück, uns für Antonio und Ginevra die Hoffnung lassend, sie nach gehöriger Frist zu gegenseitiger Beglückung vereinigt zu sehen.

Es wird sich aus dieser Darlegung hoffentlich hinreichend zeigen, daß, vieler offenbaren Schwächen ungeachtet, dieses Stück eine bürgerliche Tragödie von Werth ist und in ihrem Hauptcharakter jedenfalls mehr gibt, als etwa einen eifersüchtigen Ehemann auf dem Kothurne. Es ist aber in unsern Augen besonders die erschütternde Schlußscene, welche alle Schwächen des Stücks aufwiegt; die Katastrophe geht so recht eigentlich aus dem Innern des Helden hervor. Dieses nothwendige Hervorgehen der Handlung aus dem Innern des Helden — wie es jede Tragödie wesentlich erfodert — findet freilich im frühern Verlaufe des Stücks nicht eigentlich statt, und die äußere Handlung desselben, der Scheintod und die Auferstehung Ginevra's, tritt daher der innern Handlung und Charakterisirung des Helden fremdartig und störend gegenüber. Als eine besondere Schwäche des Stücks erscheint uns auch der Charakter des Antonio. Daß die zwischen Antonio und Ginevra bestehende Liebe keine zu große Tiefe hat, ist zwar sehr weise von dem Dichter veranstaltet; denn durch eine solche Liebe würde das Interesse von Agolanti abgezogen worden sein. Allein um so weniger lassen sich bei dem verhältnißmäßig ruhigen Gemüthszustande Antonio's seine vielfachen Indiscretionen entschuldigen. Die Sprache des Stücks ist zwar selten pathetisch, doch meistens naturwahr, obwol nicht frei von der Affectation veralteter Ausdrücke. Hinsichtlich des Metrums hat der Dichter sich große Freiheiten erlaubt und wir sehen nicht ein, weshalb er Prosa, wenn er sie Versen vorzieht, wie solche abgetheilt schreibt.

Was weiter über Coventgarden zu berichten ist, muß ich mir für einen spätern Bericht vorbehalten. Drurylane ist und bleibt geschlossen. In der italienischen Oper strahlt das Viergestirn Grisi, Rubini, Tamburini und Lablache in seinem langbekannten Glanze; das Repertoire bleibt, wie früher, im Ganzen auf Bellini und Donizetti beschränkt, obgleich auch „Don Giovanni“ vor einigen Tagen eine in jeder Hinsicht glänzende

Vorstellung erlebte. Im Ballet lernten wir hier in Dem. Cerito eine erste Tänzerin kennen, welche sich durch jugendliche Lieblichkeit, durch eine fast der Fanny Elsler gleichkommende Tanzfertigkeit, namentlich durch eine unvergleichliche Leichtigkeit den allgemeinsten und lebhaftesten Beifall erwarb. Eine englische Oper existirt hier bekanntlich gar nicht. Um so zeitgemäßer war die Eröffnung der von Hrn. Schumann aus Mainz unternommenen deutschen Oper. Sie hat den entschiedensten Beifall gefunden. Man findet zwar in Schmetzer keinen Rubini und in Pöck keinen Tamburini, noch weniger in Mad. Fischer-Schwarzböck eine Grisi oder in Mad. Schumann eine Persiani; dafür weiß man aber das Ensemble, die Präcision des Orchesters, namentlich aber die Präcision und das Feuer des Chors nicht genug zu bewundern. Bis jetzt wurden der „Freischütz" sechsmal, „Fidelio" viermal, „Don Juan" zweimal, „Das Nachtlager zu Granada" dreimal und Spohr's „Faust" einmal aufgeführt. Unter diesen Aufführungen befriedigte nur „Don Juan" nicht ganz, da die Oper allerdings bei den Italienern, deren Natur sie besser zusagt, mit größerer Wirkung gegeben wird; schon die deutschen Worte hörte das Publicum in dieser Oper ungern statt der italienischen. Kreuzer's und Spohr's Opern waren hier neu. Erstere gefiel durchaus. Die Aufführung der Spohr'schen Oper erregt bei dem hiesigen musikalischen Publicum ein besonderes Interesse, da Spohr bei demselben durch seine andern Werke allgemein bekannt und anerkannt ist, wie auch die Hauptpartien des „Faust" häufig in hiesigen Concerten von den ausgezeichnetsten Sängern vorgetragen worden sind. Der Beifall nach Aufführung des Ganzen war jedoch sehr getheilt. Ein größeres Publicum wird dieses Werk natürlich hier so wenig wie in Deutschland gewinnen. Die Gesellschaft war sehr glücklich in der Wahl des Hauses (früher St.-Jamestheater, jetzt nach dem Gemahl der Königin Princestheater benannt), welches in überaus ansprechendem Style gebaut ist.

Im Haymarket war seit seiner Eröffnung die Elite der hiesigen tragischen Schauspieler, die Herren Macready und Phelps, und die Damen Warner und Hellen Faucit in dem ältern Drama beschäftigt, wie die geschickten Herren Power und Buckstone in jenen leichten und losen, durch ihr meisterhaftes Spiel aber so verfeinerten Possen. Am letzten Sonnabend wurde hier nun eine neue Tragödie von Talfourd, dem Verf. des „Jon", unter allgemeinem Beifall aufgeführt. Dieselbe hat den Titel „Glencoe, oder das Schicksal der Macdonalds" und ihre Grundlage ist die Geschichte der Niedermetzelung des hochländischen Clans, Macdonalds von Gleman, welche im J. 1689 auf Befehl Wilhelm's III. stattfand. Ihr Inhalt ist kurz folgender: Halbert Macdonald, welcher nach dem Tode des gegenwärtigen das regierende Oberhaupt des Clans sein würde, ist es bei seiner Geburt prophezeit, daß die erste Stunde seiner Clanschaft die letzte seines Clans sein würde. Er lebt daher in Zurückgezogenheit mit seiner Mutter und Hellen, von dem feindlichen Stamme der Campbell, deren Vormund er ist und deren mädchenhafte und dankbare Zuneigung er seit lange als Zeichen der Liebe und sie als die Seine betrachtet hat. Zu Anfange des Stücks rückt nun Glenlyon mit dem zu der Meuchelei heimlich befehligten Regimente bei dem Clan ein. Bei demselben befindet sich Henry, ein jüngerer Bruder Halbert's, der zur Argylepartei übertrat, als Offizier. Er besuchte seinen Bruder und gewinnt hier das Herz der Hellen. Als Halbert dieses erfährt und ihr Vorstellungen macht, entsagt sie jedoch aus Pflichtgefühl Henry wieder und empfängt, obwol mit gebrochenem Herzen, Halbert's Ring. Henry, in Verzweiflung, besetzt nun willig auf Glenlyon's Befehl einen Gebirgspaß — welches nur von einem Mitgliede des Clans ausgeführt werden konnte und wodurch allen Schlachtopfern die Möglichkeit zu entrinnen abgeschnitten wird. Halbert jedoch, abgleich er Vorbereitungen zur Hochzeit mit Hellen trifft, hat sich nach langem Kampfe entschlossen, der Neigung des Mädchens zu willfahren und sie seinem Bruder zu übergeben, wenn sie vor dem Altare sich dazu entschließen würde. Halbert und Hellen begeben sich als Brautpaar zur Kapelle und werden hier von Henry getroffen. In dem Augenblicke, als dieser zu seinem Entsetzen die Großmuth seines Bruders erfährt, beginnt die Meuchelei. Das Oberhaupt des Clans ist gefallen und die Stunde von Halbert's Clanschaft gekommen. Eine durch das Fenster der Kapelle schlagende Kugel trifft ihn und entledigt ihn der Pflicht, gegen seinen Bruder Gerechtigkeit auszuüben. Der Vorhang fällt, das Schicksal der übrigen unserm Ermessen überlassend. Nun, dieses Stück ist, mehrer effectvollen Scenen und einer sehr eleganten, an malerischen Stellen reichen Sprache ungeachtet, sicher keine Tragödie, sondern nichts als ein Melodrama. Wir hätten dergleichen nicht von dem Verfasser des „Jon" erwartet. Die erste Aufführung des Stücks geschah ohne Nennung des Verfassers und wurde Talfourd's Name erst von Macready, der die Rolle des Halbert mit großer Kraft durchführte, als er am Ende des Stücks gerufen wurde und der Beifall des Publicums sich entschieden ausgesprochen hatte, genannt. Macready wurde von einer Masse von Kränzen fast überschüttet. Talfourd, von dem Hause einstimmig gerufen, erschien in einer Loge und machte seine Verbeugung. 22.

Literarische Notizen.

Bei dem Interesse, welches der Orient gegenwärtig für sich in Anspruch nimmt, darf der Aufmerksamkeit europäischer Leser folgendes Werk wol empfohlen werden: „La Russie dans l'Asie mineure, ou campagnes du maréchal Paskewitsch et tableau du Caucase", von Felix Fonton, der im Generalstabe des Marschalls war. Die Beschreibung des Kaukasus ist ein guter Beitrag zur Geographie und Ethnographie, und der detaillirte Bericht über die sehr geschickten und complicirten Operationen des russischen Oberfeldherrn, welcher mit seiner schwachen Armee fast mehr gegen die Schwierigkeiten der Localität als gegen feindliche Massen zu kämpfen hatte, ist für Militairpersonen eine ebenso anziehende als unterrichtende Lecture. Der politische Theil zeigt eine große Unparteilichkeit; russische Gesinnung spukt wenig darin; der Verf. hat sich die strategische Kriegserzählung und das topographische Gemälde zur Hauptsache gemacht — ein weise Mäßigung, welche ihn vor den Angriffen und Verdächtigungen des jetzt so gewaltsam verfahrenden Parteigeistes sicherstellt. Karten und Pläne dienen dem Leser zur Orientirung auf dem Gebiete dieser verwickelten Geschichtserzählung.

Ein wichtiges historisches Unternehmen wird unter dem Titel „Histoire politique de l'Europe pendant le consulat et l'empire" von Armand Lefebvre vorbereitet. Gegen Ende des laufenden Jahres, heißt es, werden die ersten Bände erscheinen. Die Diplomatie, verschüttet von den großen Kriegsereignissen und überstrahlt vom Glanze des Kriegsruhms, ist unbestreitbar die mindest bekannte Partie dieser Epoche. Armand Lefebvre, bei der Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten beschäftigt, scheint berufen zu sein, diese Lücke in umfassendem Sinne auszufüllen, indem ihm alle diplomatischen Correspondenzen und die werthvollsten in den Archiven niedergelegten Documente zur Verfügung gestellt sind. A. Lefebvre hat bereits mehre interessante alte Irrthümer, berichtigende Fragmente in einer Revue veröffentlicht, welche die allgemeine Aufmerksamkeit erregten. Hr. von Menneval, welcher so lange um die Person des Kaisers war, hat bereits der Lauterkeit dieser Veröffentlichung in einem Briefe an Hrn. Thiers Gerechtigkeit widerfahren lassen. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 167. — 15. Juni 1840.

Die vierte Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst.

(Beschluß aus Nr. 166.)

Was nun aber die Feier der Erfindung der Buchdruckerkunst, zumal in Deutschland, betrifft, so könnte nicht leicht eine andere mehr gerechtfertigt und geboten sein. Ist in jedem Falle die reichlichste Ursache vorhanden, daß wir jener Erfindung uns freuen, so kann es auch nur natürlich und angemessen erscheinen, daß das Gefühl der gerechten Freude und der dem Erfinder schuldigen Dankbarkeit zu einem schicklichen Zeitpunkte den angemessenen Ausdruck erhält. Die Zeit ist noch nicht gekommen, aber sollte sie nicht erwartet werden dürfen, wo Deutschland die Preßerfindung als ein Nationalfest, und zugleich mit allen gebildeten Nationen der Erde als ein Menschheitsfest begeht? Die Jubelfeier dieses Jahres wird noch immer nicht im vollen Sinne als ein Nationalfest begangen werden, doch jedenfalls in bedeutendem Maße eine Eigenthümlichkeit offenbaren, die bei aber- und abermaligen Wiederholungen immer mehr hervortreten muß. Wir meinen die Eigenthümlichkeit, daß sie die Einzelnen und einzelne Classen so, als wäre sie vorzugsweise eben nur für sie, und dann doch Alle im Verein so nahe berührt: die Buchdruckerzunft — und wiederum nicht minder Diejenigen, für welche gedruckt wird, welche lesen; den Protestanten, Christen, Menschen, Weltbürger; das Kind, dem die Fibel und der Katechismus die ersten Wissens- und Bildungselemente zuführen, und der Greis, dessen echtester und größter Lebensgewinn zum großen Theile auf den Erzeugnissen der Presse beruht; den Gelehrten, der ihr seine Fortschritte in den Wissenschaften, den Bauer und Handwerksmann, der ihr seine Bibel, sein Liederbuch, seinen Kalender, jeden Einzelnen im Volk, der ihr Brot, Lehre oder geistigen Genuß, die ganze Nation, die ihr einen bedeutenden Theil ihrer Wohlfahrt, ihrer Bildung, ihrer Stärke, ihres Ruhms verdankt. Was eben daran mangeln möge, daß das bevorstehende Fest als eine echte Nationalfeier begangen wird, es wird an den Tag stellen, daß ein namhafter Theil der Nation fühlt, zu würdigen weiß, stolz darauf ist, daß die Erfindung, um welche es sich handelt, eine große und deutsche sei; es wird dieses Bewußtsein, diese Gefühle klarer machen, läutern, erhöhen, verstärken. Die da wissen, was sie an der Buchdruckerkunst haben, wollen nothwendig auch deren Blüte und folglich auch ihre Freiheit. Zahlreiche Versammlungen sind schon an sich selbst niemals ohne wesentliche Bedeutung. Die „Gesellschaft der Denkenden" wird durch die Feier noch gesammelter und sichtbarer, und die sichtbarer werdende, einmal leiblich sich zusammenfindende Kirche wird noch zahlreicher werden. Schon die mannichfachen Veranstaltungen zum Feste führen Tausende zur deutlichern Erkenntniß des Werthes und der Bedeutung der Buchdruckerkunst und des Besitzes derselben, zum Nachdenken über ihren Zustand und die Bedingungen ihrer Blüte und echten Wirksamkeit. Die Feier wird manchen für sie und ihren immer fruchtreichern Gebrauch nützlichen und förderlichen Gedanken, Rathschlag, Plan, Vorsatz oder Verein hervorrufen. Die Festgedanken und Empfindungen werden sich in unabsehbare Kreise mittheilen und weiter verbreiten. Sollte nicht in der diesjährigen Jubelfeier der Presse ihr Befreier erzeugt werden? Wir meinen nicht ein Individuum; wir meinen den befreienden Gedanken, Sinn und Willen. Es ist nicht zu leugnen, die Preßfreiheitsfrage ist in Deutschland noch immer nicht populair genug gewesen, und war es namentlich in den Zeitpunkten der Bundesacte, der Preßbeschränkungen, der Constitutionenentstehung und Reformen nicht. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir voraussagen, daß die festlichen Zusammenkünfte, die Erörterungen, Anregungen und was sich sonst daran knüpft, wesentlich beitragen werden, die Preßfreiheitsfrage populair zu machen, die Meinung darüber in größern Kreisen aufzuklären, vielleicht auch manches Misverständniß, hier und da das Mistrauen und die Misgunst zu beseitigen, sodaß denn die Freiheitserklärung durch die Feier selbst wesentlich und unmittelbar vorbereitet und näher gebracht werden wird. Zu wünschen ist dies um so mehr, da es allerdings auch an bedrohlichen Zeichen der Zeit nicht fehlt, da die Verhältnisse der Presse bei uns jedenfalls precair sind, da wir auf das Günstige ihrer Lage nicht bis zum Sichersein und Händeinschooslegen vertrauen dürfen, da von ihrer Freiheit die bürgerliche und religiöse so wesentlich abhängt, da sie ohne Freiheit allmälig in ein Mittel der Einschläferung und Verdummung, der Entsittlichung und Beknechtung, aus dem höchsten Segen in den grausamsten Fluch verwandelt wer-

den kann. Vor allen Dingen aber ist zu wünschen, das Fest möchte den Gedanken zum hellsten Bewußtsein bringen, daß die edle Buchdruckerkunst durch jeden Misbrauch entweiht werde, daß die Schriftsteller sich ihrer nur zum Dienste des Lichts und Rechts, des gemeinen Besten im weitesten Sinne bedienten, die Nichtautoren auf ihren rechten und echten Gebrauch aber dadurch einwirken sollten, daß sie immer besser lesen, das Gute, Schöne und Nützliche vom Schlechten, Unschönen und Frivolen unterscheiden lernten und ihre Nachfrage auf das Erstere beschränkten. Beides steht in Wechselwirkung. Zu beidem würde sicher die Gestattung einer freiern Bewegung der Presse helfen, das Eine wie das Andere muß aber auch zur Befreiung der letztern führen, zu ihrer Befreiung von innen heraus, zu jener Freiheit, die allein echten Werth hat, weil sie darauf ruht, daß die Nation ihrer würdig ist. Wir hoffen viel Gutes von dem Jubiläum und unsere Hoffnung gründet sich insbesondere auf die Voraussetzung, daß es die vielseitigsten Erwägungen der in den Händen der Schreibenden und Lesenden, in Volkshänden also liegenden Mittel veranlassen wird, die dazu dienen können, den rechten und würdigen Gebrauch, die wahre Blüte der Buchdruckerkunst und die festeste Grundlage ihrer Freiheit zu fördern und zu sichern.

Diese praktische Richtung nimmt auch die kleine Schrift, deren Vorliegen uns zu den obigen Bemerkungen veranlaßt hat und über deren Inhalt jetzt noch ein paar Worte zu sagen sind. Der Verf. berührt im Eingange die Wichtigkeit und Größe der Erfindung der Buchdruckerkunst, verbreitet sich sodann über ihre Geschichte, von welcher er das Nöthigste beibringt, und spricht sich hierauf darüber aus, daß es bei einem Feste der in weiteren Kreisen verbreiteten Bildung, und zwar ohne Rücksicht auf Nationen, zugleich der Erinnerung an die gemeinnützig gesinnten Männer gelte, welche zumal in der neuern Zeit dazu beitragen, daß die Volksbildung gefördert worden, und als deren würdigsten Repräsentanten er Franklin schildert. Er sagt am Schlusse dieses Abschnitts, ein Haupterfoderniß, wenn Gutenberg's Erfindung wahren Nutzen in weitern Kreisen bringen solle, sei die Gelangung guter Bücher in das Volk; die Verbreitung nützlicher Bücher sei gleichsam eine Heidenbekehrung neuerer Zeit. Hierdurch bahnt er sich den Übergang dazu, auf den Vorschlag zurückzukommen, welchem er vor kurzem bereits eine eigene kleine Schrift gewidmet hat. Er empfiehlt nämlich abermals die Verbreitung nützlicher Bücher und reeller echter Volksbildung mittels der Gründung von Stadtbibliotheken sowie Dorf- und Kirchspielsbüchersammlungen und Lesecirkeln. Er hat seine ansprechende Idee hier wiederum von noch mehren Seiten in das Licht gestellt und sie wiederholt, um die Bitte an die Theilnehmer des Gutenbergsfestes daran zu knüpfen, in ihren Wohnorten für Errichtung solcher Bibliotheken besorgt zu sein. In einem fernern Abschnitte erklärt er sich über die rechte veredelnde Art des durch jene Schriftenverbreitung zu begünstigenden Fortschreitens und stellt weiterhin den richtigen Gesichtspunkt auf: bei jedem Erinnerungsfeste sollte nicht nur in dankbarer Anerkennung Dessen, was früher Wohlthätiges geschah, rückwärts der Blick gerichtet werden, sondern auch vorwärts. Es sollte daher zugleich erforscht und wo möglich ausgeführt werden, was zur weitern Förderung Dessen, was das Jubiläum hervorrief, für die Folgezeit nöthig wird. Jedes Jubiläum sollte zugleich das Gründungsfest einer neuen Wohlthat für die Menschheit werden; dies ist der rechte fortschreitende Sinn, das wahre Vorwärtsgehen! Wir stimmen ganz mit ein, wenn er am Schlusse sagt:

„Möchten, wenn die zahlreichen Berichte über die Feier des Jubiläums zu Ehren Gutenberg's in Tausenden von Städten der deutschen Gaue erscheinen, sie uns zugleich verkünden, daß an demselben auch jenes hoffnungsreiche Vorwärtsschauen, daß zumal die Gründung zahlreicher Stadtbibliotheken oder verwandtes Wohlthätige damit verbunden wurde, ganz besonders geeignet, die Vortheile jener Erfindung mittels beförderter höherer Bildung in den weitesten Kreisen zu verbreiten. Und dann werden unsere Nachkommen, bei dem Jubiläum 1940, an aller Derer verdienstvolles Wirken gedenken, welche sich bei dem diesjährigen nicht mit dem dankbaren Rückwärtsschauen und dem freudevollen Begehen des Festes an sich begnügten, sondern auf ein Vorwärts in rechter, segensreicher Art Bedacht nahmen, um den künftigen Generationen die Wohlthat der Gutenbergserfindung in immer verbreiteterer Weise zu sichern. Dann aber wird es 1940 ein Doppeljubiläum geben, geweiht der Erinnerung an die heilbringenden Jahre 1440, 1840." 26.

---

1. Leben, Seele, Gott, in ihrem innersten Heiligthume aufgesucht von Fr. Reinh. Hasert. Nürnberg, F. Campe, 1839. 8. 16 Gr.
2. Über die Fehler und den Mysticismus der modernen Philosophien. Von C. F. Lessing. Breslau, W. G. Korn. 1839. Gr. 8. 8 Gr.

In einem jeden dieser Schriftchen empfängt die Welt eigentlich eine neue Philosophie. Der Verf. des ersten hat einen zweifachen Grund, dasselbe an das Licht zu stellen, einen sehr harmlosen: er will überzeugt sein, ob Das, was seinem denkenden Geiste entsprungen, auch für Andere Gültigkeit habe; einen weitergreifenden: er will alle Die, welche auch innere Erfahrungen und Betrachtungen machen, zur Ermittelung der Wahrheit vereinigen. Aber — welcher Mann von Geist und Bildung muß sich erst auf diese Weise von seinem Verhältnisse zur gebildeten Welt in Kenntniß setzen! Das ist entweder eine Redensart, oder der Arme steht noch auf einer kindischen, niedern Stufe, weil er den Gang des Geistes einzeln und abgesondert, ohne Hülfe und Bezugnahme auf die geschichtliche Entwickelung desselben, unternommen hat. Redensart kann die Unwissenheit über den denkenden Geist der Zeitgenossen hier nicht sein, wie wir bald sehen werden: das Büchlein gibt so starke Beweise davon, daß wir selbst bei unserer Überzeugung geblieben sind, als der Autor am Ende polemisch wurde und gegen die sogenannte neue Philosophie loszog; welcher Fall doch deren Kenntniß voraussetzen sollte. Was aber die Anregung zu einer allgemeinen Verbindung der Geister betrifft, so dürfte sie nicht so leicht, am allerwenigsten aber durch einen Geist zu Stande kommen, der von seiner Bedeutsamkeit und seiner Mission noch nicht überzeugt ist.

Der wahre Grund jenes naiven Bekenntnisses von ursprünglicher Richtung und von Unkenntniß der Schulen und ihrer Ansprüche ist hier, wie immer, ein erbetener Freibrief für ungemessenes Raisonnement; wir werden dies alsbald beweisen. Die Schrift zerfällt in drei Hauptabschnitte, die nach einem Bilde von der Einrichtung des jüdischen Tempels die Namen:

Vorhof, Heiliges und Allerheiligstes führen. Im „Vorhofe" erlangen wir Aufschluß über das Leben im Allgemeinen; wir bemühen uns, als Probe von des Verf. philosophischer Weltanschauung, den Inhalt dieses „allgemeinen Lebens" darzustellen. „Was das Leben in seinem innersten Kerne sei", heißt es, „das kann der sterbliche Verstand nicht enthüllen, aber in seinem Erscheinen ist es rastloses Dahinwogen von Zuständen mannichfaltiger Art, welche in uns kommen von einem verborgenen Etwas, festgehalten werden und dann wieder aus uns wegziehen, wie sie gekommen sind — also ewige Bewegung, rastloses Weiterziehen. Gott, der Urquell alles, vorzüglich des geistigen Lebens, ist deshalb ewig wirksam in der beständigsten ununterbrochensten Bewegung. Von Allem aber, was wir mit den Sinnen wahrnehmen, ist das Beweglichste das Licht und die Wärme, denn die Lichter funkeln und schimmern fortwährend, und somit gilt der Satz: das Leben ist in seinem Erscheinen rastlos ununterbrochene Bewegung, sein Stoff ist Wärme, seine schönste Verklärung Licht." Wir wollen diesen Klingklang weder angreifen noch widerlegen, sondern vollends fortfahren den „Vorhof" in seinen Hauptpunkten zu durchwandern. Das Leben hat zwei Grundfactoren: den Trieb, das fremde Leben im Augenblicke der Verarmung als Ergänzung in sich zu ziehen, und den Trieb, das eigene Leben, wenn es voll und überreich sprudelt, an das, welches sich verlangend naht, abzugeben. Auf dieser Eigenthümlichkeit beruht der Zug der Geschlechter. Der Mann sucht für seinen Lebensüberfluß ein gleichartiges Wesen, welches ihn freudig in sich gehen lasse, das Weib eines, bei dem es Lebensfülle für sich gewinnen kann; das ist die Liebe. Durch die fünf Sinne und durch das Gefühl, welches die Eigenthümlichkeit ist, sich unwillkürlich in seinen verschiedenen Zuständen zu empfinden, geschehen alle gegenseitigen Lebenswechselungen. Das Leben steht aber auch in der innigsten Verbindung mit seinem Körper, aber nicht so, als ob es aus demselben erzeugt würde, sondern der Körper ist nur Träger und bediensteter Verwahrer, Hülle, Organ, Mittel zum Bestehen des Lebens. Aus allen diesen Explicationen müssen wir aber auch am Ende sehen, wie die Welt Einheit des gesammten und Mutter des Einzellebens ist.

Das ist der wesentliche Inhalt der Erkenntniß, welche uns der „Vorhof" bietet; im Büchlein selbst ist jede dieser Grundlehren in einem eigenen Capitel mit einer Brühe begossen. Der hierauf erfolgende Eintritt ins „Heilige" umfaßt das geistige Leben; das „Allerheiligste" aber offenbart uns das Leben in Gott. Wir wollen jedoch tempus et oleum sparen und den heiligen und heiligsten Offenbarungen nicht weiter folgen — unsere Leser haben für ihr Urtheil über den neuen Philosophen genug. Die Grundlage des Hasert'schen Systems ist die Empirie, aber in unklarer Weise verarbeitet und mit aufgegriffenen Gedanken und Redensarten der Philosophen herausgeputzt.

Eine noch beiweitem auffallendere Schrift ist die des zweiten neuen, aus seiner Dunkelheit hervortretenden Philosophen; denn innere Nichtigkeit mit äußerm Anstrich, höchste Arroganz mit größter Ignoranz, Sprachunsinn, grammatische Sünden, unanständiger Egoismus, Alles vereinigt sich, daß diese geistige Misgeburt den widerlichsten Eindruck macht. Wir werden hiervon Proben geben, obgleich wir Hrn. Lessing's Aufrufe zur Widerlegung nicht genügen können, da er nicht irgend eine bestimmte philosophische Entwickelung angreift, sondern jede Entfaltung des Geistes, die über seine grobe Empirie hinausgeht, negirt; es müßte also für ihn ein förmlicher Cursus durchgemacht werden, und dann stände es immer noch dahin, ob dieser Kopf begreifen könnte und wollte. Hr. Lessing (Kanzler des standesherrlichen Gerichts in Polnisch-Wartenberg in Schlesien) hat früher eine „Lehre vom Menschen" herausgegeben, die wir nicht kennen, welcher aber scheint der Vorwurf gemacht worden zu sein, daß er von keinem Principe in derselben ausgehe. Er bekennt nun, daß er durch Lecture immer mehr die Überzeugung gewonnen habe, wie er in seiner Lehre auf eine richtige Philosophie gekommen sei; nur die dabei verwendete Form habe dem Inhalte geschadet. Demnach hat er diese zweite Abhandlung geschrieben, in der er sein System und das Verhältniß desselben zur modernen Philosophie gründlicher und glücklicher darstellen will: und da dieses, seiner Meinung nach, auf Anklage der letztern hinauslaufen muß, so hat er die polemische Form gewählt; „damit der geneigte Leser prüfe und der Beklagte sich verantworte" herrscht er zu. Das gebildete Bewußtsein hat sich also in corpore vor die Schranken des standesherrlichen Kanzlers an die polnische Grenze zu begeben und sich bei diesem philosophischen Richter wegen geistigen Frevels zu verantworten. Geister aus Kant, Herbart, Fichte, Schelling, Hegel, erscheint und versucht euch zu rechtfertigen, denn er hat euch verworfen, und das ganz, seitdem er, wie er schreibt, in Berlin gewesen ist und sich von da die Schriften des u. s. w. Grävell, Beneke und Daud mitgebracht hat! Die Schulen der Alten dürfen indessen keine Advocaten schicken, denn sie verlieren jegliches Anrecht auf Abhörung, da der Hr. Kanzler aus seiner Jugend- und Schulzeit noch weiß, daß ihr ganzes Denken nur ein leerer Wortschwall gewesen sei.

Und nun, das System! leider aber müssen wir bekennen, daß wir ein System nicht vorgefunden haben. Wir haben nur herausstudirt, daß Hr. Lessing die Philosophie ungefähr als die Wissenschaft definirt, welche durch die Synthesis des menschlichen Verstandes den Naturwirkungsgang kennen lehrt. Selbst drückt er an einem Orte seine philosophische Grundansicht so aus: „Die Philosophie ist ein Wirkungsextract der Natur, welche durch ihre Abstracta oder Concreta individualisirt wird." Was das eigentlich heißen soll, haben wir nicht verstanden. Im Ganzen haben wir jedoch erfahren, daß die ganze Höhe dieser Philosophie die sinnliche Erfahrung sei. Vorzüglich leuchtete uns dies aus der wiederholten Behauptung hervor, daß er alle metaphysischen Bestrebungen für ein Unding halte; ferner, weil er es der modernen Philosophie zum ersten und hauptsächlichsten Vorwurf macht: sie strebe nach unnatürlicher Erweiterung des Denkfeldes, indem sie über das irdische Leben hinaus philosophire, „alle wahre Philosophie müsse aber nur das irdische Sein berühren". An einer andern Stelle fodert der plumpe Materialist die Welt heraus, seine schon längst gemachte Behauptung zu widerlegen: „daß das Begehren auf das Blutsystem (?), der Verstand auf das (?) Nervensystem beruhe". Ehe aber Hr. Lessing als philosophus militans seinen Kampf beginnt, hebt er noch einmal über die Philosophie als Wissenschaft an zu sprechen und läßt sich in folgender Art vernehmen: die Philosophie ist die Wissenschaft, welche die Prüfungsnormen aller Erkenntnisse unserer Umgebungseinzelheiten enthält; sie ist nothwendig und eingeborenes Bedürfniß der Menschen, aber gerade die Wissenschaft, welche in ihrem Culturgange so irre geleitet worden ist, daß man mit Recht behaupten kann: 1) es habe bis jetzt noch kein verständiges System der Philosophie existirt, 2) die moderne Philosophie habe den Anschein einer Ausspinnung von Kindereien bei gereiftem Verstande, die eine Erklärung der Mystica durch Mysticissima gebe. Hierauf beginnen nun die Punkte, in welchen er die Philosophie der Zeit angreift und dabei sein System auslegt, aber ein zweiter Ödipus mag diese wüsten Sprachräthsel lösen, wir sind es nicht im Stande gewesen und halten es auch nach Dem, was wir schon gegeben haben, für überflüssig, unsere Leser weiter zu belästigen. Nur unsere Verwunderung müssen wir noch ausdrücken, daß ein Mann, der doch sicherlich innerhalb deutscher Cultur und Wissenschaft aufgewachsen ist, und der einen nicht unbedeutenden geistigen Wirkungskreis haben muß, auf einem so niedern Grade des philosophischen Bewußtseins, in einer solchen verworrenen Verfassung seines Geistes und so unerhörter Anmaßung und Zuversichtlichkeit befangen sein kann! 36.

Tulifäntchen und Graf Platen.

In der von Karl Gödeke mit vieler Wärme abgefaßten Biographie Platen's, welche der Cotta'schen Gesammtausgabe der Werke des Dichters angehängt ist, las ich, bei Gelegenheit

der Erwähnung des Streites mit Immermann, mit Verwunderung folgende Stelle: „Einen geistreichern Ton schien Immermann in seinem Heldengedichte: „Tulifäntchen" anzustimmen, indem er hier eine positive Satire gegen den Grafen hinzustellen unternahm; allein wie wenig treffend dieselbe gewesen, beweist die Ansicht des Publicums, der Verfasser habe ein harmloses, scherzhaftes Heldengedicht schreiben wollen." Mir war nichts davon bewußt. Ich theilte die Ansicht des Publicums, und so viel mir aus einem Gespräche mit Immermann aus dem J. 1838 erinnerlich ist, kann ich versichern, daß der Dichter selbst dieser Ansicht war. Meine Verwunderung wurde, wie Jeder begreifen wird, zu einer seltsamen Überraschung, als ich weiter las: „Immermann hat den Verdruß gehabt, daß man die Stacheln seines Tulifäntchens durchaus nicht bemerkte; wir selbst sind erst durch eine officielle Erklärung von W. Alexis im Conversationslexikon der neuesten Zeit und Literatur unter dem Titel: Immermann, gewahr geworden, Tulifäntchen sei gegen Platen gemünzt." An den mir sonst unbekannten Verfasser der Biographie, den ich aber um der Liebe, ja Begeisterung willen, mit der er die Sache seines Dichters verficht, achten muß, stelle ich die Gewissensfrage: wie er es bei sich rechtfertigt, den Artikel eines Lexikons, der namenlos gegeben, einem Schriftsteller auf den Kopf zuzusagen, der sich nirgend dazu bekannt und genannt hat? Dies geschieht freilich tausendfältig und gilt auf dem literarischen Markt als keine Übertretung; aber von einem Schriftsteller, der mit so vieler Pietät seinen Todten behandelt, könnten auch die Lebenden einige Rücksicht fodern. Indem, was heißt eine officielle Erklärung in dem Artikel eines Lexikons, der nach den gegebenen Bedingungen desselben nicht unterzeichnet ist und es füglich nicht sein kann, da in der Regel die Hand von Mehren daran thätig ist? Gewöhnlich liefert die betreffende Person selbst auf Wunsch der Redaction eine Skizze; diese verarbeitet ein Mitarbeiter, die Redaction aber schichtet und richtet den Aufsatz, ihn kürzend oder einschaltend, zu einem Artikel ein, welcher dem Zwecke des Ganzen entspricht. Wo ist da der verantwortliche Autor, wo die officielle Erklärung? Was in dem Artikel „Immermann", im „Conversations-Lexikon" von 1833, von mir herrührt, kann ich nicht mehr mit Gewißheit angeben; so viel ich mich entsinne, ist es sehr wenig und das Meiste ist Redactionsarbeit. Auch scheinen einige Sätze aus räumlichen Bedingungen zusammengerückt, woher vermuthlich der Irrthum entstanden ist. Es heißt darin: „Den ersten Anlaß zu „Tulifäntchen" gab ihm (Immermann) ein überaus zierlicher und kleiner Graf", und gleich darauf folgt die Erwähnung des traurigen Krieges gegen Platen. Die Verbindung ist eine rein örtliche, keine Gedankenverbindung. Vielleicht ist auch ein Zwischensatz weggefallen. So viel ich von Platen's Persönlichkeit weiß, die mir wie Hrn. Gödeke unbekannt geblieben, paßt übrigens auf diesen weder das überaus zierliche noch kleine, und noch weniger der harmlos romantische Sinn des ritterthatendurstigen Tulifäntchen zum Verfasser der „Verhängnißvollen Gabel". Hr. Gödeke nennt das Gedicht „Tulifäntchen", gleichwie Immermann's „Im Irrgarten der Metrik umhertaumelnden Cavalier" vergessen. Deutschland ist groß. Ich habe zu meinem Vergnügen gefunden, daß dies heitere Märchen in Kreisen lebt und ergötzt, die nichts von Platen und Immermann und noch weniger von dem jetzt freilich und glücklicherweise vergessenen Kriege zwischen beiden wissen. Ich hörte es sogar Mütter ihren Kindern vorlesen, und sie bedauerten nur, daß hier und da polemische Streiflichter allgemeiner Natur die harmlose Erheiterung störten.

Die Sache ist nicht von Wichtigkeit, aber historische Unrichtigkeiten, einmal mit Bestimmtheit ausgesprochen, schleichen sich, endlich unvertilgbar, aus Compendien in Compendien über, und ich war es nicht sowol mir als Immermann schuldig, dieser irrthümlichen Annahme bei Zeiten zu widersprechen.

W. Alexis.

Bibliographie.

Apelt, E. F., Ernst Reinhold und die Kantische Philosophie. 1stes Heft: Kritik der Erkenntnißtheorie nebst einer Zuschrift an ihren Verfasser. Gr. 8. Leipzig, Hinrichs. 12 Gr.

Bacherer, G., Buch vermischter Bezüge. Gr. 12. Leipzig, Fest. 1 Thlr. 6 Gr.

Amtlicher Bericht über die Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe zu Potsdam im September 1839. Herausgegeben von A. v. Lengerke. Roy.-8. Berlin, Held. 4 Thlr.

Einige Dichtungen von S. T. Coleridge, und von Mstrs. Landon-Maclean, übersetzt im Versmaaße der Originale von Kranz. 8. Danzig, Gerhard. 1839. 1 Thlr.

Gesammelte Erzählungen von der Verfasserin der Bilder des Lebens. 2ter Band. 8. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 1 Thlr. 20 Gr.

Friedrich der Große im Liede der teutschen Barden. Spenden zur hundertjährigen Jubelfeier der Thronbesteigung des Königs. Gr. 4. Nürnberg, Recknagel. 16 Gr.

Gedanken und Maximen Friedrichs des Großen. Mit 1 lithographirten Abbildung — Mit dem Umschlag-Titel: Geist Friedrichs des Großen. Zur Jubelfeier seines Regierungs-Antritts. 8. Berlin, Liebmann u. Comp. 12 Gr.

Gottschalck, F., Die Ritterburgen Deutschlands. 1ster Band. Mit 1 Abbildung der Ruine Wetterburg. 8. Magdeburg, Heinrichshofen. 1 Thlr. 6 Gr.

Haltaus, K., Album deutscher Schriftsteller zur vierten Säcularfeier der Buchdruckerkunst. Ler.-8. Leipzig, Fest. 1 Thlr. 12 Gr.

Heinlein, H., Festgabe zur vierten Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst. Eine Darstellung der Entstehung, Ausbreitung und Vervollkommnung der Typographie bis zur gegenwärtigen Zeit. Mit 1 Abbildung des Festsalons. Gr. 8. Leipzig, Drobisch. 12 Gr.

Jaumann, v., Colonia Sumlocenne. Rottenburg am Neckar unter den Römern. Mit Rücksicht auf das Zehentland und Germanien überhaupt. Ein antiquarisch-topographischer Versuch. Mit 28 Lithographieen. Herausgegeben vom Königl. Württembergischen Verein für Vaterlandskunde. Gr. 8. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 1 Thlr. 16 Gr.

Kehrein, J., Die dramatische Poesie der Deutschen. Versuch einer Entwickelung derselben von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart. Beitrag zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur. 2 Bände. Gr. 8. Leipzig, Hinrichs. 2 Thlr. 18 Gr.

Kreutzhuber, M., Leben, Wanderungen, Kreuz- und Querzüge, und wundersame Abenteuer zu Land und Meer. Nach mündlichen Mittheilungen herausgegeben von F. W. Bruckbräu. Mit dem wohlgetroffenen Bildnisse des frommen Pilgers. Gr. 12. Burghausen. 14 Gr.

Krieger, J., Versuch einer Theorie der Töne, nach der Ansicht Perrault's, Carre's, de la Hire's u. a. m., und ihrer Anwendung zur Erklärung der Modification der Harmonie der Musik. Gr. 8. Pressburg, Wigand. 18 Gr.

Leu, J. B., Beitrag zur Würdigung des Jesuiten-Ordens. Nebst einer noch ungedruckten Geschichte und Beurtheilung der Jesuiten von J. A. Möhler. Gr. 8. Luzern und Bern, Jenni, Sohn. 8 Gr.

Mundt, Th., Völkerschau auf Reisen. 1ster Band. I. Südfranzosen. II. Polen. III. Naturvölker. 8. Stuttgart, Krabbe. 2 Thlr.

Pocci, Fr. von, Legende vom Sanct Hubertus. Und: Das Märlein von Schneeweißchen und Rosenroth. Mit Bildern. 16. München, Lindauer. 10 Gr.

Rümpler, K. F., Christus ist mein Leben! Religiöse Lieder. 8. Dessau, Fritzsche u. Sohn. 14 Gr.

Wagner, F., Albrecht Dürer. Dramatisches Gemälde in sechs Bildern. Der Erinnerung des Meisters geweiht. Gr. 8. Nürnberg, Bauer u. Raspe. 16 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 168. — 16. Juni 1840.

Italien. Beiträge zur Kenntniß dieses Landes von Friedrich von Raumer. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1840. Gr. 12. 4 Thlr.

F. von Raumer's Producte seiner wissenschaftlichen Reisen sind wir gewohnt in einer doppelten Darlegung von ihm zu erhalten. Seine historischen Forschungen trennt er von den Reiseberichten, welche seine Wahrnehmungen aus dem Leben der Gegenwart in an seine Familie gerichteten Briefen aussprechen. So besitzen wir seine Briefe aus Paris und sein Werk über England, unabhängig von den historischen Schriften, welche durch seine Forschungen in den Archiven beider Länder entstanden. Seine Reise nach Italien wurde unter andern Auspicien unternommen. Wenngleich der Historiker sich die Aufgabe gestellt, was möglich wäre, im Vatican zu versuchen, ob zu einer neuen Ausgabe seiner „Hohenstaufen" in den päpstlichen Archiven sich neue, ergiebige Quellen entdecken ließen, so geht doch aus seinen Vorstudien zur Reise hervor, daß er sie hauptsächlich mit dem Zwecke unternommen, die gegenwärtigen statistischen und sittlichen Zustände, die ihm von den romantischen und Kunstreisenden ebenso wenig als von den Publicisten genügend berührt schienen, zu studiren. Mit den ausgebreitetsten und gewichtigsten Empfehlungen auf dieses Ziel hin unternahm er die neue Reise, und seine Forschungen in den Urkunden blieben diesmal Nebensache, zumal da die in Rom versuchten mislangen. Seine ganze Thätigkeit war also auf andere Gegenstände zusammengefaßt, wo sich die Studien von den Erlebnissen nicht scharf sondern lassen, sondern in mehr als einer Beziehung zusammenfallen. Das vorliegende Werk umfaßt deshalb seine Familienbriefe und Abhandlungen, welche Raumer auf der Reise selbst über das Beobachtete niederschrieb und nach Hause sandte.

Der Eindruck, den dieses Werk zurückläßt, ist ein sehr verschiedenartiger von demjenigen, welchen sein „England im Jahre 1835" auf den Leser hervorbringt; und er muß es sein nach der Natur des Gegenstandes. Dort, in seinen englischen Briefen begleitet uns Freude und Begeisterung; es ist ein großer Lobhymnus auf ein mächtiges Reich, auf ein großes Volk. Der Historiker wird zum Dichter, indem er die gesund-kräftigen Regungen der Gegenwart nach einer gedeihlichen Zukunft schildert, und Gegenwart und Zukunft wurzeln fest auf einer großen, thatenreichen Vergangenheit. Also, wo der Forscher hinblickt, findet er Erfreuliches, und aus dem Abgestorbenen keimt immer wieder Neues kräftig empor. Wir vergeben ihm, wenn er in fortwährender Wärme und Liebe für Land und Volk Partei nimmt und die bei so vielem Licht nothwendigen Schattenseiten nur leicht berührt, oder sie nicht sehen will; und es ist dies gerade der auch gewürdigte Vorzug des Raumer'schen Werkes, daß es sich nicht im Einzelnen verliert, sondern stets das Ganze vor Augen hat und vor die Augen führt. Alle Beobachtungen der Erscheinungen gehen auf den Körper zurück, dessen Ausflüsse sie sind, immer sehen wir Land, Volk, Reich, und ihre Bedeutung zu demselben. Die Subjectivität des Verf. wird von dem großen Objecte gehoben, und getragen von einer mächtigen Strömung nehmen seine Worte oft prophetischen Schwung. Es kommt dazu, daß er England in einer sehr bewegten Zeit sah, in einer Epoche, wo Vergangenheit und Zukunft politisch in einer Krisis lagen, wie etwa poetisch die war, in welcher Shakspeare dichtete. So Licht und Farbe von allen Seiten, und der bewährte Historiker hat das reichste Feld, das Werdende, für das er sich mit ganzer Seele interessirt, gegen die unverständigen Anfechtungen zu vertheidigen, welche darin einen gänzlichen Untergang des Alten und Ehrwürdigen erblicken. Denn er kann ihnen mit seinem klaren Blick in alle Vergangenheiten der Staaten und Nationen beweisen, daß hier nur Das beseitigt und zu Grabe getragen wird, was nicht mehr leben kann, und daß das Neue keine willkürliche Schöpfung, sondern eine naturgemäße nothwendige Entwickelung aus den ewigen Lebenskeimen des englischen Volkes ist.

Was dagegen bietet das heutige Italien! Der Fluch des Orients ruht darauf. Es zehrt an Erinnerungen, die mit der verfaulten, entsittteten Gegenwart nichts gemein haben. Die fortvegetirenden Stauden hängen kaum mit den Wurzeln der alten, gefallenen Bäume zusammen. Zersplittert in viele Theile, sind es nur vage Träume, die von einer unmöglichen Einheit sprechen. Mit dem politischen Selbstleben ist auch Kunst und Poesie untergegangen. Überall sehnsüchtige, krampfhafte Anstrengungen nach einem bessern Zustande, aber es ist ein Phantom, und die würdigsten Geister, wenn sie sich aufs Gewissen fragen, müssen an dessen Realisirung zweifeln, denn

das höhere sittliche Fundament fehlt, auf dem allein solche kühne Bauten gelingen. Sie schwärmen von Republiken im alten Sinne, und nirgend die Spuren jener heroischen Tugenden, auf die allein ein Gemeinwesen in jenem Sinne sich denken läßt. Neid, Verredung zwischen den einzelnen Städten und Staaten; Barrieren von Haß und Eifersucht, stärker und strenger als die Mauthlinien; der verschiedene Ursprung auf den Gesichtszügen, und nur verbunden alle durch einen vagen Namen, der allein eine geographische, niemals eine nationelle Bedeutung hatte. Eine entnervte Sittlichkeit; bestechliche Zöllner und Beamte, bis zu den höchsten hinauf; Schwefelmonopole; überall ausgestreckte Hände, Gewinn durch den Besuch der Fremden und Haß gegen alles Fremde; uralte hierarchische Ansprüche und der unseligste Atheismus; Überreichthum und Bettelei; Stolz auf uralten Ruhm und kriechender Servilismus; Bücherverbote wie in keinem Lande und gezückte, bluttriefende Dolche; Verwaltungen, die nur an sich selbst denken, und Räuberbanden, mit denen man verhandelt, um sie unschädlich zu machen. Ein exaltirter Nationalstolz, in seinem tiefen Schmerzgefühl rührend und doch nirgend, beim besten Willen, Abhülfe gegen die von Allen gefühlten Mängel als in den Provinzen, welche von Fremden regiert werden! Konnte ein solches trostloses Bild dem Reisenden denselben Aufschwung der Gefühle geben, in dem er seine Briefe aus England schrieb! Daß der Kunst- und Naturfreund, auch der Psycholog, noch ein schönes Land findet, für das er poetisch erglühen mag und darf, ist eine Sache für sich, die unser Verf. am wenigsten bestreitet. Aber das ist von Tausenden empfunden, von Hunderten niedergeschrieben. Er reiste, um das Leben der heutigen Italiener in Bezug auf ihre öffentlichen Einrichtungen kennen zu lernen, und das Resultat konnte ihn zu keinem Lobhymnus begeistern. Er tritt deshalb hier mehr als ein getreuer Beobachter auf, der unbefangen, mit den sorgfältigsten Vorstudien, seine Wahrnehmungen aufzeichnet und, sparsamer mit seinen Urtheilen, um nicht in eine fortdauernde Jeremiade zu verfallen, sein Résumé nur gelegentlich gibt und erst zum Schluß seines Werkes seine gewichtigen, allgemeinen Betrachtungen daran knüpft.

Der belehrende Theil des Buches ist daher diesmal der beiweitem überwiegende gegen den unterhaltenden und man glaubt es den Familienbriefen anzusehen, wie der Verf. Alles gekürzt und gestrichen, was mehr Bezug auf seine Persönlichkeit als auf die Sachen hat. Raumer's Betrachtungsweise, wenn er „von der Leber weg" zu seinen Bekannten spricht, hat aber so viel Eigenthümliches, Anziehendes und Treffendes, daß wir es bedauern müssen, hier so oft auf Gedankenstriche zu treffen. Indessen mögen diesmal Rücksichten obgewaltet haben, welche zur Zurückhaltung zwangen, und mancherlei Misdeutungen, denen seine frühern Briefwechsel ausgesetzt waren, ihn zu einer strengern Selbstcensur angehalten haben. Die hohen und dringenden Empfehlungen aus Wien verschafften ihm in den meisten Staaten Zutritt zu den höchst gestellten Personen und zu den sorgfältigst gehüteten Archiv- und Bureauschätzen. Wenn man ihm, in Anerkennung der geehrten Anweisungen, die letztern öffnete, und was jedem Andern verschlossen geblieben wäre, zu veröffentlichen erlaubte, so glaubte er seinerseits sich nicht berechtigt, auch die Personen vor die Öffentlichkeit zu führen. Was in England gültig ist, ist es nicht in Italien. Dennoch vermag er nicht den subjectiven Humor, der ihn in den trockensten Arbeiten frisch erhält, ganz zu verbannen, er bricht hervor und würzt uns dann und wann auch die statistischen Mittheilungen, welche durch ihre langen Zahlenreihen ermüden könnten; wie denn sein immer frischer und reger Geist bei allen Beobachtungen ihn ebenso wenig verläßt, als die Trostlosigkeit des Stoffes sein scharf beobachtendes Auge trübt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Chartism. By *Thomas Carlyle*. London 1840. *)

Wenn der Ausspruch Mirabeau's, womit er die französische Revolution begrüßte: sie werde die Reise um die Welt machen, bereits seine sichere Verwirklichung gefunden zu haben scheint, so gab es doch der allgemeinen Annahme der politischen Geographen nach bisher ein Land, welches der kühnen Weltumseglerin nie einen gastlichen Hafen bot, welches gleich dem unnahbaren Eilande der Sagenwelt die magische Kraft besaß, die fremde Abenteuerin von seinen Küsten, die sie oft erblickt und erstrebt, fern zu halten und ein unerreichbares Ziel ihrer Wünsche und Bestrebungen zu bleiben — Altengland. Aber gleichwie diese eigenthümliche Stellung, welche Britannien der ganzen übrigen civilisirten Welt gegenüber zu behaupten wußte, nur die höchste Bewunderung aller denkenden Beobachter der Zeitereignisse zu erregen vermochte, so muß nicht minder das Gegentheil, dessen Entwickelung die Zeit in ihrem Laufe herbeigeführt hat, die gespannteste Theilnahme derselben auf sich ziehen. Zwar nicht von außen her ist der Held erschienen, der den Zauberkreis, welcher Albions Gestade umschlungen hielt, durchbrochen und den revolutionnairen Ideen den Zugang zu denselben erkämpft hätte: nein! auf dem eigenen Boden des Landes, aus seinen eigenen Keimen ist die Saat aufgegangen, deren Frucht auf dem Continente unter dem, dem geschichtlichen Gedenken jener Insulaner fast wieder entschwundenen Namen der Revolution wohl bekannt ist. Aber nicht ein Kampf um blose Formen der Verfassung, nein eine gewaltige Gährung der gesammten gesellschaftlichen Verhältnisse ist es, welche dort den Jahrhunderte lang feststehenden Grund der politischen zu erschüttern droht. Zwar scheint diese Gährung durch die augenblickliche Beseitigung ihres jüngsten Symptoms, des Chartismus, wieder in die Schranken des historisch begründeten und überlieferten Entwickelungsprocesses der englischen Verfassungsgeschichte zurückgedrängt; aber nur wer über der Außenseite den innern Gehalt zu untersuchen vergißt, ja nur wer mit offenen Augen nicht sehen will, vermag sich solcher trügerischen Hoffnung blindlings hinzugeben. Der denkende Beobachter wird jeden Bericht über den Fortgang der gesellschaftlichen Reibungen in England, über deren Veranlassung, wie über die Mittel, sie zu stillen, der aufmerksamsten Beachtung auch ferner werth halten, besonders wenn derselbe von einer Stimme aus der Mitte des betheiligten Volkes selbst herrührt, die einen gegründeten Anspruch auf Autorität erheben kann. In dieser Beziehung verdient Thomas Carlyle's „Chartism" gewiß eine nähere Beachtung, als er zeither in blosen gelegentlichen Erwähnungen gefunden hat, sollte auch Form wie Gehalt der Schrift nicht in volle Übereinstimmung mit dem kritischen Urtheile zu stehen kommen.

Um mit ersterer zu beginnen, muß man leider bekennen,

*) Vgl. über den Chartism auch einen Artikel in Nr. 144 d. Bl.
D. Red.

daß, was Sprache und Styl betrifft, diese, um ohne Ansehen des hohen Talentes des Verfassers zu reden, geradezu unleidlich genannt werden müssen. Artet schon ein Affectiren des Guten und Anmuthigen in Häßlichkeiten und Verrenkungen aus, so ist ein Affectiren des schon an sich Fehlerhaften eine um so größere Verkehrtheit. Und sicher konnte nur Affectation einen Schriftsteller wie Carlyle dahin bringen, förmlich nach Rauhheiten und Seltsamkeiten des Ausdrucks zu haschen, die seine Gedanken verdunkeln und das Ohr beleidigen. Häufig begegnet man phantastischen Tiraden, von welchen man nicht weiß, soll man sie für Beredtsamkeit, Sarkasmus, Spaß oder völliges Irrereden halten, die auf einen gewaltigen Styl berechnet scheinen, aber eben dadurch in gewaltige Schwäche verfallen und das in Rede stehende Übel mehr lächerlich, als die Theilnahme des Lesers dafür rege machen. Indem der Verfasser einem tollen und falschen Enthusiasmus die Zügel schießen läßt, widerfährt es ihm selbst, weit von seinem ursprünglichen Gedanken hinwegzuschweifen und seine ganze Kraft an etwas seinem Gegenstande Fremdartiges zu verschwenden. Möglich, daß Carlyle durch das Gefühl, das er bei dem wässrigen, wortreichen, süßlichen Style moderner englischer Schriftsteller empfand, in diese Manier hineingetrieben worden ist; aber er sollte es wissen, daß die Kehrseite des Falschen gerade noch nicht das Richtige, unverständlicher, abgebrochener Styl noch kein kräftiger ist. Einem gewöhnlichen Bücherschreiber sieht man dergleichen Mängel nach; aber Carlyle besitzt die Gabe wahrer Beredtsamkeit und würde, unterwürfe er seine Gedanken einer strengen Zucht, ein gewichtiger und kräftiger Verkünder der Wahrheit werden, während er jetzt in den traurigen Misgriff verfällt, Neuheit des Ausdrucks mit Neuheit des Gedankens zu verwechseln. Zu dieser Selbsttäuschung kommt noch eine höchst abstracte Richtung, welche er seinen Ideen, unbekümmert um das Schwankende und Unstätige ihrer Bezeichnung, zu geben beliebt. Dadurch geräth er unbewußterweise in reines Geschwätz; seine aufgedunsteten Paragraphen enden häufig ohne irgendwie dem Nachdrucke in ihrem Anfange zu entsprechen. Dieser Fehler ist nicht blos in einzelnen Abschnitten der Abhandlung über den Chartismus bemerklich, sondern zieht sich durch das ganze Werk hindurch. Aus der Prunkhaftigkeit und Umständlichkeit der Darstellung sieht man es, dem Verf. schwebt die Vorstellung vor Augen, er sei im Begriffe, neue und Staunen erregende Wahrheiten zu Tage zu fördern. Aber der größere Theil der Schrift beschäftigt sich damit, zu zeigen oder anzudeuten, daß der gesellschaftliche Zustand in England ein verrückter ist, daß die arbeitenden Massen den Druck, der auf ihnen lastet, nicht auf die Dauer zu tragen vermögen, daß sich England einer Revolutionszeit, wie einst Frankreich nähert, daß endlich die höhern Classen in Unkenntniß oder Gleichgültigkeit über diese besondern Umstände befangen sind. Aber welches ist das Mittel, welches diesen furchterregenden Angaben folgen soll? Wozu sollten sich die Höchsten der Nation alsbald versammeln und vereinigen, etwas zu thun? Dieses Etwas umfaßt, wie uns berichtet wird, vielerlei; aber nichts ist in diesem Pamphlet genau auseinandergesetzt, außer allgemeine Erziehung und Auswanderung — zwei Mittel, welche, so viel Verdienstliches sie auch in anderer Hinsicht an sich haben mögen, doch nicht den geringsten Anspruch auf Neuheit haben und fürwahr die wahre crambe repetita von Pamphleten, Zeitschriften und Parlamentsreden sind. Außerdem werden wir gar nicht in der Entdeckung weiter gefördert, wer die Höhepunkte des englischen Volks bildet, oder auf welchem Wege diese unter der Annahme, daß sie sich noch keineswegs in den beiden Parlamentshäusern versammelt befinden, zusammenberufen und in Thätigkeit gebracht werden können, um die Allen unerwünschte Revolution zu vermeiden.

Bei alledem darf man noch nicht denken, Carlyle's Werk ermangle aller Kraft und alles Nutzens. Ist er auch kein strenger Logiker, so regen doch seine Gedanken hinreichend an. Durch den wogenden Dunst seiner platonischen Atmosphäre erfaßt er noch die Wirklichkeit mit seinem Blicke, und ermangelt er auch, mit ihr erfolgreich zu streiten und ihre richtigen und klaren Folgerungen zu Tage zu bringen, so gibt er doch den Widerschein ihrer Bilder mit hinreichender Kraft und Frische der Färbung, um Andere zum Nachdenken darüber behufs einer bessern Verfolgung zu erwecken.

Carlyle beginnt sein Buch mit einer lauten Ankündigung des Übergewichts des Chartismus, der, wie er treffend bemerkt, nur „ein neuer Name für eine Sache ist, die viele Namen, die nicht erst gestern begonnen hat und ebenso wenig heute oder morgen enden wird.“ Seiner Ansicht nach ist der Zustand der arbeitenden Classen von ungemeinem Gewichte, und dem ist so; denn wie der italienische Satirist sagt: es schadet nichts, wenn ein Unglück über ein Volk kommt, der Arme trägt beständig den größten Theil des Übels. Indessen haben die Armen als Gesammtheit immer nur dann auf die Dauer zu leiden, wenn dies von einem Übelstande in den Verhältnissen der höhern Classen herrührt. Ist die eine Classe unwissend, so ist sie es, weil die andere von Vorurtheilen befangen und verbildet ist; ist die Arbeit mit der erstern unsicher und von schlechtem Ertrage, so rührt dies von der schlechten Bewirthschaftung der Hülfsmittel der letztern her; ist die eine politisch unterdrückt, so ist sie es, weil die andere nicht ehrlich ist. Von diesen in voller Wirkung begriffenen, den Grad der gesellschaftlichen Krankheit, von deren Kennzeichen der Chartismus blos eines ist, seit lange verschlimmernden Ursachen ausgehend, drückt der Verf. seine Verwunderung über die geringe Aufmerksamkeit aus, welche das Parlament auf den Zustand der großen Masse des Volkes richte, welcher ihm als maßgebend für den Zustand eines Landes überhaupt gilt, aber über der alten großen Frage, ob A oder B Minister sein solle, sowie über eine Masse vereinzelter Gegenstände, wie die Canada-, die irische Appropriations-, die westindische und andere Fragen, über die afrikanischen Neger und noch viel geringfügigere Sachen ganz unberücksichtigt bleibe. Die Bemerkung ist in gewissem Verstande wahr, nur nicht in dem, wie es Carlyle zu meinen scheint. Eben diese verschiedenen Fragen, welche angeblich die öffentliche Aufmerksamkeit an sich reißen, sind Theile gerade der von ihm als vernachlässigt bezeichneten, nur hätte er noch andere anführen können. Da ist die Korn-, die Ballot-, die Bestechungs-, die Erziehungs-, die Cursfrage; jede begreift eine der vielen Phasen der „Frage über den Zustand Englands“ in sich, jede steht im innigsten Bezuge zu dem gewünschten Wechsel, da jede Verhandlung über sie sich mehr oder minder enge um das Elend der Armen und ihre gesellschaftliche Desorganisation dreht. Wäre mit Schwatzen die Sache abgethan, es wäre längst gethan. Carlyle hat nur für seine Frage einen neuen Namen erfunden; aber die Sache selbst ist so alt wie die parlamentarische Geschichte. Was er die „Frage über Englands Zustand“ nennt, ist die abgedroschene Posse, die Verhandlung über die „Lage der Nation“, die wieder und wieder aufgeführt worden ist, so oft es den jeweiligen Ministern beliebte, nichts zu machen. Es ist vielleicht eine von den erlangten Reformen der Zeit, daß sie den Kampf mit der Sache im Allgemeinen nur stellenweise führt, und bei dieser Vereinzelung ein zwar unscheinbares, aber doch praktisches und erreichbares Gut erstrebt. Die Wahrheit in Carlyle's Bemerkung ist die, daß allen angedeuteten Zeichen der Zeit nach die Mehrheit im Parlament aus Leuten besteht, die für ihren Beruf zu ungebildet, oder gegen Verbesserungen zu eingenommen sind, als daß sie den Umfang, das Gewicht und die Nothwendigkeiten der Folgen, die aus der Lage des Volks für sie selbst sich ergeben, begreifen könnten. Aber ebenso wenig in dem Parlamente, wie in dem Volke selbst, liegt der Fehler allein, sondern in den höhern Classen unmittelbar, die, wohlgenährt und selbstzufrieden, nicht kräftig und redlich genug sind, für das Elend der armen Arbeiter oder für die Krisen zu sorgen, die der Ruin des gewerbtreibenden Capitalisten sind. Sie werden die Wichtigkeit dieser Dinge erst dann erkennen, wenn es zu spät ist. Aber dieser fehlerhafte Zustand der öffentlichen Gesinnung ist,

wie gesagt, von Journalisten und Parlamentsrednern in überzeugenderer Sprache als in diesem Pamphlet dargelegt worden.

Das zweite Capitel, betitelt: „Statistics", enthält einen Angriff auf die Wissenschaft der Statistik, aber zugleich eine Masse halber Gedanken, welche derselben alle Fähigkeit, uns zu einem sichern Ergebnisse zu verhelfen., abzusprechen suchen. Mit Zahlen könne man Alles beweisen, sagen erfahrene Staatsmänner. Wir haben mit einem sorgsamen Blick auf die Frage über den allgemeinen Zustand der arbeitenden Classen in verschiedene statistische Werke gesehen, in die Berichte der statistischen Gesellschaft, in die Armengesetzberichte, in eine Masse anderer Berichte und Flugschriften — wir müssen leider gestehen, mit so gut wie gar keinem Erfolge. Tabellen sind wie Spinngewebe, wie das Sieb der Danaiden, recht schön geflochten, gewähren einen geordneten Anblick, aber halten keinem Schlusse Stich. Man findet eine Masse Umstände beisammen, und ein einziger ausgelassener kann gerade der wesentliche sein, um den sich Alles dreht. Aber dies ist nur der täglich wiederkehrende Trugschluß von dem möglichen Misbrauche einer Sache gegen ihren Nutzen. Die Übel einer übereilten Auffassung in allgemeinen Formen sind bekannt und die Statistiker sollten sich allerdings für jetzt auf Thatsachen beschränken, die Folgerungen Andern überlassend. Aber ist auch die Statistik, wie der Verf. versichert, noch in ihrer Kindheit, so ist es doch unwahr, daß ihre Bemühungen ohne allen Gewinn seien; es ist übersehen, daß bei aller Verworrenheit statistischer Facten, die eine ausdauernde und mühevolle Analyse erfodern, doch ein Fortschritt geschehen ist, ein erster Schritt über die nichtsnutzige gemeine Auffassungsweise schlechter Menschen von beschränkter und sorgloser Erfahrung.

Das Capitel über die Armengesetze müht sich bei vielem zum Theil Wahren, doch ab, den Zweck zu verfehlen. Die Hauptsache hierbei ist nach des Verf. Ansicht die, daß das neue Armengesetz an sich gut sei, die von ihm auferlegten Beschränkungen gerecht und nothwendig; aber daß es nur als ein Theil von andern Maßregeln gut sei, welche letztere, soll jenes politisch und billig sein, unmittelbar darauf folgen sollten. Eine große, gewichtige Wahrheit, aber nicht unbekannt: sie ist von jedem ehrlichen Reformer auf dem Marktplatze ausposaunt worden, und hauptsächlich die Partei, welcher man Carlyle selbst zuzählt, hat ihre praktische Anwendung verhindert, die endliche Erreichung ihres Zweckes gehemmt.

„Laissez faire" ist ein anderes Capitel der Schrift überschrieben, welches mit starken Farben den geistigen Zustand der englischen Aristokratie, die Sorglosigkeit der Kirche um die Belehrung und der weltlichen Aristokratie um die Leitung der Millionen der großen Massen schildert, das aber dennoch zu grell von der Wirklichkeit absticht, deren Maßregeln zu Gunsten jener gänzlich außer Augen gestellt sind. Das Hauptglied, welches in der Kette seines Raisonnements fehlt, besteht darin: er lehrt, das Eine thue noth, daß die Aristokratie des Landes — unter der er, wie man annehmen muß, die wahre Aristokratie der Tugend und der Bildung versteht — sich vereinige, um die Leitung der arbeitenden Classen zu übernehmen, die nicht fähig sind, sich selbst zu leiten und zu beherrschen. Alle andern Verhandlungen, alle Freiheiten, die ganze Maschinerie der Regierung scheint er für nichts Besseres als für verlorene Arbeit zu halten. Die Aristokratie wird zur Erziehung und Ernährung der Massen und zur Sorge für die Auswanderung der überzähligen Bevölkerung erfodert. Aber ist das nicht dem Rathe ähnlich, den man Kindern, die Vögel fangen wollen, gibt, Salz auf deren Schwanz zu streuen? Carlyle beklagt, daß die Lehren der französischen Revolution von den Engländern unbeachtet gelassen werden; dann mußte er aber auch gewahren, daß die ganze Reihe ihrer Wechselfälle und ihrer Gewaltthaten zum Gegenstande die Bestimmung hatte, wie diese Aristokratie zusammengebracht werden konnte. Er meint sicher nicht, daß die Ritter vom Turnier zu Eglinton oder die Crockford-Cavaliere die Partei seien, auf die man sich verlassen könne. Aber die Erfahrung der ganzen Welt läuft in den Beweis zusammen, daß ausschließende Aristokratien allenthalben um ausschließender Interessen halber herrschen werden; daß Diejenigen, welche nicht daran zu denken brauchen, ihr Brot zu verdienen, sich selten die Mühe nehmen, an etwas Anderes zu denken. Bleibt der Ungebildete für immer vom Stimmrecht bei den Parlamentswahlen ausgeschlossen, so sind wir in einem fehlerhaften Cirkel, aus dem herauszukommen man noch nicht entdeckt hat. Der Gebildeten sind wenige und die Wenigen werden dafür sorgen, die Vielen auf Ewigkeit auszuschließen. Die Massen müssen Antheil an der Regierung haben, gerade damit für ihre geistigen Bedürfnisse Fürsorge genommen werde. Das stellvertretende Regierungssystem ist 6000 Jahre lang versucht und für mangelhaft befunden worden. Die Theorie des Selbstregierens braucht man daher nicht mit Sarkasmen höhnisch abzuweisen. Der nodus dignus vindice ist die Entdeckung einer *praktischen Mitte* zwischen der ausschließenden Befähigung des Besitzes und der der Bildung, welche durch den vorhandenen Übergangszustand hindurch auf endliche Verleihung des vollen, der Arbeit gebührenden Einflusses auf die Gesetzgebung an dieselbe wirken könne, ohne durch eine vorgängige Anarchie hindurch zu müssen; aber von diesem ersehnten Ziele lockt uns Carlyle himmelweit weg. Die der Doctrin Carlyle's zu Grunde liegende Wahrheit ist die: Alle Classen und alle Verhältnisse sind in England von ihrem eigentlichen Standpunkte weggerückt. Die alte Verfassung des Landes hat sich ausgelebt und genügt den Bedürfnissen der Neuzeit nicht mehr: Sitten und Gewohnheiten des Volkes sind unter neuen physischen Combinationen und deren moralischen Folgen zusammengestürzt, und weder Einsicht, noch kräftiger Wille ist in nöthigem Maße da, um dem Zufall zu begegnen. England kann mit seinen bestehenden Verhältnissen weder fortbestehen, noch für sich selbst eine seinen Bedürfnissen entsprechende politische Form schaffen. Die vollständigste Repräsentation würde unter den vorhandenen Umständen nur *ein Widerschein* der Gedankenlosigkeit, der Beschränktheit und der Apathie im Volke sein; in einer solchen Lage werden höchst wahrscheinlich die Ereignisse als Lehrer auftreten: Leiden und Unglück werden Aufregung und Erleuchtung verschaffen; im besten Falle sind diese geeignet genug, das letzte aller Misgeschicke eines Volkes abzuwenden. 80.

Literarische Notizen.

Der Generalinspector der pariser Universität, Hr. Ozaneaux, ließ erscheinen: „Les Romains, ou tableau des institutions politiques, religieuses et sociales de la république romaine." Der Titel gibt die drei Unterabtheilungen des Werkes an: 1) die politischen Institutionen unter dem dreifachen Gesichtspunkte der gesetzgebenden, der ausübenden und der richterlichen Gewalt; 2) die religiösen Institutionen in Bezug auf den Glauben, den Cultus und das Calenderwesen; 3) die gesellschaftlichen Institutionen, ein Gemälde des häuslichen, öffentlichen und militairischen Lebens der Römer. Man rühmt das Buch der gründlichen und minutiösen archäologischen Studien wegen, die ihm zu Grunde liegen, und zugleich der geistvollen Einkleidung wegen, die ihnen von dem Verfasser zu Theil geworden.

Ein von der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften gekröntes Werk erschien unter dem Titel: „Essai sur l'histoire municipale de la ville de Sisteron par M. *Ed. de Laplane*", mit einer Ansicht der Stadt und einem Facsimile der Urkunde Karl's II., Königs von Neapel und Grafen von der Provence. Diese Schrift ist nicht von blos localer Bedeutung, sondern wichtig für die allgemeine Geschichte der Communen, besonders derjenigen im südlichen Frankreich, deren steigende Macht und Fortschritte seit dem Ende des Einfalls der Sarazenen bis zur französischen Revolution hier auseinandergesetzt sind. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 169. —— 17. Juni 1840.

Italien. Beiträge zur Kenntniß dieses Landes von Friedrich von Raumer. Zwei Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 168.)

Im noch rauhen Frühjahr 1839 trat Raumer seine Reise über Wien nach Triest an. Er nennt unter allen Alpenübergängen, welche er versucht, diesen den mindest schönen. Die durch den Fürsten Metternich ausgehenden Empfehlungen für den Reisenden wirken schon auf das vollständigste in der reichen Seestadt, die halb Italien, halb Deutschland angehört und ebenso eigenthümlich in ihrer Lage als in ihrer Verfassung erscheint. Die nackten Felsgeschiebe, welche so trostlos sie umstarren und der brennenden Sonne wie dem bekannten furchtbaren Sturme die Arme entgegenbreiten, statt sie abzuhalten, sind nicht von je so nackt gewesen; und der Verf. gibt der Vermuthung Raum, daß, wenn es gelingen sollte, den Wald wiederherzustellen, der die Höhen ehemals krönte, auch das Klima von Triest sich bessern dürfte. Die Art freier Verfassung, deren die Stadt seit ihrer transactionsmäßig 1382 mit Östreich erfolgten Verbindung sich erfreute, wurde nach dem Intermezzo der Franzosenherrschaft nur theilweise wiederhergestellt; für die eingebüßten Rechte, welche mit den Rechten des Staats sich nicht mehr vertrugen, träufte aber ein goldener Regen auf die freigegebene Hafenstadt, deren Verkehr und Bevölkerung unter den Franzosen aufs furchtbarste gesunken war. Die Municipalfreiheit der Stadt beschränkt sich jetzt auf ein sehr modificirtes Anrecht an einer eigenen Verwaltung und Selbstbesteuerung; aber was sie verloren, ward ihr reichlich durch ihre Handelsrechte ersetzt. Und sie kann um so weniger klagen, als ohne diese Gubernialbegünstigungen es leicht möglich wäre, daß Fiume oder abermals Venedig den adriatischen Handel an sich risse. Der Umsatz im gesammten Land- und Seehandel wird jetzt auf 88 Millionen Gulden angegeben, während er 1800 nur 15 Millionen betrug. Und dieser reelle Handel blüht und beschäftigt so, daß im reichen Triest kein Handel mit Staatspapieren und Actien aufkommt! Auch hat der erweckte thätige Weltbürgersinn und das Herzuströmen thätiger und reicher Familien aus vielen Ländern allem Aristokratismus, aller Faulheit und Geckerei, nach dem Verf., hier ein Ende gemacht; Jeder will und soll arbeiten, und nur die verschiedenen Sprachen wirken noch störend in die aufblühende echte Geselligkeit. — Einen wie andern Eindruck übt dagegen das vom Verf. so oft besuchte Venedig! Alles Große und Schöne gehört der Vergangenheit an, aber einer unverlöschlichen. Er versichert, auch ihm sei der Eindruck (obgleich er Venedig zum vierten Male sieht) mit keinem andern zu vergleichen, weil das Gedachte, Gesehene, Gefühlte anders als irgendwo in der Welt ist. „Vieles ist außer aller Regel, ja wider alle Regel, und doch wiederum über aller Regel." Wenn Ref. dem mit voller Seele beistimmt, so verwundert ihn doch die Behauptung, daß das schöne Geschlecht, welches wir aus den alten Gemälden kennen, völlig ausgestorben sei; vor sechs Jahren wenigstens sah er noch Gesichter, die einem Tizian, Palma und Giorgione als Modelle gedient hätten. Die von Forscherhand noch unberührten Schätze des venetianischen Archivs sind unermeßlich, trotz der Verwüstungen, welche die Franzosen hier anrichteten. Die in S.-Giorgio eingelegten Soldaten bezahlten ihre Überfahrt über den Canale grande jedesmal mit einem Buche, das vom Gondolier als Maculatur in die Kramläden verkauft wurde! Die herrlichen Paläste verfallen nach wie vor; nach dem Urtheil glaubhafter Männer ist aber nicht sowol die Mittellosigkeit als die unverwüstliche Trägheit des gegenwärtigen Geschlechts daran Schuld. Wie der Kirchenbaustyl ausgeartet ist von der höchsten phantastischen Erhebung bis zur barocksten Überladung und abgeschmacktesten Einfachheit, davon möchte man, wie der Verf. mit Recht anführt, in keiner Stadt ein so schlagendes und vollständiges Beispiel finden als in Venedig. Daß der, auf das fortwährende, inständigste Nothgeschrei der Venetianer ihnen von der Regierung gewährte Freihafen der Stadt nicht den alten Verkehr wieder verschafft, ist bekannt, und das Gouvernement konnte es selbst nicht erwarten, als es den Bitten nachgab. Triest hatte auf natürlichem Entwickelungswege einmal Venedig überflügelt, und die mannichfachen Vortheile, welche Situation und Einrichtungen jener Stadt gewähren, sind vom Verf. in Form eines Gesprächs zwischen einem Triestiner und einem Venetianer herausgestellt. Ein nachhaltiger Grund bleibt die vis inertiae der heutigen und der gestrigen Venetianer. Diese Stadt der Paläste in einem wüsten Meeressumpfe spricht mit unverlöschlichen Zügen von der einstigen Thätigkeit ihrer Be-

wohner, aber als Macht und Reichthum stabilirt schienen, lullte das Patricierregiment selbst das Volk durch Spenden in die Faulheit ein, die nun vorherrscht. Dies stellt sich noch heute dar in dem furchtbaren Armenetat. Bei einer Bevölkerung von zwischen 100,000—110,000 Seelen waren im J. 1836 in die Armenliste über 40,000 Personen eingetragen, welche in irgend einer Art Unterstützung erhielten; ja Narren-, Kranken-, Arbeits-, Findel- und Waisenhäuser inbegriffen, wächst die Zahl der Unterstützten auf 50,000 Personen! An 800 Patricier gibt die Regierung eine Art Tagelohn, und für 4—5 Zwanziger tägliche Leibrente an zwei noch lebende Mitglieder der alten Familie Foscari soll ein Jude den Palast des mächtigen Geschlechts erkauft haben! Ein Zuwachs des Handels, des Verkehrs und der Bevölkerung ist, wenngleich ein sehr geringer, seit dem Freihafen bemerkbar, auch gibt es noch einzelne reiche Kaufleute hier, ja reicher als in Triest, aber sie sind es von Alters her und ihre Betriebsamkeit ist nur auf einzelne Zweige gewendet. Die Hoffnungen Venedigs sind auf vier Gegenstände gerichtet: 1) den Hafenbau in Malamocco, 2) auf eine Handelsgesellschaft auf Actien, zu unmittelbarem Handel nach Asien und Amerika, 3) auf die Eisenbahn nach Mailand und 4) auf die Kleinkinderwarteschulen, die schon jetzt wohlthätig ins Leben getreten, eine günstige Revolution der trägen und unsittlichen Volksclassen versprechen.

Die östreichische Kriegsverfassung in Bezug auf das lombardisch-venetianische Königreich wird, als nicht zu seinem eigentlichen Zwecke gehörig, vom Verf. nur kurz berührt. Während aber die Dienstzeit des Östreichers in den alten Staaten 14 Jahre dauert, ist sie hier auf 8 beschränkt, und bei mannichfachen Ausnahmen und der Erlaubniß, Remplacants zu stellen, wenig drückend. Ja, es ist die Meinung, daß eine stärkere Aushebung z. B. in Venedig wohlthätig wirken könnte.

Mailand ist eine Stadt der Gegenwart; sie trägt den Stempel des gedeihlichen Fortschritts an der Stirn. Ihr Alterthum reicht zwar weit zurück, aber in der Anschauung ist es fast verschwunden, Alles ist hell, geräumig, elegant; Verkehr und Thätigkeit herrscht auf den breiten, schönen Straßen; selbst der Dom ist bekanntlich die heiter großartigste aller gothischen Kirchen. Die Archive bieten dem Historiker wenig. Zwei Notabilitäten der Kunst und Poesie werden besucht, der unermüdliche Marchesi und der Dichter Manzoni; die beiden Besuche, bei Letzterm zumal interessante Episoden, deren Inhalt wir den Lesern nicht vorwegnehmen wollen. Raumer, der deutsche Historiker, muß den äußerst streng katholischen Dichter gegen einen literarischen Gewissensskrupel vertheidigen, daß er einen historischen Roman geschrieben hat!

Die Einrichtung, wenn man will Verfassung, des lombardisch-venetianischen Königreichs nimmt einen bedeutenden Abschnitt des ersten Theiles ein. Die Mittheilungen sind als officielle zu betrachten, indem dem Verf. nicht allein die Bureauregister offen standen, sondern der sehr unterrichtete und thätige Gubernial-Secretair Hr. von Czörnig, dessen zuvorkommender Gefälligkeit viele Deutsche, wie der Ref. aus eigener Erfahrung weiß, freundliche Aufnahme und belehrende Nachweisungen verdanken, ihm überall zur Hand ging. Da Hr. von Czörnig selbst an einem statistischen Tableau der Lombardei arbeitet, können wir Raumer's Mittheilungen als Vorläufer desselben betrachten und müssen die Leser auf die Zahlenresultate selbst verweisen. Das Hauptresultat des Historikers ist, daß, Alles zu Allem gerechnet, die Lombardei noch nie so gut regiert worden, und kein früherer Zustand ein gleich gerechter gewesen, als jetzt unter Östreichs Scepter. So hart dies klingt, daß eine Fremdherrschaft die beste für eine Nation sei, so ist es doch leider so, wenn man nur einen flüchtigen Blick in die Geschichte zurückwirft, indem der Lombarde sich keinen der frühern Zustände zurückwünschen kann! Die Selbstherrschaft der Städte zur Zeit der Blüte der lombardischen Städtefreiheit war von einem furchtbaren tyrannischen Drucke begleitet, die Herrschaft der Spanier war hier so empörend und zerstörend wie in den Niederlanden, und die der Franzosen zur Zeit der cisalpinischen Republik war, was die Verwaltung anlangt, eine anarchisch auflösende. Napoleon adoptirte zum Theil die bessern Einrichtungen, welche schon unter Maria Theresia eingeführt waren, der Druck des Centralisirens lastete aber verderblich auf allen Kräften und gab dem Lombarden nichts weniger als Das, wonach er sich noch heute sehnt, ein Selbstgefühl. Maria Theresia hatte bereits die meisten Lehnsverhältnisse und die Patrimonialgerichtsbarkeiten mit schonender Hand aufgehoben, Gleichheit des Gerichtsstandes und der Besteuerung eingeführt, eine freisinnige Gemeindeordnung, Beschränkung übertriebener Rechte der Geistlichen und Mönche, Aufhebung der Zünfte u. s. w. Gegenwärtig wo alle diese Verhältnisse noch bestimmter geordnet sind, genießt der Lombarde durch die berathenden Collegien seiner Gemeinden, Städte und Kreise, die das Selbstbesteuerungsrecht üben, einer Art ständischer Verfassung, auf welche andere Theile der Erbmonarchie sogar mit Neid blicken. Wenigstens ist das demokratische Princip hier beiweitem vorherrschender, und befremdend allein das Festhalten an dem mittelalterlichen Municipalprincip, daß die Räthe die Neuwahl selbst üben und sie nirgend vom Volke geübt wird. Die Justiz ist geordnet und jetzt sind alle Klagen verstummt; Geschworene haben hier nie existirt. Die Stellung der Beamten ist nicht so frei als die der französischen; dagegen können sie auch nicht nach Belieben, ohne Urtheil und Recht abgesetzt werden. Die Bevölkerung ist in vier Jahren in der Lombardei um 200,000 Seelen gewachsen und während in Frankreich auf 1000 □ Metres 60, kommen im Mailändischen darauf 115 (in Belgien 125). Die Domainen und Forsten sind fast ganz verkauft und die letztern meist verwüstet, das Lotto besteht und wirkt nachtheilig. In einer Liste der 10jährigen Verbrechen fallen die beiden Rubriken: Zweikampf und Bigamie aus; dagegen wuchert das von den Gesetzen nicht zum Verbrechen gestempelte furchtbare Kinderaussetzen, ja die öffentlichen Einrichtungen

thun der barbarischen Sitte durch die Findelhäuser allen möglichen Vorschub. Mit aller Kraft moralischer Entrüstung eifert der Verf. hier und an andern Stellen dagegen, aber die Verderbniß liegt zu tief in der italienischen Sitte, und er bringt darüber so naive Geständnisse zum Vorschein, daß der Menschenfreund zweifeln muß, ob jemals es einer Regierung möglich werden wird, die Sitte auszurotten. Das untere Schulwesen ist vortrefflich eingerichtet, schwächer sieht es mit den Gymnasien und Universitäten aus. Die geringe Zahl der Schulstunden auf den Gymnasien wird dadurch erklärt, daß die Schüler im Hause viel arbeiten müssen und ihrer italienischen Lebhaftigkeit wegen nicht länger festzuhalten wären! Übrigens wird aller Unterricht ganz unentgeltlich ertheilt. Die Censur ist wie in den übrigen östreichischen Staaten, und möchten die trefflichen Worte des Verf. über diese, wenngleich wohlgemeinte, doch in der Praxis unmögliche Beoberaufsichtigung des Geistes Anklang finden. Das merkwürdige Censuredict von 1815 sagt über die Bücher, welche zur Unterhaltung bestimmt oder Erzeugnisse der Phantasie sind: „sie verdienen keineswegs gleiche Duldung (wie wissenschaftliche Werke), stiften nirgend Nutzen und das Wesen derselben läßt sich aus reinern Quellen schöpfen. — — Insbesondere muß man sich mit Festigkeit jeder Verbreitung der schädlichen Romanenleserei widersetzen. Hier ist übrigens nicht von den wenigen die Rede, welche den Verstand aufklären und das Herz bilden, sondern von jener schrecklichen Menge der Romane, welche nur von Liebesgeschichten handeln und die Phantasie mit Trugbildern und Chimären erfüllen." Wo ist der Gott, der seine Erleuchteten auf die Erde setzt, um als Censoren und Policeibeamte hier die Grenzen festzusetzen, und welche Romane werden grade im Östreichischen, trotz dieser strengen Controle, gelesen und gedruckt. Wo der Geist selbst sich nicht zum Reinen durcharbeitet, die Policei thut es nicht! Annehmlicher klingen die Theatercensurgesetze, daß zu blutige und unmenschliche Stücke zurückgewiesen werden sollen. Aber zugleich soll „kein nichtswürdiger König als Hauptrolle auftreten, wenn nicht in demselben Stücke ein guter und gerechter König dasteht, um dem übeln Eindrucke entgegenzuwirken!" Wo bleibt Hamlet, wo Macbeth! Religiöse Toleranz ist ausgesprochen; doch dürfen geschiedene Protestanten keine Katholikin heirathen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Untergang des Kurfürstenthums Mainz, von einem kurmainzischen General. Herausgegeben von J. F. Neigebaur. Frankfurt a. M., Schmerber. 1839. 8. 18 Gr.

Eine dem äußern Umfange nach zwar nur kleine Schrift, aber voll des reichhaltigsten Stoffes zu Betrachtungen sehr verschiedener und leider nicht erfreulicher Art. Der Leser wird in die letzten Zeiten des heiligen römischen Reiches geführt, aber ihm zugleich auch das Princip der Schwäche in der ganzen deutschen Sache, die üppige, nur zu behagliche Ruhe eines der ersten Reichsfürsten, die unbegreifliche Sorglosigkeit der Generale und die gänzliche Unmöglichkeit, einer so heftig andringenden Zeit, wie die der französischen Revolution war, zu widerstehen, auf das klarste vor Augen gestellt. In den obern Ständen wohnte besonders die Erschlaffung und die Vornehmheit, Bürger und Soldaten waren weit tüchtiger, die Mannschaft war oft voll des besten Willens, durch verdoppelten Eifer die Fertigkeit zu ersetzen, zu welcher sie die Saumseligkeit der Commandirenden nicht hatte gelangen lassen. Die Scenen in Mainz und die schmachvolle Übergabe dieser wichtigen Festung am 21. Oct. 1792 zeigen nur im Kleinen, was sich seit jenem Jahre so oft im Großen wieder ereignet und den französischen Herren ihre Siege über muthige und treue Truppen erleichtert hat.

Der Verfasser der vorliegenden Schrift ist unstreitig der ehemalige kurmainzische Kammerherr, Generalmajor und Hauptmann von der Garde, Lothar Franz v. Hatzfeld, der am 4. Dec. 1799 verstorben ist. Sein Erbe hat die Handschrift Hrn. Neigebaur zur Herausgabe anvertraut, ohne ihm jedoch die Nennung des Namens zu gestatten, den aber der Antheil des Generals bei der Vertheidigung von Mainz und andere Stellen im Buche errathen lassen. Ein Theil dieser Schrift hat vorzugsweise für Militairs Interesse, aber da man die Geschichte einer kriegerischen Zeit eben durch die Berichte gebildeter Militairs erst recht kennen lernt, so wird dieser Theil auch für andere Leser von nicht minderer Wichtigkeit sein.

Den Anfang der Denkschrift macht eine Schilderung des Benehmens der Kurfürsten von Mainz und Trier gegen die französischen Emigrirten, deren Aufnahme glänzend und ehrenvoll war und eine offenbare Abneigung gegen die damalige Lage der Dinge in Frankreich an den Tag legte. Hier hat uns das Urtheil über den Freiherrn v. Albini, den Vertrauten und dirigirenden Minister des damaligen Kurfürsten von Mainz, eines geborenen Grafen Erthal, befremdet. Der Verf. spricht ihm weder Verstand, noch juristische Kenntnisse, noch große Arbeitsamkeit ab, aber er wirft ihm Mangel an Menschenkenntniß, an Politik, an Biegsamkeit vor, und beschuldigt ihn, daß er aus Eitelkeit und aus Sucht, von den mainzer Gelehrten gelobt zu werden, dem Kurfürsten alle Anzeichen der Unzufriedenheit bei seinen Unterthanen, und namentlich die Regungen eines revolutionnairen Geistes in Mainz verschwiegen habe. Die allgemeine Stimme hat über Albini durchaus anders geurtheilt, sein Patriotismus, seine rege Thätigkeit gegen Frankreich, seine unmittelbare Theilnahme an der Organisation des oberrheinischen Landsturms 1799 haben ihm bei Zeitgenossen und Spätern ein verdientes Lob erworben. Der Verf. vorliegender Schrift dürfte also wol hier nicht ganz unparteiisch sein.

Bei den immer drohendern Aussichten in Frankreich sah der Kurfürst von Mainz die Nothwendigkeit ein, seine Residenz in Vertheidigungszustand zu setzen und seine Truppen mobil zu machen. Wer es weiß, wie Mainz, die wichtigste Vormauer Deutschlands gegen Westen, jetzt befestigt ist und wie ein fünfundzwanzigjähriger Friede die militairische Thätigkeit nicht hat einschläfern können, der wird sich des gerechten Unwillens über den damaligen Zustand der Werke von Mainz nicht erwehren können. Denn es hatte nicht allein die Unterhaltung der Festungswerke den Ausgaben für die Vergnügungen des Kurfürsten nachstehen müssen, man hatte die Werke und Schanzen in Verschönerungen und Spaziergänge verwandelt, sondern es waren dieselben auch der Aufsicht des Hofgärtners so untergeben, daß die Ingenieurs nur in seiner Begleitung darin Besichtigungen vornehmen durften! Jetzt wurde nun der General v. Gymnich, ein stolzer, unwissender Mann, zum Gouverneur ernannt, der sich in allen Stücken von dem Ingenieuroberstlieutenant Eikelmayer (der Name wird sonst durchaus und auch von ihm selbst Eikemayer geschrieben) leiten ließ, über dessen geheimes Einverständniß mit den Franzosen schon damals Manches verlautete. An Munition und Geschütz fehlte es nicht, wol aber an Händen, es zu bedienen, da nur 150 Artilleristen in der Festung waren, unter denen viele Rekruten sich befanden. Alle Vorkehrungen wurden in der unzweckmäßigsten Weise betrieben und keine ver-

nünftige Vorstellung fand bei Gymnich Gehör. Mit derselben Unordnung, Unkenntniß und Leichtfertigkeit, daß es fast zum Lachen ist, wurde die Ausrüstung des Regiments betrieben, welches zur Reichsarmee stoßen sollte. Wußte sich doch Gymnich so wenig zu helfen, daß, als er bei Anfertigung der Packsättel die verständigen Offiziere aus Stolz nicht befragen wollte, ein Grenadier, der die türkische Campagne unter den Östreichern mitgemacht hatte, zu Rathe gezogen wurde. Endlich wurden die beiden Bataillone unter dem Befehle des Obersten v. Winkelmann (preußischer Seits hatte man den General Hatzfeld gewünscht) „wie eine Heerde Schafe, ohne Ordnung, ohne Rücksicht auf die Folgen, zum Thore hinaus ins Lager zur östreichischen Armee gejagt."

Diese Truppen sollten die in Speier befindlichen Magazine decken, wurden aber am 30. Sept. von einem weit stärkern französischen Corps unter Custine angegriffen und leicht besiegt, da die Anordnungen des mainzischen Befehlshabers durchaus fehlerhaft waren und die Tapferkeit einzelner Compagnien seinen Mangel an Umsicht nicht ersetzen konnte. Der Verf. gibt eine ausführliche Beschreibung dieses Gefechts, die für Militairs von besonderm Interesse sein wird und auch durch einen Schlachtplan versinnlicht worden ist. Fast das ganze mainzische Corps mußte sich kriegsgefangen ergeben.

Nun fing der Gouverneur in Mainz wieder an thätig zu sein. Bauern wurden zum Schanzen hereingerufen, Zugbrücken und Thore ausgebessert, Pallisaden eingerammt, einige Hundert Klaftern Brennholz auf die wormser Chaussee geworfen, um dieselbe zu sperren (?), das Geschütz auf die Wälle gefahren, Patronen und Pechkränze verfertigt — Vieles wurde noch in der ersten Hitze befohlen, aber Alles lahmte, denn bald fehlte es an Händen, bald durchkreuzten sich die Ordres Gymnich's, Eikemayer's und der verständigen Artillerie- und Ingenieursoffiziere. Die weitläufige Festung sollte nun mit 2875 Mann vertheidigt werden, einem buntscheckigen Corps, das aus mainzischen, fuldaischen, oranischen, weilburgischen, usingischen und östreichischen Truppen zusammengesetzt war, unter denen sich 42 dienstfähige Artilleristen befanden, wo denn ein Mann beinahe vier Kanonen zur Bedienung hatte! Die Bürger und Akademiker boten ihre Dienste an, die Gymnich auch nicht zurückwies; an 3000 der Erstern wurden bewaffnet und zeigten so viel guten Willen und Entschlossenheit, daß sie wol öffentliche Belobung, nicht aber die beleidigenden Ausdrücke des Generals v. Gymnich in seiner Vertheidigungsschrift verdient hätten. Überhaupt ersieht man aus den von G. Forster in dieser Zeit geschriebenen und von seiner Gattin herausgegebenen Briefen, daß in Mainz noch viel guter Muth herrschte und man sich vor den Franzosen nicht fürchtete, wennschon der Kurfürst in der Nacht auf den 5. Oct. heimlich aus Mainz abreiste und, wie Forster an Heyne schreibt, die Wappen von seinem Wagen abkratzen ließ, die zurückgelassenen Statthalter auch das Archiv, sowie den fürstlichen und Domschatz nach Köln flüchteten.

Erst am 17. Oct. erschien Custine mit etwa 20,000 Franzosen und etwa 40 Kanonen von Worms her in der Nähe von Mainz. Belagerungsgeschütz führte derselbe ebenso wenig bei sich als anderes Belagerungsgeräth. „Es ist Thatsache", berichtet Gagern („Mein Antheil an der Politik", I, 48), „daß er die Hühnerleitern auf meinem väterlichen Hofe zu Monsheim und anderwärts aufpackte und mit solcher Waare und Apparat Mainz zu bestürmen drohte." Nach unbedeutenden Patrouillengefechten und Plänkeleien erfolgte schon am 19. die französische Auffoderung zur Übergabe in sehr prahlerischen, bisher noch ganz unbekannten Ausdrücken an den Festungscommandanten, sowie an den Magistrat mit den neufranzösischen Redensarten von Plünderung der Stadt und gänzlicher Einäscherung. General Gymnich berief einen Kriegsrath, in welchem er erklärte, daß es der Festung an Mannschaft, an bearbeiteter Munition, an Artilleristen, kurz an allen Vertheidigungsmitteln gebreche, daß keine Hoffnung auf auswärtige Hülfe vorhanden und die französische Macht vor der Festung sehr überwiegend sei. Eikemayer setzte hinzu, daß man sich wol noch einige Tage behaupten könnte; gedrängt von den Übrigen, die Mittel hierzu anzugeben, zog er aber zurück und trat dem Beschlusse bei, eine ehrenvolle Capitulation zu erhalten und Schutz des Eigenthumes für die Einwohner. Hierauf wurde er selbst, dessen sein geführte Verrätherei Niemand ahnete, zu Führung der Unterhandlungen an Custine abgeschickt und schloß späterhin mit dem Geheimrathe Kalkhof die Capitulation ab. Eikemayer blieb gleich selbst in Mainz zurück, Gymnich mit den übrigen Truppen erhielt freien Abzug, jedoch trennte sich das östreichische Corps schon in der Nacht vom 20. auf den 21. von den übrigen, weil es befürchtete kriegsgefangen zu werden. Die Unordnung bei dem Abzuge war übrigens so groß, daß weder Wagen noch Pferde zur Fortschaffung der mainzer Kriegskasse gestellt wurden und daß Gymnich mit seinen Truppen Mainz ohne dieselbe verließ. Gleich darauf gerieth diese Kasse in die Hände Custine's, der sich weigerte dieselbe auszuliefern, und sich endlich von Gymnich, der ganz ohne Geld war, erbitten ließ, eine abschlägliche Zahlung von 25,000 Fl. zu leisten.

So fiel Mainz in die Gewalt der Franzosen. Es sei durch Verrath geschehen, war lange die allgemeine Meinung. Daß Eikemayer mit Custine im Bunde stand, ist nur zu gewiß und durch die von ihm 1798 veröffentlichte Denkschrift ganz und gar nicht widerlegt, vielmehr bestätigt, da er sie als französischer Brigadegeneral geschrieben hat. Denn es war, wie Gagern sich würdig ausdrückt, ritterlicher Sitte und der Soldatenehre nicht gemäß, alsobald in des Feindes Dienst mit Vortheil überzutreten. Ebenso wenig kann ein Einverständniß der Franzosen mit jenen mainzer Freiheitsschwindlern, die gleich nachher so Unwürdiges wie in keiner deutschen Stadt begonnen haben, gänzlich in Abrede gestellt werden. Aber Gymnich war kein Verräther. Trotzige Gegenwehr wäre thöricht gewesen, aber einige Tage lang konnte er eine ernste Abwehr den Franzosen entgegensetzen, wenn die wichtige Sorge für die Vertheidigung nicht in so sorglosen Händen geruht und er nicht Leben und Genuß höher als Gewissen und Ehre geachtet hätte. Das beweist das vorliegende Buch hinlänglich und des Gouverneurs Vertheidigungsschrift wird ihn ebenso wenig in ein besseres Licht stellen als die Zufriedenheit, welche sein Landesherr über sein Verhalten aussprach. „Hatte ein Verrath statt", bemerkt Forster's Gattin, Therese Huber, ganz richtig, „so war es der des Fürsten, der durch seine Politik seine Residenz dem Angriffe des Feindes aussetzte, ohne sie in Vertheidigungsstand zurückzulassen zu können." Die Übergabe von Mainz 1792 erinnert in vielen Stücken an die Übergabe von Magdeburg 1806, selbst die Persönlichkeit beider Commandanten, Gymnich's und Kleist's, hat manches Ähnliche, aber Kleist steht doch noch unter Gymnich, da es dem Erstern ganz und gar nicht an äußern Mitteln zur Gegenwehr gebrach und nur die feigste Niederträchtigkeit die Vertheidigung einer so wohl ausgerüsteten Festung aufgeben konnte.

11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 170. —— 18. Juni 1840.

Italien. Beiträge zur Kenntniß dieses Landes von Friedrich von Raumer. Zwei Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 169.)

Von Mailand ging Hr. von Raumer nach Turin und Genua. Auch hier erhalten wir eine vollständige Statistik dieses Restaurationsreiches, dessen innere Einrichtungen in Deutschland fast ganz unbekannt sind; und was man davon weiß, trägt nur den Charakter des spukhaft Abschreckenden. Dem Reisenden standen mit einer seltenen Zuvorkommenheit nicht allein die Thüren offen, man brachte ihm auch Bücher, Cataster, Gesetze entgegen, man excerpirte für ihn und resumirte, Alles auf höchsten Wink. Ein Beweis wenigstens dafür, daß die Lichtscheu nicht in dem Maße in dem Reiche vorherrscht, als es der allgemeine Glaube ist. Zwar wird auch aus des Reisenden Darstellung Das, was wir Alle zu wissen glauben, nicht widerlegt, daß die Hand der Priester und Jesuiten schwer auf dem schönen Lande liegt und daß es ein geistlicher Militairstaat ist. Aber zugleich erfahren wir, daß ein guter und tüchtiger Wille in den höchsten Kreisen vorwaltet und in den administrativen Zweigen, wo eben nicht hierarchische Intoleranz und Einseitigkeit im Spiele sind, sehr viel geleistet und in dem vorgefundenen Chaos geordnet hat. Das Verzeichniß der Regesten König Karl Albert's ist im kurzen Auszuge, den Raumer gibt, schon so groß, daß diese Blätter nicht noch einen Auszug vom Auszuge geben können. Die sardinischen Staaten haben weder eine repräsentative, noch eine ständische, noch eine aus beiden Bestandtheilen gemischte Verfassung, und aller Nachdruck liegt auf der königlichen Familie und der Verwaltung. Jene hat seit Jahrhunderten gewisse Plane folgerecht im Auge behalten und die Anhänglichkeit des Volkes gewonnen, indem sie dessen Rechte erweiterte und übertriebene Privilegien einzelner Stände und Personen beschränkte. Man findet die sardinischen Könige nicht selten auf dem Wege, den die preußischen in dieser Beziehung einschlugen. Der König hat allein das Recht, Gesetze zu geben. Aber sie werden zuvor einem Staatsrath zur Prüfung und den Gerichten zur Einregistrirung übergeben, die beide dagegen Vorstellungen machen können. Doch wird geklagt, daß bei allem Löblichen der einzelnen Verfügungen die centrale und ministerielle Macht sich auf Kosten der öffentlichen und landschaftlichen Rechte zu sehr ausgedehnt und den municipalen Geist zu sehr abgeschwächt habe. Die Stadträthe erscheinen noch abhängiger von der Regierung als die lombardischen; die Wahlen sind eigentlich nur Einsetzungen von oben. Im J. 1838 erschien ein neues bürgerliches Gesetzbuch, welches, wenn auch vielfach angefochten, doch der frühern Ungewißheit und Verworrenheit der gültigen und nicht gültigen ältern Verfügungen ein Ende machte. Übrigens ist Piemont das erste Land, welches durch seine Constitutionen vom J. 1729 fast ganz die Lehnsgewalt und die persönlichen Dienste aufhob, die Rechte der Erstgeburt und der Fideicommisse beschränkte und hierdurch die freie Benutzung des Grundvermögens vermehrte. Auch verminderte es die geistliche Gewalt und besonders die Erbschaften und Erwerbungen zur todten Hand. An Elementarschulen soll es noch fehlen, auch sind sie meist in den Händen der fratelli ignorantili. Was auf den Universitäten gelehrt werden darf, läßt sich leicht aus dem herrschenden Geiste in der obersten Verwaltung ermessen. Die Studenten, ihrer politischen Neigungen wegen, hier mehr als irgend sonst wo gefürchtet, stehen unter der strengsten policeilichen Aufsicht. Keiner darf ohne Erlaubniß eine Wohnung wählen oder verlassen. Die Präfecten bestimmen, wo sie wohnen, essen sollen. Ja, die Wirthe haben die Verpflichtung, über ihre Studenten zu wachen und zu beobachten, ob sie ordentlich beten, fasten, sich rasiren und zur Beichte gehen. Dennoch findet der Verf. überall erfreuliche Fortschritte. Das Finanzwesen gehört zu den geordnetsten in Europa, Bauten, Straßen und Sicherheitspolicei sind in der besten Ordnung und was für die Insel Sardinien geschehen, wird von Allen anerkannt.

Aber der Arm der Jesuiten lastet auf dem schönen Lande; 24 Kapläne allein bei Hofe! Ein hoher Staatsbeamter möchte den Verf. einladen, aber er muß fasten. Man gibt Achtung, ob es geschehe; Gunst und Ungunst, Beförderung und Zurücksetzung hängen davon ab. Ein heiliges Schweißtuch wird ausgestellt, Schloß, öffentliche Gebäude und Beamtenwohnungen werden darum erleuchtet, der Hof wohnt 17 Tage täglich von 4—6 der Benediction in der Kirche bei. Einer von den Ärzten aufgegebenen Nonne wurden einige Fasern des Hemdes einer Heiligen in die Brühe gethan. Nach dem Verschlucken

wurde sie gesund, starb aber freilich nachher. Erquickend nach dem Bericht solcher Absurditäten, deren die katholische Kirche doch wahrhaftig zu ihrer Größe nicht bedarf, wirkt der Ausflug Raumer's in das Thal der Waldenser, dieser armen, kaum geduldeten Geschöpfe, die doch in ihrer Einsperrung gottzufrieden leben. Sie dürfen keinen Grund und Boden außer ihrem Thale erwerben. Jedes uneheliche Kind einer Waldenserin wird ihr mit Gewalt entrissen, um es in der katholischen Religion zu erziehen. Man darf den Waldensern sogar ihre ehelichen Kinder fortnehmen, wenn sich diese, 11 Jahr als Mädchen, 12 als Knaben, bereit erklären, zum katholischen Glauben überzugehen. Daher proselytische Jagd auf die Waldenserkinder, und gelingt eine Verführung, so wird es als Verdienst angerechnet. Gesellschaften für gesellige Zwecke mußten auf Befehl der Regierung Juden, die sie freiwillig aufgenommen, wieder ausweisen. Wer vom katholischen Glauben abfällt, verliert sein Erbrecht.

Genua erscheint auch noch als Handelsstadt von Bedeutung, obgleich einige Wortführer umsonst durch Zwangsmittel ihr den Charakter einer Fabrikstadt verschaffen möchten. Die Regierung erkennt, daß alle sogenannten wohlthätigen Absperrungen und gewaltsamen Begünstigungen die Fabrikthätigkeit nicht in dem Maße künstlich heben würden, um den Verlust, welchen der Handel dadurch erlitte, zu ersetzen. Auch dieser Handel, obgleich lebhaft, hat doch durch die Nachbarschaft anderer bedeutender Handelsplätze örtlich seine enggesteckten Grenzen. Aber während Venedig nur noch künstlich als Handelsstadt gehalten wird, hält sich Genua selbst und seine nächste Hoffnung ist auf das zu erwartende Aufblühen der Cultur in Sardinien gerichtet, wie auch darauf, daß die zwischen beiden Ländern noch vorhandenen Zolllinien aufgehoben werden. Der Antheil der 40 Decurionen (20 vom Adel, 20 bürgerliche) des großen Rathes auf die Stadtregierung ist wie überall nur beschränkt und sie selbst üben die Wahl ihrer Ersatzmannschaft. Die Universität ist nach derselben Norm wie die turiner modulirt. Mit Schmerz, den gewiß Alle theilen, die Genua sahen, hörte der Verf. die Klage, daß man die Hafenmauern, zur Erschwerung des Schleichhandels, dergestalt erhöhe, daß die herrliche Aussicht aus den meisten Gärten verbaut werden wird.

Sardinien hat der Verf. nicht besucht. Hier aber ist das Feld, wo unter Karl Albert's Regierung Außerordentliches geleistet worden und eine politische Reformation bewirkt ist, welche die segensreichsten Früchte für die Insel verspricht. Hier lastete der mittelalterliche Feudaldruck bis vor wenigen Jahren, und in einer Stärke und Rohheit, daß Sardinien zu den halbwilden Staaten gezählt werden konnte. Ein schlagendes Beispiel theilt der Reisende mit. Als der Vater eines jetzigen piemontesischen Staatsministers mit einem Lehnsbarone in Sardinien spazieren ging und dieser müde ward, rief er einen Landmann herbei, befahl ihm auf allen Vieren wie ein Thier niederzuhocken und setzte sich auf ihn. Als der Piemontese bemerkte, daß dies sein Gefühl verletze, antwortete der patriarchalische Lehnsherr: „Laßt das gut sein, 's ist gut, daß diese Lumpenkerle im Respect bleiben, den sie den Herren schuldig sind!" Bei solchem unnatürlichen Druck natürlich überall Verwilderung und blutige Thaten der Rache. Karl Albert ließ zuvörderst alle Rechte der Lehnsherrn catastriren und abschätzen und capitalisiren, und da die Unterthanen zu unvermögend waren, sich selbst abzulösen, übernahm es der Staat und kaufte den Lehnsherren ihre so abgeschätzten Rechte durch Staatsschuldscheine ab, die ihnen gewiß den Vortheil einer pünktlichen Erhebung ihrer Renten sichern. Die Bauern wurden nun dem Staate zinspflichtig. 1836 wurde hier alle Patrimonialgerichtsbarkeit aufgehoben und die Rechtspflege unter unmittelbare Leitung des Staates gestellt. Eine besondere Behörde prüfte jedoch, ob mit dieser Veränderung ein wahrhafter Verlust verbunden und Grund zu einer Entschädigung vorhanden sei, oder ob Vortheile und Lasten sich ausglichen. Das Gesetz vom 15. Sept. 1838 spricht es bestimmt als Zweck der neuen Bestimmungen aus: „ein freies, unbeschränktes Eigenthum zu gründen und das Land von allen Lasten, Banden und Abhängigkeitsverhältnissen zu befreien, welche damit unverträglich erscheinen."

Ein Anhang des ersten Theils liefert lehrreiche Mittheilungen über das nicht erfreuliche Verhältniß der italienischen Pachtbauern, die größtentheils in der Art auf der Pachtung sitzen, daß sie dem Eigenthümer die Hälfte der Früchte abgeben. Welcher moralische Unsegen auf dieser Einrichtung ruht, ist schon oft besprochen. Italien geht zu seiner Regeneration ein Element ab, der gesunde kräftige Bauernstamm, der fleißig und arbeitsam für sein Eigenthum schafft. Es gibt keine Feudalherren, aber auch keine Bauern mehr. Die reichen Städter sind größtentheils die Herren des Grundes und Bodens, die kleinen Leute sitzen nicht fest und haben keine andere Anhänglichkeit an den Boden, den sie mit dem Schweiß ihres Angesichts beackern, als den Wunsch, in kürzester Frist so viel möglich daraus zu ziehen. Hier kann keine Regierung helfen.

Von Genua fährt der Reisende nach Livorno und über Pisa nach Florenz. Hier sind wir in bekanntern Gegenden. Die liberalen Reformen, welche Maria Theresia's Sohn Peter Leopold in Toscana durchführte, sind im Allgemeinen wenigstens gewürdigter als diejenigen, welche Östreich in der Lombardei durchgesetzt. Über 20 Jahre vor der französischen Revolution schon schaffte er die alten Vorschriften über Schätze und Bergwerke ab, beschränkte das Jagdrecht, hob die Zünfte, die meisten Steuerfreiheiten und Lehnsmisbräuche auf, erlaubte den freien Anbau des Tabacks, machte dem Zwangsgemahle für Getreide und Oliven ein Ende, gab den Getreidehandel frei u. s. w. Ein milderes Criminalrecht trat an die Stelle harter Gesetze, man sorgte für Schulen und Universitäten und legte, lange vor Necker, zum ersten Mal vom Staatshaushalt öffentlich Rechnung ab. Die Beerbungen zur todten Hand wurden beschränkt und man ging darauf aus, daß die Güter der Krone und der Corporationen sich so weit möglich in Eigenthum der

Bebauenden verwandelten. Alles jedoch ohne Zwang und Verletzung der Eigenthumsrechte. Toscana, das seine Revolution in friedlich milder Weise beendet, als die französische ausbrach, empfing daher die Freiheitsdecrete des Convents so lau, daß die Commissare den Einwohnern zurlesen: „Ihr seid unwürdig des Genusses der Menschenrechte." Das errungene Gute wurde durch die französische Herrschaft nicht aufgehoben. Dennoch laborirt auch Toscana noch an manchen Mängeln und Eigenthumsbauern gibt es auch hier nicht, obgleich der Zustand dieser Halbler (mezzajuoli) hier besser ist als in der Lombardei. Auch in Toscana ist die gesetzliche Macht der Städte kaum ein Schatten des Alterthums. Die meisten Communen erhalten sich durch Grundabgaben, da die Verzehrungssteuern zu den Kosten nicht ausreichen. Die Cataster der Bevölkerung, Zölle, Steuern, die Listen über Schulen und Universitäten überlassen wir hier wie anderwärts billig dem Leser im Buche selbst nachzuschlagen und verweisen zugleich auf die episodischen Kunstbetrachtungen des Verf., in denen er sich von dem ermüdenden Zahlenschreiben in geistvoll treffenden Bemerkungen erholt, wie denn auch dieser Theil der Reise an interessanten persönlichen Beobachtungen reich ist. Ein Katholik in Florenz sagte zum Verf.:

„Die Protestanten sind jetzt oft billiger gegen Papst und Kirche als die Katholiken, wenigstens die italienischen. Wir haben beides in der Nähe und kennen die Wirklichkeit. Nur wenige Thoren bilden sich ein, die Allmacht der altkatholischen Kirchenherrschaft könne wiederkehren."

Das Theater scheint auch in Italien so gesunken, daß der Verf. jeden Abend, den er ihm opfern muß, mit Stoßseufzern beginnt. Man schilt uns Barbaren, weil wir Alfieri nicht wie Dante und Ariosto ehren. Doch findet er auch in Italien Stimmen, die in ihm nur den frostigen Rhetor erkennen.

Die vorwaltende Stimmung der Italiener ist jetzt ghibellinisch; sie meinen, das Guelfische habe Italien zertheilt und schwach gemacht. Der gelehrte Niccolini will eine Geschichte der Hohenstaufen schreiben. Zu dem Behuf hat er sich auf seine Kosten (mit schwerem Gelde) einen Theil des Raumer'schen Werks ins Italienische übersetzen lassen. So sauer müssen die Italiener es sich werden lassen. Deutsch lernt Keiner. „Unter vielen Herrscherposten", sagt Raumer, „bleibt der eines Großherzogs von Toscana wol einer der besten und glücklichsten." Ob die Damen aber damit einverstanden sein werden? Die Frauen haben nach den toscanischen Gesetzen kein Erbrecht (sie sollen von ihren Brüdern anständig ernährt werden), ein Rest des Feudalismus, gleich wie die hohen Mauern, die alle Besitzungen umgeben und die Aussicht vor den Städten berauben.

Rom konnte in einem Buche, mit der Bestimmung, vorzugsweise die Lücken unserer italienischen Kenntnisse auszufüllen, am kürzesten behandelt werden. Wer hat nicht schon über Rom geschrieben, und zugleich weist der Verf. auf „Römische Briefe" eines andern Schriftstellers hin, die bald erscheinen sollen.*) Die Verfassung ist eben keine Verfassung, und was Pius VII. gethan und verordnet, um aus dem Dilemma zu kommen, der natürlichen Folge einer unnatürlichen Vermischung geistlicher und bürgerlicher Gewalt, hob Leo XII. wieder auf, und wie er die Juden in ihr Ghetto zurückschob, wollte er die Barone, den Feudalismus, die Asylrechte u. s. w. wieder in den Vorgrund schieben. Auch seine Verfügungen ließen sich nicht ausführen, auch in Rom stieß der unfehlbare Wille des Papstes auf Hindernisse, welche die Zeit ihm in den Weg geschoben, und sie lassen sich nicht forträumen und es wird immer verwickelter. Die italienische Bettelei ist in ihrer alten Glorie wiederhergestellt (auch in dem weit besser administrirten Toscanischen und Piemontesischen hat die Regierung den Bettlern wieder ihr altes katholisches Privilegium gegeben; nur im Östreichischen zwingt man sie noch zu arbeiten), das Finanzwesen dergestalt zerrüttet, daß der ordnungsmäßige Etat der Ausgaben über eine Million die ordnungsmäßigen Einnahmen übersteigt. Keine Verschwendung des päpstlichen Hofes, die Cardinäle inbegriffen; aber die Wiederherstellung der Mönchsorden, Klöster, die Entschädigung der Zwischenbesitzer hat ungeheure Summen aufgezehrt. Durch Anleihen will man sich helfen und stürzt sich immer tiefer in Unordnung und Verwickelungen. Das Lotto bringt dem geistlichen Staate eine Haupteinnahme, 1½ Million Thaler!

*) Sie sind erschienen und wir berichten nächstens darüber. D. Red.

Nirgend hört der Verf. ein Lob der päpstlichen Regierung, dafür desto ungemessenern Tadel. Universitäten und Schulen wie in den andern italienischen Staaten, nur noch ängstlicher beaufsichtigt.

Jeder Lehrer soll Mäßigung und Milde zeigen und nur im äußersten Falle darf er mit einem Stricklein ohne Knoten das Innere der flachen Hand schlagen.

Mit fast zu großer Discretion über seine persönlichen Verhältnisse zu Personen und Verhältnissen fortgehend (nur einige belustigende Sittenzüge werden gelegentlich aufgetischt), ergeht er sich in Rom am meisten in den ihm eigenthümlichen Kunstbetrachtungen. Die Campagna, die von den Malern so viel gerühmte, erscheint ihm nur als die abschreckende Repräsentantin des römischen Verfalls:

Abwesenheit der Eigenthümer, Eigennutz der Pächter und Aufseher, Armuth und Krankheit der Bearbeiter; kein geselliges, sittliches Band, keine Gemeinschaft, keine Ansiedelung, keine Anhänglichkeit an den Boden, keine Theilnahme am Glück, keine Hülfe im Unglück. Wie Unzähliges müßte ganz anders werden, bevor eine Auferstehung dieses Grabes möglich erscheint.

(Der Beschluß folgt.)

Entreprise de succès dramatiques.

Jedermann, die Betreffenden selbst nicht ausgenommen, ist damit einverstanden, daß „die Ritter vom Kronleuchter", welche von den Theaterdirectionen selbst für ein Übel, wenn auch für ein nothwendiges, gehalten werden, ein zu unmoralisches, zu unloyales Institut ausmachen, als daß die Gerichte die zwischen denselben und den Theaterdirectionen geschlossenen Contracte anerkennen könnten. Sind aber die Directionen, wenn sie die Contracte aufheben wollen, gehalten, die Summen herauszuzahlen, die man ihnen in Folge der Übereinkunft zahlte?

Zwischen dem Vaudeville-Theater in Paris und einem gewissen Cochet, „Unternehmer dramatischer Erfolge", kam es über den angegebenen Punkt zu einem Processe und bei den Verhandlungen darüber vor Gericht wurde der Contract vorgelesen, den wir der Merkwürdigkeit wegen in treuer Übersetzung unsern Lesern vorlegen:

„Zwischen den Unterzeichneten, Arago, Bouffé, Caussade und Villevielle, den Directoren des Vaudeville-Theaters, und Emile Cochet, Maskenfabrikanten, ist das Nachstehende verabredet worden:

„Die Directoren des Vaudeville übergeben und überlassen vom 1. October 1834 bis zum 30. März 1841 unter allen Garantien dem Hrn. Cochet die *allgemeine Unternehmung des Erfolges der Stücke*, welche in der genannten Zeit im Vaudeville-Theater werden aufgeführt werden, nebst allen Vortheilen und Rechten der genannten Unternehmung, nämlich 1) dem freien Entrée für ihn und zwei seiner Angestellten während der ganzen Dauer der genannten Unternehmung bei diesem Theater; 2) der Überlassung von vier Parterre-Billets für jedes Stück, das aufgeführt werden wird, sowie jener, welche die Dichter geben und die die Direction garantirt; die Zahl dieser Billets kann nie weniger als zwölf betragen und er darf sie für seine Rechnung Jedem geben; 3) der Überlassung von 25 Parterre- und 6 Amphitheaterbillets, die er für den Erfolg seines Unternehmens verwenden kann, wie er es für vortheilhaft hält."

„Das vorstehende Zugeständniß wird unter folgenden Clauseln und Bedingungen gemacht, welche der genannte Cochet zu erfüllen verspricht und sich verbindlich macht:

„1) *Alles zu thun, was von ihm abhängt, um den Erfolg der neuen Stücke zu sichern*, welche auf dem Vaudeville-Theater zur Aufführung kommen werden während der Dauer seiner Unternehmung."

„2) Sich in allen Stücken den von der Direction festgesetzten Gebräuchen zu fügen, *demnach alle Tage um vier Uhr in das Bureau der genannten Direction zu kommen, um die nothwendigen Instructionen zu erhalten, die ihm für den Abend werden gegeben werden.*"

„3) Den Hauptproben der neuen Stücke beizuwohnen, um sich mit den Herren Directoren *über das Benehmen zu verständigen, das er bei der Aufführung der genannten Stücke zu befolgen hat.*"

„4) *Die Debuts der Schauspieler und Schauspielerinnen zu schützen*, die von der Direction zugelassen werden und diejenigen zu unterstützen, welche man ihm bezeichnen wird."

„5) Eine Strafe von 5 Francs in jedem Falle zu zahlen, wenn er die durch gegenwärtigen Vertrag bestimmten Bedingungen nicht erfüllt."

„6) In seinem Dienste nur *anständig gekleidete* Personen zu verwenden."

„7) Endlich den Herren Directoren des Vaudeville-Theaters die Summe von 20,000 Francs für die ganze Dauer seiner Unternehmung zu zahlen."

„Die Directoren ihrerseits machen sich solidarisch untereinander verbindlich, den Hrn. Cochet in seinen Functionen bei den neuen Directoren zu erhalten, falls sie von ihrer Direction abträten, und keinen andern in seine Stelle treten zu lassen, ohne ihm die Summe von 20,000 Francs zurückzuzahlen, vorausgesetzt, daß er die obengenannten Bedingungen erfüllt; ihm bei den ersten Aufführungen der neuen Stücke in drei Acten *das ganze Parterre*, 120 Billets für die andern Stücke in einem Acte oder in zwei Acten zu überlassen, auch sich dem Herkommen in Bezug auf die beiden Vorstellungen nach der ersten der genannten Stücke zu fügen; keine Reclamation gegen ihn zu machen wegen des *Nichtgelingens* der aufgeführten Werke, es müßte denn nachgewiesen werden, daß ein Stück durch das *ungeeignete Benehmen des Hrn. Cochet* gefallen sei rc."

Das Geschäft ging jedenfalls gut, denn 1835 wurde ein neuer Contract geschlossen, in welchem Cochet versprach, noch 4000 Francs mehr zu geben, und dafür einige andere Begünstigungen erhielt. Die Gesellschaft vom Vaudeville-Theater löste sich nach dem Brande des Theaters 1838 auf und es bildete sich eine neue, die sich weigerte, den genannten Contract gegen Cochet zu erfüllen. Dieser klagte bei dem Handelsgerichte, das die Direction zur Erfüllung des Contracts verurtheilte. Die Direction beruhigte sich aber bei dieser Entscheidung nicht, sondern appellirte. Ihr Advocat machte bemerklich, daß sie eine ganz andere Gesellschaft sei und mit der frühern nichts gemein habe, daß übrigens Cochet während seiner Contractzeit für 150,000 Francs Billets erhalten und wenn er sie nur für die Hälfte des Preises verkauft habe, 75,000 Francs gelöst haben müsse. Der Advocat Cochet's suchte die Darstellung des Gegners zu widerlegen, und versicherte, sein Client sei, weit entfernt durch jene Unternehmung sich bereichert zu haben, vielmehr dabei völlig verarmt rc. Das Appellationsgericht hielt den obenangeführten Contract für unerlaubt, verwarf das von dem Handelsgerichte gesprochene Urtheil und wies somit die Klage Cochet's ab. 51.

Literarische Notiz.

Wie mühsam die Arbeit des Büchercopirens vor der Erfindung der Buchdruckerei war, davon bringt uns ein englisches Journal folgendes Beispiel: Als der Verkauf von Sir W. Burrell's Bibliothek im Mai 1796 stattfand, war auch eine Manuscriptbibel auf Pergament ausgelegt, mit einer Feder zierlich geschrieben und illuminirt, die zu vollenden dem Abschreiber ein halb Jahrhundert gekostet hatte. Der Abschreiber, Guido de Jars, begann seine Arbeit im vierzigsten Lebensjahre (derselben Lebensperiode, in welcher Sir W. Scott seinen „Waverley" anfing) und endigte sie nicht früher als in seinem neunzigsten Jahre. Daher schreibt auch William Caxton: „So ende ich dieses Buch; meine Feder ist abgenutzt, meine Hand ist schwach geworden und mein Auge dunkel vom übermäßigen Sehen auf weißes Papier, und täglich beschleicht mich das Alter mehr rc." Dieser Mühe war der Preis der Bücher entsprechend. Es ist uns ein Brief aufbehalten, welchen Antonio Bononia Beccatello an Alfons, König von Neapel, schrieb, folgenden Inhalts: „Ihr schriebt jüngst an mich von Florenz, daß dort die Werke des Titus Livius in sehr hübschen Bänden zu verkaufen ausständen, und daß der Preis jedes Buches 120 Goldstücke betrage; daher ersuche ich Eure Majestät, Ihr möchtet den Livius, welchen wir den König der Bücher zu nennen pflegen, für uns erstehen und uns hierher senden. Ich werde sogleich die Summe, welche ich als Preis des Buches zu geben habe, herbeischaffen. Das Eine wünschte ich noch von Eurer Wohleinsicht zu erfahren, ob ich oder Poggius am besten gethan, er, welcher einen Livius, den er mit schöner Hand geschrieben, losschlug, um sich nahe bei Florenz ein Landgut zu kaufen, oder ich, welcher, um mir den Livius anzuschaffen, ein Sück Land zum Verkaufe ausgeboten habe?" Gaguin, von einem seiner Freunde aufgefodert, ihm eine Concordanz zu verschaffen, schreibt: „Ich habe in diesen Tagen keine Concordanz gefunden, außer einer, welche hochgeschätzt ist, und von welcher der Bücherverkäufer Paschasius mir sagte, daß sie zu verkaufen und für 100 Goldstücke zu haben sei." Auf dem letzten Blatte eines Foliomanuscripts von dem Roman der Rose (Eigenthum des verstorbenen Mr. Ames) steht vermerkt: „Cest lyuir costa au palas de Parys quarante coronnes dor, sans mentyr." 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 171. —— 19. Juni 1840.

Italien. Beiträge zur Kenntniß dieses Landes von Friedrich von Raumer. Zwei Theile.

(Beschluß aus Nr. 170.)

Mit noch jugendlichen Gefühlen für die ewige Naturschönheit Neapels betritt der Reisende dieses glückliche und zugleich unglückselige Land. Aber als ginge ihm im Genuß der Wonne, die der Himmel beständig auf den Golf und die Stadt und ihre Berge und Inseln niederträufeln läßt, die Lust aus, der strenge, emsige Beobachter zu bleiben. Die statistischen Capitel werden zusammengedrängt. Wer kann rechnen und trockene Zahlen niederschreiben, wenn das Meer in der Abendsonne glüht und der Mond über dem Vesuv aufgeht. Wer aber, wo die Natur solche Fülle und solchen Reichthum bietet, diese jammerwürdigsten aller europäischen Verhältnisse, ohne Sitte, Ordnung, Rechtlichkeit, mit Liebe gliedern und detailliren! Der uralte Fluch, der auf diesem Menschengeschlechte lastet, ist von Geschlecht zu Geschlecht, von Regierung zu Regierung fortgeerbt. Es ist für die schlechte Gegenwart kein Trost in der Vergangenheit und, was noch trostloser, auch keiner in der Zukunft abzusehen. Depravation unter dem Pöbel und Depravation unter Denen, die um den Thron stehen. Heißes Blut, tolle Revolutionen, die in einem Augenblick die schlechten Zustände umwerfen, um andere zu gründen, die noch schlechter sind. Nirgend hat die Reactionswuth mit solcher cannibalischen Grausamkeit gewüthet, und doch ist gar nichts wieder von den ehrwürdigen Institutionen des Alterthums hergestellt. Und neben der eigenen, innersten, tiefsten Zerrüttung der neapolitanischen Administration ward ihr noch die Aufgabe, eine Insel, die im Alterthum als die Schatzkammer alles Segens galt, Sicilien, an das glorreiche Erinnerungen sich knüpfen, so zu verwüsten und zu demoralisiren, daß man eben nicht begreift, wie und wo sie in dieser Wüste möglich waren. Als der Gipfelpunkt alles Verkehrten, wohin eine schlechte Verwaltung sich kann reißen lassen, das „Ungethüm" des Schwefelmonopols, das in diesem Augenblick zu einer so schreienden Berühmtheit gediehen ist und vielleicht, während diese Zeilen geschrieben werden, schon eine Nemesis herbeigezogen hat.

Der Verf. geht von Neapel, wo es ihm geständlich Überwindung gekostet, wenn er einen Abend der Gesellschaft widmen mußte, während jeder Ausflug, jeder Blick auf den Golf so unendliche Genüsse gewährt, nach Sicilien; er besucht Palermo, von dort zu Wasser Messina (weil Sicilier selbst ihn vor dem schrecklichen Landwege warnen), Catanea, besteigt zur Hälfte den Ätna, sieht Syrakus, macht, statt des beschwerlichen Weges nach Girgenti einen Ausflug nach Malta, um von Messina aus abermals Neapel zu besuchen und von dort aus über Rom, Florenz, Bologna, Verona und die tiroler Alpen zurückzukehren. Ins Innere Siciliens ist er nicht gedrungen, weil die Patrioten der Insel selbst ihn versicherten, es sei dort wenig Sehenswerthes, und weil das anerkannt Sehenswerthe an den Küsten den gehegten Erwartungen eines von Neapel Kommenden wenig entsprach. Auch von Malta erfahren wir nur wenig, da Raumer's Aufenthalt daselbst nur kurz und durch eine ungewöhnliche Hitze lästig war. Maltas Bauwerke erinnerten ihn aber schon an den Orient.

Statt der Auszüge wollen wir uns darauf beschränken, einzelne Bemerkungen und Beobachtungen des Verf. auszuheben; denn um von diesem letzten Theile der Reise ein zusammenhängendes Résumé zu geben, müßten wir den größern Theil des gedrängten Inhalts abschreiben. Den rücksichtslosen Waldverwüstungen schreibt der Verf. wie in Italien, so besonders in Sicilien einen großen Theil der Deteriorirung des Landes zu. Auch die herrliche Eichenwaldung des Ätna verschwindet mehr und mehr. Niemand denkt an die kommenden Geschlechter, wie denn überhaupt der Landbau in beiden Sicilien im Argen liegt und im Argen bleiben wird, weil der Adel sich nirgend selbst damit beschäftigt. Theils, weil er die Mühe scheut, theils weil es gefährlich ist, auf dem Lande zu wohnen. Überall kurze Zeitpächte. Was kann der Bauer, der nächstes Jahr hinaus muß, für die Meliorirung des Bodens thun! Aber auch von alledem abgesehen, erscheint ihm Sicilien als kein so fruchtbares Land wie etwa die Lombardei und Belgien. In Neapel sieht es in der Art wenigstens besser aus, daß das System der Mezzadria, der Halbler, nicht vorherrscht, und daß es auch kleine Eigenthümer gibt und die Pachtungen auf längere Jahre abgeschlossen werden. Die Municipalverfassung in den neapolitanischen Städten ist durchaus abhängig von der Regierung, es existirt auch nicht der Schein einer Bür-

gerwahl. Für den Elementarunterricht des Volkes ist in der Lombardei zehnmal so viel geschehen als im Neapolitanischen; von 100,000 Einwohnern zwischen 10 und 18 Jahren in Neapel genießen höchstens 5000 Unterricht, in den Landschaften noch viel weniger. Die Steuer auf fremde Bücher ist ungeheuer. Trotz alles Elends in der Verwaltung und trotz der Cholera hat wie in Neapel auch in Sicilien die Bevölkerung in den letzten Jaheen Foetschritte gemacht, aber unter der Bevölkerung der Insel gibt es nicht weniger als 127 Prinzen, 78 Herzöge, 130 Marchese, unzählige Geafen, 28,000 Mönche und 18,000 Nonnen. Es gibt hier keine Zwangsanstellung von Soldaten. Aus dem Budget von Palermo: Außer den reichen Dotationen 24,000 Thlr. für Kirchen, Klöster und geistliche Feste, 12,000 Thlr. für Heilung kranker Lustdirnen, 30,000 für Findlinge und 3000 für die Volksschulen. In Messina: 5000 Thlr. für Findlinge, 3000 für das Maeienfest und 90 Thlr. für die Bibliothek. Ob prophetisch? sagt der Verf. in seinem Résumé (noch im Herbst 1839 niedergeschrieben):

Mit allen diesen Ansichten (in Sicilien) stehen Hoffnungen oder Träume, oon völliger Unabhängigkeit, europäischen Umwälzungen, englischem Beistande, ja (bei Einigen) von englischer Herrschaft in Verbindung, welche in der That (trotz des traurigen Beispiels, welches Ieland gibt) den Zustand der unglückseligen Insel vielleicht am ersten verbessern könnte.

In Bezug auf die Weigeeung des römischen Hofes, den Verf. in die Archive des Vaticans zu lassen, spricht derselbe folgendes merkwürdige Wort aus:

Der römische Hof weiß selbst die geschichtlichen Quellen jener Zeit nicht zu würdigen, er traut sich, seiner Unschuld und seinem Rechte zu wenig; sonst würde er kein Geheimniß aus jenen Urkunden machen, sondern sie abdrucken lassen und in alle Welt versenden. 41.

Luther in den „Variétés“ des „Journal des débats“.

„Man wird nicht vermeiden können, die jugendliche Zuversicht zu bewundern, mit welcher der Verf., der im Frühern selbst uns zu verstehen gibt, daß er von Hegel wenig oder nichts verstanden, nach seinem eigenen Ausdruck hingeht, den großen Mann zu prophezeien.“ So schrieb vor sechs Jahren Schelling über Cousin, als dieser seinen Freunden in Frankreich von Hegel berichtet hatte: „Meine Herren, ich habe einen Mann von Genie gefunden!“ In anderm Sinne freilich als der große Meister deutscher Philosophie, der diese herben Worte weniger um die französische Kritik herabzusetzen hinwarf, als vielmehr um den geistvollen Vermittler deutscher und französischer Wissenschaft von der lästigen Vorliebe für den „spätergekommenen“ Freund und die „beschränkten Köpfe“ an der Spree zu heilen, möchten wir dieses Urtheil als eine treffende Bezeichnung für das Unwesen ansprechen, das unsere liebenswürdigen Nachbarn von jenseit des Rheins noch immer sich gestatten, sobald sie an das Verständniß deutschen Geisteslebens und besonders der Literatur unsers Vaterlandes herangehen. Gern gestehen wir ihnen so Anrecht als Fähigkeit zu, über die politischen Zustände deutscher Staaten ein vollgültiges Urtheil zu fällen: in solchem Stoffe findet sich ihr scharfer Blick, wenn nur die Rheinprovinzen ihn nicht trüben, leichter zurecht, und mag man ihre Revolution als ein Glück oder Unglück ansehen, die Franzosen führen doch einmal nun den Reigen in den athemlosen Wirbeln der constitutionslustigen Zeit. Doch ein Anderes ist es, die politischen Zustände eines Volkes zu beurtheilen, das auf denselben Bahnen wandelt oder sehnsüchtig doch nach ihnen hinblickt, und ein Anderes wieder, das geistige Leben dieses Volks, die echtesten und reinsten Erzeugnisse seiner Literatur zu verstehen: dazu genügt nicht der Witz, der leicht den Dingen eine äußerliche Handhabe abgewinnt, dahin führt nur die Entäußerung der eigenen Individualität, die herbe Entsagung, die wir mit schweren Opfern, man möchte sagen mit der Verzichtleistung auf unsere politische Größe eekauft haben. Und nun gar, wenn es das Verständniß einer Zeit gilt, in der dieses Volk seine größte, seine welthistorische That gethan, in der es den Silberblick seines geschichtlichen Daseins erlebt, als der deutsche Geist in Luther, dem Mann des Volks — man verzeihe uns den oft gemisbrauchten Ausdruck — den Begriff seines Wesens veekörperte.

Da hat auf Anlaß einiger französischen Werke, welche Audin, Michelet, Merle-d'Aubigné kürzlich über Luther herausgegeben, M. Philarète Chasles sich die Mühe genommen, den Lesern des „Journal des débats“ („Variétés“, 2. Mai) die personnage extraordinaire des großen Reformators näher zu rücken, d. h. ohne die geringste literarische und historische Kenntniß seines Gegenstandes ein französisches Lebensbild zu entwerfen, über dem der Sicherheit wegen gleich oben der Name Luther's steht.

M. Philarète Chasles rühmt von Michelet, daß er in den Stunden seiner Muße (denn les loisirs de certains hommes sont plus précieux que les travaux sérieux de beaucoup d'autres) treffliche und ausgezeichnete Materialien zu einer Biographie Luther's gesammelt habe, und von einem andern dieser Werke, zu deren Empfehlung der fragliche Artikel geschrieben, meint er: es mache sich bemerklich se fait remarquer par un nombre immense de détails, de faits, de documents, tous recueillies aux sources allemandes avec une patience extrême de labeur et d'investigation; es sei fürwahr une forêt de preuves, de choses, de noms, de citations et de résultats, que tout homme curieux de connaître Luther devra consulter nécessairement; bewundern müsse man l'étude approfondie et vraiment colossale, à laquelle il a livré l'objet de son travail. Er gibt auch Gründe an. „Muthig“, rühmt er von Audin, „hat er die Bibliotheken von Mainz, Erfuet (Erfuhrt), Köln, Strasburg, Lyon, Florenz, im Vatican durchwühlt!“ Unstreitig ein ungeheurer Muth, der vollsten Anerkennung werth, daß M. Audin gerade an diesen Orten und besonders zu Lyon und Florenz literarische Entdeckungen über Luther gehofft hat! Der gute Ranke, der dies nicht geahnt, als er seine „Geschichte der Deutschen zur Zeit der Reformation“ schrieb: er meinte, er könne sich genügen lassen, wenn er der reichen urkundlichen Stoffe sich bemächtigt, die in Walch's, de Wette's, Bretschneider's u. A. Sammlungen vorliegen, wenn er zu genauerer „Kenntniß der politischen Bezüge der Reformation“ nur die 96 Foliobände frankfurter Reichstagsacten und die Staatsarchive zu Berlin, Weimar und Dessau excerpirt habe! Dafür werden sein Haupt auch nicht die Lorbern schmücken, die die freigebige Hand des M. Philarète Chasles um Audin's Schläfe gewunden. Après Pfizer, Cochlaeus, de Villers, Ulemberg, Voigt, Seckendorf son travail est incomparablement le plus complet. Ob wol, ehe er Solches geschrieben, der französische Kritikus auch nur die Titel dieser Werke angesehen? Denn unmöglich kann er hoffen, es werde Friede herrschen zwischen Pfizer's Deutschthümeleien von 1836 und des berüchtigten Kochlöffel Schmähschrift: „De actis et scriptis Lutheri“ von 1549, zwischen des aufgeklärten Willers „Betrachtungen über den Geist und den Einfluß der Reformation“ und des stockkatholischen Ulenbergerus (denn diesen meint der Verf. doch wol unter seinem Ulemberg) „Historia de vita Lutheri, Melanchthonis, Flacii, Majoris et Andr. Osiandri“ (Köln 1622). Bei solcher Übersicht über die deutsche Lutherliteratur kann man Herrn Philarète Chasles nicht das Urtheil verargen, die historische Forschung sei noch nicht zu der vollen Einsicht in den Charakter Luther's gelangt und die

Biographie noch nicht geschrieben, welche die vorhandenen Quellen — etwa 5—6000 Bände, wie er uns versichert — vollständig erschöpfe.

Daß doch Herrn Philarète Chasles nicht die trügerische Hoffnung täusche, es werde der Roman, der nach seinem Berichte auch Luther's schon sich bemächtigt, hier für die Mängel der Geschichte eintreten. Stammen vielleicht die paar historischen Notizen, mit denen er seinen Aufsatz ausgeziert, aus derartiger Literatur her? Die Notiz z. B., daß „ce grand nom de Luther est encore après deux siècles un objet d'études intéressantes". Pikanter freilich, interessanter läßt sich da Manches erzählen, wenn wir es einmal der Phantasie, der dichterischen Willkür verstatten, das nüchterne Factum zu würzen und die nackte Thatsache zu kleiden: am Ende ist das Ding, wie es gewesen, nicht nöthig und das Studium der Quellen lästig und hindernd. Da wird denn der einfach bürgerliche Burckhardt aus Spelten, gewöhnlich Spalatinus genannt, der Geheimschreiber, nachher Hofprediger des Kurfürsten zum „comte" erhoben, vielleicht um „den Trotz" noch einleuchtender zu machen, mit welchem Luther die Aufträge seines kurfürstlichen Herrn zurückwies. Auf solche Art wird denn auch „die Handlung zwischen Dr. Luthern und Dr. Karlstadten geschehn zu Jena mens. Aug. 1524" eine beiweitem dramatischere Scene, als Martin Reinhard, Prediger zu Jena, aus eigener Anschauung einfach uns berichtet. Die „Herberge zum schwarzen Bären", in welcher nach Luther's Predigt die beiden Gegner sich besprechen, verwandelt sich in eine salle du festin; die lange Unterredung zieht sich in zwei rasche, schlagende Sätze zusammen („Vous craignez la vérité", s'écria Carolostadt. „Moi", repondit Luther, „je repousse votre imputation!"), und der Gulden, den Luther in Karlstadt's Hand legt und dieser ausdrücklich als „ein Zeichen" ansieht, daß er „Macht habe, wider Luthern zu schreiben", wird zu einem gage du combat erhoben, nach dessen Empfange les combattants se serrèrent la main, burent dans la même large coupe une rasade solemnelle et se quittèrent pour se préparer à des hostilités plus sérieuses qu'on ne pense. Und, wie sich von selbst versteht, fehlen hier auch nicht die pikanten Geschichtchen über Luther's Verheirathung, katholischerseits schon bis zum Überdruß uns aufgetischt: von der schönen Awe de Schönfelden, für die er in seiner Jugend geseufzt habe, daß Katharina die klösterlichen Ketten gebrochen pour épouser Luther, und wie Hieronymus von Baumgärtner, der ihr une préférence marquée eingeflößt haben soll (bekanntlich schlug sie ihn gerade aus!), vor seinem mächtigen Rivalen zurückgetreten sei. Albernheiten, über die Hr. Philarète Chasles schon bei Bayle die richtigen Worte finden konnte: „Ceux qui disent que Luther, revêtu encore de l'habit de l'ordre, aiant vu les neuf religieuses qui avoient déserté le convent de Nimptschen, trouva celle-ci fort à son gré, à cause qu'elle était très-belle, et se la destina pour femme, n'ont guère consulté ses lettres."

Bei diesen Vorstudien was darf man von dem Gemälde selbst erwarten, mit dem die „Variétés" des „Journal des débats" beschenkt worden. Rasch steckt der Meister die äußersten Grenzlinien ab, die Extreme, von denen die Charakteristik Luther's sich fern halten soll: er theilt weder Audin's „idées contre Luther", noch Merle d'Aubigné's „préjugés hostiles contre Leon X", er will weder Katholik noch Protestant sein, die „Wahrheit der Geschichte läßt beide Übertreibungen nicht zu". Dann rasch Schwarz und Weiß, die wohlfeilsten Farben aneinander gerieben: une mélange singulière d'ardeur et de subtilité, de verve plaisante et d'élégie court en effet et se propage dans tous les replis de la vie de Luther. Und vor dem erstaunten Blicke (in Wahrheit spricht der Verfasser von einem l'oeil surpris des Lesers) steht Luther's französisches Portrait.

Zu näherer Erläuterung sehen wir noch zwei kleinere Genrebilder beigefügt, durch die Hr. Philarète Chasles die beiden Factoren des Luther'schen Charakters, die gaité vive und die mélancolie sombre auszuführen gedenkt. Das eine stellt das Familienleben Luther's dar, la petite maison de Luther, sa table joyeuse, son ménage fécond, ses fantaisies de père, de mari, de théologien et de savant, et son expérience héroique de la vie conjugale. Es wird uns nämlich berichtet, die schöne Katharina, als sie nur erst unter die Haube gekommen, sei zänkisch und geschwätzig geworden wie ein Weib, das lange zum Stillschweigen verdammt gewesen; sie habe es sich eigens zum Geschäfte gemacht, den armen Menschen fortwährend zu necken, mitten in seinen theologischen Meditationen ihn aufzustören und das Heiligthum dieses homme des lettres, sein Studiengemach, mit all dem ruhelosen Getreibe einer unzufriedenen Frau zu erfüllen. Er aber habe all diese harten Proben mit bewundernswerther Gelassenheit ertragen, niemals erzürnt, habe seinen tiefen Respect vor dem schwachen Geschlechte sogar in einem eigenen Dogma und dazu gehörigen Cultus niedergelegt, Alles nämlich den Frauen zu verzeihen und in dem Weibe nur die Mutter zu sehen, wie ja auch der Herr, als er ihr den Namen gab, Mutter und nicht Gattin sie genannt habe. C'est quelque chose de touchant sur ma parole, meint der Verf., daß ce redoutable personnage so bonhomme im täglichen Leben geworden: „er, leidenschaftlich und heftig, von athletischem Körperbau, ein Charakter, den die Natur mächtig ausgestattet zur Vertheidigung wie zum Angriff, ein Simson des Streits, wurde milde und furchtsam wie ein Lamm am häuslichen Herde, und Deutschland, le paradis du bonheur domestique, hat nie eine glücklichere Vereinigung gesehen. Staubig und von Schweiß bedeckt, ruhte er im Schooße seiner Familie, und hier, die Stirne sich trocknend, leichten Sinnes mit seinen Kindern spielend, harmlose Geschichten ersinnend, Fabeln erzählend, Sprüchwörter erklärend, Blumen ziehend, hier legte er alle höhern Ansprüche ab und war nichts als un bon rustre, homme d'esprit, trivialement gai, der den Tisch liebte, das Geflügel fütterte und Psalmen sang".

Noch wunderlicher nimmt sich das andere Seitenstück aus, zu näherer Einsicht in den dunkeln Hintergrund der gaité vive, in die mystérieuses terreurs de la superstition teutonique verfertigt, in denen Luther's Phantasie gebrütet haben soll. „Man muß in Deutschland, und besonders in gewissen Gegenden Deutschlands gelebt haben", versichert uns M. Philarète Chasles, „um solche Verbindung düstern Aberglaubens mit kräftigstem Verstande zu begreifen. Über den Bergwerken von Mansfeld, über Eisenach und Erfurt, überall schweben Sagen und Märchen vom Teufel. Hier ist die unsichtbare Welt so bevölkert wie die sichtbare; im Holzschoppen, im Keller, unter den Casserollen und im Tiegel sitzen die Teufelchen; manche Bauern geben sich für leibliche Vettern des bösen Geistes und für Söhne oder Neffen der Heren aus." Da ist es denn sehr natürlich, daß auch Luther „seinen Geist der Finsterniß, seinen Satan in so groben Formen zugeschnitten". Nie nämlich gab es einen leichtgläubigern bonhomme als diesen révolutionnaire, diesen Vorfahren Voltaire's, Tindal's, Cromwell's und Franklin's: sein ganzes Haus ist voll génies malfaisants, die ihm seine Besen wegreißen und seinen Bratenwender in Unordnung bringen, und zwischen der zänkischen Katharina und der lieblichen Magdalena bereitet er auch noch den häuslichen Dämonen einen Platz. Luther hat le Killkroppft gesehen, cet enfant supposé, issu des puissances sataniques et qui est venu prendre la place d'un fils des hommes; er hat ihn gesehen, hat ihn mit seinen Händen betastet, er zweifelt nicht daran, er erzählt es seiner Frau. In dem Kloster zu Wittenberg hat er genau das Nahen des Satans vernommen; auf der Wartburg, wie M. Philarète Chasles weislich bemerkt, nachdem er zu viel Nüsse gegessen und Rheinwein (?) getrunken, hörte er eine höllische Hand seine Nüsse unter tausendstimmigem Donner Trepp' auf und Trepp' ab wälzen; zu Nürnberg bei einer zweiten Visite des Satans ergriff der Gottesgelehrte die Flucht und holte Hülfe bei seinen Freunden.

Qui donc écriva la vie de cet homme qui a passé

comme une tempête sur le front des institutions chrétiennes? seufzt am Schlusse M. Philarète Chasles. 81.

Maria. Novelle vom Verfasser einer Alltagsgeschichte. Herausgegeben von J. L. Heiberg. Aus dem Dänischen von W. C. Christiani. Leipzig, Kummer. 1839. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Charakter liebenswürdiger Gemüthlichkeit und ansprechender Naturtreue, welcher Heiberg's Erzählungen auszeichnet, findet sich auch in dieser jüngsten Hervorbringung wieder. Die kunstlose, naturwahre und ohne große Anstrengung der Phantasie erzählte Geschichte Maria's fesselt und gefällt, wir wissen kaum recht, wodurch, wenn es nicht eben durch ihre schmucklose Einfachheit und Natürlichkeit ist. Die Kümmernisse der Armuth, die kleinen Freuden einer engverbundenen Familie, die gegen die Ungunst des Glückes kämpft, die Tugend, die im Siege selbst unterliegt, gegenüber dem Übermuth und der Überfeinerung der großen Welt, dies bildet den Stoff und Inhalt der vorliegenden Erzählung, welche zwar nichts von dem poetischen Schmelz darstellt, mit dem Jean Paul und L. Schefer Gemälde dieser Art auszustatten wissen, die jedoch in einzelnen Zügen Feinheit der Beobachtung und durchweg einen gebildeten und geschmackvollen Geist der Anordnung und gefälliger Darstellung kundgibt. Das eigentlich poetische Element erscheint jedoch wie absichtlich unterdrückt, um der Wahrheit und Natur nicht etwa Abbruch zu thun.

Zu verwundern ist, daß der Verf. seiner Geschichte einen tragischen Ausgang gibt, wozu in den gegebenen Verhältnissen gar keine nothwendige Bedingung vorlag. Wenn man sieht, wie oft dieser Fehler wiederkehrt, und wie er namentlich einen distinctiven Charakterzug in fast allen weiblichen Hervorbringungen bildet, so muß man beinahe auf den Gedanken kommen, daß es leichter sei, traurig zu sein als heiter, und weniger Anstrengung koste, ein Gemälde der Phantasie mit dunkeln Farben abzuschließen, als mit lichten. Es ist dies aber in der That ein Beweis von einer in unvollendeter Ausbildung stehen gebliebenen Phantasie, oder einer von dem „Leid" des Lebens durch die Poesie nicht freigemachten Seele. Allerdings gibt es Bedingungen in jedem Kunstwerk, welche einen tragischen Abschluß desselben nothwendig vorbereiten; allein diese Elemente sind für den wahrhaft gebildeten Geist leicht zu erkennen und kommen alle auf den Begriff nicht bezahlter Schuld und unverdienter Gunst der Götter hinaus. Wo Buße vorherging, da hat der tragische Ausgang keine höhere, keine poetische Bedeutung mehr und verletzt mehr oder minder unser Gerechtigkeitsgefühl. Dies ist auch hier der Fall; nach unserm innern Richterspruch hat Maria ein Recht darauf, glücklich zu werden, und ihr Untergang ist eine Willkür, eine Grausamkeit des Autors ohne alle berechtigende Nothwendigkeit. 39.

Notizen.

Die Insel Ceylon

macht unter ihrer gegenwärtigen Verwaltung als englische Kroncolonie die erfreulichsten Fortschritte in Verbreitung des Wohlstandes und der Civilisation, sowol im Vergleiche mit der Herrschaft seiner ehemaligen holländischen Besitzer, als auch mit dem Regierungssysteme der ostindischen Compagnie in den nahe gelegenen Gebieten des indischen Festlandes. Ein anziehendes Bild davon entwirft Major Forbes in seinem „Eleven years in Ceylon, comprising sketches of the field sports and natural history of that colony, and an account of its antiquities" (2 Bde.). Die Cultur des Bodens ist den einträglichsten Verbesserungen unterworfen worden, die schädlichen Einflüsse des Klimas fast ganz beseitigt; die Last der Abgaben erleichtert neben steigendem Ertrage der Einkünfte; der rasche Fortschritt der Volkserziehung vertreibt den noch vorhandenen Aberglauben, und daraus läßt sich gegen des Verf. Befürchtung die Hoffnung entnehmen, daß an die Stelle des mehr und mehr sinkenden, bis jetzt herrschend gewesenen Buddhismus eine geläuterte Religionsansicht, nicht aber ein Zurücksinken des unwissendern Theils der Bevölkerung in die Verehrung des Teufels, welche die ursprüngliche Gestalt einer Art von Civilisation auf Ceylon gewesen zu sein scheint, zu erwarten stehe. Allerdings finden sich unter der Masse der singalesischen Bevölkerung noch seltsame Vorurtheile, so der Glaube an die Macht von Wetterzauberern. Major Forbes erlebte selbst einen Fall, wo einem solchen die Überzeugung des Volkes, daß das Ausbleiben des lang ersehnten Regens mehr dessen bösen Willen, als seiner natürlichen Ohnmacht zuzuschreiben sei, nach vielfältigen Torturen fast das Leben gekostet hätte, hätte ihn nicht der Schutz des zufällig in der Nähe befindlichen Majors dem wüthenden Volke entrissen. Forbes verbreitet sich überdies weitläufig über die zahlreichen singalesischen Alterthümer, über die Geschichte des singalesischen Volkes unter seinen eigenen Herrschern, wie unter den Portugiesen und Holländern. Als wichtigstes Ergebniß drängt uns dies interessante Werk die unabweisbare Vergleichung der indischen Präsidentschaften auf, deren jetzt keineswegs glänzenden Zustände sich bei dem Aufblühen des, wenn auch durch einen Arm des Weltmeeres getrennten Eilandes kaum einer Einwirkung von Seite desselben werden entziehen können.

Martin Doyle

von Ballyarley, oder, wie einem von dem „Dublin university magazine" gegebenen Aufschlusse zufolge sein wirklicher Name ist, William Hickey von Mulrancau ist einer der ausgezeichnetsten britischen Volksschriftsteller. Alle Partien erkennen an, daß Irland auf ihn, als einen wahren Patrioten stolz sein kann. Seine ganzen Kräfte hat er dem *philanthropischen Zwecke* der Belehrung und Erheiterung der großen Classen gewidmet, wozu ihn sein lebendiger, ungekünstelter, gelegentlich mit gesundem Humor gemischter Styl besonders befähigt. Vor einigen Jahren hatte er einen Versuch mit Errichtung einer landwirthschaftlichen Schule nach Plan und Einrichtung der Anstalt zu Hofwyl gemacht. Seine Schriften sind: „Hints to small farmers", „Common sense for common people", „Hints on cattle", „Practical gardening" u. a.; in der neuesten Zeit ist dazu gekommen: „Cyclopaedia of practical husbandry and rural affaires in general".

Die Literary fund society feierte am 13. Mai unter Vorsitz des Parlamentsmitgliedes für die Universität Orford, Sir Robert Inglis in der Freimaurertavern zu London ihr Jahresfest. Zweck des Vereins ist laut der Bestimmung seiner Verfassung: „Schutz und Unterstützung für Männer von Genie und Gelehrsamkeit, oder deren Familien, welche sich in Mangel befinden." Leider haben sich seine Mittel in der letzten Zeit nicht günstig gestaltet: der Grund davon ist die steigende Zahl und Dringlichkeit der an sie gestellten Ansprüche, welche dieselben als unzureichend für die Befriedigung des Bedarfs haben erscheinen lassen. Im eben abgelaufenen Jahre mußte man von dem kärglich ausgestatteten Fonds 300 Pf. St., das Ersparniß vieler Jahre, verwenden. Die zeitherigen Zuflüsse zu dem Eigenthum des Vereins sind beschränkter und localer Art, und doch sind seit seiner Gründung unter fast 900 Personen über 25,000 Pf. vertheilt worden, und zwar mit einer Zartheit, die sogar für den Verein nachtheilig war, da bei seinem edeln Wirken im Stillen sein Dasein in manchen volkreichen Städten, auf die sich sein wohlthätiger Einfluß erstreckt hat, unbekannt geblieben ist. Unter den Beamten des Vereins finden sich außer Sir Robert Inglis die Namen des Erzbischofs von Dublin, Lord Dudley Stuart's, Lord Western's, Augustus Murray's, D. Mills' u. A. 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 172. —— 20. Juni 1840.

Schwedische Zustände im Jahre 1839.

Zweiter Artikel.*)

Nachdem wir im ersten Artikel einen Blick auf den politischen Zustand Schwedens und die darin herrschenden Parteien während des letztvergangenen Jahres geworfen haben, wollen wir hier eine kurze Übersicht des Interessantesten von Dem, was in derselben Zeit auf dem Gebiete der Literatur bei uns erschienen ist, geben.

1. Zuerst einige Worte von den Zeitungen und Zeitschriften. In ganz Schweden erschienen im Anfang des Jahres 87 Zeitungen und 14 Zeitschriften. Davon gehören aus der ersten Classe 13, und aus der zweiten 7 der Hauptstadt an; von den 13 Zeitungen waren 7 politisch, und zwar 4 zu der Opposition gehörend und 3 ministeriell. Das radicalste dieser Blätter, das erst am 1. Sept. 1838 von Theodor Sandström gegründete, schon vorher erwähnte „Stockholms-Bladet" hörte schon am 31. Jan. des folgenden Jahres zu erscheinen auf. Von den drei übrigen Oppositionsblättern, welche in der Hauptstadt herauskommen, nämlich „Aftonbladet", „Dagligt Allehanda" und „Freja" haben wir im ersten Artikel das Nöthige gesagt. Die Zeitungen der Gegenpartei, nämlich die „Stats-Tidning", „Stockholms-Dagblad" und „Svenska Minerva" behalten noch ihren alten, dem Leser aus unsern frühern Berichten schon bekannten Charakter bei. Am Ende des Jahres trat ein neues Blatt von streng loyalem Geiste: „Svenska Biet" (Die schwedische Biene), auf und ist ernstlich bemüht, die Gunst des Publicums sich zu gewinnen. Inwiefern aber ihm dies gelingen wird, werden wir bald erfahren.

Unter den literarischen Blättern zeichnen sich folgende vor den übrigen aus: „Litteratur-Bladet", eine vom Professor Geijer herausgegebene Monatschrift, hinsichtlich deren wir uns auf das in unserm vorjährigen Bericht darüber gefällte Urtheil berufen. Auch in diesem Jahrgang derselben findet man sehr interessante historische Untersuchungen, nebst einzelnen genialen Bemerkungen, aber die eigentlichen Probleme, nämlich die praktische Ausführung der vom Herausgeber aufgestellten Ideen, hat er nicht gelöst, und selbst die Ideen sind nur auf eine rhapsodische, oft schwankende und unklare Weise ausgesprochen. So weit man daraus klug werden kann, nähert sich zwar Prof. Geijer jetzt gewissermaßen den Ansichten der Opposition, doch ist er übrigens durch Überzeugung und persönliche Dankbarkeit an die regierende Dynastie gekettet. Das Blatt hat nun mit diesem Jahre (1840) aufgehört zu erscheinen, aber man ist jetzt sehr begierig zu erfahren, wie es ihm, als Abgeordneten der Universität Upsala, auf dem jetzt begonnenen Reichstage gelingen wird, seine gegenwärtige Theorie mit seinen loyalen Gesinnungen zu vereinigen.

Die im Laufe des letztvergangenen Jahres in Upsala herausgegebene Monatschrift „Mimer" hat ebenfalls mit dem Anfang dieses Jahres aufgehört. Die meisten darin vorkommenden Artikel waren von den Professoren Atterbom und Palmblad. Besonders anziehend scheint uns der Aufsatz über Emanuel Swedenborg's ästhetische Ansichten und der Versuch, die eigentliche Beschaffenheit seiner Geisterseherei zu erklären.

Eine neue literarische Zeitung: „Eos", wurde im letztvergangenen Jahre von dem Privatdocenten Lenström gegründet und wird noch in diesem Jahre (1840) fortgesetzt. Dieselbe hat leider den Erwartungen des Publicums in der Hauptsache wenig entsprochen. Die kritischen Urtheile in ihr leiden nämlich gar zu sehr an Befangenheit und Übereilung und entbehren gewöhnlich aller Begründung; der Styl ist nachlässig und der in ihr herrschende Ton derb und mit jugendlichem Übermuth absprechend. Doch findet man darin einige sehr verdienstvolle Artikel von andern Akademikern.

„Läsning i blandade Ämnen" (Lecture vermischten Inhalts) ist der Titel einer Vierteljahrschrift, welche der Graf Adlersparre, unter Mitwirkung der geschätztesten Schriftsteller Schwedens, mit Anfang des J. 1839 zu Carlstad herauszugeben begann. Man findet darin zwar mehre sehr schöne Gedichte von Tegnér, Franzén und Atterbom, sowie einige interessante Aufsätze von dem Bischof Agardh, dem Propst Wieselgren u. A., aber im Ganzen hat diese Zeitschrift der pomphaften Ankündigung und den durch dieselbe erregten Erwartungen gar nicht entsprochen. Ihre Tendenz ist durchaus royalistisch und conservativ. Der Herausgeber derselben gerieth bald in einen heftigen Streit mit dem Grafen Ankarswärd, weil er einige Briefe seines Vaters, welche viele bittere und höh-

*) Vgl. den ersten Art. in Nr. 119 u. 120 d. Bl., sowie die Mittheilungen in Nr. 79—82 und 116 u. 117 f. 1839. D. Red.

nische Bemerkungen über diesen Herrn enthielten, der bei der Revolution von 1809 sein Adjutant und Mithelfer war, öffentlich bekannt machte. Die rohe und jugendlich leidenschaftliche Weise, in welcher Graf Adlersparre diesen Kampf gegen seinen gewandten Gegner führte, hat ihn in den Augen des Publicums sehr herabgesetzt. Jetzt ist er nach Paris gegangen und die von ihm herausgegebene Zeitschrift ist wol mit dem vierten Hefte als geschlossen anzusehen.

Der „Östgötha Correspondent" hat zum Redacteur einen Herrn Palmeer, welchen man den schwedischen Heine nennt. Er ist unleugbar ein Mann von vielem Geist, weil er aber selbst durch seine Störrigkeit und seinen Eigensinn Schiffbruch auf dem Meere des Glückes gelitten, so hat er dadurch eine große Portion schwarzer Galle und böser Laune eingesogen, welches seinen Artikeln einen Anstrich von persönlicher Erbitterung gibt. Auch versteht er es wenig, seinen Egoismus zu verdecken. Aber witzig ist der Mann allerdings, sehr witzig, wenn er nur seine Grobheit mäßigen kann. Sein Witz ist indeß schnell vorübergehend wie das Wetterleuchten. In der Politik, wo er eigentlich nur ein Plänkler ist, stimmt er in seiner Denkweise am meisten mit der „Freja" überein, weswegen er auch neuerdings unter die Mitarbeiter an derselben getreten ist.

Von den übrigen Zeitungen sind die folgenden am bekanntesten: Der „Correspondent" zu Upsala und „Skånska Correspondenten" (Der schonische Correspondent) zu Lund, beide in conservativer Richtung redigirt, und die „Najade" zu Karlskrona, welche einer gemäßigten Opposition angehört. „Samlaren" (Der Sammler) in Strengnäs ist ultraroyalistisch, der „Göthe" dagegen in Gothenburg, wo nicht weniger als sieben Zeitungen erscheinen, ultraliberal, aber beide werden nur wenig gelesen. Zeitschriften, die einzelnen Wissenschaften gewidmet sind, übergehen wir hier, werden aber die ausgezeichnetsten unter denselben, jede in ihrem Fache, unten anführen und charakterisiren.

2. Die **Theologie** als Wissenschaft wurde im Jahr 1839 hauptsächlich durch die „Ecclesiastik Tidskrift" (Kirchliche Zeitschrift) von den Professoren Fahlcrantz, Knös und Almquist zu Upsala, und durch die „Theologisk Quartalskrift" (Theologische Vierteljahrschrift), vom Professor Thomander und Dr. Reuterdahl zu Lund herausgegeben, vertreten. Ein um das schwedische Kirchenwesen sehr verdienstvolles Werk ist folgendes: „Skandinaviens Kyrkohäfder, samlade och bearbetade af J. Thomeus" (Kirchliche Urkunden Skandinaviens ꝛc.). Übrigens verdienen nur noch folgende Schriften, welche in das theologische Fach einschlagen, besonders genannt zu werden: „Predigten" von H. Schartau, welche in einem salbungsreichen, fast pietistischen Geiste geschrieben sind; die von der Bibelcommission zu Upsala herausgegebene Probeübersetzung des Pentateuch, oder der fünf Bücher Mosis; das Evangelium und die Briefe des Apostel Johannes, von dem verstorbenen Erzbischof Wallin; das Evangelium Matthäi, vom Bischof Agardh; „Skrifte-Tal och Tal vid Ungdomens Nattwardsgång" (Beichtreden und andere Reden gehalten bei dem ersten Abendmahl der Jugend), von dem berühmten, aber schon 1834 verstorbenen Prof. Rogberg. Die übrigen hierher gehörigen Erzeugnisse bestehen aus einer ziemlich großen Masse von Predigten, ascetischen Schriften und Übersetzungen. Im letztverflossenen Sommer wurde ein Ausschuß zusammenberufen, um Verbesserungen des Kirchenrechts vorzuschlagen; seine Vorschläge, welche vorzüglich vom Prof. Thomander ausgegangen sind, werden wahrscheinlich auf dem jetzigen Reichstage den Ständen zur Prüfung vorgelegt werden.

3. Auf dem Gebiete der **Philosophie** begegnet uns nur ein einziges, aber sehr schätzbares Werk: *„Philosophisk Rätts- och Samhällslära"* (*Philosophische Rechts- und* Staatslehre), vom Prof. S. Grabbe. Es ist *das Ergebniß* vieljähriger Forschungen dieses ausgezeichneten Gelehrten, der darin seinen eigenen, selbständigen Weg eingeschlagen hat. Übrigens zeichnet sich der Verfasser in diesem Buche, wie in seinen übrigen Schriften, durch seine klare und allgemein verständliche Darstellung vortheilhaft aus.

4. Auch in der **Philologie** wissen wir nur Ein Werk von Bedeutung zu nennen, nämlich: „Primordia dominationis Murabitorum, e libro arabico, vulgo Kartâs inscripto, auctore Abul-Hhassans ibn Abizerâ, collatis codicibus Bodleianis, Leidensi, Parisiensi et Upsaliensi", herausgegeben von C. J. Tornberg. Die Collationirungen wurden auf einer Reise in England, Holland und Frankreich angestellt.

5. Die **Heilkunde** betreffend, so erschienen in Stockholm eine „Tidskrift för Läkare och Pharmaceuten (Zeitschrift für Ärzte und Apotheker) und „Hygiea", eine medicinische und pharmaceutische Zeitung. Sehr beachtenswerth ist folgendes Werk: „Smärre *samlade Arbeten* af medicinskt Innehåll" (Kleine *gesammelte Schriften* medicinischen Inhalts), vom Prof. Isr. Hwasser in *Upsala*, welches reich an originellen Ansichten und zugleich in einer sehr schönen Sprache geschrieben ist. Der Verfasser wird überhaupt für den geistreichsten und tiefdenkendsten unter den schwedischen Ärzten anerkannt, und wir glauben, daß seine Schriften auch im Auslande bekannt zu werden verdienen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Gewißheit und Würde der Heilkunst. *Für das* nicht-ärztliche Publicum dargestellt von *Ernst* Freiherrn v. **Feuchtersleben**. Wien, *Gerold*. 1839. Gr. 12. 16 Gr.

Daß es eine Kunst zu heilen gebe, wird wol kaum noch von einem vernünftigen Menschen bestritten; hätte man allen Glauben an die Existenz einer solchen Kunst verloren, so würden sich die Kranken auf gutes Glück ihrem Schicksal überlassen und der Stand der Ärzte wäre somit von selbst aufgehoben. Selbst der größte Skeptiker, wenn ihm die Glut des Fiebers alle Adern durchdringt, oder wenn er der Gewalt der Schmerzen unterliegt, sucht Hülfe, komme sie woher sie wolle. Daß aber die Heilkunst, bei allen Fortschritten, deren sie sich im Laufe der Zeiten erfreut, noch weit vom Ziele entfernt sei, um als wahre, echte Kunst auftreten zu können, daß sie ihr

schwachen Seiten habe und auch in den Händen des Erfahrensten und Weisesten in einzelnen Fällen Das nicht leiste, was man wol von ihr fodern und wünschen möchte, wer kann es verkennen? Die Laien in der Kunst machen es ihr zum Vorwurf und die Ärzte vermögen diesen Vorwurf nicht zurückzuweisen. Soweit sind also beide in vollkommenem Einverständnisse, und, um sich dieses Einverständniß zu bewahren, dürften nur die Laien die Kunst mit ihren Unvollkommenheiten nehmen, wie sie ist, und die Ärzte dagegen nicht ermüden, ihr die möglichste Vollendung zu geben und alle diejenigen Kenntnisse, die zu ihrer Ausübung erfoderlich sind, möglichst in sich zu vereinigen suchen.

Allein so friedlich stehen sich beide Theile nicht zusammen. Jene beklagen sich über das Unsichere und Schwankende in den medicinischen Theorien, sie meinen, da in einzelnen Fällen Kranke allein durch die Heilkraft der Natur, ohne allen ärztlichen Beistand, andere selbst durch die unwissenschaftlichsten Mittel und Methoden gesund werden, so müsse doch eigentlich nicht viel an der ganzen Kunst sein, und stellen Medicaster und Charlatans mit den Ärzten in gleiche Reihe; diese dagegen beschweren sich über das sinkende Ansehen ihrer Kunst, über die Leichtgläubigkeit und den Aberglauben der Menschen, berufen sich auf die Würde ihrer durch Nachdenken und geprüfte Erfahrungen gereiften Kunst, und schieben unglückliche Erfolge auf Mangel an Vertrauen, Unfolgsamkeit und Foderungen, deren Befriedigung außer den Grenzen menschlicher Kräfte liege.

Daß dergleichen Stimmen in unsern Tagen sich immer mehr vernehmen lassen, muß einen Grund haben, und es verlohnt sich wol der Mühe, einmal ernstlich nachzuspüren, ob denn überhaupt die Heilkunst, wie sie ist, weniger Vertrauen verdiene als vormals, und welches die Ursachen sind, die das Vertrauen zu ihr untergraben. Man schmäht auf die Ärzte und ihre Kunst, oder man zeigt wenigstens seinen Mangel an Achtung dafür, daß man sich jedem medicinischen Glücksritter und Agyrten in die Arme wirft, ohne nur einmal einen Begriff davon zu haben, worin das Wesen der Heilkunst besteht und was sie leisten kann. Man wählt seinen Arzt nach Gutdünken und läßt sich in seiner Wahl durch eine glatte Außenseite, durch Ruhmredigkeit und Schmeichelei, durch einige gelungene Curen, ja durch die Güte des Tuches bestimmen, das er am Leibe trägt, und man verlangt, daß er leisten soll, was kaum der einsichtsvollste, gelehrteste und erfahrenste zu leisten vermag; man trägt geduldig alle Entsagungen, die es dem Laien in der Kunst aufzulegen beliebt, während man sich kein Gewissen daraus macht, in jedem Augenblicke die Gebote zu übertreten, die der wissenschaftliche Arzt als Bedingung zum Gelingen einer Cur auferlegt hat. Bei solcher Lage der Dinge liegt der Gedanke, die Ehre der Kunst, soweit es möglich, zu retten und den Laien über das wahre Verhältniß zu ihr und dem Arzte aufzuklären, den der Verfasser der obengenannten Schrift hier zu behandeln übernommen hat, sehr nahe. Aber die Aufgabe ist eben nicht leicht, er hat sich zum Advocaten einer Sache aufgeworfen, worüber die Acten zum Versenden noch nicht reif sind, über die noch sub judice lis est, einer Sache, der man die schwachen Seiten abgelauscht hat und wobei die Kunst und ihre Priester nicht immer im Gewande der Unschuld erscheinen. Mit einem warmen Interesse für seine Sache und durchdrungen von der hohen Würde der Kunst, wie sie sein soll, vermag er wenigstens die gegen die Künstler sich erhebenden Klagen nicht allenthalben zurückzuweisen, und nicht alle Schuld an dem mangelnden Vertrauen, worüber sie Klage führen, von ihnen abzuwälzen. Doch lassen wir ihm seine Sache selbst verfechten, mit dem Vorbehalt, hier und da ein Wörtchen darein sprechen zu dürfen.

Begründet ist die Klage des Verf., daß jede alte Frau, jeder Hypochondrist u. s. w. Arzt sein will und die Ärzte verspotten zu können glaubt; ebenso begründet, daß der Arzt selbst an seine Kunst glauben, dafür begeistert sein müsse, daß gerade die ungläubigen Ärzte gewöhnlich diejenigen sind, die zumeist nach Geheimmitteln, Arcanen, Wundermethoden, Recepten u. dergl. haschen, und daß man mit demselben Rechte, als man der Medicin Unsicherheit vorwerfe, sie auch allen andern Wissenschaften vorwerfen könne. Ohne indessen der Würde der Kunst zu nahe zu treten, möchten wir gerade unsere Ärzte eines Mangels an Skepticismus anklagen, der zur Ausübung derselben unerlaßlich ist, wir meinen das Gegentheil von jener Suffisance, die mit Allem, was sie thut, zufrieden ist, die ihr Wissen und Thun höher stellt als das aller Andern, jede Beobachtung, wie seicht und oberflächlich sie auch sein möge, für Erfahrung nimmt, und eben weil sie es mit sich nicht genau nimmt, es auch mit den Beobachtungen Anderer so zu halten pflegt. Also, wenn auch keine Skepsis in der Wissenschaft, doch in Dem, was man selbst weiß und thut; was man sich durch Zweifel und wiederholte Prüfungen errungen hat, wird endlich zur Gewißheit.

Zu den Gründen, welche die Heilkunst beim gebildetern Publicum in Miscredit bringen, rechnet der Verf. Skepticismus in Bezug auf ein Wissen, das es sich nicht zum eigentlichen Fach gewählt hat, und halbes Wissen; Zweifel an der Existenz einer sichern Heilkunst, hervorgerufen durch das Treiben der Ärzte selbst und ihre Spaltungen nach entgegengesetzten Richtungen, Empirismus und Dogmatismus; die Wahrnehmung, daß mitunter durch die unwissenschaftlichsten, selbst albernsten Mittel und Methoden Genesung, ja Wunder von Heilungen bewirkt werden; daß der Glaube, ja selbst der Aberglaube zuweilen wirksam ist; daß man, wofern man nur vernunft- und naturgemäß lebt, des Arztes beiweitem nicht so sehr bedürfe, als es ängstliche Menschen sich einbilden; daß Menschen durch die Heilkraft der Natur genesen, an denen Ärzte alle Hülfsmittel der Kunst erschöpft haben. Die gebildetern Laien schließen ferner von dem Fragmentarischen unsers Wissens von der Natur überhaupt auf die Ungewißheit der Medicin, die ein Theil davon ist; sie wissen die gegenwärtige Tendenz der Medicin nicht zu beurtheilen, das Verhältniß des Ganzen ist ihnen unklar, weil sie die Wissenschaft nicht kennen. Es ist der Dilettantismus, diese unselige Frucht der allgemeinen Bildung, der überall so viel Halbes, Irriges, Misgerathenes, so viel Misverständniß und Nichterkenntniß des wahrhaft Tüchtigen erzeugt hat und auch in der Heilkunst seine schädliche Einwirkung bewährt. Der Dilettantismus will überall den kürzesten, mühelosesten Weg gehen, er entsteht meist aus Eitelkeit und liebt mithin das Auffallende, das Wunderbare. Darum wendet er sich in der Medicin an jene sophistischen Theorien, die durch ihre Einfachheit, Originalität und Wunderbarkeit blenden.

Minder Gebildete haben weder einen richtigen Begriff von der Heilkunst noch von dem menschlichen Organismus. Jene, so glauben sie, sei ein auswendig zu lernendes Register von Krankheiten, die man an gewissen Zeichen erkenne und von ihnen benenne, und von Heilmitteln, welche dazu passen; was diesen betrifft, so haben sie keine Vorstellung von den ihm inwohnenden, lebendigen Kräften und ihrem Verhältnisse zu denen der ihn wirksam umgebenden Welt. In Folge solcher Ansichten betrachten sie ihn entweder als ein Uhrwerk, das man, wo es mechanischer Hindernisse wegen, oder weil es abgenutzt ist, nicht mehr recht geht, durch ebenso mechanische Hülfsmittel verbessert, oder als ein Gefäß, in welchem Blut, Schleim, Galle und andere Flüssigkeiten kochen, die man, wenn sie gähren oder auf irgend eine Weise verderben, durch Hinzugießung von gewissen Absüden, Aufgüssen u. s. w. verändert, vor Fäulniß bewahrt u. dergl. Aber der wissenschaftliche Arzt wirkt zumeist durch eine zweckgemäße Anordnung und Leitung der Lebensordnung, der sich die meisten Menschen nicht unterwerfen wollen. Sie möchten länger leben, als es ihre Beschaffenheit mit sich bringt, das vermag die Heilkunst nicht; sie möchten frei von allen Übeln leben, das vermag sie nicht; sie möchten, gesund oder krank, nach ihrem Behagen leben und dabei gesund bleiben oder werden, auch das vermag sie nicht; sie möchten der unangenehmen Mittel ledig sein, deren sich die Kunst

zu ihren Zwecken bedient, und diese kann sie nicht entbehren. Dagegen schieben sie den guten Erfolg, wo sie ihn nicht verneinen können, dem Zufall, dieser „Lieblingsgottheit der Thoren", zu, und leugnen die Kunst, die sie nicht verstehen.

Mit Recht scheidet der Verf. die Fehler und die Unzuverlässigkeit der schlechten Ärzte von der Kunst und verlangt, daß sie dieser nicht zur Last gelegt werden sollen. Er weist auf Heroen der Kunst, wie J. P. Frank und Heim hin, um sich ein Bild von dem Charakter und Werthe eines wahren Arztes entwerfen zu können. Aber wie selten sind solche Erscheinungen? Was mußte, um mit dem Verfasser zu reden, zusammentreffen, was errungen werden, damit ein solcher Mann werden konnte? Gestehen wir es uns nur, ein Hauptgrund der Richtachtung unserer Kunst liegt darin, daß unsere meisten Ärzte weit davon entfernt sind, an solche Ideale zu reichen, daß sie an Kenntnissen, an einer Menge Einzelnheiten, in die sich die Wissenschaft zersplittert hat, beiweitem reicher sind, als die Ärzte der Vorzeit, aber ungleich ärmer an eigentlicher Beobachtungsgabe und an Dem, was zur richtigen und prompten Beurtheilung eines einzelnen Falles gehört; daß sie jedes Gliedchen am Organismus, jede seltene Krankheitsform u. s. w. an den Fingern herzuzählen, aber in einzelnen Fällen nicht wissen, in welches der tausend Fächer und Fächerchen sie greifen, wie sie ihr Wissen auf den Punkt concentriren sollen, von dem es sich eben handelt, mit einem Worte: den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen. Während jetzt alle einzelnen Doctrinen der Medicin und ihrer Hülfswissenschaften in eine Weite hinausgewachsen sind, daß, sie zu übersehen, das Studium und das Leben eines einzelnen Menschen nicht mehr hinreicht und man oft nicht weiß, wie das Einzelne mit dem eigentlichen Stamm zusammenhängt, stand sonst das Wissen des Arztes in inniger und unmittelbarer Verbindung mit seiner praktischen Wirksamkeit, es war aus der Praxis hervorgegangen und wirkte wieder auf sie zurück, man wußte, wozu man es hatte. Wir sind nicht gemeint, damit den menschlichen Forschungen einen Damm entgegenzusetzen und das Abspinnen jedes einzelnen Fadens der besondern Doctrinen dem Geiste zum Vorwurf zu machen, wir geben vielmehr gerne zu, daß alles Einzelne dem Ganzen wieder zugute komme und von dem denkenden Kopfe am rechten Orte genützt werden könne; aber wir bezweifeln, daß die Mehrzahl der Ärzte, überwältigt von der Masse des Stoffes, das Rechte und für das Handeln am Krankenbette Brauchbare herauszufinden, sich klar zu machen vermöge, wie, wenn und wo das Erlernte zu nützen sei.

Der Trost, den uns der Verf. ertheilt, daß alle, welche die jetzt bestehenden, wohlorganisirten Anstalten nach gegebenen, strengen Prüfungen verlassen haben, wenigstens keine schlechten Aerzte, und daß die gefährlichsten, ohne Hülfe oft schnell tödtlichen Übel meist ohne große medicinische Weisheit zu erkennen und zu behandeln seien, und daß man sich also in solchen Fällen, ohne Gefahr, auch einem minder ausgezeichneten Arzte anvertrauen könne, ist eben nicht geeignet, dem Vertrauen zu der Kunst eine Stütze zu geben. Denn bedürfen wir des Arztes nur in gefährlichen, schnell tödtlichen Übeln, und fodert nicht jeder besondere Fall mit seinen Eigenthümlichkeiten und seinen möglichen Folgen die ganze Wissenschaft, das ganze praktische Talent?

Die Vielseitigkeit des Wissens, die Verfolgung einzelner Gegenstände bis in ihre äußersten Verzweigungen und die mikroskopische Betrachtungsweise der Erscheinung, so viel sie die Wissenschaft fördern mag, vermag doch keinen sichern Haltungspunkt für das Handeln am Krankenbette zu geben; sie verwirrt die Sinne des Beobachtenden, anstatt sie auf einen Punkt zu concentriren, und daher sehen wir, daß aus vielen unserer jungen Ärzte entweder Empiriker und Symptomenjäger oder Leute werden, welche von den vielen Theorien und Ansichten, von denen ihnen der Kopf voll ist, eine oder die andere beliebig auswählen, um sie auf den vorliegenden Fall anzuwenden. Der Grund solcher Verwirrung liegt tief, hauptsächlich aber in der Methode des Unterrichts und in der Verschiedenheit der Meinungen und Ansichten der Lehrenden, wie sie sich heutiges Tages nicht allein in der Medicin, sondern auch in andern wissenschaftlichen Dingen ausspricht. Es wäre davon viel zu sagen, wenn hier dazu der Ort wäre. Doch kehren wir zu unserm Verfasser zurück. Er will, daß man den guten Arzt von dem schlechten unterscheiden lerne, und darin hat er vollkommen recht, aber so leicht, wie er sie sich denkt, ist die Sache nicht. Um über die wissenschaftliche Befähigung eines Arztes richtig urtheilen zu können, dazu gehört selbst ein Grad von wissenschaftlicher Bildung, wie ihn die wenigsten Menschen besitzen; — und wie, wenn unter den wenigen Ärzten einer Stadt oder Gegend kein guter zu finden ist? oder wenn die wenigen guten von allen Seiten so in Anspruch genommen sind, daß man ihrer nicht habhaft werden kann? Man solle nicht wähnen, ein Arzt könne als Mensch nicht viel werth, aber doch ein vortrefflicher Arzt sein. Die That erfodere immer den ganzen Mann, den sittlichen, wie den sinnlichen und intellectuellen. Ein tüchtiger Arzt, im vollkommenen Sinne des Worts, muß auch ein sittlich guter Mensch sein, das kann und soll dem Verf. nicht bestritten werden, aber es gibt habsüchtige, neidische, stolze, ausschweifende u. s. w. genug, die man doch für vortreffliche Künstler halten muß, und Ref. wollte dem Verf. darunter große Männer nennen, denen er dieses Prädicat gewiß selbst nicht versagen würde. Geht es nicht mit andern Künstlern ebenso? Wir fühlen unser ganzes Herz hingezogen von der tiefergreifenden Rede eines Geistlichen, wir bewundern die Wahrheit, die Gemüthlichkeit in dem vortrefflichen Spiele eines Schauspielers, und müssen leider, beim Austritt aus der Kirche oder dem Schauspielhause hören, daß Die, die wir soeben gegen die verderblichen Folgen des Lasters mit eindringender Wahrheit und Beredtsamkeit eifern hörten, diesem Laster selbst ergeben sind. Hören sie deshalb auf, große Künstler zu sein?

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Die französischen Dichter werden in öffentlichen Journalen aufgefodert, zu einem Werke, welches unter dem Titel: „Couronne poétique de Napoléon" erscheinen soll, beizusteuern. Die Auffoderung ist durchaus in den gewohnten französischen Phrasen abgefaßt. Viele Beiträge sind bereits eingeliefert. Zuletzt heißt es: „Euch, Delavigne, Lamartine, Hugo, Jombras, Ronchaud, de Vigny, Béranger, Beauchêne, Resseguier, welches auch Euer politischer Glaube sei, Euch alle rufen wir auf; aber auch Euch, ihr jungen Talente, die Ihr Euch noch nicht bekannt gemacht habt und die Ihr hier eine so schöne Gelegenheit habt, Euch zu offenbaren" u. s. w.

Von dem Grafen Albert de la Marmora, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Turin, Major-General in sardinischen Diensten, erschien: „Voyage en Sardaigne, ou description statistique, physique et politique de cette île, avec des recherches sur ses productions naturelles et ses antiquités", wovon der erste Band, der die Statistik enthält, bereits in der zweiten Auflage herauskam. Der zweite Band, die Alterthümer enthaltend, erscheint in der ersten Hälfte des Juni.

Das „Dictionnaire du commerce et des marchandises" hat so vielen Beifall gefunden, daß nach einem Absatze von 7000 Exemplaren eine neue Auflage nöthig geworden ist. Ein Atlas von Landkarten, Abbildungen von Maschinen, Dampfbooten u. s. w., sämmtlich in Kupfer gestochen, werden dieser Ausgabe beigesellt sein. Das Werk bildet zwei Bände und erscheint in 140 Lieferungen à 30 Cent. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 173. —— 21. Juni 1840.

Schwedische Zustände im Jahre 1839.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 172.)

6. Für die Rechtskunde erscheint nur eine Zeitschrift, nämlich „Juridiskt Archiv", vom Assessor Schmidt in Christianstad, und diese behauptet noch immer ihr altes Ansehen. Der schon längst von einem besonders dazu berufenen Ausschuß ausgearbeitete Entwurf zu einem neuen verbesserten Civil- und Criminalgesetzbuch ist seit mehren Jahren der Gegenstand vielseitiger Discussionen und Berathschlagungen gewesen. Die beiden Universitäten und die meisten Reichscollegien, deren Gutachten darüber vom König verlangt wurde, haben sich gegen den Entwurf erklärt, weil er, neuern Ansichten huldigend, seinem Inhalte nach, von dem noch geltenden schwedischen Gesetzbuch von 1734 zu sehr abweicht; aber gerade darum wird derselbe von der Opposition um so lebhafter vertheidigt. Nächstens soll er den Reichsständen zur Prüfung und endlichen Entscheidung vorgelegt werden. Um ihnen die Übersicht zu erleichtern, haben zwei Rechtsgelehrte, Freiherr v. Boye und Hr. Norin ein Tableau gemacht, worin die vorgeschlagenen Abweichungen dem alten Text gegenübergestellt sind, damit sie sogleich in die Augen fallen.

7. In der Naturkunde ist die Ernte des Jahres etwas reichlicher ausgefallen. Unter den hierher gehörenden Leistungen steht obenan: „Novitiarum Florae Suecicae mantissa altera, additis plantis in Norvegia recentius detectis" von Elias Fries. Schon die erste Lieferung hat den Verfasser Kennern der Wissenschaft vortheilhaft bekannt gemacht. Nächst diesem trefflichen Werke gedenken wir, mehr des Gegenstandes als der Ausführung wegen, der von Dr. N. Lilja zu Lund geschriebenen „Flora öfver Sveriges odlade Värter" (Flora der angebauten Gewächse Schwedens), eine Compilation, worin das Neue nicht gut und das Gute nicht neu ist. Größere Verdienste um die Naturwissenschaften haben einige andere junge Schriftsteller, die speciellern Gegenständen ihren Fleiß zugewandt, sich erworben. So hat K. F. Thedenius durch seine „Anmärkningar om Herjeådalens Vegetation" (Bemerkungen über die Vegetation von Herjeådalen) neues Licht über die Gewächse dieser rauhen Alpengegend verbreitet. Übrigens ist diese kleine Abhandlung aus den Verhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften, worin sie zuerst eingerückt war, besonders abgedruckt worden. Wichtiger noch ist vielleicht die Monographie „De rubis Sueciae" von einem jungen Gelehrten, Namens J. P. Arrhenius, Schüler unsers berühmten Elias Fries, welcher sich durch dieses Specimen als Privatdocent habilitirt hat. Über diese Staudengewächse herrschten früher, sowol in den in- als ausländischen Floren, viele irrige und verworrene Ansichten; durch diese Schrift ist aber ein bedeutender Schritt gethan, um die Sache ins Reine zu bringen. Der Adjunctus (Prof. extraordinarius) A. E. Lindblom thut durch seine „Botaniskar Noticer" (Botanische Notizen) auch das Seinige, um die Kenntniß eigner und fremder Entdeckungen im Reiche Flora's zu verbreiten. Der Prof. Wikström in Stockholm hat sich seit einer Reihe von Jahren mit einer Flora der Hauptstadt beschäftigt und als Einleitung dazu eine Übersicht von der Naturbeschaffenheit der Umgegend dieser Stadt („Öfversigt af Stockholms-Traktens Naturbeskaffenhet") vorausgeschickt, worin alles dazu Gehörige mit großem Fleiß zusammengestellt und mit einigen eigenen Entdeckungen auf dem Felde der Botanik bereichert worden ist. Über die Ornithologie erschienen im Laufe des Jahres zwei Werke, nämlich erstens: „Skandinaviens Fåglar, tecknade efter Naturen af Körner" (Die Vögel Skandinaviens nach der Natur gezeichnet), mit lithographirten Abbildungen, wovon bis jetzt drei Hefte herausgekommen, zweitens: „Svenska Fåglar i systematisk ordning för Jägare" (Schwedische Vögel in systematischer Ordnung für Jäger), von J. A. Ström, mit neun von Wright trefflich gezeichneten Blättern. Zur Ichthyologie des Vaterlandes hat B. F. Fries in den Verhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften einige neue Beiträge unter dem Titel: „Ichthyologiska Bidrag till Sveriges Fauna" geliefert. Leider aber ist der Verf., ein Verwandter des Botanikers Elias Fries, im letztvergangenen Jahre (1839) gestorben. Ferner sind hier noch zwei kleine Schriften vom Freiherrn v. Berzelius zu erwähnen, nämlich: „Om några af Dagens Frågor i den organiska Chemien" (Über einige Fragen des Tages, die organische Chemie betreffend), und „Kolets Atomvigt" (Über das Atomgewicht der Kohle); die letztere Abhandlung ist auch in die Ver-

handlungen der Akademie der Wissenschaften eingerückt. Endlich gedenken wir noch eines von Clemens Ullgren herausgegebenen Lehrbuchs der Chemie, unter dem Titel: „Organiska Chemien i sammandrag" (Abriß der organischen Chemie), welches Berzelius mit einem empfehlenden Vorworte begleitet hat. Vieles in diese Wissenschaft Einschlagende findet man in den Verhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften, deren Memoiren für 1837 und Jahresbericht für 1838 im Anfang des J. 1839 erschienen. Der Bericht über die Fortschritte der Chemie ist vom Freiherrn v. Berzelius, über die Botanik vom Prof. Wikström, über die Technologie vom Prof. Pasch ausgearbeitet.

8. Geschichte. Da wir größerer Büchersammlungen und archivarischer Quellen zu sehr entbehren, kann in unserm Lande für die ausländische Geschichte nicht viel geleistet werden. Doch ist auf diesem Felde ein beachtenswerther Versuch von dem unermüdlichen Adjunctus (Prof. extraord.) Abraham Cronholm in Lund gemacht worden. Man findet in seinem Buche: „Catholska Ligan och Hugenotterna" (Die katholische Ligue und die Hugenotten) die Thatsachen nach den neuesten Quellen angegeben und das Ganze in einem blühenden Styl dargestellt. Ein unbestimmtes Mittelding von wissenschaftlicher und populairer Schreibart bieten uns die Hefte dar, welche der Rector L. Almquist unter dem Titel: „Mennisko-slägtets Saga, eller allmänna Verldshistorien med Geographie" (Sage des Menschengeschlechts, oder die allgemeine Weltgeschichte nebst Erdbeschreibung) herausgegeben hat. Man findet darin zwar einige originelle, aber noch mehr verschrobene und unhaltbare Ideen. Von dem Werke des Grafen Björnstjerna, schwedischen Ministers in London: „Britiska Riket i Ostindien" habe ich schon in meinem Bericht von 1838 gesprochen. Eine genauere kritische Beurtheilung desselben hat uns überzeugt, daß sich darin, besonders in den Capiteln, welche von der Mythologie und Literatur der Indier handeln, viele Fehler und wahrhaft unbegreifliche Irrthümer finden. Zwar führt er gewöhnlich die besten Quellen an, misversteht sie aber oft, oder folgt andern ganz unzuverlässigen Wegweisern. Jetzt hat er eine deutsche Übersetzung seines Buchs: „Das britische Reich in Ostindien", in Stockholm drucken lassen, in der er zwar einige von seinen Recensenten gerügte Fehler verbessert, aber doch eine große Menge anderer unverbessert gelassen hat. Nur ein Capitel in diesem Buche scheint uns lobenswerth, das nämlich, worin er über die Militairstraßen von Rußland durch Persien spricht. Der Verf. ist als General der festen Überzeugung, daß dieses Land von einem russischen Angriff sehr wenig zu fürchten hat.

Desto mehr ist im vergangenen Jahre für die vaterländische Geschichte geschehen. Dafür zeugen die folgenden, im Laufe desselben erschienenen Schriften: „Handlingar rörande Skandinaviens Historia" (Urkunden, die Geschichte Skandinaviens betreffend), 23. Theil, herausgegeben von der königlichen Gesellschaft. „Handlingar ur De la Gardiska Archivet" (Urkunden aus dem gräflich De la Gardieschen Archiv), 19. Theil, mit einem allgemeinen Register, welches die Brauchbarkeit des ganzen Werkes sehr vermehrt. Herausgeber ist der Propst Wieselgren. „Handlingar rörande svenska Historien", aus ausländischen Archiven geschöpft auf einer Reise in den J. 1834 u. 1835 vom Prof. And. Fryxell. Die Archive zu Kopenhagen und zu Wien boten dem Forscher die reichste Ausbeute dar. Doch hat er sich bei seinen Nachforschungen auf den Zeitraum der schwedischen Geschichte von 1634—97 beschränkt. In den von ihm gesammelten Urkunden findet man besonders für die Zeit des Königs Karl's XI. sehr wichtige Documente und zerstreute Notizen, wiewol natürlich nicht alle gleiches Interesse für die Nachwelt haben können. Auch ist das Budget des schwedischen Reichs für 1693 aufgefunden. Der Lector Thyselius hat die Geschichte der schwedischen Kirche und der Unterrichtsanstalten („Handlingar rörande svenska Kyrkans och Läroverkens Historia") aus dem Reichsarchiv beleuchtet. Eine Kritik der Behandlung der heidnischen Zeit der vaterländischen Geschichte vor der Mitte des 17. Jahrhunderts („Öfversigt af den Behandling, som det hedniska Sverige erhållit före Medlet af 17. Århundradet") verdanken wir dem Dr. Reuterdahl, eine von der Akademie der schönen Wissenschaften gekrönte Preisschrift. Vom Prof. Nilsson in Lund erschien der dritte Theil seines Werks: „Skandinaviska Nordens Urinvånare" (Ureinwohner des skandinavischen Nordens). Der Verf. hegt die Meinung, daß auch Kelten im Norden gewohnt haben. Übrigens kennen wir dieses Werk zu wenig, um uns ein entscheidendes Urtheil darüber zu erlauben. Ein großes Werk über den Feldzug der Savolax-Brigade im J. 1808 u. 1809 („Relation om Savolax-Brigadens af kongelig Finska Armeens Deltagande i 1808 och 1809 års Fälttåg i Finland och Westerbotten") dürfte wol wenig auf die Aufmerksamkeit des Auslandes rechnen dürfen. Das biographische Lexikon denkwürdiger schwedischer Männer („Biographiskt Lexicon öfver märkvärdiga svenska Män") ist bis zum Buchstaben H fortgerückt und macht schon fünf Bände aus. Der Plan des Werkes verbessert sich mehr und mehr, und die Biographien werden immer gründlicher und interessanter. Aber obenan in unserer historischen Literatur steht das vom Propste A. A. Afzelius (dem Herausgeber schwedischer Volkslieder) neuerdings herausgegebene Buch: „Svenska Folkets Sagohäfder, eller Fäderneslandets Historia, sådan den lefvet och till en del ännu lefver i Folksånger, Sägner och andra Minnes Märken" (Schwedische Volksgeschichte, oder die Geschichte des Vaterlandes, wie sie in Volksliedern, Sagen und andern Denkmälern gelebt hat und zum Theil noch fortlebt), erste Abtheilung. Das Buch ist ganz im Volkston und sehr lebendig geschrieben; nur ist der Verf. zu sehr geneigt, den Sagen zu große geschichtliche Geltung zuzuschreiben. Das Werk ist dem König gewidmet, welcher dem Verf. bei dessen Überreichung — so erzählen wenigstens die Zeitungen — die Wahl verschiedener Gunstbezeigungen angeboten haben soll, welche er alle für seine eigene Person anzunehmen sich weigerte, aber die Wohlthätigkeit des Monarchen für die Armen seiner Gemeinde

ansprach, worauf ihm der König Kleidet für 30 arme Kinder schenkte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Gewißheit und Würde der Heilkunst. Für das nicht-ärztliche Publicum dargestellt von Ernst Freiherrn von Feuchtersleben.

(Beschluß aus Nr. 172.)

Wenn der Verf. die Frage, ob man ein sehr wissenschaftlicher und dabei doch unpraktischer Arzt sein könne, verneint, so hat er, von seinem Standpunkte die Sache betrachtet, vollkommen recht, denn zum vollkommenen Arzt gehört Theorie wie Praxis; wenn aber das Volk unter dem wissenschaftlichen Arzt den gelehrten versteht, was es in der Regel darunter zu verstehen pflegt, so hat es auch recht, denn man kann die ganze Wissenschaft aus Büchern vollkommen inne haben, aber kein Talent zur Beobachtung, keine Urtheilskraft besitzen und somit ein ganz unpraktischer Arzt sein. Dergleichen unpraktische Monstra von Gelehrsamkeit kommen allerdings vor.

Mit allem Nachdruck erklärt sich der Verf. gegen das sogenannte Popularisiren in der Medicin, und namentlich gegen die populair-medicinische Schriftstellerei. Leider haben dadurch die Ärzte den Laien die Waffen selbst in in die Hände gegeben, die diese nun gegen sie und ihre Kunst zu richten, vollen Beruf zu haben glauben, denn über was Alles in der Welt glaubt man nicht aburtheilen zu können, das man mit leichter Fingerspitze berührt und mit halbem Ohre gehört hat? Wie glücklich waren doch unsere alten Ärzte, daß sie sich nicht mit diesen verderblichen Phantomen der Halb- und Besserwisserei herumschlagen und ihre edle Zeit mit Erklärungen über Natur und Sitz der Krankheit, die Wege ihrer Heilung u. s. w. vergeuden mußten! Möge man immerhin den geheimnißvollen Nimbus belächeln, den sie um sich und ihre Kunst zu werfen wußten, kam er doch ihnen und ihren Kranken zugute und befestigte den Glauben und das Vertrauen zu der Kunst und den Künstler, ohne welche beide nicht bestehen können. Soll denn nun aber dem Laien aus dem Bereiche des medicinischen Wissens gar nichts mitgetheilt werden? Ja! antworten wir mit unserm Verf., gerade so viel, als nöthig ist, um für das Verfahren des Arztes die gehörige Achtung, für seine Anordnungen die gehörige Folgsamkeit zu begründen. Alles Übrige ist vom Übel und das wenige Gute, was der Laie aus populair-medicinischen Schriften schöpft, wird durch den Nachtheil, den es stiftet, weit überwogen. Wir meinen damit nicht jene Schriften, welche ihn übtr den Bau und die Verrichtungen seines Körpers und über sein Verhältniß zur Außenwelt aufklären, denn sie haben mit Krankheitsbehandlung nichts zu thun und sind eher geeignet, die Achtung vor der ärzlichen Kunst zu erhöhen als zu vernichten, sondern jene seichten, größtentheils ohne alle Sachkenntniß verfaßten Anweisungen zur Erkenntniß und Selbstbehandlung krankhafter Zustände, wie sie unter den mannichfaltigsten lockenden Aushängeschilden täglich unter dem Volke verbreitet werden. Nicht minder nachtheilig als dergleichen populaire Schriften wirkt aber auch die Sucht mancher Ärzte, ihren Kranken und deren Angehörigen ihre Ansichten von der gegenwärtigen Krankheit und deren Heilung durch mündliche Mittheilungen klar zu machen. Da setzt sich mancher Arzt Stunden lang an das Krankenbett und schwatzt von erhöhter Sensibilität, von gesteigerter Secretion, von Depotenzirung u. dgl., und freut sich, wenn die Leute ob seiner Weisheit Mund und Augen aufsperren, wenngleich sie oft nicht den zehnten Theil von Dem verstehen, was der gelehrte Herr ihnen vorträgt. Ref. übertreibt nicht, er ist selbst oft Zeuge solcher gelehrten Mittheilungen gewesen. Er hat aber auch oft mit Verwunderung vernommen, zu welchen Misverständnissen und Folgerungen sie bei Laien geführt haben und auf welche sonderbare Weise man manche Äußerungen entstellte, an die der Arzt nicht im Traume gedacht hatte.

Daß man nach dem Erfolg nicht die Tüchtigkeit des Arztes abmessen dürfe, ist gegründet, ebenso daß ein dreistes Handeln, ein Unterlassen aus Unwissenheit häufig das glücklichste Ergebniß hat, während in andern Fällen die Erkenntniß des Übels die scharfsichtigste, die Auffassung die richtigste, die Behandlung die meisterhafteste ist — und der Ausgang doch unglücklich. Aber dennoch würde man aus einer genauen Durchschnittsberechnung der von einem Arzte behandelten Kranken und des Erfolgs dieser Behandlung einen sichern Schluß ziehen können, wenn es der Laie vermöchte, eine solche Berechnung anzustellen. Gewöhnlich aber nimmt dieser den Erfolg in ganz anderm Sinne. Eine gelungene Cur an einer hochgestellten Person, an der das gesammte Publicum großen Antheil nimmt, an einem Kranken, der unter der frühern Behandlung eines und des andern Arztes nicht genas, eine durch ein neues Mittel erzielte Cur machen Furore, während von zehn andern, ausgezeichneten, die ganze Kunst in Anspruch nehmenden Curen in den Hütten der Armen kein Mensch spricht; den Tod des einzigen, verzogenen, diätetisch verwahrlosten Kindes reicher Ältern macht man dem Arzte zum Vorwurf, während von dem Tode mehrer armen Kinder, bei denen sich der Arzt weniger thätig bewiesen, als er im Gefühl seiner Pflicht gesollt, keine Rede ist. So ungefähr schließen die Menschen aus dem Erfolg der ärztlichen Praxis auf Geschicklichkeit und ärztliche Tüchtigkeit.

Endlich wird unser Verf. auf die Fragen geführt: „Gibt es denn wirklich eine Gewißheit in der Heilkunde? in der Theorie (Wissenschaft) ein Princip, auf das man bauen, in der Praxis (Kunst) eine Norm, auf die man sich beim Handeln verlassen kann?" Die Antwort darauf, obwol sie die Wahrheit mehr ahnen läßt, als mit klaren Worten ausspricht, verdient indessen doch in ernste Erwägung gezogen zu werden und zeugt von einer Ansicht der ärzlichen Wissenschaft und Kunst, der wir unserm Beifall nicht versagen können. Der Gang, den die Untersuchung des Verf. nimmt, ist ungefähr folgender: Die Medicin ist aus einem unmittelbaren, d. h. nicht durch Cultur erst erfundenen Bedürfnisse der sinnlichen Menschheit hervorgegangen. Der Versuch, Krankheiten zu heilen, mußte vor dem müßigen Vergnügen, etwas Neues zu erfinden, dem dringenden Verlangen der Natur gemäß, gewagt werden. Es war ein Versuch, und die Medicin entstand also auf dem Wege der Erfahrung, nicht auf dem der Speculation. Erfahrungen und wieder eigene, auf diese gebaute Versuche waren die Quelle der Kunst. Diese zweiten Versuche mußten unumgänglich zu Erfahrungen einer höhern Reihe führen, und diese, nachdem ein solcher Gang mehrmals sich wiederholt hatte, zu Schlüssen und Folgerungen veranlassen, welche endlich, je nachdem sie sich bewährten oder läuterten, zu gewissen, aphoristischen Resultaten der Erkenntniß führten, deren Summe, auf eine Einheit reducirt, in ein Ganzes gebracht, Dasjenige darstellte, was man eine Wissenschaft nennt. Diese Resultate, wohl verstanden und in Maximen ausgesprochen, konnten wol als vorläufige Norm des Handelns zur Anwendung gebracht werden, und so entstand eine Heilkunst. Die Wahrheit also, welche man Thatsachen und aus ihrer Beobachtung gezogenen Maximen zugesteht, kann auch dieser ersten Heilkunde nicht abgestritten werden, und diese Wahrheit ist sicher genug und langt zum körperlichen Wohle der Menschen vollkommen aus. Die gesammte Medicin besteht aus sogenannten theoretischen und praktischen Theilen. Die wichtigsten der theoretischen, auf die es eigentlich ankommt, beruhen auf einer Autopsie, deren Gewißheit nur ein Narr bezweifeln wird. Die Anatomie des gesunden und kranken Organismus lehrt der Gesichts- und Tastsinn; und die Eigenschaften der auf ihn wirkenden Körper der Außenwelt, welche, im weitesten Sinne, das Wesentliche der Ätiologie und Materia medica ausmachen, lehren diese und die übrigen Sinne. Aus beiderlei Wissen entspringen praktische Maximen, von de-

ren Richtigkeit oder Unrichtigkeit die Erfahrung am Krankenbette täglich überzeugen kann. Die Ausübung der Medicin hat mehr Gewißheit als die Theorie. Hippokrates hat durch Einführung der beobachtenden Methode der Praxis eine negative Sicherheit verliehen, deren sich die Theorie nicht rühmen kann. Der Hippokratische Arzt handelt nur in zwei Fällen: wenn er die Natur der obwaltenden Hemmung des Lebens kennt, oder wenn er die Reaction des Lebens mit Klarheit als unzulänglich erkennt — vorausgesetzt, in beiden Fällen, daß er auch die Kunstmittel besitze, welche sie erfodern; also in beiden Fällen folgt seine Kunst nicht der Wahrscheinlichkeit, sondern einer begriffenen Nothwendigkeit; wo er nur muthmaßt, bleibe er bei jener beobachtenden Methode, welcher die Hippokrate aller Zeiten und Völker gehuldigt haben. Man kann also sagen, daß die praktische Medicin ihre Gewißheit habe, wenn die theoretische mit Zweifeln kämpft —, da jene nicht handelt, wo sie diese Gewißheit nicht hat. Erhöht wird diese Zuverlässigkeit noch durch den medicinischen Takt. Oft ist dieser Takt nur das sich selbst nicht klar bewußte Ergebniß zur Gewohnheit gewordener Verstandesoperationen, oft aber auch tritt der Fall ein, daß auch hier, wie in andern Dingen, das Genie mit einem Anticipationsvermögen begabt ist, vermöge dessen es die Dinge im vorhinein so auffaßt, wie es der Verstand und die concrete Erkenntniß hintennach erklärend bestätigen.

Auf die Frage: ob denn aber die Medicin schon jetzt diese Gewißheit erreicht habe, daß man sich ihr anvertrauen könne, antwortet der Verf., daß wir zwar wenige Vorgänge der Natur zu erklären wissen, daß die höchste Blüte der Kunst nur Empirie sei, daß aber die Empirie des wissenschaftlichen Arztes von der des Uneingeweihten himmelweit abweiche, daß wir die Grundsysteme des Organismus kennen, durch deren Vermittelung Alles in ihm geschieht, daß wir auch die Wege kennen, auf welchen wir die Umänderungen zu erzielen im Stande sind, daß unsere Wissenschaft vorhanden und perfectibel sei u. s. w.

Wir gestehen, daß uns dieser Theil der Schrift am wenigsten befriedigt hat; er streift kaum an die Oberfläche Dessen, was bewiesen werden soll, und läßt uns die eigentliche Würde der Kunst nur im Halbdunkel schauen. Das Publicum aber, für das der Verf. schreibt, will Thatsachen, es will Gründe, weshalb es die Wissenschaft und Kunst höher stellen soll als das Thun und Treiben der Afterärzte, und die hätten denn auch, unsers Bedünkens, ohne große Mühe dargelegt werden können. Mit welcher Überlegenheit tritt nur allein unsere neuere Chirurgie und Geburtshülfe, die doch auch Theile der Heilkunst sind, hier in die Schranken? wie viele Übel, die noch vor 100 Jahren zu den unheilbaren gehörten, sind jetzt zu heilbaren geworden? Aber auch die innere Heilkunde kann sich, wenn auch im geringern Grade, des Sieges über einzelne Krankheitsformen und einer größern Sicherheit in der Behandlung gewisser Krankheitsgattungen, z. B. der Entzündung, der Syphilis u. s. w. rühmen, wie sie noch kein Afterarzt in irgend einer Krankheitsform errungen hat. Dennoch kann von einer Gewißheit der Kunst, wie sie bis jetzt besteht, keine Rede sein. Auch zugegeben, daß die Principien, auf die sie sich stützt, keinem Zweifel mehr unterworfen wären, was sie nicht sind, so ist das Object, der menschliche Organismus, auf das sie einzuwirken hat, ein so wandelbares, in jedem Menschen ein so verschiedenes und wieder unter eigenthümlichen Gesetzen stehendes, daß ihre Anwendung in concreto den größten Schwierigkeiten unterworfen ist und die Grenzen der Wahrscheinlichkeit nicht überschreitet. Indessen bleibt es immer eine große Unbilligkeit, von ihr eine Gewißheit und Sicherheit fodern zu wollen, die man selbst von andern, positivern Wissenschaften nicht fodert. Auch der geschickteste Sachwalter, wenn auch alle Umstände zu Gunsten seiner Sache sprechen, kann einen Proceß verlieren, warum soll es mit dem Arzte anders sein? Wie aber dort die Wahrscheinlichkeit des Gelingens wächst mit der größern Einsicht und Erfahrung Dessen, der den Proceß führt, wie wir uns dort bemühen, unsere Sache in die besten und geschicktesten Hände zu legen, so auch hier. Die Kunst ist groß und mächtig, wenn auch nicht untrüglich, im Kopfe und in den Händen des großen Mannes; Talent, Weisheit und Erfahrung lehren ihn, auch in den verwickeltsten Fällen die Zügel sicher führen. Von ihm führt eine Scala durch eine Masse von weniger Begabten, weniger in die Mysterien des Lebens Eingeweihten hinunter bis zum Medicaster, der nicht weiß, was er thut und warum er es thut. Alle curiren, ob sie heilen werden, wissen die Götter. Ob du dich nun, lieber Leser, dem ersten oder dem letzten anvertrauen willst, steht bei dir; wem du dich am klügsten anvertrauen sollst, dächten wir, wäre wol kaum noch in Zweifel zu stellen.

Eine schöne Zugabe des Büchleins ist eine vortreffliche und von dem Verfasser gut übersetzte Stelle aus Hippokrates' Werken. Es wird auch dem Laien Freude machen, zu vernehmen, was dieser Altvater der Kunst zu seiner Zeit über sie gedacht hat. 65.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 174. —— 22. Juni 1840.

Schwedische Zustände im Jahre 1839.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 173.)

9. Staatswissenschaft und Statistik. Für die Berichtigung und Vervollkommnung der vaterländischen Statistik wird alljährlich durch eine große Menge von den Reichscollegien, dem Justizkanzler und andern Staatsbeamten öffentlich bekannt gemachter Staatsschriften vielleicht besser als in irgend einem Lande gesorgt; nur wäre zu wünschen, daß dieselben besser benutzt würden, als gewöhnlich geschieht. Der Staatsrath Graf C. A. Löwenhjelm ist mit einem Buche über Communalwesen und das Pönitentiärsystem („Öfver Communalstyrelse och Penitentiärsystemet") hervorgetreten, worin die Opposition, mit gänzlicher Verkennung des Guten oder wenigstens Wohlgemeinten, was es enthält, Nichts zu loben, sondern Alles zu tadeln findet. Eine Schrift mit dem Titel: „Blick ifrån Stats Ekonomien på Sveriges Handel och Näringsflit" (Blick auf den Handel und Gewerbfleiß Schwedens von dem Standpunkte der Staatswirthschaft), von Dr. A. M. Stenkula, soll die Jugend und Unreife ihres Verf. zu sehr verrathen, obgleich er ziemlich viel gelesen zu haben scheint. Weit wichtiger für unsere Statistik ist die neue Schrift, welche wir dem Fleiße des Obersten Karl v. Forsell verdanken und die den Titel hat: „Anteckningar och statistiska Upplysningar öfver Sverige" (Bemerkungen und Erläuterungen zur Statistik Schwedens). Der wesentliche Inhalt derselben ist folgender: Angabe des Flächenraums, der Höfezahl und des Eigenthumswerthes jedes Kirchsprengels; Nachrichten über die Erziehungsanstalten und das Unterrichtswesen des Landes, und endlich zerstreute Bemerkungen über verschiedene ökonomische und philanthropische Gegenstände. In einem besondern Artikel werden wir dem Leser d. Bl. einige Auszüge aus diesem Buche mittheilen.

10. Politik. Der Guerillakrieg der sogenannten freien Presse mit ihrer Gegenpartei, die eigentlich weder streng royalistisch, noch rein ministeriell, sondern nur conservativ ist, hat auch im J. 1839 fortgedauert und durch die Übung die Geschicklichkeit von beiden Seiten bedeutend zugenommen. Durch seine vorletzte Schrift: „Revolution och Republik" (s. unsern Bericht für 1838), hatte deren Verf., Hauptmann Lindeberg, seine ganz revolutionnaire Richtung gar zu offen an den Tag gelegt und dadurch der Sache seiner Partei nicht wenig geschadet. Seitdem ist er mit größerm Erfolg aufgetreten in seiner Schrift: „Bidrag till Sveriges Historia efter den 5. Nov. 1810" (Beiträge zur Geschichte Schwedens seit 5. Nov. 1810, zwei Bändchen), worin er sich alle Mühe gegeben hat, die wirklichen und erdichteten Versündigungen der Regierung herzuzählen und mit den grellsten Farben auszumalen. Ihm ist bald darnach der bekannte Crusenstolpe (s. „Conversations-Lexikon der Gegenwart" und unsern Bericht von 1838) zu Hülfe gekommen, der, wiewol er noch als Staatsgefangener auf der Festung sitzt, ein Buch nach dem andern in die Welt schickt. Seine letzte Schrift hat den Titel: „Vidräkning och Reform. Betraktelser i Fängelset af en svensk Statsfånge" (Abrechnung und Reform. Betrachtungen eines schwedischen Staatsgefangenen im Gefängniß), worin die Gründlichkeit geringer, aber die Farben noch greller aufgetragen sind. Diese beiden Schriften sind vor der Hand als die Palladien der Opposition, worauf sie sich bei jeder Gelegenheit beruft, anzusehen. Er hat dieselben Sachen später noch einmal aufgetischt unter dem Titel: „Röst ur ett svenskt Statsfängelse. Om Ställningar och Förhållanden" (Stimme aus einem schwedischen Staatsgefängniß. Stellungen und Verhältnisse). Von der andern Seite trat ein Pseudonym hervor, unter dem Namen Thorgeir Östgöte, mit einer Restuntersuchung hinsichtlich der sogenannten freien Presse („Restransakning med den såkallade fria Pressen"), worin er die Theilnahme der Oppositionsblätter an den vorjährigen Unruhen mittels Ermunterungen und Beifallsbezeigungen unwiderleglich darthat und seine Behauptungen mit Beweisstellen erhärtete. Der sich „Landmann" nennende Verf. der beiden in unsern frühern Berichten erwähnten Broschüren: „Dagens Händelser" (Die Begebenheiten des Tages), und „Upplysning är y Upplösning" (Aufklärung ist nicht Auflösung), welche 1839 eine neue Auflage erlebt haben, fährt fort sein Incognito zu beobachten. Die Streitfrage wurde aber von einem der Mitarbeiter am „Abendblatt", Namens Theorell, wieder erneuert in einer Schrift: „Några Ord om Preß, Reformer och Ministerialstyrelse" (Einige Worte von Presse, Reformen und Ministerialregierung), worin er die Sache der Opposition nicht ohne Talent und Gewandtheit vertheidigt. Zur Ant-

wort aber hat sein Gegner nochmals zwei Octavbände herausgegeben, worin er die Frage: Hat Schweden Publicität und Publicisten („Har Sverige Publicität och Publicister?") auf eine allgemeine und sehr lehrreiche Weise, vielleicht mit etwas zu großer Breite, aber doch immer in einem leichten, scherzhaft-ernsten Styl untersucht. In einer jeden constitutionnellen Monarchie, behauptet er, sei eine vernünftige Opposition nicht nur nothwendig, sondern auch wohlthätig; diese müsse aber für ein gewisses Interesse, und wäre es auch nur ein einseitiges, eine bestimmte Grundansicht besitzen, aber nicht in jedem Fall der Regierung planlos und, blos um zu widersprechen, entgegentreten und somit jede Regierung in der That unmöglich machen. Dies sei indeß mit der Zeitungsopposition der Fall, und darum müsse jeder aufgeklärte Vaterlandsfreund, wenngleich er auch der Regierung nicht unbedingt beipflichten könne und wolle, Partei gegen sie nehmen. Der Prof. Bring in Lund hat in einer neuen Vierteljahrschrift unter dem Titel: „Tidens Frågor, betraktade ifrån den vetenskapliga Ståndpunkten" (Die Fragen der Zeit von dem Standpunkt der Wissenschaft betrachtet) die Zeitfragen aufzunehmen und einer wissenschaftlichen Prüfung zu unterwerfen versucht; aber sein Versuch ist mehr wohlgemeint als gelungen zu nennen und seine Zeitschrift mit dem ersten Heft ins Stocken gerathen.

11. Kriegskunst. Auf Antrieb des Kronprinzen werden durch neuere Verfügungen angehende Offiziere gegenwärtig immer strengern Prüfungen unterworfen. Für ihre fernere Bildung wird durch besondere Institute und durch gute Lehrbücher trefflich gesorgt. Von den letztern erschienen im vergangenen Jahre folgende: „Handbok i Infanteri Exercisen" (Handbuch des Infanterieexercitiums), von dem Lieutenant G. M. Stjernswärd; „Föreläsningar i Krigskonsten" (Vorlesungen über die Kriegskunst), vom Major J. A. Harelius; ferner „Lärobok i Artilleriet" (Lehrbuch der Artillerie), von Demselben; „Handbok i Tackling" (Handbuch der Takelage), mit vielen Kupfern, vom Oberschiffer Boström. Auch erscheint in Karlskrona eine Zeitschrift für das Seewesen („Tidskrift i Sjöwäsendet"), und die Akademie der Kriegswissenschaften zu Stockholm setzt noch immer die Herausgabe ihrer Verhandlungen und ihrer Zeitschrift fort. Inwiefern alle diese Schriften ihrem Zweck entsprechen, darüber vermögen wir, als in die Kriegswissenschaft nicht eingeweiht, nicht zu urtheilen.

12. Erdkunde. Auch für sie ist im Laufe des Jahres manches Gute geleistet. So hat Herr C. E. Bludh unsere Literatur mit zwei lehrreichen und gutgeschriebenen Reisewerken bereichert. Das eine heißt: „Resa till Montevideo och Buenos Ayres" (Reise nach Montevideo und Buenos Ayres), das andere: „Republiken Chile" (Die Republik Chile). Der Verf. verweilte in diesem letztern Lande von 1821—28, wenn wir nicht irren, als Handlungsdiener und zeichnete Alles, was ihm dort merkwürdig schien, fleißig auf. Allein auf seiner Rückreise gingen ihm alle seine Papiere durch einen Schiffbruch verloren. Diese Bücher sind also ganz aus der Erinnerung geschrieben, enthalten aber dennoch des Interessanten sehr viel. Dieselbe Weltgegend wurde in den drei letzten Jahren von dem Flottenlieutenant C. A. Gosselman bereist, in der Absicht, eine Handelsverbindung zwischen Schweden und den dortigen Staaten anzuknüpfen. Auf seiner Reise zwischen Buenos Ayres und den Anden lernte er einen bis dahin nicht besuchten Landstrich kennen, über den er nach seiner Rückkehr nach London der dortigen geographischen Gesellschaft, welche eben mit der Ausgabe einer neuen Karte von Südamerika beschäftigt war, sehr willkommene Nachrichten mittheilte. Die sämmtlichen Ergebnisse seiner Forschungen wird er in einem großen Werke bekannt machen. Um aber vorläufig die Neugierde des größern Publicums zu befriedigen, hat er eine kleine Schrift herausgegeben unter dem Titel: „Ströfverier af en Sjöfarande" (Streifereien eines Seefahrers), worin er dem Leser eine mit Anekdoten, Einfällen und Abenteuern reichlich angefüllte Übersicht dieser Reise auf seine gewöhnliche, heitere und unterhaltende Weise darbietet. Als eine Zugabe zu dem vortrefflichen Seeatlas des Admirals Klint dürfte wol die „Beskrifning om Kusterna vid Östersjön och finska Viken" (Beschreibung der Küsten an der Ostsee und dem finnischen Meerbusen) Männern vom Fache sehr willkommen sein. Der neulich erschienene zweite Theil einer Reise in Italien und Deutschland („Minnen från Södern", Erinnerungen aus dem Süden) ist ein Nachlaß des im Anfang des vorigen Jahres verstorbenen Dichters Nicander. Der erste Theil war ziemlich leer an Gehalt und hatte nur durch die darin verwebten schönen Gedichte einen Werth; dieser aber ist in jeder Hinsicht mehr befriedigend.

Einzig in ihrer Art, sogar bei Nationen, welche eine reichere Literatur haben, ist unserer Meinung nach eine Geschichte der sämmtlichen Kunsttheorien („Konsttheoriernas Historia"), deren Ausarbeitung wir dem Fleiße des Docenten C. J. Lenström zu Upsala verdanken. Die Idee ist allerdings lobenswerth, ob er aber der Ausführung eines solchen Unternehmens auch wirklich gewachsen sei, darüber wagen wir nicht zu entscheiden, besonders da wir das Buch bisher nur aus Auszügen kennen. Der junge Mann ist in allen Zweigen der neuern schönen Literatur sehr bewandert und noch dazu unermüdet thätig; aber man wirft ihm Voreiligkeit und zuweilen auch Befangenheit in seinen Urtheilen vor; doch hat er, wenn wir nicht irren, sich hier etwas mehr zusammengenommen und auch für die Darstellung besser gesorgt. Der Abschnitt über Prof. Atterbom ist von diesem selbst geschrieben. Die Ergebnisse einer antiquarischen und architektonischen Reise im südlichen Schweden („Antiquarisk och architektonisk Resa i södra Sverige") hat der Prof. C. G. Brunius dem Publicum dargelegt. Die Leser d. Bl. dürften sich aus unserm vorjährigen Bericht erinnern, daß derselbe Verf. früher eine Beschreibung der Kathedralkirche zu Lund, deren Ausbesserung ihm aufgetragen war, herausgegeben hat.

13. Schöne Literatur. a) Poesie. Vor kurzem ist eine neue Ausgabe von E. Tegnér's sämmtlichen Gedichten erschienen, die mit all der Pracht, welche die schwedische Buchdrucker-, Kupferstecher- und Lithographirkunst hat zu Stande bringen können, ausgestattet ist. Voran

steht das sehr interessante Leben des Dichters, geschrieben von seinem Freunde, dem Bischof Franzén. Der „Frithiofs Sage" ist ein doppelter Anhang beigefügt, nämlich ein schwedischer: „Bihang till Frithiofs Saga", und ein englischer: „Frithiofs Saga. A Legend of the North." Wiewol der Verleger den Preis dieser Auflage ziemlich hoch gestellt hatte, so war sie doch nach wenigen Monaten vergriffen. Gleich nach dem Tode des ausgezeichneten Dichters Nicander fing man an, eine Gesammtausgabe seiner früher einzeln gedruckten Gedichte unter dem Titel: „Nicander's samlade Dikter" zu besorgen, die sich jetzt ihrer Vollendung nähert. Überdies hat im letztvergangenen Jahre unsere Literatur durch den Tod des Erzbischofs Wallin und des ebenfalls als Dichter nicht unrühmlich bekannten Fechtmeisters und Prof. Ling einen doppelten Verlust erlitten. Zum Nachfolger des Letztern in der schwedischen Akademie ist Prof. Atterbom gewählt worden, und somit ist der alte, aber in der letztern Zeit immer mehr abnehmende Streit zwischen jener Akademie und den Phosphoristen völlig beseitigt. Im Vorbeigehen erwähnen wir, daß diese Akademie, da bei ihrer letzten jährlichen Zusammenkunft am 20. December keine Schrift eingekommen, die sie des großen Preises werth achtete, dem finnischen Dichter Runeberg, Lector zu Borgeå, die große goldene Medaille zuerkannte, obgleich er nicht unter den um den Preis Wetteifernden mit aufgetreten war. Der liebenswürdige Böttiger ist mit einem zweiten Bändchen lyrischer Gedichte („Lyriska Stycken") hervorgetreten. Seit mehren Jahren hat er verschiedene Ausflüge nach wärmern Gegenden gemacht, um dort die Wiederherstellung seiner schwachen Gesundheit zu suchen, und befindet sich gegenwärtig in Berlin. Im letztvergangenen Herbst ernannte der Kanzler der Universität ihn zum Adjunctus der Ästhetik, mit der Besoldung des deutschen Sprachmeisters.

Obgleich wir in diesem Catalogue raisonné Übersetzungen übergehen, so können wir doch nicht umhin, eine poetische Übertragung ins Schwedische von Camoens' berühmtem Heldengedicht „Lusiade", welche N. Lovén versucht hat, lobend zu erwähnen. Drei Taschenbücher tauchten auf, um die poetischen Erzeugnisse der jüngern Musensöhne aufzunehmen. Das erste, die „Sylphide" betitelt, wird von Dahlgren herausgegeben. Den Kern des ersten Jahrgangs bildet eine komische Erzählung von ihm selbst, welche aber wenig von dem Witz und der Laune, die diesem beliebten Dichter sonst eigen sind, enthält. An der Spitze des zweiten dieser Taschenbücher, welches schon seit einer Reihe von Jahren herauskommt, steht der Prediger Mellin, der auf seinem Ausfluge nach Portugal im letztvergangenen Sommer Gelegenheit fand, eine afrikanische Prinzessin zu sehen und einige Kenntniß vom Seewesen zu erwerben; diesen Stoff hat er nun zu einem Roman à la Cooper verarbeitet. Auch steht die Prinzessin dem Buche voran, sehr niedlich, freilich schwarz, aber doch mit ganz schwedischen Zügen versehen. Über die darin enthaltenen Gedichte läßt sich wenig sagen, sie sind nicht von großer Bedeutung. Das dritte: „Nyårsgåfva för 1840" (Neujahrsgabe für 1840), welches zu Lund erschienen ist, enthält zwei Portraits, das eine von Nicander, das andere von dem dänischen Dichter Andersen. Es ist zwar am elegantesten von allen dreien ausgestattet, aber, obgleich es auch Beiträge von dänischen Dichtern enthält, hinsichtlich des Inhalts das unbedeutendste.

b) Romane. In unserm vorletzten Berichte gedachten wir einer Art historischen Romans von A. C. af Kullberg, mit dem Titel: „Gustaf den Tredje och hans Hof" (Gustav III. und sein Hof), der im vorigen Frühling mit dem zweiten Theile vollendet wurde. Dieses Buch hat viel Aufsehen und großen Streit erregt, weil, wiewol es sich nur für Dichtung ausgibt, dasselbe doch die Miene macht, als sei es auf geschichtlichen Boden gegründet. Da Gustav darin zwar als ein geistreicher und mit sehr glänzenden Talenten ausgestatteter Mann, aber auch zugleich als ein überaus leichtsinniger, wetterwendischer und und sogar liederlicher Mensch geschildert wird, so hat das Buch bei den noch lebenden Freunden und Verehrern dieses Königs großen Anstoß gegeben. Überhaupt sind die Urtheile der Nachwelt über den allerdings räthselhaften Charakter dieses Monarchen noch immer sehr widersprechend, indem Einige ihn vergöttern, Andere ihn ganz verdammen: beiderseits wol mit Unrecht, denn ganz entgegengesetzte Tugenden und Laster waren in ihm auf eine so seltsame Weise gemischt, daß er fast aus zwei völlig verschiedenen Naturen bestanden zu haben scheint. Was aber jenen biographisirenden Zwitter von Roman betrifft, so scheint es ausgemacht, daß er, von einem historischen Gesichtspunkt aus betrachtet, nur zu oft gegen die wahren geschichtlichen Verhältnisse sehr verstößt; sieht man ihn aber als freie Dichtung an, so hat er, obgleich der Plan sehr lose entworfen ist, doch viele gutgelungene und unterhaltende Partien. In dem Roman „Svenska Studentlifvet" (Das schwedische Studentenleben) ist der Gegenstand nur von seiner rohesten und schlechtesten Seite aufgefaßt. Leicht, angenehm und sehr gut erzählt ist „Tante Lisbeths nittonde Testamente" (Das 19. Testament der Tante Lisbeth), von der Freiin Knorring, wie man von ihr gewohnt ist. Als ihre Nebenbuhlerin ist eine andere Dame, die Madame Flygare heißen soll, mit drei Novellen: „Waldemar Klein", „Representanten" und „Gustaf Lindorm" aufgetreten, die gar nicht schlecht sind, sondern vielmehr von einem aufkeimenden Talent zeugen. Einzig aber und unerreicht steht noch immer das Fräulein v. Bremer da, deren neuester Roman „Hemmet" (Die Heimat) vielleicht die lieblichste und fehlerfreiste aller ihrer Productionen ist. Wir nannten das Buch einen Roman, doch ist dies nicht der rechte Name, sondern es ist, wie die Verf. dasselbe selbst bezeichnet, die vierte Fortsetzung ihrer „Zeichnungen aus dem Alltagsleben", die zum Theil auch dem deutschen Publicum bekannt sind. *) In der obenerwähnten „Heimat" schildert die Verf. mit unnachahmlicher Anmuth und Naivetät das

*) „Die Töchter des Präsidenten" und „Die Nachbarn", welche ins Deutsche übersetzt sind, werden allgemein gelesen und finden großen Beifall. Auch ist bereits eine Übersetzung der „Heimat" angekündigt.

einfache und beschränkte Leben einer Familie, deren Mitglieder durch gegenseitige Liebe und Nachsicht gegen die Fehler Anderer sich veredeln und wechselseitig erziehen und durch Geduld und wahre Frömmigkeit einander die Schläge des Schicksals ertragen helfen. Dabei ist ihre Weise von allem Moralpredigen, weinerlicher Sentimentalität und prahlender Tugendostentation völlig frei; vielmehr ist die Darstellung im Ganzen heiter und lebensfrisch; ihre Kunst geht vorzüglich darauf aus, jeder Persönlichkeit, und wäre es auch die beschränkteste, jeder Lage im Leben, und wäre es auch die engste und dürftigste, eine gewisse Poesie abzugewinnen und somit selbst das alltägliche Leben anmuthig, heiter und annehmlich darzustellen; in dieser Kunst ist unsere Verf., deren Poesie ganz aus dem Herzen quillt, wahrhaft groß und liebenswürdig.

(Der Beschluß folgt.)

Beiträge zur Kenntniß des griechischen Landes und Volkes in Briefen von Gottfried Herold. Ansbach, Brügel. 1839. Gr. 12. 20 Gr.

Je weniger ein Land und Volk, das, wie Griechenland und das griechische, aus mehr als einem Grunde Anspruch haben, gekannt zu sein, gleichwol nach verschiedenen Seiten hin gekannt sind, wie ebenfalls Griechenland und das griechische Volk, um so verdienstlicher ist, beides kennen zu lehren, darüber aufzuklären und die über beide herrschenden Irrthümer zu berichtigen. Auch die vorliegenden „Beiträge" können zu diesem Zwecke empfohlen werden. Der Verf., der, nach der Angabe auf dem Titel des Buchs, Interpret der Regentschaft in Griechenland war, benutzte die ihm gebotene Gelegenheit, das griechische Land und Volk kennen zu lernen, indem er von Nauplia aus mehre Reisen in das Innere von Morea und nach einigen Inseln des Archipels unternahm. Über seinen Aufenthalt in Nauplia selbst, sowie über die Reisen, die er von da aus machte, geben nun eben die 15 Briefe Aufschluß und Belehrung, aus welchen die „Beiträge" bestehen, und welche sich auf die Zeit vom Monat März 1833 bis zum August 1834 erstrecken. Die Grundlage der Beobachtungen, Urtheile und Schilderungen unsers Reisenden über Land und Volk ist auch hier zunächst eine genauere Kenntniß des griechischen Alterthums, neben unmittelbarer Anschauung und gründlicher Prüfung der Gegenwart und ihrer Zustände; und jedenfalls muß man dem Verf. nachsagen, daß er ein guter Beobachter ist, der die Eindrücke lebendig in sich aufnimmt und lebendig wiedergibt. Dabei ist er wohlwollend in seiner Gesinnung und nachsichtig in seinen Urtheilen über die Griechen, während andere Reisende, die Griechenland nur im Fluge berührt und nur in größern Städten, um auszuruhen, kurze Zeit sich niedergelassen haben, Alles ins Schwarze malen, und, wenn auch Manches nicht offenbar unwahr ist, was sie über das Volk und über ihren Aufenthalt in Griechenland sagen, doch die Gründe und Ursachen der Erscheinung bei ihren Urtheilen zu berücksichtigen, aus leidenschaftlicher Verblendung oder Mangel an Bildung ganz unterlassen. Der Verf. selbst spricht sich über dergleichen Reisende in seinem Vorworte, auch in Bezug auf Griechenland, aus, und erweckt dadurch schon von vorn herein die angenehme Überzeugung, daß er zu derselben Classe durchaus nicht zu rechnen sei. Dazu hat er an und für sich eine zu lebendige Liebe zur Wahrheit, einen zu guten Willen und reinen Eifer für die Sache selbst, der er dienen will. Die Leser werden sich in jener Überzeugung, in jenem günstigen Vorurtheile nicht getäuscht finden. 17.

Notizen.

Ein englischer bejahrter Buchhändler, der sich aus dem Geschäfte zurückgezogen hat, der Literatur aber und der Verbreitung derselben noch immer besondere Aufmerksamkeit schenkt und Reisen auf dem Festlande macht, um sich von dem Zustande des Buchhandels daselbst mit eigenen Augen zu überzeugen, empfiehlt statt der bisherigen Art, die Bücher durch Anzeigen in den Zeitungen bekannt zu machen, zwei andere Methoden, von denen er besonders die erstere rühmt, weil er von ihr eine völlige Umwandlung und große Steigerung des Büchervertriebes erwartet. Er meint nämlich, die Buchhändler sollten Reisende ausschicken, und erzählt: ich beobachtete mit besonderm Interesse in dem nördlichen Schottland die Taktik der Buchreisenden, die sich hier in größerer Menge finden als in andern Theilen des vereinigten Königreichs. Diese Bücherverkäufer wenden eine bewundernswürdige Gewandtheit an; sie lernen z. B. die interessantesten Episoden der Werke auswendig, die sie zu verkaufen haben, und erzählen dieselben besonders Abends in den Landhäusern und den Schenken, brechen sie aber immer an der Stelle ab, wo die Neugierde am höchsten gesteigert ist. Fast immer gelingt ihnen diese List; sie verlassen selten ein Landgut und Dorf, ohne mehre Exemplare von ihren Büchern untergebracht zu haben. Der Buchhändler Coyne in Dublin, fährt der Verf. fort, erzählte mir, er habe von 1809—25 über 240,000 Exemplare der Bibel und des Neuen Testaments gedruckt und verkauft und er schrieb diesen bedeutenden Absatz dem Eifer seiner Colporteurs zu. Nur durch dieses Colporteursystem setzen die Bibelgesellschaften so große Massen ihrer Bücher ab. (Der erwähnte alte Buchhändler will wissen, auch das Haus Cotta habe die neue Ausgabe von Schiller's Werk durch Reisende verbreiten lassen und dadurch einen Absatz von 120,000 Exemplaren erzielt!) Die zweite Methode, welche der Verf. empfiehlt, ist die amerikanische Sitte, die Auflage der Bücher zu versteigern. Ein Buchhändler in den Vereinigten Staaten druckt ein Buch: sind alle Bogen abgezogen, so kündigt er an, er werde die Auflage in einzelnen Partien versteigern. Die Kauflustigen finden sich an dem bestimmten Tage ein, der eine nimmt 300, ein anderer 250 Exemplare u. s. f. und in einer halben Stunde hat der Verleger sein neues Werk mit einem Gewinn von 5—6 Procent verkauft. Dieser Gewinn ist nun allerdings sehr unbedeutend, aber er erneuert sich zwei- bis dreimal des Monats und steigert sich in einem Jahre zu einer sehr ansehnlichen Summe. Die Partien der Auflage werden nach der Zahl der Kauflustigen bestimmt und in wenigen Tagen ist ein in Neuyork, Boston oder Philadelphia gedrucktes Buch in der ganzen Union verbreitet, nicht auf Kosten und Gefahr des Verlegers, wie in Deutschland, Frankreich und England, sondern durch Diejenigen, welche mehr oder weniger Exemplare davon kauften und nun die eigentlichen Eigenthümer der Auflage sind. In London besteht etwas Ähnliches bei den großen Verlagsbuchhändlern, deren jeder bekanntlich jährlich einmal ein großes Diner gibt und dabei seine Verlagswerke versteigert. 51.

Auch in England gibt man die Benutzung öffentlicher Anlagen und Anstalten dem Publicum mehr und mehr frei. So hat der Herzog von Hamilton vor kurzem Holyrood der bewundernden Menge geöffnet; die Rüstkammern im londoner Tower sind für eine Kleinigkeit zu sehen, und es steht ein günstiger Erfolg für die gegebene Anregung zu hoffen, die Gräber in der Westminsterabtei gegen eine billigere Abgabe sehen und das Britische Museum Sonntags offen zu lassen. Den Anstrengungen Hume's und mehrer anderer auf seiner Seite stehenden Mitglieder im Unterhause verdankt man diese Begünstigungen, sowie die gegründeten Hoffnungen, daß alle zeitherigen derartigen, die allgemeine Bildung hemmenden Schranken fallen werden. 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 175. —— 23. Juni 1840.

Schwedische Zustände vom Jahre 1839.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 174.)

Endlich bleibt uns nur noch übrig, von einem Dichter, dem Rector L. Almquist zu sprechen, den wir zwar schon in unsern frühern Jahrberichten zu charakterisiren versucht haben, was doch immer eine misliche Sache bleibt, weil er, wie ein wahrer Proteus, alle Gestalten annimmt und sich in allen Dichtungsarten versucht. Überhaupt haben uns seine jüngsten poetischen Producte: „Amorina" und „Det går an" (Amorine und Das geht an), am wenigsten angesprochen. In „Amorine" — die ein Jugendversuch sein soll, obgleich er jetzt erst damit hervorgetreten ist — bemüht er sich, die jetzigen französischen Romanschreiber an Gräßlichkeiten und Greueln jeder Art zu überbieten, was ihm insofern gelungen ist, daß ein einfältiger Recensent ganz ehrlich geglaubt hat, seine eigentliche Absicht sei, diese Dichtungsart zu parodiren. Wirklich hat er das Entsetzliche auf eine so grelle und grotesk übertriebene Weise zusammengehäuft, daß es einen komischen Anstrich bekommt. Die Mutter des Helden hatte, während sie ihn unter dem Herzen trug, aus Gott weiß welcher Veranlassung, Blut getrunken und dadurch soll er schon im Mutterleibe eine Anlage zu Blutdurst eingesogen haben. In seiner Jugend ganz verwahrlost und sich selbst überlassen, läßt sich dieser Herr Johannes nach und nach durch die Ungunst der äußern Verhältnisse zu den unerhörtesten Verbrechen hinreißen, und zwar ohne den geringsten moralischen Widerstand zu leisten, ohne die geringste Reue dabei zu empfinden, und ohne den Unterschied zwischen Dem, was gut und was böse ist, jemals zu erkennen. Mit einem Wort, er ist ein wahres Raubthier, ein Han d'Islande; doch ist Johannes keine Nachahmung dieses Isländers, weil Almquist seinen Roman einige Jahre früher als Victor Hugo den seinigen niedergeschrieben hat. In der Vorrede vertheidigt der Verf. die Ansicht, daß diese Art von blindem Fatalismus, wo der Mensch wie ein bewußtloses Thier aus bloßem Instinct handelt, und wo seine Neigungen, sein Wille und sein Handeln von der Geburt an, ja selbst im Mutterleibe vorherbestimmt werden, und wodurch folglich alle Zurechnungsfähigkeit verschwindet, das Echttragische sei, von dem die Griechen nur eine schwache Vorstellung gehabt hätten. In der Novelle: „Det går an", die übrigens ganz nett und artig geschrieben ist, nähert sich der Verf. schon wieder den französischen Vorbildern, indem er dem freien Weibe huldigt und das Concubinat anpreist. In einer andern Schrift stellt er den Satz auf, daß das ursprüngliche, einfache und reine Christenthum durch den Apostel Paulus verdorben worden sei; er parodirt dessen antithetische Sprache und läßt ihn als einen Tollhäusler reden. Seine meisten Sachen werden in zwei Sammlungen aufgenommen, die denselben Titel: „Törnrosens Bok" (Buch der wilden Rose) führen, aber zum Theil verschiedenen Inhalts sind. Der zwölfte Theil der frühern Sammlung, der zu Weihnachten erschien, enthält nichts Romanhaftes oder Poetisches, sondern halb wissenschaftliche, ästhetische und andere Aufsätze, die uns gar wenig bedeutend vorkommen. Gefallen hat uns aber der Aufsatz über die Volksvergnügungen, die, wie er bemerkt, immer mehr und mehr von den höhern Ständen unterdrückt werden, während sie sich doch selbst alle Arten von Genüssen erlauben. Die zweite Sammlung, die erst vor wenigen Wochen erschien, ist in gespaltenem Imperialoctav mit Perlschrift sehr elegant gedruckt. Man findet darin Märchen, Erzählungen, Mythisches, Episches, Lyrisches und Dramatisches in allen Formen und aus allen Zeiten und Weltgegenden. Ein paar von diesen Stücken scheinen uns in jeder Hinsicht gelungen. Das Übrige ist eine so wunderliche Mischung von wahrer Poesie, neuen Ideen, originellen Schönheiten, sinnvoller Symbolik und von fratzenhaften, verkehrten, abgeschmackten und leeren Spielereien, daß man sich davon abwechselnd angezogen und zurückgestoßen fühlt. Auch als Tonsetzer ist Almquist neu und originell, über die gewöhnlichen Regeln setzt er sich hinweg; doch haben mehre seiner Melodien, die immer sehr einfach sind, wie uns wenigstens dünkt, etwas Frisches, Bezauberndes, oft Geistreiches. Überdies ist er noch, wie wir schon oben erwähnt haben, mit der Herausgabe einer Art allgemeine Geschichte beschäftigt. Ferner ist er Mitherausgeber einer Volksschrift und Mitarbeiter an ein paar Zeitungen. Durch die Anpreisungen dieser letztern ist er in der Gunst des Publicums gestiegen. Er steht besonders hoch bei der Jugend, die ihn gewissermaßen als Haupt „des jungen Schwedens" betrachtet, während Andere beklagen, daß dieser wahrhaft reich

begable Genius sich theils durch Vielschreiberei zu verflachen anfängt, theils durch Originalitätsucht sich verführen läßt, falsche Wege einzuschlagen. 66.

Lockhart gegen James Ballantyne eines-, und die Curatoren der James Ballantyne'schen Masse gegen Lockhart anderntheils.

Unter dieser juristischen Überschrift glaubt Ref. um der rücksichtlosen Gerechtigkeit willen einen Gegenstand besprechen zu müssen, der aus Rücksichten der Achtung gegen Sir Walter Scott von dessen Schwiegersohne und Biographen, Lockhart, besser unberührt geblieben wäre. Es ist das wieder einer jener oft dagewesenen Fälle, wo Schweigen das Andenken eines Todten dankbarer ehrt als Reden, wo zu viel Eifer das eigene Ziel überschießt und, was einen frommen Glauben begründen soll, den frommen Glauben untergräbt. Walter Scott's Name ist fast identisch mit den finanziellen Verlusten, welche seine letzten Lebensjahre getrübt und auf seine letzten literarischen Erzeugnisse einen Schatten geworfen haben, und in der öffentlichen Meinung hat sich die Ansicht festgestellt, daß der Verleger seiner Geisteswerke ihn und die Seinigen um mehr als den wohlverdienten Lohn gebracht, er das Opfer seiner Gutmüthigkeit, seines Vertrauens, höchstens eines ihm zur Last fallenden, aber den Gelehrten nicht beschimpfenden mercantilischen Ungeschicks geworden sei. Diese Ansicht stand fest, ehe Lockhart in seinem lange verzögerten Leben des großen Unbekannten durch die Darlegung der einschlagenden Verhältnisse zwischen Scott und den zwei Brüdern Ballantyne sie außer Zweifel zu setzen und so der Nachwelt zu übergeben suchte. Möglich, daß sein eigenes Interesse ihm den klaren, unbefangenen Blick versagte; möglich auch, daß er unter den Eindrücken schrieb, welche Scott's Mittheilungen auf ihn gemacht; jedenfalls war er in Prüfung der Beweise, die ihm vielleicht abgefodert werden möchten, nicht sorgsam genug oder meinte, durch seinen und Scott's Namen erdrücken zu können. Aber heutzutage ist kein Name so schwer, daß er nicht ein Gegengewicht fände, und in England wenigstens ist die Druckerschwärze ein unbeschränktes Gemeingut. Wer dort vor der Öffentlichkeit angeklagt wird, vertheidigt sich auch vor der Öffentlichkeit, und die da zu Gericht sitzen, sind in der Mehrzahl unparteiische Richter.

Jede Schuld von Walter Scott zu entfernen, bürdete Lockhart alle Schuld den Gebrüdern Ballantyne auf. Er brandmarkte sie, einzeln und gemeinschaftlich, als geldlose Abenteurer, denen es gelungen, Sir Walter in der unglücklichsten Stunde seines Lebens mit sich in geschäftlichen Verkehr zu verwickeln, die gleich Blutsaugern sich an ihm festgebissen, Jahre lang seine pecuniairen und intellectuellen Kräfte ihn ausgesogen, sie liederlich verschwendet und ihn zuletzt geistig und leiblich zur Leiche gemacht. Und während er so von den Brüdern Ballantyne sprach, bezeichnete er Sir Walter als den Mann von Rang und Vermögen, der, ohne Sinn und Geschick für mercantilisches Getreibe, aus unerklärlicher Schwäche, aus unbegreiflichem Vertrauen zu mehrerwähnten Personen sich mit ihnen in commerciellen Verkehr eingelassen und den ungeheuern jährlichen Gewinn seines schriftstellerischen Talentes nebst den andern Quellen eines bedeutenden Einkommens ihnen, den verwegenen, unwürdigen Genossen, Jahr aus Jahr ein hingegeben, Alles nach Wohlgefallen zu verwenden, zu vergeuden, nie sich darum kümmernd, wie die Früchte seines Fleißes angelegt würden, nie bedenkend, welche Verbindlichkeiten diese gewissenlosen Compagnons, im Besitze seines Namens und seines Credits, stündlich eingehen und daß solche insgesammt eines Tages über ihn losbrechen, ihn allein treffen könnten. So schilderte Lockhart in Ballantyne die Räuber, in Scott den Beraubten. Nicht Ballantyne, sondern die Vertreter der Creditmasse erhoben sich gegen diese Beschuldigung und bezeugten in einer eigenen Broschüre, daß nach Ausweis der Handelsbücher und sonstigen Documente die Schuld zwischen Ballantyne und Scott sich wenigstens theile, damit zur Gnüge andeutend, daß die Schuld des Einen noch keineswegs die Unschuld des Andern begründe und daß es im Interesse des großen Verstorbenen sein dürfe, die nähern Erörterungen mittels Zahlen nicht vor das Publicum zu bringen. Der wohlgemeinte Wink ging an Lockhart verloren. In dem seiner politischen Partei, den Tories, eingepfropften Hochmuthe nahm er den Widerspruch für Kränkung, was dem Schwiegervater galt, für den Schwiegersohn treffende Beleidigung, und mehr schnell als ruhig, mehr stolz als klug antwortete der Herausgeber des „Quarterly" ebenfalls in einer eigenen Broschüre, in welcher er die frühern Beschuldigungen nicht blos wiederholte, sondern noch verstärkte, zu Begründung derselben seinerseits Documente und Ziffern vorbrachte, die Curatoren geradezu der Parteilichkeit bezüchtigte und ihnen den Fehdehandschuh hinwarf, den sie in einem zweiten Pamphlet aufgenommen haben. Es steht nicht zu erwarten, daß Lockhart, um Übles übler zu machen, die Feder ein drittes Mal ergreifen wird; zu wünschen ist jedenfalls, daß er es nicht thue, daß die Duplik einen Streit beschließe, in welchem die Freunde Walter Scott's die Acten gern für geschlossen annehmen werden. Nur eine gedrängte Zusammenstellung des wesentlichen Inhalts der Replik und Duplik kann hier am Orte sein; doch ist es unvermeidlich, Zahlen sprechen zu lassen.

Im Eingange seines Pamphlets behauptet Lockhart, daß zur Zeit des zwischen Scott und Ballantyne errichteten Gesellschaftvertrags (1805) Letzterer bedeutende Schulden gehabt habe, und sagt dann spöttisch: „Es ist nicht zu leugnen, James machte einen allerliebsten Anfang. Während der ersten sechs Monate belief, laut seiner eigenen Angabe, sein Gewinn im Geschäfte sich auf 366 Pf. St., 14 Sch., 11 P. Und wie viel hatte er während dieser sechs Monate baar aus dem Geschäfte entnommen? Laut seiner eigenen Angaben blos 1193 Pf. St., keinen Sch., 6 P." An der, statt bewiesenen, nur hingeworfenen Behauptung in Betreff der Schulden gehen die Curatoren vorüber. Wahr oder nicht wahr, steht die Sache mit dem Contractverhältnisse in keiner Beziehung. Wenn hingegen die von Ballantyne entnommene Summe ihre Richtigkeit hat, so ist auch Das richtig, daß der von Ballantyne über seinem Gewinn aus dem Geschäfte gezogene Betrag genau die auf ältere, ihm allein gehörige Außenstände eingegangene Summe war. Das steht auf der andern Seite der Rechnung und die hat Lockhart — nicht gesehen. Nachdem er auf ähnliche Weise die halbjährigen Rechnungen von 1805—9 gemustert hat, summirt er das Resultat dahin, daß der gesammte Handelsgewinn für Ballantyne 3936 Pf. St., 9 Sch., 10 P., für Scott 1968 Pf. St., 4 Sch., 11 P. betragen, Letzterer darauf 1391 Pf. St., 2 Sch., 3 P., und Ersterer 5963 Pf. St., 12 Sch., 3 P. entnommen habe. „Folglich", druckt er mit großen Buchstaben, „ließ Scott von seinem Gewinnantheile 577 Pf. St., 2 Sch., 8 P. im Geschäfte, während der sorgsame und kluge Handelsmann James sich das Sümmchen von 2027 Pf. St., 2 Sch., 5 P. mehr auszahlen ließ, als ihm zukam." In Antwort hierauf geben die Curatoren die von Lockhart im Extracte mitgetheilten Rechnungen vollständig, und da findet sich, daß — der Schillinge und Pence nicht zu gedenken — Scott nur 286 Pf. St. weniger, und Ballantyne nur 143 Pf. St. mehr bezogen hatte, als jedes Antheil betrug. Abgesehen nun, daß eine Mehrerhebung von 148 Pf. St. Seiten eines Compagnons bei einem solchen Geschäfte zu keiner Zeit der Rede werth sein konnte, rechtfertigt sich auch das Entnehmen so bedeutender Summen überhaupt dadurch, daß Ballantyne sämmtliche, vor 1805 contrahirte Verbindlichkeiten allein zu tilgen hatte und daß Scott, dem natürlich daran lag, das Geschäft schuldenfrei zu wissen, unaufhörlich in ihn drang, seine Verpflichtungen abzutragen. Eine andere kleine Rückenbeißerei von Seiten Lockhart's ist die, daß er mit keiner Sylbe erwähnt, wie Ballantyne im J. 1808 einen ihm zukommenden Überschuß von 343 Pf. St. nicht, Scott hingegen 174 Pf. St. mehr, als

ihm zugekommen, aus dem Geschäfte gezogen habe. Warum verschweigen, was wieder auf das Ganze keinen Einfluß hat und nur den Wunsch verräth, günstig von dem Einen, ungünstig von dem Andern zu sprechen?

Im J. 1809 wurden zwar die Compagnieangelegenheiten neu geordnet, aber die Verhältnisse der Compagnons gegeneinander blieben dieselben. Zu gleicher Zeit geschah etwas, dessen Erwähnung Lockhart sonderbarerweise den Curatoren überlassen hat. Scott bestand auf Bezahlung aller schwebenden Schulden und bot dazu dem Geschäfte, mit Hinzurechnung seines obenerwähnten Guthabens von 286 Pf. St., ein Capital von 3000 Pf. St. gegen f u n f z e h n vom Hundert jährliche Zinsen an. Ballantyne widersprach, nicht blos, weil ein großer Theil jener Schulden o h n e Zinsen nach und nach abgetragen, sondern auch, weil erfoderlichen Falls Geld zu s e c h s Procent erlangt werden könne, und willigte erst ein, als Scott vorstellte, daß Rücksicht auf seine Familie ihn nöthige, sein Geld möglichst hoch zu nutzen — „The state of my family requires", sind seine Worte „that I should make the most of my money." Das verträgt sich nun allerdings nicht so recht mit der von Lockhart auf jedem Blatte gerühmten, angeblich bis zur Selbstaufopferung gegangenen Uneigennützigkeit Scott's in seinen Beziehungen zum Geschäfte, zumal wenn man bedenkt, daß Ballantyne Compagnon zu zwei Dritteln war, folglich zwei Drittel jener wucherlichen Zinsen ihn trafen. Der Punkt war zu wichtig, hatte im Publicum zu viel Aufsehen erregt, als daß Lockhart in seiner Replik ihn mit Stillschweigen übergehen konnte. Also that er es auch nicht, räumte die Sache ein, bemerkte jedoch, daß 15 Procent die herkömmlichen Handelszinsen (trade interest) seien und Scott mithin die Handelsusance befolgt habe. „Übrigens", setzt er hinzu, „kommt darauf auch sehr wenig an, denn außer ein- oder zweimal hat Scott diese Zinsen nicht erhalten." Hierauf erwidern die Curatoren allenthalben: quod, non. Zuvörderst weisen sie nach, daß Scott im Laufe von drei und einem halben Jahre das fragliche Capital der 3000 Pf. St. mit baaren 1446 Pf. St. verzinst erhalten habe; dann weisen sie nach, daß die schottische Handelswelt von herkömmlichen 15 Procent Handelszinsen ebenso wenig etwas wisse, als selbst der Ausdruck trade interest ihr völlig unbekannt sei, und endlich erlauben sie sich die Bemerkung, daß, gesetzt ein darleihender Compagnon sei zu solchem trade interest berechtigt, er doch nicht befugt sein könne, das Recht auf einen Dritten überzutragen. „Dies aber", sagen sie, „hat Scott gethan, denn von jenen 3000 Pf. St. standen 1200 auf den Namen des Major Scott (bekanntlich Sir Walter's Sohn), und nicht genug, daß an diesen gleichfalls die 15 Procent gezahlt wurden, erhielt er auch für die 1200 Pf. St. ein Unterpfandsrecht an den der Compagnie gehörigen Gebäuden." Und das ist noch nicht Alles. Bei der 1816 vorgenommenen Umgestaltung des Geschäfts mußte Ballantyne sich für seine Person mit dem ganzen Capitale der 3000 Pf. St. belasten, mit einer Schuld also, die doch Compagnieschuld war und von welcher ein Drittel Walter Scott zur Last fiel. Wie besser, wenn das blos den Handelsbüchern bekannt geblieben wäre!

Ehe die Gebrüder Ballantyne Verlagsbuchhändler wurden, waren sie Buchdrucker und Scott bei der Buchdruckerei zu einem Drittel betheiligt. „Während die Druckerei von James Ballantyne und Compagnie", schreibt Lockhart, „einen so glänzenden Fortgang hatte, sie täglich berühmter wurde und der jährliche Reingewinn sich über 2000 Pf. St. belief, fiel es den Ballatyne in einer unglücklichen Stunde ein, Buchhändler zu werden." Aber nein, so ist es nicht. Der erste Gedanke zu Errichtung eines Buchhandels ging von Scott aus; er entwarf den Plan, er trieb zur Ausführung und war die Veranlassung des — Sturzes. Im Betreff jedes wichtigen, zum Verlag angebotenen Werkes hatte er sich die Entscheidung vorbehalten, und jede Wahl, die er traf, war eine unglückliche. So z. B. wurden an einem Werke, betitelt: „Tixal poetry", gegen 2500 Pf. St. verloren und das „Edinburgh annual register" brachte einen jährlichen Schaden über 1000 Pf. St. Die Curatoren berechnen, daß Scott durch sein Walten dem Geschäft einen baaren Verlust von 15,000 Pf. St. zugezogen hat. So wahr ist es, daß der reichbegabte Schriftsteller, der gefeiertste Liebling seiner Zeit nichts von der buchhändlerischen Kunst verstand, dem Publicum den Puls zu fühlen. Deshalb immer wieder die alte Wahrheit: „Schuster, bleib bei deinem Leisten!"

Seiner eigenen Angabe zufolge hatte Scott mehr als 1500 Pf. St. in die Verlagshandlung nicht eingeschossen. Der erste Anfang zehrte die vorhandenen Fonds auf, und was geschah nun? die Handlung wurde einzig und allein mittels eines sehr kostspieligen Papiers fortgeführt, welches die Engländer accommodation-paper, die Deutschen, glaube ich, Kellerwechsel oder Wechselreiterei nennen. Dazu kam, daß von nun an die Druckerpressen meist mit dem Verlage der Buchhandlung beschäftigt und für die gelieferte Waare gar nicht, oder — was gleichviel war — mit Wechseln bezahlt wurden, die entweder völlig unhonorirt blieben oder von der Druckerei auf eigenes Risico verkauft werden mußten. Der hieraus erwachsende Nachtheil traf wieder James Ballantyne härter als Scott. Jener war bei der Buchhandlung zu einem Viertel, bei der Druckerei zu zwei Dritteln, Scott zur Hälfte bei der Buchhandlung und zu einem Drittel bei der Druckerei betheiligt. Hätte daher die Buchhandlung ihre Schuld an die Druckerei berichtigt, so würde James ein Viertel bezahlt und zwei Drittel erhalten, Scott die Hälfte bezahlt und ein Drittel erhalten haben. Es liegt daher auf der Hand, daß James durch die Nichtbezahlung verlor, Scott gewann. Auch dies hat Lockhart sonderbarerweise den Curatoren zur Bemerkbarmachung überlassen.

Das J. 1816 veränderte die Gestalt der Compagnie. Sei es, daß beide Geschäftszweige in der zeitherigen Maße länger nicht bestehen konnten, James Ballantyne um jeden Preis seiner Verbindlichkeiten los zu werden wünschte und Walter Scott Gewinn sah, wo bisher Verlust gewesen, oder daß Letzterer in dem Bewußtsein, einen großen Theil der Schuld selbst zu haben, sich zu neuen Opfern und neuer Anstrengung entschloß, genug, Scott lud beide Geschäfte auf seine Schultern. James übernahm allerdings schwere Verbindlichkeiten — unter Anderm das erwähnte Capital der 3000 Pf. St. —, doch übernahm er sie nur gegen Walter Scott, trat diesem alle Vorräthe und Activa unter der Bedingung ab, für alle Passiva allein verantwortlich zu sein, und wurde aus einem Mitreigenthümer des Geschäfts ein salarirter Diener. Die vorliegenden drei Broschüren besagen nicht, wie hoch die Verbindlichkeiten der Compagnie 1816 sich beliefen. Darüber aber herrscht kein Zweifel, daß 1822, wo James aufs neue Compagnon wurde, die laufenden Wechsel die ansehnliche Höhe von 36,000 Pf. St. erreicht hatten. Mit ausdrücklicher Beziehung auf diese Zwischenperiode (1816—22) heißt es bei Lockhart: „Wie früher beschäftigte sich Scott zu sehr mit seinen eigenen romantischen Schöpfungen, um der genauen Beaufsichtigung seiner commerciellen Angelegenheiten viel Zeit widmen zu können", und der Grund dieser Äußerung verräth sich dann in dem Bemerken, daß dies keineswegs James Ballantyne's Schade gewesen sei. Nun beweisen aber die Curatoren sowol durch eine Menge hier einschlagende Briefe Scott's an Ballantyne, als durch andere betreffende Documente, wie Sir Walter keine Woche, keinen Tag, kaum eine Stunde lang die „commerciellen Angelegenheiten" aus den Augen verloren, wie er sich um die kleinsten Details bekümmert und er allein Alles entschieden und angeordnet, was bei den Geschäften in Frage kam und zu deren Fortführung nöthig war. Und wie in dieser Zwischenperiode die Verbindlichkeiten bis zur Höhe von 36,000 Pf. St. steigen konnten, ja, daß sie bis zu solcher Höhe und in den folgenden Jahren noch höher steigen mußten, geben die, immer mit einer gewissen achtungsvollen Scheu von Scott redenden Curatoren dadurch zu verstehen, daß während jener Epoche Scott für 29,033 Pf. St. Ländereien kaufte und von jener Zeit an auf deren Urbarmachung, Austrocknen, Bepflanzen und Einzäunen

bedeutende Summen verwendete, Jahre lang daraus keinen Nutzen zog, den Ausbau und die Einrichtung von Abbotsford sich namhaftes Geld kosten ließ, für Bücher und Curiositäten aller Art keinen Aufwand scheute und mehre Jahre eine an Verschwendung grenzende Gastfreundschaft übte.

Daß James Ballantyne 1822 wieder Theilhaber der Handlung wurde, brachte in den Geschäftsgang keine Änderung. Sir Walter behielt nach wie vor die oberste Leitung des Finanzdepartements und die Beträge der laufenden Wechsel wuchsen. Anstatt daß aber der aus der Druckerei überschießende Gewinn — denn als Druckerei blieb dieser Geschäftszweig immer noch ergiebig — von 1816—22 Walter Scott's alleiniges Eigenthum gewesen war, bezog nun James einen Theil davon als Compagnon, und da behauptet Lockhart, daß James in der Zeit vom Mai 1822 bis Jan. 1826 die Summe von 9331 Pf. St., 15 Sch., 6 Pence gezogen habe. „Laut des Societätsvertrags von 1822", schreibt Lockhart, „sollte James nicht mehr als höchstens 500 Pf. St. jährlich, durfte folglich auf die angegebene Zeit nur ungefähr 1750 beziehen und hat daher, in geradem Widerspruche mit dem Contracte und in gröblicher Verletzung desselben, nicht weniger als 7581 Pf. St., 15 Sch., 6 P. sich zu viel angemaßt, was durch Zurechnung der Zinsen eine Summe von über 8000 Pf. St. ausmacht." Und diese Angaben, versichert Lockhart, habe er „Ballantyne's selbstgeführten und eigenhändig geschriebenen Rechnungen" entnommen. Was antworten hierauf die Curatoren? Sie sagen, diese letztere Versicherung sei eine grobe Unwahrheit — this last assertion is grossly untrue. Zum Beweis legen sie Ballantyne's selbstgeführte und eigenhändig geschriebene Rechnungen vor und es ergibt sich, daß, während ihm auf die genannte Zeit ein Reingewinn-Antheil von 9100 Pf. St. zukam, er davon nur 5356 Pf. St., 3 Sch., 3½ P. entnommen und daher einen ihm gebührenden Saldo von nicht weniger als 3743 Pf. St., 16 Sch., 8½ P. unbezogen im Geschäft gelassen hatte. „Es ist wahr", sagen die Curatoren weiter, „daß er durch jene Entnehmung immer noch den Paragraph des Contracts verletzte, welcher keinem Compagnon im Laufe eines Jahres über 500 Pf. St. zu beziehen gestattete. Soll aber Ballantyne deshalb straffällig sein, so ist Sir Walter Scott es in viel höherm Grade. Was er bezog, war sogar mehr, als ihm gebührte. Es unterliegt indessen für beide Theile keinem Zweifel, daß der betreffende Paragraph, kaum niedergeschrieben, stillschweigend wieder aufgehoben wurde."

Daß diese Unordnungen ungünstig auf das Geschäft einwirkten, läßt sich ebenso wenig bestreiten, als daß sie es nicht sind, die den schnellen Sturz bewirkten. Dieser war lediglich Folge der Fallimente von Hurst und Comp. und von Constable und Comp., zwei Verlagshandlungen, mit welchen die Firma Ballantyne und Comp. durch ein gegenseitiges System von Wechselreiterei tief verwickelt war. Die Verbindlichkeiten der Firma Ballantyne betrugen 46,000 Pf. St. und stiegen durch jene zwei Bankrotte auf 88,000 Pf. St. Das brachte bekanntlich das Geschäft zum Schlusse.

Kein Freund Scott's — und wer, der ihn gelesen, wäre nicht sein Freund, und wer hätte ihn nicht gelesen? — kann die drei Broschüren ohne Schmerz aus der Hand legen. Es ist sehr zu bedauern, daß Lockhart's übrigens werthvolle Biographie die Hervorhebung von Einzelnheiten veranlaßt hat, die, wenn nichts Schlimmeres, jedenfalls einen Schatten auf Scott's Namen werfen. Ihn ganz zu verwischen, dürfte unmöglich sein; dagegen könnte Lockhart durch das Wiederergreifen der Feder den Schatten zum Flecken zu machen, und — möge er das nicht thun! 74.

Bibliographie.

Der letzte Abend auf der Ostburg. Historische Novelle. Nach dem Schwedischen von E. Eichel. 3 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 4 Thlr.

Abrantès, Herzogin von, Luise. Nach dem Französischen von W. L. Wesché. 2 Bände. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr.

Boclo, L., Vierwöchige Wanderung von Rinteln über Mühlhausen, Gotha, Wunsiedel nach dem Fichtelgebirge und von da zurück über Baireuth, Kulmbach, Koburg ꝛc. Gr. 12. Hannover, Hahn. 1 Thlr.

Bödeker, H. W., Die Geschichte und hohe Bedeutsamkeit der Buchdruckerkunst. Auf Anlaß der vierten Säcularfeier ihrer Erfindung für die hannoverschen Volksschulen dargestellt. 8. Hannover, Hahn. 3 Gr.

Cunz, F. A., Christliche Legenden und Geschichten, nebst einer Zugabe vermischter Gedichte und erläuternder Beilagen. 8. Eisleben, Reichhardt. 1 Thlr.

Dumas, A., Leben und Abentheuer John Davys. Nach dem Französischen von W. L. Wesché. 3 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 3 Thlr. 18 Gr.

Francke, W., Sein und Schein. Roman. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 9 Gr.

Friedrichs des Großen Versuch über die Regierungsformen und die Pflichten der Regenten. Uebersetzt und mit einer Einleitung und einem Nachwort herausgegeben von K. E. Schubarth. Gr. 8. Breslau, Schulz u. Comp. 16 Gr.

Grotefend, G. F., Zur Geographie und Geschichte von Alt-Italien. 1stes Heft. Älteste Kunde von Italien bis zur Römerherrschaft. Mit 1 Karte von Italien nach Skylax von Karyanda. Gr. 4. Hannover, Hahn. 15 Gr.

Heinrich, A., Geschichte der Kreuzzüge. Für Gebildete aller Stände bearbeitet. 1ster Theil. 8. Leipzig, Klein. 21 Gr.

Jean Paul's sämmtliche Werke. 1ster Band. 8. Berlin, Reimer. Subscr.-Pr. für den 1sten und 4ten Bd. 2 Thlr. 8 Gr.

Klencke, H., Der Kindermord, die Tödtung Erwachsener, der Selbstmord und die Todesstrafen vom neuen Standpunkte einer höhern Physiologie aus beleuchtet. Für Gesetzgeber, Rechtsgelehrte, Naturforscher und denkende Gebildete dargestellt. 8. Leipzig, Kollmann. 12 Gr.

Langerhanns, A., Deutsche Bilder. 2ter Theil. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 8 Gr.

— —, Skizzen englischer Charaktere und englischer gesellschaftlicher Zustände. 2ter Theil. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 6 Gr.

Montanus, E., Rückblicke auf Amt und Leben. Gr. 8. Breslau, Korn. 12 Gr.

Paulus, H. E. G., Die Protestantisch-Evangelische unirte Kirche in der baierischen Pfalz. Eine Sammlung von Actenstücken mit staatsrechtlichen, dogmatischen und kirchenrechtlichen Beleuchtungen des Herausgebers zur neuesten Geschichte des Betragens mystischer Symbolisten gegen den Protestantischen Evangelismus. Gr. 8. Heidelberg, C. F. Winter. 1 Thlr. 12 Gr.

Das Reich der Geister, nach den Ansichten, Beobachtungen und Erfahrungen aller Zeiten und Völker. Zur Annäherung der Menschheit an die Geisterwelt. Bearbeitet und herausgegeben vom Grafen *** 4ter Theil. 8. Leipzig, Kollmann. 12 Gr.

Rosenkranz, K., Das Centrum der Speculation. Eine Komödie. 8. Königsberg, Gebr. Bornträger. 16 Gr.

— —, Kritische Erläuterungen des Hegel'schen Systems. Gr. 8. Königsberg, Gebr. Bornträger. 1 Thlr. 20 Gr.

Schiller's, F. von, sämmtliche Werke. Ergänzungsband. Enthaltend: Don Carlos nach dessen ursprünglichem Entwurfe, zusammengestellt mit den beiden späteren Bearbeitungen. Mit einer literarhistorisch-kritischen Einleitung. 16. Hannover, Helwing. 16 Gr.

Semisch, C., Justin der Märtyrer. Eine kirchen- und dogmengeschichtliche Monographie. Erster Theil. Gr. 8. Breslau, Schulz u. Comp. 1 Thlr. 12 Gr.

Smidt, H., Steuermann Johannes Smidt. Memoiren eines Seemanns. 3 Bände. Kl. 8. Frankfurt a. M., Sauerländer. 4 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 176. —— 24. Juni 1840.

Die russische Literatur und ihre gegenwärtigen Richtungen.

Zweiter Artikel.*)

Wir gehen nunmehr zur laufenden schönen Literatur und zur Journalistik über. Man hat in d. Bl. zu seiner Zeit den von H. Koenig herausgegebenen „Literarischen Bildern aus Rußland" den Vorwurf eines Widerspruchs mit sich selbst hinsichtlich der jetzigen schönen Literatur Rußlands gemacht. In der That scheinen die am Schlusse jenes Buches ausgesprochenen, theils aus der literarischen Vergangenheit, theils auch aus der wahrscheinlichen Bestimmung Rußlands und der slawischen Welt geschöpften Hoffnungen über die Zukunft der russischen Literatur und Civilisation wenig im Einklang mit dem unerquicklichen Gemälde zu stehen, welches dort, im Abschnitte über die Journalistik, von dem dermaligen Zustande der schönen und besonders der periodischen Literatur Rußlands entworfen ist. Dieser anscheinende Widerspruch findet sich nicht blos in dem angeführten Buche, sondern fast in allen, von russischen Kritikern über die laufende Literatur ausgesprochenen Urtheilen. Ja, dasselbe Phänomen zeigt sich fast überall. Finden wir z. B. die deutschen Kritiker zufriedener mit der laufenden Periode ihrer Literatur, bei all der hohen Meinung, die sie mit Recht von der Vergangenheit und Zukunft der deutschen Literatur hegen? In der Literatur, ja überhaupt in der Geschichte eines jeden Volkes, gibt es schaffende und prüfende Perioden, Perioden der Ideen und andere der Anwendung derselben, Perioden, in denen der Geist rüstig vorwärtsschreitet, und solche, wo er so zu sagen anhält, um nach dem zurückgelegten Wege umzublicken, wo der Strom der Civilisation, statt seine Wogen weiter zu wälzen, die Ufer überschreitet und die umherliegenden Gefilde überschwemmt. In den letztbezeichneten Perioden fallen die Heroen in ihrer Geltung, die leuchtenden Namen verdunkeln und eine junge Schar emancipirt sich, um auf der Stelle der beseitigten Autoritäten sich selbst in Autorität zu setzen. Das Eigenthum der Wenigen wird zum Gemeingut und hierdurch nothwendigerweise die Sache der Begeisterung zum Handwerke. Die Herrschaft des Genies hört auf und die Mittelmäßigkeit greift nach dem Scepter. Unsere Periode ist eine solche der Prüfung, der Anwendung, der Vermittelung und des Übergangs, mithin auch der Mittelmäßigkeit, der Gemeinheit und der literarischen Erwerbgier. Wenigstens nehmen vorübergehend die Unholde der Art überhand und suchen wo möglich das wahrhaft Echte, Edle und Uneigennützige zu verdrängen. So ist es jetzt mehr oder weniger in ganz Europa und so auch in Rußland. Das Flache, Beschränkte, Unedle, Verkäufliche hat zu allen Zeiten und in allen Literaturen neben dem Großen, Edeln und Genialen bestanden; heute aber, nachdem die Riesen dahingegangen sind, kommen bisher ganz unbekannte Zwerge hervor und strecken sich. Es ist eine bekannte Erscheinung in der Natur, daß das Unkraut meist schneller wächst und sich vermehrt als die gute Pflanze. Aber zum Glück für die Menschheit kann man mit tüchtiger Arbeit wol die Oberhand über dasselbe gewinnen und diese Arbeit selbst schließt das Vertrauen zu dem guten Lebensprincipe der Natur in sich, daß nämlich rechtschaffene Mühe mit einer guten Ernte belohnt werde. So mag man die Literatur als einen Weinberg ansehen, der den Wechsel schlechter und guter Jahre zu erfahren hat. Und wenn es dem Kritiker, diesem literarischen Küfer, begegnet, daß er, wie der Küfer auf dem schönen Gemälde des düsseldorfer Schrödter, beim Versuchen des 1830er Gewächses ein saures Gesicht macht, soll man daraus schließen, er werde verzweifeln, daß nicht ein 1834er oder ein noch gesegneteres Jahr komme?

Gegenwärtig hat in Rußland die Literatur, dies Wort in allgemeiner Bedeutung, jene ernstere, wissenschaftliche Richtung genommen, deren ich schon gedacht habe, während die eigentlich schöne Literatur in gleichem Grade an innerm Gehalt und an Interesse bei dem gebildeten Publicum zu verlieren scheint. Die Ursache davon hat man wol, wie gesagt, in der Stimmung der Literatur in Europa überhaupt zu suchen. Von einer Seite dringt nämlich die Literatur immer mehr auf das Praktische, von der andern immer mehr in das Volk ein. Man will jetzt das Nützliche und was unmittelbar auf das Leben und für die Interessen des Tages anwendbar ist; zu gleicher Zeit soll dies Nützliche aber auch in dem möglichst weitesten Kreise verbreitet und begriffen werden. Aus diesem Gesichtspunkte zieht man auch das Wahre, oder was man dafür hält, dem Schönen vor und dies Wahre soll nicht

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 122—125 d. Bl. D. Red.

mehr das Erbtheil einzelner Bevorzugter, sondern aller Welt sein. Auch in Rußland herrscht diese Richtung vor. Indem wir aber aus derselben uns leicht das Übergewicht, welches die positiven Wissenschaften, Geschichte, Naturwissenschaft, über die Speculation und Poesie nehmen, sowie die Popularisirung der Wissenschaften und Künste erklaren können, werden wir es ebenso natürlich finden, daß solcher Positivismus in den Wissenschaften eine prosaische Nützlichkeitssucht nach sich zieht und daß die Popularisation der Wissenschaften und schönen Künste von Erwerbsucht und hiermit von der Gemeinheit benutzt wird.

In einem jüngst im „Ausland" übersetzt erschienenen Artikel behauptet Bulgarin, die russische Literatur liege besonders darum im Argen, weil die Schriftsteller im Staatsdienste stehen, indem es in Rußland keine eigentlichen Literaten von Profession gibt, die nämlich aus der Literatur ein ausschließliches Geschäft machen. Diese Behauptung ist insoweit nicht unwahr, als, wenigstens in der Allgemeinheit, die Schriftsteller bei den Obliegenheiten des Staatsdienstes, zu welchem gerade der gebildete Theil der Nation verpflichtet ist, die Literatur nur als eine Erholung betrachten, nur als Liebhaberei betreiben können. Dadurch verliert die Literatur an ihrem ernsten, imponirenden Charakter und der Literator an seiner Würde als Erzieher der Nation. Andererseits darf aber nicht unbemerkt bleiben, daß gerade früher, als die Schriftsteller beiweitem noch ausschließender im Dienste standen und zum Theil die höchsten Ämter begleiteten, die russische Literatur ihre echtesten Talente besaß. Dershawin und Dmitrijeff waren Minister, Karamsin, Shukowsky, Gribojedoff und andere standen oder stehen noch im höchsten Dienstrang. Eben jetzt aber, wo trotz Bulgarin's Behauptung die Literatoren von Fach in der russischen Literatur mehr und mehr zum Vorschein kommen und Fuß fassen wollen, sinkt die Poesie immer tiefer und die schöne, edle Uneigennützigkeit der frühern Schriftsteller weicht einer literarischen Erwerbsucht, die oft alle Grenzen überschreitet und die Würde des Literaten wie der Literatur heruntersetzt. Es ist wahr, die russische Literatur bewahrt einige Namen echter Literatoren, die mit Neigung und Beruf ausschließend der Literatur ihr edles Leben widmeten. Ich nenne Nowikoff, ich nenne Karamsin und Shukowsky, besonders am Anfang ihrer Laufbahn, und Puschkin am Ende der seinigen. Dergleichen Männer, die immer nur einzeln vorkamen, werden jetzt aber noch seltener und ihr Beispiel wird auf verkehrte Weise befolgt; die Anzahl Derer nämlich, die aus der Literatur ein Geschäft machen, vermehrt sich wirklich; allein ihre Uneigennützigkeit nimmt ab und anstatt daß sonst die Literatoren durch ihren Geschmack und ihre Gesinnung das Publicum leiteten, lassen sie sich jetzt durch den schlechten Geschmack des großen Haufens hinreißen und bewirthen die Menge mit Plattheiten, wie sie derselben gerade zusagen. Seitdem wird der Werth eines Werks nach den Procenten geschätzt, die es einträgt, und die Kritik wägt ihren Beifall oder Tadel nach dem Gewichte der verkauften Exemplare zu. Kurz, nicht mehr Apollo, sondern Plutus ist der Gott der Begeisterung für die jetzigen Schriftsteller von Fach, eine Brut, die in der armen russischen Literatur zu wimmeln anfängt und aus dem russischen Parnaß einen Ameisenhaufen zu machen droht. Die russische Sprache besitzt, um sich wahrscheinlich an solchen Gesellen im Dienste des Plutus zu rächen, ein Wort, das sehr treffend für die Anbeter, an den Namen ihres Abgottes anklingt, das Wort „Plutj", welches Spitzbuben bedeutet. Doch gewährt aber diese Rache wenig Trost und Befriedigung!

So übertrifft denn dermal unleugbar das Wachsthum des Unkrauts in der schönen russischen Literatur beiweitem das Gedeihen der guten Gewächse. Tausendblätterig wuchert alle Tage die Wegwart der gemeinen Literatur, während die edeln und zarten Blumen immer seltener werden. In großen Bündeln wird dem Publicum das Futter zu Markte gebracht, über welches der Vielfraß herfällt, unbekümmert um Geschmack und Nahrhaftigkeit, wenn er nur eben satt wird.

Wir müssen diese Betrachtung mit zwei wenig tröstlichen Worten abschließen: daß die schöne Literatur Rußlands jetzt so wenig Erfreuliches und Bleibendes bietet, liegt ebensowol an der Erwerbsthätigkeit der Unberufenen, als leider! an der unverzeihlichen Abspannung der meisten Berufenen.

Indeß kann es bei einem solchen Zustande der Dinge nicht bleiben und der Misbrauch, den man mit der Literatur treibt, überschreitet bereits so sehr alles Maß, daß eine Rückwirkung auf den Geschmack und das Bedürfniß des Publicums sowol als auf Wiederbelebung der bis jetzt ein wenig zu trägen Wirksamkeit der Männer von Herz und Talent nicht lange mehr ausbleiben kann. Nach allem diesem Klagen darf man aber ja nicht etwa glauben, die schöne Literatur Rußlands habe aus der Gegenwart auch gar nichts, der Aufmerksamkeit der Fremden Würdiges zu bieten. Man würde Unrecht thun, wollte man schlechterdings a l l e poetischen Productionen unter einem und demselben Bann verwerfen, der nur einen Theil, wenn auch unglücklicherweise den größern, mit Recht trifft. Besonders können wir hinsichtlich der Novellendichtungen eine ehrenvolle Ausnahme machen. Ohne mich auf die verschiedenen in Almanachen und periodischen Werken erschienenen, keineswegs werthlosen Novellen einzulassen, die gewiß nicht hinter vielen ähnlichen Mittheilungen der westeuropäischen Journale zurückbleiben, will ich hier nur einiger Novellensammlungen gedenken, die jüngst erschienen sind, oder nächstens erscheinen werden.

Vor kurzem ist ein neuer Band Novellen von Pawlow herausgekommen, mit welchem der junge Dichter die hohe Meinung bestätigt, die man vorher schon von seinem nicht gewöhnlichen Talente für diese Gattung gefaßt hatte. Dieser Band enthält, wie der vor ein paar Jahren erschienene erste, drei größere Novellen, von welchen zwei aus der großen Welt genommen sind und die dritte die Häuslichkeit eines armen petersburger Angestellten schildert. Neben dem allgemeinen, an das poetische Studium der Menschen und ihrer Charaktere geknüpften Interesse, weiß uns der Verf. dieser schönen und tiefsinnigen No-

vellen noch besonders durch deren locale Bedeutsamkeit anzuziehen, sodaß wir zwischen den dargestellten Personen und gesellschaftlichen Bezügen, die beim ersten Anblick der allgemeinen europäischen Civilisation anzugehören scheinen, doch immer russische Art und Gesellschaft, etwas entschieden Individuelles und Nationales, erblicken. In dieser poetisch-wahren Auffassung des Lebens der höhern Stände in Rußland in dessen ganzer Eigenthümlichkeit liegt Pawlow's echte Originalität bei einer gewissen Verwandtschaft, die er im Styl und in der Darstellung mit Balzac gemein zu haben scheint. Ja, ich möchte, ohne dem unbezweifelten Talente des Letztern zu nahe zu treten, dem russischen Novellisten mehr Wahrheit und ungesuchte Darstellung des innern Seelenlebens beimessen. Man findet z. B. bei ihm keine ausnahmsweisen Charaktere, noch weniger Situationen, die nicht durch innere Nothwendigkeit, durch natürliche Entwickelung der behandelten Aufgabe herbeigeführt werden. Der Zufall spielt in seinen Novellen keine Rolle. Auch dürfte das Gemälde des russischen, besonders des moskauer Lebens, bei Pawlow treuer und wahrer als das Bild des pariser Lebens bei Balzac gefunden werden. Noch etwas zeichnet Pawlow's Productionen aus: Sprache und Formen, Geist und Geschmack gehören der sogenannten hohen Gesellschaft an, während die Grundlage der Novellen wie der Verf. selbst aus den Volksclassen herrührt. Man möchte diese aristokratische Einfassung seiner Gedanken für eine großartige Ironie halten, wäre nicht eine solche Verbindung gerade in Rußland nicht blos möglich, sondern selbst in der Literatur ein charakteristischer Zug. Die Eleganz, die Feinheit des Geschmacks und was man guten Ton nennt, sind in Rußland sehr hoch geschätzte Eigenschaften, die eine gute Kritik von jeder belletristischen Production verlangt. Keine Geistesrichtung, keine Farbe der Ideen oder Meinungen schließt dieselben aus und Cynismus, Plattheit des Styls und der Form werden als schwere Gebrechen fast dem Mangel des Geistes und der Gediegenheit gleichgestellt. Die russische Literatur hat in dieser Hinsicht eine große Verwandtschaft mit der frühern französischen: Hof und vornehme Gesellschaft geben den Ton an, nach welchem sich dann alle Schriftsteller, denen an der Gunst der gebildeten Classen gelegen ist, formen und richten. Dieser unsichtbar-mächtige Einfluß lenkt auch allen Erfolg in der Literatur, wie im geselligen Umgang, für welchen er ebenfalls das Aristokratisch-Elegante als Kennzeichen guter Bildung verlangt. Pawlow's Novellen sind ein recht schlagender Beleg zu dieser Thatsache. Aus den untern Classen der Gesellschaft entsprungen, hat sich der Verf. Sprache und Manieren der vornehmen Gesellschaft in einem Grade angeeignet, daß man durchaus nicht auf den Gedanken kommt, sie seien erst durch eine spätere Selbsterziehung gewonnen worden. Daher war auch der Verleger, obschon die neuen Novellen für gewöhnliche Leser wenig Handlung und viel Seelenentwickelung enthalten, doch ihres Erfolges so gewiß, daß er die Auflage zu 3000 Exemplaren machte.*)

Ich glaube eine bevorstehende Ausgabe sämmtlicher Schriften des Fürsten Odojewsky ankündigen zu können, der zu den Novellisten und überhaupt zu den ausgezeichnetsten Literaten Rußlands gehört. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird diese Sammlung viele bisher noch gar nicht oder nur bruchstückweise gekannte Novellen und kleine Romane enthalten. Eine Reihenfolge aus einer gemeinschaftlichen Idee aufgefaßter und von dem Dichter unter dem Titel „Das Irrenhaus" längst versprochener Novellen wird wol den Hauptbestandtheil der Sammlung ausmachen.

Noch einer Sammlung Novellen von einem jungen, talentvollen Dichter sieht man entgegen und verspricht sich, den erschienenen Proben nach, eine erfreuliche Erscheinung für die Zukunft der russischen Literatur. Der Verf. ist ein junger Offizier unter den Leibhusaren, Namens Lermontoff, erst seit kurzem, nach Puschkin's Tode, in der Literatur aufgetreten. Seitdem hat er etwas über ein Jahr am Kaukasus im Kampfe mit den Tscherkessen zugebracht. Seine eben geschriebenen Novellen enthalten die Erzählungen und gewissermaßen die Bekenntnisse eines russischen Offiziers, der, von dem Leben der Hauptstadt ermüdet und abgestumpft, in jener noch ursprünglichen Natur, unter wilden Volksstämmen seine Seele wiederaufzufrischen und sein verstimmtes, von dunkler Sehnsucht getriebenes Gemüth zu befriedigen sucht. Abgesehen von dieser Auffassungsweise, die an Puschkin's Anfänge erinnert und ein wenig nach Byron, dem bisherigen Lieblingsdichter Lermontoff's, schmeckt, sind die Personen, Charaktere, Begebenheiten und Ortsbeschreibungen so objectiv und aus einer solchen Fülle unmittelbarer Anschauung gezeichnet, daß man ohne Bedenken, falls er sich in dieser Richtung weiter bildet, Rußland einen Dichter von Puschkin's und Gogol's Art verkünden darf. Seine fast noch unbewußte Gabe, sich in seinen Gegenstand und seine Personen gänzlich zu versetzen, spricht sich auch in seinen Volkserzählungen aus, von denen er bis jetzt die eine, in welcher er den Zweikampf eines russischen Kaufmanns mit einem Hauptmanne von der Leibwache des Zars Johann des Schrecklichen erzählt, bekannt gemacht hat. Der Kaufmann will die von dem Günstlinge des Zars seiner Frau angethane Beleidigung abwaschen, fodert ihn zu einem Faustkampf nach altrussischer Sitte heraus, erschlägt ihn und wird am Ende selbst enthauptet.

Diese Märchen von des Dichters eigener Erfindung sind im Versmaße der Volkssagen oder der alten heroischen Lieder geschrieben und tragen nach Inhalt und Form das echt russische Gepräg und eine tiefe Auffassung des nationalen Lebens. Selbst die kleinen lyrischen Gedichte Lermontoff's haben mehr oder weniger ein objectives, dramatisches Element in sich. Man sehe nur das schöne Gedicht: „Die Schlacht von Borodino", in welchem ein alter Soldat, der mitgekämpft, den jungen Leuten die Großthaten der Russen erzählt, die er in seiner Weise, aber mit aller individuellen Eigenthümlichkeit eines alten Soldaten

*) Man behauptet als gewiß, daß der Verf. für diese drei Novellen, die im Deutschen nur einen kleinen Band in 12. ausmachen würden, 10,000 Rubel, d. h. 3000 Thaler Honorar erhalten hat.

erzählt. Rußland, bei allem Reichthum an Lyrikern dennoch arm an objectiven Dichtern, kann sich zu diesem Lermontoff Glück wünschen, der bei beharrlichem Studium eine der schönsten Zierden der russischen Literatur zu werden verspricht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenznachrichten.

Rom, 16. Mai 1840.

Da ich nicht zweifle, daß bei so breitem Feld und so großer Gunst, als man italienischer Musik in unserm Deutschland einräumt, deutschen Herzen (den genügsamen) der kleine Fleck und die bescheidene Theilnahme, welche dafür auch hier einmal der deutschen Tonkunst gegönnt sind, eine Genugthuung gewähren werde, so nehme ich keinen Anstand, der durch Hrn. Landsberg veranstalteten Abendunterhaltungen zu erwähnen und insbesondere den gestrigen, vorzüglich genußreichen und durch die Wahl der Stücke, durch die Besetzung der Partien, sowie durch die Zusammensetzung und Stimmung der Zuhörerschaft interessanten Abend zu rühmen. Unser alter Cantor von Leipzig, möge er wenigstens bei uns nicht wieder vergessen werden, unser Meister Sebastian würde ja wol seine ehrliche Lockenperücke und nicht blos ungläubig geschüttelt haben, hätte man ihm dazumal, als er sein Concert in C für drei Claviere schrieb, prophezeien wollen, daß zu selbigem in der ewigen Roma eines guten Abends die weißen Glaceehandschuhe von jederlei Volk aus dem Süden und Norden, dem Westen und Osten, aus Welschland und Rußland, aus Holland und England und sogar (es ist keine Hyperbel) von den donischen Kosacken her ein Coda klappen würden? Nun ist aber bei Gott kein Ding unmöglich. Und sogar hoffen wir, daß zukünftigen Freitag, den 22. Mai (und noch dazu am Tage der heil. Rita von Cascia, einem Tage, an welchem sich die Heilige jährlich von selbst aus ihrem Sarge hebt) das Wunder sich wiederholen werde. Drei Damen spielten das besagte Concert, und diese, nun sehe man, wie consequent das Wunderbare durch alle Theile seiner Erscheinung hindurchwirke, auch diese dreie aus dem Norden, aus dem Süden und aus dem Mittel, eine Schwedin (Fräul. Tychsen), eine Römerin (Signora Ricci) und eine Deutsche (Frau Hensel), welche leitete, und (dies allein kein Wunder) wie von so ausgezeichneten Kräften zu erwarten war, mit bewunderswürdiger Präcision des Zusammenspiels, drei Frauen, die miteinander wetteifernd doch so übereinstimmend wirkten, als wäre es eine, sodaß das Werk hier auf seinem Gipfel am wundervollsten und sehr köstlich war. Um aber nicht das Oberste zu unterst zu kehren, muß vor Allem gesagt werden, was eigentlich den Anfang machte und wie die weitere Ordnung war. Das erste Stück, von der deutschen Kunstfertigkeit ausgeführt, war ein Concert von Hummel (Es dur); das zweite, welches der schwedischen zufiel, ein Quintett von Spohr. Beide Aufführungen erwarben viel Lob und die Composition des letztern schien allgemein zu gefallen. Es folgten Gesangstücke aus Mozart'schen Opern („Così fan tutte", „Idomeneo"), wie sie aus italienischem Munde sich gar gut anhören. Und das Concert von Bach machte den Beschluß. Die Urtheile der Italiener, welche ich über das letztere zu vernehmen Gelegenheit hatte, fielen nicht unerfreulich aus. Daß eine solche Musik sie entzücke, wird Niemand vermuthen, daß Diejenigen, welche sie vernahmen, nicht davor zurückschauderten, könnte eher überraschen. Ich kann nicht glauben, daß es dem Italiener möglich sei (man vergönne mir für das schwer zu Bezeichnende bildliche Rede), dies lange Fortzittern der Dissonanz im Adagio des Stückes, welches wie Frühlings w e h süß, ahnungsreich, bebend, doch frisch, kühl und so unendlich herb durch Mark und Bein schauert und, kaum beruhigend für einen Augenblick gelöst, gleich wieder und wieder und ohne Aufhören wieder mit dem Stab Wehe an die Glocke der Empfindung schlägt, mit dem Wehe, das nicht kränkliche Wehmuth, sondern die Gesundheit des bitterlichen Sehnens der Creatur hin in das Reine, Selige voll Jubel ist — ich kann nicht glauben, daß es Jenem möglich sei, dieses zu vertragen, gewöhnt wie sein Ohr ist an den einschmeichelnden Wellenschlag der Melodie über dem klar durchscheinenden, sanft bewegten Grunde der Harmonien, daraus nur einzeln eine Dissonanzenklippe jäh hervortritt, um mit einigen Plätschern, welches sie erregt, die Empfindung anzufrischen. Die anwesenden Italiener suchten sich gemeinhin über das Fremdartige, welches die Musik für sie hatte, damit zu trösten, daß sie meinten, es seien „wohlgearbeitete Fugen". Einige, die weiter eingingen, hörte ich mit richtigem Verstande bemerken, es sei Das, was am meisten an dieser Composition in Verwunderung setze, der Natur jener alten „Spinette" beizumessen, durch deren Eigenschaften der Charakter der Tonschöpfung bedingt worden. Und der Eine fügte mit komischer Prägnanz hinzu: „l'originalità di questa musica è che è riserrata ossia stretta", indem er die Meinung durch die Geberde seiner Hände noch anschaulicher zu machen suchte. Kein Zweifel, daß Bach's Musik sich hier auch zu Lande manchen Freund gewinnen kann. In einzelnen Fällen ist dieses schon geschehen. War doch die Eine der Spielerinnen selbst ein Kind des Landes. 49.

Literarische Notiz.

Henri Berthoud gab in Paris heraus: „Pierre Paul Rubens", ein Roman in zwei Bänden. Jedenfalls ist der große Meister Rubens für einen Romanschriftsteller eine schöne und belohnende Aufgabe. Seiner Zeit, wo doch so viele Meister in den verschiedensten Gattungen glänzten, in seiner Kunst fast ohne Nebenbuhler, gehörte er zu den glücklichsten und in jeder Hinsicht begabtesten Sterblichen; er war zugleich über alle niedrigen Leidenschaften, über alle jene Intriguen erhaben, welche seine Kunstgenossenschaft unter sich uneins machten. Aus einer reichen und angesehenen Familie entsprossen, widmete er sich der Malerei, gegen den Willen seiner Ältern, aus Neigung und zählte sogleich zu den Ersten seiner Kunst. Zuerst mit einer seiner wenig würdigen Frau verheirathet, von welcher er zwei Kinder hatte, vermählte er sich später mit einer jungen Person, welcher er die größte Liebe eingeflößt hatte und die sich gänzlich seinem Glücke widmete. Von den größten Herren und an den Höfen mit Gunst überschüttet, wurde er sogar mehrmals zu diplomatischen Missionen verwendet, sodaß sein Leben einem fortdauernden Triumphzuge glich. Henri Berthoud schildert seinen Charakter auf eine Weise, daß man ihn liebgewinnen muß, und gibt eine Menge Details über das Innere seines Hauses, welches der Sammelplatz aller ausgezeichneten Männer war und wo überdies die Maler immer gute Aufnahme und gerechte Anerkennung fanden. Als Gegenstück zu einem so schönen und lautern Leben stellt Berthoud die traurigen Ausschweifungen der Mehrzahl der berühmten Künstler, seiner Zeitgenossen, hin, vorzüglich die unglückliche Existenz Rembrandt's, der, vom Neid verzehrt und vom Geize beherrscht, sein Leben in tiefer Einsamkeit hinbrachte. Schon die Namen der hier auftretenden berühmten Künstler, wozu diejenigen mehrer gefeierten Schriftsteller kommen, dürften allein hinreichen, das Interesse der Lesewelt diesem Romane zu gewinnen; der Autor hat sie aber auch glücklich zu gruppiren und der Erzählung Interesse und Bewegung zu verleihen gewußt. Die Details versichert Berthoud aus Volksüberlieferungen geschöpft zu haben. Überhaupt hat die Erzählungsweise dieses Schriftstellers einen gewissen Zauber von Natürlichkeit und Einfachheit, der ihm unter den französischen Romanschriftstellern der Gegenwart einen ehrenvollen Platz sichert. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 177. —— 25. Juni 1840.

Die russische Literatur und ihre gegenwärtigen Richtungen.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 176.)

Fast zu gleicher Zeit mit Lermontoff trat ein anderer bemerkenswerther Erzähler auf, der vorher nur durch einige Lustspiele bekannt war, denen man das Verdienst einer wesentlich treuen und ergreifenden, wiewol wenig poetischen Darstellung gewisser Zustände des öffentlichen und geselligen Lebens nicht versagen konnte. Während aber der Erstgenannte ein junger Mann ist, ein aufgehendes Talent, ist der Andere schon ein Greis, ein Talent, das erst spät mit untergehenden Strahlen leuchtet. Ich rede von Kwitka, einem Kleinrussen, der seit zwei bis drei Jahren unter dem erdichteten Namen Osnowianenko durch eine Reihe von Novellen und Romanen die Aufmerksamkeit der russisch-literarischen Welt auf sich gezogen hat. Die Novellen der von ihm im J. 1837 herausgegebenen Sammlung waren in kleinrussischer Mundart geschrieben und mithin für Großrußland nicht recht zugänglich. Ein dumpfes Gerücht über die Vorzüglichkeit dieser Novellen lief um; Niemand aber mochte sich die Mühe geben, eine Provinzialsprache zu studiren, um ungewisse Schätze zu heben. Aller Wahrscheinlichkeit nach wären diese Novellen auch bald in Vergessenheit gerathen, hätten nicht einige mit dem Dialekte vertraute Männer durch Übersetzung mehrer derselben die Hülle gelüpft, die der Verf. um seine Dichtungen gezogen hatte. Nun gerieth aber auch Alles in Entzücken über den eigenthümlichen Reiz dieser einfachen, rührenden Idyllen, über diese gemüthvollen, naiven und wahren Gemälde des kleinrussischen Volkslebens. Eine dieser Novellen, „Marussja" betitelt, von ziemlichem Umfang, kann besonders für ein Meisterstück in ihrer Art gelten. Sie enthält die höchst einfache, aber ungemein poetische Geschichte der Liebe eines jungen Handwerkers zu der Tochter eines kleinrussischen Kosacken, den Tod der Geliebten sowie den unheilbaren Schmerz und das rührende Ende des Liebenden. Man kann diese Novelle nicht ohne die tiefste Rührung lesen. Seitdem hat der Verf. noch einige Novellen geschrieben und es soll jetzt von ihm ein durch Bruchstücke bereits angekündigter großer Roman erschienen sein, in welchem er das Leben der kleinrussischen Landedelleute zeichnet. Aber sei es nun, daß das Russische, in welchem die letztern Sachen geschrieben sind, dem Verf. nicht ganz vertraut ist, oder daß sein Talent sich mehr für die zarte und rührende als für die komische und heitere Seite seines heimatlichen Lebens eignet, kurz bei allem Aufwande seiner Gaben scheint er darin nicht so glücklich zu sein als in seiner ersten Novellensammlung.

Ich muß hier füglich bemerken, daß die Kleinrussen seit einiger Zeit unverkennbar ihren ältern Brüdern in intellectueller Thätigkeit nacheifern und ihrem Dialekte eine literarische Selbständigkeit zu erstreben suchen. Eine ganze Schar junger Talente erhebt sich, um der Sprache, der Geschichte, der Poesie ihres Landes das Bürgerrecht in der großen russischen Nationalität zu erkämpfen. Es ist wahr, ihre größere Zahl, wie z. B. Gogol, gewiß der Ausgezeichnetste unter ihnen und selbst einer der Bedeutendsten in der russischen Literatur, schreiben russisch; Einige jedoch folgen dem Beispiele Osnowianenko's, Andere sammeln die Volkslieder, die Sprüchwörter und Legenden, oder geben sich mit Untersuchung der Geschichte, der Sprache und der Alterthümer ihres Landes ab. So gibt unter Anderm in diesem Augenblicke ein junger Professor in Charkoff, Sfreznewsky, ein Werk, „Die Vorzeit der Saporoger" heraus, welches die Geschichte und Verfassung, Sagen und Lieder dieser Raubkrieger enthalten wird. Ebenso sammelt man die Schriften Skoworoda's, eines merkwürdigen Geistes, der sich als eigenthümlicher und tiefer Philosoph sowol durch sein Leben, als durch seine im Volksdialekte niedergelegten Werke in seinem Lande populair gemacht hat. Dasselbe wird hoffentlich mit den Werken des jüngst verstorbenen kleinrussischen Dichters Kotljarewsky der Fall sein. Die Philologen arbeiten an einer Grammatik und an einem Wörterbuche dieser Sprache, oder gehen den Spuren derselben in den alten literarischen Denkmälern nach, um die Identität des Kleinrussischen mit der in Galizien vorherrschenden russinischen Mundart darzuthun, deren alte Identität außer Zweifel ist. Diese literarische Bewegung steht im Zusammenhang mit der ähnlichen Thätigkeit auf allen Punkten der slawischen Welt, zu Charkoff wie zu Agram, zu Kiew wie zu Prag oder Lemberg.

Unter den neuen Talenten, die seit kurzem sich in der Novelle hervorgethan, nennen wir noch den jungen Grafen Sologub, eine anonyme petersburger Dame, die

eine Sammlung unter dem Titel „Die Abende auf der Karpowka" herausgegeben hat, und Andere. Seit den letzten Jahren nimmt die Anzahl der schriftstellerischen und dichtenden Frauen in Rußland merklich zu. Dies ist ein erfreuliches Zeichen, auf welches ich mit Vergnügen hindeute. Die Literatur dringt also tiefer in die Gesellschaft und in die Familie ein und gewinnt hier eine reine, keuschere und gemüthvollere Färbung. Eine nur von Männern betriebene Literatur gleicht einer Junggesellenwirthschaft, wo man, von keiner Achtung vor Frauen zurückgehalten, sich Manches zu sagen und zu thun erlaubt, was Geschmack und Sittlichkeit einstimmig aus der guten Gesellschaft verbannt wissen wollen. Sobald aber die Schriftsteller wissen, daß Frauen an der Literatur Theil nehmen und sie in das Innere der Familien einführen, so sind sie mehr auf ihrer Hut; die Sprache selbst, die durch einen Frauenmund geht, bereichert sich mit Wendungen, neuen Schattirungen und wird, dem weiblichen Geist entsprechend, zarter, feiner, anmuthiger. Mehr aber noch als anderswo ist es für Rußland erwünscht, daß Frauen an der vaterländischen Literatur Antheil nehmen. Die Erziehung in den höhern Ständen war und ist meistens noch immer ganz französisch. Personen, die auf sogenannte gute Erziehung Anspruch machten, vor Allen die Frauen, schämten sich, ihre Muttersprache zu reden und zu schreiben; sie betrachteten dieselbe als barbarisch und wie sie solche durch Gallizismen und Barbarismen aller Art entstellten, hatten sie einigen Grund, sich des Gebrauches derselben zu schämen. Nun aber kann doch eine Sprache, zu deren Ausbildung selbst die Frauen Hand anlegen, von den höhern Ständen nicht länger mehr so vernachlässigt bleiben, sondern muß in der Gesellschaft die natürliche und rechtmäßige Geltung wiedererlangen, die sie eigentlich niemals hätte verlieren sollen.

Unter den Frauen, die so rühmlich zu einer siegreichen Wiedereinsetzung der russischen Sprache beitragen, nennen wir zuvörderst die junge Gräfin Roßtoptschin, deren schöne lyrische Gedichte mit der den Frauen eigenen Anmuth und Lieblichkeit oft allen poetischen Schwung und Nachdruck eines männlichen Geistes verbinden. Neuerlich hat sie einen Band Novellen herausgegeben und vollendet in diesem Augenblicke ein erzählendes Gedicht, das, so viel man weiß, eine ausgezeichnete Frau im Kampfe mit der Welt darstellen soll.

Frau Pawlow, geborene Jänisch, Gattin des vorhin besprochenen Novellendichters, hat sich einige Zeit mit vielem Glück der deutschen Poesie gewidmet und vor einigen Jahren ihre metrischen Übersetzungen aus dem Russischen nebst eigenen Gedichten in einer Sammlung unter dem Titel „Das Nordlicht" herausgegeben, welches aber durch einen von dem Werthe des Buches ganz unabhängigen Umstand in Deutschland weniger bekannt geworden ist, als es verdient hätte. Seitdem hat Frau Pawlow Übersetzungen verschiedener Poesien aus fast allen europäischen Sprachen in schönen französischen Versen bekannt gemacht. Man weiß nicht, soll man mehr die Schönheit und Harmonie der Verse oder die außerordentliche, fast wörtliche Treue der Übersetzung bewundern, die sich zum Erstaunen an den Geist so verschiedener Dichter und Literaturen anschließt. Nicht weniger zeichnet sich ihr seltenes Übersetzungstalent in der Übertragung der Schiller'schen „Jungfrau von Orleans" aus. Den übersetzten zerstreuten Dichtungen, die sie zu gleicher Zeit mit diesem Schiller'schen Trauerspiele voriges Jahr zu Paris unter dem Titel „Préludes" herausgegeben, hat sie auch eigene französische Gedichte beigefügt, in welchen sie mit der Anmuth französischer Diction die ganze Innigkeit eines deutschen weiblichen Gemüths zu verbinden gewußt hat. Vom Vater eine Deutsche, von der Mutter eine Französin, nach ihrem Geburtsort aber und durch ihren ehelichen Bund eine Russin, versucht sie sich jetzt als Schriftstellerin in der russischen Sprache. Mehre zerstreute, theils eigene, theils übersetzte Gedichte, die sie von Zeit zu Zeit in den „Vaterländischen Denkwürdigkeiten" mittheilt, sind ebenso viel neue Proben ihres schmiegsamen Talentes, als sie ihre Einsicht in den Geist der Sprachen und Dichter beweisen.

Die Fürstin Zeneide Wolkonskaja, eine ausgezeichnete Frau von Geist und europäischem Rufe, schon längere Zeit durch ihre französischen Schriften bekannt, hat nun seit dem letzten Jahre durch ihr Beispiel dargethan, wie sehr die russische Sprache bei den Russinnen selbst der höchsten Stände in Gunst und Aufnahme kommt. Ungeachtet ihres beständigen Aufenthaltes in Italien hat doch die Fürstin seit so vielen Jahren ihre Muttersprache so wenig vergessen, daß sie im Gegentheil die größte Meisterschaft in derselben geltend macht und ihre edeln poetischen Ideen in durchaus wohllautende Verse zu kleiden versteht.

Hier, neben den Frauen, welche die russische Sprache und Poesie in den höchsten Kreisen der Gesellschaft einführen, müssen wir auch eines Fräuleins Teploff erwähnen, der Tochter eines armen moskauer Bürgers, die ihre Bildung nur sich selbst verdankt, eine große Vollendung in der Versification erlangte und in tief gefühlten Poesien ein liebevolles, edles und in sanfter Trauer ergebenes Herz ausdrückt.

Ich würde nicht fertig werden, wollte ich hier alle Frauen vorführen, deren Namen seit einiger Zeit in russischen Zeitschriften und Almanachen erscheinen. Doch darf ich Frau Sontag von Odessa und Fräulein Ischimoff von Petersburg nicht übergehen, die beide ihr Talent und ihre schriftstellerische Feder der Erziehung und Belehrung der Jugend widmen. Von der Erstern will ich nur „Die heilige Geschichte zum Gebrauch der Jugend" und von der Zweiten die „Russische Geschichte" besonders erwähnen.

Die deutschen Journale haben in den letzten Jahren öfter von einem Fräulein Duroff gesprochen, das unter dem Namen Alexandroff die Feldzüge von 1809, 1812 fg. mitgemacht hat und seit drei oder vier Jahren unter demselben Namen auch in der Literatur aufgetreten ist. Ihre unter Puschkin's Schutze nicht lange vor dessen Tode herausgegebenen Denkwürdigkeiten erregten viel Aufsehen. Denn sie enthüllten oder lüpften wenigstens die Lebensgeheimnisse eines Frauenzimmers, das während seiner Dienst-

zeit als Offizier der Lanzner und Dragoner einen großen Muth bewiesen und in der ganzen Armee den Ruf ausgezeichneter Tapferkeit hatte. Seitdem nun fährt diese Heldin, ermuntert durch den ersten Erfolg und den Beifall der Journale, fort, Tagebücher, Novellen und Romane herauszugeben, die nicht ganz ohne Verdienst und in einer leichten natürlichen Prosa, zuweilen mit einem Anfluge von leiser Ironie geschrieben sind.

Von diesem Mannweibe, das sich selbst nur mit männlichem Namen nennt und gewöhnlich männlich kleidet, wenden wir uns wieder den wirklichen Männern zu. Ich habe von den Novellisten gesprochen und nun noch einige Worte über die Romanschriftsteller zu sagen. Die Zahl der in jüngster Zeit erschienenen Romane war gegen früher nicht geringer, auch waren es meist schlechte oder mittelmäßige Producte, wie früher. Bemerkenswerth ist es, daß der historische Roman viel weniger bearbeitet wird und dem Familien- und Sittenromane immer mehr den Platz räumt. Auch bleibt die neue, ernstere Richtung, welche die russische Literatur genommen hat, nicht ohne Einwirkung auf die ältern Romanschreiber und Unternehmer, die nun, dem veränderten Geschmack des Publicums folgend, sich von dem Roman zu andern, mehr begehrten Artikeln wenden. Die Einen widmen sich dem Theater, Andere liefern Geschichtliches oder Reisebilder. Von den namhaften Romandichtern haben, außer etwa dem vielschreibenden Weltmann, nur zwei in der letzten Zeit neue Romane geliefert, Sagoskin und Lashetschnikow. Ersterer hat nach seinem Lustspiel „Die Unzufriedenen" für das Theater nur noch einen Operntext geschrieben, dafür aber eine Sammlung Novellen, einen halbphantastischen Roman „Der Versucher" herausgegeben und arbeitet eben an einem neuen Romane „Das Heimweh". Sein Roman wie seine Novellen sind nicht aus der Geschichte, sondern aus dem Privatleben entnommen. Wie „Das Heimweh", so viel man wissen will, ein religiöser Roman, ausfallen wird, weiß ich nicht; „Der Versucher" aber hat Niemanden verführt. Sagoskin's Erzählertalent hat sich vorzüglich in seinem ersten Roman „Jury Miloslawsky" entwickelt, der ein halb Dutzend Auflagen erlebt hat und neulich zum zweiten Male ins Deutsche übersetzt worden ist und in mancher Hinsicht diese Auszeichnung verdient.*) Seitdem geht der Verf. zurück und sein „Versucher" ist der schwächste von seinen Romanen. Ich führe als Beweis nur an, daß Bulgarin, Sagoskin's alter Mitbewerber und Gegner, das Buch in Schutz genommen hat. Zugleich eiferte er gegen Lashetschnikow's gleichzeitig erschienenen Roman „Der Bassurman" (mit diesem Namen bezeichnet das russische Volk einen Unchristlichen, überhaupt einen Fremdling). Wohlunterrichtete betrachten diesen Ärger als gute Vorbedeutung für den Werth jenes Buches, wie sie das Lob, das der Kritiker dem Talente Sagoskin's spendet, für eines de profundis ansehen. So fanden sich auch Kritiker, die den „Bassurman" bis in die Wolken erhoben. Ich selbst bin der Meinung, das Buch verdiene „ni cet excès d'honneur, ni cette indignité". Des Verf. Talent unterliegt freilich keinem Zweifel; es hat aber wie sein Styl oft etwas Ungeschliffenes, Unausgebildetes, Unfreies in der Bewegung. Der Roman stellt Rußland unter Johann III., diesem russischen Ludwig XI. vor, welcher zur Autokratie und Centralisation des Reiches den ersten Grund legte. Der geschichtliche Held des Romans ist ein deutscher oder böhmischer Arzt, der den Einfall, die Hyperboräer seiner Wissenschaft theilhaftig zu machen, mit dem Leben büßt und so das Schicksal beinah aller damaligen Ärzte in Rußland theilt. Der Roman hat schöne Situationen; der Charakter Johann's ist kühn gezeichnet, wie denn der Verf. überhaupt ein großes Studium jenes Zeitalters und der damaligen russischen Sitten verräth. Wahrscheinlich wird auch dieser Roman ins Deutsche übersetzt werden gleich den frühern desselben Autors. Man verspricht sich eine neue Production von Lashetschnikoff, den „Herenmeister auf dem Sucharefffthurm". Unter dieser Benennung ist der berühmte Bruce, Leibnitz' Freund verstanden, einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit, der sich durch einen unter Peter I. herausgegebenen hundertjährigen Kalender den Namen des Herenmeisters zuzog und populair in Rußland machte.

Gogol, dieses so frische, eigenthümliche und vielseitige Talent, hat während der letzten Jahre in Italien an einem großen Roman gearbeitet, der unter dem Titel „Die ausgestorbenen Seelen" alle Theile Rußlands und alle Classen der Gesellschaft umfaßt. Das Ganze soll komisch gehalten sein und man weiß, wie unerschöpflich Gogol's komischer Humor ist. Personen, denen er die ersten Capitel vorgelesen, haben sich todt lachen wollen. Möge der nun nach seiner Heimat zurückgekehrte Autor nur nicht seine zahlreichen Bewunderer, die schon lange vergebens ein neues Werk seines ungewöhnlichen Talents erwarten, vor Ungeduld sterben, sondern den Roman bald erscheinen lassen.

Ich habe vorhin Weltmann's gedacht. Er und der unter dem Namen Kasak Lugansky bekannte Dahl, beide Deutsche von Abkunft, aber Russen von Geburt, von Gesinnung und Geistesart, lassen sich wegen gewisser verwandtschaftlicher Züge ihres Talentes zusammenstellen. Weltmann, ein Oberst außer Dienst, befaßt sich seit einem Jahrzehnd ausschließlich mit Literatur und hat während dieser Zeit eine Menge Romane, Novellen, Gedichte herausgegeben. Ausgezeichnet und originell ist er besonders in den Romanen aus der vorgeschichtlichen Märchenwelt Rußlands. Sein Talent wie sein Styl ist lebendig, launenhaft und ungleich; daher findet man seine erste Idee immer schön und eigenthümlich, die Ausführung aber fällt dann oft in Willkür und Ausschweifungen aller Art. Weltmann gibt sich viel mit der slawischen, besonders der russischen Mythologie ab und verbindet mit seinen Untersuchungen philologische und etymologische Studien in gro-

*) Das stuttgarter „Literaturblatt" mißt das Glück dieses Romans in Rußland dem Umstande bei, daß er den Kampf und Sieg der Russen über die Polen darstellt. Wodurch aber hätte er dann so viel Glück in Deutschland gemacht? Übrigens ist dieser Roman vor den letzten Ereignissen in Polen erschienen und populair geworden; auch dürfte man die Ursache seiner guten Aufnahme neben seinem innern Gehalte noch in dem Umstande suchen, daß es der erste historische Roman in Rußland war.

hem Maßstab, sodaß er die verschiedenen slawischen Dialekte in Beziehung zum Sanskrit und zu andern orientalischen Sprachen setzt. Man erwartet bald von ihm ein großes Werk über die slawische Mythologie, welches ganz neue und eigenthümliche Gesichtspunkte über diesen wenig berührten Gegenstand aufstellen soll. Wenn nur hier der Poet dem Gelehrten keinen schlimmen Streich spielt und seine Untersuchungen nicht zu phantastisch ausfallen! Immerhin läßt aber des Verf. Talent und Eigenthümlichkeit etwas Tüchtiges und Neues erwarten.

Dahl oder Lugansky hat ebenfalls das volksthümliche und märchenhafte Element für seine literarischen Leistungen erwählt. Seine Märchen und Erzählungen sind, besonders dem sprachlichen Ausdrucke nach, echt russisch, und die Schriftsprache verdankt ihm manche Schätze, die er in der Volkssprache entdeckt und ausgehoben hat. Im Gebiete des Märchens erreicht sein Talent zuweilen das echt Poetische. Jetzt befindet sich Dahl in dem durch die Zeitungen bekannten Zuge der Russen nach Khiwa. Über diesen Zug und das Land dürfen wir uns von ihm den interessantesten Bericht versprechen; denn seine schriftstellerische Gabe wird dreifach unterstützt: durch Landeskenntniß, die er als Beamter in Orenburg erlangt hat, durch naturwissenschaftliche Einsichten, die ihm als Arzt beiwohnen, und durch Kenntniß der Kriegsführung, die er als ehemaliger Militair gewonnen hat.

Der unerwartete Tod, den Marlinsky (Bestuscheff) vor zwei Jahren im Kaukasus fand, veranlaßte eine vollständige Ausgabe der Schriften dieses Literaten. Sie ist in 12 Bänden erschienen, enthält einige noch ungedruckte Sachen von keinem besondern Werthe, dafür aber seinen vollständigen letzten Roman „Mulla Nur", aus den Sitten der kaukasischen Bergbewohner geschöpft. Die russische Kritik hat jetzt ein unbefangeneres Urtheil über diesen Novellisten und weist ihm in der Literaturgeschichte einen untergeordnetern Rang an, als er bis jetzt in den Augen seiner Zeitgenossen einnahm.

Man erwartet jetzt die Ergänzungsbände zu Puschkin's in acht Bänden erschienenen Werken. Sie sollen dessen ziemlich starken Nachlaß enthalten, der wol bis drei Bände füllen wird. Es finden sich einige vollendete große sowol als kleine Gedichte darunter; meist aber sind es Anfänge, Entwürfe zu verschiedenartigen Dichtungen, Romanen, Novellen u. dgl., köstliche Bruchstücke, meistens von großem poetischen Werth und seltener Schönheit der Erfindung, wodurch Rußlands Leid über den Verlust seines großen Dichters lebhaft erneuert wird. Wir schmeicheln uns mit der Hoffnung und unterstützen sie mit dem lebhaftesten Wunsche, Varnhagen, der eine so treffende und meisterhafte Würdigung der drei ersten Bände von Puschkin's Werken gegeben hat, möchte ein Gleiches mit den fünf übrigen bereits erschienenen, sowie mit dem gewiß nicht lange mehr ausbleibenden Nachlasse thun. Sehr richtig bemerkt Varnhagen in seinem ersten Artikel über Puschkin (s. „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" vom Oct. 1838), daß dieser Dichter durch die besondere Art seines Talents auf das Drama gewiesen worden sei. Dennoch hat er, mit Ausnahme des „Boris Godunoff" und einiger dramatischen Scenen, fast gar nichts in dieser Gattung hervorgebracht. Abgesehen von der, seinen vollendeten sowol als blos entworfenen Werken eigenthümlichen dramatischen Bewegung und theilweise dramatischen Form, zog Puschkin in seinen spätern Productionen zu sehr die Erzählung und die epische Form vor, als daß wir darüber im Zweifel bleiben könnten, er würde bei längerm Leben vor Allem die Novelle, die Erzählung und den Roman ausgebildet haben. Ich glaube selbst, er würde zuletzt die Prosa dem Verse vorgezogen haben, ohne darum, was sich von selbst versteht, aufzuhören ein Dichter zu sein. Dies ist ja die Richtung der Zeit und gewiß würde die Prosa, ich meine die russische, von einem so poetischen Geiste, wie Puschkin's, behandelt, vor dem Prosaismus der Ideen und vor Gemeinheit bewahrt worden sein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 178. —— 26. Juni 1840.

Die russische Literatur und ihre gegenwärtigen Richtungen.

Zweiter Artikel.
(Fortsetzung aus Nr. 177.)

Das Wenige, was ich über die Ausbildung der Novellengattung in der russischen Literatur, besonders der jüngsten Zeit hier beigebracht habe, dürfte wol genügen, den Unbefangenen zu überzeugen, wie wenig der anfangs von mir aufgegriffene Vorwurf gegründet ist, Rußland besitze keine schöne Literatur. Ebenso irrig wird in Nr. 314 d. Bl. f. 1839 behauptet, die russische Novellenliteratur sei sehr arm, und verhielte sich zur deutschen höchstens wie die altrömische zur griechischen. Ich habe nichts gegen die Bescheidenheit dieser letztern Behauptung; nur verräth sie ebenso wie die vorige eine gänzliche Unkenntniß der russischen Literatur und der geistigen Zustände in Rußland. Wer möchte leugnen — und ich bin der Erste, es anzuerkennen — daß die deutsche Literatur den größten Einfluß auf die russische, besonders in jüngster Zeit, und vielleicht mehr als auf irgend eine andere Literatur ausgeübt habe. Die Namen Goethe's, Schiller's, Lessing's, beider Schlegel, Kant's, Schelling's, Hegel's und der andern Helden der Poesie, der Kritik und Philosophie sind in Rußland so bekannt, daß selbst Diejenigen, die nur Russisch lesen, sie kennen und in der Unterhaltung anführen. Allein der größte, beinah einzige Theil dieses Einflusses gebührt der deutschen Poesie im engern Sinne, der deutschen Philosophie und Wissenschaft; dem deutschen Roman aber und der deutschen Prosa überhaupt kommt, ich muß es um der Wahrheit willen sagen, äußerst wenig von diesem Einflusse zugute. Man braucht eben kein tiefer Kenner der russischen Sprache zu sein, um einzusehen, daß ihre Formen und Bewegungen mit der deutschen Sprache fast gar nichts gemein haben, dagegen aber in der jetzigen Ausbildung ihrer Prosa mit der französischen und englischen verwandt ist. Der eigenthümliche Charakter der russischen Sprache widerstrebt einer Nachbildung der deutschen Prosa mit ihren Zeitwörtern am Ende der Perioden, mit ihren trennbaren Präpositionen, mit ihren eingeschalteten Zwischensätzen, kurz mit Allem, was sie schwerfällig und oft so verworren macht, daß die Deutschen selbst sie zerlegen müssen, um ihren Sinn zu fassen, sodaß die besten Prosaisten seit Goethe genöthigt sind, sich der französischen Prosa zu nähern und lange, verwickelte Sätze zu vermeiden, die überall, nur nicht im Deutschen zulässig sind.

Ähnlich verhält es sich mit dem deutschen Roman und der Novelle. Mit Ausnahme etwa Hoffmann's, der durch seine Popularität in Frankreich auch zu einigem, wenngleich nicht bedeutenden Einfluß auf die russische Novelle gelangt ist, wird man nicht Einen deutschen Romandichter namhaft machen können, der dort eine merkliche Macht erlangt hätte. Allerdings hat Shukowsky jüngst Fouqué's „Undine" in sehr schönen Hexametern übersetzt, auch hat man vor einigen Jahren eine neue, sehr gute Übersetzung „Werther's" geliefert, und fängt an, Jean Paul einige Aufmerksamkeit zu schenken, durch Übersetzung einzelner Stellen, die man dann und wann in Zeitschriften bekannt macht. Aber diese kleinen Ausnahmen beweisen nichts. Auch bleiben bis auf die „Undine", die durch den Namen des Übersetzers und die Schönheit der Verse allgemein gefallen hat, die übrigen Versuche mehr oder weniger ohne Glück und Anklang, sodaß man selbst von dem populairsten deutschen Novellisten, von Spindler, wenn ich nicht irre, blos den „Juden" übersetzt hat, und auch dieser ist ziemlich unbemerkt geblieben. Dasselbe große Publicum aber, das sich nicht einmal für Spindler interessirt, kauft kurz hintereinander zwei Ausgaben von Friedrich Schlegel's „Literaturgeschichte" und W. Menzel's „Deutsche Literatur" — beide Werke von einem und demselben Übersetzer —; kauft Schiller's „Theater", den „Faust" u. dgl., der wissenschaftlichen Werke aller Gattungen, besonders der geschichtlichen, nicht zu gedenken. Dabei ist zu bemerken, daß dieselbe Erscheinung auch in Frankreich, England und anderwärts sich wiederholt. Wollen wir etwa „Werther", „Schlemihl" und Hoffmann's Erzählungen ausnehmen, so ist sonst, wenn ich nicht irre, kein deutscher Roman außer Deutschland populair geworden. Während alle Welt den „Faust", wenigstens dem Namen nach kennt, weiß man fast nichts von „Wilhelm Meister". Während Schiller's Dramen ein Eigenthum des ganzen gebildeten Europas geworden sind, hat „Tieck's Aufruhr in den Cevennen" und die Novellen dieses Dichters die deutsche Grenze nicht überschritten. Während man sich überall für die Bewegung der deutschen Philosophie, Theologie, überhaupt der deutschen Wissenschaft interessirt, fragt Niemand nach einem etwa neu aufgetretenen deutschen Romandichter von Talent. Und doch trifft diese Ausnahme

gerade die beliebteste und populairste unter allen poetischen Gattungen.

Ich begnüge mich diese, gewiß von Niemand anzufechtende Erscheinung anzudeuten, ohne mich hier auf Auseinandersetzung der Ursachen derselben einlassen zu können. Ich füge nur hinzu, daß diese Zurücksetzung des deutschen Romans im Auslande und der Vorzug, den man dem französischen und englischen in allen Ländern gibt, keinen andern Grund zu haben scheint, als aus welchem auch die deutsche Sprache überhaupt, die sich jetzt mehr und mehr in ganz Europa verbreitet und — wie dies zumal in Rußland der Fall ist — als ein unentbehrliches Element tüchtiger Bildung geltend macht, dennoch nicht als eine Sprache für die Unterhaltung, sondern als eine gelehrte Sprache für das Studium, nicht als eine lebende zum Sprechen, sondern als eine todte zum Lesen behandelt wird.

Was man nun auch sagen möge — um endlich von dieser Frage wegzukommen — so bleibt so viel gewiß, daß das russische Leben einen größern Maßstab hat, daß es breiter und doch concentrirter, großartiger und seiner innern und äußern Kraft bewußter ist als das zersplitterte, zertheilte und daher kleinlichere Städte- und Provinzleben der Deutschen. Wer Rußland kennt, wird ohne Bedenken dem russischen Leben mehr Elemente zugestehen, die zu Roman- und Novellenstoffen dienen, als das deutsche hat. Und wenn dieses auch unbestreitbar und in ausgezeichnetem Sinne, an Ideen, Phantasie, Gemüth, kurz an Allem reich ist, was das innere, ideale Element des menschlichen Lebens ausmacht, so schützt doch dieses oft nicht vor Einseitigkeiten, wenn es um das Hervortreten des wirklichen Lebens gilt, wo alle Seelenkräfte des Menschen aufflammen, um eine concrete Gestaltung zu erlangen. Eben deswegen fehlt auch die unmittelbare Anschauung dieses concreten Lebens den Deutschen meistens, sodaß ihre Kunstwerke oft ein erdichtetes, aber kein erlebtes Leben darbieten, mit welchem die Russen, die das Leben anders kennen und auffassen, wenig sympathisiren können. Ich brauche wol nicht hinzuzufügen, daß ich hier nicht vom öffentlichen, sondern vom geselligen Leben rede, aus welchem eigentlich der Roman und besonders die Novelle schöpfen.

Anders verhält es sich mit dem Drama. Dieses scheint in seiner Existenz und in seinem Gedeihen von andern Bedingungen abzuhängen als der Roman; das gesellige Leben allein genügt ihm nicht. Den Ruhm der dramatischen Poesie erkaufen die Nationen gewöhnlich mit großen Unglücksfällen, mit blutigen innern Umwälzungen. Wie bei den Individuen, so auch scheidet sich bei den Nationen das dramatische Element aus stürmisch-bewegtem, innerlich zerrissenem und schicksalreichem Leben aus. Rußland ist zwar von feindlichen Einbrüchen zu wiederholten Malen getroffen und erschüttert worden; niemals hat es aber, außer etwa auf kurze Zeit unter dem falschen Demetrius, das Unglück des Bürgerkrieges zu erfahren gehabt; nie ist sein Schoos von den Händen seiner eigenen Söhne verletzt worden; auch unter den schlimmsten Zerstückelungen blieb es durch ein inneres, unsichtbares Band vereint. Daher hat denn auch in Rußland, welches keine Kriege der weißen und rothen Rose, keine Ligue, keine Revolution kennt, das nationale dramatische Element nie recht gedeihen wollen; in Rußland wie in Deutschland ist das Drama ein ausländischer, eingeführter Artikel, eine exotische Pflanze, die im russischen Boden sehr schwer Wurzeln faßt. Wie in Deutschland lebt auch in Rußland die Bühne meist von Übersetzungen, von der Bearbeitung fremder Werke, sowie von nicht sehr zahlreichen, meist fabrikmäßigen Producten einheimischer Lieferanten. Erfreulich ist es, daß man seit einigen Jahren anfängt, Shakspeare zu übersetzen und auf die Bühne zu bringen. Schiller, Grillparzer und andere deutsche Dramatiker, die Frau Birch-Pfeiffer mit eingeschlossen, werden ebenfalls nicht vergessen. Aber die große Mehrzahl von Dramen, Lustspielen, Vaudevilles und Opern bezieht das russische Theater aus Frankreich.

Von den beliebtesten lebenden Bearbeitern des Vaudeville nennen wir zuerst Koni, der auch seit diesem Jahre eine Theaterzeitung in Petersburg herausgibt — das erste, dem Theater ausschließend gewidmete Journal —, sowie Lenskij, Schauspieler des moskauer Theaters. Eine andere dramatische Zeitschrift erschien voriges Jahr mit gutem Glück. Pessotsky gab in schön ausgestatteten und enggedruckten Lieferungen das laufende Repertoire des petersburger und moskauer Theaters heraus, mithin alle russischen Bühnenneuigkeiten. Außer den Productionen der beiden vorausgenannten und mehrer andern Vaudevillisten enthält diese mit großem Beifall aufgenommene Zeitschrift die meisten Stücke Polewoy's.*) Indem nämlich Polewoy die Laufbahn als Journalist, auf welcher er zuerst zu Ruf gelangt war, wieder aufnahm, versuchte er sich nebenher auch in der Staatswirthschaft, in der Geschichte, der Novelle, dem Roman u. s. w.; da ihm aber keiner dieser Zweige nur irgend nachhaltige Früchte tragen wollte, wie denn keines seiner Werke zu einer zweiten Auflage — und die meisten nicht einmal zur Vollendung kamen, dachte er daran, es einmal mit der Bühne zu versuchen, und es glückte ihm auch weit mehr als mit den andern Proben. Nachdem er vor drei Jahren mit einer Übersetzung des „Hamlet" begonnen hatte, mit welcher er auf der Bühne Glück machte, verlegte er sich auf eigene Productionen und gab seitdem eine Unzahl Tragödien, Schauspiele, Vaudevilles, dramatische Gemälde u. dgl. heraus, wozu er die Stoffe aus allen Geschichten und Nationalitäten, besonders aber aus der russischen Geschichte und den russischen Sitten entnahm. Mit patriotischen Gesinnungen in den russischen Stücken, mit oft übertriebenen und widrigen Knalleffecten in allen, wie z. B. im „Ugolino", wo dessen Kinder unter den Augen der Zuschauer Hungers sterben, gewann Polewoy die Gunst des Publicums. Vor mehren Monaten kündigte er noch für

*) Man darf diesen Nikolaus Polewoy nicht mit seinem jüngern Bruder Xenophon verwechseln, der vor einiger Zeit einen biographischen Roman „Lomonossoff" herausgegeben hat, ein gewissenhaftes, nicht unverdienstliches Werk, von welchem in Nr. 275 u. 276 d. Bl. f. 1839 noch dem „Foreign quarterly review" die Rede gewesen ist.

das nun abgelaufene Jahr die Herausgabe von sechs bis sieben Theaterstücken an, die meisten geschichtlichen Inhalts, alle fünfactig und mehre in Versen abgefaßt. Es ist wahr, die Verse kosten dem vielschreibenden Dramatiker wenig Mühe; auch macht er es sich leicht und gibt den Jamben sieben, acht und mehr Füße.

Ein anderer dramatischer Schriftsteller von ebenso fruchtbarem, aber beiweitem tüchtigerm Talente als Polewoy, ist Kukolnik. In den letztern Jahren hat er beinahe gar nichts auf die Bühne gebracht. Von den zahlreichen Dramen und Tragödien, die er im Druck herausgibt, sind mehre gar nicht für die Bühne berechnet. Unter diesen nennen wir das Schauspiel „Johann Leisewitz", voriges Jahr im ersten Bande der großen Sammlung Smirdin's: „Hundert russische Literaten", erschienen. In diesem Schauspiele, das bei allem Vorherrschen der Lyrik und bei zu vielen Monologen doch zu den gelungensten des Dichters gehört, treten außer dem Helden des Stücks auch Lessing, Schiller, Schröder, der hamburger Schauspieler, und andere bekannte Personen jener Zeit auf. Es scheint, Kukolnik hat sich eben auf das Studium der deutschen Literatur verlegt. Dermalen arbeitet er an einer aus der Zeit Peter's I. entnommenen Tragödie, deren Prolog er bereits bekannt gemacht hat, sowie an einem großen Gedichte „Maria Stuart". Man muß dem jungen Dichter darin Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er seine Kunst um ihrer selbst willen liebt. Und wenn die Kritik ihm oft Unreife der Conception, vorherrschende Lyrik und zu große Breite in der Ausführung vorzuwerfen hat, so muß sie doch auf der andern Seite anerkennen, daß eben diese Fehler von zu großer Fruchtbarkeit, von unruhigem Drange zur Production herrühren, und daß der Dichter immer mehr strebt, dergleichen Fehler abzulegen. Ein gewisser Stolz und uneigennützige Liebe zur Poesie sind von guter Vorbedeutung an ihm. Er schreibt weder für die flüchtige Gunst des Theaterpublicums, noch weniger für Geld: er schreibt, weil er sich dazu für berufen hält.

Den Russen ist die komische Kraft und selbständige Anlage für das Lustspiel, besonders für das satirische nicht abzusprechen. So wird Wisin's und Gribojedoff's Talent in der russischen Literatur als höchst eigenthümlich und echtnational anerkannt werden. Man hat in Nr. 290 d. Bl. f. 1839 von den „in zehn Minuten geschriebenen Memoiren" des berühmten moskauer Generalgouverneurs, Grafen Rostopschin gesprochen und die Echtheit derselben in Zweifel gezogen. Die Freunde des Verstorbenen behaupten indeß, daß dieser geistreiche Scherz wirklich von seiner Hand herrühre. Auch stimmt solcher ganz zu seinem Charakter. Ungeachtet des halb barbarischen Scheins, den man, um einer in ihrem Werth und Bedeutung nicht ganz begriffenen Handlung willen, auf Rostopschin's Namen zu werfen versucht hat, war dieser Mann doch einer der aufgeklärtesten und geistreichsten seiner Zeit. Selbst in Paris hätte er sich in den Ruf eines geistreichen Mannes gesetzt, was dort bekanntlich nicht eben leicht ist. Doch war ihm nicht etwa blos französische Geistesart eigen, sondern wenn er wollte, war er durch und durch ein Russe in Sprache, Einfällen und sarkastisch-komischer Kraft. Die Flugschriften, die er vor dem Einrücken der Franzosen in Moskau unter dem Volke verbreiten ließ, werden noch jetzt als Meisterstücke ihrer Art angesehen. Ja, vielleicht vermochte Niemand in dem Grade wie er sich des Charakteristischen in der russischen Sprache und dem russischen Volksgeiste zu bemächtigen und mit solchem Nachdruck zu bedienen. Hoffentlich werden Rostopschin's Freunde eine von ihm russisch gestimmte und geschriebene Komödie bekannt machen, die von wahrhaft eigenthümlichem Geist und komischer Kraft sprechen soll.

Zwei bisher unbekannte Lustspiele Wisin's, die man vor kurzem bekannt gemacht hat, bleiben ein dankenswerthes Geschenk, erhöhen sie auch gerade den Ruhm des Dichters nicht, den er besonders durch seinen „Nedorosl" (Das Muttersöhnchen) erlangte, nach dessen erster Aufführung Potemkin in seiner Weise zum Verfasser sagte: „Denis, schreibe nun nichts mehr, und stirb!"

Ein echter und würdiger Nachfolger dieser Komiker ist Gogol, der oben besprochene Novellist, der vor drei Jahren auch als Lustspieldichter aufgetreten ist. „Der Revisor", sein drittes geschriebene und erstes aufgeführte Lustspiel, hat ungemeines und wohlverdientes Glück gemacht. Genau genommen, ist es weniger ein eigentliches Lustspiel, als vielmehr eine dramatisirte Satire. Es stellt das Beamtenleben und den ganzen Pfuhl ihres Treibens in einem russischen Provinzstädtchen vor. Die Satire, mit welcher er die verschiedenen Misbräuche der Justiz und Verwaltung geißelt, streift oft bis ans Tragische. Bei manchen Scenen könnte man vor Entrüstung weinen, wären sie nicht mit andern von hoher und echter Komik gesänftigt. Dieses merkwürdige Stück, das nur auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers aufgeführt werden konnte, erregt die größten Erwartungen von Gogol's dramatischem Talente. Unglücklicherweise ist diese Komödie so entschieden national, daß sie bei der beschränkten Kenntniß des Auslandes von den innern Zuständen Rußlands in einer Übersetzung, die sie in allen andern Beziehungen verdiente, nur wenig verstanden bleiben müßte. Nach den letzten Nachrichten hat Gogol ein neues Lustspiel „Der Proceß" aus Italien mit zurückgebracht.

Bei dem dermaligen Hange der russischen Literatur zu den ernsten Wissenschaften, zur Novelle, zum Roman, kurz, zur Prosa, habe ich nur wenig über die lyrischen Dichtungen zu sagen. In letzter Zeit haben die ältern, bekannten Dichter wenig oder gar nichts gesungen, und unter den neuern sind wenig nennenswerthe. Nur Shukowsky macht eine Ausnahme: er war lange Zeit durch Reisen abgezogen, die er mit dem Großfürsten Thronfolger theils im Innern des Reiches, theils im Auslande machte, und doch scheint gerade er noch am meisten producirt zu haben. Man spricht von vielen neuen Gedichten, die er beendigt, unter andern von einer zweiten Übersetzung der bekannten Elegie von Gray „Der Kirchhof". Veröffentlicht ist aber bis jetzt nur das schöne Gedicht: „Die Jahresfeier von Borodino", das im „Berliner Soldatenfreund" übersetzt erschienen ist, und der Anfang einer

in Prosa geschriebenen Novelle, den er aus Schweden in den vorjährigen „Zeitgenossen" eingeschickt hat. Sein Name steht freilich nicht unter dem Bruchstücke; allein ex ungue leonem!

Einer der anmuthigsten und liebenswürdigsten russischen Lyriker, der Fürst Wjasemsky, scheint eine Sammlung seiner zahlreichen Gedichte zu beabsichtigen, die er seit beinahe 30 Jahren fast in allen russischen Zeitschriften und Almanachen ausgestreut hat. Ihm, dem höhern Finanzbeamten, versiecht die lyrische Ader nicht mitten unter zeitraubenden und trockenen Dienstgeschäften. Seine letzten Stücke sind ebenso frisch und duftig wie die frühern.

Chomäkoff beschäftigt sich, wie man wissen will, dem Drama untreu, mit einem philosophischen Werke, das alle Seiten der Wissenschaft und des menschlichen Bewußtseins umfassen soll. Doch hat er daneben Muße zu einigen bedeutungsvollen und dabei poetisch-schönen Gedichten gefunden, die wieder sein Lieblingsthema: die Bestimmung und Verherrlichung Rußlands besingen.

Jasikow wird auch auf seinen dermaligen Reisen in Deutschland und Italien behufs der Herstellung seiner Gesundheit zuweilen von seiner schönen Muse heimgesucht. Was aber alle die ebengenannten Dichter nebst Baratinsky u. A. in letzter Zeit geliefert haben, will den Freunden der russischen Poesie nicht genügen, da sie früher gewohnt waren, oft und mit vollen Zügen aus den Pokalen jener Dichter zu trinken. Wie schon gesagt, die Poesie, zumal die lyrische, versiecht dermalen in Rußland, und nicht blos, weil die Industrie sich der Literatur bemächtigt, sondern auch, weil die Literaten sich der Industrie bemächtigen. Manche legen die Feder weg und erfassen den Pflug; Andere lassen das Tintenfaß stehen und heizen den Branntweinkessel. Ja, um des lieben Brotes willen vergessen russische Dichter ihre Begeisterung, während anderswo die Bäcker Poeten werden.

Haben wir oben die Literatur mit einem Weinberge verglichen, so müssen es sich zunächst die Dichter gefallen lassen, die Weine vorzustellen. Wie es nun aber Weine gibt, die gleich dem Tokaier mit den Jahren besser werden, während andere, wie der Champagner, bei Zeiten getrunken sein wollen, so gibt es auch poetische Talente, die hinter dem ersten flüchtigen Schaum nur einen wässerigen, süßlichen Wein zurücklassen. Diese muß man rasch, in ihrem ersten Erguß schlürfen, ehe sie matt und geistlos werden. Ein solches Talent ist Benediktoff. Der erste Band seiner Gedichte erregte einen allgemeinen und wohlverdienten Enthusiasmus; aber ein bald nachfolgender zweiter und was er weiter schrieb, blieb gar sehr hinter den schönen Erwartungen zurück. Da und dort spürt man noch den alten Benediktoff; im Ganzen aber artet das Frische und Neue, das anfangs gesuchte Bilder und eine manierirte Diction vergessen ließ, immer mehr in eine unheilbare Manier aus.

Wir gedenken noch eines andern jungen Poeten, der ebenso wenig wie Benediktoff die anfangs erregten Erwartungen rechtfertigte, dem aber nun auch alle fernere Gelegenheit dazu genommen ist, indem er Ende vorigen Jahres starb. Es ist Sokolowsky, aus Sibirien gebürtig, wo er sich auch zum Dichter gebildet zu haben scheint. Zwei, den Sibiriern eigenthümliche Züge — echt religiöse Gesinnung und tiefes Naturgefühl — sprachen sich auch mit nicht gewöhnlicher Kraft und Schwung in seinem ersten großen Gedichte „Die Schöpfung", aus, das in wenig Jahren wiederholte Auflagen erlebte und in ganz Rußland populair wurde. In seinen folgenden Gedichten aber — um seiner Romane nicht zu gedenken — verfiel er in eine falsche Gattung, indem er Stoffe der Bibel, seiner Lieblingslecture, die er in der Originalsprache machte, in halb dramatisirten Dichtungen behandelte, was zugleich seinem, mehr zum Lyrischen und Beschreibenden gestimmten Talente gar nicht zusagte.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Als neueste Erscheinungen auf dem Gebiete der geschichtlichen Literatur in England sind zu nennen: „Life and times of Martin Luther", vom Verf. der „Three experiments of living"; vollendet wurde mit dem sechsten Bande Napier's „Peninsular war". Im geographisch-statistischen Gebiete: „China and its resources"; „Narrative of a visit to Ghuzni, Kabul" ꝛc. von Vigne; Schomburg's „Description of british Guiana"; auch ist der erste Band von Martin's neuem „Colonial magazine" beendigt worden. In der erzählenden Literatur sind erschienen: „Père la-Chaise, or the confessor" (3 Bde.), herausgegeben von Stephens; „Hawkwood, a romance of Italy" (3 Bde.); „The countess of Salisbury" (3 Bde.); „Ingliston", von Grace Webster; „The Rubi", ein Seegemälde von Mant; in der poetischen: „Lyrics", von Mrs. Wilson; „Poems", von Westnord; „The loss of the Tigris", von Richardson.

„The king's highway" (3 Bde.) von G. P. R. James ist eine auf eine politische Intrigue begründete Novelle; die Ereignisse fallen in die Regierungszeit Wilhelm's III. Die Ereignisse dieser trockensten aller trockenen Zeiten ist auf gefällige Weise mit der Erzählung der Schicksale Wilton Brown's durchflochten, eines der namenlosen Findlinge, die bald in dem Sonnenscheine bald im Regen der Abenteuer und der Intrigue herumgetrieben werden, bis der rechte Augenblick, das rechte Document, der rechte Verwandte erscheint, um sie mit einem Namen, einer Stellung, einem Vermögen und einem Weibe zu belohnen. Die besten Scenen sind die in dem zweiten Bande, wo der Held der Erzählung als irrender Ritter auszieht, um seine abhanden gekommene Dame aufzusuchen, die er endlich vermöge seiner sorgsamen, unerschrockenen Nachforschungen in einem Verstecke jakobitischer Verschworenen verborgen findet.

Unter den neuesten Erzeugnissen der englischen poetischen Literatur zeichnen sich Henry Ellison's „Touches on the harp of nature" durch viele innere Schönheiten der poetischen Anschauung aus, wennschon ihre Form einigermaßen in Widerspruch mit dem Titel sowol, als den in der Vorrede entwickelten Gedanken den heutzutage gewöhnlichen Fehler einer verschrobenen Originalität an sich trägt. Erwähnung verdienen außerdem noch Mistreß Sandbach's „Poems, chiefly dramatic", von Thomas Hill-Lowe herausgegeben, welche für die Dichterin günstige Erwartungen für die Zukunft erregen; endlich „Poems of chivalry, faery and the old time", von Walter Prideaux. 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 179. —— 27. Juni 1840.

Die russische Literatur und ihre gegenwärtigen Richtungen.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 178.)

Nach diesem flüchtigen Überblicke der Originalleistungen im Gebiet der schönen Literatur Rußlands müssen wir noch einiger poetischen Übersetzungen gedenken. Ich habe schon erwähnt, daß man angefangen hat, den Shakspeare mehr und mehr zu übersetzen. Außer den Übersetzungen oder vielmehr Bearbeitungen für die Bühne folgen nun auch andere, mehr wortgetreue, rasch aufeinander. Man rechnet jetzt wenigstens drei Übersetzungen von „Romeo und Julie", zwei des „Hamlet", zwei des „Kaufmann von Venedig", außer denen des „Lear", „Macbeth", „Othello", „Richard II.", „Die lustigen Weiber von Windsor" u. a. Es ist wahr, sie sind meist sehr unvollkommen, oft von jungen Leuten verfertigt; allein der Anfang ist doch einmal gemacht und verspricht um so mehr, als die Liebe zu dem großen Briten sich mehr und mehr der Geister in Rußland bemächtigt. Auch sind die bisherigen Leistungen mit wenig Ausnahmen jedenfalls doch gewissenhaft.

Mit Anfang des vorigen Jahres erschien eine Übersetzung des Goethe'schen „Faust" von dem Gardeoffizier Huber, einem Sohne des lutherischen Superintendenten zu Moskau. Die Erscheinung des „Faust" im Russischen erregte ein gewaltiges Aufsehen in den literarischen Kreisen. Alle Hauptjournale besprachen in langen Artikeln das Verdienst des Originals und den Werth der Übersetzung, die Einige über Gebühr priesen, Andere in gleichem Maße verschrien. Über die Schönheit der Dichtung war Alles einverstanden, in Auslegung des Werkes aber hat sich die „Nordische Biene" besonders ausgezeichnet. Man sollte es nicht für möglich halten, daß eine Kritik heutiges Tages noch ein Werk so verkehrt auffassen könnte, welches in neuester Zeit mehr als irgend eines commentirt und von allen Seiten beleuchtet worden ist. Huber's Übersetzung ist allerdings ungenügend und verräth einen Halbrussen, der die Sprache seiner Wahl noch nicht ganz beherrschen kann; nur die lyrischen Stellen, die dem Gemüthe des Übersetzers am tiefsten zusagten, sind gut wiedergegeben.

Zu gleicher Zeit erschienen in Almanachen Bruchstücke zweier andern Übersetzungen des „Faust", von Beck und von Strugowstschikoff. Ich muß sagen, nach den von dem verstorbenen Wenewitinoff übersetzten Faust'schen Fragmenten ist mir nichts mehr aufgestoßen, was gleiches Lob mit diesen verdiente. Daß Strugowstschikoff mehr als die erstgenannten Vorgänger zu einem Übersetzer Goethe's berufen sei, hat er jüngst durch eine schöne Übersetzung des „Prometheus" des großen deutschen Dichters dargethan. Der für Fremde so schwer auszusprechende Name des Übersetzers gehört, wenn ich mich nicht sehr irre, einer Kaufmannsfamilie an. Wenn es so ist, so haben wir einen Beleg mehr, wie die Bildung, selbst die literarische, die untern Classen der Gesellschaft in Rußland zu durchdringen anfängt. Mögen wir hierin auch das Resultat der geistigen Entwickelung Rußlands im Allgemeinen anerkennen, so müssen wir doch diese Forschritte des Kaufmannsstandes in der Civilisation, zum Theil wenigstens, dem literarischen Handelsmanne Polewoy beimessen, der den Geist seiner Standesgenossen mit seinem Beispiel anfeuerte. Um aber auf unsern Gegenstand zurückzukommen, so bleibt es bemerkenswerth, daß mit dem zunehmenden Geschmacke für Shakspeare und Goethe der Geschmack an Schiller in Rußland abnimmt. Der Vollständigkeit halber nennen wir noch eine Übersetzung des „Don Quixote" nach dem Original von Massalsky.

Man begnügt sich aber nicht mit Übersetzungsversuchen aus den großen Literaturen Europas: man richtet den Blick auch auf die Literaturen zweiten Ranges. Daß man sich in Rußland für die schwedische Literatur zu interessiren anfängt, habe ich bereits bemerkt. Nun kündigt man für nächstens eine metrische Übersetzung der Tegnér'schen „Frithjof-Sage" an. Sein „Axel" ist früher schon in Prosa übersetzt. Ebenso fängt man an, sich um die holländische Literatur zu bekümmern, und während man in Holland die „Literarischen Bilder aus Rußland" von H. Koenig *) übersetzt, gibt in Petersburg Karšakoff, der lange in Holland lebte, ein Gemälde der holländischen Literatur heraus, sowie auch einen genauen Überblick der Werke van der Vondel's und Cats', aus welchen er einige Proben übersetzt hat.

Zum Beweise, wie sehr sich in Rußland der Geschmack für Literatur und gute Lecture verbreitet, berufe ich mich auf die zahlreich wiederholten Auflagen der besten russischen Schriftsteller und Dichter, zu denen freilich auch

*) „Blik op Ruslands Letterkunde" (Harlem 1838).

mancher mittelmäßige mitunterläuft, in gewöhnlichen compacten und in Miniaturausgaben. Von letztern, die sehr beliebt sind und die man mit der bekannten Taschenbibliothek der deutschen Classiker vergleichen kann, ist bereits eine große Anzahl erschienen. Und wenn man einerseits in diesem Bijouformate die übrigens nicht ganz verdienstlosen Fabeln Chemnitzer's zwei- bis dreimal auflegt, so thut man Dasselbe auch andererseits mit der von Gneditsch übersetzten „Iliade". Ebenso ist das Publicum durch eine compacte Ausgabe der Werke Wisin's mit dessen Bildnisse hinlänglich entschädigt für eine ähnliche Ausgabe der Schriften Bulgarin's, die dieser Literat eben ankündigt, wobei er die frappante Ähnlichkeit seines beigegebenen Bildnisses selbst versichert.

Die Almanache ziehen seit zwei bis drei Jahren von neuem den Geschmack des Publicums an. Es erscheinen deren drei bis vier jährlich, meist im Format der englischen Keepsakes, mit englischen Stahlstichen. Dieses Wiederaufleben der Taschenbücher gilt uns für ein erfreuliches Zeichen, und wenn auch die dermaligen, typographisch viel vorzüglichern Almanache nach ihrem innern Werthe hinter den ältern, vor 15—18 Jahren erschienenen zurückbleiben, so sind sie doch ein Zeichen der Wiederbelebung poetischer Productivität in Rußland und dazu geeignet, in der jüngsten Generation der Poeten und Literaten jene frühere Regsamkeit aufrecht zu erhalten, die sich zu Puschkin's Jugendzeit so vielfach reiche Gefäße schuf, daß dieselben noch bis heute ihren Werth behalten haben. Ich nenne besonders die Almanache, welche seit drei Jahren Wladislawleff in Petersburg herausgibt, sodann den Almanach Kukolnik's, und das Almanachungeheuer, wie die Franzosen Smirdin's „Hundert russische Schriftsteller" nennen würden, welches Unternehmen ich schon oben erwähnt habe. Dies Werk soll zehn Jahre lang jährlich mit einem Bande erscheinen, deren jeder noch ungedruckte Productionen von zehn verschiedenen Schriftstellern nebst 20 in England gestochenen Bildnissen und Vignetten enthält. Der erste, im vorigen Jahr erschienene, an 55 Druckbogen starke Band brachte ein noch nicht bekanntes, sehr schönes Gedicht, Puschkin's „Don Juan", sodann einige von Marlinsky hinterlassene Bruchstücke, ein schon erwähntes Drama von Kukolnik, eine humoristische Erzählung von Senkowsky, der die Sammlung eröffnet, und eine Anzahl Mittelmäßigkeiten aller Art.

Ebenso ungeheuerlich groß wie dieser Almanach sind die jetzigen russischen Journale. Jede Nation hat, wie in allen andern Stücken, so auch in ihren Tageblättern etwas Charakteristisches. Und wie die Russen alle Ursache haben, die unerschöpfliche Geduld deutscher Leser zu bewundern, denen nach der wunderlichen Einrichtung ihrer Zeitschriften Wochen, ja Monate lang die in kleinen Bissen zerlegten Artikel, Novellen, ja Romane aufgetischt werden, so dürfen auch die Deutschen wieder über die Muskelkraft der russischen Leser und besonders der Leserinnen erstaunen, welche die russischen Journale lesen, ohne daß ihnen die Arme abbrechen. Die russischen Journale bilden den extremen Gegensatz der deutschen, und während eine Nummer dieser letztern aus einem Halbböglein so fein und flüchtig besteht, daß ein Lüftchen sie mitnehmen kann, erscheinen die russischen Journale meistens in Heften von 25—40 Druckbogen in Lexikonformat auf dickem Papier, und solche Ungeheuer kommen auch noch monatlich! Dies Format gewährt allerdings den Vortheil, daß auch die längsten Artikel unzerstückt gegeben werden können; aber woher Interessantes und Gediegenes genug für so ungeheuere Druckseiten nehmen? Die meisten Artikel müssen nothwendig aus Lückenbüßern bestehen; man greift nach dem Nächsten, was nur die versprochenen Druckbogen füllen mag. Die Buchhändler, die ein solches Format aufgebracht haben, beschweren sich nun am ersten darüber; denn das große Publicum sättigt sich an so überflüssigem Futter und kauft weiter keine Bücher. Bei alledem verbessert sich aber die Ausstattung der Nummern: die Redactionen ziehen mehr fremde Journale an sich; man begnügt sich nicht mehr mit Auszügen aus den französischen Journalen, man beutet auch die deutschen, und noch mehr die englischen aus. Daneben erscheinen doch mehr als früher Originalartikel; die Kritik macht sich breiter, die Biographie vervollständigt sich; die Novellen, wenn auch Fabrikgut, wie es ja bei den Journalen gewöhnlich ist, sind doch meist original und nicht mehr blos sieche Übersetzungen abgeschmackter Originale. Kurz, in ihrem materiellen Inhalte sind die Journale vorwärts gegangen, wenn auch ihr geistiger Werth nicht viel höher gestiegen ist. Für diesen bleibt noch Manches zu thun; namentlich müßte die Kritik eine Umwandlung bestehen, müßte ihre engherzige, kleinliche, meist persönliche Richtung verlassen und sich mit umfassenderm Blicke auf die Höhe der heutigen Bildung und Wissenschaft erheben, Bücher und Schriftsteller nicht aus persönlicher Gereiztheit, sondern als Repräsentanten gewisser Ideenkreise, als Träger bestimmter literarischer Richtungen beurtheilen.

Man hat in Deutschland öfter, und auch in d. Bl. gewisse russische Journalisten in Schutz genommen, als Männer, die unter aristokratischen oder gar nationalen Vorurtheilen zu leiden hätten. Die deutschen Liberalen sehen diese Leute für ihre Mitbrüder an, für arme verfolgte, tagtäglich um ihres „Plebejerungestüms" willen unterdrückte Opfer der Ränke einer aristokratischen Literatur, oder wol gar für Opfer des Nationalhasses gegen die Fremden. Sie scheinen über jeden dieser Herren wie Orgon im „Tartuffe" auszurufen: Oh le pauvre homme! Wahrhaftig, das ist ein spaßhaftes Misverständniß und beweist recht, wie wenig man die russischen literarischen Verhältnisse kennt. Wenn man wüßte, wie es um die Reputation dieser Leute in Rußland aussieht! Was? Diese da Vorkämpfer des Liberalismus, Repräsentanten des Volksprincips! Ja doch — Vorfechter der Gemeinheit, aber bei Gott, von nichts Anderm! Sie sind so wenig Das, wofür sie in Deutschland gelten, daß sie ihre literarischen Gegner nicht besser zu bekämpfen wissen, als daß sie solche mit dem jungen Deutschland und jungen Frankreich vergleichen und sich überhaupt solche perfide Anspielungen erlauben, gegen welche es keine öffentliche

Rechtfertigung gibt. Jetzt kommen diese Gesellen wieder mit desto unverschämterm Unfuge hervor, als sie die beißenden Epigramme nicht mehr zu fürchten haben, mit welchen ehedem der verstorbene Puschkin sie geißelte, wenn er sie in seinen zahlreichen Gedichten auf „Vidocq Figlarin" (Vidocq Marktschreier oder Seiltänzer) mit glühendem Eisen auf der Stirne brandmarkte. Für sie war des großen Dichters Tod ein wahrer Triumph; und jetzt, wo die von Puschkin's zweischneidigem Schwert abgehauenen Köpfe allmälig wieder anwachsen, strecken sie sich auch wieder empor, zischen alle ehrlichen Leute an und beißen mit ihren Giftzähnen von hinten. Indeß darf ich nicht unbemerkt lassen, daß die bessern russischen Journale sich gegen die verderbliche Richtung dieser Bande nachdrücklich erklärt haben, um einem Bestreben zu steuern, das die ganze Literatur in einen Pfuhl zu verwandeln droht, von welchem sich alle Männer von Ehre, Geschmack und Gewissen abwenden würden, um sauber zu bleiben.

Unter den eigentlich literarischen Zeitschriften, die eine ehrenvolle Anerkennung verdienen, nennen wir nach dem Vorrange des Alters zuerst die „Lesebibliothek", von Senkowsky redigirt. Während ihres sechsjährigen Bestandes hat sich der Herausgeber als ein Mann bewährt, der, entfernt von literarischen Intriguen, ruhig seinen Weg mitten durch die Angriffe seiner Gegner verfolgt. Anfänglich hatte eine aufrichtige Kritik an diesem Journal mit Grund die große Anmaßung und den Hang zur Geringschätzung alles Dessen zu tadeln, was eben den Ansichten des Redacteurs nicht entsprach. Und hatte man auch nichts gegen die praktische, man möchte sagen, materielle Richtung desselben einzuwenden, so blieb doch immer die blinde Zurückweisung, die übertriebene Unduldsamkeit zu rügen, mit welcher man sich in diesem Journal gegen alle höhern geistigen Interessen, gegen Alles auflehnte, was in das Theoretische, Speculative, über das Materielle Erhabene einschlägt. Doch der Redacteur, ein Mann von Geist und unbestreitbarer Gelehrsamkeit, sah bald, wenigstens einigermaßen, sein Unrecht und die ihm mit Grund gemachten Vorwürfe ein; nach und nach verschwanden die auffallendsten Mängel des Journals; die gelehrten whims, von denen es wimmelte, werden seltner, Anmaßlichkeit und spöttischer Ton der Kritiker mäßigen sich, kurz das Journal wird bescheidener, behutsamer und schweift weniger aus. Freilich vermindert sich dabei auch die Zahl der guten Artikel und ihre Mannichfaltigkeit sowie die Sorgfalt der Redaction. Jedenfalls aber muß man den großen Einfluß dieses Journals auf das Publicum anerkennen; die 4—5000 Exemplare, die es nach allen Theilen des weiten Reiches absetzt, haben Tausende von Lesern gefunden und in einer, aller Welt faßlichen Einkleidung eine Masse positiver Kenntnisse verbreitet. Auch erweckte dieses Journal zuerst eine Aufmerksamkeit auf englische Literatur und Journalistik und ihm hat man es zu verdanken, wenn die englische Nation, Sprache, Literatur und Thätigkeit immer mehr ein Gegenstand hier der Neubegierde, dort des Studiums wird. Noch größer ist der Einfluß dieses Journals auf die russische Sprache. Der Redacteur hatte es sich einmal in den Kopf gesetzt, die mündliche Sprache auf Kosten der geschriebenen geltend zu machen. Was man nun auch für oder wider seine Sprachprincipien und gegen seine Unbeholfenheit in einer ihm eigentlich fremden Sprache vorbringen mag, so hat er doch eine unverkennbare Umwandlung des Styls bewirkt, die als eine fertige Thatsache bereits der Literaturgeschichte angehört.

Gedenken wir noch des schon erwähnten „Zeitgenossen", einer von Puschkin gegründeten und vom Prof. Pletneff, seinem Freunde, fortgesetzten Zeitschrift. Es ist eine Vierteljahrschrift und enthält viele höchst werthvolle Artikel. Die meisten Freunde des verstorbenen Dichters, so zu sagen die ganze Aristokratie des Talents nehmen Theil an derselben.

Noch ein anderes Journal, die „Vaterländischen Denkwürdigkeiten", gleich der „Lesebibliothek" eine Monatschrift, erscheint seit vorigem Jahre in verjüngter Gestalt und unter einer neuen Redaction. Kraewsky, ein junger thätiger Mann von Einsicht und vielfachen Kenntnissen, eignet sich in jeder Hinsicht zum Hauptredacteur dieses umfassenden Journals. Fast alle literarischen Notabilitäten und eine Schar junger Literaten bethätigen sich an demselben, das bereits einen ehrenvollen Platz in der öffentlichen Meinung einnimmt und immer mehr das Organ alles Edeln und Talentvollen der laufenden Literatur zu werden verspricht. Literarischen Gerüchten zufolge wäre einer der Hauptlenker und Führer dieses Journals der Fürst Odojewsky, dessen tiefsinnige Novellen und sonstige Beiträge die Hefte zieren.

Unter den von verschiedenen Ministerien herausgegebenen Journalen zeichnet sich das von dem Ministerium des öffentlichen Unterrichts besorgte aus. Es ist ein wissenschaftliches Journal, wird unter unmittelbarer Aufsicht des Ministers, selbst eines Gelehrten, redigirt und bringt zahlreiche, höchst gediegene Arbeiten russischer Gelehrten. So ist es das Organ der ernsten Wissenschaft geworden und bietet, selbst auf der Höhe der europäischen Wissenschaft, Jedem, der Rußlands intellectuellen Zustand kennen lernen will, kostbare und wichtige Materialien. Ich übergehe die übrigen Journale, die officiellen sowol, die, von verschiedenen Ministerien herausgegeben, mehr oder weniger wichtig zur Kenntniß Rußlands sind, als die speciellen, die ausschließend für einzelne Zweige der Wissenschaft oder Industrie bestimmt sind. Die übrigen literarischen Journale übergehe ich mit Stillschweigen und lasse ihnen das Vorrecht der Abgeschiedenen zu gut kommen, von denen man nil nisi bene sprechen soll. Doch muß ich hinzufügen, daß in den letzten Jahren die Journalistik und die literarische Thätigkeit überhaupt sich fast gänzlich auf Petersburg concentrirt hat. Zu Moskau, dieser Wiege so vieler literarischen Berühmtheiten des ersten Rangs, sowie in andern Städten begegnet man nur vereinzelten, auf sich selbst beschränkten Kräften, aber keinen literarischthätigen Verbindungen und keinen umfassenden, dauerhaften Unternehmungen, wie in jener Hauptstadt.

Der Vollständigkeit halber hätte ich einige Worte über die seit einiger Zeit in Lieferungen oder Bänden

zahlreich erscheinenden Bibliotheken und Wörterbücher aller Art sagen sollen, z. B. über die militairische Bibliothek, die Bibliothek der Romane und Reisen, über das encyklopädische Lexikon (dem „Conversations-Lexikon" nachgebildet) das Wörterbuch des Handels, der Mathematik u. dgl. Allein der Leser wird es mir um so lieber erlassen, als dieselben der größern Zahl nach und besonders, was recht Schade ist, das große encyklopädische Lexikon sich in ihrem anfänglichen guten Fortgang nicht haben erhalten können, sondern ins Stocken gerathen sind.

Auf eigentlich wissenschaftliche Werke, besonders der sogenannten positiven und Naturwissenschaften hat man sich hier nicht eingelassen. Dies hätte eine besondere Arbeit erfodert, die gewiß nicht ohne sehr interessante Ergebnisse, jedenfalls aber der eigentlichen Literatur fremd gewesen wäre.

Hoffentlich ist es mir gelungen, im Laufe dieses Aufsatzes dem Leser die hauptsächlichsten Richtungen der russischen Literatur anschaulich zu machen, wenigstens so weit es mir außerhalb Rußlands und entfernt von der literarischen Bewegung selbst möglich war. Wäre meinem Gedächtnisse auch irgend eine charakteristische und wichtige literarische Erscheinung entgangen, die Übereinstimmung des Gesammtbildes mit dem dermaligen wirklichen Zustande der russischen Literatur darf ich dem Leser verbürgen. Was ich übrigens hier nur flüchtig behandeln konnte und ohne auf tiefere Untersuchung der historischen Grundlage oder der Bedeutung einzelner literarischen Erscheinungen einzugehen, lückenhaft lassen mußte, wird hoffentlich bald durch zwei in Deutschland erscheinende Schriften ersetzt werden, durch eine gänzlich umgearbeitete zweite Ausgabe der „Literarischen Bilder aus Rußland" von H. Koenig *) und durch eine Schrift von Gretsch, in welcher, wie ich eben vernommen habe, Koenig's Buch in seiner ersten Gestalt widerlegt und eine andere Ansicht und Würdigung der russischen Literatur niedergelegt werden soll. Ich meines Theils besorge nur, der polemische Charakter des Buches werde ganz einfach das Gegentheil von Dem zu sagen veranlassen, was in Koenig's Buche gesagt ist. Dies steht ganz bei dem Verf.; welche literarischen Meinungen er aber auch haben mag, so ist man doch zu der Erwartung berechtigt, daß er bei der literarischen Frage bleibe und diese nicht auf ein fremdes, misliches Gebiet versetze, wohin ihm seine Gegner nicht würden folgen können noch mögen. *)

*) Bei dieser Gelegenheit muß ich einen Irrthum in Nr. 237 d. Bl. f. 1839 erörtern. Es wird dort gesagt, Melgunoff, der zur Abwehr einiger auf Anlaß des eben bemerkten Buches gegen ihn und H. Koenig gerichteten Angriffe vor einem Jahre eine Schrift herausgegeben, habe in dieser seiner „Geschichte eines Buches" seinen Antheil an den literarischen Bildern als sehr untergeordnet dargestellt. Dies ist ungenau und Melgunoff sagt im Gegentheil S. 30 seiner Flugschrift, daß er keine der literarischen Meinungen von sich ablehne, die im Buche über die Leistungen der russischen Literaten vorgebracht werden, selbst wenn einige Meinungen nicht von ihm herrührten. Er bekennt sich als Denjenigen, von dem die Mittheilungen, wenn auch nicht einzig, doch hauptsächlich herrühren, wie auch Koenig in der Vorrede des Buches angegeben hat. Übrigens hat Melgunoff keine „Vertheidigung versucht", wie in d. Bl. gesagt wird, sondern vielmehr jede Entschuldigung vor seinen Gegnern abgewiesen, indem er sich gegen Niemand zu einer Rechenschaft für verpflichtet hält, außer etwa gegen das Publicum.

Nach diesem Überblick der neuesten russischen Literatur, dessen Weitläufigkeit seine Entschuldigung in der Fülle der Gegenstände finden möge, werden unbefangne Leser einsehen, wie wenig gegründet die verschiedenen Beschuldigungen sind, welche von einigen deutschen Literatoren gegen diese junge Literatur erhoben werden. Unrichtige Behauptungen abzuwehren, einige Irrthümer zu berichtigen, zweifelhafte Punkte zu beleuchten und den ganzen noch wenig gekannten Gegenstand nach meinen Kräften ins rechte Licht zu setzen, war meine Absicht; vor Allem aber wollte ich mein Scherflein zu jener geistigen Eisenbahn beitragen, durch welche die verschiedenen Völker Europas einander genähert, die verschiedenen Glieder der großen europäischen Familie verbunden würden; wodurch dann auch die Deutschen und die Russen einander näher rückten, die als Nachbarn auch Freunde werden sollten. Weg also mit all den selbstgeschaffnen Phantomen, mit welchen ein falscher Patriotismus Mistrauen zwischen zwei großen Nationen stiftet! Eintracht und nicht Zwiespalt soll die Devise unserer Zeit sein! Und die Russen sind die ersten, die das Beispiel davon geben.

Die russische Nation — sagte vor einiger Zeit in einem andern deutschen Journal einer der ausgezeichnetsten russischen Literaten, dessen Worte meinen Artikel am *besten schließen* — war die erste, welche der germanischen Gesittung ihre Huldigung darbrachte, ja man kann sagen, daß sie sogar jetzt noch unter allen europäischen Nationen den Genius der Deutschen, ihre Sprache und Philosophie und ihre Literatur am besten begreift. Die russische Dichtung hat von ihrem Anfang an bis auf ihren jetzigen Zeitpunkt die germanische Muse zur Führerin; die neuere Weltweisheit, die große Schöpfung des deutschen Geistes, fand in Rußland ihre Anerkennung, ehe noch Hr. Cousin sie kümmerlich in Frankreich kennen lehrte, die deutschen Meisterwerke fanden in unserm Lande Übersetzer, wie sie sicherlich kein anderes gesittetes Land aufzuweisen vermag; unsere Universitäten haben die deutsche Wissenschaft zur Grundlage; alle Professoren, die jetzt auf den Lehrstühlen sitzen, haben ihre Studien unter den ausgezeichnetsten Gelehrten des jetzigen Deutschlands gemacht; die Handbücher der berühmtesten deutschen Professoren sind in den Händen des ganzen neuern Geschlechts und in Rußland findet sich nicht ein ausgezeichneter Studirender, der die deutsche Sprache nicht verstände. Dies sind Thatsachen, die eines Tages die Bande der Freundschaft, welche die beiden Völker aneinanderknüpft, sicherlich nur befestigen werden.

Und weiter, was die Gegner Rußlands wohl beherzigen mögen:

Rußland bietet eine der schwersten Fragen des jetzigen Europas, eine Räthselerscheinung, die man fürchtet, ohne daß man ihre Bedeutung erforscht. Es dürfte ein sehr verdienstliches Werk sein, sich dieses Verständniß mittels der Sprache zu erwerben und es zu eröffnen; denn mit der Zeit könnten die Russen den allzu großen Vortheil über die europäischen Nationen haben, daß sie solche kennten, ohne von ihnen gekannt zu sein.

Im Januar 1840. 67.

*) Die Schrift von Gretsch ist bereits erschienen und eine Gegenschrift von Koenig steht zu erwarten. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 180. —— 28. Juni 1840.

Reise durch Deutschland in besonderer Beziehung auf Ackerbau und Industrie. Von Alexander von Lengerke. Mit sieben lithographirten Tafeln. Prag, Calve. 1839. Gr. 8. 3 Thlr. 8 Gr.

Herr Dr. Alexander v. Lengerke, der sich neuerer Zeit durch mehre gelungene Werke (wir erwähnen hier nur sein „Landwirthschaftliches Conversations-Lexikon" und sein Buch über den Wiesenbau) als einen der befähigtsten und gründlichsten unter den jetzt lebenden landwirthschaftlichen Schriftstellern bewährt hat, beschenkt uns hier aufs neue mit einer Schrift, die in nicht geringem Grade auf die Theilnahme der Leser Anspruch machen darf. Gehören schon, wie Glauben verdienende Sachkenner versichern, rein landwirthschaftliche Reisebeschreibungen zu dem interessantesten und belehrendsten Theil der landwirthschaftlichen Literatur, indem sie vorzüglich mit beitragen, Irrthümer zu vernichten, vor Misgriffen zu warnen, Einseitigkeit zu verhüten, zum Nachdenken, Vergleichen und Nacheifern anzureizen, eine richtige Selbstschätzung zu bewirken und, sobald sie anziehend und unterhaltend geschrieben sind, ganz unbemerkt mannichfache Belehrung herbeizuführen, so können ganz gewiß Reisebeschreibungen, die nicht blos das Reinlandwirthschaftliche beachten, sondern auch noch andere allgemein ansprechende Gegenstände in ihren Kreis ziehen, wenigstens in letzter Hinsicht, noch mehr Anspruch auf obige Bezeichnung machen. Eine solche möchte nun aber die vorliegende vorzugsweise verdienen. Hr. v. Lengerke läßt gar nicht selten sein eigentliches Fach, die Landwirthschaft, ganz aus den Augen und gibt uns überhaupt eine recht anziehend geschriebene Reisebeschreibung, worin alle kleinen Reisedetails und Abenteuer, Postwagen- und Gasthofsscenen, Theatervorstellungen, und andere Kunstgegenstände neben landwirthschaftlichen und industriellen Angelegenheiten, diese jedoch vorzugsweise mit Sachkenntniß und Eifer für das Bessere besprochen werden. Ertheilen wir hiermit ein dem Buche mit vollem Rechte gebührendes Lob und setzen wir es dadurch in die Reihe derjenigen, die von allen Gebildeten überhaupt, nicht nur von gebildeten Gewerbsmännern gelesen zu werden verdienen, so wollen wir doch auch, um nicht parteiisch dafür eingenommen zu erscheinen, gleich von vornherein, ehe wir noch die Einrichtung und den Inhalt desselben angeben, Einiges bemerken, was uns daran minder gefallen hat. Der Verf. hätte eine größere Sorgfalt auf den Styl verwenden sollen. Er läßt sich oft gehen, die Schreibart wird bisweilen lässig, der Periodenbau breit und schwülstig (man vergleiche unter mehren Beispielen nur S. 497 den Anfang der Schilderung seines Ausflugs von Dresden nach Tharandt), der Ausdruck nicht selten gesucht. Es ist dies um so störender, da er an andern Stellen, wo er sich größerer Einfachheit befleißigt, vielfach bewiesen hat, daß er es anders könne. Dann ist Manches großentheils wörtlich aus andern Werken abgedruckt, wo vielleicht eine bloße Hinweisung auf diese genügend gewesen wäre. So der größte Theil des über Hohenheim Gesagten. Desgleichen die 24 Seiten, von 44—68, einnehmende Skizze des hessischen Landes in Beziehung auf seine natürliche Beschaffenheit, seine Bewohner und seinen Anbau, und so noch mehre ähnliche längere statistische Excurse, die allerdings viel interessante Notizen enthalten und meist mit Fleiß zusammengestellt sind, aber zum Vortheile des Ganzen durch Hinweisung auf die Quellen doch wol häufig sehr abzukürzen gewesen wären. Ferner hat ihn das Streben, meist zu loben, wol bisweilen verleitet, der Wahrheit und innern Überzeugung etwas untreu zu werden, dies erweckt aber auch einiges Mistrauen gegen das anderwärts mit vollem Rechte gespendete Lob. Um nur Eins anzuführen, so möchte den Hrn. Verfasser der Ref. auf das Gewissen fragen, ob Das, was von S. 484 an über die böhmischen Zustände gesagt ist, seine innere Herzensmeinung sei; Ref., der Böhmen sehr genau kennen zu lernen Gelegenheit hatte, kann wenigstens in das Gesagte nur mit großer Einschränkung einstimmen. Das traurige Robottwesen, die ärmliche zerlumpte Bevölkerung, die ekelhafte Bettelei, die schmuzigen, armseligen Dörfer sind wenigstens keine Beweise für die so hohe Intelligenz und den Edelmuth der größern Gutsbesitzer im Allgemeinen, und bilden mit so vielem Herrlichen, welches jenes gesegnete Land bietet, einen so traurigen Contrast, daß der Menschenfreund bei seinem Anblicke sich unmöglich wohl zu fühlen vermag. Dabei darf jedoch nicht unbeachtet bleiben, daß der Verf. nur den Theil von Böhmen kennen lernte, wo dieser Contrast sich minder grell hervorhebt. Ebenso dürfte noch manches andere Urtheil über Personen und Sachen wol nicht völlig zu unterschreiben sein. Es ist gewiß jederzeit,

sobald man einmal nicht tadeln, oder eine Äußerung, die vielleicht kränken könnte, nicht aussprechen will, besser ganz zu schweigen, überhaupt im Lobe mäßig zu sein, als der Lobhudelei zu fröhnen. Endlich glauben wir, daß der Verf. nicht immer discret genug gewesen sei in seinen Mittheilungen über das häusliche innere Leben der von ihm besuchten Familien und über den Inhalt der mit Manchen gepflogenen vertraulichen Gespräche. Er hat es damit gut gemeint und die Angeführten werden sich schwerlich über das Mitgetheilte geradehin beschweren können, auch mag für Mehre dadurch die vorliegende Reisebeschreibung an Reiz gewinnen, denn es guckt ja leider gar zu gern ein Jeder seinem Nachbar in Stube und Küche, aber Vielen ist damit gewiß nicht gedient, und dem Ref. sind dergleichen Schaustellungen stets zuwider. Man möchte sich wahrhaftig hüten Reisende freundlich bei sich aufzunehmen und ihnen einen unverwehrten Blick in das trauliche Familienleben zu erlauben, wenn man vor solchem Ausschwatzen des Gesehenen und Gehörten nicht sicher ist.

Wägen wir indessen dies nach unserer Ansicht nicht ganz Lobenswerthe gegen das wirklich Lobenswerthe ab, so behält das letztere entschieden ein großes Übergewicht, und es bleibt demnach das vorliegende Buch mit vollem Rechte ein empfehlungswerthes zu nennen. Die Reise, welche dazu Veranlassung gab, ist in 34 bald längern, bald kürzern Briefen, die aber, da ihnen, bis auf den oben darüberstehenden Ortsnamen und Monatstag, alles Charakteristische der Briefform abgeht, ebenso gut Capitel oder Tagebuch heißen könnten, beschrieben, und ging von Mecklenburg aus zuvörderst nach Hamburg, der Vaterstadt des Verf., und von da nach folgenden Hauptorten: Braunschweig, Göttingen, Münden, Kassel, Marburg, Dillenburg, Siegen, Elberfeld mit Barmen, Köln, Bonn, Koblenz, Ems, Schwalbach, Wiesbaden, Mainz, Frankfurt, Darmstadt, Heidelberg, Karlsruhe, Pforzheim, Stuttgart, Ulm, Augsburg, München, Salzburg, Linz, Wien, Znaim, Iglau, Prag, Teplitz, Dresden, Potsdam, Berlin, Greifswald, Stralsund und Rostock, wo der Verf. von seinen Lesern Abschied nimmt. Nicht nur von den genannten wichtigsten Städten, die er berührte, sondern auch bei seinen Streifereien in ihren Umgebungen und an den Zwischenorten, die an seinem Wege lagen, hat er, wie bereits erwähnt wurde, seine volle Aufmerksamkeit fast allen ihm aufstoßenden Gegenständen gewidmet und seine Beobachtungen darüber mitgetheilt. Er spricht demnach zum Theil recht gemüthlich und verständig über die Lage und Bauart der verschiedenen Örter, über die Lebensart ihrer Bewohner, über die wichtigsten Gebäude, Naturalien-, Kunst- und Büchersammlungen, über Theater, Gasthäuser, öffentliche Anstalten, wissenschaftliche Gegenstände aller Art, nur nicht über kirchliche, besonders auch über seine gemachten Bekanntschaften und die mit ihnen gepflogenen Unterhaltungen, am meisten und gründlichsten jedoch über Landbau, Technik und Handel, diesen drei Zweigen, in die das gesammte Gewerbswesen sich zertheilt, sowie über das Statistische der verschiedenen Länder. In Bezug auf Statistik und Gewerbswesen macht er mehre höchst interessante Thatsachen bekannt und theilt viele wichtige und einsichtsvolle Bemerkungen mit. Wir entheben dem angedeuteten reichen Inhalte Einiges, um das Gesagte zu belegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schaffarik's Slawische Alterthümer.

Der bekannte böhmische Geschichtschreiber J. Palacky berichtet in der böhmischen Zeitschrift des Museums über das in böhmischer Sprache von Schaffarik herausgegebene Werk: „Die slawischen Alterthümer", folgendermaßen:

„Hr. Schaffarik hat wie bekannt vor zehn Jahren in Ofen eine deutsche Schrift „Über die Abkunft der Slawen" erscheinen lassen, welche die Aufmerksamkeit so manches Gelehrten auf sich gezogen hat. Viele seiner Forschungen wurden belobt und für richtig erkannt, andere dagegen verworfen, wenngleich mehr in gewissen einzelnen Punkten als im Ganzen. Darüber aber waren alle Gelehrten einig, daß Schaffarik in dieser Schrift Gründlichkeit und vielseitige Gelehrsamkeit mit einer ungewöhnlichen Geistesschärfe verbunden habe. Wer nun aus dem Inhalte und dem Plane der frühern Schrift auf das neue Werk Schaffarik's einen Schluß machen wollte, würde sich in einem großen Irrthume befinden, beide Schriften haben außer dem großen Geiste des Verf. nicht viel miteinander gemein. Jene weniger ausführliche Schrift war kritischen Inhalts, diese ausgeführtere ist hauptsächlich dogmatisch und systematisch. Dort wurde noch den Conjecturen, insbesondere denen aus der Etymologie, eine große Bedeutung eingeräumt, hier ist von einem solchen Spiel keine Spur und die wissenschaftliche Hermeneutik der alten und neuen Sprachen in ihr Recht eingesetzt. Dort ist der Hang, welcher Forschern des Alterthums, besonders deutschen so eigen ist, ihrem Volke eine möglichst große Anzahl alteuropäischer Völker ungewisser Abkunft zu vindiciren, nicht genug gezügelt, und daher sind dort beiweitem mehr Völker als Slawen bezeichnet als in dem neuen Werke; hier findet nichts Unsicheres und Unüberlegtes eine Stelle, jedes Vorurtheil für das Slawenthum bleibt unberücksichtigt, und nur Das wird ihm zugesprochen, wozu es ein wahrhaftes und natürliches Recht hat. Sollte aber dies einigen Slawen zu wenig, einigen Nichtslawen zu viel erscheinen, so zweifeln wir nicht, daß endlich beide Seiten ihren Irrthum einsehen und mit Hrn. Schaffarik sich vereinigen werden."

„Niemals ist auf die Auflösung der schwierigen Frage von der Abkunft der Slawen und die slawische Urgeschichte so viel Geisteskraft und so viel Ausdauer und Anstrengung verwandt worden als diesmal. Hr Schaffarik ist nicht nur der erste slawische Philologe unsers Jahrhunderts, er hat nicht nur nach Dobrowsky eine neue, der Grimm'schen deutschen Schule ähnliche slawische gegründet, sondern er ist auch in allen alten und neuen, asiatischen und europäischen Sprachen, die mit der slawischen in irgend welcher Berührung stehen, bewandert. Indem er zu dem Kreise der Sprachforscher gehört, in welchem unter den Deutschen Wilhelm von Humboldt, Bopp und Pott hervorragen, verfolgt er die Sprachen nicht nach zufälligen Assonanzen, sondern nach den Wortstämmen und den festen Regeln, welchen die Sprachen seit Jahrhunderten in ihrer Entwicklung gefolgt sind und noch folgen. Nur so konnte er z. B. mit Sicherheit aus den auf uns gekommenen altscythischen Namen Dasjenige sondern, was diese Barbaren aus der Zendsprache sich angeeignet haben, so auch zeigte sich ihm in der sarmatischen Sprache eine persisch-medische Ader, so konnte er auch den frühern gegenseitigen Einfluß der slawischen, lithauischen, gothischen und andern Sprachen aufdecken. Daß gegenwärtig Niemand ohne einen solchen mit Mühe erlangten Compaß sich auf das offene Meer der Alterthümer europäischer Völker wagen darf, wenn er nicht Irrfahrten außer

setzt sein will, wird jeder Kundige bezeugen. Hr. Schaffarik hat sich überdies sorgfältig mit allen schriftlichen Überresten der indo-europäischen Völker, der alten wie der neuen, vertraut gemacht, er kennt die Edda und andere skandinavische und isländische Erzählungen im Original ebenso gut wie die byzantinischen Chroniken und die altslawischen, erst in unserm Jahrhunderte aufgefundenen Schriften. Was aber die altgriechische und römische Literatur betrifft, auf welche jede gründliche Forschung sich stützen muß, so begnügte er sich nicht mit der gewöhnlichen Kenntniß derselben, sondern bemühte sich unter Anderm selbst um die Verbesserung der von den Slawen handelnden Stellen, im Plinius und Claudius Ptolemäus, deren Text in den bisherigen Ausgaben incorrect und vernachlässigt war, wozu er die besten Handschriften in den französischen und italienischen Bibliotheken benutzte. Nach solcher wissenschaftlichen Vorbildung wandte der ehrenwerthe Forscher alle seine Geisteskräfte auf, um zur Wahrheit durchzudringen. Er ahmte nicht die deutschen Schriftsteller nach, die gern nur aus der Vorzeit Lobpreisungen für ihre Nation hervorsuchen und aufzählen, sondern er zögerte nicht, von den frühern Meinungen selbst diejenigen zu verwerfen oder zu madeln, welche sich ihm bei weiterer Forschung und besserer Erkenntniß als unstatthaft zeigten. Eine solche Verfahrungsweise ehren wir um so mehr, je geringer in unserm Jahrhunderte die Anzahl der Männer ist, welche sich durch sie auszeichnen."

„Auf eine ausführliche Auseinandersetzung Dessen, was Schafarik's Werk Neues und Vollkommenes enthält, können wir uns hier nicht einlassen, denn dadurch würde uns ein neues Buch erwachsen. Es gibt in dem Werke fast keine Seite, auf welcher die selbständige Forschung und Combination uns nicht eine neue Aussicht in die Vorzeit eröffnete, die Belehrung, welche uns anderswo tropfenweis zufällt, fließt uns hier in einem Strome entgegen. In dem ersten Abschnitte seines Werks, welcher von den Zeiten Herodot's bis auf den Verfall der hunnischen und römischen Macht in Europa sich erstreckt, theilt uns Hr. Schaffarik die älteste Geschichte der Scythen, Tschuden, Sarmaten, Celten, Germanen, Lithauer und Thraken mit, also eine Geschichte des ganzen nordöstlichen Europas, aus den Quellen selbst entnommen. Es war auch in der That nöthig, daß die Ursitze dieser Nachbarn der Slawen und ihr Verhältniß zu diesen endlich genau bestimmt wurden. Hier findet sich ein mit außerordentlichem Fleiße gearbeiteter Abschnitt über die Sarmaten, einem aus Medien stammenden Volke, dessen geringe Überreste noch jetzt unter dem Namen der Alanen und Osetinzer im Kaukasus sich erhalten haben. Die Beweisführung, daß die Sarmaten keine Slawen, sondern ein besonderes Volk gewesen seien, halten wir für das Hauptverdienst des Buchs, für epochemachend in der slawischen Geschichtsforschung. In Zukunft also wird alles Sarmatenthum aus der slawischen Historie ausgeschlossen bleiben. Dagegen wird Niemand mehr die alten Wenden für einen deutschen oder sarmatischen Volkszweig gelten lassen, so große Wichtigkeit er auch den Worten des Tacitus einräumt. Ebenso werden künftig nur die Unwissenden davon träumen, daß die Slawen erst in der historischen Periode aus Asien nach Europa herübergewandert seien. Hr. Schaffarik fand die Wenden unweit des baltischen Meeres schon bei Timäus, der 280 v. Chr. schrieb, ausdrücklich erwähnt (Plinius IV, 13), und noch ältere Überlieferungen über den Handel mit Bernstein geben minder deutliche und bestimmte Zeugnisse ab. Ebenso wird aus dem Werke deutlich, woher es kam, daß die Wenden unter den Scythen, Sarmaten, Celten, Germanen, Hunnen und andern Weltenstürmern seit den frühesten Zeiten große Landstriche bewohnen, hier zu einem zahlreichen Volke erwachsen und doch wenig Aufsehen in der damaligen Geschichte machen konnten."

„Im zweiten Abschnitte, welcher die Schicksale der Slawen vom Untergange der Hunnen und des römischen Reichs bis auf die Einführung des Christenthums unter den Slawen am Ende des 10. Jahrhunderts umfaßt, bietet uns Hr. Schaffarik eine kritische Sichtung der ältesten Geschichte aller slawischen Völker, nämlich der Russinen, Bulgaren, Serben, Chorvaten, Polen, Czechen, Mähren, Slowaken und Polaben an der Elbe, sowie aller Verzweigungen derselben. Hier ist allen künftigen Geschichtschreibern slawischer Stämme der Weg verzeichnet, das Thor zu dem dunkeln Alterthume ist aufgethan und die Geschichte bis auf die Zeit aufgehellt, in welcher die eigenen vaterländischen Quellen sichere Führer sind. Hier finden sich wieder so viele neue Belehrungen, Forschungen und Entdeckungen, daß es schwer ist, einzelne hervorzuheben. Besonders sei nur die Aufmerksamkeit auf die großartigen geographischen Studien gelenkt, welche Hr. Schaffarik in das Vaterland aller Slawen ohne einen Führer unternehmen mußte. Nicht weniger ist die in neuerer Zeit streitige Frage über die alte slawische Cyrillische Sprache und Literatur nach unserm Urtheile vollständig und entschieden erledigt, sodaß sie künftig nur einseitiges Streben wieder in Zweifel ziehen kann."

„In unserm Jahrhunderte gab es in dem ganzen Felde historischer und philologischer Forschung keine schwierigere und verwickeltere Aufgabe als die vernachlässigte und fabelhafte slawische Urgeschichte. Diese schwierige Aufgabe hat nun Herr Schaffarik mit wunderbarem und unerwartetem Glücke gelöst, und wir bedenken uns nicht, es öffentlich auszusprechen, daß schon seit langer Zeit in keiner Literatur Europas ein Erzeugniß hervorgetreten ist, das mit dieser Zierde unserer böhmischen sich messen könnte. Der edelmüthige Schriftsteller, der mit Hintansetzung alles Gewinnes unserm Volke ein so großes Opfer gebracht hat, kann den angemessenen Lohn nur in dem eigenen Bewußtsein finden. Wer mit solcher Aufopferung und Treue durchaus nur für die Wissenschaft lebt, der wird auch nach dem Tode in seinem Volke fortzuleben nicht aufhören, und das beständige Andenken bei seinen Nachkommen wird der Dank sein, welchen die Zeitgenossen ihm nicht erwiesen haben. Sollte selbst der böhmischen Sprache und mit ihr unserm Volke in den künftigen Jahrhunderten gänzliche Vernichtung drohen, was Gott verhüten wolle, so wird doch Schaffarik's Werk nicht untergehen, sondern reichliche Früchte allen Denen bieten, die mit Slawenthum und Völkergeschichte sich befassen werden." 7.

Eine englische Legende.

In der Reihe der zuletzt von der Camden society herausgegebenen Werke befindet sich eine Sammlung „Ecclesiastical documents", herausgegeben von J. Hunter, welche eine unter der Regierung Heinrich's II. geschriebene kurze Geschichte des Bisthums Somerset (Bath und Wells) nebst manchen andern kirchlichen Urkunden enthält. An sich hat dieselbe nur für den eigentlichen Alterthumsforscher Werth; ein allgemeines literarisches Interesse möchte aber wol eine in ihr enthaltene englische Legende auf sich ziehen, zumal da sie überdies theilweise an ähnliche Sagen bei andern Völkern erinnert.

„Vordem waren zwei Könige, die herrschten in England: einer jenseit des Humbers, der andere auf dieser Seite. Es begab sich, daß der König, der herrschte auf dieser Seite des Humbers, da die Zahl seiner Tage war erfüllt, ging den Weg alles Fleisches. Er ließ keinen Erben hinter sich; darob in dem Königreiche, wo er geherrscht hatte, hörte auf die Pflege des Rechts und damit erhob sich das Unrecht also, daß kein Raum war gelassen weder für Frieden noch Gerechtigkeit. Der ungerechte Mann verdammte den Gerechten und der Starke unterdrückte den Schwachen, und je mächtiger ein Mann war, um so ungerechter war er gegen seinen Nachbar. Also brachte der Mangel eines Erben dem Königreiche eine jämmerliche Zerrüttung. Als dies sahen die Bischöfe und die Obersten des Reichs, begehrten sie zu erlangen einen König, über sie zu herrschen, und fragten den Herrn um Rath zu London. Die Antwort, so sie erhielten, war: sie sollten aussuchen einen Mann, dessen Name war Ina, und ihn machen zum Könige. Als die

Obersten des Reiches dies hörten, flugs sandten sie aus viele Leute in jeglicher Richtung, die sollten aussuchen den Mann, genannt Ina, und ihn zu ihnen bringen. Diese, als sie ihn lange Zeit gesucht hatten ohne Erfolg, kehrten ein Theil von ihnen, die geforscht hatten in den westlichen Provinzen, in Cornwall zumal und Devonshire, zurück, müde im Geiste, und lenkten ihren Lauf gen London. Diese Männer, als sie waren auf der Wanderung durch die Provinzen, und gekommen zu einer Stadt, welche genannt ist Somerton, sahen da von ungefähr einen Landmann mit seinem Pfluge, der rief mit lauter Stimme nach Ina, daß er möchte kommen mit den Ochsen seines Vaters, welcher war ein Genosse des Landmanns. Die Boten, die dies hörten, forschten von dem Landmann, was er gerufen hatte; der antwortete, daß er habe gerufen nach Ina, den Sohn seines Genossen, daß er sollte kommen mit seines Vaters Ochsen. Alsbald, da die Boten gesehen hatten Ina und erkannt, daß es ein schöner Jüngling war, schlank und stark, freuten sie sich über alle Maßen und sprachen: „Dieser ist Der, welchen wir suchen.“ Als sie ihr Begehren verkündeten, ihn mit sich zu nehmen, ließ ihnen der Vater nicht zu, also zu thun, noch auch die Nachbarn, bis daß sie Pfand und Sicherheit gaben, daß kein Leid ihm geschehen solle, dieweil er in ihren Händen wäre. Als dies geschehen, brachten sie ihn nach London zu den Obersten und Edeln des Reichs: die, als sie Ina sahen, einen jungen, sehr schönen und, wie es schien, sehr tüchtigen Mann, machten sie ihn zum Könige, vertrauten ihm das Königreich und Alles, was dazu gehörte, und er ward alsbald geweiht von dem Bischofe. Als diese Dinge kaum zu Ende waren, da kam Einer, der erzählte dem Könige, daß der König auf der andern Seite des Humbers letzthin gestorben wäre, eine einzige Tochter zu seiner Erbin hinterlassend, deren Name war Adelburg. Als der König dies hörte, sandte er eine königliche Botschaft zu Adelburg, ihr die Ehe anzutragen, und daß ihre zwei Reiche sollten vereinigt sein in ein Königreich. Aber Adelburg, als sie den Antrag vernommen hatte, verschmähete ihn, und that verächtlich bei dem Gedanken, den König zu ehelichen, dieweil gesagt war, er wäre der Sohn eines Landmannes. König Ina, da er diese Antwort vernahm, dachte, daß er selbst sollte bessern Fortgang haben und beschloß, selbst zu gehen. Und vorgebend, daß er ein Bote wäre von dem Könige, kam er zu Adelburg und wiederholte die Anträge, die er zuvor ihr gemacht hatte. Aber sie, nicht minder als zuvor, verwarf den Antrag aus dem Grunde, daß des Königs Vater ein Landmann wäre. Da das der König hörte, dachte er ängstlich nach, was er sollte thun, daß auf eine Weise oder die andere es ihm gelingen möchte, entschloß sich zu bleiben bei ihr einige Tage, auch Monde, als einer ihrer Diener ihrer zu warten. Nun begab es sich, daß Adelburg sich rüstete, ein Fest zu geben den Obern ihres Reiches. Ina erhielt an dem Tage des Festes den Dienst zugetheilt von seiner Herrin, die Schüsseln aufzutragen auf der Tafel des Mahls. Da er seine Schuldigkeit verrichtete, war er angethan mit königlichem Gewande und erschien weit herrlicher denn die andern Leute, welche da waren. Die Frau, ihn wieder und wieder bewundernd, ward über die Maßen verliebt und verordnete, ein Bett für ihn zu bereiten des Nachts in ihren eigenen Gemächern. In heimlicher Zusammenkunft, in tiefer Stille der Nacht eröffnete Ina wiederum seine Botschaft an Adelburg. Doch konnte er nicht erlangen, erhört zu werden, bis er des Letzten ihr bekannte, wer er wäre, und daß er selbst der König wäre. Da sich über die Maßen verwundernd Dessen, was sich begeben hatte, staunte sie und mit herzlichem guten Willen willigte sie ein in seinen Antrag. Als dieses besorgt war, reiste der König von dannen, kehrte heim in sein Land und sandte eine prächtige Botschaft, die Frau zu ihm zu geleiten. Als sie kam zu der Stadt, die damals genannt war Gideston, aber jetzt Wells, da wurden sie feierlich vermählt.“

47.

Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1840 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

(Fortsetzung aus Nr. 177.)

II. An Fortsetzungen und Resten erscheint:

*8. Altdeutsche Blätter von *Mor. Haupt* und *Heinr. Hoffmann*. Zweiten Bandes viertes Heft. Gr. 8.

Der erste Band in 4 Heften (1836—36) kostet 2 Thlr. 4 Gr., das erste bis dritte Heft des zweiten Bandes 1 Thlr. 20 Gr.

*9. Analekten für Frauenkrankheiten, oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Vereine praktischer Ärzte. Zweiten Bandes drittes Heft und folgende. Gr. 8. Jedes Heft 16 Gr.

Der erste Band in 4 Heften (1837) kostet 2 Thlr. 16 Gr., das erste und zweite Heft des zweiten Bandes 1 Thlr. 8 Gr.

*10. Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk. Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. In vier Bänden. Mit bildlichen Darstellungen und Landkarten. Dritten Bandes zwölfte Lieferung und folgende. Vierten Bandes fünfte Lieferung und folgende. Gr. 4. Geh. Preis jeder Lieferung 6 Gr.

Durch die Veranstaltung, daß der dritte Band, die Artikel von M—R, und der vierte Band, die Artikel von S—Z enthaltend, gleichzeitig gedruckt werden, steht die Vollendung des Werks nun bald zu erwarten, ohne daß die raschere Förderung der Lieferungen eine Verminderung der Sorgfalt der Redaction in Hinsicht auf die Auswahl und Bearbeitung der einzelnen Artikel zu Folge haben wird.

Der erste Band, A—E (92 Bogen mit 320 Abbildungen und 17 Landkarten), kostet 3 Thlr.; der zweite Band, F—L (101½ Bogen mit 358 Abbildungen und 11 Landkarten), 3 Thlr. 9 Gr. — Vom ersten und zweiten Bande sind auch sauber cartonnirte Exemplare zu haben, wofür der Einband mit 8 Gr. besonders berechnet wird.

Auf dem Umschlage des Bilder-Conversations-Lexikons werden Anzeigen 2c. gegen Berechnung von 4 Gr. Insertionsgebühren für die gespaltene Petitzeile oder deren Raum abgedruckt, sowie gegen eine Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend demselben beigeheftet.

*11. *Busch (Dietr. Wilh. Heinr.)*, Das Geschlechtsleben des Weibes in physiologischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht dargestellt. Zweiter Band und folgende. Gr. 8.

Der erste Band: Physiologie und allgemeine Pathologie des weiblichen Geschlechtslebens (1839), kostet 3 Thlr. 20 Gr.; der zweite Band: Aetiologie, Diagnostik, Therapie, Diätetik und Kosmetik, sowie auch specielle Pathologie und Therapie der weiblichen Geschlechtskrankheiten, getrennt von der Schwangerschaft, der Geburt und dem Wochenbette (1840), 3 Thlr.

*12. Conversations-Lexikon der Gegenwart. In vier Bänden. Neunzehntes Heft und folgende. Gr. 8. Preis eines Heftes von 10 Bogen auf Druckpapier 8 Gr., auf Schreibpapier 12 Gr., auf Velinpapier 18 Gr.

Mit dem achten Hefte war der erste Band (A—E), mit dem sechzehnten Hefte der zweite Band (F—J) dieses für sich bestehenden, in sich abgeschlossenen Werkes beendigt, das zugleich ein Supplement bildet zur achten Auflage des Conversations-Lexikons, sowie zu jeder frühern Auflage, allen Nachdrucken und Nachbildungen.

Die ächte Originalauflage des Conversations-Lexikons in zwölf Bänden, wovon ein neuer Abdruck erschienen, ist fortwährend zu den Subscriptionspreisen von 16 Thlr. auf Druckpapier, 24 Thlr. auf Schreibpapier und 36 Thlr. auf Velinpapier zu erhalten. Auch ist sie durch jede Buchhandlung in einem

neuen Abonnement,

in das zu jeder Zeit eingetreten werden kann, in einzelnen Bänden zu den Preisen von 1 Thlr. 8 Gr. auf Druckpapier, 2 Thlr. auf Schreibpapier und 3 Thlr. auf Velinpapier zu beziehen.

Zu der achten Auflage erschien 1839 ein

Universalregister,

das auf 18 Bogen in dreispaltigen Columnen gegen 70,000 Personen und Gegenstände nachweist, über die kürzere oder ausführlichere Mittheilungen im Conversations-Lexikon sich finden. Es ist für jeden Besitzer der achten Auflage unentbehrlich und kostet auf Druckpapier 16 Gr., auf Schreibpapier 1 Thlr., auf Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 181. —— 29. Juni 1840.

Reise durch Deutschland in besonderer Beziehung auf Ackerbau und Industrie. Von Alexander von Lengerke.

(Fortsetzung aus Nr. 180.)

Von dem Lande Braunschweig führt der Verf. den Beweis, daß es ein wohlbesorgtes Land sei, welches seinen Reichthum nicht kenne. In der Stadt Braunschweig machte er vornehmlich die Bekanntschaft der Professoren Sprengel und Otto und des Oberamtmanns Caspari, deren er, besonders des Erstern, mit großem Lobe gedenkt und, dessen hochstrebende Thätigkeit schildernd, ihn bedauert, daß er an deren voller Ausübung durch die Verhältnisse auf unangenehme Weise gehindert werde. Bekanntlich ist dies auch mit Veranlassung gewesen, daß derselbe seitdem seine Stelle am Collegium Carolinum mit dem Secretariat bei dem pommerischen landwirthschaftlichen Vereine vertauscht hat. Den braunschweigischen Gartenbau und die daselbst errichteten Runkelrübenzuckerfabriken besprechend, wird berichtet, daß nach einer Düngung mit Kalk die Runkelrüben um 2 Procent zuckerreicher geworden seien und der Handelsgärtner Wrede 1838 gegen 50 — 60,000 Pfund Runkelsamen erzeugt habe, der hauptsächlich nach Frankreich, Belgien und Rußland gehe; letzteres allein werde in genanntem Jahre wol 30,000 Pfund beziehen. Interessant ist auch die Schilderung von dem einträglichen Sommerrapsbau in dem sogenannten Drömling, einem kürzlich erst entwässerten, zum größten Theile Preußen, zum kleinern Braunschweig und Hanover zugehörigen Bruchlande von überschwenglichem Reichthume. Der tiefgründige Humusboden daselbst wird durch Rasenbrennen zum Sommerraps vorbereitet und ohne weitere Düngung damit bestellt. Er geräth so sicher und so außerordentlich, daß ein Herr von Jena, der vor kurzem ein paar Bauerhöfe käuflich an sich brachte, 1837 für mehr als 20,000 Thaler Sommerraps verkauft haben soll. Göttingen fand der Verf. zwar verschönert, aber minder lebhaft als sonst und noch immer mit einem Anfluge von Unsauberkeit behaftet. In Kassel, wo er das Pfingstfest, das immer viel Menschen auf die Wilhelmshöhe zieht, abwartete und die weitläufig beschriebenen reichen Sammlungen des Museums besuchte, hatte er auch Gelegenheit, die Wirksamkeit des kurfürstlich hessischen landwirthschaftlichen Vereins, der hauptsächlich unter der Leitung der Ehrenmänner v. Consbruch (geheimer Finanzrath) und Wenderoth (Ökonomierath) steht, kennen zu lernen. Dieselbe ist nicht unerheblich und hat besonders auf die Verbesserung des Wiesenbaues im Lande, den sie durch Aufmunterung, Belehrung und Geldunterstützungen jährlich von 1200 Thalern zu befördern sucht, einen wohlthätigen Einfluß gehabt. Das darauf verwendete Capital trägt reichere und bessere Zinsen als das, welches die von dem Baron v. Eschwege gegründete Actiengesellschaft auf die als lohnend vorgespiegelten Goldwäschen in der Edder, einem Nebenflüßchen der Fulda, verwendete und gänzlich einbüßte. Von Marburg, wohin von Kassel aus eine großartig angelegte und schön ausgeführte Chaussee läuft, die zwei ziemlich hohe Berge mittels eines über das sonst von Fuhrleuten gefürchtete Baumthal geführten Dammes verbindet, wird gesagt: „Schwer wird man sich eine reizendere Stadtlage denken können als die Marburgs; wenn man sich aber eine schlecht gebaute Stadt merken will, so nehme man sich diese zum Muster." Interessant ist, was der Verf. über die zu Dillenburg sich findenden bedeutenden Wiesenanlagen, die Haubergswirthschaft und die berühmten Wässerungswiesen bei Siegen sagt. Die merkwürdige Haubergswirthschaft zwischen Dillenburg und Siegen, bei der dieselben Grundstücke abwechselnd zu Holz, Getreidebau und Wiese benutzt werden, besteht schon sehr lange. Die älteste Urkunde, die sich darüber auffinden läßt, ist von 1467, geregelt und für die Theilnehmer ersprießlich ist sie aber erst geworden zu Anfange des vorigen Jahrhunderts unter der Regierung des Fürsten Friedrich Wilhelm Adolf, der die dazu bestimmten Ländereien vermessen und vertheilen ließ. Diese Einrichtung, welcher anfangs die Unterthanen Widersprüche entgegensetzten, hat sich so bewährt, daß man sie jetzt die goldene Jahrordnung nennt. Weit jünger ist der merkwürdige siegensche Wiesenbau, der erst gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts sich ausgebildet hat. Besonders verdient um ihn machte sich der Bürgermeister Dresler von 1750 — 80. Der Verf. theilt eine weitläufige Beschreibung dieses Wiesenbaues mit, die füglich hätte wegbleiben können, da sie nichts Neues enthält, sondern den Schriften Schenk's und Vorländer's über diesen Gegenstand enthoben ist. Der Weg von Siegen nach Elberfeld führt durch eine traurige Gegend; desto erfreulicher ist der Anblick von Elber-

feld und Barmen nebst dem gewerbreichen Wupperthale, einer Gegend, der an Betriebsamkeit und großartigen Fabrikanlagen keine andere in Deutschland beikommt. Der Anfang dieser Thätigkeit entspann sich aus Garnbleichen, die das Wasser der Wupper vorzüglich begünstigt. Das erste Privilegium zur Anlage einer Garnbleiche wurde 1527 ertheilt, und wie hat sich seitdem der Fabrikfleiß gehoben und vielartigen Gegenständen sich zugewendet! Die Färbereien auf Türkischroth, die für Elberfeld so einträglich wurden, nahmen ihren bescheidenen Anfang in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts und jetzt gibt es in dieser Gegend gegen funfzig. Elberfeld und Barmen, sonst unbedeutende Orte, zählen jetzt an 60,000 Einwohner. Köln machte auf den Verf. keinen angenehmen Eindruck. Wie kann das auch anders sein? Der Dom ist eine großartige Ruine, die man nur mit einer Art Wehmuth betrachten kann, und die engen, krummen, schmuzigen Straßen mit dem vielfach darauf herumwandelnden, wirklich abschreckenden Gesindel können Niemand erfreuen. Anmuthiger ist Bonn, doch versichert der Verf. einen schlechtern und unreinlichern Trödelmarkt wie dort nirgend getroffen zu haben. Die Schönheiten der Rheingegenden entzücken auch unsern Verf. Er gibt seinen davon entworfenen Schilderungen bisweilen einen poetischen Schwung und theilt manche höchst interessante Notiz über den Landwirthschaftsbetrieb und das Gewerbswesen der Rheinländer mit. Besonders wohlgefällig spricht er sich über Neuwied aus, tadelnd jedoch über die Einförmigkeit seiner Bauart. Übrigens möge das über diesen Ort S. 144 Gesagte einen Beweis von Dem geben, was oben über Nachlässigkeit und Gesuchtheit des Styls, die bisweilen unangenehm entgegentreten, bemerkt wurde.

Doch wir verfolgen, um nicht zu weitläufig zu werden, den Verf. fernerhin nicht mehr so genau auf seiner Reise, sondern wollen nur noch auf Einzelnes in dem ganzen Werke aufmerksam machen. S. 141 äußert er sich dahin, daß den Engländern, die sich in Unzahl an dem Rheine aufhalten, im Allgemeinen das tiefere Gefühl für Naturschönheiten abgehe. Sollte dies wirklich gegründet sein? Es ist wahr, die Engländer benehmen sich als Reisende am Rheine oft ebenso bizarr und lächerlich, wie es nur, nach Waiblinger's ergötzlicher Schilderung davon (s. dessen geistvolle Novelle: „Die Briten in Rom", in seinen gesammelten Werken Bd. 1 u. 2), in Rom der Fall sein kann; aber dennoch hat Ref. bei den meisten ein sehr tiefes Gefühl für Naturschönheiten gefunden, das sich nur auf eigenthümliche Weise und nie in hohlen Phrasen oder schwärmerischen Ausdrücken zu erkennen gibt. Dem würdigen nur für Menschenbeglückung lebenden Regierungsrathe Albrecht zu Wiesbaden widmet der Verf. mit vollem Rechte bei der lesenswerthen Beschreibung des von ihm gestifteten landwirthschaftlichen Lehrinstituts auf dem reizend gelegenen Geisberge volle Anerkennung seiner Verdienste und Liebenswürdigkeit. Ref. vermuthet indessen bei der Angabe des Alters dieses Mannes einen Irrthum oder Druckfehler, indem er nicht, wie es S. 176 heißt, 1838 erst 51, sondern 54 Jahr alt sein mußte, wie sich aus der Differenz ihres Alters, als er mit ihm zusammenlebte, berechnen läßt. In Frankfurt, dessen Eigenthümlichkeit er ziemlich richtig aufgefaßt haben dürfte, zollt der Verf. dem dasigen neu angelegten Gottesacker besonders große Lobeserhebungen, und wol kann es kaum einen reizendern Ort für die Ruhe der Todten geben als diesen Friedhof mit seinen geschmackvollen Anlagen; gewundert hat sich indessen Ref., daß Hr. v. Lengerke, sonst so genau nach Allem forschend, bei der davon gegebenen Schilderung nicht der vortrefflichen Basreliefs von Thorwaldsen's Hand gedenkt, die in der v. Bethmann'schen Gruft sich befinden, und ebenso wenig dem Rath J. A. Beil, der sich um die Gesammtanlage so viele Verdienste erworben und eine eigene Beschreibung davon herausgegeben hat *), die gebührende Anerkennung zollt. Der Aufenthalt in Darmstadt, Heidelberg, Karlsruhe, Stuttgart und ihren Umgebungen, der dem Verf. durch den Umgang mit den jedem gebildeten Landwirth bekannten und lieben Männern, Pabst (jetzt in Eldena), Metzger, v. Babo, v. Ellrichs, Bunsen, Zeller, v. Weckherlin, Göritz u. s. w. angenehm und lehrreich gemacht wurde, bietet ihm reichen Stoff zu interessanten Mittheilungen dar, und Ref. möchte Das, was er über die Wirksamkeit der landwirthschaftlichen Vereine in Darmstadt, Baden und Würtemberg, über die landwirthschaftlichen und industriellen Zustände in diesen Ländern, über Metzger's schöne Anlagen in Heidelberg, über die Einrichtung der trefflichen Lehranstalt zu Hohenheim sagt, zu dem Besten und Lesenswerthesten in dem vorliegenden Buche rechnen. Ward der Verf. durch den Anblick reger Strebsamkeit nach dem Bessern im Landbaue und der ihm gewordenen großen Begünstigung von den höchsten Behörden, sowie durch lachende Gegenden in den genannten Ländern, zuletzt noch in Würtemberg freundlich angesprochen, so konnte ihm freilich der Anblick unbebauter Brachen, verunkrauteter Felder und verkrüppelten Weideviehes auf dem überhaupt nicht anmuthigen Wege von Ulm nach München keine Freude gewähren, und selbst der Aufenthalt in der prachtvollen üppigen Königsstadt München, von deren Reichthum an Kunstschätzen und großartigen Palästen er viel zu rühmen weiß, vermochte nicht den übeln Eindruck wieder zu verwischen, den der Mangel an Cultur und Wohlstand in einem großen Theile der von ihm besuchten Gegenden Baierns auf ihn gemacht hatte. Die sogenannte Musterwirthschaft und das landwirthschaftliche Lehrinstitut zu Schleißheim, die unter ihrem ersten Director Schönleutner, dem ersten Schüler Thaer's in Celle, ihrer Bestimmung ziemlich nahe geführt worden waren, sind durch dessen Nachfolger, den Baron v. Ruffin, einen aller gründlichen landwirthschaftlichen Bildung ermangelnden Mann,

*) Diese führt den Titel: „Der neue Friedhof von Frankfurt a. M. nebst allen darauf Bezug habenden amtlichen Verordnungen und Zeichnungen" (Frankfurt 1829). Die Anlage ist noch ganz neu; am 1. Juli 1828 wurde der alte Kirchhof zu St.-Peter erst geschlossen und der neue Friedhof an demselben Tage eingeweiht mit dem Begräbnisse der Frau Alewyn aus Amsterdam.

so zurückgesetzt worden, daß sie gegenwärtig in einem wahrhaft kläglichen Zustande sich befinden, und der jetzige Director, Hr. v. Kraus, mehre Jahre zu thun haben wird, ehe es ihm gelingt den Schaden, den Ruffin's verkehrte Anordnungen nach sich gezogen, wieder auszugleichen. Der Verf. spricht hier zum ersten Mal in seinem Buche Tadel und Misbilligung, die er sonst mehr nur andeutet, mit innerer Entrüstung aus. Die reizenden Gegenden zwischen München und Salzburg, sowie hier selbst, die Anmuth und wohlthuende Eigenthümlichkeit Oberöstreichs, die schönen Umgebungen von Linz und die Donauufer bis Wien finden an ihm einen warmen Lobredner. Ob er die landwirthschaftlichen Verhältnisse in diesen Gegenden ganz richtig aufgefaßt habe, wagt Ref. weder zu behaupten noch zu verneinen; Manches scheint ihm aber im Widerspruche zu stehen mit Dem, was er früher darüber gehört und gesehen hat. Die heitere Kaiserstadt machte einen sehr freundlichen Eindruck auf ihn; er liefert, nach des Ref. Gefühl, eine zu reizende Beschreibung davon, läßt sich über mehre der daselbst befindlichen reichen Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen ziemlich weitläufig aus und gibt eine detaillirte Darstellung von dem ganz vortrefflich eingerichteten großartigen polytechnischen Institute, durch dessen Errichtung sich der verewigte Kaiser Franz in aller Anspruchslosigkeit ein unvergängliches Denkmal gestiftet hat. Was er damit beabsichtigte, hat er selbst angegeben mit den eigenhändig geschriebenen und zu dem Grundsteine gelegten Worten: „Als Denkmal meines Strebens, wissenschaftliche Aufklärung unter allen Ständen zu verbreiten und insbesondere die gemeinnützige Ausbildung meines lieben und getreuen Bürgerstandes zu befördern, habe ich diesen Grundstein im J. 1816 den 14. Oct. eigenhändig gelegt und gemauert." Dieser Ansicht entsprechend, befindet sich im Giebelfelde, umgeben von einer, Klieber's Meisel entsprungenen Gruppe, die Baukunst, Mechanik, Physik, Chemie, Technologie, Geschichte, Geographie und Handlungswissenschaften bildlich darstellend, folgende Inschrift: „Der Pflege, Erweiterung, Veredlung des Gewerbfleißes, der Bürgerkünste, des Handels Franz I." Es gehört dieses Institut unbestritten zu den schönsten, die Wien aufzuweisen hat. Gewissermaßen erfreulich war es Ref. an dem Verf. einen Genossen zu finden, der so wenig wie er in die von Andern gemachten Lobeserhebungen der wiener Küche einstimmen kann, an der er nur die Mehlspeisen allenfalls vorzüglich findet. Mit fast widerwärtiger Breite sind weiterhin die industriellen Zustände von Wien und Östreich überhaupt nach Schmidl's, Blumenbach's, von Kerst's Schriften geschildert; man erfährt genau, wie viel Oblatenbäcker, Drechsler, Tischler, Schuster in Wien waren, denn sind, kann man nicht sagen, da sich dergleichen Zahlen täglich ändern. Solche genaue, oft nur scheinbar genaue Angaben mögen in einer Statistik an ihrem Orte sein, passen aber nach des Ref. Meinung nicht in eine für die Jetztwelt geschriebene Reisebeschreibung. Daß weiland Nicolai in seiner 10 Bände starken Reisebeschreibung mühsam statistische Nachrichten zusammentrug, war dankenswerth und löblich, denn damals fand er keine Vorarbeit und mußte aus unbekannten Schriften, sowie durch Selbsterkundigungen die gewünschte Auskunft zu erhalten suchen. Ganz anders ist es jetzt, wo es fast von jedem Lande statistische Nachrichten in Menge gedruckt gibt, die leider meistentheils an einem gemeinschaftlichen Gebrechen, der Unzuverlässigkeit und Wandelbarkeit, leiden.

(Der Beschluß folgt.)

Freimaurerliteratur.

Die freien Steinmetzen oder Architektur und Moral. Maurerischer Roman von K. L. Hencke. Leipzig, Weber. 1840. 8. 1 Thlr.

Die Freimaurerei hat schon mehrfach, namentlich im vorigen Jahrhunderte, den Stoff zu Romanen und dramatischen Producten hergeben müssen, und wirklich könnte es auffallend erscheinen, dieses ergiebige Feld nicht fleißiger bearbeitet zu sehen, wenn dem etwa dazu befähigten deutschen Schriftsteller nicht so mancherlei Hindernisse entgegenträten, unter denen der an sich schöne Begriff des Geheimnisses obenan stehen mag. Die Freimaurerei ist kein Geheimniß, als nur in der Art und Weise, sie anschaulich zu machen, und dieser, wie dem sie belebenden Geiste schadet Profanation so wenig, daß alle in Deutschland schon seit einem Jahrhunderte hervorgetretenen Versuche der Art an dem unerschütterlichen Felsen gescheitert sind. Nur kann der rechtliche Freimaurer sich nicht befugt halten, Dasjenige, was er nicht als sein persönliches Eigenthum ansprechen darf, zu veröffentlichen; nicht zu gedenken, daß Niemand damit irgend Etwas beginnen und gewinnen kann, daß die Form also dem Publicum gleichgültig, unnütz ist. Gleichwol bietet die Freimaurerei dem Dichter, dem Romanschreiber noch einen großen Spielraum, und er könnte, wenn er eben ein Dichter wäre, auf ein großes und dankbares Publicum rechnen. Wurde doch Feßler, den Ref. übrigens nicht als Dichter bezeichnen will, zu seiner Zeit viel und gern gelesen, ohne daß vielleicht das Publicum eine Ahnung von der in seinen Romanen vielfach sich aussprechenden maurerischen Tendenz hatte. Sehen wir doch, wie einzelne Gedichte, oder eine Rede, welche der Zufall einem Nichtmaurer in die Hände geführt, wie endlich ein maurerisches Begräbniß Herz und Gemüth desselben oft in höchst ergreifender Weise ansprechen!

Hier wird nun dem Publicum ein maurerischer Roman geboten, und wir möchten wol so etwas vom überall und Nirgend sein, um die Eindrücke und Ansichten, die der Leser dabei empfängt und äußert, zu belauschen. Wenn wir hier sogleich die Überzeugung aussprechen, daß die Eindrücke, die Ansichten wol nicht eben günstig ausfallen dürften, so werden wir dafür später einige Gründe darlegen. Zunächst aber müssen wir unumwunden erklären, daß der Verf., welcher vor mehren Jahren schon einmal in einem auf Subscription herausgegebenen Bändchen Poesien einige vielleicht ganz gutgemeinte maurerische Gedichte veröffentlichte, kein Freimaurer ist. Die Geschichte, und insbesondere die der Freimaurerei, ist zufällig einmal tief verschleiert an seinem Hause vorübergegangen und hat schweigend einige Räthsel auf der Schwelle zurückgelassen. Sein Roman spielt kurz vor der Reformation und ist an den kölner Dombau geknüpft. Der junge Steinmetz Ulfried wird von einem Mönch, der als ein, den heiligen Joseph und Franciscus anrufender, Jesuit bezeichnet wird, umgarne, um ihn für das Kloster zu gewinnen. Bekanntlich ist die Bulle Paul's III., welche den Jesuitenorden bestätigt, im J. 1540, 23 Jahre nach dem Beginn der Reformation, erlassen, und der Verf. verlegt den Dombau ganz richtig in die Zeit vor 1517. Woher kommt nun der Jesuit? Die Steinmetzen, unter dem Meister Gerhard, hegen ihre besondern Kunstgeheimnisse in der Bauhütte neben dem Dom, wie das auch in Strasburg, Wien, Zürich und andern

Orten bis zum Anfange des vorigen Jahrhunderts geschah; sie haben ihr unabhängiges, von Kaiser und Reich bestätigtes Hüttenrecht, und die vier Gekrönten sind ihre Schutzheiligen. So weit ist im Buche Alles ziemlich in der Ordnung. Der Verf. läßt nun einen Schotten, Murphy, beim Meister Gerhard erscheinen, der denn im Romane, die Begeisterung abgerechnet, ungefähr dieselbe Rolle spielt wie der Marquis Posa im „Don Carlos". Er haucht den Hüttenformen Geist und Leben ein, indem er dem Meister Gerhard eine Legende von Tempelrittern erzählt, die, der allgemeinen, durch Philipp von Frankreich und Papst Clemens V. entflammten Verfolgung entronnen, in Schottland sich hinter der Maurerzunft verstecken und durch ihre Geheimnisse von einer reinern Gotteslehre, einer richtigern Naturanschauung die Werkzeuge und Beschäftigungen der Maurer zu Symbolen erheben. Man kann sich diese Legende und ihre Benutzung in einem Romane schon gefallen lassen; wenn aber der Verf. seinen Roman als einen maurerischen bezeichnet, also die Aufmerksamkeit des Publicums, welches beim Lesen nicht immer daran denkt, nur einen Roman vor Augen zu haben, vorzugsweise anregt, so wird er auch die von ihm im Publicum hervorgerufenen Ansichten von der Geschichte der Steinmetzenbrüderschaft zu vertreten haben. Was der Verf. dem Schotten Murphy sonst noch in den Mund legt, um den Meister Gerhard für seine Vergeistigung der Formen zu gewinnen, ist zum Theil recht hübsch: mehr aber läßt sich wirklich nicht davon sagen. Auf der letzten Seite wird Murphy noch als eine heimliche, aber feste Stütze Luther's im Reformationswerke bezeichnet! Nun erfährt doch die Welt, an welchen Schnüren die Reformation gehalten und gezogen wurde, und die Protestanten wissen, wem sie ihre Existenz danken!

Betrachten wir nun den Roman als solchen, so möchte kaum irgend eine Foderung, welche wir an den Roman zu machen berechtigt sind, erfüllt sein. Zunächst ist an Darstellung weder des Schauplatzes der Handlung noch der Personen zu denken. Der Mönch ist ein wahres Unding, nicht einmal eine Caricatur; von jenem fein und scharf berechneten Auftreten in Verfolgung des Zweckes, wie es den Jesuiten zu charakterisiren pflegt, findet sich nicht die geringste Spur, sodaß es scheint, der Verf. sei einer dunkeln Ahnung erlegen, daß an einen Jesuiten zu jener Zeit in Deutschland noch nicht zu denken war, und er habe den Menschen nur deshalb einen Jesuiten genannt, weil einmal vielfältig die Rede von den Feindseligkeiten zwischen Jesuiten und Freimaurern gewesen ist. Der Mönch ist natürlich in einem Kloster, kaum aber sehen wir seine Zelle, und an ein Verhältniß zu den übrigen Bewohnern des Klosters ist nicht zu denken. Der junge Ulfried steht wie Hercules am Scheidewege, und daß er sich als ein junger unerfahrener Mensch ohne sonderliche Bildung etwas deutsch tölpelhaft benimmt, wäre ganz gut, wenn sich die Möglichkeit böte, dem jungen Menschen Interesse abzugewinnen. Kann es aber von Interesse sein, wenn Trunkenheit benutzt wird, einen jungen Menschen für schlechte Zwecke aufzuregen? Daß er sich demnächst bessert und die Tochter des Meister Gerhard heimführt, ist in der Ordnung. Auch eine Hexe fehlt nicht mit dazu gehörigem Kater. Die alte Person muß bedeutende Geschäfte machen, da wir sie kaum anders finden als beim brodelnden Kessel. Der Schotte Murphy ist der Deus ex machina: wir können z. B. den Grund seines ersten Auftretens in Köln allenfalls nur ahnen, wenigstens ist nirgend zu lesen, daß etwa der Ruf von dem großartigen Unternehmen des Dombaus hinüber nach Schottland gedrungen sei und den Symbolmann herbeigelockt habe. Übrigens fällt dieser halbe Heilige gewaltig aus seiner erhabenen Rolle: er verliebt sich nämlich, und zwar in eine Person, die ihm, dem Einsichtsvollen, doch wenigstens erst einmal etwas verdächtig erscheinen mußte. Auch an einer durch die Maurerei bewirkten Entsagung fehlt es nicht, und wir möchten sie uns gern gefallen lassen, wenn sie mit nur einigem Pragmatismus herbeigeführt wäre. Daran ist jedoch leider überall nicht zu denken: wir finden nichts als todte Maschine, von einem Geiste gelenkt, der die Motive seiner Handhabung entweder selber nicht gekannt, oder für sich behalten hat.

Will man nun ein so entstandenes Buch einen Roman nennen — gut! Dann aber bleibt immer noch die Frage: für wen es denn eigentlich geschrieben sei? Für Freimaurer nun wol auf keinen Fall, denn Derjenige, welcher Geschichte und Wesen der Freimaurerei zu einer Aufgabe seines Nachdenkens macht, kann höchstens das Buch belächeln; die übrigen werden es wahrscheinlich nicht lesen. Für Nichtmaurer ebenso wenig: sie können sich für den Roman als solchen gewiß nicht interessiren und Dasjenige, was ihnen als Maurerei geboten wird, müssen sie auf ihrem Werthe oder Unwerthe beruhen lassen, da ihnen ein Maßstab der Beurtheilung nicht zu Gebote steht. So wird denn allem Anscheine nach das Buch ein ziemlich allgemeines Schicksal theilen — es wird gar bald vergessen sein.

84.

Literarische Notizen.

Von Victor Hugo erschien in Paris eine neue Gedichtsammlung unter dem Titel: „Les rayons et les ombres", worauf wir vorläufig aufmerksam machen wollen. Man findet auch in diesen neuesten Gedichten Victor Hugo's jenen echten Schmerz, welcher den wahren Dichter charakterisirt, jenen energischen Ausdruck, den wir an ihm gewohnt sind, und eine große Menge neuer und schöner Bilder, die zuweilen nur zu überlegt und gemacht erscheinen, im Gegensatze zu der neudeutschen lyrischen Schule, die gar nichts mehr macht, sondern Alles gehen, stolpern und stürmen läßt, wie es gehen, stolpern und stürmen mag. Aber die Poesie, ποιεω, bedingt ein Machen, wie jede Schöpfung. Zu tadeln ist an Victor Hugo's Gedichten, daß das Sentiment zu breit und platt ausgetreten ist und Gefühl und Gedanke mehr durch Wendung und Einkleidung neu erscheinen, als an sich neu sind. Wie herrlich aber, auch im Zarten, sind einzelne Partien in dem Gedicht: „Tristesse d'Olympio." Alt kehrt Olympio, der in jungen Jahren ausgezogen war, zu seinem Geburtsorte zurück, er findet Alles verwittert oder überwachsen oder niedergetreten; er gedenkt der Freundin seiner Jugend. Wie zart ist die Stelle:

> Un mur clôt la fontaine où, par l'heure échauffée,
> Folâtre, elle buvait en descendant des bois;
> Elle prenait de l'eau dans sa main, douce fée,
> Et laissait retomber des perles de ses doigts.

Dennoch wird sich auch in dieser Strophe etwas Gemachtes, was an die verschnittenen Heckenparteien der altfranzösischen Gartenkunst und an den schäferlichen Rococogeschmack erinnert, nicht verkennen lassen. Man findet es in den Worten: „par l'heure échauffée", „en descendant des bois", was ziemlich müßig und mehr des Reimes wegen da ist, und in der „douce fée" wo offenbar der Reimzwang abermals intervenirt hat. Sehr schön ist weiterhin die Stelle:

> Quand notre âme en rêvant descend dans nos entrailles,
> Comptant dans notre coeur, qu'enfin la glace atteint,
> Comme on compte les morts sur un champ de bataille,
> Chaque douleur tombée et chaque songe éteint etc.

Doch sieht man es überall den Franzosen an, daß sie, mit Ausnahme ihrer Chansondichter, weniger durch eine gewisse lyrische Nothwendigkeit zum Dichten getrieben werden und sich dabei viel genieter fühlen als die deutschen Lyriker, die eigentlichen Heidelerchen unter den Poeten.

Erschienen ist in Paris von einem gewissen Pierre L.: „La fin des temps, ou l'accomplissement de l'apocalypse, et des anciennes prophéties d'Isaïe, de Jérémie, d'Ezéchiel, de Daniel, d'Abacuc, d'Abdias, de Joël et de Zacharie."

5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 182. — 30. Juni 1840.

Reise durch Deutschland in besonderer Beziehung auf Ackerbau und Industrie. Von **Alexander von Lengerke.**

(Beschluß aus Nr. 181.)

Die Reise von Wien nach Prag auf der großen Straße über Znaim bot dem Verf. wenig Bemerkenswerthes dar; er findet die Gegend, sowie man das eigentliche Östreich verläßt, rauh und unfreundlich, und wirft ganz Mähren ein rauhes Klima und eine wildere Gegend im Verhältnisse zu Östreich vor. So wenig letzteres, man denke nur an die fruchtbare Hanna, an die Umgebungen von Brünn, sich geradehin behaupten lassen möchte, so kann auch Ref. in jenes nicht unbedingt einstimmen, indem er auf dem vom Verf. gewählten Wege manchen interessanten Punkt getroffen und nur bedauert hat, daß Culturmangel, Armuth, Schmuz und Bettelei Vieles minder angenehm erscheinen lassen. Von Prag ist der Verf. ganz entzückt, nicht nur von seiner wahrhaft herrlichen Lage, sondern auch von der Stadt selbst und ihren Bewohnern. Hier findet er fast nur überschwänglich zu loben. Ref. mag nicht darüber mit ihm rechten; denn auch er ist dieser eigenthümlichen Stadt zugethan und erinnert sich stets mit Vergnügen daran, wie wohl es ihm daselbst ergangen ist; allein dennoch kann er sie nicht schön und anmuthig finden, noch weniger Mehres so unermeßlich loben wie der Verf. Auf dem Wege von Prag nach Dresden fühlte er sich mit Recht von dem reizend gelegenen Teplitz angesprochen, die Reise ging indessen zu schnell, um viel Bemerkungen machen zu können. Diese Schnelligkeit mag vielleicht auch die Veranlassung sein zu einigen unrichtigen Angaben, die sich in der Beschreibung finden. Nicht bei dem rauhen Nollendorf und dem nur um Weniges wirthlichern Peterswalde mit seinen schlecht cultivirten Fluren spricht er von dürftiger Vegetation und kühlem Klima, sondern erst nach seinem Eintritte in Sachsen; denn S. 488 sagt er: „Die Vegetation nimmt von hier (nämlich von Gießhübel nach Pirna zu) zusehends ab, die Monotonie der Gegend, das kühle Klima progressive zu." Diese Worte würden nur Wahrheit haben, wenn er von Gießhübel, das zwar nicht ganz mild, aber beiweitem nicht so rauh wie Peterswalde liegt, und keineswegs so unfruchtbare Fluren hat, nach Teplitz gereist wäre, wo allerdings das Gesagte bis auf die nollendorfer Höhe hinauf, wo es oft schneit, wenn in Gießhübel nur Regen fällt, buchstäblich eintrifft. Von diesem Städtchen jedoch nach Pirna zu erhebt sich der Weg nur noch wenig, um dann fortwährend in das fruchtbare Elbthal sich zu senken, und selbst auf jener kurzen Strecke sind Gegend und Klima ungleich wirthbarer, der Feldbau ungleich besser als bei Peterswalde und Nollendorf. Ebenso begreift Ref. nicht, wie der Verf. auf seinem Wege nach Sachsen das Städtchen Gottleube berührt haben könne, wenn er seinen Fuhrmann nicht ausdrücklich veranlaßt hat von der Chaussee abzuweichen und auf einer minder guten Straße einen Umweg zu machen; in der Regel läßt man, von Böhmen nach Sachsen kommend, jenes Städtchen links im Thale liegen. Der Aufenthalt des Verf. in Dresden war nur kurz, und wurde von ihm weniger den artistischen und wissenschaftlichen Schätzen dieser Stadt (er besichtigte hauptsächlich das allerdings höchst interessante, lehrreich aufgestellte Porzellancabinet, das er nach Klemm ausführlich beschreibt) gewidmet, als den Annehmlichkeiten des äußern Lebens, d. h. der Natur in ihrer Dresden eigenthümlichen seltenen Schönheit und der regern Fröhlichkeit unter dem Volke:

> Letztere — sagt er S. 493 — hat durch das vor einigen Tagen (am 2. Aug. 1838 geschrieben) begonnene Fest auf der Vogelwiese, früher aber schon durch den verführerischen Labetrunk, der von der neu errichteten Societätsbrauerei im Waldschlößchen unter dem Namen neumünchner Bier ausging, einen Aufschwung genommen, welcher, bei etwas minderer Leichtblütigkeit des Sachsen, fast wienerisch harmlos und gemüthlich sich ausspricht. Gedachte Evenements sind selbst durch Kupfer und Verse verewigt, deren letztere mindestens der Vorwurf der Kürze — Bierlaune schuf deren einige funfzig — unbegründeter als jeder andere trifft. Außer während des genannten Festes bietet sich dem Fremden in Dresden schwerlich Gelegenheit dar, den Typus des Volkslebens in gleicher Vollständigkeit und Wahrheit aufzufassen; hier entgeht dem sinnigen Beobachter keine Nuance des Charakters, woran eben der sächsische reich, daher derselbe leicht verkennbar ist. Die dresdner Gesellschaft, wenn auch nicht durchaus ihre Elite, bewegt sich, außer auf der schönen Brühl'schen Terrasse, genügend an den nahen reizenden Lustörtern, namentlich dem renommirten Linke'schen Bade und Findlater's Weinberge, um ein äußeres Bild derselben in sich aufnehmen zu können. Letzteres Local gewährt zugleich einen der schönsten Standpunkte an den reizenden Elbufern. Außerdem aber ist man in der Stadt selbst nie um angenehme und belebte Spazierplätze verlegen. Davon hatten besonders der sogenannte große, über 3300 Ellen lange und nahe an 1650 Ellen breite Garten,

mehr aber noch der 1819 und 1820 entstandene botanische Garten nicht unwichtiges wissenschaftliches Interesse.

Wir theilen diese Stelle wörtlich mit, um zugleich eine Probe von der Darstellungsweise des Verf. zu geben, und überlassen es nun, ohne einige Bemerkungen hinzuzufügen, den Dresdnern, die dieses lesen sollten, selbst zu zu entscheiden, ob sie sich dadurch geschmeichelt fühlen oder nicht, daß der Verf. das Fest auf der Vogelwiese für einen Prüfstein des sächsischen Volkscharakters, der sich eben nicht sehr liebenswürdig daselbst ausspricht, ausgibt. Ein Ausflug, den der Verf. nach Tharandt machte, war für ihn sehr lohnend; er fand sich sowol durch die Gegend, wie durch Das, was ihm dort aufstieß, überaus angesprochen. Dem dahin führenden berühmten plauenschen Grund volle Gerechtigkeit angedeihen lassend, gibt er ihm sogar den Vorzug vor dem sehr gepriesenen Hellenenthale nächst Baden bei Wien. Immer bleibt es mislich, schöne Gegenden, die nicht einander auffallend ähneln (was bei beiden genannten Thälern nicht der Fall ist), miteinander zu vergleichen, da auf deren Beurtheilung innere und äußere Zustände, Heiterkeit des Gemüths, günstige Beleuchtung ꝛc. einen zu mächtigen Einfluß üben. Hier aber möchte Ref. wol dem Verf. mit völliger Überzeugung beistimmen.

Von dem öden Wege von Dresden nach Berlin gibt der Verf. keine Schilderung, er sucht dafür den Leser durch vergleichende Bemerkungen über den Landbau und die statistischen Verhältnisse im Königreiche Sachsen und der Mark Brandenburg zu unterhalten, bei denen, in Folge natürlicher Begünstigungen, sich für jenes von manchen Gegenständen weit höhere Zahlen ergeben. Dort wohnen nach der neuesten Zählung 6081 Menschen auf der Quadratmeile, hier nur 2259; dort kommen auf dieselbe Fläche 2034 Stück Rindvieh, hier nur 877 Stück; dagegen Schafe hier 2736 und dort nur 2304 Stück. Ref. läßt dem Fleiße und der Sorgfalt, womit der Verf. seine statistischen Angaben und seine Mittheilungen über den Ackerbau in beiden Ländern zusammengestellt hat, gern volle Gerechtigkeit widerfahren, und gibt auch ebenso gern zu, daß die vorliegenden Angaben zum größten Theile eine der Wirklichkeit sich annähernde Richtigkeit, wie sie auch stets nur zu verlangen sind, haben mögen, wenigstens würde hier der Ort zu einer genauen Untersuchung nicht sein; zwei Bemerkungen kann er jedoch nicht unterdrücken: 1) Es mangelt in Sachsen an zuverlässigen statistischen Mittheilungen zur Zeit vielleicht noch mehr als in manchem andern Lande; was davon der statistische Verein unter Leitung des nunmehr verstorbenen Kammerraths von Schlieben mit vieler Mühe zusammenzubringen suchte, ist zwar nicht wenig und auch wol genauer als das anderswo Dargebotene, kann aber immer nur als Material zu einer künftigen Statistik des Landes angesehen werden, und so dürfte noch eine lange Zeit vergehen, ehe sich Sachsen eines Werkes dieser Art zu erfreuen hat, das Mac Culloch's „Statistical account of the british empire", dem vollkommensten, das Ref. kennt, an die Seite zu setzen wäre. Ein solches kann aber auch nur durch vereinte Kräfte ausgeführt und nicht von einem Verleger auf Speculation, sondern nur durch höhere Unterstützung zu Tage gefördert werden. Eigene Verhältnisse erschweren in Sachsen das Einziehen richtiger Angaben sehr; auch Mangel an Sinn für die Sache von Seiten der Unterbehörden und Mistrauen von Seiten der Landleute und Gewerbsmänner haben denselben bisher vielfältig hindernd in den Weg sich gestellt. 2) Vielleicht in keinem kleinern Lande ist es so schwer, ja unmöglich, ein zutreffendes Bild von dem daselbst betriebenen Ackerbau im Allgemeinen zu geben als in Sachsen, weil daselbst, meist in Folge seiner eigenthümlichen Lage und der darin vorkommenden verschiedenartigen Berg- und Hügelzüge, Boden, Klima und Wirthschaftsverhältnisse, mit ihnen auch Intelligenz und Fleiß seiner Bewohner sich nur auf kleinen Strecken gleich bleiben und mit jeder Wechselung derselben auch Veränderungen im Betriebe eintreten. Daher eine jede Bemerkung darüber, die an dem einen Orte ganz richtig sein mag, für einen andern nicht paßt. Es ist wahr, die Dreifelderwirthschaft ist in dem größten Theile von Sachsen noch die Grundform des üblichen Wirthschaftssystems; sie kommt aber hinsichtlich der Benutzung des Brachfeldes und der Bodenbearbeitung für die verschiedenen angebauten Gewächse in den mannichfaltigsten Modificationen vor und verliert sich auf den mit mehr Intelligenz bewirthschafteten Gütern neuerer Zeit immer mehr unter andern, zweckmäßigern Formen. Daher kann Das, was über die sächsische Wirthschaftsweise in dem vorliegenden Buche gesagt ist, nur für einen kleinen Theil des Landes als vollkommen gültig angesehen werden. Nur Einiges zum Beweis: der Haken ist in einem großen Theile von Sachsen und gerade da, wo der Ackerbau am besten betrieben wird, beinahe ganz unbekannt. Hölzerne zweckmäßig gebaute mit nach vorn stehenden Zinken sind ebenfalls nur in einem kleinen Theile des Landes üblich; man findet verhältnißmäßig weit mehr schlecht gebaute eiserne Eggen. Beides aber soll nach v. Lengerke sich anders verhalten.

Was für einen Weg der Verf. von Dresden eingeschlagen habe, ist dem Ref. rein unerklärlich; er sagt S. 516:

> Unsere Route berührte zuerst das Dorf Zeithain, wo vier Pyramiden an jenes Lust- und Prunklager erinnern, welches hier 1730 August II. gehalten und welches binnen vier Wochen an eine Million Thaler kostete. Zwischen den beiden Städten Camenz und Bautzen liegt die gut eingerichtete (?) und stark frequentirte Schwefelquelle Marienborn. Dieser ganze abwechselnd hügelige und ebene District ist zum größern Theile schon Sandland und Wald und Wasser der Hauptschmuck seiner Landschaft. Rechter Hand vom Wege, vor Großenhain, ist der Geburtsort des Marschalls von Sachsen, Schloß Moritzburg.

Muß man nach diesen Angaben nicht vermuthen, er habe Zeithain, Kamenz und Bautzen wirklich berührt? Nun ergibt sich aber aus dem fernern Verlaufe der Erzählung, daß er mit der Eilpost von Dresden nach Berlin auf der gewöhnlichen Straße gereist sein müsse; diese führt indessen durch Moritzburg, jetzt Station zwischen Dresden und Großenhain, hindurch, nicht blos daran vorbei, und berührt zunächst den wilden Mann, nicht aber Zeithain, ein neun Stunden von Dresden entferntes,

zwischen Großenhain und Strehla gelegenes, größtentheils zum Rittergute Grödel gehöriges Dorf. Ganz in entgegengesetzter Richtung ferner, rechts von der Straße nach Berlin und sieben Stunden, wie Großenhain, von Dresden entfernt, liegt Kamenz, noch entfernter, den nach Berlin Reisenden fast im Rücken Bautzen, wo von Sandboden keine Spur zu finden ist und die Gegend einen ganz andern Charakter trägt, als der Verf. ihr beilegt. Näher als der Schwefelquelle Marienborn kam er der wirksamern und besuchtern Heilquelle zu Liegau (dem radeberger Bade) vorbei. Wie er diese Kreuz- und Quersprünge gemacht haben könne, ist schwer zu entziffern, wenn wir nicht annehmen, er habe, des Nachts jenen Weg von Dresden aus machend und mit den berührten Ortschaften unbekannt, dieselben erst späterhin auf einer mangelhaften Karte aufgesucht. Reisende müssen sich aber sehr in Acht nehmen, um nicht Gelegenheit zu solchen Blößen und daraus abgeleiteten nachtheiligen Folgerungen zu geben. Über die steigende Verschönerung Berlins und den sichtbar wachsenden Wohlstand der ländlichen Bevölkerung in der Mark Brandenburg theilt Ref. des Verf. Freude aus vollem Herzen. Die fernere Reise bietet wenig Interessantes noch dar; die Beschreibung von Eldena, dieser großartig angelegten, nach Vorzüglichkeit ringenden Akademie für Staats- und Landwirthe, die das Glück hatte, zwei so ausgezeichnete Männer, wie Schulze, jetzt wieder in Jena, und Pabst, sonst in Darmstadt, hintereinander zu Directoren zu erhalten, ist umfänglich, aber wol nicht ganz zutreffend mehr. Wen soll das S. 545 beigegebene Namenverzeichniß der dort Studirenden interessiren, da es vielleicht keinen Monat dasselbe blieb? Die Angabe der Zahl der damals Anwesenden, etwa nach den Ländern geordnet, dürfte hier vollkommen genügend gewesen sein. Den Schluß des Werkes macht eine traurige Schilderung der Schrecknisse einer Postreise auf Mecklenburgs Landstraßen, die dem Verf. von Stralsund bis Rostock im reichen Maße zu Theil wurden und die Lust zu einer solchen Reise benehmen können.

Die dem Werke beigegebenen sieben lithographirten Tafeln befinden sich auf fünf Blättern und enthalten: 1) einen Plan der großen Herrenwiese bei Dillenburg; 2) eine Specialkarte des Domanialackerfeldes in der Lohrbach bei Dillenburg, von dem der Posthalter Bollinger einen Theil zu Wiese umgewandelt hat; 3 u. 4) Erläuterungen der Beschreibung des siegenschen Kunstwiesenbaus; 5 u. 6) Pläne vom Geisberge bei Wiesbaden, und 7) einen Plan von Hohenheim, dessen äußere Ansicht den Titel des Buchs als Vignette schmückt. Der Freund der Landwirthschaft kann dem Verf. für diese werthvollen Zugaben nur dankbar sein. 21.

Erinnerungen an das erste norddeutsche Musikfest zu Lübeck. Den theilnehmenden Kunstfreunden gewidmet von August Gathy. Hamburg, Niemeyer. 1840. Gr. 8. 1 Thlr.

Wie man in einigen Theilen von Deutschland, z. B. in München, von einem Kunstgötzendienst spricht, so kann man in andern Theilen wol mit noch größerm Rechte von einem Virtuosen- und Musikgötzendienste sprechen. Ist es aber auch zu beklagen, daß die Musik das Übergewicht über die bildenden Künste und die Poesie erlangt hat, so kann man doch den großen deutschen Musikfesten, die bald hier bald dort stattfinden, nur ein glückliches Gedeihen wünschen. Einmal ist das Leben in Norddeutschland so einförmig, daß man es nur gedeihlich finden kann, wenn zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten größere Zusammenkünfte und Vereinigungen, zu welchem Zwecke es auch sei, veranstaltet werden, sodann ist in Norddeutschland auch keine andere Kunst durch die Musik zu verdrängen, vielmehr ist es diese allein, welche hier eine Art kunstsinnigen Strebens und Lebens hervorbringt, endlich geben diese Musikfeste Gelegenheit, durch die großen Massen und Mittel, über welche sie verfügen, dem einseitigen Dilettantismus entgegenzuarbeiten, Compositionen von ti.ferm Inhalt und massenhafterm Umfang zur Aufführung zu bringen und somit ein Weniges die Überhandnahme des Geschmacks an dünnen und faden Compositionen zu hindern. Die Berichterstattung Gathy's über das erste norddeutsche Musikfest zu Lübeck, obgleich sie in viel zu enthusiastischer, jede tiefer eindringende Kritik vermeidender Stimmung geschrieben ist, können wir im Allgemeinen nur willkommen heißen. Das Dankenswertheste an dieser Broschüre ist die Einleitung, eine Geschichte der Musikfeste seit ihren ersten Anfängen enthaltend. Die erste Anregung gab das sonst als unmusikalisch verrufene England durch eine Aufführung in der Westminsterabtei, womit im J. 1781 das hundertste Jahr nach der Geburt Händel's feierlich begangen wurde. Diese Feier wurde in drei folgenden Jahren wiederholt und ging in ein jährliches großes Musikfest über, welches 1797 durch 1067 Mitglieder ausgeführt wurde. Seitdem unterbrachen Kriege die regelmäßige Wiederholung. Indeß folgten nach einiger Zeit auch mehre Provinzialstädte dem Beispiele der Hauptstadt, so besonders Birmingham und York, und 1836 kurz nacheinander die Städte Manchester, Norwich, Worcester und Liverpool. Diese Musikfeste dauerten jedes mehre Tage, und die berühmtesten Künstler der Zeit nahmen daran Theil. Englands Vorgange folgte zunächst die Schweiz seit 1812, durch Vermittelung der schweizerischen Musikgesellschaft und der speciellen Beförderung Hans Georg Nägeli's. Anderer mehr volksthümlicher und durch förmliche musikalische Wettkämpfe sich charakterisirender Art sind die seit langer Zeit in Belgien üblichen Musikfeste. In Deutschland wurde die Idee von Musikfesten in Absicht auf Zusammenwirken der Kräfte ganzer Provinzen zuerst durch den verdienstvollen Cantor Georg Friedrich Bischoff in Frankenhausen (seit 1826 Musikdirector in Hildesheim) angeregt; das erste große Musikfest kam, nach mehren kleinern Versuchen, in Frankenhausen 1820 zu Stande, wobei Spohr besonders wirksam war. Den thüringischen Musikfesten folgten die rheinischen, sodann die der Elbprovinzen, an deren Spitze Friedrich Schneider, ihr vielfach verdienter Mitbegründer und Beförderer, steht. Im hohen Norden Dentschlands war Wismar die erste Stadt, welche nach dem Beispiele von Frankenhausen und der Schweiz eine größere Anzahl Musikfreunde aus der Nähe und der Ferne zu einem musikalischen Feste in ihren Mauern vereinigte. Später folgten Hamburg, Rostock, Bremen; aber seit 1823, wo noch in Hamburg eine große Musikaufführung stattfand, ruhte die Musikfestidee in Norddeutschland oder verlor sich in einzelne städtische Concerte. Erst im Juni 1839 trat Lübeck mit einem großen umfassenden Musikfeste hervor, und eben dieses Musikfest wird uns in vorliegendem 115 Seiten starken Buche weitläufig beschrieben. Hier ist nicht der Ort dazu, auf die Specialitäten des Festes einzugehen; wer sich für die Idee der Musikfeste interessirt, wird weder die Ausgabe für Anschaffung der Schrift, noch die kleine und ergötzliche Mühe scheuen, sie durch zulesen. Auch die übrigen Festivitäten, die Landpartien, die gemeinsamen Mahlzeiten, die Reden und Toaste finden hier eine breite Besprechung. Das Büchlein ist mit drei ziemlich unschönen Lithographien, mit einem Ra-

menverzeichnisse der Mitwirkenden und einer Übersicht der Kosten versehen. 16.

Notizen.

In den letzten Tagen des Aprils kam des verstorbenen Benj. West Transparentgemälde: „Die Verkündigung", welches er für die Pfarrkirche von Marylebone um den Preis von 800 Pf. Sterl. gemalt hatte, zur Versteigerung. Es hatte bis 1826 einen großen Raum im Mittelpunkte der Orgel der Neukirche zu Marylebone eingenommen, war dann entfernt worden und die ganze Zeit über bis jetzt nutzlos in der Rumpelkammer des Gerichtshauses von Marylebone gelegen. Ein einziges Gebot ward gethan, von 10 Guineen, und es mußte um diesen Preis dem Bieter, John Willson, zugeschlagen werden.

Im Museum der asiatischen Gesellschaft zu Kalkutta befindet sich ein interessanter Gegenstand, ein elastischer Stein. Er besteht aus Granit und ist etwas über 1½ Fuß lang und breit, und ungefähr 1 Zoll dick. Hebt man ihn an dem einen Ende auf, so gibt er dem Drucke nach und biegt sich mehr und mehr je nach der Höhe, bis zu welcher man ihn auf der einen Seite erhebt; hört man damit auf, so nimmt er alsbald seine frühere Gestalt wieder an.

Carlyle hat im Monat Mai d. J. in London sechs Vorlesungen über Heroen, Heroencultur und das Heroische in der Geschichte gehalten. Die erste Vorlesung betrachtete den Heros als göttliches Wesen, die zweite als Propheten, die dritte als Dichter, die vierte als Priester, die fünfte als Mann der wissenschaftlichen Bildung, die sechste als Herrscher.

Elektrotypische Abdrücke mittels der galvanischen Säule gehören bereits zu den Gegenständen der stehenden Ankündigungen in englischen Tagesblättern. 47.

Bibliographie.

Agay-Han. Roman nach dem Polnischen des A. K. von E. Brachvogel. 8. Leipzig, Einhorn. 1 Thlr.

Aristoxenus, Grundzüge der Rhythmik, ein Bruchstück, in berichtigter Urschrift mit deutscher Uebersetzung und Erläuterungen, sowie mit der Vorrede und den Anmerkungen Morelli's neu herausgegeben von H. Feußner. Lex.-8. Hanau, Edler. 8 Gr.

Art, M., Das Gymnasium und die Realschule. Ein Gutachten, veranlaßt durch den Dilthey-Schacht'schen Streit. Breit gr. 8. Darmstadt, Jonghaus. 12 Gr.

Bernhardi, W., Johann Adam Steinmetz, weiland Abt des Klosters Bergen, Consistorialrath und General-Superintendent des Herzogthums Magdeburg, in seinem gottseligen Leben und segensreichen Wirken. Herausgegeben und mit einem Anhange versehen. Gr. 8. Berlin, Oehmigke. 16 Gr.

Flüchtige Blicke auf die letzten vierzig Jahre des vierten Jahrhunderts der Buchdruckerkunst. Zum Besten des bei der vierten Säcularfeier in Berlin zu gründenden Gutenbergs-Fonds. Gr. 8. Berlin, Duncker u. Humblot. 4 Gr.

Chownitz, J., Moderne Liebe. Roman. Gr. 12. Pesth. 1 Thlr.

Corvé, K. J., Ueber den Ursprung der wider die Juden erhobenen Beschuldigung, bei der Feier ihrer Ostern sich des Blutes zu bedienen, nebst kurzer Darstellung des jüdischen Rituals in Beziehung auf den Genuß des Blutes. Historisch-kritischer Versuch. 8. Berlin, Fernbach jun. 8 Gr.

Dash, Gräfin, Louise von Frankreich. In's Deutsche übertragen von A. Gosmar. Gr. 12. Berlin, Morin. 1 Thlr. 12 Gr.

Zwei Fabliaux aus einer Neuenburger Handschrift, herausgegeben von *A. Keller*. Gr. 8. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 9 Gr.

Frühlingsblüthen aus dem Garten der Musen. Gr. 16. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 8 Gr.

Geißler, C., Geschichte des Regiments Herzoge zu Sachsen unter Napoleon mit der großen Armee im russischen Feldzuge 1812. In besonderer Beziehung auf die übrigen damals der Division Loison zugetheilten Großherzoglich Frankfurtischen, Herzoglich Anhaltischen, Fürstlich Lippeschen, Schwarzburgischen, Waldeckischen und Reußischen Truppen herausgegeben. Mit 4 Abbildungen und 1 Tabelle. Gr. 8. Jena, Mauke. 2 Thlr.

Granier de Cassagnac, Danaë. Roman historique. Suivi du Costume des anciens, analyse raisonnée de l'architecture, des meubles, de la vie intérieure, toilette, cuisine, poterie culinaire, du coutume militaire, des armes offensives et défensives, et de la manière de combattre des Grecs homériques, par le même. In-12. *Berlin*, Morin. 1 Thlr.

Heyden, F. von, Die Intriguanten. Roman. 2 Theile. 8. Leipzig, Einhorn. 2 Thlr.

Koenig, H., N. Gretsch und die russische Literatur in Deutschland. Gr. 8. Hanau, König. 8 Gr.

Kröger, J. C., Reise durch Sachsen nach Böhmen und Oesterreich, mit besonderer Beziehung auf das niedere und höhere Unterrichtswesen. 2ter Theil: Böhmen. Gr. 8. Altona, Hammerich. 1 Thlr. 12 Gr.

Kröncke, C., Über Rentenanstalten. Breit gr. 8. Darmstadt, Jonghaus. 4 Gr.

Mager, Dr., Die deutsche Bürgerschule. Schreiben an einen Staatsmann. Gr. 8. Stuttgart, Sonnewald. 1 Thlr. 6 Gr.

Oldofredi-Hager, Julie Gräfin, Blüten des Gefühles. Gedichte. Gr. 12. Pesth, Kilian u. Comp. 1839. 20 Gr.

Paulus, E. Ph., Die Vorsehung oder über das Eingreifen Gottes in das menschliche Leben. Gr. 8. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 1 Thlr.

Hannöversche Phantasien und Parlamentssachen aus den Jahren 1832 bis 1836. 1ster Theil. Gr. 12. Hannover, Helwing. 1839. 20 Gr.

Ramshorn, K., Geschichte von Spanien. Für Gebildete aus allen Ständen erzählt. 3tes Bändchen: Neueste Geschichte. Mit 1 Stahlstiche. 8. Leipzig, Kollmann. 18 Gr.

Reybaud, Ch., Florita und Fabiana. Aus dem Französischen von St. Friedrich. 8. Breslau, Verlags-Comtoir. 1 Thlr.

St. Roche. Von der Verfasserin von Godwie-Castle. 3 Theile. 2te Auflage. 8. Breslau, Max u. Komp. 4 Thlr. 18 Gr.

Schulz, Otto August, Buchhändler in Leipzig, Typographia jubilans MDCCCXL. — Denkmal zur vierten Säcularfeier des Typendrucks 1840. Historisch entworfen. Artistisch ausgeführt von *Carl Louis Hirschfeld*, Buchdrucker in Leipzig. Imp.-Fol. (1 typograph. Kunstbl. mit 1 Bl. histor. Erläuterungen.) Leipzig. 5 Thlr.

Spenden der Wohlthätigkeit. Novellen und Gedichte einer Dame. Gr. 12. Berlin. 1 Thlr.

Der Staat und die Kirche im Großherzogthum Baden. Gr. 8. Carlsruhe, Artist. Institut. 6 Gr.

Stern, S., Lehrbuch der allgemeinen Grammatik. Gr. 8. Berlin, Heymann. 1 Thlr.

Weber, F. B., Handbuch der Staatswirthschaftlichen Statistik und Verwaltungskunde der Preußischen Monarchie. Gr. 8. Breslau, Max u. Comp. 3 Thlr. 12 Gr.

Wolff, O. L. B., Einhundert Bilder und Lieder. Stoffe für Musiker und Maler. Mit 1 Titelvignette. 8. Jena, Mauke. 21 Gr.

Schlesische Zustände im ersten Jahrhunderte der preußischen Herrschaft. Ein Beitrag zur Cultur und Sittengeschichte Schlesiens, in vertrauten Briefen eines dem Tode Entgegengehenden. 8. Breslau, Schulz u. Comp. 1 Thlr. 12 Gr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1840. Nr. I.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: **Blätter für literarische Unterhaltung** und **Isis** beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

Conversations-Lexikon der Gegenwart.

Ein für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Werk,
zugleich ein Supplement zur achten Auflage des Conversations-Lexikons,
sowie zu jeder frühern, zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben.

Achtzehntes Heft, Bogen 11—20 des dritten Bandes. **Kurhessen** bis **Lindner.**

Druckpapier **8** Gr.; Schreibpapier **12** Gr.; Velinpapier **18** Gr.

Kurhessen. — **Kurrer** (Wilh. Heinr. v.). — **Küstner** (Karl Theodor v.). — **Lachmann** (Karl). — **Lachner** (Franz). — **Lacroix** (Paul). — **Lacy-Evans.** — **Lafayette** (Marie Paul Joseph Roch Yves Gilbert de Motier, Marquis de). — **Lafont** (Charles Philippe). — **Lainé** (Alex.). — **Lamb** (Charles). — **Lampadius** (Wilh. Aug.). — **Lampen.** — **Landon** (Lätitia Elisabeth). — **Landwirthschaft.** — **Lang** (Friedr.). — **Lang** (Christoph Karl Friedr.). — **Langenau** (Karl Friedr. Gust., Freih. v.). — **Langenn** (Friedr. Albert v.). — **Lanner** (Joseph Franz Karl). — **Lappe** (Karl). — **Lappenberg** (Joh. Martin). — **Laroncière-Morell'scher Proceß.** — **Larra** (Don Mariano José de). — **Lassen** (Christian). — **Laube** (Heinr.). — **Laves** (Georg Ludw. Fr.). — **Lax** (Louis). — **Lebeau** (Jean Louis Joseph). — **Lebrun** (Pierre). — **Lefrén** (Johan Peter). — **Legitimismus.** — **Lehon** (Charles, Graf de). — **Leist** (Justus Christoph). — **Lenau** (Nik.), s. **Nimptsch von Strehlenau** (Nik.). — **Lennep** (David Jacob van). — **Lennep** (Jacob van). — **Lenz** (Harald Otmar). — **Leo** (Heinr.). — **Leonel Tavares** (Cabral). — **Leonhard** (Karl Cäsar v.). — **Leopardi** (Giacomo, Graf). — **Leopold** Karl Friedrich (Großherzog von Baden). — **Leopold** Paul Alexander (Fürst zu Lippe). — **Leopold II.** Johann Joseph Franz Ferdinand Karl (Großherzog von Toscana). — **Leopold Friedrich** (Herzog von Anhalt-Dessau). — **Lerchenfeld** (Max., Freih. v.). — **Lerminier** (Jean Louis Eugène). — **Leroux** (Pierre). — **Lessing** (Karl Friedr.). — **Lessing** (Ludw.) — **Letronne** (Jean Antoine). — **Leuchtenberg.** — **Leupold** (Joh. Michael). — **Levezow** (Jakob Andreas Konrad). — **Lewald** (Joh. Aug.). — **Lichtbilder.** — **Lichtenberg** (Ludw. Christian Christoph, Freih. v.). — **Lieber** (Franz). — **Liebig** (Justus). — **Liebner** (Karl Theodor Albert). — **Lindberg** (Jak. Christian). — **Linde** (Justin Timotheus Balthasar). — **Linde** (Samuel Gottlieb). — **Lindner** (Friedr. Ludw.). — **Lindner** (Fridr. Wilh.).

Leipzig, im Januar 1840.

F. A. Brockhaus.

Bei **Karl Wigand** in Wetzlar ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Art, M., Dr., **Replik an Herrn Dr. C. Th. Becker in Halle** gegen seinen Aufsatz in den Hällischen Jahrbüchern über meine pädagogischen Beiträge, ein Anhang zu den letztern. Gr. 8. Geh. 4 Gr.

Wetzlarsche Beiträge für Geschichte und Rechtsalterthümer. Im Namen des Vereins herausgegeben von Dr. P. Wigand. 4tes Heft. Gr. 8. Geh. 8 Gr.

Aus diesem Hefte wurde besonders abgedruckt:

Nebel, Prof. Dr., **Geschichte und Beschreibung des Schlosses Gleiberg.** Gr. 8. Geh. 2 Gr.

Wigand, P., Dr., **Geschichte des Domes zu Wetzlar.** Gr. 8. Geh. 4 Gr.

Astronomische Beobachtungen auf der königl. Universitäts-Sternwarte in Königsberg, von **F. W. Bessel.** XIX. Abtheilung, vom 1. Januar bis 31. December 1833.

Diese Abtheilung enthält, außer den fortlaufenden Beobachtungen mit dem Meridiankreise, zahlreiche Reihen von Messungen mit dem Heliometer, welche die Satelliten des Saturns und Jupiters, und diese Planeten selbst betreffen. Auch enthält sie die Reduction der in den Jahren 1830—34 beobachteten Sonnenörter.

Der Preis jeder Abtheilung ist 2 Thlr. Preuß. Cour.; die Abtheilungen I—XV werden aber Käufern, welche sie sämmtlich verlangen, für 20 Thlr. erlassen. Um etwas davon zu erlangen, muß man entweder der **Rein'schen Buchhandlung** in Leipzig, oder der königl. Universitätskasse in Königsberg den festgesetzten Preis zahlen.

Die Societät für wissenschaftliche Kritik zu Berlin hat unter den neuerdings eingetretenen Umständen beschlossen, ihre Jahrbücher auch fernerhin erscheinen zu lassen, und glaubt dieselbe bei dieser Gelegenheit hinsichtlich der von ihr zu liefernden Beurtheilungen, eine grössere Vollständigkeit der anzuzeigenden Werke, sowie eine vielseitigere Vertretung der verschiedenen wissenschaftlichen Richtungen verheissen zu können.

Als Verleger dieser Zeitschrift haben wir nur hinzuzufügen, dass von derselben wie bisher jährlich, ausschliesslich der Anzeigeblätter, 120 Druckbogen in Grossquart herauskommen, und nach Verlangen der Abonnenten denselben in wöchentlichen oder monatlichen Lieferungen zugesendet werden. Der Preis des Jahrgangs bleibt wie bisher 12 Thaler. — Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Berlin, den 6ten December 1839.

Duncker und Humblot.

Verlagsbericht der Jahre 1838 und 1839

der Buchhandlung J. G. Ritter von Mösle's Witwe und Braumüller in Wien.

Barth-Barthenheim, Das Ganze der östreichischen politischen Administration mit vorzüglicher Rücksicht auf das Erzherzogthum Östreich unter der Enns. — Auch u. d. T.: Die politischen Rechtsverhältnisse der östreichischen Staatsbewohner. Gr. 8. 5 Thlr. 20 Gr.

Becher, Dr. Siegfried, Das östreichische Münzwesen vom Jahr 1524—1838 in historischer, statistischer und legislativer Hinsicht mit besonderer Berücksichtigung des allgemeinen deutschen Reichsmünzsystems, der Münzverhältnisse fast aller in Europa während dieser Zeit cursirenden Gold-Silber- und Kupfergeldsorten und ihrer Valvirung nach dem östreichischen Münzfuße. Gr. 8. 3 Bände. Brosch. 5 Thlr. 8 Gr.

— —, Allgemeine Geographie zum Gebrauche für die Jugend. 1840. Brosch. Gr. 8. 18 Gr.

Bischoff, Dr. J. R., Grundzüge der Naturlehre des Menschen. Von seinem Werden bis zum Tode. Mit vorzüglicher Hinsicht auf die praktische Medicin bearbeitet. Gr. 8. 3 Thlr. 16 Gr.

Clairmont, K. G., Syntaxis der englischen Sprache in dreißig Lectionen eingetheilt, durch Beispiele und Übungen erläutert, vorzüglich für den Selbstunterricht bearbeitet. Gr. 8. Brosch. 1 Thlr. 8 Gr.

— —, Schlüssel zu den Übungen in Clairmont's Syntaxis, wodurch jeder Schüler seine Fehler ohne Hülfe eines Lehrers ausbessern kann. Gr. 8. Brosch. 12 Gr.

Fränzl, Dr. M. J., Des östreichischen Strafgesetzes über Gefällsübertretungen allgemeiner Theil, oder die §§. 1—184 und §§. 466—498 nach ihren Gründen und ihrem Zusammenhange dargestellt. Gr. 8. Brosch. 16 Gr.

Fröhlich, C. H., Der Sauerbrunnen bei Rohitsch in Steiermark. Brosch. 18 Gr.

Graßl, Dr. Ig., Das besondere Eherecht der Juden in Östreich nach den §§. 123—136 des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches. Gr. 8. Brosch. 2 Thlr.

Haimerl, Dr. F. X., Vorträge über den Concurs der Gläubiger. Gr. 8. Brosch. 1 Thlr. 8 Gr.

Helfert, Dr. J., Anleitung zum geistlichen Geschäftsstyle nach dem gemeinen und östreichischen Kirchenrechte. 3te Auflage. Gr. 8. 2 Thlr.

Herrmann, Joh., Der Schreiblehrer ohne Linien und Vorschriften; ein Buch für Jeden, der sich eine leichte und geläufige Handschrift eigen machen will. 8. Brosch. 1 Thlr.

— —, Wie ich meine Zöglinge lesen gelehrt. 8. Brosch. 8 Gr.

Jeitteles, Ig., Ästhetisches Lexikon. Enthaltend: Kunstphilosophie, Poesie, Poetik, Rhetorik, Musik, Plastik, Graphik, Architektur, Malerei, Theater. 2 Bände. Gr. 8. Brosch. 4 Thlr. 8 Gr.

Jurist, der, Eine Zeitschrift, vorzüglich für die Praxis des gesammten östreichischen Rechtes, herausgegeben von Dr. **Ig. Wildner.** 1ster Jahrgang in 2 Bänden oder 4 Heften. Gr. 8. Brosch. 4 Thlr.

Kappel, W. L., Die zur Leitung der Gefällsangelegenheiten bestellten Bezirksbehörden. 2 Bände. Gr. 8. 4 Thlr.

Karajan, Th. G. von, Frühlingsgabe für Freunde älterer Literatur. 8. Brosch. 1 Thlr.

Krauß, Anton Edler von, Geist der östreichischen Gesetzgebung zur Aufmunterung der Erfindungen im Fache der Industrie, mit vergleichenden Bemerkungen über den Geist der englischen, französischen und nordamerikanischen Gesetzgebung. Gr. 8. Brosch. 1 Thlr. 4 Gr.

Krauß, Dr. J. M., Lehre von den Ehrenkränkungen und dem Verfahren bei demselben. Gr. 8. Brosch. 1 Thlr.

Kremer, Dr. J. H. von, Das lombardisch-östreichische Lehnrecht. 2 Bände. Gr. 8. Brosch. 3 Thlr. 8 Gr.

Kreutzer, C. J., Östreichs Giftgewächse. Brosch. 8. 18 Gr.

— —, Beschreibung und Abbildung sämmtlicher eßbaren Schwämme Östreichs. Mit 8 Tafeln ausgemalter Abbildungen. 12. Brosch. 12 Gr.

Kropatscheck, Sammlung sämmtlicher Gesetze, welche unter der Regierung Kaiser Ferdinand I. in den sämmtlichen k. k. Staaten erlassen woeden sind. 1ster und 2ter Band, der ganzen Sammlung 61ster und 62ster Band. 6 Thlr. 20 Gr.

☞ Den Preis sämmtlicher 62 Bände haben wir von 140 Thlr. auf 66 Thlr. 16 Gr. ermäßigt.

Malinkowski, A. von, Handbuch zunächst für k. k. östreichische Kameralbeamte. Enthaltend: eine Darstellung der Finanzverfassung Östreichs, dann des Gewerbs- und Kameralbeamtenwesens. 3 Theile in 2 Bänden. Gr. 8. Brosch. 3 Thlr. 8 Gr.

Maly, Dr. Joseph, Die Fortschritte des bekehrten Sünders zur Vollkommenheit und die Fortschritte des unbußfertigen Sünders zum Verderben, dargestellt in 6 Passionspredigten. Gr. 8. Brosch. 16 Gr.

Paurnfeindt, Ch. J., Die östreichische Wechselordnung mit den bisher hierüber erlassenen Gesetzen und Verordnungen. Gr. 8. Brosch. 1 Thlr. 8 Gr.

Picture of Vienna containing an historical sketch of the metropolis of Austria, a complete notice of all the public institutions, buildings, galleries etc. With a map. 18. Cart. 1 Thlr. 8 Gr.

Preyß, Dr. G., Die Mutter. Eine allgemein faßliche natürliche Darstellung aller, sowol auf Erzielung einer glücklichen Entbindung, als auch auf die erste Pflege der Neugeborenen einwirkenden Verhältnisse. 8. Brosch. 16 Gr.

Preis-Herabsetzung.

Allen Freunden der Belletristik,

Leihbibliotheken und Lesezirkeln,

sowie Jedem, der Unterhaltung in guten Büchern sucht, bestens empfohlen.

Eine Sammlung grossentheils in den letztern Jahren von den ausgezeichnetsten Schriftstellern verfaßten Romane, Novellen, Theater- und Unterhaltungsschriften, welche im Ladenpreise 158⅓ Thlr. kosten, erlassen wir bis Ostern 1840

117 Bände, zusammen für 36 Thlr.

Wer die ganze Sammlung nicht nehmen will, und einzelne Werke wählt, zahlt

für Werke, deren Ladenpreis	**100** Thlr. ist, nur	**25**	Thlr.
„	**50** „	**18**	„
„	**30** „	**12**	„
„	**20** „	**9**	„
„	**15** „	**7½**	„

Den Werth der Schriften verbürgen die Namen der Autoren: **W. Alexis, Apel, Balzac, Blum, Bouilly, Fouqué, Förster, Kuhn, Lessing, Moore, Müchler, Nicolai, Oehlenschläger, Pigault-Lebrün, Seävola, Scott, Tiedge, Tromlitz, Voß, Weißenthurn, Winkelmann** rc.

Jede solide Buchhandlung liefert die Werke zu den ermäßigten Preisen, sowie auch gratis Verzeichnisse derselben.

Schlesinger'*sche Buch- und Musikhandlung in Berlin.*

Oestreichische militairische Zeitschrift. 1839.

Elftes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden.

Inhalt: I. Die Verwendung der Cavalerie. (Fortsetzung des dritten Abschnittes.) II. Der Feldzug 1707 in Spanien. (Zweiter Abschnitt.) III. Die Operationen der verbündeten Heere gegen Paris im März 1814. (Fortsetzung.) Der 28. März, 41stes Gefecht bei Claye, Ville Parisis und Montfaigle. IV. Literatur. V. Neueste Militairveränderungen. VI. Miscellen und Notizen.

Der Preis des Jahrgangs 1839 von 12 Heften ist wie auch der aller frühern Jahrgänge jeder 8 Thlr. Sächs.

Die Jahrgänge 1811—13 sind in einer neuen Auflage in vier Bänden vereinigt erschienen und kosten zusammen ebenfalls 8 Thlr. Sächs. Wer die ganze Sammlung von 1811—38 auf einmal abnimmt, erhält dieselbe um ¼ wohlfeiler.

Auch im Jahre 1840 wird diese nicht nur für Militairs, sondern auch für Freunde der Geschichte höchst interessante Zeitschrift wie bisher und um denselben Preis erscheinen.

Von dem Unterzeichneten ist diese Zeitschrift durch alle Buchhandlungen um die genannten Preise zu beziehen.

Wien, den 10. December 1839.

F. G. Heubner,
Buchhändler.

Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen gratis zu erhalten:

Verzeichniss einer Sammlung von guten ältern und neuern Werken in französischer, italienischer, englischer, spanischer, griechischer, lateinischer und deutscher Sprache, welche ***zu sehr bedeutend ermässigten Preisen*** durch jede Buchhandlung zu beziehen sind. Erste Fortsetzung. Gr. 8.

Auf den Haupt-Katalog, welcher wegen seiner Reichhaltigkeit an seltenen und werthvollen Werken älterer und neuerer Zeit alle Beachtung verdient, mache ich Bücherfreunde hiermit nochmals aufmerksam und es ist derselbe ebenfalls unentgeltlich durch jede Buchhandlung zu erhalten.

Leipzig, den 17. December 1839.

C. P. Melzer.

Wohlfeile Ausgaben von

Dante, Petrarca, Tasso,

in Übersetzungen von

Kannegiesser, Förster, Streckfuss.

Eine eingetretene Concurrenz nöthigt mich, die in meinem Verlage erschienenen als ausgezeichnet anerkannten Übersetzungen von Dante's, Petrarca's und Tasso's Meisterwerken, die sich zugleich durch schöne typographische Ausstattung auszeichnen, bedeutend im Preise zu ermäßigen:

Die göttliche Komödie des Dante Alighieri. Übersetzt und erklärt von **K. L. Kannegießer. Dritte** sehr veränderte Auflage. Drei Theile. Mit Dante's Bildniß und geometrischen Plänen der Hölle, des Fegefeuers und des Paradieses. Gr. 8. 1832. Bisher 3 Thlr. **Jetzt für 1 Thlr. 12 Gr.**

Francesco Petrarca's sämmtliche Canzonen, Sonette, Ballaten und Triumphe. Übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von **K. Förster. Zweite** verbesserte Auflage. Gr. 8. 1833. Bisher 2 Thlr. 6 Gr. **Jetzt für 1 Thlr. 4 Gr.**

Torquato Tasso's Befreites Jerusalem. Übersetzt von **K. Streckfuß. Zweite** verbesserte Auflage. Zwei Bände. Gr. 12. 1835. Bisher 2 Thlr. **Jetzt für 1 Thlr.**

(Von der ersten Auflage dieser Übersetzung, mit gegenüberstehendem Originaltext, sind noch einige Ex. vorräthig, die ich für 18 Gr. erlasse.)

Wer diese drei Werke, die im Ladenpreise 7 Thlr. 6 Gr., im herabgesetzten Preise 3 Thlr. 16 Gr. kosten, zusammennimmt, erhält sie für drei Thlr.

Leipzig, im Januar 1840.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1840. Nr. II.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

Abfertigung.

Auf mein unparteiisches Wort über die von dem Bibliographischen Institut in Hildburghausen herausgegebenen Donau-Ansichten hat dasselbe eine sogenannte Gegenerklärung erlassen, in der es zwar der Hauptsache nach meine Angaben bestätigt, doch aber von Injurien spricht, und dadurch mich nöthigt, noch einmal auf diesen widerlichen Gegenstand zurückzukommen. Es wird darin auch von Pferdefuß, elenden Nachäffungen u. dgl. m. gefaselt, aber es galt ja Thatsachen zu widerlegen, die vor Jedermanns Augen liegen, und nicht mit hochtrabenden, vornehm thuenden Worten und hohlen Phrasen herumzuwerfen, aus denen am Ende doch nur das Geständniß hervorgeht: daß die sehr unmanierlich angekündigten Donau-Ansichten denn wirklich nachgestochen sind. Zugleich fällt die Beschuldigung des gedachten Instituts, als hätte ich durch meine Erklärung nur auf ein eignes, dem seinigen nachgeäfftes Unternehmen aufmerksam machen wollen, in Nichts zurück: denn ich speculire durchaus nicht mit literarischen und artistischen Unternehmungen; mir ist es um Wahrheit und Recht zu thun, die ohne Schmuck einherschreiten und nicht wie die Lüge sich in zierliche ausgewählte Worte kleiden!

In der ersten pomphaften Ankündigung der besagten Donau-Ansichten heißt es:

„Die Schwierigkeiten der Aufgabe, die Donau vollständig, d. h. keinen interessanten Punkt ausschließend, durch den Stahlstich zu illustriren mag es erklären, daß sie nicht früher gelöst wurde. Sie setzt allerdings Mittel und Kräfte ganz ungewöhnlicher Art voraus. Zwei Jahre haben uns bloße Vorarbeiten beschäftigt. Künstler mußten ausgesendet werden, die beiden Ufer der Donau von ihrer Quelle bis zum bessarabischen Delta zu durchwandern u. s. w. Das Resultat dieser Mission ist die merkwürdigste und interessanteste Sammlung von Zeichnungen, die jemals vereinigt wurden."

Nach dieser stattlichen Anzeige durfte jeder Unbefangene billig ein Prachtwerk erwarten, welches das um ein halbes Jahr früher begonnene Panorama der östreichischen Monarchie mit Ansichten nach Original-Zeichnungen von Th. Ender, Ed. Gurk, Fr. Barbarini, Rud. Alt u. A., von ausgezeichneten deutschen und englischen Künstlern in Stahl gestochen und mit Beschreibungen von F. C. Weidmann, Graf Joh. Mailáth u. A., bei weitem übertreffen würde. Ich selbst interessirte mich für das von dem Bibl. Inst. mit so wohlklingenden Worten angekündigte Unternehmen, da ich den vaterländischen Strom von Wien bis unterhalb Skella-Cladova selbst befahren und an den schönsten Stellen botanisirt habe; die Erinnerung an so angenehm verlebte Tage an den schönen Gestaden der Donau mußte mir also sehr willkommen sein. Aber schon die erste Lieferung enttäuschte sehr, denn die Sache ergab sich als eine elende Nachäffung des obigen Werks, und bis zur 11ten Lieferung erhalten wir nichts wie Nachstiche der längst erschienenen Lithographien nach den Zeichnungen des Hrn. Jak. Alt. — Das nahm ich denn für eine offenbare Prellerei, bei der die Unverschämtheit etwas zu weit getrieben war, und ich meinte ein so rücksichtsloses Verfahren mit der Pränumeration öffentlich bekannt machen zu müssen.

Aus der hierauf erfolgten merkwürdigen Gegenerklärung des Bibl. Inst., die zugleich das vollständige Glaubensbekenntniß desselben enthält, geht hervor: daß keine Künstler an die Donau ausgesendet wurden; daß keine zweijährigen Vorarbeiten konnten stattgefunden haben; daß die merkwürdigste Sammlung von Zeichnungen gar nicht existire; daß aber wirklich Mittel und Kräfte ganz ungewöhnlicher Art aufgewendet wurden, wie sie sich aus dem weitern Erfolge erklären.

Das Bibl. Inst. möge es doch natürlich finden, wenn wir seine Leistungen nach Dem beurtheilen, was vorliegt, nicht nach Dem bemessen, was es vielleicht einst noch zu liefern gedenkt. Es wurde dem Institut ein Portefeuille aus Brüssel und eins aus Weilar (bei Eisenach) von an Ort und Stelle aufgenommenen Ansichten zur Benutzung mitgetheilt, über deren Werth es sich dahin ausspricht, daß es, wo diese Original-Skizzen ungenügend erschienen, die trefflichen Alt'schen lithogr. Zeichnungen benutzt habe, welche, was Treue der Darstellung und malerische Auffassung angeht, bei weitem das Beste seien, was an Donaubildern vorhanden ist u. s. w. Aber dies Alles hätte das Bibl. Inst. schon früher im Prospectus zu seinen Donau-Ansichten weit besser sagen können. Aber um mit wenig Worten einen schlagenden Beweis zu führen, theile ich hier einen Brief mit, den ich jüngst über diese Angelegenheit erhalten.

„Herrn von Dorner in Presburg.

„Auf Ihre gefällige Anfrage habe ich das Vergnügen, Ihnen zu bemerken, daß von denen mir vorliegenden 11 Heften der Meyer'schen Donau-Ansichten mit 33 Stahlstichen die Ansichten Nr. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 25, 28, 31, 32, 33, meinen Zeichnungen nachgestochen sind und daß mich Herr Meyer in Hildburghausen weder um meine Einwilligung ersucht, noch mir auf mein Schreiben um eine billige Entschädigung geantwortet habe. Mit Hochachtung Dero ergebenster

„Wien, am 23. Nov. 1839. **Jakob Alt.**"

Was läßt sich auf so etwas erwiedern? kaum etwas Vernünftiges! Ich überlasse es Andern, solches Aneignen fremden Eigenthums mit dem wahren Namen zu bezeichnen. Solches Verfahren ist nicht nur bei uns, es ist auch in Deutschland schon längst geächtet, und kein Schwarm von zierlichen Redefloskeln, keine darin auch noch so gewandte Feder mag dergleichen beschönigen. Aber das in Allem gewandte Bibl. Inst. hat in der besagten Gegenerklärung selbst den vollständigsten Commentar zu diesem Treiben geliefert. Das Institut nennt es Mittel und Kräfte ganz ungewöhnlicher Art. Gewiß schön gesagt! Und weiter heißt es darin: „daß es begreiflicher Weise bei seinem Verfahren kein anderes Streben leiten konnte, als die Ansichten so vollkommen als möglich herzustellen, ohne Furcht, daß man hierin etwas Ungebührliches oder dem Unternehmen selbst an Werth Abbruch Thuendes erkennen werde."

In diesen Worten liegt wol viel Frechheit und geht zugleich das ganze Geheimniß vom Wollen und Wirken des

Bibl. Inst. hervor. Ohne Furcht, daß man hierin etwas Ungebührliches erkenne, sticht es die Alt'schen Zeichnungen nach und bietet sie als das Werk der von ihm ausgesendeten Künstler aus; — ohne Furcht bietet es eine Miniaturbibliothek der deutschen Classiker in 150 Bändchen à 2 Gr., die nicht etwa classische Stellen, Geistesblüten, Beautés, sondern ganze Theile derselben in Nachdruck enthalten, als rechtmäßige Ausgaben an; — ohne Furcht läßt es die gelungensten Bilder berühmter Künstler nachstechen; — und ohne diese Furcht unternimmt es eben Meyer's Conversations-Lexikon, das unzählig mehr enthalten soll, als alle bisher bestehenden Werke der Art. Begreiflicher Weise wird es dabei kein anderes Streben leiten, als alle bisher erschienenen reichlich auszuschreiben, um das seinige so vollkommen als möglich herzustellen. Daß dieser maßlose Inbegriff alles Wissens und Nichtwissens aus 21 Bänden mit einer chaotischen Kupferzugabe bestehen und in Lieferungen zu 22 Kr. ausgegeben werde, ist klar ausgesprochen, daß es aber vollendet 92 Fl. 24 Kr. C.-M. kosten und bei der pünktlichsten Zuhaltung einer wöchentlichen Lieferung (anfänglich nur alle 14 Tage) fünf Jahre zu seiner Herstellung brauchen werde, überläßt das Bibl. Inst. jedem Abnehmer selbst zu berechnen. Geht es dabei ebenso, wie bei der im Jahre 1835 angekündigten ausführlichen Beschreibung von Nordamerika, die vom 1. Juli 1835 an in 40—50 halbmonatlichen Lieferungen versprochen wurde und wovon seit diesen 5 Jahren nur 6 Lieferungen erschienen, deren Besitz die Abnehmer mit 1 Thlr. 12 Gr. büßten, — oder geht es damit auch nur so wie bei den Donau-Ansichten, von welchen nach der ersten Anzeige vom Jahr 1838 alle 60 Hefte binnen 2 Jahren erscheinen sollten, nach einer spätern Anzeige monatlich eine Lieferung ausgegeben werden sollte und wovon nach nun abgelaufenen 2 Jahren nur erst 11 Lieferungen fertig sind, — so dürfte das Meyer'sche Conversations-Lexikon mindestens 10 Jahre zur Vollendung gebrauchen. — Bis jetzt hat das Bibl. Inst. noch kein bedeutendes Originalwerk zu Tage gefördert, das der Wissenschaft zur Bereicherung, der Kunst zum Ruhme gereicht hätte, wohl wühlt es aber durch solche Unternehmungen mit besudelten Händen im Marke des deutschen Literaturwesens. Mit glatten, ruhmredigen Worten ist nichts gethan, wenn die Thaten den schönen Worten nur elendiglich nachhinken. Man muß nur seine Thaten reden lassen. Was vor Aller Welt Augen liegt, läßt sich auch mit der geläufigsten Zunge nicht wegdisputiren. — Das Bibl. Inst. möge in seinem Wollen und Wirken nur so fortfahren, es schändet sich nur selbst, so lange deutsche Rechtlichkeit noch gelten wird. Aber auch wir werden den Verkehr dieses Instituts nicht weiter beachten und noch weniger die zorn- und wuthentbrannten Äußerungen einer Antwort würdigen.

Presburg, am 13. December 1839.

von Dorner.

№ IV.

Neuigkeiten und Fortsetzungen,

versendet von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

1839. October, November und December.

(Nr. I dieses Berichts, die Versendungen vom Januar, Febenar und März enthaltend, findet sich in Nr. XVI des Literarischen Anzeigers; Nr. II, die Versendungen vom April, Mai und Juni, in Nr. XXIII; Nr. III, die Versendungen vom Juli, August und September, in Nr. XXXVI desselben.)

46. Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk. Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. In vier Bänden. Mit bildlichen Darstellungen und Landkarten. Dritter Band: M—R. Elfte Lieferung. — Vierter Band: S—Z. Vierte Lieferung. Gr. 4. Geh. Jede Lieferung 6 Gr.

47. Altdeutsche Blätter von ***Moritz Haupt*** und ***Heinr. Hoffmann.*** Zweiten Bandes drittes Heft. Gr. 8. 16 Gr.
 Der erste Band in 4 Heften (1835—36) kostet 2 Thlr. 4 Gr., das erste Heft des zweiten Bandes 16 Gr., das zweite Heft 12 Gr.

48. Conversations-Lexikon der Gegenwart. Sechszehntes bis achtzehntes Heft. (Itzstein—Lindner.) Gr. 8. Preis eines Heftes von 10 Bogen auf Druckp. 8 Gr., auf Schreibp. 12 Gr., auf Velinp. 18 Gr.
 Ein für sich bestehendes, in sich abgeschlossenes Werk, zugleich ein Supplement zur achten Auflage des Conversations-Lexikons, sowie zu jeder frühern, zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben.

49. **Cuvier (Baron v.),** Das Thierreich, geordnet nach seiner Organisation. Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere und Einleitung in die vergleichende Anatomie. Nach der zweiten, vermehrten Ausgabe übersetzt und durch Zusätze erweitert von **F. S. Voigt.** Fünfter Band. Gr. 8. 3 Thlr. 8 Gr.
 Dieser Band enthält die eigentlichen Insekten. Der erste Band (Säugethiere und Vögel) kostet 4 Thlr.; der zweite (Reptilien und Fische) 2 Thlr. 8 Gr.; der dritte (Mollusken) 2 Thlr. 16 Gr.; der vierte (Anneliden, Crustaceen, Arachniden und die ungeflügelten Insekten) 2 Thlr. 8 Gr.

50. Ausführliche Encyklopädie der gesammten Staatsarzneikunde. Im Vereine mit mehreren Doctoren der Rechtsgelahrtheit, der Philosophie, der Medicin und Chirurgie, mit praktischen Civil-, Militair- und Gerichtsärzten und Chemikern bearbeitet und herausgegeben von ***Georg Friedr. Most.*** Für Gesetzgeber, Rechtsgelehrte, Policeibeamte, Militairärzte, gerichtliche Ärzte, Wundärzte, Apotheker und Veterinärärzte. Elftes und zwölftes Heft. (Silberglätte—Wohnungen der Menschen.) Gr. 8. Subscriptionspreis eines Heftes von 12 *Bogen* 20 *Gr.*

51. ***Gross (Jean),*** L'eau fraiche, comme excellent diététique et admirable curatif, ou des vertus médicales de l'eau fraiche et de son usage, tant pour conserver la santé, que pour la rétablir. Ouvrage traduit de l'allemand d'après la troisième édition par l'auteur. Avec une planche. 8. Geh. 1 Thlr.

52. **Hake (A. v.),** Sophonisbe. Trauerspiel in einem Act. 8. Geh. 8 Gr.

53. Kathâ Sarit Sâgara. Die Märchensammlung des ***Sri Somadeva Bhatta*** aus Kaschmir. Erstes bis fünftes Buch. Sanskrit und Deutsch herausgegeben von ***Dr. Hermann Brockhaus.*** Gr. 8. Geh. 8 Thlr.

45. **Loebell (Joh. Wilh.),** Gregor von Tours und seine Zeit vornehmlich aus seinen Werken geschildert. Ein Beitrag zur Geschichte der Entstehung und ersten Entwickelung romanisch-germanischer Verhältnisse. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Gr.

55. Repertorium der gesammten deutschen Literatur. (Sechster Jahrgang, für das Jahr 1839.) Herausgegeben im Verein mit mehreren Gelehrten von ***Ernst Gotthelf Gersdorf.*** (Beigegeben wird: Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) Zweiundzwanzigster Band. Gr. 8. Jeder Band etwa 50 Bogen in 14tägigen Heften 3 Thlr.

56. **Raumer (Friedr. v.),** Beiträge zur neuern Geschichte aus dem britischen und französischen Reichsarchive. Dritter bis fünfter Theil.
 Auch unter dem Titel:
 Europa vom Ende des siebenjährigen bis zum Ende des amerikanischen Krieges. (1763—83.) Drei Bände. Gr. 12. Geh. 6 Thlr. 16 Gr.
 Der erste Band: Die Königinnen Elisabeth und Maria Stuart (1836), kostet 2 Thlr. 12 Gr.; der zweite Band: König Friedrich II. und seine Zeit (1836), 2 Thlr. 12 Gr.

57. **Schott (Friedr.),** Die orientalische Frage und ihre Lösung. Aus dem Gesichtspunkte der Civilisation. 8. Geh. 18 Gr.

58. Skizzen aus dem Alltagsleben. Aus dem Schwedischen. Zweites und drittes Bändchen.
Auch unter dem Titel:
Die Nachbarn. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr.
Das erste Bändchen: Die Töchter des Präsidenten (1838), kostet 1 Thlr. 16 Gr.

59. Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von **Friedr. v. Raumer.** Neue Folge. Erster Jahrgang. Gr. 12. Cart. 2 Thlr.
Die erste Folge des Historischen Taschenbuchs besteht aus zehn Jahrgängen (1830—39), die im Ladenpreise 19 Thlr. 16 Gr. kosten. Ich erlasse aber sowol den ersten bis fünften (1830—34) als den sechsten bis zehnten Jahrgang (1835—39)
zusammengenommen für fünf Thaler,
sodaß die ganze Folge **zehn Thaler** kostet. Einzeln kostet jeder dieser zehn Jahrgänge 1 Thlr. 8 Gr.

60. Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von **Dr. Franck.** Vierter Jahrgang. Mit dem Bildnisse Castelli's und drei scenischen Darstellungen. 8. Cart. 3 Thlr.
Der erste Jahrgang kostet 2 Thlr. 8 Gr., der zweite 3 Thlr., der dritte 2 Thlr. 12 Gr.

61. **Winkler (Ed.),** Vollständiges Real-Lexikon der medicinisch-pharmaceutischen Naturgeschichte und Rohwaarenkunde. Enthaltend: Erklärungen und Nachweisungen über alle Gegenstände der Naturreiche, welche bis auf die neuesten Zeiten in medicinisch-pharmaceutischer, toxikologischer und diätetischer Hinsicht bemerkenswerth geworden sind. Naturgeschichtlicher und pharmakologischer Commentar jeder Pharmakopöe für Ärzte, Studirende, Apotheker und Droguisten. In zwei Bänden. Viertes Heft. (Filicis—Holigarna longifolia.) Subscriptionspreis eines Heftes von 12 Bogen 20 Gr.

Im Verlage von **August Campe** in Hamburg ist erschienen und, sowie auch der ältere Verlag dieser Handlung, durch mich zu beziehen:

Grundriss der freien Stadt Hamburg. Entworfen von *E. F. Bernhardt*, mit Nachträgen von *R. Kerner* und *F. E. Schuback*. Mit einer Übersichtstabelle. Gr. Royalfolio. (Hamburg.) 1 Thlr. 12 Gr.

Im Preise wurden im Jahre 1839 herabgesetzt:

Döbel (H. W.), Neueröffnete Jägerpraktika. Vierte, zeitgemäß umgearbeitete Auflage. Drei Theile. Mit Abbildungen, Plänen und Vignetten. (82 Bogen.) Gr. 4. 10 Thlr. **Jetzt für vier Thaler.**
Jester (F. E.), über die kleine Jagd, zum Gebrauch angehender Jagdliebhaber. Neue, verbesserte und beträchtlich vermehrte Auflage. Vier Theile. (73 Bogen.) Gr. 8. 5 Thlr. **Jetzt für zwei Thaler.**
Winckell (G. F. D. aus dem), Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber. Zweite, vermehrte und ganz neu umgearbeitete Auflage. Drei Theile. Mit Kupfern und Musikbeilagen. (172 Bogen.) Gr. 8. 11 Thlr. **Jetzt für fünf Thaler.**
Wer sich zur Anschaffung dieser drei Werke auf einmal entschließt, dem werden dieselben, die im Ladenpreise 26 Thlr., im herabgesetzten Preise aber 11 Thlr. kosten, **für zehn Thaler** abgelassen.

Die göttliche Komödie des **Dante Alighieri.** Übersetzt und erklärt von **K. L. Kannegießer.** Dritte, sehr veränderte Auflage. Drei Theile. Mit Dante's Bildniß und geometrischen Plänen der Hölle, des Fegefeuers und des Paradieses. Gr. 8. 1832. Bisher 5 Thlr. **Jetzt für 1 Thlr. 12 Gr.**
Francesco Petrarca's sämmtliche Canzonen, Sonette, Ballaten und Triumphe. Übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von **K. Förster.** Zweite, verbesserte Auflage. Gr. 8. 1833. Bisher 2 Thlr. 6 Gr. **Jetzt für 1 Thlr. 4 Gr.**
Torquato Tasso's Befreites Jerusalem. Übersetzt von **K. Streckfuß.** Zweite, verbesserte Auflage. Zwei Bände. Gr. 12. 1835. 2 Thlr. 6 Gr. **Jetzt für 1 Thlr.**
(Von der ersten Auflage dieser Übersetzung, mit gegenüberstehendem Originaltext, sind noch einige Ex. vorräthig, die ich für 18 Gr. erlasse.)
Wer diese drei Werke, die im Ladenpreise 7 Thlr. 6 Gr., im herabgesetzten Preise 3 Thlr. 16 Gr. kosten, zusammennimmt, erhält sie **für drei Thlr.**

Unterhaltungen eines Vaters mit seinen Kindern. Nach dem Englischen von **W. Schröder.** Zwei Bändchen. Mit 51 Holzschnitten. Früher 1 Thlr. 12 Gr. **Jetzt 12 Gr.**

Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. Jahrgang 1834—38. Kl. 4. Früher 5 Thlr. **Jetzt 2 Thlr. 12 Gr.** Einzelne Jahrgänge **16 Gr.**
Früher wurde im Preise herabgesetzt:
Pfennig-Magazin. Erster bis fünfter Jahrgang. 1833—37. Kl. Fol. Früher 9 Thlr. 16 Gr. **Jetzt 5 Thlr.** Einzelne Jahrgänge **1 Thlr. 8 Gr.**
Sonntags-Magazin. Drei Bände. Früher 6 Thlr. **Jetzt 2 Thlr.**
National-Magazin. Ein Band. Früher 2 Thlr. **Jetzt 16 Gr.**

Oestreichische militairische Zeitschrift. 1839.
Zwölftes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden.

Inhalt: I. Der Feldzug 1707 in Spanien. (Dritter und letzter Abschnitt.) II. Die Verwendung der Cavalerie. (Vierter und letzter Abschnitt.) III. Die Operationen der verbündeten Heere gegen Paris im März 1814. (Fortsetzung.) Der 29. März: 42. Gefecht bei Bondy le Bourget und Aubervilliers. IV. Wellington's militairische Papiere: 1. Die Schlacht bei Toulouse; 2. Die Schlacht bei Waterloo. V. Literatur. VI. Kartenankündigung. VII. Neueste Militairveränderungen.

Der Preis des Jahrgangs 1839 von 12 Heften ist wie auch der aller frühern Jahrgänge jeder 8 Thlr. Sächs.

Die Jahrgänge 1811—13 sind in einer neuen Auflage in vier Bänden vereinigt erschienen und kosten zusammen ebenfalls 8 Thlr. Sächs. Wer die ganze Sammlung von 1811—38 auf einmal abnimmt, erhält dieselbe um ¼ wohlfeiler.

Auch im Jahre 1840 wird diese nicht nur für Militairs, sondern auch für Freunde der Geschichte höchst interessante Zeitschrift wie bisher und um denselben Preis erscheinen.

Von dem Unterzeichneten ist diese Zeitschrift durch alle Buchhandlungen um die genannten Preise zu beziehen.

Wien, den 30. December 1839.

F. G. Heubner,
Buchhändler.

In der **Schweighauser**'schen Buchhandlung in Basel ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Streuber, Guil. Theod., Phil. Dr., De Q. Horatii Flacci ad Pisones Epistola. Commentatio ex decreto amplissimi philosophorum ordinis Basiliensis praemio ornata. Preis 48 Kr., oder 12 Gr.

Horazens Brief an die Pisonen ist von jeher ein Gegenstand der scharfsinnigsten Untersuchungen erleuchteter Alterthumsforscher gewesen und von den verschiedensten Seiten aufgefaßt worden. Der Hr. Verfasser hat die wichtigsten der aufgestellten Ansichten und Vergleichungen gewürdigt, seine eigene zu begründen versucht und die Genugthuung gehabt, seine Arbeit von der philosophischen Facultät der Universität Basel gekrönt zu sehen. Wir zweifeln daher nicht, daß diese Schrift sowol den Philologen vom Fach als auch allen Verehrern des Horaz und der Dichtkunst willkommen sein wird.

Bei *J. J. Weber* in *Leipzig* ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

BIBLIOTHECONOMIE

oder

Lehre von der Anordnung, Bewahrung und Verwaltung der Bibliotheken.

Aus dem Französischen des *L. A. Constantin.*

Elegant gebunden. Mit 6 lithographirten Tafeln. Preis 1 Thlr. 8 Gr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Neuer Nekrolog

der Deutschen. Sechzehnter Jahrgang. Enthaltend die Lebensbeschreibungen und Notizen von 1570 im Jahre 1838 verstorbenen denkwürdigern Deutschen. 2 Theile. Mit 2 Portraits. 76 Bogen stark. 8. Weimar, **Voigt.** Geheftet. 4 Thlr., oder 7 Fl. 12 Kr.

Von den vielen denkwürdigen Personen, die Deutschland im Jahre 1838 verloren hat und von denen hier die Lebensbeschreibungen geliefert werden, nennen wir hier zuerst den Fürsten **Wrede**, den Grafen **Montgelas**, den Staatsminister **Winter**, den Grafen **Sternberg**, den Präsident **v. Rudhart**, den Dichter **v. Chamisso**, den Componist **Ries**, den Hofrath **Pölitz**. Außerdem sind noch bemerkenswerth unter den fürstlichen Personen: **Prinz Maximilian** von Sachsen, **Landgraf Friedrich** von Hessen und der **Erbprinz Konstantin** von Löwenstein-Wertheim; — unter den Staatsmännern: **v. Klewitz**, Großkanzler **v. Beyme**, Reichsburggraf zu **Dohna**, die Präsidenten **v. Haselberg**, **Mylius**, **Pinder** und **Wurmb v. Zink** in Naumburg, **Gärtner** in Trier, die Bürgermeister **Thomas** in Frankfurt und **v. Sporschil** in Prag, die geheimen Räthe **v. Linck** und **v. Moll** in Augsburg, **v. Meyerfeld** in Marburg, **v. Bassewitz** in Schwerin, **v. Weisker** in Schleiz, Staatsrath **v. Buchholz** in Wien, Appellationsrath **v. Oeking** in München, **Wieland** in Basel, **v. Reinhold** in Hamburg, **Kiefer** in Stuttgart, **v. Gersdorf** in Bautzen; — unter den Diplomaten und Hofleuten: **v. Eckendorff** in Stuttgart, **v. Strachwitz** in Köthen, **v. Gall** in Oldenburg, **v. Hauch** in Kopenhagen; — unter den Generalen: **v. Borcke** in Königsberg, **v. Barnekow**, **v. Pirch**, **v. Starkenfels** in Berlin, **v. Reichlin-Meldegg** in Augsburg, **v. Nostitz** in Königstein, **v. Schäffer** in Worms, **v. Follenius** in Darmstadt, **v. Dalwigk** in Hanau, **v. Berger** in Hanover, **v. Kamptz** in Schwerin, **Wardenburg** in Oldenburg; — unter den Medicinern: **Rinna v. Sarenbach** in Wien, **Schulz** und **Stüler** in Berlin, **v. Loë** in München, **Pickel** in Würzburg; — unter den Theologen: **Pott** in Göttingen, **Küster** in Berlin, **Krummacher** in Elberfeld, **Seidel** in Nürnberg, **Chodowiecki** in Schwedt, **Sextro** in Hanover, **Palmer** in Gießen, **Schüler** in Hersfeld; — unter den akademischen Lehrern: **Heinrich** und **Nacke** in Bonn, **Reeum** und **Bartels** in Berlin, **Wachler** in Breslau, **Lips** in Marburg, **Hartmann** in Rostock, **Hipp** in Hamburg; — unter den Schulmännern: **Snell** in Wiesbaden, **Schürmann** in Remscheid, **Gedicke** in Leipzig und **Hauer** in Quedlinburg; — unter den Naturforschern: **v. Herder** in Freiberg; unter den Frauen **Freiin v. Bayerstorff**, **Johanna Schopenhauer**, **Anna Milder**, Äbtissin **v. d. Wense.**

☞ **Um die Anschaffung des Ganzen zu erleichtern, sollen die ersten 10 Jahrgänge (20 Bände), deren Preis eigentlich 40 Thlr. ist, für 10 Thlr. preuß. Cour. (17 Fl. 30 Kr.), wenn man sie complet nimmt, abgegeben werden, und sind dafür durch alle Buchhandlungen zu beziehen.**

Neue Italienische Sprachlehre.

Bei **Th. Chr. Fr. Enslin** in **Berlin** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Praktische

Italienische Sprachlehre

oder

leichtfaßlicher Unterricht in der Italienischen Sprache, nach den einfachsten, durch viele Beispiele erläuterten Regeln, nebst Deutschen und Italienischen Übungen.

Zum Schul- und Privatgebrauch

von

Dr. August Ife,

Lehrer der Italienischen und Franz. Sprache und Literatur in Berlin.

20 Bogen im größten Octavformat. Brosch. 21 Gr.

Dem Titel entsprechend, hat der durch seine übrigen literarischen Arbeiten rühmlichst bekannte Hr. Verfasser der hier angezeigten Italienischen Sprachlehre besonders den praktischen Theil derselben vor Augen gehabt, ohne jedoch dabei den theoretischen unbeachtet zu lassen. Die ebenso bestimmt als klar vorgetragenen Regeln sind von mustergültigen Beispielen begleitet, und jede derselben durch an den Rand gedruckte Buchstaben so deutlich bezeichnet, daß der Lernende sie nicht blos leicht auffassen, sondern selbige bei Übersetzung der deutschen Aufgaben auch richtig anzuwenden wissen wird. Sehr zweckmäßig hat der Verf. in den italienischen Übungen auf die wichtigsten Regeln der Syntax hingewiesen, und hierdurch, sowie durch ein angehängtes Namen- und Sachregister, seinem Lehrbuch gewiß einen wesentlichen Vorzug vor den meisten andern italienischen Sprachlehren gegeben. Da sich nun diese Grammatik auch durch schönen und correcten Druck sehr empfiehlt, so dürfte sie wol bald gerechte Anerkennung und hoffentlich auch den ihr zu wünschenden Eingang in Schulen und Erziehungsanstalten finden, für welche die Verlagshandlung, bei dem ohnehin höchst mäßigen Preise, noch außerdem besondere Vortheile zu gewähren sich bereit erklärt.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1840. Nr. III.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1839 bei

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

1. Analekten für Frauenkrankheiten, oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Vereine praktischer Ärzte. Erster Band und zweiten Bandes erstes und zweites Heft. Gr. 8. 1837—39. Geh. 4 Thlr.

2. **Barthels (Friedr.),** Die naturgemäße Behandlung der Schafwolle durch schwanenweiße Wäsche vor der Schur, oder das Bleichen der Wolle und die Kräftigung des thierischen Organismus zur Erhöhung der Eigenschaften der Wolle ohne Benutzung fremdartiger Stoffe. Nach vielfachen eigenen Versuchen und Erfahrungen bearbeitet. Mit 10 lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

3. Bericht vom Jahre 1839 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von **Karl August Espe.** Gr. 8. Geh. 10 Gr.

   Die Berichte von den Jahren 1835—38 kosten jeder 10 Gr.

4. Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Eine Übersicht der Literatur Deutschlands, wie der bedeutendern Schriften des Auslandes, nebst Angabe künftig erscheinender Werke und andern auf den literarischen Verkehr bezüglichen Mittheilungen und Notizen. Mit Register. Vierter Jahrgang. 1839. 52 Nummern. Gr. 8. 3 Thlr.

   Jahrgang 1836 kostet 2 Thlr. 16 Gr.; Jahrgang 1837 und 1838 jeder 3 Thlr.

5. Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk. Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. In vier Bänden. Mit bildlichen Darstellungen und Landkarten. Gr. 4. Geh.

   Erster Band in zwölf Lieferungen: A—E. Mit [illegible] Abbildungen und 17 Landkarten. 1837. 3 Thlr.

   Zweiter Band in vierzehn Lieferungen: F—L. Mit 308 Abbildungen und 11 Landkarten. 1838. 3 Thlr. 8 Gr.

   Dritter Band: M—R. Erste bis elfte Lieferung. Jede Lieferung 6 Gr.

   Vierter Band: S—Z. Erste bis vierte Lieferung. Jede Lieferung 6 Gr.

   Die Beendigung des Bilder-Conversations-Lexikons ist baldigst zu erwarten, da der dritte und vierte Band gleichzeitig gedruckt werden.

6. Altdeutsche Blätter von ***Moritz Haupt*** und ***Heinr. Hoffmann.*** Erster Band und zweiten Bandes erstes bis drittes Heft. Gr. 8. 1835—39. Geh. 4 Thlr.

7. Blätter für literarische Unterhaltung. Jahrgang 1839. 365 Nummern. Nebst Beilagen. Gr. 4. 12 Thlr.

8. ***Busch (Dietr. Wilh. Heinr.),*** Das Geschlechtsleben des Weibes in physiologischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht dargestellt. Erster Band. Physiologie und allgemeine Pathologie des weiblichen Geschlechtslebens. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Gr.

9. **Cobbett's (William)** englische Sprachlehre. Mit steter Hinweisung auf die deutsche Sprache, und mit Erläuterung der Vorbegriffe aus der allgemeinen Sprachlehre für Deutsche bearbeitet, für Schulen, zum Privat- und Selbstunterricht eingerichtet, mit mancherlei Übungsstücken und einem besondern Anhange für Kaufleute begleitet von **Dr. F. H. Kaltschmidt.** Zweite umgearbeitete Auflage. Gr. 8. 18 Gr.

   Lehrern der englischen Sprache, die sich, bevor sie diese Sprachlehre einführen, noch näher damit vertraut machen wollen, gebe ich gern ein Exemplar gratis, wenn sie sich direct oder durch irgend eine Buchhandlung an mich wenden.

10. Conversations-Lexikon der Gegenwart. In vier Bänden. Erstes bis achtzehntes Heft. (Aal—Lindner.) Gr. 8. Preis eines Heftes von 10 Bogen auf Druckp. 8 Gr., auf Schreibp. 12 Gr., auf Velinp. 18 Gr.

    Mit dem achten Hefte war der erste Band und mit dem sechszehnten Hefte der zweite Band dieses für sich bestehenden, in sich abgeschlossenen Werkes beendigt, das aber zugleich ein Supplement bildet zur achten Auflage des Conversations-Lexikons, sowie zu jeder frühern Auflage, allen Nachdrucken und Nachbildungen.

    Die achte Originalauflage des Conversations-Lexikons in zwölf Bänden, wovon ein neuer Abdruck erschienen, ist fortwährend zu den Subscriptionspreisen von 16 Thlr. auf Druckpapier, 24 Thlr. auf Schreibpapier und 36 Thlr. auf Velinpapier zu erhalten. Auch ist sie durch jede Buchhandlung in einem neuen Abonnement, in das zu jeder Zeit eingetreten werden kann, in einzelnen Bänden zu den Preisen von 1 Thlr. 8 Gr. auf Druckpapier, 2 Thlr. auf Schreibpapier und 3 Thlr. auf Velinpapier zu beziehen.

11. Universal-Register zur achten Auflage des Conversations-Lexikons. Enthaltend in alphabetischer Folge eine Nachweisung der selbständigen Artikel dieses Werkes, sowie auch aller in andern Artikeln behandelten Personen und

Gegenstände. Gr. 8. Auf Druckp. 16 Gr., auf Schreibp. 1 Thlr., auf Velinp. 1 Thlr. 12 Gr.

12. **Cuvier (Baron v.)**, Das Thierreich, geordnet nach seiner Organisation. Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere und Einleitung in die vergleichende Anatomie. Nach der zweiten, vermehrten Ausgabe übersetzt und durch Zusätze erweitert von **F. S. Voigt**. Erster bis fünfter Band. Gr. 8. 1831—39. 14 Thlr. 16 Gr.

Der erste Band (Säugethiere und Vögel) kostet 4 Thlr.; der zweite (Reptilien und Fische) 2 Thlr. 8 Gr.; der dritte (Mollusken) 2 Thlr. 16 Gr.; der vierte (Anneliden, Crustaceen, Arachniden und die ungeflügelten Insekten) 2 Thlr. 8 Gr.; der fünfte (die eigentlichen Insekten) 3 Thlr. 8 Gr.

13. Darstellung der Landwirthschaft Großbritanniens in ihrem gegenwärtigen Zustande. Nach dem Englischen bearbeitet von **A. G. Schweitzer**. In zwei Bänden. Erster Band. Mit 55 eingedruckten Holzschnitten. Gr. 8. Geh. 5 Thlr. 4 Gr.

Die erste Abtheilung mit 36 Holzschnitten kostet 1 Thlr. 12 Gr., die zweite Abtheilung mit 19 Holzschnitten 1 Thlr. 16 Gr.

14. Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste, in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von **J. S. Ersch** und **J. G. Gruber**. Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. 1818—39. Cart.

Erste Section, A—G, herausgegeben von J. G. Gruber. Erster bis zweiunddreißigster Theil.

Zweite Section, H—N, herausgegeben von A. G. Hoffmann. Erster bis sechszehnter Theil.

Dritte Section, O—Z, herausgegeben von M. H. E. Meier und L. F. Kämtz. Erster bis zwölfter Theil.

Der Pränumerationspreis ist für jeden Theil in der Ausgabe auf Druckp. 3 Thlr. 20 Gr., auf Velinp. 5 Thlr., auf extrafeinem Velinp. im größten Quartformat (Prachtex.) 15 Thlr.

Für den Ankauf des ganzen Werkes, sowie auch einer Anzahl einzelner Theile zur Ergänzung unvollständiger Exemplare, gewähre ich die billigsten Bedingungen.

15. Ausführliche Encyklopädie der gesammten Staatsarzneikunde. Im Vereine mit mehreren Doctoren der Rechtsgelahrtheit, der Philosophie, der Medicin und Chirurgie, mit praktischen Civil-, Militair- und Gerichtsärzten und Chemikern bearbeitet und herausgegeben von ***Georg Friedr. Most***. Für Gesetzgeber, Rechtsgelehrte, Policeibeamte, Militairärzte, gerichtliche Ärzte, Wundärzte, Apotheker und Veterinärärzte. Erstes bis zwölftes Heft. (Aal — Wohnungen der Menschen.) Gr. 8. 1838—39. Subscriptionspreis eines Heftes von 12 Bogen 20 Gr.

Von dem Herausgeber erschien bereits in meinem Verlage:

Encyklopädie der gesammten medicinischen und chirurgischen Praxis mit Einschluss der Geburtshülfe, der Augenheilkunde und der Operativchirurgie. Im Verein mit mehreren praktischen Ärzten und Wundärzten herausgegeben. Zweite stark vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Bände. Gr. 8. 1836—37. 10 Thlr.

—— Supplement zur ersten Auflage, enthaltend die Verbesserungen und Zusätze der zweiten Auflage. Gr. 8. 1837. 2 Thlr. 12 Gr.

Versuch einer kritischen Bearbeitung der Geschichte des Scharlachfiebers und seiner Epidemien von den ältesten bis auf unsere Zeiten. Zwei Bände. Gr. 8. 1826. 3 Thlr.

Über Liebe und Ehe in sittlicher, naturgeschichtlicher und diätetischer Hinsicht, nebst einer Anleitung zur richtigen physischen und moralischen Erziehung der Kinder. Dritte, völlig umgearbeitete, stark vermehrte und verbesserte Auflage. 8. 1837. 1 Thlr. 8 Gr.

16. Ikonographische Encyklopädie oder bildliche Darstellung aller Gegenstände der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe. Unter Mitwirkung der Herren: Hofrath und Leibarzt Prof. Dr. *v. Ammon* in Dresden; Prof. Dr. *Dieffenbach* in Berlin; Leibarzt Dr. *Grossheim* in Berlin; Geh.-Rath Prof. Dr. *Jüngken* in Berlin; Geh.-Rath Prof. Dr. *Kluge* in Berlin; Geh.-Rath Prof. Dr. *Trüstedt* in Berlin besorgt und herausgegeben von ***Dr. Friedr. Jak. Behrend***. Erste Abtheilung: Nicht-syphilitische Hautkrankheiten.

Auch unter dem Titel:

Ikonographische Darstellung der nicht-syphilitischen Hautkrankheiten. Mit darauf bezüglichem systematischem Texte. Unter Mitwirkung des Herrn Geheimrath Dr. *Trüstedt* besorgt und herausgegeben von ***Dr. Friedr. Jak. Behrend***. 30 Tafeln Abbildungen und 28 Bogen Text. Sechs Lieferungen. Grossfolio. 12 Thlr.

Die zweite Abtheilung: Knochenbrüche und Verrenkungen, wird im Jahr 1840 erscheinen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Soeben erschien:

Der Freihafen.
1840.

1stes Quartalheft.

8. Altona, **Hammerich**. Geh. 1½ Thlr.

Inhalt:

I. Briefe aus Grafenort, von **Karl v. Holtei**.
II. Das Element des Wassers, von **C. G. Carus**.
III. Über den Conflict der geistigen und der materiellen Interessen, von **Dr. H. Schmidt**.
IV. Der Naturforscher. Novelle von **Amalie Winter**.
V. Östreichische Gesellschaft und Aristokratie.
VI. Zeitbewegungen in der Medicin, von Prof. **Werber** in Freiburg.
VII. Das Volksprincip in Wallis, von **W. v. R.**
VIII. Der Kosciuszko-Hügel bei Krakau, von **Dr. Theodor Mundt**.
IX. Städteleben und Königsthum im *alten und neuen* Frankreich, von **Eduard Arnd**.
X. Die Kiehl'sche Töchterstiftung, von **L. Mühlbach**.
XI. Hanseatische Briefe, Literarische Notizen u. s. w.

Mit diesem Hefte beginnt der 3te Jahrgang des Freihafens. Wie sehr es der Redaction gelungen ist, die Lieblingsschriftsteller unserer Nation zu vereinigen, davon liefern die bisher erschienenen 9 Quartalhefte den Beweis; auch hat diese Zeitschrift bereits in allen Theilen Deutschlands den **lebhaftesten** Anklang gefunden.

Sämmtliche Buchhandlungen in Deutschland, Östreich, der Schweiz, Ungarn, Rußland u. s. w. haben den Freihafen stets vorräthig.

Die Fortsetzung eines wichtigen Werks:

Dr. J. G. Th. Grässe,
Lehrbuch einer
allgemeinen Literärgeschichte

aller bekannten Völker der Welt von der *ältesten* bis auf die neueste Zeit. Zweiten Bandes zweite Abtheilung, die Geschichte der Literatur der Araber, Perser, Türken, Syrer, Juden, Chinesen, Griechen, Italiener, Engländer, Franzosen, Deutschen, Spanier &c. vom Untergange des weströmischen Reichs bis zur Zerstörung des oströmischen Kaiserthums. Gr. 8. 2 Thlr.

ist in der Arnold'schen Buchhandlung in Dresden und Leipzig erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen. Der 1ste Band in 2 Abtheilungen kostet 7 Thlr., die 1ste Abtheilung des 2ten Bandes 2 Thlr. 12 Gr.

Durch alle Buchhandlungen ist von uns zu beziehen:

ECHO.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und Leben in Italien.

Achter Jahrgang.
1840.
Mailand.

Zwölf monatliche Hefte à 6—7 Bogen, inclusive einer Beilage, des **„Notizenblattes“**. 8. Geh.
Preis des completen Jahrgangs 6 Thlr. 16 Gr.

Hinsichtlich der Tendenz und Ausführung dieser Zeitschrift verweisen wir auf eine in Nr. 8 der diesjährigen „Blätter für literarische Unterhaltung“ befindliche Kritik und erlauben uns insbesondere Alle, welche sich für Italien interessiren, auf dieses Journal aufmerksam zu machen.

Leipzig, im Januar 1840.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.
(*A Paris:* même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

In der **Weidmann**'schen Buchhandlung in Leipzig sind kürzlich erschienen:

Sexti Pompei Festi

de verborum significatione quae supersunt cum Pauli epitome
emendata et annotata
a
Carolo Odofredo Muellero.
Gr. 4. Preis 5⅓ Thlr.

Observationes

criticae et grammaticae
in
Quinti Smyrnaei
Posthomerica.
Scripsit
Franciscus Spitzner.
Gr. 8. Preis 2 Thlr.

Botanik.

Heute wurde an die Subscribenten versendet:

Deutschlands Flora, mit naturgetreuen charakteristischen Abbildungen aller ihrer Pflanzenarten in natürlicher Größe nach Originalzeichnungen auf Kupfertafeln, vom Hofrath Ludwig Reichenbach. Hefte 13, 14, 15.

Diese drei Hefte enthalten die neueste vollständigste Monographie der deutschen Veilchen, mit ihren 36 wahren Arten und einer Menge Varietäten und Abarten, auf 23 Kupfertafeln. Eine Menge Irrthümer in Localflora werden berichtigt. Es werden zunächst geliefert: die Familie der Cistenrosen, von denen sich bereits 7 Tafeln im 15ten Hefte befinden, sowie ferner die reiche Familie der Ranunkeln mit ihren schönen Arten.

Leipzig, den 3. Januar 1840.

Friedrich Hofmeister.

Bei **Adolf Krabbe** in Stuttgart ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Dichter und Kaufmann.

Ein Lebensgemälde
von
Berthold Auerbach.
2 Bände. Velinpapier. Eleg. brosch. 3 Thlr.

In dem Roman „Dichter und Kaufmann“, einer poetischen Biographie des jüdischen Dichters Ephraim Kuh, eines Zeitgenossen und Freundes von Lessing und Mendelssohn, hat sich der Verfasser des „Spinoza“ zur Aufgabe gemacht, den Kampf einer reichbegabten Natur mit den jüdischen Verhältnissen zu schildern, wie sie noch am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts in Deutschland bestanden. Daß der Verfasser dieser Aufgabe gewachsen war, hat er schon durch seinen Roman „Spinoza“ bewiesen, zu welchem diese neue Arbeit ein Seitenstück bildet.

Im Verlage von **T. Trautwein** in Berlin erschien soeben:

Eine kurtze Comedien

von der Geburt des Herrn Christi.

Von den Prinzen und Prinzessinnen des Churfürstlichen Hofes im Jahre 1589 in Berlin aufgeführt.

Nach der auf der königl. Bibliothek in Berlin befindlichen Handschrift getreu nebst geschichtlicher Einleitung herausgegeben von **Dr. G. Friedländer,** Custos der königl. Bibliothek in Berlin.

Gr. 8. auf Velinp. Eleg. cart. Preis 16 Gr.

(Auch ist eine kleine Anzahl von Exemplaren in größerm Format auf Kupferdruck-Velinpapier gedruckt worden und in schönem Einbande à 1 Thlr. 16 Gr. zu haben.)

Über das mehrseitige Interesse, welches diese Publication erregt, haben sich die berliner öffentlichen Blätter mit großer Anerkennung ausgesprochen.

Auffoderung

zu Geldbeiträgen für Bücherankäufe nach Griechenland.

Von den frühern Fesseln des politischen Lebens ist Griechenland befreit, aber noch liegt auf dem Volke die Nacht der Unwissenheit. Wohl fühlet es diesen drückenden Zustand, doch vermögen Volk und Land mit eigenen Mitteln nur wenig dagegen zu thun. Hauptsächlich und zunächst fehlt es zum Zwecke der Aufklärung in Griechenland an Büchern; und diesem Mangel nach Kräften abzuhelfen, ist Recht und Pflicht Derer, die die Wohlthaten der Aufklärung zu würdigen wissen. Und so bitten wir Alle, die sich dieses Rechtes und dieser Pflicht wahrhaft bewußt sind, dies zu bethätigen, indem sie uns Geldbeiträge zu Erreichung jenes Zweckes einhändigen.

Leipzig, den 1. Januar 1840.

Dr. jur. **Theodor Kind,** Assessor der Juristenfacultät.
Dr. **G. A. Koch,** Oberlehrer an der Thomasschule.
A. Westermann, Prof. der griech. und röm. Literatur.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1840. Nr. IV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1839 bei

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. III.)

17. Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg, verwitwete Gräfin von Bernstorf. 8. Geh. 16 Gr.
Besonderer Abdruck aus dem Jahrgang 1839 des Taschenbuchs „Urania".

18. **Gross (Jean),** L'eau fraiche, comme excellent diététique et admirable curatif, ou des vertus médicales de l'eau fraiche et de son usage, tant pour conserver la santé, que pour la rétablir. Ouvrage traduit de l'allemand d'après la troisième édition par l'auteur. Avec une planche. 8. Geh. 1 Thlr.

Über die Kaltwassercuren erschien noch in meinem Verlage:
Die Resultate der Wassercur zu Gräfenberg. Mit 1 Abbildung. 8. 1837. 1 Thlr.

19. **Hake (A. v.),** Sophonisbe. Trauerspiel in einem Act. Geh. 8 Gr.

20. **Herder (Siegm. Aug. Wolfg., Freih. v.),** Der tiefe Meissner Erbstolln. Der einzige, den Bergbau der Freyberger Refier für die fernste Zukunft sichernde Betriebsplan. Mit einer geognostischen Karte, einem Profil und einem Grundrisse. Gr. 4. Geh. 4 Thlr. 12 Gr.

21. **Heeringen (Gustav v.),** Reisebilder aus Süddeutschland und einem Theile der Schweiz. Gesammelt im Sommer 1838. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Gr.

Von demselben Verfasser erschien früher in meinem Verlage:
Meine Reise nach Portugal im Frühjahre 1836. Zwei Theile. 8. 1838. 3 Thlr. 12 Gr.

22. **Hermsdorf (Ed.),** Die Verfassungsurkunde für das Königreich Sachsen vom 4. September 1831 mit den sie ergänzenden gesetzlichen Bestimmungen zusammengestellt. Gr. 8. Geh. 16 Gr.

23. Franz Horn. Ein biographisches Denkmal. Mit Horn's Bildnisse und einer Abbildung seines Grabdenkmals. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

24. Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie von **Oken.** Jahrgang 1839. 12 Hefte. Mit Kupfern. Gr. 4. 8 Thlr.

25. **Julius (N. H.),** Nordamerikas sittliche Zustände. Nach eigenen Anschauungen in den Jahren 1834, 1835 und 1836. Zwei Bände. Mit einer Karte von Nordamerika, zwei Musikbeilagen und 13 lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. 6 Thlr.
Einen Vorläufer dieses Werks bildete die kleine Schrift desselben Verfassers:
Die amerikanischen Besserungssysteme, erörtert in einem Sendschreiben an Herrn W. Crawford, Generalinspector der großbritannischen Gefängnisse. Gr. 8. 1837. 8 Gr.

26. Kathâ Sarit Sâgara. Die Märchensammlung des **Sri Somadeva Bhatta** aus Kaschmir. Erstes bis fünftes Buch. Sanskrit und Deutsch herausgegeben von **Dr. Hermann Brockhaus.** Gr. 8. Geh. 8 Thlr.

Von demselben Herausgeber erschien bereits in meinem Verlage:
Gründung der Stadt Pataliputra und Geschichte der Upakosa. Fragmente aus der Kathâ Sarit Sâgara des **Somadeva.** Sanskrit und Deutsch. Gr. 8. 1835. 6 Gr.
Prabodha Chandrodaya Krishna Misri Comoedia. Sanscrite et latine edidit **H. Brockhaus.** Fasciculus 1, continens textum sanscritum. Gr. 8. 1835. 1 Thlr.

27. **Körte (Wilh.),** Albrecht Thaer. Sein Leben und Wirken als Arzt und Landwirth. Aus Thaer's Werken und literarischem Nachlasse dargestellt. Mit dem Bildnisse Thaer's. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 12 Gr.

28. **Lang (A. G.),** Theoretisch-praktische französische Grammatik, in einer neuen und faßlichern Darstellung der auf ihre richtigen und einfachsten Grundsätze zurückgeführten Regeln. Gr. 8. 1 Thlr.
Lehrern der französischen Sprache, die sich, bevor sie diese Sprachlehre einführen, noch näher damit vertraut machen wollen, gebe ich gern ein Exemplar gratis, wenn sie sich direct oder durch irgend eine Buchhandlung an mich wenden.

29. Leben und Briefwechsel George Washington's. Nach dem Englischen des **Jared Sparks** im Auszuge bearbeitet. Herausgegeben von **Friedr. v. Raumer.** Zwei Bände. Gr. 8. Geh. 5 Thlr.

30. **Loebell (Joh. Wilh.),** Gregor von Tours und seine Zeit vornehmlich aus seinen Werken geschildert. Ein Beitrag zur Geschichte der Entstehung und ersten Entwickelung romanisch-germanischer Verhältnisse. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Gr.

31. **Lutze (Arthur),** Das Galgenmännlein. Ein dramatisches Gedicht. 8. Geh. 12 Gr.

82. **Neander (Ed.),** Gute Botschaft von Christo. Eine Sammlung Predigten. 8. Geh. 1 Thlr. 4 Gr.

83. ***Passavant (J. D.),*** Rafael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi. Zwei Bände Text in gr. 8. Mit 14 Abbildungen in einem Atlas in Grossfolio. Auf Velinp. 18 Thlr. Prachtausgabe auf extrafeinem Velinp., mit Kupfern auf chinesischem Papier, 30 Thlr.

84. Das Pfennig-Magazin für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. Siebenter Jahrgang. 1839. 52 Nummern. (Nr. 301—352.) Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

Der erste bis fünfte Jahrgang, Nr. 1—248, kosten jetzt zusammengenommen statt 9 Thlr. 12 Gr.

im herabgesetzten Preise

nur 5 Thlr., einzelne Jahrgänge aber 1 Thlr. 8 Gr. Der sechste Jahrgang kostet 2 Thlr.

Von den früher schon im Preise herabgesetzten

Sonntags-Magazin. Drei Bände.

National-Magazin. Ein Band.

sind noch fortwährend Exemplare à 16 Gr. für den Band zu haben.

85. **Raumer (Friedr. v.),** Beiträge zur neuern Geschichte aus dem britischen und französischen Reichsarchive. Gr. 12. Geh.

Erster Theil: Die Königinnen Elisabeth und Maria Stuart nach den Quellen im britischen Museum und Reichsarchive. Mit dem Bildniß der Maria Stuart. 1836. 2 Thlr. 12 Gr.

Zweiter Theil: König Friedrich II. und seine Zeit. (1740—69.) Nach den gesandtschaftlichen Berichten im britischen Museum und Reichsarchive. 1836. 2 Thlr. 12 Gr.

Dritter bis fünfter Theil: Europa vom Ende des siebenjährigen bis zum Ende des amerikanischen Krieges. (1763—83.) Nach den Quellen im britischen und französischen Reichsarchive. Drei Bände. 1839. 6 Thlr. 16 Gr.

86. Repertorium der gesammten deutschen Literatur. (Sechster Jahrgang, für das Jahr 1839.) Herausgegeben im Verein mit mehreren Gelehrten von ***Ernst Gotthelf Gersdorf.*** (Beigegeben wird: Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) Neunzehnter bis zweiundzwanzigster Band. Gr. 8. Jeder Band 3 Thlr.

87. **Rogge (Friedr. Wilh.),** Gedichte. Dritte vermehrte Auflage. 8. Geh. 2 Thlr.

88. **Schott (Friedr.),** Die orientalische Frage und ihre Lösung aus dem Gesichtspunkte der Civilisation. 8. Geh. 18 Gr.

(Der Beschluß folgt.)

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Schiller's sämmtliche Werke

in

Einem Bande.

Mit einem Stahlstich, die Schillers-Statue zu Stuttgart vorstellend, und einem Facsimile von des Verfassers Handschrift.

Neue Auflage. Velinpapier.

Subscriptionspreis 8 Fl., oder 4 Thlr. 16 Gr. Späterer Ladenpreis 12 Fl., oder 7 Thlr.

Stuttgart und Tübingen, im Januar 1840. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

E. L. Bulwer's

sämmtliche Werke.

Siebenunddreißigster Band.

Aus dem Englischen

von

C. Richard.

Auch unter dem Titel:

Der See-Capitain

oder

das Erbrecht.

Drama in fünf Acten

von

Sir E. L. Bulwer, Baronet.

8. Elegant broschirt. Preis 15 Gr., oder 17½ Sgr.

Diese neueste dramatische Schöpfung des berühmten Verfassers ward im Haymarket-Theater zu London am 31. October 1839 zum ersten Male auf die Bühne gebracht. Sie reihet sich würdig seinen frühern Dramen „Das Mädchen von Lyon" und „Richelieu" an, und gewährt, für die Bühne geschrieben, den Vorzug vor dem letztgenannten Werke, sich ohne Abänderung zur Darstellung zu eignen.

Bei L. W. Krause in Berlin ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schlesische Lieder von **C. O. Hoffmann** und **W. Viol.** Mit Zeichnungen von Hosemann. 12. Geh. 15 Gr.

Robert Burns' Gedichte

deutsch

von W. Gerhard.

Mit des Dichters Leben und erläuternden Bemerkungen.

Leipzig **1840.**

Verlag von Johann Ambrosius Barth.

8. Cartonnirt. 1 Thlr. 12 Gr.

Den trefflichen Schotten, dessen Dichtungen als die Lieder des Pflügers von Ayrshire in Großbritannien den gerechten Ruhm der Classicität sich längst erworben haben, in die deutsche Weltliteratur einzuführen, wünschte schon Goethe vor mehren Jahren. Dem Bearbeiter dieser Sammlung ist es ungemein gelungen, Burns' Naivetät, Humor und echte Lyrik zu erfassen und wiederzugeben, die deutsche Welt wird darum seiner Arbeit gern freundliche Aufnahme gewähren und die Skizze des Lebens des gefeierten Dichters, wie seine erläuternden Bemerkungen und die Melodientafel als willkommene Zugaben erkennen.

Bei Justus Perthes in Gotha ist erschienen:

Dr. *J. H. Möller's* geographisch-statistisches **Hand-Wörterbuch** über alle Theile der Erde, mit besonderer Berücksichtigung des **Stieler'**schen Hand-Atlasses. I. Band, A—K, mit einem etymologischen Namenverzeichniss. 40 Bogen. Subscriptionspreis 2⅓ Thlr.

Dr. H. Berghaus' Almanach auf das Jahr 1840. Der Belehrung und Unterhaltung auf dem Gebiete der Erd-, Länder-, Völker- und Staatenkunde gewidmet. Mit einem Bildniß und zwei Landkarten. Preis 2 Thlr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1840. Monat Januar, oder Nr. 1—31, und 3 literarische Anzeiger: Nr. I—III. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 366 Nummern (außer den Beilagen) 12 Thlr.

Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von Oken. Jahrgang 1840. Erstes Heft. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Die von 1839 noch fehlenden Hefte werden baldigst nachgeliefert.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von ***E. G. Gersdorf.*** 1839. Zweiundzwanzigsten Bandes drittes und viertes Heft. (Nr. XXI und XXII.) — 1840. Dreiundzwanzigsten Bandes erstes Heft. (Nr. I.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Nr. XXIII und XXIV von 1839 werden baldigst nachgeliefert.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Jahrgang 1840. Monat Januar, oder Nr. 1—5, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 1—5. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 3 Thlr.

Leipzig, im Februar 1840.

F. A. Brockhaus.

Verlags- und Commissionsbericht

von

Brockhaus & Avenarius

in Leipzig,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

(*A Paris:* même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

No. IV. *October — December 1839.*

Catalogue général de la littérature française, contenant les ouvrages publiés en France et ceux en langue française imprimés à l'Étranger pendant l'année 1838, ainsi que la liste des journaux politiques et littéraires publiés en France pour l'année 1839, avec table systématique pour les ouvrages imprimés en 1838, et les journaux de 1839. Publié par la librairie ***Brockhaus & Avenarius.*** 2me année. In-8. Paris et Leipzig. 20 Gr.

Amarokocha, ou Vocabulaire **d'Amarasinha**, publié en sanskrit avec une traduction française, des notes et un index, par ***A. Loiseleur-Deslongchamps.*** 1re partie. In-8. Paris. 5 Thlr. 18 Gr.

Bibliothèque de l'école des chartes. Tome I. In-8. Paris. 4 Thlr.

Burette (Théodose), Histoire de France. Avec 500 dessins par Jules David, gravés par V. Chevin. Livr. 1—10. In-8. Paris. 1 Thlr. 3 Gr.

Chevalier (Charles), Des microscopes et de leur usage. Description d'appareils et de procédés nouveaux, suivie d'expériences microscopiques puisées dans les meilleurs ouvrages anciens et les notes de M. ***Le Baillif*** et d'un mémoire sur les diatomées etc., par M. ***de Brébisson.*** Manuel complet du micrographe. Gr. in-8. Paris. 3 Thlr. 14 Gr.

Crousse (L. D.), Des principes ou Philosophie première. In-8. Paris. 2 Thlr.

Duquesnel (Amédée), Du travail intellectuel en France, depuis 1815 jusqu'à 1837. 2 vols. In-8. Paris. 5 Thlr. 18 Gr.

Éclaircissements sur le cercueil du roi memphite Mycérinus traduits de l'anglais et accompagnés de notes par ***Ch. Lenormant;*** suivis d'une lettre sur les inscriptions de la grande pyramide de Gizeh par M. le docteur ***Lepsius.*** In-4. Paris. 2 Thlr.

L'Exposant de 1839. Association mutuelle du commerce et de l'industrie. (Publication spéciale et complète sur les produits de l'industrie française admis au concours quinquennal par MM. ***B. Gabalde*** et ***A. Duret.***) 3 parties. In-8. Paris. 6 Thlr.

Julienne (E.), Nouvelle collection d'ornements de différents styles. Livr. 1—5. In-4. Paris. 7 Thlr. 22 Gr.

Julienne (E.), La fantaisie; 2me collection d'ornements applicables à toutes sortes d'états. Livr. 1. In-4. Paris. 1 Thlr. 14 Gr.

Jubinal (Achille), Nouveau Recueil de contes, dits, fabliaux et autres pièces inédites des XIIIme, XIVme et XVme siècles, pour faire suite aux Collections de Legrand d'Aussy, Barbazan et Méon, mis au jour pour la première fois. Tome I. In-8. Paris. 3 Thlr. 2 Gr.

Lettres sur la race noire et la race blanche, par ***Gustave d'Eichthal*** et ***Ismayl Urbain.*** In-8. Paris. 14 Gr.

Livre de poésie, à l'usage de jeunes filles chrétiennes. In-12. Paris. 2 Thlr.

Lombard (Docteur), Considérations et observations sur la guérison des cataractes et des affections de la cornée transparente par une méthode résolutive; quelques mots sur la guérison des fistules lacrymales sans opération. In-8. Paris. 20 Gr.

Mengin (Félix), Histoire sommaire de l'Egypte sous le gouvernement de Mohammed-Aly, ou Récit des principaux événements qui ont eu lieu de l'an 1823 à l'an 1838; précédée d'une introduction et suivie d'études géographiques et historiques sur l'Arabie par M. ***Jomard;*** accompagnée de la relation du voyage de Mohammed-Aly au Fazoql, d'une carte de l'Azyr et d'une carte générale de l'Arabie, par le Même; terminée par des considérations sur les affaires de l'Egypte. In-8. Paris. 3 Thlr. 8 Gr.

Michiels (Alfred), Études sur l'Allemagne, renfermant une histoire de la peinture allemande. 2 vols. In-8. Paris. 5 Thlr. 18 Gr.

Monuments anciens et modernes, vues générales et particulières, plans, coupes, détails etc. Collection formant une histoire de l'architecture des differents peuples à toutes plet d'ouvrage destiné à faciliter les études historiques les époques, réunie pour la première fois en un corps comet monumentales, contenant des notices archéologiques, par MM. ***Jomard, Champollion-Figeac, Langlois, L. Dubeux, Albert Lenoir, Raoul-Rochette, L. Vaudoyer*** etc. etc. Accompagnées de planches gravées par M. Lemaitre, d'après les dessins d'architectes et d'artistes distingués, publiée sous la direction de M. ***Jules Gailhabaud.*** Livr. 1—10. In-4. Paris. 4 Thlr.

Raspail (F. V.), De la Pologne sur les bords de la Vistule et dans l'émigration. In-8. Paris. 1 Thlr. 3 Gr.

Revue slave, ouvrage non périodique, paraissant par livraison. No. 1. In-8. Paris. 20 Gr.

Rutebeuf (Trouvère du XIIIme siècle), Oeuvres complètes, recueillies et mises au jour pour la première fois par ***Achille Jubinal.*** 2 vols. In-8. Paris. 6 Thlr. 4 Gr.

Saint-Joseph (Anthoine de), Concordance entre les codes civils étrangers et le code Napoléon. Ouvrage contenant le texte des codes: 1° Napoléon; 2° des Deux-Siciles; 3° de la Louisiane; 4° sarde; 5° du canton de Vaud; 6° hollandais; 7° bavarois; 8° autrichien; 9° prussien; 10° suédois; 11° de Berne; 12° de Fribourg; 13° d'Argovie; 14° de Bade; 15° d'Haïti; et les lois hypothécaires: 1° de Suède; 2° Wurtemberg; 3° Genève; 4° Fribourg; 5° Saint-Gall; 6° la Grèce. In-4. Paris. 10 Thlr. 16 Gr.

Tamisier (Maurice), Voyage en Arabie. Séjour dans le Hedjaz. Campagne d'Assir. Accompagné d'une carte. Tomes I, II. In-8. Paris. 6 Thlr. 6 Gr.

Webb (Philipp Barker), Otia hispanica seu Delectus plantarum rariorum aut nondum rite notarum per Hispanias sponte nascentium. Pentas I. Folio. Parisiis. 4 Thlr.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1840. Nr. V.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

Heimleuchten
für
Herrn Ritter von DORNER in Pressburg.

Herr von **Dorner!** Sie sind übel daran.

Wir hatten Sie wegen ihres ruden Angriffs auf unsere Donau-Ansichten glimpflich zurechtgewiesen, und ein Gegner mit einer sehr kleinen Dosis Klugheit und Humanität hätte nun geschwiegen. Sie konnten's nicht, armer Mann!

> Denn dass Du schrei'st, die Katzen überschrei'st, von Dorner!
> Das thu'st Du ———————
> Umsonst nicht; Lohn wird Dir, reichlicher Lohn, — damit Du
> Nur *schrei'st*.

Unter solchen Verhältnissen hat man freilich keine Wahl, und ist's auch kein Wunder, dass wieder eine Hand voll Koth und ein Maul voll Schimpf als *zweite* Ritterthat der ersten folgte. Diessmal galt's nicht einem einzelnen Unternehmen, sondern unserer **gesammten Wirksamkeit.** — Tapferer Herr! Ihrem Muthe alle Anerkennung; doch Weisheit gibt's nicht viel zu bewundern, wenn ein Blinder von der Farbe spricht. Wie in aller Welt kommen Sie denn dazu über die **gesammte** Wirksamkeit unsers Instituts zu *urtheilen?* Kennen Sie denn solche? Sind Sie denn im Stande sie zu überschauen? Wir wollen nicht fragen, ob Sie im Stande sind sie zu begreifen; denn hätten sie nur eine Ahnung von derselben, so würden Sie eingesehen haben, dass sie doch etwas höher steht, als Ihre Schmähungen reichen. — Sie haben gehört, dass ein Real-Wörterbuch in 21 Bänden (Meyer's **Conversations-Lexikon**) in unserm Verlage erscheinen werde. Höchstens haben Sie eine Anzeige von diesem grossen Werke gelesen, noch **kann** Ihnen kein Blatt vom *Buche selbst* vor Augen gekommen sein, und frischweg denunciren Sie es der Welt als ein Ding ohne Werth, als eine Ausgeburt von Abschreiberei und Nachdruck. **So,** Herr Ritter! urtheilen *Sie* über ein Monument des Wissens und der Gelehrsamkeit ab, zu dessen Aufrichtung sich bedeutende und berühmte Männer viele vereinigt haben; über ein Werk, dessen *Text*bearbeitung wir vertraggemäs mit **siebenzehntausend** Gulden honoriren, und dessen Herstellung einen Gesammtaufwand von mehr als *einer halben Million* Gulden von uns fodert. — Sie haben ferner gehört, dass wir eine **Anthologie** aus den Werken **deutscher Classiker** in 150 Bändchen zu ediren im Begriffe stehen, und obschon erst 10 Lieferungen **dieser** Miniatur-Bibliothek erschienen sind, von denen Sie noch nicht die erste in *Pressburg* gesehen haben *konnten*, als Sie über das Unternehmen absprachen, verkündigen Sie es doch der Welt als widerrechtlichen Nachdruck. Ja, Nachdruck *ist* diese Miniatur-Bibliothek, **so ein Nachdruck**, wie unsere Ausgaben der Bibel und unsere Editionen der Classiker Roms und Griechenlands es sind. — Als ob Sie nicht wüssten, dass die deutschen Bundesgesetze über literarisches Eigenthum, nach dem Beispiele der englischen und französischen Gesetzgebung, dem **ausschliesslichen** Verlagsrechte seine **Dauer** bestimmt zugemessen haben, nach deren Verlauf literarische Werke *National-Eigenthum* geworden sind, und von *Jedermann* gedruckt und verlegt werden dürfen! Als ob Ihnen unbekannt wäre, dass durch jene Gesetze ein grosser Theil der Werke unserer classischen Literatur, deren Blütezeit ja in ein *vergangenes Jahrhundert* fällt, längst aus der Kathegorie des Monopols in jene des *freien Verlags* getreten sind, und solche dem Unternehmungsgeiste ein weites, **legitimes** Feld öffnen, das durch unsere Miniatur-Anthologie noch lange nicht abgebaut wird.

Sie haben endlich auch gehört, dass wir **Kunstverleger** sind; und sogleich, Sie ehrlicher und gescheuter Ritter der *Wahrheit!* fällen Sie den Ausspruch: unser Wirken für die Kunst drehe sich **lediglich** im Kreise des **Nachstichs.** War es denn so schwer zu erfahren, dass *unser Haus*, welches seit einer Reihe von Jahren in Kupfer- und Stahlstich *fast alle* bedeutenden deutschen Künstler beschäftigt, in dem letzten Jahrzehnd für genannte Kunstzweige im Vaterlande *mehr* gethan hat, als alle übrigen Verleger *zusammengenommen?* Ist's nicht öffentlich besprochen worden, dass unser Institut, welches das *erlaubte* und *rechtmässige*, zur Bildung talentvoller Künstler nothwendige Copiren von ältaren classischen Blättern gar nicht in Abrede stellt, seit **fünf** Jahren über **100,000 Gulden** auf das Hervorbringen von **Original**-Stichen verwendete? Ist's nicht notorisch und offenkundig genug, dass die anerkannt *bedeutendsten* **Original**-Erscheinungen der neuesten Zeit im Kupfer- und Stahlstich **unser** Verlag sind, und dass unser *Institut* es ist, welches durch umfassende Geschäftsthätigkeit den Erzeugnissen deutscher Kunst in die entferntesten Länder Eingang und Würdigung verschafft hat? Was Jedermann weiss, bedarf einzelner Belege nicht, und wenn Sie noch roth werden *könnten*, würden Sie es *werden*, wenn wir Ihnen unter den neuesten Erscheinungen unsers Kunstverlags nur zwei: **Overbeck's heil. Familie,** für 6500 Gulden Honorar vom Professor **Felsing** in Darmstadt gestochen; **Schwanthaler's** berühmte *Künstler-Statuen*, mit einem Aufwande von etwa 10,000 Gulden für uns von **Stiglmayr** in Erz gegossen, vom Professor **Amsler** in Kupfer gravirt; und unter vielen der Vollendung nahen Unternehmungen **„den Schwur der schweizerischen Männer im Rütli"** von Rahl, dem Vater (dem Kammer-Kupferstecher Ihres Kaisers), die **Cornelius**'schen Fresken im Götter- und Heldensaale der Glyptothek, und die **Cena** des **Leonardo** (im Format des Blat-

tes von Morghen, aber nach Originalstudien von **Wagner** gestochen) citirten. Für letztgenanntes Werk erhält der Künstler 12,000 Gulden Honorar.

Werden Sie nun schweigen, Herr **von Dorner?** Aber nein; das sollen Sie nicht, und damit Sie sicher sind, dass wir Ihnen die Lust am ritterlichen Handwerk nicht zum zweiten Male verleiden, so ertheilen wir *Ihnen* und zugleich **mit** Ihnen allen Denen, die Sie als fahrenden Ritter gegen uns in die Welt schickten, kraft dieses, ein förmliches und unbeschränktes **Privilegium,** uns und unser Wirken fortan und überall ungestraft und ungezüchtigt schmähen und schimpfen zu dürfen. Die **Ehre** unserer *Antwort* aber wird Ihnen im Leben *nicht* wieder.

Hildburghausen, im Januar 1840. **Das Bibliographische Institut.**

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1839 bei

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Beschluß aus Nr. IV.)

39. Skizzen aus dem Alltagsleben. Aus dem Schwedischen. 8. Geh.
Erstes Bändchen: Die Töchter des Präsidenten. Erzählung einer Gouvernante. 1838. 1 Thlr. 16 Gr.
Zweites und drittes Bändchen: Die Nachbarn. Zwei Theile. 1839. 3 Thlr.

40. Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von **Friedr. v. Raumer.** Neue Folge. Erster Jahrgang. Gr. 12. Cart. 2 Thlr.
Die erste Folge des Historischen Taschenbuchs besteht aus zehn Jahrgängen (1830—39), die im Ladenpreise 19 Thlr. 16 Gr. kosten. Ich erlasse aber sowol den ersten bis fünften (1830—34) als den sechsten bis zehnten Jahrgang (1835—39)
zusammengenommen für fünf Thaler,
sodaß die ganze Folge **zehn Thaler** kostet. Einzeln kostet jeder dieser zehn Jahrgänge 1 Thlr. 8 Gr.

41. Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von **Dr. Franck.** Mit dem Bildnisse Castelli's und drei scenischen Darstellungen. 8. Cart. 3 Thlr.
Der erste Jahrgang kostet 2 Thlr. 8 Gr., der zweite 2 Thlr., der dritte 2 Thlr. 12 Gr.

42. **Urania.** Taschenbuch auf das Jahr 1840. Neue Folge. Zweiter Jahrgang. Mit dem Bildnisse Felix Mendelssohn's. 8. Cart. 1 Thlr. 12 Gr.
Mendelssohn's Bildniß daraus einzeln in gr. 4. kostet 8 Gr.
Von den frühern Jahrgängen der Urania sind 1830—38 noch vorräthig; die im Ladenpreise 18 Thlr. 6 Gr. kosten, aber
zusammengenommen für 4 Thlr. 12 Gr.,
einzelne Jahrgänge zur Completirung für 16 Gr.
abgelassen werden.

43. **Winkler (Ed.),** Vollständiges Real-Lexikon der medicinisch-pharmaceutischen Naturgeschichte und Rohwaarenkunde. Enthaltend: Erläuterungen und Nachweisungen über alle Gegenstände der Naturreiche, welche bis auf die neuesten Zeiten in medicinisch-pharmaceutischer und toxikologischer Hinsicht bemerkenswerth geworden sind. Naturgeschichtlicher und pharmakognostischer Commentar jeder Pharmakopöe für Ärzte, Studirende, Apotheker und Droguisten. In zwei Bänden. Erstes bis viertes Heft. (Aal—Holigarna longifolia.) Subscriptionspreis eines Heftes von 12 Bogen 20 Gr.

44. **Leipziger Allgemeine Zeitung.** Jahrgang 1839. 365 Nummern nebst vielen Beilagen. Hoch 4. Pränumerationspreis vierteljährlich 2 Thlr.

Auflage. Gr. 8. 1833. Bisher 2 Thlr. 6 Gr. **Jetzt für 1 Thlr. 4 Gr.**

Torquato Tasso's Befreites Jerusalem. Übersetzt von **K. Streckfuß.** Zweite, verbesserte Auflage. Zwei Bände Gr. 12. 1835. 2 Thlr. 6 Gr. **Jetzt für 1 Thlr.**

(Von der ersten Auflage dieser Übersetzung, mit gegenüberstehendem Originaltext, sind noch einige Ex. vorräthig, die ich für 18 Gr. erlasse.)

Wer diese drei Werke, die im Ladenpreise 7 Thlr. 6 Gr., im herabgesetzten Preise 3 Thlr. 16 Gr. kosten, zusammennimmt, erhält sie **für drei Thlr.**

Unterhaltungen eines Vaters mit seinen Kindern. Nach dem Englischen von **W. Schröder.** Zwei Bändchen. Mit 51 Holzschnitten. Früher 1 Thlr. 12 Gr. **Jetzt 12 Gr.**

Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. Jahrgang 1834—38. Kl. 4. Früher 5 Thlr. **Jetzt 2 Thlr. 12 Gr.** Einzelne Jahrgänge **16 Gr.**

Bei **Aug. Hirschwald** in Berlin ist soeben in Commission erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Milton, John, Dramatische Werke. Enthaltend: Comus, Simson, Agonistes. Aus dem Englischen von H....h. 8. Geh. 20 Sgr.

Im Verlage der **Martin Edlen v. Hochmeister**'schen Buchhandlung in Hermannstadt werden im Laufe des Jahres 1840 folgende vaterländische Schriften erscheinen:

Historisch-genealogisch-geographischer Atlas, zur Übersicht der Geschichte des ungrischen Reiches, seiner Nebenländer und der angrenzenden Staaten und Provinzen. Zusammengestellt von **Joseph Bedeus v. Scharberg,** k. siebenb. Hofrath und Ober-Landes-Commissair.

Wir sind überzeugt, daß durch dieses Werk, zu dessen Herausgabe sich der gelehrte Herr Verfasser, dem wiederholten Wunsche aller Freunde historischer Studien nachgebend, entschlossen hat, das Studium der Geschichte des ungrischen Reiches wesentlich erleichtert werden wird. Welcher Gebildete wünschte nicht längst schon eine vollständige synchronistische und aus den Quellen geschöpfte Zusammenstellung der Begebenheiten des Königreichs Ungarn und aller derjenigen Länder, welche entweder als integrirende Theile jemals zu demselben gehörten, oder aber durch den Zusammenhang und die Wechselwirkung ihrer Schicksale und Ereignisse eine Gruppe genau verbundener Staaten bildeten, zu besitzen, und alles Dasjenige, was nothwendig ist, um das historische Bild jenes Reiches für jeden Moment der Vergangenheit richtig zu zeichnen, zu leichter und schneller Übersicht in einem Werke vereinigt zu sehen? Der allgemeine und steigende Beifall, welchen die bekannten universalhistorischen Tafeln und Karten von Kruse und Le Sage fortwährend finden, hat über den dauernden Werth ähnlicher Arbeiten längst entschieden.

Das Werk besteht aus 30 Bogen im größten Royalformat, welche in 5 Lieferungen ausgegeben werden sollen. Um die Anschaffung zu erleichtern, schlägt die genannte Verlagsbuchhandlung den Weg der Subscription ein. Jede Lieferung kostet 2⅓ Thlr., welche bei Ablieferung einer jeden baar zu entrichten sind. Als Sicherstellung für die Abnahme des Ganzen sind aber bei der Bestellung 2⅓ Thlr. einzusenden, welche für die 5te Lieferung einstweilen gut geschrieben werden, sodaß diese später unberechnet abgeliefert wird. Wer es indessen vorzieht das Ganze auf einmal im voraus zu bezahlen, erhält es zu dem Pränumerationspreis von 10 Thlr. Bis Ostern 1840 bleibt die Subscription auf die 1ste Lieferung offen, später tritt ein bedeutend höherer Ladenpreis ein.

Archiv für die Kenntniß von Siebenbürgens Vorzeit und Gegenwart. In Verbindung mit mehreren Mitarbeitern und in zwanglosen Heften herausgegeben von **Johann Karl Schuller,** Professor am Gymnasium A. C. in Hermannstadt und Ehrenmitglied der berliner Gesellschaft für deutsche Sprache.

Die Aufgabe, welche sich diese Zeitschrift gestellt hat, ist durch den Titel derselben genügend bezeichnet. Mit Umgehung alles Desjenigen, was seiner Natur nach ein rein locales Interesse hat, soll das Archiv Alles aufnehmen, was geeignet ist, das Gemälde der Vergangenheit und Gegenwart Siebenbürgens zu ergänzen oder zu berichtigen.

Daß Siebenbürgen an Gegenständen von allgemeinem wissenschaftlichem Interesse reich sei, läßt sich nicht leugnen. Sowie schon die Natur dieses Land mit Merkwürdigkeiten der verschiedensten Art reich ausgestattet hat, so gibt auch die Geschichte und Statistik desselben dem Forscher überall Gelegenheit zu den interessantesten Untersuchungen und Ausarbeitungen. In der frühesten Vorzeit schon sehen wir es von der großen aus Osten kommenden Völkerbewegung berührt, und später eine geraume Zeit hindurch mit dem römischen Reiche vereinigt. In veränderter Gestalt tritt es darauf aus den Stürmen der Völkerwanderung hervor und wird durch eine Reihenfolge denkwürdiger Begebenheiten der Wohnsitz der verschiedenartigsten Völker, deren Ursprung, Sagen, Alterthümer, Sprachen, Sitten, Gebräuche, gesellschaftliche Zustände und Schicksale, so werthvoll auch die zur Kenntniß derselben bereits gelieferten Beiträge sind, immer noch ein unabsehbares Gebiet des Forschens offen lassen und die reichste Ausbeute versprechen, und deren Geschichte durch ihre häufige Beziehung auf großartige und welthistorische Ereignisse ein allgemeines Interesse ansprechen darf.

Das Archiv erscheint auf vorzüglich schönem und weißem Papier in gr. 8. zu dem Pränumerationspreis von 1 Thlr. für das Heft von 10—12 Bogen. Nach erfolgter Ausgabe tritt ein höherer Ladenpreis ein.

Die ersten Hefte werden unter Anderm folgende Aufsätze enthalten:

Beiträge zur Archäologie Siebenbürgens, vom Hrn. Pfarrer Ackner in Hammersdorf. Geognostische Reiseberichte aus Siebenbürgen, von Demselben. Beiträge zur Kirchengeschichte der Deutschen in Siebenbürgen, vom Hrn. Pfarrer Reschner in Talmatsch. Die deutschen Ritter im Burzenland, von dem Herausgeber. Die Mongolen in Siebenbürgen, von Demselben. Siebenbürgen vor Herodot und in dessen Zeitalter, von Demselben. Entwickelung der wichtigsten Grundsätze für die Erforschung der rumunischen oder walachischen Sprache. Mit zahlreichen, systematisch geordneten Etymologien walachischer Wörter u. s. w., von Demselben. Über das Verhältniß der siebenbürgisch-sächsischen Mundart zur hochdeutschen Sprache, von Demselben. Proben eines sächsischen Idiotikons, von Demselben.

Umrisse und kritische Studien zur Geschichte Siebenbürgens. Mit besonderer Berücksichtigung der Geschichte der deutschen Colonisten im Lande, bearbeitet von **Johann Karl Schuller.** Erstes Heft. Gr. 8. Geheftet. 20 Gr.

Mit den Hauptmomenten der Geschichte seines Vaterlandes in zusammenhängender und kritisch begründender Darstellung der Begebenheiten nach ihrer Zeitfolge bekannt zu machen, dem Geschichtsfreunde die Wege eigener Forschung durch die Angabe der wichtigsten Quellen zu bezeichnen, dunkle Gegenstände nach Möglichkeit aufzuhellen, Widersprüche zu lösen und Irrthümer zu berichtigen, das ist die Aufgabe, die sich der Herr Verfasser gestellt hat.

Das erste Heft geht bis zum Tode Bela's III. im Jahre 1196, und enthält eine kritische Übersicht der Geschichte Siebenbürgens während der genannten Periode. Die Zeichnung der ältesten Geschichte des Landes, die Würdigung der wichtigsten Meinungen über den Ursprung seiner Bewohner, die Nachwei-

fung seiner Beziehung zu Ungarn, und die Untersuchung über den Ursprung und die erste Einrichtung der deutschen Colonisten u. s. w. geben ihm ein besonderes Interesse. Das erste Heft ist im Druck vollendet; die folgenden Hefte werden so rasch als möglich nachfolgen.

Den resp. Herren Subscribenten auf den III. Band des **Werkes:**

Scriptores rerum Transsilvanicarum

enthaltend:

Ambrosii Simigiani historia rerum Ungaricarum et Transsilvanicarum

Volumen secundum,

diene hiermit zur Nachricht, daß derselbe im Drucke fast vollendet ist und zu Ostern etwa 54 Bogen stark, von uns versandt wird. Bis dahin besteht noch der Pränumerationspreis von 2 Gr. für den Bogen; gleich nach Ausgabe tritt dann ein höherer Ladenpreis ein.

Früher erschienen in demselben Verlage:

Bethlen, Wolfgang Com., Historia de rebus Transsilvanicis. 6 Tomi. 8maj. 6 Thlr.

Eder, J. C., De initiis juribusque primaevis Saxonum Transsilvanorum commentatio. 4. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Felmer, Mart., Primae lineae historiae Transsilvaniae antiqui, medii et recentioris aevi. Accesserunt observationes criticae et pragmaticae. Opera *J. C. Eder.* 8maj. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Haner, De scriptoribus rerum Hungaricarum et Transsilvanicarum saeculi XVII. 8. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Marienburg, Luc. Jos., Geographie des Großfürstenthums Siebenbürgen. 2 Bde. 8. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Siebenbürgische Quartalschrift (histor.-geograph.). 7 Jahrgänge. 8. 7 Thlr.

Siebenbürgische Provinzialblätter (histor.-geograph.). 5 Jahrgänge. 8. $3\frac{1}{3}$ Thlr.

Wolf, Andr., Beiträge zu einer statistisch-historischen Beschreibung des Fürstenthums Moldau. 2 Theile. 8. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Holnar, J., Deutsch-walachische Sprachlehre. 8. 1 Thlr.

Im Literatur-Comptoir in Stuttgart erschien soeben, als besonderer Abdruck aus dem Februarhefte des **Atlas.** Monatschrift für Zeitgeschichte und Völkerkunde, und ist an alle Buchhandlungen versendet:

Glossen

zu der Schrift:

die europäische Pentarchie.

Von

Friedrich Giehne.

4 Bogen gr. 8. In Umschlag geheftet.

Preis 36 Kr. Rhein., oder 9 Gr. Preuß.

Soeben ist erschienen und durch uns zu beziehen:

Eclaircissements

sur le cercueil du roi memphite

Mycérinus,

traduits de l'anglais et accompagnés de notes par

CH. LENORMANT,

suivis d'une lettre sur les inscriptions de la grande pyramide de Gizeh, par M. le docteur **Lepsius.**

In 4. Paris. 2 Thlr.

Leipzig, im Februar 1840.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

(*A Paris:* même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Soeben ist erschienen und an die verehrlichen Sortimentshandlungen versandt worden:

Das erste Heft für 1840 der

Deutschen Vierteljahrs-Schrift.

Januar — März.

Inhalt: Das deutsche Zeitungswesen. Gedanken über deutsche Dramatik, mit besonderer Rücksicht auf das Lustspiel. Über das Wesen und den Werth einer nationalen Gewerbproductivkraft. Der Haar- oder Haiderauch, auch Moorrauch und Höherauch genannt. Geistiger Erwerb durch Reisen. Über den gegenwärtigen Zustand der Theologie mit Beziehung auf Strauß. Über die Wirkungen des großen deutschen Zollvereins und die Entwickelung seiner Gesetzgebung. Über die Vertheidigung des südwestlichen Deutschlands in einem Kriege des deutschen Bundes mit Frankreich. Über die Einführung eines gemeinschaftlichen Münzsystems in den Zollvereinsstaaten. Postreform. Kurze Notizen.

Der Preis des Jahrgangs von 4 Heften ist 12 Fl., oder 7 Thlr. 8 Gr.

Stuttgart und Tübingen, im Januar 1840.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1840. Nr. VI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

Conversations-Lexikon der Gegenwart.

Ein für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Werk, zugleich ein Supplement zur achten Auflage des Conversations-Lexikons, sowie zu jeder frühern, zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben.

Neunzehntes und zwanzigstes Heft, Bogen 21—40 des dritten Bandes.
Lindpaintner bis **Michelis.**

Jedes Heft auf Druckpapier **8** Gr., auf Schreibpapier **12** Gr., auf Velinpapier **18** Gr.

Lindpaintner (Peter Jos.). — **Lingard** (John). — **Lippe-Detmold.** — **Lippe-detmold- und Schaumburg-lippescher Rechtsstreit.** — **List** (Friedr.). — **Lista** (Don Alberto). — **Liszt** (Franz). — **Literarisches Eigenthum,** s. **Schriftstellereigenthum.** — **Lithographie,** s. **Steindruck.** — **Littrow** (Jos. Joh., Edler v. — Karl Ludwig, Edler v.). — **Llauder** (Don Manuel). — **Lobau** (Georges **Mouton,** Graf von). — **Lobeck** (Christian Aug.). — **Loebell** (Joh. Wilh.). — **Lobkowitz** (Aug. Longin, Fürst von). — **Löck** (Georg). — **Lockhart** (John Gibson). — **Löhr** (Ägidius Valentin Felix Joh. Ferdinand v.). — **Lohrmann** (Wilh. Gotthelf). — **Lopez** (Don Joaquin Maria). — **Lopez y Portaña** (Vicente). — **Lorenzen** (Peter Hiort). — **Lorentzen** (Jak. Friedr. Nikolaus). — **Loreye** (Jos.) — **Lorinser** (Karl Ignaz). — **Lornsen** (Uwe Jens). — **Lotterie.** — **Lotz** (Joh. Friedr. Eusebius). — **Löwe** (Künstlerfamilie). — **Löwenstein-Wertheim-Rochefort** (Konstantin, Erbprinz von). — **Lübeck,** s. am Ende des Bandes. — **Luchana** (Don Baldamero **Espartero,** Graf von). — **Lücke** (Gottfried Christian Friedr.). — **Lüdemann** (Georg Wilh. v.). — **Ludwig** Joseph Anton (Erzherzog von Östreich). — **Ludwig II.** (Großherzog von Hessen). — **Ludwig** Wilhelm Friedrich (Landgraf von Hessen-Homburg). — **Ludwig XVII.** — **Luiz** (Dom Francisco de Sans). — **Lukasinski** (Valerian). — **Küntzel** (Karl Christoph — Hermann Adolf). — **Luxemburg.** — **Lyell** (Charles). — **Lynchgesetz.** — **Lyndhurst** (John Singleton **Copley,** Baron). — **Maciejowski** (Waclaw Alexander). — **Mackenzie** (William Lyon). — **M'Culloch** (John). — **Mädler** (Joh. Heinr.) — **Madrazo y Agudo** (Don José de — Don Frederico de). — **Madvig** (Johan Nicolai). — **Magalhaes** (Rodrigo da Fonseca). — **Magendie** (François). — **Magnetischer Verein.** — **Magnin** (Charles). — **Mahon** (Philipp Henry, Viscount). — **Malachowski** (Kasimir — Gustav). — **Malczeski** (Antoni). — **Malerkunst.** — **Malibran** (Maria Felicitas). — **Maltitz** (Apollonius, Freih. v. — Franz Friedrich, Freih. v.). — **Maltitz** (Gotthilf Aug., Freih. v.). — **Marezoll** (Aug. Ludwig Theodor). — **Marheineke** (Philipp Konrad). — **Marie** Christine Karoline Adelaide Françoise Leopoldine (Herzogin von Würtemberg). — **Marie Christine** (Königin-Regentin von Spanien). — **Marini** (Luigi). — **Marmier** (Xavier). — **Marokko.** — **Maroto,** s. am Ende des Bandes. — **Marrast** (Armand). — **Marryat.** — **Marschner** (Heinrich). — **Martin** (Robert **Montgomery**). — **Martineau,** s. am Ende des Bandes. — **Marx** (Adolf Bernhard). — **Masarnau** (Santiago de). — **Maschinenwesen.** — **Maß und Gewicht.** — **Mäßigkeitsvereine.** — **Maßmann** (Hans Ferdinand). — **Materielle Interessen.** — **Matter** (Jacques). — **Mauguin** (François). — **Maurer** (Georg Ludwig, Ritter v.). — **Maximilian** Joseph (Herzog in Baiern). — **Mayer** (Karl Wilh. Traugott v.). — **Mayseder** (Jos.). — **Mazzini** (Giuseppe). — **Mecklenburg-Schwerin.** — **Mecklenburg-Strelitz.** — **Medicin und Chirurgie.** — **Mednianszky von Medgyes** (Aloys, Freih.). — **Meier** (Moritz Herm. Ed.). — **Meineke** (Johann Albert Friedr. Aug.). — **Mendelssohn-Bartholdy** (Felix). — **Mendizabal** (Don Juan Alvarez y). — **Menschenrechte** (Gesellschaft der). — **Mercoeur** (Elise). — **Mérilhou** (Jos.). — **Mérimée** (Prosper). — **Merino** (Don Geronimo). — **Merk** (Jos.). — **Mérode** (Grafen von). — **Metallguß.** — **Methfessel** (Albert). — **Mexico.** — **Meyer** (Georg Theodor). — **Meyer von Knonau** (Ludwig). — **Meyer von Knonau** (Gerold). — **Mezzofanti** (Giuseppe). — **Miaulis** (Familie). — **Micali** (Giuseppe). — **Michelet** (Jules). — **Michelis** (Ed.).

Leipzig, im März 1840.

F. A. Brockhaus.

Durch alle deutschen Postämter kann man ohne Portoaufschlag zu 5 Fl. 12 Kr. Rhein., oder 3¹/₁ Thlr. Preuß., für ein Vierteljahr, sowie auch durch alle Buchhandlungen beziehen:

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Redaction: **A. Lewald.**

Die **erste** bis **sechste** Wochenlieferung ist in den Händen der Abonnenten und enthält:

Europa 1840. (Vorwort.) — Der Upas. Erzählung aus Java. — Plaudereien aus London 1839. Mitgetheilt von K. von Kreling. — Bade-Chronik (Travemünde). — Menschen und Gegenden in Rheinhessen und an der Nahe. Von Karl Buchner. — Eine Todesahnung der Herzogin Marie von Würtemberg, geb. Herzogin von Orleans. Von L. Storch. — Adilie und Gertrude. Sittengemälde aus dem Elsaß. Von A. Weill. — Bentinaggio. — Ein Händedruck. — Le Carcel de Corte in Madrid. — Dramaturgische Umrisse (Karlsruhe). Von K. von Kreling. — Proceß des Marschalls von Raiz, genannt Blaubart; nach dem noch ungedruckten Originalmanuscripte im Archive zu Nantes. — Brief aus London. (Ende December.) — Das gespenstische Leichenbegängniß. Eine Sage vom hochschottischen zweiten Gesicht. Mitgetheilt von K. von Kreling. — Katte. Episode aus der Jugend Friedrich's des Großen. Von A. Lewald. (Das Lager bei Mühlberg.) — Das reichhaltige Feuilleton jeder Lieferung mit den Rubriken: Literatur — Bildende Kunst — Theater — Musik — Gesellschaft.

Beilagen: Circassische Sklavinnen in einem Harem zu Konstantinopel. — Faschings-Scene. — Drei Perser. — Der Alterthümler. — Ägyptische Truppen und Beamte in Syrien (Farbendruck). Florentinisches Genrebild. (Nach Finden.) Vier Musikbeilagen. — Drei Original-Modekupfer aus Paris. — Zwei Lieferungen des Album der Boudoirs mit sechs Conturen zu Schiller's Braut von Messina und den Räubern.

In auserlesener Mannichfaltigkeit und Reichthum des literarischen Theils sowol wie des artistischen, sowie auch bei letzterm in Betreff der vollkommenen Ausführung der Lithographien und der Pracht der Modekupfer, ist die Europa von keiner Zeitschrift ebenso wenig übertroffen worden, wie im Verhältniß zu ihren Leistungen in der Wohlfeilheit des Preises. Sie kann daher gebildeten Familienkreisen sowie Lesezirkeln vorzugsweise zur Anschaffung empfohlen werden.

Stuttgart, den 1. Februar 1840.

Literatur-Comptoir.

Soeben erschien und ist durch uns zu beziehen:

Biographie
des premières années de
NAPOLÉON BONAPARTE,
c'est-à-dire depuis sa naissance jusqu'à l'époque de son commandement en chef de l'armée d'Italie,

avec un appendice renfermant des documents inédits ou peu connus, postérieurs à cette époque.

Par le Baron **DE COSTON.**

2 vols. In-8. Paris. 5 Thlr. 18 Gr.

Leipzig, im März 1840.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.
(*A Paris:* même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist von mir zu beziehen:

Beiträge
zur neuern Geschichte
aus dem
britischen und französischen Reichsarchive
von
Friedrich von Raumer.

Erster Theil: Die Königinnen Elisabeth und Maria Stuart nach den Quellen im britischen Museum und Reichsarchive. Mit dem Bildniß der Maria Stuart. 1836. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 12 Gr.

Zweiter Theil: König Friedrich II. und seine Zeit. (1740—69.) Nach den gesandtschaftlichen Berichten im britischen Museum und Reichsarchive. 1836. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 12 Gr.

Dritter bis fünfter Theil: Europa vom Ende des siebenjährigen bis zum Ende des amerikanischen Krieges. (1763—83.) Nach den Quellen im britischen und französischen Reichsarchive. Drei Bände. 1839. Gr. 12. Geh. 6 Thlr. 16 Gr.

Wie der erste und zweite Theil, so enthalten auch die jetzt erschienenen drei neuen Theile höchst wichtige Beiträge zur Geschichte, aus Quellen, die der Herr Verfasser bei seiner Anwesenheit in London und Paris zum ersten Male in dieser Weise benutzen konnte.

Leipzig, im März 1840.

F. A. Brockhaus.

Bei F. Hölscher in Koblenz ist erschienen:

Reise in das innere Nordamerika
in den Jahren 1832—34.
Von
Maximilian, Prinz zu Wied.
10te Lieferung.

Mit dieser Lieferung ist der 1ste Band dieses Prachtwerks geschlossen und werden sich die Herren Subscribenten überzeugt haben, daß keine Kosten gespart wurden, um dieses interessante Werk aufs glänzendste auszustatten. Die folgenden Lieferungen werden nach den getroffenen Einrichtungen so rasch folgen, daß das Werk noch im Herbste dieses Jahres beendigt sein wird.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Skizzen aus dem Alltagsleben.
Aus dem Schwedischen.

Erstes Bändchen: **Die Töchter des Präsidenten.** Erzählung einer Gouvernante. 8. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.

Zweites und drittes Bändchen: **Die Nachbarn.** Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr.

Das im Jahr 1838 erschienene erste Bändchen dieser Skizzen hat sich eines großen Beifalls von Seiten der Kritik und des Publicums zu erfreuen gehabt, der gewiß in nicht minderm Grade der Fortsetzung zu Theil werden wird.

Leipzig, im März 1840.

F. A. Brockhaus.

Soeben erschien und ist von uns durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Du travail intellectuel en France

depuis 1815 jusqu'à 1837,

par **AMÉDÉE DUQUESNEL,**

auteur de l'Histoire des lettres avant le christianisme.

2 vols. In-8. Paris. 5 Thlr. 18 Gr.

Leipzig, im Februar 1840.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

(*A Paris:* même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Für Freunde der italienischen Sprache und Literatur.

In **Friedr. Volke's** Buchhandlung in **Wien** sind nachstehende neue und vorzügliche Werke zu haben:

Alberi, E., Vita de Caterina de' Medici, saggio storico. 1 vol. 4. con 19 ritratti. Firenze 1838. 13 Fl. 15 Kr.

— —, Relazioni degli ambasciatori Veneti al senato. Serie I. Vol. 1. 8. Firenze 1839. 4 Fl. 30 Kr.

Ciampi, Seb., Bibliografia critica delle antiche reciproche corrispondenze politiche, ecclesiastiche, scientifiche ec. dell' Italia colla Russia, colla Polonia ed altre parti settentrionali. Fasc. 1—5. 8. Firenze 1834—39. 7 Fl. 30 Kr. (continua.)

Manoscritti inediti di *Torquato Tasso*, illustrati dal conte *Mariano Alberti* e pubblicati con incisioni e fac-simili per cura di *R. Gentilucci*. 6 fascicoli in folio. Lucca 1833—39. 22 Fl.

Lancetti, V., Memorie intorno ai poeti laureati d'ogni tempo e d'ogni nazione. 8. Milano 1839. 4 Fl.

Balbo, C., Vita di Dante. 16. 2 vol. Torino 1839. 3 Fl.

Arrivabene, F., Il secolo di Dante; commento storico necessario all' intelligenza della Divina commedia. 2da edizione. 8. Monza 1838. 2 Fl. 24 Kr.

Ferrario, Le classiche stampe dal cominciamento della calcografia fino al presente ec. 8. Milano 1836. 3 Fl. 20 Kr.

(Melsi.) Bibliografia dei romanzi e premi cavallereschi italiani. 2da edizione corretta ed accresciuta. 8. Milano 1838. 3 Fl. 20 Kr.

Storia della pittura italiana esposta coi monumenti da *Gio. Rosini*. Tomo 1. 8. Con 35 tavole in folio. (Epoca prima.) Pisa 1839. 38 Fl. 48 Kr.

Homeri Iliados picturae antiquae ex codice mediolanensi bibliothecae Ambrosianae (cura *A. Mai*). 1 vol. in 4maj. Romae 1835. 18 Fl.

Monumenta historiae patriae edita jussu regis *Caroli Alberti*. Vol. I. Chartarum hist. Vol. II. Leges municipales. Vol. III. Scriptores (storia delle alpi marittime di *Gioffredo*). Folio. Taurini. 1837—39. Jeder Band 24 Fl.

Lexicon epigraphicum Morcellianum edidit *M. Schiassi*. Vol. I, II. 4. Bononiae 1835 et 1837. 16 Fl. (Wird mit Vol. III nächstens beendet.)

Rampoldi, G. B., Corografia dell' Italia. 3 vol. in 28 fascicoli. 8. Milano 1832—34. 21 Fl.

Zuccagni-Orlandini, Corografia fisica, storica e statistica dell' Italia e delle sue isole, corredata di un atlante di mappe geografiche e topografiche e di altre tavole illustrative. Fasc. 1—41. 8vo e atlante in folio. Firenze 1835—39. Jede Lieferung 5 Fl. 50 Kr.

Vocabolario usuale tascabile della lingua italiana compilato da *Antonio Bazzarini*. 16. Venezia 1839. 1 Fl. 8 Kr.

Bei **Th. Chr. Fr. Enslin** in **Berlin** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Des Freiherrn von Münchhausen

wunderbare Reisen

und Abentheuer

zu Wasser und zu Lande,

wie er dieselben bei der Flasche im Zirkel seiner Freunde selbst zu erzählen pflegte.

Neue Originalausgabe.

Mit 16 Bildern von Hosemann.

Sauber broschirt 12 Gr.

Der alte, wenigstens aus mündlichen Erzählungen wohlbekannte Münchhausen erscheint hier innerlich ganz unverändert und unverfälscht in einer hübschen zeitgemäßen Gestalt, und verdient gewiß als eines der witzigsten Producte des deutschen Geistes, bei dem höchst billigen Preise, auch in der kleinsten Büchersammlung einen Platz.

In meinem Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Kathâ Sarit Sâgara.

Die Märchensammlung des Sri Somadeva Bhatta aus Kaschmir.

Erstes bis fünftes Buch.

Sanskrit und Deutsch herausgegeben von

Dr. Hermann Brockhaus.

Gr. 8. Geh. 8 Thlr.

Diese anziehende und für die Geschichte der Literatur wichtige Sammlung indischer Märchen und Erzählungen erscheint hier zum ersten Male aus den Handschriften gedruckt.

Leipzig, im März 1840.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1840. Nr. VII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

Bericht

über die

Verlagsunternehmungen für 1840

von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

I. An Zeitschriften erscheint für 1840:

*1. Leipziger Allgemeine Zeitung. Jahrgang 1840. Täglich mit Einschluß der Sonn- und Festtage eine Nummer von 1 Bogen nebst vielen Beilagen. Hoch-4. Pränumerationspreis vierteljährig 2 Thlr.

Wird Abends für den folgenden Tag ausgegeben. Anzeigen aller Art finden in der Leipziger Allgemeinen Zeitung eine weite Verbreitung. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer gespaltenen Zeile 1½ Gr.

Nach Beendigung des Jahrs erscheint ein vollständiges Register zu dem Preise von 8 Gr.

*2. Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Eine Übersicht der Literatur Deutschlands, wie der bedeutendern Schriften des Auslandes, nebst Angabe künftig erscheinender Werke und andern auf den literarischen Verkehr bezüglichen Mittheilungen und Notizen. Mit Register. Jahrgang 1840. 52 Nummern (von 1—2 Bogen). Gr. 8. Preis des Jahrgangs 3 Thlr.

Wird Freitags ausgegeben.

Der Jahrgang 1836 der Allgemeinen Bibliographie kostet 2 Thlr. 16 Gr., die Jahrgänge 1837—39 jeder 3 Thlr.

*3. Repertorium der gesammten deutschen Literatur für das Jahr 1840. Herausgegeben im Verein mit mehreren Gelehrten von *Ernst Gotthelf Gersdorf*. Dreiundzwanzigster Band und folgende. (Beigegeben wird: Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) Gr. 8. Preis eines Bandes von etwa 50 Bogen 3 Thlr.

Das Repertorium erscheint monatlich zweimal in Heften, deren Umfang sich nach den vorhandenen Materialien richtet.

Der Allgemeinen Bibliographie für Deutschland und dem Repertorium der deutschen Literatur wird ein beiden Zeitschriften gemeinschaftlicher

Bibliographischer Anzeiger

beigegeben, der für literarische Anzeigen aller Art bestimmt ist. Die Insertionsgebühren betragen 1½ Gr. für die Petitzeile oder deren Raum. Besondere Beilagen, als Prospecte, Anzeigen u. dgl., werden mit der Bibliographie wie mit dem Repertorium ausgegeben und dafür die Gebühren mit 1 Thlr. 12 Gr. bei jeder dieser Zeitschriften berechnet.

*4. Blätter für literarische Unterhaltung. (Herausgeber: Heinr. Brockhaus.) Jahrgang 1840. Außer den Beilagen täglich eine Nummer. Gr. 4. 12 Thlr.

Wird Dienstags und Freitags ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

*5. Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie. Herausgegeben von Oken. Jahrgang 1840. 12 Hefte. Mit Kupfern. (Zürich.) Gr. 4. 8 Thlr.

Zu den unter Nr. 4 und 5 genannten Zeitschriften erscheint ein

Literarischer Anzeiger,

für literarische Ankündigungen aller Art bestimmt. Für die gespaltene Petitzeile oder deren Raum werden 2 Groschen berechnet.

Gegen Vergütung von 3 Thlrn. werden Anzeigen und dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 12 Gr. der Isis beigelegt oder beigeheftet.

*6. Das Pfennig-Magazin für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. (Herausgeber: Friedr. Brockhaus.) Jahrgang 1840. 52 Nummern. (Nr. 353—404.) Mit vielen Abbildungen. Klein Folio. 2 Thlr.

Wird wöchentlich und monatlich ausgegeben.

Der erste bis fünfte Jahrgang, Nr. 1—248, kosten jetzt zusammengenommen statt 9 Thlr. 12 Gr. im herabgesetzten Preise nur 5 Thlr., einzelne Jahrgänge aber 1 Thlr. 8 Gr. Der sechste und siebente Jahrgang (1838 und 1839) kosten jeder 2 Thlr.

Ebenfalls im Preise herabgesetzt sind folgende Schriften mit vielen Abbildungen:

Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. Früher 5 Thlr. **Jetzt 2 Thlr. 12 Gr. Einzelne Jahrgänge 16 Gr.**

Sonntags-Magazin. Drei Bände. Früher 6 Thlr. **Jetzt 2 Thlr.**

National-Magazin. Ein Band. Früher 2 Thlr. **Jetzt 16 Gr.**

Unterhaltungen eines Vaters mit seinen Kindern. Zwei Bändchen. Früher 1 Thlr. **Jetzt 12 Gr.**

Das dem Pfennig-Magazin beigefügte

Intelligenzblatt

eignet sich vorzüglich für alle das gesammte deutsche Publicum betreffende Ankündigungen. Für die gespaltene Petitzeile oder deren Raum werden 5 Gr. berechnet, Anzeigen und dergl. gegen Vergütung von 18 Gr. für das Tausend beigelegt.

7. Zeitgenossen. Ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit. (Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.) Sechsten Bandes siebentes und achtes Heft. (Nr. XLVII—XLVIII.) Gr. 8. Geh. Preis des Heftes von 6—7 Bogen 12 Gr.

Ich hoffe diese beiden Hefte, die den Schluß der Biographie Lafayette's von J. W. Zinkeisen enthalten werden, insofern der Verfasser seine Versprechungen erfüllt, in diesem Jahre liefern zu können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mozin's

vollständiges Wörterbuch

der deutschen und französischen Sprache,

nach den neuesten und besten Werken

über Sprache, Künste und Wissenschaften;

enthaltend die Erklärung aller Wörter, die Aussprache der schwierigern, eine Auswahl erläuternder Beispiele zur Verständlichkeit ihrer verschiedenen Bedeutungen, die hauptsächlichsten sinnverwandten Wörter, Sprüchwörter und sprüchwörtlichen Redensarten beider Sprachen, die Ausdrücke des französischen Gesetzbuchs, die Münzen, Gewichte und Maße der verschiedenen Staaten, ein Verzeichniß der gebräuchlichsten Eigennamen von Personen, Ländern, Flüssen &c.

Mit Beiträgen von

Guizot, Biber, Hölder, Courtin und **mehreren andern Mitarbeitern.**

Aufs neue durchgesehen und vermehrt

von

A. Peschier,

Professor an der Universität Tübingen.

4 Bände. In acht Lieferungen von ungefähr 30 Bogen

zu 1 Fl. 45 Kr., oder 1 Thlr. 1 Gr.

Der ersten Lieferung erste Hälfte Subscriptionspreis für 52½ Kr., oder 12½ Gr.

Wir haben soeben die erste Hälfte der ersten Lieferung des vom Herrn Prof. Peschier aufs neue durchgesehenen und vermehrten deutsch-französischen und französisch-deutschen Wörterbuchs von Mozin ausgegeben und bedauern, daß es uns nicht gelungen ist, die ganze erste Lieferung mit einem Male versenden zu können, wie wir es früher beabsichtigten. Diese Verzögerung wolle man dadurch erklären, daß von Seiten der Herren Herausgeber sowol als von uns keine Mühe gespart wurde, dem Werke in seiner neuen Gestalt die Vollkommenheit zu geben, die man von einem solchen Wörterbuch verlangen kann, und es *auf einen Standpunkt* zu bringen, der allen gerechten Anfoderungen entspricht. — Dem gemäß wurden viele mehr als *zweifelhafte Ausdrücke*, viele bis jetzt in den besten Wörterbüchern als echt französische Wörter aufgenommene Barbarismen aus dieser neuen Ausgabe weggelassen, und dafür die neuesten Vocabeln und Redensarten aufgenommen, welche entweder dem politischen und literarischen Federkrieg, den Salons, der Phraseologie der neuen Schule, oder der besondern Sprache der Parteien, zuweilen auch dem Dialekt der niedern Classen angehören.

Bereichert ist diese Ausgabe ferner durch eine Menge Etymologien, durch eine vergleichende Synonymik, durch Angabe der unregelmäßigen Bildung der Mehrzahl, endlich durch manche Sprüchwörter und Redensarten, welche die Eigenthümlichkeit beider Sprachen am besten bezeichnen. Ungeachtet dieser zahlreichen Zusätze wird der Umfang der neuen Auflage nicht bedeutend vergrößert, daher kommt es, daß wir im Stande sind, dieses sorfältig überarbeitete und reich vermehrte Wörterbuch um einen verhältnißmäßig so ungemein billigen Preis zu liefern.

Wir hoffen somit, daß diese neue Auflage die Brauchbarkeit und Verbreitung des längst anerkannten vortrefflichen Werkes noch bedeutend erhöhen wird.

Auf die äußere Ausstattung — Schrift, Druck und Papier — verwandten wir eine ganz besondere Sorgfalt, wie man sich durch Einsicht des Werkes überzeugen wird. Der Druck ist jetzt in raschem Gange begriffen, sodaß die weitern Lieferungen rasch folgen werden.

Stuttgart und Tübingen, im Februar 1840.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Notiz aus London. (Monthly magazine.)

Von Lady **Blessington** ist kürzlich ein neuer Roman: „Die Gouvernante", 2 Bände, erschienen, der mehr als alle frühern Gaben dieser gefeierten Dame das Interesse der Lesewelt in Anspruch nimmt. Die innere Wahrheit der Erzählung, feine Charakteristik der höhern Gesellschaftskreise und ein eigenthümlicher Schmelz der Darstellung zeichnen den Roman vor den Erzeugnissen der Neuzeit aus. — Auch Mistriß **Grey** hat in einem höchst anziehenden Romane, betitelt „Der Herzog", 3 Bände, aufs neue ihr hervorragendes Talent in Auffassung lebensvoller Gemälde der Gegenwart beurkundet.

☞ Deutsche Übersetzungen der erwähnten beiden Romane von Dr. **Fr. Steger** sind bereits unter der Presse im Verlage von **Eduard Leibrock** in Braunschweig.

Soeben erschien und ist von uns durch jede Buchhandlung zu erhalten:

AMAROKOCHA, OU VOCABULAIRE D'AMARASINHA,

publié en sanskrit avec une traduction française, des notes et un index;

par **A. Loiseleur-Deslongchamps.**

1re partie. In-8. Paris. 5 Thlr. 18 Gr.

Leipzig, im März 1840.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

(*A Paris*: même maison, Rue Richelieu, No. 60.)

Durch alle deutschen Postämter kann man ohne Portoaufschlag zu 6 Fl. Rhein., oder 3⅓ Thlr. Preuß., für den halben Jahrgang, sowie auch durch alle Buchhandlungen beziehen:

Atlas.

Monatschrift für Zeitgeschichte und Völkerkunde.

Redaction: **August Lewald.**

Das soeben erschienene **Februar**-Heft enthält:

Die Whiteboys. Zur Darstellung der irischen Angelegenheiten.
Historische Skizzen über die Seemacht der Vereinigten Staaten Nordamerikas. Zweiter Artikel.
Die Verhältnisse Afghanistans und der Feldzug der Engländer.
Glossen zu der Schrift über die europäische Pentarchie. Von **Friedrich Giehne.**
Uebersicht der Weltbegebenheiten. Die letzten Wochen des Decembers 1839 — die ersten Tage des Januars 1840. Von **H—k.**

Das **Januar**-Heft enthält und ist von allen Postämtern und Buchhandlungen zur Einsicht zu erhalten:

Gegenwärtige Stellung der Whigpartei, mit besonderer Rücksicht auf die letzte Parlamentssitzung, von Dr. Fr. Kottenkamp. — Skandinavische Zustände in neuer und neuester Zeit, von C. M. Erster Artikel. — Gedanken über den Hattischerif von Gulhaneh, von L—r. — Historische Skizzen über die Seemacht der Vereinigten Staaten Nordamerikas, von J. F. Cooper. — Auszug aus dem Bericht des Herrn Blanqui, über die Lage der französischen Besitzungen im nördlichen Afrika. — Chronologische Übersicht der neuesten Zeitereignisse von H—k.

Stuttgart, den 1. Februar 1840.

Literatur-Comptoir.

In der **Kayser'schen** Buchhandlung in Leipzig ist eben erschienen:

Übungen im lateinischen Styl. Für obere Gymnasialclassen herausgegeben von Dr. *F. A. Heinichen*, Prorector des Gymnasiums zu Annaberg. Gr. 8. Preis 15 Gr.

Bei **Karl Erhard** in Stuttgart erscheint seit Anfang 1840 und kann durch alle Buchhandlungen eingesehen und bezogen werden:

Revue française. Choix mensuel de littérature récemment publiée en France.

Diese Zeitschrift hat die Bestimmung, das Ausgezeichnetste und Anziehendste der periodischen französischen Literatur aus dem Gebiete der Belletristik, der Novelle, der Länder- und Völkerkunde, der Zeit- und Sittengeschichte u. s. w. dem deutschen Leser mitzutheilen; daneben bleibt überhaupt keine bedeutende literarische Erscheinung, auch wenn sie sich auf anderm Wege als durch die periodische Presse kund gibt, von ihrem Plane ausgeschlossen, sofern dieselbe die obigen Fächer berührt und nicht durch ihren Umfang die Grenzen überschreitet, welche eine Zeitschrift sich zu stecken hat. Der Preis für den Jahrgang von 12 Monatslieferungen je zu 4 Bogen großes Medianoctav in anständiger Ausstattung ist 3 Thlr., oder 5 Fl., mit halbjähriger Verbindlichkeit für die verehrlichen Abonnenten. Die beiden ersten Lieferungen (Januar und Februar 1840) enthalten: Erste Lieferung: La Demoiselle à marier. Par *Anna Marie.* — Mocha Dick. Épisode de la pêche à la baleine. — Jeunesse de Napoléon Buonaparte. Par *Alex. Dumas.* — Les Féroe. Scène de voyage. Par *X. Marmier.* — Types français. Le Précepteur. Par *Stanisl. David.* — Connor O'Mara. Tradition irlandaise. — Les Étrennes de 1839. Par *Marie Aycard.* — Gastronomie dramatique. — Mélanges. — Zweite Lieferung: Les Épaves. Nouvelle créole. Par Mad. *Charles Reybaud.* — Types anglais. Le Directeur de théâtre. Par *R. Brinsley Peake.* — Le Spitzberg. Scène de voyage. Par *X. Marmier.* — La petite Provence de Paris. Par *Gustave d'Outrepont.* — Une Opération chirurgicale. Épisode des journées de Mai. Par *Max. Raoul.* — Le secret du fameux automate joueur d'échecs. — Une Explication. Par *Th. Muret.* — Carter et ses bêtes féroces au théâtre du Cirque-Olympique.

Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste,

in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von

J. S. Ersch und **J. G. Gruber.**

Mit Kupfern und Karten.

Erste Section (A—G). Herausg. von J. G. Gruber. 32ster Theil.
Zweite Section (H—N). Herausg. von A. G. Hoffmann. 16ter Theil.
Dritte Section (O—Z). Herausg. von M. H. E. Meier und L. F. Kämtz. 12ter Theil.

Obige drei Bände sind im vorigen Jahre erschienen und an alle Buchhandlungen und Subscribenten versandt worden. Sie sind wieder reich an den wichtigsten und interessantesten Artikeln, wie nachstehende Übersicht zeigt, die einige der bedeutendsten nennt:

Aus der ersten Section: Eidgenossenschaft (schweizerische) von *Escher*; Eierstockskrankheiten von *Rosenbaum*; Eigenleute von *Dieck*; Eilau (Schlacht bei) von *Heymann*; Einbalsamiren von *Döbereiner*; Einbildungskraft von *Gruber*; Eingeweidewürmer von *Creplin*; Einquartirung von *Buddeus*; Einsiedel von *v. Stramberg* und *Döring*; Eis von *Kämtz* und *Rosenbaum*; Eisen von *Germar* und *Hartmann*.

Aus der zweiten Section: Iffland von *Döring*; Igor (Großfürsten von Rußland) von *Wachter*; Ikhschid von *Flügel*; Ikonoklasten von *Henke*; Ilgen von *Hoffmann*; Illuminaten-Orden von *Röse*; Illuminiren von *Thon*; Imaginäre Grösse von *Gartz*; Imhof von *Boyneburg-Lengsfeld*, *Döring* und *Röse*; Impfung von *Haeser*; Incas von *Pöppig*.

Aus der dritten Section: Pareus von *Eckstein*; Parforcejagd von *Pfeil*; Parfümerien von *Karmarsch*; Paris (Stadt) von *Fischer*; Paris (Schlacht von) von *Heymann*; Paris (Namen in der Mythologie) von *Panofka*; Parlament von *Günther*; Parmenides von *Steinhart*; Paros von *Vater*; Parthenon von *Stapel*; Parther von *Krause*; Partitur von *Fink*; Partunda von *Meier*; Pascal von *Sprengel*.

Der Pränumerationspreis ist für jeden Theil in der Ausgabe auf Druckp. 3 Thlr. 20 Gr., auf Velinp. 5 Thlr.

Für den Ankauf des ganzen Werkes, sowie auch einer Anzahl einzelner Theile zur Ergänzung unvollständiger Exemplare, gewähre ich die billigsten Bedingungen.

Leipzig, im März 1840.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1840. Nr. VIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

Bericht

über die

Verlagsunternehmungen für 1840

von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Fortsetzung aus Nr. VII.)

II. An Fortsetzungen und Resten erscheint:

*8. Altdeutsche Blätter von ***Mor. Haupt*** und ***Heinr. Hoffmann.*** Zweiten Bandes viertes Heft. Gr. 8.

Der erste Band in 4 Heften (1835 — 36) kostet 2 Thlr. 4 Gr., das erste bis dritte Heft des zweiten Bandes 1 Thlr. 20 Gr.

*9. Analekten für Frauenkrankheiten, oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Vereine praktischer Ärzte. Zweiten Bandes drittes Heft und folgende. Gr. 8. Jedes Heft 16 Gr.

Der erste Band in 4 Heften (1837) kostet 2 Thlr. 16 Gr., das erste und zweite Heft des zweiten Bandes 1 Thlr. 8 Gr.

*10. Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk. Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. In vier Bänden. Mit bildlichen Darstellungen und Landkarten. Dritten Bandes zwölfte Lieferung und folgende. Vierten Bandes fünfte Lieferung und folgende. Gr. 4. Geh. Preis jeder Lieferung 6 Gr.

Durch die Veranstaltung, daß der dritte Band, die Artikel von M—R, und der vierte Band, die Artikel von S—Z enthaltend, gleichzeitig gedruckt werden, steht die Vollendung des Werks nun bald zu erwarten, ohne daß die raschere Förderung der Lieferungen eine Verminderung der Sorgfalt der Redaction in Hinsicht auf die Auswahl und Bearbeitung der einzelnen Artikel zu Folge haben wird.

Der erste Band, A—E (92 Bogen mit 320 Abbildungen und 17 Landkarten), kostet 3 Thlr.; der zweite Band, F—L (101½ Bogen mit 368 Abbildungen und 11 Landkarten), 3 Thlr. 9 Gr. — Vom ersten und zweiten Bande sind auch sauber cartonnirte Exemplare zu haben, wofür der Einband mit 8 Gr. besonders berechnet wird.

Auf dem Umschlage des Bilder-Conversations-Lexikons werden Anzeigen rc. gegen Berechnung von 4 Gr. Insertionsgebühren für die gespaltene Petitzeile oder deren Raum abgedruckt, sowie gegen eine Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend demselben beigeheftet.

11. ***Busch (Dietr. Wilh. Heinr.),*** Das Geschlechtsleben des Weibes in physiologischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht dargestellt. Zweiter Band und folgende. Gr. 8.

Der erste Band: Physiologie und allgemeine Pathologie des weiblichen Geschlechtslebens (1839), kostet 3 Thlr. 20 Gr.; der zweite Band: Aetiologie, Diagnostik, Therapie, Diätetik und Kosmetik, sowie auch specielle Pathologie und Therapie der weiblichen Geschlechtskrankheiten, getrennt von der Schwangerschaft, der Geburt und dem Wochenbette (1840), 3 Thlr.

12. Conversations-Lexikon der Gegenwart. In vier Bänden. Neunzehntes Heft und folgende. Gr. 8. Preis eines Heftes von 10 Bogen auf Druckpapier 8 Gr., auf Schreibpapier 12 Gr., auf Velinpapier 18 Gr.

Mit dem achten Hefte war der erste Band (A—E), mit dem sechszehnten Hefte der zweite Band (F—J) dieses für sich bestehenden, in sich abgeschlossenen Werkes beendigt, das zugleich ein Supplement bildet zur achten Auflage des Conversations-Lexikons, sowie zu jeder frühern Auflage, allen Nachdrucken und Nachbildungen.

Die achte Originalauflage des Conversations-Lexikons in zwölf Bänden, wovon ein neuer Abdruck erschienen, ist fortwährend zu den Subscriptionspreisen von 16 Thlr. auf Druckpapier, 24 Thlr. auf Schreibpapier und 36 Thlr. auf Velinpapier zu erhalten. Auch ist sie durch jede Buchhandlung in einem

neuen Abonnement,

in das zu jeder Zeit eingetreten werden kann, in einzelnen Bänden zu den Preisen von 1 Thlr. 8 Gr. auf Druckpapier, 2 Thlr. auf Schreibpapier und 3 Thlr. auf Velinpapier zu beziehen.

Zu der achten Auflage erschien 1839 ein

Universalregister,

das auf 18 Bogen in dreispaltigen Columnen gegen 70,000 Personen und Gegenstände nachweist, über die kürzere oder ausführlichere Mittheilungen im Conversations-Lexikon sich finden. Es ist für jeden Besitzer der achten Auflage unentbehrlich und kostet auf Druckpapier 16 Gr., auf Schreibpapier 1 Thlr., auf Velinpapier 1 Thlr. 12 Gr.

13. Cuvier (Baron von), Das Thierreich, geordnet nach seiner Organisation. Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere, und Einleitung in die vergleichende Anatomie. Nach der zweiten, vermehrten Ausgabe übersetzt und durch Zusätze erweitert von Friedr. Siegm. Voigt. In sechs Bänden. Sechster Band. Gr. 8.

Der erste Band (Säugthiere und Vögel, 1831) kostet 4 Thlr., der zweite Band (Reptilien und Fische, 1832) 2 Thlr. 8 Gr., der dritte Band (Mollusken, 1834) 2 Thlr. 16 Gr., der vierte Band (Anneliden, Crustaceen, Arachniden und ungeflügelte Insekten, 1836) 2 Thlr. 8 Gr., der fünfte Band (die eigentlichen Insekten, 1839) 3 Thlr. 8 Gr. — Der sechste Band wird enthalten die Echinodermen, die Eingeweidewürmer, die Akalephen, die Polypen und die Infusorien; außerdem noch ein alphabetisches Verzeichniß der citirten Schriftsteller.

*14. Darstellung der Landwirthschaft Großbritanniens in ihrem gegenwärtigen Zustande. Nach dem Englischen bearbeitet von Aug. Gottf. Schweitzer. In zwei Bänden. Zweiten Bandes erste und zweite Abtheilung. Mit Holzschnitten. Gr. 8. Geh.

Der erste Band in zwei Abtheilungen mit 55 eingedruckten Holzschnitten (1839) kostet 3 Thlr. 4 Gr., die erste Abtheilung des zweiten Bandes mit 28 Holzschnitten 1 Thlr. 18 Gr.

*15. Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste, in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet,

und herausgegeben von **Joh. Sam. Ersch** und **Joh. Gottf. Gruber**. Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. Cart.

Jeder Theil im Pränumerationspreise auf gutem Druckpapier 3 Thlr. 20 Gr., auf feinem Velinpapier 5 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier im größten Quartformat mit breiten Stegen (Prachtexemplare) 15 Thlr.

Erste Section, A—G, herausgegeben von J. G. Gruber. Dreiunddreißigster Theil und folgende.

Zweite Section, H—N, herausgegeben von And. Gli. Hoffmann. Siebzehnter Theil und folgende.

Dritte Section, O—Z, herausgegeben von Mor. Herm. Ed. Meier und Ludw. Friedr. Kämp. Dreizehnter Theil und folgende.

Den frühern Abonnenten, denen eine Reihe von Theilen fehlt, und Denjenigen, die als Abonnenten auf das ganze Werk neu eintreten wollen, werden die billigsten Bedingungen gestellt.

*16. Ausführliche Encyklopädie dnr gesammten Staatsarzneikunde. Im Vereine mit mehreren Doctoren der Rechtsgelahrtheit, der Philosophie, der Medicin und Chirurgie, mit praktischen Civil-, Militair- und Gerichtsärzten und Chemikern bearbeitet und herausgegeben von *Georg Friedr. Most*. Für Gesetzgeber, Rechtsgelehrte, Policeibeamte, Militairärzte, gerichtliche Ärzte, Wundärzte, Apotheker und Veterinärärzte. Dreizehntes Heft und folgende. Gr. 8. Subscriptionspreis jedes Heftes von 12 Bogen 20 Gr.

In dem dreizehnten Hefte schließt der zweite Band und beginnt ein Supplement zu dem ersten und zweiten Bande, das 2—3 Hefte füllen wird.

Von dem Herausgeber erschien bereits in meinem Verlage:

Encyklopädie der gesammten medicinischen und chirurgischen Praxis mit Einschluss der Geburtshülfe, der Augenheilkunde und der Operativchirurgie. Im Verein mit mehreren praktischen Ärzten und Wundärzten herausgegeben. Zweite stark vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Bände. Gr. 8. 1836—37. 10 Thlr.

—— Supplement zur ersten Auflage, enthaltend die Verbesserungen und Zusätze der zweiten Auflage. Gr. 8. 1837. 2 Thlr. 12 Gr.

Versuch einer kritischen Bearbeitung der Geschichte des Scharlachfiebers und seiner Epidemien von den ältesten bis auf unsere Zeiten. Zwei Bände. Gr. 8. 1826. 3 Thlr.

Über Liebe und Ehe in sittlicher, naturgeschichtlicher und diätetischer Hinsicht, nebst einer Anleitung zur richtigen physischen und moralischen Erziehung der Kinder. Dritte, völlig umgearbeitete, stark vermehrte und verbesserte Auflage. 8. 1837. 1 Thlr. 8 Gr.

*17. *Ersch (Joh. Sam.)*, Handbuch der deutschen Literatur seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue, mit verschiedenen Mitarbeitern besorgte Ausgabe. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier, auf feinem franz. Schreibpapier, und auf demselben Papiere in gr. 4. mit breitem Rande.

Zweiten Bandes zweite Abtheilung: Literatur der schönen Künste.

Diese Abtheilung verläßt jetzt die Presse und wird allen Besitzern des Werks als Rest nachgeliefert. — Vgl. Nr. 35.

18. Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich unter König Ludwig XVI., oder Entstehung, Fortschritte und Wirkungen der sogenannten neuen Philosophie in diesem Lande. Nach des Verfassers Tode fortgesetzt von Prof. **Friedr. Brömmel**. Siebenter Theil und folgende. Gr. 8. Auf Druck- und Schreibpapier.

Die ersten 6 Theile (1827—33) kosten 10 Thlr. 16 Gr. Der siebente Theil wird wahrscheinlich in diesem Jahre erscheinen können.

*19. **Hagen (Aug.)**, Künstler-Geschichten. Drittes und viertes Bändchen. 12. Geh.

Das erste und zweite Bändchen enthielten unter besonderm Titel: Die Chronik seiner Vaterstadt vom Florentiner Lorenzo Ghiberti, dem berühmtesten Bildgießer des 15. Jahrhunderts. Nach dem Italienischen. Zwei Bändchen. 1833. 3 Thlr. — Vgl. Nr. 39 und 40.

20. **Heinsius (Wilh.)**, Allgemeines Bücher-Lexikon, oder Vollständiges alphabetisches Verzeichniß aller von 1700 bis zu Ende 1834 erschienenen Bücher, welche in Deutschland und in den durch Sprache und Literatur damit verwandten Ländern gedruckt worden sind. Nebst Angabe der Druckorte, der Verleger, der Preise &c. Neunter Band, welcher die von 1835 bis Ende 1840 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Bearbeitet und herausgegeben von **Otto Aug. Schulz**. — Auch u. d. T.: Allgemeines Deutsches Bücher-Lexikon oder vollständiges alphabetisches Verzeichniß derjenigen Schriften, welche in Deutschland und in den angrenzenden, mit deutscher Sprache und Literatur verwandten Ländern gedruckt worden sind. Mit ausführlichen Angaben der Verleger, Druckorte, Preise, Auflagen, Jahrzahlen, Formate, Bogenzahlen, artistischen Beilagen und vielen buchhändlerischen und literarischen Nachweisungen, Angaben der anonymen und pseudonymen Schriftsteller &c. Bearbeitet und herausgegeben von **O. A. Schulz**. Zweiter Band, die von 1835 bis Ende 1840 erschienenen Schriften enthaltend. Gr. 4. Auf Druck- und Schreibpapier.

Der Verfasser arbeitet ununterbrochen an dieser Fortsetzung, sodaß der Druck gleich nach dem Jahre 1840 wird beginnen können.

Der erste Band, die Literatur von 1828—34 enthaltend (1836—38), kostet auf Druckpapier 10 Thlr. 12 Gr., auf Schreibpapier 12 Thlr. 16 Gr. Die frühern sieben Bände (1812—29) sind zusammengenommen auf 20 Thlr. im Preise herabgesetzt; auch einzelne Bände werden billiger gegeben.

*21. **Hille (Karl Christian)**, Die Heilquellen Deutschlands und der Schweiz. Ein Taschenbuch für Brunnen- und Badereisende. Zwei Theile. Mit Kärtchen und Plänen. 5tes Heft und folgende. 8.

Das erste Heft (1837, 12 Gr.) enthält als Brunnen- und Bade-Diätetik das Allgemeine über die Mineralquellen und ihre zweckmäßige Benutzung, und dient zugleich zur Vervollständigung der einzelnen Monographien; das zweite Heft (1837, 20 Gr.) enthält die Beschreibung der Heilquellen von Böhmen und Mähren, das dritte Heft (1838, 16 Gr.) die Heilquellen Schlesiens und der Grafschaft Glatz, das vierte Heft (1838, 1 Thlr.) die Nord- und Ostseebäder. Zunächst werden die Bäder am Nieder- und Oberrhein und die Taunusbäder beschrieben werden. — Vgl. Nr. 43 und 44.

*22. Ikonographische Encyklopädie, oder bildliche Darstellung aller Gegenstände der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe. Unter Mitwirkung der Herren: Hofrath und Leibarzt Prof. Dr. *v. Ammon* in Dresden; Prof. Dr. *Dieffenbach* in Berlin; Leibarzt Dr. *Grossheim* in Berlin; Geh.-Rath Prof. Dr. *Jüngken* in Berlin; Geh.-Rath Prof. Dr. *Kluge* in Berlin; Geh.-Rath Prof. Dr. *Trüstedt* in Berlin besorgt und herausgegeben von Dr. *Friedr. Jak. Behrend*. Zweite Abtheilung: Beinbrüche und Verrenkungen. Grossfolio.

Die erste Abtheilung, die 1839 erschien, führt den Titel:

Ikonographische Darstellung der nicht-syphilitischen Hautkrankheiten. Mit darauf bezüglichem systematischem Texte. Unter Mitwirkung des Herrn Geheimrath Dr. *Trüstedt* besorgt und herausgegeben von Dr. *Friedr. Jak. Behrend*. 30 Tafeln Abbildungen und 26 Bogen Text. Sechs Lieferungen. Grossfolio. 12 Thlr. — Vgl. Nr. 46.

23. **Raumer (Friedr. von)**, Geschichte Europas seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts. Siebenter Band und folgende. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier und extrafeinem Velinpapier.

Der erste bis sechste Band (1832—38) kosten im Subscriptionspreise auf Druckpapier 17 Thlr. 22 Gr., auf Velinpapier 35 Thlr. 20 Gr.

24. **Schmid (Reinh.)**, Die Gesetze der Angelsachsen. In der Ursprache mit Übersetzung und Erläuterungen. Zweiter Theil. Gr. 8.

Der erste Theil, den Text nebst Uebersetzung enthaltend (1831), kostet 2 Thlr. 6 Gr.

*25. Skizzen aus dem Alltagsleben. Aus dem Schwedischen. Viertes Bändchen und folgende. 8. Geh.

Bisher erschienen: Erstes Bändchen: Die Töchter des Präsidenten. Erzählung einer Gouvernante. 1838. 1 Thlr. 16 Gr. — Zweites und drittes Bändchen: Die Nachbarn. Zwei Theile. 1839. 3 Thlr. — Vgl. Nr. 42.

*26. Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von **Friedr. v. Raumer**. Neue Folge. Zweiter Jahrgang. Gr. 12. Cart.

Die erste Folge des Historischen Taschenbuchs besteht aus zehn Jahrgängen (1830—39), die im Ladenpreise 19 Thlr. 16 Gr. kosten. Ich erlasse aber sowol den ersten bis fünften (1830—34) als den sechsten bis zehnten Jahrgang (1835—39) zusammengenommen für fünf Thaler, sodaß die ganze Folge **Zehn Thaler** kostet. Einzeln kostet jeder dieser zehn Jahrgänge 1 Thlr. 8 Gr. Der erste Jahrgang der Neuen Folge kostet 2 Thlr.

*27. Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von Dr. **Franck**. Mit einem Bildnisse. 8. Cart.

Der erste Jahrgang kostet 2 Thlr. 8 Gr., der zweite 3 Thlr., der dritte 2 Thlr. 12 Gr., der vierte 3 Thlr.

*28. Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1841. Neue Folge. Dritter Jahrgang. Mit einem Bildnisse. 8. Cart.

Von den frühern Jahrgängen der Urania sind 1830—38 noch vorräthig, die im Ladenpreise 18 Thlr. 6 Gr. kosten, aber zusammengenommen für 4 Thlr. 12 Gr., einzelne Jahrgänge zur Completirung für 16 Gr. abgelassen werden. Der erste und zweite Jahrgang der Neuen Folge kostet jeder 1 Thlr. 12 Gr.

*29. *Winkler (Ed.)*, Vollständiges Real-Lexikon der medicinisch-pharmaceutischen Naturgeschichte und Rohwaarenkunde. Enthaltend: Erklärungen und Nachwei-

sungen über alle Gegenstände der Naturreiche, welche bis auf die neuesten Zeiten in medicinisch-pharmaceutischer, toxikologischer und diätetischer Hinsicht bemerkenswerth geworden sind. Naturgeschichtlicher und pharmakologischer Commentar jeder Pharmakopöe für Ärzte, Studirende, Apotheker und Droguisten. In zwei Bänden. Fünftes Heft und folgende. Gr. 8. Subscriptionspreis eines Heftes von 12 Bogen 20 Gr.

Mit dem fünften Hefte schließt der die Buchstaben A—L enthaltende erste Band.

(Der Beschluß folgt.)

Beantwortung

auf die in der hallischen „Allgemeinen Litteraturzeitung“, Ergänzungsblatt Nr. 99, November 1839, befindliche Recension über den, bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen „Physikalisch-astronomischen Versuch über die Weltenordnung von Augustin Boduszynski“ rc.

Diese Recension bietet einen klaren Beweis dar, daß man durch das ewige mechanische Nachreiben und Nachbeten fremder Rechnungen, Buchstaben und Zahlen aus aller Übung des gesunden Menschenverstandes kommen und ganz am Geiste verkrüppelt werden kann. Der Recensent liefert ein Beispiel davon in seiner eigenen Person, wenn er wenigstens ein winziger Appendix der Astronomie sein sollte, und wohl zu merken, wenn er vorhin auch nur den geringsten Anspruch an den gesunden Menschenverstand machen konnte, indem Niemand an Dem beschädigt werden kann, was er nie besessen hat. Er hat keinen Begriff von der Recension eines wissenschaftlichen Werkes, die doch, wie allgemein bekannt, eine Widerlegung der Gründe sein muß, auf welche sich das angefochtene Werk stützt, und diese Widerlegung muß begründete Beweise anführen, die die Grundstützen des Werkes umstürzen. Nur Beweise pro und contra sollen beachtet werden; selbst die Autorität der berühmtesten Männer gilt hier nur so viel, als die Beweise, die sie anführen; um so weniger gilt des Recensenten sein (o!) sein Hervorheben, sein Lob, sein Tadel, seine Arroganz, seine Ignoranz, sein Unsinn und dergleichen. Dies sind eitle Töne, die der Wind verweht, eitle Töne, die dem begründeten wissenschaftlichen Werke nicht den geringsten Schaden zufügen können.

Der Verfasser hat seinen „Physikalisch-astronomischen Versuch über die Weltenordnung“ auf unbezweifelten und unter allen Gelehrten allgemein bekannten Regeln der Logik, Mechanik und Hydrostatik, auf Versuchen, täglichen Erfahrungen und der strengen Analogie gegründet, und fodert alle Naturforscher und Astronomen auf, ihm seine begründeten Behauptungen zu entkräften. Er fodert auch den Recensenten auf, eine begründete Widerlegung darzulegen. Aber (o!) wie käme der astronomische Myrmidon zu einer begründeten Widerlegung? Mag ihn seine Arroganz zu einem solchen Unternehmen antreiben, so bietet seine Ignoranz große Hindernisse entgegen; sollte aber doch die Arroganz gegen die Ignoranz überhand bekommen, so wird er nur lautern Unsinn vortragen, und bevor er noch die Kenntniß von der Antwort des Verfassers erhält, als ein unverkennbarer Langohr erscheinen.

Der Verfasser hat nur für denkende Menschen geschrieben; ihm ist gar nicht an jenen gelegen, die selbst zu denken nicht im Stande sind und deswegen Stellvertreter brauchen. Der Recensent hat also unnöthigerweise seinen Geifer versprudelt, er soll ihn wieder verschlucken, um bei anderer Gelegenheit nicht Mangel daran zu leiden. Der Verfasser ist bereitwillig, alle begründete Einwürfe und Widerlegungen zu beantworten, aber dergleichen Recensionen wird er künftighin mit einem verachtungsvollen Stillschweigen übergehen.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1840. Nr. IX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

Verzeichniss der Vorlesungen,

welche an der königlich bairischen Friedrich-Alexanders-Universität zu Erlangen im Sommer-Semester 1840 gehalten werden sollen.

Der gesetzliche Anfang derselben ist der 27. April.

Theologische Facultät.

Dr. Kaiser: Übungen des exetischen Seminariums, das Buch Hiob, den andern Theil der christlichen Dogmatik, die christliche Moral. — Dr. Engelhardt: Kirchengeschichte von Anfang des achtzehnten Jahrhunderts bis auf unsere Zeiten, Übungen des kirchenhistorischen Seminariums, Reformationsgeschichte, die Dogmengeschichte in Verbindung mit biblischer Theologie. — Dr. Höfling: Übungen des homiletischen und des katechetischen Seminariums, Katechetik und Pastorale. — Dr. Harleß: theologische Encyklopädie, Symbolik und Polemik. — Dr. Ranke: biblische Dogmatik. — Dr. Krafft: den ersten Theil der Dogmatik. — Dr. von Ammon: Übungen im Pastoralinstitute, Symbolik und Polemik, pfarramtliche Geschäftspraxis. — Dr. Hofmann: den Brief an die Hebräer, Geschichte des alten Bundes, das Verhältniß des alten und des neuen Testaments. — Dr. Wiener: Symbolik, Brief an die Römer.

Die vier angestellten Repetenten werden unter Aufsicht und Leitung des k. Ephorus wissenschaftliche Conversatorien in lateinischer Sprache und Repetitorien für die Theologie Studirenden in vier Jahrescursen halten.

Juristische Facultät.

Dr. Bucher: das Pandektenrecht, ein Conversatorium. — Dr. Schmidtlein: Encyklopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft, Criminalproceß mit steter Rücksicht auf das bairische Strafgesetzbuch, über ausgewählte Lehren des Criminalrechts. — Dr. Feuerbach: gemeines und bairisches Lehnrecht, Handels- und Wechselrecht, deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. — Dr. Stahl: Kirchenrecht, über die philosophischen Systeme von Cartesius bis Hegel. — Dr. Schelling: Einleitung in das Studium der gesammten Rechtswissenschaft, Institutionen des römischen Rechts, verbunden mit äußerer und innerer Geschichte desselben, summarischen, oder ordentlichen Civilproceß. — Dr. von Scheurl: Institutionen, verbunden mit einer kurzen Darstellung der Geschichte des römischen Rechts, römisches Erbrecht, civilrechtliches Conversatorium, verbunden mit Übungen in der Beurtheilung von Rechtsfällen.

Medicinische Facultät.

Dr. Henke: Examinatorium über specielle Pathologie und Therapie, gerichtliche Medicin, praktische Übungen der medicinischen Klinik, Weiber- und Kinderkrankheiten. — Dr. Fleischmann sen.: Examinatorium über anatomische und physiologische Gegenstände, allgemeine menschliche Anatomie, allgemeine und besondere Physiologie. — Dr. Koch: allgemeine und beschreibende Botanik, botanische Excursionen, die Cultur der Obstbäume. — Dr. Leupoldt: Psychiatrie, allgemeine Pathologie und Therapie, Wasserheilkunde, den jatrosophischen Verein. — Dr. Roßhirt: Examinatorium über Geburtskunde, theoretische und praktische Geburtskunde, geburtshülfliche Klinik. — Dr. Wagner: allgemeine und medicinische Zoologie, in Verbindung mit Zootomie, vergleichende Anatomie und Entwickelungsgeschichte, Veterinärmedicin. — Dr. Stromeyer: Akiurgie, Operationscursus an Leichen, Examinatorium über Chirurgie, chirurgisch-augenärztliche Klinik. — Dr. Trott: Arzneimittellehre, in Verbindung mit der pharmaceutischen Waarenkunde, Receptirkunst. — Dr. Fleischmann jun.: Angiologie und Neurologie, chirurgische Anatomie, Homöopathie, Repetitorien über Anatomie und Physiologie. — Dr. Ried: die Krankheiten des Gehörorgans, Krankheiten der Knochen oder des Larynx und der Trachea.

Philosophische Facultät.

Dr. Mehmel: Physiologie, Naturrecht. — Dr. Harl: Finanzwissenschaft und Staatsrechnungskunde, Staatswirthschaft oder Nationalökonomie, Policeiwissenschaft in Verbindung mit dem Policeirecht, Conversatorium über Policei, Nationalökonomie und Finanzwissenschaft. — Dr. Köppen: Geschichte der französischen Revolution von 1789, praktische Philosophie, nämlich Naturrecht und Ethik, Geschichte der Philosophie. — Dr. Kastner: encyklopädische Übersicht der gesammten Naturwissenschaft, Meteorologie, Experimentalphysik, Theorie der Chemie und Stöchiometrie, analytische Chemie, Leitung des Vereins für Physik und Chemie. — Dr. Böttiger: den allgemeinen Theil der Statistik, den zweiten Theil der allgemeinen Geschichte, allgemeine Länder- und Völkerkunde, Geschichte und Statistik des Königreichs Baiern. — Dr. Rückert: persische Grammatik, Sanskrit. — Dr. Döderlein: Übungen des k. philologischen Seminars, Erklärung des Äschylus Eumeniden, römische Literaturgeschichte. — Dr. von Raumer: Geognosie, Mineralogie, Pädagogik, über Baco's Organum. — Dr. Kopp: Geschichte der griechischen Philosophie und Cultur von der Zeit Alexander's, Quintiliani l. X., im philologischen Seminar Aristotelis Metaphysicorum l. XII. de monte divina. — Dr. von Staudt: algebraische Analysis, Elementarmathematik. — Dr. Fabri: Civilbaukunst, Technologie, Feldmeßkunst und Markscheidekunst, Unterricht im Plan- und Maschinenzeichnen, besondere Vorträge über einzelne technische Hülfswissenschaften. — Dr. Drechsler: höhere hebräische Grammatik, entweder arabische Sprache, oder Unterricht im Syrischen. — Dr. Winterling: neuere Kunstgeschichte, englische Sprache mit Erklärung einiger ausgewählten Lesestücke, über l'Inferno aus der Divina commedia des Dante. — Dr. Martius: über Auffindung der Gifte in gerichtlich-medicinischen Fällen, Reagentienlehre. — Dr. Irmischer: Handschriftenkunde. — Dr. von Schaden: Philosophische Interpretation des Platonischen Symposion, über weltliche und geistliche Beredtsamkeit. — Dr. Heyder: Religionsphilosophie, über die möglichen Gestalten des Pantheismus.

Die Zeichenkunst lehrt Küster; die Tanzkunst Hübsch; die Fecht- und Schwimmkunst Raab.

Die Universitätsbibliothek ist jeden Tag (mit Ausnahme des Sonnabends) von 1—2, das Lesezimmer in denselben Stunden und Montags und Mittwochs von 1—3, das Naturalien- und Kunstcabinet Mittwochs und Sonnabends von 1—2 Uhr geöffnet.

Bericht

über die

Verlagsunternehmungen für 1840

von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Beschluß aus Nr. VIII.)

III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint:

*30. Alexis (W.), Der Roland von Berlin. Ein Roman. Drei Bände. 8. Geh.

Von dem Verfasser erschien früher in meinem Verlage:
Schloß Avalon. Frei nach dem Englischen des Walter Scott vom Übersetzer des Walladmor. Drei Bände. 8. 1827. 5 Thlr. 12 Gr.
Wiener Bilder. Gr. 12. 1833. 2 Thlr. 6 Gr.
Das Haus Düsterweg. Eine Geschichte aus der Gegenwart. Zwei Bände. 8. 1835. 4 Thlr.

*31. Apel (Theod.), Gedichte. 8. Geh. 1 Thlr.

*32. Bericht vom Jahre 1840 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von Karl Aug. Espe. Gr. 8. Geh.

Die Berichte vom Jahre 1835—39 kosten jeder 10 Gr.

*33. Cordelia. Eine Erzählung von der Verfasserin der Agnes von Lilien. Zwei Theile. 8. Geh.

*34. Dante Alighieri's lyrische Gedichte. Italienisch und deutsch herausgegeben von Karl Ludw. Kannegießer. Zweite, verbesserte Auflage. Gr. 8.

Früher erschien in meinem Verlage:
Die göttliche Komödie des Dante Alighieri. Übersetzt und erklärt von K. L. Kannegießer. Dritte, sehr veränderte Auflage. Drei Theile. Mit Dante's Bildniß und geometrischen Plänen der Hölle, des Fegefeuers und des Paradieses. Gr. 8. 1832. Bisher 3 Thlr. Jetzt für 1 Thlr. 12 Gr.
Francesco Petrarca's sämmtliche Canzonen, Sonette, Ballaten und Triumphe. Übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von K. Förster. Zweite, verbesserte Auflage. Gr. 8. 1833. Bisher 2 Thlr. 6 Gr. Jetzt für 1 Thlr. 4 Gr.
Torquato Tasso's Befreites Jerusalem. Übersetzt von K. Streckfuß. Zweite, verbesserte Auflage. Zwei Bände. Gr. 12. 1835. Bisher 2 Thlr. Jetzt für 1 Thlr.
(Von der ersten Auflage dieser Übersetzung, mit gegenüberstehendem Originaltext, sind noch einige Exemplare vorräthig, die ich für 18 Gr. erlasse.)

Wer diese drei Werke, die im Ladenpreise 7 Thlr. 6 Gr., im herabgesetzten Preise 3 Thlr. 16 Gr. kosten, zusammennimmt, erhält sie für drei Thaler.

*35. *Ersch (Joh. Sam.)*, Literatur der schönen Künste seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit; systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue bis zum Jahr 1830 fortgesetzte Ausgabe von *Joh. Karl Aug. Rese* und *Christian Ant. Geissler*. (Aus der neuen Ausgabe des Handbuchs der deutschen Literatur besonders abgedruckt.) Gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

*36. Examinatorium in jus criminale Germaniae commune. In usum tironum editum. 8. Geh. 16 Gr.

Ich habe diese Schrift aus dem Verlage von C. F. Krug in Frankfurt an mich gebracht und sie ist jetzt zu dem ermäßigten Preise allein von mir zu beziehen.

*37. Frankl (Ludw. Aug.), Gedichte. 8. Geh.

*38. Gagern (Hans Christoph Ernst, Freiherr von), Kritik des Völkerrechts. Mit praktischer Anwendung auf unsere Zeit. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Gr.

*39. Hagen (Aug.), Die Wunder der heiligen Katharina von Siena. Nacherzählt. Gr. 12. Geh.

*40. — —, Leonhard da Vinci in Mailand. Nach dem Italienischen. Gr. 12. Geh.

Diese beiden Schriften bilden das dritte und vierte Bändchen der unter Nr. 19 erwähnten Künstler-Geschichten.

*41. Hahn-Hahn (Ida, Gräfin), Jenseits der Berge. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 12 Gr.

Eine mit Poesien und Erzählungen untermischte Reise der Verfasserin nach Italien.

Bisher erschien von der Verfasserin in meinem Verlage:
Gedichte. 8. 1835. 1 Thlr. 12 Gr.
Neue Gedichte. 8. 1836. 1 Thlr. 8 Gr.
Venetianische Nächte. 8. 1836. 1 Thlr.

*42. Die Heimat, oder Familiensorgen und Familienfreuden. Eine Erzählung von der Verfasserin der Skizzen aus dem Alltagsleben. Mit einer Einleitung. 8. Geh.

Vgl. Nr. 25.

*43. Hille (Karl Christian), Die Bäder am Nieder- und Oberrhein. Mit Kärtchen. 8. Geh.

*44. — —, Die Bäder am Taunus. Mit Kärtchen. 8. Geh.

Vgl. Nr. 21.

*45. *Hünefeld (F. L.)*, Der Chemismus in der thierischen Organisation. Physiologisch-chemische Untersuchungen der materiellen Veränderungen oder des Bildungslebens im thierischen Organismus, insbesondere des *Blutbildungs*processes, der Natur der Blutkörperchen und ihrer Kernchen. Ein Beitrag zur Physiologie und Heilmittellehre. Gekrönte Preisschrift. Gr. 8.

Diese Schrift ist von der königlichen Akademie der Wissenschaften in Göttingen mit dem ersten Preise gekrönt worden.

*46. Ikonographische Darstellung der Beinbrüche und Verrenkungen in ihrem anatomischen und curativen Verhältnisse, unter Mitwirkung des Herrn Geheime-Medicinalraths, Professors Dr. *Kluge* besorgt und herausgegeben von Dr. *Friedr. Jak. Behrend*. Gegen 20 Tafeln Abbildungen und 20 Bogen Text. In Lieferungen. Grossfolio.

Vgl. Nr. 22.

*47. Lützelberger (E. K. J., ehemaliger Pfarrer zu St. Jobst bei Nürnberg), Die kirchliche Tradition über den Apostel Johannes und seine Schriften in ihrer Grundlosigkeit nachgewiesen. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

48. *Martens (Charles de)*, Nouvelles causes célèbres du droit des gens. Deux volumes. Gr. 8. Geh.

Eine Fortsetzung der im J. 1827 von Herrn Baron von Martens veranstalteten Sammlung der „Causes célèbres du droit des gens" (2 Bände. 4 Thlr. 12 Gr.), welche sich aber allein auf Rechtsfälle der neuern Zeit beschränken wird.

Früher erschien von dem Herausgeber in meinem Verlage:
Guide diplomatique. Zwei Bände. Gr. 8. 1832. 4 Thlr. 12 Gr.

*49. Neigebaur (Joh. Ferd.), Handbuch für Reisende in Italien. Dritte, ganz umgearbeitete, sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Drei Theile. Gr. 12. Geh.

Diese dritte Auflage wird gewissermaßen als ein völlig neues Werk zu betrachten sein, so bedeutend sind die Zusätze und Verbesserungen, die nicht nur der Herr Verfasser, sondern namentlich auch mehre in Italien lebende deutsche Gelehrte dazu geliefert.

In meinem Verlage erschien noch von dem Verfasser:
Handbuch für Reisende in England. Gr. 8. 1829. 2 Thlr. 16 Gr.

*50. Raumer (Friedrich von), Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit. Zweite verbesserte Auflage. Sechs Bände. Gr. 8.

Es wird nächstens eine besondere Anzeige über diese zweite verbesserte Auflage des berühmten Werks ausgegeben werden.

*51. Raumer (Friedrich von), Italien. Beiträge zur Kenntniß dieses Landes. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 4 Thlr.
Von dem Verfasser ist u. A. in meinem Verlage erschienen:
Vorlesungen über die alte Geschichte. 2 Thle. Gr. 8. 1821. 6 Thlr.
Briefe aus Paris zur Erläuterung der Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts. 2 Thle. Mit 8 lithogr. Tafeln. Gr. 12. 1831. 4 Thlr. 12 Gr.
Polens Untergang. Zweite Aufl. Gr. 12. 1832. 16 Gr.
Ueber die geschichtliche Entwickelung der Begriffe von Recht, Staat und Politik. Zweite verb. und verm. Aufl. Gr. 8. 1832. 1 Thlr. 6 Gr.
England im Jahre 1835. 2 Thle. Gr. 12. 1836. 5 Thlr.
Beiträge zur neuern Geschichte aus dem britischen und französischen Reichsarchive. Erster Theil: Die Königinnen Elisabeth und Maria Stuart nach den Quellen im britischen Museum und Reichsarchive. Mit dem Bildniß der Maria Stuart. 1836. Gr. 12. 2 Thlr. 12 Gr. — Zweiter Theil: König Friedrich II. und seine Zeit. (1740—69.) Nach den gesandtschaftlichen Berichten im britischen Museum und Reichsarchive. 1836. Gr. 12. 2 Thlr. 12 Gr. — Dritter bis fünfter Theil: Europa vom Ende des siebenjährigen bis zum Ende des amerikanischen Krieges. (1763—83.) Nach den Quellen im britischen und französischen Reichsarchive. Drei Bände. 1839. Gr. 12. 6 Thlr. 16 Gr.

52. Römische Briefe von einem Florentiner. 1837—38. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 4 Thlr. 12 Gr.

53. Schmid (Karl Ernst), Lehrbuch des gemeinen deutschen Staatsrechts. Zweite, umgearbeitete und vervollständigte Ausgabe. Gr. 8.

*54. Schubert (Gotthilf Heinr. von), Die Symbolik des Traumes. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit einem Anhange aus dem Nachlasse eines Visionairs: des J. F. Oberlin, gewesenen Pfarrers im Steinthale und einem Fragment über die Sprache des Wachens. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.
Einzeln ist auch zu haben:
Berichte eines Visionairs über den Zustand der Seelen nach dem Tode. Aus dem Nachlasse Johann Friedrich Oberlin's, gewesenen Pfarrers im Steinthale, mitgetheilt von G. H. v. Schubert, nebst einem Fragment: die Sprache des Wachens. Gr. 8. 1837. 12 Gr.

*55. Schubert (Friedr. Theod.), Vermischte Schriften. Neue Folge. Drei Bände. Mit dem Bildnisse des Verfassers. 8.
Die erste Folge dieser Schriften bestand aus vier Bänden und erschien 1823—26 bei der J. G. Cotta'schen Buchh. in Stuttgart.

*56. Talvj, Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der Volkslieder germanischer Nationen mit einer Übersicht der Lieder außereuropäischer Völkerschaften. Gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

57. Urkunden des jetzigen geltenden Verfassungsrechts in der Ursprache mit historischen Einleitungen und Anmerkungen. Ergänzung und Fortsetzung des von Pölitz herausgegebenen Werkes: „Die europäischen Verfassungen seit dem Jahre 1789 bis auf die neueste Zeit." Erster Band und folgende. Gr. 8.
Ich hoffe den ersten Band dieses für die Geschichte der neuesten Zeit so wichtigen Werkes noch dieses Jahr ausgeben zu können. Die zweite, neugeordnete, berichtigte und ergänzte Auflage des oben erwähnten, von Pölitz herausgegebenen und mit geschichtlichen Einleitungen und Erläuterungen versehenen Werkes erschien 1832—33 und kostet 9 Thlr. 8 Gr. Der erste Band (4 Thlr. 20 Gr.) enthält die Verfassungen des deutschen Staatenbundes; der zweite Band (2 Thlr.) die Verfassungen Frankreichs, der Niederlande, Belgiens, Spaniens, Portugals, der italienischen Staaten und der ionischen Inseln; der dritte Band (2 Thlr. 12 Gr.) die Verfassungen Polens, der freien Stadt Krakau, der Königreiche Galizien und Lodomerien, Schwedens, Norwegens, der Schweiz und Griechenlands.

*58. Varnhagen von Ense (Karl Aug.), Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. Neue Folge. Erster Band. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 12 Gr.
Die erste Folge dieser Denkwürdigkeiten erschien in 4 Bänden 1837—38 bei H. Hoff in Manheim.

*59. Die Wiederkehr. Von dem Einsiedler bei St. Johannes. Novelle. Drei Theile. 8. Geh.

*60. Ein Wort über animalischen Magnetismus, Seelenkörper und Lebensessenz; nebst Beschreibung des ideo-somnambülen Zustandes des Fräuleins Therese von B—y zu Vasarhely im Jahre 1838, und einem Anhang. Beobachtet, geschrieben und gegeben von *Franz Graf von Sz....y*. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

61. Zinkeisen (Joh. Wilh.), Leben des Generals Marquis de Lafayette. Zwei Theile. Gr. 8. Geh.
Ein großer Theil des Werks ist bereits gedruckt und ich hoffe durch den Verfasser in den Stand gesetzt zu werden, es noch in diesem Jahre ausgeben zu können. Es sind alle vorhandenen Materialien für diese Biographie benutzt worden.

Außer den unter Nr. 6, 26, 28 und 34 bereits erwähnten Schriften wurden in der letzten Zeit noch die nachstehenden im Preise ermäßigt:

Döbel (H. W.), Neueröffnete Jägerpraktika. Vierte, zeitgemäß umgearbeitete Auflage. Drei Theile. Mit Abbildungen, Plänen und Vignetten. (82 Bogen.) Gr. 4. 10 Thlr. Jetzt für vier Thaler.

Jester (F. E.), Über die kleine Jagd, zum Gebrauch angehender Jagdliebhaber. Neue, verbesserte und beträchtlich vermehrte Auflage. Vier Theile. (73 Bogen.) Gr. 8. 5 Thlr. Jetzt für zwei Thaler.

Winckell (G. F. D. aus dem), Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber. Zweite, vermehrte und ganz neu umgearbeitete Auflage. Drei Theile. Mit Kupfern und Musikbeilagen. (172 Bogen.) Gr. 8. 11 Thlr. Jetzt für fünf Thaler.

Wer sich zur Anschaffung dieser drei Werke auf einmal entschließt, dem werden dieselben, die im Ladenpreise 26 Thlr., im herabgesetzten Preise aber 11 Thlr. kosten, für zehn Thaler abgelassen.

Ich debitire nachstehende Artikel aus dem Verlage von J. A. Merklein in Paris:

Jongleurs et trouvères, ou choix des saluts, épitres, rêveries et autres pièces légères des 13ième et 14ième siècles; publié pour la première fois, par *Achille Jubinal*, d'après les manuscrits de la bibliothèque du roi. Gr. 8. Paris. 1835. 1 Thlr. 16 Gr.

Pellico de Saluces (Silvio), ΠΕΡΙ ΤΩΝ ΧΡΕΩΝ ΤΟΥ ΑΝΘΡΩΠΟΥ. Des devoirs des hommes. Discours a un jeune homme. Traduit de l'italien en grec moderne par Cébès de Thèbes. 12. Paris. 1835. 16 Gr.

Percheron (A.), Monographie des passales et des genres qui en ont été séparés. Accompagnée de 7 planches dessinées par l'auteur, ou toutes les espèces ont été figurées. Gr. 8. Paris. 1835. 2 Thlr.

ΘΕΟΦΥΛΑΚΤΟΣ. Theophylacti Simocattae quaestiones physicas et epistolas ad codd. recensuit versione Kimedonciana et notis instruxit *Jo. Franc. Boissonade*. Gr. 8. Paris. 1835. 3 Thlr.

Im Verlage von August Campe in Hamburg ist erschienen und, sowie auch der ältere Verlag dieser Handlung, durch mich zu beziehen:

Grundriss der freien Stadt Hamburg. Entworfen von *E. F. Bernhardt*, mit Nachträgen von *R. Kerner* und *F. E. Schuback*. Mit einer Übersichtstabelle. Gr. Royalfolio. (Hamburg.) 1 Thlr. 12 Gr.

Mein sorgfältig gearbeiteter und mit einem Autorenregister versehener

Verlagskatalog,

welcher soeben durch einen vierten Nachtrag bis Ende 1839 vervollständigt wurde, ist von jeder Buchhandlung auf Verlangen zu erhalten.

Für **Philologen, Gymnasiallehrer, Schulbibliotheken, Buchhändler** und **Antiquare** ist soeben im Verlage von ***G. P. Aderholz*** in **Breslau** erschienen:

Grundriss der classischen Bibliographie.

Ein Handbuch für Philologen

von

Dr. Friedr. Wilh. Wagner.

Gr. 8. Geheftet. 35 Bogen. Preis 2 Thlr. 8 Gr.
Auf geleimten Velinpapier 3 Thlr.

Es umfasst dasselbe das gesammte, für den Philologen wichtige bibliographische Material, enthalten in den kritisch- und exegetisch-wichtigen, sowol in Deutschland als in den übrigen Ländern Europas erschienenen Ausgaben, Übersetzungen und Erläuterungsschriften der griechischen und lateinischen Schriftsteller von Erfindung der Buchdruckerkunst an bis zur Mitte des Jahres 1839. Dazu sind alle vorhandenen bibliographischen und literarisch-historischen Werke benutzt, und namentlich die Erklärungsschriften (sowol die im Buchhandel erschienenen, als alle Dissertationen und Programme in sich begreifend), sowie die Lite-

ratur des 19. Jahrhunderts mit der grössten Vollständigkeit gegeben worden. Jedem Schriftsteller ist ferner sein Geburtsort und die Zeit, wann er gelebt, nach den neuesten Untersuchungen beigefügt, und bei den Schriftstellern, die nur noch in geringen Fragmenten übrig sind, ist auf die Sammelwerke verwiesen worden, in welchen diese Fragmente zusammengestellt sind. In Bezug auf die Schriftsteller selbst aber findet man fast alle, von denen nur noch Notizen auf uns gekommen sind, aufgenommen und nachgewiesen, wo das von ihnen Erhaltene zu finden ist. Es wird demnach durch dieses Buch dem **Philologen** leicht, sich in Hinsicht auf das über einen Schriftsteller des Alterthums vorhandene Material Rathes zu erholen; dem **Gymnasiallehrer**, sich mit den neben den grössern Ausgaben erschienenen Schulausgaben eines Schriftstellers bekannt zu machen; sowie andererseits hierin **Buchhändler** und **Antiquare** das vollständigste Repertorium für das seit dem Mittelalter im Gebiete der Philologie Geleistete finden. Wir glauben daher, nachdem wir so den Inhalt des Buches angegeben, uns einer weitern Empfehlung desselben enthalten zu dürfen.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1840. Nr. X.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

№ I.

Neuigkeiten und Fortsetzungen,

versendet von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

1840. Januar, Februar und März.

1. **Analekten für Frauenkrankheiten,** oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Vereine praktischer Ärzte. Zweiten Bandes drittes Heft. Gr. 8. Geh. 16 Gr.

   Der erste Band in 4 Heften (1837) kostet 2 Thlr. 16 Gr., das erste und zweite Heft des zweiten Bandes 1 Thlr. 8 Gr.

2. **Apel (Theodor), Gedichte.** 8. Geh. 1 Thlr.
3. **Allgemeine Bibliographie für Deutschland.** Eine Übersicht der Literatur Deutschlands, wie der bedeutendern Schriften des Auslandes, nebst Angabe künftig erscheinender Werke und andern auf den literarischen Verkehr bezüglichen Mittheilungen und Notizen. Mit Register. Fünfter Jahrgang. 1840. 52 Nummern. Gr. 8. 3 Thlr.

   Jahrgang 1836 kostet 2 Thlr. 16 Gr., Jahrgang 1837, 1838 und 1839 jeder 3 Thlr.

4. **Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk.** Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. In vier Bänden. Mit bildlichen Darstellungen und Landkarten. Dritter Band: M—R. Zwölfte Lieferung. Gr. 4. Geh. 6 Gr.
5. **Blätter für literarische Unterhaltung.** Jahrgang 1840. 366 Nummern. Nebst Beilagen. Gr. 4. 12 Thlr.
6. ***Busch (Dietr. Wilh. Heinr.)*, Das Geschlechtsleben des Weibes** in physiologischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht dargestellt. Zweiter Band. Aetiologie, Diagnostik, Therapie, Diätetik und Kosmetik, sowie auch specielle Pathologie und Therapie der weiblichen Geschlechtskrankheiten, getrennt von der Schwangerschaft, der Geburt und dem Wochenbette. Gr. 8. 3 Thlr.

   Der erste Band: Physiologie und allgemeine Pathologie des weiblichen Geschlechtslebens (1839), kostet 3 Thlr. 20 Gr.

7. **Conversations-Lexikon der Gegenwart.** Neunzehntes und zwanzigstes Heft. (Lindpaintner—Michelis.) Gr. 8. Preis eines Heftes von 10 Bogen auf Druckp. 8 Gr., auf Schreibp. 12 Gr., auf Velinp. 18 Gr.

   Ein für sich bestehendes, in sich abgeschlossenes Werk, zugleich ein Supplement zur achten Auflage des Conversations-Lexikons, sowie zu jeder frühern, zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben.

8. **Darstellung der Landwirthschaft Großbritanniens in ihrem gegenwärtigen Zustande.** Nach dem Englischen bearbeitet von A. G. Schweitzer. In zwei Bänden. Zweiten Bandes erste Abtheilung. Mit 28 Holzschnitten. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 18 Gr.

   Der erste Band in zwei Abtheilungen mit 56 eingedruckten Holzschnitten (1839) kostet 2 Thlr. 4 Gr.

9. **Ausführliche Encyklopädie der gesammten Staatsarzneikunde.** Im Vereine mit mehreren Doctoren der Rechtsgelahrtheit, der Philosophie, der Medicin und Chirurgie, mit praktischen Civil-, Militair- und Gerichtsärzten und Chemikern bearbeitet und herausgegeben von ***Georg Friedr. Most.*** Für Gesetzgeber, Rechtsgelehrte, Policeibeamte, Militairärzte, gerichtliche Ärzte, Wundärzte, Apotheker und Veterinärärzte. Dreizehntes Heft. (Wolfskirsche — Zwitter, und *Supplemente* Abdecker — Gebärfähigkeit.) Gr. 8. Subscriptionspreis eines Heftes von 12 Bogen 20 Gr.
10. ***Ersch (Joh. Sam.)*, Literatur der schönen Künste** seit der Mitte des 18. Jahrhundert bis auf die neueste Zeit; systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue, bis zum Jahre **1830** fortgesetzte Ausgabe von *J. K. A. Rese* und *Ch. Ant. Geissler*. (Aus der neuen Ausgabe des Handbuchs der deutschen Literatur besonders abgedruckt.) Gr. 8. 1840. 3 Thlr. 12 Gr.

    Mit dieser Abtheilung ist die neue Ausgabe von *Ersch's* „Handbuch der deutschen Literatur“ vollständig. Das ganze Werk besteht aus 4 Bänden in 8 Abtheilungen und kostet 12 Thlr. Um aber die Anschaffung zu erleichtern, habe ich mich entschlossen, den Preis

    bedeutend zu ermässigen

    und erlasse das Ex. auf Druckp. **für 6 Thlr.**, auf Schreibp. **für 8 Thlr.**, auf Schreibp. in 4. **für 12 Thlr.**

    Von frühern Abtheilungen, jede von einem in seinem Fache ausgezeichneten Manne bis auf die Zeit des Erscheinens fortgesetzt, werden die nachstehenden ebenfalls zu den **bemerkten ermässigten Preisen** erlassen: Philologie, Philosophie und Pädagogik, von *E. G. A. Böckel*. 1822. (1 Thlr. 16 Gr.) **Jetzt** 16 Gr. — Theologie, von *E. G. A. Böckel*. 1822. (1 Thlr. 16 Gr.) **Jetzt** 16 Gr. — Jurisprudenz und Politik, von *J. Ch. Koppe*. 1823. (1 Thlr. 18 Gr.) **Jetzt** 20 Gr. — Medicin, von *F. A. B. Puchelt*. 1822. (1 Thlr. 20 Gr.) **Jetzt** 20 Gr. — Mathematik, Natur- und Gewerbskunde, von *Fr. W. Schweigger-Seidel*. 1828. (4 Thlr.) **Jetzt** 1 Thlr. 16 Gr. — Geschichte und Hülfswissenschaften. 1827. (3 Thlr. 8 Gr.) **Jetzt** 1 Thlr. 8 Gr. — Die „Literatur der vermischten Schriften“, von *Ch. Ant. Geissler* (1837), kostet 20 Gr.

11. **Examinatorium in jus criminale Germaniae commune.** In usum tironum editum. 8. Geh. 16 Gr.

    Ich habe diese Schrift aus dem Verlage von G. F. Krug in Frankfurt an mich gebracht und sie ist jetzt zu dem ermäßigten Preise allein von mir zu beziehen.

12. **Gagern (H. Ch., Freiherr v.), Kritik des Völkerrechts.** Mit praktischer Anwendung auf unsere Zeit. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Gr.
13. **Hahn-Hahn (Ida Gräfin), Jenseits der Berge.** Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 12 Gr.
14. **Isis.** Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie von **Oken.** Jahrgang 1840. 12 Hefte. Mit Kupfern. Gr. 4. 8 Thlr.
15. **Lützelberger (E. K. J.,** ehemaliger Pfarrer zu St.-Jobst bei Nürnberg), **Die kirchliche Tradition über den Apostel Johannes** und seine Schriften in ihrer Grundlosigkeit nachgewiesen. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.
16. **Das Pfennig-Magazin** für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. Achter Jahrgang. 1840. 52 Nummern.

(Nr. 353—404.) Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

Die ersten fünf Jahrgänge kosten jetzt zusammengenommen im herabgesetzten Preise nur 5 Thlr., einzelne Jahrgänge jedoch 1 Thlr. 8 Gr. Der sechste und siebente Jahrgang kosten jeder 2 Thlr.

(Der Beschluß folgt.)

In **Karl Gerold's** Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Über die

Freundschaft.

Von

M. Enk.

12. Wien 1840.

Preis: Auf Velinpapier cartonnirt 20 Gr. Sächs.
Auf Druckpapier broschirt 14 Gr. Sächs.

Inhalt.

Begriff und Ursprung der Freundschaft. Werth der Freundschaft. Welche Menschen nicht zur Freundschaft taugen. Pflichten der Freundschaft. Zerwürfnisse unter Freunden. Die Freundschaft aus dem pädagogischen Gesichtspunkte. Wiedersehen der Freunde nach dem Tode.

Die Verlagshandlung bemerkt blos, daß diese Schrift sich ganz vorzüglich zu einem Geschenke der Freundschaft eignet.

Bei **J. A. Mayer** in Aachen ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Hollands
romantische Geschichte.

Erzählt von

J. van Lennep.

Aus dem Holländischen übersetzt

von

J. F. H. Lerz.

Erste Abtheilung.

Auch unter dem Titel:

Die Caninefaten.
Ein historischer Roman

von

J. van Lennep.

Aus dem Holländischen übersetzt

von

J. F. H. Lerz.

8. 2 Bde. Eleg. geh. Preis 1½ Thlr., oder 2 Fl. 42 Kr.

Von dem geistreichen Verfasser des Pflegesohns und der Rose von Dekama läßt sich nur etwas Interessantes erwarten. Das vorliegende Werk, in welchem auf die anziehendste Weise Stoffe aus der ältern Geschichte Hollands in Romanform bearbeitet sind, reiht sich an die besten Schilderungen der Art von Walter Scott und kann nur den Ruhm des Dichters, auf den Holland mit Recht stolz ist, vermehren. Vorliegende beide Theile, welche in sich abgeschlossen sind, enthalten eine Erzählung, welche durch die Reichhaltigkeit und Eigenthümlichkeit der Charaktere und Schilderungen das Interesse aller gebildeten Leser fesseln wird. Zwei andere Bände folgen bald nach. Die Billigkeit des Preises wird diesem schönen Werke noch größern Eingang verschaffen.

Bei **Karl Focke** in Leipzig erschien:

Eine **Prachtausgabe** von

Cicero's Werken.



In deutschen Übertragungen herausgegeben von **Reinh. Klotz.**

Erster Band (mit einem Stahlstiche) à 4 Thlr. im Ladenpreise, enthält:
I. Die Bücher von der Divination. Von **Jacobs.** II. Vom höchsten Gut ꝛc. Von **Droysen.** III. Vom Schicksal. Von **Jacobs.** IV. Von den Pflichten. Von **Zumpt.** V. Von dem Wesen der Götter. Von **Schröder.**

Bei **Wilhelm Einhorn** in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aufgaben zum Übersetzen in das Griechische nach Buttmann's Grammatik. Von Dr. Fr. Franke. 15 Gr.

Partiepreis für Schulen 12 Gr.

☞ Dieses Werk des als gelehrter Philolog und als praktischer Schulmann gleich anerkannten Verfassers zeichnet sich vor allen andern seiner Gattung nicht nur dadurch aus, daß es in steter und genauester Beziehung zu der neusten Auflage der berühmten und trotz aller neu erschienenen Werke in den meisten Gymnasien eingeführten Buttmann'schen Grammatik, sondern auch durch eine geschmackvollere und zweckmäßigere Auswahl der Beispiele, durch eine bei aller systematischen Form freiere Anordnung seiner Stoffe und namentlich durch die für Geübtere beigegebenen, ungemein zweckdienlichen Übungen zum Übersetzen aus dem Lateinischen ins Griechische. Schon jetzt haben sich nicht nur einzelne competente Richter, u. A. der berühmte Dr. Bach, Director des Gymnasiums zu Fulda, auf das vortheilhafteste darüber ausgesprochen, sondern es sind auch an mehren Gelehrtenschulen, namentlich in Kurhessen, Anstalten getroffen, das Buch sofort im Unterrichte anzuwenden.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf.* 1839. Zweiundzwanzigsten Bandes sechstes Heft. (Nr. XXIV.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Jahrgang 1840. Monat April, oder Nr. 14—17, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 14—17. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 3 Thlr.

Leipzig, im April 1840.

F. A. Brockhaus.

Oestreichische militairische Zeitschrift. 1840.

Drittes Heft.

Dieses Heft ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden.

Inhalt: I. Über Literatur als Bildungsmittel für Geist und Charakter junger Militairs. II. Die Operationen der verbündeten Heere gegen Paris im März 1814. (Fortsetzung des 30. März, oder der Schlacht von Paris.) III. Calabriens Zustand während des Streifzuges im Jahre 1821. IV. Die Unternehmungen der Franzosen gegen Konstantine in den Jahren 1836 und 1837. Dritter Abschnitt. Zweite Expedition. V. Literatur. VI. Neueste Militairveränderungen. VII. Miscellen und Notizen.

Der Preis des Jahrgangs 1840 von 12 Heften ist wie auch der aller frühern Jahrgänge von 1818—39 jeder 8 Thlr. Sächs. Wer die ganze Sammlung von 1811—39 auf einmal abnimmt, erhält dieselbe um 1/4 wohlfeiler.

Die Jahrgänge 1811—13 sind in einer neuen Auflage in vier Bänden vereinigt erschienen und kosten zusammen ebenfalls 8 Thlr. Sächs.

Von dem Unterzeichneten ist diese Zeitschrift durch alle Buchhandlungen um die genannten Preise zu beziehen.

Wien, 29. März 1840.

J. G. Heubner,
Buchhändler.

Neue wichtige Werke aus dem Gebiete
der

Naturwissenschaften und Erdkunde,

welche erschienen und zu haben sind bei

Friedrich Fleischer in Leipzig.

Germar, Dr. E. F., Zeitschrift für die Entomologie. 1. und 2. Band. Mit Kupf. Gr. 8. 5 Thlr.

Schoenherr, C. J., Genera et species Curculionidum cum synonymia hujus familiae. V Tomi in 10 partes. 8maj. 26 Thlr. 16 Gr.

Martius, C. F. P. de et **St. Endlicher,** Flora Brasiliensis, seu enumeratio plantarum in Brasilia hactenus delectarum, quae cura Musei caes. reg. palat. Vindobonensis propriis communibusque botan. stud. descript. et methodo naturalis digestas. Cum Tab. col. et nigr. Roy.-Fol.

Martius, C. F. Ph. de, Genera et species Palmarum, quas in itinere per Brasiliam annis 1817—1820 suscepto, collegit, descripsit et iconibus illustravit. Fasc. I — VII. Imper. Folio illum. 278 Thlr.

Dieselben mit schwarzen Tafeln 142 Thlr.

Siebold, Ph. F. v., Nippon. Archiv zur Beschreibung von Japan und dessen Nebenländern. Erster bis Achtes Heft. Folio. Illum. 112 Thlr.

Dieselben in Quart u. schwarz 68 Thlr.

— — Fauna Japonica sive descriptio animalium, quae in itinere per Japoniam, annis 1823—1830 collegit, notis, observationibus et adumbrationibus illustravit. 7 Fasc. Fol. 46 Thlr. 16 Gr.

Sternberg, Graf Caspar, Versuch einer geognostisch-botanischen Darstellung der Flora der Vorwelt. 8 Hefte mit illum. Kupfern. Folio. 60 Thlr.

Dasselbe Werk mit französischem Text 60 Thlr.

Sturm, Jac., Deutschlands Flora in Abbildungen nach der Natur mit Beschreibungen.
I. Abth. 80 Hefte, II. Abth. 31 Hefte, III. Abth. 18 Hefte, jedes Heft 16 Gr. 86 Thlr.

— — Deutschlands Fauna in Abbildungen nach der Natur mit Beschreibungen.
II. Abth. Vögel 3 Hefte, III. Abth. Amphibien 6 Hefte, V. Abth. Insecten 14 Hefte, VI. Abth. Würmer 8 Hefte.

Dieses bis jetzt davon Erschienene kostet 48 Thlr. 16 Gr.

Auch sind nachstehende zwei Prachtwerke um die beigesetzten ermäßigten Preise jetzt wieder zu haben:

Spix, J. B. de, Cephalogenesis, sive capitis ossei structura, formatio, et significatio per omnes animalium classes etc. etc. Cum Tab. XVIII. Fol. imp. Monachii 1825. 20 Thlr.

Bojanus, L. H., Anatome testudines Europaeae. 2 Fasciculi. Cum tab. aen. Vilnae 1819—1821. 32 Thlr.

Mit Absicht ist bei allen Werken, obschon nur die letzten Lieferungen neu erschienen sind, der Preis des vollständigen Werkes angegeben. Die Preise einzelner Lieferungen sind leicht durch jede Buchhandlung zu erfahren.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist von mir zu beziehen:

Ein Wort über

animalischen Magnetismus, Seelenkörper und Lebensessenz;

nebst Beschreibung des ideo-somnambülen Zustandes des Fräuleins Therese v. B—y zu Vasarhely im J. 1838, und einem Anhang.

Beobachtet, geschrieben und gegeben von

Franz Graf von Sz . . . . y.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Leipzig, im April 1840.

F. A. Brockhaus.

Soeben erschien im Verlage von **Alexander Duncker** in Berlin und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Denkschriften und Briefe

zur Charakteristik der Welt und Literatur.

IV. Band. 8. Elegant geh. 1 3/4 Thlr.

(Mit vollständigem Namen-Register über Band I—IV.)

Diese Sammlung bis jetzt ungedruckter Briefe und Actenstücke, gleich interessant und bedeutend durch die Personen der Verfasser als durch den Inhalt, hat sich in den frühern drei Bänden bereits eine so allgemeine Theilnahme zu erwerben gewußt, daß es beim Erscheinen des vierten und letzten Bandes nur der Hervorhebung einiger Namen und Angaben aus dem Inhaltsverzeichnisse bedarf, um das lesende Publicum zu überzeugen, daß der Inhalt desselben an Reichthum und Mannichfaltigkeit nicht hinter den frühern zurücksteht. Von Staatsmännern, welche zu diesem Bande durch Briefe oder Denkschriften beigetragen haben, sollen nur Ludwig von Baden, Stanislaus II., Heinrich IV. von Frankreich, Ancillon (über die französische Colonie in Berlin), Beyme, Haugwitz (Anklage gegen die Freimaurergesellschaften), und Gentz genannt werden; von Gelehrten haben V. Cousin, Hegel, Humboldt, Bentham (gegen die französische Rechtsschule) Briefe hergegeben; von Künstlern Goethe, Spontini, Seydelmann, Auguste Crelinger; sowie auch bedeutende Frauen in diesem Bande nicht vermißt werden, als Dorothea von Schlegel (Tochter von Moses Mendelssohn), Me. Recamier &c. &c.

Conversations-Lexikon der Gegenwart.

Ein für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Werk, zugleich ein Supplement zur achten Auflage des Conversations-Lexikons, sowie zu jeder frühern, zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben.

Einundzwanzigstes Heft, Bogen 41—50 des dritten Bandes.

Michigan bis **Muralt.**

Jedes Heft auf Druckpapier **8** Gr., auf Schreibpapier **12** Gr., auf Velinpapier **18** Gr.

Leipzig, im April 1840. **F. A. Brockhaus.**

Soeben ist erschienen:

Gedichte

von

Adelbert von Chamisso.

Fünfte Auflage.

Gr. 12. Broschirt. 2 Thlr.

Leipzig, im April 1840.

Weidmann'sche Buchhandlung.

In **Karl Gerold's** Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Liedertafel.

Von

Johann Gabriel Seidl.

12. Wien 1840. Auf feinem Druck-Velin. In Umschlag brosch. Preis 1 Thlr. Sächs.

Der Verfasser der Bifolien, welchen die Heidelberger Jahrbücher (Jahrg. 1836, 11. Heft, Nr. 72) mit Anast. Grün und N. Lenau an die Spitze des lyrischen Dichterchores in Östreich stellten, und über welchen erst neuerlich das Menzel'sche Literaturblatt (1838, Nr. 130) sich so vortheilhaft geäußert hat, übergibt hier der Lesewelt eine Sammlung seiner besten lyrischen Gedichte, welche dem Staats- und Conferenzminister Grafen Kolowrat gewidmet ist.

Bei uns sind in Grossoctavformat, broschirt, erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Les Drames de Victor Hugo:

Lucrèce Borgia, Marie Tudor, Marion de Lorme, Le Roi s'amuse, à 12 Gr.; Hernani, Angelo à 8 Gr.

Der Text der Oper Lucrecia Borgia ist der obigen Tragödie entnommen.

Berlin.

Schlesinger'sche Buch- u. Musikhandlung.

Durch alle Buch- und Landkartenhandlungen ist von mir zu beziehen:

Grundriss der Stadt Hamburg.

Entworfen von *E. F. Bernhardt*, mit Nachträgen von *R. Kerner* und *F. E. Schuback*.

Mit einer Uebersichtstabelle.

Gr. Royalfolio. (Hamburg, 1839.) 1 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im April 1840.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1840. Nr. XI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

№ I.

Neuigkeiten und Fortsetzungen,

versendet von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

1840. Januar, Februar und März.

(Beschluß aus Nr. X.)

17. **Raumer (Friedr. v.), Italien. Beiträge zur Kenntniß dieses Landes.** Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 4 Thlr.

18. **Repertorium der gesammten deutschen Literatur.** (Siebenter Jahrgang, für das Jahr 1840.) Herausgegeben im Verein mit mehreren Gelehrten von ***Ernst Gotthelf Gersdorf.*** (Beigegeben wird: Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) Dreiundzwanzigster Band. Gr. 8. Jeder Band etwa 60 Bogen in 14tägigen Heften 3 Thlr.

19. **Römische Briefe von einem Florentiner. 1837—38.** Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 4 Thlr. 12 Gr.

20. **Schubert (Gotthilf Heinr. v.), Die Symbolik des Traumes.** Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit einem Anhange aus dem Nachlasse eines Visionairs: des J. F. Oberlin, gewesenen Pfarrers im Steinthale und einem Fragment über die Sprache des Wachens. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Einzeln ist auch zu haben:

Berichte eines Visionairs über den Zustand der Seelen nach dem Tode. Aus dem Nachlasse Johann Friedrich Oberlin's, gewesenen Pfarrers im Steinthale, mitgetheilt von **G. H. v. Schubert,** nebst einem Fragment: die Sprache des Wachens. Gr. 8. 1837. 12 Gr.

21. **Talvj, Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der Volkslieder germanischer Nationen** mit einer Übersicht der Lieder außereuropäischer Völkerschaften. Gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

22. **Varnhagen v. Ense (K. A.), Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften.** Fünfter Band, oder: Neue Folge erster Band. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 12 Gr.

Die erste Folge dieser Denkwürdigkeiten erschien in 4 Bänden 1837—38 bei H. Hoff in Manheim.

23. ***Winkler (Ed.),*** **Vollständiges Real-Lexikon der medicinisch-pharmaceutischen Naturgeschichte und Rohwaarenkunde.** Enthaltend: Erklärungen und Nachweisungen über alle Gegenstände der Naturreiche, welche bis auf die neuesten Zeiten in medicinisch-pharmaceutischer, toxikologischer und diätetischer Hinsicht bemerkenswerth geworden sind. Naturgeschichtlicher und pharmakologischer Commentar jeder Pharmakopöe für Ärzte, Studirende, Apotheker und Droguisten. In zwei Bänden. Fünftes Heft. (Hollunder—Lytta vittata.) Gr. 8. Subscriptionspreis eines Heftes von 12 Bogen 20 Gr.

24. **Ein Wort über animalischen Magnetismus, Seelenkörper und Lebensessenz;** nebst Beschreibung des ideo-somnambülen Zustandes des Fräuleins Therese v. B—y zu Vasarhely im J. 1838, und einem Anhang. Beobachtet, geschrieben und gegeben von ***Franz Graf v. Sz....y.*** Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

25. **Leipziger Allgemeine Zeitung.** Jahrgang 1840. 366 Nummern nebst vielen Beilagen. Hoch 4. Pränumerationspreis vierteljährlich 2 Thlr.

Im Verlage von **Alexander Duncker** in Berlin ist soeben erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

C. W. Kalisch,

Oberlehrer an der königlichen Realschule in Berlin.

Deutsche Gedichte für Schulen.

In 3 Abtheilungen à $1/4$ Thlr.

Die feinere Ausgabe mit 6 Bildern elegant geb. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Diese Auswahl von Gedichten unterscheidet sich von der zahlreichen Menge von Sammlungen dieser Art besonders dadurch, daß sie nicht blos Zusammenstellung, sondern eine auf bewährten pädagogischen Grundsätzen beruhende Bearbeitung ist, deren Angemessenheit zu prüfen der Herr Herausgeber durch seinen Wirkungskreis in einer der frequentesten Schulen Berlins die beste Gelegenheit hat. Auch hat derselbe seinen Beruf zu einem solchen Unternehmen schon durch die Herausgabe seines bisher in zwei Abtheilungen erschienenen Lesebuchs dargethan.

Das gegenwärtige ist ein poetisches Elementarbuch, welches für Haus und Schule Stoff sowol zur Übung des Gedächtnisses und des Vortrages aus dem Gedächtniß, als auch zur Bildung der ästhetischen Anlagen und des Geschmackes liefert. Indem es sich zu den Kindern herabläßt, behauptet es nichtsdestoweniger den Ernst und die literarische Würde, auf deren Standpunkt es sie erheben soll. — Aus dieser Rücksicht erlaubt sich die Verlagshandlung insbesondere diejenigen Schulen, die es auf eine höhere Bildung anlegen, darauf aufmerksam zu machen, und erbietet sich, den Anstalten, die darauf reflectiren wollen, wenn es gefodert wird, ein Exemplar zu eigener Prüfung zu übersenden. In der Vorrede wird man zu diesem Ende nähere Auskunft über die Grundsätze der Bearbeitung, sowie die erfoderliche Anweisung über die zweckmäßige Benutzung des Buches finden.

Soeben ist erschienen (Verlag des **Athenäum** in Berlin):

Deutscher Musen-Almanach für 1840. Herausgegeben von Arnold Ruge und Th. Echtermeyer. Mit Gaudy's Bildniß. 1 Thlr. 12 Gr. (Fortsetzung des Musen-Almanachs von Chamisso.)

Staat und Kirche. Manuscript aus Norddeutschland; als Antwort an Rom und seine Freunde. Zur Gedächtnißfeier Friedrich's des Großen. Von Dr. Karl Riedel. 12 Gr.

Soeben erscheint in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Kritik des Völkerrechts.

Mit praktischer Anwendung auf unsere Zeit.

Von

H. Ch. Freiherrn von Gagern.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Gr.

Der Name des berühmten Verfassers macht jede nähere Bezeichnung des Inhalts und jede Empfehlung überflüssig.

Leipzig, im Mai 1840.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von **Firmin Didot frères** in Paris ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung Deutschlands zu beziehen:

Bibliotheca Scriptorum Graecorum cum translatione latina.

Vol. VI.

Plutarchi Scripta moralia

graece et latine.

Tomus I.

Lexikonformat. Broschirt. 4 Thlr.

Zu dieser Ausgabe sind die sämmtlichen Manuscripte der königl. Bibliothek in Paris zum ersten Male durchgreifend und methodisch benutzt worden. Die Vorrede zeigt, daß durch diese Hülfsmittel das einzige Stück „De Genio Socratis" an zweiundsechzig Stellen hat verbessert werden können. Dieses Factum reicht hin, den Werth dieser Ausgabe, welcher die Wyttenbach'sche zu Grunde liegt, zu bezeichnen.

Unsere Typographie hat sich angestrengt, die Ausstattung des Buches dem innern Werthe würdig anzupassen; das schönste Papier, gefällige Anordnung des Drucks, sowie der äußerst niedrige Preis (4 Thlr. per Band von 50—60 Bogen in Lexikonformat) lassen alle frühern Ausgaben weit hinter sich zurück.

In gleicher Ausgabe sind bereits erschienen:

Scriptorum graecorum Bibliotheca.

Vol. I. **Homeri** Carmina et Cycli Epici Reliquiae. Graece et latine cum indice nominum et rerum. In einem Bande. Lexikonformat. Brosch. 3 Thlr. 8 Gr.

Vol. II. **Aristophanis** Comoediae et perditarum fragmenta ex nova recensione *G. Dindorf.* Accedunt Menandri et Philomenis fragmenta auctiora et emendatiora. Graece et latine cum indicibus. In einem Bande. Lexikonformat. Brosch. 4 Thlr.

Vol. III. **Xenophontis** Scripta quae supersunt. Graece et latine, cum indicibus nominum et rerum locupletissimis. In einem Bande. Lexikonformat. Brosch. 4 Thlr.

Vol. IV. **Polybii** historiarum Reliquiae. Graece et latine cum indicibus. Lexikonformat. Brosch. Ein Band in zwei Abtheilungen. 5 Thlr. 12 Gr.

Vol. V. **Appiani** Romanarum historiarum quae supersunt. Graece et latine cum indicibus. In einem Bande. Lexikonformat. Brosch. 4 Thlr.

Paris, den 1. Mai 1840.

Firmin Didot frères.

In Unterzeichnetem sind soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu kaufen:

Gedichte

von

Robert Burns.

übersetzt von

Philipp Kaufmann.

8. Velinpapier. Preis 1 Fl. 36 Kr., oder 1 Thlr.

Goethe schreibt in seiner Einleitung zu Thomas Carlyle's Leben Schiller's an die Gesellschaft für ausländische Literatur in Berlin: „Wie wir den Deutschen zu ihrem Schiller Glück wünschen, so wollen wir in eben diesem Sinne die Schottländer segnen. Haben diese jedoch unserm Freunde so viel Aufmerksamkeit und Theilnahme erwiesen, so wär' es billig, daß wir auf gleiche Weise Burns bei uns einführten. Auch wir rechnen den belobten Robert Burns zu den ersten Dichtergeistern, welche das vergangene Jahrhundert hervorgebracht hat."

Mit dem Wunsche Goethe's übergeben wir gegenwärtige deutsche Übersetzung, in welcher es Herrn Kaufmann vollkommen gelungen ist, die idiomatischen Wendungen, den zarten Ausdruck und die naive ländliche Anmuth des schottischen Dialekts darzustellen und getreu nachzubilden.

Stuttgart und Tübingen, im April 1840.

J. G. Cotta'scher Verlag.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

H. Koenig's

Literarische Bilder aus Rußland

in ihrem wahren Lichte dargestellt von **N. Gretsch.** Aus dem Russischen übersetzt von W. v. D. 8. Berlin, 1840, bei Herbig. ⅓ Thlr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von **Oken.** Jahrgang 1839. Zehntes Heft. — 1840. Zweites Heft. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Blätter für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1840. Monat April, oder Nr. 92—121, eine Beilage: Nr. 1, und 3 literarische Anzeiger: Nr. VIII—X. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 366 Nummern (außer den Beilagen) 12 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von ***E. G. Gersdorf.*** 1840. Dreiundzwanzigsten Bandes viertes Heft. (Nr. IV.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Leipzig, im Mai 1840.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1840. Nr. XII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

Conversations-Lexikon der Gegenwart.

Ein für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Werk,
zugleich ein Supplement zur achten Auflage des Conversations-Lexikons,
sowie zu jeder frühern, zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben.

Zweiundzwanzigstes Heft, Bogen 51—60 des dritten Bandes.
Murray bis **Öffentlichkeit.**

Jedes Heft auf Druckpapier **8** Gr., auf Schreibpapier **12** Gr., auf Velinpapier **18** Gr.

Murray (Sir George). — **Musik.** — **Musikfeste.** — **Musset** (Alfred de). — **Mynster** (Jacob Peter). — **Nägele** (Franz Karl — Hermann Franz). — **Nagler** (Karl Ferd. Friedr. v.). — **Näke** (Aug. Ferd. — Gustav Heinr.). — **Napier** (Sir Charles). — **Napoleon Louis Bonaparte.** — **Nasse** (Christian Friedr.). — **Natzmer** (Oldwig Anton Leopold v.). — **Naumann** (Joh. Friedr.). — **Naumann** (Karl Friedr.). — **Naumann** (Moritz Ernst Adolf). — **Nebelthau** (Friedr.). — **Neigebaur** (Joh. Ferd.). — **Nelson** (Wolfred). — **Nemours** (Ludwig Karl Philipp Raphael, Herzog von). — **Neuenburg.** — **Neumann** (Karl Friedr.). — **Neumann** (Karl Georg). — **Nibby** (Antonio). — **Nicander** (Karl Aug.). — **Niccolini** (Giovanni Battista). — **Nicolovius** (Georg Heinr. Ludw.). — **Niederer** (Johannes — Rosette). — **Niederlande.** — **Niederländische Literatur und Kunst.** — **Niedner** (Christian Wilh.). — **Niembsch von Strehlenau** (Nicolaus). — **Niemeyer** (Herm. Agathon). — **Niemojowski** (Vincent — Bonaventura). — **Nilsson** (Sven). — **Nitzsch** (Gregor Wilh.). — **Nitzsch** (Karl Immanuel). — **Nobbe** (Karl Friedr. Aug.). — **Normanby** (Konstantin Georg Phipps, Earl v. **Mulgrave,** Marquis v.). — **Norton** (Karolina). — **Norwegen.** — **Nostitz** (Aug. Ferd. Ludwig, Graf v.). — **Nota** (Alberto). — **Nothomb** (Jean Baptiste). — **Nowosilzow** (Graf v.). — **O'Connell** (Daniel). — **O'Connor** (Feargus). — **Ofalia** (Don Narciso de Heredia, Graf v.). — **Öffentlichkeit.**

Leipzig, im Mai 1840. **F. A. Brockhaus.**

In **Karl Gerold's** Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Jahrbücher
des kaiserl. königl.
polytechnischen Institutes in Wien
In Verbindung mit den Professoren des Institutes
herausgegeben von dem Director
J. J. Prechtl,
k. k. wirkl. Regierungsrathe und Mitgliede mehrer gelehrten Gesellschaften.

Zwanzigster Band.

Gr. 8. Wien 1839. Mit fünf Kupfertafeln. 544 Seiten. In farbigem Umschlag geheftet. 4 Thlr. Sächs.

Der vorliegende Band dieses, bekanntermaßen an Originalarbeiten ausgezeichneten, periodischen Werkes enthält mehre wichtige und interessante Abhandlungen aus dem Gebiete der Technik; dann das Verzeichniß der in der östreichischen Monarchie in den Jahren 1836 und 1837 auf Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen ertheilten Privilegien; endlich das alphabetische Sachregister zum 16ten, 17ten, 18ten, 19ten und 20sten Bande dieses Werkes.

Die bisher erschienenen zwanzig Bände dieses Werkes (der erste in einer neuen Auflage) kosten zusammen 67 Thlr.; einzeln aber kostet der erste bis sechste Band jeder 4 Thlr., die übrigen 3 Thlr. Sächs.

Seebad!

Soeben erschien bei **Wilh. Kaiser** in Bremen und ist **Reisenden** zu empfehlen:

Briefe über **Helgoland** nebst poetischen und prosaischen Versuchen in der dortigen Mundart, von **Th. von Kobbe.** Preis 12 Gr.

Die Seebade-Anstalten auf der Insel **Norderney** in ihrem gegenwärtigen Zustande. Mit einer lithograph. Ansicht und einem Grundriß. Preis 12 Gr.

Vollständiges Real-Lexikon
der
medicinisch-pharmaceutischen Naturgeschichte und Rohwaarenkunde.

Enthaltend:
Erklärungen und Nachweisungen über alle Gegenstände der Naturreiche, welche bis auf die neuesten Zeiten in medicinisch-pharmaceutischer, toxikologischer und diätetischer Hinsicht bemerkenswerth geworden sind.

Naturgeschichtlicher und pharmakologischer Commentar jeder Pharmakopöe für Ärzte, Studirende, Apotheker und Droguisten.

Herausgegeben von
Dr. *Eduard Winkler*.
Erster Band in fünf Heften. A—L.
Gr. 8. Jedes Heft im *Subscriptionspreis* 20 Gr.

Die Kritik hat sich auf das günstigste über das Werk ausgesprochen, das einem wahrhaften Bedürfnisse entspricht. An dem zweiten Bande, der das Werk beendigt, wird ununterbrochen fortgedruckt.

Leipzig, im Mai 1840.
F. A. Brockhaus.

Im Verlage von **Alexander Duncker** in Berlin ist soeben erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Fr. Baron de la Motte Fouqué
Göthe und Einer seiner Bewunderer.
Ein Stück Lebensgeschichte.
Gr. 8. Geh. ⅓ Thlr.

Bericht über Rossetti's Ideen
zu einer neuen Erläuterung des
Dante und der Dichter seiner Zeit.
Gr. 8. Geh. ⅓ Thlr.

In Unterzeichnetem sind soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu kaufen:

Gedichte
von
Karl Mayer.
Zweite, sehr vermehrte Ausgabe.
8. Velinpapier. Preis 3 Fl., oder 1 Thlr. 20 Gr.

Die Verlagshandlung hat die Genugthuung, dem Publicum hiermit die zweite Auflage einer Sammlung von Gedichten darzubieten, welche sich durch ihre gehaltvolle Eigenthümlichkeit sofort viele stille Gunst und Liebe, wie auch mehrfach laut ausgesprochenen Beifall erworben haben. Ihr Hauptcharakter — innige Sympathie mit der Natur, welche sich bald in glücklich und sinnvoll aufgefaßten, in poetischer farbenreicher Sprache ausgeprägten, künstlerisch umgrenzten und eingerahmten Bildern, bald in der mannichfaltigsten Verlebendigung, Beseelung und Begeisterung der Natur, in der Deutung ihrer Geheimnisse, Räthsel, Stimmen und Formen ausspricht — darf als bekannt vorausgesetzt werden. Daneben aber finden sich auch viele Lieder, worin die menschliche Empfindung in mannichfachen Tönen des Glücks und der Trauer, der Freude und der Wehmuth, doch immer rein und einfach, mild und liebevoll sich offenbart.

Diese Auflage hat nicht nur an Umfang, sondern hauptsächlich auch an Mannichfaltigkeit gewonnen, indem mehrere Lieder wegblieben, dagegen eine ansehnliche Auswahl neuerer dazu kamen. Einzelne Lieder und zusammengehörende Gruppen wechseln in diesem Buch aufs anmuthigste ab; ein überraschender Reichthum von Anschauungen, Bildern, Gefühlen, Gedanken kommt dem Leser entgegen, der mit empfänglicher Seele in diesen poetischen Park und Lustgarten tritt, und gewiß wird Niemand, der in diesem Bändchen ein Mittel sucht, den Genuß der Gegenwart zu erhöhen, oder Erinnerungen zu beleben und aufzufrischen, darin „die Einheit im Zerstreuten, des Dichters ganz Gemüth" vermissen.

Stuttgart und Tübingen, im April 1840.
J. G. Cotta'scher Verlag.

In **Karl Gerold's** Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Gedichte
von
Nicolaus Oesterlein.
12. Wien 1840. Auf feinem Druck-Velinpapier.
In Umschlag broschirt. Preis: 16 Gr. Sächs.

Der Verfasser, ein schönes poetisches Talent, wurde dem Kreise seiner literarischen Wirksamkeit durch den Tod entrissen, ehe er den Freunden der Poesie mehr als die ersten Blüten seines feurigen Dichtergeistes darbieten konnte. Sie sind in obigem Bändchen gesammelt, und zeichnen sich ebenso sehr durch eine reiche, für alles Schöne und Edle empfängliche Phantasie, als durch Innigkeit und Wärme des Gefühls und durch eine schwungvolle bilderreiche Sprache aus.

Nachstehende Artikel,
aus dem Verlage von **J. A. Merklein** in Paris, können durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes von mir bezogen werden:

Jongleurs et trouvères, ou choix des saluts, épitres, rêveries et autres pièces légères des 13ième et 14ième siècles; publié pour la première fois, par ***Achille Jubinal***, d'après les manuscrits de la bibliothèque du roi. Gr. 8. Paris. 1835. 1 Thlr. 16 Gr.

Pellico de Saluces (Silvio), *ΠΕΡΙ ΤΩΝ ΧΡΕΩΝ ΤΟΥ ΑΝΘΡΩΠΟΥ*. Des devoirs des hommes. Discours à un jeune homme. Traduit de l'italien en grec moderne par Cébès de Thèbes. 12. Paris. 1835. 16 Gr.

Percheron (A.), Monographie des passales et des genres qui en ont été séparés. Accompagnée de 7 planches dessinées par l'auteur, ou toutes les espèces ont été figurées. Gr. 8. Paris. 1835. 2 Thlr.

ΘΕΟΦΥΛΑΚΤΟΣ. Theophylacti Simocattae quaestiones physicas et epistolas ad codd. recensuit versione Kimedonciana et notis instruxit ***Jo. Franc. Boissonade***. Gr. 8. Paris. 1835. 3 Thlr.

Leipzig, im Mai 1840.
F. A. Brockhaus.

Im August dieses Jahres wird in Unterzeichnetem erscheinen:

Handbuch

für

Offiziere des Generalstabs,

mit besonderer Berücksichtigung

des Dienstes im Königl. Württembergischen

und

im achten deutschen Armee-Corps,

mit Genehmigung des K. Kriegsministeriums

bearbeitet

von

F. v. Baur,

Hauptmann im K. W. Generalquartiermeisterstab.

Kurzer Inhalt des Handbuches:

1ster Abschnitt. **Heeresverfassung. Stärke und Eintheilung der deutschen Bundesarmee; Stärke und Eintheilung des 8ten deutschen Armee-Corps; Stärke und Eintheilung des K. Württembergischen, Großh. Badischen und Großh. Hessischen Armee-Corps**, je mit genauer Anführung für jede Waffe, ihrer Formation, Stände, Waffen, Munition, Ausrüstung, Aufstellung, Bewegung, Fechtart. — 2ter Abschnitt. **Organisation des Hauptquartiers des 8ten deutschen Armee-Corps.** — 3ter Abschnitt. **Eintheilung und Functionen des Generalstabs der 3 Divisionen des 8ten Armee-Corps.** — 4ter Abschnitt. **Organisation des K. Württembergischen Generalquartiermeisterstabs.** — 5ter Abschnitt. **Vorschriften und dienstliche Bestimmungen über den Wirkungskreis des Generalstabs.** 1ste Abthl. Bureaugeschäfte. 2te Abthl. Geschäfte im äußern Dienste. 3te Abthl. Kriegsoperationen. — 6ter Abschnitt. **Heeresverpflegung.** — 7ter Abschnitt. **Militairische und allgemeine Notizen.**

Das Werk wird, wie wir annehmen, etwa 30 Bogen umfassen und im Preise möglichst niedrig gehalten werden.

Wir glauben auf dieses Handbuch nicht allein die Offiziere vom Fache, sondern überhaupt alle Militairs aufmerksam machen zu sollen, da die Nachweisungen über dienstliche und Organisationsverhältnisse meist aus officiellen Quellen geschöpft sind und durch die bevorstehenden großen Kriegsübungen der Truppen des 8ten deutschen Armee-Corps noch ein specielleres Interesse gewinnen dürften.

Mit Bestellungen wolle man sich nicht an uns, da wir keinen Detailhandel führen, sondern an jede beliebige nächstgelegene Sortiments-Buchhandlung wenden.

Stuttgart und Tübingen, 1. Mai 1840.

J. G. Cotta'scher Verlag.

In **Karl Gerold's** Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Theorie der Wolken

oder

Nepheleologie

nach ihrem neuesten Standpunkte bearbeitet.

Von

Anton Gundinger,

Weltpriester und correspondirendem Mitgliede der gelehrten Gesellschaft für Arzneikunde und Physik zu Jassy, für Mineralogie und Geognosie zu Jena, für gesammte Naturkunde zu Görlitz, für Landwirthschaft in Steiermark und am vaterländischen Museum im Königreiche Böhmen.

Wien 1840.

12. In Umschlag broschirt. Preis: 12 Gr. Sächs.

Diese kleine Schrift enthält in gemeinfaßlicher Sprache und leicht übersichtlich Alles dargestellt, was bis jetzt von Naturforschern über das Wesen und den Einfluß der Wolken ausgemittelt worden ist. Da bekanntlich die Wolken einen Hauptgegenstand der Witterungslehre ausmachen, so findet man auch darin sehr beachtenswerthe Ansichten nnd Aufschlüsse über die Witterung und Alles, was von Naturerscheinungen damit zusammenhängt. In diesem Betrachte dürfte das Büchlein nicht nur für Physikstudirende, Naturforscher und Ärzte, sondern überhaupt für jeden Menschen, der auf die Witterung zu achten ein Interesse hat, also insbesondere für Wirthschaftsbeamte, Gärtner, Botaniker und Blumisten, Jäger u. s. w., anwendbar, passend und zu empfehlen sein.

In meinem Verlage erscheint soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Theodor Apel.

8. Geh. 1 Thlr.

Leipzig, im Mai 1840.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1840. Nr. XIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 Gr.

Sinne des Wortes zu nennen. Die Trägheit der Barbarei, welche nur das Nächste sieht und will, hat aufgehört, und einer Thätigkeit Platz gemacht, welche in tief gedachten und entworfenen Plänen die ganze gebildete Menschheit zu umfassen strebt. Nirgend treten größere Persönlichkeiten auf: die unerschütterliche Festigkeit tiefschauender Päpste, der großartige Muth gewaltiger Kaiser und der Riesenkampf, den sie gegeneinander bestehen, gewährt ein Interesse, dem in der gesammten Weltgeschichte kaum ein anderes gleichkommt. Auch schließt sich diese Zeit vollkommen in sich selbst ab; der Kampf endet wie eine, im größten Style gedachte und ausgeführte Tragödie; das große Kaisergeschlecht geht gänzlich unter, aber in seinem Falle begräbt es eine Welt mit sich; denn Alles, was zu seiner Zeit groß und herrlich gewesen, vergeht mit und bald nach ihm. Das Ritterthum zerfällt und seine Poesie verklingt. Alles, was von nun an erstrebt wird, erscheint minder erhaben und großartig.

Eine Darstellung der bezeichneten Periode und ihrer Eigenthümlichkeit aus diesem umfassenden Gesichtspunkte, die, gleich weit entfernt von einer trockenen, auch die kleinste Begebenheit registermäßig aufzählenden Vollständigkeit, und von der Kürze, die sich in bloßen Übersichten und Reflexionen gefällt, als ob die Thatsachen dem Leser schon bekannt wären, eine Darstellung, die ein großes, lebensvolles, in seinen Haupttheilen vollkommen ausgeführtes Gemälde dieser Zeit entwirft, und dadurch den Leser zu einer wahrhaften Anschauung der schönsten Zeit des Mittelalters, der glanzvollsten des deutschen Vaterlandes, führt — eine solche Darstellung fehlte bisher gänzlich. Dem Verfasser des anzukündigenden Werkes wurde sie, als er die Geschichte zu schreiben beschloß, das Ideal, das ihm vorschwebte, dem er mit aller Anstrengung nachrang.

In dieser Weise sprach sich die Ankündigung der ersten Auflage dieses Werkes vom 1. Sept. 1822 aus, das dann in den Jahren 1823—25 in sechs Bänden erschienen ist. Es ist überflüssig zu erörtern, ob der Verfasser die Aufgabe, die er sich gesetzt, genügend gelöst, denn darüber hat die Kritik und die allgemeinste Theilnahme des gebildeten Publicums bereits entschieden: das Werk ist in seinem Werthe und seiner Eigenthümlichkeit anerkannt.

Nachdem die starke erste Auflage sich vergriffen hatte, war es der Wunsch des Verfassers, das Werk dem Publicum in einer möglichst verbesserten Gestalt vorzulegen. Er hat zu diesem Zwecke Reisen nach England, Frankreich, Italien und durch Deutschland unternommen, die Zahl der benutzten Bücher um mehre Hundert erhöht, sorgfältig die Resultate der Forschungen anderer Gelehrten beachtet und viele lehrreiche Bemerkungen unterrichteter Männer dankbar benutzt. Deshalb kann die neue Auflage, die wir hiermit ankündigen, ohne Zweifel eine

verbesserte und vermehrte

genannt werden.

Die erste Auflage kostete im Ladenpreise 20 Thlr., und dieser hohe Preis, der auf einmal entrichtet werden mußte, hat wol Manchen zu seinem Bedauern abhalten müssen, sich das Werk anzuschaffen. Um aber die „Geschichte der Hohenstaufen", die einen so anziehenden Theil der deutschen Geschichte schildert, nicht blos in die Hände von Gelehrten zu bringen, sondern sie möglichst in ein Volksbuch zu verwandeln, sind Verfasser und Verleger bereit, alles Mögliche zu thun, um Ankauf und Verbreitung der neuen Auflage zu erleichtern. Deshalb sollen

1) die der frühern Ausgabe beigefügten 13 Kupfer und Karten bei der neuen Auflage wegbleiben. Sie waren schon in der ersten Auflage nicht wesentlich für das Verständniß des Werks, und da seit der Erscheinung der ersten Auflage die Ansprüche an artistische Ausstattung so sehr sich gesteigert, so würde die genügende Ausführung der Kupfer und Karten den Preis sehr erhöht haben. Es sind indessen Abdrücke der frühern Platten (2 Karten, 2 Pläne, 2 landschaftliche Ansichten und 7 Bildnisse) besonders zu dem Preise von 2 Thlrn. zu beziehen.

2) Die zweite Auflage erscheint in 24 Lieferungen, deren jede im Durchschnitt 10 Bogen, bald mehr bald weniger enthält.

Der **Subscriptionspreis** für die **Lieferung** beträgt

12 Gr. in der Ausgabe Nr. 1 auf gutem Maschinenvelinpapier,
1 Thlr. in der Ausgabe Nr. 2 auf extrafeinem Velinpapier.

Das Werk kann aber auch **bandweise** bezogen werden; jeder Band enthält vier Lieferungen und kostet

2 Thlr. in der Ausgabe Nr. 1.
4 Thlr. in der Ausgabe Nr. 2.

3) Indem in dieser Weise das Werk auch Minderbemittelten anzuschaffen möglich wird, kann zugleich die feste Versicherung gegeben werden, daß **jeden Monat regelmäßig eine Lieferung, alle vier Monate regelmäßig ein Band** ausgegeben wird. Die erste Lieferung erscheint am 1. August, der erste Band am 1. November, und das ganze Werk wird sonach binnen zwei Jahren in den Händen des Publicums sein. Wir können um so bestimmter die Versicherung des regelmäßigsten Erscheinens geben, da das ganze Werk vollständig vorliegt und die Bearbeitung und Revision durch den Herrn Verfasser bereits bis zu Ende gediehen ist.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Leipzig, im Mai 1840.

F. A. Brockhaus.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Hollands romantische Geschichte.

Erzählt von

J. van Lennep.

Aus dem Holländischen übersetzt von

A. F. H. Lerz.

Zweite Abtheilung.

Auch unter dem Titel:

Charietto und das sächsische Wesen,

zwei historische Novellen.

Die Friesen in Rom,

historischer Roman.

2 Bände. 8. Eleg. geh. Preis 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr.

Dieses Werk schließt sich an die vor kurzem erschienene erste Abtheilung, welche den interessanten Roman, die Caninefaten enthält. Noch größere Abwechselung, eine reichere Scenerie und eine höchst interessante Handlung zeichnen die vorliegenden Erzählungen aus, welche dem gebildeten Leser eine angenehm fesselnde Lecture verschaffen werden. Der Preis des ganzen schönen Werkes ist höchst billig gestellt und wird dazu beitragen, dem berühmten Dichter noch mehr Eingang in Deutschland zu verschaffen.

In der **Schweighauser**'schen Buchhandlung in Basel ist soeben erschienen:

Deutsches Lesebuch

von *Wilhelm Wackernagel.*

Zweiter Theil: Proben der deutschen Poesie seit dem Jahre MD.

Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe.

58 Bogen. Lexikon-8. Preis 3 Thlr. 15 Gr.

In **Karl Gerold's** Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Studien über Goethe.

Von

J. St. Zauper.

Zwei Bändchen.

12. Wien 1840. In Umschlag geheftet.

Preis: 1 Thlr. 8 Gr. Sächs.

Des Herrn Verfassers früher erschienene kleine Schriften über Goethe können unbedenklich dem Vorzüglichsten, was über den großen Dichter geschrieben worden ist, beigezählt werden. Selten findet man seinen hohen Dichtergeist mit solcher Wahrheit und Unbefangenheit aufgefaßt, seine Vorzüge und Eigenthümlichkeiten so treffend und charakteristisch dargestellt. Auch wurde dem Verfasser die Genugthuung zu Theil, den Dichter selbst durch die gerechte und bescheidene Würdigung seiner Werke in nicht geringem Grade befriedigt und sich dessen persönliches Wohlwollen erworben zu haben, wie mehre Stellen in Goethe's Briefwechsel und in Eckermann's Gesprächen bezeugen.

Oben angezeigte Studien enthalten nun das früher Erschienene in zweiter Auflage im ersten Bändchen, und dieses dürfte ganz besonders geeignet sein, nicht blos jungen Studirenden als Anleitung zur Poetik nach den besten Mustern, sondern auch andern Lesern als Einleitung zur Lecture und zum Studium Goethe'scher Werke zu dienen; zu beiden Zwecken möge es hiermit aufs beste empfohlen sein.

Das zweite Bändchen, dessen Inhalt bis jetzt noch ungedruckt war, enthält eine Fülle gediegener und geistvoller Bemerkungen über die wichtigsten Verhältnisse des menschlichen Lebens, über Literatur und Kunst, nach Form und Inhalt des großen umfassenden Geistes, durch den sie angeregt wurden, würdig und ihm verwandt. Die angehängten Briefe Goethe's bilden gewiß eine, allen Verehrern des Dichters, deren Zahl von Tag zu Tage steigt, höchst schätzbare und willkommene Zugabe.

Soeben erschien und ist bei dem Unterzeichneten, sowie in allen Buch- und Kunsthandlungen zu erhalten:

Souvenirs de l'Empereur Napoléon.

Composes et écrits par ***J. Heinrigs*** à Cologne.

Dieses in Querfolioformat höchst sauber in Kupfer gestochene symbolisch-kalligraphische Kunstblatt enthält den Namen dieses Helden, Abbildungen der merkwürdigsten Schlachten und Hauptmomente seines Lebens, deren Bezeichnung nebst vielen Inschriften in französischer Sprache nebst Portrait und Todesmaske. Es ist mit der bekannten Meisterschaft des Verfassers erfunden und ausgeführt, wird sowol den Kunstfreunden als auch den Freunden der Geschichte Napoleon's willkommen sein und bietet eine ebenso interessante als schöne Zimmerverzierung unter Glas und Rahmen dar.

Bis Ende Juni dieses Jahres ist das Blatt noch für den sehr billigen Subscriptionspreis von 1⅔ Thlr. zu haben. Der nachherige Ladenpreis ist auf 2½ Thlr. festgesetzt.

Vorläufige Nachricht!

Als Pendant wird derselbe Meister ein zweites Blatt herausgeben, welches

dem Andenken an Friedrich den Grossen und an die bevorstehende Jubelfeier seiner vor 100 Jahren erfolgten Thronbesteigung

gewidmet sein wird. Näheres hierüber wird in kurzem bekannt gemacht werden.

Berlin, im Mai 1840.

T. Trautwein,
Buch- und Musikalienhandlung,
Breite Strasse, Nr. 8.

Neu erschien in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Jenseits der Berge.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Zwei Theile.

8. Geh. 3 Thlr. 12 Gr.

Eine anziehende, mit Poesien und Erzählungen untermischte Beschreibung einer Reise der berühmten Verfasserin nach Italien.

Früher erschienen von derselben in meinem Verlage: **Gedichte.** 1 Thlr. 12 Gr. — **Neue Gedichte.** 1 Thlr. 8 Gr. — **Venetianische Nächte.** 1 Thlr.

Leipzig, im Juni 1840.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.